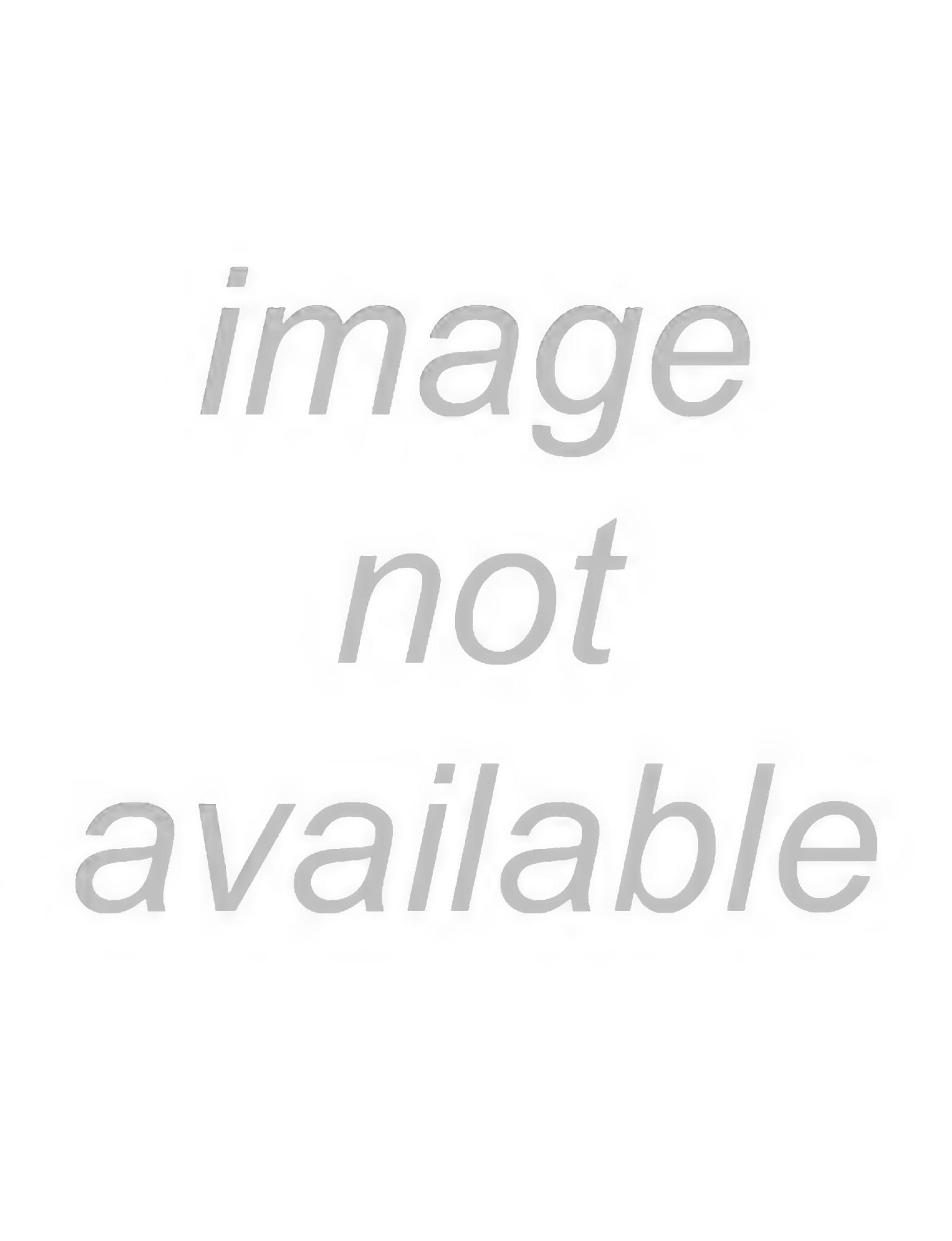
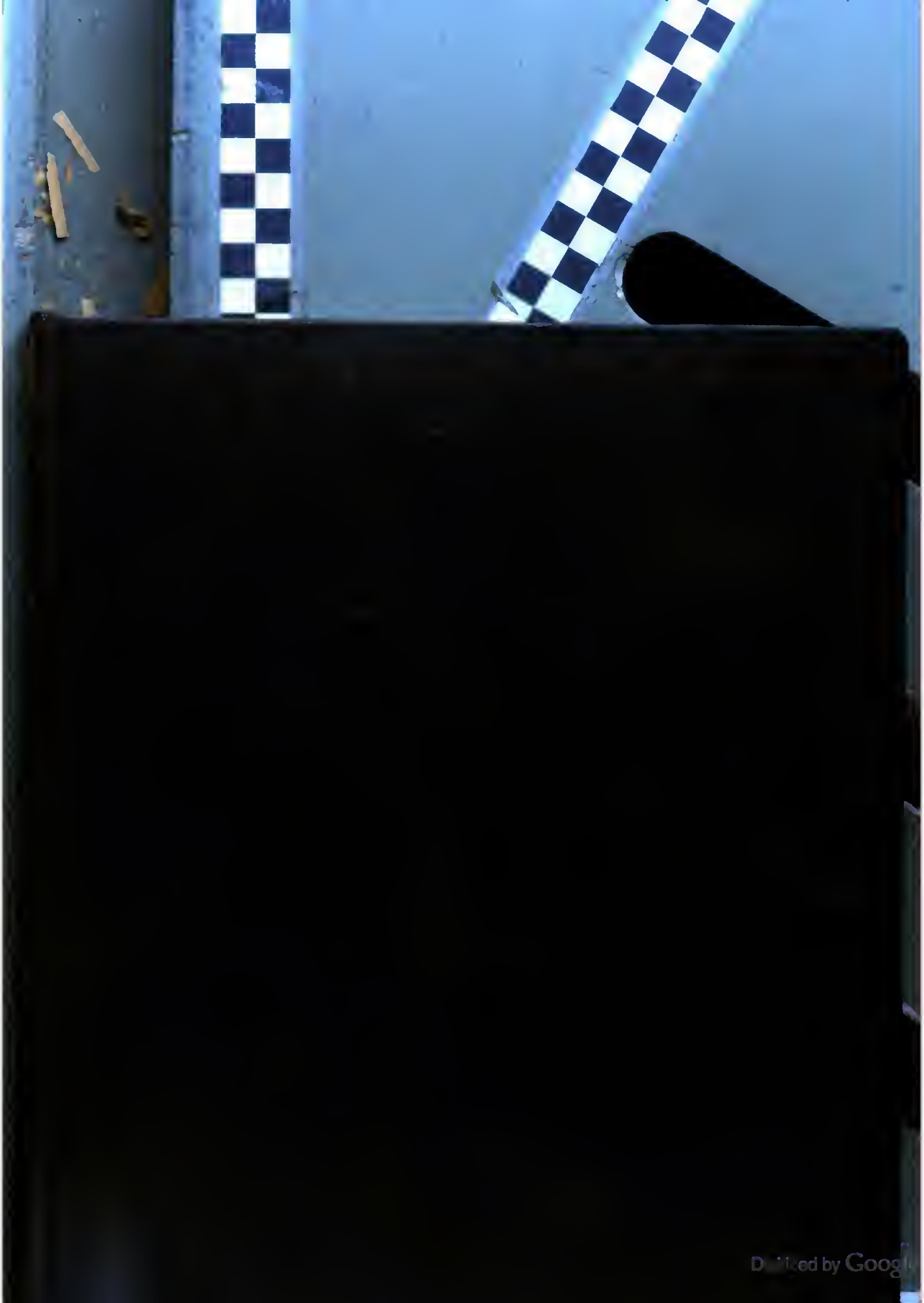


image
not
available

Digitized by Google



THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

053
A LZB
1897

Digitized by Google

Beilage

4384
r

zur

Allgemeinen Zeitung.

Januar, Februar, März 1897.

München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung,

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Digitized by Google

59
ZB

Jahrgang 1897. München, Samstag, 2. Januar. Nummer 1.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XIX. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1])

XIX.

„Laudavi magis mortuos, quam viventes.“ Eccle. 4, 2.

Berlin, 20. Dec. Wir kehren nach unserm englischen Ausflug einstweilen wieder nach dem Continent zurück, wo sich unterdessen, in den letzten Monaten, wieder manches Erbauliche und Nichterbauliche zugetragen hat. Fangen wir unsre diesjährige Neujahrschronik mit dem an, was sich in der Kirchenpolitik, wenn nicht am erquicklichsten, sicher am lautesten vernehmbar gemacht hat.

Vielleicht war kein Sommer und Herbst reicher als dieser an „katholischen“ Congressen; die Versammlungswuth wird immer epidemischer, ich spreche hier nicht bloß von den religiösen Versammlungen, sondern ganz allgemein. Das Millennarium in Budapest hat allein über dreißig „Congresse“ und dgl. in diese Hauptstadt geführt. Ich erblicke in dieser Erscheinung ein Symptom immer zunehmender Armuth an in sich selbst gefesteten und auf sich selber stehenden Existenzen. Man schaart sich zusammen, weil man das Gefühl eigener Schwäche und damit das Bedürfniß der Anlehnung hat. Das Bewußtsein der persönlichen Unbedeutendheit, welche das natürliche Product aller demokratischen Einrichtungen ist, läßt die Association, gewiß mit vielem Recht, für sozusagen alle Dinge als etwas unentbehrliches erscheinen. Man steckt die Köpfe zusammen, weil man Angst hat vor dem kommenden Unbekannten. Gerade, wie die Lämmlein auf der Weide. Andrerseits ist nicht zu verkennen, wie sehr die Vermehrung der Verkehrsmittel und die Verbilligung des Reisens den Congressen aller Art zu statten kommt. Sie sind vielen Leuten ein stehender Artikel ihres Ferienvergnügens geworden — Gott behüte mich davor, ihnen diese Erholung zu mißgönnen.

Sehen wir indessen, was die „katholischen Congresse“ dieser neues gebracht haben. In Deutschland hat die diesjährige Generalversammlung der Katholiken zu Dortmund getagt (23.—27. August). Es war in der ganzen Reihe die dreiundvierzigste, und es war von allen diesen Congressen wohl der besuchteste. Mit Hochgefühl verzeichnete in der Schlußsitzung der Präsident Gröber diesen numerischen Erfolg: es waren 2000 Mitgliedskarten, 400 Zuschlagskarten, 746 Lehrer- und Studentenmitgliederkarten, 300 Theilnehmer- und Damenkarten, mehr als 8000 Tageskarten, 4560 Karten zum Gartenfest verkauft worden. Mit den Passanten ist der tägliche Verkehr auf 10,000 Fremde, welche um des Congresses willen anwesend waren, berechnet worden. Der Diöcesanbischof, zu dessen Sprengel Dortmund zählt, konnte nicht fehlen; Hr. Bischof Simar von Paderborn hielt eine einfache und würdige Eröffnungsrede, in welcher er als Hauptaufgabe solcher Versammlungen die Werke der christlichen Nächstenliebe erklärte. Es lag in diesen Worten ein feiner und wohlbedachter Fingerzeig, welchen die „politischen Köpfe“ der Versammlung sicher mit einigem Unwillen aufgenommen haben. Sonst fehlte der Episkopat gänzlich; nur ein ostindischer Bischof, der dem Jesuitenorden angehörende Erzbischof von Bombay, Dr. Dahlhoff, war als Gast anwesend. Von „berühmten Namen“ wurden die Herren Graf v. Hompesch, Porsch, Schädler, Gröber, Lingens, v. Kehler, Lieber und Bachem, Hitze, Dieden und einige andere weniger bekannte genannt. Die theologische Wissenschaft war, wie man sieht, gar nicht vertreten, was gewiß nur dazu beitragen kann, die üble Ansicht der Congressisten von ihr und den sie vertretenden Facultäten zu bestätigen, was aber ganz dem Charakter von Versammlungen entspricht, auf denen das Wissen keinen Anspruch auf eine sonderliche Auctorität verleiht. Wie stark das geistliche Element dann den Laien gegenüber hier auftrat, darüber haben wir leider keine Notiz. Ausnehmend zahlreich scheint die Lehrerschaft sich eingefunden zu haben. Der zum Präsidenten gewählte württembergische Abgeordnete Gröber machte in seiner Eröffnungsrede ein recht dankenswerthes Bekenntniß. „Wir können,“ sagte er, „in der Entwicklung unsrer Generalversammlungen drei Perioden unterscheiden: zunächst den Kampf zwischen den Gelehrten und Theologen. (sic!) Diesem wurde durch das vaticanische Concil ein verdientes Ende gemacht. Dann rückten die Parlamentarier in den Vordergrund, die Herren Schorlemer und Windthorst (lebhafter Beifall), dann kamen unsre Cavallerie, der Adel, und unsre Scharfschützen und Jäger, die Juristen. Vom kirchlichen und staatlichen Gebiet ging dann der Streit hinüber in das gesellschaftliche. Neue Elemente tauchten auf: die Volksschullehrer und die Arbeiter, von denen voriges Jahr in München je ein Vertreter mit Erfolg gesprochen haben. (!)“ Die „Gelehrten und Theologen“ werden jedenfalls mit Befriedigung lesen, wie sie als definitiv abgethan in den Graben geworfen sind; wenn ihnen noch irgend ein Zweifel daran waltete, daß sie auf den „katholischen Congressen“ überflüssig und nicht am Platze sind, so haben sie es hier schwarz auf weiß. In derselben ersten Sitzung sprach Hr. Prof. Schädler über die angebliche Dummheit der rundköpfigen Katholiken, über den intoleranten Professorenring und behauptete, daß man (an unsern Hochschulen?) wohl die geheimen Verbindungen mit ihren Lastern gestatte, die Congregationen aber verbiete. Den Beweis für diese Insulte ist er freilich schuldig geblieben, doch fand seine witzige Rede lebhaften Beifall. Hr. Dr. Karl Bachem eiferte gegen den Mangel an Parität: die Paritätsfrage erfülle gegenwärtig die ganze Atmosphäre in Preußen und in Deutschland. Wer den Katholiken die

[1]) Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 279 vom 1. December v. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf einer Mark festgesetzt. D. Red.

255508

Parität verſage, der ſolle auch keine Geld- und Blutſteuer von den Katholiken verlangen. Dieſe Auffaſſung ſei nicht antinational. . . . Ultramontanismus ſei das, was bei der Frage der Parität eine Hauptrolle ſpiele. Liberale abgefallene Katholiken ſollten die Parität beſitzen, aber nicht die Ultramontanen. Die Verfaſſung rede aber nicht vom Ultramontanismus, ſondern vom Katholicismus, und das ſei doch wohl nicht zu beſtreiten, daß innerhalb des Katholicismus der Ultramontanismus die bei weitem größte Mehrheit ſei (lang andauernder donnernder Beifall). Der Katholicismus, wie er ſei, ſei nun aber einmal zugelaſſen, und daher brauche er ſich um die Weisheit einiger abgefallener Katholiken nicht zu kümmern. (Bravo!) Doch iſt Hr. Bachem trotz dieſer brillanten Beweisführung ſo gütig zuzugeſtehen, daß die Parität (in ſeinem Sinne) ſich in kurzer Zeit in der Praxis nicht werde erreichen laſſen. In der zweiten geſchloſſenen Generalverſammlung wurden auf Antrag Hülskamps Reſolutionen gegen die farblaſe Preſſe gefaßt, und Graf Hompeſch empfahl, hinſichtlich der römiſchen Frage die früheren Reſolutionen einfach wieder aufzunehmen, in welchen die territoriale Souveränetät des hl. Stuhles als unabweisbare Nothwendigkeit erklärt wird. Der Antrag wurde in beſonders feierlicher Weiſe durch Erheben von den Sitzen angenommen. (Lebhafter Beifall und Händeklatſchen.) In der dritten geſchloſſenen Generalverſammlung ward die Aufhebung aller polizeilichen Bevormundungen und Beſchränkungen der Ordensthätigkeit, ſowie des ſogenannten Jeſuitengeſetzes gefordert. Zur Agrarfrage wurde erklärt, es ſei die Bildung von zweckentſprechenden Genoſſenſchaften der Landwirthe zu empfehlen. Weiter gelangte der Antrag zur Annahme: die Generalverſammlung erblicke in der Bildung von Fachabtheilungen in den katholiſchen Arbeiter- und Geſellenvereinen ein wirkſames Mittel zur Förderung der gewerblichen Fortbildung, ebenſo in der Förderung der Vereine für katholiſche Handlungslehrlinge und weibliche Gehülfen im Handelsgewerbe. In der dritten öffentlichen Sitzung erfuhr man aus dem Munde des Kölner Weihbiſchofs Dr. Schmitz, daß Leo XIII. ein armer, niedergebeugter, ausgeplünderter Greis ſei, „auf den aber Könige und Bettler lauſchen. Das iſt die Kirche Gottes, das iſt die Macht der Autarität. Dann tritt das Bewußtſein hervor, daß es in unſrer atomiſirten Geſellſchaft nicht geht ohne die Autorität der Kirche. Darum zurück zur Autorität, damit (!) wir die Freiheit retten. Die Macht der Clique müſſen wir brechen, damit wir einig werden auf ſocialem und politiſchem Gebiete. Die Kirche nimmt der Autorität alles, was abſtoßend wirken könnte.“ Der Pfarrer Schmitz aus Trier ſagt: „Die Kirche überläßt die Elenden nicht, wie der Liberalismus, dem Elend, mit bloßen Phraſen ſie tröſtend. Die Kirche iſt die Charitas.“ In der vierten geſchloſſenen Sitzung wurde der Antrag Lingens auf Gründung katholiſcher Hochſchulen angenommen, jedoch mit dem Zuſatz: „wir verzichten dadurch jedoch keineswegs auf die beſtehenden Univerſitäten, für welche wir katholiſche Lehrer verlangen.“ Es iſt nicht geſagt worden, ob neben ſolchen auch noch proteſtantiſche oder jüdiſche geduldet werden ſollen. Prinz Arenberg ſprach über Colonialpolitik. Hr. Görtz aus Trier feierte die Geſchäftsführung des jetzigen Reichstagspräſidenten. Hr. Lieber kam auf die römiſche Frage zurück: „Die deutſchen Katholiken“, ſagte er, „verlangen die territoriale Unabhängigkeit des Papſtes aus den zwingendſten Gründen, der Gerechtigkeit, der Kindesliebe, als Forderung der Intereſſen der Kirche und auch der wichtigſten Intereſſen der geſammten Menſchheit. Die Mächtigen der Erde würden in ihrem eigenſten Intereſſe handeln, wenn ſie die Unabhängigkeit des Papſtes wieder herſtellten. Wir können und wollen es nicht ertragen, daß der Stellvertreter Gottes auf Erden der Gefangene eines weltlichen Machthabers iſt.“ Man ſieht, die mildere Note des vorigen Jahres, wo Hr. v. Hertling wenigſtens den Untergang Italiens nicht wünſchte, wird hier nicht ausgeſpielt. Man hatte die Münchener Rückſichten nicht zu nehmen. Indeſſen hat Hr. Lieber noch keinen Executor für den Willen des katholiſchen Volkes hinſichtlich der Gefangenenwärter Sr. Heiligkeit ernannt. In der letzten öffentlichen Sitzung verkündet Hr. Lieber: „Wollen wir das chriſtliche Abendland vor dem Zuſammenbruch retten, ſo iſt das nur möglich von dem Augenblick an, in welchem die Pforten des vaticaniſchen Gefängniſſes ſich öffnen und ein freier Papſt mit freien Biſchöfen und freien Ordens- und Weltprieſtern neuerdings die Segnungen über die Menſchheit ausbreitet.“ Der Redner ſagt uns nicht, weßhalb der freie Papſt mit dem freien Klerus die Welt nicht vor den Kataklysmen von 1517 und 1789 gerettet haben. Endlich erfreut uns der Hr. Präſident Gröber noch mit der Erklärung: „Die Katholiken, welche mit dem alten Kaiſerreich am meiſten verloren haben, haben die Gründung des neuen Deutſchen Reiches aufrichtig mit Freuden begrüßt.“ Sollte Hr. Gröber wirklich ſo boshaft ſein, die bayeriſchen „Patriaten“ gar nicht mehr als Katholiken anzuerkennen?

Wir enthalten uns jeder Bemerkung zu dieſen aratariſchen Leiſtungen, wollen aber nicht unerwähnt laſſen, daß der auf der Verſammlung anweſende P. Dahlhaff S. J., Erzbiſchof von Bombay, ihr das Compliment machte: „die Generalverſammlungen der deutſchen Katholiken ſeien gegenwärtig die großartigſten Offenbarungen der religiös-ſittlichen Kraft des katholiſchen Gedankens auf der weiten Erde — die erhebendſte Verkörperung des katholiſchen Geiſtes in unſrer Zeit. Ratlos ſteht die Welt da draußen vor dieſem Schauſpiel, weil ihr das Geheimniß unſrer Kraft und Liebe, das Walten des hl. Geiſtes in ſeiner Kirche, leider verſchloſſen iſt.“ Wenn dieſe Worte wirklich einen Sinn haben, ſo können ſie nur den haben, daß der hl. Geiſt aus den Verhandlungen der katholiſchen Congreſſe Deutſchlands herausſpreche. Der Reverendiſſimus ſcheint alſo anzunehmen, daß dieſe Congreſſe ſo in etwas an die Stelle der früheren allgemeinen Concilien getreten ſeien, denn ehedem waren das die einzigen Verſammlungen, deren Beſchlüſſe als vom hl. Geiſt überwacht und gehütet erachtet wurden. Es ſoll jetzt noch Katholiken geben, welche dieſer Meinung ſind und es für eine Blasphemie halten, von einem Walten des hl. Geiſtes in Laienverſammlungen und einer Verkörperung des katholiſchen Geiſtes in Abweſenheit des Epiſkopats zu reden. Nach dieſer Probe zu urtheilen, dürfte es mit dem Studium der Dogmatik in Oſtindien etwas kärglich beſtellt ſein. Indeſſen ſind wir hier gewiß im Irrthum. Die „Köln. Volkszeitung“ (Nr. 387) hat ſich ja ſchreiben laſſen, daß „der geiſtige Gehalt und die Form der Reden durchweg vortrefflich war“, und ſo wollen wir uns gern beſcheiden. Mit Befriedigung durfte die Kölnerin betonen, daß „kräftige Dummheiten“ nicht geredet wurden, daß kein „Krach“ hinſichtlich der Agrarfrage zutage trat, indem man die gefahrdrohenden Themata eliminirt hatte; daß man ſich feſt zum Gedanken der Socialreform bekannt, die Einigkeit der Centrumspartei feſtgeſtellt habe. Die aufrühreriſchen Elemente waren ja verſtändig geweſen, zuhauſe zu bleiben und ſo blieb das Bild der Einigkeit unter den deutſchen Katholiken ungetrübt. In Wirklichkeit war dieſer Congreß einer der unbedeutendſten unter ſeinen dreiundvierzig Vorgängern. Es kam kein Thema auf den Tiſch, das groß und neu genug geweſen wäre, um eine ſonderliche Erregung hervorzurufen; und es erhob ſich kein Redner auf der Tribüne, der irgend etwas Bedeutendes geſagt oder auch nur durch die Vollendung einer gut ausgearbeiteten Rede geglänzt hätte.

Digitized by Google

Nach beiden Richtungen haben uns die Franzosen diesmal weit übertroffen. In Dortmund haben mehrere tausend fröhlicher Rheinländer ein paar schöne Tage mit ihren westfälischen Nachbarn zugebracht; zusammengeführt und geeint durch das Bewußtsein gemeinsamer religiöser Ueberzeugungen, gleichen Glaubens und gleicher Liebe. Das kann man an sich nur etwas Gutes nennen und gewiß haben viele ersprießliche Anregungen mit nach Hause gebracht. Aber die französischen Congresse waren entschieden interessanter. Mit einigen derselben hat sich schon unser Octoberbrief beschäftigt; die zweite Hälfte des Jahres hat aber, seit Juli, deren nicht weniger als acht gebracht. Da tagte an den Tagen des 22. bis 25. Juli in Reims der Congreß für liturgischen Gesang und religiöse Musik; nicht der erste seiner Art, denn er schließt an die 1895 in Bordeaux und Rodez gehaltenen Versammlungen dieser Art an. Die Verhandlungen und Beschlüsse dieses Congresses, welche der „Univers“ (Juli 26., 29. Aug. 1. 2.) veröffentlicht hat, geben eine sehr günstige Vorstellung von der Sachkenntniß und dem Ernst, mit welchem hier über die zur Hebung des Kirchengesangs und der Kirchenmusik nothwendigen Maßnahmen verhandelt wurde. Mit der Kirchenpolitik haben diese Dinge zunächst nichts zu thun. Aber sie dürfen doch hier erwähnt werden. Einmal weil uns keine Bethätigung geistigen und künstlerischen Lebens innerhalb des ungeheuren Organismus der katholischen Kirche gleichgültig sein kann. Dann aber, weil für den Einfluß der Religion namentlich in den Landgemeinden Frankreichs durch eine Reform des hier so schwer darniederliegenden Kirchengesangs in der That vieles geschehen könnte. Der französische Klerus hat es bisher wahrlich nicht verstanden, seinen Gottesdienst und namentlich den Nachmittagsgottesdienst für die Gemeinde anziehend zu machen und in musikalischer Hinsicht gut auszustatten. Sein Serpent hat alle empfindlichen Ohren eher aus der Kirche vertrieben — man kann sich nur freuen, wenn endlich hierin eine Besserung verfügt wird. Es soll auch nicht unvermerkt bleiben, welch energischen Antheil an diesen Bestrebungen die französischen Benedictiner von Solesmes haben.

An zweiter Stelle erscheint der am 11. und 12. August in Lyon gehaltene Congreß katholischer Juristen, über welchen der „Univers“ vom 13. und 14. August berichtet hat. Diese Herren, unter welchen der Senator Lucien Brun wohl der bedeutendste, der junge Pariser Advocat Godefroy sicher einer der sympathischsten war, sprachen vorwaltend über die Finanzlage Frankreichs. Es wurde von allen Seiten die Nothwendigkeit eines sparsameren Staatshaushalts betont und die Decentralisation als ein Hauptmittel zur Erreichung eines solchen hingestellt. Die Politik der fortwährenden Expédients wurde entschieden verworfen und aufgewiesen, wie sehr es an einem durchdachten und auf das allgemeine Wohl, nicht Parteiinteressen bedachten Finanzplan fehle. Die Reden, unter denen sich der große Vortrag Lucien Bruns auszeichnete, trugen alle einen vorwaltend sachlichen Charakter. Allgemein gehaltene und phrasenreiche Declamationen waren, wie es scheint, ausgeschlossen und man hat von dieser Versammlung den Eindruck, daß hier durchweg sachkundige, sachmännisch gebildete und gewissenhafte Männer zusammengetreten waren, um über ernste Fragen und greifbare Ziele sich zu verständigen und der Action erreichbare Aufgaben zu stellen. Versammlungen dieser Art werden von dem „Spectator“ stets mit Respect und Sympathie behandelt werden. Dieser Juristencongreß hat dem Ruf der französischen Magistratur als dem verständigsten Theil der Nation Ehre gemacht, und er hat, wie uns bedünken will, den Weg gezeigt, auf welchem Congresse im allgemeinen und katholische Congresse insbesondere wirklich etwas Nützliches leisten können. Es ist mit den Congressen etwas ähnliches wie mit den Ausstellungen. Die allgemeinen Weltausstellungen sind in der Meinung der Sachverständigen allmählich discreditirt worden, und man ist zu der Ansicht gelangt, daß künftighin Fachausstellungen allein als wirklich fördernd ins Auge zu fassen seien. Je mehr man sich an den Gedanken gewöhnen wird, die allgemeinen Congresse mit ihren leeren Declamationen aufzugeben und an ihre Stelle Versammlungen gebildeter und ernster Fachleute zu setzen, desto besser wird es sein.

Anders als um die Lyoner Juristenversammlung steht es um den großen demokratischen Priestercongreß, welcher am 25. August und den folgenden Tagen in Reims abgehalten wurde. Die Tragweite dieser Begebenheit ist nicht zu unterschätzen. Seit die Deputirten des Clergé de France 1789 zu dem Tiers Etat übergingen, liegt keine Kundgebung des niederen französischen Klerus von ähnlicher Bedeutung, wie die diesjährige Reimser vor. Die Seele dieses Congresses war der unsern Lesern wohlbekannte Abgeordnete Abbé Lemire. Er hat sich in einem dem Redacteur des „Matin“ gegebenen Interview ausführlich über das Programm dieser Versammlung ausgesprochen. Dasselbe zerfällt in drei Abtheilungen: l'action, la science, l'organisation oder, wenn man es lieber so ausdrücken will: Dogma, Cultus und Disciplin. „Objectiv genommen“, sagt Lemire, „gehören diese drei Dinge zur Competenz der Concilien oder der Bischöfe; aber, wenn wir diese Competenz unberührt lassen, so gehen, subjectiv angesehen, diese Fragen auch den einfachen Priester an und es erhebt sich für uns die Frage, ob der Priester das Dogma kennt, welches er lehren soll; ob er den Cultus den Vorschriften gemäß einzurichten weiß; ob er der kirchlichen Disciplin unterworfen ist. Der Congreß soll auf Commissionsverhandlungen, die nur wenigen nützen, und auf Reden, die allen schaden, verzichten. Sein Zweck ist sehr einfach. Nous sommes en démocratie, es gibt aber keine Demokratie ohne Ehrlichkeit, keine Ehrlichkeit ohne Religion, keine Religion ohne Einwirkung des Klerus auf die Gesellschaft. Wir sind der Ansicht, der Priester habe sich nicht darauf zu beschränken, zu beten; er soll auch handeln. Wir wollen uns durch den Anblick unsrer Thätigkeit und unsrer gegenseitigen Bemühungen ermuthigen, um zu einer entscheidenden und andauernden Action innerhalb unsrer demokratischen Gesellschaft zu kommen.“

Die „Gazette de France“ (24. Aug.) hat in diesem Programm ganz richtig die Proclamation des Princips gefunden, daß in einer Demokratie die Kirche auch eine Demokratie darstellen müsse; — wenn sie hinzufügt: c'est une pure hérésie, so sind wir ganz und gar ihrer Ansicht. Demgemäß war man auch im französischen Episkopat von dem Vorhaben der „Abbés democrates“ nichts weniger als erbaut. Der Bischof von Annecy, Msgr. Isoard, nahm es auf sich, in einem an die Redaction der „Verité“ gerichteten Schreiben vom 22. Juli die ernstesten Bedenken gegen diesen Pélerinage ecclésiastique vorzutragen. Er findet es vor allem befremdlich, daß die niedere Geistlichkeit sich in dem Programm als eine von den Bischöfen gesonderte Körperschaft betrachte („le clergé constitue par lui-même une corporation qui a ses attributions et ses devoirs“); daß man weiter eine Organisation erstrebe, welche außerhalb des gegebenen hierarchischen Rahmens liege. Wenn das Programm als zu erwartendes Resultat hinstelle, die Versammlung werde einen mächtigen Anstoß geben — „elle donnera l'élan“, so lege sich doch die Erinnerung nahe, daß die Etats généraux von 1789 die Constituante herbeigeführt haben. So hätten auch 1788 viele brave Priester außerhalb der von der Kirche vorgesehenen Ordnung Maßnahmen bearbeitet und vor-

geschlagen, welche dem Heil der Kirche in Frankreich dienen sollten; zwei Jahre später seien sie zu ihrer eigenen Ueberraschung von den Wogen empor- und fortgetragen worden weit von ihrem Ausgangspunkt: die constitutionelle Kirche stand plötzlich fertig da. Die einen gingen blindlings auf diesem Wege weiter, andere folgten aus Schwachheit, am glücklichsten waren die, welche mit kräftigem Ruck sich zurückwandten. Eine ganz ähnliche Erscheinung werde man in Kürze erleben. Die Reimser Versammlung ist nur die Ausführung einer sich bereits seit mehreren Jahren abzeichnenden Bewegung nicht zwar einer constitutionellen Kirche entgegen, deren Zeiten vorüber sind, aber sicher auch zugunsten einer wesentlichen Fälschung der kirchlichen Regierung, indem man dem Klerus eine ihm nicht zukommende, von den Bischöfen getrennte corporative Gestaltung geben wird.

Der Bischof von Annecy hat, indem er diesen Teufel an die Wand malt, genau das ausgesprochen, was der „Spectator" seit Jahren als nothwendige Folge der demokratischen Transformation der Gesellschaft vorausgesehen und vorausgesagt hat: die Demokratisirung der Kirche und ihrer Verfassung. Für den „Spectator" ist die monarchisch-aristokratische Verfassung ein Artikel der stehenden und fallenden Kirche. Er lehnt in dieser Hinsicht jede Sympathien für gallicanische und altkatholische Tendenzen ab und bekennt sich mit dem Inhalt des Isoardischen Mahnbriefes sehr einverstanden.

Indessen, auch hier hat jedes Ding seine zwei Seiten. Hr. Lemire ist weder auf den Kopf, noch auf den Mund gefallen, und er und seine Freunde waren in der Lage, auch ihrerseits Msgr. Isoard sehr ernste Wahrheiten zu sagen. Die demokratischen Abbés konnten mit Recht den Bischof von Annecy daran erinnern, daß er der erste unter den französischen Prälaten war, welcher seinerzeit dem von dem Cardinal Lavigerie auf die Republik gebrachten Toast zustimmte und in seiner Hinneigung zur Republik selbst einen auffallenden Uebereifer gezeigt habe. Das hat denn freilich Msgr. Isoard ruhig einstecken müssen. Die Abbés konnten aber auch in dem sehr geschickt geschriebenen Artikel „Pourquoi nous allons à Reims" („Univers", 29. Aug.) auf Anläße hindeuten, welche ein Zusammentreten der einfachen Priester zur Berathung ihrer Standesinteressen durchaus zu rechtfertigen scheinen. So verwiesen sie auf die bereits zu wiederholtenmalen von namhaften kirchlichen Schriftstellern (wie Msgr. Bougaud in seinem Buche „Sur la grand péril de l'Eglise de France, 1878 und von dem Verfaßer des „Clergé français en 1890") betonte bedenkliche Abnahme des priesterlichen Berufes in Frankreich, die eine allmähliche Verödung vieler Seelsorgerstellen besorgen läßt; und hier ermangelten sie auch nicht, auf die betrübende Lage hinzuweisen, in welcher sich die weitaus größte Zahl der französischen Geistlichkeit in pecuniärer Beziehung befindet. Man muß die wahrhaft erstaunliche Armuth des französischen Landklerus und der geistlichen Lehrer- und Professorenwelt mit eigenen Augen gesehen haben, um an sie zu glauben. Der „Spectator" steht nicht an, zu behaupten, daß die Hingebung, mit welcher dieser Klerus seit nahezu hundert Jahren trotz der magersten und ungenügendsten materiellen Entlohnung sich einer idealen Aufgabe widmet, seines Erachtens zu den größten und respectabelsten Leistungen dieses Jahrhunderts zählt. Er ist oft und lange Zeuge eines wahrhaften Heroismus dieser selber am Hungertuch nagenden blutarmen Geistlichen gewesen, die immer noch ein Schärflein für noch Aermere übrig hatten, und die stets unverdrossen ihres geistlichen Amtes walteten. Der Episkopat hat wenig oder nichts gethan, um diese Armuth seiner Priester zu lindern; ja es ist vorgekommen, daß ein Erzbischof das Anerbieten der napoleonischen Regierung auf Verbesserung der Pfarreinkommen mit der Erklärung ablehnte, ein armer Klerus sei gefügsamer und lasse sich leichter regieren. Freilich, von einem so entwürdigten und verarmten Stande konnte der Cardinal Bonnechose im Senat ausrufen: „man clergé marche comme un régiment!" Jetzt haben die Priester angefangen, sich selbst zu helfen, indem sie zum Unterhalt kranker und emeritirter Amtsbrüder Vereinigungen bildeten. Einige Prälaten haben in lobenswerther Weise diese Bemühungen unterstützt, wie Msgr. Petit und Msgr. Trégaro in ihren Diöcesen. Im ganzen und großen ist noch alles zu thun, und Hr. Lemire konnte Msgr. Isoard nicht ohne bittere Ironie andeuten, daß es den Priestern nicht verwehrt werden könne, an der Verbesserung ihrer Lage zu arbeiten und den französischen Klerus damit vor dem Aussterben zu bewahren, nachdem die Herren Bischöfe es versäumt hatten, an diese Dinge zu denken.

In Reims angekommen, hat dann Abbé Lemire bei der Eröffnung seines Congresses viel Wasser in seinen Wein gegoßen. So verwahrte er sich in der Eröffnungsrede dagegen, daß man es hier mit einem Congreß von Demokraten zu thun habe; es sei eine reine Versammlung von Priestern. Andrerseits scheint auch der Cardinal von Reims gegen etwaige Ausschreitungen Vorkehr getroffen zu haben, indem er so gütig war, den Herren in seinem Generalvicar Msgr. Péchenard einen Vorsitzenden zu octroyiren. Damit war dem ganzen Unternehmen im Grunde die Spitze abgebrochen. Die Verhandlungen betrafen dann in der Sitzung vom 25. August den Kirchengesang, die Ausspendung der Sacramente, die Predigt, die Priesterconferenzen, die Schulen; an den folgenden Tagen die sog. Oeuvres de préservation, Militärseelsorge, sociale Frage, das Studium in den Seminarien, die wissenschaftliche Aufgabe des Klerus, die Heranbildung desselben und die Mittel, denselben Adepten zuzuführen u. s. f. Alles das sind im Grunde Gegenstände, über welche sich der Bischof mit seinem Klerus auf den Diöcesansynoden unterhalten könnte und sollte. Es muß als ein Riß in die kanonische Constitution der Kirche bezeichnet werden, daß hier über 600 Geistliche ohne ihre Bischöfe in die Berathung dieser Dinge eintraten. Aber man sieht, daß diese Themata seitens des geschickten Präsidiums und des hinter ihm stehenden Cardinals Langénieux der Versammlung zugeworfen wurden, um sie angemessen zu unterhalten, während man ihr offenbar verwehrte, sich mit den Gegenständen zu beschäftigen, um derentwillen sie im Grunde zusammengerufen war. Der Schlußbericht verdeckte die vollkommene Niederlage des Abbé Lemire nur mangelhaft. So konnte die „Gazette de France" wohl erklären: „Quand an a lu ce compte rendu, an vait clairement ce qu'a été ce Congrès, ce qu'il anrait pû être, ce qu'il n'a pas été. En fait, an masque comme l'an peut la déraute des 654 abbés Modernistes et l'an couvre de fleurs les Abbés initiateurs à fin d'apaiser leur amertume". Die Bitterkeit, welche die Führer empfanden, mußte durch das Verhalten des hl. Stuhles noch verstärkt werden. Die demokratischen Abbés hatten den directen Versuch gemacht, die Curie zu ihren Zwecken zu compromittiren. Sie sandten dem Cardinal Rampolla folgendes Telegramm: „Six cents prêtres réunis à Reims, à l'occasion du centenaire, paur conférer sur les moyens d'actian sacerdotale sous le haut patronage (!) du cardinal Langénieux, déposent aux pieds de sa Sainteté leurs respectueux hommages, affirment leur prafond attachement à toutes les directians palitiques et sociales du Saint-Père, et sollicitent la bénédictian pontificale pour leur ministère et leurs travsux". Es war von vornherein nicht zu erwarten, daß der Vatican sich dazu bekennen werde, daß er den Franzosen politische und social-

Digitized by Google

politische Directiven gebe. Und so blieb denn auch das Telegramm der 600 demokratischen Abbés unbeantwortet. Sie feierten den Schluß ihrer „Verhandlungen“ mit einem großen Festessen, bei welchem, wie einer der Herren berichtete, der Gebrauch der Gabeln bemerkenswerther war als derjenige der Zungen. Im „Univers“ (3. Sept.), ihrem officiellen Organ, behaupteten die Abbés, sie seien mit dem Erfolg ihres Congresses sehr zufrieden, sie hätten unter Weglassung alles dessen, was Hr. Drumont l'inanité et la théâtralité solcher Zusammenkünfte genannt, sich bemüht, in Reims die Dinge der Gegenwart so anzusehen, wie sie in Wirklichkeit sind. Sie hätten ihnen gegenüber ce bon visage gemacht, dont Dieu nous a faits, à nous prêtres, un devoir d'état. Im übrigen hätten Mgr. Péchenard und Abbé Lemire wohl behaupten dürfen, „une grande chose s'est accomplie à Reims“. Der Cardinal Langénieux gab den Scheidenden seinen Segen, und ich denke, er hat ein großes Kreuz geschlagen, als er ihren Rücken sah. Die Abbés werden schwerlich wieder unter seiner Aegide zusammenkommen und für ihre künftigen Congresse wohl einen Ort aufsuchen, wo die Maulkörbe nicht so billig sind wie in Reims. Der Cardinal dieser Stadt kann mit dem von ihm vollbrachten Kunststück vollkommen zufrieden sein. Daß man in Rom auch mit ihm einverstanden war, geht aus dem Schreiben des Cardinals Rampolla vom 3. Sept. hervor. In diesem Brief an den Erzbischof von Reims wird der Congreß der 600 Abbés zu einem einfachen Pélerinage au tombeau de saint Remi gestempelt. Se. Heiligkeit, heißt es weiter, freue sich, zu sehen, daß der Klerus sich dem Volke zu nähern suche und erblicke in den häufigen Pilgerfahrten zu Ehren der vierzehnten Centenarfeier von Chlodwigs Taufe ein Unterpfand für das Erwachen des religiösen Geistes. Im übrigen freut sich der Herr Staatssecretär der zunehmenden Besserung im Befinden des Erzbischofs.

Die Stimmung der Abbés nach der Versammlung war wenigen rosig. Noch während ihrer Congreßtage hatten sie im „Temps“ durch eine ihnen befreundete Feder verkündigen lassen: jetzt, wo sie den Weisungen des Vaticans entsprechend Ernst machten mit der Annahme der Republik und der demokratischen Gesellschaftsformen, werde sich die Politik der Nichtralliirten als unhaltbar herausstellen — „la manoeuvre la plus usitée consista à prétendre que le clergé ne se croyait pas lié par les instructions d'un pape mal informé et dont l'infaillibilité ne s'étendait nullement aux questions politiques“ — und es bleibe den Feinden der Republik, den nicht demokratischen Katholiken, nichts mehr übrig, als was einst Gambetta dem Herzog von Magenta zurief: soumission ou démission. „Il est possible que cette évolution ne soit dictée au chefs du catholicisme que par le souci de la conservation, mais, s'il en est ainsi, si vraiment ces diplomates avisés sonts persuadés qu'ils n'ont à choisir qu'entre la démission et la soumission aux principes de la société moderne, n'est-ce pas là précisément le triomphe le plus éclatant que put remporter notre démocratie républicaine?“

Diese Vorgänge sind nicht zu übersehen. Wir haben hier den klaren Beweis, daß ein starker Bruchtheil des französischen Klerus erstens sich und seinen Gläubigen lehrt, man habe auch in politischen und socialpolitischen Angelegenheiten den Weisungen des heiligen Stuhls als unfehlbaren Lehrentscheidungen Folge zu leisten, und zweitens, diese Weisungen seien klar und deutlich zugunsten der Republik und der socialdemokratischen Principien ergangen.

Die bittersten Feinde der Kirche ziehen daraus ihre Schlüsse. Hr. Rochefort sagt in seinem „Intransigeant“: „il est donc bien entendu encore une fois que c'est Rome qui est pour ces patriotes ensontanés la capitale de la République française.“ Es erklärt sich daraus, daß die wirklichen Republikaner von diesen Ralliirten nichts wissen wollen, daß sie in ihnen nur falsche Freunde sehen, welche darauf ausgehen, die Republik an den Vatican auszuliefern. Diese Leute hat die vaticanische Politik nicht gewonnen, die Monarchisten hat sie von sich gestoßen und sich so zwischen zwei Stühle niedergesetzt.

Nach dem Congreß ist, wie bemerkt, die Stimmung der Abbés weniger zuversichtlich gewesen. Einer von ihnen, der Abbé Charbonnes, welcher kürzlich, bei Gelegenheit des 4. Sept., einen Hymnus auf Gambetta geschrieben und die Monarchie mit giftigem Spott gegeißelt hat, klagt am Schlusse seiner Tirade: „ce qui manque à notre démocratie c'est uniquement peut-être une aristocratie intellectuelle, dirigeante qui sans découragement, sans dédain, se ferait d'un pareil apostolat pour l'idéal le plus grand des devoir sociaux.“ Daß die gegenwärtige Republik an Genies mehr als arm ist, das ist eine Binsenwahrheit, welche Hr. Charbonnel schwerlich von neuem verkündigen wollte. Der Zusammenhang seiner Ausführungen läßt vielmehr erkennen, wie mißvergnügt er und die Seinigen von der Beobachtung sind, daß während ihrer Verhandlungen kein großer Geist, kein mächtiger Kopf hervorgetreten, kein bedeutender Gelehrter sich ihnen beigesellt habe, der wie ein Apostel hätte auftreten können und dem man die Führung der ganzen Bewegung hätte übergeben können. Wir haben für diese Empfindung vollstes Verständniß. Auf diesen führenden „aristokratischen“ Geist wird die geistliche wie die ungeistliche Demokratie wohl noch einige Zeit warten müssen.

Nach den Abbés pilgerten die Bischöfe nach Reims. Vom 2. bis 4. October sah man wohl ein halbes Hundert Vertreter des französischen Episkopats ihre Andacht in der alten Königsstadt verrichten. Die schwungvollen Reden des Cardinals Perraud und des Dominicaners Monsabré bewiesen, daß das Genre der von Bossuet eingeleiteten prächtigen Kanzeldeclamation in Frankreich noch nicht ausgestorben ist. Wirklich Bedeutendes ist auch hier nicht gerade gesagt worden; aber formell Glänzenderes als es in Deutschland dermalen möglich gewesen wäre. Der Démocratie chrétienne machte zwar der vielgenannte Dominicanerprediger auch sein Compliment; aber wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, konnte ohne Mühe die wahre Herzensmeinung dieser beiden Hauptredner der Versammlung herauslesen. Ihnen beiden ist klar, daß Frankreich zu dem Bunde zurückkehren muß, welchen die Monarchie unter Chlodwig hier in Reims mit der Kirche geschlossen hat. Darüber haben sich denn auch die Pariser Machthaber nicht getäuscht. Das Ministerium Méline mußte, um die Unterstützung der Rechten nicht einzubüßen, den culturkämpferischen Absichten der äußersten Linken hinsichtlich alles dessen, was in Reims geschehen war, wohl entgegentreten; aber das Circular des Cultusministers, welcher den Bischöfen das Hergeben kirchlicher Räume und selbst ihrer Amtswohnungen zu solchen Bischofsversammlungen untersagte, war doch ein deutlicher Fingerzeig dafür, daß die Regierung sich über die innere freundnachbarliche Gesinnung der am 2. bis 4. October in Reims versammelten Prälaten keiner Täuschung hingab. Was sie in dieser Auffassung bestärken konnte, war der Verlauf der Generalversammlung der Katholiken Frankreichs, die am 21. October, und zwar gleichfalls in Reims, eröffnet wurde. Auf dieser Versammlung wurde vorzüglich über die Schule, die sociale Frage, das Zuschlagsgesetz, das Verhältniß von Staat und Kirche gesprochen. Der Vortrag des Rectors der katholischen Hochschule zu Lyon, Mgr. Catrelle, wendete sich gegen den lehrenden Staat mit seinem Unterrichtsmonopol und seinen Lehrbeamten, die als eine Schöpfung der Revolution

Digitized by Google

bezeichnet werden. „Der Vater hat über die Erziehung seiner Kinder zu entscheiden. Wenn Gott keine Kirche gestiftet hätte, würden nur die Völker über den Unterricht verfügen. Da die Kirche aber als Inhaberin der Wahrheit gegründet wurde, hat sie über Eltern und Kinder Gewalt, die Eltern sind verpflichtet, der Kirche ihre Kinder zuzuführen und sie deren Erziehung zu übergeben. Die Staatsgewalt schließt keine Lehrgewalt in sich, sie hat zwar für Schulen zu sorgen, aber einen Lehrberuf hat sie darum nicht. Auch der vom Staat bestellte Lehrer bleibt immer nur der beaufsichtigte Vertreter der Eltern. Die Kirche beansprucht und besitzt das Recht auf die sittliche und religiöse Ueberwachung des Unterrichts. Hinsichtlich der weltlichen Wissenschaften beansprucht sie kein Vorrecht (wie gütig!). Die sittliche Aufsicht der Kirche beeinträchtigt die wahre Freiheit der Wissenschaft nicht, sie läßt der freien Forschung Raum, bekämpft aber die Irrlehren, wie z. B. die Leugnung des freien Willens und der Verantwortlichkeit des Menschen." Es wird nicht gesagt, ob diese erstaunliche Leistung von allgemeinem Beifall gekrönt war. Jedenfalls war es eine sonderbare Illustration zu der Unfreiheit des kirchlichen Lehramts und dem Staatsmonopol, wenn in einer anderen Sitzung der Professor Terrot nachwies, daß gegenwärtig die Ordensgemeinschaften in Frankreich nur 500 Millionen (gegen 3 Milliarden, die sie vor der Revolution ihr eigen nannten) besitzen (diese Angabe ist sicher viel zu niedrig gegriffen), daß diese Gemeinschaften heute 160,000 Mitglieder (darunter 30,000 Männer) zählen und 2 Millionen Kinder unterrichten. Als Wirkung der Steuer auf Güter der todten Hand bezeichnet derselbe Redner das „schreiende Unrecht", daß die Genossenschaften 167 Frcs. Steuer bezahlen, wo andere 100 zahlen. „Die Zuwachssteuer ist die ungeheuerlichste Bedrückung und Plünderung, die es geben kann. Sie nimmt an, daß die Güter der Ordensgemeinschaften 5 Procent aufbringen, während der Staat selbst nur 3½ Procent zahlt". Was nun die Haltung der Congregationen dieser Zuwachssteuer gegenüber anlangt, so setzte der bekannte Verfechter der passiven Resistenz, P. Le Doré, auf dem Congreß Resolutionen durch, welche sein Programm durchaus bestätigen. Der Congreß erklärt: die religiösen Associationen sollen keinerlei Ausnahmetaxe unterworfen sein. Er beglückwünscht die Congregationen, welche der loi d'abonnement gegenüber die attitude passive adoptirt haben. Er würde es auch gutheißen, wenn die Congregationen auch einen Zuschlag auf die Taxe der todten Hand ablehnten, falls eine solche Maßregel nicht auf alle Güter ähnlicher Natur ausgedehnt würde.[1])

Beachtenswerth war der Vortrag eines P. Boilly über die soctole Wirkung der großen Pilgerfahrten, wie derjenigen nach Lourdes und nach Rom. Wenn man das nicht längst wüßte, würde man es aus den Mittheilungen des P. Bailly lernen, ein wie wirksames Mittel diese Pilgerzüge in der Hand der katholischen Comités sind, um den Eifer der Parteigenossen anzufeuern und der Bewegung immer neues Leben einzuhauchen. „Oui, en vérité, immense est la portée des pélerinages."

Von allen Reden, die auf diesem Congreß gehalten wurden, hat aber keine so viel Aufsehen gemacht, wie diejenige des P. Bernard Gaudeau, eines am Institut catholique zu Paris als Professor angestellten Jesuiten. Derselbe handelt über die Kirche und die bürgerliche Gesellschaft. Wir finden in ihr im wesentlichen ganz die Grundsätze wieder, welche, wie wir seinerzeit gesehen, von P. Tarquini und den römischen Jesuiten gelehrt werden. Demnach ist die Kirche zunächst der vollkommene Ausdruck der natürlichen Religion, die in ihr aufgegangen ist, und da diese natürliche Religion die Beziehungen des Menschen zur Familie, zum Staat, zur gesammten Menschheit und zu Gott regelt, so fällt jetzt die Regelung all dieser Beziehungen der Kirche zu. Sie hat der bürgerlichen Gesellschaft ihr letztes Ziel aufzustellen und ihr die Mittel, es zu erreichen, vorzuzeigen. Sie stellt den Regierenden gegenüber den Reflex der göttlichen Autorität dar. Sie hat weiter kraft ihrer Gründung durch Christus das historische Recht, alle Völker der Erde friedlich zu erobern, um sie zu retten. Der jetzt bestehende Laienstaat ist natürlich eine Ungehörigkeit; ihm widerstehen, ist eine Pflicht; ihm gehorchen, ein Verbrechen. Die Katholiken müssen auf die Zerstörung dieses modernen und die Wiederaufrichtung des christlichen Staates, in welchem die Kirche den Vorrang hat, hinarbeiten. Nicht bloß das Individuum, sondern auch die ganze Gesellschaft müsse sich im Schoß der Kirche geborgen wissen, ihr unterthan sein.

Selbst dem „Figaro", welcher den schönen Augen seiner Leserinnen aus dem Faubourg St. Germain zuliebe zu manchen Dingen die seinigen zudrückt, ist bei diesem „Staatsrecht" etwas bange geworden.

Die französischen Jesuiten haben viele Jahre hindurch eine durchweg gemäßigtere und ruhigere Haltung beobachtet, als die deutschen und italienischen. Wie es scheint, lassen die Lorbeeren der Herren von den „Loacher Stimmen" und der „Civiltà cattolica" sie nicht länger mehr ruhen. So wird denn diesem diabolischen Gebilde, welches man den modernen Staat nennt, von allen Seiten der verdiente Garaus gemacht.

Der Cardinolerzbischof Langénieux mag redlich aufgeathmet haben, als endlich all diese schönen Congresse zu Ende waren, mit denen seine gute Hauptstadt Reims heuer heimgesucht war; er war gewiß sehr gerührt, als die letzten Gäste sicher in der Eisenbahn saßen. Denn leicht wor es ihm wahrlich nicht, alles, was hier geredet wurde, auf seine Kappe zu nehmen und es zugleich dem hl. Stuhl und der Regierung, den christlichen Demokraten und den alten Monarchisten recht zu machen. Daß seine innerste Herzensneigung zu den letzteren geht, ist saltsam bekannt.

---

1) Es ist bei der Zeitungspolemik über die Zuwachssteuer oft gesagt worden, daß der Wortlaut des Gesetzes dem Publicum durchgängig unbekannt und unzugänglich sei. In der That haben wir ihn nie in der Presse citirt gefunden. Um der Anfrage einiger unsrer Leser zu entsprechen, drucken wir ihn hier aus amtlicher Quelle ab:

Impôts: 3. Le droit d'accroissement, établi par les articles 4 de la loi du 28 décembre 1880 et 9 de la loi du 29 déc. 1884, est converti en une taxe annuelle et obligatoire sur la valeur brute des biens meubles et immeubles possédés par les congrégations, communautés et associations religieuses, autorisées ou non, et par les autres sociétés et associations désignées dans les lois précitées.

Ne sont pas soumis à la taxe les biens acquis avec l'autorisation du Gouvernement, en tant qu'ils ont été affectés et qu'ils continuent d'être réellement employés soit à des œuvres d'assistance gratuite en faveur des infirmes, des malades, des indigents, des orphelins ou des enfants abandonnés, soit aux œuvres des missions françaises à l'étranger.

L'exemption sera accordée ou retirée, s'il y a lieu, par un décret rendu en Conseil d'État.

4. La taxe est fixée à 0 fr. 30 cent p. % de la valeur spécifiée à l'article précédent. Le taux en est porté à 0 fr. 40 cm. p. % pour les immeubles possédés par celles des congrégations, communautés et associations énumérées au même article qui ne sont pas assujetties à la taxe de main morte établie par la loi du 20 février 1849; elle n'est pas soumise aux décimes. Le payement en sera effectué, pour l'année écoulée, dans les trois premiers mois de l'année suivante, au bureau de l'enregistrement du siège social désigné à cet effet sur la remise d'une déclaration detaillée faisant connaître la consistance et la valeur des biens.

5. Le défaut de payement dans le délai fixé sera puni d'un demi-droit en sus, lequel ne pourra être inférieur à 100 frcs. Un droit en sus est exigible en cas d'omission ou d'insuffisance d'évaluation commise dans la déclaration souscrite pour l'assiette de l'impôt.

Folgen die näheren Bestimmungen über die Feststellung der Zahlungsunfähigkeit, den Zahlungsmodus und die Personen, gegen welche die action en recouvrement zu richten ist.

Inzwiſchen ſind wir mit unſern franzöſiſchen Congreſſen noch nicht fertig. Das Bleigewicht des erzbiſchöflichen „Schutzes“ hatte in Reims offenbar zu ſtark auf den Verhandlungen gelaſtet, als daß die Freunde eines „accentuirteren“ Auftretens nicht das Bedürfniß empfunden hätten, ſich anderwärts Luft zu machen. Es wurde alſo ein antiſemitiſcher Congreß anberaumt, welcher am 25. Nov. in Lyon zuſammentrat und auf welchem die Freimaurer und Juden in effigie abgeſchlachtet wurden. Am 26. waren etwa 4000 Perſonen verſammelt. Der Löwenantheil des Congreſſes fiel natürlich dem famoſen Judenfeind Mr. Drumont zu, deſſen Erſcheinen mit Enthuſiasmus begrüßt wurde, worauf der „célèbre écrivain“ in bewegten Worten ſeinen Dank ausſprach. Was er und ſeine Freunde hier wollten, iſt durchaus belehrend. Zunächſt hat der Congreß ſich als förmlichen Ausſchuß der „Démocratie chrétienne“ angeſehen, deren Programm Hr. Léon Harmel vorgetragen hat. Das Miserere des Herrn super turbam wurde von Abbé Garnier als die von Chriſtus ſelbſt ausgegangene Einleitung der neuen ſocialdemokratiſchen Herrlichkeit geprieſen. Abbé Lemire entwickelte das Thema: la terre et le foyer à l'ouvrier et au paysan. Es ſoll dem kleinen Mann die Wiederherſtellung ſeines Foyer und le petit coin de terre zurückgegeben werden. Dieſe petite propriété insaisissable, welche im weſentlichen die Idee des bei uns von conſervativer Seite auch geplanten Heimſtättengeſetzes wiedergibt, iſt jedenfalls das geſundeſte in dem, was Hr. Lemire bis jetzt vorgebracht hat. Das iſt eine Sache, über die ſich ſprechen läßt und der wir unſre Sympathie nicht verſagen können, wenn wir auch die großen Schwierigkeiten nicht verkennen, welche ſich der Verwirklichung derſelben entgegenſtellen. Hr. d'Eliſſegarey, eine neu aufſteigende Größe der antiſemitiſchen Demokratie, ſetzte einen Antrag durch, dahin lautend: „in Anbetracht, daß die Juden die Pornographie in der Literatur begünſtigen, die Eheſcheidung in Frankreich eingeführt, Wucher und geſetzlichen Diebſtahl allgemein gemacht haben, das Vaterland allenthalben zu verrathen bereit ſind (Affaire Dreyfus!), ſolle das Geſetz von 1791, welches die Juden in den franzöſiſchen Staatsverband aufnahm, ſowie das Crémieux'ſche Decret von 1870, welches den Juden in Algier franzöſiſches Bürgerrecht verlieh, aufgehoben und ſollen in Erwartung dieſer Maßregeln vorläufig die Juden aus dem Lehrer-, Richter-, Beamten- und Officiersſtande ausgeſchloſſen werden.“ Nicht minder bemerkenswerth war das Auftreten des Pfarrers Cetty aus Mülhauſen im Elſaß. Ich ſetze den Bericht des „Univers“ vom 30. November hieher, um den Elſäſſern keinen Vorwand zur Fälſchung meiner Worte zu geben. „Au milieu des applaudissements M. l'abbé Cetty, curé de Mulhause, invite les nombreux prêtres congressistes présents à ‚aller au peuple'. Il décrit ta merveilleuse organisation religieuse et sociale de sa paroisse, grâce à laquelle les catholiques ont pu mettre les protestants hors du conseil municipal de Mulhouse (nebenbei geſagt, eine fette Lüge!). Le congrès lui fait une véritable ovation, lorsqu'il parle de sa candidature au Reichstag.“

Als wir ſeinerzeit darüber klagten, daß die biſchöfliche Verwaltung in Straßburg zu ſchwach ſei, um den franzöſiſchen Chauvinismus ihres Klerus im Zaum zu halten, da erhob ſich in ganz Elſaß ein großes Zetern, welches klar bewies, daß wir den Finger an die rechte Stelle der Wunde gelegt hatten. Wir hatten die ſeltſame Genugthuung, daß der elſäſſiſche Klerus ſich aus dieſem Anlaß — zum erſtenmal — bemüßigt ſah, ſeinem deutſchen Biſchof ein Vertrauensvotum zu bringen. Unſre Bemerkungen haben ihm alſo wirklich gut gethan. Wenn uns aber geſagt wurde, es könne nicht in der Aufgabe des Biſchofs von Straßburg liegen, deutſche Politik zu treiben, ſo iſt das ganz unſre Meinung, weil wir ja überhaupt den Biſchof für beauftragt halten, ſich um ſeine Kirche und nicht um die Politik zu kümmern. Aber am wenigſten iſt es unſre Meinung, der Biſchof ſei dazu da, um dem herausfordernden Gebahren deutſchfeindlicher prieſterlicher Politiker die Zügel ſchießen zu laſſen und das gewiſſenloſe Treiben ſo unreifer Agitatoren wie des Hrn. Cetty und ſeinesgleichen ungeſtraft dahingehen zu laſſen. Soviel für heute. Ein andermal kommen wir auf dieſe Dinge zurück, denn es ſind noch recht anmuthige Bildchen, auch gänzlich unedirte, von dem „prieſterlichen“ Gebahren dieſer fanatiſchen Französlinge in unſern Mappen.

Wo ſolche Hitzköpfe verſammelt ſind, wie dazumal in Lyon, geht es ſelten ohne Funken ab. So iſt denn, wie alle Zeitungen berichten, dieſer liebliche Congreß auch mit der Polizei in Conflict gerathen, welche einen antiſemitiſchen Aufzug nicht mit Wohlgefallen betrachtete und die Fahne mit der ſchönen Inſchrift ſammt etlichen Schreiern auf zehn Minuten in Gewahrſam nahm. Unter dieſen Verhafteten befand ſich auch der Abgeordnete Vicomte d'Hugues; natürlich hatte die „Libre Parole“ willkommenen Anlaß, über die Inhaftirung dieſes edlen Volksmannes entrüſtet zu ſein und das „freiheitsmörderiſche Cabinet“ Méline anzufallen. „Auf den Füßen gehn ſie nicht, drum gehn ſie auf den Köpfen.“ [1]) Mit dieſen Eindrücken wollen wir aber von unſern weſtlichen Nachbarn heute nicht Abſchied nehmen. Es iſt auch Beſſeres zu ſagen. Da haben die wackeren Bretonen zwiſchen dem 8.—12. September in Lauderneau einen Congrès régianal gehalten, welcher, wie es ſcheint, ſich von allen Utopien fern gehalten und in verſtändiger Ruhe berathen hat, was für Hebung der Landwirthſchaft, der Küſtenſchiffahrt, des Unterrichts, für Erhaltung der bretoniſchen Sprache u. ſ. f. dortzuland geſchehen könne. Das alles ſcheint vortrefflich und in lobenswerther Weiſe abgelaufen zu ſein. Und ſo dünkt uns auch der Pädagogencongreß, welchen katholiſche Profeſſoren und Lehrer am 1. und 2. September in Verſailles hielten, kein unnützes Unterfangen. Hier iſt zum letztenmale vor ſeinem Hingang Mſgr. d'Hulſt, der Rector des Institut catholique in Paris, in die Oeffentlichkeit getreten. Ganz beſondere Sympathie aber weuden wir dem am 23. September ff. in Avignon gehaltenen Congreß zu, deſſen Mitglieder zum großen Theil wohl auch Geiſtliche waren, und der ſich ſpeciell mit der Pflege und Erhaltung der provençaliſchen Sprache und Literatur befaßte. Es iſt allee Beachtung werth, daß hier auch energiſch die Beibehaltung der provençaliſchen Sprache für die Predigt unter der Landbevölkerung gefordert und der Wunſch ausgeſprochen wurde, die Regierung möge ins Gebiet der Langue d'oc nur Richter ſchicken, welche ſeiner Sprache mächtig ſeien. Es wurde beſchloſſen, daß erſtens die Langue d'oc auch in den Primärſchulen der Provinz gelehrt, und zweitens, daß dieſelbe als lebende Sprache dem Engliſchen, Deutſchen, Italieniſchen, Arabiſchen gleichgeſtellt werde und man in ihr das Examen für das Certificat, Brevet und Baccalauréat ablegen dürfe. Wie man ſieht, wehren ſich dieſe braven Provençalen wacker für ihre ſchöne Sprache: man kann ihnen nur Glück wünſchen und ſich freuen, daß dieſe Beſtrebungen ſeitens des Klerus kräftige Unterſtützung finden.

Endlich hat, am 5. December, in Chalons ein Congreß der „Cercles catholiques des ouvriers“ ſtattgefunden, bei welchem die HH. Harmel, de Mun und der Cardinal Perraud als Redner auftraten. Die Verſammlung wurde einmal

[1]) Mit Vergnügen ſehen wir, daß auch die Erzbiſchöfe von Lyon und Aix von dieſem Lyoner Congreß nichts wiſſen wollen, den der „Univers“ als eine Beſtätigung der päpſtlichen Politik und einen Sieg der Ralliirten geprieſen hatte. Vgl. „Köln. Volkszeitung“ vom 22. Dec. Nr. 875.

durch das Auftreten von Anarchisten gestört. Man sprach u. a. zugunsten der Armenier gegen die türkischen Gräuel.

Einen weit prononcirteren Charakter als diese Versammlung hatte der fünfte Congreß der Ligue démocratique belge, welche am 27. September in Charleroi, also nahe der französischen Grenze, tagte, und ihren Zusammenhang mit den französischen demokratischen Abbés nicht verleugnete. Dieser Congreß bemühte sich, gemäßigte Anschauungen zu entwickeln, doch wurde mit Genugthuung der Fortschritt des Socialismus in Belgien constatirt, das Recht der Arbeiter auf eine eigene Vertretung und auf Zuerkennung der Körperschaftsrechte an ihre Sondergruppen und Associationen ausgesprochen. In diesen auf christlicher Grundlage aufgebauten Syndikaten glaubt der Congreß das Mittel gefunden zu haben, um einer gewaltsamen Revolution vorzubeugen. Es wird als ein verhängnißvoller Irrthum bezeichnet, zur Bekämpfung dieser drohenden Umwälzung auf das Ausland zu rechnen.

Liest man diese Debatten, so muß man sich sagen, daß allem Anschein nach in Belgien die Dinge sich rasch zuspitzen. Es riecht hier nach Petroleum, die Revolution, und zwar die socialistische, rückt drohend heran. Die katholische Partei ist am Ruder, hier mag sie den Beweis liefern, ob sie in der That imstande ist, der Hydra Meister zu werden.

Was aber Frankreich anlangt, so ist, wenn nicht alle Anzeichen trügen, sein Klerus von einer tiefen, noch unklaren, aber darum nicht minder bedeutsamen Bewegung durchfluthet. Man hat die alte gallicanische Kirche umgebracht; sie hatte ihre Einseitigkeiten und ihre Fehler, aber, was man ihr auch vorzuwerfen hat, sie war eine Person von großer Hoheit und imponirendem Geist. In die todten Formen hat der Ultramontanismus sich vergebens bemüht neuen Geist einzugießen. Man kann nicht geben, was man nicht hat. Der zersetzende und negative Esprit eines Louis Veuillot konnte auf die Dauer so wenig wie die süßliche Devotion effeminirter „Geistesmänner" die Nation mit Inhalt erfüllen. Ihr junger Klerus zieht die Consequenzen dessen, was man ihm jahrzehntelang gepredigt, und wird zusehends unbequemer. Noch steuert das stolze Schiff der französischen Kirche anscheinend majestätisch über die Fluthen dahin; aber in seinen Fugen kracht es bedenklich. Es ist ein unheimlicher Geist, der unter den 600 Genossen des Abbé Lemire und seiner Freunde umgeht. Nicht der Geist, welcher den französischen Klerus in den Tagen der Pascal, Nicole und Duguet zumeist erfüllte und mit einer die Welt abstoßenden Strenge, aber auch mit Ernst, Würde und Wissen ausstattete. Das Gespenst, das hier umgeht, ist vielmehr der Geist Lamennais'. Man hat den „liberalen Katholicismus" der vierziger und fünfziger Jahre glücklich abgethan, aber man hat auf seinen Vater, und zwar auf die letzten Jahre von dessen Ausgang, zurückgegriffen. Gewiß, von einem Bruch ist zur Stunde durchaus keine Rede. Aber ich kann mir nicht helfen: sehe ich diese demokratischen Abbés an mir vorbeihuschen, so ist mir, als begegnete ich Physiognomien, die uns aus der „Galérie de la Grande Révolution" bekannt sind. Trägt nicht der eine die Züge jenes Abbé, der mit seinem „Qu'est-ce que le Tiers-État?" im Januar 1789 die Nationalversammlung einleitete, und könnte der andere nicht schon bei der Redaction der „Constitution civile du Clergé" mitgearbeitet haben?

Wir kommen ein anderesmal ausführlicher auf die Lage der französischen Kirche zurück; unser nächster Brief soll sich mit den italienischen und österreichischen Congressen des verflossenen Sommers beschäftigen, und wir werden bei dieser Gelegenheit auch Miß Diana Vaughan unsre Reverenz bezeugen, von der die Zeitungen in den letzten Monaten so viel, aber noch nicht alles gesagt haben, was da zu sagen ist. Und damit möchten wir heute unsern freundlichen Lesern nach italienischer Sitte gern Cento di questi anni wünschen — fürchteten wir nicht, daß mehr als einer derselben uns ein „il n'y pas de quoi" entgegenriefe.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

Die erste Folge der Kunstblätter von Hans Thoma, die im letzten Winter im Verlage von Breitkopf u. Härtel in Leipzig erschienen ist, hat vor kurzem eine Fortsetzung erhalten; eine zweite Folge (Blatt 11—20) ist ausgegeben worden und wird dem Meister wohl noch mehr neue Freunde erwerben als die erste. Denn während bei dieser alle Blätter gleichmäßig in schwarz und weiß ausgeführt waren, ist jetzt die größere Hälfte der neuen Blätter mehrfarbig gehalten; von der ersten Folge ist zugleich Thoma's Selbstbildniß und die Märchenerzählerin neu erschienen — dieses in bläulichem, jenes in braunem Tone. In der früheren Art sind von der neuen Folge nur vier gehalten: der ins Land hinausreitende Ritter, der Leichnam Christi, die Centaurin am Wasserfall und der geigende Bauersmann; alle anderen sind getönt und geben nun erst den eigentlichen Thoma wieder, der ohne Farben nicht recht denkbar ist: so die Harpyie, der Hüter des Thales, Christus am Oelberg und die drei Blätter, von denen man nicht weiß, welches man lieber haben soll: der Abend mit dem flötenspielenden Knaben, die Taunuslandschaft und das Tritonenpaar — das ganze Geheimniß Thoma'scher Kunst liegt in diesen drei Bildern verborgen. — Für die Kunstblätter ist eine besondere genaue Leinwandmappe (zum Preise von 4 M.) durch die Verlagshandlung hergestellt worden: eine Zeichnung Thoma's — nach einem aus den „Feenspielen" bekannten Motiv — schmückt die Vorderseite. Auch Entwürfe für Rahmen zu den einzelnen Kunstblättern hat Thoma auf Wunsch der Verlagshandlung hergestellt: sie sind zur Ausführung in Holzbrandmalerei bestimmt und sollen wohl vor allem eine Anregung zu freier Nachbildung oder eigener Phantasiethätigkeit sein.

W. G.

* **Bonn.** Der Privatdocent der Zahnheilkunde Dr. Boennecken hat einen Ruf als außerordentlicher Professor an die deutsche Universität Prag erhalten.

* **Gotha.** Der Director der herzoglichen Sternwarte, Prof. Dr. Paul Harzer, ist statt des verstorbenen Prof. Krüger zum Director der Sternwarte in Kiel ernannt worden. Es bedarf dort um so mehr einer neuen Kraft für die Astronomie, nachdem am 23. Dec. auch Prof. Georg Meyer, 78jährig, gestorben, der zugleich Mathematik und Nautik an den verschiedenen Bildungsanstalten der Marine lehrte.

* **Jena.** Der außerordentliche Prof. Dr. Alfred Schultze in Breslau nahm einen Ruf an die Universität als ordentlicher Professor für deutsches Recht an Stelle des verstorbenen Professors Franken an. — Der außerordentliche Professor der Physik Dr. Felix Auerbach hat einen Ruf an die Universität Straßburg erhalten.

* **Budapest.** Die Israelitisch-ungarische literarische Gesellschaft stellt folgende Preisfrage: Darstellung und Würdigung der bestehenden Organisation der Juden in den einzelnen Staaten Europa's auf geschichtlicher Grundlage. Die Preisschriften sind in ungarischer, deutscher, französischer, englischer oder italienischer Sprache abgefaßt werden; es wird jedoch ausdrücklich bemerkt, daß bei eventueller Veröffentlichung die Gesellschaft nur die ungarische Sprache gebraucht, während es dem Verfasser unbenommen bleibt, sein Werk in einer ihm beliebigen Sprache zu veröffentlichen. Einzureichen sind die Arbeiten bis zum 30. April 1898 bei dem Präses der Gesellschaft (Rabb. Dr. Samuel Kohn, Holló uecza 4). Der Preis beträgt eintausend Kronen.

* **Stockholm.** Das „Schwedische Tageblatt" bringt die Mittheilung von der am 30. Dec. dort erfolgten Eröffnung des Testaments von Alfred Nobel, dessen Wortlaut vorläufig nicht veröffentlicht werden könne, weil sich noch verschiedene Nachtragsbestimmungen in Paris befinden. Der Hauptinhalt des Testaments bestimme jedoch, daß fast das ganze Vermögen des Erblassers als internationaler Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung hinterlegt werde, dessen Zinsen als Preise für Concurrenzarbeiten von Gelehrten aller Länder vertheilt werden sollen. Die Größe dieses Fonds sei noch nicht genau bestimmbar, indeß seien die Angaben der ausländischen Presse stark übertrieben.

Jahrgang 1897. München, Montag, 4. Januar. Nummer 2.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Karl Verner. Von Wilhelm Streitberg. — Mittheilungen und Nachrichten.

Karl Verner.

Ein Bild aus der Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft.

Von Wilhelm Streitberg.

Am 5. November Abends 11½ Uhr ist Karl Verner im Diakonissenstift zu Kopenhagen verschieden. „Wer war Karl Verner?“ wird gar mancher damals kopfschüttelnd gefragt haben, als er die Trauernachricht in der Zeitung las. Der Name des Lebenden war ihm fremd geblieben; was frommte ihm nun der Name des Todten? Und doch — wäre Karl Verner ein Naturforscher gewesen, Markt und Gassen hallten heute von seinem Ruhme wider. So aber ist er fast unbemerkt durchs Leben gegangen. Nur im engen Kreise der Männer, die ihr Dasein dem Studium der indogermanischen Sprachgeschichte geweiht haben, ist die Todeskunde nicht unbeachtet verklungen. Nur bei ihnen hat sie ein schmerzliches Echo geweckt, nicht bloß in Skandinavien und Deutschland, die beide den Heimgegangenen mit Stolz den ihren nennen dürfen, sondern nicht minder in Oesterreich und Rußland, in Frankreich und Italien, in England und Amerika. Denn mit Verners Tod ist einer der glänzendsten Sterne am sternreichen Himmel der Sprachwissenschaft erloschen. Hat er auch nicht zu den Gelehrten gehört, deren Lebenswerk in langen Reihen stattlicher Bände niedergelegt ist, eine unerschöpfliche Fundgrube für die kommenden Geschlechter, deren staunende Bewunderung allein schon der Umfang der geleisteten Arbeit rechtfertigt; hat er uns auch nur wenige Seiten hinterlassen, ist sein Name auch nur an ein einziges Werk geknüpft: dieses einzige Werk genügt vollauf, sein Andenken frisch und lebendig zu erhalten, solange es eine indogermanische Sprachwissenschaft gibt. Bei ihm fallen uns unwillkürlich die Worte der Fabel ein: *ἕνα, ἀλλὰ λέοντα.* Nur eines, aber ein Löwe! Seit den Tagen, da Jacob Grimm die erlösende Formel für die Fülle der Erscheinungen gefunden hat, die wir die germanische Lautverschiebung zu nennen pflegen, seit jenen Tagen hat die indogermanische Grammatik in ihren Annalen keine andere Entdeckung von solcher Bedeutung verzeichnen können wie das Lautgesetz, das den Namen Verners trägt, das den Namen Verners unsterblich gemacht hat. Wo man des Schöpfers der deutschen Grammatik gedenkt, da wird auch Verners nicht vergessen werden. Denn seine Forschung knüpft an die des Meisters unmittelbar an. Es ist eine seltsame Fügung des Geschicks, daß ein dänischer Forscher, Rasmus Kristian Rask, einst Jacob Grimm den Weg gebahnt hat, der ihn zur Entdeckung der Lautverschiebung führen sollte, und daß ein anderer dänischer Forscher, Karl Verner, dieser Entdeckung Vollendung und Abschluß gegeben hat. Doch wer die Entdeckung zu würdigen versuchen will, kann an der Person des Entdeckers nicht achtlos vorübergehen. Denn in uns allen lebt ein Stück von Carlyle's Heroencultus. Wo etwas großes geschehen ist, wird sich immer unser Blick vom Werk empor zu dem lenken, der es vollbracht hat.

Verners äußeres Leben ist einfach genug. Was ich davon zu berichten weiß, verdanke ich dem warm geschriebenen Nachruf, den die „Illustreret Tidende“ vom 15. November aus der Feder des Philosophen und Sociologen Cl. Wilkens gebracht hat, sowie mündlichen und brieflichen Mittheilungen. Eine ausführliche Lebensschilderung dürfen wir von Prof. V. Thomsen erwarten, dem ausgezeichneten Vertreter der vergleichenden Sprachforschung an der Kopenhagener Universität, einem langjährigen Freunde des Verstorbenen. Karl Adolf Verner ward am 7. März 1846 zu Aarhus in Jütland geboren. Sein Vater, Friedrich Wilhelm Werner, war ein Deutscher und stammte aus Limbach in Sachsen; seine Mutter war eine Dänin. Nachdem er die gelehrte Schule seiner Vaterstadt besucht hatte, bezog er, mit trefflichen Zeugnissen ausgerüstet, die Universität Kopenhagen, wo er unter Westergaard Sanskrit und unter C. W. Smith slavische Sprachen trieb. Nach längerem Aufenthalt in Rußland bestand er 1873 sein Magisterexamen. Nur dem euergischen Drängen eines seiner Lehrer war es gelungen, ihn zu diesem Schritte zu bewegen; aus freien Stücken hätte sich Verner, den zeitlebens eine unüberwindliche Scheu vor öffentlichem Auftreten erfüllte, wohl nie dazu entschlossen. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin kehrte er wieder zu seiner Familie nach Aarhus zurück. Hier ist jene epochemachende Untersuchung entstanden, die später unter dem bescheidenen Titel „Eine Ausnahme der ersten Lautverschiebung“ im 23. Bande der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung erschienen ist. Am 1. Mai machte er V. Thomsen in einem Briefe von einer „Idee, die ihn seit längerer Zeit quäle“, Mittheilung und bat ihn um seine Meinung. Dieser erkannte sofort die außerordentliche Wichtigkeit der Entdeckung und redete ihm aufs ernstlichste zu, seine „Idee“ auszuarbeiten und an die Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung zu senden. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß wir den Druck der Abhandlung nur der eindringlichen Mahnung Thomsens zu verdanken haben. Denn Verner selbst hat niemals das Bedürfniß gefühlt, mit einer Leistung vor die Oeffentlichkeit zu treten. Er war zufrieden, wenn es ihm geglückt war, ein Problem ins reine zu bringen; hinterher noch das, was ihm jetzt so einfach und selbstverständlich vorkam, für das Publicum niederzuschreiben und ihm mundgerecht zu machen, war ihm aufs äußerste zuwider. Ihm war nur die Forschung ein Genuß; die Darstellung wurde ihm zur Qual. Ihn reizte allein, nach der Lösung einer Aufgabe sofort eine andere in Angriff zu nehmen.

Glücklicherweise war es diesmal gelungen, seine Abneigung zu besiegen. Nachdem er im Juli 1875 zu Kopenhagen das Manuscript seines Aufsatzes abgeschlossen hatte, reiste er, mit einem kleinen Stipendium von 800 Kr. versehen, ins Land der Kaschuben, um dort Dialektstudien vor-

zunehmen. Von Carthaus bei Danzig ist eine zweite Untersuchung datirt, die den Titel „Zur Ablautfrage“ trägt und gleichzeitig mit ihrer Vorgängerin erschienen ist. So geistvoll ihr Grundgedanke ist, so kann sie sich doch an Bedeutung nicht mit dieser messen. Schon im October erhielt er die Correcturbogen. Es ist rührend zu vernehmen, wie ihn nun doch eine gewisse Befriedigung erfüllt, „etwas geschrieben zu haben“. Wie seltsam klingen diese mehr als bescheidenen Worte im Munde eines Mannes, der wie kein zweiter befugt gewesen wäre, mit stolzer Genugthuung auf seine Leistung zu blicken. Nach Aarhus zurückgekehrt, hatte er zum zweitenmal das Glück, die Sprachwissenschaft um eine wichtige Erkenntniß zu bereichern: er entdeckte das sogenannte Palatalgesetz. Leider hat er es nicht über sich gewinnen können, mit seiner Untersuchung hervorzutreten. Keine Zeile davon ist je im Druck erschienen. Er hat sich damit begnügt, befreundeten Sprachforschern seinen Fund gelegentlich im Gespräche mitzutheilen. Schon der Herbst 1876 sah ihn wieder in Deutschland. Am 1. October ward er zum Amanuensis der Universitätsbibliothek zu Halle ernannt, später zum Custos befördert. Versuche, ihn für die akademische Laufbahn zu gewinnen, scheiterten an seinem Widerstand. Für ihn, der so wenig Neigung dafür empfand, im öffentlichen Leben eine Rolle zu spielen, hatte die ungestörte Ruhe der Bücherſäle unvergleichlich größeren Reiz als die Lehrkanzel einer Universität.

So hätte er vielleicht sein Leben als Bibliothekar beschlossen, wenn nicht plötzlich aus der Heimath, an der er mit ganzem Herzen hing, ein Ruf an ihn ergangen wäre. Er war zum Nachfolger seines inzwischen verstorbenen Lehrers C. W. Smith ausersehen. Den Bemühungen Fausböll und Wimmers gelang es, ihm eine Zusage abzuringen. So ward er denn am 1. Januar 1883 zum Docenten und fünf Jahre später zum außerordentlichen Professor der slavischen Philologie an der Kopenhagener Universität ernannt. Im Jahre 1887 wurde ihm von der Universität Heidelberg der Ehrendoctor der Philosophie verliehen und ein Jahr darauf wählte ihn die Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen zu ihrem Mitglied. Doch schon war ihm ein tückischer Feind erstanden, dessen Angriffen er trotz allen Widerstandes erliegen sollte: die Krankheit. Ums Jahr 1886 traf ihn der erste Schlaganfall. War er auch leicht und hinterließ kaum eine Spur, so war er doch nur der Vorbote künftiger schwererer Anfälle. Sie brachen die Lebensfreude und Schaffenslust des kräftigen Mannes. Mühsam nur konnte er sich in den letzten Jahren zum Colleg schleppen. Dennoch hielt er sich mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft bis zum letzten Augenblick aufrecht. Als er schließlich gezwungen war, seine Vorlesungen einzustellen, da war auch das Ende für ihn gekommen. Er ist gestorben wie ein Kämpfer auf dem Schlachtfeld. Ein gütiges Geschick hat ihm erspart, was er in seinen letzten Jahren mehr als alles andere fürchtete: ein durch Siechthum verwüstetes, unnützes Dasein hinzuschleppen, weiter zu leben als ein todter Mann.

Verner war ein echter Germane: kräftig und hoch gewachsen, blondhaarig und blauäugig. Den Grundzug seines Wesens bildete ein wunderbar klarer und scharfer Verstand, so daß man ihn nicht mit Unrecht die verkörperte Logik genannt hat. Die durchsichtige Klarheit der Darstellung und die musterhafte Methode der Beweisführung, die an seinem berühmten Aufsatz immer aufs neue entzücken und hinreißen, legen glänzendes Zeugniß von seiner souveränen Herrschaft über den schwierigsten Stoff ab. Der Leser fühlt schon nach wenigen Zeilen: das ist nicht der unsicher tastende Versuch eines Anfängers, das ist das Werk eines Meisters. Daß er zugleich ein vorzüglicher Mathematiker und ein leidenschaftlicher Schachspieler war, kann bei einem Manne von seiner logischen Begabung nicht befremden. Ebenso ist es nur natürlich, daß bei ihm das Gefühlsleben hinter der Verstandesthätigkeit zurücktrat. Affecte und Leidenschaften vermochten niemals seinen wahrhaft stoischen Gleichmuth zu stören. Vom Gesellschaftsleben hielt er sich fern; er begnügte sich damit, das Thun und Treiben der Menschen als unbetheiligter Beobachter mit sozusagen wissenschaftlicher Objectivität zu studiren. Den wenigen, die ihm nahe standen, war er immer ein guter Kamerad und zeigte ihnen ruhiges, herzliches Wohlwollen. Die Schöpfungen der Kunst blieben ihm fremd; dagegen hatte er ausgesprochenen Sinn für Komik, freute sich der Naturschönheiten und liebte die Kinder. Sein höchster Genuß war und blieb aber die wissenschaftliche Forschung. In ihr lebte und webte er.

Es ist tief zu beklagen, daß es ihm seit seinem Debut niemals wieder gelingen wollte, seine krankhafte Abneigung gegen die Oeffentlichkeit zu überwinden. Welche Fülle von Erkenntniß ist mit ihm zu Grabe getragen, unrettbar für die Wissenschaft verloren gegangen! Ich erinnere nur an seine Studien über den slavischen Accent, denen er lange Jahre gewidmet hat. Auf alle die Aufschlüsse, die uns sein genialer Scharfblick und sein durchdringender Verstand hätte geben können, müssen wir nun verzichten; denn es ist wenig wahrscheinlich, daß sein Nachlaß abgeschlossene Arbeiten enthalten werde. Doch wir wollen nicht klagen um den Verlust dessen, was er uns hätte schenken können, sondern lieber mit dankbarer Freude der Gaben gedenken, die wir von ihm empfangen haben. Es ist, ich wiederhole dies nochmals, genug und übergenug, die Spur seines Daseins auf Jahrhunderte hinaus vor dem Untergang zu bewahren.

Doch man kann die That Verners nur dann in ihrer vollen Größe würdigen, wenn man sie in den Rahmen einfügt, der ihr gebührt, wenn man sie im Zusammenhang mit der Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft betrachtet. Bei keiner anderen Gelegenheit läßt sich die stetig fortschreitende Entwicklung der die Forschung beherrschenden methodologischen Anschauungen so deutlich beobachten wie hier; bei keiner andern Gelegenheit wird uns die Thatsache so lebhaft ins Bewußtsein gerufen, daß die ganze Entwicklung der Wissenschaft dem einen großen Ziele zustrebt, den Factor des Zufalls aus der Rechnung auszumerzen und die Geschehnisse zu begreifen, d. h. sie auf Gesetze zurückzuführen.

Als Franz Bopp, ein Zwanzigjähriger, im Jahre 1812 nach Paris pilgerte, um in die Geheimnisse der altindischen Sprache und Literatur einzudringen, da ging es ihm wie Saul, dem Sohne des Kis, der auszog, seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand. Denn ein Königreich hat auch Bopp gefunden, ein Weltreich, in dessen Grenzen die Sonne nicht untergeht, das von den farbenprächtigen Tropengefilden Indiens bis zur Ultima Thule im nordischen Meere, bis nach Island reicht. Was er aus der Seinestadt heimbrachte, waren nicht nur Bruchstücke altindischer Epik, in herzlich holperigen Versen übersetzt, es war auch die unumstößliche Erkenntniß, daß die Sprachen der Inder und Iranier, der Griechen, Römer und Germanen einer Bildung, eines Stammes seien. Was Friedrich Schlegels spürender Scharfsinn mehr geahnt als erkannt hatte, das hat Franz Bopp durch eine systematische Vergleichung und methodische Analyse der grammatischen Formen dieser Sprachen bewiesen. Deshalb datiren wir vom Frühling des Jahres 1816, da Bopps Erstlingsschrift über das Conjugationssystem der Sanskritsprache erschienen ist, den Ursprung der indogermanischen Sprachwissenschaft. Fünf Jahre später, im Frühling 1821, hat Jacob Grimm, als er mit der Umarbeitung des ersten Bandes seiner deutschen Grammatik beschäftigt war, die Formulirung des Gesetzes gefunden, das die Entwicklung

der indogermanischen Consonanten im Germanischen bestimmt. Er ist durch die Entdeckung der Lautverschiebung der Begründer der indogermanischen Lautlehre geworden, wie Bopp durch sein Conjugationssystem der Begründer der indogermanischen Formenlehre.

Von Jacob Grimm haben wir gelernt, daß die vorgermanischen Tenues p t k im Germanischen zu f th (wie englisches hartes th zu sprechen) h (wie deutsches ch zu sprechen), die Mediae b d g zu p t k und endlich die Aspiraten bh dh gh zu b d g geworden sind. Durch Jacob Grimm war in ein Chaos Ordnung gebracht, durch ihn aller Willkür, allem planlosen Rathen ein- für allemal der Riegel vorgeschoben worden; sein Gesetz ist der feste Grundstein, darauf sich der stolze Bau der germanischen Grammatik erhebt. Aber jede Lösung eines wissenschaftlichen Problems birgt neue Probleme in sich. Das Auge der Forscher, zuerst geblendet durch den grellen Strahl, der so plötzlich die Finsterniß erhellt hatte, begann sich nach und nach an den Glanz zu gewöhnen. Und als es seine volle Sehschärfe wieder gewonnen hatte, da bemerkte es zwei dunkle Punkte inmitten des lichten Bildes. Zwei große Gruppen von Ausnahmen blieben bestehen, die jeder Regel zu spotten schienen.

Wir haben gesehen, daß die indogermanischen Medien b d g in den germanischen Sprachen zu den Tenues p t k geworden sind. Trotzdem gibt es aber eine Anzahl von Beispielen, wo eine Verschiebung der vorgermanischen Medien überhaupt nicht erfolgt zu sein scheint. Man vergleiche z. B. das altindische Verbalnomen bandhanam „das Binden" mit dem gothischen Infinitiv bindan: in beiden Wörtern erscheint gleicherweise ein b, während wir doch nach Grimms Regel in der gothischen Form ein p erwarten sollten. Ganz ebenso entspricht dem d von altind. duhitar „Tochter" im Germanischen ein d, nicht ein t, wie das altsächsische dohtor lehrt. Die Lösung des Räthsels verdanken wir dem ausgezeichneten Stettiner Mathematiker und Sanskritisten Hermann Graßmann. Er hat erkannt, daß das altindische b d g in vielen Fällen gar nicht auf ein b d g der indogermanischen Ursprache zurückgeht, sondern auf ursprünglichem bh dh gh beruht. Diese Aspiraten haben im Sonderleben der altindischen Sprache überall dort ihren Hauchlaut verlieren müssen, wo die folgende Silbe ebenfalls mit einem aspirirten Laut beginnt. Hieraus ergibt sich die Regelmäßigkeit des germanischen b in goth. bindan ganz unmittelbar. Es ist die normale Fortsetzung einer indogermanischen Aspirata bh, die in dem indischen bandhanam wegen des nachfolgenden dh ihren Hauchlaut eingebüßt hat. So war durch Graßmann ein Theil der Ausnahmen des Lautverschiebungsgesetzes glücklich beseitigt. Eine zweite, ungleich größere und wichtigere Gruppe dagegen spottete nach wie vor jeder Erklärung.

Es heißt im Lateinischen pater „der Vater" und frater „der Bruder". Dieses, wie jenes Wort, weist ein indogermanisches t auf. Man sollte nun erwarten, daß hier wie dort der indogermanische t-Laut durch germanisches th vertreten werden müßte. Diese Erwartung wird aber durch die Thatsachen der germanischen Lautgeschichte nicht bestätigt. Vielmehr finden wir im Gothischen neben bróthar mit regelrechtem th die auffallende Form fadar, dessen d nicht zu Grimms Gesetz stimmen will. Wäre das Beispiel vereinzelt, so hätte man sich vielleicht mit der bloßen Constatirung der Ausnahme beruhigt. Aber die Doppelvertretung der indogermanischen Tenues p t k durch f th h auf der einen, b d g auf der andern Seite ist viel zu häufig, als daß man sie einem Zufall zuschreiben könnte. Ja, was das merkwürdigste ist, sie tritt nicht selten bei einem und demselben Wort auf. In der Conjugation der ablautenden Verba, deren Wurzelsilbe im Indogermanischen auf p t k ausgeht, findet sich ein ganz regelmäßiger Wechsel zwischen beiden Vertretungen. Im ganzen Präsens, sowie im Singular des Präteritums erscheint das normale f th h, im Plural des Präteritums dagegen und im Participium des Präteritums treffen wir das anormale b d g. Man vergleiche z. B. Präs. zihu „ich zeihe", Präteritum zêh mit dem Plural Prät. zigum und dem Particip gizigan. Schon mancher scharfsinnige Forscher hatte sich abgemüht, des Räthsels Lösung zu finden, keinem war es geglückt. Da brachte im Jahre 1876 der dreiundzwanzigste Band der altberühmten Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung einen kurzen Aufsatz aus der Feder eines jungen Gelehrten, dessen Namen niemand kannte. Aber diesem Unbekannten war gelungen, was selbst Wilhelm Scherer vergebens versucht hatte. Dieser Unbekannte war Karl Verner.

Was der Untersuchung ihr charakteristisches Gepräge gibt, ist der Umstand, daß zum erstenmal der indogermanische Accent in planvoller und streng methodischer Weise zur Erklärung herangezogen wird. Den großen principiellen Fortschritt, der hierin liegt, wird jeder zu würdigen verstehen, der Gelegenheit gehabt hat, den Einfluß der Betonung auf die Entwicklung des Lautstandes und damit auch mittelbar auf die Entwicklung der Flexion zu beobachten. Daher ist es wohl begreiflich, daß seit Verner der indogermanische Accent in den Mittelpunkt der Forschung getreten ist, daß die Rolle, die in unserm grammatischen System die Accentlehre spielt, von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewonnen hat. Verner hat das Problem gelöst, indem er den gothischen Formen bróthar und fadar die altindischen bhrâ'tar und pitár gegenüberstellt. Der Unterschied, der zwischen den beiden indischen Formen besteht, springt in die Augen: bei bhrâ'tar geht der Accent dem t unmittelbar voraus, bei pitár dagegen folgt er ihm nach. Dieselbe Differenz in der Betonung läßt sich bei den indischen Verbalformen nachweisen, die den althochdeutschen Bildungen wie zêh und zigum entsprechen. Die Singularform déça, die mit zêh vollkommen identisch ist, trägt den Accent auf der Wurzelsilbe, der Plural dicimá betont die Endung. Die beiden angeführten Fälle sind typisch für alle andern. Den Betonungsunterschieden, die wir aus der Ueberlieferung der ältesten indischen Sprachdenkmäler kennen, stehen auf germanischem Sprachgebiet lautliche Unterschiede gegenüber. Daß zwischen beiden Erscheinungen ein Causalnexus bestehen müsse, konnte für Verner keinen Augenblick zweifelhaft sein. Indem er aus den beobachteten Einzelfällen eine allgemeine Regel abstrahirte, gelangte er zur Formulirung des berühmten Gesetzes, das als Verners Gesetz jedem Sprachforscher bekannt ist. Es lautet: Die indogermanischen Tenues p t k werden im Wortinnern zu germanischen f th h, wenn der indogermanische Accent ihnen unmittelbar vorausgeht; in allen andern Fällen werden sie zu inlautendem b d g.

Vielleicht wird mancher Leser von diesem Ergebniß enttäuscht sein, weil es ihm dürftig und unbedeutend erscheint. Vielleicht werden ihm die bittern Worte in den Sinn kommen, mit denen Nietzsche den „wissenschaftlichen Menschen" charakterisirt hat: „Er benimmt sich wie der stolzeste Müßiggänger des Glücks: als ob das Dasein nicht eine heillose und bedenkliche Sache sei, sondern ein fester, für ewige Dauer garantirter Besitz. Ihm scheint es erlaubt, das Leben auf Fragen zu verschwenden, deren Beantwortung im Grunde nur für den, der einer Ewigkeit versichert wäre, wichtig sein könnte. Rings umstarren ihn, den Erben weniger Stunden, die schrecklichsten Abstürze, jeder Tritt sollte ihn erinnern: wozu? wohin? woher? Aber seine Seele erglüht bei der Aufgabe, die Staubfäden einer Blume zu zählen, oder die Gesteine am Wege zu zerklopfen, und er versenkt in diese Arbeit das

ganze volle Gewicht seiner Theilnahme, Lust, Kraft und Begierde.“ Es mag vielleicht ein Körnchen Wahrheit in diesen leidenschaftlichen Angriffen enthalten sein, die Wahrheit aber sind sie sicher nicht. Denn sie vergessen ganz, daß nur aus der Zusammenfassung unzähliger, on sich geringfügiger Einzelbeobachtungen ein Gesammtbild gewonnen werden kann. Mag sich die moderne Sprachforschung scheinbar im Detail verlieren, in Wirklichkeit schwebt ihr doch immer das Ziel vor Augen, das einst dem jungen Bopp lockend gewinkt hat: „auf diesem Wege in das Geheimniß des menschlichen Geistes einzudringen und demselben etwas von seiner Natur und seinem Geiste abzugewinnen.“

Auf der Bahn zu diesem stolzen Ziele ist Verners Gesetz ein weithin sichtbares Merkzeichen. Eine neue Epoche der indogermanischen Sprachwissenschaft hebt mit ihm an. Ich will nicht alle die directen Folgerungen aufzählen, die sich daraus für die Geschichte der indogermanischen Sprachen ergeben: wie es uns lehrt, daß in vorhistorischer Zeit ein von der Wurzelsilbe unabhängiger Accent im Germanischen bestanden hat; daß dieser ursprüngliche germanische Accent mit dem indischen in wesentlichen Punkten identisch sei, so daß wir mit Hülfe beider den urindogermanischen Accent reconstruiren können, der uns das Räthsel des Ablautes endlich begreiflich macht; auch von seiner Bedeutung für die Erkenntniß der germanischen Lautverschiebung zu sprechen, wäre überflüssig: jeder sieht, daß durch die einfache Formel der letzte Rest unerklärlicher Ausnahmen beseitigt worden ist. Diese Thatsache, deren absoluter Werth augenfällig ist, gewinnt aber eine weit über den Einzelfall hinausgehende Bedeutung durch ihre principielle Tragweite. Wie Jacob Grimm uns das erste Lautgesetz gegeben hat, so gibt uns Verner das erste *ausnahmslose* Lautgesetz. Zum erstenmal wird uns gezeigt, wie das Thatsachenmaterial ohne jeden Rest in der Formel des Gesetzes aufgeht. Dieses Beispiel ist für die Entwicklung der sprachwissenschaftlichen Methode von entscheidender Bedeutung geworden. Denn um jene Zeit, da Verners Gesetz bekannt ward, hatte eine neue Richtung in der Sprachforschung hervorzutreten begonnen, die den Weg, den August Schleicher und Georg Curtius einst gebahnt hatten, bis zu seinem Ende zu verfolgen entschlossen war. Damit aber verhält es sich folgendermaßen:

Es liegt in der Natur der Dinge begründet, daß eine neu ins Leben gerufene Wissenschaft nicht in voller Rüstung, wie Pallas aus dem Haupte des Zeus, uns entgegentritt. Die Arbeit der ersten Generation ist es, die Fundamente zu legen, fest und unverrückbar, auf daß spätere Geschlechter darauf ein stolzes Gebäude mit Thürmen und Zinnen, Giebeln und Erkern aufführen können. Nicht anders ist's auch bei der indogermanischen Sprachwissenschaft gewesen. Als Bopp mit der Durchführung der Theorie Ernst machte, die Friedrich Schlegel in seiner genial lässigen Weise hingeworfen hatte, und mit dem alten Brauche der Wörtervergleichung brach, um zum erstenmal eine systematische Vergleichung des grammatischen Baues durchzuführen, da hat er für alle Zeiten die methodische Grundlage aller Sprachforschung gelegt. Der methodische Fortschritt den Vorgängern gegenüber war ungeheuer; es ist daher schwer verständlich, wie sich gerade in den Kreisen der Sprachforscher die Anschauung hat festsetzen können, Bopp habe keine eigentliche Methode besessen, er verdanke seine Erfolge lediglich seinem genialen Scharfblick oder, was auf dasselbe hinausläuft, einem glücklichen Rathen. Bopps Lebenswerk hat in der Vergleichung und Analyse der grammatischen Formen, der Flexionsendungen in Declination und Conjugation bestanden. Er ist dadurch, wie ich schon hervorgehoben habe, der Begründer der indogermanischen Formenlehre geworden. Als Begründer der Lautlehre müssen Jacob Grimm und August Friedrich Pott gelten. Ihnen ist es zu danken, wenn der Schalk Voltaire Unrecht behalten hat, als er die Etymologie eine Wissenschaft nannte, in der die Consonanten wenig und die Vocale gar nichts zu bedeuten hätten. Er hätte die etymologischen Bestrebungen seiner Zeit nicht treffender charakterisiren können. Ein Echo seiner boshaften Worte glaubt man in der treuherzigen Versicherung des jungen Jacob Grimm zu vernehmen, daß man am richtigsten die meisten Anfangsconsonanten als gleichgültige Vorsätze vor den Wurzelvocal zu betrachten habe. Der Fortschritt, den Grimm und Pott angebahnt haben, war eine natürliche Folge der Forschungen Bopps. Dieser durfte, ja mußte sich noch mit der Vergleichung ganzer Lautcomplexe, der Endungen begnügen; wäre er nicht mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts geeilt, er hätte nie sein Ziel erreichen können. An seine Nachfolger traten andere Forderungen heran. Ihre Aufgabe war es, die analytische Methode immer feiner auszubilden, ihre Pflicht, die zusammengesetzten Gebilde, mit denen man im Anfang wie mit Einheiten operirt hatte, in ihre Elemente aufzulösen und die Regeln zu bestimmen, nach denen eine Vergleichung dieser einzelnen Elemente unter einander vorgenommen werden durfte.

Kann man das Heroenalter der Sprachwissenschaft, die Zeit eines Bopp, Grimm, Pott, als eine Periode der Eroberung bezeichnen, so muß die Epigonenzeit als die Epoche der Organisation betrachtet werden. Das von allen Seiten zuströmende Material harrte der Sichtung und Ordnung. Zwei Männer haben dieser Zeit ihr charakteristisches Gepräge gegeben: August Schleicher und Georg Curtius, beide von ganz hervorragendem Organisationstalent, beide im Grunde ihres Wesens Epigonennaturen. Schleichers Compendium der vergleichenden Grammatik ist der Code Napoléon der indogermanischen Sprachwissenschaft. Mit einer Klarheit und einer Schärfe, die man nicht genug bewundern kann, hat Schleicher seine Aufgabe gelöst. Wer die langen Reihen der Paragraphen durchgeht, die in knappster Fassung nur das unbedingt Nothwendige bringen, den mag wohl ein Gefühl beschleichen, als ob er durch eine schnurgerade, endlose Pappelallee wandere. Niemals zuvor war die in der Sprache herrschende Gesetzmäßigkeit mit solcher Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht worden, wie durch Schleichers Buch. An Energie und Folgerichtigkeit hinter Schleicher zurückstehend, ihn aber durch die Feinfühligkeit und die sinnige Art seiner Sprachbetrachtung übertreffend, hat Georg Curtius sein Leben lang demselben Ziele zugestrebt wie jener. Den Mittelpunkt seiner Forschung bildet die griechische Sprache, während die Studien Schleichers in den baltisch-slavischen Dialekten ihr Centrum finden. Sein Hauptwerk sind die Grundzüge der griechischen Etymologie, ein Handbuch, das auf die jüngere Generation nicht minder großen Einfluß ausgeübt hat, als Schleichers Compendium. Die reinliche Scheidung zwischen allem regelmäßigen und unregelmäßigen, oder wie Curtius ihn nannte, sporadischen Lautwandel hat zweifellos das Auge der Schüler für die Beobachtung der Gesetzmäßigkeit in der Sprachentwicklung nicht wenig geschärft; sie hat zudem das Verlangen wecken müssen, die alle Ordnung störenden Ausnahmen durch neue Erklärungen zu beseitigen. Hat doch schon Lessing gesagt: „Nur der Einfältigere wird sich bereden, daß durch einzelne Ausnahmen der allgemeine Satz wahr zu sein aufhöre. Der Verständigere untersucht die Ausnahmen, und wenn er findet, daß sie aus der Collision mit einem andern allgemeinen Satz entspringen, so erkennt er sie für Bestätigung beider.“

Nichts anderes besagt der berühmte Grundsatz Leskiens, den er im Jahr 1876 ausgesprochen hat und der in den

Digitized by Google

Kämpfen der siebziger Jahre zum Feldgeschrei einer Gruppe von Sprachforschern geworden ist. Er heißt: „Die Lautgesetze sind ausnahmslos“ und wird von seinem Urheber folgendermaßen erläutert: „Versteht man unter Ausnahmen solche Fälle, in denen der zu erwartende Lautwandel aus bestimmten erkennbaren Ursachen nicht eingetreten ist, wo also gewissermaßen eine Regel die andere durchkreuzt, ist gegen den Satz, die Lautgesetze seien nicht ausnahmslos, natürlich nichts einzuwenden. Das Gesetz wird eben dadurch nicht aufgehoben und wirkt, wo diese oder andere Störungen, die Wirkungen anderer Gesetze, nicht vorhanden sind, in der zu erwartenden Weise. Läßt man aber beliebige, unter einander in keinen Zusammenhang zu bringende Abweichungen zu, so erklärt man im Grunde damit, daß das Object der Untersuchung, die Sprache, der wissenschaftlichen Erkenntniß nicht zugänglich ist.“ Die Worte Leskiens, die das Programm seiner tief eindringenden Untersuchung über die Declination im Germanischen und Lituisch-Slavischen bilden, sind der Ausgangspunkt einer langen und nicht selten erbitterten Polemik geworden. Während man auf der einen Seite ihre Berechtigung mit größerer oder geringerer Schärfe bestritt, suchte man auf einer anderen Seite, wo man ihre Gültigkeit nicht anzweifelte, die Formulirung des Grundsatzes sogar bis auf Schleicher zurückzuführen. Selbst heute noch kann der Streit nicht als völlig beigelegt gelten, wenn auch an die Stelle der Leidenschaft, womit er einst geführt ward, längst ein ruhiger und rein sachlicher Ton getreten ist. So viel steht jedenfalls fest, daß Leskien den Satz von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze in die Discussion geworfen hat, deren Mittelpunkt er lange bleiben sollte. Zu erörteen, ob er wirklich der erste Urheber dieser Lehre gewesen sei, oder ob nicht vielmehr Schleicher auf jenen Namen Anspruch habe, scheint mir unter diesen Umständen müßig. Und zwar aus dem Grunde, weil alle Ideen, die auf den Gedankengang einer Generation bestimmenden Einfluß ausgeübt haben, ihre Wurzeln niemals in dieser Generation selbst, sondern stets in der vorausgehenden haben. Aber wohl gemerkt, nur ihre Wurzeln. Zur vollen Entfaltung, zur unumschränkten Geltung und zur planmäßigen Verwerthung in der Praxis kommt es so rasch nicht. Denn es bedarf immer einer längeren Gewöhnung, einer nur ganz allmählich zu erwerbenden Vertrautheit mit der Tragweite der neuen Lehre, bevor sie mit voller Ueberlegung in der Praxis gehandhabt werden kann. Nun läßt sich nicht leugnen, daß Schleicher durch seine naturwissenschaftliche Sprachauffassung mächtig vorgearbeitet hat, ja daß hin und wieder bei ihm schon der Begriff der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze auftaucht; aber man darf nicht vergessen, daß selbst bei Bopp schon ähnliche Wendungen gelegentlich vorkommen. So weit er auch über diesen in der Strenge der Methode hinausgekommen ist, den letzten Schritt hat Schleicher nicht gethan; dieser war einem Vertreter der jüngeren Generation, war Leskien vorbehalten. Daß diese Entwicklung der principiellen Anschauungen in der Sprachwissenschaft nicht vereinzelt dastand, daß sich überhaupt in steigendem Maße das Bestreben geltend machte, alle geschichtlichen Processe auf feste Gesetze zurückzuführen, lehrt der Eindruck, den Buckle's genialer Versuch allenthalben machte. Selbst auf rein sprachwissenschaftlichem Gebiet spüren wir seine Nachwirkung: Scherers Buch zur Geschichte der deutschen Sprache läßt sie fast auf jeder Seite deutlich erkennen. Auch soll Scherer nicht vergessen werden, daß er neben Leskien zuerst für den streng gesetzmäßig verlaufenden Gang der Lautentwicklung eingetreten ist.

Es ist hier nicht der Platz zu einer Erörterung, ob die Lehre Leskiens objective Gültigkeit habe oder nicht. Genug, daß sie in einem Augenblick hervortrat, wo alles zu ihrer Aufnahme vorbereitet war; genug, daß sie einen wichtigen methodologischen Fortschritt brachte, indem sie ein für allemal verhinderte, unerklärte Ausnahmen zur Grundlage von weiteren Schlüssen zu machen. Die Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze hätte jedoch schwerlich so rasch in weitesten Kreisen Beifall gefunden, wenn ihr nicht gleichzeitig Verners Gesetz zuhülfe gekommen wäre. Hier hatte man gleichsam eine demanstratia ad oculos: ein ausnahmsloses Lautgesetz. Die Unregelmäßigkeiten, die so viel Schwierigkeiten gemacht halten, waren mit einem Schlag beseitigt; alle Einzelheiten fügten sich mit wunderbarer Leichtigkeit in den festen Rahmen weniger, genau formulirter Gesetze. Was wunder, daß fortan das Bestreben der Forscher darauf gerichtet war, mit den Ausnahmen gründlich aufzuräumen, überall die Spur gesetzmäßiger Entwicklung nachzuweisen? Mögen noch so viel Irrthümer und Gewaltsamkeiten im einzelnen bei diesen Bemühungen untergelaufen sein, die Masse der sicheren Ergebnisse, die zum eisernen Bestande der Sprachwissenschaft gezählt werden dürfen, überwiegt das Verfehlte unendlich.

Für die consequente Entwicklung der Wissenschaft, wie sie sich in einer Richtung vollzog, deren nächstes Ziel, dem alles unbewußt zusteuerte, jenes Gesetz war, das so eng mit dem Namen Veeners verknüpft ist, scheint der Umstand sehr bezeichnend, daß noch ein anderer Forscher die Entdeckung Verners um Haaresbreite gestreift hat. Im März 1874 schrieb Eduard Sievers an einen Freund, der kurz vorher die Fälle zusammengestellt hatte, wo die indogermanischen Tenues p t k bald als f th h, bald als b d g erscheinen: „Sollte man nicht an den Einfluß des Accents denken?“ Und er weist durch die Vergleichung der germanischen Formen mit indischen und slavischen nach, daß in allen Fällen, wo indogermanische p t k durch germanische b d g statt durch f th h vertreten werden, der Accent ursprünglich nach der Stammsilbe stehe. „Aber“, fährt er entmuthigt fort, „wie soll Accent und Erweichung zusammenhängen? . . . Hol's der Teufel, daß wir immer noch keinen Ansatz zu einer vernünftigen Accentlehre haben, und wer soll deutsche Lautübergänge verstehen ohne Verständniß der Accentsprünge?“ Man sieht, es fehlt nur ein Schritt, und die Entdeckung Verners war gemacht vor Verner. Aber dieser eine letzte Schritt, der uns heute so einfach scheint, und der in Wirklichkeit doch so schwer ist, er ist damals unterblieben, er ist erst ein Jahr später gethan worden — von Veener. Noch auffallender ist das Zusammentreffen verschiedener Gelehrter beim sogenannten Palatalgesetz. Außer Verner haben es V. Thomsen in Kopenhagen, E. Tegnér in Lund, H. Collitz in Göttingen und Johannes Schmidt in Berlin entdeckt. Seltsamerweise hat keiner der drei skandinavischen Forscher den Fund publicirt; nur Collitz und J. Schmidt sind mit umfangreichen Untersuchungen und Beweisen hervorgetreten. Auch dieses Gesetz hat in ein scheinbar regelloses Durcheinander Regel und Ordnung gebracht. Auch dieses Gesetz ist für die Beurtheilung wichtiger Fragen der indogermanischen Sprachgeschichte von einschneidender Bedeutung gewesen; denn es hat jener Anschauung zum endgültigen Siege verholfen, die in der Buntheit des Vocalismus der europäischen Sprachen gegenüber der Einförmigkeit des Indo-Iranischen eine Erbschaft aus den Zeiten der indogermanischen Ursprache, nicht eine jüngere Entwicklung sehen wollte. Damit aber verhält es sich folgendermaßen.

Man weiß, daß im Italienischen das lateinische c und g unverändert erhalten geblieben ist, wenn ihm ein a, o oder u folgt, daß es dagegen vor e und i zu č und dž geworden ist. Man vergleiche z. B. italienisch casa, colonna, gallo, gusto mit cento, cinque, gente u. dgl. m. Etwas ganz ähnliches treffen wir auch auf indischem Sprachgebiet an:

vor i wird ursprüngliches k und g zu c und j (die wie ś und dź zu sprechen sind), während es vor u unverändert erhalten bleibt. Man vergleiche z. B. cid mit lateinisch quid. Soweit ist alles in bester Ordnung. Die Verwirrung beginnt aber sofort, wenn man die indo-iranischen k-Laute vor a betrachtet: da erscheint bald k und g, bald c und j; und doch ist der folgende Laut immer derselbe. Was mag die Ursache der Verschiedenheit in der Entwicklung sein? Die Antwort liegt auf der Hand, wenn man die indo-iranischen Wörter den entsprechenden griechischen oder lateinischen gegenüberstellt: alsdann erscheint im Indo-Iranischen das c oder j nur vor dem a, dem auf europäischem Boden ein e entspricht. Vor einem a dagegen, das europäisches a oder o zur Seite hat, bleiben k und g erhalten. Es heißt also im Indischen ca „und", weil das europäische Wort ein e hat, vgl. lateinisch que; jedoch kati „wie viele?", weil die europäische Form nach Ausweis des lateinischen quot ein o zeigt. Aus dieser Thatsache folgt, daß in dem indo-iranischen a zwei ursprünglich verschiedene Laute zusammengefallen sein müssen, nämlich ein heller (oder palataler) Vocal, der dem europäischen e entspricht, und ein nichtpalataler dunkler Vocal, in den sich europäisch a und o theilen. Wenn diese Entdeckung auch nicht die große Bedeutung des Accentgesetzes beanspruchen kann, so hat doch auch sie für eine ganze Reihe wichtiger Fragen einen vollständigen Umschwung in der Auffassung gebracht. Von Bopp bis auf Schleicher hatte das Indische unbestritten für den alterthümlichsten Vertreter der indogermanischen Sprachfamilie gegolten. Damit war es nun vorüber. Den Sprachforschern wurden die Augen geöffnet, sie lernten auch an der scheinbar so ursprünglichen Sprachform des Indischen neue, einzelsprachliche Entwicklung von altem Erbgut deutlich unterscheiden. Hiemit verschob sich natürlich auch die Stellung, die das Indische bisher im Centrum der Sprachwissenschaft eingenommen hatte. Die anderen Sprachen, vor allem das Griechische, begannen mehr in den Vordergrund zu treten, seit man erkannt hatte, daß der alte Spruch: ex oriente lux nicht unbedingten Anspruch auf Allgemeingültigkeit machen könne, daß auch der Occident Licht zu spenden vermöge, das Dunkel der Vorgeschichte unsres Sprachstammes zu erhellen. Ja, damit nicht genug. Sobald man sich in der Sprachgeschichte von den Fesseln der hergebrachten Anschauungen befreit hatte, die alles Heil vom Osten erwartete, begann sich auch dieselbe Emancipation auf dem Gebiete der indogermanischen Alterthumskunde zu vollziehen. Auch hier scheint der Orient seine Rolle ausgespielt zu haben; täuscht nicht alles, so ist der Tag nicht fern, wo die Wiege des indogermanischen Urvolks von keinem Forscher mehr in irgend einem geheimnißvollen Winkel Asiens gesucht wird, wo die Vertreter der Archäologie und der Sprachwissenschaft darin einig sind, die indogermanische Urheimath im Nordosten Europa's zu sehen.

So führen auch von dem, was beim ersten Blicke klein und unbedeutend erscheinen mag, die Wege nach allen Seiten aufwärts zu ragenden Gipfeln. Möge es uns nur an kühnen Pfadfindern niemals fehlen! Das ist der Wunsch, den wir dem Todten ins Grab mitgeben, ihm, der unter allen der kühnsten einer gewesen ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

-e- **Geschichte der französischen Literatur im XVII. Jahrhundert von Ferdinand Lotheißen. Zweite Auflage. Wien, Gerold, 1897.** Die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage dieser tüchtigen, auf umfassenden und quellenmäßigen Studien erwachsenen Geschichte der französischen Literatur im siebzehnten Jahrhundert zeugt für das Verdienst der Arbeit. So viel neue Forschungen im einzelnen auch unsre Kenntniß der historischen und literarhistorischen Zusammenhänge erweitert und bereichert haben: im ganzen behauptet sich durch ihre Genauigkeit und Reichlichkeit Lotheißens Darstellung, die selbst in Frankreich bis zur Stunde — z. B. in Lansons Bibliographie — einen Ehrenplatz einnimmt. Die früheren vier Bände des Werkes sind durch wesentlich engeren Druck auf zwei Bände zusammengedrängt. Ein ausführliches Register und eine biographische Einleitung von M. Necker erscheinen als Beigaben.

-r. **Alte Karte von Ostfriesland.** Im Sommer 1895 wurde dem Astronomen Fabricius in dem ostfriesischen Orte Osted, wo er von einem Torfgräber ermordet wurde, ein herrliches Denkmal gesetzt. Die Bedeutung des Fabricius liegt nicht nur auf dem Gebiete der Astronomie (er ist der Entdecker der veränderlichen Sonnenflecken); auch als hervorragender Geograph hat er sich einen Namen gemacht. Zeugniß hievon gibt eine 1589 erschienene Karte von Ostfriesland, welche vor einiger Zeit nebst anderen Raritäten aufgefunden wurde. Genannte Karte, in lateinischer Sprache abgefaßt, umschließt neben Ostfriesland einen Theil von Oldenburg, den Jahdebusen mit Varel und Neuenburg, sowie das Jever- und Rüstringerland. Das geographische Werk, dessen Entstehung in die Genesis der Kartographie fällt, ist wegen seiner sorgfältigen, auf eigener Beobachtung beruhenden Ausführung auch in geologischer wie in culturhistorischer Bedeutung hervorragend. Entstehung und Verschwinden von Inseln der Nordsee, Einbrüche des Meeres, die einstigen Flußläufe und deren Windungen, die ausgedehnten Waldungen und Moore, Pontes longi: alles dieses wird so vorgeführt, wie es vor 300 Jahren bestand. Von ganz besonderem Interesse sind die bei den größeren Dörfern und den Städten beigegebenen kleinen Ansichten, anstatt der nackten Namensbezeichnung. In Dollart steht die Bemerkung, daß 1277 drei 33 Dörfer und Ortschaften untergegangen sind, während die Entstehung des Jahdebusens auf den 17. Januar 1512 verlegt wird. Dann ist ein Wolfisch von 60 Fuß Länge und 30 Fuß Umfang abgebildet und näher beschrieben, der 1580 bei Dorum auf dem Watt gestrandet ist. Die Karte trägt die Jahreszahl 1592 und den Namen des Kupferstechers Theophilus Frisius (Rechtsrath Dr. Sello hat im Verlag von Bruhns in Norden über den Fund eine belehrende Schrift erscheinen lassen, welche auch die durch Lichtdruck farsimilirte Karte enthält). — Wir benützen den Anlaß, auf die bei Flemming in Glogau erschienene, in Farbendruck ausgeführte, Nordpolkarte in 1:20,000,000 hinzuweisen; die ganze Fahrt Nansens, die Rückfahrt des „Fram", die Reisen seit 1827 bis zu den jüngsten Forschungen sind im Plan eingetragen und durch Farben, Strichelu rc. unterschieden. Sämmtlicher Expeditionen sind dann nach am Rand der Karte angegeben.

Z. **Deutscher Juristentag.** Der soeben ausgegebene erste Band der Gutachten für den 1897er Deutschen Juristentag enthält: 1) Gutachten von Prof. Fromhold (Greifswald): Wie sind das Anerbenrecht und die Rechtsverhältnisse bei Renten- und Ansiedelungsgütern zu gestalten? 2) von Prof. Ehrenberg (Göttingen): Welche Stellung ist in dem zu erwartenden Versicherungsgesetze der Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit zu gewähren? 3) von Reichsger.-Rath Steaglein (Leipzig) und Prof. v. Liszt (Halle): Die Behandlung des dolus eventualis im Strafrecht und Strafproceß. 4) von Amtsrichter Prof. Bornhak (Berlin): Empfiehlt sich ein Versuch der Deportation auch den Colonien als Strafe? 5) von R.-Anwalt Dr. Neumann: Nach welchem örtlichen Rechte sind aufgrund internationalen Privatrechts die Vertragsobligationen zu beurtheilen? — Voraussichtlich findet der 1897er Juristentag in Graz statt.

* Innerhalb der Südafrikanischen Republik sind, wie Zeitungen in Prätoria berichten, die Ruinen eines Tempels gefunden worden, dessen Bauart, äußere Form u. s. w. genau übereinstimmen mit den als genannten Ruinen von Zimbabye in Maschona-Land. Die ersteren liegen auf dem nahe bei Machanodorp gelegenen Blauwberg-Hügel. Die Ruine ist 25 Fuß hoch und hat einen Umfang von 50 Fuß; in ihrer unmittelbaren Nähe zeigen sich einige alte Goldbergwerke, die genau so angelegt sind wie die alten Bergwerke in Maschona-Land.

* **München.** Dr. Karl Seitz, Vorsteher an der Universitäts-klinik für Kinderkrankheiten, ist zum außerordentlichen Professor befördert worden.

* **Würzburg.** Der Privatdocent der Chirurgie Dr. Hoffa hat eine außerordentliche Professur für Orthopädie erhalten.

* **Freiburg i. B.** Den achtzigsten Geburtstag feierte am 2. Januar der außerordentliche Professor der Chirurgie Dr. Albert Schinzinger. Sein Specialgebiet sind Knochenbrüche und Ver-

Digitized by Google

wendungen, für Heilung der letzteren hat er eine jetzt allgemein eingeführte Methode angegeben.

* **Bonn.** In der philosophischen Facultät hat sich Dr. Max Förster aus Danzig, seit zwei Jahren Lector der englischen Sprache, als Privatdocent für das genannte Fach habilitirt.

* **Halle.** Der Herausgeber der „Allg. Missionszeitschrift", Pastor D. Warneck, ist zum Honorarprofessor an der hiesigen theologischen Facultät ernannt worden und wird zunächst über Geschichte der Mission lesen.

* **Berlin.** Die hiesige Wochenschrift „Das Echo" bringt einen Aufruf zu Gaben für Rudolf Znid, den Erfinder der unhaltbaren Theorie von den „kritischen Tagen", der, an beiden Beinen gelähmt, mit seiner Familie in Noth gerathen ist.

* **Innsbruck.** Privatdocent Dr. Johann Loos ist zum außerordentlichen Professor der Kinderheilkunde ernannt worden.

* **Zürich.** Durch Schenkung erhielt das Landesmuseum auch die zweite Hälfte der vom Historienmaler Ludwig Vogel herrührenden Sammlung von Skizzen schweizerischer Volkstrachten, Häuser und Geräthe ꝛc., so daß diese einzig dastehende Sammlung nunmehr vollständig hier vereinigt ist.

* **Loewen.** Der Docent Dr. A. Nys erfand ein Heilserum für Lungenentzündung und Lungenschwindsucht (?). Auf Anordnung der Regierung werden an Kranken damit Versuche gemacht.

* **Paris.** Baronin Hirsch hat dem Institut Pasteur als „Neujahrsgabe" zwei Millionen Francs übersandt.

* **London.** Wie die „Times" mittheilen, hat Dr. Fahrer, Leiter der archäologischen Aufnahmen für die Nordwestprovinzen Indiens, auf einer nach Nepal unternommenen Forschungsreise die vor 2000 Jahren durch König Asoka (Piyadasi, den Frommen), den Konstantin des Buddhismus, durch eine Inschrift beglaubigte Geburtsstätte Buddha's entdeckt. Die Regierung von Nepal hatte zu den Untersuchungen Fahrers ihre Zustimmung ertheilt und den Gouverneur von Palpa abgeordnet, ihm entgegenzugehen und behülflich zu sein. Der Gouverneur wollte mit Fahrer in Nigliva zusammentreffen, indessen ein glücklicher Zufall brachte es zuwege, daß die Begegnung etwa 25 Kilometer nordöstlich von diesem Punkt, auf den man ursprünglich ein Hauptaugenmerk gerichtet hatte, in Mangu Paderiya stattfand. Hier bei den Trümmern mehrerer verfallenen „Stupas" (über Buddhareliquien erbauter Thürme) stand einer von den Steinpfeilern, wie sie König Asoka im 3. Jahrhundert v. Chr. zahlreich zur religiösen Beermahnung des Volkes aufgeführt, der etwa 3 Meter über die jetzige Bodenhöhe der Trümmer hervorragt und verschiedene Pilgerinschriften trägt, von denen eine wohl bis in das 9. Jahrhundert zurückreicht. Dr. Fahrer wurde auf diesen Monolithen aufmerksam, ließ Nachgrabungen veranstalten und den Monolithen in der Tiefe weitere 4 Meter freilegen, wobei er auf eine wohlerhaltene Inschrift Asoka's stieß, die sich etwa 1 Meter unter der früheren Bodenfläche befand. Auf dieser Inschrift erklärt Asoka, daß er im 20. Jahre nach seiner Salbung (angefähr 239 v. Chr.) nach dem Garten von Lumbini gekommen sei, dort seine Andacht verrichtet, verschiedene Stupas und diese Säule genau an dem Orte, wo der Herr Buddha geboren wurde, errichtet habe, um der Nachwelt dieses freudige Ereigniß in Erinnerung zu bringen. Etwa 28 Kilometer nordwestlich von der Steinsäule liegt eine weitschichtige Trümmerstätte. Es sind die mit Wald überwachsenen Reste von Stupas, Klöstern und Palästen, die einst zu Kapilavastu, der Residenz von Buddha's Vater, gehörten und sich in einem Umkreis von 11 Kilometer in der geraden Linie vom Dorfe Amonli bis nach Tilaura Kot am Flusse Banganga hinziehen. Die Regierung von Nepal hatte gestattet, im Laufe des jetzigen Winters auf diesem wüsten Trümmerfelde umfassende Nachgrabungen zu veranstalten. Wegen der Hungersnoth und der Schwierigkeit, an Ort und Stelle eine große Zahl Arbeiter zu verpflegen, ist beschlossen worden, die Nachgrabungen im kommenden Winter und dann durch die Nepalesen Pioniere ausführen zu lassen. Durch die Entdeckung der Inschrift des Königs Asoka gewinnt ein anderes historisches Document wieder erhöhtes Interesse für die Feststellung des Geburtsortes Buddha's: nämlich der berühmte Bericht des chinesischen Pilgers, Hiuen-Tsang, der von 629 bis 645 n. Chr. Indien 10 Jahre lang bereist hat und auch die Stelle besuchte, wo die Trümmer Kapilavastu's liegen sollten. Er erwähnt eine Bildsäule, die an dem Ort errichtet sei, wo sich das Schlafzimmer der Königin Maya, der Mutter Buddha's, befand.

* **London.** Das britische Museum hat, wie bereits erwähnt, letzthin einen wahrscheinlich aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. stammenden Papyrus erworben, auf dem sich die verloren gegangenen Oden des lyrischen Dichters Bakchylides befinden. Bakchylides war ein Zeitgenosse Pindars. Gleich diesem verherrlichte er die Siege seiner Gönner auf den olympischen und anderen griechischen Nationalspielen. Die alten Kritiker stellen ihn so hoch, wie Pindar und Simonides. Die erworbene Handschrift ist leider stark verstümmelt. Doch enthält sie wenigstens Bruchstücke von 15 bis 20 Oden. Bakchylides ist jetzt der vierte griechische Schriftsteller, dessen Werke, nachdem sie viele Jahrhunderte für verloren gegolten haben, auf einem ägyptischen Papyrus wieder ausgefunden worden sind. Die anderen drei sind Hyperides, Herondas und Aristoteles. Mit Ausnahme der 6 entdeckten Reden des Hyperides befinden sich alle diese Papyri im britischen Museum.

* **Stockholm.** Das Testament Alfred Nobels bestimmt, daß aus dem ganzen realisirbaren Vermögen ein Fonds gebildet werde, dessen Zinsen jährlich zu fünf Theilen vergeben werden sollen, und zwar je einer für die wichtigste Entdeckung oder Erfindung im Bereiche der Physik, für die wichtigste chemische Entdeckung oder Verbesserung, für die wichtigste Entdeckung im Bereiche der Physiologie und Medicin, für ausgezeichnete Erzeugnisse in idealistischer Richtung im Bereiche der Literatur und ein Preis für denjenigen, der am meisten aber besten für die Sache des Weltfriedens gewirkt hat. Die Preise sollen an Skandinavier oder Nichtskandinavier vertheilt werden. Der Fonds dürfte nach Auszahlung der Vermächtnisse an einzelne Personen 35 Millionen Kronen betragen.

* **Dorpat.** Die Universität zählt im ganzen 1185 Studenten, darunter 277 Pharmaceuten. 84 Lehrer und 75 Verwaltungsbeamte sind an der Universität thätig. Die alte Hochschule, die kürzlich ihr 94jähriges Bestehen feierte, verliert immer mehr von ihrer früheren wissenschaftlichen Bedeutung. Rector Budilowitsch ist auf weitere vier Jahre in seiner Stelle bestätigt worden.

* **Athen.** Auf Antrag des Abgeordneten von Mantinea N. Theotokis hat der Finanzausschuß der griechischen Kammer in das Budget des Jahres 1897 einstimmig eine Summe von 2000 Drachmen eingesetzt zur Begründung des von Professor Dr. K. Neumbocher in München geplanten mittel- und neugriechischen Seminars. Die Bewilligung der Forderung durch das Plenum der Kammer ist so gut wie sicher. Mit Hülfe dieser nationalen Zumendung und der jüngst von dem griechischen Gemeinderath in Teinst beschlossenen Dotation dürfte das für das Gedeihen der mittel- und neugriechischen Disciplin so wichtige Institut endgültig gesichert sein.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Einleitung in das Studium der Sociologie.

Von

Herbert Spencer.

Herausgegeben von Dr. Heinrich von Marquardsen.

Zweite durch einen Nachtrag vermehrte Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. in 1 Band 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 14. und 15. Band.)

Herbert Spencer, der angesehenste englische Philosoph der Neuzeit, behandelt in vorstehendem Werk die verschiedenen Probleme der Gesellschaftswissenschaft. In der Gegenwart wendet sich das allgemeine Interesse den socialen Fragen immer mehr zu, sodaß dieses außerordentlich reichhaltige und anregende Buch in seiner zweiten, durch einen Nachtrag vermehrten Auflage allseitige Theilnahme finden wird.

Das Werk bildet den 14. und 15. Band der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek". Verzeichnisse der erschienenen 68 Bände dieser Sammlung werden von jeder Buchhandlung gratis geliefert. (18662)

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 119. Band. Erstes Heft.

Inhalt: Wieder Neujahr im Orient. — Die Rettung der Familie durch Christus. Eine cultur-historische Weihnachtsbetrachtung. — Der Einfluß der Geschichte auf den Volkscharakter. — Der Klosterwald. — Karl Graf von Montalembert in seiner Jugendzeit (1810—1836). — Ein neuer Lebensführer für Gebildete. (1015)

Neuer Bücher-Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig 1896.

Schöne Wissenschaften.

Anzengruber's, Ludwig, Dorfromane. 2. Band: Der Sternsteinhof. Eine Dorfgeschichte. 3. Auflage. geh. M. 3.—, geb. M. 3.50

Dahn, Felix. Bis zum Tode getreu. Erzählung aus der Zeit Karls des Großen. 11. Auflage. geh. M. 7.50, geb. M. 8.50

— — Frigga's Ja. Erzählung. 2. Auflage. geh. M. 4.—

— — Gedichte. 3. Sammlung. Balladen und Lieder. 2. durchgesehene Auflage. geh. M. 7.50, geb. M. 9.—

— — Ein Kampf um Rom. Historischer Roman. 4 Bände. (Mit 3 Karten.) 23. Auflage. geh. M. 24.—, geb. M. 28.—

— — Kleine Romane aus der Völkerwanderung, Band 1: Felicitas. Historischer Roman (a. 476 n. Chr.). 14. Aufl. geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

— — — Band IX: Vom Chiemgau. Historischer Roman. (a. 596 n. Chr.) Mit 1 Karte. 1.—6. Auflage. geh. M. 6.—, geb. M. 7.—

Goethes Faust. Für die Aufführung als Mysterium in zwei Tagewerken, eingerichtet von Otto Devrient. 4. unveränd. Aufl. M. 1.—

— — Dasselbe in zwei Teilen zu je M. —.60

Grazie, Marie Eugenie delle. Moralische Walpurgisnacht. Ein Satyrspiel vor der Tragödie. geh. M. 1.—

Hirnabo, C., Erzählungen. (Jutta. Der Staatsanwalt.) geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Rosegger, P., Ebbe und Flut. Gedichte. geh. M. 4.—

Tangermann, W., Blumen und Sterne. Gedichte. geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Tante, die schwarze. Märchen und Geschichten für Kinder. Mit Bildern von Ludwig Richter. 5. Auflage. geh. M. 2.50, geb. M. 3.—

Thouret, Georg, Unterm eathen Kreuz. Vaterländisches Festspiel in drei Bildern für deutsche Mädchen und Jungfrauen, insbesondere für höhere Mädchenschulen. M. —.40

Theologie.

Hase, Karl von, Werke III, 1: Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen. Dritter Theil, erste Abtheilung. (Neue Kirchengeschichte, erste Abtheilung.) Herausgegeben von Professor Dr. O. Krüger. 2. Auflage. geh. M. 7.—, geb. M. 8.50

Rechts- und Staatswissenschaften.

Handbuch der Unfallversicherung. Die Reichs-Unfallversicherungsgesetze, dargestellt von Mitgliedern des Reichsversicherungsamtes nach den Akten dieser Behörde. 2. neu bearbeitete und erheblich vermehrte Auflage. geh. M. 10.—, geb. M. 11.50

Hypothekenrecht, deutsches. Nach den Landesgesetzen der größeren deutschen Staaten systematisch dargestellt. III. Das bayerische Hypothekenrecht von Dr. Ferdinand Regelsberger. Dritte, unter Mitwirkung des königl. Regierungsrathes W. Heole in München bearbeitete Auflage. geh. M. 11.—, geb. M. 12.50

Sprachwissenschaft.

Bibliothek indogermanischer Grammatiken. Bd. II. A Sanskrit Grammar, including both the classical language and the older dialects, of Veda and Brahmana by William Dwight Whitney. Third Edition. geh. M. 10.—, geb. M. 11.50

— — Bd. III. Griechische Grammatik von Gustav Meyer 3. vermehrte Auflage. geh. M. 13.—, geb. M. 14.50

Musikalische Schriften.

Bülow, Hans von, Briefe und Schriften, herausgegeben von Marie von Bülow. II. Ausgewählte Schriften 1850—1892. geh. M. 6.—, geb. in Halbfranz M. 8.—, in Ganzleinwand M. 7.—

Glasenapp, Carl Fr., Das Leben Richard Wagners, in sechs Büchern dargestellt. Dritte, gänzlich neu bearbeitete Ausgabe. Zweiter Band, erste Abtheilung 1849—1853. Mit einem Lichtdruckbild R. Wagners. geh. M. 7.50, geb. M. 9.—

Goldschmidt, Hugo, Handbuch der deutschen Gesangspädagogik. Erster Theil: Das erste Studienjahr. Ausgabe A. Mit Uebungen in hoher Lage M. 7.50. Ausgabe B. Mit Uebungen in tiefer Lage M. 7.50

Jadassohn, S., Aufgaben und Beispiele für die Harmonielehre. 2. Auflage. M. 1.—

— — Lehrbuch des einfachen, doppelten, drei- und vierfachen Contrapunkts. Dritte unveränderte Auflage. geh. M. 2.40, Schulband M. 2.90, fein geb. M. 3.60

— — Traité de Contrepoint simple, double, triple et quadruple. Traduit de l'Allemand par Mathieu Jodin. geh. M. 4.—, in Schulband M. 4.50, fein geb. M. 5.20

Kalkbrenner, Th. A., Die Königlich Preussischen Armeemärsche. M. 1.50

Kunze, Karl, Lehrbuch der Harmonie. Für den Schul- und Selbstunterricht. geb. M. 1.50, in Schulband M. 2.—, fein geb. M. 2.70

Liszt, Franz, Fr. Chopin. (Liszt's Gesammelte Schriften, Band I.) Frei in's Deutsche übertragen von La Mara. Zweite, neu bearbeitete Auflage. geh. M. 6.—, geb. M. 7.50.

Mason, L. W., K. L. Zeibler und K. Hoglund, Neue Gesangschule. Notenkarten nebst Rahmen zum 3. Heft M. 15.—

— — Heft 4. kart. M. 1.50

— — Notenkarten nebst Rahmen zum 4. Heft. M. 15.—

Michelsen, G. A., Der Fingersatz beim Klavierspiel. Didaktisches und Kritisches. M. 1.—

Patterson, Franklin P., The Leit-Motives of „Der Ring des Nibelungen".

First Night „Das Rheingold"	M. 1.20
Second Night „Die Walküre"	M. 1.20
Third Night „Siegfried"	M. 1.20
Fourth Night „Götterdämmerung"	M. 1.20

Richter, Alfred, Die Lehre von der thematischen Arbeit. Mit praktischen Uebungen verbunden. (Musikalische Handbibliothek Bd. XII.) geb. M. 3.—, in Schulband M. 3.50, fein geb. M. 4.20

— — Aufgabenbuch zu E. Friedrich Richter's Harmonielehre. 12. Auflage. geb. M. 1.—, in Schulband M. 1.50, f. geb. M. 2.20

— — Oefeningen ten gebruike bij E. Friedr. Richter's Leerboek der Harmonie, bewerkt volgens de 12de Duitsche uitgaf door Jacques Hartog. M. 1.70

Runge, Paul, Die Sangweisen der Colmarer Handschrift und die Liederhandschrift Donaueschingen. M. 20.—

Medicin.

Centralblatt für Chirurgie, herausgegeben von E. von Bergmann, F. König, E. Richter. XXIII. Jahrg. Nr. 1—52. gr. 8°. M. 20.—

Centralblatt für Gynäkologie, herausgegeben von Heinrich Fritsch. XX. Jahrgang. Nr. 1—52. gr. 8°. M. 20.—

Centralblatt für innere Medicin, herausgegeben von C. Binz, Th. Geehardt, W. O. v. Leube, E. Leyden, C. Liebermeister, B. J. G. Naunyn, H. Nothnagel, redigirt von H. Unverricht. XVII. Jahrgang. Nr. 1—52. gr. 8°. M. 20.—

Centralblatt für die gesammte Medicin. (Gesammtausgabe der Centralblätter für innere Medicin, Chirurgie und Gynäkologie.) Heft 1—52. gr. 8°. M. 50.—

Sammlung klinischer Vorträge begründet von Richard von Volkmann. Neue Folge. Herausgeg. von Ernst von Bergmann, Wilhelm Erb und Franz von Winckel. Nr. 141—171. Lex.-8°. Preis bei Abnahme einer Serie von 30 Heften für jedes Heft M. —.50, Einzelpreis für jedes Heft M. —.75

(Ausführliches Verzeichniss unentgeltlich.)

Bildende Kunst.

Flugblätter, Volksthümliche Lieder mit Zeichnungen deutscher Künstler. Blattgröße 27:34 cm., auf imitiertem Büttenpapier je 10 Pf.

Liebhaberabzüge auf Chinapapier je M. 2.—

7. Vom Himmel hoch da komm' ich her. Zeichn. von Wilh. Steinhausen.
8. Die Lorelei. Zeichn. v. Alex. Frenz.
9. Es liegt eine Krone im grünen Rhein. Zeichn. von Alex. Frenz.
10. O Haupt voll Blut und Wunden. Zeichn. von Fritz Bohle.
11. Bismarcklied. Zeichn. v. J. Sattler.
12. In einem kühlen Grunde. Zeichn. von Th. Rocholl.
13. Wer hat dich, du schöner Wald. Zeichn. von Hans v. Volkmann.
14. O Tannenbaum. Zeichn. v. Kunz Meyer.
15. Wem Gott will rechte Gunst erweisen. Zeichn. von Maxim. Dasio.
16. Es wohnen die alten Germanen. Zeichn. von Johs. Gehrts.
17. Morgenroth. Zeichn. v. Th. Rocholl.
18. Drei Lilien. Zeichn. von W. Müller-Schönefeld.
19. Es ist ein Reis' entsprungen. Zeichn. v. Wilh. Müller-Schönefeld.
20. Es ist bestimmt in Gottes Rath. Zeichn. von Maxim. Dasio.
21. Lied an Schleswig-Holstein. Zeichn. v. Ernst Hansen.
22. An der Saale hellem Strande. Zeichn. von Hans v. Volkmann.
23. Anhalt-Lied. Zeichn. von Ernst Kiesling.
24. Die Hussiten vor Naumburg. Zeichn. von C. Gehrts.
25. O edle Burschenherrlichkeit. Zeichn. von Ernst Haasen.
26. O Straßburg, o Straßburg. Zeichn. von B. Mannfeld.
27. Der König in Thule. Zeichn. v. Franz Hein.

Sammelmappe für die Flugblätter M. 1.50

Thoma, Hans, Kunstblätter nach Original-Lithographien in Facsimile-Wiedergabe. Zum Theil zweifarbig. Blattgröße 40:50 cm. je M. 2.—

Serie II.

11. Christus am Oelberg (farbig).
12. Leichnam Christi.
13. Der Hüter des Thales (farbig).
14. Abend (Flöteblasender Knabe, farbig).
15. Der Ritter.
16. Taunuslandschaft (farbig). (18570)
17. Geiger.
18. Harpye.
19. Genovefa am Wasserfall.
20. Trilonenpaar (farbig).

Sammelmappe nebst Titel M. 4.—

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 5. Januar. Nummer 3.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ein neues Canalproject durch Darien. Von Dr. H. Polakowsky. — Die Aufschrift auf der Tiara des Saitaphernes. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein neues Canalproject durch Darien.

Von Dr. H. Polakowsky.

Die Frage, wo der interoceanische Canal auf dem amerikanischen Isthmus zu erbauen sei, schien bis vor kurzer Zeit definitiv gelöst. Man wußte, daß ein Niveaucanal bei offenem Himmel nirgends besser als auf dem Isthmus von Panamá, d. h. im Chagres- und Rio Grande-Thale und in der Nähe der Panamá-Bahn erbaut werden kann, und man hatte bis vor kurzer Zeit allen Grund, anzunehmen, daß der zweitbeste und viel billigere Nicaragua-Canal der beste aller möglichen Schleusencanäle sei. Diese Ansicht muß heute, nach dem Report of the Nicaragua Canal Board,[1]) als falsch bezeichnet werden. Es ist sehr fraglich, ob die Erbauung und Erhaltung des geplanten Canals mit seinen langen Scheitelbecken, künstlichen Seen und überaus zahlreichen hohen und langen Dämmen möglich sein wird.

Da erscheint es angezeigt, nochmals alle möglichen Projecte, die noch nicht sorgfältig untersucht sind, wenigstens in Erinnerung zu bringen. Ich denke hierbei zunächst an die Darienprojecte. Tehuantepec, San Blas und die Projecte zur Verbindung des mittleren Atrato mit den kleinen Häfen an der pacifischen Küste sind für immer erledigt, deßgleichen die Projecte zur Erbauung eines Canals ohne Schleusen und ohne Tunnel durch Darien. Wenn man aber bisher, im Vertrauen auf die Ausführbarkeit des Panamá- und Nicaragua-Canals, alle Projecte verworfen hat, die zugleich Schleusen und Tunnel erfordern, so ist dieser Standpunkt heute nicht mehr haltbar. Andrerseits fordern der Welthandel und auch die politischen Interessen der Vereinigten Staaten gebieterisch die baldige Durchstechung des Isthmus, auch sichert der zu erwartende Verkehr die Rentabilität des Baues. Allerdings dürfen solche Fehler wie beim Panamá-Canal nicht wieder begangen werden! Es verdient das größte Lob, daß die Nordamerikaner den lockenden Versprechungen und Berechnungen der Herren Menocal, Warner Miller, der Nic. Can. Constr. Comp. und zahlreicher Broschüren 2c. keinen Glauben schenkten, und also nur etwa 3 Millionen Dollars für die Erbauung des Canals auf der Route von Menocal aufgetrieben werden konnten. Weiter ist es eine erfreuliche Thatsache, daß Regierung und Volksvertretung der Vereinigten Staaten die Sache nicht überstürzen, sondern fortfahren, alle Projecte, und besonders das von Nicaragua, durch competente Personen eingehend prüfen zu lassen.

Bei diesem Stande der Canalfrage scheint es mir angezeigt, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ein neues, interessantes Canalproject zu lenken, welches ich — soweit dies nach dem dürftigen mir vorliegenden Material möglich ist — hier auf seinen Werth näher prüfen will.

Ende Juli 1894 meldete sich bei dem Vorsitzenden der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin ein deutsch-amerikanischer „Ingenieur" G. A. Karwiese als Entdecker eines neuen Canalprojects durch Darien. Da die Angaben des Hrn. Karwiese sehr unklar und unvollständig waren, sandte ihn Hr. v. Richthofen zu mir. Hr. Karwiese schickte mir zunächst eine sehr rohe Kartenskizze und bat um eine Unterredung. Aus der Kartenskizze war nur zu ersehen, daß der Canal vom Golfo de San Miguel durch den Darien Harbor, den Rio Tuyra und Rio Yavisa und dann im Thale des kleinen Cabancia-River nach Osten zur Cordillere gehen sollte. Ein Tunnel war nicht markirt. Oestlich der Cordillere war zunächst eine Schleuse eingetragen und dann ging der Canal im Thale eines kleinen Flusses, der gleich südlich vom Pico Tareno mündete (Mt. Tanela auf Wyse's Karte), nach dem Atlantischen Ocean, resp. nach dem Nordwestrande des Golfes von Darien. Zwischen der Hauptcordillere in der Nähe der atlantischen Küste und den Gebirgszügen im Westen der Chucunaqua fand sich die Bemerkung: Proposed artificial lake to be 38 feet in depth above tide. Die gleiche Bemerkung stand auch im Süden der Rios Tuyra und Aputi, eines von Ost nach West fließenden Zuflusses des Tuyra. Wo die westliche Schleuse und wo die Dämme zur Schaffung des künstlichen Sees erbaut werden sollten, war nicht zu ersehen.

Am 10. August hatte ich eine längere Unterredung mit Hrn. Karwiese, der angibt, den amerikanischen Isthmus wiederholt und auf seine Kosten und meist zu Fuß durchwandert zu haben, um die beste Canalroute festzustellen. Hr. Karwiese kannte nicht (oder nur äußerst lückenhaft und oberflächlich) die Karten und die Literatur, die bereits über jenen Theil von Darien existiren, machte auch so ungenügende, thörichte und confuse Angaben über sein Project, seine Reisen und seine Kartenskizze, daß ich die ganze Sache als völlig unreif und einer eingehenden Prüfung nicht würdig ablehnte. Ich berichtete in diesem Sinne an Hrn. v. Richthofen, der noch ungünstiger als ich über Hrn. Karwiese und sein Project urtheilte.

Ich betrachtete die Sache als definitiv erledigt, als sich Hr. Karwiese Mitte 1896 von Nordamerika (Louisville, Ky.) aus nochmals an den Vorstand der Gesellschaft für Erdkunde wandte. Auch von Hrn. Prof. K. v. d. Steinen wurde mir die Sache zur Prüfung überwiesen und mir eine noch schlechtere Kartenskizze ausgeliefert, mit einem geradezu kindlich gezeichneten Profile, aus dem aber zu ersehen war, daß der Canal in einem Tunnel durch die Cordillere, deren Höhe mit 1100 Fuß angegeben war, gehen sollte. Die Canalroute war wesentlich geändert, sie ging im Thale des Yavisa (im Süden des R. Tapisa) in gerade Linie in Ost-Nord-Ost nach dem Ocean, den sie unter 8° 30' ndl. Br., d. h. weit nördlich von „Pico Turenna" (sic!) erreichte. Werthvoll war auch, daß hier die Umrisse des künstlichen

[1]) House of Representat. 54th Congr. 1st Sess. Docum. Nr. 279. — S. auch Peterm. Mitth. Litterb. 1896, Decbr.-Heft.

Sees etwas deutlicher zu erkennen waren. Ich nahm nun einige gute Karten jenes Gebietes zur Hand und kam bald zu der Ueberzeugung, daß ein Canal mit Scheitelbecken und kurzem Tunnel hier nicht unmöglich sein werde, obgleich dieser Theil von Darien durch die Projecte von Gogorza und de Puydt und die Aufnahmen von Wyse und von Selfridge etwas in Mißcredit gekommen ist. Behufs näherer Prüfung — soweit eine solche ohne eigene Aufnahme an Ort und Stelle eben möglich ist — arbeitete ich zunächst einen längeren Fragebogen aus und sandte ihn an Hrn. Karwiese. Als neu und genial erschien mir das Project Karwiese durch die Schaffung des künstlichen Sees, der die Durchstechung der breiten und hohen Ost- oder Haupt-Cordillere erleichtert, und für unmöglich kann ich es nicht halten, da sich auch für das Project von Napipi namhafte Ingenieure ausgesprochen haben.

Die Antwort des Hrn. Karwiese datirt vom 6. October. Ich entnehme ihr folgende Angaben. Hr. Karwiese schreibt, daß er im Zeitraume von 18 Jahren 8 Reisen nach dem amerikanischen Isthmus gemacht habe. Die beiden letzten Reisen waren der Erforschung des Isthmus von San Miguel gewidmet. Als Ostende des Canals wurde zuerst der schön aussehende Hafen von Tatomate in Aussicht genommen, der Tunnel wurde hier aber „zu lang und unpraktisch" befunden. Hr. Karwiese entschied sich „nach eingehenden Recherchen für die Yavisa-Fluß-Canallinie mit dem Hafen von Tolo, in der Flußmündung gleichen Namens am westlichen Ende des Meerbusens von Darien gelegen, und dem geräumigen Hafen von Darien, an der westlichen Canalseite zwischen dem Tupra-Fluß und der San Miguel Bay gelegen und über 18 engl. Meilen Länge 18 F. engl. tief und mehr, mit gutem Ankergrund." Der Leser kann die Route also schon auf der Stieler'schen Karte (Taf. 90) genau feststellen. — Von West aus folgt der Canal dem Darien-Harbor bis zur Mündung des auf der Westseite liegenden Maria-Flusses. „Hier fängt das Wasser an, welches unter dem Namen Tupra-Fluß bekannt ist, auf der westlichen Seite den Balsas-Fluß aufnimmt und dann einen großen Bogen in östlicher und nordöstlicher Richtung macht und sich dann mit dem aus dem Osten kommenden Santa Maria vereinigt und einige Meilen weiter N.O. den Chucunna-Fluß aufnimmt." Weiter wird erklärt, daß der Darien Harbor die nothwendige Tiefe von 38 F. habe und diese im Tupra leicht durch Bagger herzustellen sei ... „bis zu dem Punkte, wo die Gebirgsläufe, wovon das eine Gebirge den Chucunna-Fluß auf der westlichen Seite begränzt, weil (sic!) das gegenüber liegende Gebirge ein directer Zweig des Hauptgebirges (Cordillere) ist, den Punkt liefert, wo die westliche Canalschleuse aufgestellt werden soll, welche dann durch Seitendämme mit diesen Gebirgsläufen in Verbindung gebracht werden soll und so einen Damm herstellen, welcher das Ablaufen des Wassers unter 38 F. Tiefe verhindert und einen künstlichen See herstellt, welcher 38 F. Normaltiefe hat, oder in anderen Worten, dessen Wasserspiegel 38 F. über dem Oceanwasserspiegel ist zur Zeit der mean tide. Dieser See wird bis zu den Gebirgsläufen reichen, wo die Einfahrt in den Tunnel stattfinden soll." Die Zufahrt zu diesem soll im Yavisa-Thale hergestellt werden und soll „$3\frac{1}{2}$ engl. Meilen auf der westlichen Seite vom Tunnel haben". Diese Stelle verstehe ich so, daß der Canal durch $3\frac{1}{2}$ Meilen lange Terraineinschnitte gehen soll, ehe der Tunnel beginnt. Bei welcher Höhe der Böschungen dies geschieht, wird nicht gesagt. Der Tunnel soll $2\frac{3}{8}$ Meilen lang sein „und seine tiefste Linie soll die Linie sein, welche die natürliche Fluth des Stillen Oceans im Yavisa-Fluß zweimal in 24 Stunden feststellt". Dieser Satz ist ganz unverständlich, vollständiger Unsinn! Der Canaltheil im Tunnel stellt einen Theil des Scheitelbeckens dar und wird und muß vollständig unabhängig vom Einflusse von Ebbe und Fluth sein!

Der Tunnel kann durch das trockene Gestein getrieben werden, er ist 88 F. breit projectirt, im Spitzbogenstile mit 148 F. Höhe. Wie neben dem Profile auf einer Kartenskizze bemerkt ist, soll die Decke durch Stahlrippen getragen werden. Die östliche Einfahrt in den Tunnel wird $2\frac{1}{2}$ Meilen lang sein und am Ende eine Schleuse haben und daneben ein Schiffssammelbassin oder eine Wartestation für die Schiffe, die durch den Tunnel wollen. „Von der Schleuse bis nach dem Ocean (Meerbusen von Darien) kann irgend eine nöthige Tiefe für die Fahrstraße erreicht werden, da die Flußbettsondirungen bis zu 34 F. Tiefe noch kein Steinlager ergeben haben. Der sehr gewissenhaft ausgeführte Kostenanschlag kann mit 48 Millionen Dollars vollständig gedeckt werden." — „Das Gestein der Cordillere ist Calcareous Rock und gehört wahrscheinlich dem Silurianalter an." — Ein Theil des großen Briefes besteht aus werthlosen Phrasen. Wenn Hr. Karwiese wirklich zu Fuß vom Nicaragua-See bis zum oberen Theile des Atrato gewandert ist, so ist es unbegreiflich und unverzeihlich, daß er nichts, absolut nichts über diese seine Wanderungen (besonders in Darien) publicirt hat, oder — er ist nicht fähig zu einer druckreifen Schilderung.

Fassen wir nun zunächst alle Angaben des Hrn. Karwiese an der Hand der dritten, gleichfalls völlig ungenügenden Kartenskizze, die dem großen Briefe beigefügt war, zusammen. Ist die Orographie auf dieser Karte richtig, die Terrainzeichnung und die ganze Karte wirklich, wie am Rande bemerkt: „compiled from spanish, english and french surveys and persanal measurement and persanal observatian made by the Ship Canal line discoverer G. A. Karwiese, Civil Engineer", so ist das Project entschieden gut. Hr. Karwiese zeichnet eine zusammenhängende Gebirgskette im Westen des Chucunaqua und zwischen den Flüssen Yavisa und Aputi. Beide Ketten reichen bis an den Tupra im Westen der Mündung des Chucunaqua. Der künstliche See, der den Kernpunkt des Projects bildet, wird durch Aufstauen des Chucunaqua und seiner Zuflüsse hergestellt. Es ist ganz ausgeschlossen, auch den Tupra und seine zahlreichen Nebenflüsse aus Süden mit in den künstlichen See aufzunehmen. Auf die verwickelte, sehr verschieden dargestellte Hydrographie jenes Gebietes gehe ich nicht ein. Der Schwerpunkt liegt in der Orographie. Das Project steht und fällt mit der Frage: kann der künstliche See geschaffen werden, d. h. ist er von der Natur bis zu einem gewissen Grade gegeben, vorgezeichnet. Als eine der besten Karten jenes Theiles von Colombia betrachte ich noch immer die von Codazzi-Kiepert.[1]) Nach dieser steht es um das Project Karwiese sehr schlecht. Im Westen des Chucunaqua sind nur einige zerstreute Hügel und Kuppen markirt und im Süden des Yavisa und in der Nähe des unteren Chucunaqua finden sich gar keine Höhenzüge. Auf der Originalkarte von Codazzi[2]) ist die Sache im Westen des Chucunaqua schon besser, obgleich auch hier am unteren Theile des Stromes keine Höhenzüge gezeichnet sind. In der Bearbeitung von Man. M. Paz von 1889 (Paris, Lahure)[3]) ist auf Taf. XIV ein Gebirge im Westen des Chucunaqua gezeichnet, es fehlt aber der Abschluß nach Süden, die Gebirgszüge liegen erst im Süden des mittleren Tupra.

---

[1]) Carte de l'Isthme de Panamá et de Darien et de la Prov. du Choco. Berlin, D. Reimer, 1857.

[2]) Mapa de la parte del Estado del Istmo de Panamá en la Rep. de la Nueva Granada.

[3]) Atlas de la Rep. de Colombia por Agust. Codazzi. Testo redact. por Dr. Fel. Perez.

Auf der Karte von Man. Ponce de Leon und Man. M. Paz [1]) liegen die Gebirgszüge weitab im Westen des Chucunaqua und fehlen im Süden des Yavisa ganz. Bei Stieler entspricht die Darstellung fast ganz der von Karwiese, bei R. Blake White [2]) ist die vollständige Gebirgskette im Westen des Chucunaqua eingetragen, sie fehlt aber im Süden des Yavisa. Werthlos für unsre Zwecke sind die Karten der Tuyraroute in John T. Sullivan: Problem of Interoc. Communic. by way of the Americ. Isthmus, Washington 1883, und die im Sammelwerke von Admiral Davis (Washington, 1867). Sehr gut aber stimmt die Darstellung Karwiese's (immer nur auf das Terrain bezogen!) mit der von Wyse. [3]) Der Hafen von Tolo ist der von Gandi oder Acanti oder Estola. Auf der Karte von A. Reclus (in Panama et Darien, Paris, 1881) ist der Yavisa (wie bei Wyse) als R. Chico bezeichnet. Im Süden des Tuyra findet sich ein Ausläufer der Cordillere, er reicht aber nicht bis an die Mündung des Yavisa oder Chucunaqua. Auch die Gebirgskette im Westen des Chucunaqua ist ungenügend. Die Karten im großen Berichte von Selfridge [4]) geben über die von Karwiese empfohlene Route nur sehr wenig Daten. Es fehlt ein Höhenzug im Süden des Yavisa.

Sind keine zusammenhängenden Gebirge im Süden des Yavisa und im Norden des mittleren Tuyra vorhanden (Ausläufer von der Hauptcordillere), so muß das Project aufgegeben werden. Es wird schon genug Dämme erfordern, um den künstlichen See gen Westen abzuschließen. Diese Dämme müssen mit Ueberfallwehren und Schleusen versehen sein, um den Wasserstand im Scheitelbecken zu regulliren und die Passage durch den Tunnel zu sichern. Gen Norden wird die Begränzung des Scheitelbeckens weniger Schwierigkeiten machen. Das Terrain steigt hier im allgemeinen allmählich an, der obere Chucunaqua nähert sich der Küstencordillere. Hier im Norden werden noch festere plutonische Gesteine als im Osten gefunden (Porphyrwände). Daß das Becken weit nach Norden reichen wird, bis zum Acargantí (s. Selfridge, Karte 1), ist auch aus Karwiese's Skizzen zu ersehen. Ueber die Natur der Höhenzüge im Westen des Chucunaqua kann ich aber keine Angaben finden. Werden sie Anlehnung, Baugrund und Material für die nothwendigen Dämme liefern können?

Ist es möglich, den Chucunaqua nahe seiner Mündung aufzustauen, ist hier die Fundirung eines großen Dammes und einer Schleuse möglich, was ziemlich wahrscheinlich erscheint, und ist für das Scheitelbecken im Süden ein Abschluß ohne zu zahlreiche und große Dämme zu finden — was ziemlich unwahrscheinlich ist —, so ist anzunehmen, daß der Canal relativ leicht herzustellen sein und nicht mehr kosten wird, als der Nicaragua-Canal. Es wird leicht sein, im Darien Harbor und im Tuyra durch Bagger stets die Canaltiefe von 9 m zu erhalten, sie auch im überschwemmten Yavisabette, d. h. im künstlichen See, zu behalten. Die in der Cordillere und im Tunnel ausgebrochenen Felsmassen werden das Material zu den Dämmen im See und zum Bau der Ostschleuse liefern, sie können auch zu Unterwasserdämmen im Scheitelbecken dienen, um die Schlammmassen von der Fahrstraße fern zu halten. — Hr. Karwiese sagt nicht, wo Bohrversuche gemacht sind, welches Resultat sie ergeben haben, wie breit der Canal an der Wasseroberfläche und am Grunde sein soll. Er spricht von 38 engl. F. (11.40 m) Tiefe im Tuyra (wahrscheinlich bei mittlerem Fluthstand), die durch Bagger hergestellt werden soll. Diese große Tiefe nimmt wohl Rücksicht auf die starken Fluthschwankungen im unteren Tuyra, um für den Canal auch zur Zeit der tiefsten Ebbe eine Tiefe von 8—9 m zu sichern.

Die Hauptcordillere besteht nach H. Karsten [5]) aus Roches plutoniques. [6]) Die Decke des Tunnels soll durch Stahlrippen geschützt werden. Ob dies genügt, können nur Ingenieure an Ort und Stelle und vielleicht erst nach Beginn der Arbeiten entscheiden. Aber auch die Nothwendigkeit der Ausmauerung der Decke wäre kein Grund, das Project zu verwerfen. Sind aber viele und große Dämme zu erbauen, deren Erhaltung und Ueberwachung in jenen unbewohnten Urwäldern fast unmöglich sein würde, so muß das Project fallen, wie es jetzt voraussichtlich mit dem Nicaragua-Projecte des Hrn. Menocal der Fall sein wird.

Die Kostenberechnung des Hrn. Karwiese ist ganz werthlos, um nicht zu sagen dummdreist, da Profile und Angaben über Bohrungen, Construction der Schleusen, Länge und Höhe der Dämme, die Arbeiten im Tolo-Hafen 2c. ganz fehlen. Jede Berechnung oder Controle ist also unmöglich. Aber die Kosten können auch viel höher sein, 200 Millionen Dollars betragen und der Canal wird, wenn er gut erbaut ist und also den Seeleuten Vertrauen einflößt, doch rentiren, da bis 1905 (eher wäre eine Eröffnung doch nicht möglich) auf einen Transit von 7 Millionen Tons oder Kubikmeter (unter der Wassertinie) zu rechnen ist und der Zoll pro Kubikmeter 2½ Dollars amerik. G. betragen kann.

Erschwert wird der Bau durch die Natur jenes Theiles von Darien. Nirgends im ganzen spanischen Amerika gibt es so dichte, sumpfige Urwälder, die absolut keine Hülfsmittel für die Erhaltung der Menschen bieten. Hier müßte zu einem Canalbau absolut alles importirt werden. Das Gebiet der neuen Canal-Trace liegt ungefähr 30 km südlich von dem Wege, den Nuñez de Balboa 1513 (von Careta) zur Auffindung der Südsee einschlug. Hier irrte der Jesuit Acosta kurze Zeit danach mit seinen Begleitern wochenlang in den furchtbaren Wäldern umher und schrieb: Wir haben acht Tage lang weder Himmel noch Erde gesehen. Hier ist das Terrain, welches durch den ergreifenden Marsch des Lieutenants Strain und seine Begleiter in der ganzen Welt berüchtigt geworden ist. [7]) Weitere Schilderungen jenes Gebiets besitzen wir im großen Berichte von Selfridge (l. c.), bei Wyse (l. c.) und A. Reclus (l. c.) und in einem mir 1886 von Hrn. Bischof Dr. Thiel gesandten Bericht. [8]) Nach allen diesen Berichten ist das Klima für die Menschen und für ihre Bauarbeiten ungünstig und sind hier Arbeiter, Lebensmittel und Baumaterialien nicht aufzutreiben. Wenn also Hr. Karwiese auch die Einheitssätze der neuesten amerikanischen Commission zur Beurtheilung des Nicaragua-Canals annimmt (wie er an einer Stelle bemerkt), so sind diese Sätze doch viel zu niedrig für Darien.

Natürlich ist Hr. Karwiese nicht der erste, der auf die Idee gekommen ist, in jenem Theile von Colombia einen Canal zu erbauen. Ich habe mich der großen Mühe unterzogen, nochmals alles durchzulesen, was ich über die Darien-Projecte besitze oder in Berlin auftreiben konnte. In geradezu musterhafter Weise ist das ältere Material von K. Neumann verarbeitet in seinem großen Aufsatz in Zeitschr. f. Allg. Erdkunde N. F. II, 1857, Berlin. Ich muß auf diese Arbeit verweisen und kann hier nur hervor-

---

[1]) Carta corográfica del Estado de Panamá, Bogotá, 1864.
[2]) Proc. Roy. Geogr. Society. 1883.
[3]) Le Canal de Panamá, 1886.
[4]) Report of explor. and surveys for a ship.-canal. Isthmus of Darien. Navy Depart. Washington, 1874.
[5]) Géologie de l'ancienne Colombie Bolivarienne. Berlin, 1886.
[6]) Als solche werden bezeichnet: Granite, Syenite, Gneiß, Porphyre, Schistes cristallines.
[7]) S. den Bericht bei Sullivan l. c. und die zweite Karte hinter S. 46. — Der beste deutsche Bericht findet sich in Zeitschr. f. Allg. Erdk. N. F. II, 1857, Berlin.
[8]) Peterm. Mittheil. 1886, Heft 9.

heben, daß Gisborne nach seiner zweiten Reise vorschlug, auf der Route von Cullen einen Canal mit Schleusen und Tunnel zu erbauen, wobei der Chucunaqua aufgestaut werden sollte. — Die Projecte des de Gagorza haben sich sämmtlich als unmöglich oder schwindelhaft erwiesen. Diese Projecte sind definitiv begraben. Das gleiche gilt vom Projecte Tupiza-Puerto Gaudi des Hrn. Wyse (siehe seine drei Rapparts von 1877, 1878 und 1879). Aber für einen Canal mit Scheitelbecken und Tunnel ist die Route von Wyse wohl so werthvoll, wie die von Karwiese und verdient — bei der heutigen Lage der Canalfrage — sicherlich eine nochmalige Prüfung. Die neueren Expeditionen nach Darien (behufs Feststellung einer Canal-Trace) besprechen sehr gut und kurz die Herren Pouchet und Sauterau.[1])

Auf die Ergebnisse der amerikanischen Expedition will ich hier nicht näher eingehen, da bereits Ermann ein sehr gutes Resumé gegeben hat.[2]) Hier sei nur bemerkt, daß diese beste bisherige Untersuchung — die aber die Trace Karwiese von Yavisa bis Gaudi leider gar nicht berührte — das Urtheil des Flachat bestätigte. Lieutenant Schulze (s. Selfridge l. c. S. 64) fand auf der de Puydt'schen Route eine Höhe von 638 Fuß, ehe er umkehrte, und die höchsten Kämme waren nach 4 bis 5 Meilen entfernt. Die Höhe der Bifurcation der Tauela lag 180 Fuß über dem Meere. Die Indianer widersetzten sich heftig den Arbeiten des Lieutenant-Commandant Schulze und erklärten: nie sei ein Weißer so weit in ihr Land eingedrungen.

Hr. Commandeur Selfridge leitete drei von der amerikanischen Regierung nach Darien und dem Chacó ausgesandte Expeditionen. Die erste Expedition von 1870[3]) bezweckte besonders die Erforschung der eigentlichen Darien-Route (Balboa, Bucaneers, Cullen): Caledonia-Bai — Cordillere — Quellen des Sucubti — Sucubti bis zur Mündung in den Chucunaqua — diesen Strom gen Süden — dann weiter gen Westen über die „divide" zum Zusammenfluß des Lara und Savaunah und endlich den letzteren Strom bis zur Mündung in den Golf von San Miguel. Die Amerikaner kamen nur von der Caledania-Bai bis zur Mündung des Tupugauti in den Chucunaqua. Die Höhe der Cordillere bei den Quellflüssen des Sucubti betrug 533 Fuß. — Die zweite, nach unvollständiger untersuchte Route ist die vom Sassardi Harbor (im Norden der Caledania-Bai) dem Rio Castardi bis zur Höhe der Wasserscheide folgend, dann das Thal des Rio Marti bis zu seiner Mündung, den Chucunaqua etwa bis zur Mündung des Turgandi, dann nach Westen zum Savannah. Bei der Sassardi-Route wurde eine Minimalhöhe des Gebirges von 584 Fuß gefunden. Der Marineminister Geo. M. Rabesan sagt im gen. Bericht an den Präsidenten der Union: Da diese drei Projecte (zwei von der Caledania-Bai und das dritte vom Golfo de San Blas aus) Tunnels von 6—10 Meilen Länge erfordern, werden die Kosten so enorm sein, daß jede Rentabilität ausgeschlossen sein würde. Aus dem Bericht des Commend. Selfridge an den Minister (l. c. S. 133 f.) will ich nur wenige uns interessirende Daten hervorheben: Die Mündung des Sucubti in den Chucunaqua liegt 146 Fuß über dem mittleren Meeresniveau. Auf der Sucubti-Route wäre ein Tunnel von 10 Meilen nothwendig und zudem müßten die Einschnitte 10 Meilen weit 130—160 Fuß tief sein. Die Mündung des Rio Marti liegt 160 Fuß hoch. Die Gebirgszüge, die auf dieser Reise berührt wurden, bestanden aus Trapp, Granit und Syenit.

Im Jahre 1871 wurde die zweite Reise nach Darien angetreten.[4]) Sie interessirt uns nur so weit, als sie sich mit dem Tuyra und seinen Nebenflüssen beschäftigt. Das Gebirge im W. des Atrata-Deltas ist von jüngerer Formation und hier vermischten sich im südlichen Darien nach Selfridge früher die Wasser beider Oceane. Am mittleren Tuyra wurden Hornblende und Oligoklas-Feldspath anstehend gefunden. Aus den Berichten und Karten ist aber zu ersehen, daß der Darien-Harbar und der Tuyrastrom bis zur Mündung des Chucunaqua relativ leicht zum Canal umgewandelt werden können. Sehr werthvoll ist die beigegebene Karte von Darien (1 : 750,000). Unzweifelhaft hat sie Hr. Karwiese bei Darstellung der Hydrographie auf seinen Skizzen benützt, abgleich er in einigen Punkten abweicht. Gebirgszüge im Süden des Yavisa fehlen, dagegen reicht der Gebirgszug im Westen des Chucunaqua ziemlich dicht an den Tuyra heran.

Die dritte Expedition der Amerikaner unter Selfridge im Jahre 1873[5]) beschäftigte sich nur mit der Napipi-Route. Aus der Zusammenstellung der auf allen drei Reisen untersuchten Routen, Flüsse und Häfen (S. 170) ist zu ersehen, daß nur ein sehr kleiner Theil der von Karwiese vorgeschlagenen Trace berührt worden ist. Trotzdem bilden diese drei Expeditionen das wichtigste und beste, was wir über das südliche Darien wissen. — Sehr lesenswerth sind nach immer die Schilderungen von M. Wagner.[6]) Nach heut gilt sein Ausspruch: Es ist zu bedauern, daß die Cordillere (Wasserscheide) zwischen der Mündung des Atrata und dem Golfe von San Blas noch nicht hypsometrisch aufgenommen und geologisch untersucht worden ist, was schon A. v. Humboldt (im Interesse der Lösung der Canalfrage) dringend anrieth. W. empfiehlt die Anwendung der Fesselballons zur Erforschung des allgemeinen topographischen Charakters des südlichen Darien. Ließe man solche Ballons in Puerto Gaudi und in Puerto Escondida und andrerseits etwa in Yavisa steigen, so würde man z. B. über den Werth des Projects Karwiese sehr bald im reinen sein, d. h. ersehen, ob ein künstliches Scheitelbecken, wenigstens zum großen Theile, von der Natur vorgezeichnet ist und die Haupt-Cordillere nach Westen und Süden nicht so allmählich abfällt, also so breit ist, daß durch ein Scheitelbecken von 38 Fuß Niveauhöhe die Durchstiche nicht wesentlich verringert werden.

Was man über jenen Theil von Darien weiß, ist, soweit es für den Canalbau von Werth ist, sehr gut zusammengefaßt im Generalberichte von Voisin-Bey im Compte Rendu des Séances du Congrès Internat. d'études du Canal interocéan. Paris, 1879, S. 423 ff. Aus diesen Angaben kann ich hier nur hervorheben, daß die Fluthschwankungen im Darien-Harbar sehr bedeutend sind, bei Chepigana 7.7 m betragen. Die Erbauung einer dritten (Fluth)-Schleuse wäre also unbedingt nothwendig. Auch würde es sich empfehlen (s. den letzten Bericht über den Nicaragua-Canal), an Stelle einer Schleuse von 38 Fuß Gefälle zwei Schleusen zu erbauen von je 20 bis 25 Fuß

---

[1]) Examen comparat. des div. projets de canaux inter-oc. par le Darien. Bourges 1876.

[2]) Verf. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin, 1878. S. 40 f. — Dieser Vortrag verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als seit 1879 weder Zeitschr. noch Verhdlg. der Ges. f. Erdk. zu Berlin eine Zeile über die Canalfrage gebracht haben, während sie alle Gesellschaften und Zeitschriften in Europa und Amerika wiederholt besprochen haben.

[3]) Annual Report of the Secretary of the Navy for the year 1870. Washington 1870.

[4]) S. den großen Bericht von Selfridge (in 4° mit vielen Karten) und den Annual Report of the Secretary of the Navy for 1871. Washington 1871.

[5]) Annual Report of the Secretary of the Navy for the year 1873. Washington, 1873. — Den Bericht pro 1872 konnte ich in Berlin nicht auftreiben. Er allein fehlt in der Bibliothek der kaiserl. Admiralität. Die Bibl. regia Berol. besitzt nur die Bde. pro 1867 und 1876, ich die von 1873 und 1875, das Hydrograph. Amt nur den Bd. pro 1891. Auf verschiedenen anderen Bibliotheken fehlten diese hoch wichtigen Jahresberichte ganz.

[6]) Naturwissenschaftl. Reisen im tropischen Amerika. Stuttgart, 1870. Cap. V—VII.

Gefälle und das Scheitelbecken also etwas höher zu legen. Aus Ebbe und Fluth und die durch sie im unteren Tuyra (also im projectirten Canal) erzeugten Strömungen geht Hr. Karwiese in seinen drei Briefen mit keinem Worte ein. — Uebrigens ist die Idee, im südlichen Darien einen Schleusen-Canal mit künstlichem Scheitelbecken anzulegen, nicht ganz neu. Schon Celler wollte den Tuyra mit dem Atrato auf diese Weise verbinden. Das Scheitelbecken sollte 50 m über den Oceanen liegen, und es waren zwölf Schleusen nach der pacifischen, zehn nach der atlantischen Seite geplant. Das Scheitelbecken sollten der obere Tuyra, der Paya und Pucro füllen, 30—40 m hohe Dämme sollten erbaut werden. Die Durchstiche nach der Ostseite mußten aber 96 m hoch sein, resp. ein Tunnel von 1 km Länge war zu erbauen. Im Thale des Caquirri (s. Wyse's Karte) sollte der Canal den Atrato erreichen. Es ist leicht einzusehen, daß das Project Karwiese in vieler Beziehung vortheilhafter ist, falls die wenigen bisher vorliegenden Angaben der Wahrheit entsprechen.

Die von Wyse kurze Zeit empfohlene Route Rio Tupisa—Tunnel durch die Cordillere—Puerto Gandi liegt wesentlich nördlicher als die von Karwiese empfohlene. Sie wurde vom Autor selbst bald aufgegeben, weil die Cordillere hier breit und über 1000 m hoch befunden wurde und ein 17 km langer Tunnel nothwendig war.

Das beste der für das südliche Darien in Betracht kommenden bisherigen Projecte ist wohl das des Hrn. Luc. de Puydt, welches von competenten Personen empfohlen und auch vom Autor leidlich beschrieben und motivirt worden ist.[1]) Trotzdem de Puydts Angaben lückenhaft sind, genügten die von ihm entworfenen Pläne ꝛc. dennoch zu einer summarischen Beurtheilung und Kostenberechnung.[2]) Der Canal beginnt am Porto Escondido auf der atlantischen Seite, folgt dem Thale des Turgandi (s. Karte von Wyse und Codazzi-Kiepert), geht dann nach Süden in das Tanela-Thal, durchbricht die Cordillere in einem Passe und folgt auf der pacifischen Seite dem Pucro und Tuyra. Die Wasserscheide liegt nach de Puydt in 46 m Höhe, dem widersprechen aber Wyse (s. Compte rendu etc.) und Selfridge (Compte rendu pag. 275) sehr entschieden. Selbstverständlich verdienen die Aufnahmen des Tanela durch die Amerikaner unter Lieutenant Schulze mehr Vertrauen als die Angaben des Hrn. de Puydt, und ist ein Niveau-Canal ohne Tunnel hier sicher unmöglich. Andrerseits ist wohl unbestreitbar, daß Hr. de Puydt und sein Project auf dem internationalen Congresse von 1879 in Paris und vor demselben von Hrn. v. Lesseps, Wyse und ihrer Clique, die den Panama-Canal wollte, schlecht behandelt worden ist. Man lese den Brief des Hrn. de Puydt im Compte rendu pag. 277 f., der, obgleich sehr ungeschickt abgefaßt, viele Wahrheiten enthält. — Das Resultat der sehr unvollständigen Untersuchung der Amerikaner schließt nicht aus, daß auf der Route de Puydt ein Canal mit Schleusen und Tunnel zu erträglichen Kosten zu erbauen wäre.

Ich habe mich bemüht, dem Leser die wichtigste Literatur, die zur Begutachtung des Projects Karwiese dienen kann, kurz vorzuführen. Wir erfahren aus derselben nur folgendes. Der Golfo de San Miguel, der Darien-Harbor und der untere Tuyra bis zur Mündung des Chucunaqua können zum Canal benutzt, resp. umgewandelt werden; der Chucunaqua und seine Nebenflüsse genügen zur Speisung des Scheitelbeckens; die Haupt-Cordillere besteht aus älterem Eruptivgestein, ist also zur Anlage eines Tunnels geeignet; der Hafen von Acanti-Tolo ist genügend. Wahrscheinlich ist, daß die Gebirgszüge im Westen des Chucunaqua zur Absperrung eines 38—50 Fuß hohen Scheitelbeckens genügen, in der Nähe der Mündung des Chucunaqua ein passender Untergrund zur Errichtung des großen Sperrdammes gefunden wird und ein solcher Baugrund für die Hauptschleuse auch im Süden des Yavisa und für die Fluthschleuse an einer passenden Stelle des unteren Tuyra vorhanden ist. Die Fundirung der ein oder zwei Ostschleusen und die Erbauung der kurzen Ostsection des Canals bis zum Puerto Acanti-Tolo wird keine Schwierigkeiten bieten.

Das ganze Project schwebt aber dadurch mehr oder weniger in der Luft, daß alle Angaben über den Yavisafluß fehlen. Dieser, sein Gefälle muß hypsometrisch aufgenommen werden, wir müssen über den Charakter und die Bildung seiner Ufer und seines Grundes genau informirt sein. Bestehen beide weithin aus Alluvium und steigt das Terrain erst im mittleren Laufe des Yavisa und zwar sehr allmählich, so daß durch ein Scheitelbecken von 38 bis 50 Fuß Höhe eine Fahrstraße geschaffen wäre, so brauchte hier zur Bildung des Canals nur der Urwald auf jeder Seite des etwa 150 Fuß breiten Canalbodens (um das Vorbeifahren der Schiffe zu gestatten) auf circa 200 m entfernt zu werden. Hr. Karwiese muß aber zunächst genau sagen, wo er gewesen ist, wann er in Santa Maria, Yavisa, Pinogana ꝛc. war, wo er daselbst wohnte, welche Personen ihn recognosciren können, wer ihn begleitete und was er gesehen und „entdeckt" hat, ob und mit welchen Instrumenten Höhenbestimmungen gemacht sind ꝛc. — Von der Umgebung des Yavisa, die in erster Linie zur Werthschätzung der neuen Route in Betracht kommt, habe ich nur eine leidlich eingehende Darstellung finden können und zwar auf der Karte zu S. 80 bei Sullivan l. c. Danach sieht es um den künstlichen See sehr übel aus, da die Höhenzüge nahe an beide Ufer des Yavisa reichen und dieser Fluß sich in Krümmungen hindurchwindet.

Die amerikanische Regierung hat in den letzten dreißig Jahren zahlreiche Expeditionen zur Prüfung aller möglichen und unmöglichen (Tehuantepec) Canalprojecte ausgesandt und dafür etwa 20 Millionen Dollars ausgegeben. Die nochmalige genaue Untersuchung der Nicaragua-Route wird wieder zwei Jahre und mindestens 350,000 Dollars beanspruchen. Da erscheint es mir doch wirklich angezeigt, die geringe Mühe und die unbedeutenden Kosten zu riskiren und zwei kleine Kriegsschiffe zur Prüfung der Angaben des Hrn. Karwiese auszusinden. Eine genaue Aufnahme der Trace ist zunächst gar nicht nothwendig. Es genügt, daß eine Expedition die Umgebung des Dorfes Yavisa, den unteren Lauf des gleichnamigen Flusses und die umgebenden Höhenzüge besichtigt und aufnimmt. Eine andere Expedition hätte von Puerto Gandi (Tolo) dem Laufe des kleinen Rio Estola zu folgen, die Kammhöhe der Wasserscheide zu erreichen und zu versuchen, sich von dort einen Ueberblick über den Süd-, resp. Westabhang des Gebirges zu verschaffen. Lauten die Berichte dieser beiden Expeditionen günstig, dann erst wäre durch eine große Expedition die ganze Yavisa-Route aufzunehmen und nach einer Umfassung des Scheitelbeckens nach Norden und Süden genauer zu suchen. — Auf Grund der jammerhaften Vorarbeiten und Daten des „Entdeckers" Karwiese wird sich in Europa oder Amerika keine Privatgesellschaft bilden, welche die Kosten der Voruntersuchung (s. oben) event. à fond perdu zu tragen entschlossen wäre. Herr Karwiese wird also bestrebt sein müssen, die amerikanische Regierung so weit für seine Idee zu interessiren, daß sie nochmals eine Darien-Expedition aussendet.

[1]) *S. Luc. de Puydt*, Percement de l'isthme du Darien. Chat. sur-Seine, 1869 und Journ. of the Roy. geogr. Society. of London, 1868, dem allerdings nur eine ziemlich werthlose Karte, kein eigentlicher Lageplan oder Profile (wie P. ankündigt) beigefügt sind.

[2]) S. das Gutachten von Jam. Brunlees in Internat. Company of the Columb. Ship Canal found in Paris 1864, Paris 1878, und: Luc. de Puydt, La vérité sur le Canal interoc. de Panamá. Paris, 1879.

Die Aufschrift auf der Tiara des Saitapherneš.

Die Beilage der A. Z. hat die einzelnen Phasen des Streites über die Echtheit der Tiara des Saitaphernes, jenes vom Louvremuseum angekauften südrussischen Kleinods, mit Aufmerksamkeit verfolgt. Mehr als ein dutzendmal ward das merkwürdige Kunstwerk schon mehr oder minder ausführlich besprochen und, ohne sich auf einen bestimmten Standpunkt zu stellen, haben die „Mittheilungen und Nachrichten" die Pros und Contras gebracht. Jetzt ist wiederum eine gewiß der Erwähnung werthe Veröffentlichung über die viel und von den Besten umstrittene Tiara erschienen und zwar von Maurice Rolleaux im Sept.-Oct.-Heft der „Revue archéologique". Der Autor versichert, daß sie unmittelbar auf den heftigen Angriff Furtwänglers in der Cosmopolis vom August geschrieben sei, und daß alle in der Zwischenzeit erschienene Literatur: „Journal des Débats" 6. Aug., Allg. Z. 18. Aug., „Post" 25. Aug., „Cosmopolis" 1. Sept., „Gazette des Beaux arts" 1. Sept., Furtwängler „Intermezzi" — man sieht, wie die Schriftstücke über diesen Gegenstand an Zahl und Inhalt wachsen — ihm beim Niederschreiben fremd waren. Der Aufsatz Rolleaux' in der „Revue archéologique" berührt nur die epigraphische Frage und läßt die archäologische ganz aus dem Spiel. Für die Echtheit tritt er Furtwängler gegenüber mit Bestimmtheit ein: 1) aus paläographischen Gründen. Man weiß, daß Furtwängler aus der Aehnlichkeit der Buchstaben auf der Tiara mit denen einer Decretinschrift auf einer Marmorstatue in der Ermitage, in welcher Inschrift Saitaphernes erwähnt ist, schließen will, daß die später gefundene Tiara nachgemacht ist. Namentlich Sigma und Omega, letzteres von ganz besonderer Gestalt, sollen auf beiden Inschriften ganz identisch sein. Für Omega weist zwar Rolleaux nach, daß es doch nicht so durchaus das gleiche ist, da bei dem Decret auf der Stele die unteren Ausläufe des Omega mehr geschweift sind. Aber die totale Aehnlichkeit zugegeben, warum soll diese gerade Grund für die Fälschung und nicht für die Echtheit sein? Wahrhaftig, die neuen Funde haben saures Leben bei der Kritik; sind sie anderen ähnlich, sollen sie nachgemacht sein. Aehneln sie denen aus gleicher Zeit und gleichem Ort nicht, so sind sie gewiß falsch. Oder — fragt Rolleaux — kommt es bei zwei gleich stilisirten Gegenständen nur darauf an, welcher zuerst gefunden ist, und der später ans Tageslicht gebrachte ist sicher der falsche? — Nach Furtwängler hätten die Olbiopolitaner, die Stifter der echten und der gefälschten Inschrift, nicht die gleichen Buchstaben anwenden dürfen, weil in Metall getriebene Buchstaben anders stilisirt zu sein pflegten als in Stein gehauene. Gewiß trifft dies zuweilen zu; in Stein gehauene Buchstaben sind monumentaler als die mehr cursive Art derer zu sein pflegt, welche in Metall getrieben sind. Aber diese Verschiedenheiten unterliegen weder Gesetz, noch allgemeinem Gebrauch. Mit „pflegen" und nicht „sollen" stellt Furtwängler selbst dies Erforderniß nicht als gebieterisch hin. Auch bemerkt Rolleaux, daß die mehr ausgebildete, gewandtere Schrift der in Metall getriebenen Buchstaben daher kommt, daß diese Cursivlettern mehr von Privatleuten, Kunsthandwerkern gebraucht wurden. Wenn aber die Lapidarschrift auch bei der Tiara gewählt sei, so rühre das daher, daß die Inschrift den nationalen und öffentlichen Charakter der dem Saitaphernes gemachten Schenkung, die vom Rath und der Einwohnerschaft von Olbia dargebracht war, bestätigen sollte. Daher möge die Inschrift wohl von dem im gewöhnlichen mit der *ἀναγραφή* der Decrete Betrauten vor- oder niedergeschrieben und die Buchstaben ganz absichtlich denen der Stele nachgeahmt worden sein, aber nicht vom Fälscher, sondern von dem öffentlichen Arbeiter in Olbia. Und wie sollte auch der moderne Fälscher das fertig gebracht haben? Es gibt keine Photographie des Decrets auf der Marmorstele, die Facsimiles der dabei gebrauchten Buchstaben in den „Inscr. Pont. Eux." sind alphabetisch geordnet, also besonders schwer im Zusammenhang nachzuahmen. So müßte der Fälscher Wachsabdrücke der Buchstaben von dem Decret der Ermitage genommen haben! Soll das die Direction des Petersburger Museums zugestanden haben?

Maurice Rolleaux glaubt 2) Furtwänglers linguistische Einwände gegen die Echtheit der Tiaraaufschrift noch leichter widerlegen zu können. Wie schon in den archäologischen Mittheilungen der Beilage A. Z. Nr. 190 erwähnt, in der die berufene Feder F. K. über die Tiara berichtet hat, hat der Accusativ *βασιλέα μέγαν καὶ ἀνείκητον Σαιταφέρνην* den meisten Anstoß erregt. Furtwängler meinte, es müsse der Dativ stehen und *ἔδωκε* zu ergänzen sein, und siehe der Accusativ, so sei *ἀνέθηκε* zu ergänzen, was einen Unsinn ergebe. Der Fälscher habe falsch abgeschrieben! Aber der französische Forscher läßt den Accusativ ruhig zu und setzt das vielfach in Inschriften und auch bei Statuendedicationen gebrauchte *ἐτίμησεν* herein — *ἀνεφάνωσε* wäre auch möglich, was jetzt in den Intermezzi Furtwängler auch zugibt. Zu den mannichfachen Beispielen, die Rolleaux angibt, möchte ich die unter „Sprachformen der griechischen Inschriften", unter IV Accusative, im ersten Band von Iwan v. Müllers Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft, München 1892, S. 592 aufgeführten hinzufügen und namentlich auf Larfelds Bemerkung: *ἐτείμησεν* auf nicht attischen Inschriften häufig, hinweisen. — Die Tiara war eben so gut ein Geschenk von reellem und Kunstwerth als eine Ehrenbezeugung, sie war dem Saitaphernes infolge eines Ehrendecrets — vielleicht eines erzwungenen — überreicht, somit sei *τιμᾶν* das richtige Wort. Der französische Gelehrte findet den größten Fehler der Inschrift in ihrem Mangel an Originalität: das einfach Natürliche derselben bedinge aber doch nicht, daß sie falsch sei. An der Polemik der Pariser Gelehrten mit Furtwängler bemerkt man mit Genugthuung den geradezu ehrerbietigen Ton der angegriffenen Franzosen gegenüber dem Münchener Gelehrten. M.

Mittheilungen und Nachrichten.

Prof. Dr. C. Blaz: „Der Aether gegen den Schmerz. Ein 50jähr. Jubiläum." Stuttgart ꝛc. Deutsche Verlagsanstalt 1896. In diesem kleinen Werk schildert der durch seine pharmakologischen Arbeiten um die Wissenschaft hoch verdiente Verfasser die Geschichte der Narkose. Nach einer kurzen Besprechung der ersten Versuche, mit Stickstoffoxydul (Lachgas) Schmerzlosigkeit bei größeren Operationen zu erzeugen, handelt das zweite Capitel von der Entdeckung des Schwefeläthers durch Valerius Cordus (1515—44), den Versuchen, welche Indien damit anstellte und deren praktischer Verwerthung durch den Zahnarzt W. Morton. Im dritten Capitel werden die früheren Bestrebungen, um bei Operationen Schmerzlosigkeit zu erzielen?) kurz besprochen; dann geht Verfasser zur Schilderung der wohlthätigen Folgen, welche die Aethernarkose für die Chirurgie hatte, über, um am Schluß dieses Abschnittes auf den Prioritätsstreit zu sprechen zu kommen, der sich nach dem Bekanntwerden der erfolgreichen Versuche entspann. In dem vorletzten Capitel unterrichtet uns Verf. über das Bekanntwerden des Chloroforms, vergleicht dessen Vortheile und Nachtheile mit denen des Aethers und spricht noch von den neuen, nur locale Unempfindlichkeit hervorrufenden Präparaten. Am Schluß erinnert uns in den historischen Notizen über die Gegner, welche die Narkose fand, ein Abschnitt, der von dem Widerstand geistlicherseits gegen die Narkose bei Geburten erzählt — da geschrieben steht: „Da sollst in Schmerzen gebären" —, an Vorkommnisse der neuesten Zeit.

---

1) Eine Stelle aus „Chirurgiae tractatus septem, cum antidotario" Venet. 1470, Prooem., von Guido de Cauliaco, wo ebenfalls von Inhalations-Narkose die Rede ist, scheint Verf. nicht gekannt zu haben.

Mit einem Ausblick auf die weiteren Aussichten der Narkosenfrage schließt das lesenswerthe, vom Verlag bestens ausgestattete Werkchen.
Dr. J. Schuh.

* Mrs. Phoebe Hearst, Wittwe des vor sechs Jahren gestorbenen Senators der Vereinigten Staaten, hat neulich der Staatsuniversität von Californien die ansehnliche Summe von einer Million Dollars geschenkt. Schon vor langer Zeit hat diese wohlhabende und wohlthätige Frau acht „Scholarships“ oder Stipendien für junge Damen an derselben Hochschule gestiftet. Zu Ehren der hochherzigen Stifterin werden die Inhaberinnen dieser „Scholarships“ in burschikoser Sprache „the Phoebes“ genannt; die Benennung erinnert auch an die Tochter des Uranos und der Gäa und ist bekanntlich der Name eines beliebten amerikanischen Singvogels. Außerdem hat Frau Hearst drei Kindergärten in San Francisco und drei in Washington, wo sie im Winter wohnt, und zwei Bibliotheken für Bergleute in Dacota und Montana gegründet. Ferner unterstützt sie fortwährend und vollständig 75 Personen, die ein besonderes Talent für die Musik, die bildenden Künste, die Literatur oder die Naturwissenschaft an den Tag legen und sich in diesen Fächern weiter ausbilden wollen. Damit sie bei der Ausübung ihrer ausgedehnten Wohlthätigkeiten nicht durch Unwürdige angeführt und hintergangen wird, hat sie zwei verständige und zuverlässige Frauen mit einem beträchtlichen Jahresgehalt angestellt, die alle vorkommenden Fälle genau untersuchen und darüber Bericht erstatten. Während des Winters in Washington widmet Frau Hearst jeden Freitag Vormittag der Wohlthätigkeit, indem sie zu dieser Zeit alle Hülfsbedürftigen empfängt, sich nach der Richtigkeit ihrer Angaben erkundigt und ihnen nach Verdienst beisteht. Auch zum Erfolg der von der Staatsuniversität von Californien unternommenen astronomischen Expedition nach Südamerika, der wissenschaftlichen Exploration von Neumexico und der Peeley'schen Forschungsfahrt nach dem Nordpol hat ihre wohlwollende Freigebigkeit in hohem Maße beigetragen. Gegenwärtig läßt sie eine höhere Mädchenschule oder Art Mädchengymnasium in Washington bauen und mit Bibliothek und Lehrkräften versehen. Für die Unterhaltung und künftige Entwicklung dieser Anstalt wird sie auch reichlich sorgen. Wie dürfen vielleicht hinzufügen, daß He. Hearst sein ungeheures Vermögen durch Bergbau-Unternehmungen erwarb. An Börsenspeculationen hat er sich nie betheiligt. Vor dem Bürgerkrieg besaß er eine Pflanzung mit vielen Sklaven im Staat Missouri. Als er sich entschloß, nach Californien überzusiedeln, machte er die Sklaven frei und vertheilte unter sie das ganze Gut. C. P. Evans.

* **Bamberg.** Dr. Friedrich Leitschuh, Vorsteher der hiesigen Bibliothek, ist zum Oberbibliothekar ernannt worden.

* **Straßburg.** Am 2. d. M. starb in Mülhausen im Alter von 65 Jahren der Director des dortigen Gymnasiums Dr. Wilhelm Deecke, in der gelehrten Welt bekannt und geschätzt wegen seiner aufhellenden Arbeiten über die alten Etrusker. Früher (von 1871—1882) Director am hiesigen Lyceum, wurde er für seine freimüthige Kritik der Manteuffel'schen Schulreform vom Statthalter zur Strafe nach Buchsweiler versetzt und erst auf vielseitige Vorstellungen hin im Interesse seiner Wissenschaft aus diesem ländlichen Exil befreit.

* **Göttingen.** Zum Nachfolger des zu Ostern nach Berlin gehenden Philologen v. Wilamowitz-Möllendorff ist Prof. Dr. Georg Kaibel in Straßburg ausersehen.

γσ **Berlin.** Die zahlreich besuchte December-Sitzung der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte wurde durch Bleichow, der wieder zum ersten Vorsitzenden der Gesellschaft gewählt ist, mit der Darlegung des Verwaltungsberichts für das Jahr 1896 eröffnet. Der Redner wies in einem Ueberblick auf die vielfach zum Ausdruck gekommenen Fortschritte auf dem Gebiete der Studien hin, wie sie durch die Gesellschaft vertreten werden, und gedachte der heimgegangenen Forscher Beyrich, Bogdanow (St. Petersburg), Petersen (Kopenhagen), die als correspondirende Mitglieder die Zwecke der Gesellschaft gefördert haben; auch dem Andenken des jüngst verstorbenen Amtsgerichtsraths Kuchenbuch, der seinerzeit den Anstoß zur Runenforschung gegeben, widmete der Vorsitzende ehrende Worte. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig insgesammt 583 Mitglieder, ihre Bibliothek und ihre Sammlungen haben gleichfalls im Lauf der Zeit solchen Zuwachs erfahren, daß die Beschaffung eines eigenen Hauses stets dringender erscheint, ohne daß vorerst Aussicht auf die Befriedigung dieses Bedürfnisses besteht. In Gemeinschaft mit der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft“ ist jüngst der Wunsch nach Erhaltung des sogenannten „Burgbergs“ im Spreewald ausgesprochen worden. Der durch einen Bahnbau gefährdete alte Sitz des Wendenkönigs, eine prähistorische Wallanlage, wird indessen nur theilweise erhalten werden können. Die zahlreichen Congresse, die im letzten Jahre stattgefunden haben, haben von neuem bewiesen, wie die anthropologischen und prähistorischen Forschungen einer immer mehr sich steigernden Aufmerksamkeit der gebildeten Welt sich zu erfreuen haben. Es folgte der Cassenbericht des Schatzmeisters. Den Einnahmen in der Höhe von 15,734 M. stehen die Ausgaben mit 15,128 M. gegenüber, während die Gesellschaft ein festes Capital von 21,700 M. besitzt. Die Rudolf Virchow-Stiftung, aus deren Mitteln die Forschungen Vaughan Stevens in Mainika und die des Dr. Reinecke in der Inselwelt der Südsee unterstützt wurden, hat für die bisher noch verschobene Expedition des Dr. K. F. Lehmann nach Kleinasien eine größere Summe bestimmt. Hr. Dr. Richard Andree (Braunschweig) macht Mittheilungen über die Lactation, die mit einer Reihe kleinerer anderer Mittheilungen durch Sanitätsrath Dr. Bartels vorgelegt wurden, während Sanitätsrath Dr. Lissauer nach brieflichen Berichten über Reihengräberfunde aus der Umgegend von Salzburg referirte, wie sie durch Dr. Much auf dem linken Ufer der Salza bei Marin-Plain sehr zahlreich aufgefunden sind. Neben Leichenbrand- und Urnengräbern finden sich andere, in denen römische Gefäße aufgefunden wurden, wie sie das prähistorische Museum in Reichenhall aufweist; dazu wurden Photographien von bemalten Schädeln aus dem Salzkammergut vorgelegt. Dr. K. F. Lehmann glaubt auf einer Darstellung, die sich auf einer dem Palaste des Sanherib in Kujundschik (Ninive) entstammenden Steinplatte findet, das Massageverfahren zu erkennen, das dann auf diese Platte, deren gute Photographie vorlag, seine älteste bildliche Darstellung, soweit bekannt, gefunden haben dürfte. Dr. Lehmann legte die große, mit zahlreichen Abbildungen versehene Publication der Moskauer archäologischen Gesellschaft vor über die im russischen Armenien bisher gefundenen Keilinschriften, von Prof. Nicolsky, die eine Ergänzung bildet zu der der Gesellschaft von Baron v. Diesenhausen, dem Adjunct der St. Petersburger archäologischen Commission, zugestellten Publication dieser für die russische Vorgeschichte so thätigen gelehrten Körperschaft. Virchow legte darauf neben anderen deformirten Schädeln auch einen solchen aus dem nördlichen Kaukasusgebiete vor, dem nördlichsten Punkte, auf dem bisher im kaukasischen Gebiet solche Deformation bekannt geworden. Ein Hamburger Comité versendet einen Fragebogen, der zur Materialiensammlung auf dem Gebiete der jüdischen Volkskunde anregen soll. Prof. Schoetensack behandelt in einem starken eingesandten Manuscript die Prähistorie von Südtallen und Tunis. Baron v. Stoltzenberg sprach darauf über die Localität der Varusschlacht und nahm aufgrund seiner mehrfach angestellten Untersuchungen an Ort und Stelle an, die letzte Heerfahrt des Varus sei von den Deister-Enstellen ausgegangen und habe bei den Gräften von Driburg geendet, wo Varus mit seinen Legionen zugrunde gegangen sei. Nach der Ueberlieferung hat Germanicus im Jahre 15 nach Chr. van Castell Alisо aus das Schlachtfeld, auf dem Varus zugrunde gegangen, besucht, er hat dort die noch umherliegenden Reste von den Leichen der Gefallenen durch Brand bestattet, einen tumulus an dieser Stelle und zugleich einen sogenannten (?) Altar, die Ara Drusi, zum Andenken sr seinen Vater errichtet. Allein die Umstände zwangen den Germanicus 15 zur Rückkehr, und als er im folgenden Jahr 16 die Stätte nochmals besuchte, war der tumulus wie der von ihm errichtete Altar von den Germanen inzwischen zerstört worden, und Germanicus stellte zwar nicht den tumulus, sondern nur den Altar, die Ara Drusi, eine wallartige Erhöhung (?) wieder her. Die Untersuchung der Gräfte bei Driburg nun, die schon 1868 durch Hölzermann, dann sehr oft danach durch den Vortragenden vorgenommen wurde, hat diesen zu der Anschauung geleitet, daß hier die Ara Drusi gelegen sei, und also diese Erhöhung den einzigen sicher zu bestimmenden Anhaltspunkt ergebe, um die Varusschlacht localisiren zu können (?). In den nun den Gräften aufgegrabenen Aschenresten fanden sich solche von Knochen und Pflanzen, die auf Farnkräuter gedeutet worden sind, daneben fand man Reste von Thongefäßen in großer Anzahl, die wohl die römischen Ursprungs anzusehen sind. Die Gräfte scheinen sich als Reste des zu dem Heerlagerwerk (der eigentlichen Ara Drusi) gehörigen Grabens darzustellen, zumal man auf ihrem Untergrund die römische Anlage des außen sich flach und innen steil absenkenden Grabens erkennen kann. Der eigentliche Leichenhügel, den Germanicus nach des Vaterngenden Vermuthung hat einsenken lassen, war verbrannt und die Scherben des Thongesteins, die vielleicht einer mittelalterlichen Töpferwerk-

Digitized by Google

hätte, ähnlich wie sich in Bergzabern schon während der Römerzeit eine solche befand, als zugehörig gelten könnten, fanden sich nur tief im Walle, der überhaupt, soweit sich das Crematorium erstreckt hatte, mit Brandschlacken dieser Thongefäße gefüllt war, so daß man in den Thongefäßen doch wohl solche, als Cultgefäße den Leichenresten beigegebene römische erkennen muß (?), obgleich dies nicht sicher zu beweisen ist. Dagegen fand sich dort an der Stelle des Crematoriums 30 Proc. Phosphor in dem Erdreich und auch Kohle ist neuerdings daselbst gefunden worden. Germanicus ist im folgenden Jahre nochmals dorthin zurückgekehrt und hat, um die Ara Drusi als Vertheidigungsmeel (?) zu festigen und deren Zerstörung zu hindern, einen Staudeich gegen das dort fließende Bachwasser aufgerichtet, der später allerdings durchbrochen worden ist. Auf der schwarzen Grunderde des dort entstandenen Teiches haben sich jüngst die Kohlenreste gefunden, wie auch die noch erkennbaren quadratischen Einschnitte auf diese Anlage der Ara Drusi hindeuten mögen. Diese Duelegungen sollen nach des Vortragenden Wunsch zue lebhaften kritischen (!) Prüfung und zu erneuten und noch (!) gründlicheren Untersuchungen an Ort und Stelle selbst anregen, als bisher geschehen. Prof. Dr. W. Keanse glaubt, die Auffindung eines echten Germanenschädels in der Gegend zwischen Driburg und Höxter wäre für die Anthropologie von ungemein großem Interesse und solche Auffindung hält er in diesen Gegenden, auf die Baron v. Stolzenberg als auf die Hauptlampfplätze hingewiesen, nicht für unmöglich, zumal die Kämpfe häufig auf sumpfigem Gelände stattgefunden haben. Der Redner sprach alsdann über eine durch Hrn. Poll jüngst gefundene Methode, die Schädelcapacität ohne Fehlerquelle möglichst exact zu bestimmen. Man bedient sich der Glasperlen, der Erbsen, des Sandes, am meisten kleiner Schrotkörner zum Ausmessen von Schädeln. Doch ist diese Art der Ausmessung ziemlich langwierig und nur von sehr geübten Anatomen mit wenig Fehlern in den Resultaten anwendbar; es finden sich hiebei oft noch nicht unerhebliche Differenzen. Für die Ausmessung mit Schrot müssen feinere Schädel mittels eines Halsteds (capistrum) an ihren Nähten fest umfaßt werden, damit sie dem Gewicht des Bleis nicht nachgeben und so beschädigt werden. Durch Abwiegen der Erbsen- oder Schrotmasse, die in einem Schädel sich befindet, ist es schon Paul Bartels gelungen, die Fehler um die Hälfte zu verringern, allein Hr. Poll führt eine Kautschukblase in den Schädel ein, die dünn genug ist, um sich allen Formen des Schädelinnern anzuschmiegen, und andrerseits den Druck des Wassers, das er nun in den Schädel hineinläßt, zu ertragen vermag; dann läßt er, wenn alle Theile des Schädels mit Wasser gefüllt sind, dieses in ein Meßgefäß einlaufen und vermag auf diese einfache und sinnreiche Weise die Schädelcapacität jedesmal in 10 bis 12 Minuten festzustellen, sowie denselben Schädel beliebig oft danach zu messen. Die nach dieser Methode vorgeführten Demonstrationen erregten das lebhafteste Interesse der Gesellschaft.

* **Berlin.** Die an der kgl. Landwirthschaftlichen Hochschule angekündigten Vorlesungen und Uebungen werden im gegenwärtigen Wintersemestee von 668 Studirenden (gegenüber 640 Studirenden im Winter 1895/96) besucht, und zwar von: 486 ordentlichen und außerordentlichen Hörern (486 im Vorjahr), 182 Hospitanten (154), unter denen sich 85 Studirende der Universität (64), 3 Studirende der Bergakademie (8), 1 Studirender der Technischen Hochschule (1) befinden.

* **Eberswalde.** Den Privatdocenten an der hiesigen Forstakademie Dr. Schubert und Dr. Eckstein ist das Prädicat „Professor" verliehen worden.

λ **London.** Der Vortrag, den der Vorsteher des hiesigen Telegraphenamts, Hr. Preece, letzte Tage in London über das „Telegraphiren ohne Drähte" gehalten, muß auch außerhalb Englands, sowie über die Fachkreise der Telegraphisten und Elektriker hinaus Interesse erregen. Schon 1838 machte Prof. Steinheil in Göttingen darauf aufmerksam, daß ein Telegraphiren ohne Drähte oder ähnliche Metallfädenleitung vielleicht einer nicht fernen Zukunft vorbehalten bleibe. Bekanntlich hat Edison schon vor einigen Jahren dahin gehende Versuche gemacht, welche jedoch nur bei kurzen Entfernungen von Erfolg gekrönt waren. Für längere Strecken schien die Sache unmöglich. 1884 machten Beamte der Londoner Telegraphencompagnie zuerst die merkwürdige Wahrnehmung, daß sie telegraphische Botschaften, welche zwischen London und dem etwa 270 Kilometer entfernten Bradford hin und her gingen, durch das Ohr vollkommen zu verstehen vermochten. Hr. Preece glaubte die Ursache dieser wunderbaren Erscheinung elektrischen Luftwellen zuschreiben zu müssen. Auf Grund seiner Studien und Experimente wurden zuerst im Norden Englands Versuche im großen gemacht. Die dabei angewandte Methode war außerordentlich einfach. Um in dem zu durchlaufenden Raum die nöthigen Wellen zu erregen, wurde an den beiden Endpunkten der Leitung eine entsprechend große Länge von Drähten aufgerollt. Dieses System würde, wenn dauernd erfolgreich, von großem praktischen Werth sein. Ein Versuch damit zwischen der englischen Küste und den Leuchtschiffen ist bereits gemacht, allein die darauf verwandten 20,000 M. haben bis jetzt nicht das gewünschte Ergebniß zustande gebracht. Trotzdem hofft Hr. Preece ganz sicher auf Erfolg. Uebrigens soll ein Italiener der Lösung des Problems durch Anwendung von elektrischen Tuben außerordentlich nahe gekommen sein, so daß die englische Postbehörde mit ihm über Ankauf seiner Erfindung verhandelt.

* **Paris.** Der Professor an der Polytechnischen Schule, Henri Becquerel, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der sich viel mit dem noch ungelösten Problem der X-Strahlen beschäftigt, hat bei seinen Experimenten die interessante Entdeckung gemacht, daß die fluorescirenden Uransalze, wenn dem Sonnenlicht ausgesetzt, nachher ganz ähnliche optische Erscheinungen hervorrufen, wie die Kathodenstrahlen der Hittorf'schen Röhre. Unter allen fluorescirenden Körpern zeichnen sich die Uransalze durch besondere Stärke der Fluorescenz aus. Um zu ergründen, welcher Art wohl die Beziehungen dieser Kraft zu den X-Strahlen sein könnten, exponirte Professor Becquerel die Salze am 3. März und am 3. Mai eine Zeit lang dem Sonnenlicht und schloß sie dann in eine Dunkelkammer ein. Im vergangenen November stellte er dann Versuche mit ihnen an, die ergaben, daß die Salze nicht den kleinsten Bruchtheil ihrer Fluorescenz eingebüßt hatten. Noch eigenartiger als diese Entdeckung dürfte aber die hiemit im Zusammenhang stehende sein, daß das von den Uransalzen sozusagen eingefangene Sonnenlicht in Kathodenlicht umgesetzt worden wäre, und zwar ohne daß irgend ein elektrischer Strom zuhülfe genommen worden wäre. Photographische Platten, die hinter völlig undurchsichtigen Pappdeckeln verborgen waren, wurden durch das Fluorescenzlicht angegriffen, obschon man, um die Möglichkeit einer directen, rein chemischen Wirkung auszuschließen, zwischen die Salze und die Platten dicke Glasscheiben gebracht hatte. Daß von den Uransalzen ausgehende transformirte Sonnenlicht scheint sich demnach ganz ähnlich zu verhalten, wie die unsichtbaren X-Strahlen Röntgens. Nur wären nach Prof. Becquerel die Fluorescenzstrahlen der Uransalze durch Spiegel reflectirbar, während bekanntlich die Röntgen'schen weder ablenkbar noch brechbar sind. Dagegen haben beide Strahlenarten wieder die Eigenschaft mit einander gemein, daß sie einen merkbaren Einfluß auf ein in einiger Entfernung aufgestelltes Elektrometer auszuüben imstande sind. Diese eigenthümlichen Erscheinungen hat Prof. Becquerel constatiet, aber noch nicht zu erklären vermocht.

* Zu **Cordoba** in Argentinien starb am 28. November Professor Arthur v. Seelstrang. Geborenee Ostpreuße, wanderte er 1863 als verabschiedeter Garde-Officier nach Argentinien aus. Seit 1880 wirkte er an der Universität Cordoba, der einzigen in Argentinien, als Docent für Mathematik und bekleidete das Dekanat dieser Facultät, gehörte zugleich auch der dortigen Akademie der Wissenschaften als Mitglied an. In dieser Eigenschaft erhielt er im Laufe der Jahre eine Reihe wichtiger Aufträge übertragen. 1886 bis 1888 stand er an der Spitze des argentinischen Theils der Commission, die mit Verlegung der zwischen Brasilien und Argentinien schwebenden Grenzstreitigkeiten betraut war. Hoch verdient machte er sich als Verfasser des ersten Atlas von Argentinien, den die dortige Geographische Gesellschaft vor 10 Jahren herausgab.

Für Bücherfreunde umsonst und portofrei stehen zu Diensten:

Katalog 59: Zeitschriften und periodische Werke. Konversations-Lexika u. Wörterbücher der alten und neuen Sprachen, Litteraturgeschichte, Schöne Litteratur in deutscher, englischer, französischer, italienischer u. spanischer Sprache, Prachtwerke, Architektur u. Kunstgewerbe, Kunstgeschichte, exakte Wissenschaften. 2158 Nrn.

Anzeiger XX: Jugendschriften, christliche Litteratur u. populäre Theologie, Frauenlitteratur und Gesellschaftswissenschaft, populäre Heilkunde. 823 Nrn.

In Kürze gelangt zur Ausgabe: Katalog über **Geographie, Geschichte, Biographie, Kriegsgeschichte,** ca. 1000 Nrn., u. werden geehrte Interessenten um gef. Zustellung ihrer Adressen ersucht, wie die weiter erscheinenden Zuchkatalloge nach gütiger Aufgabe der interessirenden Spezialitäten regelmäßig zugestellt werden.

Antiquariat von Oskar Gerschel,
Stuttgart, Calwerstraße 16. (1211)

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 7. Januar. Nummer 4.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ueber die realistische Richtung in der modernen Literatur. I. Von Dr. Fritz Freund. — Socialpolitisches zur Civilproceßordnung. Von Dr. jur. Leop. Bauke. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber die realistische Richtung in der modernen Literatur.

Von Dr. Fritz Freund, Regierungsrath in Koblenz.

I.

Durch die moderne Kunst, wenigstens im Gebiete der Literatur und der Malerei, geht ein charakteristischer Zug, der am häufigsten „Realismus“ benannt worden ist. Die Malerei bestrebt sich, in Ton und Farbe den Eindruck der Erscheinungen auf das menschliche Auge treuer wiederzugeben als die ältere Schule; da ihr die Natur überall schön und bedeutungsvoll erscheint, ist sie auch weniger wählerisch als jene in dem Gegenstand ihrer Kunstschöpfungen. Ebenso strebt die Dichtkunst in Gegenstand und Form der Dichtungen nach einer innigeren Anschmiegung an die Natur; in trotzigem Ungestüm sucht sie die in der Schule der Väter verloren gegangene Naturwahrheit. Wahrheit und Schönheit erscheinen ihr unter der Herrschaft der älteren Schule in ihrem begrifflichen Verhältniß zu einander verkannt, aus einander gerissen, entfremdet, — Wahrheit und Schönheit will sie einander näher bringen: fort mit den früheren überlebten Begriffen von Schönheit, auf zur Reform des Geschmacks! Nur aus der Mutter Erde zieht der Dichter wie einst der Riese Antaeus seine Kraft, nur die erkannte Natur kann seinen Schöpfungen lebendigen Odem einblasen. Nur mit diesen Ausrüstungen können daher seine Werke wirken, nur die aus der Naturerkenntniß gewonnene Kraft kann jenes geistige Fluidum erzeugen, welches von dem Dichter zu dem Hörer hinüberfließt.

Aber das Schaffensgebiet des Dichters geht noch weiter als dasjenige des Malers und daher durchzieht der realistische Zug noch andere Seiten des dichterischen Kunstwerks, als nur Gegenstand und Form. Während der Maler die äußere Erscheinung der belebten und leblosen Natur festhält, umfaßt die nachschaffende Arbeit des Dichters noch das gesammte innere Getriebe der belebten Natur und in erster Linie ihrer vornehmsten Schöpfung, der Menschheit. Dort die ruhende, hier auch die thätige Natur, dort Zustände, hier auch Handlungen, dort in gewissem Sinne nur Anatomie der Welt, hier noch ihre Physiologie, oder um mit Lessing im Laokoon zu reden: die Zeitfolge ist das Gebiet des Dichters so wie der Raum das Gebiet des Malers ist, jener behandelt das „Consecutive“, dieser das „Coexistirende“.

Vorbehaltene Domäne der Dichtkunst ist die Entwicklung der Charaktere und Schicksale von Menschen, die zusammenhängende Darstellung ihres Thuns und Leidens. Daher bietet die Rückkehr zur Natur der Dichtkunst nicht bloß eine Fülle bisher von ihr übergangener Stoffe als Gegenstände der Kunstschöpfung, sie reformirt nicht nur die Mittel der Darstellung, die Diction, die Bühnenbilder, die Form des Kunstwerks, sondern sie unterwirft auch die Entwicklung der Charaktere, den Gang der Handlung neuen Gesetzen, deren Gebote der Natur selbst entlehnt sind.

Nach diesen drei Richtungen, nämlich in Beziehung auf den Gegenstand, die Form und den Gang des Dichtwerks will dieser, nur der Dichtkunst gewidmete Aufsatz den Realismus in der modernen Literatur beleuchten.

Bevor wir aber an die Ausführung dieses Programms herantreten, ist es nothwendig, eine Thatsache genau ins Auge zu fassen, welche für das Verständniß und die richtige Würdigung der ganzen Bewegung von grundlegender Bedeutung ist, welche den Realismus jedes Scheines einer willkürlichen, zufälligen Kunstrichtung entkleidet und ihm den Charakter einer nothwendigen Entwicklungsphase der Kunstgeschichte aufprägt; eine Thatsache, welche dieser ganzen Untersuchung ein allgemeineres Interesse verleiht und welche von einem großen, urtheilsarmen Theile unsres modernen Lesepublicums, der nur entweder schwärmen oder schelten kann, bei der Betrachtung realistischer Kunstwerke völlig außer Acht gelassen zu werden pflegt. Diese Thatsache ist der organische Zusammenhang der realistischen Kunstrichtung mit dem realistischen Zeitgeist. Unstreitig leben wir in einer Zeit realistischen Denkens, Empfindens und Handelns. Realismus im Gegensatz zu Idealismus in diesem allgemeinen Sinne ist Bevorzugung der Wirklichkeit vor der Idee, d. h. vor den Vorstellungen der menschlichen Einbildungskraft.

In der äußeren und inneren Politik, im Gebiete der Schule und der Erziehung, im Wettkampfe der Wissenschaften — überall macht sich die realistische Richtung geltend. Dem ersten Reichskanzler, Fürst Bismarck, rühmt man eine entschiedene Realpolitik nach, man findet dieselbe darin offenbart, daß er an der Neuerrichtung unsres Deutschen Reichs in erster Linie mit den realsten Mächten, mit Blut und Eisen, und nicht mit den idealeren, der Volksbegeisterung, der Rede und dem Sange vom einigen Reich, gearbeitet habe. In der inneren Politik sehen wir die Gesellschaft in eine Menge von Parteien gespalten, welche mit Erbitterung die Erwerbsrücksichten einzelner Berufsstände verfolgen. Insbesondere verlangt die drohende Arbeiterfrage, die sogenannte sociale Frage mit Entschiedenheit eine Lösung durch reale Mittel; gegen das eherne Lohngesetz Ricardo's eine eherne Schutzwehr! Mit seinen Machtmitteln soll das Reich oder der Einzelstaat mindestens die äußeren Lebensbedingungen des Arbeiters sicherstellen.

Im Gebiete der Schule hat die realistische Richtung einen Sturm gegen die Vorherrschaft der alten Sprachen und Geschichte entfesselt, deren Beziehung zu einer modernen Weltanschauung man als zu entfernt empfand, und eine entschiedenere Hervorhebung der lebenden Sprachen, der neuesten Geschichte und der Naturkunde gefordert.

Die häusliche Kindererziehung, die Selbsterziehung des Jünglings und des Mannes, die praktische Ethik, wenn ich sie so nennen darf, ist augenscheinlich weit mehr auf Lebensklugheit und auf Lebensgenuß als auf die Pflege der Güter des Geistes und des Gemüthes gerichtet. Diese charakteristische

Digitized by Google

Erscheinung unsrer Zeit hat kürzlich Ernst v. Wildenbruch in einer bedeutsamen Kundgebung für die Errichtung eines Heine-Denkmals als geistigen Pauperismus gegeißelt, welcher sein Calibangesicht über unser Vaterland erhebe. Auch die Bewegung für die Emancipation der Frau geht heute wesentlich von realistischen Anschauungen aus.

Im Wettkampfe der Wissenschaften gebührt heute der Naturwissenschaft — im weitesten Sinne, mit Einschluß der Heilkunde — unbestritten die Palme.

Die enormen Fortschritte dieser Wissenschaft, die Verwerthung der Dampfkraft, der Elektricität, die Vervollkommnung der Beobachtungsmittel, in erster Linie des Mikroskops, die hiedurch bedingte Auffindung krankheiterregender Organismen, die Einblicke in die Entwicklungsgeschichte der lebenden Wesen —, alle diese modernen Errungenschaften der Naturkunde haben unsrer Zeit ein scharfes Gepräge gegeben. Die Behauptung kann nicht bestritten werden, daß auf dem Gebiete der Naturerkenntniß der menschliche Geist im 19. Jahrhundert die weitaus größten Triumphe gefeiert hat.

Während in auffallender Einseitigkeit der Fortschritt der Wissenschaften sich in der Richtung auf Erkenntniß und Unterwerfung der Naturkräfte vollzieht, während Berge durchstochen, Weltmeere durch Canäle mit einander verbunden, telegraphische Leitungen nach den entferntesten Weltgegenden gelegt, elektrische Leuchten zum Hohne der Nachtfinsterniß entzündet, Eisenbahnen auf die höchsten Berggipfel geführt und mit Hülfe von Dampfmaschinen Waaren erzeugt, Arbeiten verrichtet werden, an denen vordem die menschliche Hand sich in einem fast unberechenbaren Mehraufwande an Zeit abmühte, während die Kunst des Arztes Menschenleben rettet, welche bereits dem Tode gewiß erschienen — will es den übrigen Wissenschaften nicht gelingen, die Führerschaft auf dem Wege einer Verbesserung der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse an sich zu reißen. Ich will hier nicht den Grad der Wirksamkeit der Theologie und der Philosophie auf die religiösen und Bildungsverhältnisse unsrer Zeit näher beleuchten, werde aber vielleicht mit einer Andeutung, daß diese Wirksamkeit recht viel zu wünschen übrig läßt, wenig Widerspruch finden. Was hat indessen unsre nationalökonomische Wissenschaft zur Lösung der socialen Frage beigetragen? Beschämend wenig!

Die Wunder der Forschungsergebnisse unsrer Naturkundigen nehmen den Löwenantheil des Interesses der Menschheit für sich in Anspruch.

Dieser Satz führt mich zurück auf die Dichtkunst: Der Dichter unsrer Zeit ist wie seine Mitmenschen ein Kind dieser Zeit. So einfach die Wahrheit dieses Satzes ist, so oft wird sie verkannt. Um „den Dichter ganz zu verstehen", muß man nicht nur „in Dichters Lande", sondern auch in seine Zeit gehen. Das letzte Lustrum unsres Jahrhunderts, dessen Schwelle wir schon überschritten haben, wird, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, einen Höhepunkt realistischer Weltanschauung bedeuten. Auch ohne ein lenkbares Luftschiff, auch ohne eine Heizung mit dem Feuer der Sonne wird es einem einseitigen Wirklichkeitscultus gehören. Die Dichtkunst unsrer Zeit ist Geist vom Geiste unsrer Zeit.

Wer den Realismus der modernen Dichtkunst schilt, muß sich mit seinen Vorwürfen an den Realismus unsrer Zeit wenden. Wer sich aber redlich bemüht, den wahren Zeitgeist zu verstehen, der wird die Richtung unsrer Literatur nicht bedauern, sondern beobachten und die Entwicklung mit Spannung abwarten. Sollte nicht die Einseitigkeit der verfolgten Richtung neben jenen abstoßenden Eindrücken, die alles Extreme hervorruft, auch werthvolle erwecken? Sollte sie nicht für die Werkstätte des Dichters aus der durch die Wissenschaft gleichsam neu belebten Natur neue, bisher latente Kräfte gewinnen? Wollen wir die Dichtkunst bei dieser Arbeit durch vorschnelle Ablehnung oder gar durch Verfolgung stören? Wer vermißt sich, den Wein zu verwerfen, der noch in der Gährung begriffen ist?

Darum wollen wir in dem folgenden mit dem Ernste, welcher der Sache der Kunst gebührt, die Wege betrachten, welche die neuere Literatur eingeschlagen hat. Die Aufgabe und der Werth auch der Kunst wird nicht deductiv, sondern inductiv am richtigsten gefaßt. Fragen wir nicht zunächst: was soll die Kunst und was soll sie nicht?, sondern fragen wir: was zeigt uns der Künstler? und knüpfen wir an die Beantwortung dieser Frage die weitere Frage: wie wirkt dieses Kunstwerk oder diese Gattung von Kunstwerken auf das Gemüth empfänglicher Menschen?

Kein Vorwurf wird der realistischen Dichtung unsrer Tage häufiger gemacht als derjenige, daß sie ihre Stoffe — um zunächst von dem Gegenstande der Dichtwerke zu sprechen — mit ausgesprochener Vorliebe dem Häßlichen, dem Weltelend, dem Sittenlosen, dem geistig Anomalen, also den Schattenseiten des Lebens, endlich auch dem nur individuell, nicht generell Gültigen entnehme.

Die deducirende Kritik ist schnell bei der Hand mit ihrem Axiom, welches über diese Stoffwahl den Stab bricht: „Die Kunst," sagt sie, „soll den menschlichen Geist erheben von den Niederungen des Alltagslebens in die lichten Höhen des ewig Schönen, Edlen und Erhabenen, ihn aber nicht niederziehen in diejenigen Sphären, die wir nothgedrungen Tag für Tag durchwandern müssen."

Unsre classischen Aesthetiker, Lessing und Schiller, sind vorsichtiger in ihren Urtheilen. Ersterer im „Laokoon", letzterer in den „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst" machen einen bemerkenswerthen Unterschied zwischen dem bildenden Künstler, d. h. dem Maler oder Bildhauer einerseits und dem Dichter andrerseits. Lessing insbesondere sieht diesen Unterschied darin, daß die bildende Kunst, welche die Erscheinung eines Augenblicks auf der Leinwand oder dem Steine festbannt, den abstoßenden Eindruck einer häßlichen Erscheinung verewigt und sich damit nicht nur mit unserm Geschmack, sondern auch mit der Wahrheit in Widerspruch setzt, da ja der Anblick des Gemeinen und Häßlichen im Leben glücklicherweise nicht ewig, sondern vorübergehend oder durch gewisse in dem Bildwerke nicht nachahmliche Nebenumstände gemildert ist. Dem Dichter hingegen gestatten beide die Behandlung auch häßlicher und niedriger Stoffe im Dienste einer in ihrem Wesen edlen Darstellung. Denn der Dichter wendet sich in erster Linie nicht an die Sinne, sondern an die Phantasie, die von seinen Bildern etwas hinwegnehmen oder zu diesen etwas hinzudenken mag, und der längere Zeitraum, in welchem seine Werke sich abspielen, kann das Häßliche durch Versöhnliches ablösen und abschwächen.

Prüfen wir, ob wir nicht auf inductivem Wege uns mehr dem letzteren Standpunkte als demjenigen unsrer heutigen Kunstkritik nähern müssen.

Mit Recht nennt Lessing den Philoktet des Sophokles „eines von den Meisterstücken der Bühne". Wir sehen den bedauernswerthen Helden mit seiner, einen widerlichen Geruch verbreitenden Wunde auf Lemnos ausgesetzt, hören ihn in den jammervollsten Naturlauten winseln, zetern und schreien — *ἆ ἆ, φεῦ, ἀτταταῖ, ὤμοι μοι, παπαπαπαπαῖ* — und wiewohl der Anblick solch eines wüthenden Schmerzes, verbunden mit der Vorstellung des ekeln Geruchs nach Ansicht unsrer strengen Kritiker in das Krankenhaus, aber nicht in die Kunst, geschweige auf die Bühne gehört, bewirkt es die Kunst des Dichters, der die List eines Odysseus mit dem Jammer dieses Mannes spielen läßt und unsre Erwartung der endlichen Ueberredung des Helden zur Mitfahrt nach Troja aufs höchste spannt, daß niemand ohne Theilnahme dem Drama folgen kann. Aber selbst der vor-

sichtige Lessing entgeht hier nicht den Gefahren einer deductiven Kunstkritik. Indem er den Spuren des Sophokles auf dem Wege, auf welchem es diesem gelungen ist, dem heiklen Stoffe einen dramatischen Triumph zu verschaffen, nachgeht, bemerkt er, daß durch das Moment der Verlassenheit des Helden auf der einsamen Insel der körperliche Schmerz an mitleiderregender Wirkung gewonnen habe, und fährt fort: „... gebe man einem Menschen die schmerzlichste, unheilbarste Krankheit, aber man denke ihn zugleich von gefälligen Freunden umgeben, die ihn an nichts Mangel leiden lassen, die sein Uebel, so viel in ihren Kräften steht, erleichtern, gegen die er unverhohlen klagen und jammern darf: unstreitig werden wir Mitleid mit ihm haben, aber dieses Mitleid dauert nicht in die Länge, endlich zucken wir die Achsel und verweisen ihn zur Geduld." Spricht nicht Lessing mit diesen Worten einem der dichterisch schönsten Bücher des Alten Testaments, dem Buche Hiob, gewiß ohne es im geringsten zu wollen, den Kunstwerth ab? Die Leiden des Hiob können sich denen des Philoktet gewiß in vollem Umfange zur Seite stellen, und gibt es einen empfänglichen Menschen, der die Geschichte eines von fürchterlichen Schmerzen zerrissenen, aber von lieben Freunden umgebenen, getrösteten und gestützten Kranken ohne die tiefste Rührung lesen kann?

„Da fuhr der Satan aus vom Angesicht des Herrn und schlug Hiob mit bösen Schwären von der Fußsohle an bis auf seine Scheitel. — Und er nahm einen Scherben und schabte sich und saß in der Asche. — Da aber die drei Freunde Hiobs höreten alles das Unglück, das über ihn gekommen war, kamen sie, ein jeglicher aus seinem Ort,... denn sie wurden eins, daß sie kämen, ihn zu klagen und zu trösten. — Und da sie ihre Augen aufhoben von ferne, kannten sie ihn nicht, und hoben auf ihre Stimme und weineten, und ein jeglicher zerriß sein Kleid und sprengeten Erde auf ihr Haupt gen Himmel. — Und saßen mit ihm auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte, und redeten nichts mit ihm, denn sie sahen, daß der Schmerz sehr groß war."

Das Buch fährt bekanntlich fort mit den fürchterlichsten Ausbrüchen des Schmerzes und der Verzweiflung von seiten Hiobs und mit den langen, immer und immer wiederholten Trostworten der Freunde. Das Geheimniß der Wirkung auf den Leser liegt nicht nur in der Schlichtheit und Größe der Erzählung, sondern in der spannenden Erwartung, ob der Herr oder der Satan die in dem himmlischen Prologe geschlossene Wette gewinnen wird. Wie kann Lessing den Eindruck dieser Erzählung mit seinen oben wiedergegebenen Worten in Einklang bringen?

Ich übergehe die keinerlei Grenzen anerkennende Komik eines Aristophanes, gegen welche Schiller hart angeht, die glühende Erotik eines Ovid, die Lessing milder ansieht; ich wende mich der Betrachtung von Kunstwerken der letzten Jahrhunderte zu. Da erfordern die Bilder der niederländischen Maler des 17. Jahrhunderts, Ostade's, Teniers', Jan Steens, welche das Volksleben häufig von der rohesten Seite auffassen, Trunksucht und Spiel in naturwahrster Art behandeln, einen kurzen Aufenthalt.

Wenn Schiller ihren Geschmack einen gemeinen nennt und dem edlen und großen Geschmack der Italiener und Griechen entgegenstellt, so wäre es doch gewiß unrecht, den Bildern dieser Maler, welche die bedeutendsten Galerien unter ihre Zierden rechnen, den Kunstwerth absprechen zu wollen. Denn sei es durch die Farbe, sei es durch ihre liebevolle Behandlung der Landschaft, sei es endlich durch die komisch wirkende Naivetät der gemalten Scenen, behaupten diese Werke durch zwei Jahrhunderte einen viel mehr als kunsthistorischen Werth.

Von Dichtern ist es kein geringerer als Shakespeare, der der Bühnendarstellung der Häßlichkeit, der Sittenlosigkeit, der geistigen Anomalie einen weiten Spielraum gibt. In „Maß für Maß" führt uns der Dichter in die Bordelle und Gefängnisse Wiens und macht uns mit dem Abschaum der menschlichen Gesellschaft bekannt, — aber er versteht es, uns auf diesem Hintergrunde eine goldene Lehre, die Lehre von der Kraftlosigkeit staatlicher Satzungen gegen menschliche Schwächen und von der Gefahr solcher Gesetze für die innere Wahrhaftigkeit des Richters zu geben. In den Wirthshausscenen seines „Heinrich IV." ergeht er sich nach der Art der niederländischen Maler in genauer Wiedergabe der Natur, aber er gewinnt damit den Contrast zu der leuchtenden Gestalt des mit der Uebernahme seines königlichen Amtes umgewandelten Prinzen. In den Komödien „Was ihr wollt", den „Lustigen Weibern" schwelgt er in oft zügelloser Ausgelassenheit. Die beiden viel genannten und von den Irrenärzten wegen ihrer Naturwahrheit viel bewunderten Shakespeare'schen Wahnsinnigen, Lear und Ophelia, sind Erscheinungen geistiger Anomalie, die wir nicht müde werden auf der Bühne mit unserm herzlichsten Mitgefühle zu verfolgen. Wie im Buche Hiob, in Sophokles' Philoktet die körperliche, so ist in Shakespeare's Lear und Hamlet die seelische Krankheit als Gegenstand großartigster Poesie behandelt und vermag die edelste Wirkung auf den Hörer auszuüben. Der Wahnsinn Lears als Gipfel der Hülflosigkeit des von den undankbaren Töchtern verjagten Greises verschärft den Abscheu vor den zugleich lügnerischen und pflichtvergessenen Kindern, und Ophelia's Geistesumnachtung macht sie zu dem rührenden Opfer eines Conflictes der Liebe zu Hamlet mit der Liebe zu ihrem ermordeten Vater. Und doch konnte ein Voltaire in dem Geiste Shakespeare's all dieser Darstellungen wegen nur „ein dunkles Chaos erblicken, worin einige Funken von Genie sprühen und leuchten, aber auch nicht die leiseste Spur von Geschmack sich regt," und er nannte den großen Briten einen rohen Possenreißer!

Was kann es naturwahreres geben als die rücksichtslose Schilderung des Hypochonders in Molière's „Malade imaginaire" oder als die Bilder aus dem Familienleben des Landedelmanns Western in Fieldings köstlichem Roman „Tom Jones or the history of a foundling"? Aber gerade die Derbheit dieser Dichtungen sichert ihnen die unbeschreiblich komische Wirkung.

Wenn Lessing dem Tragödiendichter, Schiller in der Recension über Bürgers Gedichte außerdem noch dem lyrischen Dichter zum Gesetze macht, keine Seltenheiten, keine streng individuellen Charaktere und Situationen darzustellen, so kennt die beste Literatur wenigstens auf dem jenen Kunstgebieten verwandten Felde der Erzählungen Beispiele vom Gegentheil.

Oder kann etwas individuelleres in der Situation gedacht werden als der heikle Vorwurf von Kleists vortrefflicher Erzählung: „Die Marquise v. O....", die Schändung einer ohnmächtigen Frau mit den eigenthümlichsten Folgen der Welt? Aber der Dichter versteht es durch die meisterhafte Entwicklung dieser Folgen in überzeugender und erhebender Weise den Charakter der Frau zu einer heroischen Größe heranwachsen zu lassen, über deren Bewunderung wir die seltsamen Ausgangspunkte vergessen.

Die Betrachtung der älteren Literatur wird uns also vorsichtig in der Beurtheilung der Stoffwahl unsrer modernen Dichter machen; wir sehen, in Hinsicht auf den Gegenstand des Dichtwerkes hat es von den ältesten Zeiten an Realisten unter den Zierden der Kunstgeschichte gegeben.

Gleichwohl ist es unbestreitbar, daß in den neueren realistischen Dichtwerken die Darstellung des Häßlichen, Krankhaften, Individuellen weit mehr in den Vordergrund getreten ist als in den früheren Zeiten der Literatur. Wenn uns Zola im „Germinal" das physische und sittliche

Elend einer Bergwerksbelegschaft, Gerhart Hauptmann in den „Webern" dasjenige hungernder schlesischer Handweber und im „Hannele" den Selbstmord eines Proletarierkindes, Dostojewski im „Raskolnikow", Zola in „Bête humaine" die Geschichte eines Mörders bezw. eines Lustmörders, Sudermann in „Sodoms Ende", Holbe in der „Jugend" die von Mädchenschändern, Ibsen in den „Gespenstern", Hauptmann in „vor Sonnenaufgang" und im „Friedensfeste" die Degeneration von Familien durch Trunk, Ausschweifungen oder Verfolgungswahnsinn, Zola im „Docteur Pascal" das Liebesleben eines alten Mannes mit einem jungen Mädchen — in mehr oder weniger verblüffender Naturwahrheit vorführt, so sind dies nicht zufällige, sondern typische Erscheinungen unsrer modernen Literatur. Man hat für sie das Schlagwort „Der Cultus des Häßlichen" gebraucht.

Ehe wir nun die Art der künstlerischen Darstellung dieser Stoffe des näheren betrachten, wollen wir uns die Gründe der eigenthümlichen Stoffwahl selbst klar zu machen versuchen. Diese Gründe scheinen mir ebensowohl in den Verhältnissen der letzten Vergangenheit der Literaturgeschichte als in dem Charakter der Gegenwart und der naturalistischen Kunstauffassung zu liegen. Es ist kein Zweifel, daß unsre Epigonenliteratur bis auf die neuere Zeit ihre Stoffe vornehmlich den Lebensverhältnissen der oberen Gesellschaftsschichten entnommen und ihren Blick geflissentlich von dem Weltelend, dem sittlich Anstößigen, dem Krankhaften abgewendet hatte. Das Wort, daß Natürliches nicht schimpflich sei, hatte sich für die Dichtkunst ins Gegentheil umgewandelt und die Folge hievon mußte eine Verzärtelung des Geschmackes, eine Prüderie sein, die auf die Dauer den Contact mit dem Hauche der realistischen Neuzeit, mit den Forschungsergebnissen der Naturkundigen nicht ertragen konnte. — Nach dem alten Erfahrungssatz, daß sich Gegensätze berühren, setzte sich nun ein realistisches Extrem an Stelle eines idealistischen Extrems. Im Lese- und Theaterpublicum entbrannte ein heißer Kampf: hie Schönheit, hie Wahrheit — war das Feldgeschrei, die Alten hieher, die Jungen dorthin, hier Pfeifen, dort rauschender Beifall. Durch den Widerstand gereizt, überboten sich die Apostel der neuen Schule an rücksichtsloser Naturnachahmung. Eine Legion von Stürmern und Drängern zerrte an der Hülle des verschleierten Bildes von Sais! Auf den freien Bühnen, in einer freien Presse opferte man der Göttin Wahrheit! Aber je einseitiger sich die Forderungen der Neuerer geltend machten — desto mehr Blößen boten sie den Gegnern, je maßloser die naturalistische Richtung auftrat, desto unreifer erschien sie.

Wie nach dem Worte Schillers in dem Gedicht „Die Weltweisen" die Natur das Weltgetriebe durch Hunger und durch Liebe erhält, so entstehen für den Menschen die ernstesten Conflicte, wenn die Culturentwicklung ihn an der Befriedigung dieser körperlichen oder seelischen Bedürfnisse, des Hungers oder der Liebe, hindert. Armuth und Liebesnoth sind die natürlichsten tragischen Conflicte für die Dichtkunst. Wenn Mephisto die Rechtsentwicklung und damit die Culturentwicklung überhaupt mit den Worten anklagt:

„Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist, leider! nie die Frage,"

so reizt den Dichter vornehmlich der Anblick, wie das Naturrecht auf Stillung des Hungers und das Naturrecht auf Befriedigung der Liebe gegen die Cultur sich durchsetzt oder an ihren Schranken zerschellt.

Die Revision der Grundbegriffe, welche die realistische Richtung der Literatur vornahm, hat hier den Hebel angesetzt: die Nothlage der Classe der Enterbten und die verzehrende Macht der Liebe sollten eine naturwahrere Darstellung finden.

Gab es einstmals eine Zeit, in welcher die Bedürfnißlosigkeit des Armen von den Dichtern, den Sängern der Schäferpoesie des vorigen Jahrhunderts, als ein paradiesisches Glück besungen wurde, so glaubte die realistische Schule an Stelle dieser Maskirung der Wahrheit ein naturgetreues Bild der Armuth mit den Zügen des Unglücks und der Verkommenheit zu zeigen, ohne zu sehen, daß sie damit in den entgegengesetzten Fehler verfiel. Die Modelle hiefür — und darin liegt der weitere Grund für die eigenthümliche dichterische Stoffwahl — fand diese Schule in den Straßenvierteln des modernen großstädtischen Proletariats und in den Wohnungen der Fabrikarbeiter. Die tiefe Bewegung, welche seit dem Aufrollen der socialen Frage durch die Welt geht, hat aller Augen auf die unteren Gesellschaftsschichten gerichtet. Zola's Germinal, Hauptmanns Weber sind die hervorragendsten Ergebnisse des dichterischen Interesses an diesen modernen Bildern. Auf diese Bilder ist auch der von unsrer Kunstkritik oft gerügte „Arme-Leute-Geruch" zurückzuführen, welcher die Atmosphäre z. B. in Hauptmanns „Hannele" und in den Hinterhausscenen von Sudermonns „Ehre" erfüllt. — In Roman und Schauspiel der vergangenen Literaturepoche war eine oft unnatürlich weichliche, rein geistige Darstellung der Liebe zur Mode geworden. Zola charakterisirt dieselbe einmol treffend mit den Worten:

„Le sexe des héros, dans les romans distingués, n'était plus qu'une machine à passion. Ils s'adoraient, se prenaient, se lâchaient, enduraient mille morts, déchaînaient une tempête de maux sociaux, le tout pour le plaisir, en dehors des lois naturelles, sans même paraître se souvenir qu'en faisant l'amour on faisait des enfants."

Dem gegenüber trat bei den realistischen Neuerern die physische Seite der Geschlechterbeziehungen in einseitiger Weise in den Vordergrund. Hieher gehören Zola mit seiner großen Romanserie, Sudermann mit „Sodoms Ende" und „Es war", Halbe mit „Jugend" u. a. m.

Und während die Schule der Alten gemeiniglich den Menschen losgelöst von den Bedingungen seiner physischen und seelischen Entwicklung, losgelöst insbesondere von seinen Erzeugern und seinen Verwandten, als ein absolutes Wesen betrachtet hatte, erschien den Jungen unter dem Einfluß moderner anthropologischer und psychiatrischer Anschauungen der Mensch unfrei durch die Gesetze physischer und psychischer Vererbung. Ibsen, Zola und Hauptmann haben uns Proben solcher erblicher Belastung in Dromen und Romanen gegeben.

Die Betonung des Verbrecherischen und Individuellen in der realistischen Stoffwahl endlich erklärt sich aus der naturalistischen Grundanschauung, wie sie sich in Zola's Definition der Kunst ausspricht, die ihm „ein Stück Natur, geschaut durch ein Temperament", ist; denn danach braucht der Kunst kein Gegenstand fremd zu bleiben; aber auch hier hat die Uebertreibung des Gegentheils in der Vorepoche die Stoffwahl der Realisten beeinflußt.

Wir sehen, die Sünden der Modernen in der Auswahl ihrer Vorwürfe sind durch die Sünden der älteren Literatur erklärt: domals spröde Abwendung von allen nicht wohlgefälligen Zügen des Naturantlitzes, heute einseitige Hervorkehrung der rauhen Seiten desselben. Dann aber spricht sich auch, wie wir sahen, das naturwissenschaftliche Interesse unsrer Zeit deutlich in der modernen Stoffwahl aus und führt namentlich zu einer einseitigen Behandlung des physischen Elementes als Grundlage oder Ergänzung psychischer Erscheinungen.

Digitized by Google

Socialpolitisches zur Civilproceßordnung.

Von Dr. jur. Leop. Bauke.

Da die Einführung des neuen bürgerlichen Rechts auch von tief einschneidender Bedeutung für unsre Civilproceßordnung ist, da Recht und Proceß auf das engste zusammenhängen, im römischen Recht sogar als Einheit behandelt wurden, so wird es unvermeidlich sein, daß mancher Paragraph des Proceßrechts eine Umgestaltung erfahren wird. Nimmt man hier aber einmal Aenderungen vor, so wäre es wirklich sehr angebracht, wenn man auf nachstehende Hauptmängel des Zwangsvollstreckungswesens sein Augenmerk richten und denselben abhelfen würde. Denn auf keinem Gebiete kann vielleicht eine so hervorragende That im socialpolitischen Sinne vollbracht werden, wie gerade auf diesem. Handelt es sich doch hier vielfach um die wirthschaftlich Schwächsten, für die auch die geringste Verbesserung des gesetzlichen Zustandes von großer Bedeutung sich erweisen kann.

Der Grundgedanke, von dem unser Zwangsvollstreckungswesen beherrscht wird, ist ja an sich sehr anerkennenswerth. Sehen wir von der Beobachtung gewisser Formalitäten ab, so besteht er darin, daß durch die Zwangsvollstreckung dem Schuldner die Möglichkeit einer angemessenen wirthschaftlichen und gesundheitsgemäßen Existenz nicht genommen werden soll. Es liegt das nicht nur im Interesse des Schuldners selbst, sondern auch in dem des Gemeinwesens, da sonst der Excussus der Armenpflege zur Last fallen würde, und schließlich auch des Gläubigers, da ein wirthschaftlich ruinirter Mensch nichts mehr zahlen kann, wohl aber jemand, dem die Existenzmittel belassen sind. Um diesem Grundsatz eine rechtliche Geltung zu verschaffen, hat der Gesetzgeber eine Reihe von Vorschriften erlassen, beispielsweise im § 715 der Civilproceßordnung die dem Schuldner unentbehrlichen Gegenstände, die der Pfändung nicht unterworfen sind, aufgezählt. Hier befindet sich der erste Punkt, wo dringende Abhülfe nothwendig ist. Anstatt nämlich, wie es unsre wirthschaftlichen Verhältnisse einmal mit sich bringen, dem Schuldner einen unpfändbaren Geldbetrag zu belassen, wie es in anderen Ländern, z. B. in Amerika, gesetzlich vorgeschrieben ist, hat man ein solches Recht nur gewissen Personen eingeräumt. Nach § 717 Nr. 7 darf nämlich bei Offizieren, Militärärzten, Deckoffizieren, Beamten, Geistlichen und Lehrern an öffentlichen Unterrichtsanstalten ein Geldbetrag nicht gepfändet werden, welcher dem der Pfändung nicht unterworfenen Theile des Diensteinkommens oder der Pension für die Zeit von der Pfändung bis zum nächsten Termin der Gehalts- oder Pensionszahlung gleichkommt. — Warum, so fragt man sich, wird eine solche Befugniß nicht jedem Schuldner eingeräumt? Ganz abgesehen davon, daß eine solche Vorschrift nur Wasser auf die Mühle der Socialdemokratie ist, die nicht ganz ohne Unrecht darauf verweisen wird, wie wieder einmal ein nicht zu billigender Unterschied vor dem Gesetze gemacht wird, so ist auch gar kein Grund ersichtlich, weßhalb der Staat hier dem Schuldner nicht gesetzlich hilft. Schadet er sich denn etwa durch eine solche Bestimmung? Eher trifft doch wohl das Gegentheil zu.

Wer etwa glaubt, daß dieser Mangel der Gesetzgebung durch die Praxis der Judicatur ausgeglichen sei, der befindet sich in einem gewaltigen Irrthum. — Zwei Berliner Vollstreckungsrichter, welche eine höchst verdienstvolle Zusammenstellung der Berliner Zwangsvollstreckungspraxis herausgegeben haben, verzeichnen ausdrücklich den Landgerichtsbeschluß, nach dem baares Geld unbeschränkt pfändbar ist. In den Gründen des angeführten Beschlusses heißt es: Baares Geld gehört nicht zu den im Sinne des § 715 der Civilproceßordnung unentbehrlichen Sachen, welche als solche der Pfändung nicht unterworfen sind. Baares Geld ist vielmehr schlechthin ohne jede Einschränkung in jedem Betrage pfändbar, ohne Rücksicht darauf, ob dasselbe zur Beschaffung des nothwendigen Lebensunterhalts für den Schuldner und seine Familie dienen sollte.

Vom socialpolitischen Standpunkt aus ist diese Entscheidung im höchsten Grade beklagenswerth, und deßhalb muß auf baldige Abhülfe durch die Gesetzgebung gedrungen werden, da im Resultate der Beschluß vom juristischen Standpunkt aus unanfechtbar sein dürfte. Zwar nicht deßhalb ist baares Geld pfändbar, weil es nicht unentbehrlich ist — dieser Satz ist beinahe unverständlich —, sondern weil, wenn der Gesetzgeber sagt: bei den und den Personen darf ein gewisser Geldbetrag nicht gepfändet werden, er implicite damit ausspricht: bei anderen Personen findet eine solche Beschränkung nicht statt. Dieser jetzige Zustand ist aber unhaltbar. Man vergegenwärtige sich, daß nach der Praxis der Gerichte dem Schuldner gewisse Gegenstände, wie z. B. ein Sonntagsanzug, eine Uhr, belassen werden müssen. Findet er nun keinen Verdienst und verspürt gewaltigen Hunger, so wird er wohl, wie alle Menschen unter solchen Umständen handeln, irgend einen von diesen Gegenständen verkaufen oder doch versetzen. Ein gerichtlich geschulter Excussus wird nun versuchen, falls der Gläubiger besonders hinter ihm her ist, die Gegenstände direct mit Lebensmitteln zu vertauschen, da diese ebenfalls unpfändbar sind. Da aber solche Schuldner die Ausnahme bilden, überdies sehr wenige Personen sich auf solche Geschäfte einlassen werden, so wird nolens volens der Weg zum Pfandleiher betreten werden. Dabei kann sich nun das geradezu Widersinnige ereignen, daß der Sonntagsanzug zwar nicht gepfändet, daß aber das Versatzgeld für dieses Object ebenso wie für alle anderen unentbehrlichen und deßhalb unpfändbaren Gegenstände ihm vom Gläubiger abgenommen werden kann.

Hier wäre also eine wirklich socialpolitische That von großer Bedeutung zu verrichten, wenn der § 715 Nr. 7 dahin erweitert würde, daß jeder Person ein gewisser Geldbetrag belassen werden muß. Die Höhe würde sich am besten nach dem xfachen Betrag der Steuerleistung bemessen. Auf jeden Fall müßte aber für alle Menschen ein Minimalbetrag angegeben werden.

Doch mit der Abänderung des § 715 Nr. 7 wäre erst ein Uebel der heutigen Zwangsvollstreckung aus der Welt geschafft; damit allein ist es jedoch nicht gethan, der ganze § 715 bedarf einer totalen Aenderung in dem Sinne, daß jedem Schuldner die zur Ausübung seines Berufes oder Gewerbes unentbehrlichen Gegenstände belassen werden müssen. In der jetzigen Fassung hat der betreffende Paragraph, abgesehen von dem schon citirten § 7, ungefähr folgenden Inhalt.

Die Unentbehrlichkeit für den Schuldner und seine Familie vorausgesetzt, sind unpfändbar: Kleidungsstücke, Betten, Haus- und Küchengeräth, insbesondere Heiz- und Kochöfen, Nahrungs- und Feuerungsmittel für zwei Wochen, eine Milchkuh oder nach der Wahl des Schuldners statt einer solchen zwei Ziegen oder zwei Schafe nebst Futter und Stroh.

Ferner sind bei Künstlern, Handwerkern, Hand- und Fabrikarbeitern, sowie bei Hebammen die zur persönlichen Ausübung des Berufs unentbehrlichen Gegenstände unpfändbar, ebenso bei Personen, welche Landwirthschaft betreiben, das zum Wirthschaftsbetrieb unentbehrliche Geräth, Vieh- und Feldinventarium, bei Offizieren, Deckoffizieren, Beamten, Geistlichen, Lehrern an öffentlichen Unterrichtsanstalten, Rechtsanwälten, Notaren und Aerzten die zur Verwaltung des Dienstes oder Ausübung des Berufs erforderlichen Gegenstände, sowie anständige Kleidung; ebenso

Digitized by Google

die zum Betriebe einer Apotheke unentbehrlichen Geräthe, Gefäße und Waaren; Orden, Ehrenzeichen und die Bücher, welche zum Gebrauche des Schuldners und seiner Familie in der Kirche oder Schule bestimmt sind.

Sehr viele Härten dieses Paragraphen sind ja durch die Praxis in Preußen, besonders unter Zuhülfenahme der Bestimmungen der alten Gerichtsordnung gemildert worden. Allein vergeblich sucht man nach einem Grunde, weßhalb z. B. dem Privatlehrer seine unentbehrlichen Bücher genommen werden dürfen, dem Lehrer an öffentlichen Unterrichtsanstalten jedoch nicht!

Wenn nach der hiesigen Praxis die Clavierlehrerin nicht als Künstlerin angesehen würde, so würde ihr Pianino zur Pfandkammer wandern. In der That geht es in dieser Weise den Gesangshumoristen, die nicht als Künstler im Sinne des Gesetzes angesehen werden, selbst dann nicht, wenn ihre gesanglichen Fertigkeiten an sich Anspruch auf ein höheres künstlerisches Interesse erheben dürfen. Ebenso werden den Patentanwälten nicht die Vergünstigungen zutheil, die unter Nr. 6 den Rechtsanwälten eingeräumt sind. Juristisch ist es wohl vollkommen zutreffend, wenn in der Begründung der Entscheidung gesagt wird, daß sich die Bestimmungen des § 715 als Ausnahmen von der Regel der Pfändbarkeit sämmtlicher Vermögensstücke des Schuldners darstellen. Da aber Ausnahmebestimmungen strict zu interpretiren seien, müsse eine Erweiterung der für einzelne Berufsarten bestehenden Begünstigungen über die vom Gesetzgeber aufgezählten Kategorien und eine Uebertragung der Vergünstigung auf andere — den im Gesetze genannten Personenclassen ihrer Bildung, ihrer Thätigkeit, ihrer socialen Stellung und ihren Bedürfnissen nach anscheinend oder wirklich nahe stehende oder verwandte Kreise — deßhalb für unzulässig erachtet werden.

Sehr zu loben ist es, daß die Judicatur daran festhält, daß die Bestimmungen des § 715 öffentlichen Rechts sind, daß also der Schuldner auf die Beobachtung derselben gültig nicht verzichten kann. Er ist sogar berechtigt, die Freigabe eines unpfändbaren Gegenstandes auch dann zu verlangen, wenn er sich vorher mit dessen Pfändung einverstanden erklärt hat.

In welcher Weise man am besten dem Schuldner ein Existenzminimum zusichert, darüber läßt sich streiten. Viele verweisen auf die Heimstättengesetze in Amerika, doch wird von anderer Seite gegen diese der Vorwurf erhoben, daß deren Geltung die Creditgewährung außerordentlich erschwere. Selbstverständlich werden sich bei jeder Neuregelung gewisse, bisher noch nicht vorhandene Schattenseiten zeigen. Es kann sich nur darum handeln, ob die neu errungenen Vortheile zu theuer erkauft sind oder nicht. Und da scheint doch die rechtliche Fixirung des Grundsatzes, daß jeder Schuldner etwas als sein eigen behalten kann, eine Errungenschaft zu sein, auf die man stolz ist, auch wenn sie einige Fehler besitzt. Ueberdies darf nicht vergessen werden, daß die leichte Erlangung von Credit ein zweischneidiges Schwert sein kann; wenigstens ist manche Existenz daran zugrunde gegangen.

Es ist überhaupt mit dem Prophezeien auf diesem Gebiete eine eigene Sache. Bekanntlich galt bei uns in einem großen Rechtsgebiete bis vor kurzem der Rechtssatz, daß die vorhin genannten unpfändbaren Gegenstände trotz ihrer Unpfändbarkeit der Retention unterlägen. Diesem unhaltbaren Zustande hat man ein Ende gemacht, obwohl die Gegner prophezeiten, die Arbeiter würden keine Wohnung erhalten, wenn ihre Betten und ihr Handwerkszeug nicht mehr retinirt werden dürften. Daß in Wirklichkeit diese Nachtheile eingetreten seien, davon ist nichts bekannt geworden.

Demnach sollten bei der Neugestaltung der Civilproceßordnung alle Parteien darin einig sein, daß dem Schuldner ein Existenzminimum gesetzlich gelassen werden müsse. Hier ist eine vortreffliche Gelegenheit geboten, eine That von wahrhaft socialpolitischer Bedeutung zu vollbringen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Rudolf Arndt: „Geisteskrank — Unzurechnungsfähig — Entmündigt." Greifswald, Julius Abel 1897. — Die Aufregung, die in den letzten Jahren infolge einiger sensationeller Processe — Oberbürgermeister Hegelmaier in Württemberg, Hauptmann v. Bröcker in Preußen u. a. — über Irrenwesen und Entmündigungsrecht in weiten Kreisen geherrscht und ihren stärksten Ausdruck in dem bekannten, von vielen angesehenen Männern, unter andern von R. v. Ihering, unterzeichneten Kreuzzeitungsaufruf vom 8. Juli 1892 gefunden hat, diese Aufregung hat sich zwar ziemlich gelegt; aber an den Rechtszuständen, durch die sie hervorgerufen worden ist, hat sich seither nichts geändert, Processe, wie die soeben erwähnten, können also jeden Tag wieder vorkommen, auch ist bis jetzt nichts davon verlautet, daß etwa durch die in Aussicht genommene Aenderung der Civilproceßordnung eine wesentliche Aenderung im Entmündigungsverfahren stattfinden solle. Unter diesen Umständen ist die oben genannte Schrift von Prof. Dr. R. Arndt, Director der psychiatrischen Klinik in Greifswald, freudig zu begrüßen, sofern sie geeignet ist, einerseits auf dem Gebiet der Rechtsprechung wohlthätig zu wirken, andrerseits den Gesetzgeber auf die Nothwendigkeit seines Einschreitens aufmerksam zu machen. — Daß ein in der psychiatrischen Praxis stehender Gelehrter nicht in die übertriebenen Angriffe einstimmen werde, die von manchen Seiten gegen Psychiater und Psychiatrie wie gegen die mit den Entmündigungen befaßten Gerichte ausgegangen sind, ist selbstverständlich, und so erklärt der Verfasser auch gleich heraus, daß er Zweck und Ziel des Kreuzzeitungsaufrufs, der darauf hinauslief, die Irrenärzte und die rechtsgelehrten Richter von der Mitwirkung im Entmündigungsverfahren auszuschließen, nie gut geheißen habe. Aber ebenso offen erkennt er an, daß der Aufruf eine berechtigte Reaction gegen schwere Mißstände in der herrschenden Entmündigungspraxis gewesen sei. Mit großer Wärme, aber gewiß mit vollstem Recht weist der Verfasser auf die furchtbare Schwere des Eingriffs in die persönliche Freiheit hin, der in der Entmündigung für den davon betroffenen, der Vernunft nicht beraubten Menschen gelegen ist; denn daß nicht jeder „Geisteskranke" der Vernunft beraubt ist, darüber kann doch unter allen Unbefangenen kein Zweifel herrschen. In vielen solchen Fällen mag die Entmündigung gerechtfertigt, weil namentlich durch das eigene Interesse des Geisteskranken geboten sein; in vielen anderen Fällen ist sie nicht gerechtfertigt, sie wird namentlich nicht schon dadurch gerechtfertigt, daß der Geisteskranke sich durch sein Wesen anderen unangenehm macht. Nicht darauf, sagt Arndt, soll es ankommen, ob jemand „geisteskrank" ist, weil er aufgehört hat, „geistig gesund" zu sein — das sind werthlose Worte, unter denen sich jeder etwas anderes denken kann; am idealen Normalmenschen gemessen, ist schließlich niemand geistig gesund —, sondern darauf, ob der Kranke vermöge seines Geisteszustands sich durch sein Thun unfähig zeigt, als ein Glied der menschlichen Gesellschaft seine Angelegenheiten selbst zu besorgen; etwas anderes ist Geisteskrankheit im Sinn der medicinischen Wissenschaft, etwas anderes im Sinn des socialen, des Rechtslebens. Auf die Verkennung dieses Unterschieds führt Arndt die ungerechtfertigten Entmündigungsanträge und die ungerechtfertigten Entmündigungen zurück, die, mag ihre Zahl auch gering sein, im höchsten Grad bedauerlich sind. Die Schuld an diesen vertheilt sich auf die Aerzte (Psychiater) und auf die Richter: jene überschreiten die Grenzen ihres Berufs, diese kommen den Pflichten ihres Amtes nicht vollständig nach. Auf Grund einer meist oberflächlichen Beobachtung constatirt der moderne Psychiater einen vom medicinischen Standpunkt aus wirklich vorhandenen Defect an der geistigen Gesundheit und damit eine Geisteskrankheit und folgert daraus, daß der Kranke unzurechnungsfähig und unfähig sei, seine Angelegenheiten zu besorgen, also entmündigt werden müsse, während von Rechtswegen zuerst die Thatsachen festzustellen wären, die auf eine solche Unfähigkeit hinweisen, und dann der Sachverständige den Zusammenhang zwischen diesen Thatsachen und der aus physiologischen Merkmalen zu constatirenden Erkrankung des Gehirns darzulegen hätte. Die Richter aber fehlen vielfach dadurch, daß sie sich den vom Psychiater ihnen vorgetragenen falschen Schluß von einer wissenschaftlich constatirten und classifi-

cirten geistigen Abnormität auf die nach anderen Grundsätzen zu beurtheilende Unfähigkeit des „Geisteskranken", seine sociale Stellung im Leben zu behaupten, ohne weiteres untragen, statt selbständig auf Grund der auch von ihnen zu verlangenden psychologischen Kenntnisse und Erfahrungen die Frage nach dieser Unfähigkeit zu prüfen. Mit vollstem Recht betont Arndt, daß der Ausspruch: es sei jemand unfähig, seine Angelegenheiten zu besorgen, nicht Sache des Arztes, sondern Sache des Richters sei, dem der Arzt nur die Grundlage dafür zu liefern habe. — Ausgehend von dem schon hervorgehobenen Unterschied zwischen Geisteskrankheit im wissenschaftlichen und Geisteskrankheit im rechtlichen (staatlichen, socialen) Sinn, tritt Arndt auch dem Mißbrauch entgegen, der da und dort mit der Unzurechnungsfähigkeit, d. h. mit der Freisprechung wegen Geisteskrankheit, im Strafverfahren getrieben wird; man wird dem Wunsch des Verfassers zustimmen müssen, daß der Ausspruch, daß jemand wegen Geisteskrankheit unzurechnungsfähig sei, immer nur auf den einzelnen zur Aburtheilung stehenden Straffall beschränkt werde, und unter dieser Voraussetzung ist auch sein Satz richtig, daß jemand wegen Geisteskrankheit unmündig, d. h. eines Vormunds bedürftig, und doch zurechnungsfähig — und umgekehrt unzurechnungsfähig und doch mündig — sein könne. In engem Zusammenhang mit der mangelhaften Entmündigungspraxis steht die mangelhafte gesetzliche Ordnung des Verfahrens. In Uebereinstimmung mit den von juristischer Seite schon vielfach geäußerten Wünschen verlangt auch Arndt ein besser geordnetes als das jetzige amtsgerichtliche Verfahren, das in Fällen, wo es sich um die Entmündigung eines zum Widerspruch fähigen und widersprechenden Geisteskranken handelt, ein Hohn auf eine geordnete Rechtspflege ist; dabei weist der Verfasser mit vollem Recht auf die — allerdings nicht im Gesetz, sondern wieder auf seiten der Praxis liegende — Schwierigkeit für den Entmündigten hin, die Aufhebung der Entmündigung zu erreichen, da der begutachtende Arzt, dem der Richter auch hier unter Verzicht auf eigenes Urtheil folgt, die Befürwortung der Aufhebung häufig von dem „Krankheitsbewußtsein" des Entmündigten, d. h. von dessen Anerkenntniß abhängig macht, daß er mit Recht entmündigt worden sei. Der Entmündigte verweigert vielleicht mit Unrecht dieses Anerkenntniß; und doch kann sein Antrag auf Aufhebung vom Standpunkt des socialen Rechtes aus begründet sein. — Auf die interessante theoretische und historische Begründung der aufgestellten Sätze einzugehen, müssen wir bei der für eine Besprechung an diesem Ort gebotenen Kürze unterlassen und uns darauf beschränken, die Lectüre der Schrift allen Psychiatern, die mit der forensischen Behandlung von Geisteskrankheiten zu thun haben, namentlich allen Gerichtsärzten und nicht minder allen Richtern aufs angelegentlichste zu empfehlen. G. P.

J. Gegenüber der aus den „Times" in die deutschen Zeitungen aufgenommenen Nachricht (vergl. Beilage 2 zum 4. ds. Mts.), daß „Dr. Fahrer, Leiter der archäologischen Aufnahmen für die Nordwestprovinzen Indiens", in Nepal die Geburtsstätte Buddha's entdeckt habe, dürfte es von Interesse sein, festzustellen, daß diese Notiz sich zweifellos auf Dr. Aloys Anton Führer bezieht. Führer, geboren 1853 in Limburg a. d. Lahn, machte seine Sanskritstudien hauptsächlich in Würzburg, wo er auf Grund einer von der philosophischen Facultät gekrönten Preisschrift aus dem Gebiete der indischen Alterthumskunde 1879 promovirte, später in Wien, war 1881—1884 Professor des Sanskrit an dem St. Xaviers College in Bombay und wirkt seit 1885 im englischen Regierungsdienst als Archaeological Surveyor für die Nordwestprovinzen in Lucknow, wo er zugleich Director des Provincial Museum ist. Für den Archaeological Survey of India veröffentlichte er 1889 einen mit zahlreichen Tafeln ausgestatteten Band über The Sharqi Architecture of Jaunpur, 1891 ein noch umfangreicheres Werk über die Bauwerke und alten Inschriften in den Nordwestprovinzen. Mit Ausgrabungen wurde er schon öfter von der englischen Regierung betraut, so 1889—1893 und 1896 in den Ruinen von Mathura (Muttra), wo er viele alte Inschriften auffand, 1893/94 in Birma, wo er die Ruinen von Pagan und andern alten Hauptstädten des Landes durchforschte und eine Menge datirter Inschriften entdeckte, die bis in das 5. Jahrhundert n. Chr. zurückreichen. Das in dem obigen Artikel der Beilage erwähnte nepalesische Dorf Nigliva ist die Fundstätte einer der Säulen des berühmten buddhistischen Königs Açoka mit einer interessanten Inschrift, deren aus der Erde herausragender Theil von Hofrath Bühler in Wien im 9. Band der Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes entziffert worden ist (1895). Die Untersuchung der Umgegend von Nigliva führte zu den jetzt vorliegenden Entdeckungen, über die bald weitere Details nach Europa gelangen dürften.

* Ein Antiquar hatte, wie das „Leipz. Tagebl." erfährt, jüngst ein Manuscript erworben, das er einem heraldischen Vereine anbot. Es bestand aus einem Verzeichniß der Patricier der freien Reichsstadt Ulm, mit beigefügten Wappen, aus dem Jahre 1613, einem „Theatrum virorum memorandorum", darunter Georg v. Frundsberg, Franz v. Sickingen, Ulrich v. Hutten und anderen, sowie „Georgen v. Frundsbergs Exercier-Regula, nach jetzigem Erforderniß eingerichtet durch Everhardum Wechermann, Ulmensem 1616" — alles mit gemalten Portraits, farbigen Abbildungen und Federzeichnungen reich ausgestattet. Wie sich nun bei genauer Prüfung herausgestellt, liegen hier Fälschungen vor; denn die eigenartige Handschrift und andere Kennzeichen erwiesen, daß jene Schriftstücke mit Ausnahme von der Hand desselben Menschen herrühren, der das von 1436 datirte „Heidelberger Turnierbuch" herstellte, welches 1868 über London nach Heidelberg gelangte und hier für die städtische Antiquitätensammlung angekauft wurde. Der Fälscher dürfte vielleicht jetzt zu ermitteln sein.

* Die Arbeit eines Blitzstrahls kann in der Weise gemessen werden, daß man bestimmt, eine wie große Menge Eisen von dem Blitz geschmolzen werden kann. Darnach entspricht die von einem Blitz geleistete Arbeit durchschnittlich 7000 Pferdekräften in einer Sekunde. — Die Temperatur der glühenden Fasern in den elektrischen Lampen erreicht nach den neuesten Untersuchungen gewöhnlich und fast unverändert den Betrag von 1565 bis 1588 Grad Celsius. Für die dicksten Fasern, die das lebhafteste Licht geben, steigt die Temperatur höchstens auf 40 Grad über diesen Werth.

* **Darmstadt.** Der Rector der Technischen Hochschule Prof. Berndt hat den von der Hendschel'schen Locomotivfabrik in Kassel an ihn ergangenen Ruf zur Leitung dieses Etablissements nicht angenommen, sondern bleibt seiner akademischen Thätigkeit treu.

* **Altenburg.** In sein 92. Lebensjahr tritt am 8. Januar Geh. Kirchenrath Dr. theol. et phil. Julius Löbe in Rasephas, in der wissenschaftlichen Welt besonders dadurch bekannt, daß er von 1836 bis 1846 mit Hans Conon von der Gabelentz in drei Bänden die gothische Bibelübersetzung des Ulfilas nebst Wörterbuch und Grammatik herausgegeben hat. Von welch seltener Frische des Geistes und Körpers der Gelehrte ist, geht daraus hervor, daß er noch vor kurzem beim Stiftungsfest der Alterthumsforschenden Gesellschaft hier einen Vortrag gehalten hat.

* **Leipzig.** Dem außerordentlichen Professor der philosophischen Facultät Dr. Victor Gardthausen, Bibliothekar an der Universitätsbibliothek, wurde vom Cultusministerium ein von Ostern bis Pfingsten währender Urlaub zu einer wissenschaftlichen Forschungsreise nach Griechenland und Athen ertheilt.

* **Halle a. S.** Der ordentliche Professor der Rechte Ph. Heck lehnte einen Ruf nach Jena (für deutsches Recht und Handelsrecht) ab.

* **Berlin.** Die von der Akademie der Wissenschaften vollzogene Wahl des ordentl. Professors der Geschichte Dr. Max Lenz zum ordentlichen Mitglied der philosophisch-historischen Classe der Akademie ist bestätigt worden. — Prof. Immanuel Munk, Vorsteher der speciell-physiologischen Abtheilung der physiologischen Universitätsanstalt, ist vom Unterrichtsministerium und von der medicinischen Facultät damit betraut worden, du Bois-Reymonds Hauptvorlesung über specielle Physiologie fortzuführen. Professor Munk hat diesen schon in der letzten Zeit im Unterricht vertreten. Er begann seine erste Vorlesung nach den Weihnachtsferien mit einer Denkrede auf du Bois-Reymond. — Der Minister hat den Docenten für See- und Hafenbau an der Technischen Hochschule, Oberbaudirector Kummer, auf seinen Antrag vom Schluß des laufenden Winterhalbjahres an von den Verpflichtungen des Nebenamtes entbunden unter Belassung des Charakters eines Docenten der Anstalt mit dem Prädicat Professor. — Die im Jahre 1819 unter der Firma Georg Reimer gegründete Verlagsbuchhandlung ist mit Beginn des neuen Jahres auf Dr. phil. Walter de Gruyter übergegangen, der sie unter unveränderter Firma fortführen wird.

* **Königsberg.** Der außerordentliche Professor und Observator an der hiesigen Sternwarte Dr. J. Franz hat einen Ruf als ordentlicher Professor der Astronomie und Director der Sternwarte zu Breslau erhalten.

* **Wien.** Als Privatdocent für Geburtshülfe und Gynäkologie habilitirte sich Dr. Hubert Peters bei der medicinischen Facultät zugelassen.

Digitized by Google

* **Prag.** Dem Privatdocenten Dr. Cäsar Pomeranz ward die in Wien erworbene venia legendi für Chemie als gültig für die philosophische Facultät der hiesigen deutschen Universität bestätigt.

* **Zürich.** Zum ordentlichen Professor der Mathematik an der philosophischen Facultät der Hochschule ist Dr. Heinrich Burkhardt in Göttingen berufen worden.

* **Freiburg i. d. Schweiz.** Der Aegyptolog Prof. J. J. Heß hat mit Unterstützung des Bundes eine neue Studienreise nach dem Lande der Pharaonen angetreten. Der Bundesrath beauftragte ihn mit der Ueberreichung von Geschenken an den Chedive.

* **Amsterdam.** Dr. A. J. Cohen-Stuart hat sich für Nationalökonomie habilitirt.

* **Groningen.** Für Psychiatrie habilitirte sich Dr. C. Wiersma.

* **Brüssel.** Das hiesige naturgeschichtliche Museum hat jetzt eine neue Sammlung ausgestellt: die Insectensammlung des Congobeckens. Seit fünf Jahren ist daran gearbeitet worden; die von Hrn. Severin geordnete Sammlung ist die schönste in Europa und umfaßt gegen 10,000 Arten und über 100,000 Insecten und Schmetterlinge. Eine Fülle neuer Arten ist in ihr enthalten. Am schwächsten sind verhältnißmäßig bis jetzt die Fliegen und kleinen Insecten vertreten. Alle Beamten des Congostaates sind angewiesen, Insecten zu sammeln und an das Brüsseler Museum zu senden.

* **Turin.** Die k. Akademie der Wissenschaften macht bekannt, daß mit dem 31. December 1896 die Bewerbung um den Bressa'schen Preis für die im Laufe des Quadrienniums 1893 bis 1896 abgefaßten wissenschaftlichen Werke und in diesem Zeitraum gemachten Erfindungen, zu der nur italienische Gelehrte und Erfinder berufen waren, geschlossen worden ist. Zugleich erinnert die Akademie daran, daß vom 1. Januar 1895 an die Bewerbung um den ersten Bressa'schen Preis eröffnet ist, wozu, dem Willen des Stifters entsprechend, die Gelehrten und Erfinder aller Nationen zugelassen werden. Dieser Preis wird den Gelehrten oder Erfinder beliebiger Nationalität belohnen, der im Laufe des Quadriennium 1895—1898 nach dem Urtheil der Akademie die wichtigste und nützlichste Erfindung gemacht oder das gediegenste Werk veröffentlicht haben wird auf dem Gebiet der physikalischen und experimentalen Wissenschaften, der Naturgeschichte, der reinen und angewandten Mathematik, der Chemie, der Physiologie und der Pathologie, ohne die Geologie, die Geschichte, die Geographie und die Statistik auszuschließen. Die Bewerbung wird mit dem 31. Dec. 1898 geschlossen. Der Preis wird 9600 Franken betragen nach Abrechnung der amtlichen Taxe. Bewerber müssen innerhalb der bezeichneten Frist ihr gedrucktes Werk an den Präsidenten G. Carle einsenden. Nicht gekrönte Werke werden den Verfassern nicht zurückgegeben. Keines der italienischen Mitglieder der Akademie darf den Preis erhalten. Die Akademie ertheilt den Preis dem Forscher, den sie für den würdigsten hält, selbst wenn er sich nicht beworben hat.

* **Catania.** Senator della Gravina hat die ihm gehörende, an der Ostküste Siciliens gelegene Cyclopeninsel homerischen Angedenkens der hiesigen Universität geschenkt.

* **Philadelphia.** Am 2. Januar starb Dr. Theodore G. Wormley, Professor der Chemie und Toxikologie an der Pennsylvanischen Universität.

* Wie die „Frankf. Ztg." aus **Sydney** erfährt, ist die Calvert'sche Expedition unter Hrn. L. A. Wells nach schwierigem Zuge in die große Sandwüste im Nordwesten Australiens am Fitzroy-River eingetroffen. Doch werden zwei Mitglieder, Hr. Karl Wells und der Geolog der Gesellschaft, vermißt, die sich bei einem Abstecher verirrt haben müssen. Zwei neue Abordnungen sind mit Pferden und Kameien aufgebrochen, um sie zu suchen; man hofft, daß sie am Rastplatz der Joanna-Springs verweilen, den Hr. L. A. Wells ebenfalls erreichen wollte, jedoch seinerseits verfehlt hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. C. Bougié: Gewissensfreiheit. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Alphonse Tanze. Leipzig, Wilh. Friedrich 1896. — Emil Stein: Philosophische Studien. Entwürfe, Skizzen und Aphorismen aus seinem Nachlaß. Ebd. 1896. — Hugo Stehr: Ueber Immanuel Kant. Der Mensch hat keine Vernunft im Sinne Kants. Abhandlung über den Geist unter Berücksichtigung einer der neuesten Metaphysiken und der Vernunftkritik Kants für die Gebildeten jedes Standes. Ebd. 1896. — J. Striegel: „Woza" diesen Vernunft-Anlagen? Im Hinblick auf den Schluß von Fr. v. Hellwalds „Culturgeschichte" und Ed. v. Hartmanns „Philosophie des Unbewußten". Skizzen und Phantasien zu einer Welterklärung mit Bezug auf kirchliche Dogmen und alte Symbole. Ebd. — Elisabeth Förster-Nietzsche: Das Leben Friedrich Nietzsche's. 2. Bd. 1. Abth. Leipzig, C. G. Naumann 1897. — August Froriep: Wilhelm Henke. Biographische Skizze. Mit Bildniß. Jena, Gustav Fischer 1896. — Julius Beloch: Griechische Geschichte. 2. Bd. Bis auf Aristoteles und die Eroberung Asiens. Straßburg, Karl J. Trübner 1897. — Henri *Gross:* Gallia Judaica. Dictionnaire géographique de la France d'après les sources rabbiniques. (Publications de la Société des Études Juives.) Traduit par Moïse *Bloch.* Paris, Léopold Cerf 1897. — Himmel und Erde. Illustrirte naturwissenschaftliche Monatsschrift. Hagb. von der Gesellschaft Urania, redig. von Dr. M. Wilh. Meyer. 9. Jahrg. 3. Heft. Dec. 1896. Berlin, Herm. Paetel. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Ungarn. 5. Bd. 3. Heft. Lfg. 266. Wien, Alfred Hölder. — Ph. Fr. v. Siebold: Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan und dessen Neben- und Schutzländern: Jezo mit den südlichen Kurilen, Sachalin, Korea und den Liu-Kiu-Inseln. Hagb. von den Söhnen des Verf. 1. Bd. 2. Aufl. Würzburg u. Leipzig, Leo Woerl 1897. — Anton de Waal: Der Campo Santo der Deutschen zu Rom. Seine Geschichte. Jubiläumsschrift. Mit 4 Abbildungen. Freiburg i. B., Herder 1896. — Athanasius Zimmermann: Die Universitäten in den Vereinigten Staaten Amerika's. Beitrag zur Culturgeschichte. Ebd. 1896. — Johannes Janssen: Geschichte des Deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 4. Bd. Vom sagen. Augsburger Religionsfrieden a. J. 1555 bis zur Verkündigung der Concordienformel i. J. 1580. 15. u. 16. Aufl. besorgt von Ludwig Pastor. Ebd. 1896. — J. K. Zenner: Die Chorgesänge im Buche der Psalmen. Nachweis ihrer Existenz und ihrer Form. 2 Theile. Ebd. 1896. — Paul Lindau: Hängendes Haus. Roman. 4. Tausend. Breslau, S. Schottlaender 1897. — Briefe eines Vaters an seinen Sohn bei dessen Abgang auf die Universität. 2. Aufl. Mit Vorwort. Ebd. 1896. — Bernhard Stern: Zwischen der Ostsee und dem Stillen Ocean. Zustände und Strömungen im alten und modernen Rußland. Ebd. 1897. — Derselbe: Zwischen Kaspi und Pontus. Kaukasische Skizzen. Mit Illustrationen. Ebd. 1897. — J. K. Potapenko: Die Generalstochter. Freie Uebertragung aus dem Russischen von M. Zolticineano. Ebd. 1896. — Gerhard a. Amyntor: Gerke Suteminne. Mährisches Culturbild aus der Zeit der ersten Hohenzollern. 1. u. 2. Th. 4. Aufl. Ebd. 1896. — J. a. Brun-Barnow: Per aspera ad astra. Roman. Ebd. 1897. — Deutsches Knabenbuch. Jahrbuch der Unterhaltung ꝛc. XI. Stuttgart, K. Thienemann. — Deutsches Mädchenbuch V. Ebd. — Else Hussmann: 's Annebärbele, Erzählung f. junge Mädchen. Ebd. — C. Biller: Die Jüngste, desgl. Ebd. — Für die Jugend bearbeitet: Gulliwers Reisen, 10. Aufl., Don Quichotte, 6. Aufl., Musäus' Volksmärchen, 2. Aufl., Hebels Schatzkästlein, 4. Aufl., Campe's Robinson, Der Waldläufer, Im Puppenparadies, Copperfields Jugendjahre. Ebd.

Zum hundertsten Geburtstage von Annette v. Droste-Hülshoff.

10. Januar 1897. (1269)

Gesammelte Schriften

von

Annette v. Droste-Hülshoff.

Herausgegeben von Levin Schücking.

Drei Bände.

Inhalt: Lyrische Gedichte. Erzählende Gedichte. Schriften in Prosa. Das geistliche Jahr. Geistliche Lieder.

Preis elegant gebunden 6 Mark.

Der billige Preis dieser schönen Ausgabe soll weiteren Kreisen die Anschaffung der Werke der großen Dichterin ermöglichen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 8. Januar. Nummer 5.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Bedeutung der Straßburger Universität. — Ueber die realistische Richtung in der modernen Literatur. II. Von Dr. Fritz Freund. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Bedeutung der Straßburger Universität.

Im Mai 1897 feiert die Straßburger Universität ihr 25jähriges Bestehen. In den wissenschaftlichen Kreisen des ganzen deutschen Vaterlandes wird man an diesem Fest mit dem Bewußtsein theilnehmen, daß die That von 1872 das Rechte getroffen und für das geistige Leben Elsaß-Lothringens und ganz Deutschlands von Segen gewesen sei. In einzelnen politischen Kreisen aber konnte man schon seit einiger Zeit die kritische Frage vernehmen, ob die Universitätsgründung nothwendig und heilsam gewesen sei. Und nun gibt ein Studentenstreit, wie er überall einmal vorkommt, einzelnen Organen der Presse (z. B. der „Badischen Landeszeitung“ vom 24. December 1896) gar Veranlassung, zu erklären, die Gründung der Kaiser-Wilhelms-Universität sei ein großer Fehler gewesen, weil in Straßburg Altdeutsche und Elsässer gesondert lebten, während ein Studium dieser letzteren auf deutschen Universitäten sie sicherer und rascher zu guten Deutschen gemacht hätte.

Es möge gestattet sein, dieser kurzsichtigen Auffassung hier mit einigen Argumenten theils allgemeiner, theils concreterer Art entgegenzutreten. Der Verfasser dieser Zeilen hat zehn Jahre als Lehrer an der Straßburger Universität gewirkt, hat viele Elsässer Studenten damals wie später in seinem jetzigen Wirkungskreis kennen gelernt. Er glaubt aber überhaupt nicht, daß in dem Gelingen oder Nichtgelingen der raschen Germanisirung der Studirenden das Schwergewicht der Frage liege. Gewiß hat das auch seine Bedeutung; aber es sprechen doch noch andere Momente wesentlich mit.

Die Gründung der Universität Straßburg im Jahre 1872 ist einerseits aus Gefühlen und Ueberzeugungen entsprungen, die an die Gründung des Deutschen Reiches, an die großen Siege von 1870, an das gesteigerte Nationalgefühl jener Tage sich anschlossen; andrerseits ist sie die Folge der traditionellen preußischen Universitätspolitik. Diese Politik hatte bisher nur gute Früchte getragen; sie ging dahin, in neu gewonnenen Provinzen durch Neugründung oder verbesserte Pflege von Universitäten zugleich auf die Assimilirung der Landschaft mit dem Staatsganzen und auf eine Hebung des wissenschaftlichen Geistes, auf bessere Ausbildung der Geistlichen, Lehrer, Aerzte, Beamten hinzuwirken. Was der Große Kurfürst in Duisburg anstrebte, wiederholte Friedrich I. in größerem Stil in Halle a. S. Zu Anfang unsres Jahrhunderts wurde neben der Gründung von Berlin, wobei allgemeinere Tendenzen vorwalteten, die Universität Frankfurt a. O. nach Breslau verlegt, um auf Schlesien und die östlichen polnischen Lande zu wirken, und die Hochschule von Bonn ins Leben gerufen, um in der halbfranzösirten rheinischen Pfaffengasse des heiligen römischen Reichs, welche auch nach 1815 für Jahrzehnte der Ausgangspunkt alles Antipreußischen blieb — ich erinnere an die ultramontane, an die ultrademokratische und socialdemokratische Bewegung (Marx), an die überspannten Forderungen des nach belgisch-französischem Muster sich gestaltenden liberalen Constitutionalismus —, preußisch-deutsche Gesinnung zu pflanzen. Gerade hier zeigte sich so recht der tief greifende Einfluß dieser Gründung. Die Universität war und blieb der Mittelpunkt der preußischen Gesinnungen, eines gut nationalen Katholicismus, eines vernünftigen Constitutionalismus. Jeder verständige Patriot segnet heute das Andenken der großen Historiker, Philologen, Theologen, Juristen, der Niebuhr, Löbell, Welcker, Dahlmann, Sybel ꝛc., welche die Führer des geistig-sittlichen Lebens in den Rheinlanden im Sinne vernünftigen Fortschritts und patriotisch-preußischer Politik wurden. Schnell ist es freilich auch dort nicht gegangen; man haßte Preußen am Rhein bis 1848; die volle Verschmelzung trat erst 1866 bis 1870, 50 Jahre nach der Einverleibung in den Staat, ein. Und wenn dazu die großen politischen Ereignisse, das Parlament, die Gesetzgebung, die Verwaltung mit das meiste gethan haben: die Universität Bonn kann mit Recht ihren guten Antheil an dem Erfolge beanspruchen.

Diesen Traditionen und Erfahrungen entsprechend, gründete man 1872 in Straßburg eine deutsche Universität oder stellte vielmehr die alte, welche noch im 18. Jahrhundert geblüht hatte, welche Goethe und Herder einen Theil ihrer Jugendbildung gegeben, die noch damals als eine Hauptstätte der Pflege deutschen Verfassungsrechtes gegolten hatte, wieder her. Ueberschwängliche Hoffnungen knüpften sich an diese Gründung. Man war überhaupt deutscherseits in den ersten Jahren der Eroberung geneigt, die Verknüpfung der elsaß-lothringischen Bevölkerung mit Frankreich zu unterschätzen; man pochte zu sehr darauf, daß die Verwelschung ja erst von den Schulgesetzen Guizots, somit von den dreißiger Jahren an begonnen habe, daß die Masse des Volkes zuhause noch deutsch rede. Wie man glaubte, daß die denkbar mildeste Verwaltung und die größte Umwerbung der sogenannten Notabeln das Land rasch deutsch machen werde, so rechnete man auf einen raschen Besuch der Universität durch Elsaß-Lothringer in großer Zahl.

Es war nur natürlich, daß diese Blüthenträume in der harten Wirklichkeit nicht so reifen konnten, wie man erwartet hatte. Man mußte einsehen lernen, daß die gebildeten und besitzenden Kreise doch fast ganz französirt gewesen waren, daß nur die mittleren und unteren Classen noch stärker als jene mit deutschem Wesen, deutscher Sprache, deutschen Gefühlen verknüpft, leichter zu gewinnen waren. Man sah, daß die protestantischen Kreise, der größere Theil der protestantischen Geistlichen wohl rascher zu Deutschland neigten, daß aber die katholische, besser und fester in sich geschlossene Kirche naturgemäß zunächst in französischen

Sympathien befangen blieb, und zwar um so mehr, je mehr sie ihre Bildungsstätten in abgesonderter Geschlossenheit halten konnte. Fast nur zum Studium der protestantischen Theologie und zur Medicin meldeten sich in den ersten Semestern Studirende aus dem Lande bei der Universität; erst nach und nach kamen auch einige Philologen, Juristen und sonstige junge Männer. Die eigentliche Aristokratie des Landes, die reichen Fabrikanten, ließen ihre Söhne überhaupt nicht an Universitäten studiren, sie sandten sie am liebsten in den entscheidenden Jahren nach Frankreich. Und die milde Verwaltungspraxis duldete das ja, man wollte ja die Herren Notabeln schonen, weil man durch verfrühte Einführung einer parlamentarischen Verfassung ihre Stimmen im Landesausschuß brauchte. So ist bis heute die Zahl der specifisch elsaß-lothringischen Studirenden mäßig geblieben. Doch hat sie immer erheblich zugenommen. Es werden jetzt wohl ¼ bis ⅓ der Studirenden in Straßburg sein.

Ist deßwegen nun aber die Gründung der Universität Straßburg an sich falsch gewesen? Kann man mit irgend welchem Schein der Glaubwürdigkeit behaupten, es hätten mehr Elsaß-Lothringer im Fall der Nichtgründung der Universität auf deutschen Universitäten studirt und sie wären da bessere Deutsche geworden?

Lassen wir zunächst die allgemeine Wirkung der Universität auf das Land und sein Deutschthum beiseite. Fragen wir einfach: wie hätten die höheren und mittleren Classen der Gesellschaft, auf die es ankommt, sich in Bezug auf das Universitätsstudium verhalten, wenn keine Universität im Lande war? Ich glaube, es kann kein Zweifel sein, es hätten noch viel weniger studirt. Die meisten anderen deutschen Universitäten lagen ihnen zunächst zu fern; es war zu theuer, dahin zu reisen, man hätte die Söhne noch mehr nach Frankreich und nach der Schweiz, nicht nach Deutschland geschickt. Der eingefleischte Elsässer ist stolz darauf, in 200 Jahren nicht verwelscht worden zu sein, aber ebensowenig will er jetzt „verprüßt" werden, wie er sagt. Der Weg zur deutschen Gesinnung beim Elsässer geht durch den Particularismus; der Stolz auf seine engere schöne Heimath muß geweckt werden, um ihn zum Deutschen zu machen.

Aber auch wenn einige Elsässer mehr bald nach Heidelberg, Freiburg, München, Berlin gekommen wären, sie würden hier wahrscheinlich nicht deutsch geworden sein, sondern wären noch mehr als in Straßburg in particularistischen engen Conventikeln geblieben, wie die Polen in Berlin, Breslau und Königsberg; sie wären, direct aus dem Elsaß dahin verpflanzt, viel weniger zugänglich für deutsches Wesen und deutsche Wissenschaft gewesen, als wenn sie, wie es jetzt der Fall ist, zwei bis drei Semester vorher in Straßburg studirt haben.

Die, welche meinen, die Verschmelzung der jungen Elsässer mit den Deutschen hätte sich auf den deutschen Universitäten besser vollzogen als auf einer elsässischen Universität, denken vielleicht — als Parallele — an die guten Folgen des Militärdienstes der Elsässer im Reich. Ja, wenn jeder junge Elsässer einer gewissen Bildungs- und Besitzstufe für universitätspflichtig erklärt und dann in Deutschland ein bis drei Jahre in einer Bildungscaserne neben anderen Deutschen geschult würde, dann lägen die Dinge anders. Aber das Studium ist freiwillig wie die Wahl der Universitäten, die Lebensführung, die Wahl des Umgangs auf ihnen. Ein Zwang war hier nach keiner Seite möglich. Und deßhalb war auch von den gebildeten Kreisen des Elsasses nicht rasch ein umfangreiches Universitätsstudium, eine Hinwendung zu deutschen Beamtencarrieren zu erwarten.

Uebrigens ist die Zahl der Elsaß-Lothringer, die in Deutschland studiren, verhältnißmäßig nicht so gering und ist neuerdings bedeutend gewachsen. Es waren allein in Berlin immatrikulirt:

im Winter	1881—1882	3	Sommer	1882	1
„ „	1882—1883	5	„	1883	9
„ „	1883—1884	2	„	1884	1
„ „	1884—1885	6	„	1885	3
„ „	1885—1886	3	„	1886	7
„ „	1886—1887	3	„	1887	12
„ „	1887—1888	6	„	1888	8
„ „	1888—1889	6	„	1889	12
„ „	1889—1890	5	„	1890	8
„ „	1890—1891	3	„	1891	12
„ „	1891—1892	4	„	1892	22
„ „	1892—1893	18	„	1893	27
„ „	1893—1894	12	„	1894	30
„ „	1894—1895	20	„	1895	32
„ „	1895—1896	27	„	1896	64

Man kann billig fragen: würden viel größere Zahlen und ein schnelleres Wachsthum zu constatiren gewesen sein, wenn in Straßburg keine Universität wäre; und für den Fall, daß dem doch so wäre: würden ein paar Elsässer Studenten mehr und früher in Berlin, Heidelberg und anderwärts die sonstigen großen Vortheile der Universität und ihrer Wirksamkeit aufgehoben haben?

Diese Vortheile und Folgen sind freilich schwer für jeden einleuchtend darzulegen, weil es sich um Imponderabilien und um Causalzusammenhänge handelt, die über Jahre und Generationen sich vertheilen. Aber einiges scheint doch einleuchtend und wird auch von allen Elsässern, den deutsch wie französisch fühlenden, empfunden.

Der Französirungsproceß in unserm Jahrhundert beruhte neben anderem auf der Umwandlung der alten Straßburger Universität in französische Facultäten unter und seit Napoleon I. Nur das Thomasstift hatte seinen alten Charakter und damit seine deutsche Gesinnung und Fühlung mit deutscher Wissenschaft behalten. Also war die Beseitigung der französischen Facultäten, die Verwandlung des Thomasstiftes in das Glied einer neuen deutschen Universität für das Bewußtsein aller Betheiligten ein wichtiger Act der Germanisirung.

Aber es war zugleich ein Act, welcher dem Elsässer Bewußtsein bald schmeichelte, ihm das Gefühl beibrachte, daß Deutschland Frankreich geistig ebenbürtig, ja überlegen sei. Man sah im Elsaß mit Verwunderung, daß die Straßburger Universität und ihre Leistungen rasch in ganz Frankreich anerkannt wurden, daß man dort sogar auf sie als Muster und Vorbild hinwies. Es war ferner dem Elsässer sympathisch, daß auf dieser Universität rasch ein liebevolles Studium der Elsässer Alterthümer, des Dialekts, der Literatur und Poesie, der Geschichte des Elsasses, der größeren Städte, wie Straßburg, begann. Es ergaben sich daraus sofort eine Menge von Berührungspunkten zwischen altdeutschen Gelehrten und elsässischen Liebhabern solcher Studien. Die Docenten erschienen ohnedies neben dem Heer und den Beamten, welche die Eroberung und die fremde Herrschaft personificirten, und den deutschen Geschäftsleuten, welche Concurrenz machten, als ein mehr neutrales Element. Daraus ist es ja auch zu erklären, daß rasch viele der Gelehrten nahe, ja intime Beziehungen zu Elsässer Familien und zu einzelnen Geistlichen, Beamten, Aerzten ꝛc. aus der einheimischen Bevölkerung erhielten. Ja, man wird sagen können, einzelne Gelehrte, wie Kußmaul, hätten neben einzelnen hervorragenden Beamten, wie Back, das meiste zur Versöhnung der beiden zunächst mißtrauisch neben einander stehenden Gesellschaftsgruppen beigetragen.

Wichtiger aber als diese einzelnen schon jetzt sichtbaren Wirkungen ist das allgemeine: die zukünftige Imprägnirung des Volksbewußtseins mit deutschem Geist und Gemüth, mit deutschen Vorstellungen und Tendenzen. Es handelt sich da um Vorgänge, deren Wirkungen erst in den folgenden

Generationen ganz zutage treten werden, die aber um so wichtiger sind.

Ohne die Universität wäre Elsaß-Lothringen ganz von der französischen Wissenschaft und von einer katholischen Geistlichkeit abhängig geblieben, die französisch fühlt. Dem mußte ein großes Centrum entgegengesetzter geistiger Kräfte gegenübertreten. Das konnte nur eine Universität im großen Stile sein. Diese durfte, gerade wenn sie recht wirken wollte, nicht dahin zielen, rasch deutschen Patriotismus zu entzünden, gehorsame deutsche Staatsbürger zu erziehen, auf die Wahlen zu wirken. Sie mußte unabhängig dastehen und, zunächst nur auf wissenschaftliche Zwecke gerichtet, auch das Vertrauen der Deutschfeindlichen gewinnen. Dann war sie sicher, die folgenden Geschlechter langsam und nachhaltig umzubilden.

Ohne die Universität würde in diesem Lande des behaglichen Lebensgenusses, der hoch entwickelten Industrie in den mittleren und höheren, nicht mehr ganz von der Kirche geleiteten Classen ein viel stärkerer Materialismus sich ausgebildet haben, ein Geist des Banausenthums, der Flachheit, des Lebens in den Tag hinein. Alle idealen Elemente in jedem Pfarrhaus, jeder Amtsstube, jeder Mittelschule erhalten Kräftigung und Nahrung durch die Universität des Landes und den Zusammenhang mit ihr.

Erwägt man alle derartigen Potenzen, so scheint es nicht fraglich, daß die künftige volle Versöhnung des Reichslandes mit Deutschland wesentlich mit von der Universität abhängt. Diese Versöhnung beruht darauf, daß die Majorität der Elsaß-Lothringer die großen materiellen und geistigen Güter, welche Deutschland im Reich und seiner Verfassung, in seinen volkswirthschaftlichen und geistigen Institutionen, in seinem ganzen Culturleben besitzt, ähnlich schätzen und lieben lerne wie die Altdeutschen. Das wird voll erst vielleicht 1970 erreicht sein. Aber auf dem Wege dazu sind wir, und eines der besten Instrumente dazu war und ist die Universität.

Niemand würde mehr frohlocken als die französischen Chauvinisten, wenn es bekannt würde, man zweifle an der Wirksamkeit der deutschen Universität in Straßburg oder wolle sie in ihren Mitteln beschränken. In Frankreich wie im Elsaß würde man darin mit Recht einen Rückzug, einen Mangel von Vertrauen in die eigene Stellung sehen. Maßnahmen dieser Art würden mit Recht allseitig als ein kleinliches Herabsteigen von dem Standpunkt großer und weitsichtiger Politik erscheinen, den man 1870—1872 bei der Gründung einnahm.

Wer Reben pflanzt, darf nicht im folgenden Jahre Trauben schneiden wollen; wer geistige Kräfte pflanzt, muß wissen, daß sie des Wechsels der Generationen bedürfen, um zu reifen. Das Elsaß blieb von 1680—1789 gut deutsch; erst von da bis 1870 erhielten die oberen Schichten der Gesellschaft einen französischen Firniß. Wir werden rascher zum Ziel kommen, weil der Kern des Volkes und die Race gut deutsch blieb. Aber wir dürfen auch nicht jeden Moment an den Institutionen rütteln, auf denen die Assimilirung beruht. An allen deutschen Universitäten halten die landsmannschaftlichen Gruppen der Studirenden zusammen. In Tübingen ist es Ausnahme, daß der echte Schwabe mit den „Nordkaffern“ (Norddeutschen) verkehrt. In Berlin halten Bayern, Schwaben, Rheinländer, Schlesier, Sachsen vielfach zusammen. Es ist also natürlich, daß auch in Straßburg die Elsässer mehr unter sich als mit den Altdeutschen verkehren. All das hebt die Berührung mit deutschem Geist und Wesen, den Einfluß deutscher Wissenschaft, das gegenseitige Sich kennen und achten lernen nicht auf.

Ueber die realistische Richtung in der modernen Literatur.

Von Dr. Fritz Freund, Regierungsrath in Koblenz.

II.

Kündigt sich der realistische Charakter der neueren Literatur meist schon in dem gewählten Gegenstand der Dichtung an, so pflegt er sich voll auszuprägen in der Art der Darstellung desselben. „Es gibt zwar tausend Dinge,“ sagt Schiller, „die schon durch ihren Stoff oder Inhalt gemein sind; aber weil das Gemeine des Stoffes durch die Behandlung veredelt werden kann, so ist in der Kunst nur vom Gemeinen in der Form die Rede.“

Die inductive Kunstkritik geht, wie wir feststellten, von dem Eindruck des Kunstwerks auf unsern Geist, nicht von vorher gefaßten Urtheilen über Kunstregeln aus. Aber gerade dieser Eindruck ist in der Kunst erfahrungsmäßig bedingt nicht sowohl durch den Gegenstand eines Werkes als vielmehr durch die Darstellungsform; darin liegt die Wahrheit der Schiller'schen Worte. Wenn auf irgend einem geistigen Gebiete, so ist in der Kunst die äußere Erscheinung, die Form eines Erzeugnisses das Wesen der Sache. Unser Geist und unser Auge folgen dem Dichter bereitwillig in die Wüsteneien des Lebens, belauschen mit ihm gespannt die Geheimnisse der Schöpfung, selbst wo sie mit thierischen Trieben arbeitet: aber wir wenden uns beleidigt ab, wenn der Dichter in Sprache, Bildern oder Gestalten das Maß unsrer sittlichen Empfänglichkeit auch nur um eine Linie überschreitet. Durch die Maßlosigkeit der Darstellungsform wird der Darstellungsgegenstand gemein; dann triumphirt der abstoßende Eindruck des Stoffes; denn unser Ohr vermißt in dem Gehörten die Auflösung der Dissonanz, die der Form oblag. Die Empfindung des Gemeinen in dem Thema der Dichtung muß durch stärkere Eindrücke der Darstellung überwunden werden. So haben, wie wir sahen, die älteren Realisten, Sophokles, Shakespeare, Molière, bei der Behandlung des Häßlichen oder Anomalen es verstanden, den reinsten Kunstgenuß zu wecken, indem sie den Hörer mit den Eindrücken des Erhabenen oder des Komischen aus dem Theater entließen. Nicht mehr das Schmerzensgestöhn des Philoktet klingt uns in den Ohren, nicht das nächtliche Toben des wahnsinnigen Lear verfolgt unsre Gedanken, wenn der Vorhang gefallen ist, sondern wir sind erlöst durch nachhaltigere Bilder und erhabenere Eindrücke. Und für das ekle Detail der Krankheitsgeschichte eines Argan haben wir nur ein herzliches, erfrischendes Lachen.

Immerhin aber verlangten auch diese großen Realisten einen nicht verweichlichten, einen widerstandsfähigen Geschmack, der vor den Aeußerungen einer derberen Sinnlichkeit nicht zurückschrickt. Daß auch diese Geistesheroen nicht von der Kritik einer übertriebenen Sittenstrenge verschont geblieben sind, zeigt die Barbarei eines Châteaubrun, der nach der Ueberlieferung Lessings den Philoktet für den damaligen armseligen Geschmack seiner französischen Landsleute ins Wohlanständige übertragen hat, zeigt ferner die Verwünschung des Shakespeare'schen Realismus durch Voltaire und — wie Kuno Fischer in seinem kürzlich veröffentlichten Vortrag „Shakespeare und die Bacon-Mythen“ in überraschender Weise dargethan hat — die verächtliche Beurtheilung des großen britischen Dramatikers durch den Philosophen Bacon.

Wenn unsre modernen Realisten durch die Art der künstlerischen Stoffbehandlung den heftigsten Widerruf hervorrufen, so werden sie zu ihrer Rechtfertigung nicht nur auf diese literaturhistorischen Vorgänge, sondern auch auf den wichtigen Umstand hinweisen dürfen, daß die socialen Verhältnisse und die Naturwissenschaft unsrer Zeit unser verzärteltes Herz stärken müssen und werden. Wer heute noch von den physischen Vorgängen, von der Prosti-

tution, von der Verbrecherwelt oder der seelischen Krankheit den schamhaften Blick wie früher abwenden will, verschließt sich dem Zugang zu der Höhe moderner Weltanschauung. Der Dichter, der auf dieser Höhe stehen soll, darf und muß mit stärkeren Herzen seiner Hörer rechnen. Nur aus diesem Gesichtspunkte darf das Maß sittlicher Empfänglichkeit des Hörers, das zu beobachten dem Dichter Gesetz ist, bestimmt werden.

Haben die führenden Geister der modernen realistischen Richtung dieses Maß innegehalten oder überschritten? Haben sie das Abstoßende des Rohstoffes durch die künstlerische Verarbeitung veredelt? Die Antwort hierauf wird sich allein aus der Wirkung der einzelnen Dichtung auf den Leser oder Hörer ergeben. Zola's „Germinal" und Hauptmanns „Weber" — die beiden Dichtungen der socialen Frage — zeigen eine verwandte Architektur. Die Schilderung des körperlichen und sittlichen Elends der Arbeitermassen drückt mit übermäßigem Schwergewicht auf die andern Theile des Werkes. Kein stärkerer Eindruck verwischt denjenigen, welchen die Bilder des Elends und der Verkommenheit in uns erwecken. Zola in der rücksichtslosen Schilderung aller körperlichen Vorgänge in der Bergarbeiterclasse, Hauptmann in der naturgetreuen Sprache des Volksdialekts fesseln unsern Blick in der einzigen Richtung auf jene Bilder verzweifelnder Trübsal, ohne andere Eindrücke aufkommen zu lassen. Gegen Zola's „Bête humaine" mit dem dominirenden Bilde des Lustmordes sticht Dostojewski's „Schuld und Sühne" durch das Maßhalten in Sprache, Gestalt und Bildern und die liebevolle Behandlung aller Nebentheile dieser Geschichte eines Mörders, sowie Hauptmanns „Hannele" durch die auch von Gustav Freytag hervorgehobene wahrhaft poetische, warmherzige Darstellung der Traumgeschichte einer kleinen Selbstmörderin ab. Sudermann, der im „Katzensteg", in der „Ehre", in „Es war" hie und da heiklen Modellen folgt, ohne uns abzustoßen, verletzt uns in „Sodoms Ende" und in der „Schmetterlingsschlacht" durch zu breite Behandlung widerlicher Verbindungen, deren Eindruck durch einen saloppen Ton und crasse Bühnenbilder nur verschärft wird. Ebenso wenig gelingt es aus entsprechenden Gründen Ibsen und Hauptmann in den „Gespenstern" beziehentlich in den Dramen „Vor Sonnenaufgang" und „Friedensfest", dem Zuschauer über den abstoßenden Eindruck der physisch und psychisch belasteten Familiengenerationen durch die Mittel der Darstellung hinwegzuhelfen, wenn auch Hauptmann in seinem zuerst genannten Drama eine seiner schönsten Frauengestalten geschaffen hat. Mehr als diese Dichter versteht es Zola im „Docteur Pascal", den Eindruck eines peinlichen Stoffes durch die Tiefe des geschilderten Gefühlslebens der Hauptfiguren, durch einen warmen Optimismus und durch Maßhalten in der Diction abzuklären. Als das Muster edler realistischer Darstellung möchte ich die Darstellung der Entbindung Kitty's in Tolstoi's classischem Roman „Anna Karenina" bezeichnen.

Daß auch die gröbste Maßlosigkeit sich unter der Firma des modernen Realismus breit gemacht und Werke wie Hermann Bahrs „Gute Schule", Knut Hamsuns „Hunger" u. a. m. gezeitigt hat, ist leicht erklärlich. Hier ist wüster und roher Naturalismus zuhause, hier sehen wir — mit Schiller'schen Worten gesprochen — die Natur

„Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt."

Wir erkennen also, daß die führenden Realisten unsrer Zeit, soweit sie in dem Gegenstande der Dichtung die unschönen Seiten der Natur bevorzugten, durch die Art der Darstellung mit verschiedenem Erfolg auf den Geist des Lesers oder Hörers wirkten. Indessen auch soweit sie wohlgefälligere Stoffe behandeln — ich nenne hier beispielsweise Hauptmann mit seinen „Einsamen Menschen", dem „Biberpelz", „College Crampton" — macht sich eine Neigung zur Nachahmung der Sprache des täglichen Lebens, bei Hauptmann sogar vornehmlich zum Volksdialekt und Volksjargon gellend, welche zwar in ihrer Verbindung mit einer vortrefflichen Charakteristik den Eindruck der Naturtreue häufig in überraschender Weise erweckt, aber doch einen feineren Geschmack verletzt. Auch Schiller läßt den alten Musikus Miller in „Kabale und Liebe" die derbe Sprache seines Standes reden, aber diese Sprache beherrscht nicht die Diction des Schauspiels. In diesem Punkte scheinen mir die Franzosen, besonders Zola, feiner als unsre modernen Deutschen zu fühlen.

Aber auch für dieses Phänomen liegt der Schlüssel des Verständnisses nicht fern; auch hier berühren sich ja Extreme in auf einander folgenden Literaturepochen. Es galt, als die Realisten aufkamen, eine hohle Declamation abzulösen, welche in Anlehnung an die Sprache der Classiker Mode geworden war und welche um so minderwerthiger erschien, als ihr weder der Geist noch die psychologische Erkenntniß der Classiker zur Seite stand. Dem idealistischen Extrem in der Diction setzte die Schule der Modernen eben das realistische Extrem entgegen und schädigte damit auch ihrerseits den Eindruck ihrer Dichtungen, welche mit einem Schlage den Anblick der Alltäglichkeit darboten.

Schiller hat den feinen Unterschied eines gesunden Realismus und eines unkünstlerischen Naturalismus in zwei tiefgreifenden Strophen seines Gedichtes „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte", dargelegt:

„Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt,
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt;
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held.
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis' Wagen,
Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn;
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann,
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen."

Diese wahren Worte kennzeichnen die hauptsächlichste Verirrung unsrer modernen Realisten: die ungeläuterte Herübernahme natürlicher Vorgänge in die Kunst, die naturalistische Maßlosigkeit in Wort und Bild. Aber gerade diese Krankheitsform ist heilbar. Wenn der Paroxysmus vorüber sein wird, muß sich eine Gesundung und Erstarkung unsrer Literatur anbahnen. —

Blicken wir in einem letzten Theile von den Gegenständen und den Ausdrucksmitteln hinweg zu der Charakteristik der Personen und zu dem Gange der Handlung in den Dichtungen dieser gährenden Literaturepoche!

Hier in diesem schwierigsten Arbeitsfelde des Dichters scheint mir der Realismus eine verdienstliche Rolle spielen zu sollen. Das Schiller'sche Wort: „und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held", hat er auf seine Fahne geschrieben und folgt ihm in verheißungsvoller Laufbahn. Schon in der vergangenen Literaturepoche haben wir große und eigenthümliche Schöpfungen einer realistischen Gestaltungskraft bei Kleist, Hebbel und Keller begrüßt. Figuren, wie Kleists „Michael Kohlhaas" und „Marquise von O.", wie Hebbels Tischlermeister Anton in „Maria Magdalena", wie Kellers „Grüner Heinrich" gehören zu den besten der deutschen Literatur. Tiefe Seelenkunde verrathen ferner die russischen Realisten, in erster Linie

Digitized by Google

Dostojewski und Graf Tolstoi. Unter den modernen Deutschen scheint mir in der Charakterzeichnung Hauptmann an erster Stelle zu stehen, dessen Personen auch in figurenreichen Dramen mit einem erstaunlichen Grade von Individualisirung herausgemeißelt sind. Die Charakterisirungskunst namentlich des französischen Realismus unter Führung von Emil Zola steht, wie mir scheint, in übertriebener Weise unter dem Einfluß des Gedankens der Abhängigkeit seelischer Entwicklung von einem „milieu". Es ist gewiß unleugbar, daß die Abstammungs-, Familien-, Zeit- und die sonstigen Verhältnisse der nächsten Umgebung einen bedeutenden Einfluß auf die Charakterbildung äußern. Wenn aber das Gewicht dieser das sogenannte milieu bildenden Elemente derart übermächtig dargestellt wird, daß der Mensch nicht als Subject, sondern mehr als Object des Schicksals erscheint, so werden individuelle Naturerscheinungen fälschlich zu Naturgesetzen gestempelt, und es wird die grundsätzliche freie Selbstbestimmung des Menschen einer dilettantischen Generalisirungssucht geopfert. Darum heraus mit den Gespenstern oder besser Hirngespinsten einer absoluten Belastung ganzer Familien durch Alkoholismus oder andere lasterhafte Ausschweifungen aus der realistischen Literatur! Ueberlassen wir diese Zerrbilder der Natur dem italienischen Phantasten Lombroso für seine Raritätensammlung verbrecherischer Prädestinationen!

Auf ganz einsamer Höhe psychologischer Forschungen steht der Norweger Ibsen. Ich glaube, daß die moderne Literatur keinen originelleren, gedankenreicheren, sittlich ernsteren Dramatiker aufzuweisen hat, als ihn. Aber ebensowenig wie seinen Rosmer in „Rosmersholm" hat ihn jemand lachen sehen. Ein leidenschaftlicher Prophet der unfreien, heuchlerischen Gesellschaft, ein harter und unermüdlicher Kämpfer für Freiheit und Wahrheit, hat er seinen Lieblingshelden ein stählernes Kriegerherz eingepflanzt, fähig, Gesellschaft und Welt zu verachten und zu verlassen, Bande der Liebe zu zerreißen im Drange nach Freiheit und Wahrheit.

So verläßt seine liebliche Nora Mann und Kind, weil sie, als Tochter und Gattin in einem Puppenheim herangewachsen, durch eine spielend von ihr heraufbeschworene fürchterliche Lebenserfahrung belehrt wird, daß ihr Gatte, der ihr auch über diese spielend hinweghelfen will, nicht fähig ist, ihr „Zusammenleben" zu einer wahren Ehe zu gestalten. So trotzt der Dr. Stockmann im „Volksfeind" in seinem Kampfe für eine tief empfundene Wahrheit der Gesellschaft, die ihn, in ihren Interessen bedroht, verlassen hat: „Der stärkste Mann der Welt ist derjenige, welcher — allein steht!" So wirft Consul Bernick in den „Stützen der Gesellschaft" unter dem Einflusse schwerer Prüfungen und großer Menschen die Fesseln von Lug und Trug ab, die ihn eine Scheinrolle als gemeinsinniger Wohlthäter seiner Heimath haben spielen lassen, und schaut den Folgen des erschütternden Geständnisses muthig ins Auge. So widersteht aber auch Frau Ellida Wangel, die „Frau vom Meere", der Versuchung einer geheimnißvollen, starken Liebe, die sie von einem liebenden Gatten loszureißen droht, in dem Augenblicke, als ihr dieser die volle Freiheit der Entschließung und die volle Verantwortlichkeit zuwälzt. Und gleichsam um durch die Ausnahme seine ethische Regel von der befreienden Wahrheit zu bestätigen — zeigt der Dichter in einem seiner hervorragendsten Dramen, der „Wildente", die verheerende Wirkung unzeitiger Aufklärung auf eingelebte unwahre und schadhafte Lebensverhältnisse.

Während diesem Dichter ein ausgesprochener Realismus bei der rücksichtslosen Zeichnung der Gesellschaft den Pinsel führt, zeigt seine Individualität noch eine andere merkwürdige, zwiefache Eigenschaft. Seine Lieblingsgestalten tragen einen übermenschlichen Charakter und seine Seelenkunde hat einen neuerdings immer mehr ausgeprägten mystischen Zug.

In ihrer trotzigen Folgerichtigkeit, ihrer kraftvollen Selbstüberwindung, ihrer Weltverachtung haben die eben betrachteten Figuren wie auch die großen Frauengestalten in der „Komödie der Liebe" und in „Rosmersholm", Schwanhild und Rebekka West, bei allen natürlichen Schwächen etwas von Uebermenschen, von Idealfiguren in realistischem Gewande an sich. Je höher der Held steigt, um so tiefer sinkt die kleine Welt unter seinen Füßen — das ist Ibsen'scher Pessimismus, ein Blutsverwandter Nietzsche'scher Weltanschauung.

Aber die schauerliche Mystik, welche wir schon in der „Frau vom Meere" erkennen, und welche neuerdings im „Baumeister Solneß" und in „Klein Eyolf" den Dichter in ihren Bann gezogen hat, ist der Wurm, der an seinen Dichtungen nagt. Das Verhältniß dieser krankhaften Erscheinung zu dem gesunden Realismus früherer Werke ist ein Analogon des Verhältnisses von Spiritismus zur Naturwissenschaft. Wie unsre große Zeit der Naturwissenschaft ihre Carricatur in den spiritistischen Lehren gefunden hat, so zeigen sich neben den Bildern realistischer Psychologie in der Literatur die Grimassen der Mystik, der Symbolik. Anfänge dieser Erscheinung bieten bereits die Werke Kleists. In den letzten Dramen Ibsens herrscht sie vor und verschleiert die Züge groß angelegter dichterischer Figuren.

Die mächtige Gestalt des nordischen Dichters konnte nicht verfehlen, auf unsre deutsche Poesie einen großen Einfluß zu äußern, den wir unter andern unschwer bei Sudermann erkennen. Wir spüren in der Novelle „Der Wunsch", dem zweiten Theile der „Geschwister", einen Hauch des Geistes von Rosmersholm, hören in den Hinterhausscenen der „Ehre" Anklänge an die „Wildente" u. s. f. Aber seine Kämpfer für Freiheit und Wahrheit haben nicht den Charakter der Ibsen'schen Heroen, und von Ibsen'scher Mystik merken wir gleichfalls bei Sudermann nichts. Sein Realismus mischt sich indessen mit einer eigenthümlichen Neigung zum Philosophiren über sittliche Probleme, z. B. über den Ehrbegriff in dem mehrgenannten Schauspiele „Die Ehre" — eine schon bei Ibsen, aber schwächer erkennbare Erscheinung, welche für meine Empfindung zu viel an dichterischem Subjectivismus in das Naturgemälde bringt und die Gefahr enthält, daß der Gang der Handlung nicht frei geführt, sondern den Geboten der dichterischen Thesen unterworfen wird.

Wie dem aber auch sei, jedenfalls haben uns die hervorragenden Realisten unsrer Zeit wahre Menschen, keine Roman- oder Theaterfiguren kennen gelehrt. Wir werden bei ihnen vergeblich nach absolut guten oder absolut schlechten Menschen suchen; die Charaktere sind durchweg, wie im Leben, gemischter Natur, und gerade weil sich hier Licht und Schatten wie in uns selbst zusammenfinden, darum stehen sie uns nahe und fordern unsre Theilnahme. Nur für die erblich Belasteten, namentlich die Wahnsinnigen, haben wir kein Interesse, weil sie nicht ihres Glückes oder Unglückes Schmied sein können, sondern von einem schaurigen Verhängniß, wie Drahtpuppen von der führenden Hand, geleitet werden.

Im engsten Zusammenhang mit der Charakterzeichnung steht die Führung und namentlich die Endigung der Handlung bei den modernen Realisten. Auch hier folgen sie dem Gebote Schillers in „Shakespeare's Schatten", der das große, blind waltende Geschick der sogenannten „poetischen Gerechtigkeit" mit beißendem Spott gegenüberstellt:

„Das Geschick, das ist blind und der Poet ist gerecht."
— — — — — — — — — —
„Der Poet ist der Wirth und der letzte Actus die Zeche,
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch."

Digitized by Google

Diese Pfeile sendet der Dichter gegen die Iffland, Schroeder, Kotzebue, die sich in ihren Dramen an die Stelle der Vorsehung setzen wollten, den Böswicht zu entlarven und zu bestrafen, den Tugendhaften zu belohnen, Liebende unter allen Umständen zu vereinen, mit einem Wort, einen „befriedigenden Schluß" sicher zu stellen.

Die uralte Weisheit, daß die Tugend, die Wahrheit, die Größe den Menschen adelt, aber ihn deßhalb in der Welt nicht nothwendig über Laster, Lüge und Kleinlichkeit triumphiren läßt, daß der Gerechte leiden kann und der Böse sich erfreuen darf, diese Wahrheit darf der Dichter, wenn er auf die Theilnahme Tüchtiger rechnen will, nicht verschleiern. Denn die Bretter bedeuten eben die Welt und nicht ein besseres Jenseits.

Wenn bei Zola am Schlusse seiner großen Romanserie der schlimmen Familie der Rougon-Macquarts durch die Heuchelei einer Ueberlebenden ein leuchtendes Denkmal gesetzt wird, wenn bei Hauptmann am Schlusse der „Weber" der treue alte Hilse, der sich allein dem Aufstande der Arbeiter fernhält, von der Kugel getroffen wird, wenn bei demselben Dichter der Amtsvorsteher v. Wehrhahn der Diebin des „Biberpelzes" das Zeugniß einer „ehrlichen Haut" ausstellt, so haben wir hier trübe Bilder des Weltlaufes — aber wollen wir den Dichter nöthigen, diese Bilder, welche gewiß in der Natur ihre Modelle haben, zu maskiren, um dem Publicum für den Augenblick des Schlusses der Lectüre oder des Theaters eine angenehme Stimmung zu bereiten?

Wer die trotzigen Schlüsse in Ibsens „Nora" oder im „Volksfeind" mildern wollte, würde den Stücken den Lebensnerv durchschneiden und die Bedeutung zweier großer Gestalten vernichten.

Sudermann zeigt sich auch unter diesem Gesichtswinkel als ein Jünger Ibsens. Sowohl in der „Ehre" als in der „Heimath" bedeutet der Schluß einen heftigen Zusammenstoß verschiedener Weltanschauungen, ein unversöhnliches Auseinandergehen beider Parteien.

Der „befriedigende" Schluß der alten Schule lullt Verstand und Einbildungskraft des Hörers ein, der naturgetreue Ausgang der Handlung, auch der unversöhnliche, regt zum Nachdenken und Nachempfinden, aber auch zum Weiterdenken und Weiterempfinden an. Wohl dem Dichter, dessen Publicum an seinen Werken mitschafft! —

Wir sind am Schlusse! Doch bevor wir von unserm Thema scheiden, wollen wir einen kurzen Rückblick auf die geistige Bewegung, die wir besprochen haben, werfen. Die Kritik des modernen Realismus ist schwer, weil er in den Kinderschuhen steckt. Auch wir Menschen wollen nicht nach unsern Kindes-, sondern nach unsern Mannesjahren beurtheilt werden. Was wir beurtheilen können, sind Keime, keine Blüthen oder Früchte. Bergen sie mehr des gesunden oder des giftigen Saftes? Ich glaube: des gesunden, und erwarte eine fröhliche Ernte.

In trotziger Uebertreibung ihrer Ziele setzte die Bewegung ein, schweifte in Gegenstand und Darstellungsmitteln aus, aber entdeckte in der menschlichen Seele und dem wahren Wellenlauf ein neues Feld reicher und ungeahnter dichterischer Schätze. Die liebevolle Betrachtung der Natur ward hier der Poesie zum Jungbrunnen, hier sammelte sie neue Kräfte und wird wohl noch lange an deren Verwerthung arbeiten können. Wir aber geben ihr unsre Glückwünsche auf den Weg mit, auf den Weg zu den reifen und besonnenen Mannesjahren.

Mittheilungen und Nachrichten.

bm. **Der Eisgang.** Erzählung aus dem Zeitalter der Reformation von H. Leß. Leipzig, Georg Heinrich Meyer 1897. Unter dem Pseudonym Leß verbirgt sich nach dem Vorwort des Verlegers ein Nestor des deutschen Buchhandels. Ich setze ungescheut hinzu: derselbe wackere Mann, der als erster (und unsres Wissens bis zur Stunde einziger) Verleger von Conrad Ferdinand Meyer den Meister zu Zeiten erkannt hat, in dem große Leipziger Firmen mit Poesie und Prosa des Schweizers nichts anzufangen wußten. Wer die leider nur fragmentarische, ohne Zuthun von „H. Leß", neu gedruckte „Geschichte aus der Reformation" liest, wird die Wahlverwandtschaft begreifen, die just diesen Verleger zu C. F. Meyers Art und Kunst zog, wie sie uns zugleich ahnen läßt, weßhalb der Autor des Romans „Der deutsche Krieg", Heinrich Laube, unsern „H. Leß" jederzeit als Lebensfreund hochhielt. H. Leß ist ein Dilettant im Goethe'schen Sinn: ein begabtes natürliches Erzählee mit freiem Blick für Landschaft und Volksleben und ausgesprochener Neigung, sich die Historie leibhaftig vor Augen zu stellen: kurzum in seinem literarischen Versuch — wie im Leben — ein Gesellschafter, dem man immer gern und angeregt zuhört. Im „Eisgang" bricht Leß zu unserm Bedauern viel zu früh ab. Hoffentlich entschädigt uns der 78jährige durch ausgiebige Erzählungen aus dem eigenen Leben: wer so viel und das viele so gut gesehen, wie H. Leß, darf und soll Denkwürdigkeiten schreiben.

* **Heidelberg.** Dem außerordentlichen Professor der Chirurgie Dr. v. Beck wurde die Direction eines Krankenhauses in Karlsruhe übertragen. — Der Privatdocent der Chirurgie Dr. Max Ivedan erhielt den Charakter als außerordentlicher Professor.

* **Bonn.** Lector Dr. Max Foerster, der sich soeben als Privatdocent an der Universität habilitirt hat, ist als außerordentlicher Professor für englische Philologie an die Universität Jena berufen worden.

yo. **Berlin,** 8. Jan. Die Januar-Sitzung der „Gesellschaft für Erdkunde" ward durch den Vorsitzenden Dr. v. Wissmann mit Dankesworten an den ausscheidenden Vorsitzenden Prof. Karl von den Steinen eröffnet, für dessen im nächsten Frühjahr zu beginnende Forschungsreise Glückwünsche dargebracht wurden; auch gedachte der Vorsitzende des jüngst im Somaliland ermordeten italienischen Reisenden Cecchi, dessen Forschungen in Erythräa und dem Hinterland von Abessynien viel zur Förderung der Kenntniß jener Gegenden beigetragen haben. Nach dem Geschäftsbericht zählt die Gesellschaft gegenwärtig 1054 Mitglieder, die Bibliothek, die Sammlungen der Karten und Photographien haben sich reichlichen Zuwachses zu erfreuen gehabt. Der dritte Band der durch Otto Baschin edirten Bibliotheca geographica dürfte in einigen Monaten fertig vorliegen. Dr. Lauterbach erstattete Bericht über die von ihm mit Dr. Kersting und Hrn. Tappenbeck mit Unterstützung der „Gesellschaft für Erdkunde" im Laufe des Sommers 1896 ausgeführte Kaiser Wilhelmland-Expedition. Die Nordwest-Südost streichenden Gebirge wie die wenig zahlreiche Bevölkerung boten der geographisch-naturwissenschaftlichen Erforschung von Kaiser Wilhelmland zwei bedeutsame Schwierigkeiten, namentlich die Nothwendigkeit der Anlage von Etappenplätzen zur Verproviantirung hemmte den Lauf der Unternehmungen. Deßhalb bedurfte man möglichst leichte Ausrüstungsgegenstände, die Nahrung bestand meist aus Reis und aus frischem Fleisch, das eine mitgetriebene Heerde von 50 Ziegen lieferte. Nach einer Anwerbung von 4 Malayen auf Java, der Anschaffung von 4 Pferden daselbst im Anfang März des letzten Jahres ward von Friedrich Wilhelmshafen an der Astrolabe-Bai, da die Pocken unter den Trägern dort ausgebrochen waren, mit Leuten der Astrolabe-Bai-Compagnie Ende April eine Vorexpedition zu dem auf 14 Kilometer Luftlinie von der Küste landeinwärts liegenden Ortzengebirge unternommen und bei Tajomanaa ein isolirter Gipfel erstiegen. Das Juriabett konnte stromaufwärts nicht durchmessen werden, man mußte deßhalb dem Obuljafluß auf stets steiler ansteigendem Weg durch Hochwald stromaufwärts bis zu einem 200 Meter über dem Meer gelegenen Dorfe folgen. Hier zeigten sich dem Blick 300 bis 400 Meter hohe Bergketten im Westen, die mit Moosen und Farnen besetzt waren. Conglomerate von jungvulcanischem Gestein, Korallen, Thonschiefer und Siderite sind die Bestandtheile des von Wald mittleren Alters bedeckten Ortzengebirges. Ende Mai begann mit 40 Trägern, Reisvorräthen und Ziegen die Haupterpedition. Zwei Tage ging es von Stephankort nordwärts durch ebenes, mit Hochwald bestandenes

Gelände dem 50 bis 100 Meter breiten Gogolflusse zu, dann ging der Weg über trockene Grölblöcke zu einem Felsthor, wo der Ramufluß, ein Nebenfluß des Gogol, in pittoreskes Landschaft das Bergengebirge durchbricht. Der Marsch über das Flußgeröll ist äußerst schwierig. Hinter dem Bergengbiege zeigten sich nach Norden abgeflachte Parallelketten aus graugrünem Sandstein. In der von den Eingeborenen scheu gemiedenen Felsschlucht, die der Fluß hier ausgewaschen hat, fand man Salangan-ähnliche Schwalben. Auf dem Moosteppich lagen Blättermassen von Heliconien. Der Fluß nimmt von der rechten Seite einen gleich großen Bach auf, dessen aus blauem Thon gebildetes Bett dem Flußwasser eine weiße Farbe gegeben hat. 400 Meter über der See ward die erste Etappe gelegt, Kersting und Tappenbeck gingen zur Heranschaffung von Proviant zur Küste zurück. Der Vortragende bestieg einen 800 Meter hoch ansteigenden Berggipfel, an dessen Fuß Bambus und Cocospalmen gedeihen und eine Ansiedelung gelegen ist. Vom Berggipfel genießt man Ausblicke nach West und Nord, nach Süd erblickt das Auge das langgestreckte Sigaungebirge, sowie weit gedehnte Parallelketten, deren entfernteste Züge 1000—2000 Meter erreichen, während die näher der Küste zu gelegenen, nicht sehr geschlossenen Ketten allmählich sich erniedrigen. Diese Ketten bilden das lang gestreckte, Nordwest-Südost streichende Bismarckgebirge, dessen Massiv Spitzen von 4000 bis zu 4300 Metter enthält, die zeitweise mit Schnee bedeckt sind, und an dessen nordöstlicher Seite der Ramufluß sich hinzieht. Diese in Wolken gehüllten Berghäupter konnten die Reisenden von dem Gipfel des Sigaungebirges erblicken, das später bestiegen ward. Man suchte von dem hier die Wasserscheide bildenden Sigaungebirge nunmehr den Ramufluß zu erreichen und mußte durch Lianen und wildes Zuckerrohr auf steil ansteigendem Eingeborenenpfade zu dem Dorfe Woya gelangen, das 500 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Anfangs feindlich, zeigten sich die Eingeborenen doch bald freundlich zur Beschaffung von Lebensmitteln bereit. Diese Eingeborenen bilden eine noch nicht constatirte Papuarace, die uns den alten Beegstämmen durch Mischung mit Leuten von der Küste sich gebildet hat; 4½ bis 6 Fuß groß, sind sie hinsichtlich der Hautfarbe individuell sehr verschieden, vom hellsten Braun bis zum Schwarzbraun nuancirt, mit auffallend gebogener Nase. Sie wohnen in kleinen, rechteckigen, durch Palmenblätter gedeckten Hütten, kennen kein Metall und bedienen sich als Kleidung lediglich eines Bastgürtels und Bastfuchs für die Männer und einer Grasschürze für die Weiber. Als Schmuck bemalen sie den Leib, ohne sich zu tätowiren, und tragen Halsbänder aus Hundezähnen und Kopfputz von Casuarfedern. Als Kopfkissen dient ihnen ein Holzscheit. Mumien, die sie durch Feuer dörren, weisen auf Ahnencult hin. Als Gefäße finden Thon- und Holzschalen Verwendung. Neben Pfeilen, Bogen und Speeren kommen wagrecht stehende Steinäxte, zugleich als Waffe wie als Werkzeug benutzt, vor. Neben Jams dauen sie Zuckerrohr. Schweine und Casuare neben Fischen bieten ihnen Fleischspeise. In der Nähe dieses Eingeborenendorfs fanden die Reisenden eine gefaßte Salzquelle, in deren Umgebung Acanthusgebüsch wucherte. Von dieser bei dem Dorfe Woya etablirten zweiten Etappe ging nach Ankunft von schleßkundigen Leuten von Stephansort am 27. Juni die Expedition mit 46 Lasten ins Innere vor. Der Anfang des Weges ward durch Regen erschwert, doch lieferten die Eingeborenen Proviant, und schon von 200 Meter Höhe genaß man nach Südwest die Aussicht auf das Bismarckgebirge. Da man auf zwei Monate mit Proviant versehen war, wandte sich die Expedition am 10. Juli nach Westen stromabwärts längs des Ramuflusses, während die Sammlungen zur Küste zurückgeschickt worden waren. Ueber niedrige, von gutem Culturlande bedeckte Höhen führte der Weg zu dem 100 Meter breiten Ramufluß; dessen Ufer, zum Theil mit Hochwald bestanden, breiteten dem Vordringen längs des Flusses Schwierigkeiten, desgleichen die mit Rotang und Pandanus bestandenen Sumpfniederungen, die dem Hochwalde des Ufers folgten. Dazu kamen die mit Stacheln versehenen Sagopalmen, die in dem thonigen Sumpfgebiete der zahlreichen zum Fluß führenden Wasseradern sich finden, um die Schwierigkeit eines schnellen Vordringens zu erhöhen. Die Hütten eines Dorfes des Eingeborenen, zu dem man nach mühseliger Wanderung gelangte, waren aus Knüppeln gebaut und mit Palmblättern gedeckt. Einen imposanten Anblick bot das von der Sonne voll beleuchtete Bismarckgebirge, dessen Gipfel in ihrem weißen Schneekleide vom röthlichen Sonnenlichte durchleuchtet erschienen. In den niedereren Theilen ist das Bismarckgebiege bewaldet. Es entstand nunmehr den Forschern die Frage nach dem Flußlauf; wandte er sich nach Westen oder nach Süden, oder mündete er noch im deutschen Gebiet? Es gelang, trotz der Trägheit der Leute, mit wenigen Instrumenten, nachdem man vom zweiten Etappenlager sich neu verproviantirt hatte, 15 Canoes, mit Plattform als Stall für die Ziegen versehen, bis zum 2. August herzustellen. Am 3. August ward die Thalfahrt in westlicher Richtung unternommen, nachdem man an dem Ausgangspunkt eine neue Etappe errichtet hatte. Treibholz hinderte nicht selten die schnelle Fahrt und einige Lasten gingen verloren. Mit einer an der Stromgeschwindigkeit gemessenen Schnelligkeit von 14 bis 15 Kilometer täglich wurden etwa 200 Kilometer des Stromgebiets dieses Ramuflusses durchfahren, der auf der linken Seite zahlreiche vom Bismarckgebiege kommende Zuflüsse aufnimmt. Die Flußscenerie ist eintönig. Schilf wechselt mit Wald, Enten, Reiher und Strandläufer bilden die Fauna, die das Auge erblicken kann. Die Ansiedelungen der Eingeborenen auf dem rechten Flußufer liegen vom Strome selbst entfernt, während man überall auf dem Wasser ihren Canoes begegnet. Auf der rechten Seite nimmt der Ramufluß nur kleine Zuflüsse auf. Am 12. August ward ein Gebiet erreicht, dessen kriegerische Einwohner erst nach Verlusten sich des Angriffs auf die Expedition enthielten, und man schlug daselbst ein Lager auf. Von diesem Punkte wendet sich der Ramufluß nach Norden und vom Gebiege ab und ward etwa noch 300 Meter in dieser Richtung verfolgt. Es beginnt daselbst eine völlig neue Zone, die Gegend ist dicht bevölkert, der Urwald ist der Cultur gewichen. Cocospalmen bedecken reichlich die Ufer, die in Pfahlbauten wohnenden Eingeborenen sind schlank und gleichen in ihrem Habitus sehr den Küstenstämmen, völlig verschieden sind sie dagegen von den Bewohnern der im Gebirge liegenden Region; sie sind gesittet, ihre Hauptnahrung besteht aus Saga, und zwischen der Expedition, der sie freundlich entgegenkamen, und diesen Papuas konnte sich bald ein lebhaftes Tauschverkehr entwickeln. Eigenthümlich ist ihnen ein bei den Männern beliebter, eng an den Leib gepreßter Bastgurt. In jedem Dorfe trafen die Reisenden auf ein 30 Meter langes, 8—10 Meter hoch auf Pfählen errichtetes sogenanntes „Junggesellenhaus", in dem Waffen, Geräthe, Feuerstätten und Schlafsäcke, aus weichen Pflanzenfasern gefertigt, sich fanden, in die der Schläfer hineinkriechen muß. Sie besitzen sehr saubere, am Vorder- und Hintertheil durch Schnitzerei verzierte, etwa 10 Meter lange Canoes, die durch lanzettartige Ruder getrieben werden. Seemuscheln, die ihnen als Schmuck dienen, scheinen auf einen Verkehr mit der Küste hinzudeuten, doch ist dies nicht als sicher zu erweisen. Arben Sago, Bananen und Yams dienen ihnen Fische als Nahrung, auch kennen sie den Tabak als Genußmittel und drehen die Blätter zu zierlichen Cigaretten. Etwa noch 6 Dörfer dieser und befreundeter Stämme besuchten die Reisenden auf ihrer Stromfahrt; einer unbewohnten Zone schließt sich dann weiter nördlich wiederum angebautes Land an, dessen Bewohner indessen der Expedition feindlich entgegentraten; man mußte am 16. August wegen der schwierigen Proviantverhältnisse die Thalfahrt antreten, da man nicht hoffen konnte, in nördlicher Richtung bis zur Küste vorzudringen. Die Strömung des Ramu bewirkte die doppelte Dauer der Rückfahrt gegenüber der Thalfahrt, dazu kam die drückendste Hitze bis zu 30 Grad Celsius. Der Ramu ist sehr fischreich, selbst Seefische leben in seinen Wellen. Die Eingeborenen, die bei der Rückfahrt der Expedition in gleicher Weise freundlich entgegenkamen und ihr Proviant verschafften, fangen die Fische in großen, aus Bambus geflochtenen Reusen. Der Ramu weist selbst in der trockensten Zeit eine Fahrrinne von 3 bis 4 Meter Tiefe auf, der entfernteste Punkt des Flusses, den die Expedition erreicht hat, liegt etwa 25 Meter über der See. Das Bismarckgebiege war während der Rückfahrt fast stets in Wolken gehüllt, dennoch gelang es Lauterbach und Kersting, auf einer Excursion eine Spitze von 1000 Meter Höhe zu ersteigen. Von einer später noch erstiegenen Höhe von 400 Meter hatten die Reisenden einen Ausblick nach Südost bis zum Finisterregebiege, das in gleicher Richtung wie das Bismarckgebiege streicht und an dessen mit dunklem Wald bestandenem Fuß sich nach Norden das breite Silberband eines Flusses schmiegt. Auf dem Rückwege hatten die Reisenden am 8. Sept. einen Angriff auf ihre Boote beim Dorfe Didjainn abzuwehren, das sie dann zerstörten, und gelangten am 16. September nach Stephansort zurück. — Hinsichtlich des geologischen Aufbaues besteht der centrale Theil des Bismarckgebirges aus Schiefer mit Quarzgängen durchsetzt, so daß man Gold mit Sicherheit hier vermuthen kann, dazu kommt jungvulcanisches Gestein. Die Ebene, das Alluvium des Ramuflusses, ist von blauem

Thon gebildet, während nach der Küste zu Thonschiefer und Sandstein, Sedimente und Korallenkalk auftreten. Aus der na Wald und an hohen Gräsern reichen Vegetation seien die Albizien, die Mocarangn Fiais, die Lianen erwähnt, die einige Abwechselung in die eintönigen Farbtn der Flora von Nea-Guinea bringen. Die „fliegenden Füchse" und die Paradiesvögel sind Vertreter der dortigen Fnana, die on Insecten nad namentlich an Zecken sehr reich ist. Die Gebiege flachen sich von Südost nach Nordwest hin nb; längs der Gebirgszüge ziehen sich die Flaßebenen, nach Norden zu finden wir Parallelketten, wenn auch nur geringer Erhebung. Der Wasserreichthum macht das Land zur tropischen Cultur fähig, während die Vorberge vor dem eigentlichen Gebirgsstock des Bismarck-Gebirges als Wohnsitze für europäische Ansiedler geeignet sein dürften, da diese in Stunden von der Küste zu erreichen sind und so eine schnelle Steigerung des Verkehrs zu erhoffen ist, wenn das Land in intensive Cultnrarbeit genommen wird. Die Gründe der scheeffen Absonderung der in Kaiser Wilhelmland lebenden Papuastämme von einandee, die sämmtlich noch im Steinzeitalter ohne den Gebrauch der Metalle leben, hat man bisher nicht finden können.

* **Berlin.** In den Verband der hiesigen Universität wird in karzem eine schon erprobte Lehrkraft als Privatdocent eintreten, der Chemiker Professor Dr. Paul Jacobson. Er wird am 13. d. M. seine Probevorlesung über neuere Nutznnwendungen des elektrischen Stromes für chemisch-präparative Zwecke halten. Dr. Jacobson wor bisher außerordentlicher Professor der Chemie an der Universität Heidelberg and hat jetzt nls neu gewählter Generalsecretär der Deutschen chemischen Gesellschoft seinen Wohnsitz in Berlin genommea, um einen Theil der Publicationen dieser Gesellschaft zu redigiren.

* **London.** Der Zoolog Moore, Mitglied der Royni Society, ist letzter Tage vom Tanganyika nach Eurnpa zurückgekehrt. Die Gesellschoft sandte ihn dorthin, um die Fnuna des Nyassa- und Tanganyllsees zu erforschen. Die britischen Gelehrten waren längst zu der Ansicht gekommen, daß der Tanganyika einst mit dem Meer in Verbindung gestanden haben müsse. Hatte man doch im Tangenyika sogenannte „Jelly-"(Gelée-)fische, also Seefische, angetroffen. Die Untersachungen Mr. Moore's bestätigen diese Ansicht vollkommen. Er hat im Tangonyika lngnr Tiefmeerfische gefangen und auch Schwämme gefunden. Moore weilt gegenwärtig in Neapel, wo er seinen Aufenthalt auf etwa drei Monate bemessen hot; er hat dort vor einigen Jahren die Fauna des Mittelmeers studirt.

* **Paris.** Am 3. Januar starb im Alter von 95 Jahren der älteste französische Geograph Vivien de Saint-Martin. Er hatte sich besonders durch zwei Hauptwerke, den „Nonveau Dictionnaire de Géographie" und den „Atlas de Géographie universelle" ausgezeichnet. Auch sind seine Studien über Afrika nls römische Provinz nnd über die Geschichte der Geogeaphie bemerkenswerth, welch letztere 1862—1876 in der „Année géographique" erschienen. — Am 4. Jan. folgte ihm im Tode der 81jährige Historiker Louis Comte de Mas Latrie, Abtheilungschef der Landesarchive, Unterdirector an der École des chartes, seit 1865 Mitglied der Académie des inscriptions. Seine Arbeiten, für die er große Reisen unternahm, betrafen anfangs die Kirchengeschichte, dann die orientalische des Mittelalters an ihren Berührungspunkten mit der christlichen in Asien und Afrika. Besonders für Cypern war er Autorität; seine „Histoire de l'île de Chypre nous le règne des princes de la maison de Lusignan" (3 Bde. 1852—61) erhielt mit Recht den akademischen Gobertpreis.

* **Pavia.** Professor Majocchi, der vor karzem in einer kleinen Schrift die 1895 bei Restaurationsarbeiten in der Kirche S. Pietro in Ciel d'oro in Bruchstücken aufgefundenen Grabschriften der Langobardenkönige Ansprand und Liutprand ergänzt und erläutert hat, hat sich zugleich ein größeres Verdienst erworben durch die Einrichtung des seiner Leitung unterstellten Museo civico di Storia patria. Als Sammlungsgebäude ist der alte Palazzo Malaspina gewählt worden, in dessen Erogeschoß eine schöne Answahl nnn Steinadenkmälern zusammengestellt ist, während im Hof allerlei Sculpturen eingemauert worden sind. Neben zahlreichen römischen Urberresten sehen wir hier eine der interessantesten Sammlungen langnbardischer Monumente; als besonders hervorragend seien genannt ein Capitäl mit menschlichen Figuren, dann das prächtige Theodosische Grabmal und der unedirte Grabstein des Bischofs Seantor mit dem Monogramm dieses Kirchenfürsten in der Mitte. Von technologischem Werth ist eine Steintafel, die nur zur Hälfte ausgeführt ist nnd bei der man sieht, wie die Ornamente zunächst vorgezeichnet und leicht umrissen, nno wie dann das Feld des Reliefs türer gelegt wurde. Außerdem liegt hier ein ganzes Sortiment ornamentaler Sculpturen des frühen Mittelalters, die ein charakteristisches Bild eines wenig bekannten Formenschatzes geben. In den hinteren Sälen sind Mosaiken und Malereien natergebracht, während die Wände des Treppenhauses mit Inschriften, unter denen sich ouch das Epitaph König Ansprands findet, bekleidet sind. Im ersten Stnck sind in Vitrinen kleinere Gegenstände aus Thon, Glas und Metall ausgestellt; besondere Erwähnung verdienen die Grabkreuzchen aus Goldblech, auf denen allerlei typische Zieraten eingeprägt sind. Alles in allem enthält das Museum nur gute und auserlesene Stücke, es darf sich dem zu Brescia immerhin an die Seite stellen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Henrik Ibsen: John Gabriel Borkman. Schauspiel in 4 Aufzügen. München ꝛc., Albert Langen 1897. — Henry Perl: „Venezianische Lebensbilder. Mit Illustrationen. 2 Bde. Wien u. Leipzig, Emil R. Engel. — Albert Köster: Der Dichter der Geharnschten Venus. Literarhistorische Untersuchung. Marburg, N. G. Elwert 1897. — Eugen Isolani: Die aus der Vorstadt. Roman. Leipzig, Rod. Friese. — Ernest Daudet: Die Italienerin. Roman. Autorisirte Uebersetzung von Lnd. Wechsler. (Samml. moderner Belletristik ausländischer Autoren. Bd. 8/10.) Ebd. 1896. — Theod. Rupprecht: Prisca! Prisca! Italienisches Ständchen aus der Operette: Die Najaden. Für Pianoforte. Text von Inj. Kellerer. München, Max Höher. — Compaß. Finanzielles Jahrbuch für Oesterreich-Ungarn. Gegründet von Gustav Levenhardt. 1897. Hggb. von S. Heller. 30. Jahrg. Wien, Alfred Hölder 1897. — Otto Meinardus: Protokolle u. Relationen des Brandenburg. Grh. Rathes aus der Zeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. IV. Bd. 1647—1654. (Publicationen aus den k. preuß. Staatsarchiven. Bd. 66.) Leipzig, S. Hirzel 1896. — Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins. Redig. von H. Heß. Jahrg. 1896. 27. Bd. Groß. 1896. (München, J. Lindauer.) — Dr. Vasa Ruvarac: Die Abfluß- und Niederschlagsverhältnisse von Böhmen, und Dr. Albrecht Penck: Untersuchungen über Verdunstung und Abfluß von größeren Landflächen. Mit Karte, Tafeln ꝛc. Dr. Johann Müllner: Die Seen des Salzkammergutes nad die österreichische Traun. Erläuterungen zur 1. Lfg. des österreichischen Seenatlasses. Mit 2 Tafeln ꝛc. (Geographische Abhandlangen. Hggb. ann Dr. Albrecht Penck. 5. Bd. 5. Heft und 6. Bd. 1. Heft.) Wien, Ed. Hölzel 1896. — Kunsthistorische Sammlungen des A. H. Kaiserhauses: Die Gemäldegalerie. Alte Meister. Mit 120 Illustrationen. Wien, Schlotterlag (Comm. b. Adolf Holzhausen) 1896. — Wilhelm Spemann: Das Museum, Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. II. Jahrg. Lfg. 1. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann 1897. — Dr. Theodor Heimmel: Vom Sehen in der Kunstwissenschaft. Kunstphilosophische Studie. Leipzig u. Wien, Franz Deutick 1897. — Karl Theodor Goedeke: Aus Fritz Reuters alten und jungen Tagen. Neues über des Dichters Leben nnd Werden auf Grund ungedruckter Briefe und kritoer Dichtungen. 2. F. Mit Portraits ꝛc. von Theodor Schleeple uno Fritz Reuter. Wismar, Hinstorff 1897. — Freiheitslieder. Sammlung von Liedern nno Gedichten. Wechsle aus alten nnd neuen Freiheitsliedern. München, „Münchner Freie Presse" 1896. — S. Hepel: Wie der Deutsche spricht. Phraseologie der volksthümlichen Sprache. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896.

Soeben erschien und wird gratis und franco versandt:

Catalog VII.

Litterarische Seltenheiten. Bibliothekswerke.

Inkunabeln, Pergamentdrucke, illustrirte Bücher des 15. Jahrh., kostbare Einbande und Ornamente, Manuscripte des 11.—16. Jahrh. mit und ohne Miniaturen, Bücher, Karten, Portraits zur frühesten Geschichte von Amerika, Russland, Polen, Ungarn u. a. w., Ex libris, Spielkarten, Stammbücher, Heraldik u. s. w.

Reich illustrirt.

(1424) **Jacques Rosenthal,**

München, Karl-Str. 10. Buch- und Kunst-Antiquariat

Jahrgang 1897. München, Samstag, 9. Januar. Nummer 6.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Ueberſicht.

Die Entſtehung Venedigs. I. Von Julius v. Schloſſer. — Der praktiſche Arzt und das humaniſtiſche Gymnaſium. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Entſtehung Venedigs.[1])

Von Julius v. Schloſſer.

I.

Wer etwa auf ſpätſommerlicher Wanderung, aus den juliſchen Bergen herabſteigend, die Alpenpäſſe des Plöcken- oder des Fellathales paſſirt hat, auf uralter Straße oder auf dem modernen Schienenweg, den nimmt, ſobald ihn nur die engen ſchattigen Felswände der Klauſen mit ihren braunen verwitterten Gebirgsreſten entlaſſen haben, die weite fruchtbare Friauler Ebene auf, mit ihren charakteriſtiſchen, im Grünen verſteckten, flachgiebeligen und kubiſchen Landhäuſern, mit ihren Maulbeer- und Cypreſſenbäumen, mit den in gleich laufenden Reihen gepflanzten Ulmen, an denen ſich die reifenden Weinreben guirlandengleich, wie zum Feſte bereitet, von Stamm zu Stamm ſchlingen, ein lieblicher Anblick, der ſchon das Entzücken antiker Beſchauer erregt hat.[2]) Folgt er dann weiter abwärts, dem Meere entgegen, dem Lauf der Gewäſſer, die ihn von den Höhen herab zuerſt als durchſichtig hellgrüne Gletſcherbäche, dann als ſilberne Fäden in weit gedehnten, wild zerriſſenen und ſchneeweiß blinkenden Geröllbetten begleitet haben, ſo bietet ſich ihm ein höchſt eigenthümliches, bald idylliſches, bald tief melancholiſches Stimmungsbild. Iſt er doch in das Bereich der italiſchen Niederlande herabgeſtiegen, in jenes Zwiſchenreich zwiſchen Land und See, zwiſchen ſüßem und ſalzigem Gewäſſer, umweht von feuchtem Dunſt, wo ſich der Menſch wie ein Waſſervogel ein Neſt gebaut hat auf unſicherem, ſtets in Bewegung befindlichem Grunde. Dort winkt ja die ſeltſamſte Stadt der Welt, Venedig, die „Dominante" der Adria. Die meiſten führt wohl bald der lange Kunſtbau des Eiſenbahndammes, der nun die Wunderinſel an den modernen Verkehr kettet, ſicher und bequem in kürzeſter Zeit von Meſtre aus hinüber, und nur wenige haben Luſt, Muße und Anlage zu unmoderner Träumerei genug, um ſich dem Zauber der verlaſſenen Lagunenlandſchaft, freilich auch ihren Fieberdünſten und ihren Stechmücken zu überlaſſen.

Hier iſt das Land ſo deutlich wie nirgends mehr eine Schöpfung der Flüſſe und des Meeres, freilich auch oftmals eine Beute beider, nur bewohnbar durch die raſtlos ſchaffende Menſchenhand, die Canäle gräbt, Flüſſe ableitet und verbindet, und ſorgenvoll die ſchützenden Dämme bewahrt, ſeit überhaupt Menſchen dieſe Geſtade bebauen. In zahlloſen Krümmungen ſchleppen ſich die Flüſſe, in der trockenen Zeit nur durch mechaniſchen Druck, nicht mehr durch lebendiges Gefälle getrieben, durch das Röhricht der verſumpften Niederungen und ſchleichen endlich träge in die Salzfluth, ihr Waſſer weit hinaus mit dem der Lagune miſchend. Aber zur Regenzeit, im Frühling und Herbſt, unter dem Sauſen des gliedermattenden Scirocco, wirbeln ſie, über die Ufer ſchwellend, trübe, erdige Fluthen dahin; dann werden Geröll, Erdreich und Senkſtoffe aller Art weit hinaus ins Meer geführt, es bilden ſich Inſelrücken, Nehrungen und Dämme, wie das ganz in hiſtoriſcher Zeit entſtandene, meilenweite Delta des Po; kleinere und größere Strandſeen werden durch ſie vom Meere geſchieden, oft künſtlich gehegt zur Fiſchzucht, die ſogenannten valli, deren bedeutendſte die von Comacchio zwiſchen Ravenna und Ferrara ſind, berühmt durch ihre ſchmackhaften Aale. Das iſt das eigentliche Zwiſchenreich von Land und Meer, wohin der belebende und reinigende Athem der See, Ebbe und Fluth nicht mehr dringen kann, die Region feuchter Fieberdüfte, mißtöniger Sumpfvögel, Fröſche und Moskitos, die ſogenannte Laguna morta, wie ſie auch den Eiſenbahndamm von Meſtre gegen S. Giuliano begleitet.

Nur durch unabläſſiges Ueberwachen der Waſſerfluth, durch ſorgſames Behüten vor Verſandung und Verſumpfung konnte Venedig ſich und ſeine Lagune lebendig erhalten und vor dem Schickſal ſeiner verſunkenen Mutterſtädte bewahren; man begreift die ſtete Sorge, die die Sereniſſima dieſen Angelegenheiten zuwandte: eine eigene Behörde, der gravissimo magistrato sulle acque,[1]) wachte über der Lagune Venedigs, aus deren weiten Becken die einmündenden Flüſſe nach Norden und Süden hin abgeleitet wurden. Es war nicht ausſchließlich politiſches Expanſionsgelüſte, ſondern ein Gebot der Selbſterhaltung, das die Signoria dazu trieb, der Herrſchaft der Souveräne auf der Terra ferma, vor allem der Carrara in Padua, ein Ende zu machen; ſo lange ſie nicht wenigſtens den Unterlauf der Flüſſe ihres Hinterlandes in Beſitz hatte, hingen ihre vitalſten Intereſſen an Gnade und Ungnade der kleinen Gewaltherrſcher des Feſtlandes. Die Mißachtung dieſer alten, weiſen Maßregeln hat ſich in neueſter Zeit bitter an Chioggia gerächt; ſeit der Einleitung der Brenta in ihre Lagune machte die Malaria immer größere Fortſchritte und erſt in dieſen Tagen, nach mehr als zehnjähriger Arbeit, hat man durch Eröffnung eines neuen Flußbettes dem Uebel ge-

[1]) Nach einem im Februar 1896 im k. k. Muſeum für Kunſt und Induſtrie in Wien gehaltenen Vortrag.

[2]) Herodians Kaiſergeſchichte VIII, 4.

[1]) Die ſchöne marmorne Inſchrift im alten Sitzungsſaale dieſer Behörde (jetzt im ſtädtiſchen Muſeum) lautete: VENETORVM · VRBS. DIVINA . DISPONENTE · PROVIDENTIA . IN . AQVIS . FVNDATA . AQVARVM . AMBITV . CIRCVMSEPTA . AQVIS . PROMVRO . MVNITVR . QVISQVIS . IGITVR . QVOQVOMODO . DETRIMENTVM . PVBLICIS . AQVIS . INFERRE . AVSVS . FVERIT . ET . HOSTIS . PATRIAE . IVDICETVR . NEC . MINORE . PLECTATVR . POENA . QVAM . QVI . SANCTOS . MVROS . PATRIAE . VIOLASSET etc. (Der Veneter Stadt, durch göttliche Fügung in den Gewäſſern gegründet, von Gewäſſern rings umfluthet, iſt durch ihre Gewäſſer als ihre Mauern geſchützt. Wer daher, auf welche Weiſe immer, es wagen möchte, den öffentlichen Waſſern einen Schaden zuzufügen, ſoll als Feind des Vaterlandes betrachtet und von nicht geringerer Strafe betroffen werden, als wer die heiligen Mauern der Vaterſtadt verletzt hätte.)

steuert.*) Diese Flußläufe und Canäle vermitteln aber auch den Schiffsverkehr weit ins Land hinein; auf dem Brenta-Canal fährt man noch heute von Fusina bis unter die Thore von Padua an den malerischen Landhäusern und Villeggiaturen der alten Venezianer vorbei, deren Krone die fürstliche Villa der Pisani in Strà bildet. Die größte Wasserstraße, der Po, hat freilich durch die Eisenbahn ihre alte Bedeutung verloren.

Aus den Tümpeln und Teichen der Laguna morta tritt man fast unvermerkt in das Gebiet der lebendigen, strömenden Lagune hinaus, die, von unzähligen natürlichen und künstlichen Wasserstraßen durchschnitten, den Schiffen aller Art sichere und ruhige Fahrt gestattet. Denn gegen das offene Meer hin ist sie durch eine Reihe langgestreckter Düneninseln, deren bedeutendste der Lido von Malamocco ist, geschützt; durch fünf Mündungen (porti) strömen zur Fluthzeit die Wasser der Adria herein und verzweigen sich, überall hin Leben und Erfrischung bringend, durch die viel verästelten Canäle, die man deßhalb schon in alter Zeit höchst treffend dem Arteriensystem des menschlichen Körpers verglichen hat. Die Gezeiten des Meeres üben hier wirklich die Geschäfte der Sanitätspolizei; sie verscheuchen die Miasmen des Herbstes, und zur Ebbezeit kann man das Schauspiel genießen, wie aus dem Schoße der Stadt aller Kehricht und Abfall in lustiger Strömung gegen das Bacino di S. Marco hinausschwimmt. Dem Neuling wird alsdann ein anderer ungewohnter Anblick zutheil. Anstelle der einheitlichen, weit gedehnten, farbig schillernden Wasserfläche zeigen sich neben den eigentlichen Inseln eine Menge von flachen Rücken und Schlammbänken mit und ohne Vegetation, zwischen denen die Adern des Verkehrs, denen niemals das Wasser fehlen darf, die größeren und kleineren Canäle dahinlaufen; eingerammte Pfähle, hin und wieder mit Laternen und Heiligenbildern versehen, dienen als Wegweiser in diesem Labyrinth. Die Venezianer unterscheiden zwischen den „velme", den niedrigen Schuttanhäufungen der Flüsse und des Meeresschlammes, die fast aller Vegetation bar sind, und den höher gelegenen „barene", dicht verwachsenen Rücken, die nur selten überschwemmt sind. Diese sind das Revier der zahlreichen Wasservögel, hier nistet die gesangreiche „calandria", die Lerche der Lagunen, hier sind die Jagdgründe der venetischen Nimrode, die, ausgestreckt in ihrem kleinen Nachen, hinter der abenteuerlich langen Entenflinte auf einen guten Fang lauern. Tobt aber draußen in der jähzornigen Adria die Bora oder der Aequinoctialsturm, dann schlagen wohl wilde Springfluthen auch über diese flachen Rücken hinweg, das Wasser steigt bedrohlich, so daß die Gondeln selbst in der Stadt nicht mehr die Brückendurchlässe zu passiren vermögen; der Marcusplatz wird überschwemmt, und wer ihn trockenen Fußes überschreiten will, muß sich den kräftigen Armen eines Facchin anvertrauen. Zum Schutze gegen solche verheerende Sturmfluthen, deren eine in grauer Vorzeit das alte Malamocco ins Meer riß, hat die Republik ihr letztes großes Werk, die Murazzi von Pelestrina und Sottomarina aufgeführt, ihr gigantisches Vermächtniß an die Nachwelt.

Der Boden der Lagune ist in fortwährender Bewegung begriffen; die Ablagerungen der Flüsse erhöhen immer mehr seine Oberfläche, so daß die Canäle nur durch fortwährende Ausbaggerungen schiffbar erhalten werden können. Infolge dieser Erhöhung steigt aber auch die Linie des höchsten Fluthstandes immer mehr, so daß die Krypta von S. Marco jetzt fast immer unter Wasser ist und das Pflaster der Piazza in neuerer Zeit um ein beträchtliches höher gelegt werden mußte. Das alte Ziegelpflaster des 15. Jahrhunderts liegt jetzt 11 Centimeter unter der alta marèa. An anderen Orten der Lagune hat dafür wieder das Meer seine zerstörende Kraft bewiesen. Ganze Inseln sind verschwunden, wie Ammiana und Costanziaca; die Düne, die einst vor Grado lag, ist unterwaschen und weggespült worden. Dazu kommen die geologischen Veränderungen des Lagunenbodens selbst. Während der Po sein Stromdelta alljährlich um 70 Meter vergrößert und die Küste der ehemaligen Seestadt Ravenna jedes Jahrhundert 230 Meter an Terrain gewinnt, sind lange Strecken dieses Gebietes in beständigem langsamen Sinken begriffen. Man hat ausgerechnet, daß Ravenna in jedem Jahrhundert um 15 Centimeter sinkt, während sich das Flußbett des Po durch die starken Ablagerungen immer mehr erhöht, so daß die Stadt Ferrara fast 1 Meter unter seinem Flußspiegel liegt.

Und so ist hier das eigentliche Gebiet der sagenhaften nordischen Vineta, deren Name so wundersam an dies Land anklingt. Wer etwa an einem stillen Spätsommertag in einsamer Barke die Gestade entlang fährt, die einstens die alte Dogenstadt Eraclea getragen haben, der kann im ungewiß schillernden, abendlich beleuchteten Wasser noch hie und da unförmige Trümmer von altem Mauerwerk erspähen und, ist er ein Sonntagskind, die Glocken der versunkenen Stadt tönen hören. Ein Kranz blühender Städte umgab einst, wie Wasserrosen auf schwankem Stengel und so vergänglich wie diese, die Inseln des Rialto, auf denen ihre glücklichere Erbin und Tochter Venedig erstehen sollte. Jetzt liegen sie im Meere oder landeinwärts in Sümpfen begraben und nur wenige haben sich, zu Schemen geworden, bis auf unsre Zeit erhalten.

Das Bereich der italischen Niederlande streicht bekanntlich in einem weiten Bogen, fast am östlichen Fuße des Apennin, bei den Salinen von Cervia unterhalb Ravenna beginnend, bis zu den Ausläufern der karnischen Alpen bei Duino, und umfaßt vier getrennte Gebiete: die ehemalige Lagune von Ravenna, jetzt die Strandseen von Comacchio umfassend und bis gegen Ferrara hin sich erstreckend; dann die venezianische Lagune von Chioggia bis zur Mündung des Sile, endlich das versandende, fast verlassene Strandgebiet von Caorle und das nicht minder verödete von Grado und Aquileja im österreichischen Friaul.

Bereits um die Zeit, da Karthago's Galeeren die Gewässer beherrschten, auf denen einst die Flagge des Markuslöwen wehen sollte, waren die Dünen der Adria, damals freilich von ganz anderem Aussehen als heute, blühend und handelskräftig. Das ganze Hinterland vom Gardasee bis zum Mincio und Po und ostwärts bis zum Tagliamento war von einem Volke besetzt, das, ebenso wie die anderen Stämme Oberitaliens nicht italischen Ursprungs, erst spät seine heimathliche Sprache mit derjenigen Latiums vertauschte, den Venetern, deren Name sich auf ihre heutigen Nachkommen vererbt hat und in der Herrin der Adria zu neuem Glanze erstanden ist. Alte Tradition und die dürftigen Reste ihrer Sprache kennzeichnen sie als illyrischen Stamm, also mitten inne zwischen Latinern und Griechen stehend, doch den letzteren näher als den ersteren und mit ihnen durch vielhundertjährige Gemeinschaft verbunden. Daß die ethnischen Eigenthümlichkeiten eines Volkes aber nicht verloren gehen, auch wenn es sein angestammtes Idiom mit einer anderen, mächtigeren Verkehrssprache vertauscht, davon kann man sich besonders in Oberitalien überzeugen. Denn noch heutzutage behaupten die Bewohner der Gallia cisalpina ihre alten Sitze, durch die Dialekte scharf geschieden, in denen die Phonetik ihrer verklungenen Ursprache trefflich bewahrt ist. Noch sitzen die Ligurer an dem schmalen Küstenstreif der Seealpen; in einem breiten Keil haben sich (im 5. Jahrhundert v. Chr.) die gallischen Kelten von den Hochthälern Piemonts herab durch die

*) S. den Bericht in der „Gazetta di Venezia" vom 14. April 1876, in dem die alten Gegensätze zwischen Terra ferma und Lagune scharf hervortreten.

fruchtbare Poebene bis in die Emilia und aus Meer hin eingeschoben (Ager gallicus), die Etrusker und die ihnen verwandten Rhäter aus einander und in die Alpen und über den Apennin drängend und die italischen Umbrer auf die Waldgebirge der heute noch nach ihnen benannten Landschaft beschränkend. So wurden sie Nachbarn der Veneter. Wer heute noch den Mincio oder Po überschreitet, dem klingen statt der gequetschten consonantenreichen, unlieblichen Nasallaute des gallo-italischen die sanften, weichen, lispelnden Formen des venetischen Dialekts entgegen, zuweilen lang und klangvoll austönend, wie es Schiffern ziemt, die über die rauschende Wasserfläche hin sich zurufen; Eigenheiten des altvenetischen Idioms haben sich überraschend treu in dieser Mundart erhalten.

Das Gestade im innersten Winkel der Adria galt den Alten als ein Wunderland. Dort an den Quellen des räthselhaften Timavus, der, aus drei Felsthoren hervorbrechend, nach mächtigem, aber nur stundenlangem Laufe ins Meer eilt, in dessen Forsten noch in historischer Zeit Heerden von Auerochsen weideten, dort landeten einst die Argonauten, die Heroen der griechischen Colonisation. Padua rühmte sich, eine Gründung des Stammvaters der Veneter, des aus Troja geflüchteten Antenor zu sein, dessen Grab, ein altrömischer Sarkophag, noch heute ein Wahrzeichen der Stadt ist; an den Ufern des Po wurde die anmuthige Sage von Phaëthon localisirt, dessen Schwestern, in Schwarzpappeln verwandelt, die goldigen Thränen des Bernsteins weinten. Vom baltischen Norden kam dies kostbare Harz über die Alpenstraßen her, in Saumthierkarawanen, auf die Stapelplätze der Veneter, um zu einem namentlich von den Barbaren sehr gesuchten Schmuck verarbeitet zu werden; von der Emsigkeit dieses Handelsverkehrs geben noch die altvenetischen Inschriften Kunde, die sich ehedem an dem jetzt wenig begangenen und einsamen Höhenpaß befanden, der aus dem kärntnerischen Lessachthal nach der deutschen Bergwerkscolonie Timau (Tischlwang) in der Carnia führt. Denn die Vorfahren der Venezianer waren schon ein civilisirtes, Handel, Ackerbau und Seefahrt treibendes Volk, ganz unähnlich ihren unruhigen Nachbarn, den gallischen Streithähnen; dem Kriegshandwerk wenig hold, wenn sie auch in der Gefahr das Schwert tapfer und erfolgreich zu führen wußten; von feinem politischen Sinn, wie sie denn die Bedeutung Roms früh erkannten und sich allezeit als zuverlässige Bundesgenossen der künftigen Weltmacht erwiesen haben; noch in der Kaiserzeit durch Strenge und Einfachheit der Sitten so hervorragend, daß selbst der lockere Martial (XI, 16) ihnen sein Lob nicht versagen kann, und noch unter Nero der Paduaner Paetus Thrasea, ein Lieblingsheld des Tacitus, der verderbten römischen Hauptstadt ein heroisches Beispiel von Seelengröße und Mannestugend gab. Und was der alte Herodot schon über die Art der Versorgung heirathsfähiger Mädchen bei den Venetern zu erzählen weiß, das stimmt ganz zu dem praktischen, auf das Gemeinwohl stets bedachten Sinn der späteren Venezianer, den sie in ihren zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten so glänzend bewährt haben. Bei ihren jährlichen Heirathsmärkten mußten die schönen und reichen Mädchen eine Art Steuer errichten, die ihren armen und häßlichen Mitschwestern als Ausstattung zugute kam, eine Institution, die wohl den Neid neuerer Zeiten zu erwecken imstande ist.

Die alten Veneter waren aber auch ein kunstfertiges Volk. Außer dem Bernsteinschmuck wußten sie künstliche Glas- und Mosaikarbeiten [1]) zu verfertigen, wie ihre späten Enkel; man weiß, welche Rolle im venezianischen Staat die eifersüchtig gehütete Glasindustrie Murano's gespielt hat. Und wie ihre Nachkommen heute noch ihr nationales Geräth, die kupfernen Brunneneimer („seci"), mit zierlich alterthümlicher Treibarbeit auszustatten wissen, so haben schon die alten Veneter ähnliche Gefäße für den Export nach den Nachbarländern angefertigt, und diese sogenannten situlae, wie sie in großer Anzahl namentlich in unsern Alpenländern (das schönste Exemplar stammt aus dem krainerischen Walsch bei Littai), aber auch in der Emilia zu Tage kamen, bieten uns in ihrem reichen figürlichen Schmuck ein interessantes Abbild altvenetischen Lebens. Es ist bezeichnend, daß sie fast durchaus Scenen aus den nationalen Festen aufweisen; haben diese doch auch später, bis zum Falle der alten Republik, den heiteren Hintergrund nicht nur der venezianischen Kunst, sondern des ganzen öffentlichen Lebens überhaupt gebildet. Wir wissen, daß solche Feste, deren religiöser Charakter uns nicht mehr klar ist, noch in römischer Zeit in Padua gefeiert wurden; sie bestanden in gymnastischen und musischen Preiskämpfen. So ziehen die Ahnenväter Venedigs in ihrer seltsamen Tracht und Bewaffnung an uns vorüber; in sonderbar geformten Jesuitenhütlein oder in der eigenthümlichen Schiffermütze, die als corna ducale das Abzeichen des venezianischen Staatsoberhauptes wurde; [2]) im langen Radmantel, mit dem sie sich so sorgsam Mund und Nase verhüllen, wie noch heute ihre Nachkommen, wenn eine kalte Tramontana über die sonnige Riva faust. Und wenn Livius, selbst ein venetisches Landeskind, von Regatten zum Andenken an einen glorreichen Sieg der Paduaner über eine abenteuernde Flibustierschaar zu berichten weiß, so erkennen wir auch darin die Sinnesart des Volkes und die Zähigkeit, mit der sich auf dem schwanken Boden der Lagune uraltes Leben erhalten hat.

Der äußere Aspect jener Küsten war vor zweitausend Jahren freilich ein anderer, auch abgesehen von den Veränderungen des Bodens. Ausgedehnte Waldungen, von denen die Pinienforste von Ravenna, von Brondolo hinter Chioggia (bis zur Etsch bei Cavanella reichend) und die des Belvedere bei Grado nur noch kümmerliche Reste sind, in denen noch die alten Dogen bei Caorle und Jesolo auf Schwarzwild und Hirsche jagten, wechselten mit wenigem Weideland, auf denen die berühmten venetischen Rennpferde sich tummelten, im alten Hellas einst ebenso geschätzt, wie von den Heutigen die englische Zucht. Aber das unermeßliche, nur dem Einheimischen kundbare Netz von Wasserstraßen wurde wie heute befahren, [3]) und Martial weiß trefflich die einschläfernde Melancholie zu schildern, mit welcher die gleichförmige Bewegung der Barke, in leisem monotonen Ruderschlag, über den schläfrigen Wassern hin, die Sinne umfängt. Und Livius (X, 2) hat uns ein ungemein anschauliches Bild der eigenthümlichen Scenerie der Lagunen hinterlassen, wo er den abenteuerlichen Einbruch des Spartanerkönigs Kleomenes in die Gewässer von Padua und die Zerstreuung der Freibeuterschaaren durch seine Landsleute schildert. Die ausgesandten Späher meldeten, daß hinter einem schmalen

[1]) Die Museen von Aquileja, Udine, Cividale und Portogruaro sind reich an Gegenständen dieser Art.

[2]) Die ältesten Goldzechinen und die Gestalt des hl. Wenzel auf dem Triptychon des Tommaso da Modena aus Karlstein (jetzt der Wiener Galerie), den der trevisanische Maler in der Tracht seines Herzogs, des Dogen, dargestellt hat, beweisen, daß schon im 14. Jahrhundert die charakteristische Form der berretta vorhanden war. Bei einem ja conservativen Volk, wie dem venezianischen, ist das Festhalten an einem solchen nationalen Kleidungsstück nicht weiter verwunderlich; in gleicher Weise hat sich die eigenthümliche altillyrische Tracht der albanesischen (und neugriechischen) Fustanella aus uralten Zeiten her erhalten.

[3]) Der Commentator des Vergil, Servius (zu den Georgica I, 262): „In dem größten Theil des an Flußläufen überreichen Venetien geht aller Verkehr zu Schiff vor sich; in Ravenna und Altinum wird Jagd, Vogelfang und Ackerbau nur auf Kähnen betrieben."

Küstenstreifen — dem Lido — sich stagnirende, doch mit den Meeresfluthen in Verbindung stehende Gewässer ausbreiteten; weiterhin erblickte man angebautes Land, in der Ferne schlossen Hügel — wohl die duftige Alpenkette, die man ja oft im Abendschein erblickt — die Aussicht ab. Auch berichteten sie von der Mündung eines sehr tiefen Flusses, der wohl größere Schiffe aufzunehmen geeignet wäre — es ist die alte Mündung der Brenta bei Fusina. Dorthin steuerte nun Kleomenes seine Flotte. Da die schweren Schlachtschiffe der Griechen aber hier nicht weiter fahren konnten, schiffte er einen Theil seiner Mannschaft auf kleineren Fahrzeugen aus und drang auf diesen weiter stromaufwärts. Plündernd und sengend verbreiteten sich nun die wagehalsigen Piraten über das friedliche Land. Die Kunde des Einfalls flog nach Padua; dort stand die Bürgerschaft, ihrer unruhigen gallischen Nachbarn halber, stets unter Waffen; flugs ward die Jugend in zwei Haufen getheilt, der eine gegen die Marodeure dirigirt, der andere auf Umwegen gegen die bei den kleinen Schiffen zurückgebliebene Besatzung, die bald überwältigt war. So brach ein furchtbares Gemetzel über die zerstreuten Spartanerschaaren herein. Auf ihren kleinen, schnellen, für die Lagunenfahrt gebauten Flachbooten überraschten dann die Paduaner die ahnungslose Flotte des Königs selbst, die in wilder Unordnung flüchtete, wobei einzelne Schiffe in den unbekannten Gewässern auf Untiefen geriethen und eine leichte Beute der Nachdrängenden wurden. Kleomenes gewann kaum mit dem fünften Theil seiner Flotte das Freie; die ganze Behendigkeit des wehrhaften Schiffervolkes, das seine Penaten vertheidigt, offenbart sich in dieser raschen Schilderung des Livius. Noch zu seiner Zeit sah man die Spolien dieses Sieges, Schiffsschnäbel und lakonische Waffen im alten Tempel der Juno zu Padua. Alljährlich wurde aber das Andenken dieser erfolgreichen That durch Scheinkämpfe zu Schiff auf dem die Stadt durchströmenden Bacchiglione gefeiert. —

Unter den reichen Städten dieses Gebietes nimmt das alte vorrömische Ravenna die erste Stelle ein. Eine altetruskische Gründung, später im Besitz der Umbrer, liegt es heute im gallo-italischen Dialektgebiet und hat auch im Alterthum, ebenso wie das nördliche Aquileja, ethnographisch niemals zum Venetierland gehört. Aber die Lebensbedingungen sind hier die gleichen wie im ganzen Lagunengebiet, und so ist Ravenna recht eigentlich das Urbild des späteren Venedig.

In jenen längst vergangenen Tagen lag die Stadt mitten in der Lagune; die Landschaft mit ihren Canälen und Deichen erinnerte die Alten an das ägyptische Nildelta, sowie wir Moderne an Holland denken, mit dem die italischen Niederlande ja auch noch in anderer Hinsicht zu vergleichen sind. Wie heute ging aller Verkehr zu Schiffe vor sich, große schwerfällige Barken brachten die Lebensmittel herbei und holten das Heu von den Wiesen der Inseln. Wie heutzutage Malamocco, so stand damals die Umgegend von Ravenna im Rufe, das schmackhafteste Gemüse, besonders Spargel zu ziehen.[1]) Die Verse eines römischen Dichters malen uns die charakteristische Figur des ravennatischen Gondolier, wie er lässig über sein schweres Ruder gebeugt durch die stagnirenden Fluthen seiner heimathlichen Lagune dahinfährt.[2]) Auch sonst entspricht das Bild der Stadt, wie es uns die Alten entwerfen, völlig dem späteren Venedig. Sie war von Canalstraßen durchzogen, Brückchen und Ueberfuhren vermittelten die Verbindung zwischen Haus und Haus, die Barke war das einzige Verkehrsmittel. Täglich drang die Fluth mit großer Stärke in die Stadt und säuberte sie von den Miasmen der Abfälle; die Luft war daher als so gesund und stärkend berühmt, daß noch in römischer Zeit die bekannte Fechterschule hieher verlegt wurde.

Wie das älteste Venedig war ferner das alte Ravenna, gleich den anderen Orten dieses Gebiets, ein städtisch angelegtes Pfahldorf; die Häuser, größtentheils aus Holz errichtet, ruhten auf einem Fundament von starken Lärchenstämmen, die tief in den Schlammgrund eingerammt waren. Noch zu Vitruvs Zeit flößte man dies wichtige Baumaterial auf dem Po in die Stadt. Der Pfahlbau, bekanntlich noch heute von primitiven Völkerschaften geübt, war ja in der Poebene seit unvordenklicher Zeit zuhause. Nicht nur im Gardasee und im kleinen Lago Fimon bei Vicenza hat man Reste von Pfahldörfern gefunden, noch zahlreicher sind die altitalischen Niederlassungen, die sogenannten Terremare in der Emilia, die auf festem Boden stehen.[1]) Man muß sich eben erinnern, daß das Poland damals eine waldbedeckte, durch die häufigen Ueberschwemmungen morastige und grundlose Flur war. Von den Dörfern dieser Urbewohner Italiens, unter deren hoch auf Pfählen stehenden Strohhütten sich der Unrath häuft, bis zu den Pilotenhäusern der ravennatischen Lagune ist allerdings ein Weg wie von uranfänglicher Barbarei zu städtischer Civilisation; aber der verbindende Faden ist da, so dünn er auch sein mag.

Ueberall finden wir im alten Ravenna Züge, die uns an das heutige Venedig erinnern. Martial (III, 93) erwähnt schon den nervenerschütternden Gesang der Zanzalen, die wie höllische Schwarmgeister den Pfuhl des Neulings umtanzen. Trinkbares Wasser war nur in Cisternen zu finden, wie ehedem in Venedig, zumal bevor die jetzige treffliche Quellenleitung vom Sile her die Stadt versorgte. Wir verstehen Martials Witz (III, 56, 57), wenn er sich zu Ravenna lieber eine Cisterne als einen Weingarten wünscht, und wenn er scherzt, daß ihm dort ein geriebener Schankwirth, da er gemischten Wein begehrte, puren credenzt habe; denn das Wasser steht fast höher im Preise. Wenn er aber (III, 93; XI, 22) vom Gequak der Frösche und vom widrigen Geschrei der Sumpfvögel um Ravenna spricht, so dürfen wir darin vielleicht ein Anzeichen der beginnenden Versumpfung dieser Stadt erkennen, die noch in augusteischer Zeit die wichtigste Flottenstation der Römer in der Adria war. Aber Ravenna ist damit nicht wie so viele andere Lagunenstädte der Verödung und Vereinsamung verfallen, es ging vielmehr erst jetzt seiner weltgeschichtlichen Bedeutung entgegen. Vom 5. Jahrhundert an ward es bekanntlich die Hauptstadt Italiens, Residenz der letzten römischen Kaiser, dann der Gothenkönige, endlich der byzantinischen Statthalter, zugleich der Sitz eines mächtigen Erzbisthums. Damals lag Ravenna schon völlig auf festem Boden, nur von einem Arm des Po bewässert, auf dem man von der Emilia aus zu Schiff in die Stadt gelangen konnte, durch die ansehnliche Vorstadt Caesarea mit seinem Hafen Classis verbunden. Aber auch dieser war schon im Versanden, und der Gothe Jordanes erzählt, daß sich anstelle des Mastenwaldes nunmehr ein Wald von Obstbäumen in schönen Gärten zeigte. Rings von Sumpfen umgeben, nur an einer einzigen schmalen Furt von Süden her zugänglich, in nahezu unangreifbarer Lage, war die Stadt den bösen Einflüssen der Sumpfluft durch ihre herrliche, auf altem Meeresboden entsprossene Pinete ent-

---

1) Martial XIII, 21; Plinius, Hist. nat. XIX, 4 u. 8.
2) Silius Italicus, Punica VIII, 603.

1) Besonders wohl erhalten sind die von Castione bei Borgo S. Donnino. — Im Norden haben die Friesen in ihrem vielfach den italienischen Niederlanden ähnlichen Marschlande schon im frühen Mittelalter den Pilotenbau geübt. Ein merkwürdiges Beispiel in Süddeutschland ist die gothische Frauenkirche zu Ehingen, die im Sumpfgebiet des Lech auf einem Pfahlroste fundamentirt ist.

Digitized by Google

rückt, noch heute ein Ruhm und Schutzwall der Stadt, schon von Dante in unvergänglichen Strophen gepriesen. Doch das Schicksal kam auch über die Stadt Theoderichs. Noch im 14. Jahrhundert Sitz des fürstlichen Hauses der Polenta, in deren Schutz der größte Florentiner sein müdes Haupt zur Ruhe legte, kam sie später unter venezianische Oberhoheit und hat an den Weltschicksalen fürderhin nur noch passiven Antheil genommen. Jetzt liegt sie fast eine geographische Meile weit vom Meere,[1]) ihre mächtigen Kirchen und Paläste verfallen, in ihren öden Straßen wächst das Gras; Caesarea ward ein armseliges Dorf und Classis ist gänzlich vom Erdboden getilgt. Nur die große, verwahrloste Basilika des hl. Apollinaris steht noch aufrecht, mit ihren merkwürdigen verblichenen Mosailen, inmitten einer melancholischen Sumpflandschaft.

Weiter nördlich von Ravenna erhob sich im grauen Alterthum eine mächtige Handelsstadt, Spina genannt, deren Umrisse uns nur noch schattenhaft vorschweben. Denn Spina war schon zu Strabo's Zeit ein armes Dörfchen, dessen Name noch an dem Weiler Spinazzo haftet, im 1. Jahrhundert v. Chr. schon 90 Stadien vom Meere entfernt. Aber einst war es eine gebietende Seestadt, die älteste Vorgängerin Venedigs in diesen Gewässern. Sie rühmte sich griechischer Gründung und Abstammung und soll in Delphi, dem Centralheiligthum der hellenischen Welt, eines der reichsten Schatzhäuser besessen haben.

Ein glücklicherer Stern hat einer ihrer Rivalinnen geleuchtet, die den stolzen Anspruch erhebt, daß nach ihr das adriatische Meer benannt worden sei. Freilich schlagen die Meereswellen längst nicht mehr an Adria's Mauern, ja es liegt unter allen anderen am weitesten, an 25 Kilometer, von der See entfernt und erweist sich jetzt als ein stilles, leidlich behäbiges Landstädtchen mit einem ansehnlichen Dom, bereits im venetischen Sprachgebiet belegen, seit alter Zeit der Sprengel eines jener kleinen Landbischöfe,[2]) an denen Italien so reich ist. Aber einstens lag es in der Lagune, gleich Ravenna eine hölzerne Pfahlstadt; in seinem Boden hat man Pilotenreste gefunden. In den Tagen seiner Blüthe hatten die Griechen hier große Factoreien, von denen besonders die zahlreichen Vasenfunde, in einem interessanten Localmuseum vereinigt, beredtes Zeugniß ablegen.

Auch Livius' Vaterstadt, das gelehrte Padua, gehört eigentlich zum Lagunengebiet, da es durch Canäle mit dem Meer in Verbindung steht. Noch heute legen die Barken von Fusina an seinem Gelände an. Einst besaß Padua auch einen äußeren Hafen draußen am Meere, wahrscheinlich das spätere Malamocco, in dessen Nähe ja der Pirateneinfall des Kleomenes stattgefunden haben mag. Man muß sich eben vor Augen halten, daß die Küste damals einen ganz anderen Zug hatte als heutzutage. Wo jetzt ein versandeter Dünenzug unterhalb von Chioggia, noch deutlich erkennbar, hinstreift, da war noch in der späteren Kaiserzeit die Fahrt innerhalb der sogenannten „sieben Meere" durchaus im Innern der Lagune, von Ravenna bis Aquileja hin, möglich. Doch ist Padua stets eine Binnenstadt gewesen und darum auch niemals dem Schicksale verfallen, das eine blühende und mächtige Nachbarstadt von klangvollem Namen, Altinum, das sagenumwobene Vineta der Lagune, betroffen hat.

Altinum war wiederum ursprünglich eine hölzerne Pfahlstadt, die dritt bedeutendste Gründung an diesen Küsten nach Ravenna und Aquileja. In der römischen Kaiserzeit durch Industrie und Handel bedeutend und von großem Wohlstand, war es damals schon mit prächtigen steinernen Gebäuden geschmückt, denn aus einer Inschrift wissen wir, daß Tiberius Säulenhallen und Paläste aufführen ließ. Martial, der an der Lagune so zuhause war, daß er seine Tage in behaglicher Altersmuße dort zu beschließen wünschte (IV, 25), preist die mit Landhäusern und Gärten prangenden Gestade Altinums, die er mit dem berühmten Bajae, dem antiken Biarritz, zu vergleichen keinen Anstand nimmt, und die Correspondenz des jüngeren Plinius zeigt, daß dort auch an fein gebildeter Gesellschaft kein Mangel war. Noch in altchristlicher Zeit blühte die Stadt; sie war Sitz eines Bischofs und zahlreiche glänzende Basiliken erhoben sich in ihr. Sie hat selbst die Stürme der Völkerwanderung leidlich überdauert und ist erst in den Kämpfen zwischen Byzantinern und Langobarden im 7. Jahrhundert zugrunde gegangen. Ihr Name haftet noch an einem kleinen Dorfe in der Nähe; aber der Pflug geht über ihre Stätte und auf ihrem von ferner in der Lagune sichtbaren Hügelrücken, den motte di Altino, im Herbst ein ergiebiges Jagdgebiet, grünen Weingärten und Felder. Noch dringt die Fluth bis hieher und noch werden an ihrem Gelände die schmackhaften Fische und Muscheln, gò und peòcchi, gefangen, die selbst der römische Gourmand nicht verschmähte.[1]) Häufig stößt die Pflugschar auf alte Mauerreste und Steintrümmer; war doch Altinum der Steinbruch, aus dem zum großen Theile die Tochterstadt Torcello, wie später Venedig, in dem seine Inschriften und Sculpturfragmente zerstreut sind, erbaut wurde. Noch lebt der Reichthum der Stadt in der Volkstradition Venedigs fort. Auf ihrer Ruinenstätte ist es nicht geheuer; besonders auf der sogenannten pezza dell' oro hausen Dämonen, die Geister des abgeschiedenen Heidenthums, und hüten unermeßliche Goldschätze. Das Haus Ziani sollte seinen Reichthum einem solchen glücklichen Funde verdanken; mancher arme Teufel machte sich heimlich auf, um nächtens nach Gold zu schürfen, so daß der venezianische Volkshumor in den alten Stegreifkomödien wie: „Pantalon in Altin cava tesori" sich selbst verspottete.

Wie Padua standen und stehen auch noch einige andere Städte des nördlichen Lagunengebiets, Opitergium und Julia Concordia, durch ihre Flußläufe mit dem Meere in Verbindung. Das moderne Oderzo ist noch ein freundliches Landstädtchen im Trevisanischen, Concordia (Sagittaria) aber, das seinen altrömischen Municipalnamen treu bewahrt hat, ist nur noch ein Flecken mit ungesunder Luft, dessen alte Größe ein stattlicher, neuerdings restaurirter Dom und ein uraltes Baptisterium künden; sein Bischof residirt in dem nahen, erst im späteren Mittelalter gegründeten Portogruaro, dessen Melancholie aber auch sprichwörtlich geworden ist. „Raneri (Grillensänger) di Portogruaro", pflegt man zu Venedig zu sagen; die Physiognomie dieses kleinen venezianischen Landstädtchens zu Ende des vorigen Jahrhunderts, das sich destrebt, im friaulischen Lande ein Abklatsch von S. Marco zu sein, hat Ippolito Nievo in seinen köstlichen „Erinnerungen eines Sechzigjährigen" mit unübertrefflicher Meisterschaft geschildert.

Am äußersten Ende des nördlichen Lagunenrandes, schon nahe gerückt den Bergen, die ihren majestätischen Hintergrund bilden, thront die alte Patriarchenstadt Aquileja, in Römerzeit eine Militärcolonie und Emporium des Handels mit den Alpenländern, dann Sitz eines der mächtigsten geistlichen Fursten, ein zweites Rom, mit prachtvollen Gebäuden geschmückt. Attila's Horden brachen ihre Größe; obgleich wieder aufgebaut, führte sie nur noch ein

---

1) Doch hat sie einen äußeren Hafen — Porto Corsini — am Meere, zu dem ein kleiner Canal führt.

2) Der Bischof von Adria residirt übrigens jetzt im nahen Rovigo, dem Hauptort des sogenannten Polesine, des fruchtbaren Stromlandes zwischen Po und Etsch.

1) Martial XIII, 88, 89.

Digitized by Google

Schattendasein, als nomineller Sitz des mächtigen, kriegerischen Patriarchats, das fast ganz Friaul (darum noch heute la Patria genannt) umfaßte. Mehr und mehr verfiel sie den Sümpfen und ihrer Fieberluft, bis endlich im 18. Jahrhundert ihr geistlicher Besitz und ihre Schatzkammer zwischen den beiden neuen Erzbisthümern von Udine und Görz aufgetheilt wurde. Heute ist Aquileja nur noch ein regellos zerstreutes Fischerdorf; bis auf den allen imposanten Dom ist die glänzende Stadt der Kirchenfürsten wie hinweggefegt von der Erde; denn was die Baulust früherer Jahrhunderte nicht weggeschleppt hatte, das fiel dem Spaten der Ingenieure, die auf Maria Theresia's Geheiß das segensreiche Werk der Entsumpfung begannen, zum Opfer.

Der praktische Arzt und das humanistische Gymnasium.

Der bayerische Obermedicinalausschuß hat in seiner Sitzung vom 19. Dec. v. J. die Frage, ob auch die Absolventen des Realgymnasiums zum medicinischen Studium zuzulassen seien, einstimmig verneint. Die Gründe, welche die einzelnen Aerztekammern zu diesem ablehnenden Votum bestimmten, waren nicht so geringfügiger und äußerer Art, wie es nach den Berichten der Tagesblätter erscheinen mußte. Der handgreiflichste Grund, der in den Gutachten der Aerztekammern für die Beibehaltung des bisherigen Bildungsganges geltend gemacht wird (Beilagen z. Münch. medic. Wochenschrift Nr. 51), ist der, daß die Medicin, was Wissenschaft und Praxis anbelangt, in den letzten Jahrzehnten die erfreulichsten Fortschritte gemacht hat, und daß der deutsche, humanistisch vorgebildete Mediciner auch dem Ausland gegenüber unübertroffen dasteht. Ferner wird hervorgehoben, daß für alle Berufsclassen, welche ein Universitätsstudium nöthig haben, eine gemeinsame und gleichartige Vorbildung erforderlich sei, und daß diese Vorbildung nicht vom Realgymnasium geboten werden könne, weil es von seinen Schülern bereits einen Fond von den dem eigentlichen Fachstudium dienenden Kenntnissen verlangt. Tiefer noch, aber deßhalb auch weniger leicht erkennbar und beweisbar ist der Grund, daß der Mensch nicht von Brod allein lebt, daß es für den Arzt nicht genügt, ein fixer Techniker im Arbeiten und Verdienen zu sein, sondern daß er auch Menschenkenntniß und Welterfahrung, sowie für die Oede des Lebens und für die Versuchungen, ihn ins Banausische herabzuziehen, eine ideale Denk- und Gesinnungsweise braucht.

Diese letztere Wahrheit hat schon Galen, der in dem bekannten Spruch „Dat Galenus opes" geradezu als Patron der ärztlichen Kunst erscheint, ausgesprochen und näher ausgeführt in seiner Schrift: *Ὅτι ὁ ἄριστος ἰατρὸς καὶ φιλόσοφος.* Der beste Arzt ist zugleich Philosoph, d. h. er bedarf außer einer umfassenden Fachbildung einer allgemeinen sowohl intellectuellen als auch ethischen Durchbildung. Galen will dadurch die Unzulänglichkeit einer rein technischen Dressur nachweisen und gegen die Einseitigkeit der Secten, also gegen Virtuosenthum und Specialistenthum protestiren. Und es ist ein merkwürdiger Zufall, daß sich unsre Aerztekammern gleichzeitig gegen realistische Vorbildung und gegen das Specialistenthum zu erklären hatten. Das übermüthige Specialistenthum verhöhnt Galen, indem er ihm das auch heute noch oft gehörte Wort in den Mund legt: *τὸ μὲν πάθος ἐθεραπεύθη, ὁ δ' ἄνθρωπος ἀπέθανεν*, zu deutsch: Die Operation ist gelungen, aber der Patient ging drauf!

Der Arzt hat es eben nicht bloß mit Nasen und Ohren, sondern mit dem ganzen Menschen zu thun, er hat sich mit homines und nicht nur mit res zu beschäftigen: daher wird er nach einer zwar groben, aber doch treffenden Scheidung, der zufolge das Realgymnasium zur Behandlung der res, das humanistische zur Behandlung der homines vorbereitet, seine Vorbildung besser auf letzterem finden. Das humanistische Gymnasium ist keine Fachschule, ja man möchte, so paradox es zunächst klingen mag, im Widerspruch zu der trivialen und verkehrten Auffassung des Wortes: non scholae, sed vitae discimus, wonach jede Schule eine Fachschule sein müßte, vielmehr den Satz aufstellen, das humanistische Gymnasium müsse gerade das betonen, was dem einzelnen für seinen künftigen Lebensberuf nicht unmittelbar nöthig ist und was darum auch bei seinem Fachstudium wenig oder gar nicht berücksichtigt wird. Uebrigens ist die Hauptforderung bei jedem Studium nicht sowohl das Wissen der Thatsachen, als vielmehr das Erkennen ihrer Ursachen (rerum cognoscere causas). Der Causalitätsbegriff aber, mag er nun apriorisch oder empirisch aufzufassen sein, ist jedenfalls nichts reales, sondern nur ein Postulat der menschlichen Vernunft, des vernünftigen Denkens, das mit der Sprache untrennbar verbunden, ja gleichbedeutend ist (*λόγος*). Je tiefer also das humanistische Gymnasium seine Schüler in die Gesetze der Sprache einführt, desto fähiger macht es sie zum Denken und auch zum Verständniß des Inneren Zusammenhangs der Dinge und der Naturgesetze.

Dazu gehört außerdem natürlich auch ein gewisses Maß von positiven Kenntnissen und eine Schulung der äußeren Sinne, insbesondere des Auges. Daß diese Schulung auf den humanistischen Gymnasien ungenügend geübt wird, ist ein häufig gehörter Vorwurf und klingt auch aus den meisten Gutachten der Aerztekammern wieder. Diesem Vorwurf sucht das humanistische Gymnasium nicht etwa dadurch auszuweichen, daß es auf das größere Verdienst, den inneren Sinn zu wecken, pocht, sondern es will ihn in ehrlicher Arbeit dadurch beseitigen, daß jetzt dem Zeichenunterricht mehr Sorgfalt zugewendet und den Anschauungsmitteln mehr Werth beigelegt wird. In letzterer Beziehung ist man vielleicht hie und da schon zu weit gegangen, während die Fertigkeit im Zeichnen für alle einen hohen praktischen Nutzen, für die meisten sogar einen höheren als Mathematik und Naturkunde besitzt. In der That erkennen auch viele, besonders die jüngeren Aerzte an, daß hievon heutigen Tages am humanistischen Gymnasium ein genügendes Maß von Kenntnissen geboten wird, während Theologen, Philologen und Juristen oft schon über ein Zuviel seufzen. Wenn nun aber auch der Absolvent des humanistischen Gymnasiums dem des Realgymnasiums an mathematischen und naturkundlichen Kenntnissen etwas nachsteht, so muß er ihn doch an ethischer und historischer Bildung, an Einblick in die Geschicke der Menschheit und des Menschen erheblich übertreffen. Dieses Uebergewicht verleiht ihm vor allem die Kenntniß des Griechischen. Die europäische Cultur fängt mit Homer und Lykurg an, und in Hellas sind die meisten Künste und Wissenschaften aufgeblüht. Ohne griechischen Geist ist die Ausgestaltung, ohne griechische Sprache die Ausbreitung der christlichen Religion undenkbar. Ohne griechische Literatur kein Virgil und kein Goethe.

Daher müßte das humanistische Gymnasium lieber auf die Vorbildung der Mediciner als auf das Griechische verzichten. Auch eine weitere Verkürzung des Sprachlich-Historischen zugunsten des Mathematisch-Naturwissenschaftlichen ist unthunlich. Es würde sonst in das humanistische Gymnasium der nämliche Dualismus hineingetragen, an dem das Realgymnasium krankt. Die Klagen über allzu philologischen Betrieb mögen vielfach berechtigt sein, werden aber, trotz allen guten Willens, nur gemindert, nicht gänzlich gehoben werden können, so lange es eben unter den Philologen auch beschränktere Geister und, was nicht selten damit verbunden ist, Specialisten gibt. F. B.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Bayerische Gemeindeordnung für die Landestheile diesseit des Rheins, erläutert und mit den Vollzugsvorschriften herausgegeben von Dr. Gustav v. Kahr, Präsident des k. Verwaltungsgerichtshofs. München, C. H. Beck 1896. — Die bayerische Gemeindeordnung für die Landestheile diesseit des Rheins, ein darnenbliches Gesetz, hat bisher im Gegensatz zu der einfacheren pfälzischen Gemeindeverfassung, mit der sie am gleichen Tage (29. April 1869) erlassen wurde, keine entsprechende Bearbeitung gefunden. Die Praxis behilft sich mit den Ausgaben von Weber und Lindner; erstere ist nur für den Handgebrauch bestimmt und ganz knapp gehalten, letztere verdankt das ihr entgegengebrachte Vertrauen dem Mitherausgeber der zweiten Auflage, Dr. a. Hauck, der als hervorragende Kraft auf dem Gebiete des Gemeinderechts anerkannt ist, aber an dem Werke Lindners offenbar sehr wenig Antheil hat; andernfalls wäre die Arbeit doch wohl nicht so oberflächlich und dagegen genauer gerathen, als dies thatsächlich zutrifft. Erst die Ausgabe v. Kahrs kommt dem Erfordernis einer gründlichen, ausgesprochen wissenschaftlichen Durcharbeitung des Gesetzes in der längst gewünschten Weise entgegen. Dem Verfasser standen die Aufzeichnungen des bayerischen Finanzministers v. Riedel, der seinerzeit als Ministerialassessor die Entwürfe der Gemeindeordnungen anfertigte, zur Verfügung und außerdem war er durch seine langjährige Thätigkeit beim Verwaltungsgerichtshof mit der von dort ergangenen Rechtsprechung, die so manchen streitigen Punkt des Gemeinderechts festgelegt hat, unmittelbar vertraut; man durfte unter solchen Umständen eine bedeutende Leistung von ihm erwarten. Das Werk, soweit es bisher erschienen ist, rechtfertigt diese Erwartung vollkommen. Es ist mit der nunmehr vorliegenden dritten Abtheilung bis zum fünften Abschnitt der Gemeindeordnung gediehen, so daß dem Gesetze nach die Abschnitte über Staatsaufsicht, Handhabung der Disciplin und Gemeindewahlen ausstehen. Der Praxis wäre es wohl willkommen gewesen, wenn sie die bevorstehenden Streitigkeiten über Gemeindewahlen auch diese Theile bereits hätten fertig gestellt werden können. Dafür werden nun voraussichtlich auch die in diesen Streitigkeiten zu gewinnenden Ergebnisse zur Verwerthung kommen.

ll. Archäologisches. So verfahren in Griechenland die politischen Verhältnisse und im Zusammenhange damit die Zustände im Beamtenthum sind, so herrscht wenigstens in einem Punkte ein guter Geist, nämlich in Bezug auf die Obsorge für die Alterthümer, und in den Museen pflegen wenigstens nur die Aufseher und nicht auch die wissenschaftlichen Beamten mit den Ministerien zu wechseln. Das Hauptverdienst um diesen guten Geist hat die Archäologische Gesellschaft in Athen, die für Erhaltung und Neuerschließung der Alterthümer gleich sehr bemüht ist. Mit den immer wachsenden Zielen und Aufgaben hat sie in den letzten Jahren ihre innere Organisation mehrfach umgestaltet und zuletzt den glücklichen Schritt gethan, durch eine Aenderung des Statuts es dem Kronprinzen von Griechenland zu ermöglichen, als dauernder Vorstand an ihre Spitze zu treten. In einer der ersten Sitzungen unter seiner Leitung war die zugleich wissenschaftliche und patriotische That beschlossen worden, den in Stücke zerbrochenen Löwen von Chaeronea, das Denkmal für die Gefallenen vom Jahre 338 v. Chr., wieder aufzurichten, wovon seinerzeit auch an dieser Stelle Notiz genommen wurde. Jetzt ist das Statut der Gesellschaft abermals erweitert worden, indem der Gesammtvorstand, in dem bisher die Archäologen vom Fach nicht ganz den gebührenden Einfluß hatten, sich fortan aus Gelehrte cooptiren soll. Bei der jetzt erfolgten Wahl ist der deutsche Generalconsul Geheimrath Dr. Löders in den Vorstand berufen worden, der von Haus aus Archäolog ist und kurze Zeit am Deutschen Archäologischen Institut in Athen wirkte, später die Erziehung des griechischen Kronprinzen leitete und dann als Consul in deutsche Dienste zurückkehrte. Es ist sehr erfreulich, daß auf diese Weise das deutsche Element sich unmittelbar an den Arbeiten der Gesellschaft betheiligen kann. — Nach dem griechische Cultusministerium will nicht zurückbleiben und beabsichtigt, der Kammer einen Antrag einzubringen auf Bildung einer Commission, die für die Erhaltung der Alterthümer, namentlich der Baudenkmäler, sorgen soll. Sie soll bestehen aus dem Director der öffentlichen Arbeiten, dem Generalephoros der Alterthümer, dem Director der schönen Künste, einem Mitgliede des Verwaltungsrathes der Archäologischen Gesellschaft und einem ausländischen Archäologen. Beigegeben werden ihr ein Architekt, ein Bauunternehmer und ein Zeichner. Hoffentlich erhält sie auch die nöthigen Mittel, um die oft kostspieligen Conservirungsarbeiten auszuführen und damit die Archäologische Gesellschaft zu entlasten, die bisher für derartiges, z. B. auch für die Restauration des Parthenon, anstam. Ferner wird das Ministerium die Gründung eines Museums für die christlichen Alterthümer fordern, die in Griechenland ziemlich zahlreich sind und auf die namentlich die russischen und französischen Archäologen neuerdings ihr Augenmerk richten. — Die Ausgrabungen der Archäologischen Gesellschaft von dem Dipylon haben zur Aufdeckung der Fundamente eines Gebäudes geführt, in dem man das Heiligthum der Nemesis Kallisto vermuthet, das nach Pausanias' Stadtbeschreibung nahe nach Inschriftfunden (vergl. Beilage 1896, Nr. 270) hier gelegen haben muß. Die vom Dipylon zur Akademie hier vorbeiführende Straße ist berühmt wegen ihrer vielen öffentlichen Grabmäler. Dort hat dieser Tage der Ephoros Stais die neue Untersuchung eines bereits vor 30 Jahren freigelegten, wohl zu Anfang des 5. Jahrhunderts angefüllten Grabhügels vorgenommen. Der Inhalt der Gräber, unter denen zahlreiche Kindergräber sind, ist unbedeutend. Aufgrund einer vom 4. Jahrhundert v. Chr. vorhergehenden Grabinschrift wird, wie die Zeitung „Asty" mittheilt, in dem Hügel die Grabstätte des attischen Demos Lakiadai vermuthet. — Das olympische Stadion, das für die „Olympischen Spiele" neu zum Theil wieder mit Sitzstufen versehen worden war, soll jetzt ganz wieder hergerichtet werden, wie man im Laufe von zwei Jahren zu vollenden hofft. Wie in alten Zeiten Herodes Atticus seinen geliebten Athenern das Stadion mit Marmor auskleidete, so ist es nach jetzt ein reicher Privatmann, Hr. Averaw, der die Kosten bestreitet. — Gutes haben die Grabungen in Pharas zutage gefördert. Man schätzt auf ein annehmbares Belanthaus gehoben zu sein, da mehrere Mosaikfußböden gefunden worden sind, von denen einer von besonderer Schönheit sein soll. Der Generalephoros der Alterthümer Hr. Kavvadias setzt sie in die erste römische Kaiserzeit und erklärt sie für das beste, was bisher in Griechenland an antiken Mosaikbildern vorhanden ist. Das größte davon besteht aus zwei Abtheilungen über einander. In der oberen Hälfte stehen mehrere Personen in reicher Theatergewandung um einen Tisch und tragen Masken oder Musikinstrumente in den Händen; es handelt sich also offenbar um die Vorbereitung zu einem musischen Wettkampf. Im Gegensatz dazu sind unten Kämpfe der Palaestra dargestellt: Faustkämpfer, Ringer, Springende und Waffenübungen. Zwischen den einzelnen Gruppen befinden sich ruhig stehende Athleten mit Siegespalmen in den Händen. Auch Sculpturen wurden gefunden, darunter bemerkenswerth aber nur eine Wiederholung der Athena Parthenos des Phidias, der leider der Kopf fehlt. Doch ist wenigstens von dem Schilde ein Stück mit dem Relief der Amazonenschlacht erhalten. Für die Sculpturen soll in dem neuen Stadtamtsgebäude ein Museum eingerichtet werden, die Mosaiken werden an Ort und Stelle gelassen und durch Gitter geschützt.

In Rom im Deutschen Reichsinstitut hat in der Sitzung vom 18. December Dr. Amelung einen Vortrag gehalten, in dem er eine Reihe von antiken Statuen in Rom besprach, die im 15. und 16. Jahrhundert zu christlichen Heiligenbildern umgewandelt worden sind. So ist z. B. in Sant' Agnese aus einem Jupiter- oder Kaiserbilde ein heiliger Sebastian und aus einer Persephone eine heilige Agnes geworden, in Santa Croce in Gerusalemme aus einer Juno im Stile der Barberini'schen Hera des Vaticans eine heilige Helena. Was hier den nackten Statuen passirt ist, das ist bis zu einem gewissen Grade den alten Göttern in Italien überhaupt widerfahren, indem sie unter dem Mantel der christlichen Heiligenverehrung mit allen ihren alten Eigenschaften friedlich weiter leben, worüber man Usener's etwas zeitraubendes, aber höchst lehrreiches Buch über das „Heidenthum in der römischen Kirche" vergleichen mag. In derselben Sitzung besprach Prof. Petersen die neue Veröffentlichung der Trajanssäule durch Cichorius und hob hervor, daß neben der von dem Verfasser trefflich gegebenen historischen Behandlung auch die künstlerisch-archäologische Betrachtung in ihre Rechte treten müsse. — Das Institut hat kürzlich dem archäologischen Museum in Florenz ein werthvolles Geschenk gemacht, ein wahrscheinlich aus Corneto-Tarquinii stammendes archaisches Kalksteinrelief, das die Nachahmung eines großen Randschildes aus getriebenem Metall ist. Um den Rand des Schildes läuft ein Ornament und ein Streifen mit zum Theil phantastischen Thieren, zwei Greife um eine Palme, Sphinx und geflügelter Löwe, Panther und Widder; die gewölbte Mitte wird eingenommen von vier Frauen in langen Gewändern, die Palmzweige in den Händen tragen. — In Florenz sind bei

Digitized by Google

Straßenarbeiten in der Via Calimara in vier Meter Tiefe die Reste einer großen römischen Anlage entdeckt worden, vielleicht von einem Bogen, der den Eingang zum Forum bildete. Man fand Gesimse, Säulenstücke, eine verletzte Inschrift und stieß auf das alte Straßenpflaster, das aus großen unregelmäßigen Steinen hergestellt ist. — In Aosta, dem alten Augusta Praetoria, hat man zu den bisher bekannten zwei Stadtthoren ein drittes ausgegraben, das ziemlich wohl erhalten zu sein scheint und an dem man außer der Befestigung für die Thorflügel auch noch die Vorrichtungen für ein Fallgitter beobachten kann. Neben einigen Kleinfunden ist auch eine Inschrift ans Licht gekommen, in der die Salasser, ein keltisch-ligurischer Volksstamm, der sich lange gegen die Römer wehrte und von Augustus unterworfen wurde, den Augustus als Patron ihrer Colonie feiern; es ist die erste Inschrift, in welcher der Name der Salassi bisher vorkommt. — In Syrakus hat man verschiedene Felsgräber aus der Zeit Konstantins d. Gr. entdeckt, in denen, abweichend von der in dieser Periode hier üblichen Bestattungsweise in Katakomben, die Todten in Sarkophagen ruhen, die mit figürlichem und ornamentalem Flachreliefs geschmückt sind. Prof. Orsi vom Museum in Syrakus ist mit der weiteren Erforschung der Nekropole beauftragt worden. — Aus vom Rhein sind neue Römerfunde zu melden. Bei Worms ist auf dem großen Grabfeld zu Maria-Münster, auf dem man seit dem vorigen Sommer über 200 Gräber aus dem 1. bis 4. Jahrhundert n. Chr. freigelegt hat, jetzt ein besonders hübsches Grab aus konstantinischer Zeit gefunden worden, in dem in einem Holzsarg die Leiche einer Frau ruhte. Zu ihren Füßen lagen ein bauchiger Weinkrug, ein kleiner Napf und ein elegantes schwarzes Gefäß, daß zwischen Guirlanden und Palmetten die Inschrift trägt: Vivas et bibas. Für die Lebensfreude der ehemaligen Bewohnerin der Civitas Vangionum erweckte diese Beigabe das günstigste Vorurtheil. Aehnlich ist ein Fund von St. Maximin bei Trier, wo in einem Grabe zwei schwarze Thonbecher mit den Aufschriften „bibe“ und „dos“ und daneben drei Henkelflaschen aus Glas gefunden wurden. Die Gräber lieferten mehrere christliche Grabinschriften, darunter bemerkenswerth die einer mit 22 Jahren gestorbenen jungen Frau Rusticula, in der außer dem Alter der Verstorbenen ausnahmsweise auch der Todes- und Begräbnißtag angegeben wird. In Trier selbst entdeckte man mehrere römische Steindenkmäler, darunter einen auf drei Seiten mit ungewöhnlich guten Reliefs verzierten Block, auf dem Hercules und Apollo im Streit um den delphischen Dreifuß dargestellt sind, ferner Apollo die Daphne verfolgend und ein Grab, der an einem Fruchtkorbe nascht. Das Ganze dürfte also wohl ein Altar des Apollo sein. — In Wiesbaden hielt kürzlich der Director des dortigen Museums, Hr. Dr. Pallat, einen Vortrag, in dem er auseinandersetzte, daß man durch die neuesten Funde die Existenz des römischen Wiesbaden bis in den Anfang unserer Zeitrechnung zurückverfolgen kann. Ueber seinen alten Namen, der bei Plinius „Mattiacum“, bei Ammianus Marcellinus „Aquae Mattiacae“ lautet, kann jetzt durch zwei bei Kostheim gefundene, ins Mainzer Museum verbrachte römische Meilensteine festgestellt werden, daß es officiell „Aquae Mattiacorum“ hieß, da auf diesen Steinen die Entfernung ab Aquis Mattiacorum gerechnet wird. Zugleich geht daraus hervor, daß nicht Kastel, wie bisher angenommen wurde, das Centrum der römischen Verwaltung in jener Gegend war, sondern Wiesbaden.

* Drei kleine Planeten hat der bekannte französische Astronom und Planetenentdecker Charlois auf der Sternwarte zu Nizza noch am letzten Tag des vergangenen Jahres entdeckt; zwei haben die Lichtstärke eines Sternes 13., der dritte die eines Sternes 12. Größe. Die Zahl dieser winzigen himmlischen Vagabunden, deren Auffindung und wissenschaftliche Behandlung dem 19. Jahrhundert vorbehalten blieb, ist damit bereits beträchtlich über 400 gestiegen. Die neuesten Verfolgungen im Kreise des Asteroidengesindels dankt man der anspruchsvollen Methode photographischer Razzia. Um die Benennung ist man längst verlegen, da auch die Namen der Nymphen und ähnlichen antiken Gottheiten untersten Ranges fast vollständig vergriffen sind; in mythologischer Rathlosigkeit hat man deshalb kürzlich eines der jüngsten dieser schwächlichen Weltkörperchen „Berolina“ getauft, in Reminiscenz an die ältere Pariser Schwester „Lutetia“.

* München. Neue Schenkung für das mittel- und neugriechische Seminar. Wir waren jüngst in der Lage, zu berichten, daß die griechische Gemeinde in Triest auf Vorschlag des Comités der „Oikonomos-Stiftung“ zur Begründung des von Prof. Dr. K. Neumbacher vorbereiteten mittel- und neugriechischen Seminars 2000 Francs geschenkt hat. Nun hat der Bruder des Begründers der genannten Stiftung, Hr. Joh. A. Oikonomos in Triest, aus eigener Bewegung und eigenen Mitteln zu der früheren Spende als Ergänzung noch die Summe von 500 Mark gefügt.

* Gießen. 66jährig starb am 7. Januar der Professor der Mineralogie Dr. August Streng, nachdem er bereits seit zwei Jahren durch Krankheit an der Ausübung seines Lehramts verhindert gewesen. Geboren in Frankfurt a. M., bildete er sich in Bunsens Schule zum Chemiker aus, lehrte diese Wissenschaft 13 Jahre lang an der Bergschule zu Clausthal auf dem Harz und kam von dort 1867 als Ordinarius für Mineralogie nach Gießen. Man verdankt ihm emsige und belehrende mikroskopische Untersuchungen über Gesteine und besonders die Einführung neuer mikroskopisch-chemischer Reactionsmittel von großer Schärfe. — Am 10. d. M. wird am ehemaligen Wohnhause des vor hundert Jahren geborenen Theologen Prof. Karl August Credner eine von noch überlebenden Schülern gewidmete Gedenktafel angebracht werden; vorher geht ein Redeact in der Aula.

* Bonn. Am 7. Januar starb nach längerem Leiden 75jährig der Senior der theologischen Facultät, Consistorialrath D. Wilhelm Krafft, geborener Kölner, der ein halbes Jahrhundert hindurch als Lehrer der Kirchengeschichte der rheinischen Universität angehört hat. Nach einer Jugendschrift über die Topographie Palästina's, das er bereist hatte, ließ er 1854 ein Buch über „Die Anfänge der christlichen Kirche bei den Germanen“ erscheinen. Die geplante Fortsetzung, die das Werk zu einer Kirchengeschichte der germanischen Völker überhaupt erweitern sollte, ist unterblieben. Krafft wirkte als Leiter des evangelisch-theologischen Seminars und interessirte sich auch für Missionsangelegenheiten.

* Berlin. Privatdocent Dr. Ludwig Plate ist zum außerordentlichen Professor der Zoologie ernannt worden.

* Breslau. Der Kunsthistoriker Prof. Dr. Muther, dem bekanntlich der Vorwurf des Plagiats gemacht worden war, hatte sich mit der Bitte um Anstrengung einer Disciplinaruntersuchung an das Ministerium gewandt. Wie die „Akademische Turn-Ztg.“ berichtet, hat der Cultusminister von einer solchen Untersuchung Abstand genommen, da er überzeugt sei, Muther habe kein Plagiat begehen wollen. Im übrigen aber soll der Minister das Verhalten Muthers ebenso wenig gelobt haben, wie es seine Collegen an der philosophischen Facultät gethan, die seinerzeit den scharfen Mißbilligungsbeschluß gegen ihn gefaßt haben.

* Königsberg. Der außerordentliche Professor der Mathematik Dr. P. Stäckel ist in gleicher Eigenschaft in die philosophische Facultät der Universität zu Kiel versetzt worden.

* Paris. In der letzten Sitzung der Académie de Médecine erregten die Mittheilungen des Dr. Caillot über chirurgische Behandlung von durch Pott'sche Krankheit erzeugtem Höcker Aufsehen. Caillots Methode, die in einer Operation und Anlegung eines von ihm erfundenen Streckapparats besteht, sei gefahrlos bei Kindern und Jünglingen anzuwenden. Caillot heilte bereits 37 Buckliger, von denen er 6 vorstellte.

* Bibliographie. Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Italienische Lyrik seit der Mitte des 13. Jahrh. bis auf die Gegenwart. In deutschen Uebertragungen hggb. und mit biographischen Notizen versehen von Fritz Gundlach. 3.—6. Lfg. Berlin, Alexander Duncker 1897. — Lothar Schmidt: Sprachkunde. Einacter. Breslau, L. Frankenstein 1896. — Paul Boaeget: Jenseits des Oceans. Autoris. Uebersetzung a. d. Französischen von Lothar Schmidt und Otto Dammann. 2 Thle. Ebd. 1896. — Charles Gounod: Aufzeichnungen eines Künstlers. Autoris. Uebersetzung a. d. Französischen von E. Beaune. Ebd. 1896. — Meggendorfers Humoristische Blätter. 24. Bd. Eßlingen b. Stuttgart, J. F. Schreiber 1896. — Roedsche Meisternovellen. Mit Charakteristiken der Verfasser und ihren Portraits hgbg. von Ernst Brausewetter. Berlin, Schuster u. Loeffler 1896. — Franz Coppée: Hohe Lieder. Mit Bilderschmuck von Fidus. Ebd. 1896. — Fritz Bley: Horridoh! Waidmannsbilder und Lieder. Berlin, F. Fontane u. Co. 1896. — Arthur Achleitner: Im grünen Tann. Schwarzwaldnovellen. 8.—10. Tausend. Berlin, Schall u. Grund. — Dr. H. Sabersky: Ein Winter in Aegypten. Reisebeschreibung. Mit 16 Bildern u. 1 Karte. Ebd. — C. Hirundo: Jutta; Der Staatsanwalt. Erzählungen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1896. — Sophie Baczetti: Mammon. Roman in 3 Büchern. Berlin ꝛc., Albert Ahn 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Montag, 11. Januar. Nummer 7.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Verwaltung und Haushalt der Stadt London. — Die Entstehung Venedigs. II. Von Julius v. Schlosser. — Mittheilungen und Nachrichten.

Verwaltung und Haushalt der Stadt London.

I. Die großbritannische Metropole nimmt wie durch ihre Größe, so auch durch ihre Verfassung eine ganz besondere Stellung unter allen übrigen englischen Stadtgemeinden ein. Die verhältnißmäßig junge großbritannische Städteordnung — sie stammt aus dem Jahre 1835 — hat die Verfassung Londons im wesentlichen durchaus unberührt gelassen. Die Anwendung dieses englischen Gesetzes auf London hätte die Hauptstadt der vereinigten Königreiche um eine Reihe alt hergebrachter Vor- und Sonderrechte gebracht, welche die Stadt im Laufe der Jahrhunderte von den Beherrschern Großbritanniens mit schwerem Gelde für sich erkauft hat. Obgleich nun die Preisgebung dieses oder jenes Vorrechtes viel weniger einer Beschränkung der Stadtmacht als der Beseitigung mancher alt Londoner Zöpfe gleichgekommen wäre, so wachte doch die Londoner Stadtgemeinde mit Eifersucht über ihre Selbständigkeit; das heißt über ihre sehr weit gehende, ja fast unbeschränkte Unabhängigkeit von Regierung und Krone. Diese Selbständigkeit und städtische Selbstherrlichkeit ist den Bürgern Londons so über alles theuer, daß sie zu ihrer Ueberwachung einen besonderen Beamten, den City-Remembrancer angestellt haben. Der City-Remembrancer hat nichts anderes zu thun, als jeden im Parlament oder an anderer Stelle etwa auftauchenden Vorschlag oder Gesetzentwurf, welcher die Vorrechte der Cityverwaltung bedrohen könnte, durch seinen Einspruch sofort zu beseitigen. Um dessen vollkommen sicher zu sein, unterhält die Stadtverwaltung möglichst freundschaftliche Beziehungen zu den Parlamentsmitgliedern, ohne jeden Unterschied der politischen Partei. Die vielfachen Einladungen der vom Volke erwählten Landesvertreter und anderer einflußreicher Personen zu den mannichfaltigen Banketten der Cityverwaltung und des Lord Mayors haben hauptsächlich den Zweck, sich mit den ausschlaggebenden Factoren der Gesetzgebung in möglichst naher Fühlung zu erhalten.

Das erste Glied, gleichsam die Urzelle im Organismus der Cityverwaltung, bilden die wards oder alten Londoner Stadtbezirke. Ihr Ursprung reicht bis weit in die alte Normannenzeit zurück. Schon bald nach Wilhelm dem Eroberer (1066—1087) zerfiel London in vierundzwanzig solcher wards, zu denen später durch Theilung noch ein fünfundzwanzigster und infolge der bald darauf erfolgten Einverleibung des südlich von der Themse gelegenen Fleckens Southwark noch ein sechsundzwanzigster Stadtbezirk hinzukam. Diese sechsundzwanzig wards sind in mehr als zweihundert Wahlbezirke eingetheilt. Jeder dieser Wahlbezirke schickt einen Common councilman in das Londoner Rathhaus, also einen Vertreter, welcher, wenn auch nicht ganz genau, so doch im großen und ganzen die Befugnisse eines deutschen Stadtverordneten besitzt. Außerdem wählt jeder Stadtbezirk einen Alderman auf Lebenszeit in den Gemeinderath, also das, was man bei uns in Deutschland Stadtrath nennt. Alle diese Wahlen sind vollkommen frei. Sie bedürfen keiner Bestätigung, weder von seiten eines Ministers, noch von seiten der Krone. Aus den Aldermännern und den Common councilmen setzt sich dann weiter eine Art Bezirksrath (wardmote) für gewisse communale Angelegenheiten zusammen. Der Wardmote verfügt über eine besondere Polizeigewalt, namentlich für die amtliche Feststellung öffentlicher Uebelstände. Neben diesem Bezirksrath ist der Court of Common council als die einflußreichste und mächtigste Stelle für die gesammte Stadtverwaltung zu nennen. Der Court of Common council entspricht durchaus der Stadtverordnetenversammlung unsrer deutschen Stadtgemeinden, nur mit dem Unterschiede, daß die Londoner Stadtverordneten gerade so wie der Lord Mayor stets nur für den Zeitraum eines einzigen Jahres gewählt werden. Doch hat man den mit einem allzu häufigen Wechsel der Stadtgemeindevertreter unzweifelhaft verbundenen Uebelständen durch die erlaubte Wiederwahl derselben Männer zum großen Theil vorgebeugt. Thatsächlich werden erprobte und mit den Geschäften der Stadt vertraute Stadtverordnete beinahe immer wieder gewählt, so daß schon dadurch eine gewisse Stetigkeit der Gemeindeverwaltung gewährleistet scheint. Letzteres ist um so nothwendiger, als die Common councilmen, also die Stadtverordneten, über das Vermögen der Stadt vollkommen frei verfügen dürfen. Ihre die Stadtcasse betreffenden Beschlüsse sind endgültig und werden wenig oder gar nicht durch das Mitstimmen der sechsundzwanzig Aldermänner bei den Stadtverordnetensitzungen beeinflußt. Obgleich die Londoner Stadtverordnetenversammlung 206 Mitglieder zählt, genügen doch schon 40 Mitglieder, also noch nicht ein volles Fünftel der Gesammtzahl, für ihre Beschlußfähigkeit.

Zu den beiden genannten Körperschaften, neben den Bezirksrath (wardmote) und die Stadtverordneten, tritt nun als dritte städtische Körperschaft das Collegium der sechsundzwanzig Aldermen; dieses Collegium entspricht den sechsundzwanzig Bezirken oder wards; es hat ein dreifaches Recht: zunächst stimmen die Aldermänner, wie soeben angegeben, bei wichtigen Angelegenheiten in der Stadtverordnetenversammlung mit, sodann in den Plenarsitzungen der alten Gilden, gerade so wie alle anderen Gildegenossen, und endlich bilden sie für sich den Court of aldermen, also eine Behörde, welche den Magistratscollegien unsrer deutschen Städte durchaus entspricht. Zu alle dem aber sind diese Londoner Stadträthe auch noch Friedensrichter. Als solche üben sie eine weit umfassende Civil-, Polizei- und Strafgerichtsbarkeit aus.

An der Spitze aller dieser städtischen Körperschaften steht bekanntlich der Oberbürgermeister oder Lord Mayor von London. Der Lord Mayor von London vereinigt in seiner Person die Würde des ersten Magistratsbeamten, eines Vorstehers der Stadtverordneten und Vorsitzenden

aller Gildegenossen. Ebenso ist er das oberste Haupt der gesammten städtischen Verwaltung, Repräsentant der Königin in der „Civilregierung der City", oberster Commissär der städtischen Milizen, Polizeiherr (conservator) der Themse, oberster Richter (chief coroner) für die City und ihre Freibezirke, sowie für den Flecken Southwark und dazu oberster Strafrichter von Newgate (dem alten Londoner Stadtgefängniß). Und als ob es mit all diesen Würden und all dieser Machtbefugniß, welche kaum von der des Lord Chancellor (des höchsten Richters in England) übertroffen wird, noch nicht genug wäre, hat man in neuerer Zeit den Lord Mayor auch noch zum ersten Mitglied des Londoner Central-Criminalgerichts und zum Friedensrichter für die gesammte City gemacht; in dieser letzten Eigenschaft hält der erste Stadtbeamte Londons regelmäßig Polizeigericht im Mansion House, seinem eigentlichen officiellen Wohnsitze. Im Gegensatz zu den Aldermännern, deren Aemter bloße Ehrenämter ohne jede Vergütung von seiten der Stadt sind, bezieht der Lord Mayor ein Gehalt von 200,000 Mark jährlich; dazu stellt ihm die Londoner Bürgerschaft eine vollkommen eingerichtete Amtswohnung und den freien Gebrauch der städtischen Equipagen zur Verfügung. Dennoch würde man sehr in der Annahme irren, daß ein Lord Mayor von London während seines Amtsjahres irgend welche Ersparnisse machen könne. Zweimalhunderttausend sind in der großbritannischen Metropole, wo man nach Pfunden und nicht nach Mark rechnet, erst zehnlausend. Bis jetzt ist noch kein Londoner Lord Mayor bei den vielfach an ihn gestellten höchst kostspieligen gesellschaftlichen und Repräsentationspflichten aus dem Mansionhaus ohne Zusatz eines guten Theils seines eigenen, privaten Einkommens oder Vermögens geschieden. Deßhalb können auch nur sehr reiche Leute dieses höchste Ehrenamt der Stadt London übernehmen, und schon mancher der Erwählten hat es wegen der großen Kosten vorgezogen, die mit einer Ablehnung der auf ihn gefallenen Wahl verbundene Buße von 1000 Pfd. St. (20,000 Mark) zu zahlen. Der Lord Mayor führt während seines Amtsjahres gleich den Ministern und Lords den Titel „Right Honorable". Auch andere, rein äußerliche Ehren begleiten sein öffentliches Erscheinen. So hat er beispielsweise, wenn er in seiner Equipage fährt, stets zwei reitende Policemänner als Vorreiter. Bei Schluß seines Amtsjahres wird dem Lord Mayor gewöhnlich der persönliche, in einzelnen Fällen sogar der erbliche Adel verliehen; unter allen Umständen eine durch Arbeit, Repräsentationspflichten und Vermögenseinbuße recht sauer und ehrlich verdiente Standeserhöhung. Obgleich gesetzlich einer wiederholten Wahl ein und derselben Persönlichkeit zum Lord Mayor von London durchaus nichts entgegensteht, so nimmt man doch begreiflicherweise Anstoß daran, ein und demselben Manne so große finanzielle und persönliche Opfer, wie sie die Lord Mayors-Würde mit sich bringt, zwei Jahre lang zuzumuthen. Oft genug kehrt jedoch das höchste Ehrenamt Londons zu wiederholtenmalen in ein und dieselbe Familie zurück. Beispielsweise war der Vater des gegenwärtigen Lord Mayors Faudel-Phillips gleichfalls Lord Mayor.

Wie der Glanz, so kommt auch die Verzopftheit der Stadtverwaltung in der Stellung und Würde ihres Lord Mayors zur Erscheinung. Der Amtsbezirk des Lord Mayors von London beschränkt sich nämlich merkwürdigerweise auf die innere Stadt, so daß der größere Theil des ganzen London gesetzlich und officiell eigentlich nicht zu London gehört. Als nun 1884 Sir William Harcourt, damals Minister und gegenwärtig Führer der Opposition im Unterhause, dem Parlament einen Gesetzentwurf vorlegte, dem zufolge das ganze London ein einziges in sich geschlossenes Gemeinwesen mit dem Lord Mayor an der Spitze werden sollte, erhob sich eine solche Opposition gegen diesen jedenfalls durch die thatsächlich bestehenden Verhältnisse mehr als gerechtfertigten Gesetzentwurf, daß die Regierung die erste beste Gelegenheit benutzte, den Entwurf zurückzuziehen. So ist denn bis jetzt die alt hergebrachte Stadtverwaltung bestehen geblieben. Sie erstreckt sich alles in allem nur über 257 ha mit nicht ganz 60,000 Einwohnern. Dieser Theil Londons bildet im eigentlichsten Sinne des Wortes die Corporation der City of London. Um dies Weltstadtherz herum lagern sich im organischen Anschluß die verschiedenen Londoner Vorstädte und Vororte. Sie bedecken einen Flächenraum von alles in allem 443,421 englischen Acres (= 19,585.5 ha) und sind die Wohnstätte von 5,690,000 Einwohnern. Jeder dieser Vororte hat sein eigenes Rathhaus, seinen eigenen Bürgermeister und seine eigene Stadtverwaltung.

Die Verschiedenheit der Einzelverwaltung in den verschiedenen Theilen der Stadt hat man durch den sogenannten „County council" auszugleichen versucht. Der County council entspricht einigermaßen den Provinciallandtagen der preußischen Monarchie. Aehnlich wie aus Berlin hat man aus London seit dem Jahre 1888 ein besonderes Verwaltungsgebiet oder Verwaltungsland (administrative country) gebildet; es umfaßt 694.6 Quadratkilometer. Der County council der Stadt London hat alle die Befugnisse, welche der Lord Mayor und die ihm zur Seite stehenden Stadtbehörden nach Ortsverhältniß und bestehender Ortsverfassung auszuüben nicht imstande sind. Er besteht aus einem Vorsitzenden, 19 Aldermännern und 118 Rathsleuten (councillors); also aus einer Zahl von 138 Mitgliedern, welche, wenn der Vorsitzende, wie eben jetzt, aus den Rathsleuten oder Aldermännern erwählt ist, auch auf 137 Mitglieder sich beschränken kann. Die Amtsdauer der Aldermänner läuft sechs Jahre lang; die der Rathsherren endet schon nach drei Jahren; ebenso pflegen neun bis zehn Aldermänner nach drei Jahren ihr Amt niederzulegen. Die Rathsmänner werden direct von den Steuerzahlern erwählt; dagegen werden die Aldermänner von den Rathsherren erwählt; man kann deßhalb sagen, daß die Aldermänner aus einer Art indirecter Wahl hervorgehen. Die erste Sitzung des ersten Londoner County council fand am 21. März 1889 unter dem Vorsitz Lord Rosebery's statt. Sie bedeutete unzweifelhaft eine neue Etappe in der communalen Entwicklung der großbritannischen Metropole. Später hatte unter anderen Sir John Lubbock den Vorsitz inne, der die Thätigkeit eines populär-philosophischen Schriftstellers, eines Parlamentsmitgliedes und eines großen Bankiers in sich vereinigt.

Der Londoner „County council" hat genug zu thun; er hat für die Instandhaltung der öffentlichen Straßen, Parks, Verkehrsanstalten, Hospitäler u. dergl. zu sorgen. Außerdem steht ihm die Theatercensur, sowie die Censur über die in London sehr zahlreichen und großartig ausgestatteten Singspielhallen zu. Er soll ferner nützliche Gesetzesvorschläge für das Parlament vorbereiten und endlich für die Beseitigung bestehender Mißbräuche sorgen. Siebenundzwanzig permanente Ausschüsse für die Berichterstattung über die verschiedenen Verwaltungsgebiete sind ihm untergeordnet. Während des letzten Jahres, welches mit dem 1. April 1896 endete, hatte der Londoner County council alles in allem nicht weniger als 1200 Sitzungen. Sein Finanzausschuß hat eine bedeutende, durch Gesetz festgestellte Macht und eine große Verantwortung; man könnte ihn das Finanzministerium der Stadt London nennen. Er versorgt die verschiedenen Amtsstellen des großen Londoner Gemeinwesens mit den nöthigen Geldern. Londons Gesammtschuld beläuft sich nach dem Ausweis des letzten Amtsjahres auf 35,800,000 Pfd. St. (= 716 Mill.

Digitized by Google

Mark); der ihm zu Gebote stehende eiserne, das heißt in seiner Substanz unantastbare Fonds 16,600,000 Pfd. St. (= 332 Mill. Mark), seine Jahresausgaben steigen auf 3,370,000 Pfd. St. (= 67,400,000 Mark). Die Sorge für Kranke und die Arbeiterwohnungsfrage haben den Londoner County council während der letzten Zeit ganz besonders beschäftigt. So hat diese Behörde beispielsweise im westlichen Centrum Londons ein Musterarbeiterwohnhaus für 324 Männer aus den ihr zu Gebote stehenden städtischen Mitteln errichtet — dennoch bleibt gerade in dieser Beziehung, wie für die meisten europäischen Großstädte, so auch für die größte Stadt der Welt noch recht, recht vieles zu thun übrig. Wohnen doch nach Ausweis des classischen Werkes von Charles Booth[1]) über London 6.3 Procent der gesammten Londoner Bevölkerung zu mehr als vier Personen in einem Zimmer und volle 10 Procent zu dreien in ein und demselben Raume. Dabei muß sehr wohl beachtet werden, daß die Wohnräume der ärmeren Classen in London außerordentlich eng und häufig genug auch sehr niedrig sind, und daß die Anzahl der mehr Eingepferchten als menschlich Wohnenden infolge des Mangels jeder polizeilichen Anzeigepflicht bei einem Einwohnermeldeamt (ein solches gibt es in London nicht!) schwer oder gar nicht festzustellen ist.

Die angenehmste und populärste Arbeitsabtheilung des County council ist die Sorge für die Parks; sie haben eine Ausdehnung von 3.656 Acres (= 1462.4 ha); auch neue Anlagen nehmen dabei stetig zu und sind im eigentlichsten Sinne des Wortes die Erholungsstätten des armen Mannes, besonders seitdem der County council für unentgeltliche musikalische Unterhaltungen in den öffentlichen Parks durch eigens dafür angestellte Musikcapellen Sorge trägt. Eine andere wichtige Obliegenheit besteht in der Sorge für die Instandhaltung der Canalisation. Abzugscanäle, welche durch ganz London gehen und mehr als hundert Kilometer lang sind, bringen die Excremente zu zwei bestimmten Stellen, wo die flüssigen und unschädlichen Theile durch eine besondere Vorrichtung von den gesundheitsschädlichen und festen Theilen geschieden in die Themse fließen. Die gesundheitsschädlichen Theile, welche bis zu zwei Millionen Tonnen das Jahr übersteigen, werden durch sechs besonders dafür eingerichtete und construirte Schiffe in die See hinausgefahren. Obgleich nun nach sorgfältigen chemischen Untersuchungen das Themsewasser zum großen Theil infolge des eben beschriebenen Verfahrens verhältnißmäßig rein und gesund ist, so läßt doch das Londoner Trinkwasser recht viel zu wünschen übrig. Und nicht nur das: in einzelnen Theilen Londons herrscht zeitweise geradezu eine wahre Wassernoth. Schuld daran tragen nicht etwa die geologischen Verhältnisse; sie sind ihrer ursprünglichen Natur nach vielleicht die günstigsten von allen europäischen Weltstädten, sondern zunächst die geradezu frivole Sorglosigkeit, mit welcher man die früher voll bewaldeten Hügel in und um London ihres Baumreichthums beraubt hat, und dann auch der Umstand, daß man ganz unbegreiflicherweise das Wasser, gerade so wie Licht und Heizung, zum Gegenstand der Privatspeculation werden ließ.

Wasser-, Gas- und Elektricitätswerke sind in London nicht etwa städtisches Eigenthum, sondern das Eigenthum großer, meist mit einem Monopol ausgestatteter Privatgesellschaften. Dazu hat die Stadtverwaltung es sichtlich auch noch versäumt, in ihren Verträgen mit den betreffenden Privatunternehmern sich die für die öffentliche Wohlfahrt durchaus nothwendigen Garantien auszubedingen. Vom socialpolitischen Standpunkt muß dieser Zustand für eine Stadt von beinahe sechs Millionen Einwohnern geradezu als ungeheuerlich bezeichnet werden. Die Folge ist denn auch, daß diese großen Gesellschaften, denen man drei der hauptsächlichsten und für jedermann nothwendigsten Bedingungen alles Lebens überantwortet hat, in erster Stelle für die Dividenden ihrer Actionäre und dann erst für die Wohlfahrt der Londoner Bevölkerung sorgen. Die Beleuchtung der Mehrheit aller öffentlichen Straßen in London muß einfach als schmachvoll bezeichnet werden. Selbst in den vornehmsten Straßen des Westends und westlichen London herrscht, sobald die Läden geschlossen sind, eine fast ägyptische Finsterniß. Beispielsweise ist es selbst bei leichtem Nebel fast unmöglich, in der vielleicht vornehmsten Geschäftsstraße der englischen Metropole, der Regent Street, nach sieben Uhr Abends seinen Weg zu finden; nicht besser ist es mit der meilenlangen Oxford Street und hundert anderen Straßen bestellt. Nicht einmal zu den in den meisten Großstädten eingeführten Siemens-Brennern hat man sich bis jetzt in London aufzuschwingen vermocht! An vereinzelten Punkten finden sich wohl elektrische Lampen; leider jedoch in einer sehr wenig ausreichenden Anzahl und in einer noch weniger entsprechenden Kerzenstärke. An vielen Straßenecken, selbst der besseren westlichen Vororte, läuft man jeden Augenblick Gefahr, durch einen Wagen zu verunglücken; so wenig ist für ausreichende Beleuchtung der öffentlichen Wege Sorge getragen! Hier sind, ich wiederhole es, geradezu himmelschreiende Uebelstände zu beseitigen, Uebelstände, welche man in dieser Schwere kaum bei einer deutschen Stadt dritten Ranges antrifft. Vergleicht man die Verwaltung Londons mit der Verwaltung deutscher Großstädte, und vor allem mit der Verwaltung der deutschen Reichshauptstadt, wo sichtlich den Londoner Zuständen sehr ähnliche Verhältnisse sich zu bilden scheinen, dann darf man sich ganz ruhig eingestehen: so vielfach die englische Metropole an Ausnützung und Verwerthung älterer Erfindungen und älterer erprobter Organisationsmethoden die Großstädte des Festlandes übertrifft, so vielfach ist London andrerseits an Verwerthung neuerer und neuester Erfindungen hinter vielen unsrer Städte zurückgeblieben. Nicht nur Berlin, auch München, Leipzig, Stuttgart und nicht minder das technisch weit vorgeschrutene Halle können in so mancher Beziehung der reichsten und größten Stadt der Erde als wahre Muster vorgehalten werden. Freilich sind gewisse Dinge in einem so ungeheuren Gemeinwesen, wie London, viel, viel schwerer durchzuführen, als in einer Mittelstadt von mäßiger Ausdehnung und mäßiger Einwohnerzahl. Dennoch liegt darin für das zeitige London durchaus keine Entschuldigung; gerade die volle communale Selbständigkeit der einzelnen Stadtsprengel könnte für eine möglichst große Vervollkommnung der öffentlichen Einrichtungen nutzbar gemacht werden. Leider hat man jedoch in dieser wie in so mancher anderen Beziehung die letzten dreißig Jahre vollkommen ungenutzt vorübergehen lassen.

[1]) *Charles Booth*, Life and Labour of the People in London. Vol. VIII. Macmillan and Co. London 1896.

Die Entstehung Venedigs.

Von Julius v. Schlosser.

II.

Während sich das Leben der venetisch-römischen Zeit vorzugsweise noch an dem Küstenrande der Lagune abspielt, tritt diese selbst sammt ihren Inseln erst mit der Völkerwanderung in die Geschichte ein. Es kann zwar keinem Zweifel unterliegen, daß diese Eilande schon seit alter Zeit von fleißigen Fischern bewohnt waren; die angeblich prähistorischen Funde jedoch, die man namentlich beim Umbau des Fondaco dei Turchi und bei S. Adriano gemacht zu haben glaubte, haben nicht Anspruch auf so

Digitized by Google

hohes Alter. Ueberdies ist der Boden der Lagune reichlich mit Bauschutt von der Terra Ferma bedeckt und bietet daher keinen festen Anhaltspunkt.

Erst als die Barbarenstürme des Nordens über Italien hinbrausten, begann hier ein eigenthümliches Treiben und Gähren. Die Bewohner der Städte des Küstensaumes flüchteten sich und ihre Habe in die Sümpfe, auf die sicheren Laguneninseln, die ihnen jedenfalls wohl bekannt waren. So entstand hier, wo Erde und Meer in einander fließen, auf einem Gebiet, das dem Landesunkundigen ganz ungewohnt, voll von Fährnissen ist — wie es einst die Spartaner des Kleomenes und später wieder die Franken König Pipins vor Rialto erfahren haben — neues kräftiges Leben. Ein großer Theil der neuen Ankömmlinge ließ sich seßhaft nieder und vermischte sich mit der eingeborenen Bevölkerung. Diese Flüchtlinge brachten die Güter der römischen Stadtcultur, staatliche und kirchliche Organisation mit,[1]) und so wurden in den fruchtbaren Schoß der Lagune, da und dort zerstreut, die Keime gelegt, aus denen sich am Ende die Wunderblume Venedig entwickeln sollte. Wir besitzen eine farbenreiche Schilderung ältesten Lebens in der Lagune, die der gewandten Feder eines der letzten Römer, des Ministers König Theoderichs, Cassiodorus, entstammt, und die um so werthvoller ist, als dieser die Lagunenlandschaft aus eigener Anschauung kennt. Wie die Nester von Wasservögeln schmiegen sich die Häuschen dieser zweiten Veneter, auf künstlich mit Faschinen und Dämmen erhöhtem Boden erbaut, in das ebbende und fluthende Gewässer; wie auf dem Festlande das Hausvieh im Stalle des Bauern, so liegt hier die schnelle Barke in ihrem Schiffshäuschen. Gleich sicher weiß dies Volk auf dem hohen Meere, das seinen steten wundersamen Ausblick bildet, zu segeln, wie im ruhigen Wasser der Lagune innerhalb der künstlich erhaltenen Lidi. Dann scheinen die Schiffe wie über Wiesengrund zwischen den Feldern dahin zu gleiten — ein Bild, das man noch heute, etwa hinter S. Elena, in seiner seltsamen Poesie schauen kann. Das ächzende Zugseil leitet die schweren Lastbarken durch die Canäle; auf ihnen kommt der süße Istrianer Wein von Aquileja her bis an den Hof des Gothenkönigs in Ravenna. Ihre besten Aecker sind die Salinen; Salz ist ihr Geld und ihr Reichthum. Hier herrscht noch die Sitteneinfalt des alten Venetien; ein Haus ist dem andern gleich. Inmitten der Wirrniß und Corruption seiner Zeit sieht Cassiodor fast einen Abglanz des goldenen Zeitalters in der demokratischen Gemeinschaft dieser fleißigen und wetterharten Matrosen und Fischer mit ihren frei gewählten Tribunen, nahezu unabhängig in ihrer schwer zugänglichen Lagune. So war dies Inselvolk beschaffen, das im Verein mit den Flüchtlingen der römischen Küstenstädte zu den Ahnen Venedigs ausersehen war.

Aber nicht die Zerstörung Aquileja's durch Attila, sondern das Heranrücken der nicht minder wilden Langobardenschaaren im Jahre 568 gab das erste nachhaltige Beispiel jener Emigration, die später so zahlreiche Nachfolge fand und den Grund zu den eigentlichen Lagunenstädten legte. Damals floh der Patriarch Paulus mit seiner Gemeinde und mit dem Kirchenschatz in das Lagunengebiet des alten Hafens von Aquileja, Grado, wohin schon sein Vorgänger Secundus vor den Hunnen geflüchtet war. Der Zufluchtsort war trefflich gewählt; nach Norden hin wehrten die Sümpfe jedem Eindringling den Weg, der flache Dünenstrand mit seinen schwer zu findenden Häfen erschwerte aber selbst kleinen Schiffen das Ansegeln. So entstand hier ein neuer Patriarchensitz, dem später im langobardischen Schisma Aquileja als Rivalin gegenübertrat. Dieses Schisma fand endlich dadurch sein Ende, daß die Mutterstadt das kirchliche Haupt Landvenetiens, Grado aber das geistliche und politische Centrum von Seevenetien wurde, als Sitz nicht nur der Metropolitane, sondern auch der Tribunen zugleich ein Stützpunkt der oströmischen Macht. Griechische Künstler haben denn auch seinen alterthümlichen Dom erbaut, dessen Campanile das Bild des Städtchens noch heute ebenso beherrscht, wie sein Abkömmling auf der Piazza di S. Marco das von Venedig.

Nicht äußere Feinde waren es, die das unbezwingliche Wassernest zu Falle brachten, es war ein viel mächtigerer Gegner, die Natur selbst. Unablässig fraß die See an seiner schützenden Düne, schon im 9. Jahrhundert mußten einige besonders gefährdete Kloster- und Kirchengebäude von ihrem alten Platze weg verlegt werden, da ihre unterwaschenen Mauern den Einsturz drohten. Wo sich einst fruchtbares Culturland, wie auf dem heutigen Lido von Venedig, ausbreitete, da will man jetzt noch zuweilen, zur Zeit der Meeresstille, im ruhenden Wasser Trümmer von Mauerwerk sehen, und diese „tegnüe“ sind den Netzen der armen Sardellenfischer oft ein widriges Hinderniß. Als Rialto's Stern im Aufsteigen war, wanderten die alten Familien nach und nach dorthin aus und gossen das edle Römerblut des alten Aquileja in die Adern des jungen Stadtgebildes. Noch ist die Abkunft der Gradenigo in ihrem stolzen Namen deutlich erkennbar. Jetzt schlafen die edlen tribunicischen Geschlechter zumeist in ihren steinernen Särgen an S. Giovanni und Paolo; aber das gleiche Blut, das Venedig seine Dogen gab, mag noch in den Adern manches armen Fischers in dem armseligen, weltvergessenen Städtchen rollen, das heute Grado ist. Denn im 15. Jahrhundert wanderten endlich auch seine Patriarchen nach Venedig aus, wo sie längst einen stolzen Palast am Canal Grande besaßen, und mit der Uebertragung des Patriarchenstuhls erlosch auch der letzte Glanz, der auf dem neuen Aquileja geruht hatte. Seitdem taucht Grado in das Dunkel der Vergessenheit hinab; seine Bevölkerung mindert sich mit der fortschreitenden Versumpfung. Erst in neuester Zeit haben sich seine Verhältnisse etwas gebessert, seitdem es ein von Jahr zu Jahr mehr besuchter Badeort Oesterreichs geworden ist.

Am äußersten Rande der nach Grado hin streichenden Küste liegt der vergessenste Ort vielleicht der ganzen Lagune, kaum jemals von eines Fremden Fuß betreten, das Städtchen Caorle (Caprulae), eine Gründung der Flüchtlinge von Oderzo und Concordia, deren Hafenplätze sich einst hier befanden. In alten Tagen war Caorle keine unbedeutende Stadt; von seiner Blüthe legt noch sein alter, wohl erhaltener Dom, dem 11. Jahrhundert angehörig und das früheste Beispiel romanischen Kirchenbaues in der Lagune, mit einem malerischen runden Thurm, beredtes Zeugniß ab. Dem hl. Stephan geweiht, rühmt er sich, wie S. Marco, einer pala d'oro, eines byzantinischen Altarvorsatzes, angeblich von Caterina Cornaro hieher gestiftet. Jetzt ist Caorle, obwohl mit Grado der einzige direct am Meer liegende Hafen dieser Küsten, einer der traurigsten und weltverlassensten Orte der ganzen Lagune; seine Waldungen, einst der Dogen Revier, sind gefällt, seine Dünen größtentheils ins Meer versunken, seine Lagune verschlammt immer mehr, so daß sogar die einst ergiebige Fischerei, die einzige Erwerbsquelle der armen Bewohner, immer mehr zurückgeht und die Wohlthätigkeit reicher Venezianer alljährlich diesen im wahrsten Sinne des Wortes „Enterbten“ mit Getreidespenden zuhülfe kommen muß. Aus den grauslichen Salzkrusten der paludi steigen im Herbst böse, giftschwangere Dünste auf, harte Arbeit und kärgliche

[1]) Nach einer, wohl typisch aufzufassenden Stelle der sogenannten Chronik von Altinum waren unter den Familien, die von Eraclea und Jesolo nach Rialto übersiedelten, die Barbadigo in der Architektur, die Domarzi in der Mosaikkunst geübt und erfahren.

Nahrung decimiren die Bewohner, deren wenige ein höheres Alter erreichen. Der Bischofsitz, längst keinen standesgemäßen Unterhalt mehr gewährend, ward 1818 aufgehoben; die kaum nennenswerthen Einkünfte wurden zum Sprengel Venedigs geschlagen. Aber noch im 16. Jahrhundert zählte Caorle 4000 Einwohner, hatte seine nobili und popolani, seinen großen und kleinen Rath, ganz wie Venedig. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wohnten dort kaum mehr als 600 arme Fischer, die trotz alles Fleißes dem undankbaren Boden kaum das tägliche Brod abringen können, ein wortloses Elend, das ergreifender und auch sympathischer ist, als die lärmende Noth der großstädtischen Arbeiterbevölkerung, die uns jetzt allerorten mit theatralischem Pathos vor Augen geführt wird. Caorle besteht heute fast nur noch aus einer einzigen Straße, an deren Ende sich in trüber Majestät der Dom erhebt; die Ruinen seiner öffentlichen Bauten und Kirchen liegen draußen im Meere, zur Ebbezeit geisterhaft aus dem Wasser leuchtend, den Netzen der verarmten Enkel derer, die sie gebaut, ein oft verwünschtes Hinderniß. Doch haben sich in neuerer Zeit durch die großartigen Bonificationen, die der Rothschild Italiens, Baron Franchetti in Venedig, hier durchgeführt hat, die Verhältnisse merklich gebessert; an Stelle der ausgedehnten Sümpfe, die früher die Fahrstraße längs des viel gewundenen Lemene von Concordia bis Caorle begleiteten, ist jetzt fruchtbares, malariafreies Ackerland getreten.

Während sich Grado, die einstige Metropole des Seelandes, wenn auch nur im Bettlergewande, bis auf unsre Tage erhalten hat, ist von dem ältesten Sitze der Dogen, von Eraclea (Heraclea) jede Spur verloren. Von Asolo aus gegründet, dem Bergstädtchen in grüner Waldeinsamkeit, das später Caterina Cornaro zu ihrem Musensitze erkor, war es, wie Caorle, eine Küstenstadt, und das wurde sein Verderben. Hier scheint zuerst eine straffere politische Concentration Seevenetiens versucht worden zu sein; die Tribunen des alten demokratischen Gemeinwesens nannten sich hier zuerst mit dem stolzeren Titel der spätrömischen Duces (etwa den Markgrafen zu vergleichen), doch nicht ohne Widerspruch. Eine blutige Fehde mit dem benachbarten Jesolo war die Folge; sie schlug beiden Orten tiefe Wunden. König Pipin brannte Eraclea im 9. Jahrhundert nieder, aber die Dogen Partecipazzi, indessen nach Rialto übergesiedelt, bauten die Stadt wieder auf und nannten sie Civita Nova, Neustadt. Allein ihr Niedergang war unaufhaltsam; ihre angesehensten Geschlechter verließen sie, um unter dem aufleuchtenden Sterne der jüngsten Venetia am Rialto ihr Glück zu suchen: die Erizzo sollen von dort gekommen sein. In der verfallenden Stadt nistete sich ein unheimlicher Gast, die Malaria, ein; die Bischöfe verließen sie, um nur noch bei feierlichen Gelegenheiten oder zur letzten Ruhe die Kathedrale von St. Peter aufzusuchen, bis 1440 der Bischofsstuhl nicht mehr besetzt wurde, denn Eraclea war nur noch ein Name. Heute liegen seine Trümmer in den Sümpfen von Ribuga zwischen Piave und Livenza, fünf Meilen vom Meer, nur noch im Sommer, zu Zeiten großer Trockenheit, zugänglich. Einige formlose Mauerreste im Schilf, inmitten einer grauen Schlammdecke, aus der fortwährend Blasen aufsteigen, um mit mißtönigem Laut zu zerplatzen: das ist alles, was von der Stadt der Dogen und Bischöfe übrig geblieben ist. Nur einige wenige Ueberreste sind nach dem Flecken Ceggia bei S. Donà di Piave gerettet worden.

Sieben Meilen von Eraclea, durch einen Theil der großen Pinienwaldung des Küstensaumes geschieden, lag nahe der alten Piavemündung die Rivalin Jesolo (Equilio). Von den flüchtenden Einwohnern Oderzo's erbaut, die dazu ihr altes Municipium als Steinbruch benutzten, blühte sie zur Zeit des Exarchats in Ravenna. Nach einem alten Chronisten (Marco Cornaro) zählte sie 42 Kirchen mit herrlichen Säulen und schönen, an S. Marco erinnernden Mosaikfußböden, und war, wie Eraclea, Sitz eines Bischofs. Auch ihre Lage war zu offen, das Lagunengebiet versandete, der Krieg mit der Schwesterstadt brach ihren Wohlstand, ein verwüstender Ungarneinfall im 10. Jahrhundert gab ihr den Gnadenstoß. Es wiederholt sich das gewohnte Schauspiel: die edlen Familien wanderten nach Rialto aus, und Jesolo verdorrte wie eine abgeschnittene Blume im Wasserglase. Sein Bisthum, zuletzt fast ohne Seelen, während es einst reiche Besitzungen selbst in Istrien und Dalmatien besessen hatte, wurde 1446 aufgehoben. Noch im 16. Jahrhundert sah man große Ruinen unter Gestrüpp und Schilf, von wucherndem Epheu dicht überwachsen. Ueber seine Piazza geht jetzt der Pflug; Nußbäume und Ulmen beschatten einen Trümmerhaufen, unter dem man den Dom vermuthet. Dort fand man zu Ende des vorigen Jahrhunderts Säulen aus buntem Marmor und einen monolithen Sarkophagdeckel aus schön gefärbter Breccia; er dient jetzt als Altarvorsatz in der Kirche von Cavazuccherina, der nördlichen Endstation der modernen Dampfschiffahrt in der Lagune.

Wie in Grado ein zweites Aquileja, so entstand auf einer anderen Lagunen-Insel ein neues Altinum, Torcello. Die anmuthige Gründungssage erzählt, daß die Vögel der Stadt beim Heranrücken Attila's den Einwohnern Altinums den Weg in die Lagune gewiesen hätten. Aber die historische Forschung zeigt, ungläubig wie sie ist, daß es vielmehr die religiösen Wirren der Langobardenzeit waren, die Bischof Maurus mit seiner katholischen Gemeinde zu diesem Exodus bewogen haben. Nach dem Niedergang der Mutterstadt hob sich Torcello rasch. Die Byzantiner des 10. Jahrhunderts kennen es als eine große, blühende Handelsstadt, in der das commercielle und gewerbliche Leben der Lagune sicherlich seinen Mittelpunkt hatte.[1]) Darum ist Torcello auch die unmittelbare Vorläuferin Venedigs, wenn auch die Dogen niemals in ihr residirt haben. Die mächtige Dombasilica mit ihrem interessanten Mosaik des Weltgerichts, behütet von ihrem gewaltigen Campanile, der wie ein reckenhafter Wächter weithin in der Lagune, bis zu den fondamento nuove am Nordrand Venedigs hin, sichtbar ist, zeugt heute noch von der Bedeutung der Stadt im Mittelalter. Aber auch Torcello entging nicht dem allgemeinen Schicksal der Lagunenstädte; auch seine wohlhabenden Patricierfamilien wanderten aus, der mächtigen Anziehungskraft Venedigs gehorchend, unter ihnen die Doro, die sich den „goldenen" Märchenpalast am Canalazzo erbauten.[2]) Gleichwohl bewahrten die zurückbleibenden armen Fischer das stolze Gefühl, Abkömmlinge der Altinaten, gleichen Blutes mit dem vielleicht ältesten Adel der Welt zu sein. Ein armer Teufel von Volkssänger, der in dürftigem Rococostüm unsre Großväter auf den Gassen Venedigs unterhielt, lebt noch im Andenken dieser Stadt; eines der populärsten Witzblätter trägt seinen Namen. Sior Tonin Bonagrazia rühmte sich mit dem ganzen gutmüthigen Humor des venezianischen Volkes, ein Abkömmling der Nobili von Torcello zu sein; diese halb komische, halb rührende Gestalt personificirt gleichsam das heutige Torcello und seine aus Flicken und Trümmern leuchtende, verblaßte Herrlichkeit. In der That erreicht kein anderer Ort jene melancholische Lagunenstimmung mehr, als Torcello, dessen ganzen Zauber nur eine Fahrt auf einsamer

---

1) Constant. Porphyrogen. de admin. imp. c. 28.

2) Von den beiden reichen Handelsherren und Tribunen, die den Körper des hl. Marcus heimlich aus Alexandrien nach Rialto bringen, wird der eine, Rusticus, von dem erlauchten Geschichtschreiber Dandolo ausdrücklich als Torcellese bezeichnet.

Gondel fühlen läßt. Denn seitdem ein kleiner Dampfer regelmäßigen Verkehr unterhält, wird das poetische Bild durch massenhaftes Auftreten englischer Bädekerreisender sehr geschädigt.

Torcello ist heute nur noch ein armseliges Dörfchen, von ein paar hundert Weinbauern und Fischern bewohnt. Vom nahen Burano, der Insel fleißiger Spitzenweberinnen, fährt man hinüber in den Canal grande Torcello's, noch von seinem Rialto, dem Ponte del Diavolo, der einzigen erhaltenen Brücke, in kühnem Bogen überwölbt. Zwischen öden, sumpfigen Wiesen führt der Canal auf die alte Piazza, grasüberwachsen, von einigen Bäumen beschattet, in deren Mitte eine uralte steinerne Kathedra steht, im Volksmunde der Thron Attila's genannt. Denn hier, wie in Grado, hat sich die finstere Gestalt des Hunnenkönigs unauslöschlich der Phantasie des Volkes eingeprägt. Rechts erhebt sich der düstere, verfallene, für die heutige Gemeinde viel zu große Dom, daneben die merkwürdige Rundkirche von S. Fosca. Links steht noch der kleine ehemalige Archivpalast in bescheidener venezianischer Gothik, sammt dem winzigen Palazzo del Pretorio und dem Stadthaus (Pal. del Consiglio), jetzt zum Museum umgewandelt. Das ist alles, was von der alten Stadt übrig ist; wie im Domviertel von Pisa, sind alle anderen öffentlichen und privaten Gebäude vom Erdboden verschwunden. Denn noch im 14. Jahrhundert haben die Bischöfe Torcello's die alten Kirchen und Häuser auf Abbruch verkauft, bis die Signoria von Venedig diesem unwürdigen Handel ein Ende machte. Und wie in Pisa ergreift uns auch hier jenes eigenthümliche, nur alt historischem Boden entsteigende Gefühl tiefer Melancholie, hier noch gesteigert durch den Ausblick auf das weite, stille, in Duft gehüllte Gewässer der Lagune, die so viel Menschenwerk in ihrem Schoße begraben hält. Dort, beim Campanile, im hohen Grase, an der Mauer des armen, kleinen Friedhofs, ist alles feierlich stille, nur ein leises Rieseln geht manchmal durch das Gemäuer, wenn eine bewegliche Lacerte oder eine der riesigen fliegenden Heuschrecken darüber huscht. Draußen steht hie und da ein buntfarbiges, dreieckiges Chiozzotensegel, oder scheint, ein wundersamer Anblick, sacht über Wiesengründe zu gleiten. Wer unter einem besonders glücklichen Stern geboren ist, dem kann, wenn er einige Stunden vor Sonnenuntergang an einem schwülen Sommertage gegen die Mündung der Tre Porti sieht, ein wundersames Schauen zutheil werden. Dann steht dort am äußersten Saume plötzlich ein Landstreifen mit Bäumen und flach gedeckten Häusern, in Vignen gebettet, vor seinen Augen. Sind die längst zerfallenen Lidi vor Caorle und die versunkenen Städte wieder entstanden, oder steigen Träume aus der ermattenden Luft der Sümpfe und der Ruinen? Aber dann, wenn die Wolken sich roth zu färben beginnen, erzittern die Umrisse, verwischen sich und verschwinden im Abendschimmer. Es war eine fata morgana, wie sie in diesen Gewässern zuweilen, wenn auch höchst selten, gesehen wird.

Unter allen Vorgängerinnen Venedigs kam das furchtbarste Schicksal über das alte Malamocco. Hieher, in ihren Hafenort am äußeren Saume des gleichnamigen Lido, flüchteten die Bewohner Padua's vor den Barbaren. So entstand eine volkreiche Stadt, die noch mehr an Bedeutung gewann, als die Dogen ihren Sitz von dem feindlichen Einfällen zu sehr ausgesetzten Eraclea hieher verlegten. Erst im Beginne des 9. Jahrhunderts siedelten dann die Dogen aus dem Hause Partecipazzo, nunmehr endgültig, nach Rialto, in das sichere Innere der Lagune über. Wie weise sie gehandelt hatten, zeigte die schreckliche Katastrophe des Jahres 1102. In einer grauenhaften Sturmnacht bebte die Erde, das Meer drang gierig über die flache Düne und verschlang die Stadt, so daß nur ein Theil der Einwohner das nackte Leben zu retten vermochte. Wohl wurde Malamocco wieder neu aufgebaut, aber an einer anderen, weniger gefährdeten Stelle, an der Lagunenseite gegen Venedig zu. Nie mehr erlangte es seine einstige Blüthe wieder. Sein Bischofsitz wurde 1110 nach Chioggia übertragen; heute ist es ein malerisches Fischer- und Gärtnerdorf von städtischem Ansehen, an dem man auf dem Wege nach Chioggia vorübersährt.

Das untere Gebiet der Lagune von dieser, durch Goldoni berühmten, wohlhabenden Schifferstadt, dem Geburtsorte zweier berühmter Frauen, der Pastellmalerin Rosalba Carriera und der größten modernen Tragödin Eleonora Duse, bis zu den Salzgärten von Cervia hinunter hat für die Entstehung Venedigs keine erhebliche Bedeutung gehabt. Das Gebiet der alten Seestädte Ravenna, Adria, Spina ist längst verlandet, Ferrara, auch eine Colonie von Flüchtlingen, liegt schon auf festem Boden, in der Ebene; noch im 14. Jahrhundert hauste in seiner Umgebung — nach Fazio degli Uberti's Zeugniß — der wundersame Deichpionier der Thierwelt, der Biber. Nur die Strandseen um das Städtchen Comacchio werden noch künstlich für die Fischzucht erhalten, ein ausgedehntes, wenig bekanntes Gebiet, das aber den Gardasee um ein Drittel an Größe übertrifft. Vollends im Laufe der nachchristlichen Jahrhunderte ist das weite öde, spärlich besiedelte Delta des Po entstanden, in dem die Reste der uralten Abtei Pomposa liegen, an deren Mauern noch um 700 die See schlug. Einst reich und wohlhabend, beherbergte sie fürstliche Gäste, wie Otto den Großen und seine Gemahlin Adelheid; dann sank sie allmählich, bis sie im vorigen Jahrhundert gänzlich verlassen wurde. Jetzt liegen ihre Basiliken mit dem mächtigen romanischen Campanile, sowie ein Theil des Kreuzganges mit Capitel und Refectorium, von verblichenen Giotteskken Fresken geschmückt, in schweigender Oede der unermeßlichen Sumpflandschaft.

Mittheilungen und Nachrichten.

** Der Katalog der Handschriften der k. Bibliothek in Bamberg, bearbeitet von Dr. Friedrich Leitschuh, Verlag der Buchner'schen Buchhandlung (R. Koch) 1897, ist jetzt wieder um eine stattliche Lieferung vermehrt worden. Das soeben zur Ausgabe gelangende Heft enthält die Abtheilung: Historische Handschriften. Sie beginnt mit den „mittelalterlichen Chroniken", unter welcher Bezeichnung eine Reihe bekannter Sammelhandschriften (E. III. 13; E. III. 14), die verschiedene tastbare Stücke enthalten, mit anderen wie Jordani: Historia natyrica, Richeri: Historiarum libri, Victorin Vitennin: Historia persecutionis Africanae provincine u. a. zusammengestellt, eingehend beschrieben und mit den nöthigen Literaturangaben versehen sind. Diese mittelalterlichen Handschriften bilden den werthvollsten Theil der Abtheilung; sie stammen fast sämmtlich aus der ehemaligen Bibliothek des Bamberger Domstifts. Unter den neueren universal- und specialgeschichtlichen Werken dürften Jnh. Heine. Ruhns „Eidgenössische Geschichten" hier in dem Originalmanuscript auftauchen. Schönlein hat die Handschrift während seines Zürcher Aufenthalts aufgestöbert und für die Bamberger Bibliothek erwarben. Auch Maqrizi's Geschichte Aegyptens hat in dieser Abtheilung ihre Stelle gefunden. Ein breiter Raum ist den Chroniken einzelner Orte zugewiesen. Neben Bayreuth, Freiburg, Halle, Heilbronn ist es hauptsächlich Nürnberg, das vorzüglich vertreten ist. Bat schon der zweite Band des Handschriftenkatalogs (Handschriften der Hellerianu) eine große Anzahl wichtiger Nürnberger Chroniken, so findet sich hier bereits die jüngste Erwerbung der Bamberger Bibliothek, ein großartiges Geschenk des Barons Emil Rinrichalk von Ostheim: die Sammlung Nürnberger Chroniken u. s. w. aus dem Besitz des Geographen J. B. Homann, eingehend beschrieben. Daran schließen sich dann noch Würzburger Chroniken; die auf die Geschichte Bambergs bezüglichen Handschriften werden im 3. Bande gesondert verzeichnet werden. Zur Geschichte einer Anzahl fränkischer

Klöster findet sich ebenfalls reiches Material. Der Kirchengeschichte sind die Legenden der Heiligen angereiht, die für die mittelalterliche Geschichte Bedeutung besitzen; Wattenbach und Waitz haben einen Theil dieser Werke bereits gewürdigt. Für die Germanisten wird es aber von hohem Interesse sein, zu vernehmen, daß nun in Bamberg ein bisher unbekanntes Werk des Hugo von Trimberg, eine Dichtung über das Leben der Maria, ans Licht gekommen ist. Der Verfasser nennt sich selbst am Schlusse und ist noch am Rande eigens bezeichnet: „nomen huius compilatoris hugo de werna dioec. herbipolensis qui etiam lnuream annotorum compilavit.“ Wie wir hören, wird der Bamberger Gymnasialprofessor Jäcklein eine Ausgabe der Dichtung veranstalten. Besonders ausführlich ist der berühmte, in Stabia geschriebene und vielleicht aus der Kanzlei Heinrichs II. stammende Codex E. III. 1. behandelt, der das Leben des hl. Remaclus und Documente der Klöster Stabia und Malmedy aus dem 10. Jahrhundert enthält. Auch sonst findet sich viel des Interessanten, namentlich für die spätere Zeit. Jedenfalls haben wir allen Anlaß, für diese kostbare, in sehr vornehmem Gewande auftretende Weihnachtsgabe dem Herausgeber des Katalogs warmen Dank zu sagen. Der Bamberger Katalog ist ein Werk, das echten bibliothekarischen Fleiß bekundet und zu den Erscheinungen zählt, die nur größter Selbstlosigkeit ihre Entstehung verdanken. Die nächste Lieferung des Katalogs wird die „Liturgischen Handschriften“ behandeln.

8. München. Geographische Gesellschaft. Allgemeine Versammlung am 4. Januar. Vor dem Prinzen Ludwig, der Prinzessin Therese und einem zahlreichen Publicum sprach Prof. Pechuël-Lösche aus Erlangen über das Leben in der Wildniß. Der Mensch ist geneigt, sich die unbekannte Wildniß mit Schrecknissen ausgestattet vorzustellen, und viele, besonders ältere Reisebeschreibungen unterstützen diesen Wahn. Verunglückte Vorkommnisse werden eben zu oft verallgemeinert, und wer mit dem Leben in der Wildniß vertraut werden will, muß zuvor die einschlägigen Verhältnisse der Heimath genau kennen. Er muß vor allem sehen gelernt haben, d. h. erkennen und richtig auffassen. So bieten unsre Jäger ein Seitenstück zur viel gerühmten Sehschärfe der Wilden. Auch sie sehen oft an Stellen Wild, wo der Nichtjäger selbst mit dem Fernrohr nichts entdeckt. In ähnlicher Weise steht auch der Neuling im Urwald vom Thierleben nichts. Wie in unsern Wäldern, braucht es auch hier besondere Stellen, so den Waldrand und Lichtungen, die man kennen muß. Nur wenn Futter- oder Wassermangel die Thiere zu großen Wanderungen zwingt, wird man große Mengen von ihnen auf engem Raum beisammen sehen. Dabei ist aber zu bedenken, daß dies das gesammte Wild eines ausgedehnten Gebietes ist. Wie man die Thiere der Wildniß selten sieht, so hört man sie auch selten. Um Sonnenuntergang läßt sich allerdings das Gezeter der Affen, das Geschrei der Papageien und ähnliches hören, aber keineswegs so laut, als man es sich gewöhnlich vorstellt. Töne so stark wie das Gebrüll unsrer Ochsen sind außerordentlich selten. Nur zwei Thiere, der Löwe und das Hippopotamos, machen ein großes Getöse; jener mit seinem Gebrüll, das sich aber wesentlich von seinem gewöhnlich gehörten Grollen unterscheidet, und dieses mit einem posaunenartigen Ton, den es durch die Nase hervorbringt. Beide aber lassen sich in dieser Weise selten genug hören. Für gewöhnlich ist — vom Gezirp der Insecten abgesehen — die Wildniß still. Nur wenn Sturm, Blitz und Donner die Thiere in Angst und Schrecken versetzen, dann werden auch sie laut. Großartig ist dem gegenüber das Getümmel im Eismeer. Wenn Wind und Strömung die Eisfelder und Eisberge gegen einander treiben und an einander vorüberdrehen, dann entsteht ein Getöse von unbeschreiblicher Heftigkeit. Wilde Thiere kommen hier stellenweise in Massen vor. An den Beringsmeerküsten z. B. kann man Eisbären bei den Beutplätzen nelkischer Vögel, die sie mühelos erlangen können, zu Tausenden sehen. Im allgemeinen ist es auch schwierig, gegen wilde Thiere anzukommen. Es ist, als fürchteten sie den Menschen oder scheuten sich vor dem Fremdartigen. Die beste Schutzwaffe ist darum auch der — Regenschirm, gegen den weder Löwe noch Tiger anzuspringen wagt (!). Die Gefährlichkeit der wilden Thiere wird überhaupt meist übertrieben, und Leute, die wirklich gesehen haben, wie ein Mensch durch einen Tiger oder einer Schlange getödtet wurde, sind äußerst selten. Auch die statistischen Zahlen, mit denen alljährlich der Verlust an Menschenleben durch wilde Thiere in Indien angegeben wird, entbehren einer zuverlässigen Grundlage. Dort wird Kopfsteuer erhoben, und wenn der unwillkommene Steuereinnehmer erscheint, so rentirt es sich besonders in entlegenen Dörfern sehr wohl, eine Anzahl Einwohner als vom Tiger getroffen oder von der Schlange gebissen anzugeben. Auch die Prämie auf Giftschlangen läßt die Gefahr größer erscheinen, als sie in Wirklichkeit ist. In Indien wurden Giftschlangen gezüchtet, so wie bei uns in der Gegend von Metz Vipern aus Südfrankreich importirt wurden, nachdem auf ihre Einlieferung eine Prämie gesetzt war. Die Gefahr beim Anschießen wilder Thiere ist auch nicht wesentlich größer, als bei uns. Wer bei uns ein Wildschwein anschießt und ihm unvorsichtig in den Weg tritt, darf sich nicht wundern, wenn er „geschlagen“ wird. So ist es auch dort, und im allgemeinen gilt überall die Regel: Thu mir nichts, ich thu' dir auch nichts. Mehr zu fürchten, als die großen Thiere sind die kleinen, die Ueberfälle durch Bienen, die Zecken, Moskitos, Mücken, weich letztere übrigens nicht in den Tropen, sondern in den Tundren am Eismeer die schlimmste Plage sind. Wer es versteht, sich diese kleinen Feinde vom Halse zu halten, und wer außerdem noch genügend Vorräthe für des Leibes Nothdurft besitzt, der kann auch in der Wildniß vergnügt am seinem Lagerfeuer sitzen; ohne Sorgen wickelt er sich abends in seine Decke und schläft unbekümmert um die „Schrecken der Wildniß“ den Schlaf des Gerechten. — Der Vortrag, der nicht ohne Humor mit einer ganzen Reihe alter Vorurtheile aufräumte, erntete reichen Beifall. Nicht minder fanden die zahlreichen, vortrefflichen Aquarelle Anklang, die der Vortragende aus seinen Reisen im nördlichen und südlichen Eismeer und an der afrikanischen Westküste vorgelegt hatte.

* **Braunschweig.** Der Ausschuß für die im kommenden Herbst hier stattfindende 69. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte hielt am 5. ds. Mts. eine Sitzung ab. Als Zeitpunkt der Versammlung fallen die Tage vom 20. bis 25. Sept., mit Begrüßung am Sonntag, 19. Sept., beim Vorstand der Gesellschaft in Anteag gebracht werden. Die Sitzungen sollen im Gebäude der Technischen Hochschule abgehalten werden, wo für diesen Zweck etwa 20 Räume zur Verfügung stehen; auch das ehemalige herzogliche Krankenhaus will man in gleicher Weise benutzen. Die Naturaliensammlung wird 33 wissenschaftliche Abtheilungen zählen. In Aussicht genommen sind die Herausgabe einer großen allgemeinen Festschrift medicinisch-naturwissenschaftlich-hygienischen Charakters, einer naturwissenschaftlichen Festschrift und einer medicinischen Festschrift, sowie eines künstlerisch ausgestatteten Führers als Damengabe.

γσ **Berlin.** Von der hiesigen Gesellschaft für vergleichende Rechts- und Staatswissenschaft ist im vorigen Winter ein sehr ins Einzelne ausgearbeiteter Fragebogen publicirt worden, der die rechtlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse der Natur- und Halbculturvölker betrifft. Dieser Fragebogen enthält Fragen hinsichtlich der Wirthschaft, der religiösen Vorstellungen, des öffentlichen Rechts, des Personen- und Familienrechts, des Sachen-, Obligationen-, Erbrechts, wie des Processrechts und des Strafrechts und ist an eine Anzahl von Beamten in unsern Colonialgebieten, an Missionare, Forschungsreisende und andere Interessenten zur Versendung gelangt. Auch sind auf diesen Fragebogen, dessen Beantwortung in allen seinen speciellen Theilen keineswegs von jedem Einzelnen verlangt wird, schon eine Anzahl von Antworten eingelaufen. Es wäre nun sehr erwünscht, falls der Gesellschaft durch eine möglichst umfassende Beantwortung ein wesentlich bereichertes Material hinsichtlich der wirthschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse in unsern Schutzgebieten zur Verfügung gestellt werden könnte, ein Ziel, dessen Erreichung sonst als im Wege einer Enquete gar nicht möglich ist. Es ergeht daher an seiten der „Gesellschaft für vergleichende Rechts- und Staatswissenschaft“ an alle, die in der Lage sind, durch ihre Sachkenntniß das Unternehmen zu fördern, die Bitte, sich der kleinen Mühe zu unterziehen, auch nur eine Auswahl der zahlreich gestellten Fragen beantworten und ihre Aufzeichnungen dem Vorsitzenden der Gesellschaft, Dr. jur. et phil. Stephan Keiule v. Stradonitz (Graf-Lichterfelde bei Berlin, Marienstraße 16) einsenden zu wollen, der zur unentgeltlichen Versendung weiterer Exemplare des Fragebogens bereit ist.

* **Berlin.** Die Regierung beabsichtigt, eine magnetische Landesaufnahme vom Königreich Preußen zu veranstalten. In den benachbarten Ländern sind kartographische Festlegungen über die Vertheilung der erdmagnetischen Kraft schon erfolgt. Die Ermittelungen sind namentlich für die Schiffahrt und den Bergbau von Wichtigkeit, und damit wird Preußen sich dieser Aufgabe nicht länger entziehen können. Für die Küstengebiete hat die kaiserliche Marine schon vor etwa acht Jahren Messungen bewirkt, bei welchen

Digitized by Google

im Westen etwa 60 Kilometer, im Osten etwa 50 Kilometer Abstand zwischen den Beobachtungspunkten erreicht wurden. Diese Aufnahmen sollen auf das gesammte Staatsgebiet unter Zugrundelegung eines mittleren Abstandes von 40 Kilometer ausgedehnt und mit den Aufnahmen in den Nachbarländern in Zusammenhang gebracht werden, während alsdann der engere Ausbau des Netzes auf Grund der hervortretenden Anomalien sich ohne erhebliche Kosten anschließen wird. Der Gesammtbedarf für die magnetische Landesaufnahme Preußens ist auf nahezu 50,000 M. angeschlagen.

* **Helgoland.** In einem hiesigen Hünengrabe fand sich ein Steinsarg, der Asche und Knochenreste enthielt. Man glaubt, es mit den Resten eines alten Friesenhäuptlings zu thun zu haben. Der Sarg wird dem Museum für Völkerkunde in Berlin zugesandt werden.

* **Wien.** Das Ackerbauministerium hat im Abgeordnetenhause einen Nachtragscredit von 86,000 fl. für den Bau und die Errichtung eines bakteriologischen Laboratoriums in Wien eingebracht. Das Laboratorium hat den Bedarf an Impfstoffen für Rinderseuchbrand und Schweinerothlauf zu Schutzimpfungen zu decken und auch den beim massenhaften Auftreten der Feldmäuse in großen Mengen benöthigten Mäusetyphusbacillus zu erzeugen.

hgd. **Budapest.** In der ungarischen Akademie der Wissenschaften hielt Prof. Dr. J. Kunos einen interessanten Vortrag über „die ungarischen Elemente in der türkischen Sprache". Er entwarf ein Bild der Culturverhältnisse während der Türkenherrschaft, die in der ungarischen Sprache bleibende Spuren zurückließ, und unterwarf die Frage, ob diese Wirkung gegenseitig war, einer näheren Untersuchung. Er wies darauf hin, daß die Türken, die jahrhundertelang als kriegerisches Herrenvolk im Lande hausten, in der Cultur nicht hinter den Ungarn zurückstanden und daß ihre orientalische Weltanschauung, die ihre Fähigkeit zur Staatenbildung nicht beeinträchtigte, damals in voller Blüthe stand. In ihrer vermeintlichen Ueberlegenheit sahen sie mit Geringschätzung auf die Ungarn herab, die sich die Sprache der Eroberer aneigneten. Während das ganze ungarische Sprachgebiet dem türkischen Einfluß ausgesetzt war, läßt sich eine Wirkung der ungarischen Sprache nur auf jenen Theil des Türkenthums voraussetzen, der sich auf ungarischem Sprachgebiet aufhielt. Ein ungarischer Begriff oder Ausdruck kam in ihre Literatur, wenn ein Augenzeuge oder ein Chronist die Kriegszüge schilderte. Aber auch diese Ausdrücke erhielten in der türkischen Sprache kein Bürgerrecht. Zahlreichere Ausdrücke der ungarischen Sprache gingen dagegen durch südslavische Vermittlung in den türkischen Sprachgebrauch über. Jedenfalls lassen sich viel weniger ungarische Elemente in der türkischen Sprache, als türkische in der ungarischen nachweisen. Geographische Bezeichnungen abgerechnet, erhielten sich in der türkischen Sprache kaum hundert ungarische Ausdrücke. Diesem Vortrage folgte eine Besprechung der ungarischen mythologischen Literatur von Dr. Ludwig Katona. — In der Ungarischen Historischen Gesellschaft wurde eine interessante Abhandlung Eduard Wertheimers unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte des „Magyar Kurir"" verlesen. An der Hand mehrerer im Archiv des Wiener Ministeriums des Innern befindlicher, noch nicht veröffentlichter Urkunden beleuchtete der Verfasser das Schicksal der zweiten ungarischen Zeitung, des Wiener „Magyar Kurir", eines für das ungarische Culturleben bedeutungsvollen Journals, und schilderte unverhüllt die Machinationen der Wiener Regierungskreise, die bestrebt waren, die ungarische öffentliche Meinung irre zu führen. Schonungslos wurden die Männer vorgeführt, die, von Privatinteresse geleitet, die Arbeit der Wiener Kreise erleichterten. Hierauf wurde eine Abhandlung von P. Bördös unter dem Titel: „Franz Forgách Zeitgeschichte" verlesen. Nach seiner Ansicht ist Forgách ein neuer „Tacitus", der die Thaten der in den Ereignissen hervortretenden Gestalten mit hohem moralischen Maßstabe mißt. Er ist kein oberflächlicher, sondern ein pragmatischer Zeichner der Begebenheiten. Die Pannonhalmaer handschriftliche Copie ist eine werthvolle Geschichtsquelle des 16. Jahrhunderts.

* **Brüssel.** Die Erforschung des äquatorialen Afrika ist durch den Zug des Capitäns Cadru in das Innere des Congostaates um ein gutes Theil gefördert worden. Bis Tumba wurde die Congoeisenbahn benutzt. Von dort ging es über Zambi nach Banana, dann in das Mayumbe-Land und weiter die Grenze des portugiesischen Gebietes entlang. Es wurden zahlreiche Ortsbestimmungen gemacht, die einer späteren kartographischen Aufnahme des unteren Congolaufes zu statten kommen werden, auch reichhaltige Sammlungen von Gegenständen des Thier-, Pflanzen- und Mineralreiches angelegt.

* **Kopenhagen.** Dr. Jungersen, der als Zoolog an der dänischen „Ingolf"-Expedition theilgenommen, theilte neulich dem hiesigen „Naturhistorischen Verein" und der „Geographischen Gesellschaft" mit, daß sich zwischen den Färöerinseln, Island und Grönland unter der Meeresoberfläche ein Höhenzug erstreckt, der eine Scheide bildet für die Bewegung der beiden Hauptgrund-Meeresströme, da von Norden her der kalte arktische Strom daselbst ebenso zur Umkehr gezwungen wird, wie dort der von Süden kommende Golfstrom ostwärts abgelenkt wird. Hiedurch entwickelt sich auch auf beiden Seiten eine nicht unwesentlich verschiedene Tiefseefauna. Im Norden, wo das Wasser auch in 1800 Fuß Tiefe immer Null bis —1 Grad beträgt, finden sich eigenthümliche Fische, z. B. der seltene rothe Rhadichthys, durchsichtig und gallertartig wie eine Qualle, merkwürdige Rochen, Seeteufel, Krabben und Seeflöhe, gelbe Komm- und rothe Schlongensterne; Corallen sind selten, als besonders interessant wird ein Coloniethier, eine Umbedula bezeichnet, welches bei der Insel Jan Mayen vereinzelt gefunden wurde. In dem südlichen atlantischen Meere finden sich zahlreiche Fische, doch leben diese in so großer Tiefe, daß beim Heraufholen der starke Luftdruck die Blase auftreibt, zuweilen sogar sprengt. Man fand eine Heringsart mit Leuchtapparaten an den Bauchflossen, eine Aalform mit hornartigem Schnabel und viele andere Sorten, daneben auch verschiedene Krebse und Corallen. Auch über das Plankton hat Jungersen interessante Beobachtungen angestellt; der „Ingolf" führte mehrere der von Prof. Hansen in Kiel zu diesem Zwecke construirte Apparate mit sich.

* **Stockholm.** Die Historiker Karl v. Bonsdorff, Privatdocent in Helsingfors, und Dr. Fritz Arnheim in Berlin sind zu correspondirenden Mitgliedern der „Königlichen Gesellschaft zur Herausgabe von Urkunden zur Geschichte Skandinaviens" (Société Royale pour la publication des manuscrits relatifs à l'histoire de la Scandinavie) ernannt worden.

* **St. Petersburg.** In der feierlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 10. ds. Mts. wurde die Wahl folgender deutscher Professoren zu correspondirenden Mitgliedern verkündet: Sophus Lie (Mathematiker) und Wilhelm Ostwald (Chemiker) in Leipzig; Hans Landolt (Chemiker) und Hermann Diels (Philolog) in Berlin; Karl v. Zittel (Geolog) in München; Johannes Conrad (Nationalökonom) in Halle.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Maarten Maartens: Joost Avelinghs Schuld. Holländische Geschichte. Roman in 2 Theilen. Berlin ꝛc., Albert Ahn 1896. — Tor Hedberg: Judas. Eine Passionsgeschichte. Ebd. 1897. — Alexander Olinda: Die weiße Rose. Historischer Roman aus der Jugendzeit Kaiser Wilhelm I. Ebd. 1897. — Heinrich v. Wedel: Festklänge für das deutsche Haus. Berlin, Schall u. Grund. — Ludwig Lönholm: Gerda und Sigurd. Wikingsaga. Tokyo 1895. (Leipzig, Roßberg.) — Dr. Calvus: Ein Loblied auf den Kahlkopf. Nach dem prosaischen Originaltext des griechischen Sophisten Synesios gereimt. Selbstverlag 1896. (Leipzig, Red. Friese.) — Unterwegs und Daheim. Heinrich Penn: Auf zitternder Erde. Geschichte eines Erdbebens. Philipp Berges: Die Halleluja-Jungfrau. Erzählung aus dem amerikanischen Leben. Neera: Ein Nest. Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von Helene Raz. E. Belp: Wolkentheilung. Novellen. Heinrich Bulthaupt: Der vierte Akt; Die Hausfreundin. Novellen. Derselbe: Gymmed. Novelle. Franz Koppel-Ellfeld: Ein Don Juan-Examen. (1880.) Humoresken. Wjewolod Gurschin: Nadeschda Nikolaewna. Erzählung. Aus dem Russischen übers. von Nathalie v. Bessel. Theodor Puschmann: Lennie. Erzählung. A. M. Glades: Ein Haß. Aus dem Französ. übers. von Paul Elsner. Karl Jaenicke: Frau Sophie Pelmer. Novelle. Breslau, S. Schottländer 1896.

Vervielfältigung (17119)

von Schriftstücken jeder Art, die nur in geringer Anzahl von Abdrücken gewünscht werden, geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie". So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Raumersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an A. Semle in Neuburg a. D.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 12. Januar. Nummer 8.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Entstehung Venedigs. III. (Schluß.) Von Julius v. Schlosser. — Neues zum Leben Fritz Reuters. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Entstehung Venedigs.

Von Julius v. Schlosser.

III. (Schluß.)

Mitten im Schoße der Lagune, in der Linie zwischen Fusina und Malamocco, lagen einige kleine Inseln, dazu bestimmt, die Wiege Venedigs zu werden. Ein tiefer und breiter Canal, für das alte Bett eines Armes der Brenta gehalten, läuft zwischen ihnen, der spätere Canal grande, auf dem sich einst das festlichste Leben Altvenedigs entfalten sollte. In der Benennung der Kirche S. Giacomo dell' Orio soll sich noch der verstümmelte Name einer dieser Inseln, Luprium, erhalten haben; ein anderer uralter Canal, der bei Petrarca's Wohnhause auf der Riva degli Schiavoni einmündet, der Rio della Pietà, trennte vielleicht die beiden Zwillingsinseln, die Geminae oder gemelle, auf denen sich in der Folge die Pfarrkirchen von S. Zaccaria und S. Giovanni in Bragola erhoben. Dorsoduro, ehedem Scopulum von der Härte seines Bodens geheißen, hat einem der äußeren Sestieri von Venedig den Namen gegeben. Ihm gegenüber liegt die langgestreckte Insel, vor Zeiten Spina lunga, jetzt Giudecca geheißen, einstmals das behagliche Villenviertel des vornehmen Venedig, jetzt verödet, von armen Leuten bewohnt, mit großen Magazinen, Fabriken und angebauten Flächen, nur zur Zeit der berühmten Sagra del Redentore wie einmal von heiterem Leben durchfluthet. An der östlichen Spitze Venedigs führt dann noch heute eine Holzbrücke über einen ansehnlichen, aber stillen Canal, der die kleine Insel Olivolo, später Castello geheißen, vom Arsenalbezirk scheidet. Hier erhebt sich eine imposante Kirche, mit einem frei stehenden, weithin sichtbaren Glockenthurm, die ehemalige Kathedrale Venedigs, S. Pietro di Castello. Denn der Menschenfischer Petrus, der im Glauben des christlich gewordenen Volkes so häufig an Stelle des alten Meerbeherrschers Poseidon trat, ist der älteste Patron der Lagune, wie es einem Fischervolke geziemt; erst nach der Begründung des eigentlichen Venedig hat er seinem Begleiter, dem Evangelisten Marcus, die Führung des Staatsschiffleins überlassen. Castello hat lange eine Commune für sich gebildet und seit dem 15. Jahrhundert als Sitz des Patriarchen von Venedig eine bedeutende Sonderstellung eingenommen. Erst durch einen Willkürakt der napoleonischen Zeit ist S. Marco, die alte Staatskirche, auch der Dom der Stadt geworden. Eine andere Insel, Murano, die Heimstädte der berühmten Glasindustrie, in größerer Entfernung jenseit des modernen Friedhofs von S. Michele gelegen, hat immer ein selbständiges Gemeinwesen gebildet. Ein Abbild Venedigs im kleinen, mit einem herrlichen romanischen Dom, hat es seine Blüthe in der Renaissancezeit gehabt. Aber seine damals berühmten Gärten sind verschwunden, der Festjubel jener glücklichen Tage ist verrauscht und Murano spiegelt sich heute still und elegisch in seinem breiten Canalazzo. Hier ist noch das Venedig Byrons und Platens zu finden, das entvölkert und verarmt über den Fall seiner alten Herrlichkeit trauerte.

Aber nicht Murano, nicht Olivolo wurde das Herz des neuen Stadtgebildes, sondern eine der kleinsten dieser Inseln, Rialto, deren uralter Name noch an dem berühmten Werke des Antonio da Ponte haftet, der einzigen Brücke, die bis in unsre Tage herein beide Ufer des Canalazzo verband. Hier drängt sich seit jeher der gesammte Marktverkehr Venedigs zusammen, hier steht eines der ältesten Kirchlein der Stadt, S. Giacomo del Rialto, auch einem Fischerheiligen geweiht. Hier befand sich auch der alte Palast des höchsten Seelenhirten von Seevenetien, des Patriarchen von Grado. Der Sitz der Regierungsgewalt aber war dem lärmenden Markte entrückt, auf jener Insel belegen, die noch heute das glänzende Forum der Republik, den herrlichsten Festsaal der Welt unter freiem Himmel trägt, die Piazza des hl. Marcus. Vor diesem hat ein anderer, ein kriegerischer Heiliger von Byzanz, diese Stätte geschirmt, St. Theodor der Drachentödter, dessen alte Pfalzcapelle im nördlichen Flügel der Marcusbasilika verbaut ist. Noch steht er aber auf einer der mächtigen Zwillingssäulen der Piazzetta; und zwischen Marco und Todaro hat sich manch heiteres und blutiges Drama des alten Venedig abgespielt.

So war endlich nach langem Suchen ein fester Hort in der Lagune gefunden; mit der Erhebung Rialto's zum Regierungssitz, besiegelt durch die Uebertragung der Reliquien des hl. Marcus aus Alexandrien im Jahre 828, schließt die Jugendgeschichte der Lagunen ab. Lange noch haftet die alte Bezeichnung an der langsam sich bildenden Stadt. Denn erst im 10. Jahrhundert krönt der uralte Stammesname Venetia, der nunmehr vom Seelande auf die Hauptstadt, die Dominante, selbst übergeht, das Werk. Er hat programmatische Bedeutung; denn das mächtig aufstrebende Gemeinwesen zieht mit gewaltiger Kraft alle peripheren Elemente an sich. Die alten rivalisirenden Seestädte des ganzen Gebietes, Grado, Caorle, Eraclea, Jesolo, Torcello, Malamocco, sinken in demselben Maße, als sich Rialto-Venezia erhebt. Mit ihrem besten Blute bauen sie die jüngste Tochter der Lagunen auf; die alten edlen Geschlechter Aquileja's und Altinums bevölkern sie und legen den Grund zu dem wundervollen aristokratischen Staatsgebilde, in dem gleichwohl für die Wohlfahrt des Volkes besser gesorgt war, als in den unruhigen Stadtrepubliken des übrigen Italiens.

Langsam verarmen und verschwinden die alten Colonien der antiken Städte, ihre Mission ist erfüllt. Den Schluß ihrer Tragödie bildet die Verlegung des Patriarchats von Grado nach Venedig, das damit auch das geistliche Centrum des alten Seelandes wird. Fortan concentrirt sich alles Leben in der Lagune um Venedig; sie sucht man mit ängstlicher Mühe offen und lebendig zu erhalten. Darum leitet

Digitized by Google

man die Flüsse nach Norden und Süden hin ab, eine Maßregel, der endlich auch die letzten Reste von Eraclea und Jesolo zum Opfer fallen. Selbst die auf den Inseln umher zerstreuten Klöster, ursprünglich Asyle für den sturmbedrohten Schiffer, erliegen nach langem mühseligen Kampf schließlich der Uebermacht der Natur. Die Mönche und Nonnen, die sich zuletzt der Sümpfe und der blutdürstigen Schwärme, die sie aussenden, nicht mehr erwehren können, werden nach Venedig übernommen, als letzte Nachzügler des allgemeinen Exodus. Ihre alten Heimstätten sinken langsam ins Meer; auf den Ruinen nistet Gestrüpp und Röhricht; Schlangen und Räuberbanden bieten sie willkommene Schlupfwinkel.

Um so glänzender erhebt sich der Stern der Dominante. Zwar klein und dürftig sind ihre Anfänge, an längst vergangene Tage gemahnend. Denn die neue Stadt am Rialto lag nicht wie Torcello oder Caorle auf festem Insel- oder Strandboden, sondern größtentheils, wie das alte Ravenna, Adria oder Altinum, im Schoße der Lagune. Die wenigen vorhandenen Inseln waren klein, der Boden fast überall locker und schlammig; er vertrug nur leichte Bauten, wie die primitiven Strohhäuschen, in denen noch jetzt die Fischer in der Umgebung Grado's wohnen, oder verlangte sorgfältigste Fundamentirung. So sehen wir die neuen Veneter auf den uralten Pfahlbau ihrer Vorfahren zurückgreifen, vielmehr ihn fortsetzen. Mühsam, wie schon Cassiodor dies schildert, mußte der dem Meere abgerungene Boden trocken gelegt, durch Reisigfaschinen und eingestampfte Erde gefestigt werden. Erst dann konnte die Grundlegung durch starke Pfähle aus widerstandsfähigem Holz, die man durch die obere Schlammschichte trieb, beginnen. Ausgrabungen, die man im Juli 1885 am Campanile vornahm, haben uns das System seiner typischen Fundamentirung klar gelegt. Sie reicht nur 5 m (beiläufig $^1/_{20}$ der Thurmhöhe) unter das heutige Pflaster der Piazza hinab — das alte Ziegelpflaster des 15. Jahrhunderts liegt noch 1 m tiefer. Auf diesen anscheinend schwachen Grundvesten erhebt sich, seit Jahrhunderten unerschüttert, die ganze gewaltige Last des Thurmkörpers, die man auf etwa 10 Mill. kg berechnet. Und doch ist der Riese fast der einzige, der ganz strack und gerade stehen geblieben ist. Ein zierlicher Genosse von der Griechenkirche (S. Giorgio dei Greci), obwohl viel jünger, neigt sich bedenklich zur Seite. Diese Festigkeit verdankt der Campanile hauptsächlich den mächtigen Ulmenpfählen, die tief in die harte, unterste Thonschicht des Lagunengrundes gerammt sind. Auf ihnen ruht ein Querlager von starken Eichenbalken, und dieses trägt erst das Gefüge der im Alluvialsand und im Meerschlamm eingebetteten Grundblöcke aus istrischem Stein. Erst im 14. Jahrhundert wandte man beim Bau des Dogenpalastes ein anderes vervollkommnetes System an; die Masse des Gebäudes schwebt hier auf einem einzigen weitgespannten Rost kolossaler Lärchenstämme.

Auf dieser Pfahlunterlage erhebt sich nun auch das venezianische Haus. Die häufigen Brände, die bis zur Zeit der Kreuzzüge die Stadt verheerten, zeigen, daß Venedig, wie das alte Ravenna, damals größtentheils eine hölzerne Stadt gewesen ist. Noch im 16. Jahrhundert hatte sich eine Anzahl solch uralter Holzhäuschen in den Volksquartieren gegen Mestre zu erhalten.[1]) Heute stehen noch in einem malerischen Winkel Venedigs, der alljährlich Sinst und Pinsel unzähliger Kunstjünger in Bewegung setzt, bei der Kirche S. Trovaso, ein paar alte Schifferwerften, wurmstichig und baufällig, überschattet von dem Blätterdach einiger Bäume, die uns ein ungefähres Bild der ältesten Niederlassungen geben können. Die Häuser der Wohlhabenderen mögen aber bald ein stattlicheres Ansehen erhalten haben, besonders seit der Zuzug der edlen Familien nach Rialto begonnen hatte. Aus zahllosen Resten und Fragmenten, die über ganz Venedig verstreut sind, läßt sich noch annähernd eine Vorstellung von ihnen gewinnen. Es verschlägt nichts, daß die Mehrzahl dieser Reste aus dem späteren Mittelalter stammt; hat doch diese conservativste Stadt der Welt, in der ein neues Haus, wie das jetzt bei der Salute gebaute, ein Ereigniß ist, Art und Sitte der Vorfahren in ihrer eigenthümlichen, oft carikirten Abgeschlossenheit treu bewahrt; die kunstfertige Zunft der marangoni oder Zimmerleute hielt nicht minder fest an den alten Formen und hat das vermorschende Holzwerk, wie es der Väter Brauch war, wieder neu gezimmert. Gemauerte Häuser werden freilich schon in Urkunden zu Anfang des 11. Jahrhunderts erwähnt; einzelne Theile, wie Loggien, Lauben und Treppen wurden aber bis in die Renaissance hinein aus Holz aufgeführt. Solche Holzarchitektur ist keineswegs auf die Lagunen beschränkt; in der Emilia haben sich sehr alte Privathäuser, vielleicht noch dem 13. Jahrhundert angehörig, erhalten, die einen höchst merkwürdigen primitiven Holzbau zeigen. Ich meine vor allem die Rückfront der Casa Isolani in Bologna. Drei gewaltige, oben versparrte Balken, auf fast mannshoher Untermauerung aufsteigend, tragen den in sehr beträchtlicher Höhe vorspringenden Obertheil des Hauses und bilden so eine gigantische Laube, die von der alterthümlichen Hausfront und ihren gekuppelten Rundbogenfenstern abgeschlossen wird. Die vorspringenden Balkenköpfe geben einen höchst primitiven und uranfänglichen Triglyphenfries ab; ist doch auch der dorische Tempel aus dem Holzbau hervorgewachsen und trägt noch deutlich die Spuren seiner Abkunft zur Schau. Ein anderes uraltes Haus dieser Art steht in Cento, dem Geburtsorte des Guercino, der es auch mit Fresken von seiner Hand ausgeschmückt hat. (Casa Pannini.)

Wie noch heute, hatten wohl die meisten Häuser Altvenedigs, neben ihrer dem Canal zugewendeten Front, einen Zugang vom Lande aus der Calle oder von einem Campo her. Man trat zunächst in einen kleinen Hof, in dessen Mitte sich die traditionelle Brunnenmundung oder vera befand, oft aus einem alten Capitäl, das aus Altinum oder Aquileja stammen mochte, gefertigt. Die überaus kunstreiche Construction dieser Cisternen (pozzi) ist noch heute dieselbe; sie werden von den Dachtraufen mit Wasser gespeist, das in der Brunnenkammer durch feinen Filtrirsand geläutert und geklärt wird. Ringsum um den kleinen viereckigen Hof lief eine hölzerne, offene oder gedeckte Freitreppe, die in das Oberstockwerk des Hauses führte. Eine sehr hübsche Anlage dieser Art ist noch in einem alten Hause bei der Kirche S. Maria Mater Domini erhalten. Häufig ruhte das obere Stockwerk vorspringend auf hölzernen oder gemauerten Säulen mit eigenthümlich geschnitzten Tragebalken. Dergleichen für Venedig charakteristische Säulen finden sich noch an vielen alten Bauten, u. a. denen in dem berühmten Kreuzgang der aufgehobenen Abtei S. Gregorio.[1]) Im Obertheil des Hauses befand sich dann ein offener, gleichfalls hölzerner Söller, liagò genannt,[2]) zumeist gegen Süden gewendet. Ueber dem schindelgedeckten Dache stiegen wohl damals schon die hohen Kamine empor, mit ihren großen, glockenförmigen, für die Physiognomie Venedigs so charakteristischen Essenköpfen.

Auch beim Bau der Kirchen, besonders der kleineren, spielte die Art des Zimmermanns keine unbedeutende Rolle.

---

1) Sansovino, Venezia descritta.

1) Uebrigens auch in der Terra ferma; die Reste der alten Carrarenburg in Padua (hinter den neuen Scuole communali) zeigen in einem graziösen Säulenhof dasselbe Motiv.

2) Wahrscheinlich von dem griechischen helikon abgeleitet, und im Sinne vollständig mit dem lateinischen solarium (deutsch Söller, sonniger Raum) sich deckend.

Digitized by Google

Es paßt zu diesem Schiffervolke, dessen Saumthier die Barke ist, wenn der offene Dachstuhl seiner Basiliken, wie in der malerischen Augustinerkirche Sto. Stefano, die Construction des umgekehrten Kielraumes eines Schiffes zeigt; in ihnen finden wir dann die nämlichen hölzernen Tragebalken wieder, wie an den Privathäusern. Ein schönes Beispiel dieser Art weist der älteste Theil von S. Caterina auf. Selbst der alte Dogenpalast war im wesentlichen ein Holzbau. Die wenigsten wissen, daß ein gutes Stück von ihm noch heute erhalten ist. Und doch ist selbst unten von der Piazzetta aus, hinter den Marmorsäulen der oberen Loggia, noch deutlich die zugemauerte Front mit ihren hölzernen Arkaden und geschnitzten Trägern zu erkennen, die man, wohl zu früh, in die Zeit des Dogen Sebast. Ziani, ins 12. Jahrhundert setzen will. Dahinter liegt ein großer, jetzt in viele kleinere Räume untertheilter, von mächtigen Säulen getragener Saal, dessen alterthümliche Balkendecke neuestens an ein paar Stellen freigelegt ist. Es ist überliefert, daß der alte Palast noch lange neben der neuen, der Riva zugewendeten Front gestanden hat, deren ursprünglicher Abschluß noch an dem auffallenden dicken Eckpfeiler mit dem Medaillon der Justitia darüber zu erkennen ist. Erst im 15. Jahrhundert wurde der doppelte Säulenumgang gegen die Porta della Carta hin fortgeführt; damals verschwand der alte Bau hinter der prächtigen Marmorfaçade, deren Kern er noch bildet. Natürlich waren zu jener Zeit auch die Brücken durchaus von Holz, wie noch heutzutage einige in den äußeren Bezirken; selbst die berühmte Rialtobrücke war noch zur Zeit Carpaccio's ein hölzerner, dem Schiffsverkehr sich öffnender Steg.

Ueber die Gestalt des mittelalterlichen Venedig gibt uns ein alter Plan des 14. Jahrhunderts, den der gelehrte Architekt Temanza im vorigen Jahrhundert ans Licht gezogen hat, schätzbare Aufschlüsse. Der Umfang der Stadt war vor allem damals bedeutend kleiner als jetzt, ganze Stadttheile, namentlich am Nordrande, sind erst noch dieser Zeit durch Trockenlegung des Terrains zugewachsen. Aber das Stadtbild ist doch durch die großen Canäle und die heute noch fortbestehenden Pfarrbezirke fest umrissen. Diese Parochien haben eine merkwürdige Entstehungsgeschichte. Die einwandernden adeligen Geschlechter erhielten ein Stück Land zugewiesen, das sie bonificirten, um darauf Häuser für sich und ihr Gesinde zu errichten. Den Abschluß bildete zumeist die Gründung einer Kirche oder Capelle, die sich bei zunehmender Bevölkerung zur Pfarrei auswuchs. Es ist daher erklärlich, daß die Gründerfamilien das Patronat dieser Kirchen erhielten und die Pfarrkinder in eine Art von Clientelverhältniß zu ihnen traten.[1]) Noch heute ist der individuelle, einheitliche Charakter dieser Pfarrbezirke deutlich zu erkennen. Einen seltsamen Anblick bot damals die Piazza. Noch war sie gegen die Seeseite von einer zinnenbekrönten Mauer, die bis S. Maria Zobenigo lief, begrenzt, der Canal grande bis zur heutigen Dogana del Mar mit einer gewaltigen Kette abzusperren. In der Stadt waren noch zahlreiche Tümpel und Teiche vorhanden, theilweise für die Fischzucht erhalten; der Name Piscina begegnet noch heute in Gassenbezeichnungen. Hie und da breiteten sich noch Flecken Culturlandes aus, so die lange erhaltene Vigna der Nonnen von S. Zaccaria. Um das Weichbild der Stadt aber lagen die Salinen, das eigentliche Ackerland der alten Venezianer; an den Oeffnungen der Porti, wo die Meeresströmung am stärksten ist, und an der Einmündung der Flüsse standen die beweglichen Schiffsmühlen, die die Stadt versorgten und eine so eigenthümliche Staffage der Landschaft bildeten wie die Windmühlen der holländischen Niederungen. Beide verschwanden erst, als Venedig sich die Kornkammer der Terra ferma unterthan machte. Seitdem bringt diese der üppigen Herrin der Adria den Tribut ihrer Fluren dar, wie dies Paolo Veronese in einem seiner schönsten Gemälde geschildert hat.

Es kommt die Zeit der Kreuzzüge heran. Venedigs heroische Periode, wo sein greiser Doge das Löwenbanner auf den Mauern der einstigen Gebieterin Byzanz aufpflanzte. Damit beginnt Venedigs welthistorische Größe und seine Herrschaft über die Levante. Der Reichthum des Ostens verwandelt die hölzerne Schifferstadt in ein marmornes Wunder. Schon Altinum und Aquileja hatten der alten Stadt des Rialto als Steinbrüche gedient,[1]) jetzt liefern auch die verfallenden Städte der Lagunen das Baumaterial. Noch steht, zumeist im Herzen Venedigs, um die Rialtobrücke, eine Reihe jener Paläste aufrecht, die Zeugen der Kreuzzüge waren. Ihr schönster ist Cà Farsetti, das jetzige Stadthaus. In neuerer Zeit hat man auch das alte Kaufhaus der Türken, einst Palast Pesaro, jetzt die städtischen Sammlungen des Museo Correr enthaltend, stilgerecht restaurirt, leider in recht unglücklicher, das herrliche Material geradezu vernichtender Weise. Der byzantinische Palastbau hat offenbar auf diese Bauten eingewirkt, ohne daß sie aber ihre nationale Eigenheit eingebüßt hätten. Aus den Wässern des Canals steigt graziös eine Säulenhalle auf, über der sich, zum Feste ladend, eine zweite offene Loggia unter Rundbogen öffnet, der alte Liagò, zu beiden Seiten von kräftigen Risalitenthürmen flankirt und von einem Kranz eigenthümlich gestalteter Zinnen abgeschlossen. Zwischen den Bogenöffnungen sind Reliefmedaillons mit bizarren Darstellungen eingelassen, Spolien des Ostens und der alten Lagunenstädte; diese „patene" bilden eine charakteristische Decoration Altvenedigs; ihre Darstellungen, in denen die letzten Erinnerungen an die Götter- und Heroenwelt der Ahnen wie nebelhafte Träume aufsteigen, hat Robert v. Schneider mit einem treffenden Worte als eine „classische Walpurgisnacht" bezeichnet. Auch der gothische Palast, dessen Centrum der mächtige Portego oder Familiensaal ist, blieb im wesentlichen dem alten Schema treu. In seiner graziösen Bizarrerie der nationalste Ausdruck venezianischen Lebens, in dem altvenetisches und altrömisches Wesen so wunderbar von den Schößlingen des byzantinisch-arabischen Orients umrankt wird, hat er seine höchste Entfaltung in dem märchenhaften Herzogspalast an der Riva gefunden. Man könnte sagen, daß hier, in dem doppelten Säulenumgang, auf dem sich die wuchtige obere Masse des Obertheils so leicht und lustig erhebt, der alte Pfahlbau jene Stufe höchster künstlerischer Vollendung erreicht habe, in der sich die Form zum Symbol verklärt. So ruht die ganze Stadt auf ihren Piloten und Pfahlrosten, schwebend und doch fest in ihren heimathlichen Sumpfboden gegründet. Darum ist dies auch der nationale Stil Venedigs, keinem anderen vergleichbar, und die schweren Paläste der Renaissance- und Barockzeit, so herrlich sie sind, passen eigentlich nicht in diesen Sommernachtstraum hinein. Denn sie sind von dem festen Boden der Terra ferma hieher verpflanzt, wie exotische Treibhauspflanzen, während der romanische und gothische Palast dem schwanken Lagunenboden selbst wie eine köstliche Wasserblume entsprossen ist.

So ist diese Stadt aus ihren Sümpfen hervorgegangen, ein Wunder für die Welt. Zehn Jahrhunderte ruht sie nun schon in dem Schoß ihrer Lagune, in deren Abgeschlossenheit sich ein Leben entwickelte, das an Eigenthümlichkeit nicht mehr seinesgleichen hat. In dieser gabbia

[1]) Wie in altrömischer Zeit finden wir daher, daß Angehörige der nichtadeligen Classen den Namen edler patrizischer Geschlechter tragen (z. B. der Maler Tiepolo, der Medailleur Boldù).

[1]) Es ist bezeichnend dafür, daß man noch im 18. Jahrhundert, nach des Architekten Temanza Zeugniß, eine gewisse Sorte kleiner Backsteine — wie sie die Römer bei ihrem „opus spicatum" verwendeten — „Altinelle" nannte.

d'oro, diesem Goldkäfig, wie der venezianische Humor sein Wassernest nennt, leben noch heute, da ein eisernes Band Venedig an das feste Land kettet, Menschen, die niemals in ihrem Leben ein Pferd, ein Ackerfeld gesehen haben, ja die in dem engen Kreise ihres Bezirkes so eingesponnen sind, daß sie niemals die glänzende Piazza ihres hl. Marcus erblickt haben. Und doch ist hier ein Volk von Seehelden und Künstlern groß geworden, das sich den goldenen Osten und die Lichtwelt der Farben, die so verschwenderisch über seinen Gewässern ausgebreitet sind, erobert hat. Hier hat das zweite große Kunstvolk Italiens seine Heimath. Wie es fast durch den ganzen Lauf seiner Geschichte mit dem griechischen Osten in Verbindung war, so liegt ein zarter Duft griechischer Kunstweise und Typik über allen seinen Schöpfungen, in merkwürdigem Gegensatz zu der individualistischen Herbigkeit der alten und neuen Etrusker.

Wir haben gesehen, wie die Vorläuferinnen Venedigs dahingeschwunden sind; nur unablässige, unermüdliche Fortsetzung der Arbeit der Vorfahren kann auch die venezianische Lagune offen und gesund erhalten. Auch im Schatten des Marcusthurmes gibt es Fortschrittsmänner, die aus der Gondelstadt eine Burg des modernen Americanismus machen möchten, deren Zukunftstraum ein Venedig mit breiten Straßen und dem häßlichen Geräusch rollender Wagen ist. Möchten sie von ihrem neuzeitlich hohen Standpunkt aus nicht verschmähen, den Blick nach rückwärts zu wenden, so müßte das Seegespenst der verödeten Städte Torcello und Grado, der versunkenen Tribunensitze Eraclea und Jesolo, die sie nicht kennen, drohend vor ihnen aufsteigen. Venedigs Piazza verwittert, zerfallen und im Fieberhauch der Sümpfe begraben, aus denen der Campanile über die versandende Lagune hinzieht — das ist ein Bild, das der Freund der Kunst wie ein schlimmes Fieberphantom verscheuchen möchte. Der Tag, an dem aus Venedig ein neues Torcello würde, er bedeutete einen Verlust für unsre Ideale, wie er größer nicht gedacht werden könnte![1])

[1]) Ich führe hier für diejenigen Leser, die sich näher über die Vergangenheit des Lagunenlandes der Adria unterrichten wollen, eine Anzahl wichtiger Specialschriften auf, die der obigen Darstellung zugrunde liegen. Ueber die prähistorischen Funde: Bullettino di arti ecc. Veneziane vol. III, 132; Archivio Veneto t. XXXII, 492. Zusammenstellung der Situlen von Hoernes in den Verhandlungen der 42. Philologenversammlung in Wien 1893. Ferner: *Bertolini*, Julia-Concordia. Vetri e giojello in mosaico (im Museum von Portogruaro). Bulleitino di arti ecc. Veneziane. III, 23. — *Bocchi*, Cronaca idrografica delle massa valleta Padene illustrata, Archivio Veneto VI. — *Boni*, La base del campanile di Venezia, ebenda vol. XXIX. — *Bottani*, Saggio di storia delle Città di Caorle. Venedig 1811. — *Caprin*, Le lagune di Grado. Triest 1885. — *Cecchetti*, La vita dei Veneziani fino al 1200. Venedig 1870. — Chronicon Altinate, abgedruckt im Archivio storico italiano t. VII (mit guter Einleitung). Neueste Ausgabe von Monticolo. — *Cipolla*, Immigrazioni nelle lagune. Arch. Ven. vol. XXVII. XXVIII. — *Degani*, Il battisterio di Concordia-Sagittaria. Arta e storia 1893. no. 11. — *Federici*, Rerum Pomposiarum historiae. Rom 1781. — *Filiasi*, Memorie storiche dei Veneti primi e secondi. 8 Bde. Venedig 1796 ff. — *Giusti*, La loggia del doge Ziani, Bullettino di arti ecc. Veneziane III, 49. — *Levi*, L'antico palazzo dell'archivio . . . . in Torcello. Venedig 1889. — *Malaspina*, La laguna che scompare. Florenz 1889. — *Molmenti*, Delendae Venetiae. Nuove Antologie 1887. — Derf. (u. *Mantovani*), Le isole della laguna Veneta. Venedig 1895. — Pauli, Die Veneter (Altitalische Forschungen III). Leipzig 1891. — *Pasini*, La pala d'oro di Caorle. Venedig 1889. — Rob. v. Schneider, Drei römische Städte, in den kunstgesch. Charakterbildern aus Oesterreich-Ungarn. Wien 1890. — *Schoene*, Le antichità del Museo Bocchi di Adria. Rom 1878. — *Silvestri*, Istorica e geogr. descrizione delle antiche paludi Adriane. Venedig 1736. — *Temanza*, Antica pianta dell'inclita città di Venezia. Venedig 1781. (Die Schrift von Camesina, Wien 1870 über den gleichen Gegenstand ist eine ziemlich werthlose Compilation). — *Facani*, Della laguna di Venezia. Florenz 1867. — *Zanetti*, Dell' origine di alcune arti appresso gli antichi Viniziani. Venedig 1758.

Neues zum Leben Fritz Reuters.[1])

-r- Dem im vorigen Jahre veröffentlichten ersten Theile seiner inzwischen schon in zweiter vermehrter Auflage erschienenen Reuter-Erinnerungen läßt Dr. Gaedertz jetzt einen neuen Theil folgen, der fast noch interessanter ist. Eine Fülle bisher unbenutzten Materials, das er einerseits hauptsächlich im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar, bezw. im Reuter-Museum zu Eisenach vorfand, andrerseits auf Studienreisen durch Mecklenburg und Pommern entdeckte, hat dem unermüdlichen Forscher einen überreichen Stoff geboten zur Erweiterung des Lebensbildes, welches er von dem gemüthvollen norddeutschen Humoristen uns vorführt. Reuters Eltern lernen wir hier näher kennen, die milde, fein gebildete, kränkelnde Mutter, deren Tod in einem ergreifenden Briefe geschildert wird, den bedeutenden, strengen, hartherzigen Vater, der schließlich seinen einzigen Sohn halbwegs enterbte, weil er ihn für einen verlorenen Sohn hielt, und nicht mehr dessen ungeahnte Entwicklung zum Lieblingsschriftsteller unsres Volkes erlebte. Den jungen Reuter begleiten wir auf die Gymnasien nach Friedland i. M. und Parchim, wo er an Horn, dem Begründer der Burschenschaft, und Zehlicke hervorragende Lehrer hatte; das Verhältniß zu ihnen veranschaulichen kleine Charakterzüge und inhaltsschwere Episteln. Von Interesse ist die Auswahl der Freundeseintragungen in sein Schülerstammbuch. Den Aufenthalt auf der Universität Jena und die Betheiligung an den burschenschaftlichen Bestrebungen vermag Gaedertz authentisch darzustellen, da sich ihm die betreffenden akademischen Acten erschlossen, welche für die damalige Zeitströmung und das Studentenleben nicht ohne Werth sind. Die schönste Bereicherung erhalten wir alsdann in Bezug auf die Festungszeit, zumal aus der Haft in der kleinen mecklenburgischen Festung Dömitz. Dort wurde dem jungen Gefangenen von dem originellen und gutmüthigen Commandanten, Oberstlieutenant v. Bülow, sowie von dessen ganzer Familie eine lang entbehrte Freundlichkeit und Gastlichkeit erwiesen, so daß er sich bald wie ein Kind im Elternhause fühlte. Mit dem kurzen Capitel „Döms“ schließt bekanntlich die Erzählung „Ut mine Festungstid“ und erfährt in vorliegendem Buche nun Fortsetzung und Vervollständigung. Reuter hatte schon vertrauten Freunden gegenüber erklärt, ein Buch könnte er über den prächtigen, jovialen Oberstlieutenant, die bildhübschen Töchter, die komischen Offiziere und merkwürdigen Erlebnisse auf dem alten Karl Leopold-Schlosse schreiben, wenn ihn nicht Pietät und zarte Rücksichtnahme davon zurückhielten. Jetzt vernehmen wir in der That äußerst lesenswerthe Mittheilungen, welche die jüngste Tochter des Commandanten, die allein noch von dieser v. Bülow'schen Familie lebt, aufbewahrt hat: aus Bildern, die Reuter selbst malte, aus Briefen, Gedichten und sonstigen Aufzeichnungen gestaltet Gaedertz ein Capitel, welches, an reizvollen und rührenden Einzelheiten reich, uns mitten hineinversetzt in Reuters Festungszeit bis zur Stunde, wo ihm die Freiheit wieder geschenkt ward. Humor und tiefer Ernst wechseln hier mit einander ab und gewähren dem Leser wirklichen Genuß. Der originellen Figur des alten Oberstlieutenants steht die holde Erscheinung seiner Tochter Frida gegenüber, zu der Reuter eine innige Neigung faßte, wovon mehrere noch erhaltene Liebeslieder Kunde geben. Nach wieder erlangter Freiheit wandte sich der „Demagog“ nach Tübingen, um dort sein Studium der Rechtswissenschaft fortzusetzen, im October 1840. In einer an das württembergische Ministerium gerichteten Eingabe um Zulassung streift der Petent seine jugendliche Verirrung: „Meine Unter-

[1]) Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden aufgrund ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen mitgetheilt von Karl Theodor Gaedertz. Zweite Folge. Wismar, Hinstorff 1897.

suchungsacten weisen aus, daß ich dem Frankfurter Attentat durchaus fremd und freiwillig schon im Januar 1833 aus der verbotenen Verbindung ausgetreten bin. Sollte nicht durch eine siebenjährige strenge Haft ein Verbrechen abgebüßt sein, das mehr in jugendlicher Uebereilung, als in vorbedachter Absichtlichkeit bestand; sollte diese Strafe, obgleich sie durch die Gnade Seiner Majestät des Königs von Preußen der Vergessenheit übergeben ist, stets störend eingreifen in die Verhältnisse meines späteren Lebens und namentlich in solche, durch welche ich mich befähigen will, ein brauchbares Mitglied meines Vaterlandes zu werden? Ein Höchstpreisliches Königliches Ministerium, hoffe ich, wird allergnädigst geruhen, meiner Bitte um Zulassung zum Besuche der hiesigen Universität zu willfahren, zumal ich mich der strengsten Beaufsichtigung unterziehen werde, da der Zweck meines Hierseins kein anderer ist, als durch den äußersten Fleiß die schönen, verlorenen Jugendjahre zu ersetzen und, wenn dies auch unmöglich ist, doch die Folgen solchen Verlustes, soviel als möglich, unschädlich zu machen." Dies menschlich rührende und historisch interessante Gesuch theilt Gaedertz in diplomatisch getreuer Wiedergabe (vier Folioseiten Facsimile) mit. Die eingeholten Gutachten der Staatsrechtslehrer Robert v. Mohl, d. Z. Rector, und Karl Georg v. Wächter, d. Z. Kanzler der Tübinger Universität, sowie die abschlägige Entscheidung des Ministers v. Schlayer forbern zum Nachdenken auf. Der Abgewiesene wandte sich alsbald, mit besserem Erfolge, nach Heidelberg. Doch dem bemoosten Haupt und alten Burschenschafter wollte das juristische Studium nicht sonderlich munden, er kehrte in die norddeutsche Heimath zurück, um Landmann zu werden. In dem Kirchdorf Jabel, beim Kloster Malchow, genoß er eine glückliche Zeit; sein dort als Pastor amtirender Oheim Ernst Reuter, mit sieben lieblichen und heiteren Töchtern, der Förster Schlange und Küster Suhr haben eine nicht geringe Einwirkung ausgeübt sowohl auf seine Stimmung, als auch auf sein noch schlummerndes Schriftstellertalent. Für die jungen Mädchen verfaßte er einen gereinigten „Faust", den er Abends vorlas; aus dem noch bewahrten Manuscript gibt Gaedertz die am meisten charakteristischen Aenderungen und Streichungen an. Köstlich sind die Humoristika über Küster Suhr, den wir hier auch zum erstenmal im Bilde vor uns erblicken. Ueberhoupt ist auch dieser zweite Band der „Reuter-Tage", wie bereits der erste, verschwenderisch ausgestattet mit Portraits, Skizzen und Ansichten aus des Dichters Umgebung und Wirkungskreise; und während dort namentlich noch Ludwig Pietsch sein künstlerischer Mitarbeiter wor, tritt hier neben Reuter selbst, der besonders im Zeichnen von Köpfen eine seltene Treffsicherheit offenbart, noch Theodor Schloepke auf, von dem u. a. 24 höchst gelungene Skizzen zu den besten „Läuschen un Rimels" herrühren, sowie die Perle aller Illustrationen: ein Aquarell des „Entspelter Bräsig", welches in sein getöntem Farbendruck als Titelblatt jeden Beschauer entzücken wird. Wir möchten wohl wünschen, daß ein Kunstblatt sich mit diesen speciell von Fritz Reuter gemalten Genrebildern und Portraits beschäftige und an den hier zuerst dargebotenen Proben die künstlerische Begabung unsres Dichter-Malers und deren Begrenzung abwäge. Jedenfalls übertrifft sie die Goethe's, was freilich nicht viel sagen will. Anmuthig aufgefaßt ist z. B. das Schwesternpaar Lining und Mining, die er auf dem Gute Demzin, wo seine Landmannszeit als „Strom" begann, kennen lernte: es sind die aus der „Stromtid" bekannten „Druwäppel". Die Schilderung seines dortigen Aufenthalts beim Pächter Ruff, seinem Lehrherrn, wird allgemein interessiren. Auf dem benachbarten Pfarrdorfe Rittermannshagen, bei dem Pastor Augustin, sah Reuter die Erzieherin Luise Kunze. Sein Werben um diese liebliche und praktisch tüchtige, geistig hoch beanlagte Jungfrau, die er nach sieben Jahren als sein Weib an den kleinen bescheidenen Herd in Treptow a. Toll. führte, bildet einen der schönsten Abschnitte in dem Gaedertz'schen Buche. Besonders ist der Brautstand, an der Hand einer glücklicherweise erhaltenen Correspondenz, die von nicht zu unterschätzendem biographischen Werthe, geeignet, uns Fritz und Luise Reuter menschlich nahe zu bringen und zu zeigen, wie gut die beiden zu einander paßten, ja wie für einander geschaffen waren. Luisens Portrait als Brout mit einer höchst launigen Erklärung, worin Reuter als Maler und Humorist sich von der besten Seite zeigt, verdient nicht minderes Lob, als die Genrestücke aus der kinderreichen Augustin'schen Pastorenfamilie daheim und auf einer Landpartie, oder die trefflichen Bilder von Thalberg mit dem jungen Peters'schen Ehepaare und Großvater, dem Enkel die Tabakpfeife reichend. Hier offenbart sich Reuters Compositionstalent wohl am deutlichsten. In ruhigen friedlichen Geleisen bewegt sich fortan, an der Seite seiner treuen Luise, das Leben Fritz Reuters in Treptow, Neubrandenburg und Eisenach. Das anfangs sehr kärgliche Einkommen als Zeichen-, Sprach- und Turnlehrer mehrt sich von Jahr zu Jahr durch das endlich entdeckte dichterische Talent. Wir nehmen daran freudigen Herzens theil; denn Gaedertz versteht es, dies Wachsthum unsres zur Höhe des Ruhmes aufsteigenden Volksschriftstellers in einer Weise zu schildern, wie's überall ouheimelt. Dazwischen zerstreut findet sich gar manches bis jetzt ungedruckte Gelegenheitspoem, gar monches heitere oder ernste Erlebniß; von den zahllosen Briefen fesselt wohl am meisten die Correspondenz mit einem Neffen, die für jeden Jüngling lesenswerth ist und eine Zierde jedes Schulbuches sein wird. Finden und machen — das ist die Kunst, welche Gaedertz unläugbar beherrscht; er hat uns schon verschiedene gehaltvolle Schriften über seinen Helden beschcert, aber diese beiden Bände „Aus Reuters jungen und alten Tagen" sind die schönsten und gediegensten. Schmerzlich vermißt mon nur ein wirkliches Register, das für Bücher dieser musivischen Art doch eigentlich unentbehrlich ist. Wenigstens Autoren, die zugleich Bibliothekare sind, sollten dieser deutschen Unsitte nicht fröhnen.

Mittheilungen und Nachrichten.

H.S. Neuere Afrikaliteratur. Von dem Buche „Deutschlands colonials Helden und Pioniere der Cultur im schwarzen Continent" von Rochus Schmidt ist vor einiger Zeit der zweite Band erschienen (mit vier Portraits und einer Karte von Afrika. Braunschweig. Albert Limbach. 1896), der sich mit den beiden Forschern Nachtigal und Emin Pascha, sowie mit Peters und Wissmann beschäftigt. Mit Bezug auf den Nachtigal gewidmeten Abschnitt gilt dasselbe, was wir (Beil. 1896 Nr. 168) in unserm Urtheil über den ersten Band ausgesprochen; auf selbständigere Arbeit sind dagegen die Capitel über Peters, Wissmann und Emin Pascha zurückzuführen, die über letzteren kennzeichnen sich nicht nur als die relativ besten, sondern haben auch an sich Werth. Ueber die Bedeutung Emin Paschas als Forscher herrschten ja niemals Meinungsverschiedenheiten, desto mehr schwankte sein Charakterbild, und schließlich wich der Cult, der mit seinem Namen anfangs getrieben wurde und schon stark an Unfug erinnerte, immer mehr einer ziemlich trostlosen Ernüchterung. Schmidt hält in seinem Urtheil die richtige Mitte. Es ist übrigens vollkommen gleichgültig, welche Schwächen und Fehler dieser oder jener Afrikareisende gehabt hat; dadurch werden seine Verdienste, wenn er solche um die Wissenschaft oder als bisher Pionier oder als colonialer Vorkämpfer sich erworben, nicht geschmälert. Wir haben daher nichts einzuwenden, wenn auch Peters in dem Buche einen Platz erhalten hat, zumal des Verfassers Urtheil gerade hier frei von Ueberschwänglichkeit ist; außerdem wurde dieses Capitel geschrieben, bevor gewisse Dinge das Bild Peters' zu beeinträchtigen geeignet schienen. Wir verdanken Peters Deutsch-Ostafrika, und deßhalb gehörte er in das Buch hinein. Nur in der Werthschätzung des Peters'schen Reise-

werkes über seine Emin Pascha-Expedition hätte der Verfasser vorsichtiger sein müssen. Was er Seite 91 darüber sagt, ist gänzlich unzutreffend. Peters' geographische Resultate sind sehr kläglich, seine Karte ist nahezu werthlos, auch sonst gehört sein Buch inhaltlich zu den schlechtesten, die in jener Zeit über Afrika geschrieben worden — und das will schon etwas heißen. Die Karte zum Buche Schmidts ist recht übersichtlich und klar und vervollständigt einigermaßen befriedigend die Reiserouten. — „Der Plantagenbau in Kamerun und seine Zukunft. Drei Reiseberichte von Prof. Dr. F. Wohltmann, Bonn-Poppelsdorf. Mit 12 Abbildungen, 2 Karten und 2 Plänen." Berlin, F. Trise. 1896. Mit Ausnahme von Togo und einem Theile von Ostafrika sind in unsern afrikanischen Colonien die Tage gezählt, da der Handel noch eine wesentliche Einnahmequelle für sie bildet. Was Kamerun anlangt, so wird sich das Ungeschick in der Abgrenzung des Hinterlandes und die Versäumniß frühzeitiger Erschließung desselben sehr bald für den Handel fühlbar machen. Wie viel man dort an die Engländer und an die noch thätigeren Franzosen verloren, das kommt ja jetzt — selbstverständlich zu spät — auch den maßgebenden Kreisen zum Bewußtsein. So ist für Deutsch-Kamerun die Zeit, da man im Plantagenbau die Zukunft der Colonie erblickt und daher diesen rationeller und intensiver als bisher wird betreiben müssen, schneller herangerückt, als man einst annehmen konnte und als es im benachbarten Englisch- und Französisch-Westafrika der Fall gewesen. Genauere fachmännische Untersuchungen des Bodens sind nun also unabweisbar geworden. Der Verfasser des vorliegenden Schriftchens hat solche zu Anfang dieses Jahres angestellt und berichtet darüber in zusammenfassender Kürze. Die Kenntniß von Klima und Boden, so führt Prof. Wohltmann aus, ist Grundbedingung für den zweckentsprechenden Anbau von Culturgewächsen, also hier für den Plantagenbau. Die Kamerunküste, die ja zunächst in Betracht kommt, zeigt das typische feuchtwarme Tropenklima, wie es der Cacao und die Vanille lieben, zumal der auf weite Strecken gleichmäßig zusammengesetzte Boden im Gebiet des ganzen Kamerungebirges als Verwitterungsproduct an Nährstoff reicher ist, als in den meisten anderen Tropenländern. Kamerun verspricht daher eines der ersten Cacaoländer der Erde zu werden, das beweisen auch schon die bisher vorliegenden Erfahrungen. Der Cacaobau verdient in den unteren Lagen am Kamerungebirge bis etwa zu 600 Meter Höhe vor allem anderen Anbau den Vorzug, während die höher gelegenen Theile für Kaffee-, Tabak- und Theeplantagen sich eignen, die sich wenigstens nicht schlechter rentiren würden als anderwärts in den Tropen. Verfasser bespricht dann die vier größeren bereits vorhandenen Privatplantagen, den botanischen Versuchsgarten in Victoria und die beiden landwirthschaftlichen Regierungsstationen Buea und Johann-Albrechtshöhe (Buea), wo man übrigens auch Kartoffeln pflanzt, und kommt zu dem bereits oben angedeuteten Schlusse: im Plantagenbau liegt die Zukunft Kameruns. Die Frage, ob es dort für ausgedehnte Plantagen geeignete Flächen gibt und ob Deutschland capitalkräftig genug, seine Colonien genügend auszunützen, glaubt der Verfasser ohne weiteres bejahen zu können; eine dritte Frage bleibt — ganz abgesehen von der schwierigen Arbeiterfrage — die, ob in Deutschland Kräfte und Intelligenzen vorhanden, die den Plantagenbau leiten können. Hier bleibt allerdings noch viel zu thun, und der Staat müßte für das Heranziehen solcher Kräfte durch Verleihung von Stipendien zu Studienreisen in die alten Tropenplantagenländer Sorge tragen. Nöthig wären weniger landwirthschaftlich als gärtnerisch geschulte Leute. Die Befürchtung, die landwirthschaftliche Förderung unserer Colonien könne die heimische Landwirthschaft irgendwie schädigen, erklärt der Verfasser mit vollem Rechte für grundlos. — Die 12 Autotypien, die dem Hefte beigegeben worden, sind sehr gut gewählt, und geben, wenn das in der That noch nöthig wäre, einen Begriff von dem üppigen Pflanzenwuchs auf den Kameruner Plantagen, während auf drei Tafeln das Kamerunschaf und das Kamerunrind (Viehzucht auf Station Buea) dargestellt werden. Die eine der Karten ist dem bekannten kleinen Reimer'schen Colonialatlas entnommen, die andere (Maßstab 1:4 Mill.) zeigt das Kamerungebirge mit den Namen des Verfassers. — Wie wesentlich für die tropische Agricultur die Kenntniß der geologischen Verhältnisse ist, und wie geringfügig daher nicht nur dem Fachmann, sondern auch dem praktischen Plantagenbauer diese Kenntniß heute erscheinen muß, lehrt der Blick in eine dritte Schrift, die uns heute vorliegt. Sie führt den Titel „Die Geologie der deutschen Schutzgebiete in Afrika. Von Dr. Ernst Frhrn. Stramer v. Reichenbach. Mit 3 Karten und mehreren Profilen. München und Leipzig. R. Oldenbourg. 1896." Ueber die Geologie gewisser Theile der Küste (z. B. in Kamerun) und selbst des Innern (Kilimandscharo-Gebiet und Deutsch-Südwestafrika) ist man freilich schon jetzt verhältnißmäßig gut unterrichtet; die dort angestellten Untersuchungen wurden durch das unmittelbare praktische Interesse am Plantagen- oder Bergbau veranlaßt und haben sehr hübsche und detaillirte Resultate ergeben (Knochenbauer für Kamerun, Lent für den Kilimandscharo und Gürich für Südwestafrika). Für das weite Innere aber sind wir zur Zeit und vermuthlich auch noch für lange Jahre auf die mehr oder minder knappen Notizen der Pioniere angewiesen; denn deren Thätigkeit ist dort eben noch nicht abgeschlossen. Wir verstehen daher sehr wohl die Unzufriedenheit des Verfassers über die Unzulänglichkeit seines Materials, das gewiß noch mangelhafter wäre, hätte es unter jenen Pionieren nicht Männer wie Thomson, Studlmann, Passarge u. a. gegeben. Auf den Angaben des letzteren fast ausschließlich beruht beispielsweise die geologische Zeichnung der Benuländer und des nördlichen Theils vom Schutzgebiet Kamerun. Der Verfasser hat nicht nur ein reiches, weit zerstreutes Quellenmaterial zu sammeln verstanden, sondern es auch kritisch und streng — fast zu streng — gesichtet. Den Niederschlag seiner fleißigen Untersuchungen geben die Karten, die zwar natürlich etwas schematisirt, doch eine vortreffliche Uebersicht dessen liefern, was wir wissen, resp. nicht wissen. Gebiete, über die wir keine Mittheilungen haben, zeigen nicht einmal hypothetisches Colorit, sondern sind einfach weiß gelassen, selbst da, wo es vielleicht nicht nöthig, so z. B. einzelne Theile Deutsch-Ostafrika's. Daß für die weit ausgedehnten Granit- und Schieferformationen hier im Südwesten und Nordwesten wesentliche Unterbrechungen anzunehmen seien, dürfte ausgeschlossen sein. Was Südwestafrika anlangt, so sind wir zwar über den centralen Theil ziemlich gut orientirt, daneben aber dehnen sich Riesenflächen aus, die nicht allein geologisch noch unerforscht sind: so das Kalahari an der Küste. Im Schutzgebiet Kamerun sind die Verhältnisse noch unbefriedigender. Abgesehen von der Küste und den von Passarge durchzogenen Strichen, ist hier die geologische Zusammensetzung völlig unbekannt, wenn man auch vermuthen darf, daß die Primärformation auch hier dem Gesammtbilde ein nahezu einförmiges Gepräge verleihen wird. In Togo endlich ist für die geologische Erforschung so gut wie nichts geschehen, weshalb auch auf eine kartographische Darstellung verzichtet wurde. Auch für den Nichtgeologen sind übrigens viele Capitel im Buche von Interesse, so die Besprechung der Theorien über die Entstehung Centralafrika's und des Tanganika (S. 67). Der Verfasser kann keine davon acceptiren, freilich auch keine bessere an deren Stelle setzen; seitdem ist allerdings durch Moore die räthselhafte Fauna des Tanganikasees, die vielleicht zu sicheren Schlüssen verhelfen wird, genauer erforscht worden. Vermuthet wird (S. 166) eine Thälerität des Kamerunvulcans noch in moderner Zeit (um 1840). Zum Schluß erlaubt sich Referent noch die Bemerkung, daß nicht Krapf (S. 54), sondern Rebmann den Kilimandscharo entdeckt hat.

Em. Claussischer Bilderschatz, hgb. von Franz a. Reber und Ad. Bayersdorfer. Jährlich 24 Lieferungen à 50 Pf. — Vor kurzem ist der 8. Band des Werkes erschienen. Er rechtfertigt das Zutrauen, das die Firma F. Bruckmann (München) auf sich und das junge Unternehmen setzte, an dessen Lebensfähigkeit im Anfang niemand geglaubt haben wird. War der Bilderschatz infolge schlechten Druckes zuerst nur ein Bilderlexikon und höchstens für den zu gebrauchen, der die Originale aber besseren Reproductionen kennt, so nähert es sich immer mehr dem, was man von einem populären Werke verlangen darf. Wir finden jetzt schon viele treffliche Reproductionen, die dieses Lob verdienen, auch wenn man sie nicht ins Verhältniß zu dem außerordentlich billigen Preise setzt. Der Vortheil der Publication liegt in der lakonischen Menge von Bildern, deren Auffinden durch die sehr handlichen Inhaltsverzeichnisse ganz mühelos ist. An der Auswahl kann man nicht mängeln; denn man will alle guten und auch die historisch wichtigen Bilder der italienischen und nordischen Renaissance bringen. Die Anordnung ist besser geworden, als sie war; es werden zwar auch in den letzten Jahrgängen natürlich alle möglichen Schulen berücksichtigt, aber man strebt doch immer mehr danach, einzelne Meister in ihren Hauptwerken womöglich in einem Bande zu vereinigen, so daß sich in dem scheinbaren Gewirr einige fest umrissene Künstlerphysiognomien erkennen lassen. An dem verdienstvollen Unternehmen macht sich ein Fehler jedoch immer stärker geltend: der Textband von Rebee genügt doch nicht allen Wünschen und befindet

sich zudem nicht in den Händen von allen denjenigen, die nur einzelne Jahrgänge des Bilderschatzes besitzen. Es wäre vielmehr zu wünschen, daß jedem einzelnen Bilde eine kleine Besprechung beigegeben werde. Die Herausgeber scheinen das auch gefühlt zu haben; sie haben seit kurzem schüchterne Anfänge dazu gemacht. Leider sind diese Notizen gar zu dürftig und bieten meist nicht mehr, als jeder sich selbst vor dem Bilde sagen kann. Besonders bei Werken, deren Autor nicht ganz sicher steht, empfindet man diesen Mangel schmerzlich: so bei dem großen Rembrandt, der vor kurzem um eine ungeheure Summe für Berlin gekauft wurde. Das Original wirkt schon nicht ganz vertrauenerweckend, und wenn es wirklich ein echter Rembrandt sein sollte, so ist es unter den vielen Werken des großen Meisters, die im gleichen Saale hängen, zwar das theuerste, aber das schlechteste. In der Wiedergabe des Bilderschatzes jetzt es so unglücklich aus, besonders die ganze linke Seite ist so flau und kalt, daß man sich keinen Begriff von dem Werke und der durch es angeregten Frage machen kann, und darum erwartet man erst recht einige begleitende Worte von seiten der Herausgeber, die ihre Zuschreibung der Bilder überhaupt öfter durch Beifügung einiger Gründe unterstützen sollten. — Im gleichen Verlage beginnt jetzt als Pendant der „Classische Sculpturenschatz" zu erscheinen, der, von den Rettungsschicksalen des Bilderschatzes lernend, zugleich als ein sympathisch zu begrüßendes Werk erscheint. Hier sucht man dem Bedürfniß des Lesers nach erklärendem Texte mehr entgegenzukommen. Der richtige Weg ist aber noch nicht gefunden. Es handelt sich ja nicht um Beifügung trockener kunsthistorischer Details, die man leicht selbst finden kann und auch oft schon kennt, sondern um eine bei aller Kürze doch behaglich zu lesende schriftliche Ergänzung zum Bilde.

* Wir ergreifen die Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß „Das Museum" von Wilhelm Spemann (Berlin und Stuttgart), in 20 Lieferungen seinen ersten Jahrgang vollendet und mit einer weiteren den zweiten begonnen hat. Es hat sich glücklich auf der Höhe der Leistung behauptet, die in der eingehenden Besprechung (Beil. Nr. 206 vom 5. Sept. 1896) an ihm gerühmt ward. Die ausgezeichneten Reproductionen (8 Tafeln in jeder Lieferung) bringen nach wie vor Meisterwerke der Malerei und Sculptur in reichem Wechsel zur Anschauung. Als die einzige auffallende Lücke müssen wir bezeichnen, daß bisher auf etwa 170 Tafeln noch kein Werk des Correggio erschienen ist; von Wien, Dresden und Berlin abgesehen, liegt doch auch Parma für ein so umsichtiges Unternehmen nicht ganz der Welt. Auch die Textblätter boten wiederholt vortreffliche kleine Aufsätze gebotene; ganz besonders zeichnet sich wieder der von R. Kekule „Zur Beurtheilung der Antike" in der ersten Lieferung des zweiten Jahrgangs aus durch die Kunst, die Hauptsache in gefälliger Kürze entschieden herauszusagen. Die auf den Umschlägen der Hefte zu den einzelnen Tafeln gegebenen Erläuterungen sind am Schluß des Jahrgangs nochmals zweckmäßig zusammengestellt worden; ein Druckversehen, das wir dabei bemerkt — in der Erläuterung zum Laokoon sind einige wesentliche Worte ausgefallen —, möge am Schluß des folgenden Bandes berichtigt werden.

Ein Museum aus der Vielheit vergegenwärtigt in bisher einziger Form wissenschaftlich und künstlerisch zugleich der soeben neu herausgegebene Wiener Katalog: „Kunsthistorische Sammlungen des A. H. Kaiserhauses. Die Gemäldegalerie; alte Meister. Mit 120 Illustrationen in Lichtdruck, ausgeführt vom Hofphotographen J. Löwy. Wien, Selbstverlag der Sammlungen, in Commission bei Adolf Holzhausen." Es ist ein wirklicher Katalog in stattlich breitem, aber immer noch handlichem Octavformat, für den Gebrauch des Beschauers hergerichtet; zugleich aber für jedermann, sei er nah oder fern, zu häuslichem Studium und Genuß vorzüglich geeignet. Die knappen Textbeschreibungen der Bilder enthalten alle für den Gelehrten oder Liebhaber wichtigen Angaben in klarster Fassung; die neuesten Studien der Kunstforscher sind dazu herangezogen: neben den älteren Crowe und Mantelli erscheinen die Justi und Wickhoff als jüngste Autoritäten. Die typographische Ausstattung, zu der auch die Wiedergabe der Künstlerinschriften im Facsimile gehört, ist über alles Lob erhaben; ganz dasselbe läßt sich von den ebenso reizenden wie treuen Abbildern rühmen, die uns dem Reichthum dieser herrlichen Galerie theils die schönsten und bedeutendsten, theils die bizarrsten merkwürdigsten Stücke zu unmittelbarer Anschauung bringen. Das Ganze zeugt von dem durchdachten Geschmack, wie er sonst diese Dinge in Wien in beneidenswerthem Maße zuhause ist.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 9. Juli 1896. Physikalisch-mathematische Classe. (Vorsitzender Secretar: Hr. Waldeyer.) 1. Hr. Fuchs las: Ueber eine Classe linearer homogener Differentialgleichungen. 2. Hr. Munk legte eine Mittheilung der HH. Dr. med. Wilhelm Cahnstein und Dr. phil. Inga Michaelis vor: Ueber die Veränderung der Chylusfette im Blute. — Philosophisch-historische Classe. (Vorsitzender Secretar: Hr. Vahlen.) 1. Hr. Harnack legte eine Mittheilung des Dr. Karl Schmidt vor über „Ein valentinäisches gnostisches Originalwerk in koptischer Sprache". 2. Der Vorsitzende las den zweiten Theil seiner Ausführungen „über einige Anspielungen in den Hymnen des Callimachus". — Gesammtsitzung vom 16. Juli. (Vorsitzender Secretar: Hr. Vahlen.) 1. Hr. Schulze hielt einen Vortrag „über die Verbindung der Epithelzellen untereinander". 2. Hr. Frobenius überreichte eine Abhandlung „über Gruppencharaktere". 3. Hr. Fuchs legte eine Ausführung des Dr. Eugen Jahnke in Berlin „über ein allgemeines aus Thetafunctionen von zwei Argumenten gebildetes Orthogonalsystem und seine Verwendung in der Mechanik" vor. — Sitzungen vom 23. Juli. Philosophisch-historische Classe. (Vorsitzender Secretar: Hr. Vahlen.) Hr. Tobler las „Etymologisches". Hr. Weber überreichte einen Nachtrag zu den in der Sitzung am 18. Juni ds. gelesenen „Vedischen Beiträgen V". — Physikalisch-mathematische Classe. (Vorsitzender Secretar: Hr. Waldeyer.) 1. Hr. v. Bezold las: Ueber die Theorie des Erdmagnetismus. 2. Hr. Klein legt vor die Schlußabhandlung des Hrn. L. Wulff: Zur Morphologie des Natronnitrates (III). 3. Hr. van't Hoff legt vor eine Abhandlung des Hrn. William Dunne: Ueber elektrolytische Thermoketten. 4. Der Vorsitzende legt vor eine Mittheilung des Hrn. Dr. Gerato: Ueber Lymphscheiden des Auerbach'schen Plexus myentericus der Darmwand. — Gesammtsitzung vom 30. Juli. (Vorsitzender Secretar: Hr. Vahlen.) 1. Hr. Conze hielt einen Vortrag „über den Ursprung der bildenden Kunst". 2. Hr. Schulze legte eine Mittheilung „über diplodale Spongienkammern" vor. 3. Von dem correspondirenden Mitglied Hrn. L. Königsberger in Heidelberg wurde eine Abhandlung „über die Principien der Mechanik" vorgelegt. 4. Hr. du Bois-Reymond überreichte einen Aufsatz des Hrn. Prof. Dr. A. König in Berlin „über qualitative Bestimmungen an complementären Spectralfarben". 5. Hr. Schulze überreichte eine Untersuchung von den HH. Prof. C. v. Leyden und Dr. F. Schaudinn, Assistenten am Zoologischen Institut der Universität, „über Leydenia gemmipara Schaudinn", ein neuer, in der Ascites-Flüssigkeit des lebenden Menschen gefundener amöbenähnlicher Rhizopode. 6. Hr. v. Bezold legte eine Mittheilung „über die Aufzeichnung sehr kleiner Variationen des Erdmagnetismus" von Hrn. Prof. Eschenhagen in Potsdam vor.

Sitzungen vom 22. October 1896. Physikalisch-mathematische Classe. (Vorsitzender Secretar: Hr. Auwers.) 1. Hr. Klein las über Leucit und Analcim und ihre Beziehungen zu einander. 2. Derselbe legte einen Bericht des Hrn. Dr. W. Salomon, z. Z. in Pavia, vor über geologisch-petrographische Studien im Adamello-Gebiet, ausgeführt mit Unterstützung der Akademie im Sommer d. J. 2. Derselbe legte ferner einen Bericht vor, welchen der Reisende der Humboldt-Stiftung, Hr. Dr. W. Maercke aus Freiburg i. B. über seine geologisch-petrographischen Studien in den chilenischen Anden eingesandt hat. 4. Hr. Dames legte eine Abhandlung des Hrn. Prof. F. Frech in Breslau vor: Ueber den Gebirgsbau der Nahsitdater Tauern, als Bericht über eine im Sommer d. J. mit Unterstützung der Akademie ausgeführte Untersuchung. 5. Hr. Königsberger übersendet einen Nachtrag zu seiner im Sitzungsbericht vom 30. Juli d. J. gedruckten Abhandlung über die Principien der Mechanik. 6. Hr. Warburg legte eine Mittheilung des Hrn. C. F. Nichols aus New-York vor über eine im physikalischen Institut der hiesigen Universität nach der radiometrischen Methode ausgeführte Untersuchung über das Verhalten des Quarzes gegen langwellige Strahlung. 7. Hr. Schulze legte eine Abhandlung des Hrn. Dr. R. Heymons, Assistenten am zoologischen Institut der hiesigen Universität vor: Grundzüge der Entwicklung und des Körperbaues von Odonaten und Ephemeriden. — Philosophisch-historische Classe. (Vorsitzender Secretar: Hr. Diels.) 1. Hr. Sachau las über: Aramäische Inschriften. 2. Der Vorsitzende berichtete über den Codex Coisl. 322 des Prokop in Timnenm I. II. 3. Der Vorsitzende legte eine Abhandlung des correspondirenden Mitgliedes Hrn. C. Schüre r in Göttingen vor: Der Kalender und die Aera von Gaza. 4. Hr. Köhler legte eine Abhandlung vor: Zur Geschichte des athenischen Münzwesens. — Gesammtsitzung vom 29. October. (Vorsitzender Secretar: Hr. Diels.) 1. Hr. Möbius las: Ueber

Digitized by Google

die ästhetischen Eigenschaften der Foraminiferen, Radiolarien und Spongien.

Sitzungen vom 5. Nov. 1896. Philosophisch-historische Classe. (Vorsitzender Secretar: Hr. Diels.) Hr. Wattenbach las: Ueber die Legende von den heiligen Vier Gekrönten. — Physikalisch-mathematische Classe. (Vorsitzender Secretar: Hr. Auwers.) 1. Hr. Dames las: Beiträge zur Geotektonik Helgolands. — 2. Hr. Munk machte eine weitere Mittheilung über die Zühlfphären der Großhirnrinde. — Gesammtsitzung vom 12. November. (Vorsitzender Secretar: Hr. Diels.) 1. Hr. Diels las: Ueber die poetischen Vorbilder des Parmenides. — Sitzungen vom 19. November. Physikalisch-mathematische Classe. (Vorsitzender Secretar: Hr. Auwers.) 1. Hr. Vogel las: Die Lichtabsorption als maßgebender Factor bei der Wahl der Dimension des Objectivs für den großen Refractor des Potsdamer Observatoriums. 2. Hr. Kohlrausch las über elektrolytische Verschiebungen in Lösungen und Lösungsgemischen. 3. Hr. Munk überreichte einen Bericht des Hrn. Prof. Dr. M. Verworn in Jena über seine mit Mitteln der Humboldt-Stiftung im Winter 1894—95 ausgeführten Arbeiten unter dem Titel: Zellphysiologische Studien am Rothen Meer. — Philosophisch-historische Classe. (Vorsitzender Secretar: Hr. Diels.) Hr. Pernice las: Ueber wirthschaftliche Voraussetzungen römischer Architekturen. — Gesammtsitzung vom 26. November. (Vorsitzender Secretar: Hr. Diels.) 1. Hr. Englee las: Ueber die geographische Verbreitung der Zygophyllaceen im Verhältniß zu ihrer systematischen Gliederung. 2. Hr. Kohlrausch legt eine Arbeit der HH. Prof. Dr. Fr. Richarz in Greifswald und Dr. Otto Krigar-Menzel in Berlin vor: „Gravitationsconstante und mittlere Dichtigkeit der Erde, bestimmt durch Wägungen".

* Ueber das Limes-Kastell Feldberg im Taunus, dessen Erhaltung beschlossen ist, entnimmt das „Centralbl. der Bauverw." den Berichten des Streckencommissars, Baumeisters Jacobi in Homburg, der auch die Erhaltungsarbeiten leitet, folgendes. Das Kastell liegt am nördlichen Abhange des Feldbergs, dicht an der Quelle des Weilflusses, der das für die Besatzung nöthige Wasser lieferte, etwa 100 Meter hinter dem Limes, da, wo derselbe eine heute noch nicht aufgeklärte Verdoppelung oder, richtiger gesagt, Ueberschneidung einer vorderen und hinteren Linie bildet. Es gehört mit einer Größe von 93.4 : 78.5 Meter zu einem bestimmten Typus kleinerer Kastelle. Thürme liegen an den vier Thoren und je einer in den abgerundeten Ecken. Die Wallmauer hat eine Stärke von 1.18 Meter (4 römische Fuß) und ist stellenweise fast 1.50 bis 2 Meter erhalten, so daß gerade hier eine Wiederherstellung vor allem geboten erschien; Zinnen waren nach vorgefundenen Resten vorhanden. Die Spitzgräben sind des starken Gefälles wegen (1 : 10) auf der Sohle gepflastert, ebenso wie auch im Innern des Castells für eine gute Entwässerung des abschüssigen Bodens durch einen Canal mit eirundem Querschnitt und Bohlenabdeckung gesorgt war. Das hinten abgerundete Sacellum, Reste des Prätoriums und andere Gebäude sind festgestellt. Die Funde im Inneren des Castells waren sehr zahlreich, die Münzen führen von Hadrian bis Gordian. Der vor dem Castell gelegenen „Villa", ihrer Apsiden wegen im Volksmunde „Heidenkirche" genannt, ist besondere Sorgfalt zugewandt worden. Man fand dort die bekannten Heizungs- und Badeeinrichtungen mit den Pfeilern, Verputzreste mit hellgelber Farbe außen, und rother und schwarzer innen, Schieferſteine und Bruchstücke von Fensterglas, alles Beweise von einst reicher und wohnlicher Ausstattung. Geschichtlich ist von Wichtigkeit, daß die Pfeilerziegelplatten von einem Numerus (kleinere Truppenabtheilung) der Cathaner gestempelt sind, eines Volkes, das bisher nach nirgends bekannt war. Außerdem besagte eine große, in der Villa gefundene Inschrift, daß hier die Exploratores Halic(enses) der Julia Mamaea, der Mutter des Kaisers Alexander Severus, zu Ehren einen Denkstein gesetzt haben. Aus dem Beinart der Exploratio (Kavdschaftertruppe) ist nach Mommsen zu entnehmen, daß entweder das Feldbergcastell oder die Homburger Gegend „Halicinium" oder „Halicanum" geheißen hat. Gleichzeitig gelang es, die quer über den Taunus führende gepflasterte Römerstraße festzustellen, die ebenso wie bei der Saalburg von unterkellerten Wohnhäusern begleitet war. Nach vor Schluß der vorjährigen Grabungen fand man auch den verhältnißmäßig weit entfernten Friedhof. — Im letzten Herbst sind auch an dem alt berühmten Castell Saalburg die Erhaltungsarbeiten beendigt worden, und da außer der für das Feldbergcastell bewilligten Summe von 3000 Mark noch ein weiterer angemessener Betrag zur Instandsetzung der zwischen den beiden Castellen liegenden Thürme und Hügel übrig geblieben ist, so dürfte es allmählich gelingen, dieses best erhaltene und am leichtesten zugängliche, in herrlichem Hochwald gelegene Stück Grenzwall mit all seinen Einzelheiten freizulegen und für alle Zeit gegen Zerstörungen zu sichern.

* **Stuttgart**, 12. Jan. Heute vor 50 Jahren wurde der Philosoph Geh. Rath Dr. Eduard Zeller als Professor der Theologie nach Bern berufen; am 22. d. vollendet er, von dem Unfall, der ihn im vorigen Sommer in Nagay betraf, im ganzen wieder hergestellt, sein 83. Lebensjahr.

-g **Karlsruhe**, 10. Jan. Der Nordpolfahrer Julius Ritter v. Payer, der gegenwärtig die Ausrüstung einer Expedition in die südlichen Polargebiete betreibt, hielt gestern Abend im hiesigen Kaufmännischen Verein einen Vortrag über die Erlebnisse und Erfahrungen während seiner Polarreisen. Er äußerte dabei seine Meinung dahin, daß bei den heutigen Mitteln eine Erreichung der Pole nicht möglich sei. Ebenso aussichtslos wie die Methode Nansens, der durch das Treibeis zum Ziele gelangen wolle, sei der kühne Plan Andrée's, den Nordpol im Luftballon zu erreichen. Aber auch ohne Erreichung der Pole seien die Forschungsreisen in die Polargebiete von hohem wissenschaftlichen Werth und er hoffe seine geplante Expedition zum Ruhme deutscher Wissenschaft zur Ausführung zu bringen.

* **Heidelberg**. Zum Prorector für das nächste Studienjahr wurde der Staatsrechtslehrer Geh. R. Prof. Georg Meyer gewählt.

* **Straßburg**. Prof. Kaibel hat den Ruf nach Göttingen auf Wilamowitz' Lehrstuhl angenommen.

* **Zürich**. Der Regierungsrath legte dem Cantonsrath zur Genehmigung folgende Verordnung über die Vivisection vor, die man als musterhaft bezeichnen darf. § 1. Vivisectionen, d. h. die Vornahme blutiger Operationen an lebenden Thieren, sowie alle Experimente, welche die Lebensverhältnisse der Thiere in einer Weise verändern, daß vorübergehende oder andauernde schmerzhafte Zustände erzeugt werden, sind einzig und allein zum Zwecke wissenschaftlicher Forschung und für Lehrzwecke gestattet. § 2. Die erlaubten Vivisectionen dürfen nur in den nachstehenden Instituten und Abtheilungen cantonaler Heil- und Lehranstalten vorgenommen werden: Medicinische Facultät der Hochschule, Thierarzneischule, cantonale Krankenanstalten, zoologische und hygienische Institute der Hochschule und des Polytechnicums. § 3. Die Vornahme solcher Vivisectionen ist nur den Directoren, resp. Fachlehrern der in § 2 genannten Institute gestattet, den Assistenten nach Anordnung und unter specieller Aufsicht derselben, sowie nach Einholung einer speciellen Erlaubniß der Erziehungsdirection ausnahmsweise auch akademisch gebildeten Forschern. § 4. Die Zahl der gesetzlich erlaubten Vivisectionen ist auf das unumgänglich nothwendige Maß zu beschränken. Ueber dieselben ist der Erziehungsdirection nach officiellem Formular jährlich Bericht zu erstatten. § 5. Alle Versuche sind für die Thiere, wenn immer möglich, durch Narkose schmerzlos zu gestalten. § 6. Nicht als Vivisectionen im Sinne von § 3 des Gesetzes, betreffend den Schutz der Thiere, werden betrachtet und bleiben daher durch das Verbot unberührt: a) Operationen, wie sie bei der landwirthschaftlichen Thierhaltung und bei der Thierheilkunde nothwendig sind. b) Injectionen (Einspritzungen) zum Zwecke der Untersuchung, Verhütung oder Heilung von Krankheiten. § 7. Uebertretung der vorstehenden Vorschriften wird nach der Größe der dem Thiere zugefügten Qualen, sowie nach dem Grade der an den Tag gelegten Roheit der Gesinnung und des gegebenen Aergernisses mit Polizeibuße von 10 bis 500 Francs bestraft, welche in schwereren Fällen oder im Rückfall verdoppelt und mit Gefängniß bis auf 3 Monate verbunden werden kann. In geringfügigen Fällen darf die Buße ausnahmsweise bis auf 5 Francs herabgesetzt werden (§ 4 des Gesetzes betreffend den Schutz der Thiere vom 22. December 1895).

* **London**. Das „Times" wird aus Montevideo gemeldet, daß Professor Giuseppe Sanarelli, italienischer Bakteriolog und Schüler Pasteurs, Leiter des Nationalinstituts für Hygiene in Uruguay, den Gelben Fieber-Bacillus entdeckt zu haben glaubt. Er wird demnächst die Ergebnisse seiner Experimente veröffentlichen und hat über die Entdeckung bereits der medicinischen Akademie in Rom Bericht erstattet.

* **Lund**. Am 7. Januar starb, 53jährig, der außerordentliche Professor der Geologie Svea Anders Bernhard Lundgren, der unserer Universität seit 30 Jahren als Docent angehörte. Seine Arbeiten galten außer Island, das er 1871 besucht hat, besonders der geologischen und paläontologischen Erforschung Schonens.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 13. Januar. Nummer 9.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die XVI. und die XVII. Session des Instituts für internationales Recht. I. Von Heinrich Harburger. — Ein neues Novellenbuch von Paul Heyse. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die XVI. und die XVII. Session des Instituts für internationales Recht.

Von Heinrich Harburger.

I.

Dank der Rührigkeit seines Generalsecretärs, Professor Lehr in Lausanne, sowie dem Fleiße seiner Studiencommissionen und deren Berichterstatter ist das Institut nunmehr in der Lage, Jahr für Jahr eine ordentliche Sitzung abzuhalten. Der Versammlung zu Paris (1894), über welche bereits an dieser Stelle gesprochen worden ist,[1]) folgte jene zu Cambridge (1895)[2]), dieser hinwiederum jene zu Venedig (1896)[3]) und für das kommende Jahr hat das Institut ebenfalls schon einer ehrenvollen Einladung der Staatsregierung und der Hauptstadt von Dänemark Folge zu leisten beschlossen. Der Zahl seiner Zusammenkünfte entspricht auch der Umfang seiner Resultate. Wie in Cambridge die Lehre von der Entmündigung großjähriger Ausländer, die strafrechtliche Sanction der Bestimmungen der Genfer Convention zum Schutze der Verwundeten, die Erörterung der Vorrechte der Gesandten und die Prüfung der Ergänzungsbedürftigkeit des internationalen Berner Vertrages zum Schutze des literarischen und künstlerischen Eigenthums vom 9. September 1886 erledigt werden konnte, so führte die Sitzung von Venedig zur Feststellung des völkerrechtlichen Begriffes und Umfanges der Kriegscontrebande und zur Aufstellung von einheitlichen Grundsätzen hinsichtlich des Erwerbes und des Verlustes der Staatsangehörigkeit, über die den Consuln gebührende Rechtsstellung, über das Bombardement offener Städte im Seekriege, sowie über die Berechtigung der Kauffahrteischiffe zur Führung der Nationalflagge.

Die Vorschläge zur Revision der Berner Convention hatten mehr eine vorübergehende Bedeutung; sie waren bestimmt und dienten auch in der That als Gutachten für die officielle Conferenz, welche zu diesem Zweck im April 1896 in Paris stattgefunden hat. Mit dieser ihrer Function ist auch jeglicher Anlaß zur Unterhaltung weiterer Kreise über dieselben hinweggefallen. Ganz anders ist die Sache gelagert hinsichtlich der Grundsätze über die Entmündigung von großjährigen Ausländern. Wir haben schon früher[4]) Gelegenheit gehabt, auf die praktische Wichtigkeit dieser Regeln hinzuweisen, und beschränken uns deßhalb darauf, daran zu erinnern, daß z. B. in England und Nordamerika eine Entmündigung nur wegen Geisteskrankheit zulässig ist, während in anderen Ländern, so insbesondere auch nach § 6 des neuen deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches, eine solche auch wegen Verschwendung und wegen Trunksucht verhängt werden kann. Aehnliche Verschiedenheiten bestehen zwischen den verschiedenen Gesetzgebungen hinsichtlich der Frage, ob sich die zuständigen Behörden eines Staates überhaupt mit der Fürsorge von entmündigungsbedürftigen Ausländern zu befassen haben, sowie darüber, ob eine in dem einen Staate ausgesprochene Entmündigung ohne weiteres auch in den anderen Staaten rechtswirksam sei. Nach wiederholter Behandlung der Materie in verschiedenen Sitzungsperioden gelangte das Institut zur Empfehlung folgender Grundsätze:

I. „Die Entmündigung großjähriger Ausländer richtet sich nach den Gesetzen ihres Vaterlandes." — Dieser Satz bildete für das Institut lediglich die nothwendige Consequenz aus seiner Oxforder Thesis, daß die Handlungsfähigkeit (Geschäftsfähigkeit) einer Person nach dem Gesetze desjenigen Staates zu beurtheilen ist, dem dieselbe als Unterthan angehört — eines Satzes, der inzwischen auch in den Artikel 7 des Einführungsgesetzes zum deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch übergegangen ist, während bisher die deutsche Praxis in dieser Richtung zumeist dem am Wohnsitze der in Frage stehenden Person geltenden Rechte den Vorzug gegeben hatte.

II. „Principiell kann die Entmündigung nur durch die Behörden des Vaterlandes des zu Entmündigenden ausgesprochen werden; jedoch müssen die Behörden des Wohn-, beziehungsweise Aufenthaltsortes alle im Interesse seiner Person oder seines Vermögens veranlaßten einstweiligen Anordnungen treffen."

III. „Eine von den zuständigen Behörden des Heimathlandes ausgesprochene Entmündigung hat allenthalben Rechtswirkung, ohne erst noch einer besonderen Vollstreckbarkeitserklärung zu bedürfen; jedoch sind die anderen Staaten berechtigt, die Wirksamkeit derselben Dritten gegenüber von einer ausdrücklichen Veröffentlichung abhängig zu machen, sofern eine solche nach ihrem Rechte bezüglich der Entmündigung von Einheimischen vorgeschrieben ist."

IV. „Falls jedoch die vaterländischen Behörden aus irgend einem Grunde außerstande sind, über einen Entmündigungsantrag zu befinden, so sind, abweichend von Ziffer II, hiezu die Organe desjenigen Staates berufen, in dessen Gebiet der zu Entmündigende seinen Wohnsitz hat; in allen anderen Fällen haben die letzteren sich, nöthigenfalls selbst von Amtswegen, für unzuständig zu erklären." — Einer ähnlichen Anschauung huldigt das Einführungsgesetz zum deutschen Bürgerlichen Gesetzbuche (Artikel 23): „Eine Vormundschaft oder eine Pflegschaft kann im Inland auch über einen Ausländer, sofern der Staat, dem er angehört, die Fürsorge nicht übernimmt, angeordnet werden, wenn der Ausländer nach den Gesetzen dieses Staates der Fürsorge bedarf oder im Inland entmündigt ist. Das deutsche Vormundschaftsgericht kann vorläufige Maßregeln treffen, solange eine Vormundschaft oder Pflegschaft nicht angeordnet ist."

[1]) Beil. Nr. 284 vom 10. December 1894.
[2]) Beil. Nr. 185 vom 13. August 1895.
[3]) Beil. Nr. 225 vom 29. September 1896.
[4]) Beil. Nr. 236 vom 8. October 1892.

Digitized by Google

V. „Wird ein Entmündigungsantrag gegen einen Ausländer bei den Behörden von dessen Wohnort angebracht, so müssen diese hievon vor allem dem diplomatischen oder consularischen Vertreter seines Vaterlandes Kenntniß geben und demselben eine Frist zur Geltendmachung etwaiger Einwendungen bestimmen."

VI. „Dieser hat vor seiner Rückäußerung ein Gutachten von den zuständigen Behörden desjenigen Ortes zu erholen, an welchem der Beklagte seinen letzten Wohnsitz in seinem Vaterland gehabt hat."

VII. „Sind ausländische Behörden zur Entscheidung über den Entmündigungsantrag berufen, so richtet sich ihr Verfahren nach den für die Entmündigung von Einheimischen geltenden Vorschriften. Berechtigt zur Antragstellung sind alle diejenigen Personen oder Behörden, denen eine solche Befugniß nach dem Rechte des Vaterlandes des zu Entmündigenden oder seines Wohnortes zusteht. Gründe und Wirkungen der Entmündigung bestimmen sich nach dem heimathlichen Rechte des zu Entmündigenden. Die Fürsorge für die Person und das Vermögen des Entmündigten liegt den Behörden seines Wohnortes nach den für sie geltenden Vorschriften ob. Die Vormundschaft ist nach Möglichkeit den von seinen heimathlichen Gesetzen hiezu berufenen Personen zu übertragen, auch wenn sie nach dem Landesrecht keinen festen Anspruch darauf haben sollten." — Weiter geht das Einführungsgesetz zum deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch, indem es (Art. 8) bestimmt: „Ein Ausländer kann im Inlande nach den deutschen Gesetzen entmündigt werden, wenn er seinen Wohnsitz oder, falls er keinen Wohnsitz hat, seinen Aufenthalt im Inlande hat." Es mag nun an dieser Stelle unerörtert bleiben, inwieweit sich dieser Satz mit dem bereits erwähnten, ihm vorausgehenden Artikel 7 vereinbaren läßt; fraglich dürfte es aber insbesondere sein, ob eine solche Entmündigung auch Aussicht auf Anerkennung im Auslande haben wird.

VIII. „Die vorstehenden Regeln haben auf bewegliches und unbewegliches Vermögen gleichmäßig Anwendung zu finden" — ein Satz, dessen Tendenz besonders darauf gerichtet ist, die nach dem englischen und amerikanischen Rechte bestehende Verschiedenheit in der rechtlichen Behandlung des beweglichen und des unbeweglichen Vermögens zu beseitigen.

Wie hieraus schon ersichtlich, kommt der Staatsangehörigkeit für die Entmündigung und überhaupt für die Geschäftsfähigkeit eine große Bedeutung zu und auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts spielt dieselbe eine fast noch wichtigere Rolle. Dessenungeachtet gibt es nicht leicht ein Rechtsinstitut, bezüglich dessen die verschiedenen Gesetzgebungen von abweichenderen Grundsätzen geleitet wären, als dies hinsichtlich des Erwerbes und des Verlustes der Staatsangehörigkeit der Fall ist. Freilich ist die wissenschaftliche Behandlung und die gesetzliche Regelung dieser Materie erst eine nothwendige Folge der modernen Verkehrsverhältnisse und der modernen Auffassung über die Stellung des einzelnen Individuums gegenüber dem Staate. Aber indem hiebei vielfach Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit ziemlich leicht gemacht wurde, eröffnete man gleichzeitig manchen Unzukömmlichkeiten Thür und Thor. So wurde einerseits die Möglichkeit gegeben, daß eine Person gleichzeitig in zwei oder noch mehr Staaten das Bürgerrecht besitzt, und andrerseits nicht verhindert, daß zahlreiche Personen überhaupt keinem bestimmten Staate angehören und sich in dem Zustande der Heimathlosigkeit (von den Franzosen le heimathlosat genannt), befinden. Es bedarf wohl keiner näheren Darlegung, daß beide Folgen der modernen Gesetzgebung zu geradezu unerträglichen Zuständen führen. Der Besitz mehrerer Staatsangehörigkeiten wirkt besonders dann bedrückend, wenn die Zeit der Wehrpflicht herankommt, oder wenn gar zwischen den in Frage stehenden Staaten ein Krieg ausbricht. In welchem der beiden Heere soll dann der Waffenpflicht Genüge geleistet werden? Und wie wäre es zu vermeiden, daß dann der andere Staat nicht über einen solchen nach seiner Ansicht Treubrüchigen alle von seinen Gesetzen angedrohten Nachtheile und Strafen verhänge? Die Heimathlosigkeit aber macht sich besonders dann geltend, wenn ein Fall der Unterstützungsbedürftigkeit eintritt und nun jeder Staat sich weigert, Hülfe zu leisten. Mag auch nach der humanen Anschauung unsrer Zeit so ziemlich allenthalben das momentan Nothwendige gewährt werden, so schließt dies doch keineswegs aus, daß ein in solcher Lage befindliches Individuum zuletzt immer von einem Staate dem andern zugeschickt und zugeschoben wird, ohne irgendwo dauernde Unterkunft zu finden, wenn nicht schließlich sein früherer Heimathstaat Gnade für Recht ergehen läßt und ihm wieder Aufnahme gewährt. Ermöglicht wird solche Heimathlosigkeit besonders dadurch, daß eine Person ihre Zugehörigkeit zu einem Staate förmlich aufgibt oder wegen Nichtausübung derselben oder sonst zur Strafe verliert, ohne eine solche in einem anderen Staate zu erwerben, und die Zahl der Heimathlosen wird besonders noch dadurch vermehrt, daß die Kinder solcher Personen regelmäßig die Rechtslage ihrer Eltern zu theilen haben. Auch der Umstand kann zur Heimathlosigkeit führen, daß nach manchen Gesetzen die Verehelichung mit einem Ausländer den Verlust der Staatsangehörigkeit mit sich bringt, während andrerseits nach dem vaterländischen Rechte des Ehemannes sich die Staatsangehörigkeit keineswegs von selbst auf die Ehefrau und die ehelichen Kinder erstreckt. In entsprechender Weise wird sodann eine mehrfache Staatsangehörigkeit dadurch begründet, daß nach dem einen Recht die Ehefrau die Staatsangehörigkeit ihres Ehemannes erwirbt, während sie gleichzeitig nach dem Gesetz ihres Heimathlandes die Zugehörigkeit zu demselben durch ihre Verheirathung mit einem Ausländer nicht verliert, oder daß nach dem einen Recht Eltern und Kinder Unterthanen verschiedener Staaten sein können, während nach anderen die Naturalisation des Vaters sich nicht auf ihn allein beschränkt, sondern auch von Rechtswegen seine Kinder mitumfaßt, so daß also der erstere und der letztere Staat sie gleichzeitig als Unterthanen in Anspruch nehmen. Die meisten Fälle doppelter Staatsangehörigkeit entspringen aber daraus, daß die einen Staaten, wie z. B. Deutschland und Italien, auf die Abstammung („jus sanguinis"), andere, wie z. B. Venezuela und die südamerikanischen Staaten, auf den Geburtsort („jus soli") entscheidendes Gewicht legen, endlich dritte, wie z. B. Frankreich und England, beide Gesichtspunkte, und dies auch wiederum je in verschiedener Weise, für sich zu verwerthen suchen. Kommt nun das Kind eines Angehörigen eines Staates der ersten Kategorie in einem Staate der zweiten oder dritten Kategorie zur Welt, so ergibt sich mit unausweichlicher Nothwendigkeit für dasselbe eine zwiefache Unterthanenschaft.

All diese Unzuträglichkeiten können nur dadurch wirksam vermieden werden, daß die civilisirten Staaten sich zur Annahme einheitlicher Grundsätze über den Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit verstehen, sei dies nun vermittelst internationaler Verträge oder der Schaffung übereinstimmender Gesetze. Ein weiterer Grund, der dies als unumgänglich erscheinen läßt, ist die Thatsache, daß in neuerer Zeit nicht selten — beispielshalber für die Frage, ob eine Persönlichkeit gewisser, nur den Angehörigen bestimmter Staaten vertragsmäßig eingeräumter Vortheile theilhaftig werden könne — in dem einen Staate die Entscheidung darüber zu treffen ist, ob dieselbe in einem zweiten oder aber einem dritten Lande die Staatsangehörigkeit besitze. Für Fälle dieser Art enthalten die meisten Gesetzgebungen nicht den geringsten Anhaltspunkt, nach

Digitized by Google

welchem sich die zur Entscheidung berufenen Organe richten könnten. Für unser Vaterland stellt sich möglicherweise binnen kurzem die Gelegenheit ein, diesen Anregungen Rechnung zu tragen, wenn nämlich dem Beschlusse des Reichstags vom 5. December 1896, es sei das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 über die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit einer gründlichen Umarbeitung zu unterziehen, von den verbündeten Regierungen Folge gegeben wird.

Indem nun das Institut sich daran machte, solche einheitliche Grundsätze zu formuliren, mußte es vor allem zu der Streitfrage: „jus soli“ oder „jus sanguinis“? Stellung nehmen. Es hielt sich hiebei vor Augen, daß für das letztere Princip besonders spricht einerseits, daß wenigstens in den ersten Generationen die Sympathien auch der in der Fremde lebenden Staatsangehörigen dem Lande ihres Ursprungs zugewendet sind, und daß andrerseits es auch allein ermöglicht, zu vermeiden, daß die Angehörigen einer und derselben Familie verschiedenen Staaten angehören. Dagegen kommt aber in Betracht, daß häufig die in der Fremde befindlichen Angehörigen eines Staates, besonders wenn bereits ihre Vorfahren ihren Wohnsitz dahin verlegt haben, sich so ziemlich allen Pflichten gegenüber jenem, insbesondere der Militärpflicht und der Steuerpflicht, zu entziehen vermögen und sich ihrer Staatsangehörigkeit nur dann erinnern, wenn es gilt, ihr Heimathland um diplomatischen Schutz oder sonstige Unterstützung anzurufen. Zugunsten des jus soli hinwiederum kommt zu erwägen, daß nach dem modernen Grundsatz über die prinzipiell gleiche Behandlung der Fremden mit den Einheimischen die ersteren sich des Genusses aller Einrichtungen und Vortheile, die ein Staatswesen bietet, erfreuen, ohne zugleich die dessen Angehörigen obliegenden Lasten, abgesehen vielleicht von jenen finanzieller Natur, tragen zu müssen, und weiter, daß regelmäßig, wenn eine oder zwei Generationen im fremden Lande geboren und aufgewachsen sind, sie Sprache, Sitten und Anschauungen desselben in weit höherem Grade annehmen, als sie jene des Ursprungslandes noch bewahren.

So glaubte das Institut in der That eine Verschmelzung der beiden Principien, wenn auch in etwas anderer Weise als dies in Frankreich und England geschehen, anbahnen zu können, indem es sich zunächst in Cambridge für nachstehende Regeln aussprach:

1. Niemand darf ohne Staatsangehörigkeit sein.

2. Niemand darf gleichzeitig eine mehrfache Staatsangehörigkeit besitzen.

3. Jeder muß das Recht haben, seine Staatsangehörigkeit nach seinem Gutdünken zu ändern — ein Satz, der sich besonders gegen die russische Einrichtung richtet, daß zur Aufgabe der dortigen Staatsangehörigkeit die Genehmigung der Regierung erforderlich ist.

4. Der bloße und einfache Verzicht kann nicht zum Verlust der Staatsangehörigkeit genügen.

5. Die Zugehörigkeit zum Ursprungsland darf sich nicht ad infinitum auch auf die Generationen forterben, die in der Fremde geboren sind.

Auf dieser Grundlage formulirte es sodann zu Venedig folgende Thesen:

I. „Die ehelichen Kinder folgen der Staatsangehörigkeit ihres Vaters je zur Zeit ihrer Geburt bezw., falls sie nach dem Tode ihres Vaters zur Welt kommen, jener zur Zeit seines Ablebens.“

II. „Illegitime Kinder, welche gleichzeitig von seiten ihres natürlichen Vaters und ihrer Mutter anerkannt werden oder deren Abstammung von beiden durch eine und dieselbe Entscheidung festgestellt wird, folgen der Staatsangehörigkeit ihres Vaters zur Zeit ihrer Geburt. Erfolgt die Anerkennung nur seitens der Mutter, so erwirbt das Kind die Staatsangehörigkeit der letzteren und behält sie auch bei, selbst wenn der Vater sich später ebenfalls zur Anerkennung herbeiläßt.“

III. „Das Kind eines Ausländers, der selbst schon im Inland zur Welt gekommen ist, erhält, falls die beiden resp. Väter bereits zur Zeit der Geburt ihrer Kinder ihren Wohnsitz im Inland gehabt haben und die Familie die ganze Zeit hindurch dort gelebt hat, die inländische Staatsangehörigkeit, ist jedoch berechtigt, innerhalb eines Jahres, von seiner Volljährigkeit an gerechnet, sich durch eine ausdrückliche Erklärung für die Staatsangehörigkeit seines Vaters zu entscheiden. Für Fälle außerehelicher Geburten findet dieser Grundsatz, natürlich in Ansehung der resp. Mütter, entsprechende Anwendung. Diese Regel gilt jedoch nicht hinsichtlich der Kinder von Beamten des diplomatischen Dienstes; dieselben werden als im Heimathlande ihres Vaters geboren angesehen.“ — Um die anstandslose Durchführung dieses Grundsatzes zu ermöglichen, wird es allerdings unerläßlich sein, daß allerwärts, wie dies bereits in dem französischen Gesetz über die Heeresergänzung vom 15. Juli 1889 geschehen ist, eine Bestimmung dahin gehend getroffen wird, daß für Ausländerkinder der fraglichen Art die active Dienstpflicht erst mit dem Ablauf des 22. Lebensjahres beginnt.

IV. „Jeder Wechsel in der Staatsangehörigkeit des Familienvaters erstreckt sich, soweit nicht ein ausdrücklicher Vorbehalt des Gegentheils gemacht ist, auf seine Ehefrau (es wäre denn, daß sie getrennt von ihm lebte) und auf seine minderjährigen Kinder. Es bleibt jedoch der Ehefrau unbenommen, ihre ursprüngliche Staatsangehörigkeit wieder anzustreben, und den minderjährigen Kindern, innerhalb eines Jahres nach ihrer Volljährigkeit oder, falls sie früher emancipirt werden, innerhalb eines Jahres nach ihrer Emancipation unter Zustimmung ihres Vaters, bezw. gesetzlichen Vertreters für die frühere Staatsangehörigkeit zu optiren.“

V. „Niemand darf zur Erwerbung der Staatsangehörigkeit in einem fremden Lande zugelassen werden, der nicht nachweist, daß er von seinem Vaterland aus der Unterthanenpflicht entlassen wird oder wenigstens der Regierung desselben seine Absicht, eine andere Staatsangehörigkeit zu erwerben, bekannt gegeben hat und daß er ferner seiner Dienstpflicht beim activen Heer Genüge geleistet hat.“

VI. „Niemand darf seine Staatsangehörigkeit verlieren oder aufgeben, bevor er nicht darthut, daß er sichere Aussicht hat, solche in einem anderen Staate zu erhalten. Der Verlust der Staatsangehörigkeit tritt erst in Kraft mit der Verwirklichung dieser Aussicht. Zur Strafe darf niemals ein Verlust der Staatsangehörigkeit erfolgen.“ —

Eine ähnliche Bedeutung für die verschiedensten rechtlichen Beziehungen wie der Staatsangehörigkeit einer Person kommt der Nationalität der Schiffe zu; die Berechtigung eines Kauffahrteischiffes zur Führung der Nationalflagge ist maßgebend für die einschneidendsten Fragen auf dem Gebiete des Civil- und Handelsrechts wie auch des öffentlichen Rechts. So wird nach der herrschenden Meinung das Eigenthum an einem Seeschiffe gültig nur in Gemäßheit der Gesetze der Flagge, die es führt, bezw. des Rechts seines Heimathshafens erworben und ist in gleicher Weise zu entscheiden, ob und mit welchen Wirkungen ein Pfandrecht am Schiffe entstehen und ob der Capitän dessen Verpfändung („Verbodmung“) vornehmen könne. Nach seiner Nationalität bestimmt sich, von welchem Staate es im Auslande Schutz und nöthigenfalls Unterstützung zu erwarten hat, und bemessen sich nicht selten die Taxen, die es beim Eintritt in einen fremden Hafen zu bezahlen hat, und im Falle eines Seekriegs — während dessen ja auch noch nach der modernen Anschauung das Privateigenthum der An-

gehörigen des feindlichen Staates zur See confiscirt werden darf — richtet sich die Frage, ob die von ihm transportirten Güter der Wegnahme durch Kriegsschiffe der streitenden Theile ausgesetzt sind, in Gemäßheit der Rechtsregel „die neutrale Flagge deckt die Waare“ wiederum nach seiner Nationalität. Zur Sicherung der Interessen des Seehandels wäre darum eine möglichste Uebereinstimmung der Gesetze der verschiedenen Staaten hinsichtlich des Erwerbes und des Verlustes des Rechts zur Flaggenführung von größter Tragweite. Nun hat aber eine vom Institut veranlaßte Zusammenstellung der einschlägigen Gesetze auch auf diesem Gebiete eine große Divergenz an den Tag treten lassen. Die meisten derselben machen allerdings den Erwerb des Flaggenrechts von der förmlichen Eintragung des Schiffes in ein öffentliches Register abhängig; allein hinsichtlich der Voraussetzungen für die Zulässigkeit dieser Eintragung besteht insofern ein tief greifender Unterschied, als nach den einen Gesetzen lediglich bestimmte Erfordernisse hinsichtlich der Staatsangehörigkeit der Schiffseigenthümer aufgestellt sind, während andere auch hinsichtlich der Staatsangehörigkeit des Capitäns und der Bemannung bindende Vorschriften treffen und manche sogar verlangen, daß das Schiff auch im Inland gebaut worden sei. Nun mag es ja nach verschiedenen Richtungen hin vortheilhaft sein, womöglich das inländische Schiffsbaugewerbe zu heben; ihm aber die Interessen des Handels unterzuordnen, dürfte denn doch zu weit gehen. Bedenklicher mag es dem ersten Blick erscheinen, wenn man auch darauf verzichten will, daß Capitän und Mannschaft oder wenigstens der größere Theil der letzteren dem Staate angehöre, dessen Flagge das Schiff trägt; denn es könnte leicht der Fall eintreten, daß einmal, während ein Krieg ausbricht, ein mit werthvollen Waaren beladenes Schiff gerade eine dem nun feindlichen Staat entstammende Bemannung hätte und diese sodann Schiff und Waare anstatt ihrer Bestimmung, dem Feinde zuführte. Allein abgesehen davon, daß solche Zufälligkeiten doch nur die Ausnahme bilden und darum nicht maßgebend sein können, so darf vor allem nicht außer Acht gelassen werden, daß die Bemannung eines Schiffes nicht selten wechselt, insbesondere aber die Einstellung von Capitän und Bemannung zumeist erst nach der Eintragung des Schiffes in das Schiffsregister erfolgt und darum aus beiden Gründen das Recht zur Flaggenführung nicht von ihrer Staatsangehörigkeit abhängig gemacht werden kann. Hiezu eignen sich nur solche Thatsachen und Umstände, die auch in das Register eingetragen, bezw. aus demselben ersehen werden können, und daß hiezu die Staatsangehörigkeit der stets wechselnden Bemannung nicht gehört, bedarf wohl keiner weiteren Auseinandersetzung. Wie drückend übrigens möglicherweise eine Beschränkung bei der Auswahl der Schiffsbemannung auf die Rhederei wirken könnte, läßt sich auch ohne besondere Sachkunde leicht vorstellen; besonders, wenn man noch bedenkt, daß auch im Laufe einer Seereise nicht selten infolge von Erkrankungen oder ähnlichen Ursachen die Einstellung neuer Mannschaften erforderlich wird, und andrerseits der Wegfall einer der Voraussetzungen für den Erwerb des Rechts zur Flaggenführung naturnothwendig auch den Verlust des letzteren nach sich ziehen muß.

Bei Aufstellung der Grundsätze, deren allseitige Annahme es den Staaten empfehlen zu sollen glaubt, hat darum das Institut auch Abstand davon genommen, die Nationalität von Capitän und Mannschaft oder den Ort des Baues des Schiffes zu berücksichtigen. Aber auch hinsichtlich der Staatsangehörigkeit der Eigenthümer des Schiffes wurde es als bedenklich angesehen, dieselbe für sämmtliche Betheiligte zu verlangen, da bei den modernen Verkehrsverhältnissen es unvermeidlich ist, daß Ausländer an inländischen Unternehmungen theilnehmen oder Inländer von Ausländern beerbt werden. Demgemäß gelangte das Institut zu folgenden Thesen:

I. Das Recht zur Führung der Nationalflagge wird erworben durch Eintragung des Schiffes in ein öffentliches Register nach Maßgabe der Landesgesetze.

II. Die Eintragung in das Register setzt voraus, daß von den Eigenthümern des Schiffes wenigstens mehr als die Hälfte sich im Besitz der inländischen Staatsangehörigkeit befinde; falls eine offene Handelsgesellschaft oder eine Commanditgesellschaft Eigenthümerin ist, mehr als die Hälfte der persönlich haftenden Gesellschaften, und falls eine Actiengesellschaft, eine Commanditgesellschaft auf Actien, eine Genossenschaft oder sonstige juristische Persönlichkeit Eigenthümerin ist, dieselbe ihren Sitz im Inland hat und mehr als die Hälfte ihrer Vorstände Inländer sind. — In dieser Richtung weicht das Institut einigermaßen von dem einschlägigen deutschen Reichsgesetz vom 25. Oct. 1867 ab, das für Rhedereien und offene Handelsgesellschaften die Inländereigenschaft aller Betheiligten, für Commanditgesellschaften wenigstens jene aller persönlich haftenden Gesellschafter fordert, während es sich bei Actiengesellschaften, Genossenschaften und sonstigen juristischen Personen damit begnügt, daß dieselben ihren Sitz innerhalb des Reichsgebietes haben.

III. Die Schiffahrtsunternehmung muß ihren Sitz in dem Staate haben, dessen Flagge das Schiff tragen und wo dasselbe einregistrirt werden soll, gleichgültig, ob sie von einem Einzelnen oder einer Mehrheit von Personen betrieben wird.

IV. Jeder Staat bestimmt die Vorbedingungen für die Ernennung zum Capitän oder zum ersten Offizier eines Handelsschiffes; aber die Staatsangehörigkeit des Capitäns oder der Mannschaft soll für Erwerb oder Verlust des Rechtes zur Flaggenführung ohne Belang sein.

V. Der Wegfall einer der Vorbedingungen für den Erwerb dieses Rechtes führt für sich allein noch nicht zum Verlust desselben; ein solcher tritt vielmehr erst mit der Löschung des Schiffes im Register ein. Diese Löschung erfolgt auf Antrag der Eigenthümer des Schiffes, bezw. ihrer Vertreter, oder von Amtswegen durch die Registerbehörden, vorbehaltlich der Regel VI. Schiffseigenthümer, bezw. deren Vertreter, die es unterlassen, den Registerbehörden von dem Eintritt solcher Thatsachen rechtzeitig Anzeige zu machen, unterliegen einer Ordnungsstrafe.

VI. Wenn eine Veränderung in dem Eigenthum an einem Schiffsantheil den Verlust des Flaggenrechts nach sich ziehen müßte, so ist den Betheiligten eine angemessene Frist zu eröffnen, innerhalb deren sie dafür zu sorgen haben, daß entweder die Voraussetzungen für die Erhaltung der bisherigen Nationalität des Schiffes wieder hergestellt oder für dasselbe eine andere Nationalität erworben wird. Sind nach Ablauf dieser Frist nicht die nöthigen Schritte zur Herbeiführung einer dieser beiden Möglichkeiten gethan worden, so erfolgt die Löschung des Schiffes im Register und verfallen die Säumigen einer Ordnungsstrafe.

VII. Provisorisch kann ein Schiff das Recht zur Führung der Nationalflagge erlangen, wenn es nach seiner Erbauung im Auslande gemäß den inländischen Gesetzen erst nach seinem Eintreffen in einem inländischen Hafen die Nationalität erlangen kann, und ferner, wenn ein bisher fremdes Schiff während seines Aufenthaltes in einem ausländischen Hafen in das Eigenthum einer inländischen Unternehmung übergeht. In beiden Fällen haben die Consuln, zu deren Bezirk der Hafen gehört, in welchem sich das Schiff befindet, wenn die sonstigen Voraussetzungen für den Erwerb der Nationalität erfüllt sind, ein bezügliches Attest dem Schiffe auszustellen. Die Dauer der Gültigkeit eines solchen Attestes bestimmt sich nach den Landesgesetzen.

Digitized by Google

Ein neues Novellenbuch von Paul Heyse.

-tt. „Diese schöne specifisch künstlerische Persönlichkeit gehört nämlich zu den Erscheinungen, welche der schnöden Routine die größte Unbequemlichkeit verursachen und von denen sich die weiheloſen Converſationsſchriftſteller und die Unkräuter aller Art abwenden, wie die Hunde von einem Glas Wein. An den erſten Wortreihen, welche ein ſolches Talent hören läßt, erkennen ſie die ihnen fremde Mundart des Schönen, den Wohlklang der wirklichen Poeſie; und ſofort wird nach einem Schlag- oder Scheltwort ausgeſchaut, mit welchem der Verhaßte zu verpönen, zu iſoliren geſucht wird. Da hört man denn geringſchätzige Tadelwörter, wie Formgewandtheit, glatte Verſe, Geleckheit u. ſ. f." — Es ſind nun faſt ſechsunddreißig Jahre vergangen, ſeitdem dieſe treffenden Worte über Paul Heyſe geſchrieben wurden; ſie erſchienen in einem Eſſay von Gottfried Keller über Viſchers kritiſche Gänge, den die Beilage zur Allg. Ztg. im Mai 1861 veröffentlichte. Auch heute noch wie damals tritt in der Perſönlichkeit Heyſe's das weſentlich Künſtleriſche hervor und in ſeinen Büchern wirkt vor allem der Wohlklang der wirklichen Poeſie, die Mundart des Schönen erfreuend. Die Anfeindungen, die von der Routine der Mittelmäßigkeit gegen ihn ausgehen, ſind noch heftiger geworden, ſeitdem die Neueſten hinzugekommen ſind, die ſich ſo „grenzenlos erdreuſten". Zu bedauern iſt es nur, daß er dieſe Angriffe überhaupt beachtet. Ein Dichter, der ſeinem Volke ſo viel gegeben hat und nach einer gerade fünfzigjährigen Poetenlaufbahn ſich noch voller jugendlicher Schaffenskraft erfreut, dürfte im Bewußtſein ſeines Werthes ſtolz an derartigem vorbeiſehen.

Die hohe Vollendung der Sprache Heyſe's, die reine künſtleriſche Form, die der Kundige bewußt, der naive Leſer unbewußt in ſeinen Büchern genießt, iſt in einer Zeit beſonders rühmend hervorzuheben, in der ſo manche ſchreiben und drucken laſſen, die noch gegen Elementargeſetze des Stils verſtoßen. Heyſe's Proſa iſt nicht mühſam gedrechſelt, ſie fließt ihm natürlich von den Lippen, ſein Stil entſpringt ſeiner Natur. Noch für lange könnten die wahrſcheinlich ſammt und ſonders an dieſer Proſa lernen, die ſich erlauben, wegwerfend über den Meiſter zu reden.

Auch an dem neuen Novellenbuche [1]) iſt der Wohlklang der Sprache, die Reinheit der Form hervorzuheben. Dem Inhalt nach ſind die Helden dieſer „Charakterbilder", wie der Dichter die in dem Band enthaltenen ſieben Novellen im Gegenſatz zu den früheren Novellenſammlungen nennt, den älteren Figuren der Heyſe'ſchen Dichtung darin ähnlich, daß auch ſie das ſouveräne Recht der Perſönlichkeit über alles ſtellen und im Conflict mit der Convention der Mittelmäßigkeit ſcheitern. Ihr Untergang aber erweckt in uns Furcht und Mitleid.

Die Verwandtſchaft mit den älteren Novellen finden wir ſowohl in der Novelle „Ein Mädchenſchickſal", als bei den einſamen Adelsmenſchen in „Einer von Hunderten" und der Dorfgeſchichte „Der Siebengeſcheidte". Die Geſchichte „Der Dichter und ſein Kind" und diejenige, die der Sammlung ihren Namen gibt, ſind vielleicht bis zu einem gewiſſen Grade von der realiſtiſchen Richtung der neueren Zeit beeinflußt worden. Die beiden Dilettanten, die im Mittelpunkte dieſer Novellen ſtehen, ſind allerdings ungewöhnliche Menſchen, mögen ſie auch aus niedriger Sphäre genommen ſein, aber in der Behandlung der ganzen Umgebung iſt ein realiſtiſcher Ton eingehalten. „Ehrliche Leute" ſchildert in fröhlicher Laune ein italieniſches Reiſeabenteuer des Dichters, und in der Novelle „Das Steinchen im Schuh" lernen wir einen der eigen gearteten Menſchen kennen, wie ſie Heyſe ſo lebhaft und plaſtiſch darzuſtellen weiß, einen Mann, der „vom Vollkommenheitsdämon beſeſſen" iſt und dadurch ſein ſchönſtes Lebensglück verſcherzt.

In allen Geſchichten ſteht der Erzähler im Mittelpunkt, aber nicht bloß wie früher und theilweiſe auch hier als der Beichtvater, dem ein intereſſantes Menſchenſchickſal anvertraut wird, ſondern er verbreitet ſich auch einläßlich über die Geſetze ſeiner Kunſt. Gleich auf den erſten Seiten des Buches behandelt er dasſelbe Thema, über das ſich ſchon Goethe in dem 33. der Venetianiſchen Epigramme ganz erregt ausſprach. „Ich habe mich oft gefragt, woher es komme, daß von allen, die irgend eine der ſieben freien Künſte nicht als Lebensberuf, ſondern nur zu ihrem Vergnügen (per il loro diletto) betreiben, gerade die poetiſchen Dilettanten den unwiderſtehlichen Drang fühlen, mit völlig unzulänglichen Verſuchen an die Oeffentlichkeit zu treten, ohne die geringſte Furcht, ſich lächerlich zu machen, oder von der geſtrengen Kritik gebührend heimgeſchickt zu werden. Von den Unzähligen, die in ihren Mußeſtunden etwa ein Portrait kritzeln oder ein Landſchäftchen aquarelliren, ſtrebt keiner nach der Ehre, auch nur im beſcheidenſten Winkel eines Ausſtellungsſaals ſich unter die zünftigen Maler zu miſchen; wie auch diejenigen, die mit ihren muſikaliſchen Talenten anſpruchsloſe Freundeskreiſe erfreuen oder Vergnügen daran finden, in Liebhabertheatern mitzuſpielen, kaum je ſich erkühnen, in öffentlichen Concerten oder auf einer ordentlichen Bühne ihr ſchwaches Lichtchen leuchten zu laſſen." . . . „Liegt der Grund nur darin, daß gerade dieſe Kunſt ſich eines Materials, eines Mittels der Darſtellung bedient, das jeder leicht handhaben zu können glaubt, während die Schweſterkünſte alle Unberufenen durch die Nothwendigkeit abſchrecken, das, was Handwerk an ihnen iſt, zunächſt in redlicher Uebung ſich anzueignen?" Und in „Einer von Hunderten" gibt er uns Aufſchluß über den Stoffkreis ſeiner Geſchichten in Form eines Geſprächs zwiſchen dem Helden der Novelle und dem Verfaſſer. „Die meiſten Menſchen, das werden Sie zugeben, ſind feige und jämmerlich und reden ſich bei ihren großen und kleinen Niederträchtigkeiten auf die Erbſünde aus. Oder denken Sie beſſer von unſern theuern Brüdern und Schweſtern?

Im allgemeinen verdienen ſie's wohl nicht, aber das weiß man ja zur Genüge, und dafür brauchte man keine neuen Zeugniſſe in der Dichtung heranzuziehen. Die Ausnahmen von der Regel ſind ſchon eher der Mühe werth. Wenn von Hunderten, die ein brennendes Haus müßig gaffend umſtehen, nur einer das Herz hat, ſich in die Flammen zu ſtürzen, um ein Kind aus einer Wiege zu retten, intereſſirt Sie der Charakter dieſes Einen nicht mehr, als die neunundneunzig Durchſchnittsmenſchen?

. . . Wenn Sie aber Menſchen ſchildern, die über den Vorurtheilen ihrer Zeit ſtehen, oder honetter denken und ſittlicher handeln, können Sie ſich nicht wundern, wenn ſolche Bürger kommender Jahrhunderte im neunzehnten noch kein Bürgerrecht haben, will ſagen populär werden.

. . . Nur ſo viel weiß ich, daß nichts irriger iſt, als das bekannte Wort: „Wer den Beſten ſeiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten." Auf ein längeres Leben, wenn auch ſelten „für alle Zeiten", dürfen nur Werke hoffen, in denen auch die Beſten ihrer Zeitgenoſſen ſich nicht gleich zurechtzufinden wiſſen, in die ſie erſt langſam hineinwachſen müſſen."

Wenn wir an dem Buche etwas auszuſetzen hätten, ſo wäre es der Titel, der andere Vorſtellungen und Erwartungen erweckt, als ſie dieſe Novelle und auch das Buch zu erfüllen vermag. „Das Räthſel des Lebens" behandelt nicht die großen Fragen, an denen ſich ſeit Jahrtauſenden alle müde gedacht, die zur Erkenntniß ſtrebten,

[1]) „Das Räthſel des Lebens und andere Charakterbilder." Berlin, Wilhelm Hertz 1897.

sondern es ist einfach der Titel eines symbolischen Dramas, das der geistig nicht ganz normale Held der Geschichte schreiben will.

Es ist zu heute vielfach Mode, in den poetischen Darstellungen den genauen Abklatsch des Alltagslebens zu suchen, aber es gibt auch heute noch Leser genug, die in den Sphären der Kunst nicht den Menschen und Schicksalen begegnen wollen, die alltäglich vorkommen, die sich erhoben fühlen, wenn „Einer von Hunderten" ihnen begegnet, und diese werden die neueste Darbietung des „großen Weisen im Herzensreiche" dankbar hinnehmen.

Mittheilungen und Nachrichten.

σ **Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli, von Sigmund Münz.** Berlin, Gebr. Paetel 1896. — Im Vorwort zu den „Römischen Tagebüchern" von Ferdinand Gregorovius, auf welche wie seinerzeit (1892, Beilage Nr. 240) die Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter gelenkt, und nun welchen bald darauf (1893 bei Cotta) eine zweite Auflage erschienen ist, hatte der Herausgeber Friedrich Althaus erzählt, daß Gregorovius vor seinem Hinscheiden, auf das er längst vorbereitet war, seine eigenen Papiere den Flammen übergeben und ebenso von den Freunden, mit denen er correspondirt hatte, die Vernichtung seiner Briefe gefordert habe. Diesem Wunsche ist offenbar doch nur theilweise entsprochen worden. Vor zwei Jahren ist eine stattliche Anzahl Briefe von Gregorovius an den Staatssecretär Hermann v. Thiele (von Hermann v. Petersdorff) herausgegeben worden (Berlin, Gebr. Paetel 1894), welche aus verschiedenen Gründen ein besonderes Interesse beanspruchen dursten. Denn sie waren, wie der Herausgeber bemerken konnte, das „Denkmal einer Freundschaft, die lange Jahre hindurch zwei Männer verbunden hat, welche an Edelsinn, an weitreichendes Beziehungen und ungewöhnlichen Kenntnissen einander ebenbürtig waren." Hermann v. Thiele hatte 1854—1858 das Amt eines preußischen Gesandten in Rom bekleidet und war 1862—1872 erst Unterstaatssecretär, dann Staatssecretär im Auswärtigen Amt in Berlin gewesen, und seinem Eintritt, wie nicht minder seinem verständnisvollen Mitempfinden, seiner „wahrhaften Menschlichkeit", wie sie Gregorovius rühmte, hatte dieser die ihn und den Fortgang seiner großen „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" nicht unwichtige zeitweilige Unterstützung von seiten der preußischen Regierung zu danken. Die Briefe an Thiele waren aber auch zugleich eine sehr willkommene Ergänzung der „Römischen Tagebücher." Denn diese schlossen mit dem Jahre 1874, während der Briefwechsel mit Thiele — mit einer Lücke von 1864—1870 und dann von 1874 und 1875 — bis zum Tode Thiele's im Jahre 1889, und mit dessen Wittwe bis kurz vor dem Ableben von Gregorovius selbst (1. Mai 1891) reichte.

Auch die vorliegende Sammlung hat einen ähnlichen Charakter. Die Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli, die bekannte, im In- und Ausland gleich berühmte Archäologin, ist die Tochter des als Dante-Kenner hochgeschätzten Don Michelangelo Caetani, des im Jahre 1882 verstorbenen Herzogs von Sermoneta, welchem sich Gregorovius stets besonders verpflichtet fühlte durch den seltzeitig gewährten Zutritt zu dessen reichem Familienarchiv, und dem er zum Dank dafür seine „Lucrezia Borgia" gewidmet hat. Donna Ersilia, welche Gregorovius schon in jungen Jahren hatte kennen lernen, die er bereits in den „Römischen Tagebüchern" (1874) „die gelehrteste Frau Roms und vielleicht Italiens" nennt, die heute nicht bloß Mitglied der „Accademia dei Lincei" in Rom ist, sondern auch den Ehrendoctorhut der Universität Halle trägt, ist eine der wenigen Personen, mit welchen Gregorovius auch nach seinem Wegzug von Rom in dauerndem brieflichen Verkehr geblieben ist. Aus diesem Briefwechsel oder richtiger aus den ihm überlassenen Briefen von Gregorovius an die Gräfin Lovatelli hat Münz eine Anzahl ausgewählt und in gewandter deutscher Uebertragung mitgetheilt, indem er dazu unter theilweiser Anlehnung an eigene Aussprüche von Gregorovius einen verbindenden Text schrieb. Münz hat dabei, wie er gesteht, auch manches weggelassen, und vielleicht ist dies oder das von Gregorovius gewählte italienische Idiom der Grund, warum die Briefe nun vielfach so kurz erscheinen und sich jedenfalls mit den viel inhaltsreicheren an Thiele nicht messen können. Dabei soll jedoch keineswegs verkannt werden, daß sie gerade auch die letzteren öfters sehr werthvoll ergänzen, und zwar nicht bloß für die Zeit, wo hier jene oben erwähnte Lücke klafft, sondern auch für Ereignisse im Leben von Gregorovius überhaupt, über welche derselbe eben an beide, den Freund und die Freundin, Bericht erstattete. Bisweilen geschieht dies sogar mit denselben Worten; z. B. über seinen Aufenthalt in Trier (hier S. 180 um 1. Sept. 1890, an Frau v. Thiele S. 232 um 19. Oct. 1890) oder über die Erkrankung des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm (hier S. 167 um 20. Nov. 1887, an Thiele S. 199 am 8. Dec.). Sonst aber vergleiche man die Angaben über seinen Aufenthalt in Palermo und Sicilien (hier S. 148 um 23. April 1886, an Thiele S. 171 am 26. April), über seine Reise nach dem Westen Deutschlands (hier S. 152 am 4. Sept. 1886, an Thiele S. 179 am 3. Nov.), über sein Verweilen in Venedig (hier S. 159 am 30. März 1887, an Thiele S. 187 am 29. April), und man wird leicht erkennen, wie der geistvolle Mann über einen und denselben Gegenstand nach an zwei verschiedene Persönlichkeiten und vielleicht noch mehr sehr verschieden schreiben konnte — sehr verschieden und doch immer in der gleichen geistreichen, gehaltvollen, niemals gewöhnlichen, sondern immer gewählten, aparten, etwas pathetischen Form. Das einfachste Ereigniß, wie ein Gewitter, rief in ihm eine Reihe historischer Erinnerungen wach, wie hier (S. 78) an Oedipus und Antigone, und veranlaßt ihn zu einem bedeutungsvollen Ausspruch und Urtheil über Sophokles und seine Tragödie. Nach hier finden wir eine Reihe schöner Gedanken und erhabener, allgemein gültiger Sentenzen, besonders über den Werth der Arbeit, an welcher — diesem „höchsten Trost für die Sterblichen" — Gregorovius sich immer wieder aufrichtet aus allen Widerlichkeiten und Unannehmlichkeiten des Lebens, die auch ihm nicht erspart blieben und frühzeitig einen Hang zum Pessimismus in ihm hervorbrachten, der auch den Gedanken an den Tod nicht schrecklich erscheinen ließ. Und doch: wie herrlich sucht er die Tochter Friedrich Rückerts über den Hingang ihres Vaters zu trösten und sie dem „feldsterstörenden" Cultus des Schmerzes, dem sie sich hingegeben, zu entreißen, welcher „in ruhiger Form für Sie eine priesterliche und religiöse Macht sein sollte, Ihr eigenes inneres Leben zu heiligen und fester in sich zu gründen"! So schreibt Gregorovius in einem der drei Briefe an Marie Rückert, welche Münz denen an die Gräfin Lovatelli noch hinzugefügt.

Münz hat unserdem die Publication mit mancherlei Beiwerk verziert. Außer einigen willkommenen Angaben über das Haus Caetani hat er zwei eigene Aufsätze über Gregorovius selbst den Briefen vorausgeschickt, von denen der eine: „Erinnerungen an Ferdinand Gregorovius mit Briefen an den Verfasser" im Mai 1891 (also wohl bald nach dessen Tod), der andere: „Ferdinand Gregorovius. Eine biographisch-literarische Skizze", 1892 geschrieben ist. Vielleicht wäre es besser gewesen, beide bei dieser Gelegenheit zu einer größeren Abhandlung zu vereinigen. Endlich hat Münz am Schlusse auch das Schriftchen der Gräfin Lovatelli (welcher das ganze Buch mit entsprechenden Worten gewidmet ist) „Amor und Psyche", dessen Gregorovius öfters in den Briefen gedenkt, in einer selbständigen, nun ihm herrührenden deutschen Fassung abgedruckt — beinahe etwas zu viel des guten! Bei einer zweiten Auflage möchten wir Ausdrücke wie „Habitué" (S. 57), „reagirt" (S. 157) und „Greis" (auf den 63—64jährigen Autor angewendet) vermieden wissen; S. 180 und 181 ist Jugenheim statt Ingenheim zu lesen.

ll. **Die Nilinsel Philae.** Die Absicht der Engländer, am ersten Nilkatarakt bei Assuan ein großes Wasserreservoir anzulegen, um während der trockenen Jahreszeit darnus Mittel- und Unterägypten mit Wasser zu versehen, hat seinerzeit in Europa große Entrüstung hervorgerufen, weil durch diesen Plan die Insel Philae mit allen ihren Bauten vollständig unter Wasser gekommen wäre. Die energischen Proteste, die aus Deutschland, Frankreich und aus England selbst laut wurden, hatten zur Folge, daß man zwar nicht einen vorhandenen anderen Vorschlag, bei dem Philae ganz verschont geblieben wäre, annahm, aber doch das ursprüngliche Project so weit einschränkte, daß nur die tiefer gelegenen Theile der Insel überschwemmt werden sollten. Um die Gelehrten zu beruhigen, von denen jene Proteste namentlich ausgegangen waren, versprach man auch, alles Gebiet, das zur Ueberflutung bestimmt war, vorher genau aufnehmen und untersuchen zu lassen. (Vgl. darüber Georg Ebers in der Beilage vom 1894, Nr. 285.) Die ägyptische Regierung hatte auch zugesagt, den geladenen Gesellschaften Europa's Gelegenheit zu geben, sich durch Abgesandte an diesen Untersuchungen zu bethätigen. Zu den Nachforschungen auf Philae selbst, die durch den englischen Cpt. Lyons im letzten Sommer unternommen worden

Digitized by Google

sind und die einige interessante Inschriftfunde ergeben haben (vgl. Beilage 1896, Nr. 160), war von seiten der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften der Regierungs-Bauweister Ludwig Borchardt entsandt worden mit dem Auftrag, den Zustand der Bauten nach ihre Festigkeit und auf die etwaigen Wirkungen der Ueberfluthung hin zu untersuchen. Sein Bericht ist in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie erschienen. Der Zustand der Bauten, die zumeist aus röthlich-braunem, ziemlich wetterbeständigem nubischen Sandstein bestehen, ist verschieden. Das spätrömische Stadtthor im Norden der Insel gibt in seinen noch bestehenden Theilen zu keinen Befürchtungen Anlaß, würde aber bei der Füllung des Sammelbeckens bis über 5 Meter unter Wasser kommen. Von dem Tempel hinter dem Stadtthor, den die Bewohner Philae's dem Augustus errichtet haben, stehen die Mauern nur noch einige Schichten hoch und haben schon in alter Zeit durch ein Erdbeben derwaßen gelitten, daß sie auch ohne Ueberschwemmung dem gänzlichen Verfall entgegengehen, wenn nicht Maßregeln zu ihrer Erhaltung getroffen werden. Der Hathortempel, dessen noch stehender Haupttheil von Ptolemäus VII. erbaut wurde, war unter Augustus und Tiberius durch Anbauten hinten und einen Säulenhof vorn erweitert worden. Dann konnte man bei den diesseitigen Ausgrabungen den vorderen Säulenhof zum Theil wiederherstellen. Der Tempel ist beinahe 5 Meter tief auf Nilerde fundamentirt, sein Steinmaterial ist vorzüglich erhalten; die Ueberschwemmung würde bis zu etwa 1 Meter Höhe gehen. Am höchsten in der Mitte der Insel gelegen ist der große Tempel der Isis und des Harpokrates, dessen ältester Theil von dem zweiten und dritten Ptolemäer begonnen wurde, während Spätere ihn durch Hallenbauten und Pylone erweiterten. Nicht nur seine Blöcke sind im besten Zustand, sondern die Innenräume tragen zum Theil auch noch ihren Farbenschmuck, so daß er eines der am besten erhaltenen ägyptischen Bauwerke ist. Der Hauptbau ruht auf dem gewachsenen Granit der Insel, doch fällt dessen Oberfläche von Süden nach Norden so steil ab, daß man am Nordende die Fundamentmauern bis zu 6½ Meter in die Tiefe führen mußte, wogegen am Südende das Gestein noch über die Höhe des Tempelfußbodens ansteht. Die Hohlräume zwischen den Fundamenten sind von den Architekten zu Kelleranlagen benutzt worden, die nur von oben zugänglich sind und sich deshalb, einmal mit Wasser gefüllt, nur sehr langsam entleeren würden. Der Tempel selbst würde bis zur Höhe des Fußbodens, der tiefer liegende erste Hof 1½ Meter unter Wasser kommen. Ebenfalls sehr tief, aber auf Nilerde fundamentirt ist der am Ostufer liegende sogenannte Kiosk, das landschaftliche Wahrzeichen der Insel; er würde einen Meter tief ins Wasser gerathen. Besonders interessant sind die Resultate, die sich für ein am Südende der Insel gelegenes Tempelchen ergaben, zu dessen noch stehenden Wänden man aus den späteren Hausbauten Blöcke hinzufand; an ihm haben nämlich nach einander Ptolemäus IV., der Mitregentkönig Ergamun und dann Ptolemäus V. gebaut, eine für die Ptolemäergeschichte bemerkenswerthe Thatsache. Leider ist der Bauzustand so schlecht, daß der Tempel einer hier bis über 3 Meter gehenden Ueberfluthung nicht standhalten würde. Das älteste Bauwerk der Insel, die Halle Nektanebos' II. an der Südspitze, ist durch seine Baugeschichte für die beabsichtigte Ueberschwemmung besonders lehrreich. Es hat sich herausgestellt, daß diese Halle nur der Vorbau eines großen Tempels war, der sich weiter nach Süden erstreckte und der durch eine hohe Nilfluth in die Tiefe gerissen wurde. Er ruhte, wie auch die jetzt noch stehende Halle, auf einem in große Tiefe getriebenen Fundament von parallelen Sandsteinmauern, die oben durch sehr lange Sandsteinplatten abgedeckt waren, wodurch die Unterlage für die aufgehenden Mauern gewonnen wurde. Diese kamen aber, wie an der Nektanebeshalle noch festzustellen ist, nicht einmal immer auf die unteren Mauern, sondern zum Theil auf die dabei liegenden Deckplatten zu stehen, so daß der Untergang des Tempels nicht verwunderlich ist. Auch die Nektanebeshalle ist von der Katastrophe in Mitleidenschaft gezogen worden und wurde von Ptolemäus II. so gut es ging wieder hergestellt. Jetzt sind die tragenden Deckplatten zum Theil geborsten und die Säulen, die bis zu den Halsbändern unter Wasser kommen würden, haben eine merkliche Neigung nach innen. Auf die gleiche unsolide Art fundamentirt sind die großen Säulenhallen, die sich von dem Südende zum großen Tempel der Isis hinziehen. Gefährdet ist die westliche dieser Hallen nicht nur durch das Bersten der Fundamentdeckballen, sondern auch durch sehr starke Caetation des Sandsteins; die östliche hat schon in alter Zeit zu Bedenken Anlaß gegeben, da man einige aus dem Lath gekommene Säulen durch Dazwischenschieben von schiefen Cylindersegmenten wieder gerade richtete. Hier würde das Wasser eine Höhe von 2 Meter über dem Boden erreichen. — Ueber die Frage, wie eine zeitweilige Ueberschwemmung auf die Bauten wirken würde, äußert sich Borchardt dahin, daß die Fundamentirung der meisten Gebäude auf Nilerde an sich keine Befürchtung zu erwecken braucht, solange nicht eine Unterspülung zu gewärtigen ist. Es kommt daher alles darauf an, wie haltbar die die Insel rings umgebenden Schutzmauern sind. Ihre Untersuchung konnte diesmal nicht durchgeführt werden, doch ist schon jetzt festgestellt, daß sie zum größeren Theil nur aus Läuferschichten bestehen und nur an einer Stelle in jeder fünften Schicht auch Binder vorhanden sind. Jedenfalls müßte vor der Füllung des Beckens eine solide Herstellung der Ufermauern stattfinden, da nur sie den Bestand der Insel gewährleisten. Ueber andere Gefahren, die den Tempeln durch Schlammablagerung und durch Durchfeuchtung der salzhaltigen Bausteine bevorstehen, verspricht Borchardt einen zweiten Bericht. Man wird sagen müssen, daß die Resultate seiner Untersuchung alles andere eher als beruhigend sind.

* In der ersten Nummer des neuen Jahrgangs der im Verlag von Fischers Medicinischer Buchhandlung (H. Kornfeld) in Berlin erscheinenden „Fortschritte der Medicin" macht Prof. E. Behring in Marburg neue Mittheilungen über die weitere Entwicklung der von ihm inaugurirten Serumtherapie gegen Diphtherie und Tetanus. Vor allem hebt er hervor, daß mit der fortschreitenden Verbesserung der Gewinnungsmethoden die üblen Nebenwirkungen des Heilserums immer seltener werden. Sie seien vermeidbar, weil sie nicht durch das therapeutisch wirksame Antitoxin, sondern durch die darin überflüssigerweise enthaltenen Eiweißkörper und Salze hervorgerufen werden. Das Diphtherie-Antitoxin selbst sei absolut unschädlich und könne nie, weder beim Menschen noch bei Thieren, weder im gesunden noch im erkrankten Organismus irgendwelche Giftwirkung ausüben. Das specifische Diphtherie-Antitoxin habe zu nichts in der Welt eine Beziehung als zu dem specifischen Diphtheriegift. Die lebenden Zellen könnten weder ungünstig noch günstig durch das Antitoxin beeinflußt werden. Von diesem Standpunkt ergab sich die Forderung, die Herstellung einer Antitoxinlösung anzustreben, die einmal starke Heilkraft besitzt, zugleich aber gänzlich unschädlich ist. Dieses Ziel versuchte Behring auf zwei Wegen zu erreichen. Einmal dadurch, daß er die unwirksamen Theile der Antitoxinlösung (Eiweiß, Salze) abzuscheiden trachtete; das gelang bisher nicht befriedigend. Von Erfolg war aber die andere Methode; sie bestand darin, die antitoxinhaltigen ungereinigten Producte so concentrirt herzustellen, daß man für die Praxis mit kleinsten Quantitäten und sehr starken Verdünnungen auskommt. Je stärker die Verdünnung, desto mehr wird die schädliche Wirkung der Nebenbestandtheile des Serums eingeschränkt, ohne daß die Fähigkeit des Antitoxins irgendwie leidet. Die danach eingerichteten Versuche führten zu Ergebnissen, die demnächst für die Behandlung des Menschen nutzbar gemacht werden können. In den Höchster Farbwerken sind schon vor einiger Zeit so stark concentrirte Antitoxinlösungen hergestellt worden, daß für die Einzelgabe der Gehalt an Nebenbestandtheilen ohne Bedenken außer Acht gelassen werden konnte. Diese Lösungen haben aber eine für die praktische Verwendung verhängnißvolle Eigenheit: sie sind, wenigstens zum Theil, nicht haltbar und verlieren allmählich an Werth. Dieser Schade ist durch die Ueberführung der Lösungen in die trockene Form beseitigt worden. „Wir haben," sagt Behring, „dabei Präparate gewonnen, die nach vielen technisch bedeutsamen Verbesserungen so tadellos geworden sind, daß ich es an der Zeit halte, sie jetzt durch die Farbwerke in die Praxis einführen zu lassen. Das noch immer salz- und eiweißhaltige trockene Diphtherie-Antitoxin ist in seinem Antitoxinwerth unbegrenzt lange haltbar. In Wasser ist es ganz leicht löslich. Es enthält weder Carbolsäure noch sonst irgend ein Conservirungsmittel und ist in verschlossenen Gefäßen trotzdem vor jeder Verderbniß durch Mikro-Organismen geschützt. Der Mindestwerth von einem Gramm dieser Präparate beträgt 5000 Antitoxin-Normaleinheiten; 1 Gr. enthält also etwas mehr als die achtfache Heildosis." Behring hegt die sichere Erwartung, daß „bei geeigneter Benutzung des hochwerthigen Diphtherie-Antitoxins in fester Form jede unerwünschte Nebenwirkung in der Immunisirungspraxis ausbleiben wird".

* Im April d. J. begeht die Zoologische Station auf der Villa Reale zu Neapel, die ruhmvolle Gründung Anton Dohrns, das anerreichte Vorbild für zahlreiche ähnliche Institute an anderen Meeresküsten, die Feier 25jährigen Bestehens. Eine

Dankadresse zoologischer Forscher aus allen Culturländern an Geh. Rath Prof. Dohrn als den Föderer ihrer Arbeit ist in Umlauf.

* **Stuttgart.** Eduard Zellers 50jähriges Professorenjubiläum ward durch Abordnungen und Adressen von Bern, Tübingen und Berlin, wie durch zahlreiche Glückwünsche von anderer her gefeiert.

* **Tübingen.** An der theologischen Facultät soll eine zweite Professur für praktische Theologie und zugleich für neutestamentliche Exegese gegründet werden, für die angeblich Hofprediger Oberconsistorialrath Dr. Braun in Stuttgart ausersehen ist.

or. **Freiburg i. Br.** Zum Prorector der Universität wurde der Professor für deutsches Recht Dr. Heinrich Rosin gewählt. — Die in Beil. Nr. 2 gebrachte Nachricht, der Chirurg Prof. Dr. Schinzinger habe am 2. d. M. seinen 80. Geburtstag gefeiert, beruht auf einem Irrthum; Prof. Schinzinger zählt noch keine Siebzig.

* **Berlin.** Eine wichtige Bereicherung hat das kgl. Münzcabinet erfahren. Eine Bewilligung des Kaisers hat es ermöglicht, die Sammlung des am 24. Dec. 1894 zu Augsburg verstorbenen Bezirksarztes Dr. L. Filcatscher zu erwerben. Mehr denn 15,000 Stück umfassend, besteht dieselbe zur Hälfte aus Münzen und Medaillen der hohenzollern'schen Burggrafen von Nürnberg und Markgrafen von Franken und enthält somit von diesen mehr als das Sechsfache der bisher im kgl. Münzcabinet vorhandenen Reihen, denen doch die alte markgräflich Ansbacher Sammlung selbst zu Grunde liegt. Jahrzehnte hindurch nahezu ausschließlich die fränkischen Funde in sich aufnehmend, zeigt die Sammlung nicht nur eine überaus reiche Zahl der ältesten burggräflichen Gepräge, Albrechts des Schönen und Friedrichs V., Pfennige Regensburger, böhmischen, Würzburger und Haller Schlages, sondern auch der merkwürdigen, in Gemeinschaft mit den Bamberger und Würzburger Bischöfen geprägten burggräflichen Groschen und Pfennige des 15. Jahrhunderts. Aus der Neuzeit ist die geldgeschichtlich wichtigste Periode, die Zeit der angeheuerlichen Münzkrisis zu Beginn des dreißigjährigen Krieges, durch eine überaus reichliche Vertretung sowohl der geringen Silbermünzen wie der damals zuerst ausgeprägten Kupfermünzen ausgezeichnet. Im übrigen sind es für die Folgezeit besonders die Land- und Scheidemünzen, welche als das Geld des täglichen Lebens und kleinen Verkehrs voll gewürdigt und mit peinlicher Genauigkeit zu großen Reihen vereinigt sind. So schließt die Sammlung nicht nur einen Vergleich mit jeder anderen aus, sondern bietet auch, nach der Vereinigung mit der hiesigen, eine feste Grundlage für eine Münzgeschichte der fränkischen Markgrafschaften, das eifrigst verfolgte Ziel ihres Schöpfers. Wie aber eine solche nicht isoliert und der Verbindung mit dem Münzwesen der benachbarten Territorien entkleidet herzustellen ist, so hat sich auch für Filentscher als unthunlich herausgestellt, seinen Sammeleifer auf die hohenzollernschen Münzen zu beschränken. Daher bietet die andere Hälfte der Sammlung — der hohenzollerschen an wissenschaftlicher Bedeutung nichts nachgehend, doch im wesentlichen auf das spätere Mittelalter beschränkt — Folgen sämmtlicher fränkischer Münzherrschaften, sowie auch zahlreicher angrenzender schwäbischer und bayerischer Gebiete, insonderheit der Bischöfe von Bamberg und Würzburg, sodann aber auch der Erzbischöfe von Mainz, der Pfalzgrafen, der Könige von Böhmen und der Grafen von Castell, Henneberg, Hohenlohe, Leuchtenberg, Nassau, Oettingen, Wertheim und Württemberg, die durch zahlreiche Scheiften des Verstorbenen veröffentlicht worden sind, sowie der Grafen von Hanau und Katzenellenbogen, die bisher völlig unbekannt geblieben.

* **Berlin.** Zur Förderung von Untersuchungen mit Röntgen-Strahlen sind im preußischen Staatshaushaltsetat für 1897/98 50,000 M. ausgeworfen worden. Der Betrag ist, wie es in den Bemerkungen zu dem Titel heißt, „bestimmt, Instituten und einzelnen Gelehrten die Anschaffung der erforderlichen kostspieligen Apparate und die Ausführung eingehender Untersuchungen zu ermöglichen".

* **Königsberg.** Der Senior der Universität, Professor der Theologie D. J. Sommer, begeht in diesem Monat sein 50jähriges Professoren-Jubiläum. Der Jubilar, der im 86. Lebensjahr steht, hält auch in diesem Semester Vorlesungen.

eh. **Basel.** Wie verlautet, beabsichtigt Dr. Franz Overbeck, der seit 1871 an der hiesigen Universität als Ordinarius für neutestamentliche Exegese und Kirchengeschichte wirkt, zu Ostern sein Lehramt aufzugeben und sich ins Privatleben zurückzuziehen.

* **Landau.** Von der Royal Society of Canada ist die Anregung ausgegangen, auf See, wo man bisher nach astronomischen oder nautischen Tagen rechnete (beide reichen von Mittag zu Mittag, weichen aber um 24 Stunden in der Datirung von einander ab), vielmehr den bürgerlichen Tag einzuführen. Hier hat man sich dem Verlangen angeschlossen und eine Denkschrift darüber dem Premierminister überreicht. Die Astronomen wünschen als Zeitpunkt für die — natürlich als international gedachte — Einführung der Reform die Wende des Jahrhunderts (1. Januar 1901) gewählt zu sehen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

E. Göpe und R. Wiedemann: Taschen-Kalender 1897 zum Gebrauche bei Handhabung der Arbeiterversicherungsgesetze. Nach amtlichen Quellen. 9. Jahrg. 3 Theile. Berlin, Liebel. — Die Arbeitseinstellungen und Aussperrungen im Gewerbebetriebe in Oesterreich während des Jahres 1895. Hggb. vom Statistischen Departement im k. k. Handelsministerium. Wien, Alfred Hölder 1897. — Verhandlungen des 24. Deutschen Juristentages. Hggb. von dem Schriftführeramt der ständigen Deputation. 1. Bd. Gutachten. Berlin, J. Guttentag 1897. — Dr. Ernst Baasch: Die Hansestädte und die Barbaresken. Mit Anhang. (Beiträge zur deutschen Territorial- und Stadtgeschichte, hggb. von Dr. G. v. Below ꝛc. 1. Ser. 3. Heft.) Kassel, Max Brunnemann 1897. — Badische Neujahrsblätter hggb. von der Badischen Historischen Commission. 7. Blatt, 1897: Bruchsal. Bilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrhundert von J. Wille. Mit 6 Abbildungen. Karlsruhe, G. Braun 1897. — H. Stückmann u. J. von Eferis: Kaiser Wilhelm der Große und seine Zeit. Dem deutschen Volke gewidmet. 2. Aufl. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus 1896. — Die Juden in Deutschland II: Die Juden als Soldaten. Hggb. vom Comité zur Abwehr antisemitischer Angriffe in Berlin. Berlin, Siegfried Cronbach 1896. — Friedrich Jodl: Lehrbuch der Psychologie. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896. — Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. (Vormals Fichte-Ulrici'sche Zeitschrift. Hggb. von Dr. Richard Falckenberg. N. F. 109. Bd. Heft 1. Oct. 1896. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. — Der freie Wille. Gedanken zur Beruhigung gedrückter Gemüther. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer 1896. — Bericht über die 49. Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Dessau 1896. Leipzig, Selbstverlag des Centralvorstandes des Vereins 1896. — Leo Hirsch: Reisen in Süd-Arabien, Mahra-Land und Hadromut. Mit Karte. Leiden, E. J. Brill 1897. — Dr. A. Petermanns Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt. Hggb. von Dr. A. Supan. 42. Bd. 1896. 12. Heft. Gotha, Justus Perthes. — Elektrische Kraftübertragung und Kraftvertheilung. Nach Ausführungen durch die Allgem. Elektricitäts-Gesellschaft Berlin. 2. Ausg. Berlin, Julius Springer 1896. — Pan. 2. Jahrg. 1896. 3. Heft. Hggb. von der Genossenschaft Pan, redig. von Wilhelm Bode u. s. w. Berlin, F. Fontane u. Co. — Dr. Josef Trutter: Das österreichische Civilproceßrecht in systematischer Darstellung. Th. II. Bes. Th. Lfg. 1. Wien, Moriz Perles 1897. — C. Schulze: Vorschläge zur Reform des Irrenrechts auf Grund einer Vergleichung des italienischen mit dem in Preußen geltenden Recht. Berlin, J. Guttentag 1896. — Dr. L. Lönholm: The new Japanese Civil Code. A short explanation of its provisions and of those parts of the new Treaties relating to it. Tokyo, publ. by the author 1896. — Dr. Max Fleischmann: Das pignus in causa judicati captum. Civilistische Studie. Breslau, Wilhelm Koebner 1896. — Lorenz August Grill: Handbuch des bayerischen Staatsbürgers. Gemeinverständliche Darstellung der gesammten Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirthschaftsgesetzgebung des Deutschen Reichs und des Königreichs Bayern. 9. u. 10. (Schluß-) Lfg. München, C. H. Beck 1896/97. — Ludwig Fleischaer: Oesterreichische Bürgerkunde. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896. — Herald Arjuna: Die vlämische Bewegung. Vom alldeutschen Standpunkt aus dargestellt. Berlin, Hans Lassenöder 1897. — Dr. Heinrich Schröder: Oberlehrer, Richter, Officiere. Statistische Untersuchungen zur Lösung der Gehaltsaufbesserungsfrage. 2. Aufl. Kiel u. Leipzig, Lipsius u. Tischer 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 14. Januar. Nummer 10.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—)
Anträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

El-Kantara. Von K. Schumacher. — Die XVI. und die XVII. Session des Instituts für internationales Recht. II. Von Heinrich Harburger. — Mittheilungen und Nachrichten.

El-Kantara.

Von K. Schumacher (Karlsruhe).

Den Reisenden, welcher von Italien kommt, empfängt Afrika zunächst mit manchem herrlichen Landschaftsbild, das die in Sicilien gewonnenen Eindrücke wieder frisch erstehen läßt. Auch die Stätte von Karthago umschwebt jener feine Duft, welcher so bezaubernd von der griechischen und italisch-griechischen Landschaft ausgeht. Das hat empfunden, wer auf dem Byrsa-Hügel und auf dem Pharos von Sidi-bon-Said gestanden. Weiterhin ist es das hoch gelegene Konstantine, das alte Cirta, welches sich mit den schönsten Punkten Siciliens messen darf. Auf zwei Seiten bis unmittelbar an die zerfallene Stadtmauer von einer der malerischsten Schluchten der Welt umgeben, auf der dritten von jähem Absturz in die liebliche Ebene begrenzt, jenseit der Schlucht überragt von aloe- und cactus-bedeckten Felsenklippen, im Hintergrund umsäumt von dunkelgrünem Eukalyptus- und Pinienwald: so prägt sich die alte Hauptstadt Numidiens mit ihrer blendenden Lichtfülle und ihrem hoch interessanten Völkergetümmel jedem Besucher tief in die Erinnerung und bleibt ihm wegen der Eigenart auch nach Tunis, Konstantinopel und Smyrna unvergeßlich.

Wenn wir aber nur wenige Stunden weiter gegen Süden gekommen sind, so bietet sich uns ein ganz anderer Anblick dar. Flach welliges oder ebenes Land, soweit das Auge reicht, bedeckt von unabsehbaren Getreidefeldern und Weideplätzen. Allerdings hat sich häufig mitten unter die goldene Saat der Dornstrauch eingenistet, und Ginstergestrüpp verdrängt oft die saftigen Kräuter der Weide. Das Gelände wird immer ebener, die Vegetation dürftiger. Wir spüren den Hauch der wenn auch noch fernen Wüste. Glücklicherweise bringt uns die Eisenbahn rasch über die Fernen hinweg, ja bis an den Rand der Wüste selbst (bis Biscra). Herden von Kamelen, Pferden, Kühen, Eseln, Schafen, Ziegen, gehütet von malerischen Gruppen gebräunter Beduinen, fesseln unser Auge, allmählich aber werden auch sie seltener. Die dorfartigen Ansiedlungen erscheinen nur noch in sehr großen Abständen, nur da und dort tauchen einzelne Zelte und Reisighütten auf. Die Gegend nimmt den Charakter der Steppe an. Wir durchschneiden das Gebiet der Salzseen mit ihrer unendlichen Melancholie. Doch da erhebt sich am Horizont, zunächst in der eigenartigen afrikanischen Verschleierung, bald aber immer deutlicher ein schwarzblauer Gebirgszug, das Auresgebirge. Das Gelände wird zusehends grüner, größere Ansiedlungen zeigen sich wieder. Wir biegen in ein breites, ziemlich fruchtbares Gebirgsthal ein. Sogar ein Städtchen hat sich um das Fort Batna gebildet. Aber jenseit der Paßhöhe empfängt uns wieder großartige Oede und Starrheit. Wild zerklüftete Lehmhügel wechseln mit tollstem, vegetationslosem Felsengewirr. Da taucht an der Bahnlinie ein kleines Stationshaus vor unsern Blicken auf, wir lesen El-Kantara. Wenige Schritte und wir befinden uns in einem freundlichen, für Fremdenverkehr eingerichteten Gasthaus, inmitten prachtvoll grüner Baumgruppen.

Die Araber nennen El-Kantara Foum-es-Sahara (= bouche du Sahara). Der von Südwesten nach Nordosten streichende Gebirgszug wird hier von dem Bette des Kantara-Flusses in einem gewaltigen, keilförmigen Einschnitt durchbrochen. Haben wir diese, an und für sich schon außerordentlich malerische Enge — les gorges — durchschritten, so eröffnet sich uns ein Bild, wie es kaum entzückender gedacht werden kann. Die kahlen, röthlichen Felsmassen stürzen fast senkrecht gegen die südlich vorgelagerte Geröll- und Sandebene ab, so daß sie von hier wie eine einzige riesige Festungsmauer anzusehen sind, zu welcher der Flußdurchbruch den Thoreingang bildet. Das breite, aber nur von wenigen schmalen Wasseradern durchrieselte Bett hat sich tief in den angeschwemmten Kiesboden eingerissen. Unmittelbar zu seinen beiden Seiten erhebt sich ein prachtvoller Palmenwald von etwa einer Viertelstunde Breite und drei Viertelstunden Länge: die Oase El-Kantara. Die Großartigkeit der ganzen Scenerie, die Schönheit der Palmbäume, der Gegensatz zwischen der starren Oede ringsherum und dem üppigen Grün längs des Flusses macht einen unbeschreibbaren Eindruck. Und was für eine Ueppigkeit! Versenken wir uns in das lauschige Düster des Palmenwaldes mit seinen wunderbaren Lichtreflexen, so sehen wir erst, daß er in viele einzelne mit Lehmmauern umfriedigte und von zahlreichen Wassercanälchen durchflossene Parzellen und Gärten geschieden ist. Jeder Dattelbaum ist mit einem Wassergraben umgeben und erfreut sich der sorgfältigsten Pflege. Zwischen den Palmstämmen bemerken wir zahlreiche Aprikosen- und Pfirsichbäume, auch Aepfel-, Feigen- und Granatbäume, seltener Orangen und Citronen. Und wie sattgrün die Blätter erscheinen! Allenthalben rankt das Geschlinge der wilden Rebe und am Boden kriecht mannichfaches Gesträuch, Tomaten- und Pfefferstrauch, aber auch Bohne und Zwiebel.

Zwischen dem schwarzgrünen Blätterdach hindurch erblickt man das Gelbgrau zweier dicht am Flusse gelegener Araberdörfer. Bestehen die Häuser auch nur aus niederen, fast fensterlosen, mit Palmstämmen und Palmblättern flach abgedeckten, viereckigen Kasten aus Lehmwerk mit eingebackenen kleinen Steinen, so bietet das Ganze mit seinen engen Gassen, den eigenthümlichen Durchgängen und thurmartigen Erhöhungen, sowie den schlanken, eleganten einzelnen Palmen der Innenhöfe doch einen ungemein malerischen Anblick. Und nicht geringeres Interesse erregen die Dorfbewohner selbst. Die geschmeidigen, braunen, intelligenten Männergestalten in ihren langen, weißen Gewändern und Mänteln, den Kopf mit weißen Tüchern umschlungen und oft in eine Capuze verhüllt, sind meist

süßem Nichtsthun ergeben. Die Frauen und Mädchen erscheinen in gelben, grünen, blauen, oft stark zerfetzten Gewändern und Tüchern, häufig auch in der bekannten altgriechischen Tracht mit geschürztem, fibelbefestigtem Chiton. Sie tragen auffallend große Ohrringe, reiche Halsketten, Arm- und Beinspangen. Die Haarzöpfe sind durch eingeflochtene schwarzrothe Schnüre und Bänder verlängert und mächtig aufgethürmt. Einige Frauen sieht man mit der Spindel spinnen, andere schleppen große Wasserkrüge von schönen, antiken Formen, wieder andere trippeln unten am Flusse im Tanzrythmus hoch geschürzt auf zweifelhafter Wäsche herum. Die Kinder laufen vielfach halb nackt umher, am Halse haben sie oft ein kleines Beuteichen mit einem Amulett hängen.

Wir schlendern durch das Dorf, dieses und jenes näher betrachtend. Erschreckt stieben bei unserm Anblick die Kinder auseinander, während die Erwachsenen scheinbar gar keine Notiz von uns nehmen. Wir treten in die Wohnung unsres Führers. Wie beim römischen Hause liegen alle Zimmer um einen Innenhof, von welchem sie ihr Licht empfangen. Von Glasfenstern ist nichts zu bemerken. Die Einrichtung ist äußerst primitiv, aber ziemlich sauber; der Herd wird durch einige aufrecht stehende Steine gebildet. Neben ihm und auf einem an der Wand befestigten Holzbrett steht eine Anzahl Thongefäße, welche gewissen „prähistorischen" Formen auffallend gleichen. Ein altes Mütterchen bietet uns saftige Datteln in einem geflochtenen Körbchen an; auch die Ziege bekommt ihren Antheil. Im „Kaffeehaus" nehmen wir ein Täßchen des belebenden Trankes. Obwohl es zwischen 10 und 11 Uhr Morgens ist, liegen im Hintergrund des Zimmers auf sauberen Matten mehr als ein Dutzend Araber, theils schlafend, theils Domino spielend. Weiterhin thun wir einen Blick in die Moschee mit ihrer einfachen, altehrwürdigen Holzarchitektur und geometrischen Wandbemalung. Auf einer kleinen, sandigen Anhöhe vor dem Dorfe ist der Friedhof. Die Plätze der einzelnen Gräber sind nur durch kleine, in den Boden gesteckte, unbearbeitete Steine bezeichnet, welche man kaum beachtet. Im Tode sollen alle gleich sein.

Bei der Wanderung durch die Oase und das Dorf begegnet man — mancher zuerst vielleicht etwas erstaunt — nicht selten den Spuren der Römer. Theile von römischen Säulen und Capitäle sind in der Moschee und in Privathäusern als Träger verwendet, in einem Gebäude gegenüber dem „Kaffee" finden sich mehrere römische Sculpturen eingemauert. Inschriftplatten und Grabsteine sind da und dort in den Gärten als Stege über die Wasserrinnen benützt. Eine in schönen Buchstaben unter Antoninus Pius ausgeführte Inschrift gilt einem Legaten der dritten, im benachbarten Lambaesis liegenden Legion; ein anderer Stein enthält die Grabinschrift eines Mannes von Palmyra, welcher erst in der dritten thrakischen Cohorte in Syrien gedient hatte, dann hieher in die erste Cohorte der Chaicidener versetzt worden war. (Calceus Herculis hieß der Ort in römischer Zeit.) Die Brücke in den Gorges, über welche die Straße von Lambaesis nach Biscra führt, ruht auf römischen Substructionen und die Spuren der römischen Straße selbst lassen sich noch allenthalben erkennen. Wie die Franzosen durch ein jetzt allerdings zerfallenes Fort, so haben die Römer einst durch ein Castell das „Thor der Sahara" gegen die Einfälle der räuberischen Wüsten- und Bergstämme zu sichern gesucht. Und auch die nach der Wüste und ihren Oasen führenden Straßen waren von militärischen Posten überwacht, wie eine etwa 1½ Stunden südlich von El-Kantara gefundene Inschrift aus dem Jahre 188 n. Chr. beweist (.... burgum speculatorium inter duas vias ad salutem commeantium nova tutela constitui jussit).

So gesellen sich zu den Reizen der Natur interessante Erinnerungen aus der Vergangenheit des Ortes.

Wir schließen unsre Skizze. Wenn wir später auch noch manche schöne Oase kennen gelernt haben, so hat doch keine — auch das viel besuchte Biscra nicht — den wunderbaren Zauber auf uns ausgeübt, wie El-Kantara.

Die XVI. und die XVII. Session des Instituts für internationales Recht.

Von Heinrich Harburger.

II.

In nahen Beziehungen zu dem Recht auf die Führung einer Flagge steht die Lehre von der Kriegscontrebande, d. h. von denjenigen Sachen, deren Lieferung auf dem Seewege an eine der kriegführenden Parteien den Angehörigen eines neutralen Staates bei Meidung der Confiscation von Schiff und Ladung untersagt ist. Begriff und Umfang der Kriegscontrebande sind wissenschaftlich und praktisch im höchsten Grade bestritten, und dies erklärt sich schon daraus, daß je nach der Entwicklung der Technik der Umfang der zur Kriegführung geeigneten Gegenstände sich fortwährend ändert. Gewöhnlich bezeichnet man als Kriegscontrebande diejenigen Waaren, welche besonders im Kriege Verwendung finden und geeignet sind, die Angriffs- oder Vertheidigungskraft der Kriegführenden zu erhöhen. Schon Constitutionen der römischen Kaiser aus dem 4. Jahrhundert verboten, den Feinden Waffen oder Kriegsbedürfnisse zuzuführen, und mit mehr oder weniger Erfolg wurden solche Verbote, besonders für die Kriege gegen die Sarazenen und Türken seitens der Päpste, seitdem fast regelmäßig erlassen. Auch Staatsverträge behandelten die Contrebande eingehend und in der neueren Zeit ist es üblich geworden, daß bei Ausbruch eines Krieges die neutralen Staaten ihren Unterthanen und auch die streitenden Theile je bekannt gaben, welche Arten von Waaren sie darunter zu rechnen vorhätten. Die Völkerrechtswissenschaft ist nun seit Jahrhunderten bestrebt, die Grenzen näher zu bestimmen, welche hiebei von den Kriegführenden eingehalten werden müssen, wenn nicht durch ihren Streit auch der Handel der unbetheiligten neutralen Staaten auf das empfindlichste geschädigt werden soll. Dabei darf freilich nicht außer Acht gelassen werden, daß neben den Interessen der Neutralen auch jene der Kriegführenden Anspruch auf Berücksichtigung haben, zumal da nach der modernen Auffassung alle Schädigung des Gegners immer nur den einen Zweck verfolgt, ihn zu entkräften, damit der Kampf ein Ende finde, damit er sich gezwungen sehe, sich zu unterwerfen oder wenigstens der Wiederherstellung des Friedens zuzustimmen. Erschwert wurde freilich die Einigung über den Begriff besonders dadurch, daß Hugo Grotius, „der Vater des Völkerrechts", denselben ziemlich weit gefaßt und darunter nicht bloß Gegenstände, die ausschließlich zu Kriegszwecken verwendet werden, sondern auch solche, welche in gleicher Weise zu Friedens- wie zu Kriegszwecken dienen können, subsumirt hat. Seine Anschauungsweise blieb zwar nicht unwidersprochen, aber bis in die neueste Zeit hat sich eben doch die Unterscheidung von absoluter, relativer und auch mehr zufälliger Contrebande erhalten, zugleich mit der Forderung vieler, daß dieser Unterscheidung eine rechtliche Folge nicht zu geben und vielmehr die Wegnahme aller unter eine dieser drei Kategorien fallenden Waren den Kriegführenden gestattet sei. Unter relativer Contrebande werden hiebei solche Waaren verstanden, welche zu friedlichen Zwecken Verwendung finden, aber auch für die Kriegführung nützlich sein können, während als bloß zufällige Contrebande solche bezeichnet werden, die aus ganz speciellen Gründen gerade

Digitized by Google

im gegebenen Falle für eine Kriegspartei von Bedeutung sind. Offensichtlich geht nun das Streben der neuesten Zeit dahin, den Begriff der Kriegscontrebande auf diejenigen Gegenstände zu beschränken, welche unmittelbar zu Kriegszwecken bereitet und verwendet werden; aber bei genauerem Zusehen kann man sich nicht wohl der Erkenntniß verschließen, daß die Anschauung der Einzelnen wesentlich beeinflußt wird von der jeweiligen Lage ihres Vaterlandes, bezw. von der Möglichkeit kriegerischer Verwicklungen oder aber der Aussicht für dasselbe, im Falle eines Krieges zwischen anderen Staaten durch Zuführen an eine Partei größeren Handelsgewinn zu machen. So erklärt sich, daß insbesondere zwischen der Anschauung der continentalen Völkerrechtslehrer einerseits und jener der englischen andrerseits ein großer Unterschied besteht, der sich übrigens innerhalb des europäischen Continents ebenfalls fühlbar macht, insofern und insoweit an der Hand gemachter Erfahrung ein Staat auf Unterstützung durch den englischen Handel im Kriegsfalle rechnen zu dürfen glaubt. Das Institut war nun von dem Bestreben erfüllt, eine wissenschaftliche und doch zugleich die entgegengesetzten Ansichten und Interessen versöhnende Lösung der Streitfrage zu finden.

Ohne sich auf die früher so beliebte Einzelaufzählung derjenigen Waaren einzulassen, welche als Contrebande zu erachten sind, hat es eine Reihe von Sachen als solche bezeichnet, an deren Charakter als absoluter Contrebande nicht wohl zu zweifeln ist, nämlich die Waffen jeder Art, Kriegsmunition und Explosivstoffe, das sonstige Kriegsmaterial, wie Ausrüstungs- und Bekleidungsgegenstände, Lafetten und dergl., Schiffe, die für Kriegszwecke ausgerüstet sind, und endlich Instrumente, welche zur unmittelbaren Herstellung von Kriegsmaterial dienen. Der Transport von Gegenständen dieser Art ist verboten, mögen sie nun vollkommen verwendungsreif sein oder noch einer Zusammenfügung bedürfen, wenn sie auf Rechnung einer kriegführenden Partei oder den Streitkräften derselben zugeführt werden sollen. Hiebei wird eine solche Bestimmung angenommen, wenn das Ziel der Fahrt direct oder zum Zwecke der Täuschung indirect ein feindlicher Hafen ist. Hingegen sollen andere Sachen, die eine Kriegspartei für Kriegszwecke lediglich nützlich verwenden könnte, nicht als Contrebande behandelt und die Kategorien der relativen und der bloß zufälligen Contrebande, als ihrer Bedeutung nach zu sehr von bloßer Willkür abhängig, für die Zukunft aufgegeben werden, so daß also hinsichtlich der Gegenstände solcher Art das Confiscationsrecht abgeschafft würde. Andrerseits aber erachtete man es für unumgänglich, den kriegführenden Parteien das Recht zuzusprechen, Waaren, die in gleicher Weise für Kriegs- und Friedenszwecke Verwendung finden können, sofern sie auf der Reise nach dem Feindeslande oder zu den feindlichen Streitkräften betroffen werden, vorläufig in Beschlag zu nehmen oder auch gegen angemessene Bezahlung vorkaufsweise an sich zu bringen. Hiedurch ist einerseits die Möglichkeit eröffnet, daß nicht eine der kriegführenden Parteien ruhig zusehen muß, wie der andern für ihre Schlagfertigkeit erhebliche Waaren, z. B. Pferde, Kohlen, Maschinentheile und dergl., zugeführt werden, und wird andrerseits vermieden, die Angehörigen neutraler Staaten über Bedürfniß an ihrem Vermögen zu schädigen. So läßt dieser Vorschlag die Einschränkung des Begriffes der Contrebande auf die ausschließlich zu Kriegszwecken dienenden Sachen als angängig erscheinen und doch zugleich eine Beeinträchtigung der Interessen der Kriegführenden wie auch jener der Neutralen ausschließen.

Ungerechtfertigte Beschlagnahme oder Bestrafungen wegen Uebertretung des Verbots der Contrebande sollen zur Zurückgabe der weggenommenen Sachen und zum Schadenersatz verpflichten. Wurde die Fahrt vor der Kriegserklärung und ohne Kenntniß ihres Bevorstehens angetreten, so kann jedenfalls wegen derselben keine Strafe verhängt werden.

In Weiterbildung des dem Verbote der Contrebande zugrunde liegenden Gedankens ist den Neutralen, bezw. den Angehörigen neutraler Staaten fernerhin untersagt der Transport von diplomatischen Agenten einer Kriegspartei, von Kriegs- oder diplomatischen Depeschen einer solchen oder von Agenten mit Aufträgen für Kriegszwecke, endlich die Zuführung von Truppen. Aber auch hier ist es wiederum unerläßlich, auf die Einhaltung des nothwendigen Maßes bedacht zu sein.

Das Institut fordert deßhalb, daß das Verbot keine Anwendung finden solle, soweit solche Transporte — außer etwa jenen von Berufssoldaten — erfolgen in Ausführung der Fahrten eines regelmäßigen Dienstes oder die diplomatischen Beamten in Frage stehen, oder zwar solche des Feindes, die aber bei einem neutralen Staate beglaubigt sind. In ähnlicher Weise soll auch der Transport von Depeschen zwischen neutralen Häfen oder wenigstens von oder nach einem solchen gänzlich frei sein. —

Eine andere kriegsrechtliche Frage halte zum Gegenstande die Zulässigkeit der Beschießung offener Städte seitens einer feindlichen Flotte. Dieselbe ist in neuerer Zeit zuerst wiederum wissenschaftlich angeregt worden durch Artikel von französischen Marineoffizieren in der „Revue des deux mondes“ (1882), welche sich dahin aussprachen, daß alles, was dem Feinde zu schaden vermöge, erlaubt sei und darum auch kein Bedenken bestehe, unbefestigte, friedliche Städte in Brand zu setzen, zu zerstören, oder mindestens ohne Gnade zu brandschatzen. Freilich haben diese Anschauungen von Männern gleicher Stellung in der „Nouvelle Revue“ (1886) Widerspruch erfahren. Immerhin aber hat all dieses dazu genügt, daß im Jahr 1888 für die englischen Flottenmanöver eine darauf bezügliche praktische Aufgabe gestellt worden ist, und aus diesem Anlasse ist sodann in englischen Zeitungen ein lebhafter Meinungsaustausch entstanden, in dessen Verlaufe sich eine Anzahl höherer englischer Seeoffiziere ebenfalls im Sinne jener erstervähnten französischen Stimmen ausgesprochen hat. Da die herrschende Anschauung hiemit nicht übereinstimmte, folgte das Institut einer einschlägigen Anregung und setzte die Frage auf die Tagesordnung seiner Sitzung von Venedig, woselbst dieselbe denn auch zu gründlicher Erwägung und sofortiger Erledigung gelangte. Hiebei wurde als in der Wissenschaft des Völkerrechts allgemein anerkannt festgestellt, daß hinsichtlich der Zulässigkeit einer Beschießung von Ortschaften der Hauptsache nach für die maritimen Streitkräfte keine anderen Regeln gelten können, als für das Landheer, und daß es demgemäß auch jenen verboten ist, öffentliches oder Privateigenthum zu zerstören, ohne daß unausweichliche Nothwendigkeit der Kriegführung dies erfordert, oder Ortschaften anzugreifen oder zu beschießen, die nicht mit Waffengewalt vertheidigt werden, sowie ferner, daß bei Unvermeidbarkeit einer Beschießung nach Möglichkeit deren Bevorstehen den Ortsbehörden mitgetheilt und bei deren Ausführung die Gebäude geschont werden sollen, welche religiösen, künstlerischen, wissenschaftlichen oder humanen Zwecken, insbesondere jenen der Pflege von Verwundeten und Kranken, dienen und als solche genügend gekennzeichnet sind — Grundsätze, die das Institut auch schon in das von ihm (1880) ausgearbeitete Handbuch der Regeln und Gebräuche des Landkrieges aufgenommen hatte. In Gemäßheit dieser Prinzipien wurde es denn auch für unzulässig erklärt, eine offene Stadt, d. h. eine solche, die nicht durch Befestigungen oder andere zu unmittelbarer Verwendung für Angriff oder Vertheidigung geeignete Mittel

oder durch höchstens zehn Kilometer entfernt gelegene detachirte Forts vertheidigt wird, durch Streitkräfte zur See beschießen zu lassen. Ausnahmen von dieser Regel seien nur zulässig, wenn es sich darum handelt, auf dem Wege der Requisition oder der Contribution für die Flotte unentbehrliche Lieferungen zu erzwingen, oder Schiffswerften, mititärische Etablissements, Munitionsdepots oder Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, zu zerstören, ferner um die Landung von Streitkräften, die von der offenen Stadt aus verhindert werden will, zu ermöglichen, oder um einen Angriff auf eine offene Stadt, die sich in Vertheidigungszustand versetzt hat, zu unterstützen. Hingegen sollen untersagt bleiben Beschießungen zum Zwecke einer Brandschatzung oder zur Erzwingung der Unterwerfung eines Landes mittelst, außerdem nicht veranlaßter, Vernichtung friedlicher Einwohner oder ihres Vermögens. Auch die Thatsache allein, daß eine offene Stadt die Hauptstadt des Staates, oder der Sitz der Regierung ist, oder daß sie augenblicklich von Truppen besetzt ist, oder endlich unter regelmäßigen Verhältnissen einen Sammelpunkt für verschiedene Truppengattungen bildet, wurde als nicht genügend erklärt, um damit ihre Beschießung zu rechtfertigen. —

Des weiteren beschäftigte sich das Institut mit der, wir dürfen wohl sagen, Grundacte des modernen Kriegsrechtes, nämlich der Genfer Convention vom 22. Aug. 1864 zur Verbesserung des Looses der Verwundeten im Kriege. Trotz der unbestreitbaren wohlthätigen Wirkungen, welche dieser Staatsvertrag für die Verwundeten und Kranken schon in verschiedenen Kriegen gehabt hat, leidet derselbe doch an manchen Mängeln. Nicht einer der geringsten ist der, daß auch jetzt noch in keinem Staate sich Bestimmungen finden, welche die Verletzung seiner Vorschriften mit Strafe bedrohten. Der um die Herbeiführung der Genfer Convention gleich Dunant hoch verdiente nunmehrige Ehrenpräsident des Instituts, Gustav Moynier, hat bereits im Jahre 1872 auf diese Lücke hingewiesen, und auf seine Anregung hinwiederum hat das Institut sich in Cambridge mit der Frage befaßt. Hiebei wurde es nun als höchst wünschenswerth erklärt, daß in möglichster Bälde jeder Staat, welcher der genannten Convention beigetreten ist, ein Strafgesetz für alle denkbaren Verletzungen derselben schaffe, und daß die betheiligten Staaten sich gegenseitig diese ihre Gesetze, sowie etwaige spätere Aenderungen derselben durch Vermittlung des Bundesrathes der Schweiz bekannt gäben.

Besondere Schwierigkeiten bot hiebei die Frage, auf welchem Wege die Verübung solcher Verletzungen der Convention festgestellt werden könne in einer Weise, daß alle Betheiligten die objective Richtigkeit des Resultates anerkennen würden. Nach eingehender Erwägung wurde folgendes Verfahren als das hiefür zweckmäßigste erachtet: Die Kriegspartei, welche sich über eine Conventionsverletzung durch Unterthanen der Gegenpartei beklagen zu können glaubt, soll das Recht haben, durch Vermittlung eines neutralen Staates eine Untersuchung der fraglichen Vorgänge zu verlangen. Der gegnerische Staat soll verpflichtet sein, durch seine Behörden diese Untersuchung anstellen zu lassen, das Ergebniß derselben dem neutralen Staate, der als Vermittler gedient hat, bekannt zu geben und je nach Befund die Schuldigen in Gemäßheit seiner eigenen Gesetze zur Verantwortung zu ziehen. Gleichzeitig empfahl das Institut den Vertragsstaaten die, auffallenderweise bisher noch nicht erfolgte, officielle Anerkennung des internationalen Comités des rothen Kreuzes, zunächst zu dem Zwecke, damit der einer Conventionsverletzung beschuldigte Staat ein Mitglied desselben als Unparteiischen zur Untersuchung der in Frage stehenden Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze selbst beiziehen könnte.

Im Interesse der guten Sache ist es dringend zu wünschen, daß bei der gewiß über kurz oder lang unvermeidlichen Revision der Genfer Convention dieselbe auch im vorstehenden Sinne ergänzt werde. —

Schließlich wendete sich das Institut der Erörterung der rechtlichen Stellung zu, welche den auswärtigen Vertretern des Staates und seiner Interessen gebühren, und zwar in Cambridge zunächst hinsichtlich der Beamten des eigentlichen diplomatischen Dienstes und in Venedig bezüglich der Consuln.

Wohl stehen die Gerechtsame und Privilegien der Gesandten auf Grund vielhundertjähriger Uebung genau betrachtet außer Streit; aber in der neueren Zeit ist vielfach die Anschauung laut geworden, daß die ihnen zustehende Exterritorialität ganz abzuschaffen oder wenigstens in persönlicher und sachlicher Richtung bedeutend einzuschränken sei. Bei genauerem Zusehen dürfte jedoch klar werden, daß diese Forderung zumeist um deßwillen erhoben wird, weil über die Bedeutung und Tragweite des Begriffes Exterritorialität verschiedene Auffassungen existiren. Gebraucht man denselben als Bezeichnung für den Inbegriff aller den Gesandten eingeräumten Freiheiten und Vorrechte, so ist jener Forderung bis zu einem gewissen Grade die Berechtigung nicht abzusprechen. Sieht man aber in der Exterritorialität lediglich die juristische Annahme, daß die Gesandten, obwohl sie sich in Wirklichkeit in einem fremden Lande befinden, ihren Wohnsitz außerhalb dieses und noch in dem Gebiete des sie absendenden Staates haben, und dies nur zu dem Zwecke, um ihre Sonderstellung in das übrige Rechtssystem des Staates einzufügen, so ist sie mit Unrecht angegriffen worden. Hiernach ist es auch begreiflich, daß das Institut nach wiederholten Erwägungen, besonders aufgrund der bestimmten Erklärungen von Angehörigen des diplomatischen Dienstes, den Begriff der Exterritorialität für praktisch und wissenschaftlich unentbehrlich erklärt hat, aber freilich auch nur in dem letzteren, engeren Sinne.

Demzufolge lassen sich die „Immunitäten" der Gesandten in drei Hauptclassen zerlegen: Unverletzlichkeit, Exterritorialität, sowie sonstige Freiheiten und Vorrechte. Die „Unverletzlichkeit" soll dem Gesandten die freie und ungehinderte Ausübung seiner amtlichen Functionen sichern und zu diesem Zwecke ist ihm, seinen Nebenbeamten, seiner Familie und seinem Gesinde — dem letzteren, soweit es der Bevölkerung seines Amtssitzes entnommen ist, allerdings nur für die Dauer des Aufenthalts im Gesandtschaftshotel — seitens der Ortsregierung durch die That und durch Gesetze besonderer Schutz vor jeglicher Unbill zu gewähren. Nicht minder sind seine persönlichen Effecten, seine Correspondenz und sein Archiv vor jedem Angriffe zu bewahren. Andrerseits müssen die so devorzugten Personen auch dieser ihrer Stellung eingedenk bleiben und sich jedes ungehörigen Vorgehens gegen die Einwohner und den Staat, sowie dessen Einrichtungen selbst enthalten, widrigenfalls Acte der Selbstvertheidigung gegen sie zulässig wären.

Zur Sicherung der Unverletzlichkeit muß der Gesandte und seine Umgebung und besonders auch das Gesandtschaftshotel frei bleiben von jedem Zugriff, bezw. Zutritt von Organen jeder Art der Ortsregierung, soweit nicht der Gesandte selbst seine Einwilligung gibt. Infolge dessen muß der Gesandte nebst seiner Familie und seinem amtlichen Personal sowie dessen Angehörigen auch dem Gerichtszwange der Tribunale seines Amtssitzes insofern entzogen bleiben, als dieselben gegen ihn und seine Umgebung weder in persönlichen Civil-, noch in Strafsachen urtheilen dürfen. Dies bringt aber nothwendig mit sich, daß, wie er nebst seiner Umgebung den Gerichten seines Heimathlandes allein

Digitized by Google

und direct unterstellt bleibt, auch lediglich die Civil- und Strafgesetzgebung dieses auf sie Anwendung finden kann, gerade als ob sie sich selbst dort befänden. Mit der Billigung dieses Grundsatzes hat das Institut insbesondere auch Stellung genommen zu der Streitfrage, welche in dem bekannten Processe gegen den Grafen Harry v. Arnim eine große Rolle gespielt hat. Die Vertheidigung desselben stützte sich nämlich unter anderem auch darauf, daß die ihm zur Last gelegten, während seiner Verwendung als Botschafter in Paris vorgenommenen Handlungen nicht strafrechtlich verfolgt werden dürften, weil dieselben nach französischem Rechte nicht mit Strafe bedroht seien. Die mit der Sache befaßten Gerichte sind allerdings auf diese Anschauung nicht eingegangen; allein immerhin ist dieselbe wie vordem auch nachher noch zuweilen vertheidigt worden; Grund genug für das Institut, um nunmehr ausdrücklich sich gegen dieselbe auszusprechen, da sie wie in jenem, so auch in ähnlichen Fällen zu unhaltbaren Consequenzen führen würde.

Sofern und soweit freilich der Gesandte und seine Umgebung nicht infolge des amtlichen Berufes, sondern als reine Privatpersonen, z. B. als Eigenthümer von im Lande gelegenem Grundbesitz, als Theilnehmer oder Besitzer von Handels- oder industriellen Unternehmungen, an Rechtssachen betheiligt sind, kann ihnen jene Ausnahmestellung nicht eingeräumt werden. Andrerseits aber muß wiederum, soweit der Gesandte als Vertreter seiner heimathlichen Staatsgewalt Rechtsacte vornimmt, besonders solche, an welchen ausschließlich die seiner Fürsorge anvertrauten Staatsangehörigen betheiligt sind, die Beobachtung seiner heimathlichen Gesetze genügen, wenn nicht durch die Gesetze seines Amtssitzes ausdrücklich das Gegentheil bestimmt ist.

Unter den sonstigen Vorrechten, welche den Gesandten nicht versagt werden dürfen, sind zu erwähnen: sein Recht auf freie Religionsausübung in einer eigenen Capelle innerhalb des Gesandtschaftshotels, mag auch sonst nach den Staatsgesetzen seinen Glaubensgenossen solche versagt sein, ferner seine gänzliche Freiheit von der militärischen Einquartierungspflicht und von der Capitalrenten-, Einkommen- oder sonstigen Personalsteuerpflicht gegenüber dem Staate, bei dem er als Gesandter fungirt, wie nicht minder von der Entrichtung von Zöllen, soweit Gegenstände zu seinem persönlichen Gebrauch in Frage stehen. Es bedarf keiner weiteren Darlegung, um einsehen zu lassen, daß dies alles, wie auch für seine Familie, nicht minder für das Gesandtschaftspersonal und dessen Angehörige gilt. Wenn schließlich noch beigefügt wird, daß alle diese Personen das Recht des Gesandten theilen, in gerichtlichen Sachen verlangen zu dürfen, daß sie zur Zeugnißablegung auf diptomatischem Wege aufgefordert und anstatt an der Gerichtsstelle im Gesandtschaftshotel vernommen werden, so ist damit der Kreis aller derjenigen Privilegien abgeschlossen, welche nach Anschauung des Instituts ihnen gewährt werden können und auch müssen.

Hingegen wurde es nicht als angängig erachtet, diese Vorrechte, wie dies zuweilen verlangt wird, auf den Gesandten und seine Ehefrau und vielleicht noch seinen regelmäßigen Stellvertreter zu beschränken, während es andrerseits wohl für zulässig erklärt wurde, sie demjenigen zu versagen, welcher in seinem Vaterlande als diplomatischer Beamter eines anderen Staates fungirt. Indem überdies dem Gesinde des Gesandten die Exterritorialität abgesprochen und die oft behauptete Eigenschaft des Gesandtschaftshotels als eines juristischen Gebietstheiles des von der Gesandtschaft vertretenen Staates nicht anerkannt worden ist, hat das Institut in voll genügender Weise die Auswüchse beseitigt, welche sich im Laufe der Zeiten auf diesem Gebiete entwickelt hatten. —

Auch auf dem Gebiete des Consularwesens hat sich eine Reformbewegung eingestellt; hier allerdings in entgegengesetztem Sinne, indem sie nicht auf Einschränkung, sondern auf Erweiterung der Gerechtsame der Consuln gerichtet ist. Dies erklärt sich aber schon aus dem geschichtlichen Entwicklungsgang des ganzen Instituts. In seinen Anfängen sind die Consuln nur Schiedsrichter, welche die in auswärtigen Handelsemporien seßhaft gewordenen Kaufleute einer Stadt oder eines Staates zur Entscheidung von Streitigkeiten unter ihnen aus ihrer Mitte gewählt haben, bis schließlich im Laufe der Zeit der Kreis ihrer Obliegenheiten und die Bedeutung ihres Einflusses so gewachsen sind, daß im 17. und 18. Jahrhundert die Staatsregierungen selbst ihre Aufstellung in die Hand nahmen. Und seit dem ersten Drittel unsres Jahrhunderts ist auf diesem Gebiete wieder mit einem neuen Factor zu rechnen, seitdem nämlich nach dem Vorgange Frankreichs Berufsconsuln (consules missi) aufgestellt werden, welchen im Gegensatze zu den Wahlconsuln (consules electi) der Betrieb von Handelsgeschäften oder anderen Berufsarten neben ihrem Amte gänzlich untersagt ist. Freilich haben nur wenige Staaten in dem Sinne ihr Consularwesen reorganisirt, daß dasselbe ausschließlich von Beamten versehen wird; jedoch hat sich immerhin die Mehrzahl und darunter auch Deutschland, einem gemischten Systeme zugewendet, nach welchem an bedeutenderen Plätzen Berufsconsuln, an anderen aber Wahlconsuln eingesetzt werden. Die letzteren werden hiebei soweit thunlich den ersteren unterstellt, und je mehr dies der Fall ist, und je mehr die Zahl der Berufsconsuln wächst, um so mehr wächst auch das Streben der Consularbeamten nach einer annähernden Gleichstellung mit den übrigen Staatsbeamten des auswärtigen Dienstes; und angesichts der Fülle von Geschäften amtlicher Natur, welche ihnen obliegen, und der Wichtigkeit der ihnen anvertrauten Handels-, sonstigen ökonomischen und socialen Culturinteressen des Staates und seiner Angehörigen, läßt sich diesem Streben füglich auch die Berechtigung nicht bestreiten.

Aber freilich kann dies alles nur gesagt werden von den Berufsconsuln. Den Wahlconsuln, deren Vermögensverhältnisse theils durch ihre Geschäftsgebahrung, theils auch nur durch zufällige Wandlungen im Handelsleben verschiedenen Zufälligkeiten ausgesetzt sind, eine mehr oder minder repräsentative Stellung einräumen, hieße zugleich das Prestige des von ihnen vertretenen Staates unvorhersehbaren Gefahren aussetzen. Dies um so mehr, als nicht selten die Staaten veranlaßt sind, mangels dazu passender eigener Unterthanen Angehörige dritter Staaten oder auch desjenigen Staates, in welchem und dem gegenüber sie eine Vertretung wünschen, mit derselben zu betrauen.

Von diesen Erwägungen ausgehend, schlägt das Institut vor, den Titel „Consul" ausschließlich den Berufsconsuln, denen die Ausübung von Nebengeschäften untersagt ist und die auch Angehörige des von ihnen zu vertretenden Staates sind, vorzubehalten, allen anderen Angehörigen des Consulardienstes aber den Titel „Consularagent" zu geben. Den Consuln in diesem Sinne soll nun allenthalben in den civilisirten Staaten — die einschlägigen Verhältnisse in den orientalischen Staaten sind bekanntlich anders gelagert und geregelt — eine Reihe von Rechten eingeräumt werden, wie sie ihnen theilweise schon in einzelnen Staatsverträgen zugesprochen sind. Vor allem sollen sie den Ortsgerichten nicht unterstellt sein, soweit Handlungen in Frage sind, die sie innerhalb und in Ausübung ihrer amtlichen Functionen vorgenommen haben; und auch bezüglich anderer Handlungen, für welche sie allerdings vor den localen Gesetzen und Gerichten verantwortlich sind, soll regelmäßig gegen sie nicht ohne vorherige Benachrichtigung der von ihnen vertretenen Regierung vorgegangen werden;

Digitized by Google

es sei denn, daß sie selbst damit einverstanden oder aber dingliche Ansprüche in Frage wären oder endlich eine Ergreifung auf handhafter That stattgefunden hätte. Nur wegen schwerer Verbrechen soll ihre Verhaftung zulässig sein. Zu ihrer Vernehmung als Zeugen haben sie sich nicht an die Gerichtsstelle zu begeben, sondern dieselbe soll vielmehr in ihrer Wohnung stattfinden. Ihre Wohnung aber und die für das Consularamt verwendeten Räume erfreuen sich der Unverletzlichkeit mit der Wirkung, daß kein Organ der Ortsbehörden und -gerichte dieselben betreten darf. Zur Sicherung der amtlichen Räume ist eine stets auf dem laufenden zu erhaltende Beschreibung derselben den Staatsbehörden zu übersenden und andrerseits aus jenen alles fern zu halten, was nicht mit dem Dienste in Zusammenhang steht. Die Consuln sollen die Befugniß haben, mit ihrer heimathlichen Regierung und der diplomatischen Vertretung derselben im Lande mittels chiffrirter Depeschen oder unter Verwendung besonderer Couriere zu correspondiren und, falls im Verlauf einer Epidemie eine Desinfection der Postsachen eingeführt würde, zu verlangen, daß diese in Anwesenheit eines besonderen Vertreters vor sich gehe. Endlich sollen sie von allen persönlichen, sowie Capital- und Einkommensteuern und von Kriegsabgaben befreit und auch berechtigt sein, über dem Eingang zu ihrem amtlichen Local das Wappen ihres Vaterlandes anzubringen, sowie bei festlichen Gelegenheiten und bei Ausführung von dienstlichen Fahrten die Flagge desselben zu hissen. Daß all diese Befugnisse und Vorrechte erst mit der Verleihung des Exequatur ihren Anfang nehmen und mit der Zurücknahme desselben erlöschen, bedarf keiner weiteren Hervorhebung.

Auch die „Consularagenten" bedürfen des Exequatur; die Freiheit vom Gerichtszwange soll ihnen nur zukommen, wenn sie den Nachweis liefern, daß sie die in Frage stehende Handlung in amtlicher Eigenschaft vorgenommen haben. Steuerfreiheit soll ihnen nur zustehen hinsichtlich des Hauses oder des Haustheiles, in welchem sich die Kanzlei und das Archiv des Consulats befinden; beide Räume müssen von dem Comptoir oder sonstigen Geschäftsräumen des Consularagenten streng getrennt sein, genießen sodann aber als solche wiederum dieselben Rechte wie jene der Consuln. Endlich sollen die Consularagenten auch befugt sein, Wappen und Flagge des von ihnen vertretenen Staates in der oben erwähnten Weise zu führen.

Indem so das Institut bei Aufstellung der vorstehenden Regeln in gewohnter Weise den realen Verhältnissen Rechnung getragen hat, dürfte es einen neuen Beleg geliefert haben für die Richtigkeit des bekannten Satzes: „Qui bene distinguit, bene docet."

Mittheilungen und Nachrichten.

* Wastian: „Ungarns Tausendjährung". Eine Festschrift. 1896. (München, in Lehmanns Verlag.) Von den 190 Seiten erweisen sich drei einer Vergleichung mit den „Quellen", soweit sie dem Referenten zur Hand waren, 150 Seiten als wörtlich abgeschriebene aus den Büchern von Schwicker, Löher, Teutsch, Wattenbach und Schultheiß, aus den Flugschriften „Erwägen der deutschen Nationalität in Ungarn" 1874, „Zerstümmelung des Königsbogens" 1876 und „Magyarisirung in Ungarn" 1879, ferner aus einem (nicht genannten) Sonderabdruck aus dem „Siebenbürgischen Tageblatt"; „Die Entwicklung unseres nationalen Bewußtseins" 1888, endlich aus Leitartikeln der „Ostdeutschen Rundschau", der „Kronstädter Zeitung", der „Altdeutschen Blätter" u. s. w. Unter den 40 Seiten unmittelbaren Ursprungs befinden sich nach die muthmaßlichen Stellen aus Ludwigs „Völker- und Sprachenkampf in Ungarn", aus „Deutsche Weltblätter und magyarische Entstellungen", aus den Aufsätzen von Wolf und Teutsch u. s. w. Nur der kleinste Theil dieser Entlehnungen ist durch Anführungszeichen als Citat gekennzeichnet; die Controle des geistigen Eigenthums ist dadurch erschwert, daß die abgeschriebenen Stellen meist willkürlich aneinander gerissen sind und durch Ineinanderschieben der Bruchstücke verschiedener Herkunft der Anschein selbständiger Leistung gesucht ist. Wie verträgt sich mit dieser schamlosen und raffinirten literarischen Freibeuterei die Ueberhebung in folgenden Worten der Vorrede: „Was in den folgenden Blättern, durchlohi vom heiligen Zorne der freien Rede, durchwallt von der heißen Gluth eines deutschen Herzens zum gesammten deutschen Volke redet, darf nicht ungehört verhallen; schlimm wäre es sonst um die weltgeschichtliche Größe des Germanenthums bestellt." Von Vertiefung, Sichtung und Ordnung des zusammengerafften Stoffes ist keine Spur zu finden, sogar eine Inhaltsübersicht fehlt.

München, 8. Januar 1897. Dr. F. G. Schultheiß.

C. Hiennde. „Erzählungen: Jutta. Der Staatsanwalt." Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1896. — Zum erstenmale greift die Verfasserin ins moderne Leben. Jede dieser Erzählungen entspricht einem der Probleme, wie sie die Rechtsphilosophie unsrer Tage vorwiegend beschäftigen. Aber nicht als wissenschaftliche Probleme, reflectirend und lehrhaft, ergreift C. Hiennde ihre Stoffe, sondern sie gestaltet sie in dichterischer Freiheit. Dadurch aber, daß sich die Vorwürfe mit dem Strafrecht vertreten und daß letzteres als Spiegelbild der wandelnden Cultur im engsten Zusammenhange steht mit dem Denken und Fühlen des lebenden Geschlechts, der allem seines Denker und Dichter, gewinnen die Erzählungen, schon stofflich betrachtet, Bedeutung und weit greifendes Interesse.

In „Jutta" wird die Frage aufgeworfen: unterliegt der Mensch, nach der Lehre Lombroso's, Ferri's u. a. nun der Leugnung der Willensfreiheit, nothwendig seiner bösen „ererbten" Eigenart, die, aus Erziehung und Umgebung zurückgehalten, unter dem Einfluß gegebener Umstände wieder hervortritt? oder ist der Mensch vielmehr im Stande nach den herrlichen Worten des alten, italienischen Grafen Pico di Mirandola, die der Erzählung als Motto vorangestellt sind, diese Erbanlage im Wege der individuellen willenskräftigen Selbstentwicklung, der Selbstläuterung erfolgreich zu bekämpfen? Die Erzählung gibt die Lösung im Sinne der zweiten Frage. In dem Hause derer v. Sturm auf Sturmhof besteht eine ererbte Belastung: die einer augenblicklichen Impulsion Pflicht aus Ehre opfernden Liebesmanie. Der Vater Jutta's hat, ein Vierziger, mit einer Sängerin Claudia Helm, Weib und Kind verlassen und sich, nachdem ihm Claudia mit einem Bariton durchgegangen, finanziell ruinirt, in Paris erschossen. Die Großmutter Jutta's, von einem Prinzen verführt, in der Ehe geschieden, verarmt und starb. Diese ererbte Belastung ist „Jutta", der Heldin der Erzählung, denn als solche erscheint sie, bewußt, in subjectiv fast zu schwarzseherischer Weise bewußt. Nach dem vor 10 Jahren erfolgten Tode des Vaters, dem die edle Gattin leidvergessen nach 8 Tagen ins Grab folgt, finden wir die in den Gesichtszügen dem Vater ähnliche 18jährige Jutta auf dem tief verschuldeten Sturmhof, unter ihren Flügeln drei unerzogene jüngere Geschwister, Annie, die jüngste, erst sieben Jahre alt. Zehn Jahre ihres Lebens, ihrer Jugend hat Jutta nun hingegeben, um ihren jüngeren Geschwistern Mutter zu sein, um unter großen Schwierigkeiten in getreuer Pflichterfüllung und haushälterischer Nebsamkeit das Gut Sturmhof zu einem wieder ertragreichen, zu einem „Mustergut" zu gestalten, das nun nach Ablauf der zehn Jahre schon zwei Familien erhält. Denn vor ältere Bruder Karl, der Landbeamte, lebt mit seiner Frau Marie, die er nie einfachen Mädchen geheirathet, auch auf dem Sturmhof gleich dem ältest älteren Bruder Toni, dem noch unverheiratheten Arzt. Noch blühender Schönheit, in zufriedener Ruhe, von den Geschwistern geliebt und geeignet, allseits über ihre 28 Jahre hinaus erhaltet, scheint die von Natur heiß fühlende, das Schöne sorglos liebende, poetisch rege Jutta mit den Leidenschaften des Lebens, mit der Liebe zum Manne abgeschlossen zu haben. Da naht Jutta das Verhängniß. Aus dem Sturmhof ist nun 11 Jahren, die Kunst und seine Geige als Geleiterin, in die weite Welt Wilhelm Mai, ein Jünglig, gezogen, der, als verwaistes siebenjähriger Nachbarsknabe in die Familie v. Sturm aufgenommen, hier ein Heim gefunden, wo den Söhnen ein Bruder, Jutta, der in edlem Sinne früh liebedürftigen, wie sie ihm, ein unvergessener Seelengenosse geworden. Ein Mann im Anfang der Dreißiger, rasch leidenschaftliches Wesens, Sehnsucht im Herzen nach der Luft des alten Heims, vor allem nach Jutta, kehrt Wilhelm Mai unerwartet in die Heimath, in das Haus derer v. Sturm zurück, ein großer „Star" gewordes unterwegs in den Kunststädten Nordamerika's, aber innerlich ohne Befriedigung geblieben. Und nicht nur dieses tiefe

innere Heimverlangen bringt er mit, sondern auch eine symphonische, zum Theil auf gleich gestimmten Liedern Jutta's aufgebaute Dichtung „Der Dämon", ein hehres Lied von der Vereinigung zweier einer Seele ausmachenden Theile, das zugleich den Sieg feiert der edelsten Frauenliebe. Herzlich, fast stürmisch endlich gestaltet sich das Wiedersehen zwischen Jutta und Wilhelm; nahe ist Jutta daran, ihm in die Arme zu fallen; da entdeckt es sich, daß Wilhelm — verheirathet ist. Tage, Wochen lang schwankt nun Jutta zwischen Pflicht und Leidenschaft, zwischen Selbstbeherrschung und dem Andrängen Wilhelms, der den Weg zu ihr, zu dem im Sturmhofe ihm aus Kindheitszeiten bewahrten Mansardenstüblein zu finden weiß, trotzdem ihn Jutta zu meiden sucht. Wilhelms Bitten kann sie nicht widerstehen, der Aufführung seiner, ihrer beider Symphonie, in der dem Starmhof nahen großen Stadt beizuwohnen. Jutta ist entschlossen, den Menschen Wilhelm durch ein Werk vergessen zu machen, aber gerade dies bringt ihr die Offenbarung einer wirklichen, fast elementaren Leidenschaft. Mit den vom Brünnhildenrufchore fast übertönten jubelnden Schlußaccorden der Symphonie: „Denn meine Seele, Glanin, bist Du!" erwacht Jutta's, der Glücklichen, Seele unwiderstehlich zum Leben, zur Liebe. Und dennoch findet Jutta die Kraft, als Wilhelm sie fast unmittelbar nach seinem symphonischen Siege in dem alten Mansardenstübchen um den Entwurf seines Glückes, um Gewährung ihrer Liebe bestürmt, ihm zu sagen: „Ja ich liebe dich. Aber „nur Eine" will ich die sein. Nun scheidet Recht, Pflicht und Ehre. So müssen wir uns denn trennen." Wilhelm kann ihr auf dies Gebiet nicht folgen. Der Conflict scheint nicht mehr entwirrbar. Und doch löst ihn die Dichterin, wenn auch scheinbar durch ein von außen kommendes unerwartetes Ereigniß, so in Wirklichkeit vorbereitet aus dem inneren Gange der Handlung, durch die in der Erzählung aufgeführten, belebt geschilderten Personen.

Auch in der zweiten Erzählung „Der Staatsanwalt" bildet, trotzdem ein Mann der Titelträger ist, den Mittelpunkt eine Heldin. Von zweijährigen ausserer Reisen in ferne Landen kehrt unverhofft Leonore, die Wittwe des Münchener Malers Julius Gunter, in das Landstädtchen an der Ilse zurück, wohin sich ihr Vater Dr. Arnold aus der großstädtischen Praxis zurückgezogen hatte und gestorben war. Sie erscheint, eine hohe, edle Gestalt, doch um die schmalen Lippen einen Zug leidender Entsagung, auf der Villa Arnold zur Verlobung gerade des Staatsanwalts Franz Werner mit ihrer jüngeren Schwester Emma: diese im Gegensatz zu Leonore, ein harmlos lachender, einfach denkender und liebender Kraneloyl. Schon hier verschlingen sich die Kreise Werners und Leonorens. Vereint beide schon die Hoheit der Gedanken und Gefühle, so verbindet sie noch in eigenthümlicher Weise eine Art von criminalistischem Zug. Was dem Staatsanwalt Beruf, bildet in Leonoren einen traurigen Hang. Schon als Mädchen, bei aller Lebensfrohheit voll thatkräftigen Mitleids gegen Nächste, betätigt sich ihr Interesse seit dem Tode ihres Mannes gegenüber Verbrecherinnen, sie will Trost und Besserung in diese Kreise bringen, zugleich sucht sie hier nach absoluter Wahrheit bezüglich ihren persönlichen Falls. Ohne es zu wollen, entfesselt sie in Werner, dem Menschen, durch die Größe und den Zauber ihres Wesens, durch die hehre Anschauung, die sie von der Liebe hat und ihren Pflichten, heiße Liebe. Dessen gewahr, zerschneidet sie grausam diesen Faden der Liebe durch ein Geständniß, durch eine Selbstanklage an den Staatsanwalt Werner. Leonore hat, in einer dunklen Stunde durch einen Schwur der Liebe gebunden, eine moralisch sie tief niederdrückende Schuld auf sich geladen, eine Schuld, die nie sollte, da sie Frau ihres sterbenden Mannes Wunsch erfüllend recht zu thun „glaubte", auch den Umständen wohl kaum entsteht. Vergebens sucht der Staatsanwalt Leonoren zu beschwichtigen; so muß der Ausgang ein tragischer sein. Der Vorwurf ist ebenso geschickt erfunden, wie mit feinem Sittlichkeitsgefühl durchgeführt, dabei von einer Fülle von Handlung umkleidet. Schwer ist zu sagen, welcher der beiden Erzählungen der höhere Preis zuzuerkennen sei.

Dr. F. Z.

* Es ist eine allgemein verbreitete Anschauung, daß die **indianische Race** seit dem Auftreten der Weißen in Nordamerika sich in einem Zustand **allmählichen Aussterbens** befinde. Auf grund vieler Studien, die von Warren Pope, einem Offizier in der Armee der Vereinigten Staaten, und von Major Powell, Chef des Bureaus für die indianischen Angelegenheiten, vorgenommen wurden, sowie des von diesen beigebrachten statistischen Materials muß diese Anschauung, wie die „Köln. Ztg." ausführt, ins Reich der Fabel verwiesen werden. So lange ernstliche statistische Nachweise bestehen, läßt sich im Gegentheil eher eine allmähliche Zunahme der Race feststellen. Nicht besser soll es mit der gewurzelten Ansicht von der massenden Widerstandskraft der Indianer gegen die Civilisation stehen. Aus ein die drei Jahrhunderte zurückreichenden Angaben über einzelne Stämme, die unter dem Einfluß der Civilisation stehen, ergibt sich nämlich, daß sich die Stämme unter diesem Einfluß durchaus vermehrt haben. Ebenso zeigen auch die in späterer Zeit civilisirten Stämme, bei denen höherer Lebensart, Landwirthschaft, Kirchen, Schulen, Communalverwaltung u. s. w. eingeführt wurden, ihre Anzahl nach eine stetige Vermehrung. Ueber den Stamm der Irokesen sind Ziffernangaben seit 1660 vorhanden, der Zeit, wo sie mit den Jesuiten und ihren Missionären in Berührung kamen. Ihre Zahl wurde damals auf 11,000 angegeben, und Angaben über eine zusammenhängende Reihe von Jahren stimmen mit dieser Ziffer überein; jetzt ist ihre Zahl auf 13,000 gestiegen. Civilisirte Stämme haben sich in augenfälliger Weise und schneller als jemals die wildren vermehrt, sodaß die Annahme, die Indianer erlägen der Civilisation nicht, hinfällig wird. Die wichtigsten der civilisirten Stämme, die ganz wie weiße amerikanische Mitbürger leben, sind die Tscherokesen, die 1782 3000 und 1887 25,000 Seelen zählten; die Tschoctia-Indianer, 1782 6000 und 1887 16,000 Personen, und die Krik-Indianer, die 1782 3000 und 1887 13,000 Seelen zählten. Die Tscherokesen, die sich am meisten vermehrten, sind die civilisirtesten. Einigermaßen genaue Angaben über die Gesammtzahl der Indianer in den Vereinigten Staaten sind nur für die Zeit von 1860—1890 vorhanden. Sie betrug 259,000 im Jahre 1860 und 250,000 im Jahre 1890, hat sich somit anscheinend stets auf gleicher Höhe erhalten. Die kleine Verminderung der Zahl wird darauf zurückgeführt, daß sich die Angaben der ersten Jahre auf allgemeine Ueberschläge und Vermuthungen gründen, die sich bei wilden Volksstämmen stets als übertrieben erweisen, während für die spätere Zeit genaue Zählungen vorliegen. Besonders wichtig ist auch der Umstand, daß viele Stämme oder Theile davon nach Canada ausgewandert sind, wo sie sich weniger von der Civilisation bedrängt fühlen. Aus der Zeit vor 1860 ist zu erwähnen, daß das indianische Bureau 1856 die Zahl der Indianer auf 253,000 schätzte; i. J. 1825 schlug das Kriegsministerium die Zahl auf 130,000 an. Diese abweichenden Ziffern zeigen, in wie hohem Grade die Zählungen auf reinen Vermuthungen beruhten. Man glaubte, ihre Zahl stünde im Verhältniß zur Größe ihres heimischen Bezirks. So wurde 1850 die Zahl der California-Indianer auf 100,000 geschätzt, während sie bei der Zählung noch nicht ganz 30,000 erreichte. Nach alledem liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß in geschichtlicher Zeit mehr Indianer als jetzt im Gebiete der Vereinigten Staaten lebten. Sicher ist ihre Zahl jetzt ebenso groß wie jemals in den verflossenen 200 Jahren, und in der letzten Zeit hat sie zugenommen. Die Erzählungen von Massenausrottungen von Indianern sind als Fabeln zu betrachten. „Der letzte Mohikaner" lebt noch bei bestem Wohlbefinden 2400 Mann stark. Er ist nur nach Canada ausgewandert. Thatsächlich ist nur ein einziger Fall bekannt, wo ein ganzer Stamm ausgerottet wurde. Dies war in Canada, wo ein 20,000 Mann starker Stamm theils einer Pockenepidemie, theils der Mordsucht eines anderen, sehr kriegerischen Stammes zum Opfer fiel. Die größte Unthat, an der Weiße die Schuld haben, fand an der Küste des Stillen Oceans statt, als sich die Goldsucher festsetzten. In den stattfindenden Kämpfen kamen dort insgesammt 7000 Indianer um, doch kennt die Geschichte der Rothhäute kein Gegenstück hiezu.

* **Leipzig.** Der ordentliche Professor Dr. E. **Beckmann**, Director des pharmaceutischen Institute in **Leipzig**, erhielt einen Ruf an die hiesige Universität, um in der philosophischen Facultät eine neu zu errichtende chemische Professur zu übernehmen, deren Hauptaufgabe die facktisch chemische Ausbildung der Studirenden der Pharmacie, der Medicin und der Nahrungsmittelchemie sein soll.

* **Berlin.** Für Kunstgeschichte habilitirte sich am 12. Januar Dr. Heinrich Alfred Schmid in der philosophischen Facultät als Privatdocent. Seine Antrittsvorlesung behandelte die Frage: „Was ist Fortschritt auf dem Gebiete der Malerei?"

* **Wien.** In der Nacht zum 13. ist hier Regierungsrath **Franz Kraus**, der sich durch erfolgreiche Durchforschung der Höhlen des österreichischen Alpengebirgs bekannt gemacht hat, nach längerem Leiden im Alter von 63 Jahren gestorben. Seine Vorliebe für die Alpenwelt bewog ihn, sich als Autodidakt mit naturwissenschaftlichen Studien, besonders mit Mineralogie und Geo-

Digitized by Google

logie, zu beschäftigen; dies führte ihn zur Höhlenforschung, auf welchem Gebiet er für Oesterreich eine Autorität geworden ist. Ein besonderes Verdienst hat er sich durch die nach seinem Entwurf durchgeführte Entwässerung der unterirdischen Höhlen und Kesselthäler in Krain erworben. Er war allgemein unter dem Namen „Höhlen-Kraus" bekannt.

* **Amsterdam.** Am 9. d. M. starb im Alter von 66 Jahren Hr. A. A. van Bemmelen, Director des Rotterdamer zoologischen Gartens, langjähriger Präsident des Niederländischen Zoologenvereins.

* **Paris.** Die französische Akademie gedenkt in diesem Monat das 50jährige Jubiläum eines ihrer Mitglieder, Herrn Faye, des Vorsitzenden der Abtheilung für Geodäsie, festlich zu begehen.

* **Stockholm.** Am 9. Januar starb hier der Arzt Prof. Karl Hermann Sätherberg, der Bahnbrecher der schwedischen Heilgymnastik. Er war am 19. Juni 1812 in Södermanland geboren, studirte in Lund und später in Stockholm unter A. Retzius Medicin. 1847 wurde er Leiter des hiesigen Orthopädischen Instituts, das er zu einer gymnastischen Heilanstalt ausbildete. Gleichzeitig war Sätherberg einer der hervorragenden Dichter Schwedens. Er schrieb zahlreiche lyrische Gedichte, Erzählungen, sowie auch einige dramatische Werke. — Die Besitztitel der Hinterlassenschaft Alfred Nobels sind in den Händen der Gerichte und der Testaments-Executoren, die Menge der Besitzthümer (Fabriken, Häuser, Wälder, Lager ꝛc.) ist aber so groß, daß Jahre vergehen können, bis alles liquidirt ist. Da die Zinsen regelmäßig eingehen, so werden die Männer und Anstalten, welche aus den Ertrag und nicht das Capital selbst erhalten, wohl schon früher prämiirt werden. Ueber etliche Formfehler und Lücken in den betreffenden Bestimmungen hofft man mit gutem Willen hinwegzukommen. Gerüchtweise verlautet, das norwegische Storthing, das damit beauftragt worden ist, den jährlichen Preis für hervorragende Thätigkeit im Dienst der Friedensidee zu vertheilen, habe bereits beschlossen, dem früheren dänischen Abgeordneten Fr. Bajer, dem Begründer und jetzigen Präsidenten des „Weltfriedensvereins", den ersten fälligen Preis von 200,000 Kronen zuzuerkennen.

* **St. Petersburg.** In der festlichen Versammlung der kais. Akademie der Wissenschaften am 10. Januar hielt nach Verlesung des Jahresberichts durch den ständigen Secretär Gitt. Dubrawin der Akademiker Th. Bredichin einen Vortrag über die Verdienste Nikolaus' I. um die Astronomie, vornehmlich die Gründung der berühmten Sternwarte zu Pulkowa. Es folgten Mittheilungen über Stiftungen und Preise, sowie die Verkündigung der neuen Wahlen. Zu Ehrenmitgliedern wurden von Akademikern gewählt: S. Newcombe in Washington, J. Bertrand in Paris und Lord Kelvyn in Glasgow; zu Correspondenten außer den schon telegraphisch genannten deutschen Professoren: Prof. emer. M. Chvostikow in Kiew, Prof. D. Bobylew hier, O. Callandreau in Paris, Prof. M. G. Mittag-Leffler in Stockholm, Prof. A. Lagario in Warschau, Gen.-Maj. J. de Calongne, Lord Rayleigh, Prof. in London, Prof. Augusto Righi in Bologna, Prof. M. Menschier in Moskau, Prof. G. Sars in Christiania, der polnische Schriftsteller Heinrich Sienkiewicz, Prof. D. B. Bury in Dublin und Maxime Collignon, Mitglied des Institut de France. — Angesichts der Ueberfüllung der Universitäten in den beiden Residenzen bei einer verhältnißmäßig geringen Frequenz der Hochschulen in den Provinzstädten, hat das Ministerium der Volksaufklärung ein Project ausgearbeitet, welches die Vertheilung der Studirenden auf die verschiedenen Universitäten reguliren soll. Dies Project wurde im Sommer sämmtlichen Universitäten zur Begutachtung versandt und gegenwärtig liegen bereits einige Meinungsäußerungen vor. So hat sich z. B. das Conseil der Petersburger Universität kategorisch gegen alle Zwangsmaßnahmen ausgesprochen und gleichzeitig darauf hingewiesen, daß diese Hochschule vornehmlich von den Abiturienten der mittleren Lehranstalten des Petersburger Lehrbezirks bezogen wird, während der Zudrang junger Leute aus anderen Lehrbezirken gegenwärtig nur in beschränktem Maße und auch dann nur aus besonderen Gründen stattfindet. — In Moskau wurde am 10. d. M. das 30jährige Jubiläum der Professorenthätigkeit F. J. Karschs gefeiert. An der Feier nahmen Deputationen der Akademie der Wissenschaften und der Universitäten zu Kasan, Charkow, Warschau, Kopenhagen und anderer gelehrter Institute theil. Die Moskauer Universität verlieh dem Jubilar den Grad eines Doctors der vergleichenden Sprachkunde. Die Colonie der in Moskau lebenden Araber, Perser und Türken überreichte ihm eine Adresse in arabischer Sprache. Vom Grafen Deljanow und von Mirza-Riza-Chan liefen Telegramme ein.

* **Athen.** Zwei Corfiotinnen, die Schwestern Angelika und Alexandra Panagiotatos, davon die ältere kaum 22 Jahre alt, erwarben hier soeben als erste Hellenininnen den medicinischen Doctorhut; praktisches Ziel: Frauen- und Kinderkrankheiten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. Adolf Kußmaul: Ueber den commissarischen Entwurf zur Reichsfassung der deutschen medicinischen Prüfungsordnung. Heidelberg, Carl Winter 1897. — C. v. Schenckendorff: Denkschrift über die Einrichtung deutscher Nationalfeste. Leipzig, R. Voigtländer 1897. — Dr. Paul Bergmann: Ueber Volksbadeschulen. (Pädagogische Zeit- und Streitfragen. Hggb. von Johannes Meyer. 51. Heft.) Wiesbaden, Emil Behrend 1896. — II. Rechenschaftsbericht der deutsch-akademischen Lese- und Redehalle in Wien. Vereinsjahr 1895/96. Wien, Vereinsverlag 1896. — Ed. Tießen: Handbuch der deutschen Getreidestatistik seit 1880. 2. Aufl., die Statistik für 1895/96 einschließend. Dr. Louis Katzenstein: Friedrich List. Zur Erinnerung an seinen 50. Todestag. (Volkswirthschaftl. Zeitfragen, hggb. von der Volkswirthschaftl. Gesellschaft in Berlin, Heft 138 u. 139.) Berlin, Leonhard Simion 1896. — Alexander Freud: Eisenbahnstationsverzeichniß zu Austria's Eisenbahn- und Post-Communications-Karte von Oesterreich-Ungarn. Nach officiellen Quellen zusammengestellt. Wien, Austria u. Co. 1897. — Taschen- und Notizkalender für die Mitglieder der Deutschen Landwirthschafts-Gesellschaft 1897. Berlin-Schöneberg, W. Hasenclever. — Cosmopolis, Internationale Revue. Hggb. von F. Ortmans. Vol. V. Nr. 13. Jan. 1897. Berlin, Rosenbaum u. Hart. — Karl Vollmöller: Der Kampf um den Romanischen Jahresbericht. Beitrag zur Klärung des Verhältnisses zwischen Autor und Verleger. Erlangen, Fr. Junge 1896. — Dr. J. Wychgram: Der deutsch-französische Literaturvertrag und die französische Lectüre an den deutschen höheren Schulen. (S.-A. aus den „Grenzboten" 1896, Heft 52.) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. — Jubiläumsbericht der Höheren Handelsschule zu Stuttgart. Winterhalbjahr 1896/97. Stuttgart, J. B. Metzler. — Erzherzog Ludwig Salvator: Die Balearen, geschildert in Wort und Bild. 2 Bde. Würzburg u. Leipzig, Leo Woerl 1897. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Mähren und Schlesien. 7. Heft. Lfg. 267. Wien, Alfred Hölder. — Naturwissenschaftliche Rundschau. Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesammtgebiet der Naturwissenschaften. Hggb. von Dr. W. Sklarek. XII. Jahrg. Nr. 1. Jan. 1897. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. — Dr. Ludwig Beck: Die Geschichte des Eisens in technischer und culturgeschichtlicher Beziehung. 3. Abth. des 18. Jahrhunderts. Mit Abbildungen. Ebd. 1896. — C. Bagley: Die Wasserrohrkessel der Dampfschiffe. (S.-A. aus der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure. Bd. 40.) Berlin 1896. — Erster Nachtrag zum Programm der Großen allgemeinen Gartenbau-Ausstellung zu Berlin 1897. Berlin, W. Bürenstein. — Deutsch-österreichisch-ungarischer Verband für Binnenschiffahrt: Das Donau-Main-Canalproject. I. Heft. Geschichtliches, gegenwärtige Lage des Projects, dessen geographische, technische und wirthschaftliche Bedeutung. Vorträge, Berlin, Siemenroth u. Troschel 1897. — Mein Heim, mein Stolz. Illustrirte kunstgewerbliche Zeitschrift für Innendecoration zur Ausschmückung und Einrichtung der Wohnräume. Unter Mitwirkung von Herm. Götz hggb. von Alexander Koch. VIII. Jahrg. Jan.-Heft 1897. Darmstadt, Alex. Koch. — Neera: Im Traum und andere Geschichten. Autoris. Uebersetzung aus dem Italienischen von Helene Kay. Mit Porträt. Erfurt, Eduard Moos 1897. — Fridtjof Nansen: In Nacht und Eis. 3. u. 4. Lfg. Leipzig, F. A. Brockhaus. — Neuland. 1. Jahrg. 3. Heft. Dec. 1896. Berlin, Joh. Sassenbach. — Semperdem Aladmirari: Caprinismus — Bismarckianismus im Zusammenhang mit der Parteien „Coviva" — „Abasso". München, Rudolf Abt 1896. — Ein Süddeutscher: Betrachtungen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Deutschen Reiches. Straßburg i. E., Schlesier u. Schweikhardt 1896. — A. H.: Nationalliberalismus. Achern, Ettler u. Juadt 1897. — *Ministerio di Agricoltura, Industria e Commercio*, Direzione Generale della Statistica: Statistica dell' istruzione superiore. Anni scolastici 1893—94 e 1894—95. Roma, Bontempelli 1896. — *Comune di Firenze:* Bollettino di Statistica del mese di Nov. 1896. (Anno IX. Num. 11.)

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 15. Januar. Nummer 11.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Wiener Humor und Wiener Humoristen. I. Von Dr. J. Sadger. — Der praktische Arzt und das humanistische Gymnasium. Eine Erwiderung. Von Karl Röse. — Mittheilungen und Nachrichten.

Wiener Humor und Wiener Humoristen.

Von Dr. J. Sadger.

I.

In einem gehaltreichen Essay hat Ferdinand Groß den Unterschied zwischen dem Berliner und dem Wiener Witz dahin präcisirt, daß jener zu scharfem Spotte, dieser aber zur Komik neige. Der Grundcharakter des Wiener Humors bleibt allezeit der harmlose Spaß, die „Hetz", um mich heimathlich auszudrücken, und während sein bösartigerer College aus dem Deutschen Reiche spöttelt und hänselt und seine Pfeile am allerliebsten in ätzende Lauge taucht, so bringt es der Wiener Witz, sofern er sich nicht gerade in bitterer Selbstironie gefällt, höchstens zu einer gutmüthigen „Frozelei". „Frozeln" aber deckt sich keineswegs mit dem spitzen Hänseln, es ist viel gutmüthiger, versöhnlicher als dieses, es neckt und ritzt nur, wo das letztere verwundet, und schon der gemüthliche Ton verräth die Absicht, einen etwa aufkeimenden Aerger in befreiender Lache auszulöschen. Denn im Grunde seines Herzens nährt der echte Wiener, auch wenn er tüchtig auf den Gegner losdrischt, doch stets eine gewisse Sympathie für denselben. So arg, so lästerlich er manchmal frozelt, er thut dies immer mit einer Art von Wohlwollen. Daß er aber frozelt, ist in seiner innersten Natur begründet, dieweil ihm allezeit im Glück wie im Unglück eine unendliche Lachlust innewohnt, die nach jedem Anlaß zur Unterhaltung, nach jedem Schatten eines Amusements ordentlich giert. Friedrich Schlegel hat die Wiener einmal mit den Tirynthiern verglichen, von welchen es hieß, sie seien von Haus aus unverbesserliche Spaßmacher gewesen. Den Humor dieses Völkchens aber möchte ich mit dem Speer des Achill vergleichen, der mit demselben Werkzeug heilte, mit dem er verwundete. Diese maßlose und doch so gutartige Spaßfreudigkeit hat von jeher die Neigung zu Travestien und Parodien genährt, bei denen es dem echten Wiener freilich weit minder um die Verspottung seines Vorbilds zu thun war, als um die „Hetz", die möglichst intensive Reizung der Lachmuskeln. Dies spricht sich oft schon im Titel derselben aus. Als z. B. im Jahre 1844 Halms „Sohn der Wildniß" etwa zur gleichen Zeit lebhaft einschlug wie Nestroy's „Einen Jux will er sich machen": flugs setzte sich der Wiener Witz hin und schuf zwei Travestien „Ein Jux in der Wildniß" und „Einen Sohn will er sich machen". Kann man sich den Inhalt solcher Schöpfungen oder etwa einer „Johanna Dalk, Jungfrau von Obenaus" und eines „Robert der Teufel" — beide im österreichischen Vormärz viel belachte Umarbeitungen populärer Stoffe — als von bösartigem Spotte triefend ausdenken?[1]) Doch darf man nicht etwa glauben, der Wiener Humor habe es nicht weiter gebracht als bis zu diesen immerhin niedrigen Kunstgattungen. Denn gerade in dem obgeschilderten Charakter des Wieners sind alle Eigenschaften beisammen, aus denen jederzeit der Born des großen Humors entsprungen. Die naive Freude am harmlosen Spaße, die Fähigkeit, scharfsäugig die Schwächen des Gegners zu erspähen, und last not least das freundliche Wohlwollen für das Opfer seiner Laune.

Bekanntlich hat ein geistreicher Kopf von dem Humor behauptet, daß er nur mit dem einen Auge lache, mit dem andern aber weine. Ich möchte diesen Ausspruch dahin ergänzen, daß der echte Humor nur aus der Uebertreibung von an sich guten, liebenswerthen und Sympathie erweckenden Dingen fließe. Es ist unumgänglich nöthig, daß uns das Herz aufgeht bei unserm Lachen, daß wir schätzen und lieben können, was im Zuviel uns ein behagliches Schmunzeln entlockt. Wie ergötzt z. B. Paul Werner in der „Minna von Barnhelm" durch sein militärisches Gewohnheitsflunkern! Aber derselbe Wachtmeister hat kurz vorher sein ganzes Vermögen für den ehemaligen Herrn bereitwillig opfern wollen und mit der gleichen soldatischen Ehrenhaftigkeit, die sich Franziska gegenüber im Renommiren gefällt, schon längst das Herz des Publicums gewonnen. So wird, was sonst nur Spaß und Gelächter geweckt, jetzt zum Humor, den man vergnüglich beschmunzelt. Es ist also immer nur die edle Persönlichkeit und in weiterer Ausdehnung ein hehres Empfinden, eine treffliche Einrichtung, ein hoher Culturfortschritt, die in ihrer Uebertreibung und Ausartung humoristisch wirken. Wer einen Böswicht, ein Laster, eine Mißwirthschaft an den Pranger stellt, der kann ein bitter ätzender Satiriker sein, kann befruchtend, ja umstürzlerisch wirken wie Beaumarchais mit „Figaro's Hochzeit", aber die herzbefreiende, lösende, erquickliche Wirkung der großen Humoristen erreicht er damit sicherlich niemals!

Ein paar Exempel mögen die vorstehenden Sätze besser illustriren. Im „Geizigen" hat Moliere ein Laster gegeißelt, doch über dem schonungslosen Spotte jeglichen Humor vergessen; ein andermal aber kehrt er sich gegen die Sprachsexerei der „Précieuses ridicules", eine Uebertreibung, deren Wurzel jedoch die Liebe zur Muttersprache, also eine durch-

[1]) Am bezeichnendsten dünkt mich, daß selbst der ätzendste unter den älteren Wiener Humoristen, Johann Nepomuk Nestroy, in der köstlichsten seiner Satiren, die er auf die Hebbel'sche „Judith" losgelassen, jene heimathlichen Eigenarten nicht zu verleugnen imstande ist. Zwar persiflirt er des Holofernes Großwortigkeit mit beißendem Spotte, indem er den letzteren ausrufen läßt: „Satteln mir das duftigste meiner Kamele!" und legt seiner wahnwitzigen Selbstüberhebung die Antrittsworte in den Mund: „Ich bin der Glanzpunkt der Natur! Noch hab' ich keine Schlacht verloren, ich bin die Jungfrau unter den Feldherren. Ich möchte mich einmal mit mer selbst zusammenhetzen, nur um zu seh'n, wer stärker ist, ich oder ich!" Aber gleich hinterdrein kommt eine Stelle, in der der harmlose Wiener Spaß deutlich durchbricht. Holofernes hat im Feldherrenzelt rasch nach einander drei seiner Hauptleute niedergestochen, weil sie ihm nicht ganz nach dem Munde geredet; dann aber wendet er sich mit der größten Gemüthlichkeit zu seinen Dienern: „Schafft's mir die Leichen weg — nur ka Schlamperei nöt!"

aus ehrenwerthe Empfindung ist, und die „lächerlich Gespreizten“ entzücken noch heutigen Tags, trotzdem ihr Thema längst schon nicht zeitgemäß. Noch stärkere Beweise liefert die freilich nur kümmerlich gedeihende deutsche Komödiendichtung. Da gibt es nicht ein einziges Lustspiel von innerem Werthe, dessen Humor nicht aufgebaut auf den obigen Grundsätzen! Man gehe nur den Inhalt unsrer besten Komödien durch. Nichts höheres kennt der Mann als seine Ehre, er opfert ihr willig sein Hab und Gut, seine Zukunft, ja sein Leben. Die Uebertreibung des Ehrgefühls aber verfällt dem Griffel des Humoristen, und es entsteht — die „Minna von Barnhelm“. Eine der glänzendsten liberalen Errungenschaften ist die Selbstregierung der Völker durch ihre gewählten Vertreter, ein kaum minder hohes auch die schwer erkämpfte Freiheit der Presse. Als aber die letztere käuflich entartete, als das kostbare Wahlrecht den Charakter verdarb und die Bürgerschaft entzweite, da hat sich ein loser Schalk erhoben und den Kämpen ein lachendes Spiegelbild gezeigt in seiner herzinnig-prächtigen Komödie „Die Journalisten“. Einer der mächtigsten Culturhebel für die große Masse der nicht denkenden Herdenmenschen sind die Religionen und die in ihnen stets enthaltenen Sittengesetze. Wenn aber die Kirche aus dem ihr anvertrauten Schatze ein Kampfesmittel schmiedet zur Erhaltung ihrer Weltmacht, wenn sie im Namen Gottes die Gatten entzweit und Zwietracht säet, wo sie einen sollte, dann erhebt sich die rächende Nemesis des unsterblichen Humors und schafft, einem luftreinigenden Gewitter gleich, die lösende That der „Kreuzelschreiber“.

Ich habe diese Ausbeugung über das Wesen des Humors und die Grundlage der Komödie deßhalb unternommen, weil sie nöthig ist, um dem hervorragendsten Lustspieltalent, das Wien zur Zeit besitzt, vollauf gerecht zu werden. C. Karlweis, den ich meine, ist für die österreichische Dichtung nach zwei Richtungen hin ein Wegweiser geworden. Er hat vorerst den Wiener Roman neuerdings zu Ehren gebracht und es durchgesetzt, daß unsre heimischen Poeten den Schauplatz ihrer Erzählungen wieder gern in ihre Vaterstadt versetzen. Aber trotzdem er auch auf diesem Gebiete nicht Unbedeutendes geleistet,[1]) möchte ich seine hauptsächliche Begabung nicht im erzählenden Schriftthum suchen. Denn für den Roman sind vor und nach ihm Bessere erstanden, und Karlweis ist hier keineswegs ein allererster. Weit bedeutsamer aber und in diesem Gebiete wirklich bahnbrechend dünken mich seine Schöpfungen auf dem wenig bebauten Felde des Lustspiels. Ich sehe hier natürlich ganz von seinen älteren Leistungen ab, da ein wirklicher Dichter nicht nach den schwächlichen Producten seiner Unreife einzuschätzen, und ziehe nur jene Werke ins Urtheil, die der Wiener Komödie eine neue Bahn eröffnet haben, den „Kleinen Mann“ und die „Goldenen Herzen“. Bekanntlich ist in der letzteren seit Johann Nestroy Bemerkenswerthes kaum zu verzeichnen. Die Possen von O. F. Berg und Karl Costa, um nur die besten auszuheben, sind höchstens Stücke vierten Ranges. Und selbst ein so außerordentliches Genie wie Ludwig Anzengruber hat auf Wiener Boden nur eine einzige große Schlacht gewonnen und diese obendrein noch mit einem Trauerspiel „Das vierte Gebot“, während die heiteren Volksstücke „Alte Wiener“, „Heimg'funden“ und „Brave Leut' vom Grund“ zur Mehrung seines Ruhms wohl schwerlich beitrugen. Schon aus diesem Grunde muthen die Komödien unsres Karlweis an wie zwei Oasen in dürrer, unfruchtbarer Wüste. Und sie wirken um desto erquicklicher, weil sie nicht bloß relativ, mit Hinblick auf die übrige trostlose Oede, sondern auch absolut genommen vortrefflich geriethen. Ja ich stehe nicht an, es frei herauszusagen, Karlweis habe mit ihnen eine im Wiener Schriftthum völlig neue, unversuchte Richtung eingeschlagen, und zwar eine solche, die für die Zukunft des Lustspiels höchst bedeutsam und verheißungsvoll. Es ist ein unmittelbares Anknüpfen an die glänzendsten Traditionen Gustav Freytags, der die socialen Verbildungen der Gegenwart in seinen „Journalisten“ so überaus humoristisch auszuwerthen verstand. Schon die Wahl der Stoffe ist bei Karlweis ungemein glücklich. Wer kennt sie nicht, die von einzelnen Factoren künstlich geschürten politischen Bewegungen, die mangels eines tieferen Inhalts von einem unendlich wiederholten Schlagwort zehren? „Denn eben, wo Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein.“ Bald gilt's eine Truppenvermehrung, bald einen Culturkampf, bald den Schutz des Landmanns, bald den des Handwerks. Da wurde z. B. in Oesterreich vor einigen Jahren den kleinen Steuerzahlern das Wahlrecht eingeräumt. Die meisten von ihnen waren bis dahin politisch ganz indifferent gewesen. Sie wollten nur ihre Ruhe haben wie der Flickschuster Strohmeyer im „Kleinen Mann“, und wenn ihr Handwerk, dem sie mehr schlecht als recht oblagen, immer weniger goldenen Boden besaß, dann begnügten sie sich damit, weidlich über die schlechten Zeiten zu schimpfen. Bekanntlich zeugt das letztere doch immer von einem gewissen Denken, das vortheilhaft unterscheidet von der großen Herde, und wenn man schon gar nichts anderes ist, so ist man mindestens unzufrieden. Das ist ein unveräußerliches Vorrecht eines jeden Steuerzahlers und etwa ebenso billig und angeboren wie das, ein Zeitgenosse zu sein. An diese Unzufriedenheit aber vermag das Schlagwort trefflich anzusetzen: „Der kleine Mann“ ist unzufrieden, „Für den kleinen Mann muß endlich einmal etwas geschehn!“ — „Ja, was muß denn g'schehn für'n kleinen Mann?“ fragt die neugierige Schusterstochter Anna, nachdem ihr Vater durch dieses Schlagwort vom ruhigen, friedliebenden Bürger zum wüthenden Agitator geworden. „Was g'schehn muß? Was ...?“ ist die verlegene Antwort, „No, das is doch klar! Es muß — hm, ja ... Unglaublich, wie dumm man fragen kann! Etwas muß halt g'schehn!“ Und so ungefähr dürften auch die Antworten der anderen Volksbeglücker gelautet haben, wenn sie jemand ernsthaft zur Rede gestellt. Allzu häufig wird das freilich wohl kaum der Fall gewesen sein, denn „gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen“. Es liegt auf der Hand, daß solche politische Ausartungen, die mit hohlen Worten statt mit Ideen kämpfen, nach dem Pinsel des Humoristen ordentlich schreien. Dies hat schon vor einem halben Jahrhundert Gustav Freytag erkannt, und Karlweis ist diesem besten deutschen Lustspieldichter zu seinem Heile willig gefolgt. Im Mittelpunkte seiner Komödie „Der kleine Mann“ steht die Wahl des Fabrikanten Ferdinand Rohrbeck, der eines Tages die Entdeckung gemacht, er sei für das Amt eines Bezirksausschusses von der Natur geradezu geschaffen worden. Zwar hat der Biedermann für seine Mitbürger noch nichts anderes geleistet, als daß er im Hausherrenverein die strengsten Maßregeln gegen die kleinen zahlungssäumigen Parteien verlangte, auch gedenkt er, Tochter und Neffen zu Ehen wider ihren Willen zu zwingen oder sie zu verstoßen, falls sie durch Widerstreben seine geschäftlichen Zukunftspläne kreuzten; aber nichtsdestoweniger hält er sich für den Würdigsten, die Interessen aller seiner Mitbürger selbstlos zu vertreten und dem kleinen wie dem großen Manne zu helfen. Wenigstens ist er bereit, vor der Wahl alles und jedes zu versprechen. Damit es aber ja nicht fehlen könne, hat er sich in Walzl einen erprobten

[1]) Hier ist vor allem der Roman „Wiener Kinder“, ferner „Ein Sahn seiner Zeit“ und endlich „Reich werden“ zu nennen. Eine Novellensammlung „Geschichten aus Stadt und Dorf“ bringt nur kleinere Sächelchen. All die genannten Werke sind ebenso wie „Der kleine Mann“ im Verlage von Adolf Bonz in Stuttgart erschienen.

Digitized by Google

Wahlmacher verschrieben, dem, wie jener von sich selber rühmt, ein Candidat noch niemals durchgefallen. Dieser Peter Walzl ist ein wahres Cabinetstück humoristischer Zeichnung. Schon in der Jugend hat er die Schule geschwänzt und mit dem Lehrer Schabernack getrieben, später aber aus Unfähigkeit zu einem ernsteren Berufe sich auf die verschiedensten Erwerbszweige geworfen. Rasch nach einander Conditorlehrling, Hausirerjunge und Aushülfskellner, hatte er für seine angeborene Gnade erst als Agent, vor allem aber als Wahlmacher seinen eigentlichen Naturberuf gefunden. Als letzterer vermittelt er Candidaten das Vertrauen ihrer Wähler und umgekehrt, arrangirt er Versammlungen mit und ohne Scandal (ganz nach Bestellung), feuert er Säumige an, hält Uebereifrige zurück, überwacht Verdächtige und enthüllt die Gegner — kurz, eine Wahl ohne Peter Walzl ist ein Ding der baren Unmöglichkeit. „Mich mußt einmal in einer Versammlung ‚Oho!' oder ‚Hört, hört!' oder gar ‚Wacker!' rufen hören," renommirt er zu Fritz, dem Neffen Rohrbecks. „Da hab' ich dir einen Brustton der Ueberzeugung, daß ihn manchmal mein eigener Candidat für echt halt'! Und gar, wenn ein Schlager kommt — zum Beispiel: ‚Für den kleinen Mann muß endlich etwas geschehn!' — dann bin ich einfach großartig. Bravo! Bravo! Hört! Hört! Wacker! Wacker! Hurrah!... Hast die Steigerung bemerkt? So von der einfachen Zustimmung bis hinauf zur Begeisterung." Wie sollten da die Wähler einer solch edlen, geradewegs aus dem Herzen kommenden Begeisterung länger noch zu widerstehen vermögen? Der Bezirksausschußcandidat Rohrbeck konnte also wahrlich nichts besseres thun, als diese Stimme der öffentlichen Meinung für sich zu gewinnen. Leider hat ihn die Beglückung des kleinen Mannes nicht gehindert, gerade jetzt die Schusterstochter Anna zu entlassen, die, als Buchhalterin bei ihm angestellt, eine Liebschaft mit seinem Neffen angesponnen hatte. Aber Walzl, dem sein alter Schulgenosse Fritz diesen Kummer geklagt, vermag da alsogleich guten Rath zu schaffen. „Mit einem Candidaten vor der Wahl kann man machen, was man will!" ist ein Erfahrungssatz aus seiner Praxis. Der Flickschuster ist ein einflußreicher „kleiner Mann", weiß er dem Fabrikanten einzureden, ergo muß die Entlassung seiner Tochter rückgängig gemacht werden. Ja die Gunst dieses wichtigen Wählers zu gewinnen, erklärt er es sogar für nöthig, daß Rohrbeck ihn persönlich in seiner Werkstatt aufsuche, um ihn durch eine Bestellung für sich zu interessiren.

Und thatsächlich finden sich im zweiten Acte alle in der Werkstatt des Schusters zusammen, der Bezirksausschußcandidat Rohrbeck mit seinem Mentor, Strohmeyer mit Frau und Wirthshausbrüdern und endlich die jung verlobten Fritz und Anna. In einer Scenenfolge von meisterlicher Führung und wahrhaft überschäumender Komik werden die einzelnen Charaktere auseinander gelegt, wie sie unter Walzls Einfluß eine politische Transformirung erfahren. Da ist der raisonnirende Schuster, der nur „sei' Ruh haben will" und sich bisher keinen Deut um die Politik gekümmert, seine romanliebende Gattin, die sich für hoch gebildet hält, weil sie drei Jahre bei einem Hofrath als Kammerkätzchen gedient hat, und endlich seine drei Stammtischfreunde, die ihre Unzufriedenheit mit dem Geschäftsgang dadurch bekunden, daß sie jedesmal einem anderen Candidaten ihre Stimme geben, freilich um gleich darauf über den Mann ihres Vertrauens weidlich zu schimpfen. In dieser Gesellschaft wirken Walzls Reden wie gährender Sauerteig. Denn dieser belehrt sie, daß ein „kleiner Mann" zu sein heutzutage eine sociale Stellung bedeute; ein Bewerber um ihre Stimmen müsse ihnen schmeicheln und hofiren, er sei ein prächtiges Ausbeutungsproject, ja er habe gewissermaßen mit Hab und Gut zur Verfügung seiner Wähler bereit zu stehen. Und man muß bekennen, der „kleine Mann" ist ein gelehriger Schüler. Ehe Rohrbeck sich's versieht, haben ihm die Wirthshausbrüder ihre ältesten Ladenhüter um das Dreifache des Werthes angehängt, schmausen und zechen sie auf seine Kosten; ja am Wahltage lassen sie sich gar in den Räumen des Fabrikanten häuslich nieder und schalten daselbst wie in der eigenen Wohnung. Der Cigarrenkasten wird ausgeräumt, die kostspieligen Möbel gedankenlos beschädigt, die Dienstboten beleidigt, Küche und Keller völlig geplündert. Rohrbeck jedoch nimmt alles mit dem Lächeln der Sanftmuth hin, denn was leidet man nicht gern — für das Vertrauen seiner Mitbürger! Es ist ein alter Wahrspruch, daß die Politik den Charakter verdirbt. In dem Wähler zieht sie den brutalsten Egoismus groß, der zu Wählende aber wird zum erbärmlichen Sklaven seiner geweckten Ehrsucht. So hat unser Fabrikant keine Augen mehr dafür, daß seine Tochter Therese mit einem Fant von Courmacher durchgehen will, ist er stumpf geworden für die Widerlichkeit des Doppelspiels, das er als Candidat des „kleinen Mannes" wie des Hausherrenvereins führen muß, heuchelt, betrügt und liebedienert er, nur von dem Gedanken hypnotisirt, in Bälde Bezirksausschuß zu werden. Kaum glaubt er sich aber am Ziel seiner Wünsche, so wirft er die Maske des Volksbeglückers ab, dünkt ihn seine Wahl nur der Ausfluß eines persönlichen Verdienstes, und für die Freunde, die ihm die Leiter gehalten, hat er nichts anderes übrig als einen kräftigen Fußtritt.

Bis hieher dünkt mich Karlweis' Komödie trefflich gerathen. Ein glänzender Stoff ist mit Meisterschaft behandelt, es wimmelt von prächtigen Einfällen und zutreffenden Bemerkungen, die häufig sogar die Eignung zu „geflügelten Worten" besitzen, und über dem Ganzen waltet ein leuchtender Humor, der auch einzelne Schwächen völlig übergoldet. Vom letzten Acte an jedoch beginnen Fehler in den Vordergrund zu treten, die den Gesammteindruck etwas zu trüben geeignet sind. Ich habe unserm Autor nachgerühmt, daß er willig in die Fußstapfen Freytags getreten. Dieses Lob muß ich hier dahin einschränken, daß er seinem Vorbild nur insoweit nachgekommen, als ihm die heimathliche Eigenart nicht störend in den Nacken geschlagen. Denn der Wiener Witz läuft ja, wie schon eingangs erwähnt, hauptsächlich auf den Spaß, auf die möglichst große „Hetz" hinaus, während die Charakteristik schon zu Nestroy's Zeiten erst in zweiter Linie stand, ja häufig gar nicht berücksichtigt wurde. Das sind Fehler, von denen sich auch Karlweis' Muse nicht völlig frei zu machen vermag, wie insbesondere der letzte Act des „Kleinen Mannes" erweist. Ferdinand Rohrbeck hat sich bereits mit Einer Stimme Mehrheit gewählt erachtet. Dies Resultat war aber nur durch einen Schwindel Strohmeyers möglich geworden, so daß die Wahl annullirt und eine neue angeordnet werden mußte. Und nun beginnt der Spaß sich zu überpurzeln, völlig und gänzlich Selbstzweck zu werden. Der Flickschuster, den Rohrbeck vor den Kopf gestoßen, nachdem er durch Walzls Lehre bereits zum wüthenden Agitator geworden, beginnt nun auf eigene Faust für den „kleinen Mann" zu candidiren. Und als Rohrbeck allein in dessen Wählerversammlung einzudringen wagt, wird er beim ersten Versuche, zu sprechen, von Strohmeyers Anhängern hinausbefördert. Dieser erste Hinauswurf aber soll in dem Manne, der so viel an Habe und Charakter für ein Mandat geopfert, alsbald den Entschluß zur Reise bringen, dauernd vom politischen Leben zu scheiden — gewiß eine herzlich schwache Motivirung. Freilich hat er die Genugthuung, gleich darauf auch den Flickschuster hinausgefeuert zu sehen, diesmal von den Anhängern Walzls, der sich nach der Fahnenflucht des Fabrikanten selber zum Candidaten aufgeworfen hatte. Rohrbeck und Strohmeyer, die beiden Verunglückten, ver-

söhnen sich nunmehr auf Zureden der Freunde, Anna bekommt ihren Fritz, den ein gütiger Theatergott im Handumdrehen zum wohlbestallten Associé befördert, und da ein anständiges Lustspiel zum Schlusse doch mindestens zwei Liebespaare aufweisen muß, so nimmt die durchgegangene Therese noch ohne viel Ueberlegung die Hand ihres lange verschmähten Vetters. In dieser schwächlichen Lösung der Conflicte und in der mangelhaften Charakterzeichnung des zweiten Paares liegen wohl die wundesten Stellen unsrer Komödie, wenn auch nicht verhehlt werden soll, daß gerade die Ueberspitzung des Wahlproblems alle komischen Geister bis zur Zügellosigkeit entfesselt. Alles in allem genommen bleibt also „Der kleine Mann" eines der erfreulichsten Lustspiele, das seit langem geschrieben worden, und für die Wiener Komödie in mehr als einem Betracht ein nachahmenswerthes Vorbild.

In noch höherem Grade gilt dies von Karlweis' jüngster Arbeit „Goldene Herzen". Das „goldene Wiener Herz" ist eine wunderschöne Phrase, die ein localpatriotischer Volkssänger voreinst erfunden und die seitdem in allen erdenklichen Tonarten begeistert nachgesungen wird. Wie dieses „goldene Wiener Herz" häufig in Wirklichkeit beschaffen ist, zeigt unser Karlweis in seiner durchaus wahrheitsmäßigen Zeichnung. Da gibt es z. B. eine communale Armengesetzgebung mit zahlreichen Armenräthen in den einzelnen Bezirken, die gern mit offenen Händen helfen, wenn der Hungrige nach Wien nur zuständig ist. Für nicht Heimathsberechtigte freilich vermag unsre Großcommune, wie sehr begreiflich, gar nichts zu thun. Zwar behauptet so eine unvernünftige Arme, die sammt ihrem kranken Mann und sechs kleinen Kindern seit drei Tagen nichts gegessen hat, der Hunger wäre überall zuständig; aber der Gebildete wird solche Behauptungen sofort als Ausfluß mangelhafter Erziehung deuten. Und wenn schon die Millionenstadt nichts für sie thun kann, so braucht ja die gute Frau nur ein Gesuch an einen Wohlthätigkeitsverein zu richten, die unterschiedlichen Tauf-, Trauungs- und Heimathsscheine, das Arbeitsbuch des Mannes und last not least die — Impfzettel ihrer Kinder beizulegen, dann darf sie Hülfe schon — in einigen Wochen erwarten. Daß sie aber dabei ja nicht die Impfzettel vergesse! Man denke nur, wie demoralisirend es wäre, wenn auch ungeimpfte Kinder Unterstützung fänden! Es läßt sich überhaupt kaum etwas edleres denken, als diese Vereine zu privater Wohlthätigkeit. Da scheuen selbst reiche Bürgerfrauen nicht zurück, höchst eigenfüßig hinunterzusteigen in der Armuth schmutzige Höhlen, um die Würdigkeit und vor allem die Sittlichkeit der Petenten einer strengen Prüfung zu unterwerfen, dann aber, wenn alles in Ordnung befunden, eine rasche Hülfe alsbald zu be—fürworten. Kann man von dem „goldenen Wiener Herzen" mehr verlangen? Doch wie jede edle Einrichtung ihren Mißbrauch findet, so geschieht es auch hier zuweilen, daß ein Hausbesitzer und Obmann eines solchen Wohlthätigkeitsvereins sich von dem letzteren den Zins für die armen, zahlungsunfähigen Parteien entrichten läßt. Diese haben dann zwar kein Brod für ihre hungrigen Mägen, aber es wird ihnen mindestens das niederdrückende Gefühl erspart, bei dem reichen Hausherrn umsonst gewohnt zu haben. Und ein Ausweg bleibt für alle Fälle übrig. So ein Familienvater braucht sich bloß in aller Ruhe umzubringen, dann stehen am nächsten Tage sicher in allen Journalen spaltenlange Artikel, und das „goldene Wiener Herz" wird reichlich für die Hinterbliebenen sorgen.

Daß die vorgeschilderten Zustände nicht bloße Satire, weiß jeder Kenner unsrer Heimathsstadt. C. Karlweis aber, der treffliche Humorist und gluckliche Komödiendichter, hat all diese Auswüchse der an sich so ehrenwerthen Armenfürsorge in einer Fabel persiflirt, die so köstlich und heiterkeitathmend ist, daß sie auch dem Griesgrämigsten ein Lächeln abzuzwingen vermöchte. Der treibende Geist ist der Redacteur Frank, ein polternder, aber hautehrlicher Sprudelkopf, der ebenso wie Anna im „Kleinen Mann" in leiser Erinnerung an Nestroy geschaffen ist. Nur daß die Charaktere bei Karlweis um vieles plastischer ausgearbeitet sind, wie ja seine Dichtung überhaupt weit höher steht, als die des vormärzlichen Satirikers. Frank wünscht dem hoch begabten, aber blutarmen Maler Richard Wilhelm mit einem Schlag auf die Beine zu helfen. Sein Plan ist rasch gefaßt. Lebt nicht in seiner Nähe der Mann mit dem „goldenen Wiener Herzen", der Armenrath und Hausbesitzer Martin Berger, der von Beruf ja Bilderhändler? Kein Zweifel, seinem armen Freunde wird geholfen werden! Leider aber ist jener Generalpächter des goldenen Herzens nur mit dem Gelde anderer wohlthätig, und als Frank in seiner ungestüm zufahrenden Weise dessen Vertröstung auf einen Unterstützungsverein krumm zu nehmen beginnt, da ist das Resultat ein unverblümter Hinauswurf. Doch hat ihm sein ehrliches, wenn auch höchst unpraktisches Vorgehen wenigstens Fanny's Neigung eingetragen, die Bergers Stieftochter und Mündel, aber gleichwohl wirkliche Besitzerin jenes goldenen Herzens ist, freilich ohne dasselbe stets auf der Zunge zu tragen gleich ihrem Vormund. Was ist dieser letztere doch für ein herrlicher Mann! Seine Stieftochter will er zur Ehe mit einem Sportgigerl zwingen, um die Procente ihrer Mitgift einzuheimsen, für die zahlungsunfähigen Parteien seines eigenen Hauses aber soll der Armenverein, dessen Obmann er ist, den Miethzins erlegen. Das hofft er auch für den Maler Ballester zu erreichen, der, ein schönrednerischer Lump wie Hjalmar Eldal, seine vielleicht nicht unbedeutenden Gaben als Maler und Sänger feiern läßt, um von der erbärmlich bezahlten Arbeit seiner Tochter und nebenbei vom allerwärts versuchten Pump zu leben. In der Wohnung dieses Mannes kommen sie nun alle zusammen, die recherchirenden Damen vom Wohlthätigkeitsverein, die nach vielen verletzenden Bemerkungen entrüstet abziehen, Martin Berger, der Speculant auf fremde Herzensgüte, und endlich Fanny, die Speise, Trank und Feuerung bringt, ohne viel nach Gründen und Würdigkeit zu fragen. Die Noth ist ziemlich hoch gestiegen, denn der privilegirte Verschleißer des „goldenen Herzens" hat aus Aerger über die Vereitlung seines Planes die Delogirung für den nächsten Morgen angedroht. Da kommt Frank ein glücklicher Einfall. Wie wenn man einen Selbstmordversuch des Malers fingirte, um denselben dann in der Zeitung auszuschroten? Gedacht, gethan. Leonhard Ballester hat sich an Fanny's Wein einen Capitalrausch angetrunken, aus dem er so leicht nicht wieder zu erwecken ist. Da braucht es nur den Ofenschieber einzurücken, ein wenig verdächtige Unordnung zu erzeugen, und der Selbstmordversuch mit Kohlenoxyd ist im Augenblick fertig. Am nächsten Morgen spaltenlange Berichte über die letzten Stunden des vom Unglück Verfolgten, reißender Absatz des Blattes mit wiederholten Auflagen und Brillantfeuerwerk des hülfsbereiten „goldenen Wiener Herzens". Da sendet z. B. ein Kaufmann für den greisen Maler ein paar abgebrauchte — Kinderkleider, ein anderer zur Stillung seines Hungers Paprika, wobei es sich natürlich von selbst versteht, daß Namen und Adressen beider wohlthätigen Firmen vollinhaltlich genannt werden sollen; ein paar Photographen wünschen sein Bild zu bringen, ein Schriftsteller erbittet die Schilderung seiner letzten Stunden, ja eine Baronin lädt den angeblichen Selbstmörder aus Noth sogar für den nächsten Tag zum Diner, versteht sich in Frack und weißer Binde. Kann sich der Drang zum Wohlthun edler manifestiren? Doch auch

einen sichtbaren Vortheil bringt jenem der Frank'sche Zeitungsartikel. Martin Berger las nämlich in demselben von Ballesters genialem Gemälde „Mutterliebe" und glaubt nun — für einen so geriebenen Geschäftsmann freilich etwas sonderbar — einen guten Handel einzugehen, wenn er den Maler gegen ein jeweiliges Honorar von hundert Gulden zur steten Wiederholung dieses Bildes verpflichtet.

Bis zu diesem Punkte, oder genauer gesprochen bis zum Ende des dritten Actes ist Karlweis' Komödie ganz meisterhaft gelungen, höchstens daß einzelne Concessionen an die herkömmliche Art des Wiener Volksstücks ein gewisses Bedenken erregen mögen. Die endliche Lösung der Conflicte jedoch ist ebenso schwächlich, wie im „Kleinen Mann". Richard Wilhelm liebt Ballesters Tochter, aber da beide so arm sind wie Kirchenmäuse, hat Karlweis, ihre Zukunft sicherzustellen, zu folgendem Deus ex machina gegriffen. Martin Berger muß seine leibliche Schwester um ihr väterliches Erbtheil betrogen haben. Richard Wilhelm ist ihr Sohn und da der Armenrath plötzlich auf den Gedanken verfällt, sich des einzigen Mitwissers entledigen zu wollen, so kommt die ganze Sache aus und Wilhelm zu seinem Erbe. Sehen wir aber von diesem einen Cardinalfehler ab, so bedeuten die „Goldenen Herzen" selbst nach dem „Kleinen Mann" einen gewaltigen Fortschritt. Das zeigt sich besonders in der Vertiefung der Charaktere. Von den beiden Pfründnern an, die keine Bettelleute sein wollen, sondern selbstbewußte „städtische Arme", bis hinauf zu Frank und Ballester, zwei wahren Meisterwerken poetischer Bildhauerkunst, ist keine einzige Persönlichkeit im Drama zu finden, die nicht straffzügig und fest umrissen dastünde, selbst wenn sie nur episodische Geltung besäße. Und über dem Ganzen liegt ein nie verwellender Humor von jener selten köstlichen Gattung, die aus der edelsten Persönlichkeit quillt, und jener herzausschließenden Art, die nicht bloß Fehler geißelt, sondern das Gute hinstellt zur Sühne des Verspotteten. Wenn es Karlweis nun noch gelingt, den sichtlichen Fortschritt vom Intriguen- zum Charakterlustspiel derart zu vertiefen, daß auch die endliche Lösung nur aus den humoristischen Charakteren fließt, dann wird Oesterreich in ihm einen classischen Komödiendichter gewonnen haben!

Unter den Wiener Dramatikern hat sich in den letzten Jahren noch ein zweites, viel verheißendes Talent erhoben, das freilich hier unter den Humoristen nur geringe Besprechung zu finden vermag. Arthur Schnitzler, den ich meine, ist weiteren Kreisen als der Autor des „Süßen Mädels" bekannt. Darunter ist eine gewisse Classe von Wiener Vorstadtmädchen zu verstehen, die nicht unähnlich den Paul de Cock'schen Grisetten oder besser noch den Peter Nansen'schen „Sonntagsmädchen" sind und ebenso wie jene beiden zumeist auch Näherinnen oder Marchandes de modes. „Sie liebt das Leben und denkt nicht nach", charakterisirt der Autor so ein „süßes Mädel", sie ist weder faszinirend schön, noch elegant, noch besonders geistreich, aber „sie besitzt die weiche Anmuth eines Frühlingsabends, die Grazie einer verzauberten Prinzessin und den Geist eines Mädchens, das zu lieben versteht." Sie reicht von der schon ein wenig berufsmäßigen Cocotte bis hinauf zu jener tragischen Höhe, da man seine Herzensempfindung zum Sterben ernst nimmt und den Geliebten seiner Seele nicht überleben zu können vermeint.[1]) Und doch wie sittlich niedrig stehen die vornehmen jungen Männer zumeist, mit denen sie verkehren! Von Hause aus sämmtlich reich genug, um sich nicht ernsthaft beschäftigen zu müssen, kennen die letzteren kaum einen andern Lebenszweck, als wieder und immer wieder „Liebeleien". In dem Personenverzeichniß zu seiner gleichnamigen Tragödie hat Arthur Schnitzler ihren Beruf mit zwei kurzen Worten gekennzeichnet. Sie sind „junge Leute". Das ist alles und erschöpfend. Und wenn einer schon besonders nachdenkerisch veranlagt ist, wie Anatol, dann wähnt er ein Don Juan zu sein, der die Welt nach dem unfindbaren Idealweib durchsucht, und ist doch nur ein Faun, der vom Genuß zum Genusse taumelt. Dem kleinen Stoffkreise entsprechend ist auch der Humor unsres Dichters von etwas eng begrenzter Gattung, der Witz des blasirten jungen Lebemannes auf der einen und der der viel erfahrenen Dirne auf der anderen Seite. Vielleicht würde sein Humor dem Publicum gar nicht besonders auffallen, denn im Grunde scheint Schnitzler eher eine düstere Natur; aber er ist der einzige unter den Modernen, der über wirklichen, wenn auch nur spärlich hervortretenden Humor verfügt. Und so mag er hier sein Plätzchen finden, nicht als großer, sorgentödtender Humorist, wohl aber als ein Wiener Dichter, der über dem Schmerz der Menschheit nicht das befreiende Lachen vergessen.

[1]) Beide Extreme finden sich in Schnitzlers hervorragendstem Schauspiel „Liebeleien". Außerdem schrieb er noch die Dramen „Anatol" und „Das Märchen", sowie die Novelle „Sterben" (sämmtlich im Verlage von S. Fischer, Berlin).

Der praktische Arzt und das humanistische Gymnasium.

Eine Erwiderung.

In der Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 9. Januar d. J. ist unter obigem Titel ein Aufsatz enthalten, der bei Unkundigen leicht irrthümliche Anschauungen hervorrufen könnte. Es werden da die bekannten abgegriffenen Schlagworte wiederholt, um nachzuweisen, daß die humanistische Bildung der heutigen Gymnasien auch für den Arzt unbedingt erforderlich sei. Es werden ferner die Vorzüge der sprachlichen Gymnasialbildung ins schönste Licht gerückt gegenüber der naturwissenschaftlichen Bildung der Realgymnasien. Der Ausspruch, der „das Realgymnasium zur Behandlung der res, das humanistische zur Behandlung der homines vorbereitet", mag ja sehr geistreich sein, nur — wahr ist er nicht! Jemand, der über die Vorzüge zweier verschiedener Dinge urtheilen und schreiben will, muß doch nothgedrungen erst beide eingehend kennen lernen.

Nun braucht man aber nur einmal den Stundenplan eines Realgymnasiums anzuschauen, um sofort zu sehen, daß dort der sprachlichen (formalen) Bildung ebenfalls ein überwiegender, beinahe zu großer Theil der Schulstunden gewidmet wird. Die eigentlichen Naturwissenschaften treten demgegenüber auch auf Realgymnasien nur allzusehr in den Hintergrund.

Kein vernünftig denkender Mensch wird je leugnen wollen, daß das Studium der menschlichen Sprachen auch in Zukunft die Grundlage jeder Bildung sein und bleiben muß. Der Volksschüler begnügt sich mit der deutschen Muttersprache. Der gebildete Mensch der heutigen Zeit aber hat bei dem heutigen easchen Weltverkehr unbedingt auch Kenntnisse in den vorherrschenden Weltsprachen, in Englisch und Französisch nöthig. Es geht ja nun bekanntlich das Bestreben der Schulreformer dahin, das Französische als Grundlage der sprachlichen Bildung in den höheren Unterrichtsanstalten einzuführen. Damit würde in gleicher Weise wie bisher der formale Sprachunterricht, die vergleichende Sprachwissenschaft und das logische Denken gefördert. Zugleich aber wäre das nothwendigste Erfordeeniß für den modernen gebildeten Menschen, die genügende Kenntniß wenigstens einer modeenen Sprache erzielt.

Die lateinische Sprache mag ja unendlich viele Vorzüge haben, Vorzüge so fein, daß sie für das Auge eines gewöhnlichen Sterblichen kaum sichtbar sind, sondern nur dem Auge des classischen Fachmannes in ihrer ganzen Vortrefflichkeit aufgehen! Aber einen ungeheuren Nachtheil hat diese Sprache: sie verdirbt den deutschen Stil! Ueber das berüchtigte Juristendeutsch brauche ich kein Wort zu verlieren. Auch die ärztlichen Universitätslehrer klagen bekanntlich sehr über die mangelhafte stilistische Bildung, welche in zahlreichen Doctordissertationen junger Aerzte zutage tritt. Nun ja freilich, wie können wir uns darüber wundern, daß, nachdem Cicero mit seinen langen Schachtelsätzen die Grundlage der Gymnasialbildung, soweit sie

Digitized by Google

die höheren Schulclassen betrifft, ist, und obwohl die immerhin nicht ganz gedankenarmen deutschen Classiker Goethe und Lessing einen mustergültigen deutschen Stil für alle Zeiten festgelegt haben, die auf dem Gymnasium ausgebildeten Leute oft ein mangelhaftes ciceronianisches Deutsch schreiben!

Verfasser dieser Zeilen hat jahrelange unausgesetzte Selbstschulung nöthig gehabt, um den auf dem Gymnasium angezüchteten latein-deutschen Stil allmählich wider in ein lesbares Deutsch umzuwandeln!

Was nun das Griechische betrifft, so ist dies ja zweifellos eine ideal schöne Sprache. Nur schade, daß den meisten Gymnasiasten voe lauter Grammatik und Syntax die eigentlichen Schönheiten dieser Sprache gar nicht zum Bewußtsein kommen. Ein Griechenjüngling der classischen Zeit, der seine Muttersprache nach Vorschrift eines ausgeprägten deutschen Gymnasiallehrers hätte lernen müssen, würde vermuthlich alle Ursache gehabt haben, gleich Philoktet zu klagen: *Ν μοι φεῦ πανακ πανακ πανπανπανπανακ!*

Wie jeder gebildete Mensch, so sollte auch der Arzt in erster Hinsicht seine eigene Muttersprache, in zweiter Hinsicht zwei moderne Sprachen, vorzugsweise Französisch und Englisch beherrschen. Auf dem Gymnasium aber kann eine hinreichende Kenntniß dieser neuen Sprachen nur durch eigenes Selbststudium über den Rahmen des verlangten Pensums hinaus erzielt werden.

Nun sind bereits die Anforderungen, die auf dem Gymnasium obligatorisch an das Gedächtniß gestellt werden, so groß, daß die Schulhygieniker mit Recht vor weiterer Ueberbürdung warnen. Ein gut berathener Gymnasiast muß aber zunächst Latein und Griechisch für die Schule und für Abiturientenexamen, ferner Französisch und Englisch fürs Leben lernen, das heißt vier fremde Sprachen! Dies ist zweifellos für ein Durchschnittsgehirn zuviel! Aber das macht nichts. Jeder Arzt kann täglich in der eigenen Praxis sehen, wie durch geistige Ueberbürdung das schwere Uebel der Neuzeit, die Nervosität, überhand nimmt. Trotzdem soll der Student der Medicin auch fernerhin auf das überflüssige Lateinisch und Griechisch nicht verzichten dürfen. Denn wenn wir Alten uns damit geplagt haben, mögen sich die Jungen auch weiter damit plagen! Wozu denn alle Umschweife und philologisch gelehrten Phrasen über die vermeintlichen Vorzüge der Gymnasialbildung? Seien wir einmal ehrlich und nennen das Ding beim richtigen Namen: die Maturitas der Realgymnasien ist darum zum Studium der Medicin ungeeignet, weil sonst die Concurrenz im Aerztestande nach der Ansicht der maßgebenden Kreise noch mehr als bisher wachsen würde! Dies ist der einzige wahre Grund für die ablehnende Haltung verschiedener ärztlicher Körperschaften gegenüber dem Realgymnasium.

Daß im ärztlichen Studium eine Ueberfüllung herrscht, welche kaum eine weitere Steigerung zuläßt, darüber sind wir alle einig. Aber die Anzahl der ärztlichen Jünger richtet sich lediglich nach den ehernen Gesetzen von Angebot und Nachfrage. Wenn heute den Realgymnasien die Berechtigung zum ärztlichen Studium ertheilt wird, so steigert sich vielleicht in den nächsten drei Jahren die Zahl der Medicin Studirenden um weniges. Dann wird diese Steigerung wieder nachlassen, weil die jüngeren Gymnasiasten, welche Medicin studiren wollen, vorziehen, auf das Realgymnasium überzusiedeln. Mancher arme Gymnasiast, der Arzt werden will und keine Vorliebe für alte Sprachen hat, würde die Erlösung von dem gar zu todten Schulsacke des Gymnasiums mit Freuden begrüßen. Ein berühmter deutscher Ordinarius der Anatomie träumt noch heute ab und zu, daß er wegen mangelhafter Kenntniß der todten Sprachen das Abiturientenexamen nicht bestehen kann. Ihm hatte sein Rector prophezeit, daß er es zeitlebens zu nichts bringen würde! Dieser hervorragende Gelehrte hat später als Docent innerhalb von sechs Monaten die englische Sprache soweit gelernt, daß er imstande war, einen wissenschaftlichen Vortrag in dieser Sprache zu halten. Gewiß ein classisches Zeugniß dafür, daß jemand trotz hervorragender geistiger Begabung doch gerade den todten Sprachen des Gymnasiums kein Verständniß abzuringen vermag!

Gymnasium und Realgymnasium, sie beide haben als Grundlage ihrer Bildung den Unterricht in fremden Sprachen! Auf dem Gymnasium treten Lateinisch und Griechisch, auf dem Realgymnasium Französisch und Englisch in den Vordergrund. Die Realgymnasien bieten außerdem noch eine gewisse Grundlage naturwissenschaftlicher Kenntnisse, die der Arzt später auf der Universität mühsam nachholen muß. Aber gerade darum sind die Realgymnasien ungeeignet als Vorbildung zum Studium der Heilkunde. Denn: scholae, non vitae discimus in gymnasio! Erst auf der Universität darf der Unterricht dessen beginnen, was der Arzt fürs Leben braucht! Oh Gymnasiallogik!

Der Lehrsatz Galens, daß der Arzt zugleich Philosoph sein müsse, ist unendlich wahr und wird doch so unendlich wenig beherzigt! Wie viele Studirende der Medicin gibt es wohl, die auf der Universität Collegia über Philosophie, Logik, Literatur- und Culturgeschichte und dergleichen hören!? Sollten die Herren wirklich glauben, daß die paar unverdauten und bald verdauten philosophischen Ideen, die auf dem Gymnasium so nebenbei eingepaukt werden, fürs moderne Leben hinreichen?

Eine oft wiederholte Behauptung der Gymnasialfreunde gipfelt darin, daß das Gymnasium im Gegensatze zu den realen Bildungsanstalten die ideale Denk- und Gesinnungsweise fördern soll! Es ist mir unbegreiflich, wie man eine derartige unbewiesene Behauptung überhaupt aufzustellen gewagt hat. Wenn ja, was ich einstweilen noch zu bezweifeln wage, auf den Gymnasien ein größerer Procentsatz von ideal denkenden Jünglingen ausgebildet werden sollte, wie auf den Realgymnasien, so wäre dies nicht wunderbar. Denn alle diejenigen Lebensberufe, in denen eine ideal angelegte Gesinnung wenigstens nicht vom Uebel ist, die sind ja als alleinige Domäne den Schülern des Gymnasiums vorbehalten.

Eine ideale Gesinnung wird angeboren und in der Familie anerzogen. Glücklich derjenige, dem seine Ideale durch die große Römerweisheit des Gymnasiums nicht vertrieben werden. Verfasser erinnert sich noch mit großer Dankbarkeit seiner naturwissenschaftlichen Lehrer auf dem Gymnasium, die es ihm ermöglichten, auch in den höheren Classen Botanik und Mineralogie privatim weiter zu treiben. Das waren helle Lichtpunkte im öden Grau ciceronianischer Beredsamkeit, römisch-griechischer Schlachtengeschichte u. s. w.!

Wenn das Gymnasium ideale Denk- und Gesinnungsweise anzuerziehen vermöchte, dann müssen ja doch die meisten Aerzte, Juristen ꝛc. ideal angehauchte Menschen sein! Nun, hin und wieder findet sich einmal einer, der über Gymnasium und Universität hinaus seine ideale Grundgesinnung ins tägliche Leben hinein gerettet hat, der imstande ist, die ideale Gesinnung auch in Thaten umzusetzen und uneigennützig für die Allgemeinheit zu wirken. Da stecken denn gewöhnlich die Nachbarn die Köpfe zusammen und berathschlagen, welchen Zweck jener Mann wohl mit seinem ungewöhnlichen Thun verfolgen möchte! Die Ueberzeugung, daß wirklich ideale Gesinnungsweise die Triebfeder zu einer uneigennützigen That sein könnte, taucht bei den lieben Nachbarn und Collegen gewöhnlich erst zuletzt auf, wenn alle anderen Erklärungsversuche sich als unzutreffend erwiesen haben.

Zur Ehre des deutschen ärztlichen Standes sei es gesagt, daß sich in ihm trotz des harten Daseinskampfes noch eine erhebliche Anzahl von Collegen findet, die auch ohne ehrengerichtlichen Zwang eine edle collegiale Denkweise bewahrt haben. Sie verdanken dieselbe der guten deutschen Familienerziehung. Wo diese fehlt, da hilft auch kein Gymnasium.

Noch steht die gesammte deutsche Aerztewelt auf der Höhe der Wissenschaft. Aber die sachlichen Anforderungen steigern sich von Jahr zu Jahr ebenso wie die Anforderungen, welche die moderne Zeit an die Bildung der modernen Menschen stellt. Die Zeit ist nicht ferne, wo ein Theil der sprachlichen und naturwissenschaftlichen Vorbildung des Arztes von der Universität auf die Mittelschulen übertragen werden muß! Noch stehen die Mauern des Gymnasiums fest, weil seine lateinische Grundlage nöthig ist für die Vorbildung der herrschenden Juristenkaste. Von allen deutschen Ministerien sind bekanntlich nur die Kriegsminister keine Juristen. Für Offiziere aber ist auch das Abiturientum der Realgymnasien hinreichend, und man hat noch nie gehört, daß die auf realen Lehranstalten vorgebildeten Offiziere sich schlechter bewährt hätten, als die humanistisch vorgebildeten. So wird Stein auf Stein abbröckeln und ich hoffe, daß der Aerztestand der nächste ist, welcher Bresche legt in die Grundmauern des heutigen Gymnasiums und welcher sich auf den Boden der modernen Bildung stellt.

Karl Röse.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

D. Musenalmanach Berliner Studenten. Berlin, Schuster u. Loeffler 1896. — Nun haben also auch die Berliner Studenten ihren Musenalmanach; ein Wunder wäre es gewesen, wenn er jetzt nicht gegründet wäre! Jetzt, da trotz des außerordentlich nalytischen und überhaupt unpoetischen Antlitzes unserer Zeit und aller Interessen doch wieder die Lyrik in einem neuen Aufstreben begriffen ist und die Aufmerksamkeit in verhältnißmäßig hohem Maße auf sich zu ziehen strebt. Der Kampf um die Lilliencron, Basse, Dehmel, Bierbaum, Hartleben and wie sie alle heißen, hat in studentischen Kreisen weithin seine Wogen geschlagen, und auch der kühlere, gerade in Kunstsachen so übermus bedächtige Norden will hinter dem lebhaften, frisch-freien Süden nicht zurückstehen; tritt München mit neuen, kecken Zeitschriften auf den Kampfplatz, so gründet Berlin einen Musenalmanach. Unter der jedenfalls überaus großen Menge von dichtenden Musensöhnen der Reichshauptstadt hat eine sorgfältige Auswahl durch drei Germanisten in älteren Semestern etwa dreißig ausgesandet, deren junge Producte für würdig befunden wurden, in einem stattlichen „grünen" Bande vereinigt zu werden. Wir wollen gern gestehen, daß das Bändchen uns freudig überrascht hat; ist hie and da auch manches durchgeschlüpft, was die Druckerschwärze wirklich nicht verträgt, ist auch so manches „vnebei gedichtet" und namentlich sehr viel gar zu enge Anlehnung an die oben genannten älteren Kämpen auf dem lyrischen Kriegsschauplatz fühlbar, und sind schließlich nach viele der „Jüngstdeutschen" hier nur mit einem einzigen Gedicht vertreten, so daß es wirklich nicht gerecht wäre, danach ein festes Urtheil zu fällen — die eine Thatsache wird durch all das nicht aus der Welt geschafft, daß wir im „Musenalmanach" einigen wahren, tüchtigen Talenten begegnen; und nicht nur „tüchtigen" im biederen, hausmütterlichen Sinn, mit dem 's ja der Dichtung nicht gethan ist. Beinahes überrascht Ernst Schur aus Hulstein; was er bietet, ist Eigenes, Prächtiges, das Werk eines Dichters, der seine ausgetretenen Pfade wandelt, dem man darum nicht immer leicht zu folgen vermag. Auch Paul Victor aus Berlin steht auf einer Höhe, die weit über den Studenten hinausgeht; er ist übrigens auch kein vollständiger Neuling mehr auf dem Büchermarkt, da er kürzlich einen Band selbständiger, zum Theil sehr anziehender „Kindergeschichten" veröffentlicht hat, die wohl geleien zu werden verdienen. Neben ihm möchte ich Haas Brennert aus Berlin nennen, namentlich mit den beiden Gedichten, welche die ganze Sammlung würdig einleiten; das Dramenfragment ist, offenbar durch die Schuld der Herausgeber, gar zu knapp ausgefallen; die kleine Erzählung „La paloma" ist trefflich. Den bisher genannten reiht sich als einer besonderen Erwähnung werth noch A. Tiein aus Tilsit an; schon seine „Haideacht in Lithauen" sichert ihm einen hervorragenden Platz in der Sammlung. Von den Herausgebern ist nur Erich Scheerag aus Münden zu nennen, doch steht auch dieser erst in zweiter Reihe, und neben ihm etwa Karl Bulcke aus Königsberg. Was an dieser Sammlung studentischer Dichtungen befremdet auffällt, ist das fast vollständige Fehlen eigentlich studentischer Themen, wie denn überhaupt von wahrhaft jugendlicher Kraft wenig genug zu verspüren ist. Nehmen wir aber das Resultat der ganzen Sammlung, so sehen wir doch, daß etwa ein halbes Dutzend Namen rühmlich hervorleuchtet — ein schöner Lohn für die Herausgeber, der sie hoffentlich zur Fortsetzung des Werkes anspornen wird; wir würden uns freuen, die „Sterne" aus diesem ersten Musenalmanach bald wieder und vielleicht nach klarer leuchten zu sehen; jedenfalls wollen wir Namen, wie besonders die drei zuerst genannten, im Auge behalten.

∞ Rosegger in Frankreich. Die Schriften des Waldschulmeisters werden (wie wir hören, auf Anregung von namhaften protestantischen Theologen, Reuß und Sabatier) in das Französische übertragen und in ebenso warmer als verständnißvoller Weise eingeführt. Die Uebertragung der Dramen und Romane Anzengrubers in das Französische wird nun voraussichtlich auch nicht mehr gar zu lange auf sich warten lassen.

* Die amerikanische Harvard-Universität hat vor einiger Zeit Gelehrte ausgesandt, um die Ruinen von Copan im nördlichen Honduras blatzzulegen. Diese Aufgabe ist jetzt beendigt. Der alte Copan hat 6 Acres Landes bedeckt; es bestand aus unregelmäßigen Terrassen, die mit einander durch Treppen verbunden waren. Auch eine Menge Pyramiden findet man in Copan. Auf einigen Gebäuden sieht man noch die uralten, früher mit glänzenden Farben bemalten Schnitzereien. Besonders imposant ist die Jaguar-Treppe, so genannt, weil Jaguare in den Stein hineingemeißelt sind. Das Hauptgebäude in Copan umfaßt zwei Höfe oder Amphitheater; man gelangt auf einer 250 Fuß breiten Treppe hinauf. Auf dem ersten Treppenabsatz erhebt sich eine Pyramide, auf der ein 1000 Fuß breiter Tempel errichtet ist. Im Innern dieses Tempels sieht man figende, reich verzierte Menschengestalten. In einem anderen, auch schöneren Tempel sind Todtenköpfe und Mädchen, die in die Hände klatschen, abgebildet. Alles ist mit räthselhafter Schrift bedeckt. Im Innern eines Tempels steht ein großes Weihrauchbecken in Gestalt eines riesigen Kopfes. Das schönste Baudenkmal von allen ist die vielleicht 40 Fuß breite sogenannte Hieroglyphen-Treppe, in deren Stufen, Masken, Hieroglyphen seltsamer Art und menschliche Gestalten hineingemeißelt sind. Auf dem Marktplatz von Copan stehen 18 Monolithe, 12 Fuß hoch; neben ihnen Altäre. Zu den gewaltigsten Baudenkmälern gehören die Gräber des Volkes; neben den wohlerhaltenen Schädeln liegen Knochen von Vierfüßlern, Farben, Perlen, Jaspis, Muscheln, Zierrath, Eßgeschirr u. dgl. Die Zähne mancher Leichen sind mit Jaspis ausgelegt, der mit rothem Cement in das Bein verkittet ist; die Schneidezähne sind abgefeilt. Wahrscheinlich gehörte die Gesittung Copans derselben Cultur an, die in Yukatan blühte; aber sie mag älter sein und war sichtlich vielgestaltiger.

* In der „Deutschen medicinischen Wochenschrift" gibt der Statistiker Dr. G. Heimann eine Statistik der Aerzte. Danach ist die Zahl der Aerzte im Deutschen Reiche auch 1895 nicht unerheblich gestiegen. Sie betrug Anfang November v. J. 24,000, gegen 16,292 im Jahre 1886. 1888 17,690, 1889 18,467, 1890 18,846, 1891 18,630, 1892 20,500, 1893 21,621, 1894 22,287, 1895 23,099. Seit 1886 hat die Zahl der Aerzte also um 7708 oder 47.2 Proc., seit dem Vorjahre um 911 oder 3.9 Proc. zugenommen. In Preußen wurden 1896 14,351, 1886 9347 Aerzte gezählt. Erheblich ist die Vermehrung in Elsaß-Lothringen; dort ist die Zahl der Aerzte von 661 i. J. 1895 auf 722 oder um 9.2 Proc. gestiegen. Eine Abnahme hat nur in Oldenburg von 1a Sachsen-Coburg-Gotha stattgefunden; in Schwarzburg-Rudolstadt ist keine Veränderung eingetreten. Von den preußischen Provinzen hat die Rheinprovinz am meisten Aerzte: 2208; 1895 waren dort 2117. An zweiter Stelle steht der Stadtkreis Berlin; die Zahl der Aerzte ist daselbst 1896 bis auf 2077 gestiegen; sie betrug 1886 1193. Während Köln bei 321,548 Einwohnern 257 Aerzte zählt, gibt es in Frankfurt a. M. bei 229,299 Einwohnern 292 Aerzte. Nachdem die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung vom 2. Dec. 1895 veröffentlicht sind, war es möglich, diese bei einem Vergleich der Anzahl der Aerzte mit der Einwohnerzahl zu benutzen. Es kommen auf 10,000 Einwohner im Deutschen Reiche 4.59 Aerzte gegen 3.97 i. J. 1891 und 3.00 i. J. 1887. Bei einem Vergleiche der Zunahme der Aerzte mit der der Bevölkerung in der Volkszählungsperiode 1890/95 betrug in dieser Zeit im Deutschen Reiche die Zunahme der Aerzte 22.5 Procent, der Bevölkerung 5.7 Procent. Die Vertheilung der Aerzte auf den Flächenraum des Reiches weist je nach der Wohlhabenheit und Dichtigkeit der Bevölkerung erhebliche Unterschiede zwischen den einzelnen Staaten und Provinzen auf. Die größten Zahlen finden sich hier für die Hansestädte. In Hamburg kommen auf 100 qkm 123.72, in Bremen 49.01, in Lübeck 21.15 Aerzte. Preußen hat 4.12, Bayern 3.48, Württemberg 4.10, Elsaß-Lothringen 4.98 Aerzte auf eine solche Zahl von Quadratkilometern. Die kleinsten Zahlen ergeben sich für Mecklenburg-Schwerin (1.98), Anhalt (1.36) und Mecklenburg-Strelitz (1.26). Für den ganzen Umfang des Reiches beträgt die Verhältnißzahl 4.38.

λ. München, 14. Jan. Kgl. Akademie der Wissenschaften. Januar-Sitzungen. I. In der philosophisch-philologischen Classe wurden Einladungen von zwei Comités bekannt gegeben: das eine in Ravenna zur Centenarfeier der Geburt des Philologen Antonio Rasmisi (Frühjahr 1897), das andere in Cividale del Friuli (Forum Julium Venetorum) zu einer Feier für den Geschichtschreiber der Langobarden, Paulus Diaconus, im Jahre 1899. Weiter wurde das Dankschreiben des neu gewählten correspondirenden Mitgliedes Kaaft. Kontas in Athen vorgelegt. Pmf. Dr. Ebers machte Mittheilungen über die zum Schutze von Philae in Oberägypten und seiner Tempel ergriffenen Maßregeln; Prof. Dr. v. Wölfflin überreichte das 2. Heft des 10. Jahrgangs seines „Archivs für lateinische Lexikographie und Grammatik", welches zu einem internationalen Organ der Philo-

Digitized by Google

logen beider Hemisphären geworden ist; Geh. Rath Dr. v. Christ brachte „Beiträge zur Erklärung und Kritik Juvenals", welche in den Sitzungsberichten erscheinen sollen. II. In der mathematisch-physikalischen Classe gedachte der Vorsitzende der in jüngster Zeit verstorbenen auswärtigen und correspondirenden Mitglieder Emil du Bois-Reymond, Hugo Gyldén und Joseph v. Gerlach. — Prof. Dr. Walther Dyck trug einen Bericht vor über die Verhandlungen und Beschlüsse der im Juli v. J. zu London abgehaltenen internationalen Conferenz für Herstellung eines allgemeinen Katalogs mathematischer und naturwissenschaftlicher Abhandlungen. Der Bericht schloß mit drei Anträgen, welchen die Classe beistimmte: 1. Es erscheint geboten, daß sich an dem wichtigen und für wissenschaftliche Arbeiten bedeutsamen Unternehmen alle Culturnationen gemeinsam betheiligen; 2. die Mitwirkung der einzelnen Staaten Deutschlands wird am besten durch eine gemeinsame, das Reich umfassende Organisation ermöglicht; 3. es ist demgemäß von seiten der k. Akademie an das vorgesetzte k. Staatsministerium die Bitte zu richten, die k. Staatsregierung wolle a. ihre Betheiligung an dem geplanten Unternehmen aussprechen, b. geeignete Schritte thun, um im Einvernehmen mit den anderen Staaten des Deutschen Reichs eine gemeinsame Organisation im Sinne dieser Anträge einzuleiten. Der Dyck'sche Bericht wird zunächst vervielfältigt und alsdann den verbundenen wissenschaftlichen Körperschaften, sowie dem vorgesetzten Staatsministerium vorgelegt werden. — Prof. Dr. Hartig gab einen anderwärts zu veröffentlichenden Ueberblick „über die durch die Blitze hervorgerufenen Gewebeveränderungen im Innern der Bäume"; Prof. Dr. Joh. Ranke hielt einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag „über süd-mittelmeerliche Schädel aus Baden". Sodann erfolgte durch Stimmzettel mit relativer Majorität die Wahl von drei Mitgliedern der Commission, welche laut dem Statut der Münchener Bürgerstiftung und der Cramer-Klett-Stiftung bei der kgl. Akademie über die Verwendung der jährlichen Zinsen beider Stiftungen zu entscheiden hat. Es wurden gewählt Prof. Dr. v. Lommel und die Geh. Räthe Dr. v. Zittel und Dr. v. Baeyer. Die Wahl dieser Mitglieder der Commission erfolgt jedesmal auf drei Jahre; die früher gewählten sind wieder wählbar. Ständige Mitglieder der Commission sind der Präsident der Akademie und der Secretär der mathematisch-physikalischen Classe. III. In der historischen Classe wurde der Bericht über die 15. Plenarsitzung der Badischen historischen Commission vertheilt. Geh. Rath Dr. v. Reber hielt sodann einen für die Abhandlungen bestimmten, mit Abbildungen und photographischen Aufnahmen auszustattenden Vortrag über „Phrygische Felsendenkmale", welche der Vortragende im vergangenen Herbst besucht und untersucht hat.

* **Würzburg.** Der außerordentliche Professor Hans Lenk in Erlangen ist zum Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Professors und Directors des mineralogischen Instituts v. Sandberger ausersehen.

* **Göttingen.** Der bisherige Privatdocent an der Technischen Hochschule zu München Dr. R. Mollier ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Brüssel.** Bei den Nachgrabungen in den Ruinen der Cisterzienserabtei Villers sind fünf Schiefertafeln aus dem Jahre 1270 zu Tage gefördert worden, die auf ihren beiden Seiten mit lateinischen Inschriften versehen waren. Diese gravirten Inschriften enthalten die Anweisungen für den Kirchendiener zur Regelung der Wasseruhr der Abtei. Der Tag beginnt in der Weise des Mittelalters um 6 Uhr Abends und zerfällt in drei Theile von je 8 Stunden. Jeder Theil umfaßt wieder 24 Unterabtheilungen, die den 24 Buchstaben des Alphabets entsprechen und eine Dauer von je 20 Minuten haben. — Interessante Funde anderer Art sind jüngst bei den Nachgrabungen in den Ruinen der Abtei Aulne gemacht worden, wie sehr schön gearbeitete Theile von Statuen, ein großes, aus weißem Marmor kunstvoll hergestellter viereckiger Grabstein und dem Jahre 1239, das Grab eines der hervorragendsten Aebte dieser Abtei, dazu prächtige Capitäle und Säulentheile.

* **Rom.** Die Borghesische Sammlung, noch immer die bedeutendste Privatgalerie der ewigen Stadt, wird wahrscheinlich ehestens in den Besitz des Staates übergehen. Ganz im geheimen hat der Unterrichtsminister Gianturco mit der Familie Borghese über den Ankauf verhandelt. Professor Venturi und der Director der Gemäldegalerie in Bologna haben die Einschätzung vorgenommen, und der Staat hat auf Grund ihrer Gutachten für die Sculpturwerke der Sammlung zwei, für die Gemälde fünf Millionen geboten. Unter den Statuen befinden sich der antike tanzende Faun und der David und die Daphne des Bernini; unter den Gemälden Tizians irdische und himmlische Liebe und die Danae des Correggio, die Grablegung Raffaels, die Diana des Domenichino und zahlreiche Bilder aus der besten Zeit der umbrischen und Bologneser Schule. Obwohl die gebotene Summe dem idealen Werthe der Sammlung nicht entspricht, haben die Borghese das Gebot der Regierung angenommen, weil in Italien schwerlich ein höherer Preis zu erzielen wäre und die Regierung die Ausfuhr dieser Kunstwerke nie gestatten würde.

y. **Dorpat.** Dem schon bis auf die Musenzahl zusammengeschmolzenen Häuflein der aus Deutschland berufenen Professoren droht ein neuer Verlust, indem der bisherige Professor für Pharmakologie, Diätetik und Geschichte der Medicin Dr. Rudolf Kobert einen Ruf als Director der bekannten Heilanstalt für Lungenleidende in Görbersdorf (Schlesien) erhalten hat.

* (Zur Entstehung Venedigs) muß ich mir eine Berichtigung in der Literaturangabe (Beilage Nr. 8) erlauben. Die älteste venetianische Geschichtsquelle — das interessante sogenannte „Chronicon Altinate" — ist nicht in Bd. VII des ‚Archivio Storico Italiano', sondern in Bd. VIII (1845) von Antonio Rossi und dann (1847) in Bd. V des ‚Appendice' derselben Zeitschrift von Tommaso Gar, zuletzt aber (1883) von mir in Bd. XIV der ‚Scriptores' in den ‚Monumenta Germaniae historica' veröffentlicht worden (Cf. die neuen Ausgaben von Pertz's Bibliotheca historica medii aevi und von Wattenbuchs Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter). Ich darf vielleicht auch auf meine Erläuterungsschrift dazu hinweisen, die unter dem Titel: „Venetianische Studien I. Das Chronicon Altinate" hier bei Th. Ackermann erschienen ist.

München, den 14. Januar 1897. Dr. H. Simonsfeld.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Craig, Dr. C., Die Grundzüge der Philosophie: Vom Sein. Abriß der Ontologie. gr. 8°. (VIII u. 158 S.) M. 2; geb. in Halbleinwand M. 2.50.

Die „Grundzüge der Philosophie" sind auf 10 Theile berechnet. Außer der „Ontologie" liegt bereits vor:

— **Vom Denken.** Abriß der Logik. gr. 8°. (VIII. u. 142 S.) M. 2; geb. M. 2.50.

Krieg, Dr. M., Die Ueberarbeitung der Platonischen „Gesetze" durch Philipp von Opus. gr. 8°. (IV u. 40 S.) M. 1.20.

Otten, Dr., Der Grundgedanke der Cartesianischen Philosophie, aus den Quellen dargestellt. Zum dreihundertjährigen Geburtsjubiläum Descartes'. gr. 8°. (VIII u. 142 S.) M. 3.20.

Zimmermann, A., S. J., Die Universitäten in den Vereinigten Staaten Amerikas. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. gr. 8°. (X u. 116 S.) M. 1.60. (Bildet das 68. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach".)

Früher sind von demselben Verfasser erschienen:

— **Die Universitäten Englands im 16. Jahrhundert.** (46. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach".) M. 1.80.

— **Englands „öffentliche Schulen"** von der Reformation bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. (56. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach".) M. 1.90. (1744)

Eugen Stoll, Antiquariat in Freiburg i. B.,
versendet auf Wunsch: (1807)

Katalog 82. Biographien, Memoiren, Briefwechsel, Militairwissenschaften, Kriegsgesch., Karten, Genealogie, Heraldik, Numismatik, Ordenswesen, Diplomatik. 2144 Nummern.

Katalog 81. Geschichte u. Geographie v. Frankreich, Belgien, Holland, Portugal, Spanien, England, Russland, Skandinavien. 1026 Nummern.

Katalog 80. Geschichte und Geographie von Griechenland, Italien, den Balkanstaaten, Palästina, Asien, Australien, Amerika. 930 Nummern.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 16. Januar. Nummer 12.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpeditionen.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ein neues gothisches Sprachdenkmal? Von Prof. F. Kluge. — Wiener Humor und Wiener Humoristen. II. Von Dr. J. Sadger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein neues gothisches Sprachdenkmal?

Von Prof. F. Kluge, Freiburg i. B.

Treue Zeitungsleser wissen von der aufregenden Nachricht, die jüngst durch verschiedene Tagesblätter gegangen ist, daß ein neues gothisches Sprachdenkmal von bedeutendem Umfang und besonders werthvollem Charakter in Spanien gefunden und bereits gedruckt sei. Ein westgothisches Gesetz in gothischer Sprache — das wäre allerdings ein Ereigniß, durch das des Aristoteles' neu entdeckte Schrift vom Staate der Athener übertroffen würde. Und Zangemeisters herrlicher Fund in der Vaticana, über den Braune in diesen Blättern 1894 der Oeffentlichkeit zum erstenmal Kunde gab — die Entdeckung von Fragmenten einer altniederdeutschen Genesisdichtung, die sich unmittelbar neben den Heliand stellt, wäre zurückgetreten hinter das westgothische Volksgesetz in gothischer Sprache.

Ich glaube allerdings nicht, daß sich in germanistischen Kreisen jemand ernstlich über jene Zeitungsnachricht aufgeregt hat — so unglaublich war sie an und für sich.[1]) Es handelte sich — wie nicht anders zu erwarten war — um gothische Gesetze in lateinischer Sprache, um eine neue Ausgabe bekannter lateinischer Rechtsquellen und die deutsche, die germanische Sprachforschung geht leer dabei aus.

Für uns Sprachforscher wäre in der That ein derartiges Denkmal in der Volkssprache von unermeßlichem Werth gewesen. Wo wir nur Bibeltexte besitzen, ist unsre Kenntniß der gothischen Volkssprache arg beschränkt. Ulfila's Uebersetzung, die ja nicht einmal vollständig auf uns gekommen ist, zeigt uns den gothischen Wortschatz doch nur von einem sehr niedrigen Standpunkt aus. Das heimische Volksleben spiegelt sich in keiner Uebersetzung wieder und die freie, breite Entfaltung einer Sprache ist nur in ihrer eigenen heimischen Dichtung möglich. Daß uns gothische Dichtung noch zu erhoffen wäre von spanischen oder südfranzösischen Klöstern, dafür hat wohl niemand Hoffnung.

Aber ich bin in der glücklichen Lage, eine neue germanische Sprachquelle von hoher Alterthümlichkeit erschließen zu können, die zwar schon sehr lange der Oeffentlichkeit zugänglich ist, aber nicht von allen beachtet worden ist, für die sie fließt. Diese Quelle liegt nicht innerhalb spanischer Klostermauern, nicht auf romanischem Boden. Es ist eine alte Glossenhandschrift aus der Reichenau, die jetzt der Karlsruher Bibliothek gehört. Sie wird dem Ende des 8. Jahrhunderts angehören. Aber es ist keine Originalarbeit des deutschen Klosters, sondern gewiß Abschrift einer älteren Vorlage, deren Heimath wohl auf französischem Boden zu suchen ist. Freilich hat die wissenschaftliche Forschung die Herkunft dieser Glossenhandschrift noch nicht näher bestimmt.

Einer der hervorragendsten Sprachforscher neben Jacob Grimm, Professor Adolf Holtzmann in Heidelberg, hat im Jahre 1863 in Pfeiffers „Germania" 8, 405—413 Mittheilungen aus dieser Glossenhandschrift gemacht, er hat sie mit keinem Wort der Verwunderung und der Ueberraschung begleitet, die deutschen Sprachforscher sind nicht darauf aufmerksam geworden, unbenutzt und unbemerkt von den Germanisten sind sie bis heute geblieben. Und doch enthielten Holtzmanns Excerpte so viel des Wunderbaren und Ueberraschenden, daß auch weitere Kreise von dieser Glossenhandschrift gern Kenntniß nehmen werden. Den engeren Fachgenossen berichte ich darüber soeben in der neuen Anlage von Pauls Grundriß der germanischen Philologie I, 332 f.

Aber ich habe mich bereits zu weit gewagt, ich habe falsche Hoffnungen erweckt: die Sprachquelle, um die es sich handelt, enthält wohl kein gothisches, kein altgermanisches Wort. Die Handschrift enthält nur Latein, Latein wird mit Latein glossirt — tectum: solarium; potator: bibator; conducere: locare; onager: asinus silvaticus. Und so geht es weiter, ein lateinisches Wort wird mit einem andern lateinischen Wort gedolmetscht. Aber das dolmetschende Latein ist echtes Vulgärlatein, Hochlatein wird durch Vulgärlatein erklärt; vgl. res: causa; si vis: si voles; nere: filare u. s. w. Und so ist dieses Denkmal für die romanische Sprachforschung höchst bedeutsam, wie es denn in dem Altfranzösischen Uebungsbuch von Prof. Förster und Prof. Koschwitz die erste Stelle einnimmt. Und in dieser ältesten französischen Sprachquelle steckt eben germanisches Sprachgut, aber als Vulgärlatein.

Nach der Völkerwanderungszeit war das Provinziallatein aller Orten voll von Germanismen. Das Germanenthum hatte sich mit der heimischen, Latein sprechenden Bevölkerung so sehr gemischt, daß die germanische Sprache am Latein scheiterte, aber germanisches Recht und germanischer Adel vorherrschend wurde. Aber indem das Germanische der Weltmacht des Lateins wich, gab es dem Vulgärlatein Bestandtheile von dauernder Bedeutung. Eine Masse von germanischen Lehnworten drang damals ins Romanische und noch heute lebt davon ein guter Theil. Und unsre Reichenauer Glossenhandschrift ist eines der ältesten und werthvollsten Zeugnisse für den Einfluß des Germanischen auf das Romanische.

In der That hat das germanische Sprachgut dieser Glossen fast durchaus lateinische Gewandung: mastus „der Mast", helmus „der Helm", sind die guten altdeutschen Worte latinisirt, zugleich sind es gemeinromanische Worte, vgl. ital. elmo „der Helm", masto „der Mast" und französ. heaume und mât. Also das germanische Sprachgut muß hier schon als romanisches Sprachgut anerkannt werden. So heißt die Garbe hier garba, so hieß das altdeutsche und das gothische Wort und so heißt hier die Latinisirung; auch dieses Wort muß als romanisch gelten, so heißt es

[1]) Unsre Beilage hat keine Notiz davon genommen. D. R.

noch heute provençalisch und catalanisch, aber die Quelle des Wortes ist urdeutsches garba.

In diesem Glossar, in dieser vulgärlateinischen Gewandung steckt urältestes deutsches oder germanisches Sprachgut; Worte begegnen hier in einer alterthümlichen Lautgestalt, die sie spätestens dem 6. Jahrhundert verdanken. Die Tenne heißt althochdeutsch tenni, hier in den Reichenauer Glossen heißt sie danea — eine überraschend alte, ja ehrwürdige Lautgestalt, wie sie spätestens nur bis ins 6. Jahrhundert bestanden haben kann. — Eine andere gleich werthvolle Glosse lautet talpas: muli qui terram effodiunt. Wer sieht nicht sofort, daß dieses mulus mit unserm deutschen „Maulwurf" und dem gleichbedeutenden englischen mole zusammenhängen muß? Bedeutsam ist frata „die Honigwabe", das zweimal begegnet; unsre Mundarten reden noch jetzt von der „Honigrose", dieses rose ist mittelhochdeutsch rāze und damit deckt sich jene Glosse: favum: frata mellis.

Man wird nach diesen Beispielen den Werth der germanischen Bestandtheile der Reichenauer Glossen leicht überschätzen. Leider ist das germanische Sprachgut spärlich und dürftig — etwa zwei Dutzend Worte sind es, die wir als germanisch in Anspruch nehmen müssen. Da lesen wir — um noch einiges anzuführen — brunia „die Brünne", baugus „der Armring", wapca „die Wespe", fano „das Schweißtuch", wadius „das Pfand", spidus „der Bratspieß", scaucio „der Mundschenk".

Die Mehrzahl dieser Worte sind alte gute Bekannte aus dem germanischen und dem romanischen Wortschatz zugleich. Ob danea „Tenne" und mulus „Maulwurf" jemals romanisch geworden sind, darüber kann ich keine Auskunft geben. Vielleicht wird uns die Zukunft bald Aufschlüsse von romanistischer Seite über das werthvolle Sprachdenkmal bringen. Bisher ist von dieser Seite nicht viel für die Heimathsfrage und Altersbestimmung der Glossen geschehen. Und die entscheidende Frage, wann und wo die Glossen entstanden sind, kann nur mit den Mitteln romanischer Sprachwissenschaft gelöst werden. Aber vom Standpunkt germanischer Sprachforschung aus darf wohl das eine gesagt werden, daß danea „die Tenne" keine Latinisirung des 8. Jahrhunderts sein kann. „Helm" und „Mast" konnte man immer zu helmus und mastus latinisiren. Aber frata „die Honigrose" hat im Althochdeutschen seit etwa 600 überall hrāzza geheißen und das wäre nie und nimmer zu frata latinisirt. Freilich ist das urdeutsche t in spitus „der Bratspieß" in unsern Glossen zu spidus erweicht und so zeigt also ein gut deutsches Wort einen romanischen Lautwandel (ital. spiedo). Wenn wir diese Doppelheit in der Vertretung des t in Betracht ziehen, dürfen wir vielleicht vermuthen, daß der germanische Sprachcharakter dieser Glossen nicht einheitlich zu sein braucht.

Aber ein paar Worte legen denn doch wohl den Verdacht nahe, daß gothisches Material darunter steckt. Das Rohr heißt hier zweimal ros und zweimal rosa, und keine andere germanische Sprache hat das Wort „Rohr" mit s außer dem Gothischen (raus). Allerdings hat unser deutsches „Rohr" anfänglich auch bei uns raus mit s geheißen, aber wir wissen leider gar nicht, wann dieses urdeutsche s in r übergegangen ist. Auch das u in busa „Hose" deutet auf das Gothische als Quelle, das Deutsche hat immer o in diesem Worte gehabt. Aber ich will nicht verschweigen, daß andere Spracherscheinungen gegen das Gothische zu sprechen scheinen. Hier ist keine fachwissenschaftliche Erörterung darüber am Platz. Hier wollte ich die Bedeutung der Reichenauer Glossen für unsre deutsche Sprachwissenschaft nur ganz im allgemeinen kennzeichnen.

Wiener Humor und Wiener Humoristen.

Von Dr. J. Sadger.

II.

Zwei wirkliche Großfürsten, zwei thronende Herrscher im Reiche des Lachens sind Vincenz Chiavacci und Eduard Pötzl. Sie werden gleich den Dioskuren in der Regel zusammen genannt, gelten sie doch dem Ausland als die specifischen Vertreter des Wiener Humors. Und das hat leicht begreifliche Gründe. Denn beide pflegen sie zumeist [1]) das Wiener Genrebild, das „Kleinleben der Großstadt", beide haben sie typische Gestalten geschaffen und Namen von wahrhaft geflügelter Bedeutung, wie die „Frau Sopherl vom Naschmarkt", den „Herrn Adabei", den „Herrn von Nigerl" und seine Tafelrunde, und endlich sind sie ständige Mitarbeiter viel gelesener Tagesblätter, die den einzelnen Erzeugnissen ihrer Muse eine außerordentliche Verbreitung geben. Aber trotz dieser äußeren Aehnlichkeiten sind beide im Kern ihres Wesens grundverschieden. Wenn ich Chiavacci's Skizzen im Geiste überschaue, so dünkt es mich, daß die besten und wohl auch die zahlreichsten Bilder seiner heiteren Muse den unverwelkten Eindrücken der eigenen Bubenjahre entsprungen sind. Schon die Ueberschriften seiner Bücher scheinen dies anzuzeigen. Denn von acht Bänden gesammelter Humoresken tragen nicht weniger als drei diesen Ursprung im Titel: „Wiener vom alten Schlag", „Wo die alten Häuser steh'n", „Wiener vom Grund" — und „Gründe", d. h. ehemalige Wiener Vorstädte gibt es ja seit Decennien, seit der ersten Stadterweiterung nicht mehr. Am allerliebsten schwelgt Vincenz Chiavacci in der liebevollen Schilderung jener guten alten Zeit, da die Großmutter den aufhorchenden Enkeln von ihren eigenen Jugendjahren erzählte, wie sie den Großvater nahm, mit keiner anderen Aussteuer behaftet als einem Sessel, einem Bett und einem weichen Tisch. Und dann kam der erste strenge Winter, wo die beiden noch kein Holz sich zu kaufen vermochten und obendrein nicht einmal einen Ofen besaßen. „Und wia mir den eisernen Ofen auf's Abzahl'n g'numma hab'n, da hab'n mir scho glaubt, mir sau wer." Und so wurde ein Stück nach dem andern angeschafft, von dem Legekasten mit den Messingbeschlägen an bis hinauf zur alabasternen Stockuhr, die in den ganzen fünfzig Jahren nur zweimal reparirt worden. Unserm Großmütterchen verschlägt es wenig, daß die brave Uhr jetzt stets zurückbleibt, denn es glaubt steif und fest, daß diese mit den Seinigen immerdar mitgefühlt, daß sie lustig und hell geschlagen in den Tagen des Frohsinns, einst aber und traurig, wenn es Leid und Kummer gab. „Und so san dö Möbeln alt mit uns word'n. Derentweg'n is mir a der Gedanken unerträglich, daß dö liab'n, braven Dinger amal nach mein' Tod zum Taudler wandern soll'n, wo s' unter wildfremde Menschen kummen, dö s' schlecht behandelt. Drum manet i, Liserl, du hast a guts Herz — wannst du di um dö alten G'schöpf annehmest, wann i nimmer bin; b'sonders um dö Uhr; denn bei der war mir do immer, als wenn s' lebendi war'. I ginget nomal so

---

[1]) Ich sage zumeist, weil Chiavacci auch noch im Verein mit Karlweis und L. Krenn eine kleine Anzahl von Volksstücken und Possen schrieb, die in ihrem Werth aber weit hinter den Skizzen zurückbleiben. Die letzteren erschienen gesammelt in 8 Bänden („Aus dem Kleinleben der Großstadt", „Wiener vom Grund", „Bei uns z'Haus" und „Wo die alten Häuser steh'n", sämmtlich im Verlage von Karl Prohaska; ferner „Kleinbürger von Groß-Wien", „Wiener Typen", „Wiener vom alten Schlag" und „Die Frau Sopherl vom Naschmarkt", alle im Verlag von Adolf Bonz in Stuttgart). Von Eduard Pötzl existirt nur eine kleinere Novelle „Das weltliche Kloster". Außerdem erschienen noch: „Bummeleien", „Stadtmenschen" und „Launen" im Verlag von Robert Mohr, Wien; „Criminalhumoresken", „Rund um den Stefansthurm", „Wien", „Die Leute von Wien", „Der Herr von Nigerl" im Verlag von Philipp Reclam, Leipzig.

leicht furt, wann i dös g'wiß wußt'! Jo, Liserl, versprichst mir's?" Liegt nicht eine ganze Welt von Gemüth und Poesie in dieser einfach innigen Erzählung? Und welch behaglichen Humor strömen nicht die vielen Bubengeschichten aus, die so unverkennbar den Stempel eigenen Erlebens tragen! Das Eier-„pecken" zur Osterzeit, die geschäftige, herzpochende Erwartung des „Umgangs" am Frohnleichnamstage, „das Anmäuerln", „Tempelhupfn", „Fleckerlsegn" und wie die traditionellen Bubenspiele alle heißen mögen, wer kennt sie nicht, der einmal ein rechter Wiener Gassenjunge gewesen? Und das alles weiß Vincenz Chiavacci mit so heiter spielendem Humor zu erzählen, so selbstverständlich lustig, so unmittelbar aus der Fabel hervorquellend, daß jeder Leser sich mit wirklichem Behagen diesem Zauber gefangen gibt.

Aber auch das „weinende Auge" des Humors hat unser Autor nicht vergessen und dicht neben dem lachenden, erquicklichen Frohsinn thront häufig seine ernste, ja tragische Muse. In diesen ernsten Geschichten zumal, freilich auch in einer Fülle lustiger Erzählungen hat sich unser Dichter als ein eminenter Culturschilderer erwiesen, und wenn es dereinst den finsteren Mächten der Reaction gelingen sollte, unser trautes, liebwerthes Wien zugrunde zu reformiren, dann wird man in Chiavacci's Büchern die alte, gemüthvolle Kaiserstadt wiederfinden mit ihrer unbändigen Lebenslust und ihren harmlos fröhlichen Bewohnern. Denn gemüthvoll war unsre Kaiserstadt und gemüthvoll sind auch Chiavacci's Erzählungen, ob sie nun Alt- oder Neu-Wien schildern. Ja, so mächtig schlägt das gemüthvoll Innige in den letzteren durch, daß ich darin geradezu Chiavacci's bezeichnendste Eigenart erblicken möchte. Denn an tief einbohrendem Verständniß, an subtilster Kenntniß wienerischer Eigenthümlichkeiten mögen manche ihm gleichkommen, wenn auch schwerlich ihn übertreffen, an hinreißender Lachwirkung ihm Karlweis voraus sein; doch über so herzbestrickende Gemüthstöne, die bis an den innersten Nerv des Empfindens dringen, die die Seele erschauern machen in ihren zartesten Schwingungen, verfügt kein zweiter unter den lebenden Wiener Dichtern!

Vincenz Chiavacci hat auch zwei typische Figuren geschaffen: die „Frau Sopherl vom Naschmarkt" und den „Herrn Adabei" (Auch dabei). Frau Sophie Pimpernuß, von guten Bekannten schlechtweg „Frau Sopherl" genannt, ist Hökerin auf unserm größten Obst- und Gemüsemarkt und trotz ihres nährsamen Berufs stets eifrig aus, die Zeitereignisse zu verfolgen und im Kreise ihrer Getreuen zungenfertig zu beleuchten. Man denke sie sich als ein wohl gerundetes, von derber Gesundheit strotzendes Weib mit klug blitzenden braunen Augen und einem in steter Bewegung befindlichen Munde, ihre ganze Persönlichkeit als ein Gemisch von Resche heit und Gutmüthigkeit. Ein echtes Kind vom „Grund", weiß sie für jedes Ding ein kerniges Wort oder einen drastisch volksthümlichen Vergleich zu finden, und da sie ihren Getreuen überdies für „b'lehrt" und „b'lesen" gilt, so verehren sie dieselben als „eine, die's versteht". Unter dem gleichen Titel hat sie ihr Schöpfer auch vor Jahren in der „Wiener Allgemeinen Zeitung" zum erstenmal auftreten und die localen Wochenereignisse in derb komischer Weise besprechen lassen. Die Sache fand Anklang, lebhaften Anklang und fast möchte ich heute sagen: zu viel desselben für unsern Verfasser. Denn wen die ewig hungrige Tagespresse einmal umklammert, den macht sie früher oder später zum literarischen Tagelöhner, der für den Bedarf des Augenblicks hastet und schustet. Er muß dann schreiben, nicht weil ihn die Muse zum Schaffen treibt, nicht weil er fühlt, daß er etwas zu sagen hat, sondern weil der Moloch des Blattes nach neuen Kindern giert, um seinen nimmer satten Bauch zu füllen. Dieser Tragik des Journalistenthums vermochte auch Chiavacci nicht zu entrinnen, und als man von seiner „Frau Sopherl" verlangte, sie solle Sonntag für Sonntag witzig sein, da begann ihr anfangs frei quellender Humor gar bald herausgepreßt und erzwungen zu klingen. Ihr Dichter war nun genöthigt, des Spaßes halber die unmöglichsten Wortverrenkungen zu üben, seiner Heldin Gedanken und Urtheile unterzulegen, die bereits stark aus ihrem Charakter fallen, und endlich, um nur den Artikel zu füllen, sie in Situationen und Gegenden zu bringen, die einem Gemüseweib vom Naschmarkt schwerlich erreichbar. Oder glaubt irgend jemand im Ernste, daß eine solche Dame das G'schnasfest der Wiener Künstler besucht, daß der Scheikh einer afrikanischen Truppe sie auf ihrem Standplatz aufsuchen wird, oder daß sie gar zur Eröffnung des „Eisernen Thores" reist?

Vielleicht hat die Erkenntniß solch arger Unzukömmlichkeiten im Verein mit dem Beifall, den Eduard Pötzls „Herr von Nigerl" fand, unsern Autor veranlaßt, ein Gegenstück zu letzterem in Thomas Adabei zu schaffen. Diesen ließ er nun nach Herzenslust in der Welt herumreisen, sich Venedig, Griechenland und die Türkei besehen, ein andermal gar zu den Zorentagen nach Paris eilen, kurz alle jene fremden Gegenden absolviren, die er selber wohl auf seinen Fahrten gesehen, aber schwerlich jemals ein Wiener Fleischhauer, und übte er dies Gewerbe auch nur „aus Passion". Es ist höchst interessant, die Herren Adabei und Nigerl mit einander zu vergleichen und aus ihren Reden und Thaten Schlüsse zu ziehen auf die Verschiedenheit ihrer Schöpfer. Thomas Adabei gehört zur Gilde jener „Alten Wiener", denen nach dem gleichnamigen Anzengruberischen Volksstück „das gute Essen die halbe Erziehung" bedeutet. Auf schmackhafte Kost und einen edlen Trunk pflegt er bei allen Excursionen das Hauptgewicht zu legen, und die schönste Stadt der Erde wird ihm verdrießlich, sobald daselbst kein süffiges Pilsnerbier erhältlich. Endlich liebt er es noch, trotz seiner Würde als Familienvater, auf Reisen den Schwerenöther zu spielen, was ihn in allerlei spaßhafte Verwicklungen bringt, die von Chiavacci in harmlos behaglicher Weise erzählt werden. Aus ganz anderem Holze ist Eduard Pötzls „Herr von Nigerl". Auch er ist ein echter Vollblutwiener, der Reisen und Jagden seines Autors mitgemacht, aber dieser Wiener behzt nicht mehr die naiv genießende Lebensfreude seines Widerparts. Er ist schon bedenklich von modernen Großstadtübeln angekränkelt und im Grunde meiner Seele denke ich manchmal, er sei nervös. Wenigstens zeigt er sich oft als rechter Giftnickel, reizbar und verdrießlich beim mindesten Widerspruch, überhaupt weit eher als Cholericus, denn als freundlich drein sehender Sanguiniker. In viel höherem Grade als Thomas Adabei ist er Familienmensch und Stammtischhäuptling und an beiden Orten ein machtvoller Herrscher, der die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand zu führen versteht. Freilich passirt es manchmal, daß ihm Eitelkeit und Selbstbewußtsein im Verein mit seinem ewig regen Widerspruchsgeist allerlei verdrießlichen Schabernack spielen, und seine Freunde von der Tafelrunde, der Altersspräsident Pamstingel, der Scheibenpflug-Korl, der Kratinger-Ferdl und wie die „Spezi" alle heißen mögen, sind niemals froher, als wenn sie ihr Oberhaupt auf einer Menschlichkeit ertappen.

Gleichwohl gehören die Abenteuer des Herrn von Nigerl mit zu dem tüchtigsten, was Pötzl geschaffen. Bieten sie doch das beste, was unserm Autor zu Gebote steht: heiter satirische Zeit- und Culturbilder im engen Rahmen eines Zeitungsfeuilletons. In dieser Zusammenfassung und Beschränkung ist wohl alles enthalten, was sich günstiges über seine Dichtung sagen läßt. Eduard Pötzl

liebt die allzu große Ausdehnung nicht, und selten überschreiten seine Skizzen den Raum von 4—5 Feuilletonspalten des „Neuen Wiener Tageblatts“. In dieser räumlichen Beschränktheit aber gelingen ihm scharf satirische Beleuchtungsbilder oft in überraschend vorzüglicher Weise. „Der Tag eines Nervösen“, „Ein Zauberwort“, „Neue Bühne“, um nur einige Blüthen aus den „Bummeleien“ und den „Stadtmenschen“ herauszuheben, sind ganz prächtige Satiren, die ein reines, ungetrübtes Behagen wecken. Und es ist sicherlich weit mehr als bloßer Zufall, daß es just unserm Autor vorbehalten blieb, Wesen, Begriff und Namen des „Gigerls“ in die deutsche Sprache einzuführen. Solch bornirte Spottgestalten hat es ja zweifellos schon vor ihm gegeben — sind doch selbst gewisse possirliche Helden des Mittelalters, ja auch des altclassischen Roms ganz ohne Frage Gigerl im modernen Sinne — aber niemand hatte sie bisher so scharf zu fassen, in ihren specifischen Besonderheiten herauszuschälen gewußt, wie Eduard Pötzl im Verein mit Schließmann.

In seinen älteren Arbeiten „Jung-Wien“, „Criminalhumoresken“, „Rund um den Stefansthurm“ ꝛc. ꝛc., hat Pötzl den Boden der Culturstudie, freilich wieder in allerkleinstem Rahmen, bebaut und damit ein Feld betreten, das wir schon von seinem engsten Zunftgenossen Vincenz Chiavacci so überaus glücklich verwerthet gesehen. Doch ein Unterschied macht sich da alsogleich geltend. Eduard Pötzl mangelt es nämlich gerade an dem, was seinem Widerpart in so hohem Maße zu eigen: an Fülle des Gemüths und erquickender Innigkeit. Es gibt sehr wenig Sonnenstrahlen in seiner Dichtung. Fast niemals zuckt es um den Mund, fast niemals schleichen heimliche Thränen aus den übergehenden Augen. Und selbst wenn unser Autor schon einmal einen ernsthaften Anlauf nimmt, in die Tiefe des Menschenherzens hinabzusteigen, so bleibt er sicher schon auf halbem Wege kraftlos stehen. Was hätte nicht Chiavacci aus einer Skizze wie „Sonnenaufgang“ gemacht! Dieser Gemüthsmangel tritt insbesondere bei den zahlreichen schwächeren Sächelchen hervor. Auch bei Chiavacci findet sich nicht allzuselten minder Gelungenes. Aber wie haftet selbst an dem Geringsten und Nebensächlichsten ein warmer Gefühlston, eine verhaltene Innigkeit, die über die Schwächen mit Leichtigkeit hinwegtäuscht! Bei Eduard Pötzl gibt es keinen solchen Schmuck, keinen Zauber des Herzens, der unversehens gefangen nimmt, darum erscheinen seine Genrebilder, sofern sie nicht gut gelungen sind, so leicht als schlechtweg unbedeutend. Es dünkt mich von verhängnißvollem Einfluß, daß Pötzl keine Jugenderinnerungen besitzt, zumindest ist er niemals literarisch mit solchen hervorgetreten. Das ist ein schwerer, unersetzlicher Nachtheil. Besitzen wir doch just in der Kinderzeit so überwältigend starke Lustempfindungen, daß die Erinnerung an jene herrlichen Jahre, selbst wenn es uns damals noch so hart gegangen, mit keinem Ständchen Bitterkeit bedeckt ist. Gleich einem alles durchduftenden Tropfen Rosenöl durchzieht ihr Andenken das ganze spätere schwere Leben; gibt es doch aus jener Zeit nur glückliche Erinnerungen. Von diesem Glück, das uns Chiavacci in immer neuen Farben schildert, hat Pötzls Muse nichts abbekommen. Ihr ist auf Erden nimmer zu helfen, sie hat keine erquicklichen Jugenderinnerungen. Das ist kein Verbrechen, wohl aber ein Unglück.

Noch mehr als Eduard Pötzl pflegt Ferdinand Groß seinen Humor in den engen Raum eines Feuilletons einzuschmiegen[1]); höchstens daß seine Zeitungen weitere Spalten besitzen als das „Neue Wiener Tageblatt“. In Ferdinand Graß erblicke ich den vollendetsten Typus des liebenswürdigen Wiener Feuilletonisten. Von diesem Urtheil ist jedes Wort mit Leichtigkeit unter Beweis zu stellen. Vor allem ist unser Autor mit ganzer Seele Feuilletonist und zwar in derart hohem Maße, daß unter seinen Händen fast alles und jedes Zeitungsgold wird. Was er dramatisch oder sonstwie noch geschaffen, hat keine zähe Lebensdauer erwiesen. Hingegen sind von den kleinen Aufsätzen unter dem Strich die allermeisten noch heute lebendig, und seine treffliche Erstlingssammlung „Kleine Münze“, die vor 18 Jahren erschienen ist, genießt sich so süffig, als wäre sie gestern erst gekeltert worden. Ferdinand Groß ist weiter auch ein echtes Wiener Großstadtkind, und die heimische Leichtlebigkeit hat den Kenner so vieler fremder Literaturen vor allzu großer Tiefe bewahrt. Eine solche wäre dem Feuilletonisten auch eher ein Hemmschuh, denn kräftige Förderung. Und wie sehr ihm endlich Liebenswürdigkeit zu eigen, das mag am besten seine feuilletonistische Eigenart beweisen.

Ferdinand Groß ist der entzückendste Plauderer, den man sich denken kann, nicht bloß als Privatmensch, der hier ja nicht in Rede steht, sondern vor allem als Literat, als humoristischer Autor. Er plaudert mit Anmuth und spielender Leichtigkeit, plaudert in einem Athem über Anakreon und Shakespeare, Dante und Petrarca und wieder im Nu von einem verliebten Paare, das nicht begreifen kann, wie außer ihm noch etwas auf Erden. Er plaudert über alles und jedes, über den Makrokosmos und über ein Nichts, ja seine sämmtlichen Feuilletons sind im Grunde nichts anderes als geschriebene Plaudereien. Gern denkt er sich seine Leser gegenübersitzend, noch lieber freilich eine schöne Leserin, die seinen Worten aufmerksam folgt und auf dem Antlitz Zustimmung oder Mißvergnügen erkennen läßt. So wirft er z. B. im Verlaufe einer Skizze die Aeußerung hin: „Glauben Sie nicht, geduldige Leserin, daß ich den Fehler begangen . . .“ Ein andermal beginnt er wieder: „Erlauben Sie, verehrteste Leserin, daß ich mich Ihnen höflichst als Barbar vorstelle,“ oder gar: „Wenn Sie es gestatten, meine Damen, so will ich Ihnen ein Geständniß machen.“ Ja, mich dünkt, daß er auch dart, wo er des Publicums nicht direct Erwähnung thut, dasselbe doch stets beim Schreiben vor sich sieht. Und zumeist lohnt es auch, ihm aufmerksam zuzuhören, denn Ferdinand Groß ist ein prächtiger Erzähler, der seine Leute gar trefflich zu unterhalten versteht. Als geborener Gesellschaftsmensch kennt er die Frauen der „Jours“ gebenden Bürgerkreise bis in ihre geheimsten Seelenfalten hinein. Und so findet sich fast keine Sammlung von ihm, in der nicht ein oder mehrere Studien von der Medisance und Maquerie unsrer Salondamen handelten. Ein Pröbchen für viele. Da ist wieder einmal irgendwo „große Gesellschaft“ gewesen. Die meisten Gäste sind schon aufgebrochen, die wenigen zurückbleibenden aber haben natürlich nichts dringenderes zu thun, als die eben fortgegangenen auf das lästerlichste auszurichten. Versteht sich aber: in den fürnehmsten Formen. Denn offene Verketzerung duldet die gute Sitte ja nicht. Drum muß sich auch die giftigste Bosheit in das heuchlerische Gewand des Wohlwollens kleiden. Da hört man etwa folgenden Dialog: „Eine reizende Dame, die Frau F.“ — „Bezaubernd! Und wie gut sie erhalten ist! Man merkt ihr ihre fünfundvierzig Jahre gar nicht an.“ — „Sie bleibt ewig jung, und ihr Sohn hat doch schon einen mächtigen Vollbart; aber sie geht nie mit ihm, um ihn ja nicht den Studien zu entziehen . . . .“ Kann man in wenigen Zeilen mehr Bosheiten ausgeben? Aehnliche prächtige Studien sind z. B. „Frauenlob“ aus der Sammlung „Ungebunden“ und „Eine liebe Frau“ aus „Im Vorbeigehen“. Doch ist gerade von

[1]) Von seinen zahlreichen Skizzensammlungen seien hervorgehoben: „Kleine Münze“, „Mit dem Bleistift“, „Aus meinem Wiener Winkel“, „Richtig und flüchtig“, „Blätter im Winde“, „Zum Nachtische“, „Im Vorbeigehen“, „Ungebunden“.

solchen Salongeschichten so vieles Treffliche bei Groß zu finden, daß ich an dieser Stelle mit ihrer Aufzählung nicht ermüden will.

Ich habe vorhin Groß einen entzückenden Plauderer genannt. Aber ich möchte dies letztere Beiwort nicht als Verdeutschung von „causeur" verstanden und begriffen wissen. Denn gleichwie das Feuilleton trotz seines französischen Ursprungs nicht in Paris, sondern hier in Wien zu seiner höchsten Vollendung gedieh, so hat sich auch der französische Causeur in Groß mit wienerischer Eigenart völlig gesättigt bis zu einer glücklichen und höchst sympathischen Legirung. Und wenn ich genöthigt wäre, seine literarische Eigenart in einem Satze zu definiren, so möchte ich sagen: „er ist kein Genie, aber ein allzeit liebenswürdiger Autor." Man kann ihm niemals lange gram sein, selbst wenn er, was ja bei Journalisten schon aus Schreibnoth vorkommt, Flaches und Schales auf den Markt geworfen. Des Seichten und Unbedeutenden, dem man es anmerkt, wie es nur im Drange des Augenblicks geschrieben worden, gibt es auch bei ihm nicht allzu wenig. Aber wenn man sich auch baß darüber geärgert, am Ende weiß er doch meist den Groll zu versöhnen. Und tief versöhnlich ist auch seine Satire, versöhnlich, wie ich's im Eingang dieser Zeilen als Eigenart des Wiener Witzes überhaupt bezeichnet habe. Ferdinand Groß taucht seine Feder gern ein wenig in Galle, aber sofort steht auch ein heilender Balsam bereit, die selbstgeschlagene Wunde lindernd zu beträufeln. Er schildert z. B. die Colette oder das alte Mädchen mit all ihren Sünden und geistigen Verschrobenheiten; aber kaum ist er ein wenig losgezogen, so beginnt sich schon ein Dickens'scher Geist in ihm zu regen, und indem er auseinandersetzt, wie jene durch die Umstände so bösartig werden mußten, bringt er sie unserm Herzen um so viel näher. Er findet unter den alten Jungfern etwelche aus, die sich rühmlich unterscheiden von den meisten ihrer Gefährtinnen, und um dieser fünf Gerechten willen versucht er sie sämmtlich literarisch zu retten. Er entdeckt, daß manche Colette in stiller Einsamkeit ein liefes Seelenweh beweint, und schon wegen dieser bedauernswerthen sollen nicht alle verurtheilt werden.

Diese menschenfreundliche Denkweise ist zum Theil sicher mit bedingt durch das eifrige Studium der Frau und der Gesellschaft, dem Ferdinand Groß sich zeitlebens ergeben. Was dieser Autor neben den Frauen noch mit Vorliebe behandelt, das sind außer seinen literarischen Essays, die an dieser Stelle ja nicht in Rede stehen, vornehmlich Originale aus den besseren Kreisen. Denn hier braucht es nur wirklicher Beobachtungsgabe, einer ungedämpften Fähigkeit, natürlich zu sehen, und man wird solche Menschen überall ausspüren. „Daß die Originale aussterben", beginnt der Verfasser eine seiner hieher gehörigen Studien, „ist eine jener landläufigen wohlfeilen Phrasen, die von gedankenlosen Hörern nachgebetet werden. Aeußerlich mag unter den meisten Culturmenschen eine gewisse Uniformität Platz gegriffen haben; aber wer sich die Mühe nimmt, die Oberfläche wegzukratzen, wird noch immer Sterbliche genug finden, die auf eigenen Füßen stehen, aus ihrem eigenen Glase trinken und sich ihren eigenen Weg durch die Welt suchen." Solche Originale hat unser Autor in allen seinen Sammlungen geschildert. „Das Genie", „Der Ich-Virtuose", „Sein Wittwer", „Mein Reisegefährte" und viele andere noch gehören in die vorgenannte Gattung. Aber schon an ihnen vermag der aufmerksame Leser einen wesentlichen Mangel des Verfassers wahrzunehmen. Ferdinand Groß besitzt nämlich nur sehr geringe Erfindungsgabe. Was er an seinem Vorbild nicht direct erschaut, wird er schwerlich aus eigenem Geiste hinzuthun. Am peinlichsten tritt dies bei jenen Feuilletons hervor, die eine originelle Grundidee mannichfach variiren sollen. Er kommt z. B. auf den hübschen Einfall, die gegenwärtig leider schon bestehenden literarischen Lobesversicherungsgesellschaften auch auf den Ablebensfall auszudehnen. Man solle sich gewissermaßen eine Rente von Nachrufen sichern können, die gegen bestimmte pecuniäre Leistungen nach dem Tode des Dichters prompt effectuirt würde. Ein andermal lehrt er wieder zwei bislang noch unbeachtet gebliebene Künste: „die Kunst, keinen Erfolg zu haben", und weiter „die Kunst, keine Frau zu besitzen". Noch ergötzlicher ist der Einfall, nach Art der Malermodelle auch solche zu literarischen Zwecken zu liefern. Eine junge Dame aus bester Familie solle Spielhagen beispielsweise zur Naiven sitzen. Man denke nur die außerordentliche Vereinfachung, die das Dichterhandwerk damit erzielte. Spielhagen hätte es dann nur nöthig, die Dame ganz unbefangen sprechen zu lassen und ihre Worte einfach niederzuschreiben. So originell und gelungen diese Einfälle erscheinen, so matt und gezwungen ist häufig ihre Ausführung. Die Erfindungsgabe reicht nicht weit, und so wird der Gedanke gleich einem quellenden Bissen nach allen Richtungen herumgeschoben. Er wird geschraubt und gepreßt, solange noch ein Tröpfchen gewinnbar scheint. Aber das Facit aller Mühen ist in den wenigsten Fällen erfreulich zu nennen. Man merkt die Frohnarbeit und ist verstimmt, denn solches Thun ist nicht mehr Geistesschaffen, sondern richtiger bezeichnet: literarische Erpressung. Daß diese Erpressung am eigenen reichen Geiste geschieht, vermag den Handel nur wenig zu bessern. Es ist Raubbau mit Entschuldigungsgründen, aber gleichwohl ein Raubbau!

In vielen Stücken der verkörperte Gegensatz zu dem welt- und gesellschaftsfrohen Groß ist Gustav Schwarzkopf, der herbe Satiriker. Es dünkt mich höchst bezeichnend, daß jeder von den hier angezogenen sechs Humoristen seine individuelle Eigenart im Titel eines seiner Bücher ausspricht. So bot uns Karlweis „Wiener Kinder", Schnitzler „Liebeleien", Chiavacci Lustiges und Ernstes „aus dem Kleinleben der Großstadt", Pötzl „Wiener von heut'", Ferdinand Groß seine „kleine Münze" und Schwarzkopf endlich einen tiefen Einblick „durch scharfe Gläser".[1]) In dem letzt genannten lernen wir einen Autor kennen, der etwas besitzt, was heutzutage selten geworden: eine lapidare, selbsteigene, mit keiner zweiten zu verwechselnde Persönlichkeit. Ohne einer der ersten zu sein, hat er im modernen deutschen Schriftthum sich doch einen Ehrenplatz erobert und gilt zur Stunde wohl als der bedeutendste lebende Satiriker desselben. Freilich ist er andererseits auch nur Satiriker, nichts anderes als dieses, und damit fiele er eigentlich aus dem Rahmen des heute Besprochenen heraus. Denn die reine, ungemilderte, bis zur Grausamkeit harte Satire, die Schwarzkopf übt, hat mit dem Humor nur wenig mehr gemeinsam. Aber Gustav Schwarzkopf ist in dieser Beschränktheit bedeutend genug, um auch an dieser Stelle ein Wort der Würdigung zu finden. Es wohnt ihm unstreitig eine gewisse unbarmherzige Größe inne. In unsrer nervenschwachen und conflictscheuen Zeit ist er einer der wenigen, die Muth und Charakter genug besitzen, das Tragische bis zur alleräußersten Consequenz zu führen, und niemals hat er weichherzig zurückgebebt, den Leser peinlich zu verletzen, sobald nur damit der Wahrheit zu dienen ist. Solche Stärke des Charakters ist selten und erfreulich — vielleicht das einzig Erfreuliche an Schwarzkopfs Dichten. Denn eines vermögen auch Freunde ihm nicht nachzusagen: daß seine Poesien erquickend wären. Sie sind in der Regel

[1]) Von Gustav Schwarzkopf sind bisher erschienen: „Die Bilanz der Ehe" 2 Bände, „Lebenskünstler", „Durch scharfe Gläser", „Schlimme Geschichten" sämmtlich im Verlage von Heinrich Minden, und „Recepte" bei Karl Reißner.

von markiger Schärfe, recht häufig auch groß und kraftvoll angelegt, aber niemals erhebend, niemals erfreuend!

Die stolze Göttin unsres Autors, der er täglich und stündlich Brandopfer bringt, ist die herbe, unerbittlich strenge Wahrheit, die sich mit Wollust in das Schlechte vergräbt, aber nicht sieht und nicht sehen will, daß auch so vieles Gute auf Erden. Das Schwarzkopf'sche Auge ist eigen construirt. Ich glaube, wenn er heute ausgesendet würde, den Lichtball der Sonne genau zu durchforschen, er käme mit der Erklärung zurück, nur Flecken in demselben entdeckt zu haben. Er stellt eine „Bilanz der Ehe" auf und findet nur Passiva oder höchstens Dubiosa, entwirft uns Freitichtbilder aus dem Bühnenleben und nennt sie bezeichnend „Schlimme Geschichten". Es liegt so unendliche Trostlosigkeit über diesen just seiner best gelungenen Skizzen. Man kann z. B. ein Thema wie die Ehenovelle „Aus Dankbarkeit" kaum wahrer und größer, aber schwerlich auch peinlicher und grausamer behandeln, als dies von Schwarzkopf geleistet wurde. Das ist so niederdrückend bei unserm Dichter, daß seine Muse keinen spielenden Frohsinn kennt. Alle Heiterkeit, die er aufbringt, ist meist nichts anderes als grimmiges Lachen, das aufgebaut ist auf Erkenntniß von Schlechtigkeit und grimmer Genugthuung über die literarische Geißelung.

Mir scheint eine gewisse Tragödie darin zu liegen, daß Schwarzkopf, der zeitlebens mit aller Macht nach Wahrheit gerungen, nur sie nichts anderes darstellen mochte, durch eben dieses Streben manchmal veranlaßt wird, sich von der Wahrheit ein wenig zu entfernen. Er sieht nämlich nicht bloß „durch scharfe Gläser", sondern bisweilen auch durch allzu scharfe. Er führt z. B. zur Charakteristik seiner Helden außer den jetzt geschauten Eigenschaften noch all das Schlechte und Nichtsnutzige an, was er nur irgend jemals an ähnlichen Individuen wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Dadurch wird seine Zeichnung trotz aller Richtigkeit der einzelnen Züge im großen und ganzen doch überwahr, d. h. mit anderen Worten: unwahr. Denn der bloße Schatten, die blanke, schwarze Niedertracht ohne Schimmer des Guten, ohne Funken von Menschlichkeit existirt auf Erden fast nur in Köpfen von jungen Dramatikern. Leider hat sich auch Gustav Schwarzkopf viel von solchem Jünglingthum bewahrt. Wie hoch bedeutend müßte er sein, wenn er nicht bloß spotten, sondern manchmal wenigstens zu lachen verstünde!

Und noch einer anderen Gefahr dünkt mich diese leidige Verantagung ausgesetzt. Kein Zweifel, in dieser besten aller Welten ist vieles, allzu vieles nur schlecht bestellt. Aber so viel Gattungen des Nichtswürdig-erbärmlichen existiren am Ende doch schwerlich auf Erden, daß ein bloßer Satiriker von ihrer Ausschrotung Zeit seines Lebens zu zehren vermöchte. Hier liegt die Gefahr der Wiederholung nahe, und was für einen Autor noch vielmal schrecklicher: die furchtbare Möglichkeit, sich auszuschreiben. Von beiden Dingen dünkt mich Schwarzkopf in seinem jüngsten Opus, „Recepte" genannt, nicht allzu weit mehr entfernt zu sein. In diesen Satiren gibt es Geschichten, die im schlimmsten Wortsinn mühsam erfessen sind. Und wahrlich, es ist mehr als bloße Redensart, das schöne Wort vom „heiligen Lachen". Es liegt etwas heiligendes im herzlichen Lachen, ein Reinigungsbad von allem Schlechten und ein Lebensbalsam, der nicht altern läßt.

Wer dieses heilige Lachen niemals gelernt, der schleiche sich weinend aus unsrer Mitte. Er ist ein Unglücklicher auf dieser Erde, und sei er auch ein König, am Throne geboren. Wien aber, von altersher die Stadt der heileren Lebenslust, hat stets auch die meisten Humoristen gezeugt, die das befreiende Lachen auf ihre Fahne geschrieben. Daß dies auch zur Stunde noch vollauf gültig, werden die vorliegenden Ausführungen hoffentlich bewiesen haben.

Mittheilungen und Nachrichten.

Victor Léon, Regie. Notizen zu einem Handbuch. Mit einem Geleitwort von Hermann Bahr. München, Bruckmann 1897. 8°, 44 S. — Die Literatur über Regie und Regieführung ist ziemlich jungen Datums. Sie kann als ein erfreuliches Zeichen gelten für die wachsende Sorgfalt, die man diesem wichtigsten Zweige der Bühnenkunst neuerdings zuzuwenden sich bemüht. Sie ist auch deßhalb dankenswerth, weil sie dazu beitragen kann, den nebelhaften Begriffen, die in Laienkreisen über Regiekunst zu herrschen pflegen, etwas schärfere Umrisse zu verleihen. Mit Recht sagt Hermann Bahr, der das vorliegende Schriftchen von Victor Léon mit einem einführenden Vorwort begleitet hat, daß das große Publicum sowohl wie die Kritik die Arbeit des Regisseurs nur allzu häufig mit der des Malers, des Maschinisten, des Beleuchters, des Schneiders und des Tapezierers zu verwechseln beliebt. Regie in künstlerischem Sinne läßt sich nicht erlernen; sie ist ein Talent, eine Art individueller künstlerischer Begabung. Aber auch die Regiekunst hat ihr Handwerksmäßiges, ihre Technik; diese Technik läßt sich in Regeln fassen und in ihren Hauptpunkten theoretisch erörtern. Freilich nur hinsichtlich der sogenannten äußeren Regie, d. h. der äußeren Inscenirung des betreffenden Bühnenwerks, und nicht hinsichtlich der über Gebühr vernachlässigten inneren Regie, welche die Herausarbeitung des geistigen Gehalts und die Herstellung eines stilvollen einheitlichen Zusammenspiele zum Ziele hat. Diese letztere muß in jedem einzelnen Falle durch die individuelle Begabung des Regisseurs ihre Vorschriften erhalten. Léons Büchlein versucht die Grundzüge einer Methodik der Regiekunde zu geben. Mehr als Grundzüge lassen sich in dem Umfange des vorliegenden Schriftchens kaum zusammenfassen. Zu einer wirklichen Methodik der Regie bedürfte es nothwendig des Herabsteigens aus dem Abstracten ins Concrete, was der Verfasser geflissentlich vermeidet. Léons Aphorismen über die Technik der Regie enthalten viele treffliche Bemerkungen und geben für Fachmann und Laien mannichfache Anregung. In dankenswerther Weise macht der Verfasser Front gegen die sonst allenthalben verbreitete Ansicht, daß in den Massenscenen der Höhepunkt der Regiekunst zu suchen ist, während es thatsächlich oft eine viel größere und schwerere Arbeit erfordert, eine gehaltvolle Duoscene fein herauszuarbeiten, eine Arbeit, die allerdings für das Auge des großen Publicums bekanntlich ausnahmlos verloren geht. Neben Feinem und unleugbar Richtigem findet sich Anfechtbares und Irreführendes in Léons Auslassungen. Zu letzterem möchte ich das Capitel über „Compromiß-Regie" zählen. Ein Satz wie der folgende: „Die Witzworte wollen präsentirt werden, sonst verpuffen sie", ist in hohem Grade gefährlich, weil er der unglückseligen Absichtlichkeit, einem der schwersten Mängel aller Schauspielkunst, Vorschub leistet. Das Capitel über „Illusion" ist in dieser Form völlig unzureichend und bedürfte nach verschiedenen Seiten der Vertiefung. Die dreitheilige von Hermann Bahr dem Buch vorangeschickte Einleitung steht weder hinsichtlich ihres Umfangs noch ihres Inhalts in einem richtigen Verhältniß zu dem anregenden, aber anspruchslosen und seinen Gegenstand keineswegs erschöpfenden Schriftchen des Wiener Publicisten.

Dr. E. Kilian.

* Akademie der Wissenschaften in Wien. Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 1. Juli 1896. Der Secretär legt eine Abhandlung des Dr. Victor Wolf Edlen v. Glanvell in Graz: „Die Canones-Sammlung des Cod. Vatican lat. 1348" vor, um deren Aufnahme in die Sitzungsberichte der Verfasser ersucht. Die in Rede stehende Sammlung ist eine vorgratianische Arbeit, welche der Aufmerksamkeit der Canonisten bisher entgangen zu sein scheint. Sie dürfte in Italien nicht vor 1052, aber auch nicht nach 1106 entstanden sein und bezeichnet sich selbst als ‚Liber excerptus ex sententiis canonum auctorum patrum'. Als Quellen werden vor allem Pseudo-Isidor, Buchard, Anselm, die sogenannte Collectio septem partium und eine Pistojeser Canones-Sammlung nachgewiesen, die Absicht des unbekannten Verfassers das Hinarbeiten auf eine straffe centralistische Organisation der Kirche unter dem Primate von Rom hervorgehoben. Die Abhandlung wird einer Commission zur Begutachtung überwiesen. — Sitzung vom 8. Juli. Der Secretär überreicht eine Abhandlung des Dr. P. Altmann Altinger, Capitulae des Stiftes Kremsmünster: „Die zwei ältesten Nekrologien von Kremsmünster", um deren Aufnahme in die akademischen Schriften derselbe ersucht. Die Nekrologien können nebst den nicht zahlreichen Urkunden aus älterer Zeit als älteste Geschichtequelle des Hauses bezeichnet werden, die noch erhalten ist. Nekrologium I

ist freilich leider nur in einem Fragmente erhalten, doch zeigt auch dieses Bruchstück zur Genüge, daß das erste Todtenbuch in Kremsmünster um die Mitte des 12. Jahrhunderts angelegt und bis zum Schlusse des 13. gebraucht wurde. Dann wurde das zweite angelegt, auf Anordnung des Abtes Friedrich von Aich (1273 bis 1325), welches nachweislich bis 1488 im Gebrauch stand. Der Werth dieses jüngeren Nekrologe wird wesentlich erhöht durch den Umstand, daß beinahe alle Namen aus dem ältesten Todtenbuche in dieses zweite übertragen wurden, so daß auch dieses weit mehr Namen enthält aus der Zeit vor und um 1300 als nach dieser; es ersetzt also das älteste beinahe vollkommen. Die Nekrologien geben auch die Mittel an die Hand, den sogenannten Bernhardus Noricus zu würdigen, da wir ein Document vor uns haben, das er selbst als eine seiner Quellen wiederholt citirt; auch wird die so oft ventilirte Frage, ob Sigmar oder Bernhardus der älteste Geschichtschreiber des Hauses sei, durch diese Anzeichnungen ins rechte Licht gesetzt. Die Arbeit geht an die historische Commission. — Das w. M. Hofr. Dr. A. Mussafia legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Zur Kritik und Interpretation romanischer Texte. II. Beitrag" vor. — Sitzung vom 7. October. Der Secretär legt eine Abhandlung des c. M. Dr. Jos. Egger, Prof. am Staatsgymnasium in Innsbruck: „Das Aribonenhaus", vor. Beschäftigt mit einer Geschichte der Rechts- und Besitzverhältnisse des Adels in Tirol bis 1300, sah sich der Verfasser genöthigt, der Frage über den Ursprung und die Verzweigung des Aribonenhauses näher zu treten, da Zweige desselben nach auch Tirol hereingereicht haben. Das Ergebniß seiner Forschungen besteht darin, daß dies Haus weit mehr Zweige und eine größere Verbreitung hatte, als man bisher angenommen. Dazu es gehörten demselben nicht allein die Familien an, die man ihm bisher wiederholt zugeschrieben, die bayerischen Pfalzgrafen von Hartwig I. bis Aribo II. und die steierischen Ottokare, die Familie der Sighardе und ihre Zweige, die Grafen von Burghausen, Peilstein und Lebenau (Liebenau), die Grafen von Plain und Lurngau, sondern auch die beiden nach dem Sturze des Pfalzgrafen Aribo II. folgenden Familien von Rot-Vohburg und von Cham, die Grafen von Frantenhausen und Megling; die Hallgrafen und Grafen von Wasserburg und mehrere Grafen-familien Kärntens und Tirols, wie die Grafen von Görz und Frieland, die älteren Ortenburger, die Grafen von Tirol und Flavon. Unter den Besitzungen der Pfalzgrafen erscheint auch die Grafschaft des noteren Innthales ostwärts vom Ziller, und ihr Stammsitz ist nicht im Chiemgau, sondern im Isengau zu suchen, wo die meisten der genannten Familien begütert sind. Die Abhandlung geht an die historische Commission. — Der Secretär überreicht weiter eine Abhandlung des c. M. Dr. Joh. Loserth, Prof. an der Universität in Graz: „Studien zur Kirchenpolitik Englands im 14. Jahrhundert. I. Theil. Bis zum Ausbruch des großen Schismas (1378)", um deren Aufnahme in die Sitzungsberichte der Verfasser ersucht. So viel in den letzten zwölf Jahren für die kritische Durchforschung und Herausgabe der hervorragendsten Werke Wiclifs geleistet wurde, so sind doch bisher noch nirgends in zusammenfassender Weise jene Quellen aufgedeckt, aus denen dieser Reformator seine geistige Nahrung zog und durch die er dann die kirchliche Politik seiner Heimath in den letzten acht Jahren seines Lebens beeinflußte. In der vorliegenden Arbeit wird nun nachgewiesen, daß Wiclif weder auf der französischen Opposition gegen Bonifaz VIII., noch auf jener der Minoriten in der Zeit Ludwigs des Bayern unmittelbar fußt, sondern auf der englischen Opposition, die unter Eduard I. und Eduard III. gegen das Papstthum ausgegangen ist. Daß er fast ein ganzes Jahrzehnt später, als bisher angenommen wurde, auf den kirchenpolitischen Kampfplatz trat, wird durch eine kritische Beleuchtung seiner hiefür maßgebendsten Werke erwiesen. — Derselbe legt weiter eine Abhandlung des Dr. Wlacimir Milkowitsch, Privatdoc. an der Universität Czernowitz: „Aus der böhmisch-polnischen Geschichte des 11. Jahrhunderts", vor. Dieselbe geht an die historische Commission. — Derselbe überreicht endlich eine Arbeit des Dr. Franz Jäger, k. k. Gymnasialprofessors i. R. in Klagenfurt: „Mundart, Sitten und Bräuche der Lavanttaler", um deren Subventionirung der Verfasser ersucht. Dieselbe wird einer Commission zur Begutachtung übergeben. — Derselbe verliest einen Antrag des w. M. Hofraths v. Sickel, daß ein Betrag bestimmt werden möge, um die auf das Concil von Trient bezügliche Correspondenz zwischen der Curie und ihren Vertretern auf dem Concil und an den Höfen Deutschlands, Frankreichs und Spaniens aus den Jahren 1561 bis 1563, soweit sie im Vaticanischen Archiv und in der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand erhalten ist, für eine von der Akademie zu veranstaltende Ausgabe copiren zu lassen. — Sitzung vom 4. November. Der Secretär legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung des c. M. Dr. Johann Müller, Prof. an der Universität Innsbruck: „Kritische Studien zu den Briefen Seneca's", vor. — Sitzung vom 11. November. Das w. M. Prof. Dr. Friedrich Müller legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Beiträge zur etymologischen Erklärung der griechischen Sprache", vor. — Das w. M. Prof. Dr. Engelbert Mühlbacher stellt den Antrag auf Bearbeitung eines historischen Atlas der Alpenländer. — Sitzung vom 18. November. Die Kirchenväter-commission legt die „Bibliotheca patrum latinorum Britannica" VIII von Dr. Heinrich Schenkl, Prof. an der Universität Graz, zur Aufnahme in die Sitzungsberichte vor. Die Abtheilung umfaßt die Nrn. 2155—2488, welche fast sämmtlich der Bibliothek vom Trinity College in Cambridge angehören. Von dieser Sammlung (der größten und wichtigsten unter allen Collegebibliotheken nicht bloß in Cambridge, sondern in England überhaupt) war bisher nur ein mageres Verzeichniß ohne Datirung (in den Catalogi Angliae et Hiberniae) bekannt, welches außerdem hinter dem gegenwärtigen Bestande beträchtlich zurückbleibt. — Sitzung vom 2. December. Das w. M. Prof. Dr. Friedrich Müller überreicht eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Beiträge zur Textkritik und Erklärung des Kgrnqnal i Artaxšīr i Pāpakān". — Das w. M. Prof. Dr. Friedrich Müller u. Gen. stellen den Antrag, mit Unterstützung der Treitl-Widmung die bisher noch gar nicht oder nur ungenügend bekannten Sprachen in Nordostasien, Centrals und Ostafrika und Centralamerika untersuchen zu lassen. — Das w. M. Regierungsr. Kenner u. Gen. stellen den Antrag, das Project der Erforschung des römischen Limes, zunächst im Gebiete von Ober- und Niederösterreich, durch eine Commission berathen zu lassen und demselben einen entsprechenden Betrag aus dem Treitl-Fonds zu widmen. — Sitzung vom 16. December. Das w. M. Hofr. Dr. Adolf Mussafia legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Zur Kritik und Interpretation romanischer Texte. III. Beitrag" vor.

* **Preisaufgaben der Rudenow-Stiftung.** 1. **Geschichte der öffentlichen Meinung in Preußen** und speciell in Berlin während der Jahre 1795—1806. Es wird verlangt, eine auf eindringendem Quellenstudium beruhende methodische Bearbeitung der Aeußerungen der gebildeten Kreise über die äußere und innere Politik des Staates, soweit solche in Zeitungen, Pamphleten, Druckschriften aller Art zu Tage getreten sind. Die Darstellung hat an geeigneten Punkten die Einwirkung jener Aeußerungen sowohl auf die maßgebenden Persönlichkeiten wie auf die Volksstimmung zu würdigen. Erwünscht wäre ein tieferer Einblick in die etwaigen persönlichen Motive hervorragender Wortführer. — 2. Die **Entwicklung des deutschen Kirchenstaatsrechts** im 16. Jahrhundert. Erwartet wird eine ausführliche, auch in die Sondergeschichte wenigstens einzelner wichtigerer Territorien und Städte eingehende, möglichst auf selbständiger Quellenforschung beruhende Darlegung der dem Reformations-Jahrhundert charakteristischen kirchenstaatsrechtlichen Grundsätze und Verhältnisse. Insbesondere erscheint erwünscht eine gründliche Prüfung der Rechtsstellung der staatlichen Gewalten zur Kirche unmittelbar vor dem Auftreten der Reformatoren, sowie der Einwirkung einerseits der vorreformatorischen kirchenpolitischen Literatur auf die reformatorische Bewegung, andererseits der reformatorischen Anschauungen selbst auf die Gesetzgebung und Praxis nicht nur der protestantischen, sondern auch der katholischen Fürsten und Stände. Dem Ermessen des Verfassers bleibt überlassen, ob und wieweit er seine Arbeit auf Deutschland beschränken oder auch außerdeutsche Staaten in den Bereich seiner Darstellung ziehen will; ebenso die Bestimmung des Endpunktes der darzustellenden historischen Entwicklung und die definitive Formulirung des Titels. — 3. **Entwicklung der Landwirthschaft in Pommern** nach der Bauernbefreiung. Es sind die technischen und wirthschaftlichen Folgen der verschiedenen Maßregeln der Bauernbefreiung von 1811—1857, insbesondere der veränderten Grundbesitzvertheilung, für die landwirthschaftliche Production, Verschuldung, Arbeiterfrage ꝛc. in der Provinz Pommern an einer genügenden Zahl einzelner Güter und Bauernhöfe eingehend zu untersuchen und dabei namentlich die Wirkungen für die bäuerlichen Wirthschaften einer- und die großen Güter andererseits auseinander zu halten. Die vorhergegangene Entwicklung auf den Domänen soll wenigstens

Digitized by Google

einleitungsweise behandelt und die ganze Untersuchung zeitlich so weit ausgedehnt werden, daß auch die Wirkungen der letzten Maßregeln aus 1850—1857 erkenntlich werden, also ungefähr bis zum Ende der sechziger Jahre, bis zum Beginne der modernen Agrarkrisis. Die Lehren, welche sich für letztere etwa aus der betrachteten Entwicklung ergeben, würden dann den naturgemäßen Schluß bilden. Eine Ausdehnung der Untersuchung auf die übrigen älteren Theile der preußischen Monarchie ist erwünscht. — 4. Eine kritische Untersuchung der Handschriften und Recensionen der sag. Pomerania, wie sie W. Böhmer in seinem Buch „Thomas Kantzows Chronik von Pommern in niederdeutscher Mundart" (Einleitung S. 89 ff.) angebahnt hat, soll soweit durchgeführt werden, daß damit die Grundlage für eine künftige kritische Ausgabe gewonnen ist. — Die Bewerbungsschriften sind in deutscher Sprache abzufassen. Sie dürfen den Namen des Verfassers nicht enthalten, sondern sind mit einem Wahlspruche zu versehen. Der Name des Verfassers ist in einem versiegelten Zettel zu verzeichnen, der außen denselben Wahlspruch trägt. Die Einsendung der Bewerbungsschriften muß spätestens bis zum 1. März 1901 geschehen. Die Zuerkennung der Preise erfolgt am 17. October 1901. Als Preis für die zwei ersten Aufgaben haben wir je 2000 M., für die dritte 1000, event. 1500 M., besonders wenn der am Schluß der Aufgabe angedeutete Wunsch erfüllt wird, und für die vierte 1000 M. ausgeworfen.

Greifswald, im December 1896. Rector und Senat hiesiger kgl. Universität. Gewitz.

* **Mainz.** Der von unsrer Stadt zur Begutachtung des Planes der Wiederherstellung des kurfürstlichen Schlosses zusammenberufene Kunstrath hat am 9. d. M. unter dem Vorsitz des Geh. R. Prof. Raschdorff aus Berlin auf dem Stadthause getagt und nach eingehender Besichtigung des herrlichen Renaissancebaues sein Gutachten abgegeben. Es geht dahin, daß das Schloß äußerlich und innerlich gründlich zu restauriren sei, doch unter Wahrung seines geschichtlichen Charakters. Der vom Baurath Kreyßig vorgelegte Restaurationsplan fand allseitige Anerkennung, doch nahm man von einer Empfehlung des vorgeschlagenen Flügelbaues und einer etwaigen Verbindung mit dem großherzoglichen Palais Abstand. Die viel kritisirte Dachform des Schlosses soll beibehalten und die geplanten Giebelaufsätze an der Ost- und Westfront erst dann in Aussicht genommen werden, wenn sich bei näherer Untersuchung Ansätze dieser Aufbauten über dem Hauptgesimse vorfinden sollten. Ueber das Gutachten wurde ein Protokoll aufgenommen, das zur Veröffentlichung gelangen wird. Eins verhehlten die Gutachter nicht, nämlich, daß die vorgesehenen 900,000 M., von denen die Stadt Mainz ein Drittel zu tragen hat, für die Restauration nicht ausreichen werden.

* **Leipzig.** Privatdocent Dr. Arthur Heffter, I. Assistent am Pharmakologischen Institut, wurde zum außerordentlichen Professor in der medicinischen, Privatdocent Dr. Hermann Hirt zum Extraordinarius für vergleichende Sprachwissenschaft in der philosophischen Facultät ernannt.

* **Helgoland.** Wie seinerzeit gemeldet, hat der verstorbene Professor Dr. Pringsheim in Berlin für die Errichtung eines Norsee-Museums, das auf unsrer Insel neben dem biologischen Institut seinen Platz finden soll, in seinem Testament die Summe von 25,000 M. ausgesetzt. Die Gemeinde Helgoland hat das alte Emancipationshaus zur Unterbringung des Museums kostenlos zur Verfügung gestellt. Die an dem Gebäude vorzunehmenden Aenderungen, sowie die innere Einrichtung sind auf 33,000 M. angeschlagen. Die noch zu bedenden 8000 M. will die preußische Regierung beitragen.

* **Kopenhagen.** Der Inspector des Nationalmuseums, Vorsteher der ethnographischen Abtheilung, Dahne Christian Bohnson, ist im 42. Lebensjahre gestorben. Seine Forschungen galten besonders den amerikanischen Alterthümern.

* **Warschau.** Der Rector der Universität, Dr. Kowalewskij, Professor der Psychiatrie und Nervenkrankheiten, wurde seines Amtes entsetzt, nachdem man in der Casse des Universitätsfonds einen Fehlbetrag von 40,000 Rubeln entdeckt hat.

* **St. Petersburg.** Im Alter von 67 Jahren starb hier der Geschichtschreiber Konstantin Nikolajewitsch Bestuschew-Rjumin, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Archäographischen Commission. Er studirte in Moskau, wo er einige Jahre Mitarbeiter an der „Moskauer Zeitung" war, wurde 1865 als Professor an die hiesige Universität berufen und war von 1872—1882 zugleich Präsident der Slawischen Wohlthätigkeitsgesellschaft. Seine „Russische Geschichte", von der zwei Bände (bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts reichend) erschienen sind, zeichnet sich durch moderne Methode aus: sie behandelt die Quellen kritisch und faßt die innere Entwicklung ins Auge.

Neue Kataloge: Beelitzkopf u. Härtel, Leipzig: Concert-Handbuch. I. Orchestermusik des deutschen und ausländischen Verlags. — Dieselben: Musikalischer Monatsbericht 1896. Nr. 11 bis 12. Nov.—Dec. — B. G. Teubner, Leipzig: Mittheilungen aus dem Verlag. 29. Jahrg. 1896. Nr. 5/6. — Ludwig Rosenthal, München: Antiquar. Kat. Nr. 88. Astronomie und Astrologie. — Jacques Rosenthal, München: Kat. Nr. 7. Literarische Seltenheiten. Bibliothekswerke. — J. Traber's Nachf., München: Neues Kat. Nr. 2. Dec. 1896. Werke aus Literatur und Kunst. — Th. Kompffmeyer, Berlin: II. Weihnachtskatalog. Nr. 369. Jugendschriften, Bilderbücher. — A. Bielefeld, Karlsruhe: Antiquar. Kat. Nr. 184 u. 186. Kunstwerke, Kunstgeschichte 2c. — Leo Wörl, Würzburg u. Leipzig: Reisebücherverlag. — Joseph Rosenstock, München: Kat. Nr. 21. Optisch-oculistische Gegenstände. — Karl W. Hiersemann, Leipzig: Kat. Nr. 175. Renaissance; Nr. 176. Numismatik—Sphragistik. — Herder, Freiburg i. Br.: Jahresbericht aus dem Verlag 1896. — Monthly Bulletin of books added to the *Public Library* of the *City of Boston*. Vol. 1. No. 10. Dec. 1896.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Festschrift zum elfhundertjährigen Jubiläum des deutschen Campo Santo in Rom. Dem derzeitigen Rector Monsignore de Waal gewidmet von Mitgliedern und Freunden des Collegiums. Herausgegeben von Dr. St. Ehses. Mit zwei Tafeln und zwölf Abbildungen im Texte. Lex.-8°. (XII u. 308 S.) M. 12.

Inhaltsverzeichniss: Das *ΧΥΡΙΕ ΕΛΕΗΣΟΝ* bei Epiktet. Von *P. Wehofer* O. Pr. — Die christlichen Cultusgebäude in der vorkonstantinischen Zeit. Von Dr. *J. P. Kirsch*. — Anastasius cornicularius, der Martyrer von Salona. Von Dr. *L. Jelic*. — Prudentius' Dittochaeum. Von Dr. *S. Merkle*. — Die Legendensammlung des Symeon Metaphrastes und ihr ursprünglicher Bestand. Von *A. Ehrhard*. — Das römische Pallium und die ältesten liturgischen Schärpen. Von *H. Grisar* S. J. — Hirsau und seine Gründungen vom Jahre 1073 an. Von P. *B. Albers* O. S. B. — Die Summulae logicales des Petrus Hispanus und ihr Verhältniss zu Michael Psellus. Von *R. Stapper*. — Zur Geschichte des Archidiakonates. Von Dr. *Fr. X. Glasschröder*. — Eine Urkunde der Camera Apostolica vom Jahre 1218. Von *H. V. Sauerland*. — Das Itinerar des zwölften Dominikanergenerals, Jordan von Sachsen. Von P. *B. M. Reichert* O. Pr. — Die Cardinalsernennungen Cölestins V. im September und October 1294. Von *P. M. Baumgarten*. — Die während des 14. Jahrhunderts im Missionsgebiet der Dominikaner und Franziskaner errichteten Bisthümer. Von P. *C. Eubel* O. Min. Conv. Itinerarium Johannis XXIII. zum Concil von Konstanz 1414. Von Dr. *G. Schmid*. — Sixtus IV. und die deutschen Drucker in Rom. Von Dr. *J. Schlecht*. — Zur Geschichte der Tabula Peutingeriana. Von Dr. *K. Müller*. — Zu den ersten Verhandlungen der S. Congregatio Cardinalium Concilii Tridentini Interpretum. Von Dr. *A. Hackenberg*. — Ein Gutachten des bayerischen Kanzlers S. Eck gegen die officielle Duldung des Protestantismus in Oesterreich. Von *W. E. Schwarz*. — Jodocus Lorichius, katholischer Theologe und Polemiker des 16. Jahrhunderts. Von Dr. *St. Ehses*. — Die Kölner Congregatio ecclesiastica für die Reform der Erzdiocese. Von *K. Unkel*. — Instruction und Relation der Sendung des Cardinals Millino als Legaten zum Kaiser 1608. Von Dr. *A. Pieper*. — Urbans VIII. Verhalten bei der Nachricht vom Tode des Schwedenkönigs. Von Dr. *Schnitzer*. — Altchristliches vom obergermanisch-rhätischen Limes. Von *C. M. Kaufmann*. — Des Macarius Magnes Homilie in Genesim. Von *A. Sauer*. — Ein Königsgebetbuch des 11. Jahrhunderts. Von Dr. *J. A. Endres* und Dr. *A. Ebner*.

Waal, A. de, Der Campo Santo der Deutschen zu Rom. Geschichte der nationalen Stiftung zum elfhundertjährigen Jubiläum ihrer Gründung durch Karl den Grossen. Mit 4 Abbildungen. 8°. (XII u. 324 S.) M. 4; geb. in Leinwand mit Deckenpressung M. 5.20. (1842)

Den Mittelpunkt des Jubiläums bildet der 28. Januar 1897, der Gedächtnisstag Karls des Grossen.

Jahrgang 1897. München, Montag, 18. Januar. Nummer 13.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Hermann und Helferich. Von G. F. Knapp. — Friedrich Wasmann (1805—1886). Von Dr. Karl Voll. — Mittheilungen und Nachrichten.

Hermann und Helferich.[1])

Erinnerungen aus den Jahren 1861 und 1864.

Hermanns Vorlesungen über Nationalökonomie fanden Nachmittags statt. Der Hörsaal war ziemlich groß und die Zuhörerzahl mochte wohl 80 betragen; damals (1861) für München eine beträchtliche Zahl, nur etwa in Hauptcollegien der Juristen übertroffen. Wir Anfänger, im ersten Semester stehend, warteten höchst neugierig auf den Mann, über den viel geredet wurde, der aber doch in der großen Stadt noch nicht in unsern Gesichtskreis getreten war. Es hieß, er sei ein sehr strenger, fast rauher Vorgesetzter in der Berg- und Salinenadministration, an deren Spitze er stand; andere Kameraden wollten wissen, er habe in seiner Jugend Mathematik gelehrt — an welcher Schule wußten wir nicht — oder gar ein mathematisches Lehrbuch geschrieben. Diese Nachricht wirkte etwas drückend auf die Stimmung; man schwieg und jeder überschlug im Geiste, ob er noch den pythagoreischen Lehrsatz beweisen könne. Da öffnete sich die Thür, und während nach damaliger guter Sitte alle Studenten sich erhoben, blieb der Professor wie angewurzelt stehen. Er hatte Tabak bemerkt und der stechende Blick seiner grauen Augen haftete auf dem Rauchwirbel, der von einer Cigarette aufstieg. Langsam, offenbar sich selbst bezwingend, schritt er dann aufs Katheder; ganz sorgfältig zog er einige Blätter aus der Brusttasche, wobei seine Hand etwas zitterte (was aber stets der Fall war), und nach einer Kunstpause, die uns schrecklich lang vorkam, sagte er ganz ruhig: „Meine Herren! Was würden Sie sagen, wenn ich hier rauchte?“ Wir alle schämten uns, daß einer diese trockene Vernichtung herausgefordert hatte — und nun fing der Vortrag an von den Bedürfnissen der Menschen und von den Mitteln zu deren Befriedigung. Was ein Bedürfniß befriedigt, ist ein Gut, und die Güter werden so und so eingetheilt.

Auf dem Katheder stehend — und er stand immer — schien Hermann groß, trotzdem er nur von mittlerem Wuchse war, denn man achtete nur auf das Haupt. Sein reiches Haar trug er lang; es war stark im Ergrauen, aber verhinderte durch seine Fülle den Eindruck des Alters, wie auch seine Stimme voll und stark war und nie den Gedanken an die 66 Jahre aufkommen ließ. Das Gesicht war schmal, mager und farblos; die Nase etwas weit herabreichend; links und rechts vom Munde tiefe Falten, die den Eindruck ungeheuren Ernstes machten. Die Augen hatten den Ausdruck, als lauerten sie unter der faltigen Stirn; und nimmt man das mähnenartige Haar dazu, so wurde man an einen Löwen erinnert.

Wir fühlten einen unerhörten geistigen Abstand; wir kamen uns vor wie Knaben; wir wurden von einem schlechthin überlegenen Verstande beherrscht.

Der Vortrag war durch und durch dogmatisch. Einige Sätze wurden langsam und nachdrücklich hingestellt (wir pflegten sie aufzuschreiben) und dann ging er zu den Folgerungen über, alles klar, besonnen, nüchtern, sich von selber verstehend. Niemals wurde irgend etwas im Zweifel gelassen. Dann folgten gelegentlich einige Beispiele aus dem Leben, und hierbei mischte sich nicht selten ein sarkastischer Zug in den Vortrag. Aber nicht als hätte man jemals laut gelacht; es war eine feine Art, wie die grausamen Scherze eingestreut wurden; mancher verstand es, aber jeder meinte im stillen: diese Anspielung haben die andern nicht begriffen.

Niemals war jemand weniger empfindsam. Die harte Lehre des in der Welt herrschenden Eigennutzes, mit den Folgerungen in der Art Ricardo's, hatte einen geborenen Vertreter gefunden, wie er sich denn auch für den Fortsetzer und Vollender des Ricardo'schen Systemes hielt und von uns als solcher anerkannt und gefeiert wurde. Nicht entfernt etwa hätte er geglaubt, es bestehe nichts anderes auf der Welt als der Kampf der Interessen; ein so erfahrener und so empörend gescheidter Mann konnte das gar nicht glauben; er kümmerte sich aber um jenes andere wenig, da es sein Beruf sei, uns eben diese Seite zu zeigen. Kam er bei Schilderung des Concurrenzkampfes etwa auf das Schicksal der Hausweber zu sprechen, die von billiger Maschinenarbeit zu Grunde gerichtet werden, so war er gerecht und umsichtig genug, zuzugeben, daß dies ein Elend sei.

Wie in den Ostseeprovinzen der lettische oder esthnische Bauer den „Gehorch“ zu leisten hat, so war uns das Joch der Ueberlegenheit auf den Nacken gelegt. Und in der That, es ist für junge Hörer vielleicht die richtigste Behandlung. Gleichgültig, was der Inhalt sei: der Jüngling muß vor allem einmal Ernst sehen. Ohne Verstand keine Wissenschaft; so muß denn also der fleischgewordene Verstand einmal dem Hörer leibhaftig erscheinen.

Hermann war kein Bayer, sondern ein Mittelfranke, aber auch von diesem Stamm hatte er, abgesehen von leiser sprachlicher Färbung, nichts. Er war kein Stammesmensch, sozusagen kein Landsmann; er war nur Individualität. Seine Ausbildung ging zurück in die Zeit der dreißiger Jahre — die „Staatswirthschaftlichen Untersuchungen“ sind 1832 erschienen — als der Zollverein noch im Werden war. Damals war es ein großes Verdienst, den Deutschen das System der englischen Nationalökonomie gerade in der Gedankenform mitzutheilen. Inzwischen war freilich List aufgetaucht — und daher wohl Hermanns handelspolitische Neigung zu gewissen Schutzzöllen; aber sonst hatte damals Deutschland noch nicht viel auf dem Gebiete ökonomischer Gedankenstürme erlebt. Es galt für selbstverständlich, daß ökonomische Bewegungen sich auf englischem Boden abspielen, und daß der Deutsche sie dort zu lernen hat.

[1]) Vergl. die Erinnerung an E. Engel in der Beilage vom 19. Dec. 1896.

Digitized by Google

Wir waren alle überzeugt, daß es auf der ganzen Welt nichts anderes gebe, und schätzten uns glücklich, in die Hände des einzig möglichen Lehrers gefallen zu sein.

Diesen Mann in seinem häuslichen Leben aufzusuchen, mußte für jeden Neunzehnjährigen eine gewagte Sache sein. Aber es gab Empfehlungen und Erkundigungen, und eines Tages traf die schriftliche Erlaubniß ein. Ein schonender Empfang steht zwar immer dem Studenten in Aussicht, der mit Regelmäßigkeit und Andacht zuhört — aber das wissen die Füchse nicht.

Der ältere Herr lud seinen Besuch zum Sitzen ein, fragte über die Studien, legte scheinbar vertraulich die Hand auf seine Schulter, und weiter fragend schob er mit einer Handbewegung das Haar des jungen Menschen zurück, das über das Ohr gefallen war. Es schien eine zufällige Bewegung zu sein, oder war es mehr? Denn als ganz sicher wird von den nächsten Angehörigen erzählt, daß Hermann zu behaupten pflegte, er beurtheile die Leute nach ihren Ohren. Vielleicht eine der paradoxen Behauptungen, mit denen er in der Unterhaltung die Zuhörer oft verblüffte — aber sicher ist es, daß er sich die Ohren betrachtete. Zum Glück wußte man davon nichts.

Die letzte Befangenheit verschwand, als der Lehrer den überraschenden Vorschlag eines Spaziergangs machte.

„Sie rauchen doch nicht? Das Rauchen ist ganz sonderbar; da redet man immer von der Wirkung des Tabaks, es muß aber noch was anderes dabei sein; warum raucht denn niemand im Dunkeln?“ In der That, darauf war nichts zu erwidern. „Am meisten ärgert's mich, wenn die Geier rauchen.“ Die Geier? „Gewiß, so sagt man nämlich in Erlangen, wenn man von Gassenbuben spricht. — Wissen Sie, woher der Ausdruck Geier kommt? Ich habe es nun heraus; es kommt vom französischen gaillard. Denn es sind in Erlangen viele französische Einwanderer von der Zeit der Aufhebung des Edicts von Nantes; man hat ihnen viel industriellen Aufschwung zu verdanken.“ Wir kamen an ein Haus, worin das Statistische Bureau des Handelsministeriums untergebracht war, und Hermann, der Vorstand, hatte seinen Schreibern einige Aufträge zu geben. „Gehen Sie nur mit; so was müssen Sie auch einmal gesehen haben. Wissen Sie, wozu die Statistik da ist?“ Wie hätte man das wissen können, und wer hätte sich getraut, eine Antwort zu geben! „Nun, es ist sehr einfach: die Statistik ist für den Staat, was das Selbstbewußtsein für den Menschen.“ Das Geschäft mit den Schreibern war bald abgemacht und wir näherten uns dem Englischen Garten. „Was ich gar nicht leiden kann, das sind die verschwommenen Schriftsteller über Culturgeschichte. Ich meine nicht die Culturgeschichte, sondern die Schriftsteller darüber; die sehen das allerwichtigste nicht. Wovon hängt die Cultur in unsern nördlichen Gegenden in erster Linie ab? Nicht wahr, das fällt Ihnen nicht ein? Es ist doch so naheliegend: von den Fensterscheiben. Denken Sie sich das Fensterglas weg — was wird aus uns? Drei Viertheile des Jahres sind wir dann außer stande, zu lesen, zu schreiben, zu denken. Da reden die Leute vom Dampf, von Eisenbahnen und solchen Dingen; aber die Fensterscheibe ist eine viel wichtigere Erfindung; wir verdanken ihr das künstliche Klima unsrer Häuser. Ja, ja, die Herren Schriftsteller häufen immer neuen Stoff zusammen, aber ordentlich nachdenken über das Gegebene, das ist nicht ihr Fall. Alles geht auf Extensität hinaus, niemand schätzt die Intensität. Von dem extensiven Unterricht halt' ich ebenfalls nichts. Was wird nicht alles in den Schulen gelehrt? Immer neue Fächer neben die alten Fächer. Wenn ich aber ein Feld pflügen will — glauben Sie, es sei klug, statt der einen Pflugschar vielmehr zwei oder drei neben einander anzubringen? Wo soll denn das hinaus? Es sind ja doch keine Dampfmaschinen vorgespannt — sondern Ochsen!

„Und mit unsern Zeitungen geht's auch immer zurück. Lauter breites Gewäsche; wem es sonst nie übel wird, da könnte er's lernen.

„Ich will Ihnen einen Rath geben. Versuchen Sie einmal, wenn Sie schreiben, alles auf den allerkürzesten Ausdruck zu bringen. Darauf kommt es an. Das können die wenigsten. Lassen Sie die Redensarten weg. Ich lese gar nicht weiter, wenn einer von volkswirthschaftlichen Erwägungen im allgemeinen schreibt. Er soll doch gleich sagen, was er für eine Sache meint!

„Englisch können Sie doch? Die Engländer sind viel weiter als wir. Machen Sie es wie ich: ich habe die Edinburgh Review und die Quarterly Review ganz genau gelesen. Da lernt man was; dort drüben gehen große Dinge vor, und das parlamentarische Leben wirft alles in die Oeffentlichkeit. Wer diese Sachen nicht kennt, der darf gar nicht mitreden.

„Und wenn Sie dann hier zu viel Geselligkeit haben, dann gehen Sie nach einiger Zeit weg.“

So war seine Rede immer derb und schroff, schlagfertig und unerbittlich. In seiner Nähe hatte jeder das Gefühl, als wäre man sonst in der Regel gescheidter. Daher die Furcht, die er um sich verbreitete.

Aber das schließt nicht aus, daß er sich eifriger Leute annahm und ihnen guten Rath ertheilte; und nie war jemand in diesem Maß frei von aller Phrase. —

Er pflegte damals, und wohl überhaupt, nicht über die besonderen Zweige der Volkswirthschaft vorzutragen; insbesondere kam der agrarische Theil etwas zu kurz.

Hingegen verlautete, daß Georg Hanssen in Berlin der größte Kenner der agrarischen Nationalökonomie sei. Ein Aufenthalt von zwei Semestern bei ihm bewies allerdings die Richtigkeit dieses Gerüchts; zugleich aber war mit dem Ende des fünften Semesters jener Augenblick gekommen, der keinem Studenten erspart bleibt: man redet älteren Freunden gegenüber vertraulich vom nöthigen Abschluß der Studien (das Wort Examen pflegt man dabei in frommer Scheu zu vermeiden), und man sieht sich nach einem Lehrer um, der diesem Anliegen ein wohlwollendes Verständniß entgegenbringt. Hanssen selbst hatte zu solchen Dingen nicht viel Lust. Aber in der königlichen Bibliothek stand die Tübinger Zeitschrift, und in derselben stand eine Abhandlung von Helferich, dem Göttinger Professor, über das württembergische Agrarwesen, die sich also auf ein bestimmtes deutsches Land und auf eine bestimmte Zeit bezog, ohne sich im Allgemeinen zu bewegen. Sollte dieser Lehrer vielleicht ein zugänglicher Mann sein? Nur durch persönliches Aufsuchen konnte das festgestellt werden. Also schleunige Abreise von Berlin und Ankunft in Göttingen am Anfang des Monats März 1864.

Göttingen war damals als Stadt sehr unscheinbar, aber auf dem Wege durch die Stadt sah man doch eine Buchhandlung und im Schaufenster derselben stand ein neuer Band von H. v. Thünen, dessen älteres Werk über den „isolirten Staat“ jedermann kannte. Das Buch mußte man also haben.

Helferich war zum Glück noch zu Hause, aber um ihn her stand Reisegepäck. Ein anderer hätte wohl abgelehnt, Besuch zu empfangen; er aber sagte ganz einfach: „Fahren Sie mit; man kann auch in der Eisenbahn verhandeln.“ Das Gespräch verlief günstig, und so ergab es sich, daß ich etwas über ein Jahr in Göttingen, wesentlich seinethalben, blieb — und in der That, man konnte damals nirgends besser aufgehoben sein, zumal wenn man der einzige war, der auf seine Leitung Anspruch machte.

Allerdings sind die Eindrücke, die der herangereifte Student empfängt, wesentlich anderer Art als die des

Anfängers. Nicht mehr der Lernstoff als solcher wirkt; man ist aufmerksamer auf die persönlichen Eigenschaften des Lehrers. In unserem Fall war es um so merkbarer, als Helferich selber ein Schüler von Hermann war und dessen Lehrgebäude beibehalten hatte; nur war der starke Einfluß von John Stuart Mill hinzugetreten, wie es nicht anders sein konnte bei einem Gelehrten, der in den vierziger und fünfziger Jahren seine Ausprägung erhalten hatte (er war 1817 geboren).

Helferich hatte das süddeutsche Wesen in der mainfränkischen Form, doch nicht sehr stark, sowohl im Umgang und der Rede, wie auch besonders in der liberalen politischen Grundanschauung. Hierin, und hierin allein, war er sogar leidenschaftlich: mit der angeborenen Abneigung des Frankfurters stand er dem preußischen Staat gegenüber und hielt fest am welfischen Königreich. Wir jüngeren Leute waren wohl auch liberal erzogen und von der „Berliner Volkszeitung" mit Conflictsgesinnungen genährt; aber das viele Reden war uns doch bereits verleidet; man hatte das Wirken der preußischen Wehrverfassung beobachtet, denn es war ja Krieg mit Dänemark; und wir fingen an, zuzusehen und abzuwarten — was Helferich mit jener Ueberraschung empfand, die der Lehrer durchmacht, wenn er bei den Schülern auf ganz neue Stimmungen stößt. Nicht als hätte man ihm widersprochen; man war nur viel ruhiger als er, und das Verhältniß kehrte sich unnatürlich um, indem der jüngere prüfend, der ältere stürmisch war. Aber diese politische Seite war ganz nebensächlich, sie gab nur dem Gespräch hie und da eine besondere Färbung.

Auch in Göttingen, wie in München, war das Colleg über Nationalökonomie eines der beliebtesten. In der Hörerschaft befand sich eine beträchtliche Anzahl von Landwirthen, und so war denn Helferichs glatter Vortrag sehr populär. Während Hermann ein Gelehrter war, der sein erarbeitetes System den Hörern schlicht und wuchtig vortrug, und den man begriff, weil das System aus dem Verstande entsprang — hatte Helferich vielmehr seine starke Seite im Dociren, dies Wort im engeren Sinne genommen. Er fühlte die geistige Unbeholfenheit der Schüler heraus, kam ihnen auf halbem Weg entgegen und drehte und wendete die Sätze so lange, bis auch der letzte unter den Landwirthen freudig empfand, daß er etwas schweres spielend begreife. Mit dankbarer Hingebung hingen sie an den Lippen des Lehrers; sie fühlten sich an Wissen gefördert, an Selbstgefühl gehoben. Hermann hatte imponirt und überwältigt; Helferich leitete liebevoll an, war stets geschmackvoll und bewegte sich in den Grenzen der Anmuth. Schon wie er auf dem Katheder stand, war bezeichnend: die Arme aufgelegt, die Hände gefaltet und der freundliche Ausdruck des Mundes schien zu sagen: Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.

Und so war auch seine Unterhaltung. Er war immer zu sprechen, theilte sich offen mit, wie in der Politik so auch in Bezug auf seine religiöse Neigung; und er hörte geduldig an, was der Schüler etwa auf dem Herzen hatte. An der Wand hing ein Bild von H. v. Thünen, das er gern zeigte; es muß wohl eine Handzeichnung gewesen sein, etwa nach einer Photographie, aber in Lebensgröße.

„Wenn Sie Hermann bereits kennen, so werden Sie wenig bei mir lernen; bitte, bitte — erwidern Sie nichts; ich weiß schon, was Sie sagen wollen; aber Sie können mir glauben." Er wußte offenbar nicht, welcher Schatz allein schon seine Zugänglichkeit war, auch wenn man alles gewußt hätte. Aber davon konnte ja gar nicht die Rede sein. So z. B. kannte damals fast noch niemand die späteren Schriften Thünens, die ja eben erst (1863) herausgegeben waren; und Helferich, von diesem merkwürdigen Manne ganz erfüllt, verwendete seine ganze docentische Geschicklichkeit daran, uns diesen Meister zugänglich zu machen. Und wir, nach seinem Vorgange, versenkten uns in diese Schriften. War es doch eine seltsame, neue Welt. Schon dies allein ging sachlich über die früheren Lehrer hinaus.

Eine seiner Lieblingswendungen war diese:

„Nur eines muß ich mir ausbitten: fragen Sie mich nie, worüber Sie arbeiten sollen. Folgen Sie Hermanns Rath wegen der englischen Zeitschriften; das habe ich auch gethan; aber den Gegenstand Ihrer Dissertation, den Stoff zu Ihrer ersten Abhandlung, den müssen Sie selber finden; sonst sind Sie zu eigenen Arbeiten nicht reif." Ganz richtig; das pädagogische Vertrauen wurde gerade hierdurch aufs höchste bestärkt. Und so ertheilte Helferich mehr die kleinen Hülfen, die er als belesener Mann und als Besitzer von Bücherschätzen fortwährend zu leisten imstande war. Im übrigen wurde der lohengrinische Vertrag redlich gehalten und niemals um eine Arbeit gebeten.

Helferichs Natur war geschmeidig, wie es das Dociren mit sich bringt, jedem Kampf ausweichend, versöhnlich, völlig abgeneigt, größere Verantwortungen zu übernehmen. Daß ein Schüler sich ihm so darbot, erfüllte ihn zunächst mit Besorgniß wegen der Zukunft. Ueberhaupt war Vorsicht das, was neben Feinheit der Form am meisten hervortrat. Er konnte einen so klug ansehen und dabei mit dem aufgehobenen Finger drohen.

Aber die innerliche Hingabe an H. v. Thünen kam nicht etwa daher, daß dieser mecklenburgische Gutsbesitzer vor allem Stoff für die landwirthschaftliche Nationalökonomie lieferte und also in den Vorlesungen reichlich docentisch zu verwerthen war. Das lag vielmehr tiefer. Helferich, auch auf religiösem Gebiet sich zur positiven Richtung neigend, bedurfte einer inneren Anlehnung an eine wissenschaftliche Kraftnatur. Daher in jüngeren Jahren der Anschluß an Hermann, in reiferem Alter an Thünen. Und noch etwas mystisches kam vielleicht hinzu: das Halbverschleierte, zum Theil Räthselhafte in Thünens nachgelassenen Schriften zog ihn an. Hier waren Geheimnisse verborgen; vielleicht jenes Höhere, die noch unerstiegene letzte Stufe, die man nur weihevoll betritt. War doch das Werk, eben erst erschienen, noch unerschlossen, noch nicht völlig durchforscht.

Indem diese Stimmung sich ausbreitete — und dazu that ja der Lehrer alles — mußte jeder ganze Mann, der damals in Göttingen nach einem Stoff suchte, mit Nothwendigkeit auf Thünen verfallen.

Und wer kann es leugnen: diese Werke üben einen mächtigen Zauber aus; der Leser fühlt sich durch die Einwirkung des Genius geadelt. Man staunt vor der Forschernatur, vor dem unbändigen Trieb nach Erkenntniß. Niemandes Schüler, ohne Gelehrsamkeit, weit entfernt von aller Anregung und allen Hülfsmitteln, geht Thünen mit hünenhafter Tapferkeit seinen einsamen Weg und in zwanzigjähriger Ausdauer sinnt er über selbst gestellte Probleme nach. Gibt es, so fragt er, einen natürlichen Arbeitslohn, eine Lohnhöhe, die aus der Natur der Wirthschaft folgt und bei der man sich also beruhigen muß? Ja, das gibt es, sagt Thünen, und er stellt in mühsamer Rechnung dafür eine Formel auf.

Ganz richtig war's, daß Helferichs Lehrernatur auf diesen Wildling in der Wissenschaft hinwies. Wenn solche Kräfte, statt der dünnstimmigen Compilatoren, obenauf kämen, dann müßte ja in Deutschland eine eigenartige Wissenschaft der Nationalökonomie entstehen; es müßte eine Freude sein, der neuen Zeit den Boden zu bereiten.

So etwa dachte der Lehrer; und der Schüler dachte: „sehen wir näher zu". Da zeigte sich denn aber noch manches andere. Thünen war nämlich als Autodidakt doch in vielen Stücken stark im Nachtheil. Schon die seltsame Fragestellung; dann die wunderlichen Voraussetzungen und

Annahmen, um zu einer Rechenaufgabe zu gelangen, und die rührende Kindlichkeit, das Ergebniß der Rechnung für mehr zu halten, als für Folgerungen aus seinem Spiel. Ganz zu schweigen von mancherlei inneren Widersprüchen.

Kurzum, Thünen hat ein begeistertes Temperament und einen sozusagen wissenschaftlichen Charakter. Beides wirkt hinreißend auf den Leser. Aber das Ganze bleibt doch ein autodidaktisches Selbstgespräch, ein tastender Versuch des einsamen Mannes von Geist. Der ganze „natürliche Arbeitslohn" ist und bleibt eine völlig verfehlte Idee, oder, mild ausgedrückt, eine Verirrung.

Dies schrieb ich auf, aber mit der Zurückhaltung, wie sie meiner Verehrung des Schriftstellers entsprach und überreichte hoffnungsvoll die kleine Schrift meinem Lehrer; hier sei der selbst gefundene Stoff: „über Thüneus natürlichen Arbeitslohn".

Ein langes Schweigen war die Antwort. Nichts unangenehmeres hätte ihm begegnen können. Wochen lang behielt er das Manuscript. Zu einer Verständigung fehlte jeder Boden. Es gab nur einen pädagogischen Ausweg und der wurde betreten. Helferich schrieb als sein Urtheil nieder: der Verfasser habe sich redlich Mühe gegeben; man könne ihn, trotz der fragwürdigen Ergebnisse, zum Examen zulassen. Und so geschah's; ein Ausgang der Sache, für den der Betroffene, in Erwägung aller Umstände, ein volles Verständniß hatte.

Helferichs Lehrideal war: den Schüler gewähren zu lassen und nur leise das zu fördern, was sich von selber regte. Vielleicht hat er uns dabei für etwas zu reif gehalten; wir wären dankbar gewesen, wenn er uns zunächst mehr ins Material hineingeführt und dessen Bewältigung gelehrt hätte. Da dies aber in Göttingen damals nicht geschah, so wirkte die Anzeige Engels, daß er in Berlin ein Statistisches Seminar eröffnet habe, höchst machtvoll ein und im herzlichsten Einvernehmen mit dem liebenswürdigsten aller Lehrer wurde der Umzug dahin vollzogen.

Straßburg i. E., 30. Dec. 1896. G. F. Knapp.

Friedrich Wasmann (1805—1886).

Vor zehn Jahren ist in Tirol ein Mann gestorben, dessen Namen fast niemand mehr kennt. Und doch war er ein großer Künstler, ein tüchtiger Schriftsteller und ein selten guter Mensch.

Er ist so unbekannt, daß man sich beinahe scheuen möchte, auf ihn aufmerksam zu machen. Ja, wenn sein Name schon Jahrhunderte lang vom Staub der Archive und Kirchenbücher verdeckt gewesen wäre, dann würden sich viele für ihn interessiren. Aber es findet wenig Anklang, wenn man den Namen eines Mannes retten will, der vor nicht langer Zeit noch unter den Lebenden geweilt hat. Es ist das auch gar nicht so sehr verwunderlich. Heute wird so viel in Entdeckungen gemacht, daß auch die Kunstschriftsteller sich ein wenig auf das Entdecken verlegten. Besonders die Herren der jungdeutschen Literatur waren und sind groß darin. Sie haben sich in der Regel damit so gut blamirt, als sie nur konnten; das ist ihr Recht und man darf es ihnen nicht streitig machen. Aber dem wackern, fachkundigen Mann haben sie damit die Arbeit schwer gemacht: Hr. Grönvold, der verdienstvolle Herausgeber des Wasmannwerkes, wird es sich wohl gefallen lassen müssen, daß mancher Mann das treffliche Buch unberücksichtigt läßt, aus Furcht, auch hier das Opfer einer Täuschung zu werden. Das ist der Fluch des unreellen Gebahrens, daß es, ohne großen oder dauernden Nutzen für sich zu erzielen, dem ernsten, aber bescheidener auftretenden Verdienste schadet.

In der jüngsten Zeit ist allerdings auch in ernsten Kreisen die Ansicht durchgedrungen, daß es im Anfange unsres Jahrhunderts Künstler gab, von denen sich die Compilatorenweisheit, die bis jetzt ausschließlich jene Epoche behandelt hat, nichts träumen ließ, und so darf man hoffen, daß wenigstens in diesem Fall die vorgefaßten Meinungen nicht mehr ihre verderbliche Macht haben.

Wasmann ist ein Opfer solcher Vorurtheile, die nur gewisse Namen und Richtungen aufzuzählen gewohnt waren und sich hartnäckig gegen die Erweiterung ihrer Begriffe sträuben. Er gehört in seiner guten Zeit nicht zu den Classicisten oder Nazarenern, nicht zu den hollandisirenden Naturalisten und Romantikern; er steht allein mit den wenigen, die in keiner Richtung unterzubringen waren und darum nicht anerkannt und nicht genannt wurden. Und doch steht er in der merkwürdigen Sachlichkeit seiner Kunst nicht zu den Classicisten allein, sondern auch zu den tüchtigen Romantikern wie Pocci, Schwind, Spitzweg in einem für ihn nur günstigen Verhältniß. Was diese singen und was bei ihnen in uns wiederklingt, das ist so rein, so lieb, so erquickend, daß man die Form gar nicht bemerkt und von ihr in künstlerischem Sinn nach heutiger Auffassung gar nicht spricht. Das gilt für ihn so wenig, wie das Urtheil über Heinrich Bürkel und Peter Heß, deren größtes Verdienst es war, daß sie Männern, wie Leibl, den Weg frei gemacht haben. Für ihn gibt es kein halbes Lob; denn bei ihm ist Form und Inhalt zu einem echt künstlerischen Ganzen verbunden. Er hat Einzelnes geschaffen, was unbefangen und frei dasteht, losgelöst aus den stilistischen Ungeheuerlichkeiten seiner Zeit. Damit kommen wir zu dem Räthsel seines Lebens und, wenn man so will, seines Untergangs.

Eigentlich haben wir kein Räthsel vor uns; aber es ist eines vom Standpunkt gewisser, leider Gottes nicht stark genug bekämpfter Richtungen moderner Wissenschaft, die mehr mit Methode als mit Kenntniß des Lebens arbeiten. Es gibt jedoch keine gesunde Methode, die nicht aus dem Leben stammt und die nicht ins Leben zurückführt; in der Kunstgeschichte vollends ist eine tüchtige gelehrte Sachkenntniß gar nicht möglich ohne ein reifes Verständniß für das Leben. Man sieht es an den Ausartungen eines verwandten Gebietes, nämlich der Literaturgeschichte, und an dem Spott, mit dem sie allgemein aufgenommen werden, daß selbst die gelehrtesten Studien auch den gesunden Freunden der Wissenschaft lächerlich erscheinen, sobald sie nichts weiter sind, als gelehrt. Dieses Nachweisen von Entlehnungen, dieses Ausspüren der Filiationen der Dichtungsstoffe hat allerdings schöne Resultate geliefert. Die vergleichende Literaturgeschichte ist es ja, die uns den inneren Zusammenhang der Bestrebungen der einzelnen Völker klar gezeigt hat; sie hat uns auch von den Aesthetikern befreit; denn was diese Herren in ihrem ahnungsvollen Gemüthe sich aus den Fingern gesogen haben, das mußte endlich einmal aus den ernsten Büchern verschwinden, nun kann es allmählich auch aus den Schulstuben, Feuilletons und Lesekränzchen verschwinden. Es war aber leider nicht zu vermeiden, daß das Aufsuchen des geistigen Bandes zwischen den Epochen der Völker und Individuen eine Richtung in der Literaturgeschichte hervorrief, die einen gar zu großen Werth darauf legte, überall Abhängigkeitsverhältnisse und Beeinflussungen nachzuweisen. Durch ein trauriges Geschick hat die Wissenschaft der Kunstgeschichte, die heute noch sehr jung ist, bereits eine Krankheit und Entartung von der viel älteren Literaturgeschichte ererbt. Auch hier wird jetzt mehr, als nöthig ist, von den „allgemeinen Verhältnissen" gesprochen, die den Einzelnen bestimmen; man spricht jedoch viel weniger als nöthig davon, daß der Einzelne auf die allgemeinen Verhältnisse sehr be-

Digitized by Google

stimmend einwirken kann und oft auch einwirkt. Das Neue kommt nicht aus der Zeit; denn die würde an und für sich dem Gesetz der Trägheit folgen; es kommt aus den Individuen und gewöhnlich sind es wenige, die, aufwachsend in der alten Zeit, die neue hereinführen. Sie haben viel gelernt, aber noch mehr gelehrt. Solche Entdecker, die in ihrer Brust und dann in der Welt etwas fanden, was vor ihnen nicht oder nicht mehr gewußt war, gibt es auch in der Kunst. Gewöhnlich sind sie nicht allein; denn ihre Thätigkeit ist im letzten Grund stets ein mehr oder minder lauter Protest gegen das Alte und Veraltete, das aber nicht einem Einzigen allein mißfällt. Daß ihm mißfällt, woran die meisten sich noch freuen und woran sie später nach seinem Vorgang keinen Geschmack mehr finden, das kommt aus seiner Individualität und nach ihr richtet sich auch die Art, wie er seinen Protest äußert. Das darf der Historiker nie außer Acht lassen. Das ewige Wiedererzählen der allgemeinen Verhältnisse, die man meistens selbst nur sehr allgemein kennt, hat wenig Werth; es kommt auch auf die Betonung des Individuellen an. Wie der einzelne Künstler die Anregungen in sich verarbeitet, die er während seiner ganzen Entwicklungs-, sogar Lebenszeit von außen empfängt, das muß der Kunstforscher ausspüren.. Das ist allerdings eine ebenso feine als schwierige Aufgabe. Die Auffindung der Einflüsse genügt nicht allein. „Das eine thun und das andere nicht lassen" ist auch hier ein goldenes Wort. Wenn ihm mehr gefolgt würde, müßte man nicht all die Monographien und Aufsätze lesen, die trotz alles urkundlichen Materials die Hauptsache vermissen lassen: das Verständniß für die inneren Vorgänge im Künstler. Um Kunstgeschichte schreiben zu können, muß man nicht nur in den Acten, sondern auch in den Herzen lesen können.

Dieser Mißstand ist schuld daran, daß wir über die Kunst aus dem Anfange unsres Jahrhunderts immer noch so mangelhaft und so falsch berichtet sind. Lichtwark sagt in seinem inhaltreichen Werk über Herrmann Kauffmann sehr richtig: „Man hat kaum erst angefangen, die Kunstbewegung am Anfang unsres Jahrhunderts ernsthaft zu studiren, eine kritische Sichtung des Stoffes hat noch nicht stattgefunden. Aus der Kunstgeschichte sind Künstler verschwunden, die bei einer Darlegung der künstlerischen Ideen an erster Stelle stehen müßten, ihre Werke liegen in Magazinen und auf Rumpelkammern." Lichtwark selbst gesteht, daß er nicht einmal für Hamburg noch alles Material sammeln konnte, und wirklich fehlt bei ihm eine Erscheinung, wie Wasmann, der doch ein Hamburger Kind war und mit seiner Vaterstadt in Verbindung blieb, wenn er auch weit von ihr in den Bergen Tirols lebte.

Das Räthsel, daß Wasmann verschollen sein und verschollen bleiben konnte, ist nur halb gelöst, wenn wir es aus der unhistorischen Behandlung, die er und seine Zeit von den Kunstschriftstellern erfahren haben, erklären wollen. Sein Schicksal als Mensch und Künstler lag in seiner Hand.

Außergewöhnlich veranlagt, hätte er, wenn er etwas Zähigkeit besessen hätte, seiner Eigenart zum Sieg verhelfen können; er liebte aber den harten Kampf nicht und trat auf die Seite. Wer ihn so betrachtet, dem ist sein Untergang nicht räthselhaft. Aber wenn er auch gescheitert ist, so bleibt doch die Bewunderung vor seinem Genie. Das Kleid, das er trug, war erst das der Hamburger Naturalisten und dann des Cornelius. Seine Eigenart, die Hauptsache, war zeitlos. Seine Begabung war, wie die besten seiner Arbeiten beweisen, so außerordentlich, daß er, wie so mancher andere, der in ungünstigeren Verhältnissen lebte, eine neue Zeit hätte herbeiführen können, wenn er seinen Werth erkannt hätte, und wenn er für sein Princip hätte streiten wollen. Daß er das nicht gewollt hat, ist in seiner Individualität begründet. Die damalige künstlerische Lage war nicht gegen ihn. Er hat viele Genossen gehabt, die ein offenes Auge für die Natur hatten trotz des verderblichen Einflusses der Winckelmann'schen Aesthetik und trotz des classicistischen Geschmacks. Wenn man die Zeichnungen der Künstler aus dem zweiten Viertel des Jahrhunderts durchblättert, erstaunt man, wie viel Gutes dortmals auch außerhalb Hamburgs geleistet worden ist. Die Militär- und die Thiermaler jener Zeit haben sich alle an die Natur halten müssen, und mancher von ihnen hat es mit Lust gethan. Darum haben sie Treffliches geleistet, wie Peter Heß, Heinrich Bürkel und vor ihnen die Klein und Adam; manche aber, wie der jetzt wieder zu hohen Ehren gekommene Hamburger Runge und sein Landsmann, mit dem wir uns hier zu beschäftigen haben, ragen weit über ihre Zeitgenossen hervor. Man sieht, daß es Wasmann durchaus nicht an Mitstrebenden gefehlt hat, die ihn hätten unterstützen können. Daß seine Thätigkeit ohne Wirkung blieb, lag an ihm. Die merkwürdige Leichtigkeit seiner Auffassungs- und Beobachtungsgabe fand ihr Gegenstück in der Leichtigkeit, mit der er sich anderen unterordnete und sich sogar in widerwärtige Verhältnisse fügte. Er war eine aristokratische Natur und fand in sich selbst durch seinen reichen und regen Geist so viel Freude, daß er auf geselligen Verkehr mit seinen Bildungsgenossen verzichtete, und daß er schließlich, nach dem Urtheil der Welt über seine eigenen Werke wenig mehr fragend, sich sogar den allgemein herrschenden Kunstanschauungen anschloß, obwohl sie seiner Natur und Begabung entgegengingen. Als er diesen Verzicht auf das Verfolgen der ihm eigentlich gesteckten Ziele geleistet hatte, verlor er so sehr an Bedeutung, daß seine Leistungen von da ab kein weiteres Interesse mehr erregten und verdienten. Vorher aber war er ein großer, echter Künstler, der wegen seiner Jugend und wegen der damals noch weltabgeschiedenen Lage seiner zweiten Heimath Tirol nur manchen warmen Gönner, aber keinen weithin dringenden Ruhm fand. Unbekannt in den Tagen der künstlerischen Blüthe, unbekannt in den Tagen rein menschlicher Reife, ist er jedoch ein ganz typisches Beispiel für die ausgezeichnete Bemerkung Wickhoffs in dessen leider so wenig bekannter vortrefflicher Vorrede zur Wiener Genesis: „Die Schulmeister möchten uns gar zu gern glauben machen, Literatur und Kunst entwickelten sich in geraden Linien, erst in einer lobenswerthen, aufsteigenden, dann in einer abfallenden, die sehr zu tadeln sei, damit sie sich selber auf den Gipfel der Pyramide träumen können, wo sie gütig, sei es dem Sophokles, sei es dem Phidias, die wohl verdienten Siegeskränze reichen. Eher könnte man den Lauf der Dichtung und der Bildkunst einer jener schönen griechischen Akanthusranken vergleichen, die sich aufbäumt, einen Zweig entsendet, der in sich gewunden inmitten eine herrliche Blüthe birgt, darauf zu Boden sinkt, um wieder sich zu erheben und das prächtige Wellenspiel immer wieder von neuem zu beginnen, während daneben, bald oben, bald unten ungeberdige Sprößlinge herausschießen, jenen geregelten Wechsel schalkhaft zu unterbrechen. Große Künstler von ursprünglicher Eigenart hemmen jenes Aufsteigen jedesmal, weil sie bei den nachfolgenden Geschlechtern die leisen Ansätze der Originalität ersticken und sie zu beständiger Nachahmung zwingen, die endlich eine Gemeinsamkeit des Ausdrucks aller Erzeugnisse bewirkt und die Kunst zur Flachheit herabsinken macht, bis aus der Ebene allgemach frische Triebe emporschießen, die wieder zu neuen Eigenthümlichkeiten emporwachsen können."

Ein solcher Seitenschößling war Wasmann. Wenn wir einen anderen Vergleich aus der Botanik nehmen, so kommen wir zu einer anderen Frage, die gerade bei Was-

manns Gesinnungsgenossen, bei Runge, angeregt worden ist. Man hat in den Bestrebungen der damaligen Nachahmer der Natur die „Keime“ der heutigen Kunst entdecken wollen. Es kann nicht abgeleugnet werden, daß von manchen, speciell den Münchener Natur- und Militärmalern mit an der Basis gearbeitet wurde, auf der jetzt weiter gebaut wird. Aber auch ohne diese Künstler stünden wir wo wir heute stehen. Man erkennt den Gang der Weltgeschichte seit Guttenberg schlecht, wenn man glaubt, daß ein einmal ausgesprochener Gedanke jetzt noch vergessen werden könnte; Bérangers Spruch: Guttenberg c'est le progrès éterniséd! ist tief und bewährt sich auch hier. Das im 15. Jahrhundert mächtig erwachte Naturgefühl ist seitdem nie wieder erloschen; es ist unter seltsamen Verschnörkelungen, unter entsetzlichen Geschmacklosigkeiten verdeckt worden, aber es fand immer ein Plätzchen, wo es gepflegt wurde. Die Holzschnitte, die Kupferstiche, die Schriften über Kunst und Reisen ließen und lassen die Erinnerung an das Große, was geleistet worden ist, nie wieder einschlafen. Daher kommt es, daß es zu allen Zeiten wenigstens in der Theorie gepflegt wurde. Selbst Männer wie Cornelius, deren Kunstübung sich so weit von der Natur entfernt hatte, sprachen sich energisch für die Pflege des Naturstudiums aus, und es ist gerade Cornelius, der mit der Wiedereinführung der Naturclasse an der Akademie durch die That, der mit seinen schriftlich und mündlich kundgegebenen Ansichten auch durch das Wort der späteren Kunst stark vorgearbeitet hat. Männer wie Wasmann aber sind isolirte Erscheinungen, deren gute Leistungen ohne Verbindung dastehen mit denen der Zeitgenossen und der später lebenden Künstler. Sie waren keine Vorbilder; man hat nicht von ihnen gelernt; man kam zu den gleichen Resultaten wie sie, ohne sie zu kennen, und die ihnen folgenden Generationen hätten auch ohne sie erkannt, daß der Classicismus nicht das Richtige ist. Der Umstand allein, daß sie das gewollt haben, was wir heute wollen, ist zwar interessant. Aber es ist unhistorisch, ohne positiven Nachweis einen Zusammenhang zwischen ihnen und uns behaupten zu wollen. Für das Leben gilt der Spruch, daß der, der alles beweisen will, nichts beweist, und an dem sollte auch der gelehrte Forscher festhalten. Die Geschichte der modernen Kunst müßte zuerst die Hauptpersonen und Hauptrichtungen kritisch darstellen, ehe sie zwischen ihnen und der Vergangenheit das geistige und historische Band sucht. Es ist eine Verflachung und eine Versumpfung der Wissenschaft, wenn die große Lehre, daß nichts ohne Grund dasteht, in so äußerlicher Weise angewandt wird, wie man das übrigens auch für die ältere Kunst beliebt.

Es ist wahr, daß man später unter den Künstlern, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts Gutes geleistet haben, manchen lange Zeit nicht mehr bekannten nennen wird. Der rein künstlerische Standpunkt, dem Wirkung und Zusammenhang ganz nebensächlich sind, wird die Classicisten und Nazarener ganz anders beurtheilen lassen als bisher; er wird auch das Urtheil der Gelehrten beeinflussen; aber wenn man auch noch manchem Vergessenen wieder zu Ehren verhilft, wird man nicht die Thatsache, daß Cornelius und Overbeck die Führer jener Bewegungen waren, aus der Welt schaffen können, sie verlieren vielleicht an Ansehen als Künstler, sie verlieren aber nie ihre culturgeschichtliche Bedeutung. Zieht man die Consequenzen aus dem Vorstehenden und aus der Thatsache, daß Wasmann bis zu seinem dreißigsten Jahr ein großer selbständiger Künstler war, und daß er ohne directe Nachfolger seiner Bestrebungen blieb, so wird man sagen: es wird innerhalb und außerhalb der Mauern der Wissenschaft gesündigt. Es ist unrichtig, alles durch die großen Bewegungen zu erklären, es ist aber ebenso unrichtig, Feuilletonesprit an die Stelle exacten Forschens treten zu lassen. Ein Künstler, der nur das Gewordene und Gute ins Auge faßt, wird Kunstgeschichte ganz anders schreiben als der Gelehrte, der das Wachsen verfolgt. Es ist möglich, aber sehr selten, daß ein einziger Mann beide Eigenschaften in sich vereinigt: er würde das Beste schreiben können. Die einseitig Begabten müssen auf dem Standpunkt bleiben, der ihnen angewiesen ist, und sich darüber klar sein, daß sie nur Vorarbeiten liefern, Vorarbeiten allerdings, die unentbehrlich sind und unbedingt erledigt werden müssen; denn ohne sichere Klarstellung der Details, ohne deren allseitige Beleuchtung kann die Wissenschaft nicht arbeiten. Auch in dieser Hinsicht ist die Herausgabe des Wasmannwerkes freudig anzuerkennen, es dient dazu, den Historiker von manchem Vorurtheil zu befreien, obwohl es, oder vielmehr weil es gedacht ist als eine Speise für unbefangene Feinschmecker der Kunst. Es kann und darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß dieser Band in seinen Portraits und Landschaften wohl vielfach an die Biedermeierzeit erinnert, aber daß er Act- und Naturstudien enthält, die so ganz frei von irgend einer Schulrichtung sind, daß man ihre Zeit nicht bestimmen kann, wenn man die Jahreszahl nicht liest. Der Herausgeber, Hr. Bernt Grönvold, dachte in erster Linie nicht daran, der Geschichtsforschung einen Dienst zu erweisen, sondern er wollte den Kunstverständigen einen Genuß bereiten, indem er aus eines todten Künstlers Nachlaß das Beste veröffentlichte; aber die Geschichte ist ihm dankbar, und nicht nur wegen der Zeichnungen, sondern auch wegen der Autobiographie, die sie schmücken. Künstlermemoiren sind immer interessant, sie sind es doppelt, wenn sie so selbständig und so anschaulich geschrieben sind. Man erfährt aus dem Leben der Führer der damaligen Kunst so vieles, was man anderweit nicht findet, und zwar sind diese Erzählungen darum so werthvoll, weil auch sie künstlerisch concipirt und vorgetragen sind.

Dr. Karl Voll.

Mittheilungen und Nachrichten.

r. **Dr. Joseph Perles, Predigten.** Aus dem Nachlaß herausgegeben von Dr. Felix Perles. München, Theodor Ackermann, königl. Hofbuchhändler. 1896. Gr. 8°, 202 Seiten. — Dem in seinem Lebenskreise hoch angesehenen Rabbiner der israelitischen Cultusgemeinde zu München, Jos. Perles, errichteten Gattin und Sohn vereint auch seinem im Frühjahr 1894 erfolgten Tode ein Ehrendenkmal durch Herausgabe eines Bandes seiner religiösen Reden. Unter den 29 Gedächtnißreden, Weihe- und Festpredigten erscheinen 18 hier zum erstenmale gedruckt, die übrigen waren bereits früher einzeln veröffentlicht. Man muß anerkennen, daß diese Proben aus der über ein Menschenalter ausgedehnten homiletischen Thätigkeit des frommen, ernsten, gelehrten Rabbiners wohl verdienten, der Gemeinde, die er mehr als zwanzig Jahre geistlich versorgte, und dem weiteren Umkreise seiner Schüler und Verehrer erhalten zu werden. Es steckt ein edler Kern tüchtiger Gesinnung, viel Gelehrsamkeit, Fleiß und — bei aller Schlichtheit — eine gewisse rednerische Kunst darin. Sie dürften darum auch allgemeinerer Beachtung empfohlen werden, der nur die allzu oft eingeflochtenen und zumeist zwar, aber nicht immer, deutsch übersetzten hebräischen Citate ein Hinderniß bereiten. Es bedarf keiner Worte darüber, daß christlichen Lesern in diesen israelitischen Predigten immer etwas fehlen wird. Um den besten Sohn ihres Volkes gehen sie herum, der uns nun einmal, wie verschieden wir's auch dogmatisch münzen, doch immer des Glaubens Anfänger und Vollender bleibt. Aber hier wird man im ganzen mehr überrascht sein von weitgehender Uebereinstimmung in den religiös-sittlichen Grundgedanken. Soll ich auf einzelne Stücke besonders aufmerksam machen, so seien es die Trauerreden für König Ludwig II., Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. Ludwig II. ruft Dr. Perles das prophetische Wort (Amos 8, 9) nach: „Zur selben Zeit, spricht der Herr, der Ewige, lasse ich die Sonne untergehen am Mittage.“ Auf Wilhelm I.

wendet er den Ausspruch Habakuks (2, 1) an: „Ich stehe auf meinem Posten.“ Noch ergreifender benützt er bei Friedrichs III. Trauerfeier Davids Klageruf nach dem Tode Sauls und seines Sohnes Jonathan in der Schlacht am Berge Gilboa (II. Samuel. 1, 23): „Sie, die im Leben einander lieb und theuer waren, sind auch im Tod nicht getrennt.“ Daß Friedrich III. besonders sein bekannter Ausspruch gegen den Antisemitismus hoch angerechnet wird, kann man nur natürlich finden. Indeß geschieht es in keinem unedlen Sinne; dafür zeuge ein kurzes Citat aus einer Predigt am Versöhnungstage (Neilah), mit dem ich diese Anzeige schließe: „Mein Hinweis auf die trüben Verhältnisse der Gegenwart soll keinen Stachel in eure Brust senken, nicht das Gefühl der Verbitterung oder Entmuthigung in eurem Herzen zurücklassen. Nein, nein! zu allen Zeiten und zumal in dieser feierlichen Schlußstunde des Versöhnungstages sei Milde, Verzeihung, Versöhnung das Losungswort Israels. Die bedingungslose, unbeschränkte Nächstenliebe, deren Verleugnung uns gegenüber wir oft so schmerzlich empfinden, lasset sie uns unter allen Umständen hoch halten und pflegen!“

üb. Sterblichkeits- und Gesundheits-Verhältnisse während des Monats November 1896. Nach den Veröffentlichungen des Kaiserl. Gesundheitsamtes sind während des Monats November von je 1000 Einwohnern, aufs Jahr berechnet, als gestorben gemeldet worden: in München 20.6, Nürnberg 19.1, Augsburg 22.1, Würzburg 24.7, Altona 17.1, Berlin 16.4, Breslau 21.6, Frankfurt a. M. 13.6, Hannover 16.3, Kassel 17.3, Köln 17.7, Königsberg 21.5, Magdeburg 19.5, Stettin 19.8, Wiesbaden 14.7, Dresden 19.0, Leipzig 17.2, Stuttgart 15.5, Karlsruhe 19.3, Braunschweig 15.9, Hamburg 15.1, Straßburg i. E. 15.5, Metz 13.1, Amsterdam 16.6, Brüssel 23.5, Budapest 21.4, Christiania 17.3, Edinburg 19.3, Glasgow 23.0, Kopenhagen 16.1, Krakau 40.0, London 19.6, Lyon 18.4, Moskau 24.3, Odessa 30.4, Paris 19.0, Petersburg 24.7, Prag 23.3, Rom (October) 15.3, Stockholm 15.8, Triest 18.7, Turin (October) 18.7, Venedig 19.5, Warschau 26.3, Wien 19.6, New-York 16.4. (Für die nichtdeutschen Städte ist der Zeitraum von 4 Wochen, vom 1. bis einschl. 28. November, zusammengefaßt und den Berechnungen zugrunde gelegt worden.)

Der Gesundheitsstand im Monat November blieb in der überwiegenden Mehrzahl der deutschen sowohl wie der nicht deutschen Orte günstiger und die Sterblichkeit im allgemeinen niedrig, wiewohl vielfach etwas höhere Sterblichkeitsziffern als im October gemeldet worden. Insbesondere war die Zahl der deutschen Städte mit sehr geringer Sterblichkeit (unter 15.0 pro Mille) erheblich kleiner als im October; sie sank von 72 auf 42 im November. Aus ihrer Zahl nennen wir Aschaffenburg, Bamberg, Erlangen, die Vororte Berlins: Borsigwalde-Rummelsburg, Groß-Lichterfelde und Schöneberg, ferner Bielefeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Görlitz, Guben, Neiße, Osnabrück, Remscheid, Schneidemühl, Spandau, Trier, Wesel, Wiesbaden, Meißen, Plauen, Ludwigsburg, Konstanz, Wismar, Lübeck, Hagenau, Metz. Dagegen stieg die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit (über 35.0 pro Mille) auf 3. Im October hatte kein deutscher Ort eine so hohe Sterblichkeit. Die Orte sind: Weißensee (Vorort Berlins), Beeck und Langendreer. Das Sterblichkeitsmaximum, das im October 33.1 betrug, erreichte im November Beeck mit 52.9 pro Mille (infolge einer Masernepidemie). — Sehr gestiegen ist die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (von 15.0 bis 20.0 pro Mille), und zwar auf 126 von 100 im vorigen Monat. Aus der großen Zahl seien erwähnt: Amberg, Hof, Kaiserslautern, Kempten, Ludwigshafen, Nürnberg, Passau, Pirmasens, Speyer, Aachen, Altona, Barmen, Berlin, Steglitz (Vorort Berlins), Beuthen O.-S., Brandenburg, Bromberg, Charlottenburg, Celle, Düsseldorf, Duisburg, Elberfeld, Essen, Flensburg, M.-Gladbach, Halle, Hannover, Harburg, Hildesheim, Kassel, Kattowitz, Kiel, Köln, Krefeld, Magdeburg, Marburg, Minden, Münster, Nordhausen, Potsdam, Stettin, Thorn, Bautzen, Dresden, Leipzig, Reichenbach, Zittau, Eßlingen, Heilbronn, Stuttgart, Ulm, Freiburg i. B., Karlsruhe, Mannheim, Pforzheim, Darmstadt, Gießen, Mainz, Worms, Rostock, Schwerin i. M., Eisenach, Weimar, Braunschweig, Bremen, Dessau, Gera, Homburg, Colmar i. E., Mülhausen und Straßburg i. E. und von nicht deutschen Städten: Amsterdam, Christiania, Edinburg, Kopenhagen, London, Lyon, Paris, Stockholm, Venedig, Wien, New-York und aus dem October Rom und Turin. Die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterblichkeit (20.0 bis 23.0 pro Mille) ging von 42 im October auf 40 zurück, so in Augsburg, Bayreuth, Fürth, Ingolstadt, München, Landshut, Bochum, Breslau, Danzig, Dortmund, Frankfurt a. O., Gleiwitz, Königsberg, Posen, Tilsit, Annaberg, Cannstatt, Altenburg, Köthen und von nicht deutschen Orten: Budapest und Glasgow.

Die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit blieb im ganzen gering. Von je 10,000 Lebenden starben, aufs Jahr berechnet, in Hamburg 38, in Berlin 42, in Dresden 58, in Stuttgart 74, in München 84 Säuglinge. Die geringe Sterblichkeit des Säuglingsalters wurde hauptsächlich durch das seltenere Vorkommen von acuten Darmkrankheiten hervorgerufen; insbesondere nahm die Zahl der Todesfälle an diesen Krankheitsformen ab in Augsburg, München, Nürnberg, Berlin, Breslau, Elbing, Köln, Königsberg, Magdeburg, Stettin, Dresden, Leipzig, Stuttgart, Gera, Hamburg, Straßburg, Amsterdam, Brüssel, Budapest, Christiania, Kopenhagen, Krakau, London, Moskau, Odessa, Paris, Triest, Turin (October), Venedig, Warschau, Wien, New-York; zu nahm sie nur in Lyon und Prag. Dagegen mehrte sich fast allgemein infolge der rauheren Witterung das Vorkommen von acuten Entzündungen der Athmungsorgane mit tödtlichem Ausgang, wodurch auch die im allgemeinen größere Sterblichkeit, insbesondere der höheren Altersclassen bedingt wurde. So war die Zahl der Todesfälle an diesen Krankheiten gesteigert in München, Nürnberg, Würzburg, Aachen, Altona, Barmen, Berlin, Charlottenburg, Düsseldorf, Elberfeld, Essen, Frankfurt a. M., Köln, Krefeld, Magdeburg, Stendal, Stuttgart, Freiburg i. B., Bremen, Hamburg, Amsterdam, Brüssel, Budapest, Christiania, Kopenhagen, Krakau, London, Lyon, Paris, Petersburg, Prag, Rom (October), Stockholm, Triest, Venedig, Warschau, Wien, während sie in nur wenigen Orten, darunter Breslau, Halle, Braunschweig, Moskau eine kleinere wurde, oder in Dortmund, Hannover, Königsberg, Dresden, Leipzig, Straßburg i. E., New-York nahezu gleich groß wie im October blieb. Auch Erkrankungen und Sterbefälle an Grippe wurden häufiger gemeldet; doch blieb der Verlauf im ganzen mild. Mehrfache Todesfälle an Grippe gelangten aus Leipzig und Petersburg je 2, aus Elberfeld und Budapest je 3, aus Barmen 4, aus New-York 5, aus Hamburg und Paris je 6, aus Moskau 7, aus Berlin 8, aus London 56 zur Mittheilung. — Auch Todesfälle an Lungenschwindsucht zeigen gegen den vorigen Monat eine Zunahme.

Die Cholera-Epidemie in Aegypten ist erloschen. Anfang November (den 3.) wurde aus Alexandrien der letzte Todesfall zur Anzeige gebracht. In Calcutta erlagen der Cholera vom 4. Oct. bis 7. Nov. 37 Personen. In Singapore kamen im October 58 Erkrankungen und 34 Todesfälle an Cholera zur Feststellung. Auf Java ist in Soerabaia Mitte November die Epidemie ausgebrochen. — Die Pest in Bombay hat in der Zeit vom 10. Oct. bis 2. Nov. bei 255 Erkrankungen 192 Todesfälle hervorgerufen (jedoch wird die Zahl der Fälle viel höher geschätzt, als angegeben). Besonders heftig tritt die Seuche im Bezirk Mandvi auf. Die Zahl der aus Bombay geflüchteten Einwohner übersteigt 100,000. Die Hauptschuld an der Verbreitung wird den ungünstigen Verhältnissen der ärmsten Volksclassen zugeschoben. — Auf Cuba herrscht das Gelbfieber, besonders in Havana, mit großer Heftigkeit. Vom 23. October bis 26. November sind bei ca. 1100 Erkrankungen 422 Todesfälle (darunter sehr viele beim Militär) gemeldet worden. Auch in Cardenas, Santjago, Cienfuegos, Sagua la Grande, Matanzas herrschte Ende October bis Mitte November die Epidemie in größerer Ausdehnung. In Guantanamo wurden im October 2 Todesfälle festgestellt. Auch in Guadeloupe wurden Anfang October in Barre Terre einige Gelbfieberfälle beobachtet. In S. Salvador (zu Libertad und Acajuca), auf Haiti in Port au Prince ist die Seuche Ende October, bezw. Anfang November ausgebrochen. In Rio de Janeiro war dagegen die Epidemie Mitte October dem Erlöschen nahe; vom 20. September bis 25. October sind daselbst nur noch 5 Todesfälle an Gelbfieber vorgekommen.

Von anderen Infectionskrankheiten zeigten sich Masern, Scharlach, Diphtherie und Keuchhusten mehr, typhöse Fieber und Pocken seltener als im October. Die schon im September und October vielfach herrschenden Masern haben im November noch mehr an Ausbreitung gewonnen; sie zeigten sich außer in Budapest, Glasgow, Kopenhagen, Odessa, Wien noch in den Regierungsbezirken Aachen, Arensberg, Düsseldorf, Erfurt, Hildesheim, Königsberg, Schleswig, Stettin, Wiesbaden sehr zahlreich und traten in einzelnen Orten wie in Beeck, wo sie 39, in Karlsruhe 23, London 61, Moskau 26 Opfer forderten, recht bösartig auf. Auch in Altendorf, Berlin, Borbeck, Hamm, Würzburg, Dresden, Warschau war die Zahl der Masernsterbefälle größer. Das Scharlachfieber hat in Breslau,

Digitized by Google

Dresden, Krakau, London, Moskau, Petersburg, Wien, New-York mehr, in Berlin, Budapest, Glasgow weniger Sterbefälle hervorgerufen. Sehr heftig herrschte das Scharlachfieber in Odessa und Warschau, doch war die Zahl der gemeldeten Sterbefälle (140, bezw. 101) etwas kleiner, als im October. Auch aus dem Regierungsbezirk Düsseldorf wurden zahlreiche Erkrankungen an Scharlach gemeldet. Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup war vielfach größer, als im October; so namentlich in Kaiserslautern, München, Barmen, Dortmund, Düsseldorf, Gnesen, Halle, Kiel, Köln, Königsberg, Dresden, Wurzen, Straßburg i. E., Petersburg, Triest, Wien, New-York. In Nürnberg, Berlin, Breslau, Leipzig, Magdeburg, Stettin, Amsterdam, Moskau, Warschau war die Zahl der Todesfälle nahezu gleich, in Budapest, Krakau, London, Odessa, Paris, Prag dagegen kleiner als im vorigen Monat. Auch aus den Regierungsbezirken Arnsberg und Düsseldorf kamen viele Erkrankungen zur Anzeige. — Unterleibstyphus kam meist seltener vor, als im October; so in Berlin, Budapest, London, Lyon, Petersburg, Warschau, Wien, New-York, Rom (October); in Odessa, Paris, Prag nahm die Zahl der Sterbefälle etwas zu, in Moskau und Christiania blieb sie unverändert. In Pola (Istrien) ist eine heftige Typhusepidemie ausgebrochen, deren Entstehung auf Verunreinigung der Brunnen durch Erdarbeiten zurückgeführt wird. Todesfälle an Flecktyphus kamen vereinzelt aus Brandenburg, Düren, Spandau, Moskau, Petersburg zur Mittheilung; auch Erkrankungen zeigten sich in Wien vereinzelt, in Petersburg mehrfach. — An Genickstarre wurden gleichfalls nur vereinzelte Erkrankungen aus Berlin und Wien (je 2), aus Frankfurt a. O., Königshütte, dem Reg.-Bez. Schleswig gemeldet; Todesfälle wurden wenige, aus Mailand und Petersburg je 1, aus Berlin und Moskau je 2, aus New-York 7 zur Anzeige gebracht. Dem Keuchhusten erlagen in Berlin und London mehr Kinder als im October. — Todesfälle an Pocken wurden aus Wien 1, aus Moskau und Paris je 2, aus Petersburg 4, aus Bukarest 16, aus Odessa 25, aus Warschau 31 gemeldet. In Madrid, wo sich die Seuche Anfang December in allen Stadttheilen und selbst unter den wohlhabenderen Classen der Bevölkerung zeigte, starben im November 385 Personen (d. i. 21.53 Proc. aller im Monat in Madrid Gestorbenen) an Pocken. Erkrankungen an Pocken kamen aus dem Reg.-Bez. Arnsberg 1, aus Wien 3, aus Petersburg 25, aus Paris 34 zur Mittheilung. — Von seltener vorkommenden Infectionskrankheiten wurden aus Moskau und Petersburg je 2 Todesfälle an Milzbrand berichtet.

ck. Eine französische Zeitschrift meldet, daß Lea Taistoj von der „Heiligen Synode" in St. Petersburg excommunicirt worden sei. Der Oberprocurator Pobjedonoszew soll einem Comité, bestehend aus drei Metropoliten, vier Erzbischöfen und fünf Bischöfen, den Auftrag ertheilt haben, die letzten Schriften des berühmten russischen Moralphilosophen zu prüfen, und auf Grund dieser Prüfung sei die Excommunication wegen Ketzerei verfügt worden. Das Resultat dieser Maßregel beschränkt sich einstweilen auf das Verbot einiger bisher unbeanstandeter Broschüren Tolstoj's, aber die Verwandten desselben fürchten, daß man ihn in ein Kloster internirrn und ihm einige bürgerliche Rechte entziehen könnte. Directe Nachrichten aus Rußland haben diese Meldung bisher noch nicht bestätigt.

* Auf dem sagenberühmten Drachenfels bei Dürkheim in der Pfalz wurde vom Vorstand des Alterthums-Vereins für den Canton Dürkheim im Jahre 1896 die einzige auf festem Boden Deutschlands befindliche Runeninschrift entdeckt. Sie besteht nach der von den Archäologen Mehlis and Wilser gegebenen Erklärung in folgenden zwei Runenzeilen:

Tir
Itiuafrit.

Idafrit wird als „der blühend Schöne" gedeutet, Tir auf den germanischen Kriegsgott bezogen. (?) Die werthvolle Inschrift wurde nun, wie die „Frankf. Ztg." erfährt, um sie aur Zerstörung zu bewahren, nach Einholung verschiedener Gutachten aor kurzem vom Entdecker aus ihrem bisherigen Felsverband gelöst. Sie stand bisher auf einem großen Findlingsbrocken in der sogenannten „Drachenhöhle" una wurde von diesem sorgsam getrennt, was ohne jeden Unfall gelang. Bei Glatteis und Schnee wurde die Steinplatte von 44 cm Länge, 30 cm Breite and 8 cm Dicke nach Weidenthal hinadgeschafft und dann in Neustadt in einem Eichenholzkasten mit Glasplatte untergebracht. Der Entdecker übergab sein, nach den Bestimmungen des Code civil ihm gehöriges, Fundobject dem Museum zu Dürkheim als Geschenk. Hier ist nun seit Anfang Januar das Denkmal, das wahrscheinlich aus der spätreen Merodingerzeit (7.—8. Jahrhundert n. Chr.) stammt, unter Glas und Rahmen zu sehen.

* Würzburg. Den 6. Juli ds. Js. wird Geheimrath Professar v. Köllikee den 80. Geburtstag and gleichzeitig das 50jährige Jubiläum seiaer Wirksamkeit an der hiesigen Universität begehen.

* Karlsruhe. Am 24. d. M. feiert Geheimrath Professor Dr. Gustav Wendt, Director des hiesigen Gymnasiums, hach verdient um das höhere Schulwesen in Baden, den 70. Geburtstag.

* Heidelberg. Geheimrath Prof. Victor Meyer ist zum Präsidenten der deutschen chemischen Gesellschaft gewählt worden.

* Jena. Verhandlungen sind im Gange, die eine alsbaldige und reichliche Vermehrung der Lehrmittel der hiesigen Universität in mehreren Facultäten zum Gegenstand haben.

* Petersburg. Entsendet wurden von der Akademie der Wissenschaften: der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität Syrku nach Slavonien, dem Banat, Siebenbürgen, der Bukowina und nach den Klöstern von Rumänien, um in diesen Ländern Studien über slavische Documente und Manuscripte zu machen; der Kunsthistoriker Professor Kondakow zu Studien über die christliche Bevölkerung des Orients nach dem Athos.

* Lima. Die hiesige Geographische Gesellschaft hat den Erforscher der Balearen, Erzherzog Ludwig Salvator, sowie den bisherigen Generalconsul in Genua Dr. Karl n. Scherzer zu Ehrenmitgliedern ernannt; letzteren namentlich mit Rücksicht auf seine eifrigen and erfolgreichen Bemühungen im Interesse der wissenschaftlichen Verwerthung der Cocapflanze, wodurch deren Anbau in Peru und Bolivien in so großartiger Weise zugenommen hat, daß dadurch demalen tausende non Ansiedlern einen neuen und lohnenden Erwerb gewonnen haben.

* Bibliographie. Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

La Vita Italiana. Rivista illustrata. N. S. Anno III. Fasc. I—ii, Dec. 1896 — Genn. 1897. Roma, Società editrice Dante Alighieri. — Cesare Cantù periodico di lettere, storia, scienze ed arti, diretto da Camillo Tommasi. Anno I. Num. 1. Genn. 1897. Milano, Paolo Carrara. — Alldeutscher Verband: Genügt Deutschlands Wehrkraft zur See? Mahnruf; Deutsche Ansprüche an das türkische Erbe; Die Behandlung der nationalen Minderheiten and die Lage des Deutschthums in Böhmen, nach einer Rede von Heinrich Brade; Die geschichtliche Berechtigung des deutschen Nationalbewußtseins, Rede von Dr. Eduard Heyck. München, J. F. Lehmann 1897. — Die Laufbahnen in der deutschen Kriegs-Marine. Compendium der wesentlichsten, auf den Eintritt und den Dienst in der Marine bezüglichen Vorschriften. Auf Grund der neuesten Bestimmungen nach amtlichen Quellen zusammengestellt. 3. Aufl. Berlin, R. v. Decker 1897. — Dr. O. Lassar: Das medicinische Studium der Frau. Berlin, S. Karger 1897. — *Université libre de Bruxelles:* Rapport sur l'année académique 1895—96. Bruxelles, Bruylant-Christophe et Comp. 1896. — Hans *Zopke:* Professor Franz Reuleaux. A biographical sketch. Washington, Columbian University. — Karl Dziatzko: Beiträge zur Kenntniß des Schrift-, Buch- und Bibliothekswesens. III. Mit 2 Typenfacsimile und 1 Tafel. (Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten. 10. Heft.) Leipzig, M. Spirgatis 1896. — Dr. Friedrich Leitschuh: Katalog der Handschriften der Kgl. Bibliothek zu Bamberg. 1. Bd. 2. Abth.: Historische Handschriften. Bamberg, C. C. Buchner 1897. — Wolfgang Schreiner: Blick in die Geschichte des römischen Reiches and der germanischen Volksstämme zur Feststellung der Geschichte Einings aon Trajan bis Diocletian. Zur geschichtlichen Orientirung für die Besucher der dortigen Römerausgrabungen. Landshut, Joh. Thomann 1896.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 119. Band. Zweites Heft.

Inhalt: Alberus Bohemus. Neue Forschungen von Dr. G. Ratzinger. — Die Freimaurerei und der „Culturkampf". — Deutsche Humanisten als Anwälte christlicher Literatur. — Aus St. Gallen. — Karl Graf von Montalembert in seiner Jugendzeit. (Schluß.) — Zeittäufe. Der Zweibund mit Oesterreich and der Dreibund. — Die Wallfahrtsgeschichte von Einsiedeln. — St. Bernardin von Siena. (1380)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 19. Januar. Nummer 14.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Röntgenstrahlen im Dienste der Medicin. Von Dr. Walther. — Sulu und Sulumassen in Deutsch-Ostafrika. Von Dr. Karl Weule. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Röntgenstrahlen im Dienste der Medicin.

Im December 1895 veröffentlichte Wilhelm Konrad Röntgen, ordentlicher Professor an der Universität Würzburg, die Entdeckung einer neuen Art von Strahlen, die er X-Strahlen nannte, und die durch ihre Fähigkeit, Körper zu durchdringen, die für gewöhnliche Lichtstrahlen undurchlässig sind, sofort ein allgemeines Interesse auch außerhalb der Kreise der zunächst betheiligten Physiker erregten. Vor allem war es die Möglichkeit, mittelst der X-Strahlen den lebenden menschlichen Körper zu durchleuchten, welche sofort die Aerzte und besonders die größeren klinischen Institute veranlaßte, ihrerseits die weitere Verwerthbarkeit dieser neuen Strahlen zu prüfen. Bei dem regen Eifer, der sich auf allen Seiten entwickelte, wurde die Erfindung schnell vervollkommnet, damit ihre Brauchbarkeit vermehrt und das gleich anfangs erregte allgemeine Interesse nicht nur wachgehalten, sondern fortwährend gesteigert.

Die X-Strahlen entstehen, wenn man durch eine Hittorf'sche Vacuumröhre, oder durch einen Lenard'schen, Crookes'schen oder ähnlichen genügend evacuirten Apparat die Entladungen eines großen Ruhmkorff'schen Funkeninductors gehen läßt. Diese Röhren sind zugeschmolzene Glasröhren, in denen die Luft sehr stark verdünnt ist (etwa ein Milliontel einer Atmosphäre) und in die zwei an geeigneten Stellen eingeschmolzene Aluminium- oder Platindrähte hineinragen. Verbindet man diese beiden Drähte mit den Polen der secundären Spule des Funkeninductors, so erfolgt die Entladung in der Röhre zwischen den Enden der beiden Drähte, der Anode und der Kathode, unter Entwicklung prachtvoller Lichterscheinungen. Wo das von der Kathode ausgehende Licht, die sogenannten Kathodenstrahlen, die Glaswand der Röhre trifft, entstehen die X-Strahlen, die von hier sich geradlinig nach allen Richtungen des Raumes ausbreiten. Sie sind für das menschliche Auge nicht sichtbar, bringen aber einen mit Baryumplatincyanür bestrichenen Papierschirm zum Aufleuchten und sind sowohl dadurch für unser Auge erkennbar wie durch ihre Wirkung auf photographische Platten, die ganz der gewöhnlicher Lichtstrahlen entspricht. Für diese X-Strahlen sind nun alle Körper durchlässig, jedoch in sehr verschiedenem Grade und zwar ist die Durchlässigkeit abhängig von der Dichte der Körper und der Dicke der zu durchdringenden Schicht. So sind z. B. Papier und Holz sehr durchlässig, Metalle, namentlich Blei, Gold und Platin, sowie Metallsalze nur wenig. Durch diese Eigenschaft der größeren oder geringeren Durchlässigkeit der Körper für X-Strahlen, und weil ferner die X-Strahlen weder reflectirt noch beim Uebergang von einem ins andere Medium gebrochen werden, entsteht nun bei der Durchleuchtung eines Gegenstandes auf dem Schirm oder der photographischen Platte sein Schattenbild, welches bei nicht homogenen Gegenständen nicht nur den äußeren Umriß, sondern auch den inneren Aufbau, soweit er durch verschieden dichte Substanzen bedingt ist, wiedergibt. So werfen z. B. bei der Durchleuchtung einer Hand die Weichtheile einen nur schwachen Schatten auf den Schirm, da sie verhältnißmäßig leicht die X-Strahlen durchlassen, die Knochen aber heben sich inmitten des Weichtheilschattens als ganz dunkle Schatten ab, da sie wegen ihres Gehalts an Kalksalzen nur wenig durchlässig sind. Das Bild auf der photographischen Platte ist — im Gegensatz zur gewöhnlichen Photographie — ein Positiv, auf dem Abzug von der Platte erhält man also ein Negativ.

Die Aufnahmen der durchleuchteten Gegenstände zeigten nun bei den anfänglichen Versuchen manche Mängel. Man mußte, da die erzeugten Strahlen nur von geringer Intensität waren, mit dem zu durchleuchtenden Gegenstand näher an die Lichtquelle herangehen, wodurch nach dem Gesetz der Schattenlehre stark vergrößerte Bilder entstanden; man mußte, was bei Aufnahmen von Lebenden besonders hinderlich war, sehr lange, oft stundenlang, exponiren, um ein Photogramm zu erhalten; die Conturen dieser Bilder waren unscharf, da X-Strahlenkegel von allen Punkten der Glaswand, die von Kathodenstrahlen getroffen wurden, ausgingen. Da eine Brechung der X-Strahlen nicht nachweisbar ist und dieselben sich also nicht durch Linsen sammeln lassen, so waren nur durch bessere Construction der Röhren bessere Resultate zu erzielen. So hat sich allmählich folgende Form der Röhren als beste herausgestellt. Die Kathode ist hohlspiegelartig geformt, so daß die Kathodenstrahlen, die senkrecht von der Oberfläche abgehen, im Krümmungscentrum des Hohlspiegels in einem Punkt zusammentreffen. In diesem Punkt ist unter einem Winkel von 45° ein Platinblech angebracht, welches zugleich als Anode dienen kann. Da nicht nur die Glaswand der Röhre, sondern alle festen Körper, am besten Platin, unter dem Einfluß der Kathodenstrahlen X-Strahlen erzeugen, so geht von dem Sammelpunkt der Kathodenstrahlen auf dem Platinblech ein X-Strahlenkegel von großer Intensität aus. Bei so construirten Röhren lassen sich mit verhältnißmäßig kleinen Funkeninductoren von 10—20 cm Funkenlänge sehr schöne und scharfe Schattenbilder erzeugen. Eine Aufnahme am Menschen gestaltet sich damit jetzt folgendermaßen. Der zu durchleuchtende Theil wird in eine Entfernung von 1—1½ m von der Lichtquelle gebracht, unmittelbar dahinter kommt die photographische Platte — am besten Schleußners Gelatine-Emulsionsplatten — eingewickelt in schwarzes Papier, damit sie vor den gewöhnlichen Lichtstrahlen geschützt ist und die Aufnahme auch bei Tageslicht im hellen Zimmer gemacht werden kann. Um Verzeichnungen zu verhüten, muß die Platte möglichst senkrecht zur Längsachse des Strahlenkegels liegen. Zur Aufnahme einer Hand braucht man bei dieser Anordnung jetzt

nur noch etwa 5—10 Secunden, gegen 1—2 Stunden anfangs, eines Armes 10—20 Secunden, der Bruſt oder des Beines 2—3 Minuten, des Kopfes 5 oder mehr Minuten. Die Entwicklung der Platte und Fertigſtellung der Copien unterſcheidet ſich in nichts von der gewöhnlichen Photographie. Bringt man an Stelle der photographiſchen Platte einen Bariumplatincyanürſchirm und ſchließt die anderen Lichtſtrahlen der Röhre durch Umhüllung derſelben mit ſchwarzem Papier aus, ſo ſieht man im dunklen Zimmer auf dem Schirm unmittelbar das Bild des durchleuchteten Theiles, alſo z. B. bei der Bruſt die Rippen, die Lungen, nach unten das Zwerchfell, das bei der Athmung auf- und niederſteigt, während der Rippenkorb ſich hebt und ſenkt, und vor der Wirbelſäule das ſchlagende Herz.

Die Fortſchritte in der Röntgenphotographie und Durchleuchtung ſind alſo in der kurzen Zeit eines Jahres derart geweſen, daß die Verwerthung der X-Strahlen in der Medicin beträchtlichen Raum gewonnen hat und die anfangs gehegten Hoffnungen erfüllt, wenn nicht übertroffen worden ſind. Eine weitere Vervollkommnung iſt zunächſt wohl nur nach der Richtung zu erwarten, daß mit fortſchreitender Verbeſſerung der Röhren und damit Zunahme der Lichtintenſität die Aufnahmezeit noch mehr verkürzt und die Durchleuchtung der jetzt noch etwas ſchwierigen Objecte, wie Kopf und Bauch, erleichtert wird. Somit iſt man auch jetzt ſchon zu einem Urtheil über die Bedeutung der Röntgenſtrahlen für die Medicin berechtigt. In erſter Linie hat ſich die Chirurgie die neue Entdeckung zunutze gemacht. Gleich im Anfange waren es Fremdkörper, wie Nadeln, Glas- oder Metallſplitter, Geſchoſſe, deren Vorhandenſein und genauer Sitz durch die X-Strahlen gefunden wurde. Bald aber wurde ihr Werth für die Diagnoſe von Knochenbrüchen und -verrenkungen, der Mißbildungen und Formveränderungen, der Tuberculoſe und Geſchwülſte der Knochen erkannt, die Stellung der gebrochenen Knochenenden bis zur Heilung konnte jetzt direct mit dem Auge controlirt werden; bei Gelenkerkrankungen, bei Blaſenſteinen fand die Röntgenphotographie vortheilhafte Anwendung. Während anfangs Fremdkörper meiſt nur in Hand und Arm oder Bein zu ſehen waren, gelang es ſpäter ohne Mühe, Projectile ꝛc. im Kopf oder in der Bruſt mit X-Strahlen aufzufinden, und mit der Durchleuchtungsmöglichkeit der großen Körperhöhlen ſteigerte ſich nunmehr der Werth der Röntgen'ſchen Entdeckung auch für die innere Medicin. Es gelang, gewiſſe Erkrankungsherde der Lunge, Vergrößerungen und Verſchiebungen des Herzens, Verkalkungen an den Gefäßen photographiſch darzuſtellen; ja mittelſt des Schirmes konnte man ohne weiteres die Arbeit des Herzens, der Lungen, des Kehlkopfes beim Schlucken beobachten. Dieſe angeführten Beiſpiele werden ungefähr einen Ueberblick gewähren und zeigen, wie mannichfaltig die Brauchbarkeit und Nützlichkeit der X-Strahlen zur Diagnoſe und genauen Erkennung vieler Krankheiten iſt. Man hat in allzu großem Enthuſiasmus wohl auch geglaubt, daß man in gewiſſen Fällen ein Heilmittel in den Röntgenſtrahlen bekommen habe, man glaubte, ihnen eine abtödtende Wirkung auf Bakterien im lebenden Körper, z. B. auf Tuberkelbacillen, zuſchreiben zu können — es iſt eine Täuſchung geweſen. In der Verwendung als diagnoſtiſches Hülfsmittel, nicht als Heilmittel, liegt die Bedeutung der X-Strahlen für die Medicin und da können ſie mit Recht den beſten an die Seite geſtellt werden.

Dr. Walther (Leipzig).

Sulu und Sulnaffen in Deutſch-Oſtafrika.

Von Dr. Karl Weule (Berlin).

I.

Afrika iſt wie kein anderer Erdtheil das Land der Völkerwanderungen und Völkerdurchdringungen. Auch in dieſer Beziehung iſt es der Continent der Contraſte: in ſeinem Aufbau ungegliedert, einförmig und ſtarr, fluthet ſeine Bewohnerſchaft gleich der ruheloſen Gezeitenwelle des erdumſpannenden Oceans ſeit Jahrhunderten oder gar Jahrtauſenden unſtät hin und her, alte Völker zermalmend, neue Nationen und Reiche erſchaffend. So iſt es in der Umrandung der großen Wüſte und ſo iſt es im Congobecken und an der Südſpitze des Continents. Stärker aber, intenſiver und vielgeſtaltiger ſind die Bewegungen dort, wo die alte Völkerbrücke von Bab el Mandeb aus größerer Nähe herüberwinkt, nämlich am Oſtrand und beſonders in deſſen centralem Theil, alſo in dem Gebiet, das im großen und ganzen das heutige Deutſch-Oſtafrika umfaßt.

In der That laufen wohl auf keiner gleich großen Fläche ſo viele Bewegungslinien zuſammen, wie in dieſem jetzt unter deutſcher Oberhoheit ſtehenden Theil des Rieſencontinents. Unſre Colonie bildet die Nordoſtecke des von Bantuvölkern bewohnten ungeheuern Complexes und iſt ſomit als Grenzgebiet zu den weiteſtgehenden Völkervermiſchungen prädeſtinirt. Die nördlichen Nachbaren, die Galla und Somâl, ſind Hamiten, denen von jeher der Zug nach dem Süden innegewohnt hat und die auch jetzt noch in dieſer Richtung beſtändig an Raum gewinnen. Sie ſind auf zwei Wegen vorgedrungen: auf der breiten Fläche zwiſchen dem Victoria Nyanſa und der Oſtküſte, und dem ſchmalen Strich zwiſchen dieſem großen Seebecken und der langgeſtreckten Verwerfung, die ſich durch Albert-See, Albert Edward, Kivu und Tanganyika kennzeichnet. In dem von dieſen Seen umſchloſſenen Gebiet haben dieſe unter dem Namen Wahuma oder Walma zuſammengefaßten Einwanderer eine ganze Reihe von Staaten gegründet, haben dabei merkwürdigerweiſe die Sprache der von ihnen unterworfenen Stämme angenommen und ſich ſelbſt dort rein erhalten, wo ſie, wie in den Regionen ſüdlich und ſüdweſtlich vom Victoria Nyanſa, nur vereinzelt unter den Bantuvölkern ſitzen. Anthropologiſch ſind ſie daher völlig unverändert geblieben.

Nicht ſo glücklich iſt es dem Zweig von ihnen ergangen, der öſtlich vom Victoria-See gen Süden gewandert iſt. Denſelben Weg haben nämlich, unter Kreuzung der weſtlichen Hamitenſtraße, auch Völkerſchaften vom oberen Nil genommen, die mit den Hamiten unter Beibehaltung nilotiſcher Sprache ſich vermiſchten und deren Hauptvertreter wir in den noch vor wenigen Jahren ſo viel genannten und gefürchteten Maſſai vor uns ſehen. Wann dieſe Zuwanderungen von Norden ſtattgefunden haben und in welcher Reihenfolge ſie erfolgt ſind, läßt ſich nicht mehr feſtſtellen. Jahrhunderte ſind ſicher ſeitdem vorübergerauſcht, ein Zeitraum, für den die kümmerliche Tradition des Afrikaners gänzlich verſagt; der Vermuthung und Combination iſt deßhalb hier ein größerer Spielraum gegeben, als im Intereſſe einer exacten Forſchung zu wünſchen iſt.

Weſentlich anders liegt die Sache bei den Einbrüchen in unſer Gebiet von Süden her. Hier folgen ſich die Ereigniſſe im Lichte jüngſtvergangener Tage, und wenn auch bei der verſchloſſenen Natur des dunklen Erdtheils manche Frage noch der Antwort harrt, ſo ſind wir jetzt dennoch in der glücklichen Lage, den viel verſchlungenen Bewegungen kriegeriſcher Eroberer mit ziemlicher Sicherheit folgen zu können.

Wie ein Blick auf die erſte beſte Karte von Afrika lehrt, iſt die geographiſche Gliederung des Südens unſres Schutz-

gebietes der des Nordens ganz ähnlich; wie dort der Zugang zu dem ostafrikanischen Centralplateau durch die weit gedehnte Fläche des Victoria Nyansa in eine breite Küstenebene und das schmalere Zwischenseengebiet zerlegt wird, so scheidet im Süden der schmale, lang gestreckte Nyassa-See das ausgedehnte Rovumaplateau von der engen Durchgangspforte zwischen Nyassa und Tanganyika, die ihrerseits eine weitere Verengerung erfährt durch das eingesenkte Becken des Rikwa-Sees. Trotzdem sind im Norden wie im Süden die westlichen, engen Zugangsstraßen von dem einfluthenden Völkerstrom in höherem Maße und nachhaltiger benutzt worden, als die breiten Küstenwege.

Welche Gründe einstmals die Eindringlinge des Nordens, die Wahuma und die Niloten, veranlaßt haben, die Heimath an den Hängen der afrikanischen Alpen und an den Ufern des weißen Flusses zu verlassen, entzieht sich gänzlich unsrer Kenntniß. Es ist möglich, daß die durch den kriegerischen Gallafürsten Mohammed Achmed Granj im sechzehnten Jahrhundert auf dem Osthorn des Continents hervorgerufenen Umwälzungen den Abzug einiger Stämme nach Südwesten verursacht haben, oder daß der Einbruch von Nilstämmen in das ostafrikanische Steppengebiet auf das Vordringen der Niam Niam oder A-Saude in das Gebiet des oberen Uelle und Nil zurückzuführen ist — geschichtliche Grundlagen für derartige Annahmen sind nicht vorhanden, so daß sie den Werth interessanter Hypothesen nicht übersteigen. Ueber den Anlaß zu der ostafrikanischen Einwanderung von Süden her sind wir dagegen für afrikanische Verhältnisse genau unterrichtet; es sind die ungeheuren politischen Umwälzungen, die weit im Süden, jenseits des Sambesi, in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts sich abgespielt haben.

Diese Umwälzungen beginnen bekanntlich mit dem Erscheinen des Sulufürsten Tschaka auf der politischen Bildfläche im Jahre 1817. Der bis dahin kleine und unbedeutende Stamm der Sulu wuchs unter seiner nur kurzen, aber an Kriegs- und Bluthaten, Grausamkeiten und Verwüstungen entsetzlich reichen Herrschaft zu dem mächtigsten und gefürchtetsten in ganz Südafrika empor; große Länderstriche wurden verwüstet und ganze Völkerschaften unterjocht oder vernichtet, oder aber sie zogen es vor, einem der beiden Loose durch Auswanderung sich zu entziehen. Historisch beglaubigt sind die Züge der Fecane (Ziugu), Zezibe, Baca, Amahlubi, Bomwana und Matebele, von denen der Zug der letztgenannten dadurch besonders an Interesse gewinnt, daß er unter Moselekatse's Leitung zu der Gründung jenes Reiches führte, das in unsern Tagen erst, vor wenigen Jahren, im letzten Verzweiflungskampf mit der Chartered Company geendet hat.

Die Bildung des Matebelereichs ist typisch für die Entstehung von Sulureichen fern dem Mutterlande. Mit 20,000 Unzufriedenen aus der Sulunation — Männern, Frauen und Kindern — war Moselekatse um 1820 aus der Heimath ausgezogen, um der Despotie Tschaka's zu entgehen, hatte auf kühnem Zuge eine ganze Reihe der benachbarten Betschuanenstämme zersprengt, deren Trümmer seinem Heere angegliedert und war gerade im Begriff, sich im schönsten Theil des westlichen Betschuanengebietes niederzulassen, als er von den über den Vaal vordrängenden Buren angegriffen und nach hartnäckigen Kämpfen nach Norden getrieben wurde. Die Niederlage der Matebele Moselekatse's war furchtbar, sollen doch nur 40 „Ringkopfe" (eigentliche Sulukrieger) dem Blutbad entronnen sein; dennoch sehen wir nach kurzer Zeit schon im Maschonaland nördlich vom Limpopo ein Matebelereich erstanden, das an Macht und Ausdehnung das Stammland weit übertrifft und das Jahrzehnte hindurch der Herd ständiger Unruhen und Kämpfe in Südafrika gewesen ist. So harmlos und friedfertig der Bantu im allgemeinen auch ist, so bedurfte die in ihm schlummernde Leidenschaft, Mordsucht und Raublust doch nur der Entfachung durch eine so thatkräftige Persönlichkeit wie Moselekatse es war, um aus den friedlichsten Betschuanenstämmen Kriegernationen zu entwickeln, die an militärischer Tüchtigkeit den von Haus aus kriegerisch veranlagten Sulu zum mindesten gleich kamen.

Tschaka hatte seine staunenerregenden militärischen Erfolge in erster Linie einer sehr einfachen, rein taktischen Neuerung zu verdanken gehabt. Er hatte seinen Regimentern den Wurfspeer, die bisherige Hauptwaffe aller südafrikanischen Bantuvölker, genommen und ihnen dafür den kurzen Stoßspeer in die Hand gegeben. So unbedeutend diese Neuerung auf den ersten Blick erscheint, einen so gewaltigen Fortschritt stellt sie in Wirklichkeit dar. Bis dahin waren die Sulu eine schwache Nation gewesen, die den Nahkampf ebenso fürchteten wie ihre benachbarten Gegner und deren Kampfesweise sich auf ein zerstreutes Geplänkel aus wurfsicherer Ferne beschränkte. Tschaka's geniale Neuerung zwang sie zum Angriff in geschlossener Front und zum Nahkampf mit der blanken Waffe, einer Fechtart, der, wie die Geschichte gelehrt hat, oftmals selbst europäische Truppen nicht zu widerstehen vermochten, geschweige denn ein afrikanischer Gegner.

Auch die Matebele verdanken sowohl das ungeheuer schnelle Wachsthum ihrer Macht, wie auch ihr bis in die Gegenwart reichendes Uebergewicht über die anderen Stämme des östlichen Südafrika der Beibehaltung dieser Taktik in hohem Grade, wenngleich für die Erklärung jener auffallenden Doppelerscheinung auch noch andere Factoren beträchtlich ins Gewicht fallen. In ihrer Gesammtheit begreifen diese Factoren nicht mehr und nicht weniger als die Annahme der ganzen Sulu-Lebensweise, der Sitten und der Tracht, der Schutzwaffen und des Recrutirungssystems seitens der von jenen durchsetzten Betschuanenstämme. Mit welcher Innigkeit damals diese Anpassung vor sich gegangen sein muß, zeigen deutlich die heutigen Matebele, die sich wirthschaftlich und ethnographisch so wenig von ihren einstigen Lehrmeistern unterscheiden, daß sie in der Regel zu den Sulu überhaupt gerechnet werden, während thatsächlich doch nur ihr Kern jenem Volke angehört. Sie sind ihrer Hauptmasse nach nicht wirkliche Sulu, sondern „sulusirt", um diesen keineswegs schönen, neuerdings aber viel angewandten Ausdruck zu gebrauchen. Dieser Vorgang der Sulusirung hat sich nun in Afrika bei einer ganzen Reihe von Stämmen, in den verschiedensten Gegenden und in verschiedenen Graden wiederholt, was bei den unleugbaren und leicht in die Augen springenden Vorzügen des Systems um so weniger wundernimmt, als die Anpassungsfähigkeit des Negers bekanntlich unbegrenzt ist; nur darf man den Schauplatz dieser Umwandlungen nicht im eng begrenzten Südafrika suchen, sondern muß sich zu dem Zweck weit nach Norden an die Ufer des Nyassa, an den Rovuma und den Rufidji begeben, also in jene Region, die wir als südliches Einbruchsgebiet unsrer ostafrikanischen Colonie bezeichnet hatten.

In dem Gebiet zwischen Nyassa und der Küste gruppirt sich die Bevölkerung heute folgendermaßen. An der Küste selbst sitzen Araber und Suaheli, deren Bereich sich von Lamu und Mombas im Norden bis nach Lindi im Süden erstreckt. Im unmittelbaren Hinterland folgen dann zwischen Rufidji und Rovuma, von Norden nach Süden gerechnet, die Wangindo, Wamwera und Makonde, von denen die beiden erstgenannten Stämme nur noch klägliche Reste einer früher vielleicht zahlreichen Bevölkerung darstellen und die fast ganz in den Suaheli aufgegangen sind. Auch die Makonde sind nur noch ein Ueberbleibsel eines einst

Digitized by Google

stattlichen Stammes, dessen Wohnsitze sich an beiden Ufern des Rovuma bis zur Einmündung des Lujende hinauf erstreckten. Heute sind sie auf den Süd- und Ostabhang des sogenannten Makondeplateaus nördlich von der Rovumamündung beschränkt und zählen nur noch wenige tausend Seelen. Ihnen verwandt sind die Wawia oder Mabiha, die südlich des Rovuma im portugiesischen Gebiet auf einer dem Makondeplateau entsprechenden Hochfläche hausen, unabhängig noch und völlig unerforscht. Fast vernichtet hingegen von der über sie hinweggegangenen Sulufluth stellen sich die Wanindi dar, die fest eingekeilt zwischen Magwangwara und Wayao am linken Ufer des oberen Rovuma ein kümmerliches Dasein fristen.

Mit diesen wenigen Stammesresten ist die Aufzählung der alt eingesessenen Bevölkerung nahezu erschöpft; der ganze übrige Theil des riesigen Gebietes zwischen Rufidji und Rovuma, dem Indischen Ocean und dem Nyassa-See wird, wenn er überhaupt noch bewohnt ist, von Völkerschaften eingenommen, die erst in historischer Zeit dorthin eingedrungen und entweder Angehörige des südafrikanischen Suluvolkes selbst sind, oder aber im Lauf ihrer Entwicklung und im Contact mit den Sulu die oben geschilderte Umwandlung an sich vollzogen haben.

Während der kurzen Zeit unsrer Colonialherrschaft ist kein Wort an der ostafrikanischen Küste mit größerer Häufigkeit wiedergekehrt, als der Schreckensruf: die Mafiti kommen! Jahr für Jahr drangen aus dem Innern her in die Küstenlandschaften vom Makondeplateau bis nach Usaramo und Ukami hinauf kriegerische Horden ein, die mit unheimlicher Schnelligkeit und völlig überraschend auf der Bildfläche erschienen, die Männer tödteten, die Siedlungen und Culturen verwüsteten und ebenso schnell, wie sie gekommen waren, wieder verschwanden, die Weiber und Kinder der Dahingemordeten mit sich schleppend und deren Viehbestand vor sich hertreibend. Zwar sind die räuberischen Einfälle dieser Mafiti infolge der von der deutschen Regierung ergriffenen energischen Maßnahmen allmählich seltener geworden und haben an Furchtbarkeit eingebüßt; die Bezeichnung Mafiti jedoch für jeden Krieger des südlichen Innern unsrer Colonie ist immer noch gang und gäbe, an der Küste sowohl, wie auch selbst in den offiziellen Berichten. Dieser Brauch ist zum mindesten eine Nachlässigkeit, ebenso wie jener, nach dem alles, was vom Westufer des Tanganyika kommt, als Manyema bezeichnet wird. Solange man noch nichts oder nur Unbestimmtes von der Ethnographie des Innern wußte, konnte man eine solche Generalisirung, wenn auch nicht billigen, so doch verstehen; jetzt aber, wo uns die Völkerkunde jener lange verschlossenen Gebiete doch in ihren Grundzügen wenigstens bekannt ist, läßt sich jene Gepflogenheit nach keiner Richtung hin mehr vertheidigen. Gerade die letzten Jahre sind ungemein förderlich gewesen für die Erforschung des Südens von Deutsch-Ostafrika, und nicht zum mindesten haben die militärischen Expeditionen unsrer Schutztruppe zur Lösung manches geographischen und ethnographischen Problems beigetragen.

Nach unsrer heutigen Kenntniß sind die Uebelthäter keineswegs eines Stammes, sondern recrutiren sich aus den verschiedensten Völkerschaften, die allerdings in Tracht und Kriegsgewohnheiten einander sehr ähneln, so daß man es sich wohl zu erklären vermag, wenn die erschreckten Bewohner der überfallenen Landschaften sowohl, wie auch die mit der Ethnographie Ostafrika's, besonders in den ersten Jahren unsrer Colonialherrschaft, wenig vertrauten Schutztruppenoffiziere alle Räuber des Innern mit ein und demselben Namen bezeichneten, um so mehr, als die Art ihres Auftretens Zeit zu eingehenden Beobachtungen nicht ließ. Heute wissen wir, daß jede der beiden Hauptgruppen dieser Räuberstämme mit der Regelmäßigkeit eines Wirbelsturmes ihre Bahn geht, d. h. in ihren periodisch wiederkehrenden Kriegs- und Raubzügen dieselben Stämme und Landschaften bevorzugt. So ist es ein und dieselbe Völkergruppe, die im Lauf der letzten dreißig Jahre aus dem einstmals relativ dicht bevölkerten Gebiet zwischen Rufidji und Rovuma eine menschenleere Wüste gemacht hat, in der man hunderte von Kilometern wandern kann, ohne einen bewohnten Platz zu treffen, und es sind immer dieselben Wahehe und Wambunga oder Mahenge, die seit annähernd zwanzig Jahren die Landschaften Usagara, Khutu, Ukami und Usaramo brandschatzten, bis ihnen in allerjüngster Zeit durch die deutschen Stationen hoffentlich dauernd das Handwerk gelegt wurde.

Die Räuber des Südens haben den zweifelhaften Vorzug, außer der allgemeinen Benennung Mafiti in der Literatur noch eine ganze Reihe von Namen zu führen, je nachdem sie bei den von den betreffenden Reisenden berührten Stämmen bezeichnet werden. So finden wir auf den Karten gleichzeitig die Namen Wamatschonde, Magwangwara und Mafiti, denen sich im mündlichen Gebrauch der umwohnenden Stämme noch die Bezeichnungen Mahuhu und Wangoni hinzugesellen, während das von ihnen bewohnte Gebiet Ungoni genannt wird. Welcher von diesen vielen Namen die meiste Berechtigung hat, ist a priori nicht zu entscheiden. Dem Sprachgebrauch der Bantu-Idiome zufolge sollte man im Anschluß an den Landesnamen Ungoni dessen Bewohner Wangoni nennen, eine Bezeichnung, die den Vorzug hat, auf historischer Grundlage zu beruhen, während Mafiti ein Collectivbegriff ist, der weiter nichts besagt, als daß der Träger des Namens ein gefährlicher Krieger ist, der seine Lebensaufgabe darin sieht, plötzlich und unvermuthet aus dem Landesinnern vorzubrechen, um die Bewohner der Küstenlandschaften grausam und barbarisch zu tödten und auszuplündern. Bemerkt sei an dieser Stelle, daß in vielen Regionen Ostafrika's die Schaaren der rothen, beißenden Ameise mit eben demselben Worte bezeichnet werden. Was dabei das Primäre ist, ob das unangenehme Gethier nach dem gefährlichen menschlichen Feinde benannt worden oder umgekehrt, ist eine noch offene Frage. Ist Mafiti nach alledem jedenfalls eine Bezeichnung, die sich auf eine allerdings wesentliche und charakteristische Bethätigung der so Benannten bezieht, so bedeutet der Name Mahuhu eine noch weitere Differenzirung dieser Nomenclatur. Mahuhu oder Malihuhu, wie man im Ulaugathal sagt, ist thatsächlich onomatopoetisch und gibt in den beiden Endsilben den Kriegsruf der Magwangwara wieder, der durch einfaches Vorsetzen des Bantu-Präfixes zur Stammesbenennung geworden ist. Der berechtigten allgemeinen Annahme des Namens Wangoni für unsre östlich vom Nyassa sitzenden Räuberstämme steht die Thatsache hindernd im Wege, daß er an den verschiedensten Orten Ost- und Südafrikas wiederkehrt. Wangoni sitzen sowohl in Unyamwesi im Süden des Victoria Nyansa, wie auf dem mittleren Westufer des Nyassa, und sie finden sich auch wieder tief unten im Gasaland nördlich vom untern Limpopo. Diese mehrfache Wiederkehr ist kein Zufall, sondern, wie wir bald sehen werden, geschichtlich trefflich begründet; indeß ist sie geeignet, Verwirrung hervorzurufen, und so wollen wir an dieser Stelle die am meisten gebrauchte Benennung Magwangwara vorziehen.

Diese Magwangwara bewohnen heute ganz im Süden von Deutsch-Ostafrika ein Gebiet, das ungefähr die Gestalt eines rechtwinkligen Dreiecks hat, dessen Katheten von 9° 30′ s. Br. und der östlichen Abdachung des Livingstone-Gebirges gebildet werden, während der obere Luwegu jener große südliche Quellfluß des Rufidji, die Hypotenuse darstellt. Sie sind der eigentliche Kern aller der Raubstämme, denen die grauenhafte Verödung des einst reich

Digitized by Google

mit Ansiedlungen bedeckten, von mehreren großen Handelsstraßen durchzogenen Gebiets zwischen Rufidji und Rovuma zu danken ist. Ihnen nachzustreben versuchen seit Jahrzehnten mit großem Erfolg die Wayao, jener schon seit den Tagen eines Roscher, v. d. Decken und Livingstone bekannte Volksstamm, der zu Anfang des Araberaufstandes im September 1888 den Süden unsrer Küste so nachhaltig beunruhigte und der auch in allen nachfolgenden Jahren, bis zum Herbst 1895, den Deutschen viel zu schaffen gemacht hat. Ihr Hauptverbreitungsgebiet ist der Winkel zwischen dem oberen Rovuma und dessen rechtem Nebenfluß Lujende; doch sitzen sie auch, und zwar unter der recht ansehnlichen Macht des Häuptlings Matschemba, auf dem Westabhang des Makondeplateaus. Neben ihnen und den Magwangwara kommen dann schließlich die schon oben erwähnten Wanndi kaum in Betracht, trotzdem auch sie nach dem Vorbild ihrer Unterdrücker und in deren Tracht ab und zu Raubzüge längs des Rovuma in das Gebiet der Makua unternehmen. Ihre Maskirung ist bei ihrer notorischen Feigheit zu durchsichtig, als daß sie jemals große Erfolge zu verzeichnen gehabt hätten.

Räumlich weit getrennt von diesen Räubervölkern des Südens, wenn auch ethnographisch ihnen sehr nahe stehend, hausen nördlich vom Nyassa die Stämme, deren Operationsgebiet bis vor kurzem die Landschaften nördlich des Rufidji und Ruaha waren. Die Rolle der Magwangwara wird hier von den Wahehe gespielt, deren Name in den letzten Jahren bei uns ja geradezu populär geworden ist, allerdings infolge nicht gerade sehr erfreulicher Ereignisse; ist doch die Katastrophe der Expedition Zelewski am 17. August 1891 noch ebenso unvergessen wie der blutige, wenn auch siegreiche Rachezug gegen die Landeshauptstadt Kuirenga im Herbst 1894. Auch die Wahehe haben es arg getrieben in ihrem Raubgebiet, wenn auch nicht mit dem radicalen Erfolge wie im Süden die Magwangwara. Sie haben nicht Zeit gehabt, ihr angefangenes Werk zu vollenden; einmal haben sie erst viel später in die Geschicke Ostafrika's eingegriffen, und dann sind ihnen auch die Deutschen zu früh ins Gehege gekommen. Nach den neuesten Nachrichten hat sich die deutsche Macht jetzt in unmittelbarer Nähe des nach dem Sturme vom 30. October 1894 zerstörten, von dem energischen und thatkräftigen Quawa Makinga jedoch wieder aufgebauten Kuirenga festgesetzt. Damit dürfte einer Wiederholung der auch nach jenem Feldzuge seitens der Wahehe unternommenen Raubzüge vorgebeugt und die Macht und der Einfluß des kriegerischen Stammes ein für allemal gebrochen sein.

Trotz ihrer kurzen Zeitdauer hat die Geschichte der Wahehe etwas imponirendes an sich. Vor 40 Jahren noch ein ganz winziger Stamm, den niemand fürchtete, treten sie eigentlich erst vor gerade 20 Jahren in die Reihe der ostafrikanischen Völker ein, um unter diesen andauernd eine Rolle zu spielen, wie sie in historischer Zeit keinem andern Volke Ostafrika's zutheil geworden ist. Begünstigt wurden sie dabei allerdings, von allen anderen Momenten wie Taktik, Bewaffnung und Organisation abgesehen, ganz außerordentlich durch die geographische Lage ihres Landes. Nach der Küste zu abgeschlossen durch das hier ungemein steile und schwer übersteigbare Randgebirge der afrikanischen Centralscholle, erstreckt sich Uhehe als unübersehbare wellige Ebene über das ganze Stromgebiet des oberen Ruaha, des größten linken Nebenflusses des Rufidji, nur wenig niedriger gelegen als die mittlere Paßhöhe jenes Randgebirges. Dieser Umstand verlockte natürlich geradezu zum Abstieg in die Küstenebene, um so mehr als die dort ansässigen Stämme der Wasagara, Wakhutu und Wasaramo seit langem arg zersplittert, völlig degenerirt und zu ernsthaftem Widerstande nimmermehr geeignet waren, geschweige denn zu einem Vergeltungszuge in die von Norden und Osten fast unzugängliche Heimath der Räuber. Die den Wahehe benachbarten Wambunga, die südöstlich von Uhehe längs des Ulanga sitzen und gemeiniglich nach der von ihnen bewohnten Landschaft Mahenge genannt werden, haben diesen Vorzug der geographischen Lage nicht für sich und haben sich deßhalb stets mit der zweiten Rolle auf dem östlichen Kriegsschauplatz begnügen müssen. Dagegen wurde er einst, wenn auch in abgeschwächtem Maße, den Warovi oder Wassangu zutheil. Diese Warovi, die westlichen Nachbarn der Wahehe, sind heute ohnmächtig im Vergleich zu ihrer Größe und Macht vor 40 Jahren, als sie, die Vorläufer der Wahehe, ihre Züge weit nach Norden bis Ugogo und Usagara dehnten und mannhaft den Ansturm der von Süden andrängenden Sulu zurückwarfen. Zwar haben sie unter dem vor drei Jahren gestorbenen Häuptling Merere noch eines bescheidenen Ruhmes genossen, doch war das nur ein schwacher Abglanz einer Epoche, in der sie Wahehe und Wabena, Wagogo und Wanyamwesi zu Paaren trieben. Jetzt wird ihr einstiges Gebiet überschwemmt von den Kriegerschaaren ihrer Erben; sie selbst sitzen eingeengt in einem kleinen Winkel in den westlichen Ausläufern des Livingstone-Gebirges und holen sich blutige Köpfe selbst im Kampf mit einem so unkriegerischen Gegner wie die Konde am Nord-Nyassa es sind.

Mit der soeben geschehenen Erwähnung des Sulu-ansturmes auf die Warovi ist die Frage nach der Zugehörigkeit aller dieser von Raub und Plünderung lebenden Stämme berührt worden. Wie in allen derartigen Fällen, so ist auch hier das Streben nach einer Beantwortung der Frage ebenso alt wie diese selbst; nur ist dabei zu bemerken, daß man sich bei diesem Problem noch mehr an der Oberfläche gehalten hat, als das bei der Lösung afrikanischer Völkerprobleme sonst schon geschieht, und daß die Sucht, zu generalisiren, gerade bei unsern Völkern zu Schlußfolgerungen geführt hat, denen man nicht ernstlich genug entgegentreten kann. In allen Lehr- und Handbüchern, aber auch in streng wissenschaftlichen Werken werden Masiti und Wayao, Wahehe und Mahenge, Warovi und Wabena über einen Kamm geschoren und einfach als Sulustämme bezeichnet, einzig und allein aufgrund der Aehnlichkeit oder der Uebereinstimmung in Lebensweise, Tracht und Kriegsgewohnheiten. Daß eine solche, ausschließlich auf äußerliche, leicht anzunehmende oder abzulegende Eigenschaften sich stützende Angabe vor einer wissenschaftlichen Kritik nicht Stand halten kann, ist klar, besonders wenn man die Vorgeschichte dieser Angabe berücksichtigt. In ihren Anfängen geht sie auf Livingstone zurück. Dieser Forscher fand im Herbst 1861 westlich vom Nordende des Nyassa einen Masitu genannten Volksstamm, der nur von Mord und Raub lebte, alle umliegenden Gebiete verwüstete und Frauen und Kinder raubte, um sie entweder als Sklaven an die Küstenaraber zu verhandeln oder aber die Knaben zu Kriegern des eigenen Stammes zu erziehen.[1]) Aufgrund dieser Gewohnheiten sowie ihres Aeußern und ihrer Waffen erkannte Livingstone sie ganz richtig als Sulu und theilt auch mit, daß sie ehemals landeinwärts von Inhambane und Sofala tief unten in Südafrika gesessen hätten. Auf dieser kurzen, aber wichtigen Notiz haben dann spätere Ethnographen weiter gebaut. Man wußte, daß die Masitu an der Stelle, wo Livingstone sie auf seiner ersten Reise getroffen, nicht lange geblieben, sondern unstät, als keines Menschen Freund, aber aller Menschen Feind, in den Districten um den Nyassa-See umhergewandert waren und sich mit allen eingesessenen Völkerschaften herumgeschlagen hatten. Als nun bei der zunehmenden Erforschung jener Gebiete ein Stamm nach dem andern auftauchte, dessen äußerer Aufputz dem der

[1]) *Livingstone*, Expedition to the Zambesi. London 1865. p. 381, 385.

Maſitu Livingſtone's glich und der auch ähnliche Bewaffnung und Kampfesweiſe beſaß, hat man nicht gezögert, die meiſten ohne weiteres ebenfalls für Sulu zu erklären und nur bei wenigen eine Sulunähnlichkeit oder eine Sulufirung zuzugeſtehen, ohne jedes weitere Kriterium als jene eben angeführten Momente und ohne auch über die Geſchichte der meiſten dieſer Stämme das nothwendigſte authentiſche Material zu beſitzen. Es iſt wahr, anthropologiſch und ſprachlich ſind wir auch heute nicht viel weiter als vor zwei oder drei Jahrzehnten, aber wir vermögen doch ſcharf die ethnographiſchen und politiſchen Grenzen zu ziehen, ſind im allgemeinen ganz ausreichend mit der Landes- und Volkskunde vertraut und haben für mehrere der Völkerſchaften authentiſche Angaben über deren Wanderungen und Kämpfe.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Marx.** Von Dr. Adolph v. Wenckſtern. (Leipzig. Duncker u. Humblot. 1896.) — Das Marx'ſche „Capital" hat in der volkswirthſchaftlichen, philoſophiſchen und hiſtoriſchen Litteratur einen Sturm hervorgerufen, wie wohl vor ihm noch keine nationalökonomiſche Publication. Die leidenſchaftlichen Vertheidigungen und Lobpreiſungen der Socialiſten, die kritiſchen Beſprechungen, die Verſuche zu einer Klärung der zahlreichen, auf den erſten Blick faſt unvereinbar erſcheinenden Widerſprüche ſind zu einer vielbändigen Litteratur angeſchwollen, deren Bewältigung von Jahr zu Jahr ſchwieriger wird. Zwiſchen der Publication des erſten und des dritten Bandes des „Capital" lagen faſt zwanzig Jahre. In dieſer Zeit haben die Marx'ſchen Ideen weite Kreiſe erfaßt, und es iſt wohl eine in der geſammten Wiſſenſchaft einzig daſtehende Erſcheinung, daß ſich eine eigene Litteratur darüber bildete, wie wohl in dem erſt für eine ſpäte Zeit in Ausſicht ſtehenden dritten Bande die Löſung des ganzen Problems ausfallen, wie wohl die Widerſprüche des erſten und zweiten Bandes ihre endgültige Beilegung finden möchten. Der dritte Band liegt vor, er hat aber die Löſung der Marx-Controverſe nicht gebracht, vielmehr die Widerſprüche und Zweifel nur noch bedeutend vermehrt, den Streit nur aufs neue angefacht. Der allgemeine Eindruck, der ſich nach der Lectüre der ſeither erſchienenen Marx-Scholien ergibt, iſt aber der, daß man von einer Klärung der Anſchauungen weiter entfernt iſt, als jemals, wie dies ja auch auf einem Gebiete, wo nicht die logiſche Forſchung, ſondern die Parteileidenſchaft das erſte Wort ſpricht, begreiflich iſt. Die ſoeben publicirte Marx-Studie von A. v. Wenckſtern gehört unſres Erachtens zu den verdienſtlichſten und gründlichſten Erörterungen der Marx-Controverſe. Was ſie beſonders von den meiſten bisher erſchienenen Büchern über Marx unterſcheidet, iſt, daß der Autor nebſt einer gründlichen nationalökonomiſchen Erörterung des Capitals ſeine Sache viel tiefer faßt und die allgemein hiſtoriſchen und philoſophiſchen Wurzeln der Marx'ſchen Doctrin bloßlegt. Der erſte Theil der Studie bietet eine textexegetiſche Zergliederung der Hauptideen des „Capitals" und der früheren Marx'ſchen Schriften. Auf dieſem Gebiete iſt ſelbſtverſtändlich nicht allzu viel neues zu ſagen, denn hervorragende nationalökonomiſche Schriftſteller wie Böhm, Anton Menger, Wolf ꝛc. ſind der Marx'ſchen Doctrin ſchon früher hart auf den Leib gerückt. Gleichwohl werden hier die weſentlichen Begriffe, mit denen Marx operirt, neuerdings kritiſch erörtert. Hier iſt ein beſonderes Verdienſt des Autors, daß er den verſchiedenen langathmigen Deductionen, logiſchen Beweiſen und auch praktiſchen Rechenbeiſpielen Marx' nachgegangen und oft recht ſchlagend gezeigt hat, wie in dem ſcheinbar ſo unwiderleglichen logiſchen Gebäude manche ſchwere Lücke klafft, manches Glied der Kette fehlt und durch künſtliche Paralogismen, oft auch durch trügeriſche Wortenbindungen einfach überſprungen iſt. Die in ſich ſelbſt wie ein Kartenhaus zuſammenfallende Conſtruction des Mehrwerthes, des abſoluten Werthbegriffes, der induſtriellen Reſerve-Armee wird nochmals erörtert und oft durch glückliche Deductionen aus den Prämiſſen des „Capitals" widerlegt. Allerdings iſt dieſer Theil des Werkes ebenſo ſchwer geſchrieben wie Marx ſelber ſchreibt, was wohl durch die Sublimität des Gegenſtandes bedingt war. Der zweite, auch für den Nicht-Nationalökonomen mehr Intereſſe bietende Theil behandelt die Beziehungen zwiſchen Marx einerſeits und Ariſtoteles, Proudhon, Stirner, Kant, Hegel, Schopenhauer und Jules Le Chevalier andererſeits. Hier finden wir abermals zahlreiche feine Bemerkungen, welche für die wiſſenſchaftliche Bildung und philoſophiſche Vertiefung des Autors ein ſehr günſtiges Zeugniß ausſtellen. Vermißt haben wir eine breitere und tiefere Darſtellung der von Marx begründeten ſogen. materialiſtiſchen Geſchichtsauffaſſung. Wenckſtern macht zwar auf die Wurzeln dieſer Theorie aufmerkſam und bringt einen neuen und intereſſanten Hinweis auf den ſonſt wenig gekannten Jules Le Chevalier, in welchem alle Elemente dieſer von Marx exploitirten Lehre ſchon enthalten ſind; allein eine eingehende Zuſammenfaſſung und tiefgehende Behandlung dieſer Doctrin, welche in unſerm ganzen Zeitalter den Stempel aufgedrückt hat und die weite Verbreitung der ſonſt ſo blutloſen Marx'ſchen Lehre erklärt, werden wir in dem Buche vergebens ſuchen. Und doch liegt gerade darin faſt der einzige Umſtand, welcher das vielbändige Marx'ſche „Capital" davor bewahrt hat, dem gleichen Schickſal wie ſo viele ſocialdemokratiſch-utopiſtiſche Compendien anheimzufallen. Weil eben Marx mit dieſer Geſchichtsauffaſſung, deren erſter und wirkſamſter Vertreter er war, eine in der Zeit liegende, vielen ſympathiſche Note angeſchlagen hat, weil er es verſtand, die großen Errungenſchaften der Naturforſchung und Technik für ſich auszunützen, hat ſeine Lehre namentlich bei der Jugend tiefe Wurzeln gefaßt und einen nicht leicht auszurottenden Einfluß genommen. Der materialiſtiſchen Geſchichtsauffaſſung iſt ein großes, vielleicht der überwiegende Theil der unſeligen, ja weittragenden Wirkſamkeit des „Capital" zuzuſchreiben, welche fortdauern wird, wenn die dilettanten Lehren dieſer ſocialiſtiſchen Bibel längſt in der allgemeinen Auffaſſung als klar erkannt ſind, wie dies bei den meiſten fachwiſſenſchaftlichen Autoritäten ſchon jetzt der Fall iſt. Gleichwohl nimmt die zu geringe Berückſichtigung dieſes einen Momentes dem Wenckſtern'ſchen Buche nicht ſeinen Werth, welcher darin beſteht, daß das Buch den großen Vorzügen Marx' gerecht wird, zugleich aber die Fehler und inneren Schäden ſeines hohlen Baues bloßlegt.

* Der philoſophiſch-hiſtoriſchen Claſſe der **Wiener Akademie** hat am 7. d. M. Hofrath Dr. G. Bühler einen Abklatſch der von Dr. A. Führer kürzlich gefundenen Aſoka-Inſchrift aus dem nepaleſiſchen Terai (Dſchungelgebiet) vorgelegt, welche die Lage der Geburtsſtätte Buddha's genau fixirt. Den Bemerkungen Bühlers entnehmen wir, daß die Frage, wo Kapilavaſtu, der Geburtsort des Gründers der buddhiſtiſchen Religion, zu ſuchen ſei, die indiſchen Archäologen ſeit mehr als 30 Jahren beſchäftigt hat. Der verſtorbene Director des Archaeological Survey, Sir A. Cunningham, entdeckte 1863 die Ruinen von Srâvaſtî, jetzt Sahet-Mahet aber richtiger Set-Mahet in der Nähe von Balrampur. Hiemit war eine Möglichkeit gegeben, auch die Lage von Kapilavaſtu zu beſtimmen. Denn die chineſiſchen Buddhiſten Fa-hien und Hiuen-Thſiang, die um 400 und 630 n. Chr. von Srâvaſtî aus ihre Pilgerfahrten nach der Heimath Buddha's antraten, haben in ihren Memoiren genaue Angaben über die Diſtanzen der Haltepunkte und über die Richtung, in der ſie reiſten, hinterlaſſen. Da nach beiden Kapilavaſtu ſüdöſtlich von Srâvaſtî in einer Entfernung von etwas über 80 engliſchen Meilen lag, ſo glaubte Sir A. Cunningham die Stadt in dem modernen Nagar Kaſa, 81 engliſche Meilen von Set-Mahet im Diſtricte von Baſti zu erkennen. Später nahm ſein Aſſiſtent, Mr. Carlleyle, der im Diſtricte von Baſti nun Gorakhpur im Winter 1875/76 bereiſte, die Unterſuchung wieder auf und ſuchte Kapilavaſtu etwa 18 engliſche Meilen weiter nördlich in Bhuila Dih am Fluſſe Rawai. Im März 1895 aber brachte Dr. Führers Reiſe nach dem nepaleſiſchen Terai nämlich von Gorakhpur in dem Dorfe Nigliva ein Document ans Licht, das die Unrichtigkeit beider früherer Identificationen bewies und den Weg zu einer ſicheren Löſung des Problems bahnte. Dr. Führer fand dort neben den Ruinen eines Stûpa auf einer Säule eine Inſchrift des Mauryakönigs Aſoka, von der Bühler nachwies, daß ſie erklärt, Aſoka habe in ſeinem 15. Regierungsjahre den Stûpa des mythiſchen Buddha Kanakamuni zum zweitenmale reſtauriren laſſen und ſei in einem ſpäteren Jahre, deſſen Zahl verloren gegangen iſt, ſelbſt zum Stûpa gepilgert und habe ihn verehrt. Bühler fügte hinzu, daß, nach den Angaben der Ceſlonеſen, die das Nirvâna des Kanakamuni in den Pâdukârâma „den Berggarten oder das Bergkloſter" verlegen, der gefundene Stûpa zur Erinnerung an dieſes Ereigniß errichtet ſein müſſe. Dr. Führer fand dann auch Vergleichung von Hiuen-Thſiangs Memoiren, daß der Stûpa des Nirvâna des Kanakamuni ebenſo wie die Säule und Aſoka's Inſchrift dort erwähnt wird, und daß dem dort gegebenen Itinerar zufolge Kapilavaſtu ganz in der Nähe von Nigliva liegen muß. Er faßte daher den Plan, zunächſt

Digitized by Google

die Ausgrabungen bei dem Stûpa von Nigliva vorzunehmen, welche die Nepalesen inzwischen auf Ansuchen der indischen Regierung bewilligt hatten, und dann die ganze Umgegend von Tauliha bis nach Bhaonagpur zu durchforschen, wo noch eine Säule mit einem Açoka-Edicte existiren solle und das ohne Zweifel in seinen dichten Wäldern die herrlichen Monumente des alten Kapilavastu, des Geburtsortes des Buddha Çâkyamuni, sowie seiner ausgedehnten Vororte berge.

Dr. Führer trat die projectirte Reise gegen Ende des vergangenen November an. Bei seiner Ankunft im Terai stellte es sich heraus, daß Ausgrabungen in Nigliva nicht möglich waren, da die diesjährige Hungersnoth Nepal besonders stark betroffen hat und deshalb nicht eine größere Anzahl Arbeiter die Lebensmittel nicht zu beschaffen waren. Er suchte deshalb sofort die Säule von Bhagwanpur auf und fand diese am 1. December, etwa 13 englische Meilen von Nigliva bei dem nepalesischen Dorfe Paderia, 2 englische Meilen nördlich von der nepalesischen Bezirksstadt Bhagwanpur. Bei seiner Ankunft war nur ein kleines Stück, 9 Fuß hoch, sichtbar, welches zahlreiche Inschriften von Pilgern, darunter eine aus dem Jahre 800 n. Chr., deckten. Glücklicherweise hatte der nepalesische Gouverneur von Palpa sein Lager ganz in der Nähe. Auf Dr. Führers Kosten ließ dieser die Säule vollständig freilegen. Es stellte sich heraus, daß sie 25 Fuß hoch ist, und 10 Fuß unter der Erde kam die in Ausdehnung erhaltene Açoka-Inschrift zum Vorschein, deren Text besagt, daß „der göttergeliebte König Piyadasi, nachdem er 20 Jahre gesalbt war, (nun im 21. Regierungsjahre) selbst kam und andeute, sagend: hier ist Buddha, der Çâkya-Muni, geboren", und daß er „eine Steinsäule aufrichten ließ, welche verkündet: hier ist der Verehrungswürdige geboren". Unmittelbar darauf wird das Dorf Lummini erwähnt. Der Name desselben entspricht dem des Haines oder Gartens von Lumbini, wo der buddhistischen Tradition zufolge Mâyâdevî, die Mutter von Kapilavastu, den zukünftigen Buddha gebar. Damit ist der Beweis für die Identification der Geburtsstätte Buddha's geliefert, wenn man nicht etwa annehmen will, daß die Säule von irgend einem anderen Orte nach Paderia verschleppt ist. Obschon durchaus kein Grund für eine solche Annahme vorliegt, so erwähnt doch Dr. Führer noch ausdrücklich einige Punkte, welche beweisen, daß Hiuen-Thsang diese Säule an derselben Stelle gesehen hat. In seiner Beschreibung des Lan-mi-ni (Lumbini)-Gartens sagt dieser, daß von Açoka errichtete hohe Säule stehe dort in der Nähe von vier Stûpa; dieselbe sei ursprünglich durch die Figur eines Pferdes gekrönt gewesen, später aber durch die Machinationen eines bösen Drachen in der Mitte entzwei gebrochen. Dies entspricht der Wirklichkeit recht gut. Die Ruinen von vier Stûpa liegen in der unmittelbaren Nähe der Säule. Der oberste Theil der Säule nebst dem Capitell fehlt nun, scheint durch einen Blitz zersplittert zu sein. Auf letzteres deutet auch wahrscheinlich Hiuen-Thsangs Bemerkung über den bösen Drachen. Denn die Buddhisten schreiben jedes Unwetter dem Zorne der Nâga oder Schlangengötter zu, und die Chinesen geben Nâga regelmäßig durch „Drache" wieder. Zum Ueberfluß mag endlich noch erwähnt werden, daß der alte Name der Stätte in der jetzt üblichen Bezeichnung Rumin-dei erhalten ist, deren erster Theil ohne Zweifel Lumbini-Lummini entspricht.

Nach der Fixirung der Lage von Lumbini machten die genauen Angaben der Chinesen es Dr. Führer leicht, die Ruinen von Kapilavastu und der beiden benachbarten Stûpa des mythischen Buddha Krakucanda aufzufinden. Die ersteren liegen genau so, wie Fahien behauptet, ungefähr 8 englische Meilen (50 Li) nordwestlich von Lumbini(Rumin-dei) und erstrecken sich, mit einer Breite von etwa 2—3 englischen Meilen und einer Länge von 7 englischen Meilen, von den Dörfern Amandi und Bituli im Nordosten bis nach Nagwâhi an der Banganga im Südwesten. Die beiden Stûpa des Krakucanda lagen nach Fahien ein Yôjana (7 engl. Meilen) westlich von Kapilavastu bei der Stadt Nagarakita. Dr. Führer sagt über sie: „Krakucanda's Geburtsort liegt 7 Meilen südwestlich von den Ruinen von Kapilavastu, etwa 2 engl. Meilen südlich von der Bezirksstadt Tauliha, und der Stûpa seines Nirvâna ist noch erhalten, ungefähr 80 Fuß hoch und unter dem Namen Drôn-Bikna-âm bekannt; Açoka's Säule steht nicht mehr und liegt ohne Zweifel unter den Trümmern begraben."

Dr. Führers Entdeckung eröffnet den indischen Archäologen ein neues, sehr ausgedehntes und ohne Zweifel sehr lohnendes Arbeitsfeld. Zunächst sind die wichtigsten der sicher identificirten Ruinenstätten sorgfältig aufzugraben. Dort werden sich höchst wahrscheinlich sehr alte Sculpturen und Inschriften finden. Denn nach Fahiens Berichten war das Reich von Kapilavastu schon um 400 n. Chr. eine große Wüstenei, fast entblößt von Einwohnern und voll von Schutthaufen. Ebenso stand es zu Hiuen-Thsangs Zeit, zweihundert Jahre später. Die Ruinen werden also nicht durch spätere Reconstructionen vernichtet sein. Dr. Führer berichtet, daß der nepalesische Gouverneur, ein Bruder des Ministers, versprochen hat, ihm nächstes Jahr, wenn die Hungersnoth hoffentlich vorüber sein wird, eine bedeutende Anzahl Sepoys für die Ausgrabungen zur Verfügung zu stellen. Neben den Ausgrabungen sind die Stätten von Ramagrama und Kuçinara aufzusuchen, die, falls die Chinesen die Richtung ihrer Reise genau angegeben haben, unmöglich im Districte von Gorakhpur liegen können, wie man bisher glaubte annehmen zu können. Für die Geschichte Açoka's ergibt sich, daß er in seinem 21. Regierungsjahre eine große Pilgerfahrt zu den buddhistischen Heiligthümern im nepalesischen Terai unternahm. Seine Steinsäulen, welche Hiuen-Thsang noch in Krakucanda's Geburtsort, Nagarika(Nâdhika), in Kuçinara und in Srâvasti sah, werden sämmtlich auf dieser Reise errichtet sein, wenn die Reihe aus Pfeilern, welche von Bahra bei Bettiah, Araraj (Radhia), Nanendgarh (Motihia) bis nach Rampûrwa dicht am Terai läuft, markirt vielleicht seine Reiseroute, deren erstes Ziel wohl die am weitesten nach Osten gelegene Stätte des Nirvâna Buddha's in Kuçinara war. Für die Geschichte der Stûpa ist es von Bedeutung, daß sie, wie Dr. Führers Entdeckung zeigt, wirklich zu den Wahrzeichen der Buddhisten gehörten. Dies stimmt mit ihrer Legende. —

Ein neues gothisches Sprachdenkmal. Die Reichenauer Glossen, deren Bedeutung auch für den germanischen Wortschatz in Nr. 12 der Beilage von F. Kluge betont worden ist, gehören schon dem nordfranzösischen Sprachgebiet an: so wie auch der letzte Herausgeber, Förster, im Anschluß an Diez angenommen hat. Die Bevorzugung von uuaspos vor auespos „Wespe" und überhaupt der starke Gehalt an germanischen Lehnwörtern deutet auf die am stärksten germanische Gebiete, spicarium „Speicher" speciell auf den Nordosten, wo uns allein auf romanischem Boden in Wallonische und Urkunden das Wort entgegentritt; im Osten scheint auch die Wiedergabe von germanischem h vor r durch f zu Hause, wie froa „Nach". Das Deutsch der Glossen ist demnach fast fränkisch in französischer Form. G. B.

rh. Am 11. Januar ist zu Bern der Professor der Philologie Dr. Georg Fere. Rettig gestorben. Er war der Sohn eines Schuhmachers zu Gießen und am 30. März 1808 geboren. 1826 ward er als Gymnasiallehrer an das Gymnasium zu Büdingen und von da 1834 als Lehrer an die Cantonsschule und zugleich als Professor an die neu gegründete Hochschule zu Bern berufen. An dieser hat er noch über 40 Jahre gewirkt und ist auch hier bis in das höchste Alter, dessen Einwirkung sich lange nur durch zunehmende Schwäche des Gehörs bemerklich machte, in unablässigem Studium thätig gewesen. Sein Fleiß kam nächst den Pflichten des Berufs, worin er besonders auch durch musterhafte Leitung des philologischen Seminars sich die größten Verdienste und dauernde Dankbarkeit seiner Schüler erworben hat, der Erforschung der Platonischen und Xenophontischen Schriften und Philosophie zu gute, aus denen zahlreichen kleineren Veröffentlichungen werden seine Arbeiten zu Platons Republik und die Ausgaben von dessen Symposion, sowie von der gleichnamigen Schrift Xenophons seinen Namen dauernd erhalten. Mit Liebe und Sorgfalt auch dem Kleinen zugewandt und in seiner Beschränkung auf die classische Philologie im engeren Sinne Vertreter einer jetzt uns fast fremd gewordenen Zeit, war er ein trefflicher Erklärer des Wortsinnes, zugleich einer der besten Lateinsprecher. Seine Häuslichkeit bot lange Zeit, an der großen Verkehrsstraße gelegen, den Berufsgenossen freundlichen und gern gesuchten Aufenthalt, so lange er noch nicht, nach den Abscheiden seiner edlen und trefflichen Lebensgefährtin, vereinsamt war. Brunn, Keil, Bernhardy, Böckh, Ussener, Lübbert und viele andere, von denen die meisten schon lange dahingegangen sind, waren ihm gastfreundlich verbunden. Andere Freuden und Anregungen konnte er kaum, nur der Pflicht eines thätigen, ernsten aus strengen Lebens in Frömmigkeit und Anspruchslosigkeit bis zum letzten Athemzuge ergeben. Dem alten Vaterlande war sein Herz getreu geblieben, und er folgte, jene lange Reihe von Jahren hindurch sich an der Hand der Allg. Ztg. über die wechselvollen Bewegungen unterrichtend, seinen Schicksalen mit Liebe, Sorge und Antheil.

‖ Gelehrte Frauen hat es zu jeder Zeit gegeben, und wie sich heute die Mehrzahl der studirenden Damen der Medicin

zuwendet, so gab es auch schon im Mittelalter weibliche Aerzte. Einer solchen Aerztin gedenkt z. B. das Ausgabebuch der Stadt Regensburg vom Jahre 1453. Später wurde freilich diese Aerztin wegen Kuppelei und Zauberei gefänglich eingezogen. Vom Jahre 1452 stammt die Regensburger Hebammenordnung, zu deren Abfassung eine sachverständige Frau aus Nürnberg herangezogen wurde. Im ersten Artikel dieser Ordnung wird den Hebammen zur Pflicht gemacht, ohne Eintrag und Widerrede zu jeder schwangeren Frau in der Stadt zu kommen, zu welcher sie gerufen würden, „nur allein zu keiner Jüdin sollen sie nit kommen". Den sämmtlichen Hebammen waren ehrsame Frauen vorgesetzt, die um Gotteswillen und der Obrigkeit zu gefallen eine Aufsicht über dieselben unternommen hatten. Diese weisen Frauen wurden in schwierigen Fällen selbst von der Obrigkeit zu Rathe gezogen und ihre Meinungen wie ein Gutachten sachverständiger Personen berücksichtigt. Die Ordnung befiehlt, zu mißlichen Geburtsfällen so viele Hebammen zu Hülfe zu rufen, als man haben kann; wenn dann aller vereinter Rath nicht half, so wurde endlich den Weibern überlassen, „der Seele des Kindes mit dem Schnitt zu Hülfe zu kommen". Aerzte wurden anscheinend nicht beigezogen.

* Prof. Dr. H. Steffen, Schüler Ferd. v. Richthofens, seit etwa fünf Jahren als Professor der Geographie in Santiago thätig, hat am 9. December v. Js. seine vierte große Forschungsreise ins südliche Chile angetreten. Die ersten haben unsre Kenntnisse der Boca de Reloncaví, des Hauptzugangs und des Puelosusses und besonders unser Wissen über die Bildung der Andes zwischen dem 40. und 44. Gr. südl. Br. wesentlich erweitert und bereichert. Die vierte Reise, die, wie der „Köln. V.-Z." berichtet wird, Ende März d. J. ihren Abschluß erreichen soll, hat sich die Erforschung des Aysenflusses (zwischen 45. und 46. Gr. südl. Br.) und seines Quellgebietes zur Aufgabe gestellt. Auf der Ostseite der Andes will die Expedition dann gen Norden bis zum Fontanasee vordringen. Die Reisenden sind mit Instrumenten, Booten, Lebensmitteln ꝛc. in der besten Weise ausgerüstet, auch hat die Regierung ein kleines Kriegsschiff zu ihrer Verfügung gestellt. Leiter der Expedition ist He. Prof. Dr. Steffen, Mitglieder sind der Kartograph O. v. Fischer, der Botaniker Dr. Dusen (Schwede) und zwei der deutschen zur Zeit in Chile thätigen Instructionsofficiere, die Lieutenants Walter Bennfart v. Schellendorff und Robert Haen. Beide letztere sind der Commission vom Generalstab beigeordnet worden. Der Rückmarsch soll am Ostufer der Andes gen Norden bis zum genfer See von Nahuel-Hungi ausgedehnt werden, und von da gedenkt man in südwestlicher Richtung Puerto Montt zu erreichen, wo sich die Expedition auflösen soll.

* Die „Chronik der christl. Welt" bringt eine Statistik und Uebersicht über den Rückgang der Theologiestudirenden an den deutschen evangelischen Facultäten. In Summa studirten an den deutschen evangelischen Facultäten im Sommersemester 1890 4527, im Sommersemester 1896 dagegen nur noch 2956. Das ist ein Rückgang um rund 35 Proc. Die Facultäten nach dem procentualen Rückgang geordnet, den sie im Sommersemester 1896 im Vergleich mit dem Sommersemester 1890 erfahren haben, ergibt folgende Reihenfolge: Breslau 50.8 Proc., Berlin 46.2, Göttingen 44.9, Königsberg 42.6, Leipzig 41.9, Halle 41.4, Marburg 40.8, Jena 39.6, Kiel 38.1, Tübingen 37.9, Gießen 36.8, Bonn 36.6, Heidelberg 30.8, Straßburg 26.8, Rostock 18.5 Proc. Trotz des allgemeinen Rückganges sind gewachsen: Greifswald um 16.8 Proc. und Erlangen um 7.7 Proc. Von dem Rückgange sind im allgemeinen die preußischen Universitäten stärker betroffen als die süddeutschen.

s. **München.** Geographische Gesellschaft. In der Versammlung vom 15. Januar hat Prof. C. Oberhummer unter dem Titel „Studien über den Bosporus" eine vielseitige Untersuchung jenes Gebietes. Es wurde kartographisch zuerst von Moltke (1837), dann von der französischen Admiralität aufgenommen, deren Arbeiten durch die englische Admiralität vervollständigt wurden. Die Meerenge ist im Mittel 60—70, im Maximum 120 Meter tief. Ihre Ufer gehören der devonischen Formation an, nur am Nordeingang treten jüngere eruptive Gesteine und im Süden Miocän auf. Die Entstehung der Wasserstraße ist nicht einem Durchbruch von Wassermassen aus dem Schwarzen Meere zuzuschreiben, sondern tektonischen Veränderungen, die erst im Diluvium eintraten und Brüche in mindestens zwei Richtungen erzeugten. Das Goldene Horn ist gleich den südrussischen Limanen als Ertrinkende aufzufassen, das unter das Meeresniveau gesunken ist. Die Meeresströmungen in der Enge wurden schon von den Alten beobachtet (Polybius); in neuerer Zeit hat sie Wharton eingehend untersucht. Unter der Oberflächenströmung existirt eine in entgegengesetzter Richtung verlaufende Unterströmung, unter dieser vermuthlich noch eine dritte zur oberflächen gleichsinnige Strömung. Die Ursachen dieser Strömungen beruhen vorwiegend in Dichte- und Temperaturunterschieden der Gewässer des Schwarzen und Aegäischen Meeres, auch wechselt ihre Intensität auch mit den Jahreszeiten und Winden. Beide Ufer des Bosporus sind von einer ununterbrochenen Reihe von Städten und Dörfern besetzt, ähnlich wie die Gegend von New-York; am Bosporus aber ist die dichte Gruppirung von Siedelungen um ein Wasserecentrum schon uralten Datums, wie aus den Schriften des P. de Gilles (16. Jahrhdt.) bezw. des Dionysius hervorgeht. Der Name Bosporus ist nicht aus dem griechischen βοῦς und πόρος, „Rinderfurt", sondern aus dem Thrakischen abzuleiten und ist in seiner Bedeutung noch nicht ganz geklärt. — In der Discussion wies Prof. Günthee auf die Werke Marsigli's über Südosteuropa als Seitenstück zu de Gilles hin. — Hieraus widmete Prof. Oberhummer dem verstorbenen Ernst Curtius einen Nekrolog. Die engen Beziehungen, in die Curtius die Geschichte der Hellenen zu ihrem Lande zu setzen wußte, und der Einfluß, den er bei der Ausgrabung von Olympia und bei der Aufnahme der Karte von Attika ausübte, sichern ihm auch in der Geschichte der Geographie einen Ehrenplatz. — Eine dritte Mittheilung desselben Redners behandelte die merkwürdigen altürkischen Denkmäler am oberen Jenissei und am Orchon, deren erste von dem deutschen Gelehrten Messerschmidt aufgefunden und die später von finnischen und russischen Expeditionen (Aspelin, Radloff) eingehend untersucht wurden. Ihre Inschriften waren lange ein ungelöstes Räthsel, bis vor wenig Jahren der dänische Linguist Thomsen eine Methode zu ihrer Entzifferung fand. Das Denkmal, das 731 n. Chr. dem türkischen Prinzen Kültegin gesetzt wurde, diente dem Vortragenden als Beispiel, um an der Hand von Abbildungen Gang und Ergebniß der Methode zu erklären. Es enthält Inschriften in chinesischer, türkischer und Jenissei-Sprache. Die ersten beiden wurden in Uebersetzungen wiedergegeben und schließlich die ersten zwölf Wörter des altürkischen Textes mit dem heutigen Türkisch-Osmanischen verglichen. Nur zwei von diesen zwölf Wörtern sind heute nicht mehr gebräuchlich. — In diesem Vortrag brachte Prof. Hirth eine Stelle aus chinesischen Historikern bei, die sich möglicherweise auf die gleiche Inschrift bezieht, und machte einige ausführende Bemerkungen über Eigenheiten der chinesischen Epigraphik. — Endlich legte Rechtsrath Wetzel eine Zusammenstellung von neuen Erscheinungen der alpinen Literatur vor und bot einen instructiven Ueberblick über dieses Specialgebiet.

* **Plötzensee.** Der a. o. Professor an der hiesigen Universität Dr. O. Körner ist im Börner'schen Medicinalkalender als Professor an der Heidelberger Universität aufgeführt worden. Es wünscht diesen Irrthum berichtigt zu sehen.

* **Königsberg.** Der Literaturhistoriker Professor Baumgart wurde zum Rector der Universität gewählt.

* **Budapest.** Der akademische Senat der Universität hat den Beschluß des medicinischen Professorencollegiums, welcher die Demonstrationen gegen Professor Kovács mißbilligt und die akademische Jugend rügt, gutgeheißen. Gleichzeitig wurde beschlossen, die absolvirten Hörer der Medicin, die der akademischen Disciplinargewalt nicht mehr unterstehen, wegen ihrer Betheiligung an der Demonstration gegen den genannten Professor dem Strafgericht auszuliefern.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Wolfgang Schreiner: Ening und die dortigen Römerausgrabungen. Wegweiser. 2. Aufl. Mit Karten ꝛc. (S.-A. aus den Verhandlungen d. histor. Vereins für Niederbayern, 32. Bd.) Landshut, Joh. Thomann 1896. — Die Kunst für Alle. 12. Jahrg. 7. Heft. Jan. 1897. München, F. Bruckmann. — Dr. Theodor v. Feimmel: Vom Sehen in der Kunstwissenschaft. Kunstphilosophische Studie. Leipzig und Wien, Franz Deuticke 1897. — Jean Bungartz: Farbige Kaninchenbilder. Naturwahre Farbendrucke von 18 verschiedenen Kaninchenracen. Magdeburg, Creutz. — M. Zdarsky: Die Lilienfelder Skilaufstechnik. Anleitung für Jedermann, in einigen Wochen den Ski vollkommen zu beherrschen. Mit 41 Abbildungen. Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1897. — Eckstein's Kneipstuben-Kalender 1897. Mit Abbildungen. Berlin, Richard Eckstein Nachf. 1897. — Ludwig Löhnhim: Des „Ilias" Todjahet. 3. Aufl. Tokyo, Selbstverlag 1896.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 20. Januar. Nummer 15.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Arbeitslosen im Deutschen Reich. Von Georg v. Mayr. — Sulu und Sulnassen in Deutsch-Ostafrika. II. Von Dr. Karl Weule. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Arbeitslosen im Deutschen Reich.

Von Georg v. Mayr.

Seit langer Zeit ist bei den Volkszählungen die Feststellung der Berufsverhältnisse der Gezählten gebräuchlich. In der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts begnügte man sich in der Regel mit einer summarischen Gliederung der Bevölkerung nach großen Berufsgruppen, wobei mehr das Interesse an der Unterscheidung der verschiedenen socialen Classen oder Stände, als jenes an der genauen Feststellung der reich gegliederten wirthschaftlichen Berufsthätigkeit des Volks in Frage stand. Das war die Zeit, in welcher man mit Vorliebe nach Stand und Charakter fragte. Ganz allmählich trat das Interesse an der Kenntnißnahme der wirthschaftlichen Berufsgliederung in den Vordergrund. Nun fing man an, nach Beruf und Erwerb zu fragen. Die Frage nach dem Beruf war noch mit der Ergründung socialer Classenbildung im Zusammenhang. Mit der Einschaltung der Frage nach dem Erwerb war das Programm möglichst genauer Erfassung der im Augenblick der Zählung zutreffenden Thätigkeit der wirthschaftlich activen Elemente aufgestellt.

Mit der Erfragung der Berufs- und Erwerbsverhältnisse hat trotz der erheblichen Ausbildung des Volkszählungswesens seit Mitte des Jahrhunderts die Nutzbarmachung des Erfragten nicht gleichen Schritt gehalten. Zahlreiche Volkszählungen sind in deutschen Landen durchgeführt worden, ohne daß eine Berufsstatistik der Bevölkerung aufgestellt wurde. Wenn es aber einmal geschah, so begnügte man sich in der Regel mit dem Nachweis der Vertheilung der Bevölkerung auf eine geringe Zahl von Berufsgruppen. Daran trug einestheils der Umstand schuld, daß die befriedigende Ausbeutung der Berufsangaben zu wohlgeordneter tabellarischer Uebersicht ganz andere Schwierigkeiten bietet, als etwa die Ausbeutung der Angaben über Geschlecht, Familienstand und Alter, bei der nur ganz klar sich von einander abscheidende und von vorneherein wohlbekannte Unterscheidungen in Frage kommen. Anderntheils liegt die Schuld dieser Vernachlässigung darin, daß eine technisch befriedigende Aufstellung der Berufsstatistik, auch wenn man über den Ausbeutungsplan im reinen war, nur bei centralisirter Verarbeitung des Urmaterials der Volkszählung in wohleingerichteten statistischen Aemtern möglich war. Dazu ist es aber in Deutschland erst in neuerer Zeit gekommen.

Aber auch zu einer Zeit, da die äußeren Bedingungen für Aufstellung einer Berufsstatistik günstiger waren, insbesondere seit der Reorganisation der Statistik des Zollvereins und des Deutschen Reichs, blieb in Deutschland die Berufsstatistik als Bestandtheil der allgemeinen Reichsstatistik vernachlässigt. Auch eine aus den Volkszählungsergebnissen von 1875 aufzustellende Gewerbestatistik, die für einzelne Länder, z. B. für Bayern, brauchbare Ergebnisse lieferte, mißlang mangels Gleichartigkeit ihrer Aufstellung in den verschiedenen Staaten als allgemeine reichsstatistische Ermittlung.

Als dann im Deutschen Reich die active Socialpolitik angebahnt wurde, die in unsrer Arbeiterversicherungsgesetzgebung ihre Verwirklichung gefunden hat, da machte sich das Bedürfniß einer gründlichen statistischen Klärung der Berufsverhältnisse — nach der technischen Gliederung der Berufsarten wie nach der socialen Stellung, welche die Betheiligten im Beruf einnehmen — mit elementarer Gewalt geltend. Es kam zur reichsgesetzlichen Anwendung der Berufszählung vom Jahre 1882. Danach folgten zwei Volkszählungen, von 1885 und 1890, bei denen die Berufsverhältnisse erfragt, aber von Reichswegen nicht zur Ausbeutung bestimmt wurden. Mehr und mehr machte sich der Mangel neuerer Nachweise über die Berufsgliederung der seit 1882 stark angewachsenen deutschen Bevölkerung geltend. Es stand außer Zweifel, daß im Zusammenhang mit dieser Bevölkerungsvermehrung und mit wesentlichen Aenderungen der wirthschaftlichen Verhältnisse starke Verschiebungen in der Berufsgliederung des deutschen Volkes eingetreten waren. Um diese zu erkennen, blieb kein anderes Mittel als eine abermalige Zählung, und so kam es zu einer neuen reichsgesetzlichen Anordnung einer Berufs- und Gewerbezählung für den 14. Juni 1895.

Dabei ergab sich aber zugleich eine weitere beachtenswerthe Entwicklung der statistischen Fragestellung über die Berufsverhältnisse. War man auch im Laufe der Zeit von der ursprünglichen Erfassung socialer Classen zur sorgsamen Ergründung der Volksgliederung nach Beruf und Erwerb übergegangen, so hatte man dabei doch auf den thatsächlichen Umstand, ob der aus Arbeitsthätigkeit abgeleitete berufliche Erwerb im Augenblick der Zählung im Gange ist, oder ob er ruht, keine Rücksicht genommen. Bei dem großen wirthschafts- und socialpolitischen Interesse, welches sich seit Jahren an die exacte Erkenntniß des Umfangs und der Art der Arbeitslosigkeit knüpft, war es natürlich, daß man in der berufsstatistischen Erfragung nunmehr einen Schritt weiter machte und den Versuch anstellte, für alle Arbeitnehmer festzustellen, ob sie am Zählungstag thatsächlich im Arbeitsverhältniß standen oder nicht, und in dem letzteren Fall auch die Dauer der Arbeitslosigkeit und den Grund derselben zu erfragen. Diese Erfragung der Arbeitslosigkeit bildet einen neuen und wesentlichen Bestandtheil der Berufs- und Gewerbezählung vom 14. Juni 1895. Man sagte sich aber sogleich, daß eine nur einmalige Stichprobe zur Sommerzeit einen genügend verlässigen Einblick in die Gestaltung der Arbeitslosigkeit nicht geben könne. Es wurde deßhalb die Wiederholung dieser Fragestellung für die am 2. December 1895 folgende regelmäßige Volkszählung in Aussicht genommen und durch

Bundesrathsbeschluß — ein Volkszählungsgesetz fehlt uns ja noch! — auch thatsächlich angeordnet.

Dadurch ist für das Gesammtgebiet des Deutschen Reichs in einer Weise, wie es für kein anderes Land vorliegt, reichhaltiges Material über die Arbeitslosigkeit aufgrund zweimaliger Befragung sämmtlicher Arbeitnehmer in einem und demselben Jahr gesammelt worden.

Die Ergebnisse dieser zweimaligen Befragung sind kürzlich von dem Kaiserlichen Statistischen Amt in knapper Uebersicht und mit einer sehr klaren erläuternden Einleitung veröffentlicht worden.[1])

Es kann nicht überraschen, daß mit dem ersten Versuche, der in dieser Richtung in Deutschland gemacht wurde, nicht auch gleich das Ideal einer Arbeitslosenstatistik erreicht ist. Abgesehen nämlich davon, daß selbst zwei Stichtage im Jahr zur Momentaufnahme der Arbeitslosigkeit noch keine Gewähr dafür bieten, daß eine so wandelbare Erscheinung befriedigend erkannt wird, steht es außer Zweifel, daß das durch die beiden Erhebungen gewonnene Urmaterial nicht allenthalben gleichwerthig ist. Die sorgsamen Nachprüfungen, die in einzelnen Städten vorgenommen worden sind, stellen klar, daß in diesem Falle von der gewöhnlichen Methode des schriftlichen Zählungsverfahrens zu viel erwartet worden ist, und daß bei der Beantwortung der auf die Arbeitslosigkeit bezüglichen Fragen zahlreiche Mißverständnisse untergelaufen sind. In den Städten, in welchen die erwähnten Nachprüfungen vorgenommen wurden, kam man dabei zu dem Schluß, daß zu viel Personen als arbeitslos ermittelt seien, weil man bei einer erheblichen Anzahl der als arbeitslos bezeichneten hinterher gefunden hatte, daß diese Bezeichnung unzutreffend war. Dies würde dafür sprechen, daß die durch die genannten Erhebungen ermittelte Arbeitslosigkeit in Deutschland größer wäre, als die wirklich an den beiden Stichtagen vorhandene. Auch das Kaiserliche Statistische Amt vertritt in der vorliegenden Veröffentlichung die Ansicht, daß die ermittelten Arbeitslosenzahlen den Charakter von Maximalzahlen haben, und daß der wirkliche Umfang der Arbeitslosigkeit im Vergleich zu diesen Zahlen niedriger zu veranschlagen ist. Ich trage Bedenken, dieser Auffassung beizutreten. Die Ueberprüfung bezog sich überall nur auf solche Personen, die sich als arbeitslos bezeichnet hatten; von diesen war eine gewisse Anzahl als nicht arbeitslos zu streichen. Dagegen sind die Angaben jener Personen — und das ist die übergroße Mehrheit —, welche sich als im Arbeitsverhältniß stehend bezeichnet hatten, nicht in gleicher Weise übergeprüft. Es ist aber ganz gewiß, daß auch bei dieser Gruppe Mißverständnisse vorgekommen sind und daß deßhalb aus derselben eine Anzahl von Personen thatsächlich zu den Arbeitslosen gehört. Ob hienach die Zahlen Maximalzahlen, oder ob sie nicht vielleicht gar Minimalzahlen sind, läßt sich mit Bestimmtheit nicht entscheiden. Man darf nur im allgemeinen annehmen, daß man es bei den ermittelten Zahlen mit Näherungswerthen zu thun hat, die als erstmalige exacte Erfassung einer wichtigen socialen Erscheinung hervorragende Bedeutung haben.

Dabei ist noch zu bemerken, daß die Sommerzählung jedenfalls unvollständiger als die Winterzählung war. Dies hängt nicht nur sachlich mit der größeren Leichtigkeit zusammen, mit welcher im Sommer der vagirende Arbeitslose der Zählung sich entzieht, sondern auch methodisch damit, daß das Zählungsverfahren im Sommer und Winter nicht ganz gleich war, insofern als im Winter der Nebenberuf des Gezählten nicht ermittelt wurde. Bei der Sommerzählung scheinen nach Mittheilung des Kaiserlichen Statistischen Amtes allgemein jene Personen, welche sich als Arbeitslose bezeichnet hatten, als solche bei der Ausbeutung des Urmaterials gestrichen worden zu sein. Ich halte diesen Eingriff der Bearbeitung überhaupt nicht für gerechtfertigt; wurde er aber bei der Sommerzählung thatsächlich gemacht, dann muß deren Ergebniß gegenüber jenem der Winterzählung zu klein sein. Im Winter konnte nämlich der gleiche Eingriff nicht gemacht werden, weil die Erhebung des Nebenberufs nicht vorgeschrieben war.

Eine weitere recht erhebliche Beeinträchtigung des Werthes der bei der winterlichen Volkszählung ermittelten Nachweise über die Arbeitslosen liegt darin, daß der Grundbestand der überhaupt vorhandenen Arbeitnehmer aller Berufe, aus denen die Arbeitslosen hervorgehen, für das Deutsche Reich nicht ermittelt ist. Der Hauptberuf der Gezählten ist zwar in den Zählungslisten erfragt, er wird aber leider einer statistischen Ausbeutung zum Zweck der Ermittlung des Bestandes der Arbeitnehmer der einzelnen Berufszweige nicht unterworfen. Ich habe mich für eine nachträgliche Uebernahme dieser Ausbeutung in das Programm der Reichsstatistik — leider vergeblich! — literarisch bemüht. So kommt es, daß zwar die Sommerzahlen zur Ermittlung der Intensität der Arbeitslosigkeit im ganzen und in den einzelnen Berufszweigen zum entsprechenden Bestand an Arbeitnehmern in Beziehung gesetzt werden können, daß aber gleiches bei den Winterzahlen nicht geschehen kann. In der vorliegenden Bearbeitung hilft sich das Kaiserliche Statistische Amt, soweit die großen Berufsabtheilungen und Gruppen in Frage sind, mit der Annahme, daß die Gestaltung der Berufsvertheilung der Arbeitnehmer bei dem größeren Bevölkerungsstande im Winter der Sommervertheilung proportional gewesen sein werde. Diese Hypothese ist aber im Widerspruch mit dem, was man schon ohne Statistik weiß, daß nämlich die Arbeitskräfte verschiedener Berufszweige nach der Jahreszeit eine verschiedene Besetzung zeigen. Je mehr man in das Detail der einzelnen Berufsarten eingeht, um so unhaltbarer wird die Hypothese; bei diesen wird deßhalb — in allerdings sehr einfacher Weise — vom Kaiserlichen Statistischen Amt auf deren Anwendung verzichtet, indem ohne weiteres die Winterzahlen der Arbeitslosen mit den Sommerzahlen der Arbeitnehmer in Beziehung gesetzt werden.

Die weiteren Einzelheiten der Bedenken, welche gegen die Beschaffenheit des Materials und gegen die volle Vergleichbarkeit der Sommer- und Winterergebnisse bestehen, darf ich den Lesern dieser Blätter nicht vorführen, sie gehören in die Fachpresse. Dagegen darf ich als Schlußergebniß meiner hierauf bezüglichen Erwägungen feststellen, daß alle diese Bedenken doch nicht so schwer wiegen, daß dadurch den gefundenen Ergebnissen der oben erwähnte Charakter brauchbarer Näherungswerthe entzogen würde. In diesem Sinne möchte ich aus den Hauptergebnissen der Erhebung die nachstehende Auswahl hier in Kürze vortragen.

Die Gesammtzahl der als arbeitslos Ermittelten betrug im Deutschen Reich bei der Sommerzählung am 14. Juni 1895 299,352, bei der Winterzählung vom 2. December 1895 dagegen 771,005. Von der Gesammtbevölkerung machten die Arbeitslosen im Sommer etwas über ½ Proc. (0.58 Proc.) aus, im Winter ungefähr 1½ Proc. (1.48 Proc.). Setzt man die Arbeitslosen zu der Gesammtzahl der Arbeitnehmer (mit Einschluß der Dienstboten), aus der sie hervorgehen, in Beziehung, so findet man, daß die Intensität der Arbeitslosigkeit für die damit überhaupt bedrohten Classen im Sommer nicht ganz 2 Proc. (1.85 Proc.) und im Winter fast 5 Proc. (4.78 Proc.) betragen hat. Läßt man die

[1]) Die beschäftigungslosen Arbeitnehmer im Deutschen Reich am 14. Juni und 2. December 1895. Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs, herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt. Jahrgang 1896. Ergänzungsheft zum vierten Heft. Berlin 1896. Puttkammer u. Mühlbrecht. 115 S., gr. 4°.

für die Frage der Arbeitslosigkeit weniger in Betracht kommende Berufsabtheilung „Staats-, Gemeinde-, Kirchendienst, freie Berufsarten“ unberücksichtigt, so erhöht sich die Intensität der Arbeitslosigkeit auf 1.89, bezw. 4.88 Proc. Es ist jedoch zu beachten, daß darunter auch die aus natürlicher Arbeitsbehinderung Arbeitslosen, nämlich die Kranken begriffen sind. Diese machen im Sommer ungefähr $^3/_4$ Proc. (0.74 Proc.) und im Winter $1^1/_2$ Proc. (1.35 Proc.) der sämmtlichen Arbeiter und Dienstboten aus. Die sociale Arbeitslosigkeit wäre hienach für den Sommer auf 1.11 Proc., für den Winter auf 3.43 Proc. der Arbeitnehmer zu veranschlagen.

Auch diese sociale Arbeitslosigkeit schließt noch einen Bruchtheil durchaus normaler Erscheinungen in sich. Wenn auch der ehrliche Handwerksbursche der alten Zeit infolge der veränderten Wirthschafts- und Verkehrsverhältnisse in der Hauptsache durch den neuzeitlichen Stromer abgelöst ist, so gibt es doch auch bei der heutigen Wirthschaftsordnung noch durchaus normale Unterbrechungen der Arbeitsthätigkeit, namentlich beim Uebergang von einem Arbeitsverhältniß zum anderen oder einer Arbeitsart zur anderen, welche nicht den Charakter einer pathologischen Socialerscheinung tragen. Erwägt man dies alles, so wird man zu tief greifender Beunruhigung auch in dem Winterergebniß keinen Anhalt finden, wenn es auch immerhin eine ernste Thatsache bleibt, daß an dem Decemberstichtag $3^1/_2$ Proc. der Arbeiter aus anderen Gründen als wegen Krankheit arbeitslos waren. Uebrigens ergibt, was hier nebenbei angemerkt sei, die fortlaufende Arbeitslosenstatistik der Trade Unions pro 1895, insbesondere im Juni, höhere Arbeitslosenziffern.

Freilich darf man dabei nicht übersehen, daß die bisher allein in Betracht gezogenen großen Durchschnittszahlen sehr verschiedenartige Verhältnisse in den großen Berufsabtheilungen der Landwirthschaft, der Industrie, des Handels und Verkehrs, der Lohnarbeit wechselnder Art und der häuslichen Dienste nivelliren. Zerlegt man die Arbeitslosigkeit nach diesen vier Berufsabtheilungen, so findet man deren Intensität am geringsten bei der Landwirthschaft mit nur 0.67 Proc. der betheiligten Arbeitnehmer im Sommer und 3.61 Proc. im Winter. Doch wollen wir dabei nicht vergessen, daß mangels einer winterlichen Berufszählung der landwirthschaftlichen Arbeitskräfte bei der Berechnung der Intensität der Arbeitslosigkeit deren Gesammtbestand muthmaßlich zu hoch geschätzt und die Intensität der Arbeitslosigkeit deßhalb rechnerisch zu niedrig bestimmt ist. Der Landwirthschaft zunächst kommt die Berufsabtheilung Handel und Verkehr mit 2.50 Proc. Arbeitslosen im Sommer und 3.88 Proc. im Winter. Am stärksten ist die Arbeitslosigkeit einerseits bei der Lohnarbeit wechselnder Art mit Einschluß der Dienstboten und andrerseits bei der Industrie mit Einschluß des Berg-, Hütten- und Bauwesens. Lohnarbeit und häusliche Dienste sind im Sommer mit 2.81, im Winter mit 5.81 Proc. vertreten, die Industrie im Sommer etwas geringer, nämlich mit 2.57 Proc., im Winter etwas höher, nämlich mit 5.96 Proc.; doch ist zu bedenken, daß diese Zahl vermuthlich aus demselben Grunde zu hoch ist, aus welchem die landwirthschaftliche Arbeitslosigkeit zu niedrig berechnet erscheint.

Je weiter man in das Detail der einzelnen Berufsgruppen und Berufsarten eintritt, um so lehrreicher werden die Nachweise über die Gestaltung der Arbeitslosigkeit. Die Veröffentlichung des Kaiserlichen Statistischen Amtes enthält hierüber eine Fülle zu vergleichender Betrachtung wohl zubereiteten Materials, auf das im einzelnen hier nicht eingegangen werden kann, auf das aber der Socialpolitiker um so eindringlicher hingewiesen werden muß. Dabei wird man aber im Auge behalten müssen, daß die Winterergebnisse um so unsicherer werden, je kleiner die in Betracht gezogenen Berufsgruppen sind, weil alsdann die Arbeitsverschiebungen zwischen Sommer und Winter verstärkten Einfluß gewinnen.

Um nur eine Vorstellung von den Größen der Unterschiede zu geben, die sich bei Verfolgung der Arbeitslosigkeit schon für größere Berufsgruppen herausstellen, bemerke ich in Kürze beispielsweise Folgendes. Die Textilindustrie ist vertreten mit nur 1.84 Proc. Arbeitslosen im Sommer und 1.92 Proc. Arbeitslosen im Winter, Bergbau und Hüttenwesen mit 1.47 Proc. im Sommer und 2.03 Proc. im Winter, die Industrie der Metallverarbeitung mit 2.89 Proc. im Sommer und 3.75 Proc. im Winter, das Handelsgewerbe mit 3.52, bezw. 4.20 Proc., die Industrie der Bekleidung und Reinigung mit 3.15, bezw. 5.42 Proc., das Baugewerbe mit 2.87, bezw. 15.61 Proc., die Fabrikarbeiter, Gesellen u. s. w. ohne nähere Bezeichnung mit 4.96, bezw. 35.68 Proc.

Geht man schließlich zu den einzelnen Berufsarten herab, so vervielfaltigen sich die Abstufungen der Arbeitslosigkeit noch sehr erheblich. Der Bearbeiter der reichsstatistischen Veröffentlichung glaubt dabei zu dem Ergebnisse kommen zu können, daß im allgemeinen die Arbeitslosigkeit am stärksten die Berufsarten ungelernter Arbeiter, am geringsten die höheren Schichten gelernter, qualifizirter Arbeiter treffe. Das wäre allerdings ein interessantes Resultat. Ich vermag es aber meinerseits in dem maßgebenden Zahlenwald nicht aufzufinden; warum, das kann ich hier den Lesern dieser Blätter nicht im einzelnen darlegen, da sie wohl kaum geneigt sein dürften, so weit in Einzelfragen statistischer Art und Technik sich einzulassen. Das äußerste, was ich nach meiner Prüfung der Zahlen zugestehen kann, ist ein non liquet; die Schulmeinung, welche der Bearbeiter der Reichsstatistik aus den Zahlennachweisen herausliest, kann ich in diesen nicht bestätigt finden.

Die vorliegende Veröffentlichung beschränkt sich nicht darauf, die Intensität der Arbeitslosigkeit in ihrer Ausgestaltung nach der Berufsgliederung klarzulegen, sie gibt vielmehr weiter noch reiche Beiträge zur Morphologie der Arbeitslosigkeit. Es wird gezeigt, wie die Masse der Arbeitslosen sich zusammensetzt nach dem Geschlecht, nach dem — bereits oben gestreiften — Grund der Arbeitslosigkeit, nach der Dauer der letzteren, nach Alter und Familienstand der Arbeitslosen und nach der Belastung derselben mit nicht erwerbsthätigen Familienangehörigen. Auf diese Einzelheiten einzugehen muß ich mir fast ganz versagen. Nur eine höchst beschränkte Auslese ist hier möglich.

Nach dem Geschlecht ist die Arbeitslosigkeit erheblich stärker für Männer als für Weiber nachgewiesen. Von den Männern waren im Sommer 2.13 und im Winter 5.40 Proc. arbeitslos, von den Weibern nur 1.44, bezw. 3.91 Proc. Die Nachweise über die Dauer der Arbeitslosigkeit haben bei der Verarbeitung des Urmaterials dadurch eine bedauerliche Verkrüppelung erfahren, daß sie in 7 unsymmetrische Gruppen zusammengezogen sind. Die langdauernde Arbeitslosigkeit tritt im Sommer stärker als im Winter hervor. Es waren nämlich die einzelnen Gruppen der Arbeitslosigkeitsdauer mit folgenden Procentzahlen vertreten:

	14. Juni 1895	2. Dec. 1895
seit 1 Tag	1.17	2.85
„ 2—7 Tagen	9.76	12.75
„ 8—14 „	22.16	28.02
„ 15—28 „	11.05	17.74
„ 29—90 „	22.01	23.09
„ 91 und mehr Tagen	14.11	7.05
unbekannt	19.74	7.59
Zusammen	100	100

Digitized by Google

Die Unterscheidung der Altersclassen der Arbeitslosen ist wegen viel zu weiter Spannrahmen gleichfalls ungenügend. Soweit aus solchen summarischen Gliederungen brauchbare Ergebnisse überhaupt zu gewinnen sind, verdient die stärkere Bedrohung der höheren Altersclassen speciell mit der winterlichen Arbeitslosigkeit hervorgehoben zu werden.

Nach dem Familienstand waren im Juni fast $^3/_5$ aller Arbeitslosen ledig (59.39 Prov.), im December ungefähr die Hälfte (51.77 Proc.); die Verheiratheten sind mit 33.34, bezw. 39.77, die Verwittweten oder Geschiedenen mit 7.27, bezw. 8.46 Proc. vertreten. Besonders stark sind die Ledigen bei dem weiblichen Geschlecht vertreten, nämlich mit 74, bezw. 63 Proc., was damit zusammenhängt, daß verheirathete weibliche Personen überhaupt viel seltener in der Classe der Arbeiter und namentlich der Dienstboten erscheinen als ledige.

Als Haushaltungsvorstände, welche mit der Fürsorge für nicht erwerbsthätige Familienangehörige belastet waren, sind im Sommer 35 Proc., im Winter 41 Proc. aller Arbeitslosen verzeichnet worden. Auf je 100 solcher Haushaltungsvorstände trafen im Sommer 121 Kinder und 18 sonstige Familienangehörige, im Winter 134 Kinder und 19 Familienangehörige.

Den Abschluß der Erörterungen in der vorliegenden reichsstatistischen Veröffentlichung bildet ein kurzer Ausblick auf die Gestaltung der Arbeitslosigkeit in den einzelnen Gebietstheilen des Reichs, sowie nach drei großen Gruppen der Bevölkerungs-Agglomeration.

Für die tiefere Erforschung des Wesens der Arbeitslosigkeit ist noch reiche detailgeographische Forschung nöthig, welche in der Hauptsache den partikularstatistischen Arbeiten in den einzelnen Bundesstaaten zufällt. Aus dem vorliegenden allgemeinen Ueberblick für die einzelnen Staaten und Landestheile, insbesondere die preußischen Provinzen, ist ersichtlich, daß die Arbeitslosigkeit im Juni und December 1895 in Norddeutschland erheblich stärker als in Süd- und Westdeutschland gewesen ist.

Die Untersuchung der Arbeitslosigkeit nach Gruppen der Bevölkerungsanhäufung, die allerdings nur in grober Dreigliederung (Gemeinden unter 10,000 Einwohner, 10,000 bis 100,000 Einwohner, über 100,000 Einwohner) durchgeführt ist, läßt ersehen, daß dieselbe mit der Stärke der Bevölkerungsanhäufung wächst. In den Großstädten — so bezeichnet man statistisch die Städte mit mehr als 100,000 Einwohnern — beträgt die Arbeitslosigkeit im ganzen 4.85 Proc. im Sommer und 7.42 Proc. im Winter. Dabei ist allerdings zu beachten, daß diese großstädtische Arbeitslosigkeit in der Hauptsache eine industrielle ist und deßhalb richtiger nicht mit der Gesammtgestaltung der Arbeitslosigkeit im Reich, sondern mit jener bei der Berufsgruppe Industrie verglichen wird. In Nürnberg beträgt die Intensität der Arbeitslosigkeit im Sommer, bezw. Winter nur 2.20, bezw. 3.62 Proc. der Arbeitnehmer, in Crefeld 2.57, bezw. 4.03, in Düsseldorf 2.66, bezw. 5.70, dagegen in Berlin 6.43, bezw. 9.91 Proc. und in Hamburg und Altona 7.72 und 7.60, bezw. 8.77 und 12.79 Proc.

Der Umfang der Feststellungen reicht nicht aus, um ersehen zu lassen, inwieweit an dieser starken Belastung gewisser Großstädte mit Arbeitslosen eine in den wirthschaftlichen Verhältnissen der Großstädte selbst begründete größere Gefahr des Ausscheidens aus dem Arbeitsverhältniß oder die Anziehungskraft der großstädtischen Menschenansammlung auf anderwärts arbeitslos Gewordene die Schuld trägt. Das Verhältniß der Winter- zur Sommerarbeitslosigkeit begründet eine Vermuthung dafür, daß die letzterwähnte Anziehungskraft namentlich zur Sommerzeit sich stark geltend macht.

Die Veröffentlichung des Kaiserl. Statistischen Amts, von deren Inhalt ich im Vorstehenden eine allerdings nur knappe und keineswegs erschöpfende Darlegung zu geben versucht habe, ist als die erste Rechenschaftsablage über eine zweimalige möglichst erschöpfende Arbeitslosenzählung in dem nämlichen Kalenderjahr ein wichtiges statistisches Dorument, dessen Werth nicht bloß in dem Zahleninhalt, den es darbietet, liegt, sondern mehr noch in den Anregungen, die es zu weiteren Ermittelungen und Forschungen in engeren Kreisen gewährt. Auf dem Tische des Sorialstatistikers und Sorialpolitikers wird dieses Document nicht bloß für Wochen und Monate, sondern auf lange hinaus seinen Platz behaupten, mindestens so lange, bis eine neue, hoffentlich noch reicher ausgestaltete und besser eingerichtete Erhebung im Jahre 1900 weiteres gleichartiges Material liefert. Und auch dann noch werden die Zahlen der Statistik von 1895 als Vergleichsmaterial und als ein historisches Document der deutschen Socialstatistik von Werth sein.

Sulu und Suluaffen in Deutsch-Ostafrika.

Von Dr. Karl Weule (Berlin).

II.

Eine kritische Benutzung aller heute vorhandenen Quellen ergibt in aller Kürze folgendes Bild der Völkergruppirung und Stammeswerdung im Süden unsres Schutzgebietes. Es ist richtig, daß die von Livingstone am Nordwestende des Nyassa vorgefundenen Masitu Sulu waren und aus dem Hinterlande der Sofalaküste stammten. Sie stellten in ihrem Kern ein Heer von Sululriegern dar, das von Matschangane, dem Vater des berühmten Umsila und Herrscher des von Knaba auf der Flucht vor der blutigen Despotie Tschaka's im heutigen Gasaland vor 60 Jahren gegründeten Sulureichs der Wangoni, nach Norden an den Sambesi gesandt worden war und dort erfolglos kämpfte. Ob dies Ende der vierziger oder Anfang der fünfziger Jahre geschah, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Da den geschlagenen Kriegern nach dem von Tschala gegebenen Muster, wie sie wußten, in der Heimath keine geringere Strafe als der Tod bevorstand, zogen sie es vor, gar nicht dorthin zurückzukehren, sondern in der eingeschlagenen Richtung weiter nach Norden vorzudringen. Auf diesem Zuge sind sie unter Songondawe's Führung bis in die Landschaften Mambue und Usipa zwischen Nyassa und Tanganyika gelangt, wo Livingstone sie 1861 bekanntermeise antraf. Songondawe starb in Usipa.[1]) Unter seinem Nachfolger Mpelén trat eine der bei afrikanischen Völkern so häufigen Theilungen oder Absplitterungen ein, indem der Unterhäuptling Perendue dem Mpesén die Gefolgschaft kündigte und in Mambue blieb, während ein anderer Führer Kumbarika mit einem großen Theil des Heeres am Ostufer des Tanganyika entlang nach Norden zog, um nach langen Irrfahrten und blutigen Kämpfen im nördlichen Unyamwesi seßhaft zu werden. Dort sitzen die Nachkommen dieser Schaar unter dem neuen Namen Watuta oder der alten Originaldezeichnung Wangoni heute noch. Sie sind sich stets gleich geblieben in ihrer Raub- und Plünderungssucht, haben unter Mirambo, dem Napoleon des Ostens, sogar einmal die höchste Stufe afrikanischen Glanzes erstiegen und waren gefürchtet im ganzen Lande, bis vor wenigen Jahren erst Lieutenant Langheld ihnen eine derartige Schlappe beibrachte, daß sie es doch vorzogen, sich unter das deutsche Joch zu beugen. Auch den Herrscher Mpesén litt es nicht lange in der neuen Heimath; er drang weiter nach Norden vor, traf dort auf die Marovi unter Mui Gumbi, dem Großvater des bereits

[1]) Mitth. a. d. deutsch. Schutzgeb. 1894. S. 213.

erwähnten Merere, und wurde von diesem zurückgeschlagen. Das gleiche Schicksal erlitt er bei den am Nordende des Nyassa wohnenden Konde, wandte sich infolge dessen nach Südwesten und Süden und ließ sich mit seinen Schaaren in dem weiten Gebiet zwischen der Deep Bay des Nyassa und dem Moërosee nieder.

Aus der bisherigen Darstellung geht zur Genüge hervor, daß zunächst die Warovi aus der Liste der angeblichen Sulu gestrichen werden müssen. Vor dem Einbruch Songondawe's sind nachweislich keine Sulu in das Nyassagebiet eingedrungen; Mpesén fand die Warovi schon vor, es bleibt also nichts anderes übrig, als sie für einen eingesessenen Stamm zu erklären. Bestätigt wird diese auf historischer Grundlage beruhende Schlußfolgerung im übrigen durch den sprachlichen Befund, der den Stamm den Manganja-ähnlichen Völkern zuweist, zu denen außer den am Südende des Nyassa wohnenden Manganja selbst auch die Konde, die am Ostufer hausenden Wanyassa und die Mambue gehören.[1]) Bemerkt sei hier übrigens, daß die bisher vielfach übliche Zurechnung der Warovi zu den Suluvölkern dadurch erklärlich wird, daß sie das Licht der Geschichte schon im vollen Kriegsschmuck und Gewaff der kriegerischen Eindringlinge erblickten, denn schon ihr erster Entdecker Burton fand in ihrer Hand den ovalen Fellschild und den Stoßspeer. Burtons Bericht stammt aus dem Jahr 1858 und dadurch gewinnen wir die Möglichkeit, zu erkennen, daß der Angriff Mpesés auf die Warovi vor diesem Jahr erfolgt sein muß; denn nur im Kampf mit dessen Schaaren konnten die bis dahin mit Pfeil, Bogen und Wurfspeer bewaffneten Unterthanen Mui Gumbi's den Stoßspeer, die furchtbare Angriffswaffe der Krieger des Südens, kennen gelernt und angenommen haben. Damit werden die Warovi zu den chronologisch ersten „Suluaffen" Deutsch-Ostafrika's gestempelt. Diese an und für sich mit dem Fluch der Lächerlichkeit behaftete Bezeichnung, die für so manche andere Stämme und Stämmchen so viel Berechtigung hat, gilt für den damals auf der Höhe seiner Kraft stehenden Stamm nur mit dem Vorbehalt, daß er sich seiner Lehrmeister stets würdig benommen hat, wenigstens zwei Jahrzehnte hindurch, bis zu dem Moment, wo in ihren Schülern, den furchtbaren Wahehe, ein Stärkerer über sie kam.

Auf die ganz gleiche Weise wie die Warovi werden auch die stets als Sulu angesprochenen Wapao ihres Suluthums entkleidet. Nach Mpesés erfolglosem Angriff auf die Konde wandte sich ein Theil seiner Krieger unter Suru und Mbonan ostwärts und setzte sich östlich von dem nördlichen Nyassa oben in den Livingstone-Bergen, hinterwärts von der heutigen Station Langenburg, fest. Damit haben wir die ersten wirklichen Sulu in unserm jetzigen Schutzgebiet; andere folgten jedoch gleich darauf, indem damals ein zweiter Suluschwarm unter Mputa vom Sambesi heraufkam, das Gebiet der demnach dort schon ansässigen Wapao durchzog und sich nach Verwüstung großer Theile des Rovumagebiets östlich von ihren soeben erwähnten Stammesbrüdern an den Ngongomabergen niederließ. Wir müssen es uns hier versagen, auf den positiven Theil des Beweises über die Zugehörigkeit der Wapao einzugehen, nämlich nachzuweisen, wie lange sie schon im Rovumagebiet gesessen und wann und auf welchem Wege sie dorthin gekommen. Gewiß ist, daß sie bei dem Ansturm Mputa's schon dort saßen, und das genügt für die Beurtheilung und Verfolgung ihrer weiteren Schicksale.

Diese spiegeln sich wieder in dem Verhältniß, wie es noch jetzt zwischen den verschiedenen Bevölkerungszweigen des oberen Rovumagebiets besteht. Die Nachkommen aller jener in den fünfziger Jahren eingewanderten Sulu, sowohl die des Suru und Mbonan wie auch des Mputa, sind eben dieselben Leute, die uns unter den Namen Magwangwara und Wangoni schon oft begegnet sind. Sie haben während des Menschenalters, das seit ihrer Niederlassung in Deutsch-Ostafrika dahingerauscht ist, die mannichfachsten Schicksale erlebt, haben sich befehdet und geeint, ihre Fürsten haben gegen einander conspirirt und intriguirt, Neid und Mißgunst haben dort selbst für afrikanische Verhältnisse eine schlimmere Rolle gespielt, als man auf dem buntten Continent sonst gewohnt ist — in zwei Punkten aber sind sie sich gleich und consequent geblieben: in ihrer systematischen Verödung des Rufidji-Rovuma-Gebiets nämlich und in der Behandlung der von ihnen unterjochten Stämme. Wie es vor 60 Jahren Moselekatse's erstes Bestreben war, seiner Kriegsmacht, mit der sein Reich stand und fiel, den nöthigen Nachwuchs zu sichern dadurch, daß er die den Nachbarstämmen geraubten Knaben und Jünglinge nach einer geradezu raffinirten Methode zu den idealsten „Ringköpfen" erzog, so verfahren die Magwangwara auch heute noch mit den Söhnen der von ihnen abhängigen Stämme der Wapao, Wanyassa und Wauindi;[1]) mit welch glänzendem Erfolg, lehrt die Geschichte der letzten Jahrzehnte.

Diese Erfolge erklären nun auch ohne jede Schwierigkeit die geradezu epidemisch zu nennende Sulisirung des ganzen riesigen Gebiets. Schon Livingstone hatte auf seiner letzten Reise Gelegenheit gehabt, sich von der ungemein großen Wirksamkeit dieses Sulucontagiums zu überzeugen, indem die sonst so erbärmlichen Bewohner einiger Landschaften im Süden des Tanganjika trampfhafte Versuche machten, Sulutapferkeit durch schwächliche Nachbildung deren Ausputzes zu ersetzen; heute finden wir ein derartiges Bestreben, das in den meisten Fällen thatsächlich zur bloßen Nachäfferei herabsinkt, fast überall. Bei den Warovi mit ihrer großen Vergangenheit entbehrt es noch des lächerlichen Beigeschmacks, ebenso bei den Wapao mit ihren immerhin beträchtlichen Erfolgen gegenüber den Makua und den von ihnen seit Jahrzehnten gebrandschatzten Küstenarabern; wenn aber derart klägliche Ueberbleibsel wie Wauindi, Wamweia und Wangindo sich erkühnen, das Löwenfell über der Eselshaut zu tragen, oder wenn sogar die Suaheli von Kilwa und Lindi es nicht verschmähen, ihr Gesicht durch die Sulu- resp. Wapao-Tätowirung zu verunstalten, einzig und allein zu dem Zweck, um sich für Wapao ausgeben zu können, so verdient das allerdings keine andere Bezeichnung als Suluaffenthum.

Nur ein einziger Stamm noch verdient es, dieser recht minderwerthigen Gesellschaft entrissen zu werden, und das sind die Wahehe. Auf die Größe ihrer kurzen Geschichte ist schon gebührend hingewiesen worden. Auch sie gehören keineswegs, entgegen der stets wiederkehrenden Angabe, dem Suluvolke an, sondern sind, wie sich historisch nachweisen läßt, suluisirt ebenso wie die Warovi und durch die Warovi, ohne wie es scheint, bis zu diesem Umwandlungsproceß jemals in directe Berührung mit Sulustämmen gekommen zu sein. Burton fand die Wahehe als ganz kleinen, aber tapferen und schon sehr kriegerischen Stamm in dem schmalen Winkel zwischen Ugogo und Usagara nördlich von dem Ruaha, fortwährend bedrängt und beunruhigt von den Warovi, die ihnen damals noch weit überlegen waren, nicht zum wenigsten aufgrund ihrer Bewaffnung, die bei den Wahehe noch die alte der nördlichen Bantuvölker war, während ihre Widersacher schon Stoßspeer und Fellschild trugen.

Erst einem energischen und thatkräftigen Manne Namens Makinga war es vorbehalten, die Wahehe ihre eigene Kraft kennen zu lehren und der Welt im allgemeinen und den

---

[1]) Merensky, Deutsche Arbeit am Nyassa. Berlin 1894. S. 102.

[1]) Mitth. a. d. deutsch. Schutzgeb. 1894. S. 219.

innewohnenden Stämmen im besondern zu offenbaren, zu welch großartigen Leistungen auch ein numerisch schwaches Naturvolk befähigt ist, falls nur die ihm innewohnenden Instincte auf einen einzigen Punkt concentrirt werden. Es waren die englischen Reisenden Elton und Cotterill, die im Jahre 1877 Gelegenheit hatten, auf ihrem für den ersteren so verhängnißvollen Zuge vom Nyassa nach Ugogo den aufstrebenden Stamm in der ersten Phase seines Emporsteigens zu beobachten. Gleich Tschaka, Mosekatse und Mirambo hatte Makinga es verstanden, sein Volk zu einem fanatisirten, aber — was viel mehr besagen will — in hohem Grade disciplinirten Werkzeuge seines despotischen Willens zu erziehen, und mit ungeheurer Wucht hatte er sich kurz vor der Ankunft der Reisenden auf der Hochfläche von Ussango auf Merere, den Enkel des kraftvollen Warowihäuptlings Mui Gumbi, geworfen, welcher der sicheren Vernichtung nur durch das Eingreifen der englischen Gewehre entging. Makinga mußte damals zurück und wurde, wie das nach diesem Mißerfolg nicht anders zu erwarten war, das Opfer einer Verschwörung; sein Volk aber, das in diesem ersten großen Waffengange zum Bewußtsein seiner Stärke gekommen war, ging auf der betretenen Bahn weiter. Merere wurde unter Makinga's Mörder und Nachfolger Mamle thatsächlich aus seinem Stammlande verjagt und mußte sich in die unwegsamsten Theile des westlichen Livingstone-Gebirges zurückziehen, und auch auf die Magwangwara wurde um 1879 herum ein erfolgreicher Angriff gemacht, die erste historisch nachweisbare directe Berührung der Wahehe mit Sulustämmen. Diese Kämpfe machten die Wahehe mit einem Schlage zu dem gefürchtetsten Gegner im ganzen Süden Ostafrika's, eine Machtstellung, die selbst der 1885 erfolgte Rachezug der Magwangwara nur vorübergehend zu erschüttern vermochte.

Auch die Unterstellung des ganzen centralen Ostafrika unter deutsche Oberhoheit hat diese Machtstellung der Wahehe zunächst nicht beeinflußt. Unbekümmert um die in den verschiedensten Theilen des Landes wehende schwarz-weiß-rothe Flagge, haben sie ihre Raubzüge Jahr für Jahr in die Küstengebiete ausgeführt, und wenn ihr massiger Anstrom in fünf Mann tiefen Rotten und ihr schreckliches u-u-l dem Schnellfeuer des Madell 71 gegenüber auch nicht in eben demselben Maße verfing, wie bei den erschreckten Eingeborenen Nachts überrumpelter Dörfer oder den undisciplinirten Mannschaften friedlicher Handelskarawanen, so zeigen doch alle ihre Actionen vom Gefecht bei Yombo im Herbst 1888 an bis zum Treffen bei Mage im November 1894, welch hervorragender Geist in den Wahehetruppen steckt. Gerade das letztgenannte Gefecht bei Mage ist, weil es fast unmittelbar nach der für die Wahehe so außerordentlich deprimirenden Erstürmung ihrer Hauptstadt Kuirenga stattfand, trefflich geeignet, ihre Zähigkeit im Festhalten vorgefaßter Pläne zu beleuchten. Aus diesem Grunde würde es eine Herabwürdigung bedeuten, wollte man den tapfern Stamm, trotzdem auch er seit langer Zeit schon Sulutracht und Sulutaktik angenommen hat, jenen Völkerschaften anreihen, die mit ihnen außer der ursprünglich gleichen Abstammung gegenwärtig weiter nichts mehr gemein haben als die jederzeit abnehmbare Maske.

Auch die Wahehe haben Schule gemacht im Norden wie die Magwangwara und, in weiterer Fernwirkung, die Wayao im Süden. Zwar sollen die mehrfach genannten Wambunga im Ulangathal Sulu sein, ohne daß jedoch bislang der geringste Beweis historischer oder sprachlicher Natur dafür erbracht worden wäre; hingegen gehört alles übrige, was von Unyamwesi im Westen bis Usaramo im Osten den Kriegspfad betritt, angethan mit dem ungeheuren Federwulst als Kopfputz und bewehrt mit Stoßspeer und Fellschild, ausnahmlos jener Kategorie von Suluaffen an, die wir schon oben genügend gekennzeichnet haben. Angeregt durch die ungeheuren Erfolge der Wahehe, hat fast keiner der benachbarten Stämme sich der Erkenntniß zu verschließen vermocht, wie praktisch es sein müßte, auch ihrerseits als Wahehe aufzutreten und die Pflege des Ackers mit dem einträglicheren Räuberhandwerk zu vertauschen. Mit welcher Schnelligkeit derartige Umwandlungen vor sich gehen, lehrt das Beispiel der den Wahehe zunächst, am linken Ufer des mittleren Ruaha sitzenden Wakhutu, die von Reichard 1885 noch in ihrer alten Tracht als friedliche Ackerbauer vorgefunden wurden, während sie schon drei Jahre später als vollwerthige „Mafiti“ galten. Auch die Wagogo verschmähten es nicht, bis zur Anlage der Station Mpapua ab und zu sich das Gesicht mit weißer Farbe zu bemalen, um so unter der Maske von Wahehe und auf deren Conto hin Karawanen und Dörfer zu überfallen. Ebenso ist das ganze Kriegswesen der Wanyamwesi nach Reichard suluisirt, indem neben der Kampfesweise selbst sogar die Kriegstänze und Kriegsgesänge den neuen Verhältnissen angepaßt worden sind.

Es erübrigt zum Schluß die Frage, welche Wirkungen diese fortschreitende Suluisirung der Bevölkerung auf unsre ganze Colonialpolitik in jenem Schutzgebiet ausüben muß. In militärischer Beziehung beantwortet sich die Frage von selbst durch den einfachen Hinweis auf den förmlichen Ring von Stationen, der behufs Unterdrückung besonders der Waheheeinfälle von Mpapua im Norden bis zur Ulangastation im Süden sich hinzieht. Daß diese Stationen das Uebel wohl gemildert, aber nicht geheilt haben, lehren die jüngst gemeldeten Unruhen, die allerdings den Anlaß bildeten zu der Anwendung des einzig richtigen Radicalmittels, nämlich dem Störenfried eine Zwingburg direct vor die Nase zu setzen und zwar in unmittelbare Nähe des wieder erstandenen Kuirenga. Wie mit den Wahehe, werden wir vorkommenden Falls auch mit den Magwangwara, in erster Linie den Unterthanen des unternehmungslustigen Schabruma verfahren, falls dieser es nicht klugerweise vorziehen sollte, seine Mannen allmählich zu einem weniger kriegerischen Lebenswandel zu bekehren. Also in dieser Richtung birgt die Suluisirung keine Gefahr in sich; die Aufrechterhaltung der Ruhe wird schlimmstenfalls Geld und Blut kosten, wird aber stets möglich sein. Schwerer wiegt der Umstand, daß das productive Capital, das für Afrika ja in allererster Linie in seiner ackerbauenden und viehzüchtenden Bevölkerung besteht, durch die Suluisirung in doppelter Weise vermindert wird. Zunächst producirt der umgewandelte Stamm natürlich selbst nichts mehr, dann aber zeigt er seinem neuen Beruf entsprechend unausgesetzt das Bestreben, den Nachbar zu beunruhigen, auszurauben oder gar zu tödten; alles Factoren, die wenig geeignet sind, den Verhältnissen eine gedeihliche Entwicklung zu sichern. Glücklicherweise ist die deutsche Herrschaft noch früh genug gekommen, um wenigstens die Landschaften nördlich der Ruaha-Rufidji-Linie vor einem Schicksal zu bewahren, wie es dem Gebiet zwischen Rufidji und Nooma durch die Magwangwara vor dieser Zeit leider widerfahren ist. Mit der jetzt erfolgten Flucht des Waheheherrschers in unbekannte Ferne ist dieser gefährlichste Gegner wohl hoffentlich dauernd unschädlich; mit den Magwangwara werden wir auch einmal fertig werden, und alle die anderen kleinen Gernegroßen in der Sulumaske kommen als hemmendes Moment für das Gedeihen der Colonie wenig in Betracht.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Zum preußischen Stempelsteuergesetz vom 31. Juli 1895 sind im Verlag von Otto Liebmann in Berlin zwei Commentare erschienen. Der erste, von Kammergerichtsrath Eichhorn

besorgt, bildet ein Supplement zu der von Groschuff, Eichhorn und Delius herausgegebenen Sammlung preußischer Strafgesetze, beschränkt sich aber nicht auf Erläuterung der strafrechtlichen Bestimmungen des Gesetzes, sondern unterzieht alle Theile desselben gleichmäßiger Behandlung. Größer angelegt und bestimmt, nicht nur zu raschem Nachschlagen zu dienen, sondern zu jeder Frage erschöpfenden Aufschluß zu bieten, ist der Commentar von Heinitz. Wenige Steuergesetze können sich einer so sorgfältigen Durcharbeitung und allseitigen Klarstellung erfreuen. Die Anmerkungen sowohl zu den einzelnen Paragraphen, wie zu den Posten des Tarifs, sind gründlich und genau redigirt, dabei trotz ihres theilweise ausgedehnten Umfangs sehr übersichtlich angeordnet. Angefügt sind außer den Vollzugsvorschriften das Gesetz über die Erbschaftssteuer, das Reichsstempelgesetz und eine Zusammenstellung der den Notaren als Amtsstellen der Steuerverwaltung zustehenden Befugnisse und obliegenden Verpflichtungen.

* Der XV. Congreß für innere Medicin findet vom 9.—12. Juni 1897 zu Berlin statt. Die Abhaltung des Congresses geschieht nur in diesem Jahre ausnahmsweise zu Pfingsten. Die Sitzungen finden im Architektenhause (Wilhelmstraße 92/93) statt, woselbst sich auch das Bureau befindet. Das Präsidium übernimmt v. Leyden (Berlin). Folgende Themata sollen zur Verhandlung kommen: Mittwoch, 9. Juni: Die Behandlung des chronischen Gelenkrheumatismus. Referenten: Bäumler (Freiburg) und Ott (Marienbad). — Donnerstag, 10. Juni: Epilepsie. Referent Unverricht (Magdeburg). — Freitag, 11. Juni: Morbus Basedowii. Referent Eulenburg (Berlin). — Folgende Vorträge sind bereits angemeldet: A. Fränkel (Berlin) und C. Benda (Berlin): Klinische und anatomische Mittheilungen über acute Leukämie. — v. Jaksch (Prag): Klinische Beiträge zur Kenntniß des Kohlehydratstoffwechsels. — O. Liebreich (Berlin): Die Ziele der modernen medicamentösen Therapie. — C. v. Leyden (Berlin): Ueber die Prognose der Rückenmarkskrankheiten. — Martin Mendelsohn (Berlin): Die klinische Bedeutung der Diurese und die Hülfsmittel ihrer therapeutischen Beeinflussung. — A. Baginsky (Berlin): Zur Pathologie und Pathogenese der kindlichen Sommerdiarrhöen; mit Demonstration. — Emil Pfeiffer (Wiesbaden): Zur Aetiologie des chronischen Gelenkrheumatismus. — Kumpf (Hamburg): Neue Gesichtspunkte in der Behandlung chronischer Herzerkrankungen. — Fürbringer (Berlin): Zur Klinik der Lumbalpunction. — Jacques Mayer (Karlsbad): Diabetes mellitus im jugendlichen Alter. — Weitere Anmeldungen von Vorträgen nimmt der ständige Secretär des Congresses, Emil Pfeiffer (Wiesbaden, Friedrich-Straße 4) entgegen. — Für Krankenvorstellungen und Demonstrationen ist eine ganze Nachmittagssitzung vorbehalten; dieselben bedürfen vorheriger Anmeldung. — Mit dem Congreß ist eine Ausstellung von neueren ärztlichen Apparaten, Instrumenten, Präparaten ꝛc. verbunden. Auskunft ertheilt der Vorsitzende des Ausstellungscomités, Generalarzt Schaper (Berlin, Kgl. Charité) oder der Schriftführer des Berliner Localcomités, Priv.-Doc. Martin Mendelsohn (Berlin NW., Neustädtische Kirchstraße 9), an welche auch die Anmeldungen der Demonstrationen ꝛc. zu richten sind. Die Ausstellung wird gleichfalls im Architektenhause stattfinden. — Das Festessen des Congresses wird im Zoologischen Garten abgehalten werden.

Y Den Matrikeln deutscher Universitäten entnehmen wir folgende originelle Namen: 1384 Hans Forchheymicht, 1401 Martin Mynnekint, 1451 Johann Frauenengel, 1461 Hinrik Spriolindeerle, 1465 Heinrich Vadernnser, 1471 Heiveich Vorgenicht, 1474 Franz Zioelabden, 1477 Johann Lupteoich, Christian Springinhus, 1479 Hinrik Uppemperde, 1481 Wolfgang Springinhaten, 1502 Hans Kissenpfennig, 1508 Bartholomäus Solquoedret, 1510 Volper Kadreiter, 1516 Konrad Geoingat, 1520 Wenzelin Gatterbarmy, 1541 Georg Schlaginhausen, 1543 Johann Klaffichenkel, 1548 Christoph Mutterloß, 1579 Georg Besteberle, 1627 Peter Peyenich.

γσ. Berlin, 17. Jan. Die gestrige Monatssitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" ward durch den Vorsitzenden Geheimrath Virchow mit Erinnerungsworten für die verstorbenen Forscher Gallori (Bologna), den um die Anthropologie der nordditalienischen Alpen verdienten Gelehrten, Bahnson, den Custos des ethnologischen Sammlungen in Kopenhagen, Franz Kraus (Wien), den Höhlenforscher, von v. Gerlach (Erlangen) eröffnet. Auch dem seinen feindlichen Verfolgern nunmehr zum Opfer gefallenen Dr. Rizal in Manila, der der Gesellschaft in früheren Jahren nahe stand, und Emil du Bois-Reymond widmete der Vorsitzende Worte des ehrenden Gedenkens. Eine hierselbst anwesende Familie von dem finnischen Typus ähnlichen Lappländern, ihrer Nationalität nach Schweden, präsentirte sich der Gesellschaft unter Vorlegung von bei ihnen im Gebrauch befindlichen Geräthen zur Milchwirthschaft und Käsebereitung, die aus Maserholz geschnitzt sind. Ein bei der Ausstellungscommission für die Berliner Ausstellung im kommenden Frühjahr vorhandener Ausschuß für das Fach der Anthropologie ersucht um Einsendung von Ausstellungsobjecten aus allen Theilen der anthropologischen, ethnologischen und folkloristischen Forschung. Der Vorsitzende brachte alsdann einen vom 22. December cur. Js. datirten Brief des gegenwärtig in Assuan befindlichen Prof. Schweinfurth zur Verlesung, in dem über die Funde und Ausgrabungen von Amelino berichtet und das Unzutreffende der gegen deren Deutung erhobenen Angriffe von Maspero dargelegt wird. Die älteren Aegyptologen hätten das cultuelle Moment, die vorhandenen Reste früherer Culturperioden, allzu sehr in ihren Forschungen nach Inschriften vernachlässigt, wodurch es geschehen sei, daß die Funde, wie sie de Morgan, Flinders Petrie und jüngst Amelino geglückt seien, sich nicht gut in den Rahmen der Vorstellungen dieser älteren Forscher einfügen wollten. Schweinfurth theilt nun mit, es seien in den Funden Amelino's thatsächliche Reste der ägyptischen Steinzeit aufgedeckt, eine Thatsache, die für das Alter der Cultur im Nillande von weit tragender Bedeutung ist. Diese Funde zeigten eine große Aehnlichkeit mit den ihm aus den in Berlin befindlichen Doubletten von Flinders Petrie's Funden bekannten Stücken; und der Gedanke, als müsse man eine scharfe Grenze zwischen der Zeit vor den alten Dynastien und diesen selbst, wie auch eine solche zwischen den Dynastien und der folgenden Zeit in cultureller Hinsicht annehmen, gewinnt eben durch die Funde Amelino's an Sicherheit. Diese bei Abydos gefundenen Reste von bemalten und gestrichelten Thongefäßen wichen gänzlich von dem Canon ägyptischer Ornamentirung ab, und der Gedanke liegt nahe, daß diese Gefäße entweder einer der bekannten ägyptischen Cultur gleichzeitigen anderen oder einer dieser vorausgegangenen Culturepoche angehören. Wenn Flinders Petrie dabei auf einen libyschen Stamm deutete, so steht dazu der gänzliche Mangel an derartigen Funden in der libyschen Wüste im Gegensatz. Dagegen haben sich in der östlichen Thebais solche Platten und Thongefäßreste gefunden, die mit den durch Amelino ans Licht gebrachten übereinzustimmen scheinen, so daß vielleicht hier eine „Grenzgendarmerie" libyschen Stammes, wie Schweinfurth meint, ihre Wohnsitze gehabt haben könne. (?) Jedenfalls sind die Funde von Amelino Zeugnisse aus Aegyptens prähistorischer Periode. Von 20 dem Dr. Fouquet in Kairo durch den Forscher übergebenen Schädeln zeigte die Mehrzahl Narben, woraus man schloß, es seien dies Schädel von Kriegern. Reste einer in den Schädeln haftenden Substanz, die beim Anzünden ohne harzartigen Charakter verdampfte, führte zur Vermuthung, als hätte man es hier mit eingetrockneter Hirnsubstanz zu thun, während Spuren von blondem Haar, die Aufsehen erregten, wohl durch die Entfärbung des Haares durch die im Erdboden enthaltenen Salze zu erklären sind, ähnlich wie die blonden Haarreste auf dem Kopfe der Aline und das schwarze Haar von deren Portrait zusammenpassen würden. Die chemische Untersuchung nun, die von Virchow veranlaßt wurde, hat ergeben, daß ein ihm zugesandtes Stück dieses aus Schweinfurth für Hirnmasse angesehenen Restes aus einem der aufgefundenen Schädel, das gleichzeitig mit einem Rest untersucht wurde, der sich in einem altgermanischen Schädel fand — die alten Peruaner hatten bekanntlich ebenfalls die Sitte der Einbalsamirung der Leichen — gänzlich verschieden war von dem letzteren; denn während der dem peruanischen Schädel entstammende Rest eine bedeutende Menge von Phosphorsäure enthielt und zu 66.6 Procent direct in Aether löslich war, zeigte der dem ägyptischen Schädel entnommene Rest 53 Procent, die nicht in Aether löslich waren, und enthielt nicht die geringste Spur von Phosphorsäure. Die dort aufgefundene Masse muß also als ein Rest der Einbalsamirungsflüssigkeit erklärt werden, die nach dem Abschneiden der Köpfe in die Leichen hineingebracht worden sein muß und sich dann in alle Theile und nach Wiederaufsetzen des Kopfes der Leiche sich auch in diesen verbreitete. — Neben zahlreichen Fundberichten schreibt Dr. Weinzierl (Prag) über ein bei Lowositz aufgedecktes neolithisches Gräberfeld, Dr. Mehlis über den Dreschenfels bei Dürkheim, wo er eine dem Anschein nach sämmtliche Lagerstätte aufgefunden zu haben glaubt, die bis ins 5. Jahrhundert unsrer Zeit-

rechnung bestanden haben dürfte und aus den in jener Gegend zusammenlaufenden alten Römerstraßen sich hinsichtlich ihrer Lage erklären lasse. Sanitätsrath Dr. Bartels legte die Eier der gegenwärtig Nord-Transvaal heimsuchenden Heuschrecken und die Wurzeln des Madongnestrauchs vor, mit denen die ärmeren Eingebornen durch während der gegenwärtig das Land heimsuchenden Hungersnoth ihr Leben fristen. Missionär Benker hat diese Dinge übersendet. Dr. Busse sprach über Urnenfunde bei Leibsch im unteren Spreewald. — Missionsinspector Merensky sprach über die australische Missica im Bismarck-Archipel, auf den drei Inseln Neu-Pommern, Neu-Lauenburg und Neu-Mecklenburg. Diese haben etwa 190,000 Einwohner melanesischer Race und die von Sydney ausgehende Missionsthätigkeit hat eine Arbeitszeit von 20 Jahren hinter sich, bei der sie wesentlich von den zum Christenthum bekehrten Einwohnern von den Fidji-Inseln Förderung und materielle wie geistige Unterstützung erfahren hat. Da die Naturvölker, wie die Erfahrung bewiesen, nicht völlig aussterben, so ist, wie der Redner darlegte, die Thätigkeit der Missionen schon darum mit Freuden zu begrüßen, weil von den Missionaren der Feind jedes culturellen Fortschrittes der Eingebornen, ihr Aberglaube, mit Nachdruck bekämpft wird, und weil die für das Christenthum gewonnenen Gemeinden ihre Kirchen und Schulen selbst erhalten, ein nicht zu unterschätzendes ethisches Moment, ja sogar den Missionen selbst noch Zuschüsse aus dem Ertrag ihrer Arbeit entrichten. Die Mission auf den Inseln des Bismarck-Archipels hat nach den von dort eingehenden Berichten nicht nur große moralische Erfolge, zählt man doch über 6000 Christen gegenwärtig, sondern auch, da man von dem Grundsatz ausgeht, den Eingebornen völlig fremde Culturmomente, die mit ihrer Anschauung wenig verträglich sind, fernzuhalten, große materielle Fortschritte aufzuweisen, da man namentlich den Anbau der Cocosnüsse, die dort das Geld vertreten, zum großen Vortheil für die melanesische Bevölkerung von seiten der Missionen gefördert hat, so daß die gegenwärtig im Bismarck-Archipel thätigen vier Missionen jährlich mit 32,000 M. Kostenaufwand erhalten werden können. Die Bevölkerung, deren Wohnungen, Tracht und Thätigkeit der Redner durch eine sehr reiche photographische Sammlung zu illustriren verstand, ist intelligent und arbeitsfroh. Einen sehr guten Eindruck machen die von der Mission ausgebildeten melanesischen Lehrer und ihre Collegen von den Fidji-Inseln, deren Gehalt meist in Kleidung, Wohnung und etwa 100 M. jährlich in Cocosnüssen beträgt. Einen großen Werth stellen die dort von den Missionaren ausgearbeiteten melanesisch-englischen Wörterbücher dar, so enthält das von Missionar Ricards verfaßte Wörterbuch des Dialekts von Neu-Pommern 6500 Wörter und sehr reichliche Notizen mythologischen Inhalts; die Fabeln der dortigen Eingeborenen sind leider, aus Mangel an Mitteln, bisher noch nicht im Druck erschienen; auch das vom Missionar Brown gearbeitete Lexikon des Dialekts von Neu-Lauenburg umfaßt mehr als 4000 Worte. In Neu-Mecklenburg herrscht eine gleiche Vielheit der Sprachen, wie sie uns auf Neu-Guinea entgegentritt, und erschwert die an sich so schwierige Aufgabe des Studiums dieser Sprachen und ihrer Structur dadurch noch mehr. In den Wortwurzeln sind diese auf Neu-Mecklenburg gebräuchlichen Dialekte der Sprache der Fidji-Insulaner verwandt. Die von melanesischen Kindern geschriebenen Schulhefte und deutsch und englisch geschriebenen Briefe von der Hand dieser Südsee-Insulaner erregten das lebhafte Interesse der Gesellschaft. — Zum Schlusse legte Dr. C. F. Lehmann einige metrologische Noten vor. Zunächst einen altbabylonischen Felderplan des Königs Dungi aus der Mitte des dritten vorchristlichen Jahrtausends, aus dem altbabylonischen Lagasch, dem heutigen Tello stammend, der jüngst mehrfach Gegenstand der Interpretation geworden ist und für die genauere Kenntniß des babylonischen Maßes von nicht geringer Bedeutung ist. Der Vortragende berichtete alsdann über eine Reihe von Gewichtstücken, zum Theil solchen mit Inschriften, zum Theil solchen ohne Inschriften, die von der Expedition der Pennsylvania University nach Assyrien bei Nippur, wo einst das große Heiligthum des Bel gestanden, gesammelt wurden und deren erste Beschreibung vom Leiter der Expedition, Dr. Hilprecht, dem Vortragenden zur Verfügung gestellt worden ist. Eine ägyptische Darstellung einer Wägung, die sich im Berliner Museum befindet, gibt Anhaltspunkte für die richtige Bestimmung der ohne Inschriften gefundenen babylonischen Gewichtstücke, da die Bedeutung der auf dieser Darstellung als Gewichte verwendeten Thierköpfe und Kupferringe bekannt ist. Der Vortragende machte dann auch Bemerkungen über die Olympiagewichte und sprach, anknüpfend an eine aus Aegypten her versuchte Erklärung der birmanischen Gewichte von Dr. Röthling, über die Wanderung der altbabylonischen Gewichte und Zeitrechnung nach Osten bis nach China und Indien, die leicht die Uebereinstimmung des birmanischen Gewichts mit dem von Babylon abhängigen ägyptischen System und die Congruenz der sinnesischen und babylonischen Zeitrechnung erkläre.

* **Berlin.** Rudolf Virchow erreicht heuer den Moment einer 50jährigen Lehrthätigkeit. 1847 habilitirte er sich in Berlin, wo er dann mit Ausnahme der Jahre 1849—1856, die er als Professor in Würzburg verbrachte, beständig gewirkt hat.

* **Wien.** Bei der 25. Wiederkehr des Todestages Grillparzers (am 21. d. M.) vertheilt die Grillparzer-Gesellschaft 400 Bände seiner poetischen Werke an 50 Vereine und Volksbüchereien, die darum angesucht hatten. Wie bei der Vertheilung am 100. Geburtstag wird nicht bloß Wien berücksichtigt, auch die Provinzen, Deutschland und die Schweiz sind mit herangezogen, um allerorten zur Popularisirung unsres größten Dichters beizutragen. — In der letzten Sitzung der Oesterreichischen Gesellschaft für Meteorologie ward beschlossen, zur weiteren Ausgestaltung der Wetterwarte auf dem Sonnblick von der Akademie der Wissenschaften zur Anschaffung eines mit Rücksicht auf den enormen Winddruck speciell construirten Anemometers und dessen zweckmäßiger Aufstellung eine Unterstützung aus den Erträgnissen des Treitlfonds zu erbitten. Die Gesellschaft wird vom Sommer 1897 an, wie es auch früher unter Rojacher der Fall war, einen eigenen Beobachter auf dem Sonnblick anstellen, der sich bloß dem meteorologischen Dienst und nicht auch der Wirthschaft widmen wird.

* **St. Petersburg.** Das Physikalische Hauptobservatorium hat, um eine vollkommenere Betheiligung Rußlands an den internationalen Beobachtungen der Wolken zu ermöglichen, an 265 meteorologische Stationen einheitliche Instructionen für die Beobachtung der Wolken nebst den dazu gehörigen Blankets versandt. Gleichzeitig hat das Hauptobservatorium sämmtliche Universitäten aufgefordert, sich an den Beobachtungen zu betheiligen, und den Kriegsminister, sowie die kaiserliche Technische Gesellschaft gebeten, zeitweilig mehr Ballons zu Beobachtungszwecken aufsteigen zu lassen. — Zu den neulich gegebenen Notizen über den jüngst verstorbenen Bestaschew-Rjumin wäre noch hinzuzufügen, daß er außer durch seine zahlreichen Arbeiten auf dem Gebiete der russischen Geschichte, sowie durch seine Thätigkeit in der Slavischen Wohlthätigkeitsgesellschaft noch ganz besonders durch seine energische Mitwirkung an der Organisation der höheren weiblichen Curse in den weitesten Kreisen des Reiches bekannt gewesen ist; die höheren weiblichen Curse werden noch heute häufig die Bestaschew'schen Curse genannt. Die Petersburger Lehranstalt dieser Art hat er selbst von ihrer Gründung an bis 1882 geleitet. — Nach dem Muster der von Dr. A. Dohrn in Neapel 1870 begründeten zoologischen Station wird jetzt auch am Schwarzen Meere bei Sewastopol, am Eingang in die „Artilleriebucht" eine biologische Station eingerichtet. Der Bau des Hauptgebäudes ist bereits so weit vorgeschritten, daß die Eröffnung der Anstalt für heuer zu erwarten steht. In drei Stockwerken wird das umfangreiche Gebäude eine Anzahl Aquarien, die Cabinette für die Specialisten, ein allgemeines Laboratorium, das Museum und die Sammlungen, sowie eine Bibliothek enthalten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Konrad Luthmer: Die Geschichte meiner Erbladung. Heidelberg, J. Hörning 1897. — Berlosungskalender für 1897, enthaltend Ziehungstage ꝛc. aller in Deutschland eingeführten Lose, nebst Restantenliste, enthaltend sämmtliche bis Ende 1896 in der Serie gezogenen Lose. Königsberg, „Bayer. Börsen- u. Handelsblatt". — Dr. Matthias Murko: Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik. Mit Anhang: Kollár in Jena und beim Wartburgfest. (Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der slavischen Romantik. I.) Graz, „Styria" 1897. — Sonnenblumen. Hggb. von Karl Henckell. Jahrg. 1896/97. Nr. 1—4. — Richard Wagners Der Ring der Nibelungen. Erläutert von Adolf Pachhammer. Frankfurt a. M., H. Bechhold. — Beethovens Symphonien, erläutert mit Notenbeispielen von G. Erlanger u. A., nebst Einleitung: Ludwig van Beethovens Leben und Wirken von A. Pachhammer. Ebd. — Zur Erinnerung an Emil Frommel. Mit Bildniß. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1897. — Wölfing: Todtenfestpredigt zum Andenken an D. Emil Frommel. Ebd. 1896.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 21. Januar. Nummer 16.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Lichtenberg und die Physik vor hundert Jahren. Von L. Sohncke. — Zur Costümkunde. — Mittheilungen und Nachrichten.

Lichtenberg und die Physik vor hundert Jahren.

Ein Vortrag von L. Sohncke (München).

Hogarths Kupferstiche werden in Gesprächen und Vorträgen über Kunstgeschichte oft genug genannt; diesem und jenem Kunstfreunde sind sie auch wirklich bekannt. Wir Münchener haben es besonders leicht, sie kennen zu lernen: wir brauchen uns dazu nur in das k. Kupferstichcabinet in der alten Pinakothek zu bemühen und uns das große Prachtwerk vorlegen zu lassen. Das Werk enthält theils Einzelbilder (z. B. herumstreifende Komödiantinnen, das Brauntweingäßchen u. a.), theils ganze Reihen von Bildern, welche eine zusammenhängende Geschichte erzählen (z. B. Fleiß und Faulheit, die Heirath nach der Mode, der Weg des Lüderlichen, u. a.). Der Lessing'schen Forderung: „Der Artist soll nur das Schöne zu bilden wählen“ entsprechen diese Kupferstiche allerdings nicht im entferntesten, — schön sind sie nicht. In dieser Beziehung können sie es kühnlich mit vielen „Modernen“ aufnehmen; in anderer Beziehung freilich erreichen letztere den alten Meister nicht; denn während die Neueren dem Beschauer oft erstaunlich wenig zu sagen wissen, quillt uns aus Hogarths Bildern eine übersprudelnde Fülle von Geist entgegen, so daß wir bei wiederholter sorgfältiger Betrachtung desselben Blattes immer neue interessante und witzige Züge entdecken. Und wenn wir dann noch einen Blick in die dem Werke beigegebene „ausführliche Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche“ werfen, so werden wir mit Erstaunen gewahr, daß wir immer noch nicht alles gesehen haben, nein, daß uns eine ganze Menge charakteristischer Beziehungen bisher entgangen war. Diese hoch interessanten, Geist und Witz sprühenden Erklärungen zeigen ihren Verfasser als einen dem Künstler ebenbürtigen echten Geistesverwandten, der sich mit diesem literarischen Werke ein ebenso bleibendes Denkmal gesetzt hat wie Hogarth mit seinem Bildwerke.

Aber was in aller Welt haben Hogarths Kupferstiche mit der Physik vor hundert Jahren zu thun? Diese Kupferstiche freilich gar nichts! Um so mehr aber ihr Erklärer! Denn dieser, Georg Christoph Lichtenberg, war von 1770 an außerordentlicher, von 1775 bis zu seinem Lebensende 1799 ordentlicher Professor der Physik an der Georg-Augustus-Universität Göttingen. Und er hat als einer der anerkanntesten Hochschullehrer der Physik eine umfassende wissenschaftliche Thätigkeit in Wort und Schrift entfaltet; viele hunderte von Zuhörern haben seinen Vorträgen über Physik gelauscht; er hat auf dem Gebiete der Elektricität umfangreiche Untersuchungen angestellt und als bleibendes Ergebniß die noch heute in jedem elektrischen Curse vorgeführten Lichtenberg'schen Figuren entdeckt. Er war der bedeutendste Verfechter der Theorie der beiden elektrischen Fluida, die er wohl auch zuerst mit den Zeichen + E und — E belegt hat. Auch brachte er eine ausgezeichnete Sammlung physikalischer Apparate zusammen, die noch bei seinen Lebzeiten (1789) in den Besitz der Universität überging.

Wenn Lichtenberg so in seinem eigentlichen Berufsfach eine unleugbar hohe Stellung einnahm, so kann es nur in Erstaunen versetzen, daß es ihm möglich gewesen ist, sich daneben auch noch auf rein literarischem Gebiet einen hoch geachteten Namen zu erringen. Die Perle seiner schönwissenschaftlichen Leistungen ist unzweifelhaft jene Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche. Aber außerdem hat er noch eine ausgebreitete literarische Thätigkeit entfaltet. 1777 übernahm er die Herausgabe des Göttingischen Taschenkalenders und führte sie bis zu seinem Tode fort; daneben gab er zusammen mit Georg Forster seit 1780 das Göttingische Magazin der Literatur und Wissenschaft heraus; beide Zeitschriften versorgte er mit einer Fülle von größeren und kleineren Artikeln. Außerdem erschienen von ihm mehrere Streitschriften, deren bekannteste „Ueber Physiognomik wider die Physiognomen“ gegen Lavater gerichtet ist. Noch heute liest man mit Vergnügen das demselben Gedankenkreise angehörige kurze „Fragment von Schwänzen“. — Ebenfalls noch nicht verschollen ist sein „Anschlagzettel im Namen von Philadelphia“, durch dessen beißend witzigen Inhalt der, nicht als Taschenspieler, sondern als Zauberer auftretende Philadelphus Philadelphia sich veranlaßt sah, die Stadt Göttingen schleunigst zu verlassen. — In Lichtenbergs Tagebüchern fand man nach seinem Tode eine Fülle der geistvollsten, theils ernsten, theils witzigen Bemerkungen über die allerverschiedensten Gegenstände: über Philosophie, Psychologie, Pädagogik, Moral, Politik, Sprache, Literatur und anderes. Ich kann es mir nicht versagen, aus diesen „Bemerkungen vermischten Inhalts“ wenigstens einige besonders charakteristische hier anzuführen.

In dem Verzeichniß einer Sammlung demnächst zu versteigernder Gegenstände findet sich als erster das bekannte „Messer ohne Klinge, an welchem der Stil fehlt“. (Bd. 6 S. 162). — Anderswo steht: „Er excerpirte beständig, und alles, was er las, ging aus einem Buch neben dem Kopf vorbei in ein anderes.“ — „Als unsre selige Kuh noch lebte, sagte einmal eine Frau in Göttingen.“ — „Der Vater: Mein Töchterchen, du weißt, Salomon sagt: wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht! Die Tochter: Aber, Papa, was muß ich dann thun, wenn mich die guten Buben locken?“ — „Geheimer Ausrufer — eine neue Hofcharge — nämlich der heimlich verbreitet, was man gern verbreitet hätte und doch nicht verbreiten darf.“ — „Sonst suchte man bei Bekehrungen die Meinung wegzuschaffen, ohne den Kopf anzutasten; in Frankreich verfährt man jetzt (d. h. zur Zeit der Revolution) kürzer: man nimmt die Meinung mitsammt dem Kopfe weg.“ — Im Namen der heutigen Socialdemokraten scheint er zu schreiben: „Wir von Gottes Ungnaden Taglöhner, Leibeigene, Neger, Frohnknechte u. s. f.“ „Von Wahrsagen läßt sich wohl leben in der Welt, aber nicht vom Wahrheit sagen.“ „Das Wort Gottesdienst sollte verlegt und nicht

mehr vom Kirchengehen, sondern bloß von guten Handlungen gebraucht werden." — „Die Mathematiker von Profession haben sich, auf die Unmündigkeit der übrigen Menschen gestützt, einen Credit von Tiefsinn erworben, der viele Aehnlichkeit mit dem von Heiligkeit hat, den die Theologen für sich haben." Und doch schreibt er in seinen biographischen Nachrichten: „In den Jahren 1763—65 (das sind seine ersten Studienjahre) hätte ich müssen angehalten werden, täglich wenigstens 6 Stunden die schwersten und ernsthaftesten Dinge zu treiben: höhere Geometrie, Mechanik und Integralrechnung, so hätte ich es weit bringen können." — „Wenn ich doch Canäle in meinem Kopf ziehen könnte, um den inländischen Handel zwischen meinem Gedankenvorrathe zu befördern! Aber da liegen sie zu Hunderten, ohne einander zu nützen."

So könnte ich noch seitenlang geistvolle und witzige Bemerkungen Lichtenbergs an einander reihen; doch möge es mit dem Angeführten sein Bewenden haben. Nur ein Urtheil Goethe's über Lichtenberg will ich noch anführen: „Lichtenbergs Schriften können wir uns als der wunderbarsten Wünschelruthe bedienen: wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen."

So fremdartig uns heute solche Doppelthätigkeit eines Gelehrten, insbesondere die eines Naturforschers auf schöngeistigem Gebiete, anmuthet, so finden wir sie doch in den älteren Zeiten häufig und begegnen ihr auch gelegentlich noch bis in unser Jahrhundert. Hier nur ein paar Beispiele aus nicht zu ferner Zeit. Lichtenbergs College Abraham Gotthelf Kästner (1719—1800) schrieb als Professor der Mathematik mathematische Lehrbücher, daneben aber auch viele Sinngedichte; beides fand großen Anklang und weite Verbreitung. Adelbert v. Chamisso (1781 bis 1838), den die meisten nur als hervorragenden Lyriker kennen, nahm als Naturforscher an einer Erdumseglung theil und war als Naturforscher, speciell als Botaniker, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Gustav Theodor Fechner (1801—1887) hat ausgezeichnete physikalische und psychologische Untersuchungen angestellt, zugleich Philosophisches geschrieben und auch eine Reihe witziger Schriften, meist unter dem Pseudonym Mises herausgegeben. Andere Beispiele liegen uns aber noch viel näher. In München hat Jahrzehnte lang der als Geolog und Techniker hoch berühmte Karl Franz Emil Schafhäutl (1803 bis 1891) gelebt, der zugleich für die Geschichte der Musik, speciell der Kirchenmusik, anerkannte Autorität war. Und von Franz v. Kobell (1803—1882) ist es männiglich bekannt, daß er nicht nur als Professor der Mineralogie, sondern auch als gottbegnadeter Dichter in München gelebt hat.

Von den lebenden Naturforschern wüßte ich keinen zu nennen, der sich zugleich in der schönen Literatur hervorgethan hätte; und das kann auch gar nicht wundernehmen. Bei dem rapiden Anwachsen der Naturwissenschaften hat der einzelne Forscher gerade genug mit dem von ihm erwählten Specialfach zu thun; ja er muß sich kräftig anstrengen, wenn er überhaupt mit der fortschreitenden Wissenschaft gleichen Schritt halten und dauernd auf der Höhe bleiben will. Der Kampf ums Dasein ist für ihn heutzutage unvergleichlich härter als früher. Wie sollte er da noch Zeit finden zur eingehenden productiven Beschäftigung mit ganz abliegenden Gedankenkreisen? Die Arbeitstheilung, die in der gewerblichen Fabrication sich von so hervorragendem Nutzen für die fortschreitende Vervollkommnung und für die Erzeugung ausgezeichneter Leistungen erwiesen hat, sie vor allem befähigt auch in der Wissenschaft zur schnellsten Fortentwicklung und zum tiefsten Eindringen. Aber freilich gibt es auch eine Kehrseite dieser Specialisirung, im Gewerbewesen sowohl wie in der Wissenschaft. Dort hat die eintönige Ausübung immer derselben Manipulationen eine geisttödtende Verödung und Abstumpfung zur Folge; keine Freude an dem möglichst vollkommen hergestellten fertigen Stück belohnt den heutigen Fabrikarbeiter für seine Mühe, denn er ist ja nur ein kleines Glied in der Kette aller der Mechanismen, welche zur Vollendung des Stückes zusammenwirken, und er bekommt das fertige Erzeugniß seines Fleißes meist kaum zu sehen. — Der wissenschaftliche Specialist andrerseits erleidet ebenfalls eine große geistige Einbuße durch seine Beschränkung; denn diese führt gar zu leicht zur Beschränktheit und ertödtet oft gänzlich das Interesse, ja das Verständniß für allgemeinere Fragen der Wissenschaft. Die einzige Rettung kann, wie mir scheint, nur dadurch gefunden werden, daß der Jüngling während der Zeit des Lernens eine möglichst allgemeine Grundlage legt und erst mit beginnender Selbstthätigkeit sich zur Specialisirung entschließt, ohne die Fühlung mit den anderen Zweigen der Wissenschaft zu verlieren.

Ich möchte nun versuchen, für den vorliegenden speciellen Fall, nämlich mit Bezug auf Lichtenberg für die Physik, etwas eingehender davon Rechenschaft zu geben, wie klein der Umfang und wie dürftig der Inhalt dieser Wissenschaft noch vor hundert Jahren gewesen ist, gemessen an ihrem jetzigen Zustande. Vor hundert Jahren war nämlich Lichtenbergs Glanzzeit, damals stand er im Anfange der Fünfzig und schrieb (1794—1799) seine Erklärung der Hogarth'schen Kupfer.

Der damalige Zustand der Physik läßt sich unschwer reconstruiren, denn man kennt ja die Data aller seither gemachten bedeutenderen physikalischen Entdeckungen. Noch besonders erleichtert wird mein Vorhaben dadurch, daß Lichtenberg ebenfalls vor 100 Jahren (1794) die 6. Auflage von Erxlebens (seines Vorgängers) Anfangsgründen der Naturlehre herausgab und durch viele Zusätze vervollständigte. Dieses alte Lehrbuch liegt mir vor. Natürlich gibt es keineswegs Nachricht von allem, was damals die Physiker beschäftigte; es enthält eben nur die Anfangsgründe und ist merkwürdig unmathematisch, wodurch kein vortheilhaftes Licht auf die bei den Zuhörern vorausgesetzte Vorbildung fällt. Nichtsdestoweniger dient es recht gut dem Zweck, uns den damaligen Zustand der Physik im ganzen und großen anschaulich vor Augen zu führen.

Am auffallendsten unterscheidet sich jene alte Physik von der heutigen dadurch, daß damals dasjenige Capitel noch gar nicht existirte, welches heute die meisten und glänzendsten Erscheinungen umfaßt und daher den größten Raum und das meiste Interesse beansprucht: die Lehre vom elektrischen Strom. Zwar war zu jener Zeit die Galvani'sche Entdeckung vom Zucken des Froschschenkels bei geeigneter Berührung mit zwei Metallen schon gemacht (1790); aber noch schrieben die meisten Physiker diese Erscheinung der thierischen Elektricität zu; noch hatte ja Volta seine Säule nicht construirt (erst 1800), welche sich später als hauptsächlichste und ergiebigste Quelle des elektrischen Stromes erwies. Ohm, Oersted, Ampère und Faraday mußten erst in unserm Jahrhundert auftreten, um die Eigenschaften und Gesetze des Stromes kennen zu lehren und die tausendfältigen durch ihn bedingten Erscheinungen zu enthüllen. — Also war keine Rede von Glühlicht und von Bogenlicht, keine Rede von Geißler'schen Röhren, von Hittorfs Kathodenstrahlen oder gar von den Röntgenstrahlen. Kein Elektromagnet (entdeckt von Ampère 1820 und Sturgeon 1825) konnte seine wunderbaren Kräfte bethätigen, denn zu seiner Herstellung gehört ja der Strom. Ebenso unbekannt war natürlich die elektrische Uebertragung sichtbarer oder hörbarer Zeichen durch den Telegraphen und das Telephon, unbekannt auch die elektrische Arbeitsübertragung, welche ja erst 1867 durch Werner Siemens' geniale Dynamomaschine ermöglicht worden ist.

Digitized by Google

So war denn die ganze damalige Elektricitätslehre auf das Capitel der Elektrostatik beschränkt. Seitdem gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts durch Winkler und Benjamin Franklin die elektrische Natur des Blitzes erwiesen worden, hatte das Interesse der Physiker an den elektrischen Erscheinungen einen mächtigen Aufschwung genommen. Mit der Reibungselektrisirmaschine wurden hunderte von Versuchen angestellt, die freilich vielfach in Spielereien ausarteten. Auch der Elektrophor mit Harzkuchen und Fuchsschwanz wurde viel benutzt. In der Hoffnung auf neue Entdeckungen gab man den Apparaten bisweilen riesige Dimensionen. So ließ sich van Marum am Teyler'schen Museum in Harlem eine Elektrisirmaschine mit zwei Glasscheiben von je 1.65 m Durchmesser bauen; und Lichtenberg verschaffte sich einen Elektrophor, dessen Harzkuchen 7 Pariser Fuß Durchmesser hatte; zum Abheben des darauf liegenden massiven Zinndeckels von 6 Fuß Durchmesser und 76 Pfund Gewicht mußte ein eigener Flaschenzug angewendet werden. Mit diesem Elektrophor entdeckte er seine Figuren. Versuche mit der ebenfalls seit einem halben Jahrhundert bekannten Kleist'schen oder Leydener Flasche wurden eifrig angestellt; die bei ihrer Entladung erzeugten Erschütterungen erregten immer aufs neue Verwunderung; ja man leitete diese Schläge schon gelegentlich durch Wasser und beobachtete die dabei eintretende Wasserzersetzung (Paets van Troostwyck und Deimann, vgl. Erxlebens Anfangsgründe S. 497), ohne zu ahnen, daß man es hier thatsächlich schon mit elektrischen Strömen zu thun habe. Sogar auf dem gewöhnlichen galvanischen Wege wurde Wasserzersetzung, wenn auch als ganz isolirt und unverstanden dastehende Erscheinung, damals schon bemerkt (Asch in Oxford 1795 und andere). Ferner wurden die merkwürdigen Geschmacksempfindungen, welche bei Berührung der Zunge mit zwei sich gegenseitig berührenden Metallen auftreten und welche wir heute als einfache Stromeswirkungen verstehen, von Sulzer, Volta und anderen untersucht. Die Hindurchleitung von Entladungsschlägen durch Messingletten ist es vermuthlich gewesen, welche Lichtenberg zu der Bemerkung veranlaßt: „Mit elektrischen Ketten ließen sich Signale geben, Längen nicht weit entlegener Oerter bestimmen u. s. w. Es ließen sich vielleicht Ströme (d. h. Flüsse) dazu gebrauchen, wenigstens auf eine gewisse Strecke" (Verm. Schrift. II, 155). Oder schwebte ihm hier Lesage's 1774 construirter Telegraph vor, bestehend aus 24 Drähten, an deren Enden Hollundermarkkugelpaare hingen? Aber erst nach der Entdeckung des constanten elektrischen Stromes konnte Sömmerring 1809 wirklich einen Telegraphen ausführen, und erst 1834 wurde von Gauß und Weber der wahre elektrische Telegraph construirt.

So wie die elektrischen und magnetischen Erscheinungen ohne jeden Zusammenhang unter einander oder mit sonstigen physikalischen Erscheinungen dastanden, so bildete auch die Optik ein ganz isolirtes Capitel. Erst in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts hat ja Maxwell den großen Gedanken der elektromagnetischen Lichttheorie gefaßt und hat Hertz durch Entdeckung der elektrischen Schwingungen auch experimentell den Nachweis geführt, daß wir es im Lichtstrahl thatsächlich mit elektrischen Schwingungsvorgängen zu thun haben. Gegenwärtig sind also die Gebiete des Magnetismus, der Elektricität und der Optik aufs innigste mit einander verknüpft. Aber nichts von alledem war vor hundert Jahren zu ahnen. Und wie dürftig erscheint uns die damalige Optik! Das erhabene und so ausgedehnte Gebiet der Spectralanalyse existirte noch nicht. Kirchhoff und Bunsen lehrten ja erst 1859, durch die spectrale Zerlegung des Lichts einer Flamme die Stoffe erkennen, welche in derselben glühen; und Kirchhoff legte erst 1861 den Grund zur chemischen Analyse der Sonne und der übrigen leuchtenden Himmelskörper. Und diese große That gelang, nachdem kaum 15 Jahre zuvor (1845) Al. v. Humboldt im Kosmos bezüglich der Astronomie den resignirten Ausspruch gethan hatte: „Ueber die qualitative Natur der Stoffe, die in dem Weltraum kreisen oder vielleicht denselben erfüllen, haben wir keine unmittelbare Erfahrung, es sei denn durch den Fall von Aërolithen" (S. 57). Und: „Die Ausschließung von allem Wahrnehmbaren der Stoffverschiedenheit vereinfacht auf eine merkwürdige Weise die Mechanik des Himmels; sie unterwirft das ungemessene Gebiet des Weltraums der alleinigen Herrschaft der Bewegungslehre" (S. 58).

Ebensowenig existirte die heute so allverbreitete und unentbehrliche Photographie, sowie überhaupt die Kenntniß der chemisch wirksamen Strahlen. Denn erst 1801 entdeckte Ritter das Vorhandensein solcher unsichtbaren, aber chemisch wirkenden Strahlen jenseit des violetten Endes des spectralen Farbenfächers, nachdem ein Jahr zuvor das Vorhandensein ebenfalls unsichtbarer, aber erwärmender Strahlen jenseit des anderen, rothen Endes des Spectrums durch den großen Astronomen Wilhelm Herschel aufgefunden war.

Fast allgemeiner Anerkennung erfreute sich die Newton'sche Emissionstheorie des Lichts, während die Huygens'sche Undulationstheorie, merkwürdigerweise meist als Euler'sche Theorie bezeichnet, nur wenige Anhänger zählte. Gegen einen der letzteren, einen Lieutenant Werner in Gießen, richtet sich ein höchst interessantes, geistreiches Schreiben Lichtenbergs, in welchem die Anhänger dieser Theorie, die von Lichtenberg so genannten „Zitterer", als Träumer hart mitgenommen werden. Noch waren eben die großen Verfechter dieser Lehre, Th. Young, Fresnel, Fraunhofer, Schwerd und andere nicht auf dem Plan erschienen, welche die zahlreichen und so farbenprächtigen Interferenz- und Beugungserscheinungen theils entdeckten, theils in ihrer eminenten Wichtigkeit als ebenso viele unumstößliche Beweisstücke für die Wellentheorie des Lichts erkannten. — Auch die Entdeckung der Polarisation des Lichts (durch Malus 1808) mit ihrem Gefolge der herrlichen Krystallfarben im Polarisationsapparat (Arago 1811) schlummerte noch im Zeitenschoße.

Tilgen wir alle die genannten Erscheinungen aus den heutigen Darstellungen der Optik, so behalten wir die mageren Reste übrig, welche vor hundert Jahren den Inhalt dieses Capitels ausmachten. Im Erxleben'schen Lehrbuch werden behandelt: die Geschwindigkeit des Lichts, seine Zurückwerfung, Brechung und Farbenzerstreuung und einige optische Instrumente. Als Curiosum wird die Doppelbrechung im isländischen Kalkspath erwähnt und ganz nebenher auch die Thatsache der Beugung. Aber selbst diese Gegenstände wurden damals zum Theil noch merkwürdig unbeholfen dargestellt.[1])

Daneben finden sich noch einige Gegenstände der meteorologischen Optik behandelt, z. B. Regenbogen und Irrlichter. Ueber die Sternschnuppen heißt es in unserm Lehrbuch, nachdem von den Irrlichtern die Rede gewesen, § 758 S. 730: „Die sogenannten Sternschnuppen sind vielleicht ähnliche Wirkungen fetter Dünste in dem Luftkreise, die sich entweder wirklich entzünden oder auch nur

[1]) Und so bleibt es zum Theil noch Jahrzehnte später. Finden wir doch noch 1831 in dem übrigens ausgezeichneten Werk des jüngeren J. Herschel „Vom Licht", übersetzt von E. Schmidt, der der Behandlung des Durchgangs der Centralstrahlen durch eine Reihe hinter einander gestellter Linsen folgende Bemerkung (S. 106): „Führt man aber diese Rechnung wirklich aus, so werden die Ausdrücke für die allgemeinen Werthe außerordentlich verwickelt; auch gibt es kein Mittel, dieselben zu vereinfachen, da die Verwicklung im Gegenstande selbst liegt und nicht in der Methode der Behandlung. Man kann hierüber Lagrange nachsehen (S. l. théorie des lunettes, Mém. d. Berlin 1778)." Aber schon um dieselbe Zeit (1830) war diese Aufgabe einfach und elegant von Moebius gelöst und zehn Jahre später in voller Präcision und Allgemeinheit von Gauß und von Bessel!

bloß leuchten: und eben dahin gehören die fliegenden Drachen, Feuerkugeln u. m. dgl. bisweilen gesehene Erscheinungen, bei denen übrigens auch vielleicht wenigstens zu Zeiten einige Elektricität mit im Spiele ist." Damals hatte eben Chladni (Ueber Feuermeteore 1820) die Welt noch nicht über den kosmischen Ursprung dieser Gebilde aufgeklärt, welche beim schnellen Eindringen in unsre Atmosphäre ins Glühen gerathen müssen.

Fremdartig berührt es heute auch, worauf hier nur beiläufig hingewiesen sei, daß bei Besprechung der Kometen (über deren eigentliches Wesen man übrigens jetzt auch nicht viel mehr weiß als damals), in einer Anmerkung des Lehrbuchs unter anderem auch „Käſtners philosophisches Gedicht von den Kometen" citirt wird.

Als ein wiederum ganz für sich stehendes Capitel, ohne Zusammenhang mit den übrigen Theilen der Physik, wurde die Wärme behandelt. Und doch sind es gerade die Wärmeerscheinungen, an denen sich ein halbes Jahrhundert später jene gewaltige Lehre entwickelt hat, welche die ganze Physik zu einem großen, organisch zusammenhängenden Ganzen zusammenfaßt: die Lehre von der Erhaltung des Arbeitsvermögens oder der Energie, aufgrund deren man unsre ganze Wissenschaft wohl schon definirt hat als „die Wissenschaft von der Energie und ihren Verwandlungen". Nämlich die ersten Beispiele dieser umfassenden Lehre sind in der Verwandlung von Wärme in Arbeit und umgekehrt gefunden worden, womit sich heute ein eigener großer Zweig der Physik, „die mechanische Wärmetheorie", beschäftigt. — Von diesen Gedanken lassen sich nun vor hundert Jahren nur ganz vereinzelt die ersten Keime bemerken, obgleich man die Dampfmaschine schon seit drei Menschenaltern kannte, die man aber freilich erst ganz schüchtern für die Dampfschiffahrt und noch lange nicht für die Dampfwagen der Eisenbahnen verwerthete. Es ist der Graf Rumford in München, der damals, seiner Zeit weit vorauseilend, als wahrer Bahnbrecher auf diesem Gebiet erscheint. Im Jahre 1798 in München mit dem Bohren von Kanonen beschäftigt, wurde er durch die dabei entwickelte große Wärmemenge in Erstaunen versetzt. Diese Erscheinung verfolgte er weiter und erzeugte durch Reibung eines von Pferden umgedrehten schweren Metallcylinders gegen einen an den Cylinderboden fest angedrückten flachen Metallbohrer so viel Wärme, daß nach 2½stündigem Drehen Wasser, welches den Cylinder umgab, zu kochen begann. Aus diesen Erfahrungen zog er die weitestgehenden Schlüsse über den Zusammenhang von Wärme und Arbeit, sowie über das Wesen der Wärme, die erst viele Jahrzehnte später allgemeinere Anerkennung fanden. Zu seiner Zeit galt die Wärme nur den wenigsten Physikern für eine Molekularbewegung; vielmehr erklärte man die thermischen Erscheinungen fast allgemein durch Aus- und Eintritt eines Wärmestoffs (Caloricums), der sich in der That zum Verständniß der specifischen Wärme, sowie der Wärmeleitung sehr geeignet erweist. Die genauere mathematische Verfolgung der Wärmeleitung harrte freilich damals ebenfalls noch ihres endgültigen Bearbeiters Fourier (1822).

Interessant ist es, zu bemerken, wie schwankend und unsicher noch vor hundert Jahren die Ansichten von der Verdampfung des Wassers und der Bildung des Regens waren. Hierauf möchte ich etwas näher eingehen. Die heutige Lehre lautet bekanntlich so: Durch Wärmezufuhr wird die Molecularbewegung des Wassers so gesteigert, daß einzelne Theilchen den Verband der übrigen verlassen und als Dampf in den über der Wasserfläche befindlichen Raum aufsteigen, mag letzterer nun leer oder mit Luft erfüllt sein. Und auch wenn nicht Wärme eigens zugeführt wird, so geschieht es doch infolge der ungleichen Stärke der Molecularbewegung, daß bald hier bald da ein Wassertheilchen die Oberfläche verläßt, d. h. daß das Wasser von selbst verdunstet. Dabei kühlt es sich natürlich ab, weil eben die am heftigsten bewegten Theilchen sich entfernt haben. Wenn nun die mit dem Dampf vermischte Luft aus irgend welchem Grunde Abkühlung erleidet, so kann der Dampf nicht mehr bestehen bleiben; er nimmt vielmehr wieder tropfbare Form an und wird Nebel oder Regen. — Und nun höre man dagegen Lichtenberg in dem Lehrbuch (S. 371): „Wenn flüssige Materien erhitzt werden, so verbindet sich ein Theil derselben mit der Materie des Feuers, wird gleichsam in demselben aufgelöst, und macht das, was man elastische Dämpfe nennt." ... (S. 372.) „Allein die Luft ist nach einigen außerdem noch ein Auflösungsmittel vieler Flüssigkeiten, und das Wasser zumal wird sehr leicht in ihr aufgelöst; es gibt also — nach dieser Lehre — eine Verbindung des Wassers mit der Luft, die der vorhergehenden des Wassers mit der Feuermaterie ähnlich ist, für die man aber kein eigenes Wort hat; die Luft heißt immerweg Luft: sie mag wenig oder viel Wasser aufgelöst enthalten. ..." „Die Verdampfung ist dieser Auflösung der Flüssigkeit sehr günstig; ja Hr. v. Saussure muthmaßt, es geschehe gar keine Auflösung ohne vorhergehende Verdampfung. ..." „In der Natur finden sich vermuthlich Dämpfe und Wasserauflösungen mit einander nach unzähligen Verhältnissen vermischt." Man sieht, wie Lichtenberg die damals herrschende Unterscheidung der „Verdampfung" und der als Auflösung in Luft aufgefaßten „Ausdünstung" noch nicht völlig aufzugeben wagt. Und nun der Regen! (S. 710.) „Hr. de Luc hat es in seinen Idées s. l. météorologie und anderwärts sehr wahrscheinlich gemacht, daß der Regen, ehe er fällt, oder Wolke wird, in Luftgestalt in der Atmosphäre vorhanden gewesen sei." Also nur sehr wahrscheinlich! So unsicher waren damals die Begriffe vom Verdampfen und Condensiren! So schwierig bricht sich die klare Einsicht selbst in so einfache Vorgänge Bahn!

An die Betrachtung der Wärmelehre schließt sich naturgemäß die der Lehre von der Verbrennung. Gerade gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die Stahl'sche Lehre vom Phlogiston, welches beim Verbrennen entweichen sollte, gestürzt, und von Lavoisier der Nachweis geführt, daß im Gegentheil bei der Verbrennung ein neuer Stoff, Sauerstoff, aufgenommen wird. Hiemit war der Grundstein der neueren wissenschaftlichen Chemie gelegt. Die fundamentale Bedeutung dieser neuen Lehre war denn auch so augenscheinlich, daß ihr Lichtenberg sowohl in der Vorrede des Lehrbuchs eine mit mancherlei Zweifeln und Bedenken verbrämte Auseinandersetzung widmet, als auch im Werke selber wiederholt auf sie zurückkommt. Dieser Gegenstand war gerade damals augenscheinlich im Brennpunkt der wissenschaftlichen Interessen.

Derjenige Theil der Physik, welcher seit jener Zeit die geringste Aenderung erfahren hat, ist die Mechanik. Durch Galilei zuerst und dann durch Newton hatte ja die Mechanik eine kaum zu übertreffende Vollendung erlangt. Sie bildete damals das weitaus größte Capitel der Physik. Und doch wußte man von den wichtigen Bewegungsformen der Flüssigkeiten: von Wellen und Wirbeln, nichts wesentliches auszusagen; erstere wurden erst 1825 durch die Brüder Weber, letztere aber erst viel später durch Helmholtz untersucht. Die unsterbliche Leistung Newtons, der die gegenseitige Anziehung aller Körper unsres Planetensystems erkannt und die Stärke dieser Anziehung nach Maß und Zahl ermittelt hatte, diese Leistung hatte ein Jahrhundert lang die ganze Wissenschaft beherrscht und hatte zur Aufsuchung ähnlicher Gesetze auch in anderen Erscheinungsgebieten angespornt. So wandte Tob. Mayer (Göttinger Anzeigen 1760) ein Gesetz von derselben Form zur Erklärung der gegenseitigen Einwirkung zweier Magnete an,

Digitized by Google

und Coulomb bewies, 25 Jahre später, die Richtigkeit dieses magnetischen Gesetzes auf experimentellem Wege, so wie er dasselbe Gesetz auch für die elektrostatischen Wirkungen als maßgebend erkannte. Dies waren hoch bedeutende Leistungen der Physik vor hundert Jahren. Das größte Interesse erregte nun damals nicht mehr die Mechanik der festen Körper, obgleich Chladni's neuentdeckte Klangfiguren (1787) mit Vergnügen betrachtet wurden, sondern im Vordergrund stand die Mechanik der Gase. Die Versuche mit der Luftpumpe freilich waren bereits 1½ Jahrhunderte alt, aber der Luftballon war erst 1782 erfunden, und Berichte über Luftfahrten und über die Zustände in den höheren Luftregionen regten Forscher und Laien immer noch mächtig auf.

Hiemit wäre in flüchtigsten Zügen das Aussehen der Physik vor hundert Jahren geschildert. Sie war, wie man sieht, keine sehr umfangreiche Wissenschaft. Dem entsprechend nahm der akademische Vortrag derselben immer nur ein Halbjahr in Anspruch. Der zugehörige Experimentalapparat war nicht groß; seine Glanznummern waren die Luftpumpe und die Elektrisirmaschine nebst Zubehör; daneben gab es Hebel, Rollen und andere Mechanismen, dann Wagen, Aräometer, Barometer, Thermometer, Pfeifen, Saiten, Chladni'sche Klangscheiben, Spiegel, Linsen, Prismen, Fernrohre, Mikroskope, Magnete, ein Planetarium u. dgl. — Uebungen im Laboratorium wurden nicht abgehalten; solche sind ja überhaupt erst vor etwa einem Viertelsjahrhundert nach dem Muster der von Liebig eingeführten chemischen Laboratoriumsübungen eingerichtet worden.

Bedenkt man ferner, daß auch die Zahl der jährlich neu erscheinenden physikalischen Abhandlungen nur gering war — gegenüber den hunderten der jetzt alljährlich producirten Untersuchungen — so versteht man, wie es dem damaligen Professor der Physik möglich war, auch weit abliegenden Interessen noch sehr viel Zeit zu widmen, unbeschadet der Tüchtigkeit in seinem eigentlichen Fache. Allerdings war zur Hervorbringung bleibender Leistungen immerhin ein so feiner Kopf vonnöthen, wie der unsres Lichtenberg.

Das überraschende Wachsthum der Naturwissenschaften, wie ich es für den einen ihrer Zweige zu schildern versucht habe, gibt noch zu einer allgemeinen Betrachtung Anlaß. In den früheren Zeiten und noch bis in unser Jahrhundert hinein waren die höheren geistigen Interessen der Gebildeten wesentlich auf Literatur, Kunst und Geschichte, besonders des Alterthums beschränkt. Nur ganz ausnahmsweise traten einmal vorübergehend andere Interessen in den Vordergrund. So erscheint es beinahe wie ein Wunder, wenn wir in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Marquise du Châtelet, die bekannte Freundin Voltaire's, das Newton'sche Hauptwerk (Principia philosophiae naturalis mathematica) ins Französische übersetzen und mit algebraischen Erläuterungen begleiten sehen, oder wenn wir um die Mitte jenes Jahrhunderts die Franklin'schen Untersuchungen über Blitze und Blitzableiter auch nicht naturwissenschaftliche Kreise interessiren sehen. — Seit einem Jahrhundert indessen hat sich langsam und unwiderstehlich dieser Interessenkreis erweitert. Schon gegen den Anfang unsres Jahrhunderts sind die Augen aller Gebildeten auf die wundervollen Entdeckungen Wilhelm Herschels gerichtet, dessen Riesenteleskope der erstaunten Menschheit den Bau des Weltalls entschleierten. Auch Goethe fühlte sich mehr und mehr zur Untersuchung der Natur, vornehmlich der organischen, hingezogen, und zwar mit solchem Erfolge, daß er wegen seiner „Metamorphose der Pflanze" heute als frühester Apostel der Entwicklungslehre und als würdiger Vorgänger von Lamarck und Darwin genannt wird. — Später gegen den Anfang der vierziger Jahre wußte Alexander v. Humboldts umfassender Genius die weitesten Kreise der Gebildeten für sein großartiges Weltgemälde, „den Kosmos", zu begeistern. In unsern Tagen nun ist das Interesse an den Objecten und Erscheinungen der Natur so gestiegen, daß in den Kreisen der Gebildeten häufig von elektrischem Licht und elektrischer Arbeitsübertragung, von Telegraph und Telephon, vom Phonographen, von Spectralanalyse, von Photographie und Röntgenstrahlen, auch von Anpassung und Vererbung, von fleischfressenden Pflanzen, von Bacterien und Bacillen eingehend und gründlich geredet wird. Die Interessen der Gebildeten sind eben heute unsäglich reicher und vielseitiger als vor hundert Jahren; dadurch hat der Begriff der allgemeinen Bildung eine wesentlich andere Bedeutung bekommen. Da ist es denn unvermeidlich, daß auch unsre Schulen sich diesen geänderten Verhältnissen anbequemen.

So lange das Latein die Gelehrtensprache war, stand es naturgemäß im Centrum des Unterrichts auf Gelehrtenschulen. Heute kommt ihm nicht mehr die gleiche Wichtigkeit zu. Hingegen erscheint es wichtig, die heranwachsende Jugend an aufmerksame Naturbetrachtung zu gewöhnen und durch Beobachtung und gedankliche Verknüpfung der Naturerscheinungen ihr Denkvermögen zu üben. Diesen Erwägungen verschließen sich die maßgebenden Kreise vielfach nicht mehr. Schon sehen wir an vielen deutschen Gymnasien (z. B. manchen sächsischen, preußischen und anderwärts) den physikalischen Unterricht vortrefflich eingerichtet und durch reiche Apparatsammlungen unterstützt, so daß die dort erzogenen Jünglinge gut vorbereitet zur Hochschule übertreten. Und die jetzt an mehreren Orten emporblühenden Reformgymnasien versprechen sich in ähnlicher Art zu entwickeln. Es ist nur eine Frage der Zeit, daß auch bei uns einigermaßen entsprechende Einrichtungen getroffen werden. Diese meine Ueberzeugung ist eine einfache Folge der historischen Vergleichung unsrer heutigen Physik mit der Physik vor hundert Jahren.

Zur Costümkunde. [1])

-tt. Die anspruchslosen Zeiten, in welchen auf der Bühne eine einfache Tafel mit der Inschrift „eine Straße", „ein Zimmer im Palast" völlig genügten, um das Publicum über den Schauplatz der Handlung aufzuklären und seine Ansprüche an die Theaterillusion zu befriedigen, liegen längst hinter uns, und Director Striese's rettender Gedanke, an Stelle der fehlenden Römertoga den Kittel der freiwilligen Feuerwehr zu verwenden, erweckt jedesmal laute Heiterkeitsausbrüche der verwöhnten Zuschauer. Zwar sind kaum 150 Jahre vergangen, seit man aufhörte, Götter und Helden aus jedem Zeitalter gleichmäßig in der jeweiligen Modetracht, also damals in Puderfrisur und Galarock darzustellen, doch ließe sich heute zuweilen eher ein Zuviel in der gewissenhaften Treue der historischen Ausstattung unter der Nachwirkung der Meininger rügen. So z. B.: wenn die Bühne in genauer Nachbildung den geschichtlichen Schauplatz eines Dramas bietet. Für die wenigen Zuschauer, die Gelegenheit hatten, die letzten Gemächer der unglücklichen Schottenkönigin oder das Schloß zu Eger zu besuchen, mag eine naturgetreue Wiedergabe dieser Localitäten von Interesse sein; auf die Mehrzahl der Theaterbesucher wird sie jedoch eher eine ablenkende Wirkung ausüben und oft nicht einmal so gut wie eine beliebige Phantasiedecoration den beabsichtigten künstlerischen Effect hervorrufen, da der Schauplatz eines historischen Vorgangs in keinem inneren Zusammenhang mit dem Geschehniß

[1]) Handbuch der Costümkunde von Wolfgang Quincke. II. Auflage. Leipzig, J. J. Weber 1896.

selbst steht und sein Abbild meist nicht vermag, die erwartete Stimmung hervorzurufen.

Auf der andern Seite läßt sich nicht leugnen, daß selbst an vielen größeren Bühnen die unglaublichsten Verstöße gegen die historische Treue der Ausstattung gemacht werden, obgleich mit denselben Kosten richtige und darum bühnenwirksamere Gegenstände zu erlangen sind. Aus dem Verlangen unsrer Tage nach historischer Genauigkeit der Costüme erwächst aber für die Bühnenleiter, besonders für die Regisseure eine neue schwere Anforderung neben der Fülle von Aufgaben, die sie außerdem zu bewältigen haben. Wenn man auch bei der Mehrzahl dieser Herren eine Kenntniß der Trachtengeschichte in großen Zügen voraussetzen darf, so werden sie doch alle, und nicht allein sie, sondern alle darstellenden Künstler die zweite Auflage des Quincke'schen Handbuches mit Freuden als einen stets hülfbereiten Berather und ein nie versagendes Compendium begrüßen. Des Verfassers gründliche Studien, seine völlige Beherrschung des Materials, unterstützt von seinem kurzen, prägnanten Stil, haben in übersichtlicher, klarer Form eine erschöpfende und doch sich nicht in Details verlierende Geschichte der Trachten entstehen lassen.

Was Sitte und Mode den einzelnen Geschlechtern und Ständen bei den verschiedenen Völkern im Laufe der Jahrtausende als Kleidung und Schmuck vorschrieben, führen uns die Abschnitte, in welche das Buch sich gliedert, mit sorgfältiger Genauigkeit vor Augen. Stets tritt dabei das Wesentliche, Charakteristische hervor, ohne daß hierüber das minder Wichtige völlig vernachlässigt wird. Mehr als 450 in den Text gedruckte Costümbilder, auf die häufig Bezug genommen wird, bilden eine nicht zu entbehrende Erläuterung der Darlegungen — bei Kleidungsschilderungen ist der Stift des Zeichners oft der besten Feder überlegen.

Bei den meisten Capiteln befinden sich durch den Druck hervortretende Anweisungen, in denen der Verfasser eingehende Rathschläge bietet über die einfachste Art, die Costüme der behandelten Periode auf der Bühne wiederzugeben. Mit der langjährigen Erfahrung des erprobten Regisseurs vereinigt sich hier in glücklicher Weise ein geläuterter Geschmack, der oft die Modeextreme eines Zeitalters der Bühnenwirksamkeit und dem ästhetischen Empfinden unsres Publicums opfern läßt.

Die vorliegende zweite Auflage hält sich streng im Rahmen der ersten, die Ergänzungen und Zusätze vertheilen sich fast gleichmäßig auf die einzelnen Abschnitte.

Die Ausmerzung einiger unerheblicher Unrichtigkeiten zeugt gleichfalls von dem gewissenhaften Weiterstreben des Autors. In einigen Punkten gehen wir zwar noch keineswegs mit dem Verfasser einig. Die Frage nach der Wiege des Menschengeschlechts läßt sich unsres Erachtens nicht so einfach und bestimmt beantworten, wie dies in der „Culturgeschichtlichen Einleitung" geschieht. Auch mit der Vertheidigung des üblichen schwarzen Anzugs des Helden im letzten Acte, wenn er im Kerker sitzt, auch für den Fall, daß er nach der Lage des Stücks weder Zeit noch Gelegenheit zum Umkleiden hatte, können wir uns nicht einverstanden erklären. Im Gegentheil wird gerade der Contrast zwischen der geschmückten, glänzenden Kleidung und dem düstern Kerkerraum den jähen Glückswechsel aufs wirksamste hervorheben. Dem Stimmungsvollen soll nie die Wahrscheinlichkeit geopfert werden, sonst geräth das Drama in die Gefahr, zu einer Reihe lebender Bilder herabzusinken. Doch dies sind Kleinigkeiten, die wir nur nebenbei erwähnen wollen und die gegen die reiche Fülle des Guten, Gediegenen und Richtigen zurücktreten.

Aber nicht allein im engen Kreise der Bühnenfachleute, sondern bei allen Gebildeten, besonders bei denen, welche sich für die Culturgeschichte der Menschheit interessiren, verdient dies Buch Freunde und Verbreitung. Ist doch die Tracht nie etwas zufälliges, sondern immer das genaue Spiegelbild, der genaue Gradmesser der Culturstufe, des Schönheitsbegriffs und der Anschauungsweise eines Volks; zeigt uns doch die Costümgeschichte auf ihren Blättern die Einflüsse der Völker auf einander, die Entwicklung von Kunst und Technik, kurz ein gutes Stück vom Werdegang der Nationen.

Mittheilungen und Nachrichten.

E. Geschichte der Erziehung von Anfang an bis auf unsre Zeit. Bearbeitet in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern von Dr. K. v. Schmid. Vierter Band, erste Abtheilung. Stuttgart, 1896. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 612 S. 18 M. — Zur Empfehlung des oben genannten, groß angelegten und umsichtig durchgeführten Werkes etwas besonderes zu sagen, ist nicht nothwendig; es hat sich selbst Bahn gebrochen und gilt allgemein, und mit Recht, als ein geradezu unentbehrliches Handbuch der Geschichte der Erziehung, durch welches das Raumer'sche Werk völlig ersetzt wird. Es ist also nur unsre Aufgabe, zu prüfen, ob der vorliegende Theil sich den früheren würdig anreiht. Verfaßt ist er von Dr. Julius Brügel, Seminarrector in Nagold in Württemberg, von Dr. Georg Schmid, dem Sohn des ersten Herausgebers, der das Werk des Vaters eifrig fortsetzt, von Oberschulrath Dr. Ernst Gundert in Eßlingen, von Geh. Hofrath Dr. Ernst v. Sallwürk in Karlsruhe und von einem weiteren, nur mit N. bezeichneten Mitarbeiter — es wäre wohl richtiger gewesen, wenn sein Name auch genannt worden wäre. Der Inhalt des Buches zerfällt in drei Hauptgruppen. Die erste ist betitelt: Bildungsbestrebungen in Deutschland während des 30jährigen Krieges, wobei die Reform des Schulwesens im Herzogthum Gotha durch Herzog Ernst den Frommen, die Thätigkeit Veit Ludwig v. Seckendorffs, Johann Michael Dilherrs, Moscherosch und Schupps geschildert werden. Daran schließt sich die Würdigung des Pietismus und im Gegensatz dazu die Joh. Locke's. Die dritte Hauptgruppe hat es mit Bildung und Bildungswesen in Frankreich während des 17. und 18. Jahrhunderts, mit Descartes, den Jansenisten, den Jesuiten, mit Voltaire, Rousseau und den Sensualisten zu thun. Wie man sieht, ist das Interesse, das diesem Bande zukommt, sachlich außerordentlich groß, und so weit wie es überhaupt können, haben die Verfasser ihre Aufgabe gut gelöst. Ueberall erhalten wir eine ersichtlich aus den ersten Quellen geschöpfte, mit den besten Specialarbeiten sich auseinandersetzende Darstellung; und der Gesichtskreis der Verfasser ist nicht bloß auf die Pädagogik im engsten Sinne beschränkt; sie richten ihr Augenmerk auf das gesammte geistige Leben, aus dem die Erziehung jeweils nur ein Ausschnitt ist; indem sie ferner auch den Lebensgang der berühmtesten Erzieher erzählen und aus ihren Werken reiche Auszüge mittheilen, führen sie uns auch, wenn wir so sagen dürfen, gelegentlich in manche lauschige Nische der Culturgeschichte. Wenn wir einzelnes hervorheben sollen, so weisen wir z. B. auf die Charakteristik Herzog Ernsts hin, der in einem kleinen Lande eine, intensiv betrachtet, imposante Thätigkeit entwickelte, nach dem Grundsatz principe otiosus deo exosus bis an seinen 1675 erfolgten Tod rastlos an der Arbeit war und in die Erziehung eine Reihe fruchtbringendere Gesichtspunkte einführte (Vorrang der Erziehung vor dem gedächtnißmäßigen Unterricht, Hebung des praktischen Christenthums gegenüber der unfruchtbaren Orthodoxie, des Werths der Persönlichkeit, der Realien als eines Gegengewichts gegen den Formalismus des Sprachunterrichts). Einer seiner Mitarbeiter, Seckendorff, hat auch den allgemeinen Wehrdienst als Erfüllung der natürlichen Pflicht gegen das Vaterland, als ja doch nöthig wie Reden, Lesen und Schreiben bezeichnet. Besonders anziehend, wie nicht anders zu erwarten, ist das Bild Schupps durch Brügel gezeichnet worden. Gerade daß die galvanische Reform, die bei Raumer fehlte, daß seiner Männer wie Moscherosch, Seckendorff und Dilherr, Herzog Ernsts unmittelbare Mitarbeiter Evenius und Reyher ausführlich behandelt worden sind, während sie bisher gar nicht oder nur nebenbei gewürdigt wurden, macht einen großen Vorzug unsres Werkes aus. Die Selbständigkeit des Urtheils der Verfasser tritt dadurch in helles Licht, daß z. B. Evenius hier nicht mehr als bisher Nachtreter von Ratichius, sondern als mehrfach eigenartiger Denker erscheint; ebenso wird nach zweierlei, daß auf Reyher vor allem Alsted durchschlagenden Einfluß geübt

Digitized by Google

bei, und von Seckendorff die eigentliche Theorie der Reform berührt; auch ihm ist auch der Hallische Pietismus nachhaltig beeinflußt worden.

Erklärung. Auf die Besprechung meines Buches „Ungarns Tausendjährung in deutschem Lichte", die Hr. Dr. J. G. Schmidt in der Kammer vom 14. Januar veröffentlichte, erlaube ich mir Nachstehendes zu erwidern: Das Buch sollte nichts anderes sein, als eine umfassende, der Allgemeinheit leicht zugängliche Wiedergabe alles dessen, was im gesammten Schrifthum über die Lage und Stellung des deutschen Volkes in Ungarn niedergelegt worden ist. Es sollten gerade angesichts der geräuschvollen Millenniumsfeier alle Rechtsbrüche und Vergewaltigungen der Deutsch-Ungarn durch den magyarischen Chauvinismus getreulich aufgezählt werden; einzig und allein aus diesem Wunsche heraus ist das Buch, das zugunsten des Cillier deutschen Studentenheimes geschrieben und verlegt wurde, entstanden. Ich suchte die Ergebnisse meines Quellenstudiums unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zu bringen und mit einem geeigneten Rahmen zu versehen, in den ich das hineinlegte, was mich bewegte. Die Arbeit betitelte ich demnach „Ungarns Tausendjährung in deutschem Lichte" und begann in der Vorrede mit den Worten: „Das vorliegende Buch, das aus einem umfangreichen Stoffe das Wichtigste in gedrängter Uebersicht bietet, wendet sich u. s. w." Daß ich die wörtlich angeführten Stellen nicht insgesammt in Anführungszeichen gab — was ich jetzt allerdings sehr bedauere — hat seinen Grund einzig und allein darin, weil ich glaubte, daß die allgemeinen Hinweise im Texte, sowie das am Schlusse des Buches gedruckte Quellenverzeichniß, das ich mit größter Gewissenhaftigkeit machte, genügen würden, um jedes Mißverständniß auszuschließen. Die Ursache dessen, daß das Zusammengehörige nicht immer beisammen steht, ist darin zu suchen, daß der Umfang des Buches bereits gedruckt vorlag, während ich noch den Schluß ausarbeitete. Da die Millenniumsausstellung bereits begonnen hatte, mußte das Buch, zu dessen Fertigstellung mir nur 3 Monate zu Gebote standen, sehr rasch erscheinen; daraus war es mir unmöglich, alles so genau zu gliedern und systematisch zu ordnen, wie ich es gern gewollt hätte.

München, 20. Januar 1897. Heinrich Wastian.

* Akademie der Wissenschaften in Wien. Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 9. Juli 1896. Prof. Dr. L. Weinek, Director der Sternwarte in Prag, übermittelt als Fortsetzung seiner photographischen Mondvergrößerungen 19 weitere Blätter von speciellen Gegenden des Mondes. — Das c. M. Regierungsr. Prof. Dr. C. Frhr. v. Ettingshausen übersendet eine Abhandlung: „Ueber neue Pflanzenfossilien in der Nanovaj-Sammlung der Universität Lüttich." — Das c. M. Prof. Franz Exner übersendet eine in Gemeinschaft mit stud. phil. C. Hascheck ausgeführte Arbeit: „Ueber die ultravioletten Funkenspectra der Elemente" (IV. Mittheilung). — Dr. Max Bamberger in Wien übersendet eine Arbeit: „Ueber den Nachweis von Argon in dem Gase einer Quelle in Bruckbadorf bei Wien." — Das c. M. Prof. Dr. Fr. H. Skraup übersendet eine Abhandlung: „Ueber die Cinchotenonsäure." — Das c. M. Prof. Emich Goldschmiedt übersendet sechs Arbeiten aus dem chemischen Laboratorium der deutschen Universität in Prag: 1. „Ueber die Einwirkung von Jodmethyl auf Papaverinsäure" von G. Goldschmiedt und A. Kirpal. 2. „Ueber Allentricarbonsäureester" von G. Goldschmiedt und G. Knöpfer. 3. „Ueber Isocotinone", von Prof. Karl Brunner. 4. „Ueber β Benzoylpicolinsäure und β-Phenylpyridylketon" von Dr. Berthold Zeisler. 5. „Zur Kenntniß der Anchisäure", von Max Bamberger. 6. „Zur Kenntniß der Wirkung des Aluminiumchlorids", von Dr. Moriz Freund. — Das c. M. Prof. Dr. H. Molisch übersendet eine im pflanzenphysiologischen Institut der deutschen Universität in Prag von dem Privatdoc. Dr. A. Nestler ausgeführte Abhandlung, betitelt: „Untersuchungen über die Ausscheidung von Wassertropfen an den Blättern". — Der Secretär legt eine Abhandlung von Prof. E. Wunsch an der technischen Hochschule in Brünn: „Ueber die Lame'schen Polynome zweiter Ordnung einer Form fünfter Ordnung", vor. — Dr. Alfred Burgerstein in Wien übersendet eine Arbeit betitelt: „Weitere Untersuchungen über den histologischen Bau des Holzes der Pomaceen nebst Bemerkungen über das Holz der Amygdaleen." — Die Professoren Dr. J. Mauthner und Dr. W. Suida in Wien übersenden eine gemeinsam ausgeführte Arbeit unter dem Titel: „Beiträge zur Kenntniß des Cholesterins" (IV. Abhandlung). — Prof. Dr. V. Hilber in Graz übersendet eine Abhandlung, betitelt: „Geologische Reise in Nord-Griechenland und Türkisch Epirus 1895". Unter den Ergebnissen sind als neu zu nennen: Krystalline Schiefer kommen in der ganzen Othrys mit den Eruptivbildungen vor. Unter diesen wurden (neben Serpentinen) auch Diabase und Pikrite vorde gefunden. Die Othrys-Serpentine entsprechen einem älteren (wahrscheinlich vorcretacischen) Niveau als die Serpentine des Pindos. Für das schon früher vom Verfasser erkannte eocäne Alter dieser Serpentine wurden neue Belege gefunden. Das Schichtenstreichen, bisher für die Othrys als Ost—West angenommen, ist im mittleren und südlichen Theile ein nördliches. Zwischen Pirnasi und Almyrós wurde über Süßwasserkalk ein Basaltstrom gefunden, welcher petrographisch den aus Blöcken bei der Station Pirnasi bekannten gleicht. Am ambrakischen See wurden neue Fundorte von Melanopsidenmergeln entdeckt, desgleichen verbreitete jungtertiäre Meeresschichten im südwestlichen Thesprotisch-Epirus. — Das w. M. Regierungsr. Prof. C. Mach überreicht eine Abhandlung von Dr. Ludwig Mach, betitelt: „Weitere Versuche über Projectile". — Das m. M. Hofr. Prof. Boltzmann legt drei Abhandlungen vor: 1. Von ihm selbst: „Ueber die Berechnung der Abweichungen der Gase vom Boyle-Charles'schen Gesetz aus der Dissociation." 2. Von Prof. Ignaz Klemenčič in Innsbruck: „Ueber permanente Magnete aus steirischem Wolframstahl." 3. Von Theodor Wulf in Innsbruck: „Ueber Nachstandsbildung und Oscillationen bei verschiedenen Condensatoren." — Das w. M. Hofrath Director F. Steindachner legt einen vorläufigen Bericht über die zoologischen Arbeiten im Rothen Meer während der Expedition Sr. Majestät Schiff „Pola" von October 1895 bis Ende April 1896 vor. Da während dieser Expedition das Hauptgewicht auf die hydrographischen und geophysikalischen Beobachtungen zu legen war und daher ein längerer Aufenthalt an den Küsten des Rothen Meeres genommen werden mußte, so insbesondere in Suez (49 Tage) und Djedda (23), konnte verhältnißmäßig nur wenig Zeit für die Tiefseeuntersuchungen erübrigt werden, woraus die geringe Zahl der Dredschungen, 37, erklärlich ist, von denen eine aber wegen eines plötzlich auftretenden Unwetters nach einer Viertelstunde aufgegeben werden mußte, und zwei weitere Dredschungen wegen Verlustes des Netzes auf dem felsigen Grund außer Betracht kommen. Mit dem pelagischen Netz wurde 59 mal gefischt und das Ergebniß dieser Fischerei lieferte ein überaus reiches und kostbares Material, wie denn auch mehrere der ausgeführten Dredschungen ein glänzendes Resultat lieferten. Im großen Ganzen aber dürften die Tiefen des Rothen Meeres bedeutend ärmer an thierischen Formen sein, als der Indische Ocean, was sich aus der geringen Tiefe der Straße Bâbel-Mandeb leicht erklären läßt. Der mehr oder minder lange Aufenthalt in Suez, Tor, Koseir, Jembo und Djedda, sowie in den Buchten Abu Zenima, Abu Sami, Mersa Dhiba, Sherm Scheikh (an der ägyptischen Küste) Berenice, Mersa Halaib, Sherm Rabegh, Sherm Habban, Sherm Sheikh auf der Sinaibalbinsel, ferner in Dahab, Anwibi, Akabah, Bir-el-Mathiya, Sherm Dinjawan im Golf von Akabah, sowie auf den Inseln Shadwan, Senafir, Roman, Hassani, The Brothers und St. John wurde zu zahlreichen zoologischen Excursionen längs dem Strande, auf die Korallenriffe, theilweise auch in das Innere der Küstenstriche, zu Fischereien mit einer großen Dritta, einem kleinen Schleppnetz und mit Fischgerben benützt, die ein überaus reiches zoologisches Material lieferten, das in 120 Kisten verpackt bereits in Wien eingetroffen ist und dessen wissenschaftliche Bearbeitung wohl mehrere Jahre in Anspruch nehmen wird. — Das w. M. Hofr. Prof. Ad. Lieben überreicht eine in seinem Laboratorium ausgeführte Untersuchung von Dr. Fritz Blau: „Ueber die Einwirkung von Brom auf chlorwasserstoffsaure Salze und ein Verfahren zur exacten Bestimmung der beiden Halogene neben einander." — Ferner überreicht Hofr. Lieben noch zwei Arbeiten aus seinem Laboratorium, 1. „Studien über den Pseudoäther", von A. Steyrer und W. Senger. 2. „Löslichkeitsbestimmungen von Salzen der Capronsäure und Oenanthylsäure", von C. Altschul. — Das m. M. Prof. Sigm. Exner legt eine Untersuchung vom Privatdoc. Dr. L. Rethi vor, welche im physiologischen Institut der Wiener Universität ausgeführt wurde, betitelt: „Experimentelle Untersuchungen über den Schwingungstypus und den Mechanismus der Stimmbänder bei der Falsettstimme." Réthi weist nach, daß beim Falsett das Stimmband theils wegen größerer Spannung, theils wegen Action des M. thyreoarytenoideus internus resistenter wird und dadurch die eigenthümliche Schwingungsweise

Digitized by Google

bedingt ist. — Prof. Sigm. Exner überreicht ferner eine Abhandlung von stud. med. Friedrich Schenk, Demonstrator am zahnärztlichen Institute der Universität in Wien, betitelt: „Die feste Unterkiefer- und Alveolenanlage". — Das w. M. Director E. Weiß überreicht eine Abhandlung des Universitätsdoc. und Adjuncten der Sternwarte in Prag Dr. Rudolf Spitaler, betitelt: „Bahnbestimmung des Kometen 1890 VII (Spitaler)". — Das w. M. Prof. H. Weidel überreicht zwei Arbeiten aus dem I. chemischen Laboratorium der Universität in Wien: 1. „Studien über Quercetin und seine Derivate" (XII. Abhandlung), von Dr. J. Herzig. 2. „Ueber zwei isomere Nitrosophloroglucindiäthyläther", von D. Moldauer. — Dr. Heinrich Albrecht in Wien überreicht eine Arbeit, betitelt: „Beitrag zur vergleichenden Anatomie des Säugethierkehlkopfes". — Sitzung vom 8. October. Das c. M. Hofr. Prof. C. Ludwig übersendet eine Arbeit von Rudolf Ziegelbauer in Graz: „Ueber das Ortho-Phenylenbiguanid." — Das c. M. Prof. R. v. Wettstein übersendet eine Abhandlung: „Die europäischen Arten der Gattung Gentiana aus der Section Endotrichia Froel. und ihr entwicklungsgeschichtlicher Zusammenhang." — Das c. M. Prof. Hans Molisch übersendet eine Arbeit: „Die Ernährung der Algen" (Süßwasseralgen, II. Abhandlung). — Der Secretär legt folgende eingesendete Abhandlungen vor: 1. „Ueber eine neue Folgerung aus der Maxwell'schen Theorie der elektrischen Erscheinungen", von Dr. Anton Schrye in Berlin. 2. „Ueber regelmäßige und unregelmäßige Körper", von H. Feldrich, Ingenieur in Pilsen. — Das w. M. Prof. Friedrich Braue legt eine genaue Beschreibung mehrerer exotischer Oestridenlarven vor, welche Oskar Neumann in Afrika gefunden hat. Dieselben sind auf Zebraarten, Antilopen und anderen Cavicornern, ferner auf Rhinocerosten und Elephanten angetroffen worden. Eine in der Haut des Menschen lebende Muscarienlarve wurde als verwandt mit dem sogenannten „Ver de Cuyor" befunden, der auch von Capitän Cobol dem kais. Museum aus Afrika eingesendet wurde. Ferner wird die bereits charakterisirte Imago der Gattung Cobboldia, welche derselbe mit dem Assistenten Handlirsch aus dem indischen Elephanten erzog, genau beschrieben und schließlich die Verwandtschaft der bis jetzt bekannten Oestridenformen unter sich und mit den anderen Muscariengruppen ausführlich besprochen. Außerdem beschreibt derselbe eine neue Art der südamerikanischen Cuterebridengattung, Rogenhofera dasyopoda.

‖ Das Zeitalter Zoroasters ist nach Professor Jackson von der Columbia University in New-York in die letzte Hälfte des 7. Jahrhunderts bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts vor Chr. zu setzen. Im Journal of the American Oriental Society 17. unterzieht Jackson sämmtliche historische Angaben über den Propheten Irans einer erneuten und gründlichen Prüfung. Sowohl die persische Tendition, wie sie Aedā i Mēnōg, Bundohisn und Zirdausī überliefern, wie Albirūnī und andere arabische Historiker geben an, daß Zoroaster seine Lehrthätigkeit 258 Jahre vor Eroberung des Perserreichs durch Alexander begonnen habe. Zoroasters Geburt würde ungefähr in das Jahr 630 v. Chr. fallen. Da er 77 Jahre alt geworden sein soll, so wäre sein Todesjahr etwa 553, um welche Zeit Buddho zu Kapilavastu geboren wurde. Wie Jackson annimmt, ist Zoroaster zu Atropatene im westlichen Medien geboren, doch konnte der Prophet in seiner Heimath keine Anhänger für seine neue Lehre finden. Erst als er sich nach Baktrien gewandt und den König Vishtaspa gewonnen hatte, verbreitete sich die Reformbewegung, von dem starken Arm des Herrschers thatkräftig unterstützt, in kurzer Zeit über ganz Iran.

* **Leipzig.** Die Annahme des Rufs, den Prof. Beckmann hieher auf den neu zu gründenden pharmaceutischen Lehrstuhl für angewandte Chemie erhalten hat, ist zweifelhaft geworden, da man ihm an den von ihm geleiteten Instituten in Erlangen wesentliche Verbesserungen in Aussicht stellt.

* **Berlin.** Zum Nachfolger E. du Bois-Reymonds hat die medicinische Facultät, wie die „Nat.-Ztg." erfährt, an erster Stelle Geh. Rath W. Kühne in Heidelberg, an zweiter Hermann Munk, Professor der Physiologie an der hiesigen Thierärztlichen Hochschule vorgeschlagen. Als dritter Candidat, fügt das Blatt hinzu, werde von den einen Geh. Rath Heidenhain in Breslau, von anderen Prof. L. Landois in Greifswald genannt. — Das Seminar für orientalische Sprachen ist in diesem Winter außerordentlich stark besucht. Die Zahl der eingeschriebenen Mitglieder beträgt 135. 76 sind Assessoren, Referendare und Angehörige der juristischen Facultät, darunter 62 Dragomanats-Aspiranten, von denen 4 die Diplomprüfung schon bestanden haben. Dem Lehrer- und Geistlichenstande gehören 21 Mitglieder an; Kaufleute, Privatpersonen und Beamte sind 10, Officiere 13, Mediciner 2, Theologen 2, Techniker und Landwirthe 5. Von Ausländern sind 2 Franzosen und 1 asiatischer Türke zu nennen. Besucher zählt die Classe für Russisch 37, für Suaheli 35, für Arabisch 20, Türkisch 15, Chinesisch 14, Japanisch 10, Persisch 9, Neugriechisch 5, Hindustani 3, Suzreali 2 Personen. Die Vorlesungen über Realien erfreuen sich eines Besuchs von 50 Seminaristen. An den nichtamtlichen Lehrcursen im Russischen nehmen 115 Nichtseminaristen theil, so daß die Gesammtzahl der Besucher sich auf 250 beläuft. Der Lehrkörper hat demnächst weiteren Zuwachs erfahren. Neben dem Syrisch- und Aegyptisch-Arabischen ist jetzt auch das Marokkanisch-Arabische durch eine besondere Lehrkraft vertreten, der Lector ist Hr. Sid Ghiati Schirkawi. Für das Suaheli ist außer Dr. Reinhaus Hr. Karl Velten als Lehrer hinzugekommen, und neben Hofrath Schallejew noch Dr. Erich Bernekker mit einem Cursus im Russischen beauftragt.

Dr. S. **Budapest.** Am 17. d. M. starb hier der bedeutende ungarische Lyriker Johann Vajda im 70. Lebensjahre, geboren am 7. Mai 1827 zu Pest. Vajda hatte einen wechselvollen, doch wenig glücklichen Lebenslauf. Er war Schauspieler, Lehrer, Landwirth, Redacteur, Journalist und Redacteur. Bei seinen dieser Beschäftigungen fand er Ruhe, Befriedigung und gesicherte Lebensexistenz. Der Mangel, die Noth waren häufig bei ihm zu Gaste, und in seinem Alter konnten ihn nur die wiederholt gewährten Unterstützungen aus Staatsmitteln vor der Verzweiflung und dem Elende schützen. Schuld an den Mißerfolgen in seinem äußeren Leben trug auch seine wenig gesellige, in sich verschlossene, menschenscheue Natur, die schließlich in misanthropische Absonderlichkeiten verfiel. Als Dichter besaß Vajda ein ungewöhnliches Talent. Anfänglich ein Nachahmer seines persönlichen Freundes und Vorbildes Alexander Petöfi, rang er sich bald zu eigenartiger Selbständigkeit empor. Seine Poesie besitzt nichts volksthümliches, sie strebt nach Kraft und Tiefe, wobei zuweilen die Form vernachlässigt wird. Der Dichter bewegt sich gern auf den Wogen düsterer Leidenschaften, der Ton ist oft verbittert, zu Extremen geneigt; es stürmt und wettert und vom Erhabenen zum Lächerlichen ist bei ihm häufig nur ein Schritt. Namentlich in seinen spätren Dichtungen waltet ein hoffnungsloser Pessimismus. Allein trotz dieser Schwächen sind seine lyrischen Dichtungen doch eine Fundgrube echten Goldes, und besonders in seinen Liebesliedern paart sich mit dem stürmisch leidenschaftlichen Geiste die zarteste Empfindung. In seinen Erzählungen, Lebensbildern u. dgl. liebt der Dichter das leidenschaftlich Uebertriebene, das Bizarre und Unschöne und ergibt sich nicht selten dem rohen Realismus. Seine üppige Phantasie paart sich hier gern mit der derbsten Sinnlichkeit. Im Publikum konnte Vajda wegen dieser seiner Absonderlichkeiten und Excentricitäten keine rechte Wurzel fassen. Seine Dichtungen sind nur in engeren Kreisen bekannt und geschätzt. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien im Jahre 1895 in zwei Bänden. Erst sein Tod lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine dichterische Bedeutung. Seine Bestattung erfolgt auf Staatskosten.

* **London.** Gladstone arbeitet, wie es heißt, gegenwärtig an einem neuen Werke über „die olympische Religion". Am 28. d. M. wird Gladstone nach Süd-Frankreich abreisen. — Dr. James Ward ist zum Professor der Psychologie und Logik an der Universität Cambridge ernannt worden. — Gestorben ist hier Dr. F. J. Mount, früher Professor der Medicin in Calcutta, später Vorsitzender der hiesigen Statistical Society, deren Geschichte er geschrieben hat.

Verlag von **August Hirschwald** in Berlin.

Soeben erschien:

Dr. Johann Weyer,

ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwahns.

Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung und der Heilkunde. Von Prof. Dr. Carl Binz in Bonn.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Aufl. mit dem Bildnisse Weyers.

1896. 8. 3 M. 60 Pf. (2031)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 22. Januar. Nummer 17.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Liturgische Streifzüge. Von R. Frhrn. v. Liliencron. — Die christlichen Missionen in Tibet. — Mittheilungen und Nachrichten.

Liturgische Streifzüge.[1])

Von R. Frhrn. v. Liliencron.

In dem damals Ansbachischen Schwabach wurde 1469 bis 1495 die schöne St. Johannes-, jetzt Stadt- und Pfarrkirche gebaut und mit viel kostbarem architektonischen und Bilderschmuck ausgestattet. Schwabach gehörte zur Diöcese Eichstätt, wo der baulustige und kunstfrohe Bischof Wilhelm von Reichenau von 1464 bis 1496 den Stab führte. Seit 1525 war die Kirche protestantisch. Die Unbill der Zeiten zehrte aber an ihrer alten Herrlichkeit — das ist das Loos des Schönen auf der Erde. Ueber die Wände der schönsten Architekturen pflegte dies Loos in der Gestalt von Tünche hereinzubrechen. So geschah es auch der St. Johanneskirche, als man sie 1715 aufputzte und 1831 renovirte, indem man den Wänden und Pfeilern einen „gefälligen Anstrich" gab. Die werthvollsten Meisterwerke von Wohlgemuth, Veit Stoß, vielleicht auch von Adam Kraft wurden für alte Scharteken geachtet, kostbare alte Bilder auf den Kirchenboden geschafft. Als aber das vierte Säculum der schönen mißhandelten Kirche sich seinem Ende zuneigte, da war eine neue Ehrfurcht vor dem Geist der Väter und der Kunst der Alten in die Gemüther eingezogen. Wie so mancher andere alte Bau ward auch die Schwabacher Pfarrkirche pietätvoll ihrem alten Plan und Aussehen gemäß wieder hergestellt. Im Jahre 1896 konnte sie bei alter Gestalt in neuem Glanz die neue Weihe empfangen.

Zu den Donatoren des alten Baues gehört vor allen der Ritter Hans v. Wallenrod aus dem alten, in einem Zweige noch heute fortlebenden Geschlechte dieses Namens, nebst seiner Gemahlin Sibylle. Er stiftete eine ewige Messe zum Katharinenaltar und dazu eine Pfründe nebst Haus und Garten für den Vicarius. Aus diesem Vicarius ist nun der heutige Archidiakonus und zweite Pfarrer der Stadtkirche geworden, und den heutigen Inhaber dieser Pfründe, dem die Freude beschieden war, solchen Ehrentag seines Gotteshauses zu erleben, kennt und ehrt die evangelische Kirche in und außerhalb Deutschlands als einen der unermüdlichsten Vorkämpfer und erfolgreichsten Streiter für die Besserung der Liturgie und Musik in der evangelischen Kirche. Es ist Max Herold, der langjährige Redacteur der Siona, der Verfasser des trefflichen Buches über die altnürnbergischen Gottesdienste, welches zum erstenmale ein helles Licht in die Geschichte des evangelischen Gottesdienstes im 16. bis 18. Jahrhundert warf. Indem nun Herold seiner Kirche eine literarische Jubiläumsgabe darbieten wollte, schrieb er zunächst, wie billig, für seine Gemeinde und daher denn überhaupt nicht für den engen Kreis der gelehrten Fachgenossen, sondern für das Verständniß und den Antheil der weitesten kirchlichen Kreise über liturgische Dinge und Erlebnisse, wie sie sich ihm theils in der Geschichte seiner Kirche „4 Jahrhunderte" hindurch, theils auf einer Reise durch Süd- und Norddeutschland im Jahre 1890 boten. Das in anmuthig heiterer Laune geschriebene Büchlein besteht also aus zwei scheinbar nur äußerlich an einander geschweißten Hälften, sie hängen aber trotz des verschiedenen Rahmens, hier als geschichtliche Bilder, dort als Reiseeindrücke, dennoch innerlich auf das engste zusammen, und obwohl sie sich ihren Stoff scheinbar nur vom Zufall entgegenbringen lassen, orientiren und belehren sie den Leser in Wahrheit über die wichtigsten Fragen auf dem Gebiet der Bestrebungen für eine verbesserte Ordnung der evangelischen Gottesdienste.

Nach einer einleitenden Geschichte und Schilderung der St. Johanneskirche nimmt der Verfasser seinen Ausgang für die nun folgenden liturgischen Excurse von seinem Katharinenaltar mit einer Schilderung des Verlaufes der Katharinenmesse am 25. November, wie sie zur Zeit der ersten Weihe der Kirche 1495 gestaltet war. Wenn Herold dabei der Liturgie dieser Katharinenmesse den Tractus Veni sponsa Christi zuschreibt, so waltet dabei ein kleiner Irrthum. Tracte werden nur in der Kirchenzeit von Septuagesimae bis zum Montag der Charwoche gesungen.[1]) Die hl. Katharina hat überhaupt keine eigene Liturgie, sondern nur ein eigenes Collectengebet, welches in die allgemeine Liturgie, das Commune de una virgine et martyre eingesetzt wird. Nur wenn dies allgemeine Formular für einen in die Fastenzeit fallenden Heiligentag gebraucht wird, gehört der von Herold angeführte Tractus dazu; am Katharinentag wird nur das Gradual mit dem Hallelujaversen gesungen. Uebrigens ist die Feier des Katharinentages theilweise auf die altlutherische Kirche übergegangen; Ludecus gibt (zum 22. November, dem Cäcilientag) die betreffenden Formulare für Messe, Vesper und Mette.

Zur nun folgenden Schilderung der Pfingstgottesdienste des Jahres 1495 bietet neben anderen gleichzeitigen Eichstätter Ritualbüchern ein im Jahre 1483 für die Eichstätter Diöcese gedrucktes Breviarium dem Verfasser den Stoff. In der Vorrede dieses Breviers wird als Grund zu seiner Abfassung die Nothwendigkeit angegeben, den im Gebrauch der verschiedenen Kirchen allmählich eingerissenen vielfachen Abweichungen abzuhelfen. Es scheint dies Bedürfniß damals gerade in Süddeutschland mehrfach empfunden zu sein. Für die der Eichstätter Diöcese benachbarte Augsburger wurde z. B. unter ausdrücklicher Anführung des gleichen Grundes 1495 ein Antiphonar gedruckt (Exemplar in der

[1]) Culturbilder aus 4 Jahrhunderten. Eine Jubiläumsgabe von Max Herold (Schwabach). Erlangen, Fr. Junge 1896. 8°. 120 S.

[1]) In dem Nürnberger Officium sacrum von 1664, aus welchem Herold in seinem Altnürnberg S. 184 f. Auszüge gibt, hat allerdings jeder Sonntag des ganzen Kirchenjahres seinen Tractus hinter der Epistel. Das ist aber nur eine mißbräuchliche Benennung. Die unter dieser Bezeichnung dort aufgeführten Texte sind vielmehr die alt herkömmlichen Hallelujaverse, an deren Stelle eben in der Fastenzeit der Tractus tritt.

Digitized by Google

Münchener Bibliothek). Diese Werke sind auch deßwegen beachtenswerth, weil sie uns die rituellen Formen zeigen, welche die Reformation in Deutschland vorfand und an die sie also anknüpfte. Ich komme gleich darauf zurück. In der Skizze, die Herald nun von der Liturgie des Kirchweihtages von 1495 gibt, vermißt man hinter dem Gradual und Hallelujavers die Prose Psallat ecclesia, eine aus 7 Doppelzeilen bestehende Sequenz. Sie ist doch aller Wahrscheinlichkeit nach auch in der Eichstätter Diöcese, wie damals noch überall sonst, in der Messe in dedicatione ecclesiae gesungen worden. Aus der Zahl dieser Sequenzen oder Prosen, wie sie damals noch an allen Festtagen gebraucht wurden, hat bekanntlich das Tridentinum für die römische Kirche nur fünf beibehalten. In der evangelischen Kirche hielt der Hauptgottesdienst des Wittembergischen Typus einstweilen noch daran fest. Bei Ludecus zum Beispiel, der uns in seinem Missale und Vesperale diesen Typus so, wie er an der Havelberger Kathedralkirche in Ausübung stand, aufweist, finden wir für die Kirchweih die alte Liturgie, welche in Introitus, Collectengebet und Hallelujaaers (die Gradualverse waren hier bereits fast ganz in Abgang gekommen) mit der von Herold für 1495 benutzten Form ganz übereinstimmt, dem Hallelujavers aber noch die erwähnte Prose Psallat ecclesia folgen läßt.

Bei der nun weiter folgenden Darstellung der verschiedenen Pfingstgottesdienste von 1495 nach den alten Ritualbüchern erwähnt Herald (S. 33) in der Vesper das Responsorium „Der Geist des Herren erfüllte den Erdkreis", ohne hieran eine erläuternde Bemerkung zu knüpfen, die doch die Sache verdient und verlangt. Zur Liturgie der Vesper nach römischem Ritus gehört ja kein Responsorium; wie also kam das Eichstätter Antiphonar des 15. Jahrhunderts hier zu dem Responsorium Spiritus domini replevit orbem? In der evangelischen Kirche des 16. Jahrhunderts finden wir allerdings die Ausgleichung zwischen der Matutin und Vesper, vermöge deren die Liturgien beider ganz aber fast ganz gleich geworden sind. Hier haben auch die Vespern Responsarien und so zeigen uns z. B. Eters Cantica Sacra von 1588, in denen wir den Wittemberger Typus, wie er in Hamburg galt, vor uns haben, ganz richtig in der Pfingstvesper das Responsorium Spiritus domini. Die Sache ist in ihrem ganzen Zusammenhang von erheblichem Interesse für die Geschichte der evangelischen Liturgie und bisher eben nicht beachtet worden. In Verbindung mit den hier berührten ausgleichenden Formen der Matutin und Vesper stehen noch andere Unterschiede zwischen der römischen Liturgie und denen der evangelischen Kirche, unter denen die bekannte Verschiebung der Perikopen in den Adventsonntagen und vom 4. bis 26. Trinitatis am meisten ins Gewicht fällt. Liturgisch kann man diese Verschiebung nur als ein sehr beklagenswerthes Verderbniß bezeichnen. Es war nun bisher die Meinung verbreitet, daß diese Aenderungen aus ein und dem andern Grunde innerhalb der Wittemberger neuen Gestaltungen der Gottesdienste aufgekommen seien. Dem ist aber nicht so: sie gehören bereits der älteren Zeit der katholischen Kirche in Deutschland an, wir finden sie daher bereits in den Missalen, Antiphonarien u. s. w. des 15. Jahrhunderts. Hier ist nicht der Ort, dies weiter auszuführen; ich werde es aber in der Siona erweisen. Hier will ich nur noch bemerken, daß denn auch das oben erwähnte Augsburger Antiphonar ganz richtig in der Pfingstvesper das Responsorium Spiritus domini, wie es Herold für Eichstätt aufführt, enthält.

Wer die von Herold theils skizzirten, theils vollständig mitgetheilten Formulare der verschiedenen altkirchlichen Gottesdienste liest und überdenkt, der wird sich sagen müssen, daß es wirklich „löbliche zierliche Aemter", gottesdienstliche Feiern von wahrhaft künstlerischem Aufbau und feierlich eindrucksvollem Gepräge gewesen sind. Herold läßt sodann eine Charakteristrung der neuen Gottesdienste folgen, wie sie an derselben Stätte 30 Jahre später abgehalten wurden, nachdem Ansbach und seine St. Johanneskirche evangelisch geworden waren. Er bewegt sich hier auf dem ihm von seinem „Alt-Nürnberg" her wohl vertrauten Gebiete, denn die Ordnungen der benachbarten Reformationskirchen von Nürnberg und Brandenburg-Ansbach hängen eng zusammen. Es ist ihm vor allem darum zu thun, den Lesern zu zeigen und zu Gemüth zu führen, daß Luther und seine Gehülfen keineswegs, wie selbst heute nach so manchen aufklärenden Forschungen noch immer viele hartnäckig meinen, den ganzen herrlichen liturgischen Schmuck der Gottesdienste mit eisernem Kehrbesen nach Art der Calvinisten und der Reformirten von der strengen Observanz hinausgekehrt haben. Vielmehr wurde von ihnen der gesammte Ausbau des Kirchenjahres und die Ausprägung aller einzelnen Sonntage in eigenen Liturgien, d. h. mit dem kirchlich-technischen Ausdruck das gesammte de tempore, in voller Pietät erhalten. In der That handelte es sich ja dabei um die herrlichste und tiefsinnigste Schöpfung der altchristlichen Zeit, um den gottesdienstlichen Leib, den sich die wachsende und werdende Kirche unter dem heiligen Weben ihres Jugendgeistes gegeben hat. Selbstverständlich mußte unter der Durchführung des durch die Reformatoren neu formulirten gottesdienstlichen Begriffes manches Einzelne umgebildet werden; der gesammte Aufbau brauchte aber deßwegen nicht eingerissen zu werden. Daß man dabei auch das Latein in den Chorgesängen der Introiten, Antiphonen u. s. w. einstweilen nach beließ, weil eine Uebersetzung dieser Texte sowohl zu ihren gregorianischen Meladien, als zu den einmal im Gebrauch stehenden mehrstimmigen Compositionen, den Messen, Motetten, Psalmen, Magnificats, oder gar die Umbildung dieser Musiken nach den Worten der Lutherbibel damals als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen mußte, das war für jene Zeit kein Bedenken erregender Umstand. Die alte Gewöhnung wirkte hierbei ausgleichend nach. Wohl aber war es freilich für die nachfolgenden Jahrhunderte ein Unglück und hat wesentlich zur allmählichen Zersetzung und Zerstörung der Liturgien beigetragen. Man wußte diese Texte eben weniger und weniger durch irgend welche Umbildung oder irgend welchen Ersatz in die Form des Deutschen zu bringen und ließ sie darum entweder ganz fallen aber ersetzte sie unter Verdrängung des Chorgesangs in seiner Doppelgestalt als gregorianischer Gesang und Kunstgesang und zugleich in ungenauer Wiedergabe durch eben dasjenige Mittel, wodurch Luther von Anfang an einen Theil dieser Texte dem Chor abnahm und der Gemeinde zuwies, nämlich durch das deutsche Kirchenlied. Wenn Herald, indem er die ältesten evangelischen Gottesdienste bespricht, sagt: das deutsche Lied wurde „in weiter Ausdehnung aufgenommen", so ist das zwar als Thatsache richtig, läßt aber das Princip, auf dem diese Thatsache nach Luthers Auffassung beruht und aus dem sie bei ihm hervorging, unausgesprochen. Nach Luthers Formulirung des gottesdienstlichen Begriffes war zum Subject und Träger des Gottesdienstes wieder die Gemeinde eingesetzt. Der Gemeinde mußte folgerichtig ein Antheil an der Liturgie übertragen werden. Dieser Antheil mußte so gestaltet sein, erstens: daß das Volk ihn in Wahrheit als den Ausdruck seines eigenen Wesens empfand, und zweitens, daß es ihn auch wirklich zu singen vermochte. Dies beides zugleich aber konnte nach Luthers mit genialem Blick erschauter Erkenntniß einzig und allein das geistliche Volkslied leisten. Theils an die Stelle der Texte, die nun unter diesem Gesichtspunkt der Gemeinde zugewiesen werden sollten, theils an ihre Seite ließ er das deutsche Lied treten. Das heißt aber also: er verlieh diesem Liede den Rang eines

Digitized by Google

liturgischen Textes und eines integrirenden Bestandtheiles der Liturgie, in die es eingestellt wurde. Niemals hat die katholische Kirche, obgleich sie sich alsbald in die Bewegung zugunsten des deutschen Kirchenliedes mit hineinziehen ließ, dem Liede dabei diesen höheren Rang verliehen.

Es war die Brandenburg-Ansbach'sche Kirchenordnung von 1533, welche für die Form des evangelischen Gottesdienstes in ganz Franken und darüber hinaus grundlegend wurde. Nach ihr schildert uns daher auch Harald die damaligen Formen seiner Kirche, indem er zu besserer Anschaulichkeit eine Anzahl von Gesängen in Text und alter Notenschrift mittheilt. Eine in Einzelnem geänderte neue Ausgabe dieser Kirchenordnung vom Jahre 1591 läßt uns an einer Stelle, auf die Herold aufmerksam macht, den Beginn einer Neuerung erkennen, die für Liturgie und Kirchenmusik verhängnißvoll geworden ist. Die Ausgabe von 1533 bestimmt nämlich bei Anordnung der Messe: das Credo solle entweder lateinisch vom Chor gesungen werden, oder deutsch von der Gemeinde. Der lateinisch singende Chor sang, um dies im Vorübergehen zu bemerken, natürlich die liturgische Melodie des Credo; ob aber mit dem Gemeindegesang hier eine auf die liturgische Melodie gemachte Uebersetzung des Textes oder das Glaubenslied „Wir glauben all an einen Gott", gemeint ist, das wüßte ich nicht zu sagen. Luther würde ersteres, den liturgischen Gesang der Gemeinde, schwerlich gebilligt haben, daher hat man auch bei ähnlichen Bestimmungen in den dem Wittemberger Typus angehörigen Quellen wohl stets das Lied zu verstehen. Sehr häufig läßt sich dies mit Gewißheit erkennen. An dieser Stelle schiebt nun aber die Ausgabe von 1591 ein: „wo nicht ein Stück, als an Fest- und Feyertägen, musicirt wird". Das heißt, wenn man es genau nach der Sachlage um 1590 erklärt: sofern nicht, wie dies an Fest- und Feiertagen üblich ist, zwischen Evangelium und Predigt ein frei gewählter, auf das Fest passender Chorgesang (Kunstmusik) eingelegt wird. Nicht daß hier ein Gesang üblich geworden war, bildet das anhebende Verderben — darin folgte man nur einem vollkommen richtigen liturgischen Instinct; war doch an dieser Stelle ein Chorgesang, nämlich das Offertorium in Wegfall gekommen. Aber daß man angefangen hatte, innerhalb des Gottesdienstes Musiken über Texte zu singen, die zur vorgeschriebenen Liturgie dieses Tages, zu den de tempore-Texten des Festes nicht gehörten, die man wohl gar frei gedichtet hatte, darin lag das Unheil, denn damit war das liturgische Gesetz durchbrochen. Wirklich begann diese Sitte, zunächst mit Texten, die aus dem Tagesevangelium gewählt oder nach ihm gedichtet waren, bereits im 16. Jahrhundert. Damit war dem Eindringen des Kirchenconcertes in den Gottesdienst die Thür geöffnet. Denn nicht dadurch wird die Musik im Gottesdienst zum Kirchenconcert, daß sie eine große, herrliche und vielleicht mit allen Mitteln der Menschenstimmen und der Instrumente prächtig ausgeführte Musik ist — das an sich verweltlicht sie noch nicht; aber daß sie Texte vorträgt, die die Liturgie nicht vorschreibt und die die Gemeinde höchstens, wie das Oratorium im Concert, mit Hülfe eines Textbuches versteht. Wo haben denn aber unsre Gottesdienste diese liturgischen Texte, die allein man hiernach soll singen dürfen, oder wie sollen sie sie erhalten? — — Die Frage gehört nicht hierher; sie taucht nur auf der Wanderung durch das Herold'sche Buch auf, gerade wie dem Verfasser seinerseits die liturgisch-musikalischen Fragen auf seiner Wanderung durch Zeiten und Länder auftauchen. Auch er will sie ja nicht stets gleich endgültig beantworten, sondern nur den Finger darauf legen. Ich zweifle aber nicht, daß er auch wohl die Antwort bei sich fertig hätte, so gut wie ich gerüstet wäre, auf meine obige Frage die Antwort zu geben.

1627 erschien für Ansbach und Heilsbronn ein neues Chorgesangbuch mit Antiphonen, Responsorien, Hymnen, Meßsätzen, Introiten, Sequenzen und Versikeln. Es blieb mit seinen nach fast durchaus lateinischen Gesängen bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Gebrauch. Es enthielt also den ganzen Chorapparat für Hauptgottesdienst und Vespern. Herold theilt daraus den Hymnus zur Palmenweihe an Palmarum mit: Gloria, laus et honor, der also hier noch immer gesungen ward, während der bei der Procession dieses Tages einst gebrauchte „Palmeneusel" nur noch pensionirt und verfallen auf dem Boden der Johanniskirche zu finden ist. Sic transit gloria (laus et honor) mundi! Wir hören dann noch von einigen kirchlichen Feiern der späteren Zeit, bis wir bei der „Uebertünchungsperiode" anlangen, die mit Bürste und Kalk auch über Liturgie und Kirchenmusik hinfuhr, auch in diesem einst so farbenreichen Bau der weißen Wände in ihres Herzens Nüchternheit froh. So stehen wir denn endlich in der Gegenwart und bei ihren redlichen Bemühungen, nach endlich gewonnener besserer Einsicht auch hier wieder bessere Zustände anzubahnen. Wir begeben uns nun von Schwabach aus mit dem Verfasser auf die Ferienreise, zunächst über Nürnberg und Stuttgart an den Bodensee; von den längst und allen anderen rühmlichst voraus geschaffenen besseren gottesdienstlichen Ordnungen der bayerischen evangelischen Kirche bis zu jener reformirten Dorfkirche, in der auch Gemeindeberathungen gehalten werden, bei denen der Ortsvorstand die Debatten von der Kanzel aus leitet. Ein liturgischer climax descendens, meint der Verfasser. Sehr gewiß! Dieser liturgische Anticlimax begegnet uns aber ebenso bereits in der Reformationszeit selbst und dabei bildet dann Nürnberg-Ansbach selbst die erste Sprosse des Abstieges. Es ist schon oben angedeutet, daß derjenige gottesdienstliche Typus, welcher sich von Wittemberg aus, also aus dem Mittelpunkt des Lutherthums über Norddeutschland ausbreitete, die reichsten liturgischen Formen aufweist und damit den engsten Anschluß an die vorgefundene alte Ordnung festgehalten hat. Wie weit sich von ihm bereits der anstoßende fränkische Typus entfernt, dafür ist soeben in v. Schuberts lehrreichem und interessantem Aufsatz über „Die älteste evangelische Gottesdienstordnung in Nürnberg"[1]) (1524) ein neues Document veröffentlicht. Schon durch die Einsetzung einer lectio cootinua, also statt der alten Perikopen Episteln und Evangelien in fortlaufender Lesung der biblischen Bücher ist das ganze Gebäude des liturgischen Kirchenjahres dem Einsturz preisgegeben; denn wie bliebe ein Gebäude stehen, unter dem man das Fundament einfach wegzieht? Die Perikopen aber sind das Fundament des ganzen de tempore und was nach ihrer Beseitigung in Introitus, Gradual, Hallelujavers u. s. w. noch stehen bleibt, das hängt zusammenhangslos in der Luft. Es hält wohl noch eine Weile zusammen, weil es in seinem sich durch Vesper und Hauptgottesdienst hindurchziehenden Zusammenhang vor Alters so wundersam sinnvoll zusammengefügt ward. Aber seiner Wurzeln in den Perikopen beraubt, mußte es mit Nothwendigkeit dennoch verdorren. Um 1664 sehen wir es allerdings in der vorhin erwähnten Gottesdienstordnung von St. Sebald noch immer an seinem Platz. Je weiter wir dann aber im 16. Jahrhundert von Franken südwestwärts gehen, um so stärker zeigt sich in der Gestaltung des Gottesdienstes der Einfluß des Geistes der reformirten Kirche mit seinem blinden Eifer gegen alles Liturgische.

Wir können nun dem liebenswürdig plaudernden, aber überall dabei auf ernste liturgische Fragen gerichteten Reisenden

[1]) Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, erster Jahrgang, Nr 9 f.

und seinen Betrachtungen im einzelnen nicht folgen. Zu lesen, wie er über so manche Frage von seinem Standpunkt aus urtheilt, und manches Einzelne, was er auf seiner Wanderung findet und beobachtet, wird auch den Mann vom Fach interessiren. Unter den weniger Orientirten wird gar mancher sich wundern, was alles in das Gebiet des Liturgischen gehört, was auf diesem Gebiet innerlich begründete alte Sitte, was moderne Unsitte ist. Gerade auch hierdurch ist das kleine Buch dazu angethan, weiteren Kreisen den Blick für Dinge zu eröffnen, die doch heute in der evangelischen Kirche mit vollstem Recht die Gemüther aller Orten bewegen; für Fragen, deren glückliche und richtige praktische Lösung in Wahrheit als eine Lebensfrage der Kirche bezeichnet werden darf. Der Allgemeine Deutsche Verein für evangelischen Kirchengesang, dessen Zweigvereine jetzt schon fast alle Kirchenprovinzen der deutschen evangelischen Lande umspannen, ist für diese Sache rüstig und energisch eingetreten; schon jetzt mit manchen hocherfreulichen Erfolgen gesegnet. Herold, der 1890 seine liturgische Wanderung auf der damals in Kiel abgehaltenen 9. Generalversammlung dieses Vereins beschloß, erinnert dabei an ein Wort, welches Schreiber dieser Zeilen in seiner Begrüßungsrede damals sprach: „nur auf dem Boden der Liturgie könne wahre Kirchenmusik sich aufbauen; das habe man allmählich erkannt". Daß dies als das Grundprinzip so ziemlich allseitig anerkannt wird, ist in der That der wichtigste Fortschritt in der ganzen Bewegung. Dies Prinzip ist in ihrer Fahne das Constantinszeichen, in dem, aber auch in dem allein sie siegen wird und muß. Nur über die Consequenzen, die aus diesem Prinzip gezogen werden müssen, um es in die kirchliche Praxis überzuführen, gehen die Meinungen noch immer in einer den Fortschritt hemmenden Weise aus einander. Soeben hat man jenseit der deutschen Grenzen in Schweden entschlossen zugreifend dasselbe Grundprinzip in einem von der Regierung veröffentlichten und sanctionirten musikalischen „Kirchenbuch" für die schwedische Kirche in die Praxis eingeführt. Es ist von mehreren möglichen Lösungen eine; auch ist sie, weil sie sich an die officielle schwedische Gottesdienstordnung halten sollte, namentlich in Betreff des de tempore noch unvollständig, aber, nach den mir vorliegenden Bruchstücken zu schließen, liturgisch wie musikalisch ganz vortrefflich gearbeitet und jedes weiteren Ausbaues fähig, sobald dafür dort die Zeit reif sein möchte. Lernen wir daraus, daß es zwar der Worte und der Discussionen bedarf, bis die Gedanken geklärt sind, daß aber zum Erfolg nur eine entschlossene That führt.

Die christlichen Missionen in Tibet.

S. Die Bekenner der Religion des Buddha übertreffen an Zahl die christlichen Bewohner der Erde. Diese Religion verfährt zwar hinsichtlich der Grundlehren nach einheitlichen Artikeln, allein in der Form der Bethätigung der Glaubenslehren spalten sich die Anhänger in die zwei großen Gruppen des nördlichen und des südlichen Buddhismus. Noch während des Bestandes der Religion in den Gangesländern fügte der nördliche Buddhismus seinen Dogmen mystische Glaubenssätze bei und führte einen Gottesdienst ein, welcher dem abergläubischen Sinn der neuen Bekenner in den Ländern nördlich von Indien entsprach. Kennzeichen des heutigen Buddhismus in Hochasien ist die Anerkennung der Oberen als Verkörperungen des Stifters, bezw. der zum Schutze der Wesen wirkenden Gottheiten unter diesem; dabei ist eine vollständige hierarchische Unterordnung der einzelnen Oberen durchgeführt. Der Obere führt überall die Bezeichnung Lama, und hiervon wird dem nördlichen Buddhismus der Name Lamaismus gegeben.

Die Länder, in welchen sich das Bekenntniß des nördlichen Buddhismus verbreitet hat, bildeten ursprünglich sämmtlich einen Theil des chinesischen Kaiserreiches, erst im gegenwärtigen Jahrhundert wurden die südlichsten Theile seinem Einflusse entzogen und unterstehen der Oberhoheit Englands als Herrscher über Indien. In der Zeit der Ausbildung dieser, jetzt einen Glaubenssatz bildenden Lehre von der übermenschlichen Natur der Oberen wußte sich China auf die Wahl und die Thätigkeit der höchsten buddhistischen Würdenträger einen weit gehenden Einfluß zu sichern, seine Leiter verstanden es insbesondere, den ersten Oberen in jedem Landestheile mit einer selbständigen Gewalt auszustatten, sohin die Kirche im Umfange der großen Gebiete zu nationalisiren und das Bestätigungsrecht der leitenden Geistlichen sich vorzubehalten. Immerhin gilt der oberste Patriarch von Tibet in gewissem Sinne als der höchste der ganzen lamaischen Geistlichkeit. Dieser Hohepriester nennt sich „Priester Ocean". Die europäische Culturwelt wurde früher mit dem Wortlaut des Namens hiefür in der mongolischen Form bekannt; in der Sprache der Mongolen ist sein Titel mit Dalai Lama wiedergegeben. Die tibetische Urform ist weniger klangvoll; man hat sich hier jedoch neuerdings auch an die mongolische Form gewöhnt und schreibt Talai Lama. Es geschah dies in Anerkennung der geschichtlichen Thatsache, daß die Mongolen von jeher die freigebigsten Verehrer des tibetischen Oberhauptes waren und ihm in der Landschaft Tibet zu einem werthvollen weltlichen Besitz verhalfen, den der jeweilige Dalai Lama verwalten soll; seit anderthalb Jahrhunderten haben hierin chinesische Mandarine als Beauftragte ihres kaiserlichen Herrn in Peking die Gewalt inne.

Tibet bildet das Grenzland Britisch Indiens gegen Norden; es ist zwischen die höchsten Gebirgssysteme der Erde: den Himalaya im Süden, den Kuenlün im Norden, eingebettet und ein reiches Land mit Hochgebirgscharakter. Trotz seiner Größe gleich Oesterreich-Ungarn, dem Deutschen Reich und Frankreich zusammengenommen ist die Bevölkerung mit 6 Millionen eher überschätzt als zu niedrig angenommen. In religiöser Beziehung sind alle Bewohner Buddhisten, Andersgläubigen wird die öffentliche Bethätigung ihrer Religion nicht gestattet.

Nach der Bedeutung Tibets für die religiösen Anschauungen der Bekenner zum Buddhismus im weiten chinesischen Reiche mußte dieses Land den christlichen Missionsgesellschaften als ein besonders wichtiges und lohnendes Arbeitsfeld erscheinen; allein der Eröffnung des Missionswerkes stellen sich ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten entgegen. Die Hindernisse, die sich aus der abgeschiedenen Lage inmitten eines weiten Erdtheiles und dem unwirthlichen Charakter des Landes wie seiner Umgebung ergeben, fallen bei den heutigen Hülfsmitteln weniger ins Gewicht und sind noch überall überwunden worden.

Bedeutungsvoller sind die politischen Verhältnisse. China begrenzt das Land auf drei Seiten, nur im Süden ist Britisch Indien Nachbar. Ende des vorigen Jahrhunderts zeigten die geistlichen Herren über Tibet große Zuneigung zu den englischen Machthabern in Indien, und man trug sich hier schon mit sehr weit gehenden Plänen. Das Verdienst hierin gebührt dem ersten Generalgouverneur über Indien, Warren Hastings, der für die Behandlung von Machtfragen in der asiatischen Politik dasselbe hohe Verständniß zeigte, wie in der Gegenwart die russischen Gebieter in Centralasien. Hastings starb 1785. Um dieselbe Zeit begannen in Tibet Streitigkeiten über die Ausübung der Macht im westlichen Theile des Landes; hier übt der Würdenträger mit dem Sitze in Taschi lhunpo die weltlichen Machtbefugnisse in demselben Umfange aus, wie im Osten der Dalai Lama. Der Inhaber der geist-

Digitized by Google

lichen Würde in Taschi lhunpo hatte seine Stelle noch nicht lange inne und war, wie dies bei diesen neuen Aemtern von China verlangt wird, nach Peking zur persönlichen Vorstellung gereist; seine Abwesenheit benützte sein Bruder zu einem Raube an einem großen Theil des Klosterschatzes und floh damit nach Nepal. Sein Auftreten dortselbst machte die Gurkhali-Machthaber nach den Reichthümern der Lamas lüstern, sie benützten die politischen Wirren, zogen gegen Lhassa und verließen das Land erst, als man ihnen die nach dortigen Verhältnissen sehr hoch bemessene Summe von 600,000 Mark (3 Lakhs Rupies) behändigt hatte. 1790 unternahmen die Nepalesen einen zweiten Raubzug nach Tibet. Der Hohepriester von Taschi lhunpo wandte sich nach Calcutta um Hülfe; hier hatte man aber alle Hände voll zu thun, um die eigene Herrschaft im mittleren und südlichen Indien zu befestigen. Die erwartete militärische Hülfe unterblieb; dafür trat China ein, der chinesische General Sund Fo stellte die Waffenehre der Tibeter wieder her und jagte die Nepalesen unter schweren Verlusten aus dem Land. Die schädlichen Folgen der damaligen Politik wirken bis heute nach; einer der Pandits, welche die indische Regierung von Zeit zu Zeit nach Tibet schickt, um Nachrichten einzuziehen, faßt in einem Bericht von 1890 die Beziehungen Tibets zu Indien dahin zusammen, „daß die Tibeter, die ein fein fühlendes Volk sind und zwischen Recht und Unrecht strenge unterscheiden, von der Berührung mit England und den Europäern als einem störenden Gegenstand sich zurückziehen, gerade wie die Schildkröte aus ähnlicher instinctiver Furcht vor Berührung ihre Glieder einzieht." Der Zugang nach Tibet über Indien wird Europäern gewehrt, und der Uebertritt wird auch von der indischen Regierung nicht gestattet, um nicht in politische Schwierigkeiten verwickelt zu werden. Von China wäre der Zutritt zu verlangen auf Grund der Verträge mit den Westmächten; die Regierung des Dalai Lama weigert jedoch ihre Anwendung auf Tibet, weil diese Verträge für ihre Verhältnisse nicht passen. Der Eintritt nach Tibet ist verschlossen.

Die Missionen versuchten deßwegen von Süden her außerhalb des Landes an den Grenzen festen Fuß zu fassen und von dort Einfluß zu gewinnen. Hiezu suchte sich die evangelische Brüdergemeinde der Herrnhuter das Gebirgsland nördlich von Delhi in Vorderindien heraus, während die katholischen Sendboten der Missions étrangères in Paris nach Hinterindien gingen und in Tibet von hier aus vorzudringen suchen.

Die Mission der Brüdergemeinde[1]) wurde 1853 gegründet; ein Mitglied der englischen Missionskirche wies ihr den Weg. Halt machten unsre Landsleute in Kyelang am rechten Ufer der Bhagra, eines Quellflusses des später Tschenab genannten Stromes. Diese Mission liegt in 32½° nördlicher Breite, 77° 6′ östlicher Länge von Gr. in 3120 Meter Höhe, also genau so hoch als der Titlis und die anderen Berggipfel um den wahlbekannten Luftcurort Engelberg in der Centralschweiz. Die durchschnittliche Jahrestemperatur ist dort 7.2° C. (5¾ R.) Haupterzeugniß ist Gerste, dann Weizen. Rinder sind wenige; Hausthiere sind vorwiegend Schafe und Ziegen, beide werden zugleich für den Waarentransport gehalten, da sie die Gletscherpaßübergänge am besten nehmen; ihre Ladung beträgt 20 bis 32 Pfund. Einige Apfel- und Aprikosenbäume, deren Früchte stets sauer bleiben, bilden mit vereinzelten Wallnußbäumen und Pappeln den Baumwuchs; Beerensträucher sind häufiger. Die abgeschiedene Lage mag kennzeichnen, daß die Entfernung von Simla, dem nächsten Mittelpunkte europäischer Cultur, über 200 Kilometer beträgt; dabei ist der Schneefall bedeutend, die Pässe nach dem Süden sind von October bis Februar geschlossen. Die Bewohner des Thales sind Buddhisten; ihr Haupterwerb ist die Verfrachtung von Waaren von und nach Tibet, im Sommer gestaltet sich der Verkehr sehr lebhaft und zieht auch viele Leute aus Tibet an. Für ihren Hauptzweck ist sohin die Station sehr gut ausgewählt.

Die Bemühungen, Verbindungen mit den Gebirgsbewohnern anzuknüpfen, stießen auf großes Mißtrauen; weder der Gutsherr über das Thal, noch die Geistlichkeit zeigten Entgegenkommen. Mit zunehmender Sprachgewandtheit besserte sich das Verhältniß. Das Hauptverdienst in sprachlichen Grundlagen für den Verkehr und für die Erstellung der nothwendigen Lehrbücher geschaffen zu haben, gebührt dem Bruder H. A. Jäschke, geboren zu Herrnhut. Jäschke nahm fern von der Mission bei einer einfachen tibetischen Familie Wohnung und verbrachte dort ein ganzes Jahr unter großen Entbehrungen mit dem Studium der Sprache. Dann ging er daran, für die biblischen und christlichen Worte und Vorstellungen verständliche Bezeichnungen zu finden, was sehr schwer hielt. Die wichtigsten Worte ließen sich nicht wiedergeben; so läßt sich weder Christus, noch Messias schreiben, und mußte die Umstellung des letzteren in Maschika für Christus und Christ dienen. Ebenso fehlt den buddhistischen Bekennern der Begriff für Nächstenliebe, da man Gutes nur anstrebt, um sich eine günstige Wiedergeburt zu sichern, nicht aber um andern zu helfen. Jäschke's Grammatik und Wörterbücher wurden von der indischen Regierung englisch im Druck herausgegeben, während er selbst hievon mit großer Mühe eine deutsche autographirte Ausgabe veranstaltet hatte. Die zahlreichen Gesangbücher, Traktate, Bibelübersetzungen, welche die Brüder allmählich verfaßten, werden in Kyelang auf einer lithographischen Presse vervielfältigt, und die Missionäre hatten bald die Freude, daß Abzüge auch aus dem Innern von Tibet verlangt wurden. Im Missionshause wie im Freien fanden regelmäßige Ansprachen statt; zu einer dauernden Annäherung kommt es nur bei wenigen Zuhörern, und selbst solche, welche sich regelmäßig einfinden, erklären dies zu thun, „weil jeder Gottesdienst gut ist".

Besondere Erwähnung verdient die Einrichtung von Knaben- und Mädchenschulen. Die englische Regierung lieh hiezu bereitwillig die Hand und beorderte die Kinder in die Winterschulen; sie mußte dies aber aufgeben, weil die Eltern diesen Zwang als eine neue Art von begar oder Zwangsarbeit empfanden und dafür im Sommer von den Frohnden bei Wegbauten oder als Träger bei Verfrachtung von Regierungssendungen befreit zu sein verlangten. — Einen nachhaltigen Erfolg hatten die von den Missionsschwestern besorgten Strick- und Nähschulen. Die tibetischen Frauen verstanden nicht zu stricken; die neuen Strümpfe fanden aber zu hohen Preisen Absatz, so daß eine einzige Schule im Jahre an Durchreisende 1100 Paare absetzt. Die Frauen werden hiedurch fester in das Missionsleben eingegliedert und die Behörden stellten bei den Volkszählungen von 1881 bis 1891 fest, daß im Bhadrathale die häßliche Sitte der Vielmännerei, wobei eine Frau als Gattin der sämmtlichen Brüder einer Familie gilt, im Aussterben ist dank dem bei Frauen und Mädchen zu bemerkenden sittlichen Schliff und der zunehmenden Wohlhabenheit. Eine weitere Wohlthat brachten die Missionäre durch ihre hygienische und ärztliche Thätigkeit; ebenso ließ sich bei der Betreibung der Landwirthschaft manches gute Wort anbringen. Die Arbeiter hierin stellten auch die ersten Christen, da sie zu der Mission

[1]) Ueber die Arbeiten der Mission ist neuerdings eine schöne Monographie erschienen: „Die Himalaya-Mission der Brüdergemeinde. Von G. Th. Reichelt. Mit 19 (sehr guten) Bildern. Gütersloh, C. Bertelsmann 1896. Ergänzungen liefert der amtliche Gazetteer of Kyla Lahaul and Spiti; Lahore 1889.

in ein regelmäßiges Dienstverhältniß traten und damit den Bedrückungen enthoben wurden, denen sie sonst in ihren Dörfern von den Lamas ausgesetzt sind.

Im Laufe der Jahre kamen zur ersten Station noch zwei weitere. Diese beiden Missionen sind vom Mutterhause über 100 Kilometer entfernt; die eine liegt an einer östlichen, die andere an einer westlichen Haupthandelsrichtung nach Tibet. An der letzteren Station, in Le, dem Hauptorte von Ladakh, jetzt einer Provinz von Kaschmir, hatten die Brüder vorübergehend die Mitwerbung katholischer Missionäre auszuhalten; allein es gelang ihnen, die Oberhand zu behalten und insbesondere ihre Schulen besucht zu sehen, so daß sich ein Gegensatz zwischen Maria-Christen, wie sich die katholischen Tibeter nennen, und Maschika-Christen, der Bezeichnung der protestantischen Tibeter, nicht herausbilden konnte, was dem Ansehen der Missionäre und der Europäer überhaupt in diesen abgelegenen Gebieten förderlich sein mußte.

Die Brüdergemeinde läßt in der angezogenen Schrift erklären, sie wolle nicht statistisch beurtheilt werden, habe aber solche Würdigung nicht zu scheuen. Die Zahl aller gewonnenen Christen an den drei Stationen beträgt hundert; auf den Kopf der Bevölkerung der Provinz ergibt dies ½ Proc., ein Verhältniß, das im ganzen britisch-ostindischen Reiche nicht erreicht ist, wo bei 237 Millionen Bewohnern die Zahl aller eingeborenen protestantischen Christen noch weit unter einer Million bleibt. — Zum Schluß würdigt Pfarrer Reichelt die Aussichten seiner Brüder auf eine Wirksamkeit im chinesischen Tibet richtig dahin, daß hier ein Missionswerk, wenn es dereinst möglich wird, von einem neuen östlichen Ausgangspunkt aus unternommen werden müßte, weil zwischen den jetzigen Missionsorten und den allein in Betracht kommenden centralen Theilen von Tibet so ausgedehnte Hochwüsten sich ausbreiten, daß es viel einfacher ist, dorthin über Sikkim und Burma aufzusteigen.

Diesen Weg haben inzwischen die Sendboten der katholischen Mission eingeschlagen. Diese sind sämmtlich Zöglinge der französischen Missions étrangères in Paris und ebenfalls unternehmende, zähe Männer; sie kämpfen aber gegen viel ungünstigere politische Verhältnisse an, da ihre Niederlassungen mit Ausnahme der jüngsten Mission außerhalb des englischen Machtbereiches angelegt sind; deßwegen sind bei ihnen die Schwankungen und Verluste größer. Die Missionäre verfügen auch noch nicht über ein so wohl durchdachtes, wissenschaftlich geordnetes, leicht zu handhabendes Material an sprachlichen und lexikalischen Hülfsmitteln, wie unsre deutschen Brüder. Der hochverdiente Monseigneur Desgodins, jetzt in Hongkong, hat sein tibetisch-französisches Wörterbuch vollendet und das Manuscript füllt 750 Seiten in Quart; allein der Druck kann aus Mangel an Mitteln nicht fortschreiten. [1])

Auf einem beschwerlichen Ueberlandwege gelangte 1854 Renou von Hongkong aus in das Land der Katschin [2]) an der Südgrenze von Tibet und miethete vom Oberhaupte über die Landschaft Tsarong, dem 22 Ortschaften unterstehen, das Thal Bonga; das Flußchen ist ein linksseitiger Zufluß zur Irawadi, das Thal war reich an Wild und zum Ackerbau geeignet. Hier am unteren Ende gründeten die Missionäre die Station Bonga und diese ist seither auf allen anglo-indischen Karten unter 28½° nördl. Breite und 98¾° östl. Länge von Greenwich eingetragen. Die tibetisch-chinesische Grenze liegt zwischen 29 und 30°, die jetzige englisch-burmanische Grenze bei 27° nördl. Breite; die chinesische Provinz reicht bis nahe zum 99. Längengrad heran. Der nächste europäische Culturplatz ist jetzt Myitkhina in 25¾° nördl. Breite, das unterm 1. April 1895 von einem europäischen Beamten mit seinem Stabe als Hauptort des neu gegründeten englisch-indischen Districtes Ober-Bhamo bezogen wurde, um die räuberischen Katschins nachdrücklicher zur Ordnung zu bringen. Die nächste tibetische Hauptstation ist Gartok, chinesisch Kiangka genannt und in 29¾° nördl. Breite an einem rechtsseitigen Zuflusse des oberen Jangtse Kiang gelegen.

In Bonga ging Jahre lang alles gut; am 16. Sept. 1858 erfolgte ein erster Angriff, angestiftet durch die Lamas, und die Missionäre mußten flüchten. Erst 1862 konnte die Station wieder bezogen werden und nun ging man daran, Wanderprediger auszusenden, wie neue Stationen zu gründen. Selbst Tibet wurde betreten. An Erfolgen fehlte es nicht; es erleichtert den katholischen Missionären die Arbeit, daß der Tibeter in seinen Schutzheiligen Abwechslung liebt und daß der lamaische Gottesdienst ebenso prunkhafte öffentliche Aufzüge kennt wie der katholische. Neue Anfeindungen brachte der Sommer 1885. Bonga wurde vollständig zerstört und ist seither aufgegeben, Tibet mußte geräumt werden. Es bedurfte längerer Verhandlungen, um für die Missionäre unter nachdrücklicher Berufung auf die Verträge Frankreichs mit China die Erlaubniß zu erwirken, sich außerhalb Tibets unter den kleinen Herrschaften niederzulassen, die an der Südostgrenze Tibets noch ein Dasein fristen und von Tibet wie China in strenger Abhängigkeit gehalten werden. Die Missionäre legten Gewicht auf die Herrschaft Lithang und gründeten Niederlassungen in Bathang, Selenong, Tchaga, Mopymien, Tatsienlu; im Süden wurden am oberen Mekhongflusse errichtet: Yaregong, Yerkalo, Alumise, Tseku, Scho, Hiia (Ouisi) und Ouisi. Nach der in Calcutta ausgegebenen Karte von Burma liegen diese Mekhongstationen sämmtlich etwas nördlicher als Bonga auf dem Gebirgsrücken, der diesen Fluß vom Jangtsekiang trennt, in Höhen von 3100 bis 3700 Meter.

Im Jahre 1889 zählten diese sämmtlichen Stationen 15 europäische Missionäre, einen ordinirten tibetischen Prediger und 1300 eingeborene Christen. Da setzten die Klosterherren über Lithang von Bathang aus einen gemeinsamen Angriff gegen die verschiedenen Stationen ins Werk. In ganz Lithang wurden die Missionen zerstört, ebenso am Mekhong die nördlichen Niederlassungen; nur Tatsienlu und am Mekhong die beiden Ouisi konnten gehalten werden. Seither wurde von Tatsienlu aus wieder ein Vorstoß gemacht und selbst Bathang wieder aufgebaut; aber noch immer harren die Missionäre der Entscheidung auf die erhobenen Entschädigungsansprüche und auf Befehle an die Ortsbehörden zur Anerkennung des Rechtes auf Niederlassung. Die chinesischen Aufsichtsbeamten sind von den Kloteroberen gewonnen und bei der Allgewalt der Lamas ist an einen Aufschwung des Missionswerkes der katholischen Sendboten in diesen halb wilden entlegenen Hochthälern nicht zu denken.

Die Centralleitung hat neuerdings eine Niederlassung im englischen Tributstaat Sikkim in dem vom nur 1950 m hohen Dschelaopasse herabziehenden Padongthale gegründet. Diese Station ist unter einem Volke des tibetischen Stammes angelegt und befindet sich nahe der Grenze an einer stark benützten Karawanenstraße nach Lhassa. Des englischen Schutzes sind die Missionäre für sich und die zu gewinnenden Christen sicher und wir wünschen auch diesen Pionieren für die Sache der Civilisation den besten Erfolg.

---

[1]) Diese und die folgenden Mittheilungen über den Stand der französischen Missionen danken wir der Güte des Monseigneur Felix M. Biet, Bischof von Diana, apostolischem Vicar für Tibet.

[2]) Vgl. Allg. Ztg. Beilage Nr. 295 und 296, 1896: Sage und Brauch der Chin.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Die Rechtsprechung des Reichsgerichts in Beziehung auf die wichtigsten Begriffe und Institute des Civilrechts, in systematischer Folge dargestellt und kritisch besprochen von Dr. L. Kuhlenbeck, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht Jena. Berlin, W. Moser. — Die Rechtsprechung des Reichsgerichts in Civilsachen hat namentlich auf dem Gebiete des gemeinen Rechts eine Menge von Streitfragen zu entscheiden, eine Menge unklarer Begriffe klarzustellen, eine Menge verrotteten Stoffes auszuscheiden gehabt und dieser Thätigkeit zufolge zeigt sich das gemeine Recht heute in einem ganz anderen Zustand als vor Einsetzung des Reichsgerichts. Man kann sich hiervon durch Einblick in die neueren Auflagen der Pandektenlehrbücher und Vergleich mit den früheren rasch überzeugen. Wer auf dem laufenden bleiben will hinsichtlich dessen, was im gemeinen Recht noch gilt und was nicht, der muß die Entscheidungen des Reichsgerichts ihrem Inhalte nach sich zu eigen machen; die Zeiten sind lange vorbei, da man sich begnügen konnte, im Corpus juris Bescheid zu wissen. Die Sammlung von Entscheidungen des Reichsgerichts in Civilsachen, ein höchst verdienstliches Werk, ist aber allmählich zu einem Umfang angewachsen, der schon einer Ausnutzung durch Nachschlagen von Fall zu Fall, trotz der sorgfältig gearbeiteten Register, unangenehm hinderlich ist, eine vollständige Durcharbeitung aber sie jedem, der nicht ganz frei über seine Zeit verfügt, geradezu ausschließt. Die hauptsächlich den Zwecken des Anwaltsstandes dienende „Juristische Wochenschrift" nahm hieraus vor geraumer Zeit Anlaß, eine systematische Zusammenstellung des wesentlichen Inhalts der reichsgerichtlichen Entscheidungen, in erster Linie für das gemeine Recht, zu versuchen, und hatte das Glück, für diese keineswegs leichte Aufgabe die richtige Kraft auszufinden. Die Aufsätze fanden allenthalben lebhaften Anklang und erscheinen nunmehr, um weiteren Kreisen leichter zugänglich zu werden, neu überarbeitet und vervollständigt in Buchform. Bisher sind vier Lieferungen herausgekommen. Es handelt sich dabei keineswegs um einen bloßen Abdruck der mitgetheilten Entscheidungen, sondern um kritische Verwerthung und innerlich zusammenhängende Wiedergabe derselben. Der Verfasser hat sich nicht auf die Entscheidungen des officiellen Sammelwerks beschränkt, sondern auch solche aus der Bolze'schen Sammlung, wie aus der Juristischen Wochenschrift miteinbezogen; in gleicher Weise greift er, wo sich Grund dazu ergibt, über den Rahmen des gemeinen Rechts hinaus und bringt Erörterungen über Fragen des preußischen und französischen Rechts. Einen dauernden Werth hat er seiner Arbeit aber besonders dadurch gesichert, daß er das künftige bürgerliche Recht des Deutschen Reichs bereits ausgiebig in Betracht kommen läßt. Das Bürgerliche Gesetzbuch hat sich in zahlreichen Punkten die Rechtsanschauungen des Reichsgerichts angeeignet und so ist das Studium der letztere ohne Zweifel einer der besten Wege zur richtigen Erkenntniß der gesetzlichen Bestimmungen. Wo die wichtigsten Momente so klar, bestimmt und erschöpfend zusammengestellt sind, wie in Kuhlenbecks Werk, ist dieses Studium eine Annehmlichkeit. Es sei nur auf das in den beiden ersten Heften enthaltene Capitel über das internationale Privatrecht verwiesen. Ich kenne keine bessere Darstellung dieser schweren und wichtigen Materie.

fr. Die Abschaffung der Strafknechtschaft. Studien zur Strafrechtsreform von Dr. Julius Vargha, Professor der Rechte an der Universität Graz. Graz, Leuschner u. Lubensky 1897. — Mit der zweiten Serie von Aufsätzen, behandelnd die Moralität der Verbrecher, das Wesen der Strafe, die Verwerflichkeit der Todesstrafe, Strafsoftig und Socialreform, die Strafverwahrung durch Hülfevereine, hat Vargha sein umfangreiches Werk über Strafrechtsreform zum Abschluß gebracht. Der erste Band wurde in der Beilage von 1896, Nr. 231, ausführlich besprochen und es ist eine Wiederung des dort abgegebenen Urtheils oder ein Nachtrag dazu entbehrlich, da der zweite Band völlig in den gleichen Gesichtspunkten hängt, wie der erste, und zwar manches interessante und zutreffende Moment enthält, aber im ganzen doch den schon ausgeführten Gedanken keinen neuen hinzufügt. Daß das moderne Strafrecht, gleichgültig, welchen Stand man ins Auge faßt, Mängel aufweist und Ungerechtigkeiten ermöglicht, ist nicht zu bestreiten; aber das bleibt bei keinem Strafrecht aus, auch nicht bei dem von Vargha vorgeschlagenen System der Bevormundung. Das beste System kann durch ungeschickte Handhabung zu verkehrten Ergebnissen führen, und andererseits können die Fehler eines Systems vielfach durch verständiges Vorgehen der mit seiner Durchführung betrauten Organe gemildert und ausgeglichen werden. Vargha nimmt als feststehend an, daß nicht die Charaktere das System machen, sondern das System die Charaktere; es wäre traurig, wenn das zuträfe. Gerade bei der Strafrechtspflege heißt es: man, not measures. Ein tüchtiger Richterstand ist eine viel bessere Gewähr für Ausschluß ungerechter Urtheile, als die nachdrücklichste Verkündigung eines bestimmten Princips, und wo er vorhanden ist, wird das Bedürfniß einer durchgreifenden Strafrechtsreform wenig hervortreten. Auf absurden Grundlagen darf allerdings das Strafrecht nicht aufgebaut werden; aber diesem Anspruch werden die Strafgesetze der modernen Staaten hinlänglich gerecht. Der Gedanke, die Strafe als Vergeltung zu gestalten, ist keineswegs absurd zu nennen und auch Vargha's Ausführungen reichen nicht hin, um ihm dies Gepräge zu verleihen.

ll. Archäologisches aus Rom. In der Sitzung der Accademia dei Lincei vom 17. Januar erinnerte Professor Lanciani, anknüpfend an einen in der vorhergehenden Sitzung gehaltenen Vortrag Lumbroso's über die neugefundenen Fragmente des Bakchylides, daran, daß dieser Dichter auch in römischer Zeit neben Pindar Werthschätzung genoß, und daß der römische Kunstliebhaber, der sich mit den jetzt im Musensaal des Vaticans befindlichen Statuen der Musen und des Apollon Citharoedus seine Villa bei Tivoli zierte, dort auch Hermenbilder des Pindar und Bakchylides aufgestellt hatte. Leider sind nur die unteren Theile der Hermen mit den Namensbeischriften erhalten; sie stehen im selben Saal des Vaticans. — Professor Heldig sprach über eine von dem Engländer Paton in der Nähe von Halikarnaß, in Assarlik in Karien, aufgedeckte Nekropole, die schon mehrfach besprochen worden ist. Sie gehört dem Ende der mykenischen Periode an, zeigt aber in den Thon- und Bronzevasen bereits ein ausgeprägtes geometrisches Decorationssystem, auch findet sich in ihr schon viel Eisen, das erst gegen das Ende der mykenischen Periode auftritt. Auffallend ist, daß die Todten zwar durchweg verbrannt worden, aber nur zum Theil in kleinen Gruben, ähnlich den tombe a pozzo in Etrurien, beigesetzt sind, während vielfach die Aschenreste in rechteckigen, mit Platten ausgefütterten Gräbern liegen, wie sie nur für die Beisetzung eines unverbrannten Leichnams Zweck haben. Es ist hier also deutlich der Uebergang von der Leichenbestattung, wie er in der mykenischen Zeit durchweg Gebrauch ist, zur Leichenverbrennung nachweisbar. Heibig legt nun dar, daß sich in der Ilias bei der Bestattung des Hektor derselbe Gebrauch nachweisen läßt, den Leichnam zwar zu verbrennen, das Gebein mit der Asche aber in ein großes mit Steinplatten zugedecktes Grab zu legen, sodaß auch hier die jüngere Beisetzungsweise sich noch der alten Grabform bedient. Die Nekropole gehört wahrscheinlich den ersten griechischen Colonisten an, die vom Peloponnes, besonders aus der Argolis nach Karien kamen. — Hiesauf berichtete Barnabei über Untersuchungen in der Gegend des alten Hadrian in Picenum, wo man die Ausdehnung der dort im 3. Jahrhundert n. Chr. gegen die Gallier angelegten Römercolonie festgestellt und dabei zwei thönerne Altärchen für den häuslichen Cultus gefunden hat, wie sie in Latium und besonders auf dem Esquilin zahlreich vorkommen. In derselben Gegend, bei Boscinas, wurde ein Grab aus einer älteren Periode entdeckt, die man nach einem Hauptfundort mit Villanova-Cultur bezeichnet und deren Verbreitung sich hiebei nicht viel über die Grenzen des alten Etruriens zu erstrecken scheint. Von den für diese Zeit charakteristischen Graburnen ist jetzt aber ein Exemplar auch in der Kuccolla Cumana des Museums von Neapel aufgefunden worden, das demnach aus Cumae stammen muß. — Im neuesten Heft des „Bullettino della Commissione Archeologica communale di Roma" wird über Funde berichtet, die bei einer Straßenverlegung auf dem Capitol gemacht wurden. Man stieß auf der Höhe des Hügels, südlich der Straße hinter dem Palazzo Caffarelli, auf eine rechteckige steinerne Plattform, die bis 7 Meter tief auf dem Tuffelsen fundamentirt ist. Leider hat ihre Oberfläche keinerlei Spuren von dem darauf ruhenden Gebäude bewahrt. Ebenda kamen mehrere architektonisch verwendete Terracotten zum Vorschein, von denen ein Stück nach Größe und Stil zu dem alten Tempel des kapitolinischen Jupiter gehört haben kann. — In demselben Hefte werden aus einem Rechnungsbuche Sixtus' V. Auszüge publicirt über die Summen, die der Papst dem Domenico Fontana und anderen für Restaurationsarbeiten an der Trajans- und Marcusäule und an den Rossen von Monte Cavallo zahlen ließ, wobei der Papst mehrfach energische Abstriche an den ge-

Digitized by Google

forderten Summen vornahm. Ebenda sind die Preise der Bronzebilder des Petrus und Paulus, die Sixtus V. auf den Säulen aufstellen ließ, verzeichnet; bei ihrem Guß ist nach dem Rechnungsbuch viel antikes Metall, eine Bronzethür von St. Agnese, ein Pilasterfragment aus dem Pantheon u. a. mit eingeschmolzen. —

Die Beilage Nr. 13 der Allg. Ztg. hat eine Mittheilung über eine auf dem Drachenfels bei Dürkheim in der Pfalz gefundene Runeninschrift Tir | Ithukrit gebracht, zu welcher ich mir erlaube, eine Glosse zu machen.

Seit einigen Jahren hat Hr. Prof. Mehlis die Epigraphik des Mittelalters mit einer Reihe von Drachenfelser „Funden" bereichert, welche in meinen „Christl. Inschriften des Rheinl." II, 336, unter den „gefälschten Inschriften" Platz gefunden haben (Nr. 541–3). Der alte Drachenfels hat von dieser ungünstigen Classification seiner Schätze keine Notiz genommen und seither fortgefahren, neue Inschriften zu produciren, welche das Entzücken der Localgelehrten und das Kopfschütteln der Epigraphiker hervorrufen. Ich überlasse es den Germanisten, über den neuesten „Fund" das letzte Wort zu sprechen; einstweilen habe ich ihn unter meine „Spurine" gestellt; es wäre den glücklichen „Findern" nur zu wünschen, wenn es ihnen gelänge, „Ithukrit" wieder aus diesem Infernum loszuweisen.

Freiburg i. B., 20. Jan. 1897. F. X. Kraus.

* **Marburg.** Für das hygieinische Institut, an dessen Spitze der Geh. R. Dr. Behring steht und das im vorigen Herbst in seine neuen Räume übergesiedelt ist, liegt nicht nur das Bedürfniß einer Verstärkung der sachlichen Ausgabefonds, sondern auch einer Ergänzung der Ausstattung mit Instrumenten, Apparaten und sonstigen Einrichtungen vor. Hiefür sind im Etat die erforderlichen Fonds vorgesehen. Außerdem besteht die Absicht, das Institut mit den Einrichtungen auszustatten, welche für Prof. Behrings therapeutische Forschungen erforderlich sind, und die laufenden Fonds des Instituts hiefür angemessen zu erhöhen. Die Kosten für diese weiteren Anlagen werden größtentheils durch den von Behring selbst für serumtherapeutische Zwecke gestifteten Fonds gedeckt.

* **Göttingen.** Ein lang gehegter Wunsch der Verwaltung unsrer Universitätsbibliothek, daß einige Räume elektrische Beleuchtung erhalten möchten, soll jetzt in Erfüllung gehen. Im Extraordinarium des Cultusetats ist die nöthige Summe dazu ausgeworfen.

* **Greifswald.** Die Eröffnung des Studienhauses, das die hiesige theologische Facultät vor zwei Jahren zu gründen beschloß, steht für Anfang nächsten Semesters bevor. Das Studienhaus soll erstens Gelegenheit zu tieferer wissenschaftlicher Ausbildung, zu specielleren Beschäftigung mit der Theologie bieten und ja das allgemeine Universitätsstudium ergänzen. Dann aber will es den Insassen ein wirkliches Heim sein, das ihnen, soweit möglich, das elterliche Haus in der Fremde ersetzen soll. Die wissenschaftliche Leitung hat Prof. Lütgert übernommen, die Führung der Häuslichkeit Frau Prof. Bindemann. Beabsichtigt ist nicht eine Nachahmung katholischer Seminare, vielmehr wird innerhalb der auch für ein Gemeinschaftsleben dieser Art als selbstverständlich erforderten Ordnungen die akademische Freiheit und Selbständigkeit keine unberechtigte Hinderung erfahren.

* **Königsberg.** Prof. Dr. Franz, Observator der Sternwarte, wird dem Rufe als ordentlicher Professor an die Universität Breslau und zugleich als Director der dortigen Sternwarte an Stelle des in Ruhestand getretenen Geh. R. Galle folgen.

* **London.** Charles Darwins Sohn Francis bereitet die Ausgabe einer neuen Sammlung von Briefen seines Vaters vor und richtet an alle, die mit diesem in Briefwechsel gestanden haben, die Bitte, Briefe, die noch nicht gedruckt worden, ihm einzusenden.

* **Paris.** Das Project des Unterrichtsministers Rambaud zur Reform des Baccalaureats wird allgemein als bedeutende Veränderung im höheren Schulwesen Frankreichs angesehen. Der Hauptzweck der Neuerung ist, das blinde Walten des Zufalls, das bis dahin bei diesem alle gelehrten Berufsarten erschließenden Examen eine große Rolle spielte, thunlichst zu beseitigen. Bisher wurde das Examen nur von Facultätsprofessoren abgenommen; in Zukunft sollen aber auch die Gymnasialprofessoren, welche die Schüler selbst vorbereitet haben, an der Prüfung theilnehmen, so daß das bisherige Verhalten der Schüler stärker berücksichtigt werden könne. Das Project Rambauds begegnet nur bei den ausgesprochenen Klerikalen einem gewissen Widerstand. Sie wittern hinter dem Project böse Absichten gegen die vom Staate unabhängigen geistlichen Schulen, welche den staatlichen Lyceen an vielen Orten den Rang abgelaufen haben. Nach den bestehenden Verhältnissen sind allerdings die Zöglinge der freien Schulen denjenigen der Staatsschulen insofern gleichgestellt, als die prüfenden Professuren weder die einen, noch die anderen zum voraus kennen. Wird dagegen das neue Project angenommen, so werden allerdings die Zöglinge der Staatsschulen den Vortheil voraus haben, wenigstens zum Theil von ihren bisherigen Lehrern geprüft zu werden. Denn selbstverständlich sollen nur die Lehrer staatlicher Unterrichtsanstalten in die staatliche Prüfungscommission eintreten. Allein auch im klerikalen Lager erheben sich neben den tadelnden Stimmen doch auch solche, welche das Project Rambauds immerhin als einen Schritt zum Besseren ansehen, weil es der unbedingten Herrschaft des Zufalls bei der Prüfung ein Ziel setzt. So will z. B. der „Gaulois" die Reform sich gefallen lassen, sofern man nur ältere Gymnasialprofessoren, welche keine Hitzsporne mehr sind, sondern eine gewisse Gewähr für Erfahrung und Unparteilichkeit bieten, in die Prüfungscommissionen berufen wolle. In der republicanischen Presse wird das Project Rambauds allgemein gebilligt, denn die Zahl derer, welche die Abschaffung des Baccalaureats überhaupt und seine Ersetzung durch besondere Aufnahmeprüfungen für jeden Zweig des höheren Unterrichts verlangen, ist nur gering.

* **Petersburg.** Die kais. Akademie der Wissenschaften plant die Herausgabe einer neuen periodischen Zeitschrift, welche Mittheilungen ihrer zweiten, für russische Sprache und Literatur bestimmten Abtheilung enthalten und in 4 bis 6 Heften jährlich erscheinen soll unter Redaction der Akademiker Bytschkow und Schachmatow. — Puschkins lyrische Gedichte werden nächstens in einer mit sämmtlichen Varianten und mit dem Commentar L. Maikows versehenen Ausgabe ebenfalls von der Akademie herausgegeben werden. Das Werk bildet den ersten Theil einer kritischen Gesammtausgabe der Werke Puschkins durch den genannten Gelehrten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen;

D. Reichard, Dr. Braun und D. Rietschel: Drei Predigten bei der 49. Hauptversammlung des Coang. Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Dessau 1896. Leipzig, Selbstverlag des Centralvorstands des Vereins 1896. — F. G. Daßmann: Der Stallmist und seine zweckmäßige Behandlung; Die erste Wanderversammlung des Deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, hggb. vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 218 u. 219. Dec. 1896.) — Deutsche Revue. Hggb. von Richard Fleischer. 22. Jahrg. Januarheft 1897. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1897. — Die Umschau. Uebersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesammtgebiet der Wissenschaft, Technik, Literatur und Kunst. Hggb. von Dr. J. H. Bechhold. 1. Jahrg. Nr. 1. Jan. 1897. Frankfurt a. M. — Monatsschrift des Historischen Vereins von Oberbayern. 5. Jahrg. Nr. 12. Dec. 1896. München. — Die Sangesweisen der Colmarer Handschrift und die Liederhandschrift Donaueschingen. Hggb. von Paul Runge. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1896. — Oesterreichische Monatsschrift für den Orient. Redigirt von Dr. A. v. Scala. 22. Jahrg. Nr. 11 u. 12. Nov.—Dec. 1896. Wien, k. k. österreich. Handelsmuseum. — Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. 21. Jahrg. Statistik des Jahres 1894 nebst den einstweiligen Ergebnissen der beiden Volkszählungen vom Jahre 1895. Im Auftrage des Magistrats hggb. von R. Böckh. Berlin, P. Stankiewicz 1896. — Anton Kerner v. Marilaun: Pflanzenleben. 2. Aufl. 1. Bd. Gestalt und Leben der Pflanze. Mit 215 Abbildungen, 21 Farbendruck- und 13 Holzschnitt-Tafeln von Ernst Heyn u. a. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1896. — Zeitschrift für bildende Kunst. 8. Jahrg. 4. Heft. Jan. 1897. Leipzig, Seemann u. Comp. — Simplicissimus. Illustrirte Wochenschrift. 1. Jahrg. 3. Heft. Oct.—Dec. 1896. München, Albert Langen. — Victor Tilgners ausgewählte Werke. Erläuternder Text von Dr. Albert Ilg. 2. Lfg. 12 Blatt in Lichtdruck. Wien, J. Löwy 1896. — Reiseeien aus dem Bayreuther Heiligthum. Bühnen-„Fest"-Spiel 1896 von einem Gläubigen. München, „Münchener Freie Presse" 1897. — Charlotte Braches: Erinnerungen an Ernst Curtius. Berlin, Georg Stilke 1897. — Hans Teag: Conrad Ferdinand Meyer. 6 Vorträge. Basel, R. Reich 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Samstag, 23. Januar. Nummer 18.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.- (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Ueberſicht.

Technischer Brief. — Der Hauptaltar der Klosterkirche von Petershausen und seine kunstgeschichtliche Bedeutung. Von Fritz Minkus. — Mittheilungen und Nachrichten.

Technische Briefe.

XXII.[1])

Flüssige Luft.

Am 6. Januar war es gerade ein Jahr her, seit die ersten Nachrichten von der Röntgen'schen Entdeckung der X-Strahlen in den Zeitungen standen und zunächst recht ungläubig aufgenommen wurden. Es genügt, an diese Thatsache zu erinnern, um an diesem einen Fall, der vorbildlich für viele ist, zu ermessen, in welchem stürmischen Tempo sich heute der Fortschritt auf naturwissenschaftlich-technischem Gebiet bewegt. Denn die kurze Spanne eines Jahres hat hingereicht, nicht nur unsre wissenschaftliche Erkenntniß jener geheimnißvollen Lichtstrahlen zu fördern, sondern fast mehr noch die Technik zu ihrer Erzeugung und vielseitigen Anwendung auf eine beachtenswerthe Höhe zu bringen. Es ist nicht die Lust am Neuen und Sensationellen allein, was hier antreibend wirkt, vielmehr im wesentlichen das allgemein gewordene Interesse an den wissenschaftlichen Entdeckungen, gepaart mit der Ueberzeugung, daß, wie abstract immer solche Entdeckungen anfänglich erscheinen mögen, sie doch zumeist einen Kern von praktischem Nutzen bergen, den herauszuschälen sich lohnt. Diese Lehre predigen alle naturwissenschaftlichen Entdeckungen des Zeitalters, angefangen von den zarten Beziehungen zwischen Elektricität und Magnetismus, die Oersted bestimmte, bis zu den farb- und duftreichen Ergebnissen der trockenen Destillation von Steinkohle und den akustischen Wundern des Telephons. Auf Grund dieser nachgerade in Saft und Blut der Menschen übergegangenen Vorstellung von der jeder solchen Entdeckung auch beiwohnenden Nützlichkeit fragt man heute nicht mehr: wozu ist sie gut? und wartet die Antwort der Wissenschaft ab, sondern es gehen tausende von mehr oder minder Berufenen sofort ans Werk, den wissenschaftlichen Neuheiten ihre praktische Seite abzugewinnen.

Man braucht nur die Listen der zum Patent angemeldeten neuen Erfindungen durchzusehen, um diese Beobachtung hundertfältig bestätigt zu finden. Kaum waren die eigenthümlichen Wirkungen des von der Schilddrüse bereiteten Saftes auf den Organismus durch die medicinische Wissenschaft ergründet, diese überraschenden Einflüsse eines Minimums von Jod, das nur an dieser einen Stelle des Körpers aus den Nahrungssäften ausgeschieden und verwerthet wird, so häuften sich die Patentmeldungen auf künstliche Darstellung des kostbaren Saftes. Kaum war die Bereitung des Acetylens aus Calciumcarbid bekannt geworden, so gab es kein öfter vorkommendes Wort in den Patentlisten als „Acetylen“, an Häufigkeit übertroffen höchstens von dem Ausdruck „Glühkörper“, der auch nur vorangehender wissenschaftlicher Prüfung der Glühercheinungen der Oxyde seltener Erden seine regen Beziehungen zum Patentamt verdankt.

Von ähnlich befruchtender Einwirkung auf die erfinderische Thätigkeit verspricht die von Professor Linde in München erfonnene Methode der Verflüssigung atmosphärischer Luft zu werden. Sie gehört nicht zu den „Entdeckungen“, denn es ist seit nahe 20 Jahren bekannt und durch die Versuche nachgewiesen, daß Luft sich flüssig machen und der frühere Begriff der permanenten Gase sich nicht aufrecht erhalten läßt; allein erst Linde (aus Oberfranken gebürtig) erfand ein Verfahren, um diese Verflüssigung so ausgiebig, so schnell und so billig auszuführen, daß hieran sich von selbst die Frage knüpft: was ist aus der flüssigen Luft zu machen? und unmittelbar daran sich eine Perspective schließt, zu den großartigsten gehörig, die seit lange dem fortschreitenden Menschengeschiecht gezeigt worden sind. Die Anwendungen der flüssigen Luft dürften in Wahrheit für geraume Zeit auf den verschiedensten Gebieten der erfinderischen Thätigkeit Ziel und Richtung geben und noch viele Ueberraschungen bringen.

Professor Linde hat vor kurzem, eben an jenem Jahrestage des ersten Bekanntwerdens der Röntgenstrahlen, seine epochemachende Erfindung dem Berliner Bezirksverein deutscher Ingenieure und wenige Tage darauf auch dem Kaiser vorgeführt, dessen hohes Interesse für den wissenschaftlichen und technischen Fortschritt bekannt ist. Seitdem sind die Blicke der Welt auf die allmählich zu großer Vollkommenheit entwickelte Erfindung gerichtet, welche übrigens auch schon auf der Nürnberger Ausstellung drs vorigen Jahres und in der 1895er Hauptversammlung des Deutschen Ingenieurvereins zu Aachen gezeigt worden ist, aber damals nur in engerem Kreise in ihrer ganzen weit tragenden Bedeutung erkannt worden zu sein scheint. Es bedurfte der überraschenden Herstellung großer Mengen flüssiger Luft vor einer großen Zuhörerschaft, des Herumreichens von Gefäßen mit der wunderbaren blauen Flüssigkeit darin, der persönlichen Ueberzeugung vieler von der ungeheuren und unvergleichbaren Kälte derselben, um das Interesse für eine Erfindung zu wecken, die künftig den größten des Jahrhunderts beigezählt werden wird.

Wie jede Erfindung, hat auch die Linde'sche ihre Vorgeschichte. Wie Athene aus dem Haupt ihres Vaters Zeus, entspringt so leicht keine Geistesthat in vollkommener Gestalt dem Haupt eines Sterblichen. Cailletet in Paris und Raoul Pictet in Genf waren Linde's Vorläufer; aber sie wandten, von der flüssigen Kohlensäure ausgehend, ganz andere Verfahrungsweisen an. Seitdem es bekannt ist, daß unter hohem Druck stehende flüssige Kohlensäure,[1]) wenn sie aus der starkwandigen stählernen Flasche ausströmt, in der sie bei Temperaturen verwahrt wird, die

[1]) Vergl. Beilage 1896, Nr. 18.

[1]) Um Kohlensäure bei ihrer kritischen Temperatur flüssig zu machen oder zu erhalten, bedarf es 77 Atmosphären, bei 0° noch etwa 30 Atm. Druck.

niedriger als +31° C. sein müssen, durch ihre schnelle Verdunstung so bedeutende Abkühlung erzeugt, daß ein Theil davon sich alsbald fest werdend in Kohlensäureschnee verwandelt, lag es nahe, diese Art der Kälteerzeugung zu benutzen, um auch andere, schwieriger als Kohlensäure flüssig zu machende Gase in diesen Aggregatzustand überzuführen. Dabei war zunächst zu beachten, daß für jedes Gas eine bestimmte Temperatur besteht, die sogenannte „kritische", eine obere Temperaturgrenze nämlich, welche in jedem Fall unterschritten werden muß, gleichgültig, wie groß der Druck ist, worunter das Gas steht, um es überhaupt zu verflüssigen. Für Kohlensäure ist die kritische Temperatur +31° C., für andere Gase erheblich niedriger. Es ließ sich also eine Reihe von Gasen aufstellen, von denen die Verdunstungskälte beim Verflüchtigen des ersten gerade groß genug war, um das zweite unter seine kritische Temperatur abzukühlen und bei entsprechendem Druck flüssig zu machen, während das zweite wieder den gleichen Dienst einem dritten zu leisten vermochte u. s. f. Auf diesem Wege gelangten am letzten Jahrestag 1877 Pictet und Cailletet dahin, auch die atmosphärische Luft, deren kritische Temperatur bei —140° C. liegt, flüssig zu machen, und noch im vorigen Jahre stellte Pictet einen auf dieses Princip begründeten Apparat in Genf aus, der mittelst stufenweiser Abkühlung erst einer Mischung von Schwefligsäureanhydrid mit Kohlensäureanhydrid, dann von Stickstoffprotoxyd eine Temperatur von —160° erreichte, somit genügend, um Luft unter ihre kritische Temperatur abzukühlen und flüssig zu machen.

Professor Linde's Maschine, um flüssige Luft herzustellen, beruht auf wesentlich anderen Principien. Er braucht die Eideshelfer nicht, heißen sie nun Kohlensäure, Methangas, Stickstoffprotoxyd oder sonstwie; l'aria farà da se, ist sein Wahlspruch. Außer der Luft selbst bedarf es nur einer mäßigen, mechanischen Kraft, um eine Compressionspumpe zu betreiben, und ziemlicher Mengen von Kühlwasser. Sein Abkühlungsverfahren beruht im wesentlichen auf der Erfahrung, daß Luft, wenn man sie zusammenpreßt, wärmer, wenn man sie dann sich wieder ausdehnen läßt, kälter wird, im letzteren Fall um so kälter, wenn man sie inzwischen, im Zustande der Zusammendrückung, abgekühlt hat. Linde comprimirt also Luft auf 175 Atmosphären Druck und leitet sie in diesem Zustand durch einen Kühler, wobei sie sich auf die Temperatur des Kühlwassers abkühlt. Wird nun diese zum erstenmal abgekühlte Luft in einer kupfernen Rohrspirale nach einem Regulirventil weitergeführt und hier von ihrem Druck entlastet, so erfährt sie infolge der Druckverminderung und Ausdehnung eine zweite Abkühlung. Wird ferner diese zum zweitenmal abgekühlte Luft durch eine in die erst-erwähnte hineingewundene zweite Kupferspirale nach dem Compressor zurückgeleitet — der Erfinder bezeichnet diese Anordnung als „Gegenstrom" und legt darauf entscheidendes Gewicht — so hilft sie nicht nur bereits die noch wärmere und noch nicht expandirte Luft in der ersten Spirale abkühlen: sie speist auch für den nächsten Kreislauf die Pumpe mit einer wesentlich kälteren Luft, als es die äußere Atmosphäre ist, woraus zu Anfang des Verfahrens die Luft entnommen wurde. Die Folge ist, daß bei jedem nächsten Kreislauf weitere Abkühlung eintritt und in Zeit von 15—20 Minuten bei flottem Betrieb des Apparates die Temperatur der Luft auf —140° C. herabgemindert ist, die höchste, bei der Luft überhaupt flüssig werden kann. Um sie thatsächlich flüssig zu machen, bedarf es dabei eines Minimaldrucks von 39 Atmosphären, bei noch niedrigeren Temperaturen genügt ein geringerer Druck zum Flüssigmachen, bei —191° C. bereits der herrschende Luftdruck von einer Atmosphäre. Ist bei entsprechendem, leicht zu regulirendem Druck die Luft verflüssigt, so tritt am Regulirungsventil diese Flüssigkeit aus und wird hier in einem sogenannten Dewar'schen, doppelwandigen, birnförmigen Glasgefäß gesammelt. Um schnelle Wiederverdunstung der —191° C. kalten Luft zu verhindern, ist das Gefäß zwischen beiden Wandungen luftleer gemacht und durch Einbringung eines Quecksilbertropfens mit Quecksilberdampf erfüllt. Diese Anordnung hat zur Folge, daß beim Eintreten der kalten, flüssigen Luft in die innere Birne sich deren Außenwand mit metallischem Quecksilber beschlägt, auf Grund derselben Ursache, die Wasserdampf sich an Fensterscheiben niederschlagen macht. Vacuum und Quecksilberbelag aber bilden einen so vorzüglichen Schutz gegen die Außenwärme, daß die flüssige Luft in solchem Gefäß stundenlang ohne besonderen Verschluß aufgehoben werden kann; ja solcher Verschluß würde vom Uebel sein, da er bei eintretender Verflüchtigung der Luft entweder nicht aushalten oder Explosion herbeiführen würde.

Zur größten Ueberraschung gereicht es, zu sehen, daß mit dieser flüssigen Luft, von der man annehmen sollte, daß sie sich überaus schnell verflüchtigen müßte, gar nicht übermäßig ängstlich umgegangen zu werden braucht. Sie kann in den oben offenen Dewar'schen Flaschen verschickt, in Probegläschen übergefüllt und herumgereicht werden. Natürlich muß dies mit Vorsicht geschehen, weil engere Berührung mit der beinahe 200° kalten Flüssigkeit Frostschaden erzeugt; allein eine ganz flüchtige Berührung hat auch diesen Schaden nicht zur Folge und bei ganz kleinen Mengen, welche etwa auf die Hand tropfen, tritt das Phänomen des Leidenfrost'schen Tropfens ein: die Dunsthülle um den tanzenden Tropfen verhindert die schädliche Berührung mit der Haut. Im offenen Probirgläschen verflüchtigt sich unter beständiger Ausstoßung von Dampf die flüssige Luft natürlich ziemlich schnell; doch dauert es immerhin so lange, daß sehr viele Personen das Glas auf kurze Zeit gehalten und seinen Inhalt betrachtet haben können. In der Berliner Urania wurde am Schluß eines Vortrags über flüssige Luft der verbleibende bedeutende Rest davon in eine flache Schüssel ausgegossen und es vergingen doch Minuten, bis er sich gänzlich verflüchtigt hatte. Die Schüssel strömte dabei mehr und intensivere Dampfwolken aus, als wenn sie mit hochgradig kochendem Wasser gefüllt gewesen wäre.

Die flüssige Luft stellt anfänglich eine trübe milchige Flüssigkeit dar. Die Trübung ist aber ausschließlich auf darin enthaltene feste Kohlensäure zurückzuführen, die bei der Temperatur von —191° nicht flüssig sein kann. Wird diese feste Kohlensäure abfiltrirt, was sich mit Leichtigkeit bewerkstelligen läßt, so tropft die reine, flüssige Luft als eine klare, hellblaue Flüssigkeit ab. Daß trotz ihres gewaltigen Temperaturunterschiedes gegen die Umgebung sich die Verflüchtigung der flüssigen Luft so verhältnißmäßig langsam vollzieht, findet die nahe liegende Erklärung darin, daß die Verdampfung der oberen Schichten immer wieder neue Kälte erzeugt, welche das Flüssigbleiben der unteren Schichten verlängert.

Eine höchst merkwürdige Erscheinung bei dem Verflüssigen der atmosphärischen Luft, die sich in keiner Weise voraussehen ließ und für den Erfinder eine große und angenehme Ueberraschung gewesen sein mag, ist, daß die flüssige Luft eine wesentlich andere Zusammensetzung besitzt, als die atmosphärische. Während in letzterer der Stickstoff überwiegt und erst auf vier Theile Stickstoff ein Theil Sauerstoff kommt, sind in der flüssigen Luft auf ein Theil Stickstoff zwei Theile Sauerstoff vorhanden. Der Grund davon liegt theils in dem Umstande, daß der Stickstoff sich schwieriger verflüssigt, als der Sauerstoff, theils darin, daß

ersterer sich, weil bei 10° niedrigerer Temperatur siedend, als die Siedetemperatur des Sauerstoffes beträgt, eher aus dem flüssigen Luftgemisch beim Verdampfen verflüchtigt, als letzterer. Das flüssige Luftgemisch erfährt deßhalb in jedem Augenblick seiner Verdampfung eine Verbesserung des verbleibenden flüssigen Restes dadurch, daß der Stickstoff sich schneller empfiehlt, als der Sauerstoff. Ja, man kann diesen Umstand unter gehöriger Berücksichtigung der niedrigeren Siedetemperatur des Stickstoffes geschickt benutzen, um den Stickstoff ganz abzuscheiden und so reinen Sauerstoff herzustellen. Von der Thatsache, daß die anfänglich gewonnene milchig trübe Flüssigkeit bereits erheblich mehr Sauerstoff enthält, als atmosphärische Luft, kann man sich leicht durch den bekannten Versuch mit einem glimmenden Holzspan Rechenschaft geben. Ein solcher entzündet sich in einem Sauerstoffgas sofort aufs neue, er thut ganz dasselbe, wenn man ihn über ein Gefäß mit flüssiger Luft hält.

Die dargelegte merkwürdige Eigenschaft der flüssigen Luft ist es nun, auf welche die größten Hoffnungen zu setzen sind. Als die Linde'sche Erfindung zuerst bekannt wurde, glaubte man ihre Bedeutung in einer billigen Kälteerzeugung gegeben. Nicht bloß zur Eisbereitung, sondern für zahlreiche technische und chemische Processe wird heute Kälte benutzt, ganz abgesehen von der Einführung von Kälteöfen, womit zur Abkühlung unsrer Häuser in heißen Sommern in Amerika ein verheißungsvoller Anfang gemacht worden ist. Auch nach dieser Richtung wäre also die Erfindung von großer Wichtigkeit, vorausgesetzt, daß sie unsre bisherige Methode der Kälteerzeugung verbilligte und verbesserte, was recht wahrscheinlich ist, da diese Maschine von außerordentlicher Einfachheit ist und ihr Betrieb auch nicht kostspielig sein kann. In dieser Beziehung machte der Erfinder mit Recht darauf aufmerksam, daß Bedenken gegen großen Kraftverbrauch und Compression der Luft bis auf 175 Atmosphären hinfällig sind, weil es nicht mehr Kraft erfordert, um 2 auf 4, als um 100 auf 200 Atmosphären zu comprimiren. Aber alle diese Hoffnungen auf hohe Nützlichkeit der Erfindung werden überflügelt durch die Aussicht auf Herstellung billigen Sauerstoffes und noch billigerer sehr sauerstoffreicher Luftgemische!

Der Sauerstoff ist bekanntlich das mächtigste Agens in der ganzen belebten Natur und nicht minder in einer großen Menge künstlich hervorgerufener chemischer Processe, ja mittelbar wohl in allen, insofern er uns die wichtigsten Agentien, derer wir bedürfen, bereiten hilft. Es ist an dieser Stelle schon die Rede gewesen von der wachsenden industriellen Anwendung des Sauerstoffs, theils in reiner Form, theils als Ozon, d. i. in einer durch elektrische Behandlung der atmosphärischen Luft hervorgerufenen Form, in der er eine gesteigerte chemische Thätigkeit entfaltet. Es braucht nur an diese zahlreichen schon vorhandenen Anwendungen erinnert zu werden, um die Wichtigkeit einer Verbilligung des Sauerstoffes klarzulegen. Für eine große Anzahl von Processen müssen wir uns aber fort und fort der so starken Verdünnung des Sauerstoffs, wie sie in der atmosphärischen Luft gegeben ist, bedienen, weil seine Anwendung in besserer und concentrirter Gestalt zu kostspielig wäre. So viel praktische Vorschläge in den letzten Jahren gemacht worden sind, Sauerstoff etwa dadurch billig zu bereiten, daß man die Mineralien, aus denen man ihn gewinnt, wie das manganfaure Natron, durch Einwirkung eines heißen Luftstroms regenerirt und so einen Kreislauf herstellt (Tessie de Motay'sches Verfahren und ähnliche von Mallet und Boussingault aufgestellte Vorschläge): es erwies sich doch alles für den Massenverbrauch von Sauerstoff in der chemischen Fabrication allzu kostspielig, und so blieb die Verwendung von Sauerstoff oder Ozon auf verhältnißmäßig wenige Fälle beschränkt und das Bedauern lebendig, das wichtige Agens nicht in concentrirter Form zur Hand zu haben. Das wird durch die Linde'sche Erfindung nun aller Voraussicht nach sehr bald anders werden. Der Erfinder glaubt mit einer Pferdekraftstunde, d. i. für einen Betrag von höchstens zehn Pfennig, fünf Kubikmeter Luft verflüssigen zu können. Da dieselben nach ihrer Wiederverflüchtigung wieder etwa fünf Kubikmeter verbesserte Luftmischung ergeben, so würde damit die in einem Gasometer zu sammelnde und von da beliebig auf Stahlflaschen zu ziehende oder unmittelbar zu verwendende sauerstoffreiche Mischung den sehr billigen Preis von zwei Pfennig das Kubikmeter haben, etwa ein Fünftel so theuer als Leuchtgas. Es ist mit einiger Sicherheit vorauszusehen, daß dieser Einstandspreis das Gas für viele chemische Processe als sehr nützlich und anwendbar erweisen wird. Der Erfinder konnte deßhalb mit Recht von dem hohen Interesse sprechen, welches die chemischen Fabriken ihm bereits zuwendeten, und von einem ersten Erfolge bei Bereitung sehr concentrirter chloriger und schwefliger Säure berichten. (Gegenwärtig kostet die Füllung einer 1000 Liter Sauerstoff = 1 Kubikmeter — bei gewöhnlichem Luftdruck — enthaltenden stählernen Bombe 10 Mark! Das Gas befindet sich darin unter einem Druck von 100 Atmosphären.)

Doch noch in einem andern wichtigen Punkt wird flüssige Luft sich äußerst nützlich erweisen, nämlich zur Verbesserung der Luft in Wohn- und Krankenzimmern. Wenn das Liter flüssige Luft, welches annähernd einem Kubikmeter atmosphärischer Luft bei gewöhnlichem Druck entspricht, denn letzteres wiegt 1293 Gramm, sich für zwei Pfennig herstellen läßt, dann ist die Einführung eines sauerstoffreichen Luftgemisches, indem man eine entsprechende Menge flüssiger Luft einfach verdunsten läßt, bei aller Billigkeit eine wirksamere und rationellere Luftverbesserung, als sie durch irgend ein anderes bekanntes Luftverbesserungs- oder Räucherungsmittel geboten ist. Endlich ist nicht außer Betracht zu lassen, welcher Segen aus diesem sauerstoffreichen Luftgemisch für Lungenkranke und an Athemnoth Leidende ersprießen kann, denen nun allgemein zugänglich wird, was bisher mit schweren Kosten verbunden war. Einen ähnlichen Vortheil werden dann die Luftschiffer genießen, sobald sie in Höhen über 2000 Meter aufsteigen.

Der Hauptaltar der Klosterkirche von Petershausen und seine kunstgeschichtliche Bedeutung.

Die Aera der frühmittelalterlichen Kunst gehört zu den wichtigsten und interessantesten Epochen der Kunstgeschichte: die Kunst des jungen Christenthums, scheinbar nur eine schmächtige Herbstblüthe der classischen Antike, trug den Keim der ganzen späteren Kunstentwicklung in ihrem Schoße. Für Mitteleuropa ist es namentlich die Zeit Karls des Großen mit ihrer „karolingischen Renaissance", die dem großen Begründer der fränkischen Weltmacht unmittelbar folgende Periode, die mit Rücksicht auf den Entwicklungsgang der Kunst von eminentester Bedeutung ist: an der Säule der Antike zog die karolingische Renaissance die wild wuchernden Triebe der barbarischen Kunst Mitteleuropa's zum kräftigen Stamme empor, aber sie benahm ihr nicht die Kraft, ihre ureigene, nationale Sprache zu sprechen; so konnte die auf den gediegenen Fundamenten der Antike aufbauende Kunst des Mittelalters späterhin, in der Gothik, den Höhepunkt ihrer individuell nationalen Ausdrucksfähigkeit erreichen. Mit dem neunten und zehnten Jahrhundert beginnt diesseit der Alpen die Kunstgeschichte.

Leider ist unser Schatz an unversehrt erhaltenen Kunstdenkmälern jener frühen Zeit nur sehr gering, und zum eindringlichen Studium frühmittelalterlicher Kunst sind wir

Digitized by Google

faſt ausſchließlich auf Italien angewieſen. Italien iſt ja das vom Schickſal zur Kunſtforſchung prädeſtinirte Land: während die weltgeſchichtlichen Ereigniſſe in jahrhundertelangen Stürmen die Reſte der helleniſchen Kunſt in Griechenland zum größten Theil vernichteten, haben ſie ſich auf italiſchem Boden der Nachwelt erhalten; der Süden der Halbinſel weiſt wohl erhaltene Denkmale der claſſiſchen Baukunſt von Hellas auf, und über ganz Italien verſtreut ſind wenigſtens Copien von Meiſterwerken altgriechiſcher Plaſtik auf uns gekommen. Lange bevor die Sturmfluth der Völkerwanderungszeit Italien überſchwemmte und die Monumente altrömiſcher Kunſt wegſpülte oder vandaliſch verwüſtete, hatte die Natur ſelbſt im mütterlichen Schoß der Erde ſpäten Epigonen ein ganzes Muſeum altrömiſcher Kunſt gewahrt, auf grauſame Weiſe allerdings, durch die Verſchüttung von Pompeji und Herculaneum; und während anderenorts im Mittelalter und in der Neuzeit der Gang der Weltgeſchichte die Ueberreſte alter Kunſtthätigkeit erbarmungslos zertrat, hatte in Italien der mächtige Schutz des Papſtthums, des verkörperten Conſervatismus, in deſſen Augen das Alte ja immer ein unbeſtreitbares Anrecht auf das Noli me tangere hat und dem es an ſich heilig iſt, die ehrwürdigen Reliquien längſt vergangener Kunſtepochen unberührt und unverſehrt erhalten, und die Weltgeſchichte vollzog ſich hier mit den Dolchen der Bravi und den Giftbechern der Borgia — vor den Denkmalen alter Kunſt machte ſie Halt, wie einſt Attila vor den Mauern der alt ehrwürdigen Roma und dem heiligen Greiſe, der um ihre Schonung flehte.

Bei uns ging die Geſchichte weniger rückſichtsvoll vor gegenüber den Kunſtwerken früherer Zeiten; und was die zahlloſen Kriege, die Mitteleuropa durchtobten, nicht in Schutt und Trümmer gelegt hatten, was die mittel- und nordeuropäiſche Sitte des Holzbaues mit ihrer Feuergefährlichkeit nicht in Flammen begraben hatte, das hat das alte Erbübel, ſpeciell des Deutſchen, zur Unkenntlichkeit verändert, umgebaut und umgeſtaltet: die läppiſche Freude an allem Neuen, die kindiſche Begeiſterung für alles Modiſche, die uns, wenigſtens in Bezug auf Tracht und theilweiſe auch auf Lebensſitte, noch heute engliſcher als Engländer, franzöſiſcher als Franzoſen macht. Kaum hatte irgend eine neue Kunſtform, ein neuer Stil von Frankreich oder Italien her ſich Bahn gebrochen, ſo hätte man bei uns am liebſten alles von Grund auf neu geſchaffen. Aber wenigſtens bei den gewaltigen Kirchenbauten ging es denn doch nicht an, ſie alle hundert Jahre einmal niederzureißen und neuzubauen; da half man ſich, ſo gut man konnte: man „renovirte“ und „moderniſirte“, etwa wie eine ſparſame Dame ihren veralteten Hut vom vorigen Jahr moderniſirt. Als die Gothik ins Land zog, ſchlug man an den romaniſchen Theilen des Straßburger Münſters die dicken, ungegliederten Gewölberippen herab und erſetzte ſie durch reich profilirte gothiſche Gurte, man ſchmolz eine Unzahl alter Reliquiarien und anderer Geräthe ein und bildete ſie neu im ſchlanken Spitzbogenſtil. Die Renaiſſance und das darauf folgende Barock vertrieben zum großen Theil die zierlichen himmelanſtrebenden Altäre der Gothik und erſetzten ſie durch neue in „antikiſchen“ Formen; ſie übertünchten die alten Wandmalereien und überkleiſterten die ruhigen Wände und Decken der Gothik mit krauſen Stuckornamenten; ſie zerſchnitten die weiten, mantelförmigen Caſeln der Vorzeit, und aus den koſtbaren Geweben fertigten ſie neue in ſteifer Baßgeigenform.

So hätten wir auf heimiſchem Boden, dank den Verwüſtungen der Kriege und der Neuerungsſucht unſrer Vorfahren, wohl ein kläglich karges Material zur kunſthiſtoriſchen Erforſchung jener fernen, frühmittelalterlichen Zeiten, wenn uns nicht oft da, wo uns das Studium der Denkmäler im Stiche läßt, das Studium der Schriftquellen zuhülfe käme. Wir Deutſche waren ſeit jeher und ſind noch heute das ſchreibſeligſte Volk der Welt: ja nach dem vielen gedankenloſen Zeug zu urtheilen, das jahraus, jahrein zwiſchen Nordſee und Alpen, zwiſchen Rhein und Weichſel geſchrieben wird, gebührt uns der Titel einer „Nation der Schreiber“ noch weit mehr als der einer „Nation der Denker“. Um wie viel mehr aber als unſrer arbeitüberbürdeten fin-de-siècle-Generation muß das Schreiben jenen beſchaulich in den engen Mauern ihrer Zelle dahinlebenden Kloſtermönchen des Mittelalters Freude bereitet haben, die weit und breit die einzigen der Schreibkunſt Mächtigen waren und die, unberührt von allen Sorgen und Mühſalen der Gegenwart, kein höheres Streben kannten, als den Ruhm und den Glanz ihres Kloſters in gewiſſenhaften Aufzeichnungen künftigen Geſchlechtern zu künden! Dieſe Schriften, die ſich uns ziemlich reichlich erhalten haben, ſind für die hiſtoriſche Kunſtforſchung von unſchätzbarem Werth, oft beinahe von höherem Werth als die Denkmale ſelbſt; denn ſie gewähren uns einen tiefen Einblick in die Art des Kunſtſchaffens weit zurückliegender Zeiten, in techniſche Einzelheiten, die die Kunſtwerke ſelbſt uns nicht verriethen.

Neben den ſchriftlichen Aufzeichnungen, die ſich auf die zu Zeiten Karls des Großen in Frankreich gegründeten Klöſter beziehen, nehmen vom kunſthiſtoriſchen Standpunkte aus diejenigen, welche die an alten Kloſterſtätten ſo reichen Gebiete um den Bodenſee betreffen, unter den Quellenſchriften zur frühmittelalterlichen Kunſt einen erſten Platz ein. Die Gegenden um das ſchwäbiſche Meer haben ja auch an erhaltenen Denkmälern jener Epoche ſo manchen bedeutſamen Beſitz aufzuweiſen: es ſei nur die Reichenau erwähnt mit ihrer wohl erhaltenen Kirche und Sanct Gallen mit ſeinem allerdings, wie es ſcheint, vielleicht für die Reichenau beſtimmten Bauplan (die Heiligennamen, die den Altären beigeſchrieben ſind, legen dieſe Vermuthung nahe), der zu den allerwichtigſten Quellen der Kunſtforſchung zählt. Speciell das Großherzogthum Baden bietet dem Kunſthiſtoriker überaus reichen Stoff, einestheils dank ſeinem bedeutenden Kunſtbeſitz, anderntheils dank der außerordentlich gründlichen Pflege, deren ſich hier ſeit langem Landesgeſchichte und Kunſtgeſchichte erfreuen: in Hinſicht auf die muſtergültige und beinahe unvergleichlich erſchöpfende Bearbeitung der badiſchen Kunſtdenkmäler iſt hier in erſter Linie an das ungemein dankenswerthe Werk von Franz Xaver Kraus, „Die Kunſtdenkmäler des Großherzogthums Baden“, zu denken und bezüglich der grundlegenden Arbeiten zur wiſſenſchaftlichen Erforſchung der Landesgeſchichte an Franz Joſeph Mone's bereits vor 51 Jahren im erſten Bande erſchienene „Quellenſammlung zur badiſchen Landesgeſchichte“.

Aus dieſem letzteren Werke nun iſt eine kunſthiſtoriſch bedeutſame Schrift aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, die Baugeſchichte des Kloſters Petershauſen bei Konſtanz betreffend, in den jüngſt erſchienenen achten Band der „Quellenſchriften für Kunſtgeſchichte und Kunſttechnik des Mittelalters und der Neuzeit“ übergegangen, jenes großen Sammelwerkes, das Rudolf v. Eitelberger im Jahre 1872 begründete und das ſeit ſeinem Tode von Albert Ilg in würdiger Weiſe fortgeſetzt ward; auf dieſe Weiſe iſt die intereſſante Petershauſener Chronik einem weiten Kreiſe von Kunſtforſchern als werthvolle Quelle erſchloſſen. Die Wichtigkeit dieſer leider nicht lückenlos erhaltenen Quellenſchrift beruht in der ausnehmend genauen Beſchreibung des vom Konſtanzer Biſchof Sct. Gebhard I. im Jahre 983 begonnenen und 992 vollendeten Kirchenbaues zu Petershauſen und ſeiner inneren Ausſtattung; vor allem ſind die auf den Hauptaltar der Kirche bezüglichen Stellen von höchſtem Intereſſe, da ſich ja Altaranlagen aus dieſer

frühen Zeit, die für die ganze weitere Entwicklung des Altars grundlegend war, wenigstens in unsern Ländern nirgends unverändert erhalten haben.

Die Krypta der Petershausener Kirche, die den Altar des hl. Martinus enthielt, scheint mit einem beträchtlichen Theil ihrer Höhe oberirdisch angelegt gewesen zu sein, denn die Zahl der vom Schiff zum Sanctuarium emporführenden Stufen war dort so groß, daß infolge der weit in das Schiff hineinragenden Stiege der Chorraum, wie unsre Quelle angibt, ungemein klein war; Abt Theoderich (1086 bis 1116) ließ, um den Chor zu vergrößern, diese Stiege bis auf eine einzige Stufe abtragen und erhob den Chor bis zur Höhe des Sanctuariums; doch müssen jedenfalls beiderseits vom Chor schmale Stiegen belassen worden sein, die den Zugang zu Chor und Sanctuarium vom Schiffe aus vermittelten. Der dem hl. Gregor geweihte Hauptaltar hatte die einfache Tischform der frühmittelalterlichen Altäre; der ursprüngliche, von Gebhard errichtete, war in bescheidenem Maßstabe, innen hohl, aus fünf Steinplatten zusammengefügt und enthielt, entgegen der sonstigen Sitte, keinerlei Heiligenreliquien; Abt Konrad (1127—1164) ersetzte diesen alten Altar durch einen neuen, massiv gemauerten, von ansehnlicheren Dimensionen.

Gebhard hatte den Altar auf der Vorder- und Rückseite mit werthvollen, gold-silbernen Tafeln bekleidet: auf der vorderen, östlichen Tafel — die Kirche war nach Westen orientirt — war in einem „ringsum dicht mit werthvollen Steinen besetzten Kreis", wohl einer Mandorla, eine Majestas domini dargestellt, „in schönster Arbeit", wie unsre Quelle sagt, und zwar wahrscheinlich erhaben, da die Chronik hervorhebt, daß die rings um die Christusfigur gruppirten Cherubimdarstellungen „flach" waren; neben den Cherubimgestalten, die „vier Köpfe auf einem Hals und sechs Flügel hatten", fanden sich „Räder mit Flügeln und Augen" und die Bildnisse der vier Evangelisten, in Email ausgeführt; außerdem war die Tafel noch mit der Darstellung der neun Engelschöre, der vierundzwanzig apokalyptischen Aeltesten, verschiedenen Emailbildnissen und Weinlaub geschmückt. „Dies alles war in so schöner Arbeit, in feinstem Golde ausgeführt, daß der Anblick ein Genuß war." Die rückwärtige Tafel enthielt in ihrer Mitte das in Gold getriebene Bild der Muttergottes, mit einer Taube auf der Brust, zu beiden Seiten die Gestalten der Apostel und anderer Heiliger. Diese Tafel, die, wie die Chronik meldet, nur an den höchsten Festtagen enthüllt wurde (eine interessante Nachricht bezüglich des Alters dieser noch heute in der katholischen Kirche beibehaltenen Gepflogenheit) ward zu Zeiten einer gewaltigen Hungersnoth (1126) von Abt Bertolf eingeschmolzen und der bedeutende Erlös an Edelmetall — an Gold allein wog die Tafel ein Talent — für Getreidebeschaffung verwendet. Die Tafel der Ostseite wurde, wie unser Chronist bekümmert erzählt, im Jahre 1159 „ihres Goldes beraubt", da das Kloster zum Ankauf eines Gutes Geld benöthigte. Auf dem Altar stand ein werthvoller silberner Reliquienschrein, auf dessen Deckel eine prächtige rothe Marmorplatte angebracht war; er stammte aus der Gebhard'schen Zeit und enthielt unter anderen Reliquien der Heiligen Apollinaris und Aubertus, den Arm des heiligen Philippus und ein Fingerglied Sanct Gregors; seine reiche Ausschmückung mit Gold, Silber und Edelsteinen war von Abt Bertolf im 12. Jahrhundert vorgenommen worden.

Der Hauptschmuck des Petershausener Altars war das großartige Ciborium, das Gebhard über ihm errichtete. Die Kleinheit der frühmittelalterlichen Altäre, ihre schlichte, tischförmige Gestalt machte es unmöglich, den Altar selbst in hervorragender Weise zu schmücken, und so wurde das ganze Augenmerk auf die Ausschmückung des den Altartisch überwölbenden Ciboriums gewandt. Auch Gebhard setzte seinen ganzen Ehrgeiz in die möglichst prächtige Ausgestaltung des Petershausener Ciboriums: er ließ vier Säulen aus Steineichenholz anfertigen und reiche Schnitzereien, Weinranken darstellend, an ihnen anbringen; dann berief er die Bürger von Konstanz zusammen und hielt die folgende Ansprache an sie: „Ich habe vier Töchter, denen ich eine Aussteuer geben muß, aber ich kann sie nicht ausstatten ohne eure Hülfe, darum habe ich euch zusammenberufen, und nun bitte ich euch, ihr möget ein jeder, nach eurem Können und Wollen, euer Scherflein zu ihrer Ausstattung beisteuern." Die Konstanzer erklärten sich gerne bereit, zu thun, was er von ihnen verlangte, und nun ließ Gebhard die vier Säulen herbeibringen und sagte, er habe die Absicht, sie mit ihrer Unterstützung mit Silber zu bekleiden; „und mit ihrer Hülfe", fährt unsre Quelle fort, „bekleidete er die Säulen mit feinstem Silber und stellte sie, geschmackvoll sculpirt, auf steinernen Basen auf."

Gebhards silberne Säulen, die allerdings in unsrer Chronik nicht sonderlich ausführlich beschrieben sind, sind kunsthistorisch in doppelter Hinsicht bedeutungsvoll: für die Geschichte der Kunsttechnik des frühen Mittelalters ist die Thatsache von höchstem Interesse, daß sich zu Ende des 10. Jahrhunderts die cisalpine Kunst, trotzdem sie sich in der karolingischen Renaissance formal zur Höhe der Antike aufzuschwingen gesucht hatte, bei Herstellung umfangreicherer, erhaben verzierter Metallkunstwerke noch mit dem armselig primitiven Verfahren behelfen mußte, das bereits bei den altorientalischen Völkern vor Jahrtausenden im Schwang war und das in weiter vorgeschrittenen Culturen schon längst zur Treibarbeit und zum Metallguß geführt hatte: dem Aufhämmern dünner Metallbleche auf einen bereits reliefirt gearbeiteten Holzkern; in Bezug auf die Entwicklung der tektonischen Kunstformen ist es ungemein beachtenswerth, daß es sich bei den Säulen des Petershausener Ciboriums allem Anschein nach um gewundene Säulen handelt, daß also bereits siebenhundert Jahre, bevor der Jesuitenstil mit seinen gewundenen Säulen triumphirend seinen Einzug in unsren Kirchen hielt, eine deutsche Kirche mit diesem späteren Charakteristicum des Barock geschmückt war. Allerdings enthält unsre Quelle keine direkte Angabe, daß die Ciboriumsäulen thatsächlich gewunden waren; aber einerseits weist der Text der Klosterchronik gerade an der betreffenden Stelle eine Lücke auf, und andrerseits spricht die Anbringung eines erhaben gearbeiteten Weinrankendecors für gewundene Säulen, zumal bei Vergleich mit einem analogen Falle, nämlich mit den sechs gewundenen, mit Weinranken verzierten Chorsäulen der alten Peterskirche zu Rom, die, wie unsre Quelle ausdrücklich bestätigt, beim Bau der Petershausener Kirche als Vorbild diente und dies so weit, daß auch unsre Kirche, wie schon oben bemerkt, gleich der St. Petersbasilica in Rom, nach Westen orientirt ward.

Die unter Gregor III. aufgestellten [1]) mächtigen, kräftig geschwungenen Säulen, die den Chor der alten Basilica St. Petri gegen das Schiff zu abschlossen — sie wurden lange Zeit als Reste des Salomonischen Tempels von Jerusalem ausgegeben — müssen auf alle Besucher der Peterskirche einen gewaltigen Eindruck gemacht haben, und es ist wohl mehr als wahrscheinlich, daß sich Gebhard bei der Anfertigung der Petershausener Ciboriumssäulen streng an die römischen Muster gehalten habe. Während des Bestandes der alten Peterskirche fanden ihre gewundenen Säulen als architektonisches Motiv häufig Platz auf Gemälden und Miniaturen (z. B. in der „Vermählung Mariae" im Chevalier'schen Gebetbuch Jehan Foucquets) und noch lange Zeit, nachdem die alte Peterskirche der

[1]) Vergl. Liber Pontificalis Cap. 92.

größeren neuen hatte weichen müssen, spielten sie in der Kunst eine Rolle: Raffael benützte das Motiv in seinem großartigen Carton „Die Heilung des Lahmen", Bagnacavallo hat es auf seiner jetzt im Louvre befindlichen „Darbringung Jesu im Tempel" von Raffael entlehnt, Rubens hat es auf zahlreichen Gemälden verwendet, und Bernini, der Schöpfer des viel geschmähten, großen Bronzetabernakels in St. Peter hat sicherlich die gewundenen Säulen desselben den alt berühmten Chorsäulen der früheren Peterskirche, die er aus zahlreichen Abbildungen kennen mußte, nachgebildet. —

Die gewundenen Säulen der alten Peterskirche und neben ihnen diejenigen der Petershausener Klosterkirche können vielleicht Bernini, wohl dem genialsten Bildhauer, den Italien im 17. Jahrhundert aufzuweisen hatte, in den Augen derjenigen „Kunstverständigen", die ihre ganze Weisheit aus veralteten Handbüchern schöpfen und ihnen gedankenlos nachbeten, daß die Kunst des Barock ein Greuel sei, und daß Bernini mit seiner „stilwidrigen Erfindung" der gewundenen Tabernakelsäulen der Tollheit des Barock zu Pathe gestanden sei, auch in seiner Eigenschaft als Architekt zur historischen „Rehabilitirung" verhelfen. Denn die gewundene Säule gehört dem Inventar der altchristlichen Kunstformen seit den frühesten Zeiten an, und es muß auch dem vorurtheilslosen Beurtheiler völlig unklar erscheinen, warum sie, wie so oft mit der Miene der Unfehlbarkeit behauptet wurde, „vom ästhetischen Standpunkte aus verdammenswerth" sein sollte. Hätten die gelehrten Herren, die das der Reihe nach decretirten, bedacht, daß die gewundene Säule ein uraltes Requisit der Kunst war und nicht erst vom Barock erfunden zu werden brauchte, zu dessen Studium die damals noch junge Kunstwissenschaft wohl noch keine Zeit fand und das sie darum kurzweg als apokryph aus dem heiligen Buch der „wahren Stile" verbannten, sie hätten gewiß für die „ästhetische Existenzberechtigung" der gewundenen Säule ähnlich schöne und überzeugende Worte gefunden, wie sie z. B. den Mangel der Basis an der dorischen Säule in geistreicher Weise damit erklärten, daß die dorische Säule „als erdgeborene Kraft der Basis nicht bedürfe", während sie für das Vorhandensein einer Basis bei der ionischen Säule spitzfindig als Grund angaben, daß durch die Unterschiebung der Basis sich die ionische Säule in bewunderungswürdiger Weise als etwas für sich bestehendes kennzeichne.

Gottlob hat sich seitdem die Kunstwissenschaft mit der ernsteren Auffassung ihrer Aufgabe von dem müßigen, ästhetisirenden Standpunkte völlig abgewendet und sich auf den positiven, historischen gestellt; und von diesem aus ist sicherlich die Wahrscheinlichkeit, daß die silbernen Säulen des Petershausener Ciboriums gewunden waren, von um so größerem Interesse, als durch diese frühzeitige Copirung der Säulen der alten Peterskirche der directe Anschluß an die im Romanismus überaus häufig, aber auch noch in der Gothik ab und zu auftretende Windung von Säulen und Pfeilern gefunden ist, ohne daß, wie Alwin Schultz meint, für die gewundenen Säulen des Romanismus auf die wenig bekannte Ornamentik der alten nordischen Holzarchitektur zurückgegangen, oder daß, wie Lübke es thut, den doch immerhin unbedeutenderen Werken der Cosmaten ein besonderer Einfluß darauf zugeschrieben werden müßte.

So handgreiflich auch der Zusammenhang der gewundenen romanischen Säulen mit denjenigen der alten Peterskirche erscheint, um so unklarer und unauffindbarer stellen sich die Vorstufen dieser letzteren selbst dar: sicherlich ist die Anknüpfung der in ihrem Kern gewundenen Säule, um die es sich hier handelt, an die geradstämmigen und nur spiralig cannelirten Säulen, wie sie noch in der Spätantike — z. B. die noch aus römischer Zeit stammenden vier mittleren Säulen der Vorhalle von S. Lorenzo fuori le mura in Rom — und dann in allgemeinster Verbreitung in der frühchristlichen Kunst auftreten, entschieden zurückzuweisen. Der verlockenden Ansicht Wickhoffs, der die Decoration mit Weinlaub als wesentliches Element der gewundenen Säule ausführt und dieselbe auf die italische Sitte des Weinbaus durch Aufranken der Rebe an Ulmen und anderen knorrigen Bäumen zurückführt, scheint der Umstand zu widersprechen, daß das Mittelalter die Ausschmückung der gewundenen Säulenschäfte mit Weinranken verhältnißmäßig früh vollkommen aufgab. Vielleicht müßte doch zur Erhellung der Vorgeschichte der gewundenen Säule auf die altorientalische Kunst zurückgegangen werden; jedenfalls sind Untersuchungen darüber durch die in einigermaßen mysteriöses Dunkel sich verlierende Geschichte des hauptsächlichsten hier in Betracht kommenden Factors, der Säulen der Peterskirche wesentlich erschwert.

Die vier Säulen, die Gebhard mit Hülfe der opferwilligen Konstanzer hatte mit Silber bekleiden können, trugen hölzerne, mit vergoldetem Silber- und Kupferblech überzogene Bögen, und über diese — die zwischen den Bögen liegenden Zwickel waren, obwohl es unsre Quelle nicht eigens erwähnt, jedenfalls auch mit vergoldeten Brettern ausgefüllt — war eine horizontale, mit vergoldetem Kupfer bekleidete Decke gelegt, die in der Mitte eine runde Lichtöffnung aufwies; über dieser erhob sich, von hölzernen, gewiß auch vergoldeten Säulen getragen, ein vergoldeter, eckiger Helm, von dessen Spitze „das Bild des weißen Lammes auf die Gläubigen herabsah". Die Deckplatte selbst war von einer profilirten Holzleiste umsäumt, deren ursprünglichen Silberbelag „irgend ein Abt", wie unser Chronist vermeldet — wohl ein Zeitgenosse des letzteren, da dieser sich sonst kaum gescheut hätte, den Namen zu nennen — herabnahm und durch eine Bleiverkleidung ersetzte; auf ihrer Unterseite wies sie, in erhabener Arbeit, die Bilder der vier Evangelisten und eine Reihe anderer Darstellungen auf; in der Mitte hing an einer Kette die Pyxis, vielleicht in der schon in frühchristlicher Zeit viel verwendeten, späterhin, in der romanischen Zeit, fast einzig üblichen Form der Taube, und ringsherum an den Bögen waren gleichfalls mittelst Ketten und Schnüren zahlreiche Reliquienbehältnisse befestigt, gemäß der im frühen Mittelalter allgemein geübten Sitte, kannen- und büchsenförmige Reliquiarien, Votivkronen, Crucifixe und dergleichen um den Altar herum freischwebend aufzuhängen.

Zwischen den Bögen waren vier silberne Tafeln angebracht, deren jede in goldenen Buchstaben einen Vers der nachstehend übersetzten lateinischen Weihinschrift Gebhards enthielt:

„Dieses unscheinbare Werk, in verschiedentlichen Künsten ausgeführt,
Bringt dir, o Gregor, dein demüthig ergebener Diener dar,
Der unwürdige Bischof, den du, erhabener Vater, sammt dem getreuen Volke
Durch deine Fürbitten den himmlischen Heerscharen verbinden mögest!"

Der ungeheure Brand, der am 29. Juni 1159 zur Vesperzeit durch unvorsichtiges Heizen eines Kamins in der Nähe des klösterlichen Krankenhauses ausbrach und einen großen Theil des Klosters Petershausen, mit ihm die Kirche, einäscherte, hat auch den herrlichen Altar Gebhards nach wenig mehr als zweithalbhundertjährigem Bestande vernichtet: nichts ist von ihm auf uns gekommen, als seine Beschreibung in der alten Klosterchronik; aber auch diese kann, dank ihrer selten eingehenden Ausführlichkeit, zu den wichtigsten Quellen zur Erforschung der frühmittelalterlichen Kunst gerechnet werden.

Fritz Minkus (Wien).

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

D. Bernhard Rogge. Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen aus meinem Leben. I. Band: Von 1831 bis 1862. Hannover u. Berlin, Carl Meyer 1897. — Bernhard Rogge's Name ist für immer mit der Geschichte von 1870 und 71 verknüpft. Der Hofprediger Rogge hatte das Glück, bei der Kaiserproclamation zu Versailles als Wortführer der anwesenden Geistlichen am 18. Jan. 1871 den kirchlichen Weihespruch darbringen zu dürfen; und er hat dieser Aufgabe mustergültig, zugleich warm, würdevoll und schlicht genügt. Schon darum ist es zweifellos weiteren Kreisen erwünscht, etwas mehr von dem Manne zu erfahren, der übrigens auch sonst durch regen Antheil am kirchlichen, synodalen und Vereinsleben der evangelischen preußischen Landeskirche, wie als begeisterter und gewandter patriotischer Schriftsteller seinen Namen vortheilhaft bekannt zu machen verstanden hat. Doch wer auch solches persönliches Interesse für den Verfasser des vorliegenden neuen Buches nicht schon mitbringt, wird bald durch die Lectüre seiner Jugendgeschichte, die er im soeben erschienenen ersten Bande seiner Autobiographie höchst anmuthig und offenherzig erzählt, sich gefesselt und angeregt finden. Eine glückliche, sonnige Jugend mit wenig Schatten und reichem Blüthenschmuck durfte Bernhard Rogge verleben; aber er hat sich der Gnade des Geschickes, die ihm in seltenem Maße überall die Bahn ebnete, werth und — gewachsen bewiesen. Geboren und erzogen in dem s. Z. in Schlesien weitbekannten Pfarrhause zu Großtitz bei Liegnitz am 22. October 1831 als vierter Sohn und elftes Kind des gestrengen, hochlutherischen Pastors Wilhelm Rogge, kam der junge Bernhard schon am 2. September 1835 in die erste Berührung mit dem königlichen Hof, da an diesem Tag Friedrich Wilhelm III. mit Fürstin von Liegnitz und Gefolge im elterlichen Pfarrhaus zum Frühstück einkehrte. Am selben Tage sprach der junge Generalstabsoffizier Albrecht v. Roon im Großtitzer Pfarrhaus vor, um als Vetter und Neffe die Frau Pastorin und deren Mutter zu begrüßen. Er ward bald darauf Rogge's Schwager und ist ihm ein treuer Berather, Gönner und Freund geblieben, bis er als Feldmarschall und Graf v. Roon heimging. Bernhard Rogge sand zwölfjährig Aufnahme in Schulpforta und weiß vom dortigen Leben und Lernen unter bedeutenden Männern, wie Steinhart, Kabersteis u. A. humorvoll und anschaulich zu berichten. Dann studirte er als Philolog in Halle, war indeß vom erwählten Beruf wenig befriedigt und trat, als im Herbst 1851 eine unliebsame studentische Affaire seine — kaum verdiente — Relegation von dort herbeiführte, in Bonn als Theolog ein. Dort mußte er mit dem Absitzen einer von Halle verhängten vierzehntägigen Carcerstrafe beginnen; aber der zeitige Rector, der Astronom Argelander, war seines Vaters dankbarer Schüler und öffnete dem jungen Gefangenen vom ersten Tage an gastfreundlich sein Haus. Für weitere werthvolle Anknüpfungen sorgten Empfehlungen des Vetter-Schwagers Roon, der nicht lange vorher in Bonn als Begleiter des Prinzen Friedrich Karl gelebt hatte. Auch dem späteren Kaiser Friedrich III. begegnete Studiosus Rogge öfter durch dessen militärischen Gouverneur Oberst Fischer, Roons guten Freund. Vor allem aber war uns blieb Rogge mit ganzer Seele Theolog und durfte als solcher dem jungen Docenten Albrecht Ritschl, seinem Haagenossen, innig nahe treten. Kaum weniger als ihm bekennt er Richard Rothe zu danken, obwohl er für dessen speculative Einkleidung der Theologie minder empfänglich war. Was D. Rogge nebenher von seinem geselligen Leben, seinen Ausflügen ꝛc. am Rhein in behaglich ausgemalten Einzelbildern berichtet, ist seinem Inhalte nach nicht arm; aber man wird es mit Vergnügen lesen. Für den fröhlichen Studiosus, der seiner schlesischen Heimath freilich fremd und fremder ward, war der Aufenthalt am Rhein noch besonders erfreulich durch wiederholten Verkehr mit zwei Geschwisterhäusern, dem v. Roonschen und dem seines ältesten Bruders, damals Divisionspfarrers im VIII. Armeecorps, die er wechselnd in Köln, Koblenz, Mainz ferienweise aufsuchen durfte. Nach der akademischen Zeit blieb der junge Theolog noch acht Jahre (1854 bis 1862) im Rheinlande, zuerst (2 Jahre) als Lehrer einer höheren Mädchenschule in Koblenz und gleichzeitig Vicar für Vallendar, dann als Pastor in Stolberg bei Aachen und als Divisionspfarrer in Koblenz (je 3 Jahre). Hier stand er seinem Schwiegervater, dem ehrwürdigen späteren Feldpropst Thielen, zur Seite, der, 1860 nach Berlin berufen, ihn 1862 als Hof- und Divisionspfarrer zu Potsdam nach sich zog. Damit schließt der bis jetzt vorliegende erste Band, der den lebhaften Wunsch erweckt, den redegewandten Erzähler bald weiter durch das bedeutendere folgende Jahrzehnt, während dessen er dem Mittelpunkt der deutschen Geschichte so nahe stand, begleiten zu dürfen. Rogge bezeichnet es im Vorwort als seine Absicht, sich selbst hinter den auf sein Leben einwirkenden Personen und Verhältnissen möglichst zurücktreten zu lassen. Er hat dies in ehrender Bescheidenheit redlich gethan. Jasvige davon macht man ungestört viele interessante Bekanntschaften in seinem Buche. Indeß leuchtet doch das eigene Werden und Wachsen überall hervor; und jeder Freund freier, selbstständiger Charakterbildung kann daran nur seine Freude haben. Unter beständigem Einflusse starker, imponirender Geister von scharf conservativem kirchlichen wie politischen Gepräge — des Vaters, des Schwagers, des viel ältern Bruders — heranwachsend und früher abweichenden Eigenart früh bewußt, läßt er sich nicht etwa ins radicale Gegentheil drängen, sondern findet klar und nahestehen in der Wissenschaft an der Hand Ritschls und Rothe's, in der geistlichen Praxis nach dem Vorbilde des trefflichen Feldpropstes Thielen seinen geraden mittleren Weg. Daß er ihn keinem zuliebe und keinem zuleid auch als Hofprediger fest und treu innegehalten hat, weiß, wer ihn persönlich kennt; wer ihn hier kennen lernt, dem tritt es schon im voraus aus hundert kleinen Zügen deutlich entgegen. Will der verehrte Verfasser mir gestatten, seinem Buche nachträglich ein Motto zu setzen — und, ich denke, er braucht sich nicht zu sträuben — so sei es dies aus Cicero's Officies: Admodum tuenda sunt sua cuique propria, — quin nihil decet invita (ut ajunt) Minerva, i. e. adversante et repugnante natura. S.

α. Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. 28. Band. Wiesbaden, Rud. Bechtold u. Co., 1896. — Seit geraumer Zeit genießen die Annalen des genannten Vereins den Ruf, unter die gediegensten Publicationen der deutschen historischen Vereine zu gehören, und der neue Band ist nur geeignet, denselben zu bestätigen. Er zeichnet sich dadurch aus, daß er neben der Römerzeit („Römische Münzen aus Wiesbaden und Umgebung" von Dr. C. Ritterling, „Zwei Goldmünzfunde römischer Münzen aus Heddernheim" von Dr. F. Cailliag, „Die Pyxis des Wiesbadener Alterthums-Vereins" von Otto Dannenb. Richter) und dem Mittelalter („Die Herren von Beilstein und Gelnhausen" von Dr. W. Sauer und „Kleine Beiträge zur Genealogie des Hauses Nassau" von demselben, „Nassauische Studenten auf Universitäten des Mittelalters" von Fr. Otto) auch die Neuzeit zu ihrem Recht kommen läßt. „Regierungspräsident Karl v. Ibell über die preußische Politik in den Jahren 1830 und 1831" von Dr. C. Spielmann theilt hoch wichtige Schriftstücke mit, aus welchen hervorgeht, daß der kleinstaatliche Staatsmann ebensowohl die liberale Bewegung seiner Zeit in ihrem ganzen Umfang verstand, als auch die preußische Politik und ihre Ziele im Hinblick auf die zu erstrebende deutsche Einheit richtig zu würdigen wußte; „Die Wiesbadener Theaterfrage im Jahre 1848" von Dr. A. Schröter liefert ein tragikomisches Bild von Bühnengeschichte, innig verquickt mit politischen und ökonomischen Fragen. Aus der Erklärung der Domänen zu Staatseigenthum hatte der Herzog von Nassau die Consequenz gezogen, den bisherigen Zuschuß zum Wiesbadener Hoftheater einzustellen, und die Kammer verweigerte die Bewilligung eines solchen aus Landesmitteln, weßhalb ein städtisches Comité (darunter W. H. v. Riehl, damals Redacteur der „Nassauischen Allgemeinen Zeitung", als dirigirender Geist für die Oper) die Leitung des Theaters übernahm und dasselbe zu hohem Aufschwung brachte.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Gesammtsitzung vom 7. Jan. 1897. Vorsitzender Secretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Fischer las: „Ueber die Constitution des Caffeins, Xanthins, Hypoxanthins und verwandter Purine." Es wird das Gelingen der Synthese aller dieser Stoffe erwähnt und daraus die Structur derselben abgeleitet. 2. Die Akademie hat ihrem Mitgliede Hrn. Harnack für die Vorarbeiten zu ihrer aus Anlaß des 200jährigen Jubiläums abzufassenden Geschichte 2400 Mark bewilligt. 3. Die physikalisch-mathematische Classe hat zur Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten bewilligt: dem Professor an der Universität Freiburg i. Br. Hrn. Dr. H. C. Ziegler zu entwicklungsmechanischen Studien an Echinodermen- und Ctenophoreneiern 600 M.; die philosophisch-historische: dem Professor an der Universität Halle Hrn. Dr. Beana Erdmann zu psychophysischen Experimentaluntersuchungen 600 M., dem Oberlehrer Hrn. Heinrich Winkler in Breslau zur Fortsetzung seiner altaischen Sprachstudien 850 M.

Sitzungen vom 14. Jan. Physikalisch-mathematische Classe. Vnesitzendee Secretär: Hr. Waldeyer. 1. He. Hertwig las: „Ueber einige um befruchteten Froschei durch Centrifugalkraft hervorgerufene Mechanomorphosen." Unter dem Einfluß der Centrifugalkraft läßt sich die polare Differenzirung des Froscheies noch so weit steigern, daß seine Entwicklung in vieler Hinsicht eine große Aehnlichkeit mit der Entwicklung meroblastischee Eier erhält. Der holoblastische Typus läßt sich durch den äußeren Eingriff gewissermaßen in den meroblastischen Typus umwandeln. 2. Hr. Hertwig demonstrirte eine größere Anzahl von Corrosionspräparaten der Nierengefäße, welche He. Lemmen aus Dakota (U. St. A.) unter Verbesserung des Hyrtl'schen Verfahrens durch Injection von Nieren verschiedener Säugethiere im il. anatomischen Institut angefertigt hat. — Philosophisch-historische Classe. Vorsitzender Secretär: Hr. Bahlen. He. Geman legte Bruchstücke der koptischen Volksliteratur vor. Es sind Lieder, ein Märchen und Theile einer poetischen Beschreibung der Legende des h. Archellites, von denen besonders die letzteren als die ersten sicheren Proben koptischer Metrik von Wichtigkeit sind.

—l— Um die Natur und namentlich die Verbreitungsweise der Indischen Beulenpest an Ort und Stelle zu studiren und damit die Grundlage zu rationellen Vorbeugungs- und Bekämpfungsmaßregeln gegen diese Seuche zu gewinnen, hat die ägyptische Regierung den Leiter des Bakteriologischen Instituts in Kairo, Dr. Heinrich Bitter, früher Privatdocent in Breslau, dann unter Robert Koch in Berlin thätig, nach Bombay entsandt. Auch der Wirkung des von französischer Seite hoch gepriesenen Yersin'schen Pestserums wird Dr. Bitter seine Aufmerksamkeit zu widmen haben.

* **Stuttgart.** Für den verstorbenen Dr. Ludwig Laistner, den literarischen Beirath der Cotta'schen Verlagshandlung, ist Dr. Otto Rammel, bisher Redacteur am „Schwäb. Merkur", zum Rechtsbeirath des Hauses bestellt worden.

* **Freiburg.** Der ordentliche Professor an der Technischen Hochschule zu München Dr. Heinrich Killani ist zum Ordinarius der Chemie in der medicinischen Facultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Bonn.** Die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde setzt aus der Mevissen-Stiftung einen Preis von je 3000 M. auf die Lösung folgender Preisaufgaben, die bis zum 31. Januar 1901 einzureichen sind: 1. Darstellung der durch die französische Revolution in der Rheinprovinz bewirkten wirthschaftlichen Veränderungen, 2. Aufnahme und Ausgestaltung des gothischen Baustils in der Rheinprovinz bis zum Jahre 1350, 3. Die Gaue und Grafschaften im Umfange der heutigen Rheinprovinz sind für die Zeit von der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts bis zum Beginn des 12. Jahrhunderts festzustellen und im Zusammenhang mit der Auflösung der Grafschaftsverbände die Anfänge der Bildung und Organisation geistlicher und weltlicher Territorien darzulegen.

* **Göttingen.** Zu Ostern scheidet der Lector der französischen Sprache Dr. Henri Mercier aus dem Lehrkörper der hiesigen Universität. An seine Stelle tritt im neuen Semester Dr. A. Sechehaye aus Genf.

* **Leipzig.** Dem 1887 verstorbenen Physiker und Philosophen Fechner wird ein bescheidenes Denkmal errichtet werden: Freunde und Verehrer stellen mit Genehmigung des Stadtraths seine Büste im Rosenthal auf.

* **Berlin.** Die physikalische und die physiologische Gesellschaft veranstalteten am 22. Abends eine Gedenkfeier zu Ehren des verstorbenen Geheimraths Prof. Dr. du Bois-Reymond. Anwesend waren auch Vertreter der Staats- und Stadtbehörden und der Armee, viele Gelehrte, Aerzte ꝛc. Universitätspedell Dr. Ansenthal aus Erlangen hielt die Gedächtnißrede. — Soeben habilitirte sich bei der medicinischen Facultät ein zweiter Sohn des Verstorbenen, Dr. René du Bois-Reymond als Privatdocent für Physiologie mit einer Probevorlesung über „die Lehre vom Stehen und Gehen". Als Assistent ist er schon längere Zeit an der von Penf. Munk geleiteten speciell physiologischen Abtheilung des Instituts beschäftigt; der älteste Sohn Dr. Claude du Bois-Reymond wirkt als Privatdocent der Augenheilkunde an der gleichen Facultät. — Zu dieser habilitirte sich außerdem jetzt Dr. Hans Ruge für innere Medicin, bisher als Stabsarzt zur Charité commandirt. — An dritter Stelle ist als Nachfolger du Bois-Reymonds, wie die „Nat.-Ztg." neuerdings meldet, in Wahrheit Geh.-Rath Prof. Dr. Johannes v. Kries in Freiburg i. B. vorgeschlagen.

* **Wien.** Die Akademie der Wissenschaften hat am 21. d. M. beschlossen, drei österreichische Forscher und Aerzte zum Studium der Beulenpest nach Bombay zu entsenden und einen Theil der Erträgnisse des Treitlfonds zu diesem Zweck zu verwenden. Die Wahl fiel auf Dr. Norbert Ortner, Privatdocent für innere Medicin und Assistent an der II. medicinischen Klinik in Wien, Dr. Heinrich Albrecht und Dr. Anton Ghon, Assistenten des Wiener pathologisch-anatomischen Instituts. Die weitere Durchführung der Expedition wurde dem Bureau der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe im Verein mit einer aus den Professoren v. Ebner, Sigmund Exner, Lieben, Toldt und Weichselbaum bestehenden Commission übertragen. Diese wird sich mit den ärztlichen Corporationen der Stadt in Verbindung setzen. Die Abreise der drei genannten Forscher soll so bald als thunlich erfolgen. — Gleichzeitig erfährt die „N. Fr. Pr." telegraphisch aus Triest, die internationale Pestconferenz in Venedig werde sich ebenfalls mit der Prophylaxis der Beulenpest beschäftigen. Prof. Bonacelli werde dort die Behandlung Pestkranker mit intravenösen Sublimat-Einspritzungen auch einer von ihm zusammengestellten Formel vorschlagen; Prof. Ernst Lane in London habe dieses Mittel kürzlich bei infectiösen Krankheiten angewendet.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Gestur Pálsson: Drei Novellen vom Polarkreis. Aus dem Neu-Isländischen übertragen von Dr. Karl Küchler. (Nord.-Bibl. Nr. 3607.) Leipzig, Phil. Reclam jun. — Nikolaas Pontoppidan: Kinderpflege u. Kindererziehung. Für deutsche Mütter. Frankfurt a. M., Wilh. Rommel 1897. — Luis Calman: Lappalien. Autoris. Uebersetzung aus dem Spanischen von Ernst Berg. Berlin, „Romanwelt". — Oscar Delmer: Die Pflege des inneren Lebens. Hamburg, Jürgensen u. Becker 1897. — Frieda Freiin v. Bülow: Einsame Frauen. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1897. — Gertrud Franke-Schievelbein: Liebeswerben. Roman. Ebd. — Emil Rhland: Kinder der Zeit. Novellen. Ebd. — H. Felse-Schwenzen: Aus Fridtjof Nansens Heimathland. Norwegische Novellen. Ebd. — Fanny Stockhausen: Isis. Düsseldorf, C. Schaffalt 1896. — Walther v. Loesen: Die Feste Marienberg und ihre Baudenkmale. Mit 32 Illustrationen. Nebst Anhang: Führer durch die Festung Marienberg. Würzburg, A. Stuber. — Max Ginser: „A Hopfentrangl". Lustige Dialektgedichte aus Deutsch-Böhmen. Leipzig, August Schulze 1896. — Dr. Eduard Loewenthal: System und Geschichte des Naturalismus oder die Wahrheit über die Entstehung der Weltkörper und ihrer Lebewesen. 6. Aufl. Berlin, S. Calvary u. Comp. 1897. — Graf Gobineau: Asiatische Novellen. Deutsch von Ludwig Schemann. Mit Lebensbild des Autors. Leipzig, Philipp Reclam jun. — Derselbe: Die Renaissance. Historische Scenen. Deutsch von Ludwig Schemann. Ebd. — Dr. Ernst Roos: Ueber Schilddrüsentherapie und Jodothyrin. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr 1897. — Rund ums Jahr. Merkbüchlein für Jedermann auf alle Tage des Jahres 1897. 3. Jahrg. Darmstadt, Karl W. Leuter. — Wilhelm Krais: Handbuch der inneren Verwaltung im diesrheinischen Bayern. 4. Aufl. 1. Bd. München, C. H. Beck 1897. — Dr. Robert v. Landmann: Die Gewerbeordnung für das Deutsche Reich unter Berücksichtigung der Gesetzgebungsmaterialien, der Praxis und der Literatur. 3. Aufl. unter Mitwirkung des Verfassers bearb. von Dr. Gustav Rohmer. Ebd. 1897. — Jahrbuch der Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. N. F. 21. Jahrg. Hrsgb. von Gustav Schmoller. 1. Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. — Dr. Paul Schoen: Das Recht der Communalverbände in Preußen. Historisch und dogmatisch dargestellt. (Ergänzungsband zu: Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie von Dr. Ludwig v. Rönne.) Leipzig, F. A. Brockhaus 1897. — Adolf Lassan: Handelsinteressen und Grundbesitzinteressen. (Volkswirthschaftl. Zeitfragen hrsgb. von der Volkswirthschaftl. Gesellschaft in Berlin, Heft 140 bis 141.) Berlin, Leonhard Simion 1896. — Karl Graf Kinsky: Vademecum für diplomatische Arbeit auf dem afrikanischen Continent. Wien, Gerold u. Comp. 1897. — *Histoire Générale* du IVe siècle à nos jours. Publ. sous la direction d' Ernest Lavisse et Alfred Rambaud. Tome VIII: La Révolution française 1789—1799. Paris, Armand Colin et Cie. 1896. — Dr. C. Spielmann: Karl v. Zbell. Lebensbild eines deutschen Staatsmannes. 1780—1834. Mit urkundlichen und brieflichen Beilagen, Stammtafel und Bildniß. Wiesbaden, C. W. Kreidel 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Montag, 25. Januar. Nummer 19.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Versandexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zu den communistischen Bestrebungen in den Vereinigten Staaten. I. Von E. P. Evans. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zu den communistischen Bestrebungen in den Vereinigten Staaten.

Von E. P. Evans.

I.

Auch in Amerika scheint die sociale Frage seit einiger Zeit dringlicher auf die Tagesordnung zu treten und wird in Zeitungen, Flugschriften und Büchern von allen denkbaren Gesichtspunkten mit Eifer, wenn auch nicht immer mit Einsicht erörtert. Das im Herbst von den in Chicago versammelten Vertretern der demokratischen Partei angenommene Programm enthielt einige ziemlich radicale Beschlüsse, und der von diesen Männern aufgestellte Präsidentschaftscandidat, Hr. Bryan, zeigte sich gern auf der politischen Rednerbühne in der Vermummung eines mit allen Uebeln gründlich aufräumenden Weltverbesserers. Aber selbst diese Leute bezweckten zunächst keine Aufhebung oder wesentliche Umgestaltung der Regierungsform, hegen also keine politisch-revolutionären, sondern nur rein wirthschaftliche Absichten und Bestrebungen. Der Anarchismus ist durchaus keine im Geblüte steckende Krankheit des amerikanischen Gesellschaftskörpers; wo er zum Ausbruch kommt, erweist er sich als ein fremdartiger Splitter im Fleisch.

Kein amerikanischer Arbeiter denkt daran, immer Arbeiter zu bleiben, sondern trachtet ernst und emsig danach, Capitalist zu werden. Jeder Eisenschmied und jeder Zimmermann ist bestrebt, sich durch Geschick, Gewerbfleiß und Sparsamkeit aus dem einfachen Arbeiterstand zu der höheren Stellung eines Arbeitgebers möglichst rasch emporzuschwingen. Die großen amerikanischen Capitalisten sind fast ohne Ausnahme zu Millionären gewordene Arbeiter; und diese sogenannte Plutokratie hat keine Beständigkeit in Bezug auf die dazu gehörigen Individuen und Familien, sondern ist eher mit einem stets im Proceß der Umwandlung begriffenen rein persönlichen Verdienstadel zu vergleichen, sie wird durch frischen, kräftigen Zuwachs aus dem ursprünglichen Arbeiterstand fortwährend ergänzt und verjüngt und bleibt also mit demselben aufs engste verbunden. Es kommt auch nicht selten vor, daß die Nachkommen eines Capitalisten und die Nachkommen eines Tagelöhners die Rollen wechseln, welche ihre Ahnherren gespielt haben.

Der Geist der amerikanischen, der Gesinnung des Volkes genau entsprechenden Gesetzgebung ist der Anhäufung und der unveräußerlichen Vererbung von großen Besitzthümern durchaus abhold und zielt immer darauf hin, sie zu vertheilen und zu zerstreuen, anstatt sie als Familienerbgut oder Stammeigenthum zu erhalten. Auch das Individuum ist mehr darauf bedacht, sein Vermögen zu allerlei der Mit- und Nachwelt dienenden öffentlichen Zwecken zu verwenden, Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten zu stiften und seinen Namen auf diese Weise zu adeln, als eine Familie zu gründen und seinem Geschlecht durch große Reichthümer und glänzende Lebensverhältnisse eine höhere, tonangebende gesellschaftliche Geltung zu verschaffen. Von einer Richtung zur Aristokratie oder gar zum Monarchismus kann in den Vereinigten Staaten keine Rede sein; alle angeblichen Entdeckungen derartiger Tendenzen beruhen auf oberflächlichen Beobachtungen und mangelhafter Kenntniß der Landessitten und des Volkscharakters.

Wie anmaßend und selbstsüchtig der einzelne Capitalist sich geberden, wie viel er sich auch auf seine Macht und Würde als Geldbeutelthier (homo marsupialis) zugute thun und wie arg er den Arbeiter oft bedrücken mag, so ist es doch nicht zu leugnen, daß in Amerika im ganzen und großen der Einfluß des Capitals auf die wirthschaftliche Entwicklung und die Gestaltung der allgemeinen Culturverhältnisse des Landes höchst wohlthätig und segensreich gewesen ist und namentlich dem einfachen Arbeiterstand zu großem Vortheil gereicht hat. Das Capital ist die „krystallisirte Arbeit“, bleibt aber nicht gern in dem festen, starren Zustand der bloßen Accumulation, sondern sucht als bewegliches Erwerbsmittel in der productiven Verwendung durch die Erzeugung neuer Werthe immer wieder flüssig und fruchtbar zu werden. Arbeit und Capital bilden einen ewigen ökonomischen Kreislauf, und wo man auch anfangen mag, man kommt immer wieder auf den Ausgangspunkt zurück. Bei dem raschen Wechsel der amerikanischen Besitzverhältnisse geht diese Metamorphose, nämlich die Verwandlung der Arbeit in das Capital und die Auflösung des Capitals in die Arbeit, mit ungeheurer Schnelligkeit und einem gewissen Ungestüm vor sich. Daher kommt es, daß das kolossalste, von einem Individuum erworbene Vermögen in der Regel mit der vierten Generation zum größten Theil in die Taschen des Publicums wieder zurückfließt oder in öffentliche, dem Gemeinwesen nutzbringende Stiftungen umgesetzt und bleibend vergegenständlicht wird. Dadurch wird der allgemeine Wohlstand bedeutend gehoben, und es bleibt in residuo, als das Ergebniß dieses Vorgangs, eine wohlhabende, geistig thätige, tüchtige Bürgerschaft, welche an Kunst und Wissenschaft und allen idealen Bestrebungen regen Antheil nimmt und sich zur Beförderin und Trägerin der höheren Bildung und Gesittung macht. Mit welchem Eifer und wachsamem Gemeingeist, mit welchen großartigen Geldschenkungen und Vermächtnissen die amerikanischen Staatsbürger ihrer Pflicht in dieser Beziehung nachkommen und die ihnen zugefallene edle Aufgabe lösen, ist hinlänglich bekannt.

Die von den Socialisten aufgestellte und zum Dogma erhobene Behauptung, daß bei den jetzigen Culturverhältnissen die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden, ist nicht wahr und läßt sich durch die Statistik leicht widerlegen. Selbst in England, wo der Abstand zwischen Reichthum und Armuth am grellsten und grausamsten und die Lage der Arbeiterclasse am trostlosesten

Digitized by Google

erscheint, hat die so arg verunglimpfte capitalistische Production, der man gern alle Verarmung der Volksmasse in die Schuhe schiebt, den Zustand der Arbeiter während der letzten 50 Jahre nicht verschlimmert, sondern bedeutend verbessert. Der Arbeitstag hat sich durchschnittlich um 20 Procent vermindert, der Arbeitslohn dagegen um 20, 30, 40, 50, 70, 80, 100 und in einem Falle, nämlich bei den Bradford'schen Webereien, um 150 Procent vergrößert. Mittlerweile sind alle Lebensbedürfnisse bedeutend billiger geworden. Heutzutage wird ein Schilling in jedem Erwerbszweig und bei jedem Aufwand der Arbeitskraft viel rascher und leichter verdient und besitzt eine doppelt so große Kaufkraft als in den dreißiger Jahren.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben sich die Lohn- und Lebensverhältnisse der arbeitenden Classen während derselben Periode noch günstiger gestaltet. Die tägliche Arbeitszeit hat sich um 3—4 Stunden verringert, der Lohn ist durchschnittlich um 40 Procent gestiegen und die Lebensmittel sind im ganzen billiger geworden. Zu keiner Zeit ist die Vertheilung des stets zunehmenden Reichthums so gleichmäßig, nie ist der Antheil der Arbeiter an dem durch das rasche und riesige Wachsthum der Industrie geschaffenen Wohlstand so groß und allgemein gewesen wie jetzt. Dazu haben die großen Eisenbahngesellschaften, auf die man mit Vorliebe zu schimpfen pflegt, ungemein viel beigetragen. Daß diese mächtigen Corporationen allerlei politische Corruption angestiftet und bewirkt und die Gesetzgebung durch Bestechung auf die schändlichste Weise beeinflußt haben, ist nicht zu leugnen; daß sie aber, wie oft behauptet wird, die arbeitende Bevölkerung allenthalben bedrückt und ausgebeutet und ihr ein anständiges, menschenwürdiges Dasein unmöglich gemacht haben, ist grundfalsch. Die Gesammtkosten des Getreidetransports auf der Eisenbahn von den Weizenfeldern Dakota's bis in die New-Yorker Bäckereien belaufen sich auf ½ Cent oder 2 Pfennig für das Pfund, während die Zwischenhändler, Bäcker, Müller, Krämer u. s. w., 3—4 Cent für das Pfund nehmen, um den Weizen in Brod zu verwandeln und auf den Tisch des Consumenten zu bringen. Der reine Gewinn der Eisenbahngesellschaften bei diesem Transport beträgt $^{9}/_{1000}$ Cent für das Pfund. Wären diese großartigen und billigen Verkehrsmittel nicht vorhanden, so würde der Farmer im weiten Westen sein Korn als Brennmaterial verwenden müssen, wie es noch vor 10 Jahren in Dakota geschah, und der Farmer im Osten die Handwerker und Tagelöhner vollständig in seiner Gewalt haben und sie das tägliche Brod sehr theuer bezahlen lassen.

In den Vereinigten Staaten, wo sich der Staat am Bau und Betrieb der Eisenbahnen nicht zweckmäßig betheiligen kann, wird die Herstellung und Unterhaltung solcher Verkehrslinien nur durch die so sehr beklagte Anhäufung von Millionen in den Händen einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl Leute ermöglicht, welche das vereinigte und organisirte Capital zu diesem Zweck mit Energie und Einsicht zu nutzen verstehen. Dabei ist es freilich Pflicht des Staates, ein ausgedehntes und scharfes Aufsichtsrecht über derartige Corporationen beizubehalten und auszuüben, um die mit der Entwicklung und Verwaltung dieser in alle Lebensverhältnisse tief eingreifenden Privatunternehmungen nothwendig verbundenen und nicht immer vorauszusehenden Uebelstände möglichst zu vermindern und zu beseitigen.

Durch das Zwischenstaats-Handelsgesetz (Inter State Commerce Act) ist dies gewissermaßen geschehen und ein ernster Versuch gemacht worden, der Willkür der Eisenbahnkönige Einhalt zu thun. Damit ist man ein ziemliches Stück Weges nach dieser Richtung hin vorwärts geschritten, wenn auch das Gesetz die erwarteten Wunderwirkungen auf dem Gebiet des Handelsverkehrs nicht hervorgebracht hat, und die mit der Ausführung desselben betraute Commission große Schwierigkeiten findet, ihrer Aufgabe gerecht zu werden, ohne die Gesammtinteressen des Landes zu beeinträchtigen, heillose Verwirrungen in den industriellen und landwirthschaftlichen Verhältnissen hervorzubringen und besonders eine bedeutende Theuerung der Lebensbedürfnisse zugunsten der örtlichen Producenten und auf Kosten der arbeitenden Classen herbeizuführen. Aus diesem Grunde hat die Commission einen der wichtigsten Paragraphen des Gesetzes, welcher den Eisenbahnen verbietet, niedrigere Fahrtaxen für größere als für kleinere Strecken zu setzen, (the long-and-short-haul clause), auf einige Zeit aufheben müssen und wird die betreffende Bestimmung in der jetzigen Form kaum je vollziehen können. Diese Bemerkung sollte zum Beweise dienen, nicht daß keine staatliche Aufsicht nöthig sei, denn die Noth ist recht dringend, sondern daß es durchaus nicht so leicht ist, wie sich der Doctrinär wohl einbildet, den Handelsverkehr eines großen Continents mit Rücksicht auf das allgemeine Beste zu regeln, und daß man Unrecht thut, alle Schwierigkeiten außer Acht zu lassen und jede Verzögerung der Reform ohne weiteres dem corrumpirenden Einfluß der Geldmacht zuzuschreiben.

Auf manche Uebergriffe des Großcapitals dürfte man in Amerika ein wachsames Auge richten, um die ungebührliche Ausbeutung des Armen durch den Reichen und namentlich den Mißbrauch des organisirten Reichthums zur Corruption der Gesetzgebung zu verhüten. Hier aber ist vor allem eine gründliche politische oder staatsdienstliche Reform nöthig, um dem professionellen Parteipolitiker sein freibeuterisches Handwerk zu legen. Denn das Capital ist seiner Natur nach eigennützig und wird ebenso wenig in der alten wie in der neuen Welt von rein patriotischen Rücksichten geleitet. In Betreff des moralischen Charakters und der edlen Gesinnung seiner Handelsgenossen ist es nicht wählerisch und verbündet sich, um bestimmte Ziele zu erreichen, mit den unliebenswürdigsten und sittlich bedenklichsten Elementen, wenn sie nur finanziell fest und zuverlässig erscheinen. Soll es sich als eine wohlthätige Macht erweisen, so muß es, wie das Feuer, in Schranken gehalten und gemeinnützigen Zwecken dienstbar gemacht werden.

Die Amerikaner wissen sehr wohl, daß sie den unvergleichlich raschen materiellen Fortschritt des Landes dem Capital und zwar dem in großartigem Maßstabe angehäuften und von einigen wenigen Inhabern productiv verwendeten Capital hauptsächlich zu verdanken haben, und sind gar nicht geneigt, zu den mit wildem Schlachtgeschrei heranrückenden, aus aller Herren Ländern hergelaufenen Streitkräften des Communismus zu stoßen, um einen Vernichtungskrieg zu führen gegen die Güter, welche zur Begründung und Beförderung des nationalen Wohlstandes am meisten beitragen und deren Erhaltung und Vermehrung die Grundbedingung aller höheren Culturentwicklung ist, während ihre Verminderung oder Vernichtung die arbeitenden Classen am empfindlichsten treffen würde. Bei den eifrigsten und energischsten Verbesserungs- und Reinigungsbestrebungen will man doch nicht das Kind mit dem Bade leichtsinnig ausschütten.

In der neuen Welt, wo der Individualismus ein stark ausgeprägter nationaler Charakterzug und „help yourself" das allgemeine Losungswort ist, fallen die unter anderen Himmelsstrichen aufgewachsenen und gezeitigten Lehren des Communismus auf keinen günstigen Boden und werden dort schwerlich tiefe Wurzeln schlagen. Vor dem Anarchismus hat man unbedingten Abscheu, und die Sympathie, welche die „Ritter der Arbeit" zuerst in fast allen Schichten der Bevölkerung fanden, haben sie schon durch ihr übermüthiges und herausforderndes Benehmen

Digitized by Google

und die von ihnen wiederholt ins Werk gesetzten willkürlichen und gewaltsamen Störungen der sämmtlichen Industrien des Landes zum größten Theil verscherzt. Es ist kein Zweifel, daß die von den Rittern der Arbeit während der letzten zehn Jahre getroffenen Maßregeln die beabsichtigte Wirkung verfehlt und den Arbeitern in ihren materiellen Interessen mehr geschadet haben, als alle sogenannten capitalistischen Anstiftungen und Ausbeutungen zusammengenommen. Die Arbeiter fangen auch an, dies zu begreifen und treten massenweise aus der Association heraus, welche ihrer Auflösung ziemlich rasch entgegenzugehen scheint. Den ursprünglichen Charakter einer Arbeiterorganisation, welche ihre Mitglieder gegen die Anmaßungen und die ungerechten Ansprüche der Arbeitgeber in Schutz nehmen und geistig und gewerblich zu tüchtigen Männern erziehen sollte, hat sie bereits verloren und nimmt mehr und mehr die verdächtige Gestalt einer auf Classenhaß speculirenden politischen Arbeiterpartei an.

Nach dem letzten Jahresbericht des Bureaus für Arbeitsstatistik in Illinois sind von den Mitgliedern der dortigen „trades-unions" nur 21 Proc. Amerikaner, und selbst unter den äußerst buntscheckigen Rittern der Arbeit, die sich auf die echt amerikanische Beschaffenheit ihres Ordens ungeheuer viel zugute thun, beträgt die Zahl der Amerikaner bloß 45 Proc.; und zu diesem verhältnißmäßig kleinen Contingent der Eingeborenen gehören jedenfalls viele Leute, die sich weniger für die Lösung ökonomischer Probleme interessiren, als für die politischen Vortheile, die sie aus einer derartigen Organisation ziehen können. Als Ralph Waldo Emerson einst ersucht wurde, der Brook Farm Association beizutreten, antwortete er ablehnend. Dem den ganzen Plan beseelenden Geist zollte er seine unbegrenzte Bewunderung, setzte aber kein Vertrauen auf dessen Ausführbarkeit. „Was eine Vergesellschaftung mir verspricht", schrieb er, „das kann ich selber durch ein wenig Entschlossenheit mir verschaffen." Er möchte auch die Industrie veredeln und möglichst „attrayante et passionnée" machen, glaubte aber nicht, daß die Phalanx ein alchymistisch-ökonomischer Schmelztiegel sei, der Unedles durch neue Combinationen veredelt und gemeine Dinge in lauter Gold verwandelt. Wie das Wasser nicht höher steigt, als die Quelle, aus der es entspringt, so wird sich die Gesellschaft nie über den Durchschnittsstand der Individuen erheben, aus welchen sie besteht. Keine Kette, wie geschickt sie auch geschmiedet sein mag, ist stärker, als der schwächste der vielen in einander hängenden Ringe, aus denen das Ganze gebildet wird. Nur durch die Vollendung des Einzelnen wird die Vollendung der Gesammtheit erlangt. Auch für das Glück der Menschheit wird durch die ernste und ehrliche Bemühung jedes Menschen, seinen eigenen Zustand zu verbessern, am sichersten gesorgt.

Bei einem Volke, das diese dem Faulenzer und Schwächling hart klingende Lehre als selbstverständlich und ursächlich annimmt, hat der Communismus keine Aussicht, zahlreiche Anhänger zu gewinnen. Fast das einzige sociale Experiment rein amerikanischen Ursprungs ist das von einigen Herren und Damen in West Roxbury 1841 gegründete Brook Farm Institut für Ackerbau und Erziehungswesen, welches zwar fünf Jahre dauerte, aber den improvisirten Charakter eines von einem gebildeten Kreise gleich gesinnter und eng befreundeter Idealisten veranstalteten und in die Länge gezogenen „Picnic" auf dem Lande immer beibehielt. Es war ein Versuch, die Umgestaltung und Verjüngung der Gesellschaft weniger durch ökonomische Reformen, als durch poetisch-idyllische Schwärmereien herbeizuführen. Die Landwirthschaft wurde zur Grundlage der Genossenschaft gemacht; aber bei der Wahl des Berufs ließ man sich für den Ackerbau weit mehr durch sentimentale Anschauungen als durch praktische Rücksichten bestimmen. Man glaubte nämlich, die Bodenbestellung bringe den Menschen in unmittelbare und besonders innige Beziehungen zur Natur, übe eine gewisse heilsame Geheimkraft auf seine geistige Entwicklung aus, und stelle die durch Ueberbildung und Verkünstelung des Lebens verlustig gegangene mikrokosmische Harmonie wieder her. In der Monatsschrift „The Dial", die gewissermaßen als das Organ der Brook Farm Association angesehen werden darf, kommt diese Ansicht wiederholt zum Ausdruck. „Ein wahres Leben", liest man in dem Heft vom Januar 1842, „obgleich es sein Augenmerk auf den höchsten Stern richtet, riecht nach der gesunden Erde. Es haucht den Duft des blühenden Klees aus. Das Gebrüll des Viehes ist der natürliche Baß zu der Melodie der menschlichen Stimmen." Hier wird der Grund gefunden, auf welchem das Gebäude der Weltharmonie ruht, zu dessen Vollendung und Verzierung Katzen und Schweine sowohl als Lerchen und Nachtigallen musikalische Beiträge liefern und dem Ganzen einen eigenthümlich vermischten Tonreichthum verleihen. Hr. Ripley, der Stifter und Vorsteher des Instituts, rühmte das Melken als eine dem Nachdenken sehr förderliche Beschäftigung, vorausgesetzt, fügte er vorsichtigerweise hinzu, daß der Schwanz der zu melkenden Kuh vorher festgebunden werde.

Die Brook Farmers legten von vornherein viel größeres Gewicht auf die Erziehung als auf den Ackerbau, den sie auch nur als ein Erziehungsmittel betrachteten und nebenbei betrieben. Sie nannten die Anstalt eine „Embryouniversität" und errichteten Lehrstühle der Philosophie, der Mathematik, der Geschichte, der schönen Literatur, der Alt- und Neuphilologie, der Musik, des Zeichnens und der Landwirthschaft, und es wurde in allen diesen Fächern, namentlich auf dem Gebiet der Aesthetik, Bedeutendes geleistet. Bloß die Zeit, die der Unterricht nicht in Anspruch nahm, durfte jeder nach Belieben dem Feldbau, der Baum- und Blumengärtnerei, der Viehzucht oder dem Hauswesen widmen. Es kam ihnen hauptsächlich darauf an, tüchtige Menschen zu ziehen; um den sonstigen Ertrag der Farm, reiche Ernten, volle Kornspeicher und stattliche Reihen von Rindern im Stalle, haben sie sich weniger bekümmert. Damit dennoch die Felder nicht beständig brach lägen und die nach höherer Geistesbildung trachtenden Träumer mit ihrem lieben Vieh sammt und sonders nicht vor Hunger stürben, stellte man einen der Gesellschaft sonst fern stehenden praktischen Landwirth an, der die Bestellung des Bodens besorgte und die Mitglieder der Association beaufsichtigte, so oft sie das innere Bedürfniß fühlten, ihre malerischen, vielfarbigen Blusen anzuziehen und unter dem Vorwande, fürs tägliche Brod zu arbeiten, der gefälligen, gütigen Natur ihre Aufwartung zu machen.

Im Jahre 1845 wurde das „Brook Farm Institute", welches wie fast alle Communistengemeinden in Amerika auf einer religiösen Basis ruhte, zu einer „Brook Farm Phalanx" umgestaltet und nach Fourier'schen Grundsätzen neu organisirt und gesetzlich incorporirt. Der Apostel des Fourierismus in den Vereinigten Staaten war Albert Brisbane, der in seinem 1840 herausgegebenen Buche „The Social Destiny of Man" das neue Evangelium des französischen Propheten den noch den altväterlichen Gesellschaftsgötzen dienenden Yankees mit heiligem Eifer verkündete. Hr. Brisbane, ein geistreicher und bekehrungssüchtiger Schwärmer, war bei dem Brook Farm-Unternehmen als Actieninhaber nicht betheiligt, beehrte jedoch die Gemeinde recht oft mit seinem Besuch und benutzte jede Gelegenheit, um seiner weltbeglückenden Lehre Anhänger zu verschaffen. Es gelang ihm auch, in Horace Greeley, dem bekannten Eigenthümer und Chefredacteur des New-Yorker Blattes „The Tribune" einen mächtigen Bundesgenossen

Digitized by Google

zu gewinnen, der ihm die Spalten der beliebten und weit verbreiteten Zeitung zur Verfügung stellte, um seine socialistischen Ideen darin niederzulegen und zu verfechten.

Der journalistischen Thätigkeit dieser beiden Männer ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die Fourier'sche Bewegung bald stark genug wurde, um die Brook Farmers mit fortzureißen und sie zu zwingen, trotz alles ästhetischen Sträubens dem Strome zu folgen. Aber mit dem Uebergang zum Fourierismus und der damit vollzogenen Verwandlung des trägen Hummelnestes in einen emsigen Bienenstaat, wo es vor allem auf die Arbeit ankam, hörte für die Transscendentalisten die ganze Gemüthlichkeit des Unternehmens auf. Der eigenthümliche Zauber, der die Gesellschaft ursprünglich zusammenzog und zwanglos zusammenhielt, war mit einem Schlage dahin. Die idyllische Landpartie wurde durch das Eindringen prosaischer Feldbauer und praktischer Handwerker unsanft gestört. Als Bottom, Snug, Quince, Flute, Starveling und dergleichen „rude mechanicals" den heiligen Hain betraten und das Feenland mit ihrer rohen Aufführung entweihten, da wachten die höheren Geister auf und der schöne Sommernachtstraum war zu Ende.

Höchst merkwürdig und unerklärlich ist es auch, daß kein einziger der Brook Farmers, die fast alle literarisch gebildet und schriftstellerisch thätig waren, sich die Mühe gab, seine persönlichen Erlebnisse gleichzeitig aufzuzeichnen oder eine zusammenhängende Geschichte des Unternehmens an Ort und Stelle zu schreiben. Ein anmaßender, aber nicht unbegabter Milchbart Rameus Lloyd Fuller, der 16jährige Bruder der bekannten Margaret Fuller, führte zwar ein Tagebuch, hauptsächlich, wie es scheint, um den übrigen Mitgliedern eine abfällige Meinung über sie gehörig sagen zu können. Zu diesem Zweck pflegte er herausgerissene Blätter der besagten Kladde gelegentlich fallen zu lassen, wo jeder die auf ihn bezüglichen und meistens recht anzüglichen Bemerkungen aufheben und lesen konnte. Aus den Drachenzähnen, die er auf diese Weise säete, erwuchsen Aergernisse und Streitigkeiten, die auch ernste Folgen hätten haben können, wenn man nicht auf die Jugend des selbsterwählten Sittenrichters gütigst Rücksicht genommen und sich über solche Bubenstreiche würdevoll hinwegzusetzen vermocht hätte. Wäre der Jüngling mehr darauf bedacht gewesen, die Nachwelt zu belehren, als die Mitwelt zu ärgern, und hätte er sich einer rein sachlichen Auffassung und Darstellung der Dinge beflissen, so hätte er wohl in seinem Tagebuch einen schätzenswerthen und urkundlichen Beitrag zur inneren Geschichte der Gemeinschaft liefern können.

In seinem reizenden Roman „The Blithedale Romance" hat Hawthorne seine Erlebnisse und Beobachtungen als Mitglied der Association novellistisch verwerthet, aber mit seinem ästhetischen Gefühl und echt künstlerischem Sinn sich in der That auf einige Localfarbenaufträge und besondere Lichteffecte und einzelne Charakterzeichnungen beschränkt. Wer den Roman als eine authentische Berichterstattung über die dortigen Personen und Verhältnisse ansieht, wie es öfters geschehen ist, wird weder die Dichtung noch die Reform nach Verdienst zu würdigen wissen und würde ebenso schlecht daran sein, wie der Reisende, der sich Auerbachs Dorfgeschichten als einen zuverlässigen Schwarzwaldführer anschaffen wollte. Hawthorne's Aufenthalt auf der Brook Farm war nur die äußere Veranlassung zu seinem Roman, welcher jedoch diese bescheidene und kurz dauernde communistische Episode wie eine in Bernstein eingeschlossene Eintagsfliege aufbewahrt und dichterisch verklärt und verewigt hat.

In Frothinghams Biographie von George Ripley (Houghton, Mifflin u. Comp., Boston 1884) findet sich eine ziemlich ausführliche und durchaus unbefangene Darstellung der Entstehung und Entwicklung der Brook Farm-Gemeinde, wie bei einer Lebensbeschreibung des Hauptstifters derselben nicht anders zu erwarten war. Hr. Ripley war in gewissem Sinne ein Jünger Channings und wirkte im Geiste dieses großherzigen Menschenfreundes und edlen Sittenlehrers unermüdlich fort. Während seiner 15jährigen Thätigkeit (1826—1841) als Prediger bei einer Unitariergemeinde in Boston vertheidigte er stets sowohl von der Kanzel herab als in der Presse das absolute Recht und die heilige Pflicht der freien Forschung auf allen Gebieten des Denkens und kam wegen seiner Ansichten selbst bei den ihn sehr verehrenden eigenen Pfarrkindern in den Verdacht der Ketzerei. Auch Ripley, wie Emerson, hatte die Sache der Gedanken- und Redefreiheit nicht nur gegen strenggläubige Kämpen, sondern vornehmlich gegen conservative Glaubensgenossen zu verfechten. Der Bannerträger dieses pseudo-orthodoxen, die kühne Vorhut der eigenen Kampfschaaren von hinten angreifenden Nachtrabs war der Harvard-Professor Dr. Andrews Norton, der mit einem äußerst feinem Geruchssinn für verborgene Häresie ausgestattet war und in jedem Erzeugniß der deutschen speculativen Philosophie und Theologie, wie in jedem Ergebniß der wissenschaftlichen Bibelforschung und Kritik eine neue und besonders gefährliche Form des Unglaubens witterte.

Nach der Auflösung der Brook Farm Phalanx wurde Hr. Ripley, der die Ersparnisse vieler Jahre eingebüßt hatte und dessen Gewissenhaftigkeit ihn den Predigtstuhl nicht mehr besteigen ließ, auf eine literarisch-journalistische Thätigkeit angewiesen und trat als ständiger Mitarbeiter in den Dienst der „New York Tribune", während seine fein gebildete Frau eine Anstellung als Lehrerin erhielt. Für die amerikanische Presse ist seine Wirksamkeit als Kritiker geradezu epochemachend gewesen. Obgleich er allerlei Gegenstände behandeln mußte, um die Bedürfnisse des Augenblicks zu befriedigen, und seine Geisteskräfte auf diese Weise unvortheilhaft zersplitterte, ist er nie zum handwerksmäßigen Zeitungsschreiber geworden. Unter Ripley's kritischen Aufsätzen wäre es schwer, einen zu finden, an dem der Leser nichts hätte. Zur Lösung seiner Aufgabe brachte er vielseitige Bildung und großen Scharfsinn mit und war stets bemüht, sein Möglichstes zu thun. „Wer nicht bei jeder Gelegenheit so gut schreibt, wie er kann," sagte er, „wird sich bald daran gewöhnen, stets schlecht zu schreiben." Einmal, als ein Freund sein Erstaunen über die Leichtigkeit, mit welcher er einen gediegenen Artikel über Goethe hinwarf, ausdrückte, erwiderte er: „es ist doch nicht zu verwundern, denn ich habe 50 Jahre daran gearbeitet." So lange hatte er sich nicht nur mit dem deutschen Dichter ernstlich beschäftigt, sondern sich auch in der Kunst, seine Gedanken klar, bündig und gemeinfaßlich zu Papier zu bringen, gewissenhaft geübt. Für Literatur und Philosophie, sowie für die allgemeine Culturentwicklung des deutschen Volkes hat er sich lebhaft interessirt und seine 1866 an „The Tribune" gerichteten Briefe aus Deutschland, wo er sich während des preußisch-österreichischen Krieges aufhielt, beweisen, wie richtig er die deutschen politischen Verhältnisse und Nationalbestrebungen beurtheilte zu einer Zeit, wo es selbst dem klügsten einheimischen Publicisten schwer fiel, die Staatsweisheit des großen Kanzlers zu begreifen. Den Sommer 1870 brachte er wieder in Deutschland zu und trug nochmals durch seine Briefe an die „Tribune" sehr viel dazu bei, seine Landsleute über die Entstehung und Bedeutung des deutsch-französischen Krieges aufzuklären.

„Beim Zusammenbruch hoben alle Mitglieder der Brook Farm-Gemeinschaft dieselbe für eine vollständig mißrathene Speculation angesehen. Jetzt werden sie gelinder urtheilen und den Werth der Erfahrungen und Charakterstudien, die sie dort machten, richtig schätzen und die in inniger Ver-

einigung, wie in einer Schiffscajüte, zugebrachte Zeit als einen der wichtigsten Abschnitte ihres Lebens betrachten." Mit diesen Worten bezeichnet Emerson das Verfehlte und das Gelungene an dem ganzen Unternehmen. Der geistige Gewinn, den es Hrn. Ripley brachte, ersetzte ihm reichlich den bedeutenden materiellen Verlust, den er erlitt. Durch das klägliche Mißlingen des besagten Experiments wurde sein Glaube an die Durchführbarkeit des communistischen Associationsprincips stark erschüttert; die Enttäuschung hat jedoch weder sein Herz verbittert, noch den wahren Geist der Reform in ihm versiegen lassen; allen derartigen Bewegungen, welche auf eine glückliche Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse aufrichtig hinzielten, brachte er eine sachkundige und stets sympathische Beurtheilung entgegen.

Noch eine interessante Schilderung der Brook Farm Association verdanken wir einer gebildeten Frau, Georgiana Bruce Kirby, welche in ihrer vor einigen Jahren erschienenen Selbstbiographie „Years of Experience" (G. P. Putnam's Sons, New-York) ihre Erlebnisse als Mitglied der Gemeinde recht anmuthig und humoristisch erzählt. Die Verfasserin, eine geborene Frl. Bruce und Enkelin des Ludwig Joseph von Bourbon, Prinzen von Condé, zeichnet die Gestalten ihrer damaligen Gesinnungsgenossen mit liebenswürdiger Gemüthlichkeit und plastischer Anschaulichkeit und scheint an das idyllische Leben auf der Farm mit den angenehmsten Empfindungen zurückzudenken.

Einen werthvollen Beitrag zu der Geschichte, und zwar der Leidensgeschichte des Communismus in Amerika, hat Hr. Dr. Albert Shaw in seiner socialpolitischen Studie „Icaria, a Chapter in the History of Communism" (G. P. Putnam's Sons, New-York) geliefert. Von diesem Buch ist im Verlag von Robert Lutz in Stuttgart eine gute, obschon stark abgekürzte deutsche Uebersetzung erschienen, die aber leider mit keinem Register versehen ist und auch in der typographischen Ausstattung dem amerikanischen Originale nachsteht. Der Gründer der ikarischen Gemeinde war der am 1. Jan. 1788 zu Dijon in Frankreich geborene und am 8. Nov. 1856 in St. Louis gestorbene Etienne Cabet, der 1840 seine „Voyage en Icarie", eine in die gefällige und gemeinfaßliche Form einer Reisebeschreibung gekleidete Darstellung seiner socialistischen Lehren, veröffentlichte. Dieses von den französischen Arbeitern der vierziger Jahre mit Entzücken gelesene Werk ist eine sich die Utopia von Thomas Morus und die sogenannten Staatsromane des 17. und 18. Jahrhunderts zum Vorbild nehmende Schilderung eines fabelhaften, im fernen Welttheil gelegenen Freistaats, über den ein angeblicher englischer Edelmann, der abenteuerliche Lord Carisdall, in seinem Tagebuch Bericht erstattet.

Im Jahre 1847 soll Cabet bereits 400,000, fast sämmtlich dem Arbeiterstand angehörende Anhänger gezählt haben; es schien ihm deßhalb die rechte Zeit, Ikaria aufzusuchen, das Land der Verheißung in Besitz zu nehmen und eine neue Epoche der Weltgeschichte feierlich einzuführen. Zu diesem Zweck erwarb er irgendwo im nordöstlichen Texas ziemlich große Urwaldstriche und schickte sich an, eine Colonie dort zu gründen, welche jedoch durch die Malaria, die auf die „opferfreudigen Vorkämpfer für die Menschheit" ebenso wenig Rücksicht nahm, wie auf die gemeinsten selbstsüchtigen Ansiedler, bald angegriffen und jämmerlich zugrunde gerichtet wurde.

In Nauvoo, im Staate Illinois, wo die Reste der ikarischen Pioniere, verstärkt durch inzwischen eingetroffenen Zuzug aus Frankreich, am 15. März 1848 ankamen und einen zweiten Versuch machten, die Lehren des Stifters praktisch zu bethätigen, hatten sie entschieden besseren Erfolg. Die Mormonen, die sich überall als tüchtige Wirthschafter erwiesen, aber sich nirgends der Wuth der „Heiden" zu erwehren vermochten, hatten den Ikariern das Feld gut vorgeackert und die Ausführung des Unternehmens ungemein erleichtert. Im Jahre 1854 war die aus ungefähr 500 Köpfen bestehende Gemeinde in aufblühendem Zustande. Mehr als 1000 Acres gepachtetes Land war angebaut und verschiedene Werkstätten sorgten nicht nur für die Bedürfnisse der Colonisten, sondern erhöhten auch das Einkommen durch beträchtliche Lieferungen nach auswärts. Man unterhielt gute Elementarschulen für Knaben und Mädchen, und in der Druckerei entfaltete sich eine rege Thätigkeit. Zeitungen wurden in englischer, französischer und deutscher Sprache herausgegeben und Bücher und Flugblätter eifrig verbreitet, um für die ikarischen Grundsätze Propaganda zu machen. Es kam auch bald eine aus 5000—6000 Bänden bestehende Bibliothek zusammen, die sich einer fleißigen Benutzung erfreute. Eine Haupterwerbsquelle war die in Betrieb stehende Branntweinbrennerei, deren Producte zum größten Theil auswärtigen Absatz fanden, da die Ikarier unter sich weder den Genuß geistiger Getränke noch den Gebrauch des Tabaks duldeten. Kurz und gut, die Gemeinde war, nach der Darstellung des Hrn. Shaw, ein Muster von Fleiß und Friedsamkeit, Intelligenz und Brüderlichkeit; das Familienleben wurde heilig gehalten und selbst die Nachbarn von Nauvoo, deren schlechte Erfahrungen mit den Mormonen sie zuerst gegen die neuen französischen Colonisten mißtrauisch gemacht hatten, lernten dieselben bei näherer Bekanntschaft hoch schätzen. Das in Cabets „Voyage en Icarie" geschilderte volkswirthschaftliche Paradies hatten die Ikarier in der Stadt Nauvoo bei weitem nicht verwirklicht; aber ihr ernstes Streben nach einem glücklicheren und menschwürdigeren Dasein war nicht ohne Erfolg gewesen und sie waren jedenfalls viel besser daran, als der Durchschnittsarbeiter unter dem System des Individualismus und der freien Concurrenz.

Aber dieser Zustand des communistischen Gedeihens dauerte nicht lange. Bei einem unzeitigen und gesetzwidrigen Versuch, die Verfassung der Gemeinde abzuändern, kam es zu Zwistigkeiten und erbitterten Parteikämpfen, woran die Herrschsucht und Willkür Cabets hauptsächlich schuld gewesen zu sein scheint. In der That erreichte die Feindseligkeit einen solchen Höhepunkt, daß die Civilbehörden von Nauvoo einschreiten mußten, um etwaiges Blutvergießen zu verhüten. Gegenseitige Beschuldigungen und Schmähungen führten endlich zu einer Trennung. Die die Minderheit bildenden Cabetisten, 180 an der Zahl, begaben sich am 1. November 1856 nach St. Louis im Staat Missouri, wo ihnen der Führer, auf den sie sich in allen Stücken verlassen hatten, durch den Tod entrissen wurde. Der Verlust des Stifters war ein schrecklicher Schlag; bald aber ermannten sie sich wieder und beschlossen, sein Werk fortzuführen. Zu diesem Zweck erwarben sie eine kleine Besitzung und gründeten am 8. Mai 1858 eine Colonie in dem zwei Stunden von St. Louis entfernten Ort Cheltenham. Leider war die Gegend so sumpfig und ungesund, daß die Ansiedler im Frühjahr und Herbst regelmäßig von Wechselfieber befallen wurden, aber sie gingen voll Hoffnung und Begeisterung an das Werk und hatten die beste Aussicht, ihre Träume einigermaßen zu verwirklichen und sich einen erfreulichen moralischen und materiellen Zustand zu verschaffen.

Es sollten jedoch diese Verheißungen nicht in Erfüllung gehen. Bei der Berathung über die politische und sociale Verfassung im Mai 1859 wollte die Majorität ein mit fast unumschränkter Gewalt begleitetes Oberhaupt, einen sogenannten „gérant unique" wählen. Diesem durchaus undemokratischen Verfahren setzte sich die aus den geschicktesten Mitgliedern und den geschicktesten Gewerksleuten bestehende Minorität auf das nachdrücklichste entgegen, unter-

Digitized by Google

lag jedoch in dem Wahlkampf und trennte sich sodann von der Gemeinde, mit der es von nun an rasch und unaufhaltsam abwärts ging. Im März 1864 nahmen die immer mehr auf Zahlung drängenden Hypothekengläubiger die Besitzung in Beschlag, und die stark zusammengeschmolzene Cheltenhamer Colonie löste sich endgültig auf.

Es würde zu weit führen, das Schicksal der in Nauvoo zurückgebliebenen Ikarier Schritt für Schritt zu verfolgen. Sie hatten auch unter allerlei Unfällen zu leiden; infolge von Mißernten und dem damals auf jeder Gewerbthätigkeit liegenden Druck der großen Panik geriethen sie stets tiefer in Schulden und beschlossen im Jahre 1857, ihre Besitzthümer in Nauvoo zu verkaufen und nach Jowa auszuwandern, wo sie bereits 3115 Acres Landes zu dauernder Niederlassung erworben hatten, von denen 273 bebaut und ungefähr 1000 mit Wald bestanden waren. Leider hatten sie nicht die Mittel, den vollen Kaufpreis des Landes zu zahlen und mußten dasselbe mit einer großen Hypothek belasten.

Hier wurde freilich einer der Lieblingswünsche Cabets, nämlich die größtmögliche Abgeschlossenheit und daraus erfolgende Sicherheit vor den Lockungen und Zerstreuungen der Außenwelt, vollkommen verwirklicht. Damit aber war ein für die Colonie verhängnißvoller Uebelstand nothwendig verbunden: es gab durchaus keinen Markt für ihre Bodenproducte, und wie sehr sich die Ikarier in ihren Lebensbedürfnissen beschränken und wie gut sie auch wirthschaften mochten, wurden sie durch ihre Sparsamkeit doch nicht reicher. Vor Hungerleiden brauchten sie sich natürlich nicht zu fürchten, aber sich baares Geld zu verschaffen, um die Zinsen zu bezahlen, waren sie nicht imstande, und die Last der auf ihrem Grundbesitz haftenden und rasch anwachsenden Hypothekenschuld wurde bald unerträglich. Da kam im Jahre 1861 der Bürgerkrieg zum Ausbruch und rettete sie vom drohenden Verderben. Alle landwirthschaftlichen Erzeugnisse fingen sogleich an sehr beträchtlich im Werthe zu steigen und erzielten in kurzer Frist fast fabelhafte Preise. Diese günstigen Umstände machten sich die bedrängten Colonisten schnell zunutze; sie erleichterten die drückende Schuldenlast durch das Abtreten eines Theiles ihres Grundeigenthums an die Gläubiger und begannen nun das Glück und Gedeihen zu genießen, welches sie durch ihre Ausdauer und selbstlose Hingebung an die Sache des Ikarianismus so reichlich verdient hatten.

Bald aber brach der alte, den Ikariern so oft verderblich gewesene Parteigeist von neuem aus und störte den mäßigen, unter Kummer und Entbehrung schwer erkämpften Wohlstand der Gemeinde. Es bildeten sich zwei schroff und unversöhnlich einander gegenüberstehende Fractionen, nämlich die jungen Ikarier, die dem radikalen Fortschritt huldigten und die Propaganda im Sinne der Internationale eifrig betreiben wollten, und die älteren Conservativen, die nur eine allmälige Umgestaltung der bestehenden socialen Verhältnisse anstrebten und alle gewaltsamen Umwälzungen verabscheuten. Die Grundverschiedenheit dieser Anschauungen konnte nicht anders, als Haß und Hader stiften, und zu einer Trennung und Landestheilung führen. Da alle Versuche, den Streit auf dem Wege des gütlichen Vergleichs beizulegen, fehlschlugen, so kam es zu langwierigen gerichtlichen Verhandlungen und der endgültigen Auflösung der als „landwirthschaftlicher Verein" gesetzlich incorporirten Gemeinde, deren Angelegenheiten schließlich an einen aus benachbarten Amerikanern gewählten Ausschuß von Schiedsrichtern überwiesen wurden. Bei der Theilung fiel etwas mehr als die Hälfte des Gesammtvermögens der conservativen Partei zu.

Seit der Trennung ist die Mitgliederzahl der Gemeinde der alten Ikarier ziemlich unverändert geblieben; sie belief sich im Jahre 1883 auf 34 Personen, von denen 8 das sechzigste Lebensjahr bereits überschritten hatten. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der verwitterte und verkrüppelte Stamm nie mehr frische Blüthen treiben, sondern allmählich verdorren und absterben.

Hr. Shaw, der vor einigen Jahren diese Ikarier besuchte, gibt eine anmuthige und sympathische Schilderung ihrer einfachen, uneigennützigen Lebensweise und der daraus hervorgehenden hohen Entwicklung des sittlichen Gefühls. Er lobt ihr edles, verständiges Wesen und besonders das freundliche und höfliche Benehmen der Frauen und das hübsche Aussehen und muntere, artige Auftreten der Kinder. Alle Bekenntnisse werden geduldet und gleichgestellt, aber das religiöse Element tritt nirgends hervor; auf Frömmigkeit wird gar kein Gewicht gelegt, sondern auf moralische Tüchtigkeit und reine Lebensführung. Die meisten Mitglieder hegen materialistische und positivistische Anschauungen und erheben ihre communistischen Lehren zu einer sogenannten „religion de l'humanité". Den Cölibat halten sie für einen naturwidrigen und unersprießlichen Zustand und machen die Eheschließung möglichst obligatorisch.

Die alten Ikarier haben sich stets als gute, pflichtgetreue und intelligente amerikanische Bürger erwiesen; auch haben sie sich nie durch die zweideutig verführerische Parteibenennung „demokratisch" verleiten lassen, ihre Stimmen für die Dunkelmänner und Rückschrittler in der amerikanischen Politik abzugeben, wie es zu oft bei unwissenden Einwanderern geschehen ist. Die jungen Ikarier dagegen, sind in dieser Beziehung weniger verständig und zuverlässig gewesen und öfters arg in die Irre gegangen. So z. B. schlossen sie sich der sogenannten Greenback- und späteren Silberpartei an und machten ihren politischen Einfluß zugunsten dieser finanziellen Verrücktheiten geltend; sie scheinen überhaupt durch jede Bewegung angezogen zu werden, die auf den Umsturz bestehender Verhältnisse hinzielt. Daß sie auch im jüngsten Wahlfeldzug für die freie Silberausprägung kämpften, versteht sich von selbst. Zum Glück sind sie weder zahl-, noch einflußreich.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Die juristische Facultät der Universität Heidelberg hat zur Feier des siebzigsten Geburtstags des Großherzogs von Baden eine Festgabe in der Form einer Anzahl von Aufsätzen erscheinen lassen, die zugleich auch in Sonderausgaben vorliegen (Heidelberg, Köster 1896). Mit Ausnahme des Kirchenrechts und Processrechts werden alle Gebiete der Rechtswissenschaft herangezogen. Ernst Immanuel Bekker bespricht den Dualismus im Begriff des Rechts, der sich besonders deutlich in den mit einander nicht in Einklang zu bringenden Sprichwörtern: „Recht ist, was gilt" und „Recht muß Recht bleiben" ausdrückt; letzteres Sprichwort bildet den Titel der Abhandlung. Neben der Summe positiver, durch Gesetz oder Gewohnheit festgelegter Satzungen versteht man unter Recht eben auch noch einen Idealzustand, der sich freilich jedem Einzelnen je nach seinem Empfinden anders darstellt und schon darum unfähig ist, in Wirklichkeit übersetzt zu werden. Es liegt eine unbewußte Ironie der Begriffsbildung darin, daß man dieses unfaßbare Recht als das natürliche, bleibende, ewige Recht bezeichnet. — Auf einen ähnlichen Unterschied gründet Rudolf Heinze seine Schrift über universelle und particuläre Strafrechtspflege. Er nimmt an, daß es Normen allgemein verbindlicher Natur gebe, die jedem bewußt wären und deren Uebertretung jeder als Rechtsverletzung empfinde, ohne daß ihnen eine positive Vorschrift Nachdruck zu geben brauche, so die Schonung fremden Menschenlebens, Achtung fremden Eigenthums und ähnliche. Den Bruch solcher Normen soll jeder Staat bestrafen können, der Gewalt über den Verbrecher bekommt, gleichviel, ob die That auf seinem Gebiet begangen wurde, ob der Verbrecher Unterthan ist oder nicht, ob das verletzte Rechtsgut eine Beziehung zum strafenden Staat hat oder ihrer entbehrt. Dieses Princip ist bis zu einem gewissen Grad auch in den geltenden Gesetzgebungen zur Anerkennung gelangt; die Abgrenzung der für

Digitized by Google

allgemein verbindlich erachteten Normen ist dabei nach Erwägungen der Zweckmäßigkeit durchgeführt und weist keine leitenden Grundgedanken auf, die auch schwer genug zu formulieren sind. — Otto Karlowa erörtert unter dem Titel „Intra pomoerium und extra pomoerium“ die Frage des römischen Staatsrechts, wie die allmähliche Entwicklung Roms zu verschiedener Behandlung und auch zu gesonderter Benennung der älteren und jüngeren Stadttheile geführt hat. — Das Privatrecht wird vertreten durch Heinrich Buhl, der unter dem Titel „Der Schutz des Eigenthums an beweglichen Sachen“ eine Zusammenstellung der hierfür zur Zeit in Deutschland geltenden Rechtssätze bietet und auch die Praxis der Gerichte, sowie die Regelung der Materie im Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich in den Kreis der Betrachtung zieht. Bekanntlich ist der Erwerb und der Schutz des Eigenthums an beweglichen Sachen durch die einzelnen deutschen Gesetzgebungen — immer aber vom Standpunkt eines angeblichen immanenten Rechtes aus — derzeit grundverschieden normirt, und ein Ueberblick darüber liefert einen deutlichen Beweis, daß es nicht möglich ist, eine der getroffenen Normirungen auf Kosten der übrigen als die allein richtige, dem natürlichen Recht entsprechende zu bezeichnen. — Auch Richard Schröder hat sein Thema aus dem Gebiet des Privatrechts, und zwar des deutschen Privatrechts, gewählt; er behandelt einige eigenthümliche Formen des Miteigenthums, nämlich das Miteigenthum nach Werthbetrügen und das Stockwerkseigenthum. Die Gemeinsamkeit im Besitz und Genuß hat sich auf dem Boden des deutschen Rechts viel mannichfaltiger entwickelt, als im römischen Recht, und ihre zahlreichen Erscheinungen fügen sich nur widerstrebend unter die wenigen Formen, die das gemeine Recht im Anschluß an das römische hierfür bietet. Es wird wohl noch gelingen, den Begriff der deutschrechtlichen Genossenschaft für eine erhebliche Anzahl dieser Bildungen, die sich auf dem Prokrustesbett der römischen Terminologie erkennbar unbehaglich fühlen, zur Anerkennung zu bringen, und so sind alle Forschungen, die zu diesem Ziele näher führen, zu begrüßen. Derzeit ist allerdings des Streites über diesen Begriff noch kein Ende abzusehen. — Beiträge zum geltenden Staatsrecht bringen Georg Meyer („Die Reichsgründung und das Großherzogthum Baden“) und Georg Jellinek („Ueber Staatsfragmente“). Meyers Schrift enthält nichts wesentlich Neues, doch können Bodens Verdienste um die deutsche Reichsgründung nicht oft genug rühmend hervorgehoben werden. Jellinek hat sich mit staatenähnlichen Bildungen, deren staatliche Charakter bestritten ist, schon früher beschäftigt; sein Buch über Staatenverbindungen ist ein schätzbarer Beitrag zu der viel erörterten Frage, ob ein Bund von Staaten selbst wieder ein Staat sein kann. Diesmal wendet er sich zu den Provinzen staatenähnlichen Charakters, für die er zusammen mit den abhängigen Staaten den Typus des Staatsfragments in Verwendung setzen will. Die Bezeichnung ist anschaulich, aber entbehrlich, und eher geeignet, verwirrend, als klärend zu wirken. Es richtig der Standpunkt ist, nun dem Jellinek ausgeht: daß ein unbedingtes Festhalten an den überkommenen Begriffen und gewaltthätiges Einreihen der neuen Erscheinungen unter sie für die Wissenschaft von Schaden ist, so wenig ist die Folgerung berechtigt, daß für jede neue Erscheinung, die nicht prima facie unter einen der bestehenden Typen fällt, ein neuer Begriff geschopft werden müsse. Eingehende Untersuchung, die sich bemüht, unter dem nebensächlichen Beiwerk das Wesen zu finden, wird oft dazu gelangen, die vorhandene Terminologie als ausreichend zu erkennen. So ist auch die Möglichkeit gegeben, die Jellinek'schen Staatsfragmente zum einen Theil unter den Begriff Staat, zum andern unter den Begriff Provinz unterzubringen.

* Auf die in Beil. 17 (n. 22. Jan.) veröffentlichte Aeußerung des Kirchen- und Kunsthistorikers Prof. F. X. Kraus in Freiburg i. B. über den Werth der bei Dürkheim gefundenen Runeninschrift geht uns folgende Entgegnung zu:

„Der Unterzeichnete hat Inschriften vom „Drachenfels“ bei Dürkheim a. d. H. nur zweimal veröffentlicht: 1) in den „Bonner Jahrbüchern“, Heft 92, S. 229 in Taf. XI. (1 Exemplar vom Boden der Höhle); 2) in dem eben erschienenen Programm des kgl. Gymnasiums zu Neustadt a. d. H., betitelt: „Drachenfels“ 2 Abth. Hier ist auch S. 16 N. 2 eine „Berichtigung“ zu Nr. 1 gegeben. Die Mittheilung von Hrn. Prof. F. X. Kraus von einer „Reihe von Drachenfelser Funden“, mit denen m. W. „die Epigraphik des Mittelalters bereichert“ hätte, beruht daher auf einem Irrthum. Der „Drachenfels“ hat ferner, wie eine wohl 30mal wiederholte, genaue Untersuchung zeigte, außer den in der oben citirten Schrift 1. Tafel Nr. 1—7 angegebenen überhaupt keine nennenswerthen Inschriften; es müßte denn Hr. Prof. Kraus die auf den Wänden (des Verschönerungsvereins Dürkheim) vom verstorbenen Revierförster Kummer angebrachten modernen Inschriften meinen. Aber auch hier ist von einer Fälschung keine Rede, da jeder Gebildete, auch wenn er nicht „Germanist“ zu sein die Ehre hat, auf den ersten Blick die Zeit dieser modernen Ziernamen erkennt. Hrn. Prof. Kraus und anderen Freunden unsres pfälzischen Drachenfels ist es übrigens in Zukunft leicht gemacht, der Lesung der Runeninschrift näher zu treten, indem die „Ithyfrith-Inschrift“ genau nach seinem Wunsche am 3. December 1896 von fachverständiger Seite „losgeeist“ und im „Lapidarium“ des Dürkheimer Museums zur allgemeinen Besichtigung aufgestellt ist. Prof. Kraus mag sich hier durch den Augenschein überzeugen, ob er die Runeninschrift am Drachenfels den Spuriae oder den Certae einreihen will. Der alte Drachenfels wird jedenfalls sehr erstaunt sein, wenn er erfährt, daß in seiner, erst seit zwei Jahrzehnten zugänglichen, halb dunklen und zugigen „Höhle“ „Funde“ „fabricirt“ sein sollen. Sein graues Haupt hat dies nicht nöthig.

Neustadt a. d. H., 24. Jan. 1897.

Dr. C. Mehlis,

als Vorstand des Alterthumsvereins f. d. Canton Dürkheim a. d. H.“

Wir haben dieses Scherzen des Unmuths gerne Raum gegeben und sind überzeugt, daß sie Prof. Kraus mit gleichem Behagen lesen wird. Zur Sache bemerken wir, daß wenigstens die bisher erblickten Deutungen der „Ithyfrith-Inschrift“ den kühlen Anhauch germanistischer Kritik nicht vertragen. Es ist hohe Zeit für eine wirklich fachverständige Prüfung und Lesung der angewandten Pfälzer Runen, damit unsre Literatur nicht ohne Noth mit neuen germanischen Göttern und Herren bereichert werde. D. Red.

* Akademie der Wissenschaften in Wien. Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 15. October 1896. Prof. Dr. Ed. Lippmann übersendet folgende zwei Arbeiten aus dem III. chemischen Laboratorium der Universität in Wien von Dr. Paul Cohn: 1) „Ueber Chinolin-Phenoläther.“ 2) „Ueber die Aufspaltung des Cyclopentylenbenzylenoxyds.“ — Dr. Friedrich Junker in Urach (Württemberg) übersendet eine Abhandlung unter dem Titel: „Die symmetrischen Functionen der gemeinschaftlichen Variablenpaare ternärer Formen. Tafeln der ternären symmetrischen Functionen vom Gewicht 1—6.“ — Das w. M. Hofr. Prof. Ad. Lieben überreicht eine Arbeit aus seinem Laboratorium: „Ueber die Einwirkung von wässeriger Kalilauge und gesättigter Pottaschelösung auf Isobutylaldehyd“ von M. Bruchdar. — Sitzung vom 22. October. Dr. Emil Hulub übersendet eine Abhandlung von Fr. Klupáček, Gymnasiallehrer in Wittingau: „Ueber die Geschlechtstheile der Plecopteren mit besonderer Rücksicht auf die Morphologie der Genitalanhänge. — Der Secretär legt folgende eingesendete Abhandlungen vor: 1) „Elementare Bestimmung der Punkttransformationen des Raumes, welche alle Flächeninhalte invariant lassen“, von Karl Garda, Assistent an der Technischen Hochschule in Brünn. 2) „Ueber die Theilung der Graden und der Winkel“, von Anton Radachowski, Ingenieur der Staatsbahnen in Ebensee. — Das w. M. Prof. C. Grobben überreicht eine Arbeit des Dr. Th. Pintner in Wien, betitelt: „Studien an Tetrarhynchen nebst Beobachtungen an anderen Bandwürmern. II. Mittheilung: Ueber eine Tetrarhynchenlarve aus dem Magen von Heptanchus nebst Bemerkungen über das Excretionssystem verschiedener Cestoden.“ — Das w. M. Hofr. Prof. Ad. Lieben überreicht eine in seinem Laboratorium ausgeführte Arbeit des Dr. A. Frankl: „Ueber die Einwirkung von alkoholischem Natron auf Isobutylaldehyd.“ — Prof. Lieben überreicht ferner eine Abhandlung des Dr. Ad. Jollos: „Ueber eine quantitative Methode zur Bestimmung des Bluteisens zu klinischen Zwecken.“ — Das w. M. Hofr. Prof. L. Boltzmann überreicht fünf Abhandlungen: 1) „Magnetisirung nach zwei Dimensionen und magnetische Hysteresis im Drahte“, von Prof. August Graa und Dr. Richard Hlecka. 2) „Ueber die Grenzen des stereoskopischen Sehens“, von Dr. Friedrich Wächter. 3) „Ueber die Bestimmung der Temperatur einer unendlichen Wärmequelle in einer bestimmten gegebenen Zeit“, von Oberst Alois Inara. 4) „Zur Theorie der Zustandsgleichung der Gase“, von Dr. Gustav Jäger. 5) „Ein mechanisches Polyeder als Analogon der Inductionswirkungen beliebig vieler Kreisströme“, von Fritz Hasenöhrl. —

Digitized by Google

Sitzung vom 5. November. Das w. M. Hofr. L. Schmarda übersendet eine Abhandlung von Dr. A. Kalepa, Professor am Elisabeth-Gymnasium in Wien: „Zur Kenntniß der Phyllocaptinen". — Dr. Karl Keller in Halleia übermittelt ein versiegeltes Schreiben behufs Wahrung der Priorität mit der Aufschrift: „Experimenteller Beweis über die Verwendbarkeit der sogenannten Grundkräfte". — Das w. M. Hofrath Prof. L. Boltzmann überreicht eine Abhandlung: „Ueber die Methoden der theoretischen Physik". — Das w. M. Regierungsr. Prof. F. Mertens überreicht eine Abhandlung: „Ueber die Transcendenz der Zahlen e und π". — Ferner überreicht Regierungsr. Mertens folgende zwei Abhandlungen: 1) „Darstellung der scheinbaren Beleuchtung krummer Flächen. (Directe Construction der Isophengen)", von Julius Mandl, Hauptmann des Geniestabs in Wien. 2) „Zur additiven Erzeugung der ganzen Zahlen", von R. Daublebsky v. Sterneck in Wien. — Das c. M. Prof. V. Uhlig aus Prag spricht über die geotektonischen Ergebnisse seiner Reise in die Ostkarpathen, die er im Sommer 1896 mit Subvention der Akademie unternommen hat. Die neuen Beobachtungen bestätigten die Richtigkeit der Anschauung, daß die alten Gebirgsterne der Ostkarpathen als Fortsetzung der teitaaischen Leitlinie der südlichen Klippenzone zu betrachten seien. Andererseits wird die Darstellung widerlegt, als wäre die Klippenzone nichts anderes als ein eigenthümlich modificirter und bis auf die Inraformation hinabreichender Aufbruch der Sandsteinzone, und ferner wird hiedurch die Unanwendbarkeit der Ueberschiebungshypothese auf die karpathischen Klippen erwiesen. — Dr. Karl Hillebrand, Assistent der Universitätssternwarte zu Wien, überreicht eine Abhandlung: „Ueber den Einfluß der Elasticität auf die Schwankungen der Polhöhe". Verfasser zeigt, daß — soweit wenigstens die Gleichgewichtstheorie darüber Aufschluß geben kann — die Annahme des Vorhandenseins elastischer Deformationen der Erde die Polbewegung, wie sie die Beobachtungsresultate der jüngsten Zeit zu ergeben scheinen, nicht darzustellen vermag. — Sitzung vom 12. November. Prof. Dr. O. Tumlirz an der Universität in Czernowitz übersendet eine Abhandlung: „Die Strahlinie beim Abfluß einer Flüssigkeit durch eine kleine Oeffnung im Boden des Gefäßes." — Das w. M. Prof. G. Ritter v. Escherich überreicht eine Abhandlung von Prof. Dr. O. Biermann an der Technischen Hochschule in Brünn, betitelt: „Zur Reduction Abel'scher Integrale auf elliptische." — Das w. M. Hofr. Prof. C. Toldt überreicht eine Abhandlung von Dr. Richard Heller und Dr. Hermann v. Schrötter in Wien: „Die Carina tracheae, ein Beitrag zur Kenntniß der Bifurcation der Luftröhre nebst vergleichend anatomischen Bemerkungen über den Bau derselben." — Sitzung vom 19. November. Das w. M. Director E. Weiß überreicht eine Abhandlung von Leo Brenner, Director der Manneasternwarte in Lussinpiccolo, unter dem Titel: „Jupiterbeobachtungen 1895/96." Der Verfasser hat vom 31. August 1895 bis 12. Juni 1896 103 Zeichnungen und mehrere Skizzen der Oberfläche des Planeten angefertigt, wobei es ihm gelang, an einigen Abenden in Intervallen von rund je einer Stunde die ganze Oberfläche Jupiters aufzunehmen. Von einem selten scharfen Auge unterstützt und durch die Reinheit der Luft in Lussinpiccolo begünstigt, konnte He. Brenner eine Fülle von interessanten Details auf Jupiter wahrnehmen, die auf 8 Tafeln verzeichnet sind, welche ein sehr schätzbares Material zum Studium der Veränderungen und Bewegungen auf der Oberfläche dieses Planeten darbieten. — Das w. M. Prof. Franz Exner legt eine in Gemeinschaft mit E. Haschek ausgeführte Arbeit vor: „Untersuchungen über die ultravioletten Funkenspectra der Elemente" (V. Mittheilung). — Ferner legt Professor Exner eine in seinem Institut von Dr. St. Meyer ausgeführte Arbeit: „Ueber die Fortpflanzungsgeschwindigkeit eines mechanischen Impulses in gespannten Drähten" vor. — Sitzung vom 3. December. Prof. Dr. L. Weinek, Director der Sternwarte in Prag, übermittelt als Fortsetzung seiner Mondarbeiten weitere 25 photographische Mondvergrößerungen. — Der Secretär legt folgende eingesendete Abhandlungen vor: 1) „Die Abweichung des gesättigten Wasserdampfes vom Maviotte-Gay-Lussac'schen Gesetze", von Prof. Dr. O. Tumlirz an der Universität in Czernowitz. 2) „Ueber die kubischen Raumcurven, welche die Tangentenfläche einer vorgelegten kubischen Raumcurve in 4, 5 oder 6 Punkten berühren", von Prof. Dr. Gustav Kohn an der Universität in Wien. 3) „Die postmortale Diagnose mittelst einer neuen Art von schwarzen Strahlen, der sog. Kritik-Strahlen", von E. Feledrich in Elbing (Westpreußen). — Das w. M. Hofr. Prof. V. v. Ebner überreicht eine Abhandlung von stud. med. G. Günther, Demonstrator am histologischen Institut der Universität in Wien: „Ueber ein Krystalloid der menschlichen Schilddrüse." — Das w. M. Hofr. Prof. L. Boltzmann überreicht eine Abhandlung von Dr. Gustav Jäger: „Ueber die Fortpflanzung des Schalles in bewegter Luft." — Sitzung vom 10. December. Das w. M. Obersanitätsrath Prof. A. Weichselbaum überreicht eine Arbeit aus dem pathologisch-anatomischen Institut der Universität in Wien von Dr. J. Halban: „Ueber die Resorption der Bakterien bei localer Infection." — Sitzung vom 17. December: Das c. M. Hofr. Prof. C. Ludwig übersendet eine Arbeit aus dem chemischen Laboratorium der Technischen Hochschule in Graz von Prof. F. Emich: „Ueber die Entzündlichkeit von dünnen Schichten explosiver Gasgemenge." (I. Mittheilung.) — Das w. M. Hofr. V. v. Lang überreicht eine Arbeit von Dr. A. Lampa in Wien: „Ueber die Brechungsquotienten einiger Substanzen für sehr kurze elektrische Wellen." (II. Mittheilung.) — Das w. M. Obersanitätsrath Prof. A. Weichselbaum überreicht eine im pathologisch-anatomischen Institut der Universität in Wien ausgeführte Arbeit von Dr. Frederic J. Cotton aus Boston, betitelt: „Ein Beitrag zur Frage der Ausscheidung von Bakterien durch den Thierkörper." — Dr. Ernst Murmann in Wien überreicht eine Abhandlung: „Ueber die quantitative Analyse des Werkkupfers."

* **Heidelberg.** In der juristischen Facultät hat sich Dr. Wolfgang Mittermaier, Enkel des berühmten Strafrechtslehrers, habilitirt.

* **Stuttgart.** Außer dem bereits erwähnten sechsten theologischen Ordinariat für neutestamentliche Disciplinen und praktische Theologie sind im Etat für die Universität Tübingen noch zwei neue philosophische Extraordinariate in Aussicht genommen; ein klassisch-philologisches für Epigraphik, Palaeographie und Gymnasialpädagogik und ein geographisches, so daß Tübingen künftig nicht mehr mit Heidelberg und Rostock allein unter allen deutschen und österreichischen Universitäten die Geographie vom Lehrplan ausschließen wird. Manche sehen in dieser beliebten Disciplin freilich auch heute noch keine eigene Wissenschaft, sondern nur ein Conglomerat von angewandter Naturanschauung. Definitiv eingerichtet wird ein kunsthistorisches Institut, das bisher (seit 1894) nur vorläufig bestand. — An der landwirthschaftlichen Anstalt in Hohenheim soll bei der chemischen Versuchsstation ein dritter Chemiker, an der Thierärztlichen Hochschule ein neuer Hauptlehrer für medicinische Klinik angestellt werden; für die hiesige Technische Hochschule werden neue Hülfslehrer für Geodäsie und analytische Chemie, weitere Assistenten am chemischen und am Ingenieur-Laboratorium verlangt.

* **Berlin.** Dem Prof. Dr. Edmund Lesser ist der Lehrauftrag auch auf Hautkrankheiten ausgedehnt worden, die von dem Gebiete seines Vorgängers Prof. Lewin 1884 abgezweigt wurden, um für Hrn. Schweninger das erwünschte Feld für eine akademische Lehrthätigkeit frei zu machen.

Neue Kataloge: Martin Bülz, Chemnitz: Verzeichniß einer Bismarck-Portraits- und Bilder-Sammlung. Mit 1 Portrait von Rich. Kupp. — Theodor Ackermann, München: Antiquar. Kat. Nr. 429: Pädagogik; Nr. 430a: Geschichte, Geographie, Reisen; Nr. 430b: Kunstgeschichte ꝛc.; Nr. 430c: Literaturgeschichte, Encyklopädien ꝛc.; Nr. 431: Populäre Medicin; Nr. 432: Forst- und Jagdwissenschaft.

Runenschrift vom Drachenfels i. d. Pfalz.

Gegossene, nach dem im Museum zu Dürkheim befindlichen Originalschein hergestellte Gipsabdrücke sind zu bestellen beim Konservator des Alterthumsvereins zu Dürkheim, Herrn Goldschmied H. Chotlus daselbst. Preis mässig.

Die Vorstandschaft des Alterthumsvereins:

[2161] **Dr. C. Mehlis.**

Vervielfältigung (17116)

von Schriftstücken jeder Art, die nur in geringer Anzahl von Abdrücken gewünscht werden, geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie". So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Raumersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an A. Semle in Neuburg a. D.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 26. Januar. Nummer 20.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die preußische Vorlage über die Gehälter und Honorare der Universitätsprofessoren. — Zu den communistischen Bestrebungen in den Vereinigten Staaten. II. Von E. P. Evans. — Vom Verleger der französischen Romantiker. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die preußische Vorlage über die Gehälter und Honorare der Universitätsprofessoren.

L. Liest man die kurzen Bemerkungen in der amtlichen Denkschrift über die Erhöhung der Gehälter der preußischen Beamten, so könnte man glauben, daß die beabsichtigte Regelung der Besoldungen und der Honorare der Universitätsprofessoren sehr wesentlich von den Vorschlägen abweiche, die an dieser Stelle befürwortet worden sind. Auch beweisen die Petitionen an das Abgeordnetenhaus, die von preußischen Universitäten bereits abgesandt oder noch vorbereitet sind, daß die Vorlage der Regierung im ganzen einen ungünstigen Eindruck gemacht hat, obwohl sie die sofortige Erhöhung des Besoldungsfonds der Universitäten um etwa 315,000 M. aus allgemeinen Staatsmitteln mit einschließt. Die Hauptschuld an dieser ungünstigen Aufnahme des Projectes trägt die sehr lakonische Fassung der Denkschrift, in der sich keine Andeutung findet, in welcher Art die zur Erhöhung der Durchschnittsgehälter zu bewilligende Summe im einzelnen verwendet werden solle. Durch die Erklärungen, die der Regierungscommissar Geheimrath Althoff am 20. d. M. vor dem Abgeordnetenhause abgegeben hat, ist aber diese Lücke vollständig ergänzt und die Gewähr gegeben worden, daß die Gehaltsaufbesserung in einer den berechtigten Wünschen der Universitätskreise entsprechenden Form erfolgen soll. Es sollen Minimalgehälter und Dienstalterszulagen eingeführt werden; die ersteren sollen in Berlin 4800 M. für die ordentlichen und 2400 M. für die außerordentlichen Professoren, an den übrigen Universitäten 4000 und 2000 M. betragen, und die Steigerung soll in vierjährigen Perioden in Berlin bis 7200 und 4800 M., in den Provinzen bis 6000 und 4000 M. gehen. Höhere persönliche Gehaltszulagen aus Anlaß von Berufungen und anderen besonderen Gründen werden natürlich auch in Zukunft gewährt werden. Allerdings soll das System der Alterszulagen nur auf administrativem Wege durchgeführt und nicht gesetzlich festgelegt werden. Es erklärt sich dies daraus, daß die eigenthümlichen persönlichen und individuellen Verhältnisse, die an den Universitäten zu berücksichtigen sind, Ausnahmen von der Regel der Alterszulagen durchaus nöthig machen und daß die Normen für diese Ausnahmen sich auch in einem Gesetz nicht ganz bestimmt formuliren lassen würden, sondern daß der Regierung immer ein Spielraum für ihr pflichtmäßiges Ermessen gelassen werden müßte. Das allein wichtige ist, daß die Ausnahmen nur aus objectiven sachlichen Gründen ohne politischen Beigeschmack gemacht werden, und auch in diesem Punkte hat der Regierungscommissar bündige Erklärungen abgegeben. Thatsächlich ist die Einhaltung der Scala als normale Praxis der Verwaltung durch diese vor der Volksvertretung gegebenen Zusagen ebenso gesichert, wie durch ein Gesetz, zumal auch die Beamten, für welche Alterszulagen durch Gesetz bewilligt sind, keineswegs einen unbedingten Anspruch auf dieselben besitzen. Jedenfalls wird der gegenwärtige Zustand, auch abgesehen von der beträchtlichen Mehrleistung des Staates, durch die neue Einrichtung wesentlich gebessert. Denn gegenwärtig hat das Ministerium in der That völlig freie Hand in der Vertheilung der ihm zur Verfügung gestellten Summe von Durchschnittsgehältern, während es in Zukunft thatsächlich bis auf die gerechtfertigten Ausnahmen an die Ordnung der Alterszulagen, die auch in einer Vereinbarung mit dem Finanzministerium berücksichtigt worden ist, gebunden sein wird. Was die Ordnung des Honorarwesens und die Abzüge von den hohen Honoraren betrifft, so entspricht die Vorlage im wesentlichen den früher hier dargelegten Vorschlägen, nur daß die Grenze, über welche hinaus die Hälfte des Ueberschusses abgezogen werden soll, für die Provinzialuniversitäten auf 2400 M. festgesetzt ist, also etwas niedriger, als hier empfohlen wurde.

Zu den communistischen Bestrebungen in den Vereinigten Staaten.

Von E. P. Evans.

II.

Im Frühjahr 1881 begaben sich mehrere junge Ikarier nach Californien, wo sie den 885 Acres umfassenden Bluxome-Rancho bei Cloverdale in Sonoma-County ungefähr 18 englische Meilen von San Francisco aukauften und die Gemeinde „Ikaria-Speranza" gründeten, deren Benennung die Vereinigung der Utopien der beiden philosophischen Träumer Etienne Cabet und Pierre Leroux bezeichnet. Denn auch Pierre Leroux hatte in seinen Schriften das Zukunftsbild einer idealen Gesellschaft entworfen, die er „Speranza" nannte, und seine beiden Neffen, die bei der Gründung der californischen Colonie eine Hauptrolle spielten, wollten auf diese Weise dem 1871 gestorbenen Oheim ihre Ehrfurcht bezeigen und ihm ein ewiges Denkmal setzen.

Während ihres Aufenthalts in Jowa sind die jungen Ikarier zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Ackerbau zwar ein edler und erzväterischer Beruf, aber zugleich ein sehr beschwerlicher und verhältnißmäßig wenig einträglicher sei, und daß die harte Arbeit, die er erfordert, auf die geistige Fortbildung des Menschen eine beschränkende und hemmende Wirkung ausübe. Das Gemeindeleben, das nichts weiter zu bieten vermöge als das knapp gemessene tägliche Brod, habe schon seinen Hauptzweck verfehlt, denn diesen Minimalbetrag der Lebensbedürfnisse und Lebensgenüsse könne der Einzelne ohne große Schwierigkeit für sich erwerben. Deßhalb faßten sie den Entschluß, sich in Californien dem Wein- und Gartenbau und der Obstzucht zu widmen, und man muß zugeben, daß die Wahl der

Digitized by Google

Beschäftigung und der örtlichen Umgebung in der That glücklich war. Die Verwirklichung des von Cabet geschilderten ikarischen Paradieses läßt sich von vornherein viel leichter unter Obstbäumen und Weingeländen denken, als in rauchigen und rußigen Fabrikstädten oder selbst bei saurer Feldarbeit auf gewöhnlichen Landgütern.

„Nur wer Californien aus eigener Anschauung kennt", schreibt Hr. Shaw, „hat einen der Wirklichkeit entsprechenden Begriff von dem wunderbaren Obstreichthum dieses Landes und dem paradiesischen Ueberfluß, der den dortigen wohlhabenden Obstzüchter umgibt. Ein einziger Acre trägt ihm eine reichere und an Qualität weit bessere Obsternte ein, als zehn oder zwanzig Acres in anderen Gegenden der Vereinigten Staaten. Schon die bloße Aufzählung von dem, was dort in den letzten zehn Jahren thatsächlich geschehen ist durch die Verwandlung großer Strecken Weizenfelder und Weidelandes in Obst- und Gemüsegärten, wo alle Früchte und Gewürze der Tropen neben sämmtlichen Früchten der gemäßigten Zone aufs üppigste gedeihen, klingt fast fabelhaft. Es ist jedoch wahr, daß, wo vor einigen Jahren vier Arbeiter auf den Getreidefeldern Beschäftigung fanden, jetzt während der Erntezeit wenigstens vierhundert Menschen zum Sammeln und Lesen der Früchte nöthig sind. Die nämliche Strecke, die als Getreideland einem einzigen Besitzer ein mäßiges Einkommen abwarf, setzt heute fünfzig Obstzüchter in den Stand, sich alle Genüsse und Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen."

Bei dieser Beschäftigungsart können sich die Frauen und Kinder ebenso nützlich machen wie die Männer, auch wohnen und arbeiten die Gemeindemitglieder nicht so vereinsamt wie bei dem Ackerbau und der Viehzucht; außerdem bringt jedes Jahr eine Mußezeit von mehreren Monaten nothwendigerweise mit sich, die die beste Gelegenheit zur geselligen Unterhaltung und geistigen Weiterbildung bietet. Ferner wird eine landwirthschaftliche Gemeinde durch jeden beträchtlichen Zuwachs der Mitgliederzahl genöthigt, ihre Besitzung bedeutend zu vergrößern. Aber selbst wenn die Mittel zum neuen Ankauf vorhanden sind, ist es nicht immer möglich, an einander grenzende Grundstücke zu erwerben, so daß das Gemeindebesitzthum bald aufhört, ein in sich zusammenhängendes Gebiet zu bilden. Je mehr die Colonie gedeiht und sich ausdehnt, desto mehr verliert sie ihren einheitlichen, streng communistischen Charakter; sie gleicht der Agave, die nicht blühen kann, ohne zu sterben. Bei der Obstgärtnerei dagegen, deren Betrieb auf sehr beschränktem Raum viele Arbeitskräfte braucht, macht sich dieser Uebelstand weniger fühlbar und fällt meistens sogar ganz weg.

Es ist nicht zu leugnen, daß die materiellen Aussichten der Icaria-Speranza-Gemeinde zur Zeit vortrefflich sind. Die in der Form von „Vertrags- und Vergleichungsartikeln" abgefaßte Verfassung stellt sich im ganzen genommen als ziemlich vernünftig und praktisch ausführbar dar. Mit dem bekannten Proudhon'schen Satz „Eigenthum ist Diebstahl" wird es auch nicht sehr genau genommen; denn laut dem 9. Artikel der Verfassung wird Kleidung, Mobiliar und Hausgeräth als unbedingtes Familieneigenthum anerkannt. Es ist ferner gestattet, Geschenke von auswärtigen Freunden und von Gemeindemitgliedern zu empfangen und als persönliches Besitzthum zu behalten, doch dürfen sie jährlich den Werth von 50 Dollars im ersten Falle und 25 Dollars im zweiten nicht übersteigen; der Ueberschuß fließt in den Säckel der Gemeinde.

Im Jahre 1876 wurden einige Internationale und ehemalige Mitglieder der Pariser Commune, nämlich Arsène Saura, Emile Péron, J. Laforgue, A. Jaugny, Simon Deteure, Charles Levy und Emile Bée in Icaria-Speranza aufgenommen. Der leichte und gewinnreiche Dienst der holden Obstgöttin scheint auf diese blutgierigen und wuthschnaubenden Verehrer der Megära der Anarchie einen äußerst besänftigenden Einfluß ausgeübt und sie in friedfertige und fleißige flamines pomanales umgewandelt zu haben. Von allen anarchistischen Bewegungen in Amerika haben sie sich bisher fern gehalten. Der Horazische Spruch: coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt, hat sich diesesmal nicht bewährt. In der blühenden idyllischen Niederlassung an den reizenden Ufern des Russian River haben die Aufwiegler der Pariser vorstädtischen Clubs und die Wüthericke des Baricadenkriegs sich offenbar eines besseren besonnen und es doch vortheilhafter und zweckmäßiger gefunden, mit Fruchtkörbchen und Gartenmessern als mit Petroleumbomben und Mordeisen umzugehen.

Es haben sich in den Vereinigten Staaten bereits hunderte von meistens nur kurzlebigen communistischen Genossenschaften gebildet, die aber zum größten Theil durch eigenthümliche religiöse Anschauungen beherrscht worden sind und ihr Augenmerk mehr auf das jenseitige Seelenheil ihrer Angehörigen als auf die Lösung der socialen Frage in diesem irdischen Jammerthal gerichtet haben. Der allererste Versuch dieser Art ging von einem frommen Deutschen Namens Konrad Beitzel aus, der 1713 die Gemeinde „Ephrata" bei Lancaster in Pennsylvanien gründete. Von weit größerer Bedeutung für die Entwicklung des Communismus in der neuen Welt war die Ankunft der Shakers, die unter der Führung ihrer Prophetin Anna Lee 1774 in New-York eintrafen und gegenwärtig die größte und gedeihlichste communistische Gemeinschaft in Nordamerika bilden. Sie haben eine beträchtliche Anzahl von Gemeinden in verschiedenen Staaten der Union errichtet, von denen die wichtigste die seit 1787 zu Mount-Libanon in Massachusetts bestehende ist. Die Shakers sind geschickte Handwerker und durchaus ehrliche Geschäftsleute; diesem guten Rufe verdanken sie ihren außerordentlichen industriellen Erfolg, da er es ihnen möglich macht, auf ihrem gewerblichen Gebiet jeder auswärtigen Concurrenz die Spitze zu bieten. Eine mit Vorliebe und besonderer Fachkenntniß betriebene Specialität ist die Cultur von Gartensämereien und heilkräftigen Kräutern, die die hauptsächlichste und zuverlässigste Quelle ihres Reichthums ausmacht.

Im Jahre 1803 wanderte Georg Rapp, ein Württemberger Schwärmer, mit einer schon in seinem Vaterlande gestifteten, fast ausschließlich aus dem Bauernstande recrutirten Gemeinde nach Amerika aus, und fand nach mehreren Umzügen am Ufer des Ohioflusses ungefähr 20 englische Meilen von Pittsburg in Pennsylvanien eine dauernde Heimathsstätte, die er „Economy" nannte. Herzog Karl Bernhard von Sachsen-Weimar, der 1825—1826 die Vereinigten Staaten bereiste, besuchte diese sogenannten „Harmonisten" und gibt eine rosige Schilderung ihres materiellen und moralischen Zustandes; vor allem drückt er sein Erstaunen aus über die Leistungen dieser schlichten württembergischen Bauern in Bezug auf die Pflege der Kunst und die Aufmerksamkeit, die sie der allgemeinen geistigen Bildung widmeten. Ihre gegenwärtigen Verhältnisse sind bei weitem nicht so glänzend. Der am 7. August 1847 erfolgte Tod ihres Stifters und Führers war ein erheblicher Schlag für die Gemeinde, die seit der Zeit in jeder Beziehung abwärts gegangen ist.

Die religiösen Communistengemeindeu sind in überwiegender Zahl deutschen Ursprungs, wie z. B. die schon erwähnten Colonisten von Ephrata und Economy, die Separisten von Zoar in Ohio, die Bethelianer in Missouri, die Auroraner in Oregon und die Amana-Inspirationisten in Iowa, und leben zum größten Theil im Cölibat, sich nur durch den Proselytismus vermehrend. Sie wollen „weder freien, noch sich freien lassen, sondern gleich wie die Engel Gottes im Himmel" sein. Selbst die Gemeinden,

die mit Rücksichtnahme auf menschliche Unvollkommenheiten oder vorsichtshalber, um für sicheren communistischen Nachwuchs zu sorgen, die Ehe gestatten, erschweren gern die Schließung dieses Bundes oder stellen die Kinder unter die Obhut erwählter Verwaltungsräthe, damit der „Elternegoismus" im Keime erstickt und zugunsten der Gesammtheit aus des Menschen Herzen vollständig ausgemerzt werde. Es hat auch die Erfahrung gelehrt, daß die Gemeinden, die auf dem Cölibat am strengsten bestehen, sich als die gedeihlichsten und lebensfähigsten erweisen; denn bei solchen Gemeinden tritt der religiöse Fanatismus, der bekanntlich den festesten Kitt des Communismus liefert, am stärksten hervor. Das separate eheliche Familienleben mit dem communistischen Gemeindeleben harmonisch zu vereinigen, ist überhaupt das schwierigste Problem des Socialismus. Wo eine abstracte, conventionelle Satzung mit einem angeborenen Instinct in Conflict geräth, kann die erstere nur den Sieg davontragen, wenn sie sich mit der unüberwindlichen Macht der Glaubensschwärmerei verbündet.

Mit dem Jahre 1824 kam der englische Socialreformer Robert Owen nach Amerika, kaufte den Rappisten ihr in Indiana gelegenes Anwesen „New-Harmony" ab und erließ ein Rundschreiben, worin er Anhänger seiner Lehre aus allen Nationen aufforderte, zu ihm zu kommen und durch die Bethätigung seiner Ideen sich und ihre Mitmenschen glücklich zu machen. Unter der zahlreichen Herde, die der verheißenden Stimme des Hirten Gehör gab, waren natürlich viele räudige Schafe und es fehlte auch nicht an reißenden Wölfen in Schafskleidern, die die Hoffnung hegten, innerhalb der Hürde ihrer Raubbegierde und Gefräßigkeit leichter zu fröhnen. Es liegt auf der Hand, daß diese nur ins Zuchthaus gehörenden Elemente für eine Communistengemeinde, die vor allem Ehrlichkeit, Ausdauer und Aufopferungsfähigkeit von den dabei Betheiligten verlangt, ein völlig unbrauchbares Material abgaben.

Alle Gemeinschaften, die Owen und seine Jünger stifteten, waren freigeistig oder antireligiös in ihren Tendenzen. Später bekannte er sich zum Spiritismus und schrieb den Mißerfolg seiner communistischen Bestrebungen dem Mangel an spiritualistischer Einsicht und Erleuchtung zu. Der älteste Sohn, Robert Dale Owen, ein geistreicher Schriftsteller und ehrenhafter Charakter, schritt in den Fußstapfen des Vaters als Socialreformer und Spiritist weiter vorwärts. Nur gegen das Ende seines Lebens wurde sein Glaube an die Geistermanifestationen durch die Betrügereien der Katie King, der es gelang, ihn in arger und sehr demüthigender Weise anzuführen, stark erschüttert. Diese Person, die es einem Maler wie Gabriel Max eingefallen ist als Hellseherin darzustellen und zu verherrlichen, hat solche Auszeichnung gewiß nicht verdient; denn sie war nicht einmal eine sich selbst betrügende Schwärmerin, sondern nur eine gemeine, geldsüchtige, mit Vorbedacht zu Werke gehende Schwindlerin.

Als der Spiritismus sich in Amerika immer mehr ausbreitete, gewann er viele Anhänger unter den Communisten und Socialisten, welche bald die Lehrsätze dieser Secte zu den Grundpfeilern ihrer Gemeinden machten, die Aussprüche der sogenannten Medien als Stimmen aus dem Jenseits anerkannten und sich der Führung dieser angeblichen Vermittler des Verkehrs mit der Geisterwelt unbedingt anvertrauten. Nach dieser Richtung hin hat der Angloamerikaner Thomas L. Harris, der seine Offenbarungen sehr geschickt in ein mystisches, orakelhaftes Dunkel zu verhüllen versteht, fast Unglaubliches geleistet. Die „Brocton Community" und die anderen Gemeinschaften, die er gründete, waren Hierarchien, welche er, als der Stellvertreter Gottes und der Verwalter und Ausspender der göttlichen Gnade, autokratisch beherrschte. In den Shakergemeinden hatte es schon lange gespukt, ehe die Geisterklopfereien der Familie Fox, die sogenannten „Rochester knackings", im Jahre 1848 die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Ihrer Aussage nach haben die Shakers von Anfang an allerlei Mittheilungen und sogar geistige Geschenke von den Abgeschiedenen fast täglich empfangen, es jedoch für nothwendig befunden, diese Botschaften und Besuche aus dem Geisterland vor der Außenwelt geheim zu halten, da die Zeiten noch nicht reif waren.

Der Fourierismus, der in der Entwicklungsgeschichte des Communismus in den Vereinigten Staaten den Owenismus ablöste, verdankte seine Einführung und Verbreitung, wie bereits erwähnt, hauptsächlich der literarischen und journalistischen Thätigkeit der Herren Albert Brisbane und Horace Greeley. Den Einfluß, den diese Lehre auf die Umgestaltung der Brook Farm Association ausübte, haben wir schon geschildert. In fast allen Nordstaaten der Union wurden Phalangen gegründet, an denen Männer und Frauen von ausgezeichneter Bildung eifrigst Antheil nahmen, und es schien, als ob die Bewegung bestimmt sei, die gesammten Bürger des Landes zum neuen Evangelium des Phalansteriums zu bekehren und die gesellschaftliche Ordnung der ganzen Nation umzuformen. Die wichtigste und musterhafteste dieser Genossenschaften war die berühmte, 1843 ins Leben gerufene „North American Phalanx", welche als ein glänzendes Probestück dienen sollte, um den Ungläubigen die praktische Ausführbarkeit der Fourier'schen Lehre auf dem amerikanischen Boden ein- für allemal ad oculos zu demonstriren. Charles Sears war der erste und Horace Greeley der zweite Vorstand, während Albert Brisbane die Pathenstelle übernahm und es bei der Verwaltung dieses Amtes an gutem Rathe niemals fehlen ließ; mit dem Pathengeld jedoch scheint er weniger freigebig gewesen zu sein. Die von Zeit zu Zeit veröffentlichten Berichte über den Zustand der Phalanx lauteten zuerst sehr günstig; später fingen sie an bedeutend trüber zu werden. Besonders auffallend und entmuthigend war die Vernachlässigung der geistigen Ausbildung, die sich die heranwachsenden Mitglieder zuschulden kommen ließen, deren Wünsche über die Befriedigung leiblicher Bedürfnisse nicht hinausgingen. Es entstanden religiöse Streitigkeiten, die zu einer Spaltung der Association führten und ihre Lebenskraft so sehr erschöpften, daß der Brand einer Mühle und mehrerer Werkstätten genügte, um der allgemeinen Unzufriedenheit die längst erwünschte Veranlassung zu geben, die Phalanx aufzulösen, wobei die annähernde Einstimmigkeit, mit welcher dieser Beschluß gefaßt wurde, jedermann überraschte. Mit dem Zusammenbruch dieses Unternehmens wurde das Schicksal aller Versuche ähnlicher Art in Nordamerika entschieden und vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges der Fourierismus neben dem Owenismus in das geräumige Grab der ausgestorbenen Utopien gelegt. Die beste Beschreibung des lehrreichen Lebenslaufes der „North American Phalanx" hat J. H. Noyes in seiner „History of American Socialism" gegeben. Sehr empfehlenswerth sind ferner Nordhoffs „The Communistic Societies in the United States" und namentlich Semlers „Geschichte des Socialismus und Communismus in Nordamerika". Hepworth Dixons „New America" und „Spiritual Wives" sind seichte Sensationsmachwerke, die in den sechziger Jahren etwas Aufsehen erregten, aber keinen bleibenden historischen Werth besitzen.

Die zur Zeit vorherrschende Form des Communismus, nämlich die 1864 zu London endgültig constituirte Internationale, ist in den Vereinigten Staaten eine Importation geblieben und bis jetzt nicht imstande gewesen, dort Wurzeln zu schlagen. In Folge der Pöbelaufstände, die vor einigen Jahren in verschiedenen Städten bei Gelegenheit eines Strikes seitens der Eisenbahnarbeiter stattfanden, wurde vom Bundes-

Digitized by Google

congreß ein Comité ernannt, um die Ursachen dieses ungewöhnlichen Ereignisses zu untersuchen. „Dasselbe," schreibt Semler, „berief die meisten der Wortführer der neuen Socialistenpartei vor seine Schranken und verlangte von ihnen einen detaillirten Bauplan ihres Zukunftsstaates. Phrasen und Gemeinplätze wurden durchaus nicht acceptirt, es wurde verlangt, daß sie die Mittel und Wege angäben, wie der Zukunftsstaat geschaffen und in seinem Innern organisirt werden sollte. Da hörte denn das staunende Amerika, daß nicht zwei dieser Reformatoren das nämliche wollten." Einig waren sie nur in der Ansicht, daß das Bestehende umzustürzen sei, aber inbezug auf den gesellschaftlichen Neubau, der an die Stelle des Zerstörten gesetzt werden sollte, kamen die mannichfaltigsten, möglichst weit aus einander gehenden Meinungsverschiedenheiten ans Licht. Ueber diese Untersuchungen erstattete die Presse ausführlichen Bericht, der überall gelesen wurde und sehr viel dazu beitrug, den Einfluß der Internationalen in den Vereinigten Staaten zu vernichten, indem er sie als hirnverbrannte Schwärmer hinstellte und lächerlich machte. Von verwirrten Weltverbesserern, die nicht wissen, was sie wollen, wollen auch die amerikanischen Arbeiter nichts wissen.

Der communistische Internationalismus hat nur eine wüste, verpfuschte Vergangenheit und gar keine Zukunft in Amerika. In dieser Beziehung ist es für die Gesinnung des amerikanischen Volkes höchst bezeichnend, daß in Chicago, als die Anarchisten die Gelegenheit eines Strikes benutzen wollten, um ihre Doctrin in die Praxis zu überführen, die bei dem Strike betheiligten Arbeiter den Stadtbehörden ihre Dienste anboten, um den Aufstand des ausländischen Proletariats zu unterdrücken. Es gibt in den Vereinigten Staaten keine sociale Frage, wie die Internationale dieses Wort versteht, sondern nur eine rein wirthschaftliche, sich lediglich auf die Verbesserung der Lohnverhältnisse und damit der allgemeinen Lage der Arbeiter beziehende Frage. Hinter dieser Bewegung, die als durchaus berechtigt anzusehen ist, steckt kein politischer oder regierungsfeindlicher Zweck. Man will weder die bestehende Gesellschaftsordnung stören, noch das persönliche Eigenthum zu einem an Arbeitergenossenschaften zu vertheilenden Collectiveigenthum umwandeln. Das gesammte amerikanische Volk ist schon die herrschende Classe und kann die Gesetzgebung des Landes bestimmen und das ganze Rechtsgebäude nach Belieben auf- und umbauen; es ist auch vor der oft ziemlich rücksichtslosen Ausübung dieser Eigenmacht durchaus nicht bange. Selbst Bellamy's geistreicher Zukunftsroman „Looking Backward", ist trotz des großen buchhändlerischen Erfolgs im ganzen ohne alle praktische Bedeutung geblieben. Einige Bewunderer der phantastischen Schilderung haben zwar einen Verein zur Verwirklichung der darin enthaltenen Ideen gegründet und eine „The Dawn" (Tagesanbruch) genannte Zeitschrift herausgegeben. An die Spitze dieser Bewegung hat sich der bekannte Prediger und Schriftsteller E. E. Hale gestellt, ein Mann, der nicht das geringste Verständniß für solche Fragen hat und ganz unfähig ist, sie, sei es von der nationalökonomischen, oder von der ethischen Seite zu lösen; auf diesen beiden Gebieten tappt er unsicher im geistigen Zwielicht herum, ohne zu wissen, ob es eine Morgen- oder eine Abenddämmerung sei.

Amerika hält man gewöhnlich und vielleicht mit Recht für den Weltstrich, in welchem das Princip des Individualismus und des egoistischen Laisser-faire am üppigsten gedeiht und die reichsten Früchte trägt. In der That aber äußert sich dieser Individualismus manchmal in einer höchst seltsamen und paradoxen Weise, die die Rechte des Individuums beschränkt und arg beeinträchtigt. Keine andere Nation ist so sehr geneigt, die gesetzgebende Gewalt in Anspruch zu nehmen, um allen erdenklichen moralischen, politischen und socialen Uebelständen schnell und summarisch abzuhelfen. Jedermann, der eine Grille hat, sucht sie zu einem Gesetz zu machen und seinen Mitbürgern aufzunöthigen. Es gelangen also in die Gesetzbücher der einzelnen Staaten allerhand Bestimmungen und Verordnungen, welche auf die Verbesserung des Lebenswandels und der Sitten der Bürger hinzielen und an die altrömischen leges sumptuariae und die Aufwandgesetze des Mittelalters seltsam erinnern. So zum Beispiel will, um der um sich greifenden Trunksucht zu steuern, der fanatische Temperenzler die Fabrikation und den Verkauf geistiger Getränke absolut verbieten; und es wurde vor kurzem in der Legislatur des Staates Jowa der Antrag gestellt, jede Person, die selbst im eigenen Hause zum eigenen Gebrauch geistige Getränke aufbewahre, mit einer Geldstrafe von 400 Dollars zu belegen. Der Antrag wurde abgelehnt; aber daß ein Abgeordneter im gesetzgebenden Körper eines freien Staates kein Bedenken hatte, eine derartige Maßregel vorzuschlagen, und daß dieselbe ernstlich in Erwägung gezogen wurde, ist schon bedeutsam genug.

Unter solchen Umständen wird der Wille der Majorität zum Werkzeug einer grillenhaften und grausamen Tyrannei erniedrigt. Wo alle Fragen durch Stimmenmehrheit zur Entscheidung gebracht werden, gewöhnt sich das Publicum leicht daran, jeden Ausspruch der Majorität für etwas Unfehlbares zu halten und den alten Aberglauben vox populi vox Dei, der in einer Demokratie mit der Behauptung „might makes right" gleich bedeutend ist, als eine unumstößliche Wahrheit anzuerkennen. Die Minorität wird gewissermaßen als geächtete behandelt, auf deren Rechte man gar keine Rücksicht zu nehmen brauche. Die Volkswahl wird als eine Art Gottesgericht betrachtet und die besiegte Partei für vogelfrei erklärt. Aus dieser Anschauung geht die politische Corruption, welche Parteigeist mit patriotischer Gesinnung verwechselt und über alle öffentlichen Aemter, als die rechtmäßige Beute der Sieger, gierig herfällt, nothwendig hervor.

Es sind jedoch zwei Factoren des öffentlichen Lebens in Amerika, welche diesen sich an der persönlichen Freiheit vergreifenden Ausschreitungen der Gesetzgebung entgegenwirken und gnädigst Einhalt thun. Erstens ist der oberste Gerichtshof befugt und verpflichtet, alle ihm vorgelegten Beschlüsse der gesetzgebenden Macht zu prüfen und die verfassungswidrigen aufzuheben. Zweitens sind alle Gesetze, die mit der öffentlichen Meinung und den Wünschen der Gemeinde im Widerspruch stehen, praktisch unausführbar und bleiben ohne Kraft, „a dead letter ou the statute-book". Das in verschiedenen Staaten eingeführte Verbot, geistige Getränke aller Arten zu fabriciren und zu verkaufen, hat mit diesen beiden Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Denn den Entscheidungen des obersten Gerichtshofes gemäß darf der Staat weder das Eigenthum eines Bürgers ohne weiteres mit Beschlag belegen und einziehen, noch ein bisher gesetzlich bestehendes Geschäft ohne Schadenersatz unterdrücken. Ferner hat sich das Prohibitionsgesetz fast überall und namentlich in den großen Städten, wo die zu steuernde Trunksucht am ärgsten überhand nimmt, als unausführbar erwiesen und damit seinen Zweck vollständig verfehlt. Dies sieht man jetzt immer mehr ein und fängt schon an, vernünftigere und weniger gewaltsame Maßregeln zu ergreifen, wie es neulich in Michigan und Minnesota geschehen ist, um dem allerdings schrecklich grassirenden Uebel abzuhelfen.

Es ergibt sich aus dem Vorhergehenden, daß das amerikanische Volk mit Recht oder Unrecht fest überzeugt ist, daß seine Regierungsform und die ihm zur Verfügung stehenden politischen Einrichtungen vollkommen genügen, um alle erwünschten socialen und wirthschaftlichen Verbesserungen ins Werk zu setzen und zu verwirklichen. Den anarchistischen

Digitized by Google

Umtrieben der Internationalen ist es durchaus abhold und in dieser Anschauung stimmen die tüchtigsten naturalisirten Bürger mit den eingeborenen Amerikanern überein. Aus der starken Abneigung gegen derartige Anzettelungen ist der Wunsch entsprungen, die Einwanderung aus Europa vorläufig zu verbieten oder wenigstens bedeutend einzuschränken; und es ist sehr bezeichnend, daß diese Forderung nicht von den eingeborenen, sondern von den eingewanderten Bürgern, namentlich von den zahlreichen deutschen Bewohnern des Staates Wisconsin, zuerst und auf das nachdrücklichste ausgesprochen wurde. Auf diese Weise hofft man der Entwicklung eines sich im feindlichen Gegensatz zum Bürgerthum herausbildenden Proletariates vorzubeugen und der damit verbundenen politischen Gefahr zu entgehen. Denn wenn solche Elemente im Lande vorhanden wären, würde der gewissenlose amerikanische Demagog sie recht bald auswittern und keinen Anstand nehmen, sich dieselben zunutze zu machen.

In Amerika sind die einsichtsvollsten und erfahrensten Fachmänner auf dem Gebiet der Staats- und Volkswirthschaft auch zu der Ansicht gekommen, daß die einzige endgültige Lösung aller ökonomischen Fragen in der Ergänzung des Lohnsystems durch das Princip der industriellen Cooperation besteht, welches jedem Arbeiter die Betheiligung am Reingewinn der Unternehmung, in deren Dienst er thätig ist, gewährt. Dazu aber ist die Vermittelung der Gesetzgebung durchaus nicht nöthig; denn durch eine freiwillige, auf gegenseitigen Interessen beruhende Uebereinkunft zwischen Arbeitern und Capitalisten würde man das zu erstrebende Ziel viel schneller erreichen. Das Princip ist nicht neu und in vereinzelten Fällen beim Seehandel und Wallfischfang, sowie bei Bergwerken, Fabriken und neuerdings auch in der landwirthschaftlichen Production mit großem Erfolg in Anwendung gekommen. In den Vereinigten Staaten gewinnt es immer mehr an Anerkennung und Ausdehnung und hat sich überall, wo es auf die Probe gestellt worden ist, wie z. B. in den Bergwerken von Colorado und den Böttchereien von Minneapolis, glänzend bewährt. Das socialistische Ideal dagegen, welches verlangt, daß das Besitz- und Verwaltungsrecht auf die Arbeiter beschränkt werden sollte, hat sich bei jedem Versuch, es zu verwirklichen, als illusorisch und für alle beim Unternehmen Betheiligten äußerst unvortheilhaft erwiesen.

Vom Verleger der französischen Romantiker. [1])

dm. Persönliche, freundschaftliche Beziehungen des Pariser Musikkritikers und -historikers Adolf Jullien zur Familie Renduel veranlaßten ihn während der Kriegsstürme des Jahres Siebzig eine Zuflucht auf ihrem Landgut (Schloß Beuvron, Nièvre) zu suchen. In Gesprächen mit dem Hausvater stieg der alte, einträgliche Zaubermorgen der französischen Romantik, die Zeit der süßen Jugendeseleien und schönen Jugendflegeleien der Jeune-France wiederum auf. Und wo das Wort und die Erinnerung des greisen Verlegers versagte, half sein (allerdings recht sorglos verwaltetes) Geschäftsarchiv nach: Briefe der Getreuen und Kunden des Hauses; Verlagsanträge und Verlagsverträge; Correspondenzen mit Victor Hugo, Sainte-Beuve, Théophile Gautier, Lacroix, Lamennais, Gozlan, Gérard de Nerval, Janin, Dumas, nicht zu vergessen der in jedem Literaturhandel unvermeidlichen Blaustrümpfe; kostbare, längst verschollene erste Drucke und (was den Hauptreiz des Werkes ausmacht, in Julliens Publication treu nachgebildete) allerhand Illustrationsproben, Portraits und Caricaturen im Zeitgeschmack. Originalblätter von Tony Johannot, ernst- und scherzhafte Zeichnungen von Théophile Gautier, Sue ꝛc., Autographen von Heine, Victor Hugo, Berlioz, Balzac ꝛc. machen aus dem 3½ Francs-Band ein livre-bijou, das Kenner und Laien gern zur Hand nehmen werden.

Diesem äußeren Reiz des Buches entspricht der innere Werth nicht durchweg. Jullien ist ein feiner, launiger Gesellschafter, ein geübter Feuilletonist, der mit seinen Sympathien von der ersten Seite (dem Widmungsblatt für das ihm mit elterlicher Liebe zugethane Paar Renduel) bis zur letzten (einer Parallele zwischen dem Musterthypus des Dichters und des Verlegers der französischen Romantik, Victor Hugo und Eugène Renduel) unverkennbar die Sache des Hauses Renduel bevorzugt. Gewiß aus innerster Ueberzeugung, vielleicht auch mit überzeugenden, nur leider dem Leser nicht vollständig mitgetheilten Gründen. Wir erhalten nur im einzelnen allerdings recht lehrreiche und lustige Beiträge zu einer Geschichte der bedeutenden Firma, keineswegs aber vollen Einblick in die Entwicklung und das geschäftliche Treiben des Hauses, wie z. B. in der Monographie von Brockhaus; wir hören die Gegenstimmen der Autoren, Concurrenten und Zeitgenossen selten oder gar nicht; wir wissen denn auch nicht immer, wo die Pietät aufhört und die apologetische Absicht beginnt. Indessen, mit und trotz all diesen Vorbehalten ist aus dem anregenden und anmuthigen Buch Julliens für den Menschenkenner manche hübsche Anekdote und für den Fachmann manche wissenswerthe Urkunde zu holen.

Nicht viel mehr als ein Dutzend Jahre, von dem Erscheinen der Odes et Ballades Victor Hugo's bis zur ersten Aufführung des Ruy Blas, d. h. den Zeitraum von 1826—1838, theilt Jullien der eigentlichen Glanzperiode der französischen Romantik zu. In diese Epoche drängt sich fast alles zusammen, was von den Leistungen jener „Schule" oder, um den thörichten „Schul"ausdruck durch einen zutreffenderen zu ersetzen, jenes Kreises Kraft und Dauer bewährt hat: die Gedichte Musſets, die Romane Gautiers, die Dramen von Alfred de Vigny, die Erzählungen von Nodier, die ersten Romane der George Sand, die literarischen Eindrücke von Heinrich Heine, die Novellen von Merimée, die großen historischen Schauspiele des älteren Dumas. In Julliens Buch mag man im einzelnen nachlesen, wie weit Renduel als kluger Gärtner am Aufblühen und Gedeihen dieser Flora Antheil nahm. Ob er ein „Anreger" gewesen, ist aus unsrer Publication nicht zu entnehmen. Vielfach hat er dem Modegeist gedient, lärmende Anfänger und geschickte Nachahmer zu Wort kommen lassen, wirkliche Schneid nur zweimal bewiesen durch die Herausgabe „der zwei verwegensten Schöpfungen seiner Zeit: der (französischen Uebersetzung der) Reisebilder von Heine und der Paroles d'un croyant von Lamennais." In dem Kunterbunt von echten und unechten, schönen und häßlichen, überflüssigen und nothwendigen Artikeln seines Verlagskatalogs spricht sich indessen der Charakter seiner Tage, die literarische Art und Unart so bezeichnend aus, daß wir sehr wohl ein übertreibendes Wort begreifen, das der Bücherfreund und Bücherkenner Jules Janin zu Anfang der siebziger Jahre hinwarf: „Un catalogue d'Eugène Renduel est plus intéressant à lire que tous les livres qu'on écrit aujourd'hui." Der Verlagskatalog von Hoffmann und Campe, Georg Wigand ꝛc. für die Zeit vor 1848, der Verlag der „Freien Bühne", S. Fischer, für das jüngste Jahrzehnt bleiben ja auch in gewissem Betracht unersetzliche Annalen der deutschen Modeliteratur: schon weil von sieben achtel solcher Tendenz-

[1]) *Adolphe Jullien:* Le Romantisme et l'éditeur Renduel. Souvenirs, documents, lettres inédites avec cinquante illustrations, portraits, vignettes, caricatures, autographes etc. Paris Librairie Charpentier et Fasquelle 1897.

und Rebellenliteratur bestenfalls nur die Titel auf die Nachwelt kommen.

Ueber die Correspondenz der Autoren mit Renduel wollen wir uns kurz fassen. Victor Hugo gibt sich in herablassender Bonhommie als scharfer Rechner, unablässig auf Mehrung seiner Einnahmen, im psychologischen Moment auch auf Zeitungslärm bedacht, wohl erfahren in der Technik der Reclame nicht nur für sich, sondern sogar auch für seine Geliebte, die Schauspielerin Juliette Drouet —: alles in allem ein trauriges Gegenstück zu der Tüchtigkeit, mit der Schiller, praktisch und würdig zugleich, sich mit Göschen und Cotta auseinandersetzte. Die meisten anderen variiren dasselbe Thema, das die Lectüre der Briefe von Heine an Campe zu einer so verdrießlichen Geduldprobe macht: ihr Kehrreim bleibt immer in endlosen Variationen derselbe: Geld. Der prächtige Théo(phile Gautier) scheute sich nicht im mindesten, alleweil seine Noth über die Dächer zu schreien, aber er jammert mit so viel Wortschwall und Studentenhumor, daß man mit ihm lachen muß. So viel gute Laune wirkt wie eine Erholung nach den frostigen Forderungen von Victor Hugo, der Einnahme auf Einnahme legt; nach den verzweifelten Bittschriften Nodiers, der beständig Vorschuß begehrt, um ihn am selben Abend zu verlieren, und den wiederholten Nothrufen Soulié's: J'en ai besoin!" Am besten — um nicht zu sagen, einzig und allein — gefällt uns in diesem Chorus Sainte Beuve, der nicht nur ein feiner Kopf, sondern auch ein warmherziger Kamerad war. Seine Wünsche waren nicht egoistischer Art. Mit einem anderen Künstler, David d'Angers, führte er bei Renduel die Sache eines brustkranken armen Teufels, dessen Gedichte er nach Aloisius Bertrands Heimgang mit einer ergreifenden Einleitung herausgab. Und siehe da: diese „rembranesken" Phantasien wurden 30 und 50 Jahre später ein zweites- und drittesmal neu aufgelegt: wir Wilde — Kritiker — sind also doch nicht immer die schlimmeren Menschen.

Mittheilungen und Nachrichten.

o **Berlin**, 23. Jan. Die Gedächtnißfeier für Emil du Bois-Reymond fand gestern in einer gemeinsamen Sitzung der von ihm vor 52 Jahren begründeten Physikalischen und der 30 Jahre später gleichfalls von dem Verstorbenen ins Leben gerufenen Physiologischen Gesellschaft statt. Prof. Dr. v. Bezold eröffnete mit einem Hinweis auf die Beziehungen du Bois' zu beiden von den Gesellschaften vertretenen Disciplinen die Sitzung und ertheilte dem Prof. Dr. J. Rosenthal (Erlangen) das Wort für dessen Gedächtnißrede. Die Bedeutung eines Mannes, wie du Bois-Reymond, in knapem Vortrag darzustellen, so etwa führte der Redner aus, ist an sich schwer, doch wird sie es in doppelter Weise dadurch, daß der Verstorbene auf den verschiedensten Gebieten Großes geleistet. Dreifache Schwierigkeit erhebt sich, wenn in der Erinnerung die unerreichte Meisterschaft des Dahingegangenen lebendig wird, mit der er seine Lebensbilder zu entwerfen verstanden, bei der man nicht weiß, ob man höhere Bewunderung seiner umfassenden Gelehrsamkeit zollen soll, oder der Zähigkeit, einzudringen in die verschiedensten Gebiete menschlichen Wissens, dem Schatz der Gedanken oder dem Gebrauch der Sprache, die er handhabte gleichwie der geschickte Experimentator seine Apparate, durch die er vor den Augen seiner Zuhörer die verwickeltsten Lebensvorgänge zu reproduciren weiß, oder endlich jene liebevolle Versenkung in das Geistesleben seiner Helden: Emil du Bois-Reymond war nicht nur ein großer Physiker und Physiolog, er war auch ein großer Historiker. Sein historischer Kopf wird weniger aus seinen historischen Excursen erkannt, die er den speciellen Theilen naturwissenschaftlicher Disciplinen gewidmet hat, vielmehr aus den glänzenden culturhistorischen Darstellungen, die er in seinen akademischen Reden von Zeiten und Menschen, von deren Ideen und Bestrebungen zu entwerfen liebte. Schön und treffend hat er den selbständigen Werth solcher Culturgeschichte dargelegt, die es versteht, die Vergangenheit zu beleben; mochte er uns einführen in die Gedankenwelt der alten Philosophen und Naturforscher, in das Geistesleben der Heroen des „Aufklärungsjahrhunderts" oder in den Kreis der Tafelrunde des großen Friedrich, die er gleich seinem Freunde, dessen Griffel auch Palette uns diese erlauchten Häupter voor Auge gezaubert, im Geiste erstehen ließ. Wie lauschen ihrem Gespräch, erfahren den Gedankenflug ihres Genius und sehen gleichsam das feine und oft sarkastische Lächeln ihre Mundwinkel umspielen, selbst in ihren Schwächen erblicken wir sie in des Meisters Zeichnung; immer mit der Milde des Menschenfreundes behandelt. Die Geschichte kann nur recht von reifen Männern gewürdigt werden, das gilt mehr noch als von der Geschichte der Feldherren und Staatsmänner von der Geschichte der Wissenschaften, und für den, dessen Einführung in eine Wissenschaft erfolgen soll, ist die Aufzählung von trockenen Thatsachen aus der Vergangenheit dieser Disciplin taubes Gestein; anders und in höherem Sinn historische Anschauung weckend wirkt, wenn es der Lehrer in du Bois' Geist versteht, aus den Bausteinen dem Schüler bei dessen Einführung in die Wissenschaft das ragende Gebäude derselben gleichsam entstehen zu lassen, und der historische Aufbau ist bei den inductiven Wissenschaften zugleich meist der logische Fortschritt. Ueberhaupt besteht in dem Ziel und den Methoden der Geschichtswissenschaft und der inductiven Wissenschaften kein eigentlicher Gegensatz, am wenigsten in den Methoden der Einzelforschung. In beiden Arten von Disciplinen hat man die Thatsachen festzustellen, die Zeugnisse für ihre Richtigkeit zu prüfen, um zur Wahrheit und, wo dies nicht möglich, zur größten Wahrscheinlichkeit zu gelangen. Die Anwendung von Beobachtung und Versuch einerseits gegenüber der kritischen Prüfung des aus Archiven oder aus Aeußerungen von Zeitgenossen stammenden Materials andererseits ist für die wissenschaftliche Verwerthung der gefundenen Thatsachen ein Unterschied von nur untergeordneter Bedeutung. Die wissenschaftliche Stufe, auf der die Geologie am Ende der dreißiger Jahre stand, als du Bois sich von der Theologie aus ihr zuwandte, war noch nicht in dem Maße wie später die einer historischen Wissenschaft geworden, so daß sie diesen mit weitem historischen Blick ausgestatteten Forscher nicht auf die Dauer fesseln konnte. Man suchte, analog der Art wie es der Dichter und Naturphilosoph Steffens versucht hatte, die Lücken der Erkenntniß durch Stufen naturphilosophischer Hypothesen zu ersetzen, die zum Theil heute noch die Phylogenie beherrschen und nach Buckle's Zeugniß selbst in der Geschichtswissenschaft einst ihr Wesen getrieben hatten. Der Uebergang du Bois-Reymonds zur Medicin und zur Physiologie, seit ihm 1841 von Johannes Müller Matteucci's „Essai sur les phénomènes électriques des animaux" in die Hand gegeben worden, hat dieser Wissenschaft dauernden Gewinn gebracht. Seit Harvey (1619) bestand die experimentelle Physiologie; Johannes Müllers, Schwanns, der Gebrüder Weber, Magendie's und anderer Arbeiten hatten diese Wissenschaft mächtig gefördert; durch die morphologischen Untersuchungen war man zu besserem Verständniß der Lebenserscheinungen, zur Erkenntniß des feineren Baues der Gewebe vorgedrungen. Man hatte die neuen Errungenschaften der Physik und Chemie zur Erklärung der Vorgänge der Athmung, Verdauung, der Blutcirculation verwendet. Freilich sind der Physiolog bei seinen Untersuchungen nicht selten Lücken in der Kenntniß der Physik und Chemie vor, die er selber ausfüllen mußte, wie es von du Bois hinsichtlich der Hydrodynamik und hinsichtlich der Lehre von der Diffusion, die ihn von jeher fesselte, geschehen ist. Ein Mann wie Liebig, den du Bois-Reymond einmal als die „Geißel Gottes" für die Physiologen bezeichnet, schrieb den chemischen Vorgängen im lebenden Organismus nur „secundäre Bedeutung" unter Aufsicht der „Lebenskraft" zu. Johannes Müllers Schüler, die Mediciner Ernst Brücke, Hermann Helmholtz, Emil du Bois-Reymond wurden mit dem aus dieser Schule hervorgegangenen Karl Ludwig als physikalische Physiologen die Führer der deutschen Physiologie für ein Menschenalter, die drei ersten, aus dem Magnus'schen Colloquium hervorgegangen, wurden zugleich die Begründer der Berliner Physikalischen Gesellschaft. Namentlich sind es die elektrischen Arbeiten du Bois-Reymonds, die in aller Ausführlichkeit mit Beschreibung der dabei angewandten Apparate, den historischen Excursen, den mühselig zustande gebrachten Beobachtungen in seinem großen, unvollendet gebliebenen Werk über thierische Elektricität niedergelegt sind, die die Physiologie bereichert, gefördert, zugleich der Physik dauernden Gewinn gebracht haben. Es gelang du Bois-Reymond, sich ein Inductorium zu construiren, das in der Folgezeit zu jenen mächtigen Apparaten ausgestaltet wurde, die heute für die Erzeugung der Röntgenstrahlen benutzt werden; der du Bois'sche Schlüssel ist ein werthvolles Instrument

Digitized by Google

für den Physiologen geworden; durch eine praktische Umformung des Neff'schen oder Wagner'schen Hammers beim Inductorium förderte er dessen Brauchbarkeit. Er verbesserte die Pohl'sche Wippe, verstand dem Nobili'schen Multiplicatoe eine ungeahnte Feinheit der Empfindlichkeit zu verleihen, indem er die Theorie der astatischen Nadelpaare entwickelte. Indem du Bois anstatt des Multiplicators die Wiedemann'sche Bussole mit Spiegelablesung benutze, stellte er die Bedingungen der aperiodischen Bewegungen schwingender Magnete fest; unter dem Einfluß der Astasirung maß und berechnete er den zeitlichen Verlauf inducirender und inducirter Ströme im Inductorium und im Telephon und verbesserte die Poggendorff'sche Methode der Messung elektromotorischer Kräfte so, daß ihre Resultate bedeutend an Genauigkeit und Sicherheit gewannen. Dazu kommen seine Untersuchungen von „Flüssigkeitsketten", wie der inneren Polarisation porüser, mit Flüssigkeiten getränkter Leiter, ferner seine Untersuchungen über die Polarisation der Elektroden, wie über unpolarisirbare Verbindungen von Metallen und Salzlösungen, über elektrische Endosmose und die kataphorischen Wirkungen des Stroms, über die Ströme beim Schütteln und Drücken der Elektroden und so fort. Der reinen Physik kamen du Bois' Untersuchungen über die Nobili'schen Ringe und die Thermoströme in Krystallen zugute. Die Diffusionstheorie hat er kritisch bis zum Anfang der sechziger Jahre in den „Fortschritten der Physik" zusammen mit der Elektrophysiologie behandelt, und diese Theorie gewinnt heute erneute Bedeutung für die Physiologie. Wenngleich die Mathematik durch du Bois-Reymond keine selbständige Förderung erfuhr, so hat er, der sie beherrschte, die experimentelle Forschung durch den mathematischen Calcul zu vervollständigen gesucht und dadurch, daß er die Beziehungen zwischen Größenreihen unter dem Bilde der der analytischen Geometrie entnommenen Function darstellte, in die Physiologie der graphischen Methode Eingang verschafft, deren Grenzen er kannte und vor deren Mißbrauch er gewarnt hat. Dadurch ist die Anschaulichkeit physiologischer Darstellung bedeutend gefördert worden. Sein wissenschaftliches Hauptverdienst besteht in den 1841 begonnenen, 1843 in „Poggendorffs Annalen" in der Form von Leitsätzen in ihren Ergebnissen publicirten Untersuchungen der elektromotorischen Erscheinungen thierischer Gewebe. Die Ergebnisse lassen sich etwa dergestalt zusammenfassen: Muskeln und Nerven vermögen allein von allen Geweben elektromotorisch zu wirken, und zwar nur im Zustande des lebenden Organismus. Sind sie abgestorben, so hört diese Wirkung auf. Bei den Muskeln zeigt sich diese Wirkung in der Contraction, bei den Nerven in nicht äußerlich sichtbarer, aber auf andere Organe zu übertragender Erregung. Bei ihrer Wirkung erleiden die elektromotorischen Kräfte eine Veränderung im Muskel und Nerven, die von du Bois als „negative Schwankung" bezeichnet wird, und in den Nerven fand du Bois unter Einfluß eines durch einen Nerventheil geleiteten constanten Stroms nach eine Veränderung der elektromotorischen Kraft, deren Schwankungen bei der Anode regelmäßige Zunahme, bei der Kathode regelmäßige Abnahme aufweisen. Die thierischen Theile sind elektrisch als feuchte, von Elektrolyten durchtränkte Leiter anzusehen. Bei der Untersuchung war es von besonderer Schwierigkeit, zu verhindern, daß an den metallischen Enden des Multiplicators keine elektromotorischen Erscheinungen außerhalb der thierischen Theile auftraten; ferner mußte man die Polarisation, die die mühsam hergestellte Gleichmäßigkeit des Multiplicators aufhob, bekämpfen. Zur Reizung der Nerven- und Muskeltheile fand du Bois das sogenannte Schlitteninductorium. Er stellte durch Zerschneiden der ungleich gebauten Muskeln eine Verschiedung in der Spannungsvertheilung der elektromotorischen Kraft fest und faßte die Muskel- und Nervensubstanz als gleichmäßig angeordnete peripolar negative Molekeln auf, die in ihrer Lebensthätigkeit wie im Elektrotonus eine Aenderung ihrer Spannung erleiden. Die neueren Funde über den Bau der Muskelfaser haben die Richtigkeit der du Bois'schen Fuade erwiesen. Der Vortragende ging auf die Bekämpfung der du Bois'schen Aufstellungen über die elektromotorischen Wirkungen in der Muskel- und Nervenfaser seit 1867 durch L. Hermann in kritischer Darstellung ein. Es handelt sich dabei, da Hermann die Präexistenz des Muskelstroms im Innern des Muskels vor dessen Zerschneiden bestreitet, um eine Hypothese, die der du Bois'schen entgegensteht und sich aus der mehr ganz chemischen Denken veranlagten Natur Hermanns gegenüber dem Physiker du Bois in ihrem letzten Grunde herleiten läßt, doch neigt sich der Vortragende mehr der Hypothese du Bois' zu. Zu diesen von ihm gefundenen Resultaten hat du Bois-Reymond bis 1890 nur noch Ergänzungen gegeben. Ihn interessirten namentlich seit 1857 die elektrischen Fische, von denen er damals den Malopterurus electricus, später lebende Torpedos und Gymnoten untersucht hat, deren elektrisches Organ er als durch Nerven angeregten, umgewandelten Muskel erklärt und dessen elektrische Wirkung als Schlag, nicht als Contraction sich aus der Structur des Fisches ergibt. Haasen hatte 1744 allen Naturkräften ein Fluidum zugrunde liegend gedacht, das er Elektricität nannte. Galvani und Volta hatten deren Eigenschaften zu erforschen gesucht, und als du Bois-Reymond 100 Jahre nach Haasen aus der Veränderung, die sich bei der Untersuchung des thierischen Theils hinsichtlich der elektromotorischen Wirkung in diesem Theile zeigte, darin die innere Bewegung in der Muskelsubstanz aufgedeckt zu haben glaubte, schien man dem Räthsel des Lebens sehr nahe zu sein. Später hat dann du Bois die elektromotorischen Erscheinungen als „äußere Anzeichen" der inneren Erregung dargestellt, doch wollte er in ihnen nicht etwas rein accidentielles sehen, wie jüngere Physiologen es aussprachen. Er faßte die Contraction des Muskels, den Schlag des elektrischen Fisches und die Secretion aus der Drüse als „Auslösung potentieller Energie". Als er Johannes Müllers Lehrstuhl bestiegen hatte, begann er Schüler aus allen Nationen um sich zu schaaren, sie auszubilden und durch Verfeinerung der Instrumente und Methoden den physiologischen Unterricht nach allen Richtungen zu fördern. Zuerst auf die bescheidensten Mittel beschränkt, verstand er es, wie er nach Franklin oft zu sagen pflegte, „mit der Säge zu bohren und mit dem Bohrer zu sägen", eine Geschicklichkeit, ohne deren Besitz er sich keinen Physiker vorzustellen vermochte; aus Kork, Siegellack und Glas construirte du Bois-Reymond die sinnreichsten Beobachtungsinstrumente für seine subtilen Untersuchungen. In dem „Physiologischen Institut", das er ins Leben rief, sah er nach dieser Richtung hin sein Ideal. Die letzten zwanzig Jahre seines Lebens hat er als beständiger Secretär der Akademie für die Ausbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse und Erkenntniß rüstig zu wirken gesucht, damit viel Lob und Ruhm, aber auch viel Widerspruch und Anfeindung sich zugezogen. Als Verfechter der Darwin'schen Lehre huldigte du Bois einem geläuterten Materialismus und hat selbst die Grenzen der Erkenntniß bezeichnet, indem er es als unerlaßbar hinstellte, wie sich die Bewegung der Atome in Empfindung und Anschauung umsetze. Nach gewissenhafter Prüfung pflegte er seine Anschauungen mit Freimuth zu bekennen. Und wie er ehemals das „Gespenst der Lebenskraft" durch seine Kritik vernichtet hatte, indem er es niederschlug wie Karl der Große die Irminsul zerschmetterte, so hat er auch den sogenannten Neovitalismus Rindfleischs zuletzt noch scharf bekämpft und es steht zu hoffen, daß diese Anschauung bald verschwinden wird. Die Entdeckungen über die Unveränderlichkeit des Energievorraths durch Helmholtz, die Begründung der wissenschaftlichen Pathologie durch Virchow begünstigten du Bois' Forschungen in der glücklichsten Weise. Und welch glänzender Schriftsteller ist mit ihm dahingegangen! Gebildet an den großen Mustern unsrer classischen Literatur, aber auch an den glänzenden französischen Mustern des Stils — war doch die Sprache seines Elternhauses französisch — besitzt er in dem durch glänzende Bilder und geistreiche Antithesen erhöhten Prunk seiner Sprache die Vorliebe für das, was die Franzosen des grands mots nennen, und doch, welch glühender deutscher Patriot war dieser Kelte, in dessen Adern kein Tropfen germanischen Blutes rann, ein Beispiel dafür, wie wenig Racheigenschaften gegenüber der Erziehung und Bildung beim modernen Culturmenschen für dessen Geistesrichtung bedeuten! Sein Patriotismus war fern von Selbstbespiegelung, und deßhalb trat er als Wuener auf, wo es ihm nothwendig erschien. Als knarriger Eichbaum hielt er sich, nachdem der Heroen der modernen Naturforschung so mancher schon gesunken war, der feinsinnige Brücke, der geniale Helmholtz, der erfindungsreiche Siemens, und Wehmuth beschleicht uns heute, indem wir nun, da auch er dahingegangen, ihrer gedenken. Ach! wir werden niemals ihresgleichen sehen.

* **Berlin.** Stimmfähige (dem Deutschen Reich angehörige) Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaft und Kunst waren diesmal drei zu wählen, zum Ersatz für Ernst Curtius, August Kekulé und Heinrich v. Treitschke, denn ein vierter Ritter, Emil du Bois-Reymond, ist erst gestorben, als die Neuwahl bereits ausgeschrieben war. Der Reichsanzeiger nennt jedoch bloß zwei neue Ritter: die Professoren Hermann Usener in Bonn (für Curtius) und Johann Friedrich Hittorf in Münster (für Kekulé). Beide Wahlen werden mit Genugthuung begrüßt werden.

Usener steht in der vordersten Reihe unserer Alterthumsforscher und beherrscht vor allem die griechische Welt im weitesten Umfange, selbst die kirchliche Literatur der Byzantiner eingeschlossen, durch seine Arbeit, so der er eine zur Eleganz ausgebildete Strenge der Methode mit staunenswerth vielseitigem sachlichen Interesse und schwungvoller Auffassung und Darstellung verbindet. Nach der formalen Seite hin hat er insbesondere die Metrik durch originelle Anschauungen bereichert, nach der reinen die Geschichte der griechischen Philosophie, vor allem die Erkenntniß Epikurs, gefördert. Ueberall geht er auf dem Wege der Vergleichung den weitesten Beziehungen der erscheinenden Ideen nach, aus dem Kleinsten nicht selten das Größte entwickelnd. Seine „religionsgeschichtlichen Untersuchungen", die, von der Frage nach dem Ursprung der Weihnachtsfeier ausgehend, die gesammte classisch-heidnische Unterlage des altkirchlichen Vorstellungskreises — das bedeutet freilich nicht die wahrhaft treibenden Elemente des Urchristenthums — bloßzulegen unternahmen, haben auch in weiteren Kreisen aufmerksame und dankbare Leser gefunden. Recht im Gegensatz zu so umfassenden geistigen Bestrebungen hat der Physiker Hittorf, wie die Berliner Akademie bei seinem 50jährigen Doctorjubiläum im vergangenen October aussprach, ein classisches Beispiel für die Erfolge gegeben, die durch Concentration der Forschung erreichbar sind. Seine Verdienste schildert die ihm damals von der genannten Körperschaft überreichte Adresse im einzelnen folgendermaßen: „In Ihrer scharfsinnigen Untersuchung des Selens und des Phosphors wiesen Sie den Zusammenhang der Allotropie mit der von dem Körper aufgenommenen Wärmemenge nach. Sie stellten die physikalischen Eigenschaften der Substanz in den verschiedenen Zuständen, insbesondere bezüglich der Dampfspannung fest und fanden merkwürdige Beziehungen der Allotropie zu dem elektrischen Leitvermögen. Die Hauptarbeit Ihrer früheren Forschung aber war auf die Elektrolyse der Lösungen gerichtet. Es ist schwer zu sagen, ob die Bewunderung, so welcher diese Arbeiten zwingen, mehr der Exactheit und Ausdauer bei der Bestimmung der Ionenwanderung entspringt, einer der mühsamsten jemals angestellten experimentellen Forschungen, deren Resultate durch spätere Arbeiten nur bestätigt und kaum erweitert worden sind, oder aber der Folgerichtigkeit und Stetigkeit Ihrer Anschauungen über die elektrolytischen Vorgänge. Durch Sie allein sind wir an die richtigen Vorstellungen gewöhnt worden, welchen Sie gegen den Widerspruch selbst hervorragender Physiker Geltung verschaffen mußten, und von denen Sie später die Freude erlebt haben, daß sie das Fundament für einen großen Theil der neueren physikalischen Chemie geworden sind. Von ähnlicher grundlegender Bedeutung war die andere große Arbeit Ihres Lebens, die Erforschung der Vorgänge bei der elektrischen Entladung in Gasen. Schon in der ersten Entwicklungszeit der Spectralanalyse hatten Sie sich mit Plücker an der verdienstvollen Classification der Spectra betheiligt. Ihre späteren großen Arbeiten umfaßten die Gasentladung in der Hauptsache nach allen Seiten ihrer Gesetze. Sie waren der erste, welcher eines der merkwürdigsten Vorgänge in der Natur, dessen Fruchtbarkeit für die Wissenschaft und in der letzten Zeit auch für das Leben noch nicht bis zum Ende abgesehen werden kann, die Kathoden-Entladung im luftverdünnten Raume, in seiner vollen Entwicklung zur Anschauung brachte. Sie zuerst stellten das Vacuum in der hiezu nothwendigen und später nicht übertroffenen Vollkommenheit her und beobachteten und beschrieben die Ausbreitung und die vielseitigen Wirkungen der Kathodenstrahlen in musterhafter Weise. Zugleich gelang es Ihnen, diese Vorgänge der elektrischen Messung zugänglich zu machen und nach der Seite der Stromvertheilung wie des Leitungswiderstands zu verfolgen. Dabei ergab sich, daß die Elektricitätsleitung der Gase ganz anderen Gesetzen folgt, als diejenige in Metallen oder Elektrolyten. Große Disagio leisteten bei dieser Forschung Ihre, für die damalige Zeit im größten Stil ausgeführten Stromerzeuger, mittelst deren Sie die intermittirende Entladung durch eine solche ersetzten, deren continuirliche Beschaffenheit, entgegen der verbreiteten Meinung, durch sinnreiche Hülfsmittel von Ihnen nachgewiesen wurde. Auch an den neueren Aufschlüssen über die Natur des Leuchtens im allgemeinen haben Sie bei diesen Gelegenheiten einen ersprießlichen Antheil genommen."

Daß für Treitschke kein Historiker als Ersatzmann ausgefunden worden, kann nicht wundernehmen. Do man sich jedoch niemals eng an die Fächer bindet — wie z. B. vorm Jahr für den Dichter Gustav Freytag der Professor Herman Grimm eingereiht worden ist —, so muß es befremden, daß die satzungsmäßige Neuwahl zu gar keinem Ergebniß gelangt zu sein scheint oder auch vielleicht die nöthige Bestätigung nicht gefunden hat. Die Wahl des Lord Willim Stubbs, Bischofs von Oxford, eines der ersten lebenden Geschichtsforscher, Autors der berühmten Verfassungsgeschichte Englands im Mittelalter, sowie des großen spanischen Historienmalers Francesco Pradilla, Directors der Prado-Galerie zu Madrid, zu ausländischen Rittern des Ordens wird überall freudige Zustimmung erwecken.

* **London.** Der Erfinder der jetzt in englisch redenden Ländern allgemein gebräuchlichen phonetischen Kurzschrift, Sir Isaac Pitman, ist am 21. Januar 84 Jahre alt gestorben. Das erste Buch über sein System veröffentlichte er schon 1837. Sein seit Jahrzehnten herausgegebenes „Phonetic Journal" ist außerordentlich verbreitet. 1887 wurde in London das 50jährige Jubiläum der Pitman'schen Phonographie gefeiert. 1894 erhob die Königin den Greis in den Ritterstand.

* **Kopenhagen.** Der Großbrauer und Kunstmäcen Carl Jacobsen, Besitzer der Glyptothek Ny-Carlsberg (vgl. Beilage 1896, Nr. 286), ist von der Regierung zum Director der königlichen Sammlung von Gipsabgüssen ernannt worden. Die Sammlung existirt allerdings noch nicht, er soll sie erst schaffen; da der treffliche dänische Archäolog Julius Lange, der mit dieser Aufgabe betraut war, gestorben ist, bevor er das Werk in Angriff nehmen konnte.

* **Athen.** Dr. Georgios Sotiriadis, einer der tüchtigsten jungen Griechen, seinerzeit in München mit Auszeichnung zum Dr. phil. promovirt, unter Delijannis aus politischen Motiven von seinem Posten als Gymnasiallehrer abgesetzt, dann eine Zeit lang in der Redaction der „Hestia", ist jetzt von der Regierung zum Ephoros der Alterthümer ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

G. v. Petel-Nordonne: Der Cavalleriedienst. Handbuch für Offiziere. 4. Aufl. Mit 2 Steindrucktafeln ꝛc. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1897. — Thila a. Trotha: Der Kampf um Plewna. Taktische Studien. 2. Aufl. Mit Plan und 7 Skizzen. Ebd. 1896. — Alfred Holder: Alt-celtischer Sprachschatz. 9. Lfg. J—Liv-ius. Leipzig, B. G. Teubner 1896. — Grundriß der Indo-arischen Philologie und Alterthumskunde. Unter Mitwirkung von H. Baines u. a. hggb. von Georg Bühler. 3. Bd. 2. Heft. Ritual-Literatur, Vedische Opfer und Zauber von Alfred Hillebrandt. Straßburg, Karl J. Trübner 1897. — Centralblatt für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte. Hggb. von Dr. G. Buschan. 1. Bd. Breslau, J. U. Kern 1896. — Dr. Wilhelm Bersch: Handbuch der Maßanalyse. Umfassend das gesammte Gebiet der Titrirmethoden. Zum Gebrauch für Fabriks- und Hüttenchemiker ꝛc. Mit 69 Abbildungen. Wien ꝛc., A. Hartleben. — Altfränkische Bilder mit erläuterndem Text von Dr. Theodor Henner. Hggb. u. gedr. in der kgl. Univ.-Druckerei von H. Stürtz in Würzburg. — Emil Heuser: Die dritte und vierte Belagerung Landau's im spanischen Erbfolgekrieg 1704 und 1713. Landau i. d. Pfalz, Ed. Kaußler 1896. — Hermann Hüffer: Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke. Vorzugsweise nach dem literarischen Nachlaß und ungedruckten Briefen. 2. Ausg. Mit 4 bildlichen Beilagen und 2 Schriftproben. Gotha, Fr. Andr. Perthes 1890. — Mémoires de la Comtesse Potocka (1794—1820). Publ. par Casimir Stryienski. Avec portrait et fac-simile. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie 1897. — Édouard Foà: Du Cap au Lac Nyassa. (A travers l'Afrique Centrale.) Avec 16 gravures, carte et vocabulaire. Ebd. 1897. — Goethe's Gespräche. Hggb. von Waldemar Frhr. v. Biedermann. (Anhang zu Goethe's Werken.) 10. Bd. Nachträge, 1755—1832. Leipzig, F. W. v. Biedermann 1896. — Rino del Prado: Il Trionfo dell'Onore. Romanno, Trieste, Giovanni Balestra 1897. — Immermanns ausgewählte Werke in 6 Bänden. Mit Einleitung von Franz Muncker. 2. Bd. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. — Hölderlins gesammelte Dichtungen. Neu durchgesehene Ausgabe in 2 Bänden. Mit biographischer Einleitung von Berthold Litzmann. 1. Bd.: Gedichte. Ebd. — Morie Znuitschek: Ninive. Roman. Leipzig, Max Spohr 1896. — Johannes Schlaf: Frühling. Ebd. — Willy Pastor: Der Antere. Aufzeichnungen eines Dichters. Ebd. — W. M. Hunt: Kurze Gespräche über Kunst. Autoris. Uebersetzung von A. D. J. Schubart. Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1897.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 27. Januar. Nummer 21.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Plato's philosophische Entwicklung. Von Dr. Heinrich Gomperz. — Adolf Pichlers „Spätfrüchte“. Von A. Brandl. — Mittheilungen und Nachrichten.

Plato's philosophische Entwicklung.

Die Frage nach dem Werdegang des platonischen Denkens, die ja vielfach zusammenfällt mit der Frage nach der Reihenfolge der platonischen Schriften, ist kein müßiges Spiel antiquarischer Gelehrsamkeit, und es kann ihr nicht mit dem Einwande begegnet werden, daß es wohl mehr darauf ankomme, was ein Denker denke, als darauf, wann er es denke. Denn dieser Einwand mag wohl gegenüber solchen Philosophen am Platze sein, deren Thätigkeit sich auf die Hervorbringung eines in sich abgeschlossenen Systems beschränkt, nimmermehr aber gegenüber einem Geiste von der Beweglichkeit, Eindrucksfähigkeit und Fruchtbarkeit Plato's. Bei einem solchen gewährt vielmehr erst der Einblick in die zeitliche Entwicklung seiner Gedankenarbeit ein wahres Verständniß, sowohl seiner einzelnen Lehren, als auch seiner ganzen persönlichen Eigenart.

Deßhalb ist auch dieses Problem seit Schleiermacher vielfach und immer wieder verhandelt worden. Seiner Lösung standen aber mannichfache und eigenthümliche Hindernisse im Wege. Wir besitzen über die Abfassungszeit der einzelnen platonischen Schriften fast keine glaubwürdigen Berichte aus dem Alterthum, und auch der Beziehungen auf datirbare, geschichtliche Ereignisse sind in ihnen äußerst wenige. Man war deßhalb auf innere Gründe angewiesen. Hier aber bot sich dem individuellen Ermessen, ja der individuellen Willkür der weiteste Spielraum.

Was der eine Forscher für jugendliche Unreife hielt, deutete der andere als Schwäche des Alters; was der eine für naive Unklarheit nahm, erschien dem andern als ein Ergebniß absichtsvoller Zurückhaltung. Erst in letzter Zeit ist es gelungen, einen wenigstens halbwegs brauchbaren objectiven Maßstab zu finden, nach dem die Zeitfolge der platonischen Gespräche beurtheilt werden kann. Diesen Maßstab liefern die Ergebnisse der sprachstatistischen Methode. Auf den ersten Blick will es freilich ein groteskes Unternehmen scheinen, dem Entwicklungsgang des Genies durch emsige Zählarbeit auf die Spur kommen zu wollen; und wenn ein Gelehrter genau und fleißig nachzählt, wie oft in jedem Dialoge sich die Phrasen „Wie denn nicht?“, „So scheint es“, „Nicht anders“, „So ist es“ finden, so fordert ein solches Beginnen förmlich den parodistischen Widerspruch heraus. Allein wenn nun alle solche Einzeluntersuchungen in ihren Ergebnissen im ganzen und großen zusammentreffen, wenn sie alle eine durchgängige Aenderung des platonischen Sprachgebrauches erweisen, wenn sie alle es gestatten, die Schriften Plato's, nach ihrem Antheil an dieser Aenderung, in eine einzige große Reihe zu ordnen, und wenn überdies diese selbe zeitliche Anordnung auch durch die gewichtigsten inneren Gründe unterstützt wird, dann kann man immerhin von einer überwiegenden Wahrscheinlichkeit sprechen, die sich für diese zeitliche Anordnung ergibt. Sind wir nun auch heute noch nicht ganz so weit und bleiben noch viele Einzelfragen unsicher und zweifelhaft, so erscheint es doch schon jetzt möglich, die Entwicklung der platonischen Philosophie in ihren größten Zügen übersichtlich darzustellen und insbesondere die psychologischen Wandlungen, welche jene Entwicklung der platonischen Lehre bedingten, auch einem weiteren Leserkreise vorzuführen.

Dabei sei bemerkt, daß ich von fremden, namentlich eleatischen und pythagoreischen Einflüssen mit Absicht geschwiegen habe, da deren Wirksamkeit im letzten Grunde ja doch von Plato's jeweiliger Geistes- und Gemüthsverfassung abhängen mußte. Die Darstellung dieser letzteren ist in diesem Rahmen die Hauptsache und sie zu versuchen, sind die folgenden Bemerkungen bestimmt.

Die platonische Philosophie nimmt ihren Ausgang von der sokratischen. Als die theoretische und praktische Grundüberzeugung des Sokrates kann der Satz angesehen werden, daß es jedem Menschen, der gut handelt, auch gut ergeht, daß also die Tugend und die Glückseligkeit eins sind. Diese Ueberzeugung, deren psychologische Wurzeln gewiß in dem ruhigen Freiheitsgefühl einer heiteren und harmonischen Natur zu suchen sind, fand ihren wissenschaftlichen Ausdruck in der Lehre, daß einerseits alle Tugend im Wissen bestehe, andrerseits nur das Wissen oder der rechte Gebrauch der Vernunft zum Glücke hinführen könne. Dieses Wissen bestimmte Sokrates näher als die Erkenntniß des Wesens der Dinge — eine Erkenntniß, welche durch das Abziehen der Begriffe von den einzelnen Vorstellungen und Anschauungen gewonnen werde. Somit ist nach Sokrates die aus der Induction entspringende Definitionskunst, d. h. die Dialektik, der sicherste Weg sowohl zur Tugend als auch zur Glückseligkeit.

In dem Bannkreis dieser durchaus originellen Ansicht und der aus ihrer Anwendung auf das praktische Leben und aus ihrem Contraste zu den herkömmlichen Meinungen sich ergebenden Probleme und Paradoxen sehen wir den jungen Plato in seinen ersten Werken befangen. Als er sich an seine ersten literarischen Arbeiten machte, stand er offenbar noch in jenem jugendlichen Alter, in dem das Denken ein rein verstandesmäßiges Geschäft ist, in dem ein aufgeweckter und scharfsinniger Kopf sich an spitzfindigen Grübeleien um ihrer selbst willen freut und in dem die Lust an witzigen Einfällen und geistvollen Antithesen von den Bedürfnissen eines unausgebildeten Gemüthes und eines unfertigen Charakters noch nicht merklich beeinflußt wird.

Als Muster eines solchen Werkes kann uns der kleinere „Hippias“ gelten, in welchem Plato die These verficht, daß es besser sei, wissentlich als unwissentlich Unrecht zu thun: denn so wie jener der bessere Rechner sei, der mit Absicht Rechenfehler mache — könne er sie doch auch mit Absicht vermeiden —, als jener, der sich unabsichtlich verrechne, so müsse offenbar auch der, der absichtlich Unrecht thue,

gerechter sein, als jener, der sich unabsichtlich versehle. In ähnlicher Weise werden dann in anderen Dialogen Versuche gemacht, das Wesen der Tapferkeit, der Besonnenheit, der Freundschaft, der Schönheit, der Frömmigkeit zu erörtern („Laches", „Charmides", „Lysis", der größere „Hippias", „Eutyphro"). Was sich aber in diesen Gesprächen alsbald neben einer erstaunlichen Gelenkigkeit und Geschmeidigkeit des Geistes zeigt, ist eine meisterhafte Gabe der Charakteristik, innig verbunden mit einer starken satirischen Ader. In noch höherem Grade tritt uns diese im „Protagoras" entgegen, der von Sokrates und seinen philosophirenden Zeitgenossen, den sog. Sophisten, eine unvergleichlich launige und plastische Schilderung entwirft. Den Abschluß dieser ersten Periode platonischen Schaffens erblicken wir aber im „Gorgias": noch immer ist es die ziemlich unveränderte Lehre des Sokrates, um die sich das Gespräch dreht, allein die Tonart ist eine andere geworden. Neben dem alten Spiel von Gründen und Gegengründen vernehmen wir mächtige Ausbrüche eines tief bewegten Innern; es tritt ein Zug ins Große hervor: die Probleme werden tiefer erfaßt; an die Stelle eines begrifflichen Schachspiels tritt ein dramatisches Aufeinanderprallen gegensätzlicher Gefühlsweisen und Charaktere. So leitet uns der Gorgias hinüber zu der zweiten großen Epoche in Plato's philosophischer Entwicklung.

Diese ist vor allem dadurch zu charakterisiren, daß in ihr Plato's Gesammtpersönlichkeit zur vollen Geltung gelangt, und daß unter ihrem Einflusse aus der sokratischen Philosophie die platonische wird. Nicht etwa, daß sich Plato dieses Gegensatzes bewußt ward: er glaubte weiter, treu und redlich die Grundansichten seines Meisters zu verdolmetschen, aus ihnen die logischen Consequenzen zu ziehen. Sokrates bleibt die Hauptfigur der Gespräche und auch seine dialektische Methode wird beibehalten, wenn auch an die Stelle des eigentlichen Dialogs (Frage und Antwort) mehr und mehr längere Reden treten. Um so deutlicher ist der Gegensatz in Betreff des Inhalts, der uns, wie gesagt, in allererster Linie durch Plato's individuelle Eigenart bedingt zu sein scheint.

Will man den Grundzug dieser Individualität in allergroßter Kürze ausdrücken, so mag es durch ein einziges Wort geschehen; dieses Wort ist: Schwung! Schwungvoll ist Plato's ganzes Wesen, oder — um es mit seinen eigenen Worten zu sagen — er hat „eine befiederte Seele" („Phaedrus"): eine Seele, der es Bedürfniß ist, in heller Begeisterung sich bald zum Himmel zu erheben, bald wieder in alle Tiefen hinabzustürzen. Das Auf- und Abwogen der widerstreitenden Gefühle in seiner Brust drängt ihn unwiderstehlich, sich einen Himmel und eine Hölle zu schaffen, in mächtigen Entzückungen das Heil zu suchen und die Verdammniß zu fliehen. In strengem Gegensatze zu der einheitlichen, harmonischen, kühlen, nüchternen, ja etwas hausbackenen Natur des Sokrates ist Plato in sich zerrissen und gespalten, voll Leidenschaft und Feuer, bald „zum Himmel auffauchzend", bald „zum Tode betrübt". Nichts ist für diesen Contrast charakteristischer, als die Stellung beider zum Affect, zum Enthusiasmus, zum Wahnsinn, zur Raserei. Sokrates sieht im Rasenden vor allem den sinnlosen, den der Vernunft beraubten, den dem Idioten gleichen, oder, um es drastisch zu sagen, den unbegreiflich und unendlich dummen Menschen. Für Plato bedeutet er in erster Linie das gesteigerte Bewußtsein, das Uebermenschliche, das Gottersüllte, die Weisheit selbst. Deßhalb ist es kein Zufall, daß an der Pforte der specifisch platonischen Philosophie das Gespräch über die Liebe steht: das „Gastmahl".

Für den liebenden, begeisterten, ja besessenen Menschen werden die kahlen Begriffe des Sokrates zu himmlischen, göttlichen, ewigen Ideen, zu deren Anblick die Entzückung hinführt und deren Anschauen das Heil ist, während die dumpfen, trägen, nüchternen Menschen dem Viehe gleich zur Erde schauen und endlich verdientermaßen zur Hölle fahren. Und dieser Gegensatz zeigt sich in jedem einzelnen Menschen. In jedem ist etwas, das Antheil hat an den göttlichen Ideen: ein unsterblicher und unvergänglicher Geist; in jedem aber auch etwas sterbliches und vergängliches: der Leib. Darum strebt der wahre Philosoph nach der Befreiung der Seele aus dem Kerker und den Fesseln des Leibes. Ihre Trennung ist sein Ziel: das ganze Leben des Weisen ist ein fortwährendes Sterben („Phaedon"). Dies ist der Grundzug des platonischen Systems; indem wir seine Ausführung im einzelnen in aller Kürze betrachten, werden wir sehen, wie diese leidenschaftliche Grundstimmung mit den sokratischen Lehren in merkwürdiger Weise verschmilzt und zur Lösung der bisher ungelösten gedanklichen Probleme verwendet wird.

Sokrates hatte das Wesen der Dinge zu bestimmen gesucht. Als dieses Wesen erschien ihm aber inmitten der so verschiedenen Einzeldinge der einheitliche Gattungsbegriff. Plato fragt: wieso kommt es, daß alle die verschiedenen Individuen doch zu einer Gattung gehören? und er antwortet: die ewigen Ideen sind die Urbilder der Dinge, und zu einer Gattung gehören alle jene Dinge, welche an der betreffenden Idee theilhaben. Warum sind sowohl ein Paar Aepfel, als ein Paar Menschen beide ein Paar? Weil sie beide Antheil haben an der Idee des Paares, und nach ihrem Bilde geschaffen sind. Da nun der menschliche Geist durch die Dialektik (Induction und Definition) das Wesen der Idee erfassen kann, so zeigt er damit, daß auch er den Ideen verwandt und gleich ihnen göttlich und ewig ist. Die Ideen als das einzig Bleibende und Unveränderliche, sind aber auch das Wahre, Seiende und Reale. Die vergänglichen Erdendinge haben nur ein scheinbares Sein: sie verhalten sich zu den Ideen, wie die Schatten zu den Dingen; sie sind ein „farbiger Abglanz", nichts weiter. Deßhalb ist auch das Erfassen oder Schauen der Ideen, wie es dem geschulten Dialektiker zukommt, die Erkenntniß des Wahren und somit die wahre Erkenntniß. Jedes wahre Wissen muß auf ein solches Schauen der Ideen zurückgehen. Da wir nun aber in Bezug auf manche Dinge ein wahres Wissen auch bei Leuten finden, welche nicht durch die Schule der Dialektik hindurchgegangen sind — kann doch jeder normale Mensch von der Gultigkeit der mathematischen Wahrheiten sich selbst überzeugen —, so müssen diese die Ideen vor diesem Leben geschaut und seither vergessen haben, so daß ihr Wissen nicht durch Lernen, sondern durch Wiedererinnern zustande kommt („Menon"). In der That ist die Seele unsterblich und macht zahllose Einzelexistenzen in verschiedenen Leibern durch (Seelenwanderung). Allein nicht die ganze Seele kann die Ideen erschauen, oder besser: der Mensch hat nicht eine, sondern drei Seelen. Dies geht deutlich daraus hervor, daß Verstand und Affect, Affect und Begierde mit einander im Streite liegen können. Dasselbe Ding kann aber nie sich selber widersprechen. Somit gibt es drei Seelen, die auf die drei Leibeshöhlen des Menschen vertheilt sind. Der Geist oder die Vernunft wohnt im Kopfe, die Leidenschaft in der Brust, die sinnliche Begierde (nach Nahrung und Fortpflanzung) im Bauche. Von dem rechten Verhältniß dieser drei Seelen hängt die geistige Gesundheit, oder was dasselbe ist, Tugend und Glückseligkeit ab. Diese Verhältnisse aber, heißt es in der „Republik", in der Plato sein ganzes System eingehend vorträgt, können wir erst dann richtig begreifen, wenn wir zuvor die Verhältnisse im Staate betrachten. Denn zwischen Staat und Seele besteht eine vollkommene Analogie. Den drei Seelen

entsprechen hier drei Stände: die Herrschenden (Wächter, Beamte), die Vertheidiger (Helfer, Soldaten) und die Bürger. Die ideale Staatsverfassung beruht auf dem Princip der Arbeitstheilung. Die Wächter sollen regieren, die Helfer wehren, die Bürger nähren. Alle staatlichen Unordnungen entspringen aus einer Durchbrechung dieses Princips: wenn sich die Soldaten oder die Bürger anmaßen, zu regieren, wenn die Soldaten nicht zur Verfügung der Beamten stehen, oder wenn die Bürger der Obrigkeit den Gehorsam verweigern. Dem entsprechen genau die Verhältnisse des menschlichen Mikrokosmus. Die sinnliche Begierde muß von der Vernunft beherrscht werden, die Leidenschaft unter ihrer Controle stehen, die Vernunft selbst aber beiden gebieten. Dies ist der Zustand der tugendhaften Seele, der gleichzeitig schon die Glückseligkeit in sich schließt. Hiemit ist aber gleichzeitig das alte Grundproblem der sokratischen Ethik wissenschaftlich gelöst: es ist klar gemacht, weßhalb der gute Mann ohne jede Rücksicht auf äußere Verhältnisse auch der glückliche ist. Das platonische System erscheint als die Erfüllung der sokratischen Verheißung.

Mit der „Republik" schließt die zweite große Periode der platonischen Philosophie. Und uns, die wir an Durchschnittsmenschen und Durchschnittsdenker gewöhnt sind, erscheint es fast unbegreiflich, daß Plato nicht hiebei stehen blieb und sich's auf seinen Lorbeeren bequem machte. Allein dem war nicht so. Dieses ganze großartige System bedeutete für Plato wenig mehr als eine Phase seiner philosophischen Entwicklung. Der Vorhang geht wieder auf, und wir sehen ein neues, unerwartetes und überraschendes Bild vor uns.

Plato ist gereift und gealtert. Seine Leidenschaft, sein Schwung, seine Begeisterung ist verflogen. Geblieben ist sein unermatteter Scharfsinn und rastloser Forschungseifer. Er fühlt das Bedürfniß, sich mit den Einwänden seiner Gegner und Schüler, mit seinen eigenen Bedenken, mit entgegengesetzten Ansichten seiner Zeitgenossen auseinanderzusetzen. Nach dem Rausche seiner jugendkräftigen Mannesjahre sehen wir ihn an der Schwelle des Alters von einem „kalten Fieber des Zweifels" geschüttelt. Es ist, wenn man will, ein großartiger philosophischer Katzenjammer.

Diese Periode des Zweifels läuft aus in einem Versuch des Wiederaufbaues. Allein dieser Wiederaufbau ist keine zweite Systembildung, sondern ein ruhiges und nüchternes Abwägen von Gründen und ein Bestreben, mit Hülfe peinlich genauer Ausdrucksweisen, unanfechtbarer Schlußfolgerungen und verwickelter Unterscheidungen zu einem halbwegs befriedigenden Ergebniß zu gelangen. Eben deßhalb aber, weil Plato hier zu keinem neuen geschlossenen System kommt, müssen wir auch in der Darstellung dieser Epoche die Entwicklung seiner moralischen Lehren von der seiner theoretischen Ansichten trennen.

Auf dem Gebiete der Moralphilosophie ist es ein Dialog, der „Philebus", welcher uns diesen ganzen Zeitraum und zwar sowohl Zweifel als Wiederaufbau repräsentirt. Hier handelt es sich vor allem um die Auseinandersetzung mit den Lehren des Aristipp und denen des Antisthenes. Aristipp und seine Schule, die sogenannte Cyrenaiker, hatten aus der sokratischen Ansicht, daß die Glückseligkeit im Wohlergehen liege, die Lehre abgeleitet, daß ihr Wesen in der Lust bestehe. (Hedonismus.) Antisthenes und die Cyniker hatten aus dem sokratischen Satz: Wissen = Tugend = Glückseligkeit gefolgert, daß das Wesen des Gluckes in der Erkenntniß, im zweckvollen Handeln zu finden sei. (Utilitarismus.) Im „Philebus" wägt Plato diese beiden Meinungen gegen einander ab und gelangt nach einer äußerst subtilen und künstlichen Untersuchung zu einem vermittelnden Standpunkt: sowohl Erkenntniß als Lust seien in der Glückseligkeit enthalten, doch wiege die erstere vor und ihr Mischungsverhältniß lasse sich als das von 3 : 2 bestimmen. Gewiß eine höchst seltsame, wenn auch maßvolle und vielleicht weise Lösung, bei der sich Plato dennoch endgültig beruhigt zu haben scheint.

Viel deutlicher und ausführlicher liegt uns der Parallelvorgang in Betreff der theoretischen Fragen vor Augen. Auch hier sind es zunächst cyrenaische Ansichten, die Plato zu einer gründlichen Revision seines ganzen Systems bestimmen. Die Cyrenaiker nämlich behaupteten, vielleicht anknüpfend an den Umstand, daß ja auch nach Sokrates jede wahre Erkenntniß aus der Induction, somit aus der Betrachtung der wirklichen Dinge fließen muß, die Erfahrung, die sinnliche Wahrnehmung sei die einzige Grundlage alles Wissens. Mit dieser Lehre, die offenbar mit dem Schauen der Ideen gänzlich unverträglich war, ringt nun Plato im „Theaetet" und sucht gegen Antisthenes zu zeigen, daß auch nicht die rationelle Verknüpfung sinnlich gegebener Elemente das Wesen der Erkenntniß ausmacht; ohne doch eigentlich ins reine zu kommen, so werthvoll auch die hier entwickelten psychologischen und erkenntnißtheoretischen Gedanken sind. Es scheint jedenfalls, daß die Ideenlehre schon hiedurch von einem ersten Schlage getroffen wurde.

Ein anderer Einwand gegen die Ideenlehre, den einer von Plato's Schülern, und zwar kein anderer als Aristoteles, formulirt zu haben scheint, ist das sogenannte „Argument vom dritten Menschen". Nach Plato nämlich beruht die Aehnlichkeit aller Menschen darauf, daß sie alle an der Idee des Menschen Antheil haben. Woher aber nun, fragt jenes Argument, die Aehnlichkeit zwischen jedem einzelnen Menschen und der Idee? Müßten wir da nicht einen „dritten Menschen" annehmen, an dem sowohl die Idee, als das Individuum theil hätten? Und so fort ins unbegrenzte. Die Erörterung dieser Arguments findet sich im „Parmenides", in dem auch die Brauchbarkeit der dialektischen Methode überhaupt einer scharfen Prüfung unterzogen wird, die sie nicht gerade zum besten besteht. Noch mehr aber als diese Einwände scheint Plato ein anderes Bedenken bedrängt zu haben. Wie soll es sich erklären, daß eine Gattung der andern übergeordnet ist? Soll die Idee des Lebewesens der Idee des Menschen übergeordnet sein? Sind also nicht alle Ideen gleichen Ranges, gleich göttlich und ewig? So kam Plato dahin, die Ideenlehre unter verschiedenen Umdeutungsversuchen in den Hintergrund treten zu lassen und der Dialektik eine neue Function anzuweisen: die der systematischen Eintheilung der Dinge in zahlreiche Arten und Unterarten.

Dies muß der Punkt gewesen sein, an dem es Plato zum Bewußtsein kam, daß er sich von dem Boden der sokratischen Philosophie entfernte. Denn von nun an hört Sokrates auf, der Träger der platonischen Gedanken zu sein. Er tritt zwar in den Gesprächen noch auf, aber aus dem Redner ist ein Zuhörer geworden. Die Führung des Gespräches geht an andere über, bis endlich in den „Leges" Sokrates gänzlich verschwindet. Dies sehen wir zuerst in den beiden Gesprächen „Sophistes" und „Politicus", in denen jener Versuch, das systematische Eintheilen der Dinge für das eigentliche Hauptgeschäft des Philosophen auszugeben, gemacht und bis ins groteske durchgeführt wird. Alles ist hier voll von Theilungen und Untertheilungen, aber es ist begreiflich, daß dieses auf die Dauer eintönige und öde Spiel Plato keine endgültige Befriedigung gewähren konnte. So geht denn auch die Epoche des zweifelnden Versuchens zu Ende und hinterläßt einen Eindruck, der sich aus Bewunderung für das unverzagte Wahrheitsstreben des großen Denkers und aus der Unbefriedigtheit über dessen Ergebnisse zusammensetzt.

Digitized by Google

Und so gelangen wir endlich zu der vierten und letzten Periode platonischen Philosophirens. Aus dem alternden Manne ist ein Greis geworden, ein müder, abgeklärter Greis, voll Resignation und Weltverachtung. Die Wahrheit kann nicht erfaßt, das Ideal nicht verwirklicht werden. Man muß sich in theoretischen Dingen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, in praktischen Fragen mit halbwegs haltbaren und dauerhaften Einrichtungen begnügen („Timaeus", „Leges"). Die dialektische Methode ist ihm durch ihre Fruchtlosigkeit und durch den Mißbrauch streitsüchtiger Virtuosen (so schon im „Euthydem") verleidet. An ihre Stelle tritt die Ermahnung der alten und erfahrenen Menschen und das Studium der Mathematik und Astronomie. Bei all dem läßt sich freilich auch ein greisenhafter Zug nicht verkennen. Leere Zahlenspeculationen treten auf, eine mystisch-abergläubische Richtung macht sich geltend, Aeußerlichkeiten, wie die Zahl der Ackerloose, werden mit unverständlicher Wichtigkeit verhandelt, die Diction zeigt vielfache Unklarheiten, ermüdende Wiederholungen, schwer erträgliche Längen. Allein viele dieser Erscheinungen zeigen auch eine andere, lichtvollere Seite. Plato hat in seinem Greisenalter das errungen, woran es ihm sonst in seinem ganzen Leben gefehlt hat: eine einheitliche, in sich geschlossene Weltanschauung. Die flammende Leidenschaft ist gekühlt, auch der bohrende Verstand beruhigt und beide zu einer schönen, wenn auch herben Lebensstimmung ausgeglichen. Jetzt ist ihm die ganze Welt ein Spiel. Die Menschen sind Spielzeuge der Götter. Ihr lärmendes Getriebe ist nichtig und zwecklos. Ein jeder strebe also nur darnach, möglichst schöne und den Göttern wohlgefällige Spiele spielend, sein Leben hinzubringen („Leges"). Kann es uns da wundernehmen, wenn er, nach so langer Zeit endlich auf die Welt der wirklichen Dinge nicht unfreundlichen Auges blickend, vor allem fordert, daß sie schön regelmäßig und harmonisch sei, wenn sie ihm doch einmal zwecklos und hohl zu sein scheint? Die Welt und das Leben sind für Plato stets nur ein Schattenspiel gewesen: solange er dahinter an eine Welt der Wahrheit glaubte, hatte er sie zürnend gescholten, jetzt, wo er sich scheidend mit dem Gedanken vertraut macht, daß dieses Schattenspiel am Ende die wahre und einzige Welt sei, sucht er in ihr wenigstens einen gefälligen und schönen Schein. Was er im Mannesalter ungeduldig erstrebt, die Erhebung über die Welt und die Befreiung von ihren Fesseln, hat ihm das Greisenalter milde gewährt: nun blickt er verklärt auf sie herab, die er einst so unbarmherzig geschmäht und verspottet hatte.

Ich weiß nicht, ob diese flüchtige Skizze ihren Zweck erreicht hat: eine der gewaltigsten Naturen, einen der größten Geister aller Zeiten dem Leser menschlich näher zu bringen. Hat sie das, so muß er gesehen haben, wie Plato in der Jugend mit den Problemen getändelt, als Mann sie ungestüm bezwungen, im Alter redlich mit ihnen gekämpft und als Greis sie müde belächelt hat. Dann hat er aber auch empfunden, daß selbst dieser Geist nur in gesteigertstem Maße das allgemeine Menschenschicksal getragen und, wenn auch in gigantischen Dimensionen, nur ein reiches und volles Menschenleben durchmessen hat.

Wien. Dr. Heinrich Gomperz.

Adolf Pichlers „Spätfrüchte".

Von A. Brandl.

Zufällig ist Pichlers neueste Gedichtsammlung „Spätfrüchte" und auch die dritte Auflage seiner ältesten, der „Hymnen", im abgelaufenen Jahre herausgekommen. Es sind zwei Werke, zwischen deren Abfassung ein Zeitraum von vier Jahrzehnten liegt; und wenn man die gelben Heftchen, in gleichem Format, gleich gedruckt, von der gleichen Verlagsbuchhandlung[1]) auf den Markt gebracht, mit einander in der Hand wiegt, das eine 1849—1854, das andere 1892—1895 gedichtet, schwebt die Frage in der Luft, was am Dichter vom Morgen bis zum Abend seines Schaffens der feste Kern blieb, was an ihm sich weiter entwickelt hat?

Geblieben ist vor allem sein Tirolerthum. Pichler war sein Lebtag ein redlicher, naturfroher, manchmal auch naturderber Kämpfer, der das Leben wie von einem hohen Bergwald aus betrachtete: „Wallende Nebel zu Füßen im Thal, hoch oben schweben Adler im Lichte". Er hatte immer etwas einsames, wie ein Aelpler, der vier Sommermonate oben auf der Holzgrenze in selten besuchter Hütte haust. Den Mädeln und allen Freunden des Dorfes winkt er nur von weitem zu; er steigt nicht unter die Tänzer und Trinker hinab; aber wenn der Friede des Thals im Aveläuten zu ihm emporklingt, zieht er fromm den Hut. Er fühlt sich auf einem kargen Boden, umgeben von Felsen, oft umrauscht von Stürmen; auf Entbehrung, Angriffe der Elemente und Tod ist er jeden Augenblick gefaßt; deßhalb betont er neben der Schönheit regelmäßig die Kraft, und statt Genuß, Hingabe, Weichheit schwebt ihm stets ein Ideal stolzer Freiheit vor. „Laßt mich wandeln, ihr Götter, Nicht wie der Bachant taumelt von Lust zu Lust, Sondern wie er hinschwebt, der pythische Sänger Auf den wonnige[n] Höhen bei Saitenklang"; so sang der junge Pichler (Hymnen S. 28) und mit epigrammatischer Knappheit sagt noch der Siebzigjährige (Spätfrüchte S. 144): „Bleib fest in deiner Einsamkeit; Bist du zu zwei'n, bist du entzweit".

„Der pythische Sänger" auf den Höhen am Achensee — ja so griechisch drapirte sich der Tiroler Dichter in seinen Anfängen. Damals, frisch von der Schule her, war er erfüllt von Anempfindung an hellenische Poesie. In pindarischen Strophen, ohne Reime und mit homerischer Rhetorik schilderte er das Gewitter auf der Hochiß, dem Berggrat gegenüber der Pertisau. Auf dem Solstein träumte er vom blauen Aegeischen Meer und von den Cypressenhainen des Ida. Aus den Chorgesängen der Tragiker schöpfte er die Bilder für die Selbstbeschränkung, Schicksalsbereitschaft und mannhafte Gottergebenheit, die dem Tiroler durch sein armes und gefährliches Land täglich nahe gelegt wurden. Man sieht noch den Schüler, der sich in den besten Kunstmustern einübt, die er vorfindet. Dagegen ist in den Spätfrüchten das Griechenthum so gut wie ganz zurückgetreten, oder richtiger: es ist ganz in die nationale Art aufgesogen. Der Dichter hat gelernt: „Wo Rafael und Goethe steht, Es wie die Luft aus Hellas weht" (S. 162), und nur Luft aus Hellas, besonders aus der Odyssee, umgibt jetzt noch seine Gestalten. Statt der Pindarstrophen haben wir jetzt volksthümliche Vierzeiler. Statt der Bilder aus Homer begegnet uns die mittelalterliche Einkleidung der Todtentänze und Thierfabeln. Der Schwung attischer Linien hat einem gothischen Stile Platz gemacht, einer Holzschnitt-Technik, die auch der niedrigeren Wirklichkeit gern sich widmet. Pichler hat von den Griechen Schauen gelernt und wendet es jetzt mit drastischer Vorliebe auf tirolische Stoffe: den weltscheuen Klausner im Karwendelthal (S. 33), die alte Urschel in der Pertisau (S. 58), den Ahasver am Sprengerkreuz auf der nördlichen Berghalde von Innsbruck (S. 46). Wie sehr er von seiner Heimath bedingt ist, zeigt er insofern noch mehr im Alter als in der Jugend. Statt auf dem Solstein vom Ida zu träumen, ist er sich jetzt genau bewußt, daß er an der Südgrenze deutscher Zunge und Sitte steht, und begrüßt die Bozner Statue Walthers von der Vogelweide als Mitkämpfer gegen

[1]) Georg Heinrich Meyer, Leipzig.

Digitized by Google

jeden welschen Einschleich, mag er vom schönen Süden kommen oder vom Capua an der Donau. Wie er selbst keine Maske mehr trägt, reißt er sie auch der feinen Gesellschaft und den literarischen Heuchlern gern ab, besonders in seiner Skizze vom Dichter, den man nicht liest, aber aus Eitelkeit lobt, gütigst protegirt, aus der Schillerstiftung füttert und auf Gemeindekosten begräbt: „Nekrologe der Journale weisen ihm Unsterblichkeiten — Nach zwei Jahren liest von ihm doch niemand mehr auch nur zwei Seiten" (S. 26). Mit der Rauheit des Aelplers stürzt er sich auf die städtischen Lügen, auf die Ordens- und Titeljäger, die schönrednerischen Volksvertreter, die schlappen Auchdeutschen, die Protzen und die Proletarier, den politischen Maulwurf und den geistlichen Fuchs und schreibt Satiren auf alle Stände, die im crassen Ernst und im häufig eingemischten Scherz an Capucinerpredigten erinnern. Vor kurzem ist Pichler in diesem Blatt als Träger einer Goetheschen Weltanschauung bezeichnet worden. Wenn dies auf die Verbindung hellenischer und realistischer Betrachtungsweise gehen soll, ist viel wahres daran; aber die Realistik ist nicht vom Main, sondern vom Inn und Eisack.

Vielleicht wäre es dem Tirolerthum bei Pichler nicht gelungen, so vollständig zu siegen, hätte ihm nicht ein drittes Moment, die Naturwissenschaft, geholfen. Sie wurde erst nach den „Hymnen" zu seiner Lebensgefährtin und hat dann im Widerstreit und in der Verbindung mit dem pietätvollen Gottesahnen seines Heimathländchens die eigenartigsten Denkproceße in ihm hervorgerufen. Sie stellte sich unerbittlich zwischen ihn und jeden Wunderglauben: „Die Wahrheit sucht das Wunder nicht, Sie ist durch sich bewiesen, Und gibt's ein Wasser irgendwo, So wird es abwärts fließen" (Spätfrüchte, S. 170). Das Mikroskop, das er als Geolog fleißig gebrauchte, wirkte schärfend auf seine Menschenbeobachtung, und der Krystall in seiner durchsichtigen und doch allseits geschlossenen Form wurde ihm zum Gleichniß für individuelle Persönlichkeit. Die Erfahrung gab ihm Offenbarungen; die Leidenschaften erschienen ihm nicht mehr ausrottbar, das allgemein Menschliche nur ein erlogenes Ideal, die Thorheit der Menschheit als ewig jung und alt, die Natur oft als grausam und die landläufige Weisheit „ein Sonnenschirm, den uns der Winter reicht, Wenn durch die Nebel trüb und kalt Die Sonn' am Himmel schleicht" (S. 148). Aber der ethische Zug in Pichlers Gemüth war viel zu stark, als daß ihm solcher Naturalismus genügt hätte. Tirolerthum und Griechenthum waren damit unzufrieden. „Immer wallt die Seele wieder, Steigt der Engel: Liebe! nieder", bekennt er (S. 150) und bekennen viele seiner Gedichte, in denen er nicht vor christlichem Dogma, wohl aber vor christlicher Anschauung und Sitte kindlich sich beugt, vor der Weihnachtskrippe, der Abendglocke, der Mater dolorosa. Die freundlichen Illusionen mochten noch so oft als Täuschungen erscheinen und verscheucht werden, sie kehrten immer wieder, denn das Gefühl des Poeten braucht: „Ursache, Wirkung! unendliche Kette — Wenn nur die Lieb' einen Platz darin hätte". Aus diesem Widerspruch „Ohne Glauben gläubig" (S. 171) suchte er sich endlich einen Ausweg, indem er sein Evangelium strenge schied von dem, das auf den Kanzeln gelehrt wird: „Sie haben einen Gott geschaffen Und machen sich zu seinen Pfaffen". Sein Glaube entsprang aus der Liebe, seine Hoffnung aus dem Glauben: „Hast du eines, kann die andern keine Teufelsfaust dir rauben". Darum sollen wir keine Uebermenschen züchten, sondern jeder sei sein eigener strenger Richter. Nicht alles ist erlaubt: die Natur selbst zieht die Grenze. Das Ewige kann man in kein Bild fassen und sich ihm auch nicht entziehen; es zu bewältigen, gibt es ein einziges Mittel: das Symbol (S. 172). Und daran reihen sich durch mehrere Seiten tiefsinnige Sätze, die dem tirolischen Geologen-Dichter kein anderer so leicht nachschreibt; Sätze, die unser heutiges geistiges Ringen merkwürdig spiegeln und von denen einige der letzten hier folgen mögen:

„Was ist Wahrheit? Brünstig falten sich zum Himmel tausend Hände,
Daß er zum rorate coeli gnädig den Erlöser sende."

„Mag als selige Gewißheit, was du ahnest, sich erwahren!
Eure Dogmen, Syllogismen sind wie Spreu im Wind zerfahren."

„Was ist Wahrheit? Sie zu suchen — selig ist's mit tausend Wunden!
Fällst du auch auf halbem Wege, hast Erlösung du gefunden."

„Du willst die Macht, so woll' auch ihre Grenzen,
Die ihr Natur, das Leben ihr gestellt,
Daß sie am Fels des heiligen Gesetzes
Nicht machtlos durch die eig'ne Schuld zerfällt."

„Wer sich ins Ewige befreit,
Für den ist weder Raum noch Zeit."

„Die Sprüche sind so dunkel nicht; erleuchtet sie von innen;
Dann werden, wie ein Transparent, sie Farb' und Glanz gewinnen."

Sucht man diese und andere Andeutungen Pichlers von dem Schleier der Verse loszulösen und in Prosa zu fixiren, so gehen sie ungefähr auf folgendes hinaus: zuerst die Sittlichkeit; und zwar nicht als schrankenloser Individualismus, wie bei Nietzsche, sondern in scharfem Gegensatz dazu als Zügelung der Persönlichkeit, aus Liebe zu andern, also nicht Revolution und Chaos, sondern organische Haltung jedes Gliedes zum Ganzen, wie in der Natur; neben solcher ins Praktische übertragenen Wissenschaft Bewahrung der schönen, das Gemüth ansprechenden Religionssymbole; aber nur als Symbole, als Wegweiser zur Wahrheit, nicht als starre Dogmen; demüthiges, geduldiges, beseligendes Vorwärtsstreben der Menschheit auf dieser unendlichen Bahn. Der tirolische Dichter ist hiemit dem positivistischen Programm auffallend nahe gekommen.

Von diesem Standpunkt aus glaube ich auch die epische Dichtung, die am Schluß der „Spätfrüchte" steht, die schlichte Lebensgeschichte „Jörgel von Lahnsteig" zu verstehen, an der die Kritiker bisher wohl deßhalb vorbeigingen, weil sie aus ihr nicht recht klug wurden. Sie hebt an mit einer Sage: der Schutzengel raune jedem Kinde am Tage der Geburt ein Wort ins Ohr, das ihm sein Lebtag nachtöne wie verlorener Glockenklang; wer's verfehlt, der wird unglücklich, wer's bewahrt, der wandelt ruhig, bis es auf dem Todbett deutlich, klar ihm vor die Seele tritt: dieses Wort ist dann sein Urtheil für die ganze Ewigkeit. Dann erzählt der Dichter das Leben eines braven, tapfern Bauern in der Gegend seiner Sommerfrische bei Miemingen, der ruhig nach Sitte und Pflicht handelt und dabei glücklich bleibt bis ans Ende, während ringsum die Mächtigen in Leidenschaften sich verzehren. Freud und Leid nimmt er, als vom Himmel gesendet, hin „in Demuth". Am Schluß nach dem Wort gefragt, sagt der Alte: „Ich habe niemals mir darum den Kopf zerbrochen; mir genügt das Vaterunser!" — Es wäre gar nicht gut, wenn mehr gesprochen würde. Fools rush in, where Seraphs fear to tread.

Bei solcher Weltanschauung Pichlers ist es mir fast unbegreiflich, wie Moritz Necker, gewiß einer unsrer gewandtesten Kritiker, von ihm sagen konnte, er gehöre zu den Naturalisten, „die die Dinge ohne die geringste Beziehung auf eine sittliche Idee darstellen wollen, mit bewußter Ablehnung aller Symbolik, aller Romantik, aller Metaphysik und Theosophie"; Pichler sei daher ein Parteigänger Zola's (Beil. 10. Juli v. J. S. 6). Ich darf wohl verrathen, daß Pichler selbst über dies Spiegelbild etwas verwundert war. Necker bemerkt übrigens noch auf derselben Spalte, Pichler schreibe „doch auch, um Uebles zu bekämpfen" und „Gesinnung zu stärken". Mir ist gerade sein sittliches

Digitized by Google

Ringen immer das Interessanteste gewesen. In den „Hymnen“ im „Hexenmeister“, in „Fra Serafico“, sowie endlich in den „Spätfrüchten“, in all seinen poetischen Hauptwerken handelt es sich um den Kampf ethischer Entsagung, um die Läuterung und Ueberwindung der Leidenschaft, um die Flucht aus der befleckten Welt in die reine Natur, zuerst in ein einsames Hochgebirg, dann in die Klausnerhütte, endlich in edle Bäuerlichkeit. Der Streit, ob Pichler mehr Lyriker oder mehr Epiker sei, führt nicht in sein Wesen; dies ist vielmehr gedankenhaft, und daher die auf den ersten Blick seltsame Erscheinung, daß dieser echte Tiroler Dichter fast keine Dialektverse schrieb; der Dialekt taugt nicht für Ideen. Es ist ja wahr, daß sich Pichler in ungebundener Rede meist nur über untergeordnete Punkte seines Denkens ausläßt, und Necker hatte zunächst eine solche Prosaschrift von ihm besprechen wollen, „Kreuz und Quer“; aber wer eine Gesammtcharakteristik bieten will, muß von seinen Versen ausgehen, weil Pichler eben von einer über das Gewöhnliche und das Irdische hinausgehenden Weltanschauung tief innerlich beherrscht ist. Man sieht daraus jedenfalls, daß es nicht so leicht ist, die Verbindung von Schönheitsfreude, Freidenkerei und Askese, von Griechenthum, Naturwissenschaft und Tirolerart, wie sie bei ihm auf originelle Weise sich vollzogen hat, zu begreifen; und deßhalb darf man wohl hoffen und prophezeien, daß die Zeit seiner vollen Würdigung erst kommen wird.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Von der strafrechtlichen Literatur der letzten Zeit muß an erster Stelle die große Sammlung der strafrechtlichen Nebengesetze des Deutschen Reichs genannt werden, die in zweiter, veränderter und vermehrter Auflage, bearbeitet von Reichsgerichtsrath Dr. Stenglein, neu erschienen ist (Berlin, Otto Liebmann). An der ersten Auflage waren außer dem Bearbeiter der zweiten noch Staatsanwalt Dr. Appelius und Prof. Dr. Kleinfeller betheiligt. Sie erschien vor etwa drei Jahren, war aber trotz des ziemlich hohen Preises sehr rasch vergriffen. Eine Zusammenstellung der strafrechtlichen Nebengesetze des Deutschen Reichs war vor diesem Werke nicht nur ein Wunsch aller mit dem Strafrecht befaßten Behörden und Personen, sondern geradezu ein dringendes Bedürfniß gewesen. Mit jedem Jahre hatte sich die Zahl solcher Nebenbestimmungen gemehrt und ein Ueberblick über das gesammte Material war immer schwieriger, ja fast unmöglich geworden. Während für das Reichsstrafgesetzbuch mehrere vortreffliche Commentare erschienen, die zu allen voraussehbaren Fragen genügendes Entscheidungsmaterial lieferten, blieben die Nebenstrafgesetze, obschon sie nicht minder wichtig, theilweise sogar sehr einschneidender Natur waren, beinahe ohne alle wissenschaftliche Behandlung, soweit sie nicht, wie die Strafbestimmungen der Gewerbeordnung, der Versicherungsgesetze, der Gesetze über das Urheberrecht, Bestandtheile größerer Gesetze bildeten und daher in den Commentaren zu diesen Gesetzen Berücksichtigung fanden. Das Erscheinen des hier zu besprechenden Werkes glich diesen Unterschied aus. Es stellt sich an Gediegenheit der Durchführung und praktischem Werth den besten Commentaren zum Strafgesetzbuch an die Seite und hat sich überall, wo es in Gebrauch steht, als ein hoch geschätztes, ja kaum zu entbehrendes Hülfsmittel erprobt. Die neue Auflage hat trotz Herabsetzung des Preises eine Vermehrung des Stoffes erfahren (85 Gesetze gegen 77) und reicht bis in die Mitte des Jahres 1895. Auch sind die Gesetze vielfach vollständiger wiedergegeben, als dies in der ersten Auflage der Fall war, wie sich überhaupt das dankenswerthe Streben des Herausgebers erkennen läßt, das Werk möglichst den Bedürfnissen der Praxis anzupassen. — Weniger für die Praxis als für die Theorie bestimmt ist das Werk des neu ernannten Straßburger Professors Dr. Joseph Heimberger: „Die Theilnahme am Verbrechen in Gesetzgebung und Literatur von Schwarzenberg bis Feuerbach“ (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr). Das Strafrecht steht weniger als irgend ein anderer Zweig des Rechts auf der Schulter früherer Anschauungen und Gesetze, darum kann auch die klare Erkenntniß, wie ein ihm angehöriges Institut sich allmählich entwickelt hat, keine zwingende Weisung dafür geben, wie es in der Gegenwart zu behandeln ist, und vermag nicht einen hierüber bestehenden Streit auszugleichen oder zu erledigen. Dem Streit über die Theilnahmetheorien wäre eine solche Beendigung wohl zu wünschen; so weit gehende Unterschiede, wie sie hier zwischen den Auffassungen der objectiven und subjectiven Theorie sich ergeben, müssen von bedenklichem Einfluß nicht nur auf die Rechtswissenschaft, sondern auch auf das Rechtsbewußtsein weitester Kreise werden. Leider besteht vorerst wenig Aussicht auf Einigung. Heimberger bleibt in seinem Werk, wie es der historischen Forschung auch allein geziemt, unparteiisch. Er bietet, wie von dem tüchtigen jungen Gelehrten nicht anders zu erwarten, eine sehr fleißige und gediegene Arbeit. — Zum gemeinen Strafrecht liegt außerdem nur noch eine kleine, aber nicht werthlose Dissertation vor: „Begriff der unzüchtigen Schrift und ihrer Verbreitung“ von Dr. Nikolaus Hatzipeteos (Berlin, Hermann Bahr). Was als unzüchtig zu erachten sei und was noch eben als erlaubt, wird immer eine Frage bleiben, deren Entscheidung dem individuellen Gefühl des Einzelnen überlassen werden muß. Die Rechtsprechung hat sich bemüht, feste Anhaltepunkte für eine objectiv gleiche Behandlung der einschlagenden Fälle zu gewinnen, ohne daß sie zu unbestrittenen Erfolgen gekommen wäre. Am haltbarsten hat sich noch die Norm erwiesen, daß der Zweck der Handlung als ausschlaggebend zu betrachten sei, womit allerdings der Schwerpunkt der Entscheidung entgegen der sinnigen Tendenz unsres Strafrechts in das subjective Moment verlegt wird. Seltsamkeiten bleiben dabei nicht aus; die Umgestaltung eines medicinischen Werkes in eine Volksausgabe kann wegen der hierin liegenden Speculation auf die Sinnlichkeit als Verbreitung unzüchtiger Schriften erscheinen, während das Werk als solches die Bezeichnung „unzüchtig“ nicht erhält und auch niemand daran denkt, sie ihm zu geben. Doch werden derartige Entscheidungen dem schlichten Gefühl nicht leicht zuwidergehen, und damit mag man sich zufrieden bekennen. — Zum Sonderstrafrecht der Presse äußern sich Dr. Sládeček, Vertheidiger zu Prag, und Dr. Ernst Grüttefien, Redacteur des „Berliner Tageblatts“. Sládečeks Arbeit „Zur Lehre der Preßdelicte“ (Berlin, R. L. Prager) bezeichnet sich als Auszug einer größeren Monographie über das Preßrecht und ist bereits im „Archiv für Strafrecht“ abgedruckt worden. Sie geht auf die einzelnen Gesetzgebungen nicht näher ein, sondern stellt die bedeutenderen wissenschaftlichen Anschauungen über die Preßdelicte im allgemeinen übersichtlich zusammen. Die Schrift Grüttefiens: „Die Thäterschaft des verantwortlichen Redacteurs“ (Berlin, Otto Liebmann), schränkt sich im Gegensatz hiezu, von vergleichenden Excursen abgesehen, auf das deutsche Preßrecht ein und erörtert insbesondere den viel berufenen § 20 Abs. 2 des Reichspreßgesetzes, der die Bestrafung des verantwortlichen Redacteurs als Thäter anordnet, wenn nicht durch besondere Umstände die Annahme seiner Thäterschaft ausgeschlossen wird. Wohl nie ist eine wichtige, gerade wegen ihrer Abnormität einschneidende Strafbestimmung so unklar gefaßt worden wie diese. Um ihr Sinn beizulegen, sind eine Reihe von Theorien aufgestellt worden, zum Theil höchst gekünstelter Natur, von denen keine vollständig die im Gesetz gegebene Verwirrung zu lösen vermag. Die jetzt in der Praxis des Reichsgerichts festgehaltene Auffassung, daß diese Vorschrift processualer Natur sei, eine Präsumtion für die Thäterschaft des Redacteurs aufstelle und bei dem irgendwie geführten Nachweis, daß diese Thäterschaft nicht vorliege, ihre Anwendbarkeit verliere, ist noch am ehesten geeignet, Klarheit zu schaffen. Grüttefien wirft ihr vor, daß sie mit dem Commissionsbericht, der bei Berathung des Gesetzes dem Reichstag erstattet wurde, in unlösbarem Widerspruche stehe. Das ist richtig, da der Commissionsbericht keineswegs alle Umstände, aus denen sich die Unschuld des Redacteurs ergibt, sondern nur bestimmte als Entlastungsgründe anerkennt, insbesondere nicht den Umstand, daß der Redacteur den in Frage kommenden Artikel nicht gelesen hat. Aber einem Commissionsbericht kommt für die Auslegung des Gesetzes nur eine untergeordnete Bedeutung zu, zumal wenn er in sich selbst keineswegs klar ist. Auch die Erwägung, daß bei Zulassung des Entschuldigungsgrundes der Unkenntniß der nachlässige Redacteur besser gestellt ist als der sorgsame, reicht nicht aus, die Richtigkeit der reichsgerichtlichen Auffassung zu widerlegen; der nachlässige Redacteur hat eben, wenn auch nicht aus löblichem Beweggrunde, die Gelegenheit, eine strafbare Handlung zu begehen, glücklich vermieden. Daß dieser Zustand nun ideal sei, läßt sich allerdings nicht behaupten. Grüttefien macht einen sehr annehmbar klingenden Vorschlag de lege

fereadn. Der verantwortliche Redacteur soll als Thäter oder Theilnehmer der begangenen Strafthat nur dann behandelt werden, wenn ihm diese Eigenschaften nachgewiesen werden können; anderenfalls soll ihn eine Fahrlässigkeitsstrafe treffen. Wenn der Thäter nicht ermittelt werden kann, soll der Verleger des Blattes mit einer Ordnungsstrafe bis zu 6000 Mark belegt werden. Das werde für den Verleger ein Anlaß sein, eine genaue Aufsicht über das Blatt zu führen und mit dem Nachdruck, der ihm als dem capitalistischen Leiter des Unternehmens zukommt, steuerbare Ausschreitungen zu verhindern. — Wegen ihres allerdings nicht unmittelbaren Zusammenhangs mit dem Strafrecht möge hier noch die Broschüre von Dr. Joseph Müller: „Erlaubt die Kirche die eidliche Ableugnung einer wissentlichen Thatsache?" (München, Pößenbacher) erwähnt sein. Der Verfasser gelangt zu einer Verneinung der Frage und wendet sich scharf gegen die Versuche, aus der Lehre der katholischen Kirche eine Erlaubniß zu einer derartigen Ableugnung herzuleiten. Anlaß gab ihm der bekannte Fall des Pfarrers Burg von Niederemagstatt im Elsaß, der in Bezug auf eine ihm in der Beichte anvertrauten Geldsumme auf Ehr nusgesagt hatte, er wisse nichts davon. Das Schwurgericht in Mülhausen verurtheilte ihn wegen Meineids zu fünfzehn Monaten Gefängniß, das Reichsgericht aber sprach ihn frei in der Annahme, daß er der Meinung gewesen sei, mit seinem Verhalten einem Gebot der Kirche nachzukommen.

U. Archäologisches aus Griechenland. Bei den Ausgrabungen am Nordwestabhang der Akropolis hat Kavvadias nach einer Mittheilung des „Any" durch Inschriftfunde festgestellt, daß von den beiden Felsgrotten die bisher dem Pan zugewiesene östliche vielmehr das Heiligthum des Apollon Hypoakrnios war und die westliche dem Pan gehörte. Es fanden sich mehrere viereckige Votivtäfelchen aus weißem Marmor, darunter eines, das innerhalb eines Kranzes die Inschrift trägt: Tiberius Antistius Cineas aus Knide dem Apollon ὑπ' ἄκραις als Archon Basileus. In den Fels gehauen findet sich eine späte Inschrift des Archon Herennius Dexippos, der unter Valerian, Gallienus, Claudius II. und Aurelian lebte, als Historiker, Redner und Feldherr bekannt ist, im Jahre 267 n. Chr. die Gothen besiegte und zweimal, im Jahre 263/64 und 268/69 Archon Eponymos war. Vor der Apollongrotte zeigt eine rechteckige Ausgrabung im Fels die Stelle an, wo der Altar stand. Weiter östlich ist eine in den Fels gehauene Treppe auf die Akropolis bloßgelegt, deren oberer Theil innerhalb der Burg schon früher entdeckt war. Auf dieser Treppe wahrscheinlich stiegen die Arrephoren hinab, priesterliche Mädchen, die in einer bestimmten Nacht geheimnißvolle verhüllte Gegenstände aus dem Bezirk der Burggöttin Athena in das Heiligthum der „Aphrodite in den Gärten" tragen mußten, um dort andere unbekannte Dinge dafür in Empfang zu nehmen. Noch weiter östlich wird man die Aufdeckung des Bezirks der Aglauros und des Asklepios, des Heiligthums der Diokuren, zu erwarten haben. — Dörpfeld hat die Grabungen am Westabhang des Areopags wieder aufgenommen, wo die alte Orchestra und das Odeion des Agrippa gesucht werden, deren Auffindung in den Streitfragen um die athenische Topographie zu Dörpfelds gunsten in die Wagschale fallen würde. — Die englische archäologische Schule gräbt im Südosten der Stadt in der Nähe des Ilissos, wo man in den Resten eines großen Gebäudes das dem Herakles geweihte Gymnasium Kynosarges vermuthet. Ein in der Nähe liegendes römisches Gebäude ist wahrscheinlich das Gymnasium des Hadrian. Endlich werden die Ausgrabungen vor dem Dipylonthor durch Stais, und an der Straße zur Akademie durch Kavvadias fortgesetzt, so daß jetzt gleichzeitig an nicht weniger als fünf Stellen gearbeitet wird. — In einer Sitzung der Amerikanischen Schule sprach Prof. Richardson über die Ausgrabungen in Korinth, über die sich auch im „American Journal of Archeology", 1894, Heft 3, ein kurzer Bericht findet. Von dem Theater, das vor allem als topographischer fester Punkt wichtig ist, ist wenig erhalten, nämlich nur Theile von den Unterlagen für die Sitzstufen des Zuschauerraums, während das Bühnengebäude zerstört zu sein scheint. Die Ausgrabungsverhältnisse sind schwierig, da die Verschüttungshöhe 5—7 Meter beträgt und man zunächst nur Versuchsgräben gezogen hat. Von den Kleinfunden sind interessant eine Anzahl alterthümlicher Terracotten, die vielleicht aus einem benachbarten Heiligthum hier zusammengekauft wurden. Auch stieß man auf ein Grab, das der ältesten Zeit angehört und 20 unbemalte Thongefäße enthielt. — In der Sitzung des Deutschen archäologischen Instituts sprach Wolters über die Ausgrabungen, die Hiller v. Gärtringen im vergangenen Sommer aus eigenen Mitteln auf Thera gemacht hat. Ein kurzer Bericht darüber findet sich auch in den „Athenischen Mittheilungen" (1896, Heft 2). Es wurde auf dem hohen *Μέσα-Βουνό* gegraben, der eine antike Stadt trug, die nicht, wie Ross annahm, Oia, sondern Thera war, während Oia am Fuße des Stadtberges am Meere lag. Die Zahl der Inschriften, namentlich der archaischen, wurde sehr vermehrt; unter den Felsinschriften sind einige von höchst überflüssigem, um nicht zu sagen frivolem Inhalt. Von den Straßenzügen der Stadt ist ein beträchtliches Stück freigelegt. Die Privathäuser erwiesen sich jedoch als ziemlich ärmlich, nur in einem wurde eine Statuette der sandalenlösenden Aphrodite von ziemlicher Größe und hellenischer Arbeit, aber ohne Kopf gefunden. Auf der Höhe des Berges, oberhalb einer Höhle, die dem Hermes, dem Herakles und dem Tiberius Cäsar geweiht ist, liegen die Reste eines alterthümlichen Tempels des Apollon Karneios. Die Cella, die keine Säulenvorhalle hat, wird auf der einen Seite von einer polygonalen Stützmauer getragen, auf der anderen ruht sie sich an den gewachsenen Felsen, in den zwei kleine, nur vom Tempelinnern zugängliche Kammern eingehöhlt sind. Im Mittelpunkt der Stadt liegt das wichtigste profane Gebäude des alten Thera, die *Στοὰ βασιλική*, ein länglicher Saalbau mit einer Säulenstellung in der Mitte, von der noch die Standplatten an Ort liegen. Am oberen Ende des Saales ist eine breite, erst später angelegte Statuenbasis erhalten, auf der vermuthlich die römischen Portraitstatuen standen, von denen nun mehrere Köpfe gefunden hat. Südwestlich von der „Königshalle" sind in stattlichen Unterbauten aus Quadern, auf denen jetzt eine christliche Kirche steht, die Reste eines Tempels des Apollon Pythios erkannt worden. Unterhalb davon liegt das Heiligthum der ägyptischen Gottheiten Sarapis, Isis und Anubis, durch Felseinarbeitungen und Nischen kenntlich. Ein mit Weihinschrift versehener Opferstock, d. h. ein ausgehöhlter rechteckiger Block mit einer Geldöffnung auf der Oberseite lag unmittelbar neben der Einarbeitung im Fels, auf die er gehörte. Am westlichsten Ende des Stadtgebietes endlich liegt ein Gymnasion, in dem der an dieser Stelle schon besprochene Brief eines Ptolemäerkönigs, wahrscheinlich des Euergetes und dann etwa aus dem Jahre 229/28 v. Chr., gefunden wurde; er verordnet die Confiscation mehrerer Grundstücke zugunsten der ptolemäischen Garnison. In einem in der Nähe liegenden größeren Gebäudecomplex vermuthet man die Caserne dieser Besatzung. An dem Wege, der von hier abwärts führt, lagen außerhalb der Stadt zahlreiche Gräber, meist alterthümliche Brandgräber mit reichem Inhalt an Thongefäßen. Die Vasen sind zum großen Theil den schon von Thera bekannten geometrischen ähnlich, daneben finden sich solche der in Böotien üblichen geometrischen Art, kretische, protokorinthische und andere, wohl peloponnesische Gefäße. Außerdem kamen eine Anzahl alterthümlicher Terracotten, Klagefrauen, Sirenen, ein Silen auf einem Maulthier reitend und allerhand Thiere zum Vorschein. Ueber die ganze Ausgrabung wird eine eigene Publication vorbereitet, die in Jahresfrist zu erwarten sein dürfte. Es ist höchst erfreulich, daß diese von Hiller u. Gärtringen mit so viel Energie und Opfermuth durchgeführte Unternehmung so schöne Resultate geliefert hat.

* Von den Sitzungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin sind aus den Berichten noch die vom December 1896 nachzutragen: 3. December. Philosophisch-historische Classe. (Vorsitzender Secretär: Hr. Diels.) 1. Hr. Brunner las: Der rechtliche Antheil des Todten am eigenen Nachlaß in germanischen Rechten. 2. Der Vorsitzende legte den Reisebericht des Hrn. Geh.-Rath Prof. Dr. Richard Förster in Breslau vor über seine behufs handschriftlicher Studien zu Libanius unternommene Orientreise. Die Classe beschloß, einen Abschnitt daraus: Ueber einen Pulimpsesten des Libanius in Jerusalem, in ihren Schriften zu veröffentlichen. — Physikalisch-mathematische Classe. (Vorsitzender Secretär: He. Auwers.) Hr. Frobenius las eine Abhandlung: Ueber die Primfactoren der Gruppendeterminante. — Gesammtsitzung vom 10. December. (Vorsitzender Secretär: He. Diels.) 1. He. Joh. Schmidt las: Ueber *μεν* in und über lateinische Nominative Singularis auf -s aus -tos. 2. Hr. Schulze legte eine Abhandlung des Hrn. Dr. Richard Heymons, Assistenten am Zoologischen Institut in Berlin, vor: Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Insecta apterygota.

* Tübingen. Am 26. Januar starb hier im Alter von 75 Jahren der seit einiger Zeit im Ruhestand lebende Professor Dr. Franz Quirin v. Huber, früher ordentl. Professor an der

kath. theol. Facultät, Mitglied des akademischen Senats und der akademischen Disciplinarcommission, 1878/79 Rector der Universität.

* **Gießen.** Regierungsassessor Dr. jnr. et phil. E. Jung aus Mainz hat sich als Privatdocent für deutsches bürgerliches Recht, Handelsrecht und Rechtsphilosophie habilitiet.

* **Bonn.** Nach mehrjähriger Unterbrechung wird hier wieder ein Cursus zur Ausbildung freiwilliger Krankenpfleger im Kriege unter den Studirenden zustande kommen. Der Philosoph Geh. R. Prof. Dr. Neuhäuser leitete als Vorsitzender des geschäftsführenden Ausschusses eine zu diesem Behuf am 23. d. M. in der Aula abgehaltene Versammlung. Die sofort erfolgenden Einzeichnungen enthalten bis jetzt zumeist die Namen katholischer Theologen.

* **Marburg.** Der hiesige Romanist Prof. Dr. Koschwitz hat einen Feriencursus im Französischen und Deutschen ins Leben gerufen, der vom 5. bis 30. Juli an hiesiger Universität abgehalten werden soll. Nach der Oberhessischen Zeitung werden als Lehrer im französischen Cursus Hr. Lescoeur, Professor des römischen Rechts, und der Romanist Roussselot, beide von der freien Universität in Paris, hier eintreffen, ferner der Glasgower Romanist Prof. Mercier. Außerdem werden mehrere Pariser Licentiaten und eine Pariser Lehrerin bei praktischen Unterhaltungsübungen thätig sein. Die beiden hiesigen Vertreter der Romanistik Prof. Koschwitz und Lector Dr. Doutrepont werden natürlich ebenfalls mitwirken. Im deutschen Cursus lehren außer einigen Gymnasiallehrern die Marburger Professoren Natorp (Philosophie), Ratgen (Nationalökonomie), Vietor (Englisch) und Privatdocent Dr. Kühnemann (Litteratur).

* **Leipzig.** Der soeben ausgegebene 16. Band der Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften enthält einen hervorragenden Beitrag zur deutschen Gelehrtengeschichte: der ganze stattliche Band ist nämlich gefüllt von den Briefen des berühmten Philologen Johann Jakob Reiske, zu dem Lessing mit Bewunderung aufsah. Von 1758—1774 Rector der hiesigen Nicolaischule und zugleich (seit 1748) außerordentlicher Professor an der Universität, erstreckte er seine musterhafte Forschung bekanntlich neben dem orientalischen auch auf das damals sonst fast ganz vernachlässigte byzantinische Gebiet.

* **Berlin.** Durch Ministerialverfügung ist den Frauen das Studium an der Landwirthschaftlichen Hochschule zugänglich gemacht worden. Der Lehrkörper der Hochschule hatte in der Sitzung vom 21. November v. J. den Rector der Hochschule beauftragt, im Sinne der Zulassung von Frauen beim Minister vorstellig zu werden, und auf die Eingabe vom 3. December hat der Minister nunmehr die Verfügung erlassen, derzufolge unter denselben Bedingungen, wie dies bei den Universitäten der Fall ist, d. h. mit besonderer Genehmigung des Rectors, ausnahmsweise auch weibliche Personen zum Besuche der Landwirthschaftlichen Hochschule zugelassen werden.

* **Prag.** Der außerordentliche Professor an der deutschen Universität Dr. Julius Pohl wurde zum Ordinarius der Pharmakologie und Pharmakognosie ernannt.

* **Paris.** Schon neulich war an dieser Stelle kurz von dem ganz außerordentlichen chirurgischen Heilerfolge die Rede, den der Dr. Calot, ein an dem Rothschild'schen Hospital für rhachitische und tuberculöse Kinder in Berck-sur-Mer angestellter Arzt, dadurch erzielt hat, daß es ihm in nicht weniger als 37 Fällen vollständig gelang, Buckige von ihrer Mißbildung zu befreien. Das von ihm zur Anwendung gebrachte Verfahren besteht, wie wir nun erfahren, in folgendem: Der Patient wird, in der Chloroform-Narkose auf dem Bauche liegend, ausgestreckt, wobei zwei Gehülfen an Kopf und Füßen anfassen und eine sanfte Streckung des Körpers bewirken, während zwei andere Gehülfen den Patienten unter dem Abdomen und dem Sternum stützen. Gleichzeitig übt der Operateur mit beiden, kreuzweise über einander gelegten Händen einen starken, etwa 1 bis 2 Minuten anhaltenden Druck direct auf den Buckel aus, der unter dieser Einwirkung zusehends an Umfang abnimmt. Hiebei soll der Arzt oft das Weichen der Wirbelknochen unter der Hand spüren, ja dann und wann ein Krachen hören. Sobald die Mißbildung auf diesem mechanischen Wege beseitigt ist, wird ein Gypsverband aufgelegt, der eine Wattunterlage hat, was ungefähr 10 bis 12 Minuten beansprucht. Die Wattebänder des Verbandes werden kreuzweise über einander gelegt, um ein Ausweichen der Wirbelknochen in ihre frühere Richtung zu verhindern. Nun wird der Patient geweckt, muß aber drei bis vier Monate auf dem Bauche liegend zubringen, bis sich die Wirbelsäule an ihre neue Lage gewöhnt hat und fest geworden ist. Nach Ablauf dieser Frist wird ein neuer Verband für weitere drei Monate angelegt, den ein dritter und letzter ablöst. Dann endlich, also ungefähr nach neun bis zehn Monaten, kann der Patient für geheilt gelten. Er darf aufstehen und vorsichtig gehen, muß sich aber von gewaltsamen Bewegungen und Anstrengungen jeder Art sorgfältig hüten und — gleichviel ob Männlein oder Weiblein — ein Corsett tragen. Es darf nicht verschwiegen werden, daß Dr. Calot bisher nur Kinder und junge Leute unter zwanzig Jahren operirt hat. Ob auch die Buckel älterer Leute radical beseitigt werden können, bleibt noch abzuwarten. Wie bereits bekannt, erklärte Dr. Calot seine Methode neulich in der Académie de Médecine und führte mehrere der von ihrem Leiden befreiten Kinder vor. Hierauf ertheilte die gelehrte Versammlung dem Chirurgen Monod und Reclus Auftrag, das Verfahren des Dr. Calot genau zu prüfen und einen Bericht darüber aufzusetzen.

* **Rom.** Die neulich gemachten Mittheilungen über den Ankauf der Galerie Borghese durch den Staat erscheinen etwas verfrüht. Unterhandlungen zwischen dem Unterrichtsministerium und dem Besitzer der Galerie sind allerdings eingeleitet, auch ist durch eine eigens ernannte Commission der Werth der Sammlung bereits abgeschätzt worden, aber abgeschlossen ist der Handel noch nicht. Den Wortlaut des Vertrags wird man jedenfalls erst kennen lernen, wenn der ganze Handel an das Parlament kommt, was nach der baldigen Auflösung der Kammer noch lange dauern kann. Wie es heißt, sollen die Kunstwerke der alten Galerie später von einander getrennt werden: ein Theil komme in das Museo Termini, ein anderer in die Galleria Corsini und ein dritter in die Galleria moderna.

* **Petersburg.** Zum X. Allgemeinen Congreß russischer Naturforscher und Aerzte versendet gegenwärtig das unter Präsidium des Professors J. J. Rachmanow stehende Organisationscomité die Einladungen. Der Congreß wird in Kiew nach dem 20. August eröffnet und umfaßt elf Sectionen für: 1) Mathematik und Astronomie, 2) Physik, 3) Chemie, 4) Mineralogie, 5) Zoologie, 6) Botanik, 7) Anatomie, 8) Geographie, Ethnographie, Anthropologie, 9) Agronomie, 10) Medicin, 11) Hygiene.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. Rudolf Penzig: Ernste Antworten auf Kinderfragen. Ausgewählte Capitel aus einer praktischen Pädagogik fürs Haus. Berlin, Ferd. Dümmler 1897. — Festschrift zur Einweihung des Goethe-Gymnasiums in Frankfurt a. M. Hggb. vom Lehrer-Collegium. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer 1897. — Egisto *Roggero: I* racconti delin grisete. Milano, Chiesa-Amodei-Guindani 1896. — Dr. Fritz Friedmann: Erzwungene Maße. Erlebnisse und Gedanken eines Gefangenen. Deutsche Originalausgabe. Mit Bildniß. 2. Aufl. Zürich, Cäsar Schmidt 1897. — Richard Wrede: Vom Baume des Lebens. Erlebtes und Erdachtes. Berlin, Kritik-Verlag 1897. — Hugo Axt-Leonhard: 1 + 1 = 3. I. Die Natur des Organismus. Wien, Selbstverlag 1897. — Preussee: Cavalleristische Betrachtungen. II. u. III. Berlin, Wilhelm Baensch 1897. — L. Hoffmeyer: Kaiser Wilhelm der Große. Zum Gedächtniß seines hundertjährigen Geburtstages. Mit 18 Abbildungen. Breslau, Ferdinand Hirt. — Max Graf v. Lüttichau: Lose Blätter aus dem Leben Wilhelms des Großen. Jubelschrift. Leipzig, Georg Wigand. — Jahresbericht des Vereins Angehöriger des Deutschen Reiches in Siebenbürgen zu Hermannstadt für 1896. Erstattet vom Ausschuß. Hermannstadt, Vereinsverl. 1897. — Der christliche Orient. Monatsschrift, hggb. von Johannes Lepsius. 1. Heft. Jan. 1897. Westend-Berlin, W. Faber u. Comp. — P. Hermann Friedrich Schmidt: Kellners Weh und Wohl. 4. Aufl. Basel, R. Reich 1896.

Runenschrift vom Drachenfels i. d. Pfalz.

Genaue, nach dem im Museum zu Dürkheim befindlichen Originalsteine hergestellte Gipsabdrücke sind zu bestellen beim Konservator des Alterthumsvereins zu Dürkheim, Herrn Goldschmied H. Challus daselbst. Preis mässig.

Die Vorstandschaft des Alterthumsvereins:

[2161] **Dr. C. Mehlis.**

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 28. Januar. Nummer 22.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Auf den Verkehrswegen des 18. Jahrhunderts. Von W. Berdrow. — Mittheilungen und Nachrichten.

Auf den Verkehrswegen des 18. Jahrhunderts.

Von W. Berdrow.

In der gegenwärtigen Zeit, da die große Erfindung der Dampfeisenbahn, deren erste Anfänge die älteren Zeitgenossen noch erlebt haben, bereits vielen alt und überlebt erscheint und mehr und mehr von dem noch rascheren Pulsschlag der Elektricität verdrängt zu werden in Gefahr geräth, mag ein zusammenhängender Rückblick auf das Verkehrsleben desjenigen Jahrhunderts nicht uninteressant sein, welches dem des Dampfes vorausging. Um so mehr, als in den Werken der Cultur- und Sittengeschichte, selbst in den größten, die Quellen über den Verkehr und seine Gepflogenheiten in früherer Zeit so spärlich fließen, daß man sie fast übersieht.

Gerade am Beginn des vorigen Jahrhunderts, oder am Ende des siebzehnten, war in den Verkehrsverhältnissen, mindestens in denjenigen des Deutschen Reiches, ein Umschwung eingetreten, welcher sie gegenüber den früher herrschenden Zuständen geradezu ideal erscheinen ließ. Es hatte das Zeitalter der regelmäßigen Posten nicht nur für die Brief-, sondern auch für Personenbeförderung begonnen. Im Jahre 1690 wurde die erste „Ordinari-Postkalesche“ zwischen Leipzig und Frankfurt eingeführt; schon zehn Jahre zuvor war auf das Betreiben des Großen Kurfürsten eine durchgehende und „schnelle“ Personenpost von Halle über Magdeburg nach Hamburg geschaffen worden. In anderen Gegenden und Ländern sehen wir gleichzeitig oder wenig später andere Postcurse für Ordinari- und Schnellposten in der Entstehung begriffen. Was das für die Schnelligkeit und Sicherheit des Verkehr bedeutete, schätzt nur derjenige, der über die Reisewege und Gelegenheiten der weiter zurück liegenden Epoche genauer unterrichtet ist. Nicht daß man auch schon vorher nicht hätte fahren können, wohin man gewollt; aber der rein privatrechtliche Charakter der Personenbeförderung im 17. Jahrhundert ließ in Hinsicht der Langsamkeit, Unpünktlichkeit, Unsicherheit und Uebertheuerung die schlimmsten Uebelstände und Uebergriffe zu. Wie es mit der Schnelligkeit der nun eingerichteten Posten, mit der Pünktlichkeit ihres Eintreffens und dem Zustand der Wege nicht nur jetzt, sondern noch um Menschenalter weiter hinaus beschaffen war, sehen wir später; jedenfalls war dem Kaufmann und jedem, der sonst über die Mauern seiner Vaterstadt hinaus zu wirken hatte, schon viel geholfen, als am 14. November 1690 in Leipzig das uns erhalten gebliebene Bekanntmachungsplacat eines der ersten Postfahrcurse angeschlagen wurde.

Es besagt wörtlich in seinen Hauptpunkten: „Es wird jedermänniglich, absonderlich aber der löblichen Handel- und Kaufmannschaft allhier, und wem es sonst nöthig, hiermit kund und zu wissen gethan, daß . . . zu desto besserer Correspondentz, Stabilir- und Fortpflanzung der Commercien, und schleunigem Fortkommen der Reisenden . . . die geschwinde Fahrpost von hier aus über Naumburg, Jena, Weymar, Erfurt u. s. w. nach Frankfurt nunmehr angeleget sey.“ Die „Geschwinde“, für sechs Fahrgäste Platz bietend, ging am Montag und Donnerstag von Leipzig ab und bedurfte fünf Tage zu ihrer 50 Meilen langen Reise; Fortschritt genug, wenn man sie mit vielen anderen Posten vergleicht, welche noch 50 Jahre später nur mit der halben Geschwindigkeit der Leipziger Ordinari, oder mit fünf Meilen pro Tag, sich bewegten. In Frankreich hatten noch 1770 die meisten Postkaleschen keine größere Leistung als 5—6 Meilen am Tage. Zur Nachtzeit konnte bei dem damaligen Zustande der Landstraßen kein Schritt über das Weichbild der Städte hinaus gethan werden, und so bedeutete ein tägliches Fortkommen von zehn Meilen schon eine tüchtige Leistung, die allseitig mit Freuden anerkannt wurde und den Ordinariposten zu großer Beliebtheit verhalf. Freilich ließ es die jetzt und noch lange Zeit in den meisten Staaten in Taxis'schen Händen befindliche Postbehörde an nichts fehlen, um ihrer jungen Gründung ein Publicum zu sichern. Packete — sein „Felleysen oder Kuffer“ sollte ein jeder frei mitnehmen — versprach sie zu Preisen zu befördern, über welche „niemand billich Ursach haben könnte, sich zu beschweren“, allen Fracht- und Landkutschern aber wurde bei Strafen verboten, auf dieser Reiseroute Briefe oder Packete zu befördern, oder vollends „sich die Tage, welche diese Ordinari zu ihrer Abfahrt gebrauchet, von hier abzufahren gelüsten zu lassen“. Man darf nach mehreren vorliegenden Beispielen dieses Verbot als eine regelmäßige Begleiterscheinung bei der Einrichtung von Ordinariposten ansehen. Die Fahrpreise scheinen dagegen am Beginn des 18. Jahrhunderts auf den verschiedenen Cursen von einander abgewichen zu sein: zwischen Leipzig und Frankfurt zahlte man 4 Groschen, zwischen Magdeburg und Hamburg kaum 3 Groschen für die deutsche Meile, was bei großen Entfernungen stark ins Gewicht fiel. Es mögen die Preise mit der Geschwindigkeit in einigem Zusammenhang gestanden haben, ihre ungefähre Höhe entsprach dem heute in der zweiten bis dritten Eisenbahnfahrclasse bezahlten Preise.

Mit solchen Errungenschaften, die für ihre Zeit nicht klein waren, trat der Verkehr ins 18. Jahrhundert ein. Man begreift leicht, daß sich daran nicht sofort neue grundlegende Verbesserungen schließen konnten, sondern daß die Einrichtung der Ordinaripost Jahrzehnte gebraucht, um Deutschland zu durchdringen und sich auch auf die übrigen Länder Europa's, in denen es mit Wegen und Fuhrmitteln zum Theil noch schlechter aussah, zu verbreiten. Es ist auch erklärlich, daß dies um so langsamer vor sich ging, als der Zustand der Wege in vielen Staaten noch jeder Beschreibung spottete und die Einsetzung einer Ordinaripost nichts nützen konnte, so lange die Pferde

sich bei jedem Ansatze zum Traben die Beine brechen mußten. In seiner Culturgeschichte des deutschen Volkes sagt Henne am Rhyn über das Verkehrsleben dieser Zeit, zu aphoristisch leider: „Die Landstraßen waren und blieben zwar vielfach noch schlecht und unsicher; aber in manchen Gegenden, zuerst in Sachsen, wurde ihr Zustand doch schon besser; Bäume wurden an ihnen entlang gepflanzt und Meilensteine und Wegweiser gesetzt. Deutschland war das erste Land, in welchem außer den Briefen auch Packete, Gelder und Personen durch die Post befördert wurden, wenn das auch nach unsern Begriffen im Anfang noch langsam ging. So fuhr die Post von Dresden nach Berlin nur alle vierzehn Tage, nach den sächsischen Städten nur einmal wöchentlich; nach Meißen kamen in jeder Woche zwei Marktschiffe. Von Cleve nach Berlin war die Post elf Tage und Nächte unterwegs; sie legte täglich fünf Meilen zurück und machte auf jeder Station einen zweistündigen Aufenthalt." Leider fehlen diesen Bemerkungen genauere Zeitangaben, man wird aber die hier geschilderten Verhältnisse, ohne stark zu irren, in den Anfang des vorigen Jahrhunderts verlegen können. Daß es schneller laufende Posten damals gab, haben wir oben gesehen, aber man scheint diese etwa in dem Sinne betrachtet zu haben, wie unsre heutigen Eilzüge. Es gab daneben langsamere, zweifellos auch billigere und weniger bequeme Fuhrwerke, von deren Function eine Einrichtung, die neben der früher erwähnten Eilpost von Magdeburg nach Hamburg bestand, uns einen Begriff gibt. Da wurden neben den beiden wöchentlichen Eilwagen vier magdeburgische Landkutscher nach Ableistung eines „würklichen Eydes" zu Führern der „langsamen Post" erhoben, welche außer Personen, die wohlfeil reisen wollten, Frachtgüter, aber keine Briefe noch Geld befördern durften. Ihre Abhängigkeit von der Postverwaltung erstreckte sich nur darauf, daß sie für jede gefahrene Person, der ein Schiffspfund (3 Centner) Ladung gleichgesetzt wurde, sechs Pfennig pro Meile an die Post abzuliefern hatten.

Neben diesen Posten blieben natürlich alle älteren Methoden des Reisens ungestört in Uebung. Der arme Mann ging zu Fuß, der Bürger ritt zumeist, vornehme Herrschaften und Damen bedienten sich der Sänfte, der Luxus eigenen Gespannes war nicht ganz selten, und wer der Rosse entbehren mußte, aber einen Wagen entleihen konnte, dem stellte der Posthalter die Pferde von Station zu Station, freilich wohl gegen ziemlich bedeutenden Entgelt. Das letztere Verfahren mochte den Behörden am wenigsten zusagen, da die Pferde, der Obhut des Postmeisters entzogen, nicht selten in ziemlich abgejagtem Zustande oder halb ruinirt wieder zurückgeschickt wurden. Man hört von Klagen der Posthalter über „dermaßen krumm und übel zugerichtete Pferde, daß, wieviel man deren auch hielte, kaum ein gerades übrig sei, die Ordinari fortzuführen." Es war eine rauhe Zeit, und die Postillone, dem guten oder bösen Willen übermüthiger, oft berauschter Passagiere fast preisgegeben, hatten einen schweren Stand. Nicht nur, daß weder sie noch ihre Thiere vor brutaler Behandlung von seiten der Fahrgäste geschützt waren: es war nicht einmal ganz selten, daß Todtschläge auf der Post vorfielen; Bedienstete, die sich weigerten, auf jedes Ansinnen ihrer Passagiere wegen der Schnelligkeit oder in anderen Dingen einzugehen, waren erstochen, „oder doch schwerlich verwundet worden". Es war in der Mitte des 18. Jahrhunderts schwer, Leute für den gern gemiedenen Stand der Postillone zu werben, und eine der bezüglichen Strafordnungen klagt darüber, wie sehr dieses „boshafte und unwillige" Verfahren des reisenden Publicums „dem Kaiserlichen Postregali hochpräjudicir- und nachtheilig, der allgemeinen Correspondenz, zumal in den Kriegszeiten, überaus verhinderlich falle". Wir wollen gern glauben, daß dergleichen überhaupt durch die Kriegsläufte des 18. Jahrhunderts entstanden und immer wieder genährt worden ist, aber ein wie grelles Licht wirft diese, durch ein ganzes Jahrhundert sich hinziehende Kette von Klagen, Verordnungen, Strafandrohungen und Gesetzen auf die ohnmächtige Justiz des alten Deutschen Reiches! Noch 1768 erging von Joseph II., weil ihn „des Fürsten von Taxis Liebden gehorsamst angeruffen und gebetten, sein Kaiserliches Amt mit nachdrücklichem Ernst anzuwenden", ein solcher Erlaß.

Inzwischen konnte die Ausbreitung der Postverbindungen durch solche Uebelstände nicht verhindert werden. Neue Postcurse, mitunter hundert, ja mehrere hundert Meilen lang, wurden Jahr für Jahr eingerichtet, und besonders in den Knotenpunkten des Handels entwickelte sich ein nach festen Regeln geordneter Verkehr, der des großartigen Zuges nicht entbehrte. So betrug die Zahl der in Augsburg wöchentlich ankommenden und abgehenden Posten zwischen 50 und 60; an manchen Tagen, wie Sonntag und Donnerstag, rollten nicht weniger als 12 Ordinariposten, gehend oder kommend, durch die Thore der alten Kaufstadt und ihre Curse führten nach Frankfurt und bis in die Hansastädte, nach Oesterreich und Italien, ja bis Holland und Spanien. Verhältnißmäßig spät scheint die Postkalesche ihren Eingang in Oesterreich gefunden zu haben: erst 1748 wurde auf der so wichtigen Linie von Wien nach Regensburg eine Ordinaripost eingelegt, welche einmal wöchentlich, wie es scheint in drei Tagen, also sehr schnell, die 54 Meilen lange Strecke zurücklegte und Passagiere für 18 Gulden beförderte. In Brandenburg und Preußen war zu Beginn des 18. Jahrhunderts manches für gute Verbindungen gethan worden, aber die schweren Kriege Friedrichs des Großen hatten, wie alle Gewerbe, so auch Verkehr und Post in ihrer Entwicklung gestört, und erst nach der Beendigung des siebenjährigen Krieges setzte der König viel Mühe daran, durch regelrechte Postcurse den Gang der Geschäfte in seinen Ländern wieder zu heben. Abwechslungsreiche Züge lassen sich aus der ganzen ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, was das Verkehrsleben betrifft, kaum berichten, so daß wir nach dem bis jetzt Gesagten einstweilen einmal auf die Verhältnisse, wie sie in demselben Zeitraum in den außerdeutschen Ländern lagen, einen kurzen Blick werfen.

Von Frankreich sagte man am Ende des 17. Jahrhunderts, daß es die besten Verkehrsmittel seiner Zeit besitze. Aber sie waren trotzdem nicht sonderlich rühmenswerth. Als Ludwig XIV. im Jahre 1680 von Paris nach Chalons reiste, hielt er unterwegs fünf Nachtlager, war also sechs Tage auf einer Strecke von kaum 30 Meilen unterwegs. Da es sich hier nicht um einen Postcurs, sondern eine in den Mitteln des Fortkommens unbeschränkte Privatreise handelt, so konnte es nur der trostlose Zustand der Straßen sein, der ein schnelleres Fortkommen verbot. Trotzdem gab es auch hier schon seit langer Zeit eine Art von Posten, die Packete und Personen von Stadt zu Stadt beförderten, und im Gegensatze zu der Behauptung Henne's am Rhyn, daß in Deutschland dies zuerst der Fall gewesen sei, vernehmen wir, daß die Messageriekarren von Paris nach vielen Städten Frankreichs schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gingen. Freilich mußten sie sich noch 1686 nachsagen lassen, daß sie weder anständig, noch bequem wären, den Regen auf die Passagiere laufen ließen und mit schneckenhafter Langsamkeit gingen; in der That war wohl zum Beginn des 18. Jahrhunderts keine Route vorhanden, die mit mehr als 5 Meilen pro Tag hätte befahren werden können. Dann begann sich das zu ändern; Ludwig XIV., der in seinem Leben so viel Zehntausende als Sklaven seiner persönlichen Wünsche hatte arbeiten lassen, mochte zuletzt auch für sein

Digitized by Google

zu Boden gestrecktes Land noch einen Gedanken übrig haben — oder war es das Verdienst eines seiner Minister, genug, etwa seit 1700 begannen in Frankreich jene Straßenverbesserungen, die ein Jahrhundert und darüber hinaus angedauert haben und deren Ende und Glanzpunkt, kurz vor der Erfindung des Schienenweges, die Wegebauten Napoleons bedeuten. Die französische Polizeivorschrift vom 26. Mai 1705, welche zum erstenmal anordnete, daß bei Neuanlage öffentlicher Landstraßen die gerade Richtung jeder anderen vorzuziehen sei, selbst wenn sie die Straße über das Eigenthum privater Grundbesitzer hinwegführe, muß wahrscheinlich als der Anfang dieser neuen Aera des Verkehrs in Frankreich betrachtet werden. Die Folgen mochten sich bald bemerkbar und Ludwig XIV. erlebte es noch, daß die alten Messageriekarren des 17. von dem typischen Postwagen des 18. Jahrhunderts in Frankreich, der Diligence, abgelöst wurden. Diese „fliegenden Kutschen", weit entfernt allerdings, nach dem Eintritt der Dunkelheit noch einen Schritt weiter zu fahren, kamen wenigstens bei Tage rasch vorwärts; auf dem Curse von Paris nach Lyon legte die Diligence jetzt 13 Meilen täglich zurück und kam in fünf Tagen ans Ziel. Freilich fehlten vorläufig noch alle Erfahrungen, wie Wege gebaut und unterhalten werden müßten, und die Begründung des „corps des ponts et chaussées" im Jahre 1716, eine der ersten Regierungshandlungen der Regentschaft, ist für den ganzen französischen Verkehr im höchsten Grade folgenreich geworden. Ja sie hat weit über Frankreich hinaus gewirkt; zeigt doch die Bezeichnung unsrer deutschen Landstraßen mit fester Decke, unsrer „Chausseen", deutlich genug, woher unsre Erfahrungen im Wegebau stammen.

Ein Blick auf England in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zeigt um nichts bessere, eher noch trübere Zustände. Walter Scotts lebenstreue Schilderungen lassen jeden, der sie gelesen, einen klaren Begriff von der Trostlosigkeit bekommen, die dort an der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts rücksichtlich des Verkehres herrschte. Es gab wenige Dinge, die sich als Landstraßen bezeichnen ließen. Die Truppenmärsche von 1715 gaben den ersten Anstoß, wenigstens einige rohe Verbesserungen vorzunehmen. Viel war auch damit nicht gethan: der Zustand der Straßen vor 1750 kann nicht besser gekennzeichnet werden als durch den Umstand, daß 20 Centner Kaufmannsgüter, von London nach Oxford gefahren, 12 Pfund Sterling, oder 10 Mark auf die deutsche Meile, Fracht kosteten. Die Steinkohle entwerthete sich, wenn sie weiter als vier deutsche Meilen von ihrem Ursprung gefahren werden sollte. Von London nach York fuhr man nach 1760 in vier Tagen, wenn man die schnellste Post gebrauchte.

Ein wesentlicher Fortschritt gegen alle bisher geschilderten Zustände konnte erst erreicht werden, nachdem der Zustand der Straßen soweit gebessert und die Anzahl und Leistung der Postholtereien derart vermehrt worden war, daß man Tag und Nacht ohne langen Aufenthalt weiterfahren konnte. Das scheint überall erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts der Fall gewesen zu sein. Eine Schilderung der Verkehrsverhältnisse und Reisegelegenheiten in Berlin, wie sie, vom alten Fritz in der letzten Zeit seiner Regierung geschaffen, vor 100 Jahren unter seinem Nachfolger bestanden, wird wenige Züge aus dem Verkehrsleben eines Knotenpunktes am Ende des 18. Jahrhunderts vermissen lassen. Berlin war damals das Verkehrscentrum von Preußen nicht weniger als jetzt. 18 Postcurse erstreckten sich von ihm aus durch die ganze Monarchie, und da selbst auf den ausgedehntesten mindestens zwei, auf den kürzeren und wichtigeren Cursen vier, ja sechs fahrende Posten in jeder Woche kamen und gingen, so hielten ihrer wöchentlich wohl 100—150 ihren Ein- oder Auszug durch die Berliner Thore. Daneben kamen und gingen täglich reitende Posten, einfach „Reitende" genannt, zur Beförderung eiliger Sendungen, von denen freilich dann jedes Loth das Porto eines gewöhnlichen Briefes zu tragen hatte. Die Personenposten gingen rasch und, solange das Wetter es erlaubte, auch pünktlich; Tag und Nacht auf dem Wege, legten sie in drei Tagen die Fahrt nach Königsberg, mit 84 Meilen den längsten preußischen Curs, zurück; die Clevische Post, nur 11 Meilen kürzer, fuhr $2^1/_2$ Tage, so daß täglich gegen 30 Meilen gemacht werden mußten. Nur bei guten, trockenen Wegen war das möglich; sobald Regen und Frost sie verschlechterte, die unüberbrückten Ströme schwellte oder gefrieren ließ und den Fährendienst unterbrach, waren tagelange Verzögerungen die Folge. Die „Reitende" mochte eher durchkommen, obwohl der Winter auch die besten Wege nicht selten grundlos machte. Uebrigens waren mit der Geschwindigkeit auch die Preise gewachsen: von Berlin nach Königsberg zahlte man im Jahre 1795 nicht weniger als 21 Thaler 3 gute Groschen, also bereits das Doppelte des Durchschnittspreises, der 100 Jahre früher galt. Daß man damals jeden Brief auf die Post tragen mußte, wo die Taxirung erfolgte, darf ich als bekannt voraussetzen.

Selbst diese besseren Fahrposten haben damals ein früher noch mehr beliebtes Verkehrsmittel, das Flußschiff, nicht zu verdrängen vermocht. Der Berliner Buchhändler Nikolai schrieb, als er um die eben geschilderte Zeit seine große Reise durch Deutschland machte, wegen der Schiffsverbindung zwischen Regensburg und Wien an seinen gelehrten und reisekundigen Freund, den kais. Rath Brettschneider in Ofen, aus dessen interessantem Antwortbriefe einige charakterisirende Stellen hervorgehoben werden mögen: „Alle Sonntage geht ein Ordinarischiff von Regensburg nach Wien, das etwa, wenn der Wind nicht conträr ist, Donnerstag Vormittag in Wien ankommt. Auf diesem zahlt die Person mit Bagage 1 Dukaten, und wenn Sie einen Wagen haben, etwa 2 Gulden Reichsmünze für denselben besonders. Das sage ich Ihnen aber im voraus, daß Sie mit dieser Gelegenheit unbequem fahren, keine Kajüte für sich allein haben und sicher Ungeziefer mit nach Wien bringen. Wollen Sie ein eigenes Schiff nehmen, das würde Ihnen 12 bis 15 Dukaten kosten. Aber das beste, was Sie thun können, ist folgendes. Schicken oder gehen Sie zu dem bayerischen Schiffsmeister Keller (in Regensburg). Wollen Sie ihm einen Gruß von mir melden, so können Sie sich auch gleich des Preises wegen auf mich berufen. Dann zahlen Sie nur 35 Gulden Reichsmünze, oft, wenn mehr Personen mitgehen, noch weniger, ja ich bin sogar einmal für 12 Gulden mitgefahren. Dieser Mann nimmt sogleich ein besonderes Schiff und fährt in drittehalb Tagen nach Wien."

In Frankreich hatte sich inzwischen der Fortschritt in ähnlicher Weise wie in Deutschland vollzogen. Ja der Bau der Landstraßen, die hier, gleich den späteren Eisenbahnen, wesentlich ein von Paris ausstrahlendes Radialsystem darstellten, war noch der Erziehung eines tüchtigen Ingenieurstammes in der école des ponts et chaussées hier gründlicher und energischer als in irgend einem anderen Lande verwirklicht worden. Der Staat hat im Laufe des 18. Jahrhunderts 800 Millionen Francs für Straßenbauzwecke geopfert, und selbst in unserm Jahrhundert hat das Land neben dem Ausbau seines Eisenbahnnetzes noch eine Milliarde für den Straßenbau ausgegeben. Die Erfolge schienen dem anfangs nicht zu entsprechen. Unter der langen Regierungszeit Ludwigs XV. wird außer der gleich in den ersten Jahren um etwas erhöhten Schnelligkeit der Posten kein erheblicher Fortschritt gemeldet. Erst kurz nach dem Regierungsantritt seines Nachfolgers führte der Minister Turgot die Nachtwagen ein, deren erste im Jahre 1775 ihren Dienst begannen. Der Erfolg war eine verhältnißmäßige Beschleunigung des Reisens: man gelangte jetzt

von Paris, wo fast alle Postcurse begannen oder endeten, nach Besançon in drei Tagen; noch ein Jahr früher hatte die Diligence mehr als eine Woche dazu gebraucht. Die im Umkreise von 15 bis 20 Meilen liegenden Städte wurden in einem Tage erreicht. Die Turgotinen, wie der Franzose die neuen Gefährte, die übrigens jetzt auch besser den glatteren Straßen angepaßt waren, ihrem Schöpfer zu Ehren nannte, pflegten Nachts zwölf Uhr Paris zu verlassen, aber die Schnelligkeit, welche wir am Ende des vorigen Jahrhunderts den Berliner Fahrposten nachrühmen müssen, scheinen sie nirgends, trotz der unzweifelhaft besseren französischen Straßen, erreicht zu haben. Allerdings konnte jetzt, wer rascher vom Fleck kommen wollte, Extrapost erhalten, die die gewöhnlichen Nachtwagen im Fortkommen weit übertraf. Die Einführung der Feder am Wagengestell bedeutete eine große Bequemlichkeit und trug viel zur Schonung der Gesundheit auf Reisen bei. Aeltere Gebräuche wurden durch alle diese Verbesserungen keineswegs außer Uebung gesetzt; noch 1745 hören wir, daß der junge Marmontel den Weg von Toulouse nach Paris auf einem vormals viel benutzten Verkehrsmittel, in der Eselsänfte, die zwischen zwei Maulthieren aufgehängt wurde, zurücklegte. Die Wagen hatte man schon vor den großen Wegebauten, je nach der Wohlhabenheit ihrer Besitzer, bequem und sogar prunkvoll ausgestattet; jetzt erhielten die besseren Privatfuhrwerke soviele Zuthaten des Luxus und der Bequemlichkeit, daß der Bürger über die Zunahme der Pracht in den höheren Ständen den Kopf zu schütteln begann. Der große Reisewagen Richelieu's mochte ein Muster für diese Art sein; er besaß alle Erfordernisse, die dem Staatsmanne unterwegs zur Arbeit, zur Ruhe oder Pflege vonnöthen waren, Richelieu pflegte selbst während der Fahrt in dem Reisebette zu schlafen, und für die Mahlzeiten wurde ein Buffet von einigen Gängen, die man wärmen konnte, mitgeführt. In den Herbergen mochte es darum um so schlechter aussehen: als 1789 von Troyes die Deputirten des dritten Standes nach Paris kamen, hielten sie es nicht für überflüssig, in die Weltstadt ihre eigenen — Betten mitzunehmen. Jedenfalls steht fest, daß am Ende des vorigen Jahrhunderts, wie in Deutschland, so auch in Frankreich viel, gern, und nicht nur aus zwingenden Gründen der Politik oder des Handels gereist wurde. Für eine Oper, für ein Fest reiste man, wenn wir einem halb anklagenden, halb bewundernden Ausruf eines Zeitgenossen (Mercier) glauben, fünfzig und auch hundert Meilen weit. „Man reist ohne Noth, ohne Geschäfte, unter den geringfügigsten Vorwänden! Dank dem fortschreitenden Wegebau vervielfältigen sich unaufhörlich die Verbindungen von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz. Nichts geht freilich über eine gute englische Berline, die, mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet, anhält und weiterfährt, wann man will."

Die in dem letzten Satze liegende Berufung auf die überlegenen englischen Verkehrsverhältnisse hatte ihre Berechtigung, denn so sehr England in der ersten Hälfte des Jahrhunderts mit seinen Verkehrsmitteln hintangestanden hatte, so glänzend war seine Stellung in der zweiten Hälfte und besonders im letzten Drittel. Bevor jedoch dieser Aufschwung und seine Gründe des näheren betrachtet werden, mag ein Blick auf die Verkehrsmittel von Interesse sein, die im 18. Jahrhundert England mit dem Festlande und der Welt überhaupt verknüpften. Das 1735 in Hannover erschienene Büchlein des D. J. R. Küchelbecker: „Der noch Engelland reisende curieuse Passagier", gibt darüber einige Nachricht. Wer aus Frankreich nach England zu gehen beabsichtigte, „embarquirte sich zu Calais auf das Paquet-boat", welches Verfasser für das bequemste, schnellste und seiner Größe und Stärke wegen sicherste Fahrzeug des Canals hielt. Die Schnelligkeit war natürlich von Wind und Wetter abhängig, „weil aber das Paquet-boat ordentlich mit der Ebbe ausläuft und mit der Fluth nach Engelland getrieben wird, so kann man, wenn der Wind nur passable ist, in 6—8 Stunden in Douvre sein". Man konnte auf dem Schiffe Verpflegung, auch Betten bekommen — „allein es ist alles sehr theuer", setzte der Berichterstatter hinzu. Weniger als die französische, glaubt der „Curieuse" die holländische Route nach England empfehlen zu sollen. „Diejenigen, so von Holland nach Engelland wollen, embarquiren sich gemeiniglich zu Helvoet-Schluys, ohnweit Rotterdam, von dannen man, wenn der Wind gut ist, in achtzehn bis vierundzwanzig Stunden nach Harwich in Engelland sein kann. Jedoch weiß ich auch, daß man zuweilen zwei bis drei Tage zugebracht hat, ehe man hinüber kam. Es ist solches eine kleine Stadt, zur Seefahrt sehr avantageux gelegen, von wannen das engtische Paquet-boat wöchentlich zwei mahl nach Holland geht." Heute dauert hier die Fahrt auf den prachtvollen Schiffen der belgischen Regierung etwa sechs Stunden. Zu bezeichnend für den damaligen Zustand des internationalen Verkehrs, um sie hier auszulassen, ist endlich folgende Bemerkung in dem angeführten Buche: „Zu merken ist, daß sich ein Passagier, wenn er aus Frankreich weggehet, wegen des Geldes wohl in Acht nehmen muß. Denn auf den Gräntzen wird man allezeit visitiret, oder wenn die Visitatores discret sind, nur gefragt, was man vor Geld bey sich habe, da muß mann dann seine Baarschaft herweisen. Was über fünf Louis d'or ist, wird weggenommen, es mag französisches, teutsches oder englisches Geld sein. Sind die Kerl grob und greifen einem in die Schubsäcke, so muß man es leyden, auch geschehen lassen, daß die Coffre durchsuchet werden. Daher muß man nicht über fünf Louis d'or, sondern Wechselbriefe zu sich nehmen. Reiset man aus Engelland, so gehet es ebenso, doch werden allda sechs Guinées mitzunehmen erlaubet."

Auf solche Art kam man 1735 nach England. Wie es im Lande damals aussah, ist bereits in Kürze beschrieben, doch nahten sich jene Zustände der Weglosigkeit bereits ihrem Ende. Max Maria v. Weber, seinerzeit wohl der beste deutsche Kenner des englischen Verkehrslebens, hat die Periode der Umwandlung, ebenso wie jene spätere der Schöpfung der Eisenbahnen, gern und mit Begeisterung geschildert; ihm gefiel die englische Methode, Canäle, Straßen, Brücken und später die Eisenbahnen aus der Privatinitiative weit blickender Gründer heraus und mit dem Genie einzelner, zur rechten Zeit entstandener technischer Heroen zu bauen, ungleich besser als die centralisirten Staatsbauten der Franzosen und ihrer gelehrten école des ponts et chaussées. Die Männer, welche in England in einem halben Jahrhundert, ohne Vorarbeiten oder Muster, an denen sie sich hätten bilden können, fast aus nichts ein dichtes Netz so prächtiger, Berg und Thal, Ströme und Meeresbuchten gleichsam überfliegender Straßen schufen, waren Metcalfe, Macadam und der durch seine schwindelnd hohe und stolze Menai-Kettenbrücke berühmte Telford; drei Meister des Wegebaues, deren Namen in England nie vergessen werden und auf dem Continent bekannter sein sollten, als sie es sind. Auf diesen glatten, breiten, gemächlich sich über alle Hindernisse windenden oder sie in dem kühnem Schwung einer Brücke nehmenden Landstraßen war die Nacht so wenig ein Hinderniß wie die Schwere der Frachten. Der Umsatz der Güter hob sich in wenigen Jahren auf ein vielfaches, an Stärke nicht minder als an Länge der Transporte. Der Personenverkehr dagegen drängte, je mehr die Wege sich vervollkommneten, um so mehr nach Beschleunigung, und auch ihm wurde man um die Wende des Jahrhunderts, und immer besser, je näher die Welt

Digitized by Google

dem eisernen Dampfroß und seinen Schienenstraßen rückte, von denen sie noch nichts ahnte, gerecht. Ich lasse v. Weber selbst das Wort, um diese letzte und höchste der Eisenbahnepoche vorangehende Phase des Verkehrs kurz zu charakterisiren, zumal sie in keinem anderen Lande so prägnant, wie in England, zum Ausdruck gelangte.

„Die Pferdezucht wurde auf alle Weise gehoben, die Methoden der Behandlung dieser Thiere bei schnellem Dienst sorgsam studirt und das System der Eilkutschen sorgsam entwickelt. Die Wege, nach Telfords, Metcalfe's und Macadams System construirt, wurden immer rationeller ausgelegt, die Relaisstationen praktischer vertheilt und so für die Schnellbewegung durch animalische Kraft ein Maximum von zwei deutschen Meilen in der Stunde erreicht. Hier hatte die Leistungsfähigkeit des Locomotionsmittels und damit auch diese Bestrebungen ein Ende, durch die nicht allein dem Reise- und Postverkehr, sondern auch der ganzen Landwirthschaft enorme Hebung zutheil geworden war. Am Schlusse der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts durchzogen in mehr als hundert Richtungen auf vortrefflichen Straßen prachtvoll bespannte, bequeme Postwagen und Stagecoaches mit einer durch die Concurrenz immer gesteigerten Geschwindigkeit das Land, derengleichen die Welt noch nicht gekannt hatte und die der Stolz und die Freude jedes Engländers waren." Erwähnt man daneben noch die von Jahr zu Jahr wachsende Zahl der Canäle, die seit Briedley in Thälern und Bergen keine Hinderuisse mehr fanden, und zwar nicht dem eiligen Reisenden, aber dem großen Massenverkehr der Güter, welche die erwachende Industrie und der Boden Englands erzeugte, unbeschränkte Freiheit gaben, so leuchtet es ein, daß die gleich darauf fertig aus einem Kopfe springende Eisenbahn nicht einer Nothlage des Verkehrs entsprungen ist, sondern in eine Zeit vollen, kräftigen Aufblühens fiel, was dann allerdings auch ihr wieder zugute kam.

Werfen wir noch einen schnellen Blick auf Deutschland zurück, um zu sehen, was hier die letzten, der Eisenbahn vorausgehenden Jahrzehnte brachten. Der Verfasser des kleinen Culturbildes „Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren", Dr. O. Bähr, hat über das Verkehrsleben der zwanziger Jahre einige kurze Mittheilungen gemacht, aus denen hervorgeht, daß es sich zwar nicht an Schnelligkeit, aber an Zahl der Gelegenheiten gegen den Stand am Ende des 18. Jahrhunderts merklich gehoben hatte. Im Jahre 1827 zeigte der Vater des Verfassers dem zehnjährigen Knaben auf dem Posthofe von Kassel einen großen zwölfsitzigen Wagen: „Siehe, das ist der neue Eilwagen; der fährt in 24 Stunden nach Frankfurt." Es ist das eine Strecke von 25 Meilen, welche in der Woche zweimalige Eilpostverbindung besaß. Später gingen die Wagen sogar zweimal täglich in 20 Stunden, was ebenso sehr für den regen Verkehr wie die Güte der Straßen spricht. Was den Preis anlangt, so fuhr man damals, ebenso wie um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts, ungefähr vier Meilen für einen Thaler; ein Tarif, der sich auf den meisten Postrouten bis heute erhalten hat, obwohl er reichlich dem Preise für die erste Classe bei Schnellzügen entspricht. — Von Berlin nach Kassel ging die Eilpost auch zweimal in der Woche in dritthalb Tagen.

Noch immer vermochten diese Verkehrsmittel weder der Bequemlichkeit derer, die zu ihrem Vergnügen reisten, noch der Eile derer, die wichtige Geschäfte nach entfernten Orten vermittelten, zu genügen. So mußten zwei Einrichtungen der guten alten Zeit selbst neben den besten Postverbindungen sich weiter erhalten, bis Eisenbahn und Telegraph sie aus dem Verkehrsleben der Neuzeit endgültig verbannt haben. Es waren der eigene Reisewagen und die reitende Staffette, der „Courier". Der erstere war im Besitze fast jeder vornehmen, wohlhabenden Familie und wurde, genau wie in früheren Zeiten, mit eigenen Pferden gefahren, wenn man diese besaß und langsam reisen wollte; galt es jedoch ein rasches Fahren ohne große Ruhepausen, so standen Pferde und Relais auf den Poststationen zur Verfügung. Wer einen eigenen Wagen nicht besaß und doch auf den Zwang der Post nicht beschränkt sein wollte, der erhielt leicht einen geborgt, und wenn größere Gesellschaften auf diese Art reisten, so wurde es, neben der größeren Ungebundenheit, schwerlich kostspieliger als die Post. — Der Courier war sowohl eine Institution der Post zur Erledigung eiliger Briefsendungen, als eine Bequemlichkeit und sogar Nothwendigkeit, obschon eine sehr theure, für hervorragende Handelshäuser, deren Finanzspeculationen nicht selten mit der Schnelligkeit der Nachrichten, welche sie aus den Centren der Politik und des Handels erhielten, standen oder fielen. Große Frankfurter Häuser erhielten durch ihre eigenen Couriere Nachrichten aus London und Paris so gut wie aus Wien und Berlin. Kleine Banken und Makler, die den Aufwand eigener Boten nicht erschwingen konnten, suchten immerhin noch an den Nachrichten der Großen ihres Faches zu profitiren. Man beborchte nicht allein die Häuser der letzteren, um nach dem Eintreffen eines Couriers blind den Maßregeln zu folgen, welche die großen Banken an der Börse trafen, sondern man suchte in noch weiterem Umfang zu spioniren. In Gattersheim bei Frankfurt, wo die von Westen kommenden Boten den letzten Pferdewechsel hatten, hielten viele Frankfurter Kaufleute ständige Spione zur Erkundung der eintreffenden Couriere. Ein Schleier blieb allerdings immer über das Thun der Großbankiers gebreitet, bis ihn die Zeit lüftete. So war z. B. im März 1815 eine starke Panik an der Börse zu Frankfurt ausgebrochen, als Rothschild umgehend nach dem Eintreffen eines Couriers aus Paris große Verkäufe einleitete, von denen niemand Grund noch Umfang oder Ende erfuhr. Nach zwei unendlich spannungsvollen Tagen traf endlich der Moniteur aus Paris ein mit der schicksalsschweren Nachricht: „L'ogre de Corse a debarqué à Cannes."

Zu den letzten Staaten, wenn es um einen Fortschritt im Verkehrsleben, sei es hinsichtlich des Reisens selbst oder der Grenz-, Paß- und Zollschwierigkeiten sich handelte, scheint allezeit Oesterreich gehört zu haben. Ein humoristisches kleines Reiseabenteuer, von Schopenhauer auf der großen Reise durch Europa, die er 1803 und 1804 mit den Eltern unternahm, zu Papier gebracht und alle diese künstlichen Schwierigkeiten des Verkehrs, die den natürlichen muthwillig hinzugefügt wurden, drastisch beleuchtend, möge darum diese Bilder aus dem Reiseleben vor der Eisenbahnzeit beschließen. Es war in Braunau an der Salza, wo die Reisenden von Bayern aus die schwarzgelben Grenzpfähle erreichten — und nicht überschreiten durften.

„Ein halbes Dutzend Kanzelei- und Polizeidiener buchstabirten, sobald wir angekommen waren, mit der scrupulösesten und wichtigsten Miene von der Welt an unserm Passe und es ward befunden, daß derselbe, obwohl vom Senate der unter kaiserlichem Schutz stehenden Reichsstadt ausgestellt, von keinem österreichischen Gesandten visirt, folglich ungültig sei; denn in Oesterreich haben die Zeugnisse fremder Regierungen keinen Credit. Der Paß, der überall gut gewesen war, der in Ländern gegolten hatte, wo des Krieges und der schwankenden Regierung wegen die Vorsicht in diesem Stück nothwendiger ist, als in dem unbedeutenden, verarmten und ausgesogenen Oesterreich, dessen Regierung dem Himmel danken sollte, wenn ein Fremder sein Geld dort verzehren kommt, — der Paß war hier nicht gut. Ich ging sogleich zum Polizeicommissar, wir bataillirten eine Stunde mit ihm: nichts wollte helfen,

Digitized by Google

es war kein Ausweg als entweder umkehren, was wir vor vier Jahren einmal unter ähnlichen Umständen gethan hatten, oder eine Estaffette um einen Paß nach Wien zu schicken und uns zu entschließen, sechs Tage in Braunau zuzubringen. Das letztere ward beschlossen; die Staffette mußte sogleich aufsitzen, und wir waffneten uns mit Geduld. Nachdem die Mauth alle unsre Koffer durchwühlt, wurde unser Wagen in Beschlag genommen, mit der Anzeige, daß er nicht anders als unter Vorzeigung eines österreichischen Passes herausgegeben würde. Es währte denn wirklich eine volle Woche, bis die couriermäßig bezahlte Staffette zu Fuß, in Gestalt eines alten Weibes mit dem Passe aus Wien ankam."

Es hat lange gedauert, bis solche nebst hundert anderen polizeilichen, politischen und sonstigen Bedenken gleich den natürlichen Schwierigkeiten der schlechten Wege und mangelhaften Verkehrsmittel vor der anwachsenden Höhe der Reiselust und Nothwendigkeit aus dem Wege geräumt werden konnten. Erst die Eisenbahn hat seit zwei Menschenaltern die letzten Schranken der freien Bewegungslust des Menschen nach und nach zerbrochen, und auch sie hatte in ihrem ersten Jahrzehnt noch schwer unter den Vorurtheilen beschränkter Behörden und unter der Einschnürungspolitik mittlerer und kleiner Regierungen zu leiden.[1])

Mittheilungen und Nachrichten.

a. Publicationen historischer Vereine.

1) Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. 22. Jahrgang. Augsburg 1895. J. A. Schlosser. Der neue Band enthält a) eine werthvolle Abhandlung von Oberamtsrichter Franz Weber „Zur Vor- und Frühgeschichte des Lechrains" mit einer übersichtlichen Kartenskizze; u. a. wird darin unter Hinweis auf die Aufsätze des Kaasaeus Schrott in diesen Blättern (Nr. 171, 1874 und 157, 1875) ausgeführt, daß die berühmte Welfenburg Gunzenle nicht im Buchstall bei Kissing, sondern auf dem Peters- oder Kirchberg dortselbst zu suchen sei. b) „Die poetischen und historischen Schriften eines Augsburger Bürgers an der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts", von Max Radlkofer; dieser „Bürger", wie er sich selbst nennt, ist Samuel Dilbaum, Letzter an der Lateinischen Schule bei St. Anna, Hausbesitzer, Krämer und Briefmaler, bemerkenswerth als Historiker und Publicist in Versen und in Prosa, namentlich über die „Türkischen Neuigkeiten". c) „Markwart von Randeck, Bischof von Augsburg und Patriarch von Aquileja", II. Theil: Markwarts Augsburger Episkopat (1348—1365), von Dr. Fr. X. Glasschröder, worin namentlich das Wirken des bedeutenden Staatsmannes als Reichs- und Landesfürst und als Reichsstatthalter in Italien (1355—1356) geschildert wird. d) „Die Kirche der Heiligen Ulrich und Afra zu Augsburg." Beitrag zu ihrer Geschichte, hauptsächlich während der romanischen Kunstperiode, von Professor Dr. J. A. Endres (mit 2 Plänen), der erste Versuch einer Reconstruction der ursprünglich romanischen Klosterkirche, einer Doppelbasilika und kunstgeschichtlichen Abnormität, die für Augsburg jedoch keine bestimmende Erscheinung bietet, da dort noch zwei zweischiffige Kirchen vorhanden sind: die ehemalige Katharinen-Kirche, jetzt Gemäldegalerie, und die ehemalige Dominicaner-Kirche. e) „Beschreibung der Römerstraße von Augsburg nach Neumbach", von Major a. D. J. Schuster. Seit mehreren Jahren widmet sich der Verfasser eifrigst der Erforschung der von Augusta Vindelicorum nach allen Richtungen ausgehenden Römerstraßen und hat schöne Erfolge aufzuweisen. Die Beigabe eines Kartenausschnittes aus den einschlägigen Blättern des topographischen Atlas wäre sehr erwünscht.

---

[1]) Da die thatsächlichen Unterlagen zu den in der vorliegenden Arbeit geschilderten Verhältnissen in Form kleiner und kleinster Mittheilungen, Auszügen aus Briefen und Archiven an hundert Stellen gesucht werden mußten, so war es nicht möglich, überall die Quellen, denen dies und das entnommen, anzuführen. Ich erwähne deßhalb hier, daß neben den in der Arbeit beiläufig genannten Werken besonders die letzten Decennien der „Deutschen Verkehrszeitung" und das „Archiv für Post und Telegraphie" viele der hier zusammengetragenen Thatsachen zuerst und in Form kleiner Notizen und Mittheilungen gebracht haben.

2) Jahresbericht des Historischen Vereins Dillingen. 7. und 8. Jahrgang, 1894 und 1895, mit 4, bezw. 5 Tafeln Abbildungen und je 2 Plänen. Dillingen 1895 und 1896. Dieselben enthalten verschiedene kleinere Abhandlungen von localgeschichtlichem Werthe, ferner Referate über die Thätigkeit des sehr rührigen Vereins mit dem Spaten, welchem sehr bedeutende Ergebnisse zu danken sind. Bei Zöschingen wurden 13 Grabhügel der Hallstattperiode, bei Kicklingen 6 Grabhügel geöffnet; die Zahl der auf dem Reihengräberfelde bei Schretzheim geöffneten Gräber beläuft sich nunmehr auf 185 und noch ist kein Ende des Friedhofes abzusehen. Einzelnen der im letzten Jahre erhobenen Funde kommt besondere Wichtigkeit zu, weil sie ein Hereinragen römischer Cultur bis in das 6. und 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung beweisen; hiezu treten Anhänge an die longobardische Kunstübung. Besonders interessant sind 2 Speereisen mit leichter Versilberung der Flächen und die große Zahl punktirter Goldfibeln und Halsketten. Das Gräberfeld von Schretzheim kann als eines der reichsten unter jenen der fränkisch-alamannischen Zeit bezeichnet werden. Die bedeutendste Leistung des Vereins bildet die Ausgrabung des Faiminger Castells durch Lehrer Scheller. Es stellte sich nämlich heraus, daß das den Donauübergang beschirmende römische Werk aus einem Cohortencastell zu einem Legionestandlager erweitert wurde (wahrscheinlich unter Caracalla).

3) Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte, herausgegeben von dem Historischen Verein von Oberbayern. 48. Band. Die „Geschichte des Schlosses Eurasburg und seine Besitzer", von Graf K. v. Rambaldi, berichtet über eine bis zu den Anfängen des Burgenbaues hinaufreichende Burg im Loisachthale; Prof. Dr. H. Reallinger liefert einen nachgelassenen Beitrag zur Geschichte des Unterrichts: „Ueber das Volksschulwesen der Stadt Landsberg am Lech von den frühesten Anfängen bis zur Durchführung des Schulzwangs zu Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts"; Regierungsrath Karl Pfund frischt aus Anlaß des Straßenumbaues „Geschichtliche Erinnerungen an die Kesselbergstraße 1492—1892" auf; C. Graf v. Fugger sucht durch warme Schilderung ein dem Verfall entgegengehendes Bauwerk der Barockzeit, „Die alte Wallfahrtskirche zu Vilgertshofen", vom Untergang zu retten; Major Krauß legt „Ueber eiserne Kirchenglocken Oberbayerns" dar, daß sie sogenannte Rufer zum Gebet das ihnen vom Volksmund zugeschriebene hohe Alter nicht besitzen. Die wichtigsten Abhandlungen dieses Bandes, welcher sowohl in Bezug auf Inhalt als auf Ausstattung zu den reichsten in der Reihenfolge des „Oberbayer. Archivs" zählt, bilden jedoch jene des Conservators Dr. Hager am Nationalmuseum: „Die Bau- und Kunstdenkmale des Klosters Steingaden" und „die Bauthätigkeit im Kloster Wessobrunn und die Wessobrunner Stuccatoren" (mit 16 Abbildungen und 8 Tafeln). Die Zeitspanne, welche diese Kunstdenkmale umfassen, beträgt 7 Jahrhunderte; die geübte kunstgeschichtliche Bedeutung beanspruchen die Schöpfungen der romanischen und der Barockperiode, während auch Gothik und Renaissance würdig vertreten sind. Die Wessobrunner Stuccatorenschule erfährt hier zum erstenmal eine eingehende Würdigung, die um so interessanter ist, als sie einen nicht gering zu schätzenden Beitrag zur Kunstgeschichte Süddeutschlands liefert, da die kunstfertigen Wessobrunner Meister damals zur Ausstattung vieler Fürsten- und Kloster-Residenzen berufen wurden.

4) Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg. 48. Band der gesammten Verhandlungen und 40. Band der neuen Folge. Regensburg 1896. — Der jüngst erschienene neue Band der genannten Zeitschrift enthält neben dem den internen Vereinsangelegenheiten gewidmeten Theile die „Geschichte der bayerischen Birgittenklöster" von G. Binder. Der von der hl. Birgitta, einer schwedischen Edlen aus königlichem Blute, um die Mitte des 14. Jahrhunderts im Kloster Wadstena gestiftete „Orden des heiligsten Erlösers" (oder meistens kurz „Birgittenorden" genannt) ist bekannt durch seine eigenartigen Satzungen, insbesondere dadurch, daß Mönche und Nonnen, je 25 und 60, unter einem Dache die Gemeinde jedes Klosters bildeten. Von Skandinavien aus verbreitete sich der Orden auch England, Holland und Deutschland; im Gebiete des jetzigen Königreichs Bayern zählte er drei Niederlassungen: zu Gnadenberg in der Oberpfalz nächst Altdorf bei Nürnberg, 1426 gegründet vom Pfalzgrafen Johann I. von Neumarkt, dem Schwager Kaiser Ruprechts, und 1577 infolge der Reformation aufgelöst; zu Maihingen im Ries, 1437 gegründet vom Grafen Johann I. von Oettingen, infolge der Nachwehen des schmalkaldischen Krieges und der Reformation in den

Digitized by Google

60er Jahren des 16. Jahrhunderts aufgelöst, worauf 1607—1802 Benediktiner die Klosterräume bevölkerten; zu Altomünster auf welfischem Grunde in Oberbayern, wo bereits der hl. Alto ein Kloster gegründet und die Kirche von seinem Landsmann, dem hl. Bonifacius, hatte weihen lassen. Auf Veranlassung Herzog Welfs IV. vertauschten 1047 die Benedictinermönche von Altomünster und die Benediktinerinnen zu Altdorf gegenseitig ihre Sitze; 1480 verließen letztere das ganz in Verfall gerathene Kloster, worauf Herzog Georg der Reiche 1487 dasselbe dem Birgittenorden übergab. Obschon die Säcularisation es 1803 aufgehoben hatte, wurde den Klosterfrauen das weitere Zusammenleben gestattet, bis König Ludwig I. 1841 den noch überlebenden Schwestern die Erlaubniß zur Wiedererrichtung des Klosters — nunmehr lediglich Frauenstift — gab. So besteht dasselbe fort, das einzige des Ordens auf deutschem Boden. Aus seiner Geschichte ist u. a. erwähnenswerth, daß der gelehrte Humanist Oecolampadius 1520 in dasselbe eintrat, es aber bereits 1522 wieder verließ, um sich dem neuen Glauben zuzuwenden. — Die Gebäude des Klosters Maihingen beherbergen jetzt die berühmten Sammlungen und die Bibliothek des Fürsten von Oettingen, während das Kloster Gnadenberg 1635 von den Schweden in Brand gesteckt wurde. Die Ruine der spätgothischen Kirche des letzteren ist nicht blos als eine viel besuchte Zierde der malerischen Landschaft, sondern auch als eine kunstgeschichtliche Merkwürdigkeit bekannt und in der einschlägigen Literatur vielfach erwähnt worden, allerdings ohne tieferes Verständniß der in mancher Hinsicht bemerkenswerthen baulichen Anlage. Dieser Umstand hat den Kunsthistoriker Dr. Hagen, Conservator am k. b. Nationalmuseum, veranlaßt, in einer eigenen Abhandlung die Baureste von Gnadenberg im Zusammenhang mit der Kirche des Birgittinen-Mutterklosters Wadstena und mit der Architektur des Ordens überhaupt zu betrachten, wobei er zu dem Schluß kommt, daß die merkwürdige Plananlage der Gnadenberger Kirche in letzter Linie auf Schweden zurückgeht, indirect aber auch mit dem nordfranzösischen Tieland zusammenhängt; er fügt durch seine gründliche Forschung der kirchlichen Kunstgeschichte ein ganz neues Capitel ein, da es bis jetzt unbekannt war, daß die Birgittinen einen ganz eigenen Stil für ihre Kirchen erfunden hatten. Der mit 19 trefflichen Illustrationen (Ansichten, Pläne, Portraits u. s. w. darstellend) ausgestattete Band gewinnt durch diesen Aufsatz eine weit über die Grenzen der Provinz hinausreichende Bedeutung.

Die Erhebungen über die Arbeitslosigkeit in Straßburg am 2. December 1895. Das neu angestaltete Statistische Amt der Stadt Straßburg hat als erstes Heft der „Beiträge zur Statistik der Stadt Straßburg i. E." die am 2. Dec. 1895 durchgeführten und durch weitere nachträgliche Ermittelungen ergänzten Erhebungen über die Arbeitslosigkeit veröffentlicht. Vorausgeschickt ist eine dankenswerthe, sehr übersichtliche Bearbeitung des Stoffes von dem Director des Amts, Dr. A. Geissenberger. Daß in diese Bearbeitung nur die Erhebungen vom December 1895 einbezogen sind, hängt mit der erst in der neuesten Zeit erfolgten Ausbildung des statistischen Dienstes der Stadt Straßburg, sowie damit zusammen, daß die ergänzenden Ermittelungen über die Richtigkeit der gemeldeten Fälle von Arbeitslosigkeit und über die verschiedenen Ursachen der letzteren überhaupt nur bei der Decemberzählung und nicht auch bei der vorhergegangenen Junizählung angestellt worden sind. Ich darf den Lesern dieser Blätter, denen ich erst kürzlich in eingehenderer Weise die Ergebnisse der gesammten reichsstatistischen Ermittelungen über die Arbeitslosigkeit vorgetragen habe, nicht zumuthen, sich nun auch noch mit den Einzelheiten der Straßburger Verhältnisse zu beschäftigen. Da diese aber doch immerhin in weiteren Kreisen ein größeres Interesse finden dürften, möchte ich doch nicht unterlassen, auf diese Veröffentlichung hinzuweisen und an deren Inhalt einige kurze Bemerkungen zu knüpfen. Zunächst ist festzustellen, daß die in Straßburg ermittelte Arbeitslosigkeit in Uebereinstimmung mit den auch sonst in Süd- und Westdeutschland beobachteten Zuständen verhältnißmäßig nicht bedeutend ist. Dies zeigt sich namentlich, wenn man unter Heranziehung der reichsstatistischen Nachweisungen die Rangfolge beachtet, welche Straßburg in der Stärke der winterlichen Arbeitslosigkeit unter den deutschen Großstädten einnimmt. Unter den 28 Städten mit mehr als 100,000 Einwohnern hat nur Stuttgart eine noch etwas geringere Quote von Arbeitslosen unter dem Gesammtbestand der Arbeiter. Bei den vier Haupt-Berufsabtheilungen — Landwirthschaft, Industrie, Handel und Verkehr, häusliche Dienste — waren nämlich als arbeitslos ermittelt in Straßburg 3.51 Proc., in Stuttgart 3.36. Auf Straßburg folgen mit einer Arbeitslosigkeit von weniger als 5 Proc. zunächst Barmen (3.56 Procent), dann Nürnberg (3.62 Proc.), Chemnitz (3.95 Proc.), Krefeld (4.03 Proc.), Dortmund (4.37 Proc.), Dresden (4.90 Proc.), Bremen (4.97 Proc.). Viel höher ist die Arbeitslosigkeit in den norddeutschen Städten; sie erreicht in Berlin fast 10 Procent der Arbeitnehmer (9.91) und steigt in Stettin auf 10.17 Proc., in Königsberg auf 11.45 Proc., in Danzig auf 12.11 und in Altona auf 12.79 Proc. Dabei ist jedoch zu beachten, daß der gleiche Grad der Zuverlässigkeit der Berechnung, wie bei Straßburg, für die übrigen Städte nicht vorliegt. Die reichsstatistischen Nachweise nämlich, denen die Straßburger Veröffentlichung die Vergleichungszahlen entnimmt, leiden unter dem jüngst auch mir in diesen Blättern beanstandeten Mangel, daß für die Berechnung der Stärke der winterlichen Arbeitslosigkeit die directe Ermittelung des Decemberbestandes von Arbeitern fehlt. Daß bei der Straßburger Bearbeitung der nach der Volkszählung vom 2. December 1895 ermittelte Arbeiterbestand zur Vergleichung herangezogen ist, macht dieselbe besonders werthvoll. Für die Gesammtgestaltung der Arbeitslosigkeit ist allerdings der Unterschied der beiden Berechnungen unerheblich (3.49 gegen 3.51 Proc.); sowie man aber zu den einzelnen Berufsgruppen und Berufsarten herabsteigt, liegt die Sache anders; doch darf ich das hier nicht weiter verfolgen. Von besonderem Interesse sind die Sonderermittelungen über die Ursachen der Arbeitslosigkeit. Wir erfahren daraus, daß diese bei fast 16 Proc. aller Fälle (15.88) nicht zu ermitteln waren, und daß sich ergaben: für Krankheit 38.77 Proc., Geschäftsstille und Aufhören der Saisonarbeit 24.69 Proc., eigene Kündigung 6.79 Proc., Kündigung durch den Arbeitgeber 7.08, Strike 0.65, Ortswechsel 1.52, sonstige Ursachen 4.62 Proc. Sehr lehrreich sind ferner die Nachweise über die Dauer der Arbeitslosigkeit bis zum Augenblick der allgemeinen Erhebung vom 2. December und — was von besonderem Interesse ist — über die Fortdauer der Arbeitslosigkeit und die Wiederaufnahme der Arbeit auf Grund der nachträglichen bis in den März 1896 hinein vorgenommenen Sondererermittelungen.

Die obige Vergleichung der Straßburger Verhältnisse mit der Arbeitslosigkeit in den übrigen deutschen Großstädten bestätigt die vom Bearbeiter kundgegebene Meinung, daß die Arbeitslosigkeit in Straßburg im December 1895 keine beunruhigende Ausdehnung angenommen hatte. Andererseits aber wird man dem Bearbeiter doch auch Recht geben müssen, wenn er hervorhebt, daß die festgestellte Zahl von 1357 Arbeitslosen unter 39,630 Berufsgenossen doch eine Masse von Elend und herbem Geschick verbirgt, und daß vorbeugende Maßnahmen gegen das sociale Uebel der Arbeitslosigkeit als ein unentbehrliches Postulat der Socialreform anzuerkennen sind.

Ich möchte diesen Hinweis auf das erste Heft der Beiträge zur Straßburger Statistik nicht schließen, ohne in aufrichtigster Weise den Wunsch des Herausgebers zu unterstützen, daß das neue literarische Unternehmen für die Wissenschaft und die Stadt Straßburg von Nutzen sein möge. Georg v. Mayr.

Deutsches archäologisches Institut in Rom. In der Sitzung vom 22. Januar sprach zuerst Dr. Amelung über alexandrinische Sculptur. Anknüpfend an die von Schreiber gesammelten Erzeugnisse der alexandrinischen Toreutik, stellte er zusammen, was uns von Maemorsculpturen durch seinen Fundort als alexandrinisch gesichert ist: den schönen, von Schreiber neu publicirten Gallierkopf des Museums von Gizeh, den Georg Ebers im vorigen Jahrgang der Beilage besprochen hat, ein weibliches Köpfchen bei Dr. Raue in München, eine Alexanderbüste in Berlin und eine in Rom und mehrere andere Stücke. An der Formenanalyse dieser Werke zeigte er, daß es einen speciell alexandrinischen Stil in der Sculptur gegeben hat und daß dieser Stil ein Ausläufer und eine Fortsetzung der praxitelischen Schule ist. Prof. Lumbroso machte darauf aufmerksam, daß sich im Hafe des französischen Amtsamts eine Frauenstatue alexandrinischen Ursprungs befinde, die Amelung alsbald zu untersuchen versprach. Dr. Gräven sprach über ein Elfenbeindiptychon mit dem Bildnis der Amalasuntha in kaiserlicher Tracht und mit der Weltkugel in der Hand. Endlich gab Prof. Engelmann, der nach 25 Jahren zum erstenmale wieder einer Sitzung des Instituts anwohnte, von der aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. stammenden Bendschrift des Pasiteles, die Salinas in Gela entdeckt und im Juniheft 1896 der „Notizi degli scavi" veröffentlicht hat, eine berichtigte Transcription und legte, gegenüber der Meinung von Comparetti, seine Ueberzeugung dar, daß sie als Hexameter zu lesen sei.

* Der jüngst in Wien verstorbene Heraldiker Hauptmann Hoyer v. Rosenfeld hat, wie die „Frkf. Ztg." aus Darmstadt erfährt, in seinem Testament das Germanische Museum in Nürnberg zum Erben seines Nachlasses eingesetzt.

* Erlangen. Der Chemiker Prof. Dr. O. Fischer hat einen Ruf nach Kiel an Stelle des nach Bonn gehenden Geheimraths Curtius erhalten.

* Stuttgart. Dem Schwäbischen Schillerverein sind, wie der „Schwäb. Merk." berichtet, noch vor Schluß des Jahres 1896 für das zukünftige Archiv bedeutende Stiftungen zutheil geworden. Zur Ergänzung der bei Gründung des Vereins diesem gestifteten Handschriftensammlung ist eine weitere von über 600 Nummern übergeben worden. Diese enthält wieder 20 Briefe des Dichters (an Körner, Frau v. Imhof u. a.), sodann zahlreiche der sämmtlichen Angehörigen der Familie, mit den Eltern und Geschwistern beginnend, Briefe der Gattin, ihrer Familie und der Familie Wolzogen; endlich der Freunde des Dichters und zahlreicher Persönlichkeiten, mit denen Schiller Beziehungen hatte. Abgesehen von den Familienmitgliedern und der Familie Wolzogen sind folgende Namen in der Sammlung vertreten: Bertuch, Becker, Beil, v. Beulwitz, Conz, Cotta, Danneckr, Dalberg, Erhard, Fichte, Fischenich, Großmann, Grießbach, Wilhelm und Karoline v. Humboldt, Huber, Heideloff, Haug, Herder, Hölderlin, Fr. W. v. Hovea, Iffland, J. F. Jünger, Körner, Klopstock, v. Kübel, Lampe, Lempp, Sophie Laroche, J. G. v. Müller, Nicolai, Reichardt, Reinhart, Reinhold, Streicher, Schubart, Schelling, Chr. Fr. Schwan, Gräfin Charlotte v. Schimmelmann, Graf Schimmelmann, A. Fr. Christian Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg, Frau v. Stein, A. W. und Dorothea v. Schlegel, Fr. Leop. v. Stolberg, Ständlin, Voigt, Joh. Heinrich Voß, Karl Eugen von Württemberg, Karl August von Weimar, Wieland, Fr. A. Wolf, Weckerlin, Zumsteeg, Zelter. — Eine weitere Stiftung umfaßt den literarischen Nachlaß Berthold Auerbachs. Die Familie hat diese Schätze einem Freunde des Dichters überlassen, von dem sie dem Archiv des Schwäb. Schillervereins zugewendet worden sind. Der Nachlaß umfaßt in Entwürfen, Manuscripten u. s. w. die ganze Schaffensperiode des Dichters bis zu den ersten Dorfgeschichten zurück, dazu vielfach Ungedrucktes und Unvollendetes, darunter auch das Fragment der „Lebenserinnerungen". Zahlreiche Notiz- und Tagebücher befinden sich dabei. In der zugehörigen Briefsammlung sind einige hundert Briefe des Dichters selbst und gegen 3000 Briefe an Auerbach vertreten. Auch die Schiller-Bibliothek hat eine Vermehrung durch weitere interessante Werke erfahren, unter denen sich auch musikalische Compositionen zu Dichtungen Schillers von J. R. Zumsteeg, Peter v. Winter, F. L. Seidel und Andreas Romberg, Zelter, Reichardt u. a. befinden. Eine wesentliche Bereicherung erfährt die Bibliothek durch eine nahezu abgeschlossene Sammlung der ersten und anderer wichtiger Ausgaben der hervorragenden schwäbischen Dichter und Schriftsteller von Schubart an.

* Heidelberg. Am 26. d. M. starb hier im Alter von 71 Jahren der bekannte Theolog Kirchenrath C. Holsten, Professor der neutestamentlichen Exegese, der schon längere Zeit schwer leidend gewesen.

Dr. S. Budapest. Ungarns bekanntester Dichter und Schriftsteller der Gegenwart, Dr. Mariz (Maurus) Jókai, dessen Werke sich nach außerhalb Ungarns einen weiten Leserkreis erworben haben, wurde zum lebenslänglichen Mitglied des ungarischen Magnatenhauses ernannt. Diese Auszeichnung des hervorragenden Dichters findet im Lande allenthalben großen Beifall. Der heute im 72. Lebensjahr (geb. 19. Februar 1825) stehende Dichter schafft noch immer unermüdlich und nimmt ebenso am öffentlichen Leben seines Vaterlandes regen Antheil. Die Politik und die Journalistik waren von jeher gern gepflegte Gebiete der vielseitigen und rastlosen Thätigkeit des Poeten, ja seine Theilnahme an den Tagesereignissen und Parteikämpfen wirkte nicht selten beeinträchtigend (doch nach wieder befruchtend) auf die dichterische Production. Als Politiker gehörte übrigens Jókai niemals zu den extremen Richtungen; schon im Jahre 1849 war er Mitglied des ungarischen Abgeordnetenhauses und obgleich er damals dem revolutionären Reichstag nach Debreczin gefolgt war, so redete er doch in der von ihm redigirten Zeitschrift „Esti lapok" („Abendblätter") der Mäßigung in der Politik das Wort. Seit der Wiederkehr der constitutionellen Aera in Ungarn gehörte Jókai lange Zeit ununterbrochen dem ungarischen Reichstag als Abgeordneter an, nur gelegentlich der jüngsten Reichstagswahlen war es dem berühmten Dichter und Schriftsteller nicht gelungen, ein Mandat zu erhalten. Dafür berief ihn nun der König als lebenslängliches Mitglied in das Magnatenhaus. Im Abgeordnetenhaus zählte er von Anbeginn zu den getreuesten Anhängern und Freunden des ehemaligen ungarischen Ministerpräsidenten Koloman v. Tißa. Mit diesem gehörte er 1861 zur sog. „Beschlußpartei", aus der sich später das „Linke Centrum" entwickelte, bis in Folge der Fusion mit der „Deak-Partei" im Jahre 1875 die noch heute leitende „Liberale Partei" entstand. Im Parlament ergriff Jókai zu wiederholtenmalen das Wort und erwies sich als ebenso liebenswürdiger und geistreicher, wie humor- und witzvoller Redner. Außerdem vertrat und vertheidigte er seine politische Parteirichtung in der Tagespresse, und zwar als Chefredacteur des früheren oppositionellen Blattes „Hon" („Heimath") und des jetzigen regierungsfreundlichen „Nemzet" („Nation"); gemeinsame Zeit war er auch Herausgeber des humoristisch-satirischen Wochenblattes „Üstökös" („Der Komet"), das sich seinerzeit großer Beliebtheit und weiter Verbreitung erfreute. Wir wünschen dem viel verdienten Dichter, Schriftsteller und Patrioten eine noch recht lange Reihe ungetrübter schaffensfroher Lebenstage, denn die Arbeit ist ihm nach seinem eigenen Bekenntniß Labsal und Vergnügen.

* Budapest. Erst 45 Jahre alt, ist hier der Professor für Wasserbau am Polytechnikum, Michael Klimm, gestorben. Er hat an den Hafenarbeiten in Hamburg und an den Elb- und Rhein-Regulirungsarbeiten im Auftrage der deutschen Regierung theilgenommen.

* Paris. Die Akademie der Wissenschaften feierte am 25. d. M. das 50jährige Jubiläum ihres Mitgliedes, des Astronomen Hervé-Faye, durch Ueberreichung einer Denkmünze, Werk des Kupferstechers Chaplain, und ein Bankett. Den Vorsitz bei dem Freundesmahle führte der Physiker Janssen, der den Kriegsminister General Billot zur Rechten und den Akademiker Berthelot zur Linken hatte. Ihm gegenüber saß der rüstige Jubilar, dessen Büste mit den Jahreszahlen 1847—1897 in der Denkmünze eingegraben ist.

" Bibliographie. Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Gottfried Doehler: Gedichte. Mit 11 Bildern aus dem Vogtland. Gera, A. Nagel 1896. — Dr. Ottomar Lorenz: Die materialistische Geschichtsauffassung zum erstenmal systematisch dargestellt und kritisch beleuchtet. Leipzig, Karl Braun 1897. — Dr. A. Marty: Was ist Philosophie? Inaugurationsrede. Prag, J. G. Calve 1897. — D. Dr. Friedrich Zimmer: Der Evangelische Diakonenverein. Seine Aufgaben und seine Arbeit. 4. Aufl. Herborn, Berl. des Ev. Diakonenvereins 1897. — Naturärztlicher Hausfreund für alle, die gesund bleiben und gesund werden wollen. Redig. von Dr. A. Kühner. Nr. 1. Jan. 1897. (Probenummer.) Wemding, A. Hellmuth. — Hanns Verann: Duell oder Mord? Beitrag zur Geschichte und Beurtheilung des Duells in England. Leipzig, Wilh. Friedrich. — Dr. Bruno Wagener: Die Geheimnisse der Hypnose. Die hypnotische Heilbehandlung für nervöse Leiden und Schmerzen aller Art zur Erlernung für jedermann dargestellt. Ebd. — Hermann Rallett: Märchengeschichten aus dem Leben. Friedrich Hulm: Wildfeuer. Friedrich Hebbel: Gyges und sein Ring. Johann Nestroy: Zu ebener Erde und im ersten Stock. (Allg. Nationalbibliothek. Nr. 129—30, 150—155.) Wien, C. Daberkow.

Durch Leid zur Seligkeit.

Ein Werkstück zum Tempelbau der Erlösung.

Von **Friedr. Benj. Hermann.**

Fünf Bücher in 3 Bänden:

I. Ringen und Werden.
II. Lieben und Hoffen; Welt- und Gottesmissen.
III. Suchen und Finden; Tod und Leben.

(2220) 3 elegante Leinwandbände.

Gesammtpreis Mark 18.—

Einzelpreis: I. Mark 4.80; II. Mark 6.75; III. Mark 7.20.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Joh. Heinr. Meyer, Braunschweig.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 29. Januar. Nummer 23.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Staatswohl und Beamtenwohl. Von Dr. W. Benkemann. — Friedrich Zarncke's Goetheschriften. Von Wilhelm Streitberg. — Mittheilungen und Nachrichten.

Staatswohl und Beamtenwohl.

Mit der gerade jetzt beantragten Gehaltserhöhung der Reichsbeamten wollen sich die nachstehenden Zeilen übrigens nicht befassen, sondern es soll hier nur eine kurze allgemeine Betrachtung angestellt und einiges Material, namentlich für Frankreich und das Deutsche Reich mitgetheilt werden.

Wenn es den Beamten eines Staates gut geht, d. h., wenn sie bei auskömmlichem Gehalt eine geachtete und angesehene Stellung in der Bevölkerung einnehmen, dann wird sich auch der Staat selbst wohl befinden; wenn aber mit den Beamten das umgekehrte der Fall ist, so wird es auch mit dem Staate schlecht bestellt sein. Wir sind gewohnt, im eigenen Lande auf diesem Gebiete strenge Kritik zu üben; man kann aber auch vom Auslande lernen, und sei es vorwiegend in der Hinsicht, daß man sieht, welche Gefahren mit bestimmten Verfassungs- und Regierungssystemen verbunden zu sein pflegen.

Im allgemeinen befinden sich z. Zt. wohl alle Länder in der Entwicklung zunehmender Staatsthätigkeit und wachsender Beamtenschaft. Gegen beide ist von gewissen Seiten stets ein principielles Mißtrauen und Widerstand vorhanden. Ueberlegen wir ruhig, so werden wir finden, daß auch bei anderer, gleichsam wohlwollenderer Auffassung von den „Grenzen der Wirksamkeit des Staates" dennoch Bedenken aufstoßen müssen, den öffentlichen Dienst, wenigstens soweit er von einem Soldbeamtenkörper versehen wird, lawinenartig anwachsen zu lassen. Dem Volke kann damit nicht gedient sein, und was diesem zum Schaden gereicht, muß auf den Staat ebenfalls schädigend zurückwirken, da beide, Volk und Staat, nicht zu trennen sind.

Nun läßt sich aber einer genaueren Betrachtung der Frage, welchen Umfang Beamtenschaft und öffentlicher Dienst einnehmen, nicht so leicht beikommen, wie es scheinen möchte; denn es darf sich dabei nicht nur um die unmittelbaren Staatsbeamten von der Central- bis herab zur Localregierung handeln, sondern auch die Selbstverwaltungskörper mit ihrer Soldbeamtenschaft müßten mit in Betracht gezogen und ferner noch die ehrenamtlichen Organe im öffentlichen Dienst vergleichsweise berücksichtigt werden. Selbst die Kirchen oder Religionsgesellschaften mit ihren Cultusbeamten aller Art dürften nicht fehlen. Um ein anschauliches und zutreffendes Bild für einen bestimmten Zeitpunkt zu entwerfen, wäre sowohl die Kenntniß der Zahl der besoldeten Beamten, der sonstigen entlohnten Functionäre und der Ehrenamtsträger nöthig, wie der Personalausgabenbetrag nach den einzelnen Verwaltungs- oder Betriebszweigen und nach gewissen Rangclassen. Ein derartiges Material liegt jedoch für keinen größeren Staat vollständig verfügbar vor. Und wie wichtig ist es, dieses aus den zugänglichen Unterlagen und den nicht frei benutzbaren Acten zusammenzustellen und auf dem laufenden zu erhalten! Einmal ins Werk gesetzt, in die Geschäfts- und Cassenführung eingegliedert, wäre diese Arbeit keineswegs eine nennenswerthe Last.

Indessen auch die Beschaffung eines weniger erschöpfenden Materials kann von erheblichem Werth sein, wenn damit wenigstens ein fest umgrenztes Gebiet im Staatskörper darstellbar wird. Besonders lückenhaft sind überall die Unterlagen für die Zahl der Angestellten, wogegen die Ausgabeposten in den Budgets meistens getrennt mitgetheilt werden. So liegen diese Verhältnisse auch in Frankreich. Hier zeigt man sich in patriotischen Kreisen mit Recht besorgt über die herrschenden Zustände des öffentlichen Beamtenwesens und versucht deßhalb, auf Grund fester statistischer Grundlagen ein sicheres Urtheil zu gewinnen, Parlament und öffentliche Meinung von den vorhandenen Mängeln und drohenden Gefahren zu überzeugen und endlich Verbesserungsvorschläge daran zu knüpfen.

In dem jüngst erschienenen amtlichen Jahrbuch (Annuaire de 1895—1896 de la Statistique générale de la France) wird der jährliche Soldbetrag der öffentlichen Angestellten, jedoch ohne Präsidenten der Republik, ohne die Minister, sowie auch ohne Armee und Marine, auf 615,330,653 Fr. ermittelt. Die entsprechende Anzahl der Beamten und dergleichen wird, unter Schätzung einzelner Kategorien, für welche die Etats diese Angaben nicht enthalten, auf 405,071 beziffert, die also im Gesammtdurchschnitt ein Jahreseinkommen von je 1490 Fr. (1190 M.!) beziehen würden, wobei aber manche Naturalbezüge nicht berücksichtigt sein werden. Von privater Seite sind weiter greifende Aufstellungen vorgenommen und in „Le Rentier, journal financier politique", veröffentlicht worden; doch bleibt hinsichtlich der Beamtenzahl natürlich auch diese Quelle zum Theil auf Schätzung angewiesen. Es wird sich lohnen, etwas näher auf das Ergebniß einzugehen. Mit Einschluß der Beamten und Offiziere des Heeres und der Marine, sowie des Präsidenten der Republik und der Minister (letztere mit je 60,000 Fr. Gehalt) betragen die persönlichen Ausgaben für Frankreich jährlich 832,950,000 Fr. und für Algier noch 24,588,000 Fr. Nach Hauptverwaltungszweigen entfallen davon auf die folgende Anzahl von Angestellten die danebenstehenden Summen:

1,	Präsident der Republik	1,200,000 Fr.
	Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten (8,153,000 Fr.):	
50,	Ministerium, Centralverwaltung	808,000 Fr.
631,	Diplomaten und Consuln	6,714,000 „
—	Hülfsangestellte	631,000 „
	Ackerbauministerium (9,881,000 Fr.):	
160,	Ministerium, Centralverwaltung	794,000 Fr.
4,057,	Forstverwaltung	5,258,000 „
1,036,	Staatliches Gestütswesen	1,561,000 „
—	Andere Verwaltungszweige dieses Ressorts	2,268,000 „
	Colonialministerium (18,484,000 Fr.):	
127,	Ministerium, Centralverwaltung	690,000 Fr.
9,760,	Polizei und Colonialtruppen	10,897,000 „
1,964,	Colonialcommissariat und Civilverwaltung	6,312,000 „
235,	Cultusverwaltung daselbst	585,000 „

Ministerium für Handel, Gewerbe, Post und Telegraphen (113,072,000 Fr.):

98,	Ministerium, Centralverwaltung	591,000 Fr.
988,	Nationale Sparcasse	3,205,000 „
286,	Gewerbe- und Handels-Schulwesen	2,733,000 „
384,	Andere Dienstzweige	1,737,000 „
29,635,	Post und Telegraphen	101,060,000 „
1,899,	Telephonverwaltung	3,746,000 „

Finanzministerium (127,451,000 Fr.):

881,	Ministerium, Centralverwaltung	3,656,000 Fr.
—	Münzstätten	330,000 „
215,	Rechnungshof	1,506,000 „
87,	Generalinspection der Finanzen	801,000 „
6,505,	Verwaltung der directen Steuern	16,647,000 „
11,584,	Verwaltung der indirecten Steuern	32,173,000 „
22,451,	Zollverwaltung	30,720,000 „
4,428,	Gebührenverwaltung, Domänen und Stempel	16,286,000 „
—	Staatsbetriebe	20,450,000 „
—	Schatzkammerverwaltung u. s. w.	4,883,000 „

Kriegsministerium (126,928,000 Fr.):

519,	Ministerium, Centralverwaltung	3,591,000 Fr.
405,	Militärschulen	8,803,000 „
4,399,	Generalstab und besondere Stäbe	23,770,000 „
26,879,	Offiziere und Personal der übrigen Dienstzweige	90,764,000 „

Unterrichts- und Cultusministerium (205,024,000 Fr.):

298,	Ministerium, Centralverwaltung	1,240,000 Fr.
1,805,	Akademie, Hochschulen, Archive, Bibliotheken	15,685,000 „
91,000,	Volksschulen	130,100,000 „
—	Höhere Schulen	16,384,000 „
—	Andere Verwaltungszweige	346,000 „
1,078,	Museen, höhere Kunstschulen, Staatsgebäude und dergleichen	2,850,000 „
—	Andere Dienstzweige dieser Art	127,000 „
43,228,	Kirchendienst (davon 42,416 mit 86,662,000 Fr. kathol. Cultus)	38,292,000 „

Ministerium des Innern (35,185,000 Fr.):

895,	Ministerium, Centralverwaltung	1,460,000 Fr.
—	Bureaux der Präfecturen und Unterpräfecturen	4,882,000 „
749,	Verwaltungsbeamte in den Departements (Präfecten u. s. w.)	5,081,000 „
4,556,	Strafanstaltsdienst	4,929,000 „
—	Sicherheitspolizei	16,749,000 „
—	Andere Dienstzweige im Bereich d. Ministeriums	2,084,000 „

Justizministerium (32,552,000 Fr.):

122,	Ministerium, Centralverwaltung	597,000 Fr.
151,	Staatsrath	1,058,000 „
76,	Cassationshof	1,147,000 „
764,	Appellhof	6,206,000 „
5,764,	Friedensgerichte	8,421,000 „
2,933,	Civilgerichte erster Instanz	11,481,000 „
225,	Handelsgerichte	185,000 „
117,	Polizeigerichte	96,000 „
—	Großkanzlei der Ehrenlegion	538,000 „
—	Nationaldruckerei	2,884,000 „

Marineministerium (39,367,000 Fr.):

303,	Ministerium, Centralverwaltung	1,422,000 Fr.
—	Marine-Invalidencasse	448,000 „
5,270,	Marine-Offiziere u. s. w.	31,454,000 „
3,866,	Marineverwaltungs- und Cassendienst	6,043,000 „

Ministerium der öffentlichen Arbeiten (55,763,000 Fr.):

279,	Ministerium, Centralverwaltung	1,399,000 Fr.
—	Eisenbahnen des Staates und in Verwaltung des Staates	32,336,000 „
5,757,	Landstraßen und Brücken, sowie Bergwerke	18,137,000 „
4,304,	Hafendienst, Fischerei, Leuchtfeuer	3,891,000 „

Algier (24,588,000 Fr.):

513,	Centralverwaltung und Generalgouvernement	4,260,000 Fr.
—	Rechtspflege	2,564,000 „
—	Oeffentlicher Unterricht und Künste, Kirchendienst	5,851,000 „
—	Landwirthschaft, Handel, Gewerbe, Post, Telegraph	4,869,000 „
—	Finanzverwaltung	5,665,000 „
—	Oeffentliche Arbeiten	1,389,000 „

Hierzu können noch die sogenannten öffentlichen Gewalten gerechnet werden, die, abgesehen von dem oben mit aufgeführten Präsidenten der Republik, nachstehende Summen erfordern: Diäten (Vergütungen) der 300 Senatoren: 2,799,000 Fr., Senatsverwaltung: 766,000 Fr., 581 Abgeordnete der Deputirtenkammer: 5,328,000 Fr. und Verwaltungsdienst der Kammer: 815,000 Fr.; Senat und Kammer zusammen: 9,708,000 Fr.

Ferner sind die zu zahlenden Pensionen zu berücksichtigen, nämlich 83,560 Civilpensionen mit 65,526,000 Fr. und 136,833 Militärpensionen (ohne Unteroffiziere und Gemeine) mit ca. 92,284,000 Fr.

Demnach würde dem Staatsbudget eine Gesammtsumme von 965,116,000 Fr. an Personalausgaben für den öffentlichen Dienst zur Last fallen. Werden dem endlich noch die Dienstbezüge aus den Departementsbudgets für 9000 Angestellte mit 16,000,000 und für weitere 118,000 Angestellte aus den Communalbudgets mit 104,000,000 Fr. hinzugefügt, so ergibt sich eine Gesammtsumme von 1,085,116,000 Fr., also 85 Millionen mehr als eine Milliarde.

In dieser Beziehung glaubt man in Frankreich von keinem anderen Staate Europa's übertroffen zu werden, und doch entfällt auf die einzelnen Theilnehmer an jener Summe nur ein geringes Durchschnittseinkommen, das oft die Erziehungskosten nicht zu verzinsen vermag. Größere Einkommen von 10,000 bis 20,000 Fr. (durchschnittlich 12,450 Fr.) beziehen höchstens 160 Beamte, ferner noch gute Gehalte von 9000 bis 10,000 Fr. werden von 300 Beamten bezogen, wogegen nahezu 200,000 Angestellte jährlich unter 1000 Fr. und fernere 100,000 unter 1200 Fr. oder durchschnittlich 1170 Fr. einnehmen. Man hält diesen Thatbestand für ebenso beschämend für den Staat wie für die Beamten. Große Summen verausgabt der Staat für seine Beamten, die Zahl derselben ist sehr beträchtlich, und doch sind sie unzureichend besoldet. Deßhalb ist man der Frage näher getreten, ob sich das Land nicht mit weniger, aber besser bezahlten Angestellten verwalten ließe, ohne daß der öffentliche Dienst litte, oder ob er dadurch nicht sogar wesentlich verbessert würde. Von der Decentralisationscommission und von den Kammern wird gehofft, daß sie auf diesem Gebiete Fortschritte anbahnen helfen.

Auch der bekannte französische Historiker G. Monod äußert sich sehr abfällig über das Beamtenwesen in Frankreich, zuletzt im Novemberheft der Internationalen Rundschau „Cosmopolis", wo er von einem im August vor. Js. unternommenen Besuch Deutschlands erzählt, der allerdings hauptsächlich den Festspielen in Bayreuth galt. Monod bemerkt, er habe das tadelnde Urtheil gehört, in Deutschland (das er bereits vor 20 Jahren kennen gelernt hatte) strebe jetzt alles nach Reichthum. Er sehe eine reiche Quelle von Kraft und von Einfluß für Deutschland in seinem materiellen Fortschritt, denn indem es seine Erzeugnisse ausführe, erweitere es seine wirthschaftliche Thätigkeit und mache zugleich Propaganda für seinen Geist. Wenn der Wunsch, sich durch Handel und Gewerbthätigkeit Wohlstand zu erwerben, in Deutschland das Bildungsproletariat, die Masse schiffbrüchiger Literaten und Gelehrten vermindere und es namentlich vor jenem fieberhaften Drängen zu den öffentlichen Aemtern bewahre, das Frankreich ruinire und entnerve, so sei das für Deutschland um so besser.

Unter einer häßlichen Erscheinung haben wir in Deutschland zwar wenig zu leiden: unter dem in Frankreich grassirenden Protectionssystem der Abgeordneten aller Art, die mit ihren Schützlingen aus Verwandten- und Wählerkreisen nicht nur offene Stellen ausfüllen wollen, sondern häufig einfach Unterkunft im öffentlichen Dienst für jene erwarten und auf diese Weise thatsächlich eine unnöthige Vermehrung des Beamtenkörpers veranlassen. Andrerseits werden wir im Deutschen Reich angesichts des von Monod angeführten Urtheils die entgegengesetzte Empfindung nicht unterdrücken können, daß doch auch bei uns ein zum Theil ungesunder Andrang zur Beamtenlaufbahn stattfindet.

Der Umfang der Beamtenwelt in Deutschland und der Ausgabenbetrag, den sie in dem Haushalte des Reichs, der Bundesstaaten und der sonstigen öffentlichen Körperschaften einnimmt, ist noch nicht ermittelt worden. Leider läßt uns auch die Berufsstatistik im Stich, die uns doch den wichtigsten Theil des gewünschten Materials, die Zahl der Angestellten nach gewissen Kategorien, sehr wohl darbieten könnte. Die deutsche Berufsstatistik reiht nämlich einen großen Theil der Beamten nicht bei der Berufsart des öffentlichen Dienstes ein, sondern bei speciellen Dienst- und Betriebszweigen, ohne Unterscheidung der öffentlich Angestellten von den privatwirthschaftlich thätigen Personen. Das allgemeine Interesse an der Kenntniß der Gesammtzahl der Staats- u. s. w. Angestellten ist der Anlaß, hier eine annähernde Ermittelung aus den Zählungsergebnissen zu versuchen, und zwar für das Jahr 1895 sowohl wie für 1882. Um dem Leser eine Controle oder Ergänzung zu ermöglichen, werden die nothwendigsten Erläuterungen vorausgeschickt.

Die Abtheilung, welche zunächst in Betracht kommt, ist benannt: E. Militär-, Hof-, bürgerlicher und kirchlicher Dienst, auch sogenannte freie Berufsarten. Von den hier zu berücksichtigenden Berufsarten wird zuerst aufgeführt: E 1. Armee, Marine, auch Armee- und Marineverwaltung mit Einschluß der Militärärzte, woraus die Berufsstellung a, das sind die Offiziere und die Beamten mit gleichstehendem Range, vollständig aufzunehmen wäre; dagegen muß hier von den unter b geführten Unteroffizieren (vollends von den Gemeinen), sowie auch von den leider nicht ausscheidbaren Beamten mit niedrigerem als Offiziersrang abgesehen werden. E 2 sodann begreift den Staats-, Bezirks-, Gemeindedienst, die Rechtspflege, den Hofstaat und die standesherrliche Verwaltung, auch das in Straf-, Besserungs-, Armen- und Wohlthätigkeitsanstalten beschäftigte Personal (jedoch ohne die folgenden Nummern). Diese Beamten- u. s. w. Classen sind wieder vollständig in unsre Aufstellung einbezogen worden, obgleich einzelne Arten, wie die standesherrlichen Beamten und die Angestellten nicht öffentlicher Besserungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, streng genommen, ausgeschieden werden müßten. E 3: Kirchendienst ist wieder vollständig mitgerechnet, während unten von den im Jahre 1895 gezählten 232,848 Erwerbsthätigen (darunter 73,267 weibliche) der Berufe Bildung und Unterricht 90 Procent dem öffentlichen Dienst zugetheilt werden, ebenso wie für das Jahr 1882, obgleich seit diesem Jahre der Antheil zweifellos gewachsen ist, so daß die Zunahme in Wirklichkeit noch größer war, als sie in der Uebersicht erscheint. Bei der nächsten Berufsart E 5: Gesundheitspflege und Krankendienst wird ein weit geringerer Procentsatz anzunehmen sein, und zwar von den 28,195 selbständigen oder leitenden männlichen Personen etwa 5 Procent, von den 25,640 weiblichen wohl nur 2 Procent, von dem Bureau-, Warte- u. s. w. Personal (68,303, darunter 49,687 weibliche) dagegen 75 Procent. E 6 und 7 kommen nicht in Betracht. Die folgende Nummer E 8: Musik, Theater, Schaustellungen möchte zu 20 Procent dem öffentlichen Dienst angehören, und von den betreffenden 65,565 Erwerbsthätigen (darunter 10,369 weibliche) ist ein dem entsprechender Antheil in der nachstehenden Uebersicht eingesetzt worden. Für 1882 ist in analoger Weise verfahren. Nunmehr kommen wir zu den Betriebsverwaltungen, die zum Theil fast überall als Staatsmonopole oder Regale, zum Theil aber neben Privatwerken gleicher Art im freien Wettbewerb betrieben werden. Zu der erstgenannten Gruppe gehört C 11: Post-, Telegraphen- und Telephonbetrieb, dessen Angestellte unten ganz dem Staatsdienst zuzuschreiben sind, denn merkwürdigerweise werden in der deutschen Berufsstatistik die Stadtpostprivatbetriebe nicht hier, sondern unter Frachtfuhrwesen eingereiht. Anders ist bei C 12: Eisenbahnbetrieb (ohne Straßenbahnen) zu verfahren. Hier haben wir für das Jahr 1895 von allen 262,719 Erwerbsthätigen (darunter 2409 weibliche) 5 Procent, für das Jahr 1882 aber 10 Procent abgezogen, weil einige weitere Privatbahnverwaltungen seitdem verstaatlicht worden sind. Daran reihen wir in der Uebersicht den Berufszweig A 4: Forstwirthschaft, und zwar indem von den 21,951 höheren und mittleren Beamten 50 Procent dem öffentlichen Dienst zugerechnet werden, von den 83,860 männlichen Unterbeamten und Forstarbeitern zunächst die Hälfte, von den 6115 weiblichen aber neun Zehntel als einfache Wald- oder Culturarbeiter u. dergl. ganz ausgeschieden und von dem Rest dann 50 Procent als im öffentlichen Dienst stehend betrachtet werden. Aus dem großen Gebiet der Industrie (B) sind sogleich die Berufsarten B 1 bis 4: Bergbau-, Hütten- und Salinenwesen mit zusammen 560,057 Erwerbsthätigen (darunter 14,032 weibliche) zu berücksichtigen, doch müssen hier vorweg die 281,292 (13,904 weibliche) gewöhnlichen ungelernten Arbeiter ganz abgesetzt werden. Von den verbleibenden 278,765 (mit 128 weiblichen) wird unten ein Achtel als dem öffentlichen Dienst zugehörig geschätzt. Für das Jahr 1882, wo die ungelernten Arbeiter nicht ausgesondert wurden, ist nach den Verhältnissen des Jahres 1895 ein entsprechender Abzug gemacht worden. Ein anderer Berufszweig, an welchem Staat, Gemeinde ꝛc. in beträchtlichem Maße theilnehmen, ist B 138: Bauwesen, d. h. Hoch-, Eisenbahn-, Wege- und Wasserbau, aber ohne die handwerksmäßigen Betriebsarten (Maurer, Zimmerer ꝛc.). Von den darin beschäftigten 387,607 Erwerbsthätigen mag unter Aussonderung der 320,178 ungelernten Arbeiter etwa ein Fünftel als öffentlich Angestellte zu betrachten sein. Unten wird außerdem nur noch der Beruf B 139: Feldmesser, Markscheider, Culturtechniker und Wiesenbauer aufgeführt, wobei die ungelernten Arbeiter von den 11,123 (einschließlich 93 weibliche) wieder gänzlich abgezogen und von dem Rest 80 Procent eingesetzt worden sind. Sonach würden im Deutschen Reich annähernd im öffentlichen Dienst gestanden haben:

aus den Berufs- und Betriebszweigen:	am 14. Juni 1895 Angestellte überhaupt	darunter weibliche	am 5. Juni 1882 Angestellte überhaupt	darunter weibliche
1. E 1a. Offiziere und Militärbeamte	27,967	—	20,237	—
2. E 2. Civilbeamte, Richter ꝛc.	292,909	5,461	212,693	4,793
3. E 3. Kirchendienst	60,176	11,378	51,793	9,806
4. E 4. Bildung, Unterricht ꝛc.	209,563	65,940	158,111	43,258
5. E 5. Gesundheitspflege, Krankendienst	53,150	37,779	24,553	17,460
6. E 8. Musik, Theater ꝛc.	13,113	2,074	9,302	1,216
7. C 11. Post und Telegraphie	128,927	2,791	68,164	1,012
8. C 12. Eisenbahnen	249,583	2,289	154,572	1,172
9. A 4. Forstwirthschaft u. Jagd	32,246	313	27,598	122
10. B 1—4. Bergbau, Hütten, Salinen	34,846	16	25,847	27
11. B 138. Bauwesen	13,486	73	7,373	30
12. B 139. Feldmesser, Markscheider ꝛc.	5,330	10	4,043	6
Summe:	1,121,296	128,124	764,286	78,902

Mehrere Ziffern beruhen allerdings auf anfechtbaren Schätzungen, doch steht jedermann je nach seiner genaueren Kenntniß im einzelnen die Möglichkeit der Correctur offen. Im ganzen wird indeß angenommen werden dürfen, daß mit den Schlußziffern für 1895 eine der Wirklichkeit nahe kommende Größe gefunden ist. Dabei wird nicht unbemerkt geblieben sein, daß viele Berufsarten, die auch seitens öffentlicher Körperschaften ausgeübt werden, gar nicht berücksichtigt wurden. Wir nennen die Landwirthschaft nebst Thierzucht (Gestütswesen), den Schiffsbau, Hafendienst und Quaibetrieb, die polygraphischen Gewerbe

(Reichsdruckerei u. s. w.), Porzellanfabrikation, den Wagenbau (auch für Eisenbahnen), die Büchsenmacherei, die Gasanstalten, das Beleuchtungswesen, die Straßenreinigung, Wasserwerke, Tabakverarbeitung. . . . Insgesammt würden offenbar noch Tausende von Angestellten hinzukommen, so daß hiemit ein gewisser Ausgleich gegeben wäre, falls in der obigen Aufstellung einzelne Positionen als zu hoch geschätzt erachtet werden sollten.

Als Summe ergaben sich oben rund $1^1/_8$ Millionen im Staats- und Communaldienst Angestellte. Sind zwar keineswegs alle diese als Beamte oder fest Angestellte zu betrachten, so wurden doch die gewöhnlichen Arbeiter im öffentlichen Dienst nach Möglichkeit ausgesondert. Vollständig außer Betracht gelassen sind noch die zur Ruhe gesetzten Beamten und Offiziere.

Nach den für Frankreich nebst Algier mitgetheilten Angaben würden dort etwa 600,000 öffentlich Angestellte vorhanden sein. Es ist aus den Quellen nicht ersichtlich, wie weit oder eng der Begriff, der letzteren gefaßt worden ist, ob z. B. Hülfsschreiber, Diätare u. dgl. eingeschlossen sind, wie es unsrerseits geschehen mußte. Jedenfalls ergab sich für das Deutsche Reich eine erheblich höhere Ziffer, die auch dann noch über der für Frankreich angeführten bliebe, wenn ganze Kategorien nicht ständiger Staatsdiener u. s. w. in Wegfall kämen.

Unter Beachtung der zu unsrer Aufstellung gegebenen Erläuterungen mag noch eine nähere Betrachtung ihrer Ziffern und der in neuester Zeit (1882/95) zu beobachtenden Veränderungen von Interesse sein. Auch hier geht es bei einem Theil der Berufsarten nicht ohne Vorbehalte ab. Diese beruhen hauptsächlich darin, daß bei den Betriebsverwaltungen für das Jahr 1882 gewöhnlich derselbe Antheil als auf die öffentlichen Körperschaften entfallend angenommen wurde wie für 1895, während thatsächlich Schiebungen vor sich gegangen sein werden, die möglicherweise auch in den verschiedenen Zweigen gegen einander einen Ausgleich nicht gefunden haben. Ferner können die noch ausgeschiedenen Zahlen der weiblichen Angestellten für beide Jahre natürlich nicht beanspruchen, in ihrem absoluten Umfang als zutreffend zu gelten, vermögen aber doch zur allgemeinen Orientirung mit beizutragen. Stellen wir zunächst die in den allgemeinen Verwaltungszweigen Angestellten denjenigen der Betriebsverwaltungen gegenüber, so erhalten wir Angestellte für

		1882	1895	1882/95
I. die allgemeine Verwaltung (Nr. 1 bis 5 der obigen Uebersicht)	überh.	467,387	643,765	+37.7%
	weibl.	75,317	120,558	+60.1 „
II. die Betriebsverwaltungen (oben Nr. 6 bis 8)	überh.	296,899	477,531	+61.2 „
	weibl.	3,585	7,566	+111.0 „
Zusammen:	überh.	764,286	1,121,296	46.6%
	weibl.	78,902	128,124	62.4 „

Noch überragt die erste Abtheilung die zweite beträchtlich, doch nimmt man bei letzterer ein erheblich stärkeres Anwachsen wahr. Die Zunahme der Reichsbevölkerung im ganzen betrug von 1882 bis 1895 weniger als 15 Proc., die Angestellten der allgemeinen Verwaltung (nebst Justiz, Schule u. s. w.) vermehrten sich gleichzeitig um fast 38 Proc. und diejenigen der öffentlichen Betriebsverwaltungen sogar um 61 Proc. Wesentlich höher noch war die Zunahme der Frauen im öffentlichen Dienst, wenngleich bei den Betriebsverwaltungen die absolute Ziffer auch jetzt noch ziemlich bescheiden ist. Lawinenartig sehen wir das Heer der fest und nicht fest angestellten Staats- und Gemeindediener anschwellen, und diese hier in ihrer Aeußerlichkeit aufgedeckte Erscheinung ist wohl geeignet, viele stutzig zu machen; niemand wird sie auf die leichte Schulter nehmen wollen. Allein diese einfachen zahlenmäßigen Verhältnisse berechtigen an sich noch keineswegs zu dem Urtheil, daß wir uns in dieser Hinsicht in ungesunden Zuständen und in einer unheilsamen Entwicklung befänden; denn dazu bedürfte es einer besonderen Untersuchung und Beweisführung. Hier ist natürlich kein Raum, die Frage principiell zu erörtern und ihr auf den Grund zu gehen. Indessen haben wir soeben aus den angeführten Zahlen schon gesehen, daß es vorwiegend die Betriebsverwaltungen sind, in denen die öffentliche Personalbeschäftigung am meisten im Zunehmen begriffen ist, und wenn wir die erste, ausführlichere Uebersicht genauer betrachten, so führt sie uns auch darauf hin, daß es von wesentlicher Bedeutung ist, ob ein Verwaltungszweig oder Thätigkeitsgebiet bereits am Ausgangspunkt (hier das Jahr 1882) vollständig oder in umfänglichem Maße der behördlichen Wirksamkeit angehörte und gut ausgebaut war oder nicht. Die stärkste relative Steigerung der öffentlichen Thätigkeit, soweit sie in der Zahl der Angestellten Ausdruck findet, tritt uns übrigens bei der Gesundheitspflege entgegen, dann erst folgt das Post- und Telegraphenwesen. Die eingehendere Betrachtung der Ziffern und Veränderungen unter steter Rücksicht auf die vorangeschickten Bemerkungen muß und kann dem Leser überlassen bleiben. Hinsichtlich der Frage der Beamtenvermehrung im allgemeinen schließen wir diese Zeilen: nicht immer mehr, sondern vor allem immer bessere Beamte! ist das richtige, und was dazu eine gute Dotirung der Stellen beizutragen vermag, darf nicht unterlassen werden; es gereicht dem Staat wie den Beamten zum Wohle.

Hamburg. Dr. W. Benkemann.

Friedrich Zarncke's Goetheschriften.[1])

Mit wehmüthiger Freude ruht mein Blick auf dem stattlichen Band, der Friedrich Zarncke's Namen trägt. Er eröffnet eine Sammlung der kleinen Schriften des heimgegangenen Forschers. In sinniger Weise hat der Sohn des Verstorbenen, der das mühe- und verantwortungsvolle Amt des Herausgebers auf sich genommen hat, die Goethestudien an die Spitze gestellt: unwillkürlich muß ich des traulichen Goethezimmers denken, das den Zugang zu Zarncke's Arbeitsstube bildete. So bilden auch die Goetheschriften die würdigste Vorstufe zu den Forschungen über die Literatur des Mittelalters, die den Kern von Zarncke's Lebenswerk ausmachen. Mögen die folgenden Bände, die sie uns bescheren sollen, nicht lange auf sich warten lassen! Das ist mein Wunsch und, glaube ich, auch der Wunsch vieler andrer.

Fünf Jahre sind schon seit Zarncke's Tod ins Land gegangen; sie haben nicht vermocht, die Züge des verehrten Mannes im Gedächtniß derer zu verwischen, die das Glück hatten, ihm nahe zu stehen. Wenn ich das lebensvolle Bildniß betrachte, das den Band schmückt, so meine ich, ihm in die hellen Augen zu sehen, die so scharf und klar, so lebhaft und so gütig zu blicken wußten. Und wenn ich die stummen Blätter mit freudiger Hast durchfliege, da ist mir's, als ob ich den eigenthümlichen Flüsterton der Stimme vernähme, vem ich so oft habe lauschen dürfen. Denn das Buch ist mehr, weit mehr als eine bloße Fundgrube wissenswerther Thatsachen, wie sie auch der und jener zu bieten imstande gewesen wäre. Es trägt auf jeder Seite den unverkennbaren Stempel einer bedeutenden und liebenswürdigen Persönlichkeit. Es ist charakteristisch. Von wie viel Büchern kann man das mit Fug und Recht behaupten?

Wir sind dem Herausgeber zu lebhaftem Dank verpflichtet für die Sorgfalt und Umsicht, womit er all die zerstreuten Blätter sammelt. Sie werden einst in ihrer

[1]) Friedrich Zarncke, Goetheschriften. (Kleine Schriften: erster Band.) Mit einem Bild Zarncke's und einem Facsimile in Lichtdruck. Leipzig, Avenarius 1897. (XII u. 442 S. gr. 8.) 10 M.

Digitized by Google

Vereinigung den schönsten Kranz bilden, den dankbare Treue am Grab des jäh Entrissenen niederlegen kann. Denn sie sprechen beredter, als jedes andere Zeugniß es könnte, von der Fülle des Wissens, der Klarheit des Urtheils und der gewissenhaften Gründlichkeit, die Zarncke eigen waren, die alle Welt an ihm bewunderte.

Zarncke war einer jener umfassenden Geister, die heutzutage fast völlig ausgestorben sind; aufgewachsen in den Traditionen des classischen Alterthums, beherrschte er zugleich das ganze Gebiet der germanischen Philologie. An Weite des Blicks und Schärfe der Kritik ist er seinen großen Lehrern Moriz Haupt und Karl Lachmann vergleichbar. Leider hat er mit ihnen auch das gemein, daß er es niemals über sich gewinnen konnte, die reichen Ergebnisse einer unermüdlichen, ebenso weit ausgreifenden, wie tief eindringenden Forschung in einem großen Werke zusammenzufassen, das ihm ein ragendes Denkmal geworden wäre. Bei ihm überwog immer die Freude am Forschen die Lust an der Darstellung. Nur eine lange Reihe von meisterhaften Einzeluntersuchungen und inhaltreichen Recensionen bezeichnen gleich Meilensteinen den Weg, den er gegangen ist.

Noch ein anderer Umstand mag ihn gehindert haben, die Summe seiner Forschungen in umfassenden Werken niederzulegen: seine Freude am lebendigen Wort. Er hat mit ganzer Seele an seinem Lehramt gehangen, in ihm allezeit seinen eigentlichen Lebensberuf erblickt. Seine großen Collegien über Literatur des Mittelalters und deutsche Grammatik, über Nibelungen, Walther, Wolfram und Faust boten ihm vollauf Gelegenheit, die Ergebnisse seiner Studien im Zusammenhang einem großen Hörerkreise vorzuführen. Er that das mit sichtlicher Liebe, mit der ganzen Klarheit, Besonnenheit und Gründlichkeit, die ihm zur andern Natur geworden waren, ohne darüber hinaus ein Bedürfniß zu schriftlicher Fixirung zu empfinden. Mir will es daher scheinen, als ob nicht sowohl Zeitmangel und Ueberbürdung — denn Zarncke's Arbeitskraft war unerschöpflich — ihn gehindert haben, eine umfassende Einleitung ins Nibelungenlied zu schreiben, als vielmehr das regelmäßig wiederkehrende Nibelungencolleg selbst: den für ihn unwiderstehlichen Reiz unmittelbarer Einwirkung auf seine Schüler hätte er um nichts in der Welt stören mögen.

Die wohlthuende Wärme und frische Lebhaftigkeit, die Zarncke's Person einen so hinreißenden Zauber verliehen, treten in seiner Forschung nicht direct hervor. Aengstlich hat er stets darüber gewacht, dem Temperament keinen bestimmenden Einfluß auf den Gang der Untersuchung einzuräumen. Es ist nur in dem unverdrossenen Eifer zu spüren, der vor keinem Hinderniß zurückschrickt und keinen Umweg scheut, der zum Ziele führen könnte, der nicht Ruhe noch Rast kennt, bis das Problem eine befriedigende Lösung gefunden hat; nur in der liebe- und verständnißvollen Theilnahme, die er allem, auch dem Unbedeutendsten entgegenbringt, das mit seiner Aufgabe verknüpft ist. Das Gefühl aber durfte bei ihm niemals entscheidend auf die Beurtheilung der Probleme einwirken. Kein Forscher war je weiter als er davon entfernt, den Thatsachen Gewalt anzuthun, keiner mehr dazu geneigt, die eigenen Wünsche und Hoffnungen der strengen Logik der Thatsachen bedingungslos unterzuordnen. Daher schneidet er lieber den Faden der Untersuchung ab und schließt mit einem entsagungsvollen nan liquet, als daß er es über sich gewönne, durch eine blendende, doch unzulänglich begründete Hypothese einen scheinbaren Abschluß zu schaffen.

Man kann sich keinen größeren Gegensatz denken, als den zwischen Zarncke und Hildebrand. Die Naturen der beiden Forscher, die so lange Jahre hindurch neben einander an derselben Hochschule gewirkt haben, hatten kaum einen Zug gemein: Hildebrand, mit einem wunderbar fein entwickelten, fast intuitiven Verständniß für alles begabt, was in die Sphäre des Gefühls fällt, dem aber der Stoff unter den Händen zerrinnt, der formlos, verschwommen, nebelhaft wird, weil er alle realen Erscheinungen in Empfindung auflösen möchte; Zarncke dagegen, aller Schwärmerei abhold, klar und präcis, verständig und besonnen, energisch und trefflicher. Wenn er wenig Gefallen daran findet auch die leisesten, unbestimmtesten Regungen des Seelenlebens ahnend nachzuempfinden, so ist ihm dafür eine andere, nicht minder kostbare Gabe zutheil geworden: ein scharfer Blick für alles Thatsächliche, eine immer frische Freude daran und eine unvergleichliche Kraft der Phantasie in der Reconstruction realer Verhältnisse.

Es ist klar, daß ihn diese Anlage in hohem Maße zur Interpretation befähigen mußte. Es war daher ein wahrer Genuß, seiner Erklärung der mittelhochdeutschen Dichter zu folgen. Nirgends aber hat seine Interpretationskunst größere Triumphe gefeiert als bei Wolfram: hier, bei dem anschaulichsten der höfischen Epiker, gelang es ihm, auch aus den unscheinbarsten Zügen, den flüchtigsten Andeutungen ein so scharf gezeichnetes, reich belebtes Gesammtbild zu gestalten, daß die Stärke seiner nachschaffenden Phantasie auf den Hörer den Eindruck spontaner Schöpferkraft machte.

Dem Leser kommt diese Begabung vor allem in der umfangreichen Studie über Christian Reuter, den genialen Dichter des köstlichen Schelmuffsky, zum Bewußtsein. In vollstem Behagen, das sich gar bald auch dem widerwilligsten Leser mittheilt, zeichnet hier Zarncke das alte Leipzig des ausgehenden 17. Jahrhunderts mit so hingebender Sorgfalt und so wunderbarer Genauigkeit, daß man ein Genrebild der niederländischen Schule vor Augen zu haben glaubt und ganz vergißt, daß man es mit einer aus den Berichten verstaubter Actenfascikel mühsam aufgebauten Untersuchung zu thun hat.

Aehnliche Vorzüge kann man dem anmuthigen Idyll „Aus dem Leben des Großvaters und dem Jugendleben des Vaters" nachrühmen, das „Bruder Friedrich" den Geschwistern erzählt hat. Leider ist das hübsche Büchlein, das durch den liebenswürdigen Plauderton der Erzählung und die Bedeutung, die es für Zarncke's Charakteristik hat, auch den großen Kreis der Freunde und Schüler Zarncke's zu fesseln imstande wäre, nur als Manuscript in wenigen Exemplaren gedruckt. Vielleicht wird einer der späteren Bände der Kleinen Schriften auch dieses Werk den Verehrern des Verstorbenen zugänglich machen.

Wie für die Literatur des Mittelalters die Nibelungen und Wolfram das Centrum von Zarncke's Forschungen bildeten, so stand für die Neuzeit Goethe im Mittelpunkt seines Interesses. Früh schon, aus dem Munde des Vaters, dem er fast alles zu verdanken bekennt, was sein Kopf und sein Herz besitze, war ihm nach seiner eigenen Erzählung der Zauber der Goethe'schen Verse aufgegangen. Und im Banne des großen Zauberers hat er zeitlebens gestanden: Abend für Abend, nach den Sorgen und Mühen des arbeitsreichen Tages, schöpfte er aus dem Jungbrunnen der Goethe'schen Dichtung Erquickung und Stärkung.

Es ist in dem eigensten Wesen Zarncke's begründet, daß sein Verhältniß zu Goethe kein rein literarhistorisches bleiben konnte, daß es im Lauf der Jahre zu einem wahrhaft persönlichen werden mußte. Die Gestalt des Dichters trat ihm lebendig entgegen, seine äußere Erscheinung, von der uns unzählige Bildnisse Kunde geben, erregte und fesselte seine Aufmerksamkeit. Ein solches Interesse ist nicht bloß äußerlicher Art; ist es doch der Geist, der sich den Körper baut. Wie reizvoll scheint es daher, in den Zügen der Bilder den Spuren der geistigen Entwicklung nachzuforschen. Und

Digitized by Google

nicht minder anziehend ist es, zu beobachten, wie sich Goethe's gewaltige Persönlichkeit in der Seele des Künstlers widerspiegelt, wie sie, durch das Medium der verschiedensten Individualitäten gesehen, in allen Farben des Regenbogens schimmert, immer wechselnd und doch immer dieselbe.

So ist es gekommen, daß es für Zarncke eine lockende Aufgabe sein mußte, den nach allen Richtungen der Windrose verwehten Blättern, auf denen der Stift und der Pinsel der Künstler die Züge des Dichters wiederzugeben versucht haben, nachzuspüren und sie zu sammeln. Lange Jahre hindurch widmete er dieser Aufgabe die ganze Muße seiner Ferienzeit. Nur der unermüdlichen Energie und dem nie erlöschenden Feuer einer im schönsten Sinne jugendlichen Begeisterung konnte es gelingen, das weitschichtige und allenthalben zerstreute Material in einer Sammlung zu vereinigen, es mit dem ganzen Aufgebot kritischer Sorgfalt zu prüfen und zu sichten, zu ordnen und zu classificiren. Von der Bedeutung seiner Sammlungen, die allein 1394 Reproductionen von Originalaufnahmen Goethe's umfassen, nicht minder von der eisernen Ausdauer, die den ungeheuren Stoff zu bewältigen und musterhaft zu bearbeiten vermocht hat, kann das im Jahr 1888 ausgegebene Verzeichniß einen ungefähren Begriff geben. Es enthält freilich nur die Resultate seiner Untersuchungen. Diese selbst sind fast durchweg in der Beilage der Allgemeinen Zeitung erschienen und werden daher noch manchen Lesern in guter Erinnerung stehen.

Für Zarncke war der kritische Katalog nur eine Vorarbeit: er sollte eine feste Grundlage für ein anderes, großartiges Unternehmen schaffen, dessen Vollendung er von Weimar erhoffte. Ihm schwebte ein umfassendes, vornehm ausgestattetes Bildnißwerk vor, das in drei Abtheilungen die Portraits Goethe's, des Weimarer Fürstenhauses und der Freunde Goethe's bringen sollte. Hoffen wir, daß Zarncke's schöner Plan nach dem Abschluß der Weimarer Goetheausgabe Aussicht auf Verwirklichung habe.

Neben diesen ausgedehnten Sammlungen und ihrer kritischen Bearbeitung liefen kleinere Studien her, die sammt und sonders durch ihre echt philologische Sauberkeit und ihre bis ins kleinste gehende Akribie ausgezeichnet sind. Hierher gehört u. a. die interessante, wenn auch in ihren Ergebnissen nicht unanfechtbare Arbeit über Elpenor, die er in schalkhaftem Versteckspiel als „der freundschaftlich Zugethane" dem greisen Kirchenhistoriker Karl August Hase in Jena zum 15. Juli 1880, dem Tage seines goldenen Jubiläums, mit warmen Worten der Verehrung zueignete. Gleich dieser Untersuchung ist auch seine Ausgabe von Goethe's Notizbuch über die schlesische Reise im Jahre 1790 nur in wenigen Exemplaren abgezogen worden und deßhalb weiteren Kreisen fremd geblieben. Er hatte sie der deutsch-romanischen Section des Dessauer Philologentages zur Begrüßung gewidmet und man muß bekennen, daß sie zu diesem Zweck durch den vorbildlichen Charakter ihrer Methode vorzüglich geeignet war. Es wird wenig Arbeiten Zarncke's geben, die für seine peinliche Gewissenhaftigkeit so charakteristisch sind, wie diese Ausgabe; nur andauernder und angestrengter Bemühung konnte es gelingen, die mit Bleistift flüchtig hingekritzelten, halb verwischten Zeilen zu enträthseln. Mit Recht durfte der Herausgeber selbst von dieser Schrift sagen: „Das Ergebniß wird man angesichts der aufgewendeten Mühe vielleicht geringfügig nennen wollen; aber wo es sich um Goethe's inneres und äußeres Leben handelt, ist auch ein kleiner Gewinn ernster und ausdauernder Arbeit werth."

Die Warte enthalten das Programm jeder ernsten wissenschaftlichen Forschung; sie sprechen dieselbe Auffassung aus, die einst Sulpiz Boisserée bei den Brüdern Grimm als „Andacht zum Unbedeutenden" verspottet hat, die aber gerade bei ihnen ungeahnte Triumphe feiern sollte. Auf alle Fälle ist der Wissenschaft durch solche Detailstudien besser gedient als mit so oberflächlich ästhetisirenden Machtsprüchen, wie sie sich der als Shakespeareforscher nicht unverdiente Edward Dowden Goethe gegenüber erlaubt hat. Wenn dieser jüngst in einem Vortrag von ihm behauptet, er habe die Form seiner Werke nicht selten wie ein experimentirender Dilettant geändert, nicht wie ein Künstler, der wisse, was er wolle, und es einmal und endgültig vollende; wenn er Goethe's Weisheit in dessen mittlerem Lebensalter prosaische Weisheit nennt und dem alten Goethe den wohlgemeinten Rath ins Grab mitgibt, er hätte zehn Jahre vor seinem Tode aufhören sollen zu schreiben; wenn er in dieser und ähnlicher Weise den tiefsten und reichsten Geist, den das 18. Jahrhundert hervorgebracht hat, wie einen Schulknaben zu meistern wagt, so verdient diese Anmaßung schärfste Zurückweisung. Eine solche durch und durch unhistorische Auffassung konnte allenfalls dem Naturforscher du Bois-Reymond nachgesehen werden, als er seine wunderliche Rede „Goethe und kein Ende" hielt, dem englischen Literarhistoriker aber darf sie nicht ungerügt hingehen.

Doch zurück zu Zarncke. An Goethe's Namen knüpft auch die ausgezeichnete, in vieler Hinsicht bahnbrechende Untersuchung über den fünffüßigen Jambus an. Sie ist als Festschrift der Universität Leipzig zur Feier des Tages veröffentlicht worden, an dem Goethe hundert Jahre früher immatriculirt worden war (15. October 1765). Sie gibt sich als erste Abtheilung; doch ist eine Fortsetzung leider niemals erschienen. So kommt es, daß der Löwenantheil der Abhandlung dem Verse Lessings und Schillers gewidmet ist, während bei Goethe die Darstellung in dem Moment abbricht, wo er den jambischen Fünffüßler ins Drama einführt. Ob fremde Hand jemals den Faden wieder aufnehmen wird?

Greift schon diese metrische Untersuchung über das Gebiet der Goetheforschung hinaus, so gilt dies in noch höherem Maaße von einer anderen Gruppe von Aufsätzen, die sich mit der Faustdichtung vor Goethe befassen. Leider ist Zarncke auch hier zu keiner zusammenfassenden Darstellung gelangt, ist uns die Geschichte der Fausttage schuldig geblieben. Doch hat er wenigstens durch seine Bibliographie des Faustbuches der weitern Forschung eine zuverlässige Grundlage geschaffen. Sie ist als Einleitung zu Braune's Neudruck der ersten Ausgabe von 1587 erschienen. Einige Jahre darauf brachte ein Nachtrag, der in den Sitzungsberichten der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlicht ward, bedeutsame Ergänzungen, wodurch eine Umordnung der Ausgaben des Faustbuches nothwendig ward. Ein lehrreicher Aufsatz über Johann Spies, den Herausgeber des Faustbuches, und seinen Verlag, gehört gleichfalls zu dieser Gruppe. Er weist den streng lutherischen Charakter des Verlags nach.

Hiermit ist die Aufzählung der wichtigeren selbständigen Arbeiten, mit denen sich Zarncke an der Goetheforschung betheiligt hat, erschöpft. Das Bild aber, das man sich von seiner Wirksamkeit auf diesem Gebiete machen wollte, ohne die lange Reihe der Recensionen zu berücksichtigen, die in den Bänden des literarischen Centralblattes zerstreut sind, müßte schief ausfallen. Denn diese bald großeren, bald kleineren Anzeigen bilden einen integrirenden Theil seiner Thätigkeit. Sie begleiten die Goetheforschung der letzten Jahrzehnte mit immer regem Interesse. Wie in einer Laterna magica ziehen ihre Kämpfe und Siege, ihre Irrthümer und Erfolge an uns vorüber. Wir können die Entwicklung der in ihrem Beginn noch stark dilettantisch gefärbten Bestrebungen zu einer mehr und mehr in die Bahnen strengster Methode einlenkenden Wissenschaft mit Muße beobachten und erleben sozusagen einen bedeutsamen

Abschnitt aus der Geschichte der philologischen Forschung. Manche der Recensionen sind freilich nichts anderes als orientirende Referate, andere dagegen geben beachtenswerthe Ergänzungen und Berichtigungen, sind dem Forscher daher unentbehrlich.

Es ist klar, daß Recensionen der letzten Classe in einer Sammlung der kleinen Schriften Zarncke's nicht fehlen dürfen. Der Herausgeber hat ihnen deßhalb auch den ihnen gebührenden Platz in Reih und Glied angewiesen. Den lediglich referirenden Anzeigen konnte dagegen kein Raum gegönnt werden. Doch gibt ein Anhang von ihnen Rechenschaft, so daß sie gegebenenfalls leicht aufgefunden werden können.

Die Art und Weise, wie der Herausgeber den reichen Stoff geordnet hat, verdient alles Lob. Das Ganze gliedert sich in fünf Abschnitte; innerhalb eines jeden ist im allgemeinen die chronologische Anordnung durchgeführt, jedoch ist stets Sorge getragen, daß Zusammengehöriges nicht um des bloßen Datums willen aus einander gerissen werde. So kommt es, daß das Buch einen harmonischen Gesammteindruck hinterläßt und man ganz vergißt, daß es sich aus einer ganzen Menge ursprünglich selbständiger Einzeluntersuchungen zusammensetzt.

Die erste Abtheilung ist allgemeiner Natur; sie bringt ausschließlich Recensionen, aus denen die über die neun ersten Bände des Goethejahrbuchs hervorragen. Eine zweite Gruppe bilden die Recensionen und Untersuchungen, die sich mit Goethe's Bildnissen befassen. Es sind hauptsächlich Vorarbeiten und Ergänzungen zu dem Verzeichniß. Daß dieses selbst ausgeschlossen ward, ist nur zu billigen; ist es doch als selbständiges Buch erschienen und somit jedem leicht zugänglich. Die beiden folgenden Abtheilungen vereinigen die Beiträge zur Kenntniß von Goethe's Leben und Werken. Daran reihen sich die Studien über die Faustdichtung vor Goethe. Den Beschluß macht das Universitätsprogramm über den fünffüßigen Jambus. Ein sorgfältig gearbeitetes Register wird dem Leser ganz wesentliche Dienste leisten.

Somit haben wir allen Grund, uns des wohl gelungenen Werkes herzlich zu freuen. Daß dem trefflichen Anfang auch der Fortgang entsprechen werde, ist nicht zu bezweifeln. An einem dankbaren Publicum wird es dem Werke voraussichtlich nicht fehlen. Die zahlreichen Verehrer Zarncke's werden mit Spannung des Augenblicks harren, wo die ganze Sammlung abgeschlossen, wo die reiche Ernte eines dem Dienste der Wissenschaft geweihten Daseins eingebracht sein wird. Erst dann wird das Lebenswerk des Heimgegangenen offen vor aller Augen liegen; sollte alsdann nicht auch der richtige Zeitpunkt gekommen sein, den Entwicklungsgang des rastlosen Forschers seinen Freunden und Schülern zu schildern und damit die Geschichte der germanischen Philologie um ein wichtiges Capitel zu bereichern?

Wilhelm Streitberg.

Mittheilungen und Nachrichten.

„Aus Kampigewühl und Einsamkeit", Gedichte von Rudert Seidel (Zürich). Stuttgart, J. H. W. Dietz 1895. — Rudert Seidels Tendenzpoesie mag sich vorzüglich für socialdemokratische Flugblätter eignen, in denen es meist auf eine recht flach und breit hervorgekehrte Gesinnung als auf wahre, individuelle Empfindung ankommt. Eine starke Anzahl dieser sogenannten Gedichte trägt denn auch sehr charakteristische Anmerkungen, wie „Zum Internationalen Socialistischen Arbeitercongreß, Zürich 1893", „Zur Zuger Katastrophe, 5. Juli 1887", „Zur Einführung der politischen Polizei im Tellenland", „Weberstrike", „Veranlaßt durch das Chiengaer Bluturtheil 1887" — Randlosen, die jeder Leser bei flüchtiger Durchsicht der Sammlung nach Belieben vermehren kann. Man sieht, es waren Vereinsprologe und Gelegenheitsstücke, wie sie eine seichte politische Strömung dutzendfach und leider auch dutzendweise zutage fördert. Seidel knüpft oft unmittelbar an drängende Zeitereignisse an, er wendet sich gegen den Kornzoll und wünscht eine Verkürzung der achtstündigen Arbeitsdauer. Wenn er nur einmal seine Forderungen und Widersprüche in ausgeführte, klar anschauliche Bilder oder ergreifende Actionen gekleidet hätte! Gegen socialistische Ideen an und für sich läßt sich auch poetisch nicht das geringste einwenden. Aber er bleibt immer in hohlen, nebligen Schlagworten stecken. Er kämpft für „Licht, Recht, Freiheit, Wahrheit, Menschenthum, Fortschritt, für das Volk" und kämpft wider „Lug und Trug, Knechtschaft und Tyrannei". Kurzum, es bringt frisch aufgewärmt die alten Phrasen der 1848er Revolutionsdichtung; nur bewegten sich jene antimonarchischen Herwegh, Freiligrath, Prutz und Dingelstedt in ihren glänzenden und gleißenden Rhetorik immerhin mit künstlerischer Kunst und hatten auch hin und wieder wirklich ein großes, hörenswerthes Wort zu verkünden. Doch diese stimmende Radaulyrik gefällt sich in der nüchternsten und nichtigsten Allgemeinheit, sie feiert Triumphe in derödesten versificirten Prosa, aufgeputzt mit dem Flittergold einiger poetischer Reminiscenzen, und in den abgedroschensten, sinnlosesten Reimen. Seidel schwatzt unermüdlich, ohne jemals zu überzeugen. Selbst in „süßer Maiennacht beim lichten Sternenfunkel" fabelt er von Guten und Bösen; das Waldesschweigen wird beredt und erzählt ihm von der Zukunft ehernem Gang. Er steht immer und ewig auf der Zinne der Partei. „Die goldene Mittelmäßigkeit", welche er „stets siegreich, weit und breit heimlich und überall gelobt" findet, hat er nur der Quelle studirt: sie ist bei ihm recht eigentlich zu Hause, sie schmückt als seine angebetete Krone, sie liebt ihn und nur über ihr „stets siegreiches, weit und breit heimisches und überall gelobtes" Auftreten hat sie ihrem Sangesheiden und ruhmvollen Ritter ein artiges Märlein aufgebunden.

A. K. L. Tieke.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 21. Januar. Vorsitzender Secretär: Hr. Waldeyer. 1) Hr. Schmoller las über das deutsche Münzwesen des Mittelalters und der beginnenden neueren Zeit. Er ging aus von einer Kritik der deutschen Münzgeschichte, welche für die Zeit von 800 an als eine rückständige bezeichnet werden müsse, sofern die fleißig sammelnde Numismatik die richtige Verbindung mit Rechts-, Wirthschafts- und Verwaltungsgeschichte, sowie mit der Nationalökonomie verloren habe. Nur in Hermann Grote und einigen anderen neueren Arbeiten sei ein Umschwung zum besseren eingetreten. In Bezug auf die Zeit der reinen Denarprägung (800—1300) versuchte der Vortragende dann zu erklären, warum die Denare von 800—1150 sich in gleichem Gehalt erhalten, dann, besonders von 1280—1400, sich in sehr verschlechtert haben. Er sieht die Hauptursache (neben anderen) in dem Zusammenhang zwischen dem Münzgewinn, den Prägungskosten und den früher üblichen jährlichen Münzverrufungen; letztere beseitigten stets wieder die abgenutzte Münze und erlaubten den Münzherren, auf ihre Kosten zu sammen. Als sie verschwanden, als der Denarius perpetuus gesiegt hatte, mußten die Münzherren auf andere Weise auf ihre Kosten zu kommen suchen, erleichterten den Münzfuß und beseitigten die schlechte Münze nicht mehr. Der Vortragende setzte dann auseinander, wie mit dem Entstehen und Eindringen der Großmünze (Groschen, Goldgulden, Guldengroschen) von 1300 bis 1600 ganz neue Aufgaben entstehen, wie aber der Kern der ganzen Institution die Frage bleibe, wie die Münzkosten zu tragen seien. Sie waren jetzt für die goldene Großmünze auf 0.6 Proc. ermäßigt, blieben aber auf 3—24 Proc. für die kleine und kleinste Münze. — 2. Hr. Dümmler überreichte die von der königlich spanischen historischen Akademie herausgegebenen Legis Romanae Wisigothorum fragmenta ex codice palimpsesto sanctae Legionensis ecclesiae, — Die Akademie hat am 26. December 1896 durch den Tod verloren: das correspondirende Mitglied der philosophisch-historischen Classe Vivien de St. Martin.

* Zur Pfälzer Runeninschrift erhalten wir folgende neue Zuschrift:

„Ich habe die in Nr. 19 der Beilage zur Allg. Ztg. enthaltene „Widerlegung" des Hrn. Prof. Dr. Mehlis mit entsprechender „Theilnahme" gelesen. Unterdessen war Hr. Mehlis auch so gütig, mir sein Gymnasialprogramm aus Neustadt 1897 mit der Schrift über den Drachenfels bei Dürkheim a. d. H. zu übersenden und dasselbe mit einer Zuschrift zu begleiten, in welcher gesagt ist: 1) daß Hr. Mehlis von meinen „kritischen Inschriften der Rheinlande" nichts erfahren hat; 2) daß er wenigstens eine der seinerzeit in den Bonner

Jahrbüchern (1892) veröffentlichten Inschriften, hinsichtlich deren ihn ein „Beleuchtungsfehler“ getäuscht habe, seither berichtigt, d. h. aus dem Jahre 1249 ins 18.—19. Jahrh. gebracht habe; und daß er 3) kein Epigraphiker, sondern Prähistoriker sei. Das alles hat gewiß seine Richtigkeit. Besonders verpflichtet bin ich indessen Hrn. Prof. Mehlis für das seiner Schrift beigegebene Facsimile der neu gefundenen Inschrift, welches mir auch den letzten Zweifel an der — Unechtheit dieses Stückes benommen hat. Gewiß, der Schalk, dem wir diese angebliche Runeninschrift, die arabische Jahreszahl 1204 am Brunholdisstuhl und den PADHUo+ am Portal der Schloßeck versunken, wie wedee ein Zeitgenosse des grimmen Hagen, noch der Kreuzfahrer, sondern unzweifelhaft ein munterer Rheinfranke, der mit diesen schönen Inscheiten, wie mit der der gallischen Goldmünze der Frau Keller in Landau vermuthlich abcopirten „Felsenzeichnung“ aus der La Tènezeit den Enthusiasmus der pfälzischen Alterthumsfreunde für den „heiligen Berg des rheinischen Siegfriedsmythus“ lebendig zu halten suchte. Und damit lebe wohl, Ithnfrid, du „blühend schöner!“ Sit terra tibi levis.

Freiburg i. B. F. X. Kraus.“

Professor Mehlis ersucht uns seinerseits, anzumerken, daß „seine Wenigkeit“ den „Ithfith“ — so heißt er jetzt, nachdem man das r hinter f als bloße Vermuthung fallen gelassen — keineswegs für einen Gott, sondern einfach für „einen friesischen Kaufmann“ angesprochen habe, „der vom Rhein — etwa von Worms — her Waaren nach dem Westen brachte“. Wir können nach diesen Ithfith auf seiner Geschäftsreise nicht mit unsrer Zustimmung begleiten. Unsere Auslassung bezweifelt, nämlich daß er selbst in Sachen der verdächtigen Inschrift durchaus in gutem Glauben gehandelt und sich redlich Mühe gegeben hat, über ihre Bedeutung ins klare zu kommen. Die Legung dieser epigraphischen Windeier geht jedenfalls von geheimnißvollen Drachen aus. D. Red.

n. **Straßburg.** Zum Thema der Festrede, durch welche die Universität den Geburtstag des Kaisers feierte, hatte der Professor der Geographie Dr. G. Gerland die Erfolge und Ziele der Polarforschung gewählt. Für den wissenschaftlichen Charakter unsrer Epoche, führte der Redner aus, sei nichts bezeichnender, als die Art, wie heute die Polarforschung betrieben werde, die doch im Grunde nur eine ideale Bedeutung habe. Ihr rein wissenschaftlicher Charakter habe sich namentlich in dem großen internationalen System von Beobachtungen gezeigt, welche 1882/83 an einer Reihe von Stationen rings um den Nordpol her und zum Theil auch in südlichen Breiten unternommen seien, während man jetzt in verschiedenen Ländern — in Deutschland, wie schon früher, namentlich auf Betrieb des Directors der Deutschen Seewarte, Geh. Raths Neumayer — zu einer neuen Umlagerung des Südpols sammle und rüste. Als Grund für das lebhafte Interesse der Culturvölker, namentlich der germanischen, an der Polarforschung nannte Redner außer den staunenswerthen Erfolgen Nansens zunächst die wunderbare Gebundenheit der arktischen Natur, den Reiz der alle persönlichen Kräfte anspannenden Thätigkeit des Polarforschers, sowie den Trieb der Menschheit, auf der ganzen Erde zu Hause zu sein und keine unbekannten Räume zu dulden; endlich die vielen noch zu eigenartigen Räthsel, welche die Polargegenden der heutigen Forschung böten. Als wichtigste Aufgaben für die letztere bezeichnete er die Untersuchung der Polarländer in Bezug auf die Vertheilung von Land und Meer, auf die Gestaltung der Länder, des Meeresbodens, auf den Vulcanismus; er hob den Gegensatz hervor, der sich gerade in der Landbildung zwischen der atlantischen und pacifischen Seite der Polumgebung zeige. Hieraus wurden der Magnetismus und die Nord- und Südlichter kürzer, ausführlicher die Winde, die Temperaturen der Luft, der Meere um die Pole, die Uebereisung der Polarländer, sowie die Ursachen für ihr Entstehen und ihre Fortdauer besprochen, da doch die Niederschläge in den hohen Breiten des Nordpols ziemlich gering seien. Auch die Wichtigkeit der Pole für das organische Leben der Erde, für die Verbreitung und später für die Veränderung der Pflanzen und Thiere wurde hervorgehoben und dabei der Bewohner der arktischen Breiten — der Eskimo — gedacht. Den Schluß bildete ein kurzer Ausblick auf die wahrscheinliche Methode, welche die Polarforschung in Zukunft befolgen werde — der Luftballon wurde dabei nicht erwähnt.

* **Berlin.** Dem ordentlichen Professor an der philosophischen Facultät der hiesigen Universität, Dr. Gustav Schmoller, ist die große goldene Medaille für Wissenschaft verliehen worden.

eh **Basel.** Die hiesige Regierung ernannte zu außerordentlichen Professoren die Docenten für römisches Recht Dr. Karl Wieland, für Philosophie Dr. Karl Joel, für orientalische Sprachen Dr. Adam Mez.

* **Cambridge.** Der bisherige Professor der Philosophie an der Universität Aberdeen, Dr. James Ward, ist auf den neu gegründeten Lehrstuhl für Logik und Psychologie an der hiesigen Universität berufen worden.

* **Paris.** In der Académie de Médecine hielt Dr. Proust einen Vortrag über die indische Pestepidemie. Er gelangte darin zu dem Schlusse, daß Europa nicht viel von der Ansteckungsgefahr zu fürchten habe, daß es aber immerhin sehr wünschenswerth sei, daß die europäischen Staaten im Hinblick auf die bevorstehende Pilgerfahrt nach Mekka Maßregeln ergreifen, um die orientalischen Völker gegen ihre Unwissenheit, ihre Sorglosigkeit und ihren Fatalismus in Schutz zu nehmen. Nach ihm ergriff Dr. Roux das Wort, um die Entdeckung des Dr. Yersin als völlig sicheres Heilmittel hinzustellen. Das von Yersin gefundene Serum sei immer von Erfolg, wenn man es in den vier ersten Tagen der Krankheit anwende.

* **Petersburg.** Der Finanzminister beabsichtigt, der „Nowoje Wremja“ zufolge, den Mitgliedern des XII. internationalen Aerztetages eine Tarifermäßigung für die Fahrt hieher und für Rundreisen in Rußland zu gewähren.

$\mu\beta$ **Athen.** Bibliothek Maraslis. Unter diesem Titel soll eine Sammlung von hervorragenden wissenschaftlichen Werken in neugriechischer Uebersetzung erscheinen. Das Unternehmen ist für die Studirenden, Gelehrten und auch für weitere Kreise der Gebildeten in Griechenland von größter Wichtigkeit; denn auf den meisten Wissensgebieten fehlt es den Griechen bisher an brauchbaren und auf der Höhe der Zeit stehenden Hülfsbüchern in der Landessprache. Durch diese Serie von Uebersetzungen, die den besten griechischen Gelehrten anvertraut sind, soll in erster Linie der Universitätsunterricht gehoben und erleichtert, dann die wissenschaftliche neugriechische Sprache ausgebildet, die für Griechenland so verderbliche Halbwissenschaft bekämpft und mannichfache Anregung zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten gegeben werden. Sehr charakteristisch ist es, daß es in dem über das Unternehmen berichtenden Circular außerdem ausdrücklich als dessen Absicht bezeichnet wird, den Zugang zu den Professorenstühlen der Universität künftighin solchen zu verschließen, die ihre ganze Weisheit aus den für die Studenten bisher unzugänglichen fremden Handbüchern geschöpft hatten. Die Idee des schönen Unternehmens stammt von Dr. Lysander Chazi-Konstas in Odessa, einem ehemaligen Schüler der Münchener Universität. Die Sorge für die materielle Sicherung übernahm mit wahrhaft fürstlicher Munificenz Seine Excellenz der kaiserl. russische Kammerherr G. Marasis, ein in Odessa lebender Grieche, der lange Jahre das Amt des Bürgermeisters dieser Stadt bekleidete. Zunächst hat der Leiter des Unternehmens sein Augenmerk nur auf die philologisch-historischen Wissenschaften gerichtet, eine weise Beschränkung, die dem Gedeihen des Ganzen gewiß zugute kommt. Doch sollen später auch die übrigen Wissenschaften berücksichtigt und mit der Zeit auch gute griechische Originalwerke in die Sammlung aufgenommen werden. Die Bibliothek Marasis soll in Heften zuerst zu 10, später zu 20 Bogen ausgegeben werden; der Preis des einzelnen Heftes ist nur 1½ Drachmen festgesetzt; den Verlag hat die Buchhandlung von Karl Beck in Athen übernommen. Im ersten Jahre soll je ein Heft folgender Werke erscheinen: E. Curtius, Griechische Geschichte (übersetzt von Sp. Lampros); J. Droysen, Geschichte der Diadochen (übersetzt von J. Pantazides); W. Christ, Geschichte der griechischen Literatur (von L. Chazi-Konstas); K. Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Literatur (von G. Sotiriadis); G. Gilbert, Handbuch der griechischen Staatsalterthümer (von A. Politis); O. Ribbek, Geschichte der römischen Dichtung (von S. Sakellariopulos); J. Jolly, Whitney's Vorlesungen über die Principien der vergleichenden Sprachforschung (von G. Chatzidakis); B. Head, Historia numorum (von J. Svoronos); Th. Macaulay, History of England (von E. Rhodokanakis). Dem großartigen Unternehmen, dessen Gelingen für Griechenland einen beträchtlichen Culturfortschritt bedeuten würde, ist von Herzen ein glücklicher Erfolg zu wünschen.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 30. Januar. Nummer 24.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Socialwissenschaftliche Zeitschriften. — Correggio. Von J. Strzygowski. — Catilina. Drama von Henrik Ibsen. Von Karl Werner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Socialwissenschaftliche Zeitschriften.

Wer Bücher sammelt, wird die Serien der Zeitschriften, die seine Repositorien im Laufe der Jahre füllen, mit ganz besonderen Gefühlen von Zeit zu Zeit betrachten: an ihnen merkt er, wie alt er selber wird. Die heranwachsenden Kinder und die heranwachsenden Zeitschriftenserien — wenn man sie selbst gesammelt hat, versteht sich — sind ein untrüglicher und unerbittlicher Schrittmesser für die Wegesstrecke, die man auf dem Lebenspfade bereits zurückgelegt hat. Aber die Zeitschriften zeigen dem Betrachtenden noch mehr an, als die Länge seiner eigenen Laufbahn: den Gang seiner Wissenschaft. Ich muß die verschiedenen Zeitschriften, wie sie so da stehen in meinen Bücherregalen, immer vergleichen mit den geologischen Lagerungen unsrer Erdkruste. Die einzelne Zeitschrift stellt eine Schicht dar und markirt eine bestimmte Zeitepoche: bald fällt sie schwächer, bald stärker aus; und nun lagern sie über einander, die neuesten über den neueren und diese über den älteren und ältesten. Und der Geschichtschreiber einer Wissenschaft könnte in weit umfassenderem Maße, als es bis jetzt geschehen ist, von diesen über einander lagernden Schichten den Entwicklungsgang eines bestimmten Wissenszweiges nicht minder genau ablesen, wie der Geschichtschreiber der Erde deren Werdeproceß aus der Structur ihrer Oberfläche deutet.

Dagegen spricht nicht, daß die Zeitschriften einander nicht ablösen wie Schildwachen, d. h. die eine verschwindet, wenn die andere zu erscheinen beginnt: auch dem Geologen stellen sich die einzelnen Schichtungen nicht in völliger Reinheit dar; sie gehen in einander über, sind durchbrochen u. s. w. So bestehen Zeitschriften älteren Datums weiter, nachdem jüngere schon längst auf dem Plan erschienen sind. Aber was bedeutet es denn auch, wenn eine alte Zeitschrift wirklich immer noch weiter gedruckt wird und ihren alten Stamm von Abonnenten erst langsam verliert, sie selbst aber alle Spuren des Verfalls, der Greisenhaftigkeit an sich trägt? Sie ist dann für den Geschichtschreiber doch gestorben; er notirt die von ihr gebildete Schicht als der Vergangenheit angehörig, als abgeschlossen. Das gilt — freilich in geringerem Maße — für Tageszeitungen, das gilt für Wochenschriften, das gilt für wissenschaftliche Revuen. Für letztere vielleicht am meisten. Wir haben zwar sehr alte wissenschaftliche Zeitschriften. Aber es sind dann meist galvanisirte Leichen. Aelter als ein halbes Jahrhundert scheint keine wissenschaftliche Zeitschrift sich lebenskräftig erhalten zu können. Der Werdegang tüchtiger Zeitschriften ist in der Regel der, daß sie erst eine Periode der Kindheit und Jugend überstehen müssen: die meisten sterben wie die Menschenkinder im ersten Lebensjahr. Mit jedem folgenden Jahre werden sie dann lebensfähiger: die Curve ihrer wahrscheinlichen Lebensdauer steigt noch lange. Der Moment der erreichten Reife wird angedeutet durch den Beginn der „Neuen Serie“: sie hat meist eine „Erweiterung“, auch wohl Verbesserung im Gefolge. Ebenso wie „Verringerung des Umfangs“ in der Regel ein sicheres Symptom beginnender Phthisis ist. Nun lebt sich die Zeitschrift in der zweiten Serie aus. Die eine länger, die andere kürzer. Wird sie vor die Nothwendigkeit gestellt, abermals eine „Serie“ zu beginnen, so wird das schon zu Bedenken Anlaß geben. „Dritte Serien“ sind schon häufig der nervöse Versuch des Alternden, sich die schwindende Jugend künstlich zu erhalten. Es kommt die Zeit der Perrücken und gefärbten Bärte.

Dieser typische Verlauf eines Zeitschriftendaseins ist kein Wunder. Er stammt daher, daß mehr oder weniger doch jede bedeutendere Zeitschrift eine wissenschaftliche Generation repräsentirt. Diese findet in einem bestimmten Organ ihren natürlichen Mittelpunkt. Stirbt sie ab, so bewirken Zufälligkeiten aller Art, persönliche Beziehungen namentlich, daß auch von den jüngeren Leuten manche an älteren Zeitschriften noch mitarbeiten. Aber lieber suchen doch die Jüngeren sich dann einen eigenen Mittelpunkt. Und wenn die rechte neue Zeitschrift im rechten Augenblick vom rechten Manne lancirt wird, gibt sie den neuen Krystallisationspunkt ab. Auch schon deßhalb, weil die ältere meist mit den „berühmten“ Namen ihrer alten Mitarbeiter weit lieber prunkt, als mit den Namen der homines novi, die einstweilen nichts als ihr Können aufzuweisen haben und entschieden liebevollere Behandlung bei dem auch erst werdenden neuen Organe finden.

Wenn wir die socialwissenschaftlichen Zeitschriften in Deutschland überblicken, die in den letzten funfzig Jahren entstanden sind, geblüht haben und verschwunden oder gealtert sind, so finden wir eine genaue Bestätigung dieser allgemeinen Bemerkungen. Was vor allem in die Augen springt, ist die Thatsache, daß innerhalb, sagen wir des letzten Jahrzehnts, eine Reihe von Zeitschriften neu erstanden ist, von denen einige den älteren ganz merklich den Wind aus den Segeln nahmen. Der charakteristische Zug der neueren Zeitschriftenerscheinungen ist wohl der, daß sie mehr als früher Specialzeitschriften geworden sind. In einem doppelten Sinne: local und sachlich. Ganz natürlich. Denn die Intensität der Entwicklung einer Wissenschaft muß sich nothwendig auch in der Specialisirung ihrer Organe äußern. Man denke an die bunte Mannichfaltigkeit der Organe älterer Wissenszweige: etwa der Philosophie oder Philologie, der Medicin oder der Naturwissenschaften. So hat auch für die socialen Wissenschaften die Periode der Differenzirung begonnen. Einmal wollen sich einzelne politisch selbständige Gebiete auch äußerlich wissenschaftlich verselbständigen: sie schaffen sich ihre eigenen Zeitschriften. So haben Oesterreich und die Schweiz seit einigen Jahren selbständige socialwissenschaftliche Revuen. Dann aber drängt auch der anwachsende Stoff zur Specialisirung in einzelne

Fachorgane. So erlebten wir die glückliche Abzweigung der Wirthschaftsgeschichte in eine selbständige Zeitschrift und den leider mißglückten Versuch einer Verselbständigung der Literatur- und Dogmengeschichte. Unzweifelhaft das bedeutendste Ereigniß auf dem Gebiete specialisirter Neuschöpfung socialwissenschaftlicher Zeitschriften ist aber die Begründung des „Archivs für sociale Gesetzgebung und Statistik“[1]) durch Heinrich Braun im Jahre 1888 gewesen.

Die Bedeutung dieses Organs wird durch zwei Umstände begründet: durch das von ihm gepflegte Gebiet und durch die Art dieser Pflege. Das Specialarbeitsfeld des Archivs ist das der „socialen Gesetzgebung und Statistik“, wie der Titel es ausdrückt, wie man unter Anlehnung an die Vulgärsprache auch noch markanter sagen könnte: das der „socialen Frage“, also das wichtigste der Gegenwart. Man könnte nämlich die „sociale Frage“ geradezu so definiren: es ist der Inbegriff derjenigen ökonomischen Probleme, die jeweils im Vordergrunde des Interesses einer Zeit stehen. Ohne in subtile Begriffsbestimmungen und Abgrenzung der Arbeitssphäre sich einzulassen, hat das Archiv als solcherart im Mittelpunkt des Interesses stehende Probleme die als „Lohnarbeiterfrage“ zusammengefaßten verstanden und ihre Erörterung sich zur speciellen Aufgabe gemacht. Damit war ihm das Interesse der meisten Fachleute und großer Laienkreise von vornherein gesichert. Denn wer, der sich überhaupt mit Nationalökonomie befaßt, könnte sich der Antheilnahme an demjenigen, was wir sociale Frage nennen, entziehen? Es gibt ja nur ganz wenig abgelegene Specialprobleme der Wirthschaftswissenschaft, die nicht in jenes große Problem doch am Ende einmündeten.

Und ebenso glücklich wie in der Stellung der Aufgabe, hat das „Archiv“ die Lösung in Angriff genommen. Das eigentliche Geheimniß seines Reizes, dem sich niemand entziehen kann, liegt in der feinen Combination von Allgemeinheit und Specialisation, die es auszeichnet. Ueberall kehrt der Gedanke wieder: die socialen Probleme bedürfen zu ihrer „Lösung“ ebenso sehr großer leitender Gesichtspunkte, wie liebevollen Detailstudiums; sie beruhen zwar auf großen einheitlichen Entwicklungstendenzen, die aber in den einzelnen Ländern zu sehr unterschiedlichen Sondergestaltungen führen können. Daher wechselten Aufsätze allgemein socialpolitischen Inhalts mit eingehenden Erörterungen von Specialgesetzen ab; darum war der Rahmen der Zeitschrift von vornherein ein internationaler, aber innerhalb dieses Rahmens war die „Erforschung der gesellschaftlichen Zustände“ die gestellte Aufgabe. Die Internationalität der „socialen Frage“ hat keine andere Zeitschrift so glücklich zum Ausdruck gebracht, wie das „Archiv“, ohne dabei der Gefahr des oberflächlichen Geredes zu verfallen.

Durch die Fülle des beigebrachten Materials, ebenso wie durch die Mannichfaltigkeit der kritischen Betrachtungen hat sich die Zeitschrift gleich unentbehrlich gemacht für jedermann, der als Theoretiker oder Praktiker sich eingehender mit den socialen Problemen der Gegenwart zu befassen genöthigt ist.

Daß das so skizzirte Arbeitsprogramm dieser einzigen Zeitschrift nun auch in geradezu musterhafter Weise durchgeführt worden ist, ist das höchst persönliche Verdienst seines Leiters, des Dr. Heinrich Braun. Braun ist dasjenige, was man ein Redactionsgenie nennen könnte. Außer dem „Archiv“ hat er schon früher an der Begründung der heute gelesensten socialdemokratischen Zeitschrift hervorragenden Antheil genommen und dann später das „Socialpolitische Centralblatt“, ein ebenfalls in seiner Eigenart einziges Blatt ins Leben gerufen. Ich halte die Befähigung zu einem guten Redacteur insbesondere wissenschaftlicher Zeitschriften für eine sehr hohe und darum sehr seltene. Es kommen sicher zehn gute Schriftsteller auf einen guten Redacteur. Und leider wird gerade bei wissenschaftlichen Organen die Redactionsthätigkeit vielfach zu nebensächlich behandelt. Die meisten wissenschaftlichen Zeitschriften sind überhaupt nicht „redigirt“: sie bringen, was und soviel man ihnen einschickt. Das „Archiv“ ist dagegen wirklich „redigirt“. Das hat seine Bedeutung nach zwei Seiten hin. Redigiren können setzt eine doppelte Fähigkeit voraus: erstens nämlich die Fähigkeit, ablehnen zu können, die die wenigsten „Redacteure“ besitzen. Meist wird anstandslos gedruckt, was ein „bewährter“ Mitarbeiter jeweils für des Druckes würdig erachtet. Das ist ganz verkehrt. Ein schneidiger Redacteur muß vor allem den Muth haben, unter Umständen jede Arbeit, die er für schlecht oder für zu lang, oder für unzeitgemäß erachtet, und rührte sie von seinem berühmtesten Mitarbeiter her, zurückzuweisen. Nur so rettet sich eine Zeitschrift vor der Ueberschwemmung mit minderwerthigen Beiträgen.

Ebenso muß dann der gute Redacteur verstehen, den rechten Mann zur rechten Zeit über die rechte Sache zu Wort kommen zu lassen. Das ist keine leichte Kunst und es gehört vor allem ein Maß nicht geringer Selbstüberwindung dazu, es durchzuführen. Denn es genügt noch lange nicht, zu wissen, wer wohl einen Gegenstand am besten behandeln würde, der gerade der Behandlung werth erscheint: man muß diesen Betreffenden auch anwerben. Und die Macht, die der Herausgeber einer Zeitschrift über seine Mitarbeiter ausübt, mittelst deren er sie förmlich zwingt, alles andere stehen und liegen zu lassen und sich hinzusetzen, die Feder zu ergreifen und den gewünschten Aufsatz zu schreiben: sie ist das eigentliche Geheimniß guter Redaction. Autor und Redacteur leben in einem Zustand beständigen Kampfes mit einander. Meist erdrücken die Autoren den Redacteur und machen ihn zum einfachen Geschäftsführer ihrer eigenen Angelegenheiten; nur selten erweist sich der Redacteur als der stärkere und zwingt den Stab der Mitarbeiter in seinen Dienst, d. h. den Dienst der Zeitschrift: das sind dann die wenigen „gut redigirten“ Zeitschriften, die Zeitschriften aus einem Guß, die Zeitschriften mit einer bestimmten „Tendenz“, das Wort im besten Sinne gebraucht.

Ist das ein Vortheil, wenn eine wissenschaftliche Zeitschrift eine bestimmte „Tendenz“ hat? Es kommt darauf an, was man darunter verstehen will. Ich beantworte die Frage ohne Bedenken mit „ja“, wenn man unter Tendenz einer wissenschaftlichen Zeitschrift versteht die Einheitlichkeit in den Grundanschauungen über die Methode des wissenschaftlichen Arbeitens und — soweit es sich um Beurtheilung praktischer Maßnahmen handelt — über die Ideale der Politik. Ich sage ganz absichtlich: „in den Grundanschauungen“; der Spielraum kann dabei sehr weit sein, innerhalb dessen sich die von einander abweichenden Meinungen bethätigen. Aber irgendwelche deutliche Uebereinstimmung in jenen beiden Punkten muß unter den Mitarbeitern oder wenigstens unter den tonangebenden Mitarbeitern vorhanden sein, soll anders die Zeitschrift nicht ein chaotisches Durcheinander darstellen. Die Uebereinstimmung braucht sich gar nicht auf die ganze Persönlichkeit des Autors zu beziehen, es genügt, wenn sie vorhanden ist für die bestimmte Aeußerung in dem bestimmten Aufsatze, den er gerade in der Zeitschrift veröffentlicht. Hat das Braun'sche „Archiv“ in diesem besten Sinne eine „Tendenz“? Ich glaube das und meine, daß gerade in dieser Einheitlichkeit ihres Wesens die große Bedeutung dieser hervorragenden Zeitschrift liegt. Entsprechend ihrer Richtung auf die Fragen der praktischen Politik wird sich die Uebereinstimmung vor

[1]) Erscheint jetzt in Karl Heymanns Verlag in Berlin.

allem äußern in der Anerkennung bestimmter Grundlinien eines Ideals socialer Entwicklung. Und die ist wohl ohne Zweifel durchgängig durch die bisher erschienenen 9 Bände zu constatiren.

Wo Urtheile über Werth oder Unwerth socialer Entwicklung und socialer Politik zutage getreten sind, sind sie doch wohl alle rein abgestimmt gewesen auf einen Grundton: dasjenige, was man fortschrittliche Socialpolitik nennen darf. Darunter verstehe ich: principielle Anerkennung der socialen Reform im Gegensatz zur socialen Revolution, d. h. organische Umbildung der bestehenden Wirthschaftsordnung auf legalem Wege; Befürwortung des wirthschaftlichen Fortschritts, d. h. Sympathie für die leistungsfähigsten Wirthschaftssysteme; Vertheidigung der Interessen der großen Massen („demokratische" Tendenz), und zwar ganz besonders unter starker Betonung des Werthes der initiativen Bestrebungen des Proletariats und Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts der Massen. Dieser Standpunkt schließt negativ in sich: Ablehnung jeder ökonomisch reactionären und Ablehnung jeder bureaukratisch oder patronal bevormundenden Socialpolitik.

Die so charakterisirte „Richtung", die in dem „Archiv" ihr Organ gefunden hat, ist diejenige im wesentlichen der „jüngeren" Socialpolitiker bürgerlicher wie proletarischer Observanz. Das „Archiv" darf sich deßhalb mit Stolz als der Sammelpunkt der „Jungen" bezeichnen und erscheint damit auf der Höhe der Zeit. Wer in seinen Spalten den Ton angibt, sind die Leute mit der Devise: „Ja, also!", die damit entschieden einen Schritt über die ältere Generation der „katheder-socialistischen" Socialpolitiker, die Männer des „Ja, aber!", hinausgethan haben.

Ist das „Archiv" vollkommen? Keiner Verbesserung fähig? Das wäre zu viel gesagt, wollte man das behaupten. Nach zwei Richtungen hin scheint es einer Reform bedürftig. Zunächst muß es dafür sorgen, noch mehr als bisher „Vollständigkeit" zu erreichen; wirklich ein „Archiv" für die „sociale Frage" zu werden, in der alles gesetzliche und thatsächliche Material zur Beurtheilung der socialen Probleme der Gegenwart sich aufgestapelt findet. Sodann müssen die Zielpunkte socialer Politik mit mehr Eifer als bisher auch theoretisch klar gestellt werden: die „principiellen" Erörterungen müssen mehr, als es geschehen ist, gepflegt werden.

Gelingt ihm die Weiterbildung in diesem Sinne — wie verlautet, steht eine „Erweiterung" bevor, jener oben schon von mir als typisch bezeichnete Eintritt in die „zweite" Serie — so kann es berufen sein, noch mehr als bisher bestimmend auch auf den Gang der socialen Entwicklung einzuwirken dadurch, daß es die Ideen moderner fortschrittlicher Socialpolitik immer mehr zur Anerkenntniß bringt. Mit der beginnenden zweiten Serie tritt das „Archiv" in sein Mannesalter ein; mit ihm die Vertreter der fortschrittlichen Socialpolitik, die „Jungen". Möchte in 20 Jahren der rückschauende Essayschreiber in diesen Blättern das Urtheil abgeben können, daß der Standpunkt, den das „Archiv" und der Stamm seiner Mitarbeiter vertreten, der „herrschende" geworden sei! Dann kann die Zeitschrift mit gutem Gewissen eine „dritte Serie" anfangen und damit die Schwelle des Greisenalters überschreiten. W. S.

Correggio.

Von J. Strzygowski (Graz).

Es ist eine geradezu monumentale Schöpfung, die uns Corrado Ricci und der Verlag für Kunst und Wissenschaft „Cosmos" in ihrer Correggio-Monographie bieten. Seit 25 Jahren, d. h. seit Julius Meyers grundlegendem Correggio-buch, hat sich die Forschung über den Künstler ganz einseitig den Jugendwerken des Meisters zugewandt, hat über der Frage nach seinem Schulzusammenhange das Interesse für seine weitere Entwicklung und die Bedeutung verloren, welche er für die Zeit von den Carracci bis auf Mengs gewonnen hat. Ein Zurücktreten und ein Blick auf die Gesammtheit der künstlerischen Erscheinung Correggio's that dringend noth. Corrado Ricci, der erst vor wenigen Jahren die kunstwissenschaftliche Laufbahn betrat, hat diesen Schritt gethan; er ist ganz unbefangen, in gesunder Erfassung der höchsten ihm als Director der Galerie in Parma zustehenden Aufgabe, vor Correggio hingetreten, hat sich nicht viel durch die schwebenden wissenschaftlichen Streitfragen beirren lassen und bietet nun dem Publicum ein Buch, in dem alles zu finden ist, was als nothwendige Vorkenntniß für eine intimere Beschäftigung mit Correggio gefordert werden darf: die Vorführung aller auf den Meister bezüglichen Lebensdaten, die ausführlichste Darstellung der Geschicke jedes einzelnen seiner Werke und die eingehende Schilderung der geistigen Entwicklung der Renaissance in der Emilia, d. i. des Lebens an den Höfen und im Volke, bei Künstlern, Gelehrten und Geistlichen der Gegend, in der die Kunst entstand und sich entfaltete, die in Correggio den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht hat. Dazu eine kurze über die bisherige Forschung orientirende Vorrede, ein Schlußcapitel über Correggio's Geist und Stil, ein anderes über seine Schüler und seinen Ruhm — und Ricci's Aufgabe war in einer so gefälligen und anziehenden Form gelöst, daß man deutlich unter dem Eindruck einer literarisch flott geschulten Feder steht.

Für die Wissenschaft liegt der Werth des Buches [1]) im wesentlichen in den Abbildungen, welche die Werke des Künstlers in geradezu erschöpfender Reihe vor das Auge des Lesers bringen. Wir müssen es dem Verlage „Cosmos" Dank wissen, daß er weder Mühe noch Kosten gescheut hat, um in dieser Richtung das zu bieten, was man von einem für die große Masse der Kunstfreunde berechneten Unternehmen nur immer verlangen kann. Die 16 Heliogravüren und über 200 Zinkätzungen sind fast sämmtlich nach den besten photographischen Originalaufnahmen hergestellt, die Zinkätzungen zugleich in tadelloser technischer Vollendung. Wir sind überzeugt, daß damit eine That vorliegt, welche die Forschung über Correggio überhaupt erst recht ermöglicht. Wo wir bisher auf die Originale selbst angewiesen waren oder uns im besten Falle mit entstellenden graphischen Nachbildungen oder überaus kostspieligen Luxusaufnahmen begnügen mußten, da wird dem Leser mit einemmale die ganze Masse der Werke Correggio's für eine verhältnißmäßig geringe Summe zu bequemem Gebrauche in die Hand gegeben, so daß er dem Meister, soweit das an der Hand von Photographien überhaupt möglich ist, auf allen Wegen seiner reichen Entwicklung nachgehen kann. Dazu bildet Ricci's Text einen angenehmen Führer, der dem Leser seinen Standpunkt nicht um jeden Preis aufdrängen und durchaus nicht alles sagen will, was sich über Correggio überhaupt sagen läßt.

Sein Glaubensbekenntniß über die künstlerische Abstammung des Meisters faßt Ricci in einem Schlußcapitel (S. 366) so zusammen: „Lange Zeit rechnete man ihn zur lombardischen Schule und glaubte, daß er mit Leonardo in Beziehung stehe, dann brachte man ihn vermittelst einer Veränderung der historischen Daten nach Mantua, in vollständige Abhängigkeit von Mantegna, dann erklärte es der akademische Classicismus für undenkbar, daß er sich dem

[1]) Antonio Allegri da Correggio, sein Leben und seine Zeit von Corrado Ricci. Aus dem italienischen Manuscript übersetzt von Hedwig Jahn. Berlin 1897. XXII und 446 Seiten in 4°, 40 Vollbilder (davon 16 in Heliogravüre) und 185 Textillustrationen.

Einfluß der römischen Vorbilder, d. h. Rafaels, Michelangelo's und der Werke der Antike entzogen haben sollte, dann endlich kam man durch eine kühne, glückliche Erkenntniß dahin, den Einfluß aller dieser Schulen abzuleugnen, um ihn der ferraresischen zuzutheilen. Allerdings hat Correggio die ganze Energie dieser Schule in sich aufgenommen und sie durch das Studium der großen Werke Mantegna's noch verstärkt, um sich dann zu freiem, herrlichem Fluge zu erheben." Ricci vertritt mit diesem Urtheil den extremen Standpunkt, daß Correggio ganz unabhängig gewesen sei von dem Meister, der als Bahnbrecher auf einem Gebiete gelten muß, auf dem Correggio zur Vollendung gelangte: von Leonardo, der zuerst die unerschöpfliche Bedeutung des künstlichen Lichtes als Ausdrucksmittel im vollen Umfang erkannt hat. Es ist bezeichnend, daß Ricci dieser wichtigen Frage, deren Lösung a priori so überzeugend scheint, trotz Heranziehung der in jüngster Zeit entdeckten Jugendwerke des Meisters nicht ausgiebig näher tritt. Ganz abgesehen von den zarten Fäden leonardesken Einflusses, die schon Mengs und vor allem Meyer in der Dresdener Franciscus-Madonna erkannt haben, dürfte ein streng wissenschaftlicher Forscher diese Beziehungen bei Anerkennung z. B. der Madonna mit den beiden Kindern im Prado oder Thode's Frankfurter Madonna von Casalmaggiore nicht ohne nähere Begründung leugnen können. Es zeigt sich, scheint es, auch hier wieder, wie sehr wir bedauern müssen, daß die Herth'sche Leonardopublication ins Stocken gerathen ist; sie hätte, allein durch den Schatz vorzüglicher Abbildungen, bahnbrechend für die Kenntniß Leonardo's und seines weit reichenden Einflusses wirken müssen.

Den Kernpunkt des Ricci'schen Textes bildet natürlich die Besprechung der großen Freskencyklen Correggio's. Dabei kommt dem Autor ganz besonders ein Umstand zu statten, der ihm von vornherein den Vorsprung vor allen älteren Biographen des Meisters sichert: der mehrjährige Verkehr mit den Originalen selbst, den ihm der ständige Aufenthalt in Parma ermöglichte, und die photographischen Neuaufnahmen der Originale, denen gegenüber wir uns bisher mit Stichen oder den Copien Toschi's behelfen mußten. Ricci vermag daher besser als alle vor ihm in die Einzelheiten der Darstellung einzudringen und den Zusammenhang festzustellen. Besonders klar gelingt ihm das den Fresken von S. Paolo gegenüber, deren Inhalt in Verbindung mit der Person der Auftraggeberin bisher unklar war. Die überaus gewissenhafte und eingehende Behandlung des thatsächlich vorliegenden Materials läßt eine Lücke in der Betrachtung erklärlich und verzeihlich erscheinen, die bei der Kritik der großen Kuppelfresken von S. Giovanni und im Dom auffallend hervortritt. Ricci bemerkt in der Einleitung, daß er sich in seinen Urtheilen frei von allem Fetischismus gehalten habe, und es ihm ein Beweis des rechten Maßes sein würde, wenn die Fanatiker Correggio's fänden, er sei nicht enthusiastisch genug, und seine Gegner, er sei nicht streng genug gewesen. Referent könnte nach dieser Eintheilung leicht als ein Gegner Correggio's erscheinen; daß dem nicht so ist, wird die Würdigung des Meisters an anderer Stelle zeigen. Die Lücke in der Betrachtung Correggio's ist bei Ricci keine absichtliche; unbewußt, weil noch zu wenig vertraut mit der Aufgabe und der Methode stilkritischer Forschung, läßt er Gesichtspunkte beiseite, die vor allen andern geeignet sind, die Individualität Correggio's und seine bahnbrechende Stellung im Rahmen der Kunstentwicklung schaff zu beleuchten: die Wandlung der Typen und des Compositionsprincips, damit den Umsturz aller Renaissanceüberlieferungen, wodurch, zusammen mit seinen technischen Errungenschaften, Correggio zum Leitstern der Barockkünstler wird. Die monumentalen Aufgaben von S. Giovanni und im Dom bringen die latente Kraft seiner genialen Individualität zur Expansion und werden so der Markstein einer der bedeutendsten Entwicklungsphasen der neueren Kunst. Ricci hat das, meines Erachtens, zu wenig herausgearbeitet.

Bei Besprechung der großen einst für Reggio, Modena und Parma geschaffenen Altargemälde, von denen sich heute drei in Dresden, zwei noch in Parma befinden, scheint Ricci die chronologische Reihenfolge geben zu wollen; wenigstens bemerkt er am Schlusse, das eben beschriebene Gemälde sei das letzte Correggio's, welches einen religiösen Gegenstand behandle. Da nun über die Entstehungszeit dieser Gemälde innerhalb der Jahre 1522 und 1530, bezw. 1532 nichts bestimmtes feststeht, so ist die Anordnung Ricci's von um so größerem Interesse. Es beginnt mit der Madonna mit dem hl. Sebastian, läßt dann den „Tag", die Scodella-Madonna und die „Nacht" folgen und schließt mit der Madonna mit dem hl. Georg. Ricci empfindet selbst, daß diese Reihenfolge nicht diejenige ist, welche sich bei Beobachtung rein stilistischer Gesichtspunkte als die natürliche ergibt und fügt daher der Besprechung der Georgsmadonna bei: „Es scheint, als ob die Seele des Künstlers einen Hauch von Schrecken vor seinen letzten malerischen Kühnheiten empfände und mit einem bedauernden Rückblick auf die Vergangenheit sich versucht fühlte, zu der traditionellen Einfachheit zurückzukehren."

Bei Besprechung der Gemälde selbst ist deren Geschichte mit der allergrößten Ausführlichkeit gegeben, während die Stilkritik sich auf einzelne wenige Bemerkungen beschränkt und mehr andere zu Wort kommen läßt. Dieses Capitel ist vielleicht das schwächste, es macht den Eindruck eines sehr ausführlichen Galeriekatalogs. Aehnlich ist auch dasjenige über die letzten Werke Correggio's, seine mythologischen und allegorischen Bilder. Ricci führt sie, nachdem er die Antiope und die Erziehung des Cupido als vor den Arbeiten im Dome entstanden vorweggenommen hat, in der Reihenfolge Jo, Danae, Leda, das Laster und die Tugend auf. Sie gehören den drei letzten Jahren vor dem Tode des Meisters an. Der Wiener Ganymed ist deßhalb ausgeschieden, weil er sich als eine sklavische Copie nach einem der Engel in den Zwickeln der Domkuppel angeblich als des Meisters unwürdig erweist.

Ricci's Buch legt aufs neue Zeugniß ab von der aufstrebenden kunstgeschichtlichen Forschung bei den Italienern. Nachdem von Giovanni Morelli im Anschluß an die deutsche Kritik Bahn gebrochen war, hat Adolfo Venturi eine groß angelegte Reorganisation des Gesammtbetriebes in die Hand genommen. Dazu treten Localforscher, wie Frizzoni und eben jetzt Ricci, die unsre Achtung für die Anstrengungen, der heimischen Größe gerecht zu werden, erhöhen.

Als Verlagsartikel steht das Correggiowerk nicht vereinzelt. Es ist ein neuer Vertreter jener glücklich eingeführten Veröffentlichungen über Kunstgeschichte, die sich durch die Fülle von guten Abbildungen und den trotzdem mäßigen Preis so rasch Volksthümlichkeit errungen haben. Deutschland steht darin heute mustergültig allen anderen Nationen voran, auch den Franzosen, deren Bestrebungen nach dieser Richtung weit älter sind. Mit dieser Literatur scheint in der That ein Schritt vorwärts gethan zu jener ästhetischen Erziehung der Massen, die am Beginn unsres Jahrhunderts von den Besten angestrebt wurde.

Catilina. Drama von Henrik Ibsen.

Von Karl Werner.

Die Kritik hat immerhin ihr Bedenken, wenn die Jugendwerke berühmter oder mindestens bekannter Autoren aus der Vergessenheit ans Licht gezogen werden, und man

Digitized by Google

hat es den Forschern und Herausgebern häufig nicht ganz mit Unrecht sehr übel genommen, wenn sie jeden unbedeutenden Papierfetzen aus dem oft wohl verdienten Innern des Papierkorbs hervorzerrten, um ihn als Nachlaß bewundern zu lassen. Was der Autor selbst unterdrückte, was er nicht für würdig hielt, vor dem Publicum erscheinen zu lassen, was er in späteren Zeiten nicht mehr zu vertreten Lust und Liebe hatte; das soll auch keine unberufene Hand mehr dem Drucke zuführen. Das ist eine falsche Pietät für den Verfasser und schadet ihm höchstens, denn nur Thoren können Goldmünzen und Rechenpfennige nicht von einander unterscheiden, sondern sie für gleichwerthig halten, weil sie von einem Millionär herrühren. Die Kritik aber hat die Pflicht, gegen eine solche Profanirung mit aller Strenge zu Felde zu ziehen und die unreifen Jugendproducte aus dem Gesammtschatz eines großen Genius unerbittlich hinauszuweisen.

Wie aber soll sich die Kritik in einem Falle verhalten, wo der Dichter selbst seine poetischen Erzeugnisse früherer Tage der großen Menge vorführt? Soll sie da doppelt streng zu Werke gehen, um die Spreu vom Weizen zu sondern, oder soll sie trotz aller Unparteilichkeit nachsichtiger gegen den in seine Erstlingskinder verliebten Vater verfahren? In diesem Falle befindet man sich dem „Catilina" von Ibsen gegenüber, den der nordische Poet schon 1875 neu bearbeitete und mit einer Vorrede einbegleitete, die eine Art nöthig scheinenden Empfehlungsbriefes vorstellt und für die „mildernden Umstände" plädirt. Er hat die alte Originalausgabe seiner Jugenddichtung so umgearbeitet, wie er seiner Meinung nach schon damals hätte thun können, wenn er Zeit dazu gehabt und unter günstigeren Umständen gelebt hätte. „An den Gedanken, Vorstellungen und dem Entwicklungsgange des Ganzen" — sagt er — „habe ich dagegen nichts geändert. Das Werk ist das ursprüngliche geblieben, nur daß es jetzt in einer fertigen Form vor den Leser tritt. So, wie es unter den geschilderten Umständen nun geworden ist, bitte ich meine Freunde in Scandinavien und anderswo, es aufzunehmen; ich bitte, es aufzunehmen als einen Gruß von mir, zugleich als den Abschluß eines Zeitraums, der für mich wechselvoll und reich an Gegensätzen war."

Diese Worte gelten auch jetzt noch, zwanzig Jahre später, wo das Drama, welches in Deutschland ganz unbekannt blieb, gerade jetzt mit Vorwissen und unter Autorität des Verfassers als neues Product uns vorgelegt wird und somit nun der Kritik Fingerzeige gibt, nach denen es der Dichter beurtheilt wissen will.[1]) Hiebei liegt uns der Gedanke fern, dem norwegischen Dramatiker zumuthen zu wollen, er scheue vielleicht eine strenge Kritik; denn der Ruf Ibsens, ob man als sein Freund oder sein Gegner auftritt, ist derart begründet, daß er auch den schärfsten Tadel verträgt, wenn derselbe auf Gründe gestützt ist. Aber es ist immerhin eine Art beneficium benevolentiae, wenn er für die Aufnahmeberechtigung seiner Jugendarbeit andere als rein ästhetische Grundsätze der Beurtheilung beansprucht. Und freilich! wenn man einen strengen Maßstab an dieses Erstlingsproduct anlegen wollte, so möchte das Urtheil kein besonders günstiges sein, denn es ist trotz der zwanzig Jahre später vorgenommenen Umgestaltung sowohl nach Form als Inhalt wenig bedeutend.

Begreiflich bleibt es, daß ein Jüngling mit feurigem Temperament und lebhafter Phantasie den Catilina mit freundlicherer Gesinnung anblickt, als Cicero oder Sallust. Mit zwanzig Jahren hält man sehr leicht jede Ordnung für Pedanterie und meint, daß jeder, der sich gegen die bestehende Gesellschaftsordnung auflehnt, als Kämpfer für Freiheit und Gerechtigkeit in die Schranken tritt. Man klagt das böse, unverdiente Geschick an, wenn dann der Held zu Grunde geht, man hält ihn für einen Märtyrer und sucht durch die Ehrenrettung des von der Geschichte gebrandmarkten eine löbliche That zu verrichten. Mit solchen Augen betrachtete der jugendliche Ibsen den römischen Verschwörer als ein Opfer verruchter römischer Staatskunst und fand an ihm nur Lichtseiten: Edelsinn und Hoheit selbst in seinen Verirrungen. Zu dieser verkehrten Ansicht möchte auch das Jahr 1848 das seinige beitragen, weil auch hier ein Umsturz des bisherigen politischen und socialen Wesens stattfand und weil damals das Ideal der Freiheit nach langer Volksunterdrückung siegreich durch die Lande zog.

Dieser Catilina nun, der freilich ein ganz anderer war, als den die Geschichte schildert, schien der Phantasie Ibsens der richtige Held für eine Tragödie zu sein. Von edlen Gesinnungen überwallend, verflucht sein Catilina ein Rom, das so ganz unähnlich den tapferen großen Ahnen, heute nur in Feigheit, Erbärmlichkeit und Niederträchtigkeit versunken, der Herd aller Laster ist und die alte Freiheit in Fesseln schlägt, das statt Recht, Wahrheit und Gerechtigkeit nur Trug, Hinterlist und Bestechlichkeit kennt und das — um es kurz zu fassen — auch für Catilina nicht die richtige Werthschätzung besitzt und ihm die Consulatswürde weigert, trotzdem auch er, der sittenstrenge (!), es nicht an Bestechung der Wähler fehlen ließ. Seine Feinde — namentlich Cicero — schildern sein Thun und Treiben so schrecklich, daß er selber schaudern mußte:

„Den Namen Catilina nannten sie
mit Abscheu; — auf die Nachwelt wird er kommen
als wie ein Bild von häßlichem Gemisch
der Zügellosigkeit, Erbärmlichkeit,
mit Trotz und Hahn, Verhöhnung alles Edlen;
und keine That kann diesen Namen säubern,
zu Boden schlagen, was man früh gelogen!
Ein jeder glaubt, was das Gerücht erzählt!"

Da will er denn durch eine kühne That Rom befreien und sich in den Augen seiner Zeitgenossen, sowie bei der Nachwelt rehabilitiren. In dieser erhabenen Gesinnung soll er bestärkt werden durch die Vestalin Fulvia, deren auffallende Liebe zu ihm sich plötzlich in den leidenschaftlichsten Haß umwandelt, als sie erfährt, er sei der Verführer ihrer Schwester gewesen, die sich aus Scham über ihre Entehrung in die Fluthen des Tiber stürzte. Zwar wird Fulvia, weil sie das heilige Feuer in ihrer Wuth zu unterhalten vergaß, lebendig eingemauert, aber durch Curius, einen Schützling und Verwandten Catilina's, vom Tode gerettet. Curius entbrannte in heftiger Liebe zu Fulvia und wird nun durch diese gegen seinen väterlichen Wohlthäter aufgestachelt, so daß er eigentlich, zwischen Freund und Geliebter stehend, ein tragisches Schicksal repräsentirt. Fulvia selbst wird theils als wirkliche Person, theils nur als symbolisches Wesen hingestellt, das als Rachegöttin alle ins Verderben lockt, die mit ihr in Berührung kommen. Curius, dem sie sich hinzugeben verspricht, wenn er an Catilina Verrath begeht, wird von ihr in den Tod gejagt, Catilina selbst in der Idee bestärkt, den Kampf gegen Rom nicht aufzugeben, obgleich er dessen Nutzlosigkeit voraussieht. Er weiß, daß er sein Leben einsetzt, und zwar nicht mehr, wie er ursprünglich meint, als Erretter und Befreier der Unterdrückten, sondern nur als Zerstörer und Vernichter alles Bestehenden.

Denn die jeunesse dorée, zu der er selbst gehört und auf die er sich bei seinem Unternehmen gegen die herrschenden Gewalten stützen muß, hat ganz andere Beweggründe, die Waffen zu ergreifen, als er. Dieser verdorbenen und verlotterten Jugend ist es nur darum zu thun, bei dem allgemeinen Tumult und Aufruhr, bei dem Brande

[1]) Paris, Leipzig, München: Albert Langen 1895.

des Capitols und dem Zusammenbruch alles Bestehenden zu rauben und zu plündern, um wieder zu neuen Lasterthaten, zu neuer Verschwendung und neuer Liederlichkeit Geld und Gut zu erringen. Und Catilina gibt sich auch dazu her, er achtet nicht auf die Stimme seiner Gattin, die ihm die Seligkeit eines idyllischen Lebens weit von Rom schildert und ihn bereits zur Entsagung seiner ehrgeizigen Träume brachte: er hört nur auf die höhnenden Zurufe Fulvia's und wird das Haupt und der Führer der Verschwörung, die allen zum Verderben gereicht. Während bekanntlich durch Cicero die Schuldigen in der Stadt ergriffen und verurtheilt werden, sucht Catilina in Etrurien seine Anhänger zu sammeln und liefert den Truppen der Republik die Schlacht bei Pistoja. Verräther war auf Fulvia's Anstiften Curius gewesen, der aber die Last seiner an Catilina begangenen Schuld nicht zu ertragen vermag, reumüthig dem verrathenen Wohlthäter sein Verbrechen eingesteht, von diesem Verzeihung erhält und seine Dankbarkeit dadurch bezeigt, daß er in der Schlacht mit seinem eigenen Leibe den Freund deckt und für ihn die Todeswunde erhält. Catilina aber wird, nachdem er noch seine treue Gattin auf Anstiften Fulvia's ermordete, von dieser letzteren selbst durch einen Dolchstoß ums Leben gebracht. Er stirbt schließlich versöhnt mit seiner Gattin Aurelia und mit sich selbst, indem er meint:

„Eines Ungewitters nächtlich Toben war mein Leben,
Rosenfaebne Morgendämm'rung aber ist mein Tod.
Ja Versöhnung schau'n des Morgens milde Mächte nieder,
Und den Geist der Nacht hast du (Aurelia) besiegt durch deine Liebe!"

Das ist mindestens ein gemüthliches, bequemes Ende für einen Mann, der Tausende ins Unglück stürzte, den Bürgerkrieg heraufbeschwor und Menschenliebe nicht einmal dem Namen nach kannte.

Man sieht, daß wohl nur ein unreifer Primaner, der von Leben und Welt blutwenig versteht und dessen Anschauungen ausschließlich von unburchführbaren Idealen beeinflußt sind, ein solches Ende, ja überhaupt eine solche Figur erdenken konnte! Es fragt sich nun, was den reifen Mann bewegen konnte, in seinen späteren Tagen noch einzustehen für diese verunglückte Dichtung? Es mag der Adel der Gesinnung sein, welcher trotz mancher Irrthümer sich doch im ganzen kund gibt, ein Adel, dem der Dichter zu allen Zeiten seines Lebens treu blieb. Auch sind manche Scenen spannend entworfen, manches Detail interessant gegliedert. Die Charaktere freilich lassen in ihrer Ausführung viel zu wünschen übrig.

Catilina wird eigentlich doch nur als Marionette hingestellt, die keinen eignen Willen hat und sich bald von rechts, bald von links an Fäden ziehen läßt. Kaum wird der römische Taugenichts, dessen Thatendrang eigentlich nur aus einer gewissen Unbefriedigtheit hervorgeht, von seiner neuesten Liebschaft, von Fulvia, zu einem großen Unternehmen aufgefordert, als er sich im Handumdrehen von seiner gleichfalls, wie er sagt, geliebten Gattin Aurelia zur vollständigen Verzichtleistung auf jeden Ruhm und Ehrgeiz bewegen läßt und ihr verspricht, sogleich weit weg von Rom mit ihr idyllisch zu leben und seinen Kohl zu pflanzen. Gleich darauf erscheint gerade zur rechten Zeit wieder Fulvia, um ihn zum Gegentheil zu bekehren. Und selbst in den letzten Scenen noch sehnt er sich nach Aurelien, indem er meint:

„. . . ich glaube, alles würde gut,
Der Friede käme, wenn in tiefer Reue
Mein Haupt an deinen Busen ich könnt' legen."

Und als sie nun wirklich erscheint und sich ihm liebevoll naht, stößt er sie, von Fulvia aufgestachelt, wild zurück und bohrt ihr seinen Dolch in die Brust. Wozu? Warum? Bloß um die Rache, die Fulvia an ihm nehmen will, zu verstärken? Ist eine dramatische Berechtigung hiezu vorhanden? Gewiß nicht. Soll es den Theatereffect erhöhen? Auch das kann nicht der Fall sein, denn bei dem Mangel aller richtigen Begründung wirkt dieses Factum unverständlich und abstoßend.

Ferner Fulvia? Was soll der Zuseher aus ihr machen? Sie ist nicht Fleisch und nicht Blut, sondern ein Mittelding zwischen Realität und Spiritismus. Sie kommt immer gerade zur rechten Zeit, erscheint wie ein Geist, spricht und handelt aber wie eine wirkliche Person. Sie stellt sich als lebendig begraben, bereits dem Schattenreiche verfallen, dar; jeder, der mit ihr in Berührung kommt, ist ein Todescandidat, mag er an ihren Dämon glauben, oder nicht; und dennoch scheint auch wieder menschliches Blut in ihren Adern zu rollen und menschliche Leidenschaften ihren Busen zu bewegen. Das ist so recht eine Gestalt, wie sie ein Jüngling in seinem Studirstübchen träumt und die nun wohl der alte Ibsen stehen ließ, weil ohne sie das Drama unmöglich wäre. Auch ein anderer Zug im Stücke zeugt noch von den frischen Reminiscenzen der Schulbank. Es ist die Scene, in welcher die zur Ermordung des Führers gedungenen Gladiatoren augenblicklich von ihrem ruchlosen Vorhaben ablassen, als sie erfahren, daß Catilina ihr Opfer sein solle. Außer ein paar Einzelheiten findet sich in der Tragödie nichts von antikem Geist; die Anschauungen sind ganz modern, und es ist eigenthümlich und charakteristisch, daß die politischen und sozialen römischen Zustände zu Catilina's Zeit kaum gestreift sind und daß von Feinden und Gegnern des berüchtigten Agitators nur Fulvia mit ihrer Privatrache auftritt. Von der Schwüle jener Tage und der Verderbtheit der Sitten damals lernt man gar nichts kennen.

Daß Ibsen bei Ueberarbeitung seines Catalinadramas noch den Vers beibehielt, daß er Monologe für erlaubt und das Beiseitesprechen der Schauspieler nicht schädlich und unnatürlich fand, rechnen wir ihm zum Verdienste an; daß sich hie und da, z. B. in der ersten Scene zwischen Fulvia und Curius, das Aufblitzen eines genialen Geistes kundgibt, darf uns bei einem Autor wie Ibsen nicht wundernehmen; denn wie man auch über ihn denken mag, läßt sich an seinem Talente und seiner Begabung nicht zweifeln. Daß es aber für seinen poetischen Ruhm vortheilhafter gewesen wäre, an seinem todten Jugend-Catilina keine Galvanisirungsversuche mehr anzustellen, müssen wir offen gestehen, und selbst seine unbedingten Verehrer werden zu dieser Publication bedenklich den Kopf schütteln.

Mittheilungen und Nachrichten.

// Tunesische Alterthümer. — Den früheren trefflichen Publicationen der Alterthümer von Algier, die unter der Leitung von de la Blanchère durch Gaudlee, Doublet u. a. stattgefunden haben, reihen sich nun auch solche der tunesischen Alterthümer an. Director Gaudlee hat soeben einen mit 16 Tafeln versehenen Band: „L'Archéologie de la Tunisie" veröffentlicht und gedenkt, ihm ein ausgedehnteres Werk über die Denkmäler von Tunis folgen zu lassen, das in zwei Haupttheilen die Antike und die arabische Zeit umfassen soll. Jeder Theil soll aus fünf Heften bestehen, in denen der Reihe nach die religiösen, die staatlichen, die militärischen, die dem öffentlichen Wohle dienenden und die privaten Denkmäler abgehandelt werden sollen. Das erste Heft, die antiken Tempel betreffend, ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats erscheinen, ihm wird sofort ein zweites über die Moscheen von Tunis folgen. Zur Ausstellung von 1900 soll das Ganze vollendet sein.

* In Athen hat sich nach der „Frankf. Ztg." aus Gelehrten und „hervorragenden Persönlichkeiten" ein Comité gebildet, welches das Ziel verfolgt, die gegenwärtig in Europa gebräuchliche Aussprache des Griechischen energisch zu bekämpfen. Der griechische Gesandte in Berlin, Aleon Rangabe, hat die Anregung zu diesen neuesten Bestrebungen gegeben, nachdem schon seit einer

einem Jahrzehnt Professor Papadimitrakopulos seine Gelehrsamkeit in den Dienst dieser Sache gestellt. So erschien 1889 ein Werk aus seiner Feder, das die Unhaltbarkeit des Cousinschen Systems und die Nothwendigkeit der Einführung der von den Neugriechen gübten Aussprache darzulegen versucht. Derselbe Gelehrte hat nun dem Comité eine umfangreiche Denkschrift unterbreitet, die Delijannis als gegenwärtiger Unterrichtsminister ins Deutsche, Französische und Englische übersetzen und in ganz Europa verbreiten lassen will. Nach Ansicht des Verfassers ist darin der mit der Ausübung der Erasmischen Aussprache verknüpfte Irrthum unwiderleglich nachgewiesen. Wir bemerken dazu, daß diesen Bestrebungen direct Ueberhebung, indirect Eigennutz zu Grunde liegt. Die edle Nation sollte lieber „energisch“ ihre Schulden an Europa bezahlen, einerlei, ob sie dabei auf Erasmisch „Dimol“ oder auf Neuhellinisch „Imi“ seufzt oder seufzt.

* Auf Klagen über nicht ausreichende Vertretung der positiven Theologie auf den preußischen Universitäten antwortet die „Christl. Welt“ mit dem Hinweis, daß im ganzen auf den sechs altpreußischen Universitäten Berlin, Bonn, Breslau, Greifswald, Halle, Königsberg den 15 historisch-kritischen 26 positive Ordinarien und den 7 kritisch gerichteten 9 positive Extraordinarien gegenüberstehen. Seit dem Apostolicumstreit sind neu berufen 2 kritische und 9 positive Professoren, von denen einer sogar in „positiv“ ist, daß er — sich ins Negative überschlagend — am Abendmahl der unirten Landeskirche nicht theilnimmt. Drei von diesen sind den Facultäten wider ihren Willen aufgezwungen worden.

M. K. Dem Germanisten Professor Dr. Theodor Siebs in Greifswald ist vom Reichsamte des Innern und der Verlagsbuchhandlung S. Hirzel in Leipzig die Mitarbeit am großen Deutschen Wörterbuche der Gebrüder Grimm übertragen worden. Durch den Tod der Professoren Hildebrand (Leipzig), Wülcker (Erfurt), Lexer (München) und Erdmann (Kiel) war der Fortgang von Band 4, 11 und 12 des großen nationalen Werkes letzthin gestört worden. Die Arbeit liegt jetzt in den Händen der Professoren Moriz Heyne (Göttingen), Hermann Wunderlich (Heidelberg) und Theodor Siebs.

* **Bonn.** Privatdocent Dr. Förster, Lector der englischen Sprache, wird dem an ihn ergangenen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Jena nicht folgen.

γσ. **Berlin**, 27. Jan. Die Friedrich Wilhelms-Universität beging heute Mittag durch Festactus den Geburtstag des Kaisers. Geh. Justizrath Prof. Dr. Wilhelm Kahl sprach über das seiner eigenen Aeußerung nach heute nicht ungefährliche Thema, das dem Lehrer des Kirchenrechts immerhin zu nähern zusteht, Bekenntnißgebundenheit und Lehrfreiheit. Die Gewissens- und Lehrfreiheit, so etwa führte der Redner aus, ist dem preußischen Staat durch seiner Fürsten Einsicht und Religiosität seit seiner Begründung geschenkt, nicht, wie in andern Ländern, durch eine Revolution den Herrschern abgerungen worden. Schon 1655 hatte der Große Kurfürst seine cartesianischen Philosophen zu Duisburg der Synode gegenüber als unverantwortlich hingestellt. Die Frage nach dem Verhältniß zwischen Bekenntnißgebundenheit und Lehrfreiheit, an deren gewissenhafter, ohne kleinlichen, persönlichen oder Parteimaßstab geübter Prüfung die Kirche der Reformation wie die theologische Wissenschaft ein gleich großes Interesse hat, führt, wenn ihre Lösung mit dem Ausschluß der theologischen Facultät aus der Universität erfolgen sollte, zum Ende der theologischen Wissenschaft einerseits, andrerseits würde ein solcher Ausweg am letzten Ende zur Trennung von Staat und Kirche führen, ein Resultat, das für unser Culturleben als verhängnißvoll sich erweisen könnte. Nach gewissenhafter Prüfung des Einspruches, der von seiten der Kirche gegen theologische Professoren erhoben wird, als sei ihr Wirken, indem es die künftigen Diener der Kirche in ihrem Bekenntniß lockere, nicht mit den Lehren der Kirche vereinbar, und der Forderung eines Einflusses der Synoden auf die Besetzung theologischer Lehrkanzeln, setzte der Vortragende diesem Verlangen, daß das Recht die Lehre schützen soll, ein entschiedenes Nein entgegen, da das Recht diesem Dienste seiner Natur nach sich versagen muß. Die Spannungen und der Streit zwischen Kirche und Wissenschaft stammen nicht von heute und gestern, wenngleich sie in ihrem Object und in den Methoden gewechselt haben; andere Streitpunkte gab es zur Zeit der Alexandriner, andere zur Zeit der Scholastik, die Reformation hat den Kampfplatz erweitert, und Naturrecht wie Rationalismus schienen einst den Bekenntnißtreuen dieselben Gefahren zu bringen, wie sie ihnen heute von seiten der kritischen Theologie zu drohen scheinen. Die heutige Krisis, durch die die Grundlagen des Glaubens scheinbar erschüttert sind, ergreift selbst den Laien. Aus der Bibel und Offenbarung scheidet die Kritik, die in alles Breiche legt, die Substanz göttlicher Eingebung und die menschliche Weisheit entspringenden Theile. Erschrecken fragt man: wo wird die Grenze der Kritik sein? Und doch ist diese kritische Wissenschaft nicht der Willkür Einzelner entsprungen, sie ist vielmehr ein Ergebniß der Entwicklung. Die Grundprobleme der Theologie sind heute anders gestellt. Es stehen sich gegenüber der Forschermuth und die Pietät vor dem Altüberlieferten, und die repräsentative Gliederung der Gemeinden in den Synoden hat die programmatische Zuspitzung der Gegensätze gefördert. Nun man das Recht zu Hülfe ruft gegen die Kritik, übersieht man, daß das Recht nicht im Stande ist, den Bekenntnißinhalt zu schützen, sondern nur den Bekenntnißstand zu garantiren. Hier nicht; denn der Inhalt, der nicht die Probe evangelischer Wahrheit zu bestehen vermag, ist für den Protestantismus im Bekenntniß nichtig. Die römische Kirche hat auf ihrem begrenzten Kampfgebiet das Problem gelöst, den Bekenntnißinhalt durch das Recht zu schützen; auch dort wird Lehrfreiheit gefordert, freilich in anderem Sinne als in der evangelischen Kirche, und selbst Pius IX. gestattet die Anwendung aller geistigen Mittel zu dem Zwecke, den Glauben zu stützen. Doch die freie, voraussetzungslose Forschung, wie wir sie verstehen, hat er verdammt. Aber allein diese vermag zur Erkenntniß der Wahrheit zu leiten, ein Ziel, das der katholischen Theologie, der der Glaubenssatz Rechtsgebot ist, unerreichbar bleibt. Hier schützt das Recht mit seinen Strafen für Kleriker und Laien, mit der sacra congregatio inquisitionis und der congregatio indicis den Glauben. Mit Uebertragung des geistlichen Amts ist die confessio fidei verknüpft, die theologischen Professoren haben die ersten der höheren Weihen empfangen, die Diöcesanjurisdiction wirkt, der Bischof dennsichtigt Studienpläne und Lehrmittel der Seminare. Der kirchliche Häretiker wird, wenn die Staatsgewalt selbst ihn im Amte hält, von der Kirche ausgestoßen, und im Oberrecht hat selbst der Staat der römischen Kirche Concessionen gemacht. Zweifellos sind die staatlichen Vollmachten zur Besetzung katholisch-theologischer Lehrstühle, doch gestatten diese der Kirche gleichfalls darauf einen Einfluß. Die Gegner der modernen kritischen Theologie fragen nun, weshalb denn der Staat nicht der evangelischen Kirche gleichfalls solchen Rechtsschutz gewähre. Darauf ist zu antworten: die Voraussetzungen des Protestantismus beruhen nicht auf der Verknüpfung von Glauben und Recht, kein Glaubenssatz ist Rechtsgebot. In diesem Sinne habe die evangelische Kirche ihr geistiges Wesen herausgearbeitet. Der Glaubensinhalt des Protestantismus wird nicht durch die Rechtsordnung regulirt, deßhalb ist eine zwangsweise erfolgende Durchsetzung der Lehre vermittelst der Garantien des Rechts der evangelischen Kirche fremd. Doch hat die evangelische Kirche auch schon, freilich nur zu ihrem Nachtheil, Lehrprocesse erlebt, sie hat die Amtsentsetzung von Geistlichen erreicht, die ihr nicht mehr geeignet erschienen für das ministerium verbi, ähnlich wie die altchristliche ἐκκλησία dem die Predigt nicht gestattete, dessen χάρισμα sie mißtraute. Doch die Reformation, die keine Episode darstellt, sondern eine dauernd wirkende Erneuerung im Geiste, kann auch für den Theologen als Lehrer und für den Geistlichen keine Bekenntnißgebundenheit fordern. Ist doch der Dienst, der der Kirche geleistet wird, auch schon differenzirt von der theologischen Wissenschaft. Bei der Feststellung der kirchenrechtlichen Bestimmungen des „Preußischen Landrechts“ traten die Gegensätze des Territorialismus, d. h. der landesherrlichen Gewalt gegenüber der Kirche, und der Collegialität von landesherrlicher Gewalt und Consistorien einander entgegen. v. Gerlmann brachte diese Gegensätze in einer gewissen humoristischen Weise zum Ausdruck, doch drang Suarez' Meinung durch, wonach im allgemeinen bestimmt war, der Geistliche solle in Amtsvorträgen wie im öffentlichen Unterricht nichts gegen die Anschauungen der Gemeinde vortragen. Heute, wo das Princip der Collegialität herrscht, wo der Bestand der evangelischen Kirche in Preußen, gemäß der erhöhten Achtung, die sie seit den Befreiungskriegen errungen, durch Kirchengesetze garantirt ist, finden wir demnach in keinem dieser Kirchengesetze, getreu dem Geiste des Protestantismus, Andeutung über den Grad oder das Maß der Gebundenheit im Bekenntniß für die Geistlichen. Die Bekenntnißgebundenheit ist in der evangelischen Kirche keine ordinatorische Verpflichtung, und wenn naturgemäß der Begriff des geistlichen Amts eine schrankenlose, individuelle Meinung ausschließt gegenüber dem Bekenntniß der Kirche, so fällt doch eine Gebundenheit des Bekenntnisses nicht unter das Gesetz. Sind doch die evangelischen Bekenntnisse nicht übereinstimmenden, ja sogar zuweilen ent-

gegengesetzten Inhalts zu einander. Anders die Theologie der Concordienformel, anders die der Augustana! Auch besitzen diese Bekenntnisse als Producte historischer Entwicklung keinen absoluten Inhalt. Schon diese Thatsache schließt die Möglichkeit juristischer Verpflichtung auf ein Bekenntniß aus. Das Concordienbuch kann kein Gesetz sein. Die Amtesführung legt dem Geistlichen indessen täglich die Verantwortlichkeit vor Gott und seinem Gewissen auf, und so steht er unter einer ethisch-religiösen Gebundenheit, die sich in echt evangelischem Geiste nicht nach den Formen des Bekenntnisses messen läßt. Inwieweit er so zum Aufbau der Gemeinde beiträgt, darin liegt das Maß dieser seiner ethisch-religiösen Gebundenheit in der Freiheit, die rechtlichen Schranken in Hinsicht auf das Bekenntniß nicht unterliegen kann. In diesem Geiste müssen wir auch die Lehrfreiheit verstehen; denn, wenn es genügte, sich auf die betreffenden Verfassungsparagraphen zum Zweck ihrer Begründung und Geltendmachung zu stützen, so stünde es schlecht um die theologischen Facultäten. Diese sind vielmehr die Bausteine zur Kirche der Reformation gewesen. Sie sind oft als Behörden angesehen worden und ihre Lehrer bekleideten im 18. Jahrhundert nicht selten das geistliche Amt. Heute als Staatsanstalten kommt ihnen, diesen evangelischen Facultäten, eben ein Dienst an, nicht in der Kirche zu, denn die geistliche Wirksamkeit ist nicht mit der theologischen Wissenschaft zusammenzuwerfen. Die Kirche hat nun ihrerseits, da der Dienst in der Kirche, für den die theologischen Facultäten vorbereiten, eine kirchliche Theologie verlangen soll, ein lebhaftes Interesse an der Besetzung theologischer Lehrstühle. Diesem Interesse ist Rechnung zu tragen. Die Kirchlichkeit eines Theologen ist nun in Hinsicht auf die Kirchenlehre nach des Redners Ueberzeugung nicht meßbar nach einem Minimum von Sätzen, die für ihre Zeit als das Resultat erscheinen, die göttliche Offenbarung in den entsprechenden möglichen, menschlichen Ausdruck zu fassen, sondern vielmehr in der religiösen Stimmung des absoluten Wahrheitssinns, der auf kein Mittel besserer Erkenntniß verzichtet, um den Reichthum des Evangeliums als des Durchgangspunktes zur Erkenntniß des Ewigen mehr und mehr zu offenbaren. Hinsichtlich der Stellung des evangelischen Geistlichen zur Gemeinde und zur Wissenschaft, deren Handhabung man eben als für den Gemeindedienst vorschreibend und daher in gewisser Gebundenheit gehalten wünscht, muß gelten, daß der Unterricht Unterricht in der Wissenschaft ist, deren Doppelgebrauch die Einheit der sittlichen Persönlichkeit aufheben würde; jeglicher Verzicht auf eine voraussetzungslose Forschung würde nicht mehr die Ausbildung gewähren können, die zur Ausübung des geistlichen Amts nothwendig ist. Denn nur wer alle Strömungen kennt, kann festen Fuß im Strome fassen, ein Resultat, das nur eine Theologie der Freiheit zu zeitigen vermag. Der Glaube ist nicht die Frucht der theologischen Wissenschaft, nein, vielmehr eine Ausstattung zu ihrer Erforschung; denn die Gemeinschaft der Gläubigen bildet die evangelische Kirche. Will man ihre Lehre durch das Recht stützen, durch synodalen Einspruch in die Lehrfreiheit Eingriffe gestatten, so begibt man sich ins römische Lager, dessen Schranken einst durch die Reformation zerbrochen wurden. Wie kein Sterblicher, so sah auch Luther nicht das Ende der von ihm entfachten Bewegung, aber alle Widerstände sind bisher von der Macht jener von ihm ausgegangenen religiös-wissenschaftlichen Bewegung niedergeworfen worden und jede echte Lehre hat ihre Kraft erwiesen. Wenn man versucht, Ideen durch rechtliche Stützen zu hemmen, so brechen diese Stützen unter der Wucht und Kraft des Gedankens zusammen. Die Theologie ist nicht Gesetzgebung, sie ist nur eine Verbreitung des Schriftverständnisses. Die Kirche hat das Recht, Symbole in das Bekenntniß aufzunehmen, doch wird diese Aufnahme niemals unreifen Lehrmeinungen zukommen. Sucht eine Landeskirche einseitig ihre Lehre zu ändern, so acceptirt sie damit die Einheit mit den Kirchen der Reformation und dergestalt mit der evangelischen Gemeinschaft; denn die Bekenntniß bildende Kraft kommt aus der Tiefe der religiösen Begeisterung des Volkes, freilich ist die Gegenwart keine solche Zeit der Begeisterung. Mit dem Vertrauen, es werde unter der Regierung Sr. Majestät nichts geschehen, was geeignet sei, das Erbe der Lehrfreiheit zu schmälern, schloß der Redner mit einem Glückwunsch für das Leben des Kaisers. — Die bei der Feier vorgetragnen Psalmen sind von J. P. Sweelinck, einem Meister aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, componirt. Prof. Dr. Fleischer, der akademische Musikdirector, hat sich die Wiederbelebung dieser alten Hymnenmusik zur Aufgabe gemacht.

* **Berlin.** Der „Deutsch-medicin. Wochenschr." zufolge hat die Facultät zum Ersatz für den Bals-Neymond die Namen Kühn, Munk und v. Kries ausdrücklich als gleichwerthig ohne bestimmte Stufenfolge vorgeschlagen. — Der Senat hat das Gesuch des Comités zur Errichtung eines Treitschdenkmals im Vorgarten der Universität genehmigt. Man gedenkt, Treitschke dort Helmholtz gegenüber aufzustellen.

* **Berlin.** Die „Ev. K.-Ztg." schreibt: „Es scheint die feste Absicht zu bestehen, die Vorbildung der jungen Theologen so zu regeln, daß die Dauer des Universitätsstudiums auf vier Jahre festgesetzt wird, daß zwischen dem 1. und dem 2. theologischen Examen ein Zwischenraum von mindestens zwei Jahren liegen soll, von welcher Zeit ein Jahr auf das obligatorisch zu machende Lehrcatechetat kommen würde, und daß hinsichtlich der Aufsicht über die Candidaten überhaupt in zweckentsprechenderer Weise als bisher Vorsorge getroffen wird. Als Mittel der Vorbildung der Candidaten für das geistliche Amt wird, wie verlautet und wie auch nicht anders zu erwarten ist, außer dem Lehrvicariat auch das Predigerseminar festgehalten werden. Jedoch wird es noch besonderer Erwägung bedürfen, ob und wie weit das Predigerseminar ein Aequivalent für das Lehrvicariat bilden kann."

* **London.** Nach der „Westminster Gazette" hat der Marineminister Goschen erklärt, die Admiralität könne für die geplante englische Südpolar-Expedition freilich kein Schiff entbehren, er würde aber diese bei der Ausrüstung und Bemannung fördern. Wahrscheinlich wird die Expedition im Juni segelfertig sein. Die Kosten werden auf etwa 50,000 Pfd. Sterl. geschätzt, die man durch Sammlungen aufzubringen hofft. Die Dauer des Unternehmens wird auf drei Jahre berechnet. Das Süd-Polarmeer soll während des Winters gründlich erforscht werden; bis jetzt hat noch keine Expedition dort überwintert.

* **Paris,** 28. Jan. Heute fand in der französischen Akademie die feierliche Aufnahme des Philologen Gaston Paris statt, der in der gelehrten Welt besser bekannt ist, als in der „Welt, wo man sich langweilt". Der Saal unter der Kuppel des Palais Mazarin war daher weniger elegant besetzt, als wenn ein Liebling der müßigen Damengesellschaft seinen Eintritt feiert, und die Modistinnen hatten nicht so viele Wunder zu schauen, wie bei solchen Gelegenheiten. Die Leute, die gekommen waren, um zu hören, fanden aber das Lob Pasteurs im Munde seines Nachfolgers Gaston Paris höchst interessant und den Willkomm, den der Mathematiker J. Bertrand dem Neuling entbot, nicht weniger.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Ernst Schultze: Das letzte Aufflackern der Alchemie in Deutschland vor 100 Jahren. (Die Hermetische Gesellschaft 1796—1819.) Leipzig, Gg. Freund 1897. — Die Evangelischen Missionen. Illustrirtes Familienblatt. Hggb. v. Jul. Richter. 3. Jahrg. 1. Heft. Jan. 1897. Gütersloh, C. Bertelsmann. — Die Gesellschaft. Monatschrift für Literatur, Kunst und Socialpolitik. Hggb. von M. G. Conrad und Hans Merian. 13. Jahrg. 1897. 1. Heft. Leipzig, Hermann Haacke. — H. Klugn: Die Schrift der Mykener. Untersuchung über System und Lautwerth der von Arthur v. Evans entdeckten aegyptischen Schriftzeichen. Mit 4 Schrifttafeln ꝛc. Cöthen, Otto Schulze 1897. — Die Erde und ihre Völker. Geographisches Hausbuch von Friedr. v. Hellwald. 4. Aufl. Bearb. von Dr. W. Ule. 12.—14. Lfg. Stuttgart ꝛc., Union. — Ferdinand Luthmer: Werkbuch des Decorateurs. Darstellung der gesammten Innendecoration und des Festschmuckes in Theorie und Praxis. Mit über 250 Illustrationen und 16 Einzelbeilagen. Lfg. 6 u. 7. Ebd. — Vom Fels zum Meer. 16. Jahrg. 18. Heft. Ebd. — Dr. K. Schumann u. D. C. Gilg: Das Pflanzenreich. Handbuch für Selbstunterricht u. zu Nachschlagezwecken. Heft 1 u. 2. Neudamm, J. Neumann. — *The World Almanac and Encyclopedia* 1897. Vol. IV. No. 40. Jan. 1897. New York, Press Publishing Co. — Arthur F. *Leach:* English scoole at the reformation 1546—8. Westminster, Archibald Constable und Co. 1896.

Runenschrift vom Drachenfels i. d. Pfalz.

Gypsabdrücke des im Museum zu Dürkheim befindlichen Originalsteines hergestellte Gypsabdrücke sind zu bestellen beim Conservator des Alterthumsvereins zu Dürkheim, Herrn Goldschmied H. Chelius daselbst. Preis mässig.

Die Vorstandschaft des Altertumsvereins:

[2161] **Dr. C. Mehlis.**

Jahrgang 1897. München, Montag, 1. Februar. Nummer 25.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XX. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XX.

Scientia sanctorum prudentia.
Prov. 9, 10.

Berlin, 20. Jan. Wir setzen heute die in unserm Neujahrsbriefe begonnene Betrachtung über die Congresse des Jahres 1896 fort und beginnen gleich mit Italien, wo der im September zu Fiesole gehaltene Congresso cattolico eine ausgezeichnete Illustration zu der Behauptung der gelben Blätter (1896, CXVIII, 486) liefert, die Allg. Ztg. beschuldige mit Unrecht den Ultramontanismus, sich mit der Demokratie verbunden zu haben. Sollte das wirklich die ehrliche Meinung der Hrn. Jörg bedienenden „Gruppe" sein, so verdiente sie wohl, daß man ihr das Wort des guten Kleophas zurufe: „Tu solus peregrinus es in Jerusalem, et non cognovisti, quae facta sunt in illa his diebus." Act. Apost. 24, 18). Da müssen wir denn gestehen, daß uns die ungenirte Offenheit der demokratischen Abbés in Paris und Lüttich doch zehnmal lieber ist als dieses nicht scharf genug zu brandmarkende Versteckenspielen.

Die Fiesolaner Versammlung war an sich um nichts bedeutender als etwa die Dortmunder; ihr Werth liegt nur darin, daß sie die innerste Gesinnung ihrer Theilnehmer und Veranstalter auf vielen Punkten herausstellte. Ein Geistlicher von der nationalen Richtung, welcher ihr beiwohnte, hat nicht ermangelt, in der „Rassegna nazionale" (16. Nov., S. 371 f.) darüber Bericht zu erstatten. Wir folgen seiner Darstellung im wesentlichen.

Don Davide Albertario, der von uns zu wiederholten malen gekennzeichnete Redacteur des „Osservatore cattolico" in Mailand, führte auch hier das große Wort. Er eröffnete seine Thätigkeit mit einer heftigen Invective gegen die Katholiken, deren Organ die Florentiner Revue ist, und eine Anzahl geistlicher Herren lohnte seine Anstrengung mit einem tebhaften „adbasso la Rassegna". Der Vortrag des Don Carutti über die Casse rurali interessirte die Zuhörer offenbar nur wenig; es erhob sich nur ein Beifallrufen, als der Redner von der „Roma miseradile e impoverita" und der „auf den Gefilden Abessyniens geopferten Ehre Italiens" sprach. Beachtenswerth war der am 1. Sept. gehaltene Vortrag des Commendatore Rezzara, welcher ausdrücklich erklärte, die Casse rurali, die Diöcesan- und Pfarrcomités, die Jünglingsvereine (sezioni dei giovani), kurz alle diese katholischen Associationen hätten in sich keinen Zweck, sondern seien nur verschiedene Formen der Gesammtorganisation der katholischen Kräfte, die alle zusammen einer höheren Absicht dienten (tutte cospirano a un più alto fine). Und diese höhere Absicht sei: sich unserm höchsten Führer mit der Erklärung vorstellen zu können: „wir sind bereit" (e questo fine è di poterci presentare al nostro duce superiore e dirgli: siamo pronti). Mit klareren Worten konnte nicht ausgesprochen werden, daß alle diese angeblichen Liebeswerke und Veranstaltungen zur Linderung der Noth nur den Zweck haben, ein politisches Actionspersonal und -material zu schaffen, welches dem duce supremo, d. i. dem Papst, jederzeit zur Verfügung gestellt werden kann. Man braucht, sagt der Berichterstatter der „Rassegna nazionale", nur etwas schärfer zuzuhören und die „katholischen" Blätter Italiens zu lesen, um zu wissen, daß die Hydra, welche der Papst mit dieser schlagfertigen Armee zu bekämpfen hat, unità e sabaudismo heißt, d. h. der italienische Einheitsstaat und die Herrschaft der savoyischen Dynastie. Ein gutmüthiger Prälat, Msgr. di San Clemente, welcher von vielen verehrenswerthen Dingen sprach, erntete nur einmal einen Beifallsregen, als er die Worte „discendente di antica famiglia repubblicana" verlauten ließ; es wurde ausdrücklich vermerkt, daß überhaupt von den drei Bezeichnungen cristiano, cattolico, papale nur die letztere einen besonderen Beifallserfolg hatte. Komisch mußte der Vortrag eines jungen Priesters Lazzari wirken, welcher sich über das Thema Il Papato e la Toscana erstreckte, die toscanischen Päpste höchlich pries (dabei von Clemens VII. schwieg!) und in diesem Zusammenhang nicht genug zu sagen wußte von „Dante cattolico" und „Galileo cattolico". Gewiß gehören diese beiden Geistesheroen auch nach unsrer Ueberzeugung dem Katholizismus an. Aber Dante, der der päpstlichen Politik in Hinsicht ihrer Absichten auf Toscana sowohl wie in Hinsicht ihrer Weltmonarchie entschieden entgegentrat, und Galilei, den die römische Inquisition in den Kerker warf, können doch unmöglich Anspruch auf die Ehre erheben, im Sinne derer noch Katholiken zu sein, welche keinen Unterschied zwischen Religion und Politik machen und den zehn Geboten Gottes wie den fünf Geboten der Kirche noch den ganzen Codex kirchenpolitischer Gebote beifügen, mit denen der moderne Pharisäismus das Gewissen der Gläubigen diesseit und jenseit der Alpen zu beschweren sich unterfängt. Nein, meine Herren von der „Civiltà" und vom „Osservatore cattolico", die Namen Dante und Galilei gehören in das goldene Adelsbuch des „religiösen Katholicismus". Dafür lassen wir euch so viele andere glänzende Namen, von Annas und Kaiphas herab bis auf Don Albertario und seinesgleichen.

In Fiesole ist, wie anderwärts, die Abwesenheit der Bischöfe von dem Congreß bemerkt worden. Auch von dem Ordinarius von Florenz, dem Cardinal Bausa, war nichts zu sehen. Gleichwohl affectirte die Versammlung einen religiösen Charakter, denn sie wurde innerhalb einer Kirche abgehalten, und da mußte es jedenfalls recht erbaulich

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 1 vom 2. Januar d. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark festgesetzt. D. Red.

wirken, daß an den Wänden der ehrwürdigen Basilika Caffé, Gelati und bibite rinfrescanti aufgestellt waren und verabreicht wurden. Das Echo der entkorkten Flaschen von Gazzosa soll sich am letzten Tage in den weiten Räumen des Chores ganz besonders gut ausgenommen haben.

Matth. 21, 13 steht geschrieben: „scriptum est: domus mea domus orationis vocabitur, vos autem fecistis illam speluncam latronum". Setzen wir statt des letzteren Ausdruckes „cauponam", so hat die Sache ihre Richtigkeit: sie hat sie noch in viel höherem Grade, wenn wir den Vorgang in bildlichem Sinne als typisch nehmen für das, was der politische Ultramontanismus aus unserm religiösen Heiligthum gemacht hat. Darüber, daß wir dieses sagen, werden sich viele die Ohren zuhalten und laut aufschreien; das macht uns nicht irre, denn wir haben auch gelesen, was Marc. 11, 18 jener biblischen Erzählung von Christus im Tempel hinzufügt: „quo audito principes Sacerdotum et Scribae quaerebant, quomodo eum perderent; timebant enim eum, quoniam universa turba admirabatur super doctrina ejus".

Die beiden wichtigsten Resolutionen, welche der Congreß zu Fiesole faßte, waren diese: es solle der Regierung eine Denkschrift überreicht werden, die das Minimum der Wünsche der italienischen Katholiken hinsichtlich des Unterrichts, der Gemeindeverwaltung, der Landwirthschaft u. s. f. enthalte; es solle weiter eine Eingabe ans Parlament behufs Einführung des Religionsunterrichts in den Schulen abgehen. Der Correspondent der „Rassegna nazionale" ist der Meinung, die Herren hätten besser gethan, zunächst nur darauf abzusehen, daß die Regierung in den Schulen wenigstens keine ungläubige Propaganda gestatte. Was ein allgemeines Gesetz über den Religionsunterricht anlange, so bedeute in diesem Augenblick die Forderung eines solchen ungefähr gerade soviel, als wenn man Regierung und Parlament zu einem Gesetze aufforderte, es seien hic et nunc die italienischen Staatsschulden zu bezahlen, was gewiß jedes Ministerium mit Vergnügen thun würde — wenn es das nöthige Kleingeld zu einer solchen Operation in der Tasche hätte. Vorläufig müsse der Schwerpunkt für den religiösen Unterricht in der Familie und Kirche beruhen, denen nach dieser Richtung keine Hindernisse in den Weg gelegt würden.

Diese beiden Fiesolaner Resolutionen sind, so gerechtfertigt sie uns ihrem Inhalt nach erscheinen mögen, doch hauptsächlich nach ihrer formalen Seite interessant. Sie sind unter diesem Gesichtspunkt ebenso unverständlich als — erfreulich. Unverständlich, insofern diese guten Herren, welche mit ihren Beschlüssen Ministerium und Parlament angehen wollen, weder Regierung, noch Parlament anerkennen. Sie werden vorstellig bei einer Behörde, die für sie legalerweise nicht existirt, und wenden sich an eine Volksvertretung, an der sich zu betheiligen sie prinzipiell sich weigern. Das alles ist sehr verwundertlich, aber, wir wiederholen es, es ist erfreulich, denn dieser Widerspruch in dem Verhalten des Congresses zeigt die innere Unhaltbarkeit des seit 1870 auferlegten Strikes der italienischen Katholiken und kündigt das Zusammenbrechen der Politik des Non expedit in nicht allzu langer Zeit an. Fehlt es doch jetzt schon nicht an utopistischen Gemüthern, welche davon träumen, daß Anno 1917 der Jesuitengeneral sich in die Kammer auf Montecitorio wählen lassen und die Cardinäle Sitze im Palazzo Madama erhalten werden. Wir gönnen den Eminentissimi diese Auszeichnung von Herzen. Unterdessen ist die Deputation, welche dem Ministerpräsidenten die Fiesolaner Beschlüsse überbringen sollte, wirklich in Rom erschienen und hat ihr Anliegen vorgebracht; ein Stück Eis ist also thatsächlich gebrochen, und der Marchese die Rudinì durfte diese kleine Episode zu seinen abessynischen und tunesischen Erfolgen hinzubuchen. Man sagt nicht, ob er beim Empfang der Deputation seines sarkastischen Lächelns völlig Meister geblieben ist.

Kehren wir indessen über die Alpen zurück, denn ungleich anziehender und wichtiger als die übrigen italienischen Versammlungen dieses Sommers sind die beiden Congresse gewesen, welche der österreichische Kaiserstaat heuer auf seinem Boden zu beherbergen auserlesen war. Wir meinen den Salzburger Katholikentag und den Trienter Antifreimaurercongreß, mit welch letzterem jedenfalls der Vogel abgeschossen worden ist.

Der Salzburger Katholikentag, welcher in den Tagen vom 21. August bis 3. September in der alten Bischofsstadt abgehalten wurde, ist ersichtlich sehr viel wichtiger für Oesterreich gewesen, als der Dortmunder für Deutschland. Während die deutschen Katholikentage aus begreiflichen Gründen es für angemessen finden, mit der Politik etwas Versteckens zu spielen, hat der österreichische seinen politischen Charakter sofort herausgekehrt, und wenn die Theilnehmer es in dieser Richtung an etwas hätten fehlen lassen, so mußte die Haltung der Regierung jedermann den politischen Charakter des Unternehmens offenbaren. Der Statthalter Graf Thun begrüßte den Katholikentag als Vertreter der kaiserlichen Regierung im Herzogthum Salzburg und sprach die Hoffnung aus, daß die Ziele, welche der Congreß sich gestellt, ihre Verwirklichung finden werden. So viel wir uns zu erinnern vermögen, war dies das erstemal, daß eine Regierung sich in so markirter Weise mit den Bestrebungen eines Katholikencongresses identificirte. Wenn gleich nach dieser Begrüßungsrede der Vertreter der deutschen Centrumsfraction, Dr. Orterer, den Satz aussprach: „wir besitzen einen gemeinsamen Feind an dem Liberalismus in allen Stilarten und dessen mißrathenem Sohn, dem Socialismus, deren Bekämpfung eine hoch patriotische, eminent christliche Aufgabe ist" —, so lag in dieser Verumständung für die liberalen Blätter allerdings Anlaß, an dem Verhalten der durch den Grafen vertretenen Regierung Kritik zu üben. Die officiöse Beruhigungsnote, welche das „Fremdenblatt" vom 3. Sept. brachte, entschuldigte den Statthalter damit, daß er nicht habe wissen können, welche Reden und Beschlüsse auf dem Katholikentag hervortreten würden, und die Regierung mit der Bemerkung, der Statthalter hätte ohne Ermächtigung ja die Resolutionen des Congresses doch nie gutheißen können. Demgegenüber hat die „N. Fr. Pr." ganz richtig gesagt: war der Graf Thun zu seiner Aeußerung nicht ermächtigt, so könnte er in diesem Augenblicke nicht mehr Statthalter sein; war er dazu ermächtigt, so hat evidentermaßen das Ministerium Badeni die Grundlage verlassen, welche es bei seinem Eintritt ins Amt festhielt. In der That kann man die Rede des Grafen Thun als das erste zweifellose Document für das Umspringen der Wiener Regierung zur ultramontanen Partei bezeichnen.

Unter den in Salzburg gefaßten Resolutionen sind namentlich diejenigen über die Schule bemerkenswerth. Die Nothwendigkeit der „baldigsten" Gründung einer katholischen Universität in Salzburg wurde anerkannt. Betreffs der Mittelschulen wurde verlangt: 1. Reinigung der Lehrbücher von allem, was das religiöse Gefühl der Katholiken beleidige, auch größere Berücksichtigung der neueren katholischen Litteratur in den Lesebüchern; 2. Ausschluß der Akathotiken und Juden von der Anstellung als Professoren an Lehranstalten mit vorwaltend katholischen Schülern; 3. Wiedereinführung der Religionslehre in die Gegenstände der Maturitätsprüfung; 4. Zulassung eines bischöflichen Commissärs bei Abhaltung der Maturitätsprüfungen, auch in den weltlichen Gegenständen; 5. Ausschluß von Schülern, die wegen Unsittlichkeit oder Irreligiosität bekannt sind, von der Maturitätsprüfung. Hinsichtlich der Volksschule ver-

langt der Katholikentag dringend die Confessionalität und das Mitaufsichtsrecht der Kirche über die Schule „im Verein mit der staatlichen Regierung“. Die Nothwendigkeit der katholischen Universität begründete Hr. Weihbischof Dr. Katschthaler mit dem Hinweise auf die Züchtung des Naturalismus und Atheismus an den confessionslosen Universitäten. „Bei entsprechender Energie wäre das Project bis zum Regierungsjubiläum des Kaisers durchführbar. Die Ertheilung des Oeffentlichkeitsrechts stehe außer jedem Zweifel. Kein Minister würde es wagen, das Oeffentlichkeitsrecht für die katholische Universität zu verweigern, wenn der österreichische Episkopat dasselbe verlange.“ Nach dieser „mit lebhaften Beifallsbezeigungen“ aufgenommenen Rede sprach der frühere Ackerbauminister Graf Falkenhayn über die wahre Bedeutung des „Klerikalismus“. Ein Unding sei es, das Wort „klerikal“ als Schmähwort zu betrachten. Alle Katholiken sollten aus taktischen Gründen diesen Namen annehmen. „Bessere Patrioten, bessere Volksfreunde als die Klerikalen existiren nicht.“ Der Pfarrer Deckert, dessen Scharfsinn wir auch sonst schon begegnet sind, proclamirte einmal wieder Freimaurer und Juden als die Quelle alles Uebels, als die Urheber der Revolutionen von 1789 an bis 1848, alle sogenannten Errungenschaften des Liberalismus seien ein Werk der Freimaurerei. „Was nun die Thätigkeit der Freimaurer in Oesterreich betrifft, so seien denselben glücklicherweise von den Antisemiten schon die Flügel gestutzt worden. Die alte Schlange habe sich jetzt wieder gehautet und heiße sich deutsch-fortschrittlich; aber man kenne sie und werde sich ihrer zu erwehren wissen.“ Schließlich wurde eine Sympathiekundgebung für den in Trient angekündigten Antifreimaurercongreß angenommen.

Damit auch dieser Versammlung das erheiternde Moment nicht abgehe, wandte sich nach einer Rede des Prof. Schindler gegen den Capitalismus Hr. Haus Beruth, Redacteur der „Politischen Fragmente“, gegen Hrn. Schindler mit der Erklärung, man solle sich einfach an die Kirchengesetze halten, welche das Zinsnehmen überhaupt verbieten. Die capitalistische Gesellschaftsordnung führe doch zur collectiven Production, und es sei daher besser, wenn die Kirche sich mit dieser Thatsache befreunde und den Arbeitern nur gleich entgegenkomme. Worauf der gewesene Ackerbauminister Graf Falkenhayn nur laute Schlußrufe ausstieß und ein allgemeiner großer Tumult entstand. Worüber man sich nicht zu verwundern hat, sintemalen wohl die eine Hälfte der Anwesenden das Zinsnehmen ebenso angenehm, als die andere Hälfte das Zinsgeben als unangenehm empfand. Der Vorsitzende meinte seine Sache sehr gut zu machen, als er nun eine theologisch-canonistische Vorlesung darüber hielt, daß, entgegen der anscheinend in der Versammlung vorherrschenden Ansicht, die Auffassung Beruths über das Zinsnehmen richtig sei und noch im Grunde jetzt das canonische Verbot des Zinsnehmens in Kraft stehe; was dann erst recht die Köpfe verwirrte und einen erfrischenden Austausch von Meinungsverschiedenheiten erzeugte, bei dem endlich der Vorarlberger Jesuit P. Bidelak mit seinem tiefsinnigen Ausspruch den Sieg davon trug: der hl. Vater sei selbst gezwungen, Zins zu nehmen, und dadurch (!) sei das im canonischen Gesetz gegebene Verbot aufgehoben. Nach dieser Argumentation, die allen Anspruch hat, in den Annalen der Moraltheologie einen Ehrenplatz zu behalten, schloß die Sitzung „unter lebhafter Bewegung“. Bei der Fortsetzung der Sectionsberathungen wurde dann Hr. Beruth als nicht mehr auf dem Standpunkt der katholischen Kirche stehend ausgeschlossen; „es wurde aber vielfach bemerkt, daß trotz der Einstimmigkeit des (Ausschließungs-) Votums dem sich nun Entfernenden eine Anzahl junger Geistlicher nachfolgte, welche ihn beglückwünschten und diesen Zwischenfall als das interessanteste Moment des Katholikentages bezeichneten.“

Diese Theilnahme jüngerer Kleriker für ausgesprochen socialistische Tendenzen könnte auffallend erscheinen. Wer die österreichisch-ungarischen Verhältnisse kennt, wundert sich darüber nicht. Die eigenthümliche Lage der österreichisch-ungarischen Kirche, welche neben dem unermeßlichen Reichthum der Prälaten und der höheren Geistlichkeit einen in tiefer Armuth schmachtenden Seelsorge- und Landklerus aufweist, hat nachgerade die Früchte getragen, welche nicht ausbleiben konnten. Man begegnet in Cis- und Transleithanien, in Böhmen wie in Ungarn jetzt nicht selten jungen Priestern, welche sich ohne Umschweif zu den Grundsätzen der extremsten Socialdemokratie bekennen und auch kein Hehl daraus machen, daß die Empfindung der eigenen Noth und der Anblick des Elends der Confratres sie zu diesen Ueberzeugungen gebracht haben. Also ganz ähnlich, wie jenseit der Vogesen. In Deutschland sind wir noch nicht gerade so weit, weil hier die ökonomische Situation des sogenannten niederen Klerus im allgemeinen eine bessere ist; aber wir sind vielfach doch auf dem Weg zu ähnlichen Erfahrungen. Regierungen und Episkopat haben angesichts dieser Thatsachen alle Ursache, die Augen zu öffnen und, ehe es zu spät ist, die Quelle des Uebels zu verstopfen. Nichts ist geeigneter, den Pfarrklerus den Netzen unsrer gewissenlosen Demagogie zuzuführen, als die Heranziehung oder Erhaltung desselben in Unzufriedenheit und Murren über seine eigene Nothlage.

Schließlich ist hinsichtlich dieses Salzburger Congresses zu bemerken, daß der österreichische Episkopat, dessen Wünschen entsprechend, an die Theilnehmer der Versammlung ein Schreiben gerichtet hat, welches den katholischen Politikern in der Presse, den Vereinen und der Volksvertretung zur Richtschnur dienen soll. Hier wird u. a. die Abänderung der kirchenpolitischen und interconfessionellen Gesetze für durchaus nothwendig erklärt und insbesondere auf dem Gebiete des höheren wie auch des niederen Schulwesens die Bekämpfung der Schwierigkeiten verlangt, welche die Pflege des kirchlich-religiösen Lebens behindern. Dasselbe Anschreiben erklärt zum Schlusse: „Die einzelnen Länder und Völker der österreichischen Monarchie können in keiner anderen Form ihr religiöses, geistiges und soziales Leben so rasch und segenbringend entfalten, als unter dem Schutze einer starken und gerechten Monarchie. Darum werden die Katholiken Oesterreichs sich bei allen staatsrechtlichen und nationalen Fragen von dem Bestreben leiten lassen, mit der Wahrung der Länderautonomie und der Gleichberechtigung der einzelnen Volksstämme die Stärkung der Monarchie zu verbinden.“ Die Zukunft des österreichisch-ungarischen Staates hat den Beweis zu erbringen, ob das „darum“ in dieser Ausführung der hochwürdigsten Herren sich logisch rechtfertigen läßt. Einstweilen wird es erlaubt sein, die auf allen Punkten in Oesterreich hervortretende Schwächung des Reichsgedankens und das sichtbare Versinken der Staatsidee der von der „katholischen Partei“ durchweg befürworteten und hier so angelegentlich empfohlenen Länderautonomie auf die Rechnung zu setzen und in der weiteren erfolgreichen Ausgestaltung der letzteren den sicheren Anfang vom Ende der Felix Austria zu erblicken.

Jedenfalls zeigt uns der ganze Verlauf des Salzburger Congresses, wie eng gerade in Oesterreich Politik und Religion zusammenhängen. Auch der Trienter Congreß kann als eine Bestätigung dafür dienen; daneben aber ist er in culturgeschichtlicher Beziehung ein Ereigniß ersten Ranges, und der künftige Historiker dieses fin de siècle wird an ihm nicht vorübergehen können.

Digitized by Google

Die Details dieses Congresses sind s. Z. durch alle Zeitungen gegangen;[1]) wir beabsichtigen darum nicht, sie in ihrem ganzen Umfang hier wieder vorzulegen; dafür aber wollen wir eine genetische Darstellung dieser Dinge geben, vor deren Klarlegung sich die Parteiorgane klüglich gehütet haben und aus der heraus sich die Tragweite dieser ganzen merkwürdigen Episode erst beurtheilen läßt.

Der Ursprung des Freimaurerthums liegt heute klar vor, und es gibt wohl niemanden mehr, der an die Phantastereien älterer Logenbrüder über ihren Zusammenhang mit alten Mysterien, mit Salomons Tempel, mit den Tempelherren des Mittelalters oder mit den Bauhütten des deutschen Mittelalters glaubte. Man weiß heute sehr genau, daß die unter der Leitung von Theophil Desaguliers, George Payne und James Anderson zuerst in den Wirthshäusern zur Gans und zur Krone, dann in den Weinschenken zum Römer und zum Apfelbaum zu London im Februar 1717 zusammengetretenen Logen nichts anderes waren, als Vereine von Männern, welche die Abneigung gegen das dogmatische Gezänke der schottischen und englischen Kirchen verband und die sich in dem gemeinsamen Gedanken des Indifferentismus gegen jegliche dogmatische Festsetzung zusammenfanden. Die Freimaurerloge ist demnach ein specifisches Product der dogmatischen Kämpfe innerhalb des englischen und schottischen Protestantismus. Er ist der zufällige und ursprünglich rein locale Ausdruck der Uebersättigung und des Ekels, welchen ein gewisser Bruchtheil der Bevölkerung an dem Gezänk der Parteien empfand, welche über lauter dogmatischen Händeln ganz den sittlichen Inhalt des Christenthums vergaßen. Der etwas später auftretende deutsche Pietismus ging aus einer durchaus verwandten Empfindung hervor, schlug aber einen ganz entgegengesetzten Weg ein. Der Freimaurerorden, welcher bereits 1740 in London allein 115 Logen zählte, gewann eine größere religiöse Bedeutung, seit er den Fuß auf den Continent gesetzt und mit den 1725 in Paris, 1733 in Florenz gegründeten Logen auch das Gebiet des Katholicismus betreten hatte. Dieser erkannte sehr bald und mit vollem Recht in dieser organisirten Vereinigung des Deismus und Indifferentismus einen tödtlichen Gegner; schon Clemens XII. nahm mit der Constitution „In eminenti" 1738 entschiedene Stellung gegen ihn. Es folgten dann die Verurtheilung des Ordens durch Benedict XIV. („Provida" 1750) und viele andere päpstliche Erlasse bis herab auf Pius' IX. Constitution „Multiplices" 1865 und Leo's XIII. Constitution „Humanum genus" 1884.

Konnte man innerhalb des Katholicismus vom religiösen Standpunkt aus sich keinerlei Meinungsverschiedenheit hinsichtlich eines Vereins hingeben, welcher die absolute Gleichgültigkeit gegen jede geoffenbarte Religion und jegliche positive Satzung auf seine Fahne schrieb, so gingen doch auch unter den Katholiken die Ansichten über die Bedeutung der Freimaurer in politischer Beziehung weit auseinander. Die ultramontane Schule hat stets mit Vorliebe die Macht und den Einfluß des Freimaurerthums überschätzt und gern von einer die ganze Welt umspannenden centralen Leitung desselben gesprochen, welcher der Umsturz von Staat und Kirche allenthalben seit anderthalb hundert Jahren in die Schuhe geschoben wurde. Ruhigere Beurtheiler, wie z. B. der Mainzer Domcapitular Raich in dem Freiburger Kirchenlexikon (II. Aufl. IV, 1887), erklären diese Vorstellung für eine Chimäre und geben zu, daß in vielen Ländern der Maurerbund milder zu beurtheilen sei. „Dieß", sagt Hr. Raich, „gilt zumal von der Unzahl von Logen in England und Nordamerika, wo die Maurerei nicht viel mehr ist, als eine mit barocken Formen behängte, indifferentistisch und theophilanthropisch mattgefärbte Gesellschaft zur Förderung der Tafelfreuden, des geselligen Vergnügens und der Unterstützung der Mitglieder untereinander. Ueberhaupt gedeiht die Freimaurerei auf dem Boden einer geordneten, gesicherten bürgerlichen und religiösen Freiheit wenig, oder sie sinkt zu einem Eß-, Trink- und Hülfsverein herab, der namentlich Aerzten, Privatinstitutsvorstehern, Agenten, Subalternbeamten und reisenden Mitgliedern zugute kommt. Dagegen hat die Loge in katholischen Ländern zur Sprengung des Bundes zwischen Kirche und Staat und in confessionell gemischten Staaten zur Helotisirung der Katholiken theils als Werkzeug des revolutionären Absolutismus von oben herab, theils als Revolutionsherd von unten herauf gewirkt."

Diese Auffassung wird im allgemeinen richtig sein. Thatsächlich dürfte heutigentags in allen germanischen Staaten die politische Bedeutung des Maurerthums nur eine sehr untergeordnete sein. In den romanischen Ländern ist dies ganz anders. In Belgien, Frankreich, Portugal und Spanien haben die Logen sich vorwaltend einer bestimmten politischen Partei angeschlossen, und der Liberalismus hat sie sich zum großen Theil als Heimstätten ausgesucht. In Italien hatte das Freimaurerthum vor 1848 keine Bedeutung: hier arbeiteten geheime Gesellschaften von viel energischerer Natur und viel klarerer Organisation. Erst seit der Carbonarismus und die Giovane Italia zerfielen und der gemäßigte Liberalismus in Italien mit beiden endgültig gebrochen hatte, rückte das Maurerthum, von Frankreich importirt, ein. Wir haben schon mehr als einmal auf den ungeheuren Irrthum hingewiesen, in welchem sich die Curie befindet, wenn sie die ganze nationale Bewegung Italiens im 19. Jahrhundert nur als das Werk der geheimen Gesellschaften und jetzt besonders des Freimaurerthums ansieht und proclamirt. Die großen Männer, welchen die innere Erhebung und die äußere Befreiung und Einigung Italiens zu danken ist, sind durchweg weder Mitglieder der geheimen Gesellschaften noch der Logen gewesen. Wahr ist, und wir haben dies oft genug und mit tiefem Bedauern hervorgehoben, daß die leitenden Staatsmänner, daß Cavour und Victor Emmanuel selbst sich der Mitwirkung derselben, auch derjenigen Mazzini's, bedienten und damit das Werk des Risorgimento leider in eine Beziehung zu diesen Gesellschaften brachten, welche bis zur Stunde nicht völlig gelöst ist. Die Regierungen, welche sich von 1875—1896 folgten, standen auch großentheils, wie Crispi, in einem freundlichen Verhältniß zu den Logen. Trotzdem ist sicher, daß letztere weit mehr gebraucht wurden, als daß sie eine leitende Stellung gehabt hätten, und jedenfalls ist die nationale Gesinnung der immensen Mehrheit der Italiener nicht durch den Einfluß der Logen herausgezaubert und eingeflößt worden. Indem man dieses glaubt, oder zu glauben vorgibt, begeht man dasselbe Quiproquo, das derjenige sich zu schulden kommen ließe, welcher die Erhebung und Einigung Deutschlands als pures Werk und Verdienst der nationalliberalen Vereine erklärte. Die eine wie die andere Vorstellung entspringt einer Weltanschauung, welcher jeder Blick für das geschichtliche Werden und Wachsen einer großen Nation abgeht. Bei uns hätte oder hat eine solche Geschichtsauffassung nur noch (speriamo!) einen rein akademischen Werth; in Italien aber liegen die Dinge anders. Die Behauptung, der italienische Einheitsstaat sei nichts als ein Werk der Freimaurer, ist die natürliche und nothwendige Grundlage und Voraussetzung

[1]) Die reichsten Nachweise über den ganzen Vorgang und die sich daran anknüpfenden Verhandlungen findet der Leser in der „Köln. Volkszeitung" 1896, Nr. 578, 597, 610, 642, 648, 654, 663, 665, 672, 678, 694, 695, 704, 713, 731, 738, 741, 764, 767, 777, 801, 817, 828, 892; 1897, 4; ferner im Pariser „Univers" 1896, Nr. 10,491; 10,499; 10,504; 10,510; 10,511; 10,516—10,526; 10,529; 10,531; 10,534; 10,556; 10,559; 10,568.

jener Politik, welche darauf ausgeht, mit Hülfe der französischen Demokratie demnächst diesen Einheitsstaat zu zertrümmern und aus den Ruinen desselben den Kirchenstaat tant bien que mal wieder aufzurichten. Man muß bei dem Volke die Genesis dieses constitutionellen Einheitsstoates ohne Unterlaß verklagen und als Werk der bösen Mächte anschwärzen, um ihm allmählich den Glauben an denselben und das Vertrauen zu ihm aus dem Herzen zu reißen. Seit 1870 hat die ultramontane Presse Italiens, vorab der „Moniteur de Rome", den sie vor zwei Jahren kläglich begraben haben, die „Voce della Verità", der „Osservatore Romano", Albertario's famoser „Osservatore cattolico", unter der geistigen Führung der von den Jesuiten geleiteten „Civiltà cattolica" dies Geschäft besorgt. Nicht leicht ging seither ein Tag vorbei, an dem die Freimaurer nicht irgend einer neuen Uebelthat beschuldigt und als die Quelle aller Italien heimsuchenden Leiden und Mißlichkeiten verklagt wurden. Als nach dem finanziellen Krach des Hauses Borghese die römische Loge sich in dem verlassenen Palaste dieser unglücklichen Familie einmiethete, fing man an, von allerlei schrecklichen Ceremonien und Feierlichkeiten zu reden, die sich dort im stillen abspielten. Das war die Zeit und die Verumständung, wo die grausigen und lächerlichen Märchen entstanden, welche in Trient zum Platzen kamen und von denen noch jetzt die Blätter gefüllt sind. Eine ebenso schmutzige als geschmacklose Literatur hatte die entzündliche Phantasie der Franzosen mit der Erzählung gräßlicher Teufelsorgien unterhalten, welche bei den Zusammenkünften gewisser geheimer Gesellschaften und insbesondere der Freimaurer sich angeblich zutrugen. Es dürfte schwer sein, etwas groteskeres und widerlicheres zu lesen, als J. K. Huysmans „Là-Bas" (1894/95); aber trotzdem hat das Buch im Handumdrehen ein dutzend Auflagen erlebt. Der „Satanismus" kam rasch in Mode, und ein oder einige gewissenlose Journalisten geriethen auf den Einfall, auf Kosten der römischen Curie Capital daraus zu schlagen. Ein ehemaliger Schiffsarzt der „Messageries maritimes" Dr. Charles Hacks, und Léon Taxil traten zu diesem Compagniegeschäft zusammen. Der letztere war in ultramontanen Kreisen aufs beste empfohlen, nachdem er, ein mittelmäßiger, aber äußerst unsittlicher Schriftsteller, sich vor etlichen Jahren ostensibel „bekehrt" hatte. Neben vielen anderen Nichtsnutzigkeiten hatte dieses saubere Subject eine von Unflätigkeiten und Verleumdungen überfließende „Geschichte Pius' IX."[1]) geschrieben. Das alles wurde ihm jetzt verziehen, als der „Neubekehrte" die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung durch die schwärzesten Anklagen gegen den eben von ihm verlassenen Freimaurerorden documentirte und in Verbindung mit Dr. Bataille — so nannte sich jetzt der Schiffsarzt Hacks — die Welt mit den wunderbarsten Enthüllungen uber das Treiben der Freimaurer überraschte. Nichts konnte dem Ultramontanismus erwünschter kommen, als diese Unterstützung in einem Feldzug, dessen Zweck ja die völlige Discreditirung des von diesen Freimaurern angeblich gegründeten italienischen Einheitsstaates und des von denselben geleiteten Liberalismus war. Der Erfolg war ein glänzender. Schon 1886 übersetzte der Jesuit Gruber die „Vollständigen Enthüllungen Léo Taxils über die Freimaurerei" ins Deutsche und der fromme Pater empfahl das Werk in der Vorrede mit der Erklärung: „Léo Taxil war zu diesen Enthüllungen ganz besonders befähigt. Vor etwa einem Jahre erst hat der ehemalige Freimaurer seine Irrthümer und Fehler vor der kirchlichen Behörde feierlich abgeschworen. Stellenweise bieten wir statt der bloßen Uebersetzung eine neue Bearbeitung. Möge das Werk zu Nutz und Frommen des deutschen Volkes eine weite Verbreitung finden." Daran hat es denn dank den Empfehlungen „der Stimmen aus Maria Laach", der „Germania", der „K. Volkszeitung", der „Schlesischen Volkszeitung" u. s. f. nicht gefehlt. Die neue Kuh, welche Hr. Taxil jetzt melkte, gab so reichliche Milch, daß man das Geschäft erweitern konnte. In seinem „Diable au XIX siècle" 1892 verkündigte Hr. Bataille, daß der freimaurerische Geist sich in einem neuen vollendeten Höllengebild, der in alle Geheimnisse eingeweihten „Palladistin" und Lueiferianerin „Miß Diana Vaughan" verkörpert habe. Da war es nun ein großes Ereigniß, als diese Incarnation aller teuflischen Bosheit sich 1894 bekehrte, aus dem Freimaurerorden austrat und nun die Veröffentlichung der unglaublichsten Dinge in dem „Bulletin mensuel" des Hrn. Taxil ansagte. Die bekehrte Palladistin gründete nun das „Palladium regénéré", schrieb in Taxils „Revue mensuelle" und gab in Lieferungen „Memoiren" heraus, deren Nr. 33 „Crispi" besonders bemerkenswerth war. Man konnte an dieser Flugschrift erkennen, wie geschickt diese Taxil'sche Fabrik den blinden Haß der ultramontanen Partei nicht bloß gegen den italienischen Staatsmann, sondern auch gegen Deutschland und den Dreibund auszunützen und sich durch Verwendung dieser billigen Motive bei den höchsten kirchlichen Instanzen zu empfehlen wußte. In der Fortsetzung dieser Literatur gestaltete sich die Geschichte der Miß Diana Vaughan zu einem allerliebsten Roman. Da wird erzählt, daß am 18. Oct. 1893 in einer Versammlung der römischen Freimaurerloge der Teufel Bitru erschienen sei und unter Beglaubigung hervorragender Ordensmitglieder, wie Lemmi und Crispi, (!) bezeugt habe, die anwesende Sophie Walder werde am 29. Sept. d. J. der Großmutter des Antichrist das Leben schenken. Zur Beglaubigung des Vorgangs sei ein Document mit den Unterschriften der Zeugen aufgenommen worden, dasselbe sei von dem genannten Teufel als Sanctus Daemon Primarius Praeses unterschrieben worden. Alle diese Dinge wurden auch dem deutschen Publicum vorgeführt. Die in Feldkirch unter den Augen und unter der eigentlichen Leitung der deutsch-österreichischen Jesuiten erscheinende, von dem schweizerischen Pfarrer Künzl redigirte Zeitschrift „Pelikan" machte sich diesseit der Alpen zum Hauptorgan dieser Enthüllungen, und der Redacteur desselben veröffentlichte unter dem Pseudonym Dr. Michael Germanus die Geheimnisse der Hölle. Es ist bis jetzt nicht nachgewiesen, daß, vor dem Auftreten der „Köln. Volkszeitung" im August und September v. J. irgend ein ultramontanes Orgau es auf sich genommen hätte, gegen diesen haarsträubenden Blödsinn Einspruch zu erheben; wohl aber liegen uns genug Belege aus Centrumsblättern vor, welche ihren Lesern diese ganze von Hrn. Taxil eingebrockte Suppe als ein schmackhaftes und authentisches Gericht vorsetzten.[2])

[1]) *Léo Taxil* „Pie IX. devant l'histoire. Sa vie politique et pontificale, ses débauches, ses folies, ses crimes". Paris, librairie antiecléricale, 26 et 28 rue des Ecoles. Dies saubere zweibändige Werk bildet einen Band, der im selben Verlag erschienenen „Collection Leo Taxil", in welcher u. a. auch „Le livre qu'il ne faut pas faire lire, recueil authentique de la pornographie religieuse", ferner *Jacques Souffrance* „Le Couvent de Gomorrhe", *Ploetz* „Le Moine incestueux", „Le Capucin Enflammé" par le R. P. Alleluia de l'ordre de la Sainte-Rigolade" und andere Schandschriften erschienen sind.

[2]) Daß auch den guten Bayern solhane Kost nicht vorenthalten wurde, war von der „patriotischen" Presse und Literatur zu erwarten. Sie wurde ihnen in der „durch oberhirtliche Empfehlungen ausgezeichneten" Monatsschrift „Die hl. Familie", herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer Welt- und Ordensgeistlichen von Clemens Schlecht, Krankenhauscurat, Freising 1896, IV. Jahrg., IX. Heft, Sept. 1896, S. 193—207 und noch jüngst, wenn auch in etwas homöopathischem Abguß, in den „Hist.-pol. Bl." 1896, IX. Heft (v. 1. Nov.), S. 680 bis 698 gereicht.

Warum auch nicht? Diese ganze Presse ist seit langen Jahren gewohnt, ihr Mot d'ordre von der „Civiltà cattolica“ und den mit ihr zusammenhängenden oder von ihrer Direction abhängigen Kreisen zu empfangen. Das große Centralorgan des Jesuitenordens hatte aber von Anfang an den Taxil-Vaughanschwindel als authentische Waare angenommen und empfohlen. Wer daran etwa zweifeln sollte, den verweisen wir, um nur auf die letzten Jahrgänge zurückzugreifen, auf „Civ. catt.“ 1894, XLV, S. 25, 29, 31, 32, wo u. a. Léo Taxils „Y-a-t-il des femmes dans la Maçannerie (?) (Paris 1891 — das war die Entrée für Miß Vaughan) als ein „terribile ma bravo libro di guerra contra la massaneria“ und das Buch eines andern Jesuiten, des Msgr. Meurin, „La Franc-Maçonnerie Synagogue de Satan“, Paris 1893, gepriesen und mit letzterem die von Adolf Ricoux in seinem Buch „L'existence des loges de femmes“ (Paris 1891) über den Gott der Freimaurer, d. i. den Satan und über die „Bulla Luciferiana“ gegebenen Nachrichten als „un documento storica ed irrefragabile“ erklärt werden. Ebendaselbst p. 411 f. wird die ganze Bataille-Taxil'sche Literatur als ein ernsthaftes Geschichtsdocument behandelt, die geheime palladistische Versammlung im Palazzo Borghese 1893 und die Wahl des Somma Pontifice del palladisma luciferina als Thatsachen hingestellt, p. 544 die Thatsächlichkeit der Nachäffung der Messe bei den Freimaurern auf Grund dieser ganzen Literatur auseinandergesetzt — Hr. Huysman konnte es nicht besser machen — p. 559 die Eröffnungen der Miß Sophie Waldner „Gran Maestra della Madreloggia di Francia etc., Prima Savrana in Bitru (una spirita luciferino venerato dai palladisti), Ispettrice generale del Palladio Riformato Nuovo etc. etc. als ein testimania palladista di prima valore und als unablehnbares Zeugniß für die Messa bianca der Palladisten angeführt; ebenso wird ebd. 1894, Bd. X 260, 265; 1895, I, 156 die Taxil'sche Literatur acceptirt u. s. f. All dieser Blödsinn wird „con appravaziane dell' autarità Ecclesiastica“ gedruckt. War es ein Wunder, daß alle Kreise, die ihre geistige Leitung von den Jesuiten annehmen, auf diesen Leim gingen und das Geschäft des Hrn. Taxil vortrefflich blühte? Miß Diana Vaughan durfte sich jetzt in Person produciren. Es wurde erzählt, sie sei nach Rom gekommen, mit dem Cardinalvicar Parocchi in Beziehung getreten, ja das „Tiroler Volksblatt“ wußte zu berichten, die Miß habe ein anerkennendes Schreiben vom Papst erhalten und der hl. Vater habe den ehemaligen Freimaurerfreund und Correspondenten derselben Miß, Hrn. Margiotta, mit einem Orden bedacht u. s. f. Ein französischer Bischof, dem wir schon manchmal begegnet sind, Msgr. Fava von Grénoble, bekannte sich offen als Bewunderer des Muthes, mit dem Miß Diana, ohne den Dolch der Freimaurer zu fürchten, der Wahrheit Zeugniß gebe, u. s. f.

So war denn alles fertig, um zu einem großen Coup auszuholen. Der Antifreimaurercongreß in Trient wurde im Winter 1895/96 geplant, zu einer Zeit, wo man in vaticanischen Kreisen mit Bestimmtheit erwartete, der unglückliche Ausgang des Feldzugs in Abessynien werde nicht bloß den Sturz Crispi's, sondern das Zusammenbrechen der Monarchie zur Folge haben. Auf das Charivari, welches für den Sommer 1896 vorgesehen war, hätte es dann ganz vorzüglich gewirkt, wenn so eine Art tridentinischen Miniaturconcils dieses ganze zusammenbrechende Werk der italienischen Einheit nicht bloß als Schöpfung der Maffonerie, sondern geradezu als Product satanischer Mächte erklärt hätte. Wer den Bildungsgrad eines sehr großen Bruchtheils der italienischen Bevölkerung kennt, weiß, wie zugänglich sie solchen Argumenten ist und welche Folgen es haben konnte, wenn ein halbes Tausend durch diese Schlagwörter fanatisirter Curatgeistlicher in ihre Pfarreien zurückkehrte, um das in Trient Verkündete ihren entsetzten Gläubigen zu verkünden. Es wäre ein prächtiger Drücker für die nach dem Fall der Monarchie erwarteten Wahlen gewesen, zu deren Gunsten man bereit war, auf das „Non expedit“ zu verzichten.

Leider hatte man die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Es war ein Fehler, dem Antifreimaurercongreß einen internationalen Charakter zu geben und ihn auf deutsch-österreichischem Boden statt etwa in Bari oder Reggio zu halten. In Trient collidirte man mit anderen Interessen. Sowohl die österreichischen als die deutschen Katholiken hatten in ihren Reihen zu viel Bildung, als daß sie sich nicht sagen mußten, mit dem Gespenst des Satanismus seien bei uns keine politischen Geschäfte zu machen. In den Zeiten des versinkenden Culturkampfes war es schon nicht mehr gelungen, mit den Marpinger Erscheinungen und ähnlichen Handelsartikeln frisches Leben in die Sache zu bringen; für den Teufel Bitru und Miß Vaughan war bei uns nur ein geringes Absatzgebiet.

Es kamen aber ganz besondere Umstände hinzu, welche den Import dieses Artikels diesseit der Alpen nicht als räthlich erscheinen ließen.

Wer die Haltung des Centrums und der Centrumspresse seit dem Jahre 1896 beobachtet hat, wird sich der Wahrnehmung nicht verschlossen haben, daß hier mit Consequenz den künftigen Reichstagswahlen vorgearbeitet wird. Alle Fragen werden unter diesem Gesichtswinkel behandelt, auf allen Punkten geht man darauf aus, die Gunst des Publicums in Hinsicht dieses Ereignisses in Beschlag zu nehmen. Nach dieser Richtung war der Trienter Congreß etwas so unbequemes wie bedenkliches. Man konnte es unmöglich darauf ankommen lassen, das Ansehen der ganzen Partei durch diese Teufelsspukgeschichten compromittirt zu sehen. Es mußte also vorgebeugt werden. Die Centrumspresse bietet bekanntlich sehr verschiedene Nuancen. Das Genus vulgare, welches sich bei den Casinos ganz besonderer Beliebtheit erfreut, wird hauptsächlich von der kleineren Presse cultivirt; für Vorstöße von besonderer Wucht hat man die „Germania“ und die verwandten Organe in Bonn, Breslau, Trier, Karlsruhe, Augsburg u. s. w. Das höhere und vornehmere Genre wird ausschließlich von der „Köln. Volkszeitung“ betrieben: ihr fiel auch bei diesem Anlaß der ehrenvolle Auftrag zu, dem Miß Vaughan-Schwindel gegenüber den Standpunkt des gesunden Menschenverstandes und des politischen Anstandes zu vertreten. Sie hat sich demselben mit anerkennenswerthem Eifer und glänzendem Erfolg unterzogen. Ehe der Trienter Congreß zusammentrat, ließ sie es an Warnungen nicht fehlen. Als trotzdem die Enthüllungen von Miß Diana in Trient zur Verhandlung kamen, trat sie offen mit der Erklarung und dem Nachweis auf, daß man es hier mit einer dreisten und lächerlichen Fälschung zu thun habe. Auf dem Congreß trat der Delegirte des französischen Nationalcomités, Abbé de Bessonie, als Vertheidiger der „Enthüllungen“ auf, er konnte sich auf das Zeugniß des ebenfalls anwesenden Canonicus Mustel aus Paris berufen, welcher in lebhafter Correspondenz mit Miß Vaughan steht; weiter producirte der Redner als Beweis für die Existenz der letzteren — eine Visitenkarte der Miß und den bekannten Brief des Cardinals Parocchi an dieselbe, der allerdings bis zur Stunde noch nicht desavouirt worden ist. Endlich verstieg sich Hr. de Bessonie zu der Erklärung, jede Bezweiflung der Existenz der Miß Vaughan und ihrer Offenbarungen sei eine Versündigung an der antifreimaurerischen Sache. Trotzdem hatten Hr. Baumgarten aus Rom und Msgr. Gratzfeld als Vertreter des Erzbischofs von Köln (in welcher Eigenschaft, das ist nicht gesagt) die Kühnheit, die Echtheit

Digitized by Google

der Enthüllungen und schließlich auch die Echtheit der Person der berühmten Miß zu bestreiten. Es gelang Hrn. Léo Taxil weder durch Vorzeigung der Photographie der letzteren, noch durch einen echt französischen theatralischen Rühract die Schlacht wieder zu seinen Gunsten herzustellen, und man kam schließlich überein, die Prüfung der Existenzfrage einem römischen Comité zu übertragen, welches annoch mit diesem Unternehmen beschäftigt ist. Inzwischen hat die „Köln. Volkszeitung" ihren Kampf fortgesetzt und nach einigem Zaudern sind ihr die meisten Hauptorgane des Centrums beigetreten. In Frankreich schwankten die ultramontanen Blätter noch längere Zeit, namentlich kostete es dem „Univers" entschiedene Selbstüberwindung, auf eine so kostbare Allianz zu verzichten, bis denn auch er sich entschloß, die Sache fallen zu lassen. Auch der P. Gruber trat jetzt gegen die „Enthüllungen" auf. Die Jesuiten hatten von jeher die Praxis, bei Händeln von unsicherem Ausgang irgend einen Springer in Bereitschaft zu halten, der im gegebenen Moment von dem lecken Schiff auf das flotte herüberspringt und dann munter die Fahne der Gesellschaft auf dem siegreichen Maste aufhißt. Mit diesem Verfahren gewinnt man den Anschein wissenschaftlicher Objectivität und maskirt man vor den Augen des unwissenden und leichtgläubigen Publicums die Havarie des eigenen Schiffes.

Die Veröffentlichungen, welche seither im „Univers", der „Köln. Volkszeitung" u. a. erfolgten, haben jeden Zweifel daran beseitigt, daß die gesammte Miß Vaughan-Literatur ein Roman ist, den Hr. Léo Taxil theils allein, theils in Gesellschaft des Dr. Hacks u. a. erfunden hat, um durch Mißbrauch der Leichtgläubigkeit der jesuitischen und curialistischen Kreise ein finanzielles Geschäft zu machen. Nicht einig ist man über die Frage, ob Miß Diana Vaughan ein Wesen von Fleisch und Bein sei oder ob sie selbst auch ein Stück des Romans ist. Den neuesten, von der „Germania" vertretenen Nachrichten zufolge soll das Urtheil der römischen Commission demnächst gefällt werden und es soll dahin gehen: es sei unmöglich, die Bekehrung und Existenz der Miß Diana Vaughan zu constatiren. Eine an alle Bischöfe der Welt gerichtete Anfrage habe das Resultat gehabt, daß kein einziger Bischof irgend etwas über die Existenz dieser Person habe beibringen können.

Dazu ist nun freilich einiges zu bemerken. Daß eine von Hrn. Taxil und seinen Freunden als Miß Diana Vaughan vorgestellte Dame im Winter 1894/95 in Paris und Rom auftrat, kann nicht zweifelhaft sein. Ultramontane Blätter haben mit besonderer Befriedigung die junge Dame als sehr schön, geistreich und lebhaft beschrieben. Dem „Spectator" selbst ist angeboten worden, ihre Bekanntschaft zu machen. Er hat es abgelehnt, weil er nicht die Gewohnheit hat, mit Damen zweifelhafter Herkunft zu frühstücken. Daß die Herren Bischöfe keine Auskunft über ihre „Bekehrung" geben konnten, verwundert uns gar nicht. Das römische Comité hat sich hier an die unrichtige Adresse gewandt. Hätte es statt dessen einige Tage oder Nächte hindurch einige seiner würdigen Mitglieder in das Café Américain zu Paris deputirt, so hätten die Herren aller Wahrscheinlichkeit nach die „schöne, lebhafte und geistreiche Dame" kennen gelernt, welche Hr. Taxil für diese Gastrolle engagirt hatte und mit der er den frommen Herren in Rom und Fiesole einen so dicken Bären aufgebunden hat.

Jetzt kann Miß Diana sich ruhig schlafen legen. Diese Rolle ist vorläufig ausgespielt, und Hr. Taxil wird sich bald nach einem andern Gimpelfang umzusehen haben. So einem alten Kirchenpolitiker wird man aber für gut halten, wenn er nicht darauf verzichtet, die Moral aus der Geschichte seinen alten Freunden vom Centrum vor Augen zu rücken.

Die Moral der Geschichte ist aber diese: Erstens scheint uns, hätten die Katholiken alle Ursache, sich höchlich dafür zu bedanken, daß man mit solchem Schwindel die Sache des Katholicismus schädigt und lächerlich macht. Daß eine so leichtfertige und thörichte Behandlung der religiösen Fragen auf die kirchliche Autorität selbst zurückfällt und das Vertrauen der Bevölkerung erschüttert, sollte doch auch dem Blindesten klar sein. Indessen ist das ein Capitel, welches der „Spectator" nur andeuten will. Er treibt, wie die freundlichen Leser längst wissen, hier keine Theologie, sondern nur Politik, und er kann es schließlich anderen überlassen, Betrachtungen darüber anzustellen, wie nützlich und förderlich es für die religiöse Stimmung und das kirchliche Leben sein muß, wenn die Herren Theologen und die Kirchenfürsten sich mit solchen Geschichten dem Gelächter der Zeitgenossen aussetzen.

Dagegen kann sich der „Spectator" nicht versagen, auf die politische Seite der „Moral dieser Geschichte" etwas einzugehen. Und da wird man nicht leugnen können, daß der Ausgang dieser Affaire für die ultramontane Partei ein schwerer und empfindlicher Schlag ist. Wie stark sie selbst das empfunden hat, das geht, beredter als aus allem anderen, aus dem Schweigen der vaticanischen Blätter und der „Civiltà cattolica" hervor. Oder kann es etwas bezeichnenderes geben, als den Umstand, daß die „Voce della Verità" (in ihren Nrn. 227—230) und der „Osservatore Romano" (Nr. 224 f.), da wo sie über den Trienter Congreß berichten, (und bis auf den heutigen Tag!) von der ganzen Verhandlung über die „Unechtheit" der Miß Diana Vaughan und ihren Enthüllungen keine Silbe sagen? Und ebenso die „Civiltà".[1]) Diese Blätter hatten ihre Leser so lange mit jenen Historchen geäfft, daß es ihnen allerdings recht schwer fallen mußte, ihre eigene glänzende Niederlage zu erzählen. Die Uebereinstimmung aber, mit der diese Unterschlagung durchgeführt wurde, zeigt erst recht, daß System in diesem Verhalten ist und diesen Blättern ein bestimmtes Mot d'ordre zuging.

Daß etwas „faul sei im Staate Dänemark", davon geht der „Köln. Volkszeitung" offenbar mehr und mehr ein Licht auf. In ihrer Nr. 662 vom 30. Sept. erörtert sie den Artikel „Le Czar à Parigi", welchen die „Civiltà cattolica" in ihrem Quaderno 1109 vom 8. Sept. gebracht hatte. Der „Spectator" hat den ehrwürdigen Vätern der Gesellschaft Jesu nie schärfere Dinge gesagt, als ihnen hier an den Kopf geworfen worden. Man höre einiges davon. Das Kölner Organ sagt: „Eine Anklage gegen den Dreibund enthält das neueste Heft der „Civiltà cattolica", wie wir sie in diesem ernsten Organ nicht erwartet hätten; schon unter dem Gesichtspunkt der Logik allein betrachtet — von anderen Gesichtspunkten ganz abgesehen — hätte sie von vornherein als unmöglich bezeichnet werden sollen. (!) Daß das nicht geschehen, läßt sich unschwer einem Mangel an Freundschaft für den Dreibund, speciell Deutschland, dann aber auch einer Idee zuschreiben, die heutzutage sehr weite Kreise wie eine Art Influenza heimsucht, nämlich die krankhafte Sucht, überall Freimaurer zu wittern: auf religiösem wie auf politischem Gebiete. So ist denn auch der Dreibund dem Artikelschreiber der „Civiltà cattolica" ein Product der — Freimaurerei."

Die Kölnerin geht dann dem Jesuitenorgan scharf zu Leibe hinsichtlich dessen, was letzteres über den kriegerischen Charakter des Dreibundes faselt, und sagt dann: „Aber der Nachweis dieser „Thatsache" ist nur das Vorspiel zu einer verblüffenden praktischen Schlußfolgerung, welche der eigentliche Zweck dieses Artikels ist. Nachdem uns noch

[1]) Erst jetzt, im Januarheft, S. 178, konnte sich die „Civiltà" entschließen, Miß Diana über Bord zu werfen, wie auch die „Köln. Volksztg." mit Genugthuung meldet.

einmal kurz vorgeführt worden, daß der Dreibund nichts nutz ist, erscheint uns (sagt immer die „Civiltà") die Anschauung als begründet, welche den Grundgedanken des Dreibundes der verborgenen Macht, der Kraft zuschreibt, deren Joch die Regierungen selbst tragen: der kosmopolitischen Freimaurerei." Alle diese Illusionen will der Artikelschreiber diesbezüglich zerstreuen und fährt, nun in eine Art mystischer Redeweise verfallend, die man ja aus der Affaire Vaughan kennt, fort: „Wir verstehen sehr wohl, daß man in ganz gutem Glauben gewisse Erklärungen zur Rechtfertigung des Dreibundes geben und annehmen kann, besonders in Deutschland, wo er dem nationalen Geiste schmeichelt. Aber man kann sich leicht davon überzeugen, daß diese Erklärungen bestimmt sind, vor den Augen Uneingeweihter den wirklichen, greifbaren, von der Maurerei verfolgten Zweck zu verbergen. Dieser wirkliche und greifbare Zweck ist, möglichst eine Aenderung der Lage in Europa zu verhindern, vor allem der Freimaurerei die Eroberung Roms zu sichern. Jeder Katholik, der von diesen Dingen überzeugt ist, kann nur den Dreibund verabscheuen."

„Es liegt," fährt die Kölnerin fort, „System darin (das haben wir freilich schon seit Jahren gewußt und gesagt!); zuerst muß den Leuten bewiesen werden, daß der Dreibund keine Friedensmacht ist, daß er nicht den Frieden erhalten hat und nicht erhalten wird; dann wird sogar der Krieg heraufbeschworen, der „vielleicht nicht furchtbarer" sein soll, als die angeblich vom Dreibund herbeigeführten „Leiden". So sind denn die Gemüther genügend vorbereitet, um sich in die Verabscheuung eines Bundes hineinzuleben, dessen „Grundgedanke" die Beraubung des Papstes nach freimaurerischem Plane ist."

„Die Frivolität der „Beweisführung" des Artikelschreibers der „Civiltà cattolica", fährt unsre brave Kölnerin fort, „geht zum Schlusse noch zwei Schritte weiter. Zunächst mit der Behauptung, die „verderbliche" Wirkung des Dreibundes zeige sich auch darin, daß durch seine Schuld die lateinischen Racen aus ihrer geschichtlichen und providentiellen (!) Rolle gefallen, daß sie statt der Herren Sllaven geworden und gezwungen seien, mit ihren eigenen Händen den Triumph des Germanismus und Slavismus vorzubereiten. Das gehört denn wohl auch zu dem freimaurerischen „Grundgedanken", ebensowohl wie die Zurückweisung der französischen Revanchelust? Endlich wird „bewiesen", daß der Dreibund Europa zum Mitschuldigen bei dem muselmanischen Gemetzel machte; denn „der Dreibund hindert Frankreich, wirksam in Orient einzugreifen; es würde eingreifen, wenn es sich nicht an Rußland gebunden hätte; der Dreibund nimmt Italien jede Initiative; der Dreibund macht allen Staaten Schwierigkeiten, indem er den Samen der Zwietracht streut, und der Türke profitirt davon". Nach dieser Sophisterei und Verleumdung gipfeln dann die Ausführungen in den Worten, daß der „Friede des Dreibundes in Wirklichkeit nur der Vorläufer schlimmerer und allgemeinerer Katastrophen" sei".

„Papst Leo XIII. erklärt, daß niemals (? Sp.) auf dem Wege des Krieges eine Aenderung seiner Lage herbeigeführt werden dürfe (?? Sp.); daß der Artikelschreiber der „Civiltà cattolica" nicht so denkt, haben die Leser erkannt; schon von diesem Standpunkt ist seine Leistung als ein grober politischer Unfug zu bezeichnen, ganz abgesehen von den handgreiflichen Verdrehungen und sophistischen Sprüngen, die er macht, um den von ihm „verabscheuten" Dreibund in Grund und Boden zu schreiben."

Wir haben diese merkwürdigen Aeußerungen der „Köln. Volkszeitung" hier in extenso mitgetheilt, weil sie wirklich allerlei zu denken geben. Daß ein gescheiter Mann und ein gebildeter Historiker, wie Dr. Cardauns, die Dinge so sieht, wie sie sind, ist nicht zu verwundern, wohl aber ist zu verwundern, daß derselbe heute die Erlaubniß hat, einmal die Wahrheit zu sagen. Freilich geschieht das auch nur cum grano salis. Die „Kölnische Volkszeitung" sagt weder hier, noch da wo sie den Diana Vaughanschwindel bekämpft, wer die Leute sind, welche sie veranlaßt ist aufs Korn zu nehmen. Mit keinem Worte wird dem lieben Leser verrathen, daß diese Artikelschreiber, welche nach der „Volkszeitung" frivole Verleumder und Lügner sind, welche den Haß gegen den Dreibund lehren und welche aus einer krankhaften Sucht heraus allerlei verrücktes Zeug über den Freimaurerorden und seine Einwirkung auf die deutsche Politik vortragen — daß diese Leute niemand anders sind, als die Jesuiten, deren Rückberufung dieselbe „K. Volkszeitung" als Centrumsorgan fortwährend betreibt und von denen die HH. Bachem und Consorten ohne Unterlaß versichern, daß sie keine Politik treiben und daß es Verleumdung sei, an ihrer hier so glänzend ins Licht gesetzten freundlichen Gesinnung für Deutschland zu zweifeln.

Es wird unter diesen Umständen erlaubt sein, den Vorstoß der „K. Volkszeitung" vorläufig auch nur für ein taktisches Manöver zu halten.

Das Centrum hat große Rosinen in seiner Tasche. Im September ließen seine Freunde alle Minen springen, um in Bayern das Ministerium v. Crailsheim umzustoßen und alsbald durch ein Ministerium Lerchenfeld-v. Hertling zu ersetzen. In Berlin wühlte man gegen den Reichskanzler und hoffte an seiner Stelle bald einen Kanzler zu sehen, der seine Hand in die des Centrums legen werde. Unter solchen Umständen mußte man sich in allweg regierungsfähig erweisen. Der Teufel Bitru sammt Miß Diana bekamen den Laufpaß und die Fiesolaner Leitung wurde auf einen Augenblick abgestellt.

Aber vielleicht täuschen wir uns. Wir möchten es gern glauben, und wir wollen uns gern überzeugen lassen, daß hier in der That eine Reaction deutscher Ehrlichkeit und Treue vorliegt. Den Beweis dafür kann man sehr leicht erbringen. Bei etwas fortgesetztem Studium des Milieus, aus welchem die kläglichen Vertheidiger der Miß Diana und ihrer Enthüllungen hervorgingen — eines Milieus, das ein namhafter französischer Geistlicher „une sacristie de vieilles femmes" genannt hat, würde dem Verfasser des Artikels in Nr. 662 der „Köln. Volkszeitung", der jedenfalls ein sehr braver und einsichtsvoller Mann ist und vor dem wir unsern ukermärkischen Strohhut tief abziehen, sehr bald einsehen, auf wie viel anderen Gebieten seit Jahrzehnten „frivole Verleumdung", „grober politischer Unfug" und eine krankhafte Sucht, eine eigene „Art von Influenza" sich geltend gemacht und unser ganzes theologisches, kirchliches, politisches Leben vergiftet haben. Gegen solche Influenza wäre wohl auch noch ein Heilserum zu finden, und dessen Einimpfung wäre wohl das beste Mittel, um das Centrum möglichst rasch regierungsfähig zu machen. Der „Spectator" wird aus alter Freundschaft sich gern an der Herstellung sothanen Serums betheiligen.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Die ausgezeichnete akademische Festrede von D. Dr. Wilhelm Kahl: „Bekenntnißgebundenheit und Lehrfreiheit", über die in Beil. Nr. 24 ausführlich aus Berlin berichtet worden, ist soeben dort im Verlag von Julius Becker erschienen.

* **Heidelberg.** Prof. Kühne hat den Ruf nach Berlin an du Bois-Reymands Stelle abgelehnt.

eh. **Basel.** Als Ordinarius der classischen Philologie wurde an Stelle des verstorbenen Dümmler Prof. Dr. Erich Bethe in Rostock berufen.

-ve. **Dar-es-Salaam.** Hier geht man damit um, für die Regenzeit eine Volkshochschule zu errichten.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 3. Februar. Nummer 26.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Völkerkunde und Philosophie. Von Th. Achelis. — Grammatische Aufsätze von O. Keller. Von J. Mähly. — Mittheilungen und Nachrichten.

Völkerkunde und Philosophie.

Nach dem glänzenden Fiasco der speculativen Philosophie in unserm Jahrhundert hat die Königin der Wissenschaften es nicht an redlichen Bemühungen fehlen lassen, eine enge Fühlung mit der vordem so mißachteten Erfahrung auf allen möglichen Gebieten zu suchen. Abgesehen von der durch allgemeinere Geschmacksrücksichten bevorzugten Naturwissenschaft, die dabei in erster Linie in Betracht kommt, ist es das geschichtliche Leben der Menschheit, die großen socialpsychischen Schöpfungen des Menschengeistes in Sprache, Religion, Recht, Sitte und Kunst, die für ein umfassendes und doch kritisch haltbares Weltbild von hervorragender Bedeutung sind. Einer der verhängnißvollsten Irrthümer des transcendenten Idealismus, die Hypostasirung eines intelligenten Ichs, eines mystischen, die ganze Persönlichkeit geheimnißvoll lenkenden Factors, die völlige Verkennung einer Bildung und Entstehung des individuellen Bewußtseins, konnte erst jetzt vermieden und völlig überwunden werden, als man in der ethnologischen Forschung die concreten Documente sich verschafft hatte, durch die man die wirkliche Entfaltung all dieser, bislang nur aprioriſch erschlossenen Erscheinungen und Functionen empirisch studiren konnte. Man denke nur, um irgend ein Beispiel anzuführen, an das Problem des Gewissens, wie es noch Kant auffaßte und wie wir dasselbe jetzt mit unsern kritischen Hülfsmitteln zu lösen imstande sind. „Die ganze menschliche Wissenschaft“ (schreibt ein hervorragender vergleichender Rechtsforscher) „nimmt eine verschiedene Gestalt an, je nachdem man davon ausgeht, daß aus dem menschlichen Ich das Wesen des Menschen erkannt werden könne, oder daß Seele und Ich des Menschen sich nicht decken, sondern nur ein Theil seiner Seelenthätigkeiten ihm bewußt werde. Im ersten Fall ist die Individualpsychologie die unumstößliche Grundlage der menschlichen Wissenschaft, im zweiten ist nach weiteren Grundlagen für dieselbe zu suchen; die Ethnologie und mit ihr die ethnologische Jurisprudenz steht auf dem zweiten Standpunkt. Sie nimmt an, daß im individuellen Bewußtsein nur ein kleiner Theil des seelischen Lebens dem Individuum klar wird, während der größere dem Individuum überall nicht zum Bewußtsein kommt; sie hält daher die Individualpsychologie für keine geeignete Basis der Wissenschaft. Dasjenige, was wir Bewußtsein nennen, ist jedenfalls nur ein verschwindend kleiner Theil des seelischen Gesammtlebens, das in uns wirksam ist. Wie ein leichtes Lichtgewölk schwimmt es über einem unergründlichen Ocean. Fortwährend steigen aus den Tiefen unsrer Seele allerhand Bilder herauf, aber nur wenige gewinnen so scharfe Contouren, daß sie uns bewußt werden. Weitaus der größte Theil unsres Seelenlebens wird uns überall nicht bewußt; weitaus der größte Theil des Seelenlebens, welches uns bewußt wird, wird uns nur als fertiges Resultat unbewußter seelischer Processe bewußt, nicht im Processe seiner Entstehung. Ganz unbewußt bleiben uns die seelischen Thätigkeiten, welche dem Kernpunkt unsres Wesens am nächsten liegen, die Thätigkeiten, welche uns einerseits ein Ich und andrerseits eine Welt erzeugen. In dem Augenblicke, wo das Kind zum erstenmal sich seiner bewußt wird, sind Ich und Welt bereits vorhanden, ihre Entstehung ist identisch mit dem Acte des Bewußtwerdens. Unbewußte Seelenthätigkeiten haben sie zusammengebaut, bis sie als fertige Bildungen jenen radicalen Gegensatz erzeugten, durch welchen der Mensch sich seiner und einer Welt bewußt wird.“ (Post, Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz S. 10.) Gerade diese so interessante und doch früher immer verfehlte Untersuchung über das Verhältniß der bewußten zu den unbewußten Functionen unsrer Persönlichkeit auf Grund ethnologischer Documente, die uns einen ganz anderen Einblick verschaffen, als die so angepriesene Selbstbeobachtung, bildet den Nerv eines umfangreichen Werkes, auf das wir hiemit die Aufmerksamkeit der betheiligten Kreise lenken möchten, nämlich: Naturvölker und Culturvölker, ein Beitrag zur Socialpsychologie von A. Vierkandt.[1])

Das uralte Problem der Cultur, das schon den Scharfsinn eines Sokrates beschäftigte, wird hier einer umfassenden psychologischen Analyse unterzogen, um so die einzelnen constituirenden Elemente dieses vieldeutigen Begriffs zu ergründen, und zwar in der Hauptsache nach der wesentlich nach Wundt vorgenommenen Unterscheidung zwischen den willkürlichen und unwillkürlichen Willensacten. „Der Typus der willkürlichen Bewußtseinsvorgänge“ — so lautet die Begründung — „ist charakteristisch für die sogenannten Culturvölker, die wir genauer als Vollculturvölker bezeichnen werden, der Typus der unwillkürlichen Bewußtseinsvorgänge charakteristisch für die Naturvölker. Diese Zuordnung ist freilich nicht in dem Sinne eines ausschließlichen Auftretens, ja nicht einmal im Sinne des numerischen Ueberwiegens des jeweiligen Typus bei der entsprechenden Gruppe gemeint. Zwar sind bei den Naturvölkern die unwillkürlichen Bewußtseinsvorgänge sicher häufiger als die willkürlichen, aber das Umgekehrte gilt nicht für das Bereich der Vollcultur. Unsre Zuordnung ist demgemäß nur im Sinne des Charakteristischen und Maßgebenden gemeint. Die unwillkürlichen Bewußtseinsvorgänge üben überall die bestimmenden Einflüsse bei dem geistigen Leben der Naturvölker aus, sie drücken ihm den Stempel auf, während bei der Vollcultur alle maßgebenden und entscheidenden Vorgänge dem höheren Typus angehören“ (S. 4). Es versteht sich von selbst und bedarf daher keiner weiteren Begründung, daß die Durchführung dieses Maßstabes und Grundsatzes nicht speculatio gehandhabt wird, sondern streng empirisch und kritisch; überall werden die erforderlichen Belege aus dem großen Völkertreiben, besonders aus dem Kreise und Bereiche niederer Gesittung,

[1]) Leipzig, Duncker u. Humblot 1896.

zur Erhärtung und Veranschaulichung herangezogen. Von fundamentaler Bedeutung für diese ganze Darstellung ist die Auffassung vom Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit, zum umschließenden Milieu. Vierkandt thut recht, die einseitigen und widerspruchsvollen Extreme, seien sie socialistischer, seien sie individualistischer Natur und Färbung als unwissenschaftlich abzuweisen, höchstens haben sie als bedingt durch gewisse herrschende Culturströmungen — das gilt z. B. vom Individualismus Rousseau's — eine bedingte geschichtliche Gültigkeit, aber eben keine allgemein kritische. Als Ethnolog vermag er übrigens im ganzen und großen nicht den socialpsychologischen Standpunkt zu verleugnen, der den wesentlichsten Nachdruck auf die treibende Kraft der großen socialen Factoren verlegt und nicht auf die schöpferische Thätigkeit eines souveränen Ich. Und das ist wahrlich kein Zufall; alle Forscher auf dem Gebiete der Völkerkunde, besonders auf dem Felde der Mythologie und des Rechts, sind von der Ueberzeugung beherrscht, daß das Individuum nur den geeigneten Durchgangspunkt für die mächtigen geistigen Bewegungen darstellt, die sich in seiner Persönlichkeit besonders charakteristisch concentriren. Das gilt auch von der Ansicht Bastians, die hier u. E. zu einseitig collectivistisch gedeutet wird; eine bloße mechanische Imprägnirung des Bewußtseins nach der bekannten Locke'schen tabula rasa endet für jedes tiefere Nachdenken in einem unlösbaren Widerspruch. Dagegen stimmen wir mit dem Verfasser ganz darin überein, daß er Wundt als denjenigen rühmt, „der eindringlich die doppelte Natur des menschlichen Individuums betonte, das einerseits überall eine gewisse Selbständigkeit besitzt und andrerseits zugleich als ein soziales Element von Haus aus dazu angelegt ist, in einer größeren Gesammtheit aufzugehen. Mit dieser Auffassung verträgt sich die weitere soziologische Lehre vom Classenkampf nicht bloß, sondern sie erhält durch diese eigentlich erst ihre tiefere Begründung. Faßt man nämlich das Individuum als ein vollständig positives, jeder Selbständigkeit entbehrendes Element auf, so erscheint es schwer begreiflich, wie eine aus solchen Elementen gebildete Gruppe zu derjenigen Selbständigkeit und Fähigkeit des Kampfes gegenüber den anderen Gruppen kommen sollte, die ihr zugeschrieben wird. Mag auch das soziale Leben der Gruppen Eigenschaften entfalten, die im Individuum noch nicht ausdrücklich zutage getreten sind, so erfordert doch schon das überall bewährte Princip der Stetigkeit, wenigstens die Keime und Dispositionen dazu auch in den einzelnen Elementen vorauszusetzen. Der Satz, daß die socialen Gruppen zu anderen Gruppen sowohl in das Verhältniß der Feindschaft wie das des Compromisses und Zusammenschlusses treten können, erfordert daher als Ergänzung und Voraussetzung den Satz, daß schon das einzelne Individuum sowohl des willenlosen Aufgehens in das Leben der Gesammtheit, wie auch des selbständigen Verhaltens ihr gegenüber fähig ist." (S. 48). Natürlich macht für graduelle Schwankungen einen sehr wichtigen Einfluß der Umstand aus, auf welchem Culturniveau sich diese Anpassung, resp. Opposition vollzieht: je weiter wir auf die Stufen primitiver Entwicklung zurückgehen, um so schwächer und ohnmächtiger wird die Haltung des Einzelnen, desto wuchtiger und unwiderstehlicher das Schwergewicht der großen socialpsychischen Schöpfungen, von denen wieder das Recht und die organisch damit zusammenhängende Sitte einen ganz besonders ausgeprägten socialen Charakter zeigen. Für die Zeiten höherer Gesittung kann man wohl der Darstellung unsres Gewährsmannes zustimmen, der sich so ausdrückt: „Das Wesentliche im Verhältniß bedeutender Individuen zur Gesammtheit liegt in zwei Punkten: in der Verwandtschaft ihres individuellen Bewußtseinsinhalts mit dem Gesammtbewußtsein der Zeit und in der Steigerung, die sie gewissen Seiten der letzteren ertheilen. Es handelt sich um ein Verhältniß ausgeprägter Wechselwirkung, für dessen beide Seiten die Sprache über keinen zusammenfassenden Begriff, vielmehr nur über zwei vorzugsweise nur je eine Seite ins Auge fassenden Ausdrücke verfügt, nämlich den von Emerson geschaffenen Begriff: representative men und den deutschen Ausdruck: führende Geister. Je nach dem Ueberwiegen der einen oder der anderen Seite kann man die großen Männer überhaupt in repräsentative und schöpferische eintheilen; Leibniz würde z. B. dem ersteren, Spinoza dem letzteren Typus angehören. Das Verhältniß großer Individuen zur Gesammtheit bildet nur jenen besonderen Fall des allgemeinen Verhältnisses der beiden Schichten des Bewußtseins zu einander im Bereich der Vollcultur. Die obere Schicht, hier durch das große Individuum repräsentirt, empfängt ihre Nahrung fortgesetzt aus der unteren Schicht; sie verleiht aber deren Inhalt eine Bestimmtheit, indem sie ihn zu klaren Gedanken, klaren künstlerischen Symbolen, klaren ziel- und mittelbewußten Plänen erhebt, die von den größten Folgen und Wirkungen begleitet ist." (S. 359.)

Das Triebartige, der Mangel an scharfem, begrifflichem, abstractem Denken bei den Naturvölkern erscheint sodann mit unzweideutiger Bestimmtheit in ihrer ganzen Lebensanschauung, die man in der That mit unserm Verfasser mythologisch nennen kann. Während es völlig unrichtig wäre, ihnen jede Logik von vornherein absprechen zu wollen, sind doch andrerseits die Ausgangspunkte und Gesetze ihres Denkens durchaus unwissenschaftlich, und darin besteht nicht zum wenigsten die hervorragende Schwierigkeit für unsre Reisenden, in ihre Weltanschauung einzudringen. Bei dem undestrittenen Vorwalten der Anschauung, der Phantasie vor jeder begrifflichen Analyse ist es nur zu begreiflich, wenn sie keine gesetzmäßige Entwicklung kennen, überhaupt nicht eine Nothwendigkeit, sondern wenn alles Geschehen und Verändern nur eine Folge plötzlicher, unvermutheter Eingriffe seitens böser Geister ist. Einen vorzüglichen Beleg zu dieser Thatsache liefert die Beobachtung v. d. Steinens, der einem brasilianischen Waldindianer den Begriff des natürlichen Todes klar machen wollte und dabei einem Eindruck begegnete, als wenn wir den Satz als wissenschaftliche Errungenschaft in uns aufnehmen müßten: alle Menschen müssen erschlagen werden. Daher der schrankenlose Animismus, der Glaube an Geister und Seelen, die alle Gegenstände erfüllen, daher der felsenfeste Glaube an Verwandlung, Verzauberung und die Verneinung jeder immanenten stetigen Entwicklung. Aber, so leicht es ist, in rationalistischer Aufklärung darüber zu lachen, so vergesse man andrerseits doch nicht, wie wir erst hier — wenigstens vielfach — den richtigen Schlüssel für die complicirten Probleme der Mythologie und Religionsphilosophie finden können. Unsre heutige mechanische, kritische Weltanschauung, so diametral entgegengesetzt sie auch der phantastischen Auffassung der Naturvölker sein mag, reicht in ihren letzten Fasern und Wurzeln doch hinab auf diesen breiten, üppig wuchernden Untergrund, der — und das ist wiederum sehr bedeutungsvoll — in seinen elementaren letzten Bestandtheilen eine über alle ethnographischen und topographischen Schranken hinausgreifende Aehnlichkeit und Gleichartigkeit zeigt. Vierkandt berührt in diesem Sinne auch das häufig so mißverstandene Problem von der selbständigen Entstehung oder der Entlehnung bestimmter Culturgüter und Anschauungen. Eine schiefe Auffassung hat nämlich dies Verhältniß zu einer principiellen, ausnahmlosen Alternative stempeln wollen, während es sich natürlich nur in jedem einzelnen Falle um die betreffende Entscheidung nach der einen oder andern Seite handelt. Das freilich müssen wir mit unnachsichtiger Strenge fordern, daß uns jedesmal,

Digitized by Google

wo eine Entlehnung und Uebertragung angenommen wird, ein haltbarer und unumwundener Beweis geliefert wird; eine bloße Vermuthung, und sei sie noch so geistreich, hilft nichts. Für einzelne Gebiete, namentlich für die primitiven Stadien des religiösen und rechtlichen Bewußtseins, ist — so viel läßt sich nach dem bisherigen Material schon feststellen — eine spontane Entstehung bei gleichen äußeren Verhältnissen aus der gleichen menschlichen Natur die allein wahrscheinliche Erklärung, will man sich nicht zu den abenteuerlichsten Hypothesen bekennen, wie sie z. B. die sonst so treffliche A. Fornander in Betreff der angeblich kuschitischen Herkunft der polynesischen Mythologie aufstellte. Wie schon bemerkt, die objective, nicht durch Vorurtheile beengte Forschung wird methodisch nur correct handeln, wenn sie jederzeit die beiden Möglichkeiten im Auge behält und je nach Lage der Sache sich für dies oder jenes Princip entscheidet; von einem inneren Widerspruch, von der Unstatthaftigkeit, beide Kriterien anzuwenden, kann keine Rede sein. Um diesen Grundsatz an einem geringfügigen Beispiel zu erläutern, so ist es nicht nur möglich, sondern sogar höchst wahrscheinlich, daß von dem reichen Märchenschatz der Indier sich einzelne Züge und Geschichten bis zu den Suaheli an der ostafrikanischen Küste verbreitet haben; was aber völlig ausgeschlossen ist, das ist die Eventualität, daß alle übereinstimmenden und deßhalb typischen Momente in der Thiersage bei allen Völkern der Erde aus ein und derselben topographischen und culturhistorischen Quelle abgeleitet werden könnten.

Eine andere Eigenschaft des sogenannten Naturzustandes (alle Züge hier auch nur in ungefähren Umrissen zu reproduciren, verbietet sich von selbst) sieht Vierkandt nach dem Vorgange von Klemm in der Passivität der Naturvölker, die im schneidenden Gegensatz zu der jede höhere Gesittung kennzeichnenden Activität stehe. Auch dieser Begriff bedarf begreiflicherweise, um einigermaßen erschöpft zu werden, der schärferen Analyse; eine Reihe von einzelnen constituirenden Elementen setzt ihn zusammen, unter denen wir die Abhängigkeit von der Natur und ihren Erscheinungen, die Vorherrschaft der Phantasie vor klarer Erkenntniß, das Furchtgefühl auf religiösem Gebiete und endlich den Mangel einer tieferen sittlichen Werthschätzung hervorheben wollen. Daß wir hier endlich die Stetigkeit einer geordneten Entwicklung, die Ideale einer höheren Gesittung, kurz das geschichtliche Leben in seinem ethisch werthvollen Sinne nicht suchen dürfen, bedarf wohl nur der Erwähnung. Auch das ganze Gemüthsleben wird von diesem Zuge starker Affecte beherrscht, bei denen die ausschweifendste Sinnlichkeit und entsetzlichste Grausamkeit mit ungemeiner Zärtlichkeit und Gutartigkeit des Naturells jäh abwechseln, ohne daß irgend eine nennenswerthe Zügelung dieser Triebe und Regungen sich bemerklich machte. Das gilt selbst von den tiefen psychischen Depressionen (wie Melancholie, Lebensüberdruß u. s. w.), die in ihrer pathologischen Stärke sogar den körperlichen Bestand der Naturvölker nicht selten aufs äußerste gefährden. Schon Dobrizhoffer wußte im vorigen Jahrhundert von seinen Abiponen sehr charakteristische dahin gehörige Fälle zu berichten. Daß diese Kinder des Augenblicks und der Laune ebenso schnell und gern sich in einer ausgelassenen Fröhlichkeit und Heiterkeit ergehen, die man auch wohl als eigentlich dauernde Stimmung für sie in Anspruch genommen hat, im Gegensatz zu dem durch den Druck der Pflichten gemessen und ernst dahinschreitenden Vertreter der Cultur, streitet nicht gegen ihre behauptete Abhängigkeit von dem jeweilig stärksten sinnlichen Reiz; aber wohl können wir nicht gegenüber diesen sogenannten allgemeinen psychologischen Schilderungen ein gewisses Mißtrauen unterdrücken. Die unendliche Fülle der Einzelheiten erschwert hier mehr als anderwärts die wünschenswerthe Stringenz der wissenschaftlichen Abstraction, und unsres Erachtens verdienen die landläufigen Bezeichnungen vom schweigsamen verschlossenen Indianer, von dem findigen, praktischen, redseligen Mongolen, und wie diese tönenden Schlagworte mehr lauten mögen, nicht mehr ihre Stelle in einer wissenschaftlichen Untersuchung. Dagegen kann man der Anwendung immerhin zustimmen, die Vierkandt von jenem Princip der Activität und Passivität auf das Gebiet der Religion macht, wenn er sagt: „Passiv sind die Religionen der Natur- und Halbculturvölker in dem Sinne, daß sie alle dem Gefühl der Abhängigkeit von höheren Gewalten entspringen, deren blindes Schalten von keinerlei sittlichen Gesichtspunkten bestimmt wird. Activ dagegen ist das religiöse Leben der Vollcultur in dem Sinne, daß es sich von dem Gefühle der sittlichen Aufgaben, die der Menschheit gestellt sind, beim Entwerfen seiner Weltbilder leiten läßt, daß es daher in dem Kampf gegen die Natur und den Egoismus, in der Durcharbeitung des sittlichen Geistes zur Herrschaft über die Welt den Kern des religiösen Lebens erblickt." (S. 160.)

Um nun zum Schluß in großen Umrissen die hervorragende Bedeutung der Ethnologie für die Philosophie zu skizziren, so beruht sie nach der psychologischen Richtung in dem Umstande, daß wir auf Grund des uns von der Völkerkunde zur Verfügung gestellten Materials den Wachsthumsproceß des geistigen Lebens, den die höhere Cultur uns nur in ihren entwickelten Blüthen zeigt, inductiv zu verfolgen imstande sind. Die feinsten Gespinnste einer grübelnden Speculation vermögen wir hier auf ihre letzten, ursprünglichen Elemente zurückzuführen; das angeblich spontan schöpferische Ich wird seiner supranaturalen Wirksamkeit und Geltung entkleidet und als ein Schlußproceß einer Reihe von verwickelten psychischen Vorgängen bestimmt, die verschiedene Stadien mehr oder minder deutlicher Fixirung durchlaufen. So läßt sich aus der Geschichte der Menschheit und Völker die Entfaltung des menschlichen Individuums verstehen, die vom individualpsychologischen Standpunkt inductiv nie ohne Anwendung speculativer Gewaltacte begriffen werden kann. Es wäre von diesem Gesichtspunkte schon jetzt möglich, z. B. eine Entwicklungsgeschichte unsres Seelenbegriffes zu schreiben und manche Probleme der Religionsphilosophie auf einfache, ursprüngliche Vorstellungen primitiver Gesittung zurückzuführen. „Man kann wohl sagen", bemerkt Wundt, „daß das mythologische Denken eine neue Erscheinung ist, welche der Psychologie auf ihren gewöhnlichen Forschungswegen gar nicht oder höchstens in schwachen Nachbildern begegnet, welchen sich erst durch die Kenntniß ihrer lebensfrischeren Urbilder ein gewisses Verständniß abgewinnen läßt. Wie im Morgengrauen die nebelumflossenen Gipfel entfernter Gebirge, so dämmert uns aus dem Wechsel der mythologischen Vorstellungen die Ahnung von Veränderungen entgegen, denen das menschliche Bewußtsein nach bestimmten Gesetzen im Laufe der Zeit unterworfen ist" (Essays S. 146). Wie die Psychiatrie (so z. B. in den werthvollen Ribot'schen Untersuchungen über die Entartung und Zersetzung unsrer Persönlichkeit) uns aus gewissen anormalen Erscheinungen die Gesetze unsres geistigen Lebens wenigstens nach manchen Richtungen erkennen läßt, so wird dieses Bild durch die umfassenden Materialien der Völkerkunde, die eine annähernde experimentelle Sicherheit erbringen, sehr erheblich vervollständigt. Dies inductive Studium eröffnet uns für die Ethik sodann noch weiter reichende Aufschlüsse. Zunächst ist uns der unwiderlegliche Nachweis für den schon von den antiken Sophisten vorweggenommenen Satz geliefert, daß die sittlichen Vorstellungen relativer Natur sind, bedingt durch den socialen Typus, dem sie entsprungen sind. Das Individuum ist der entsprechende Ausdruck des moralischen Charakters, wie er irgend einer Organisationsform eigen

ist. Die angeblich aprioristischen und allgemeinen Normen erscheinen in dieser psychogenetischen Perspective als Ergebnisse einer concreten, durch das Völkerleben bestimmten Entwicklung, die so erst eine gewisse verpflichtende Kraft als Sittengesetz gewinnen kann. Dadurch wird dann auch der Begriff des Gewissens richtig gefaßt, die Stellung des Einzelnen zum Milieu, die Bedeutung der Pflicht als eines bloß formalen Sollens bei aller Mannichfaltigkeit inhaltlicher, historischer Factoren, und endlich wird so erst für die wissenschaftliche Forschung das entsprechende Verhältniß zwischen der empirischen Detailuntersuchung und der verallgemeinernden Speculation zutreffend bestimmt. Der etwaige weitere Ausbau, wie ihn, freilich auch nur in den weitesten Umrissen, Post angedeutet hat (Grundlagen des Rechts S. 8), kann hier nicht erörtert werden, vielmehr mag die ganz allgemeine Bemerkung genügen, daß man dabei wesentlich auf die einzelnen concreten socialen und rechtlichen Verhältnisse Bezug nehmen muß. Auf der einen Seite stehen die einzelnen Individuen, mit bestimmten Dispositionen ausgerüstet, auf der andern Seite die socialen Organisationskreise mit ihrem bestimmten Typus, den Spannungen und Störungen des schwankenden Gleichgewichtes, die in der Hauptsache durch Sitte, Herkommen und auch durch religiöse Momente bedingt sind. Von diesem genau abgegrenzten Gebiete aus, wo wir die letzten Fundamente für alle sittlichen Aeußerungen des Menschen empirisch nachweisen können, noch einen weiteren Vorstoß in das rein Metaphysische zu machen und den „morphologischen Ausbau des Kosmos" mit heranzuziehen, wie Post will, erscheint uns freilich gewagt und dürfte leicht mit einem ähnlichen Mißerfolg enden, wie die meisten dieser lustigen Speculationen. Endlich würde die Erkenntnißtheorie auch durch eine einsichtige Verwerthung des ethnologischen Materials eine sehr wesentliche Förderung erhalten. Allerdings darf man sich in dieser Beziehung ebenfalls nicht allzu übertriebenen Hoffnungen hingeben; das menschliche Bewußtsein werden wir nie weiter zurückführen können als auf die letzt erreichbaren Elemente unsrer Erkenntniß, auf die Empfindung, die Leibniz mit vollem Recht in den bekannten Satz Locke's hineinfügte, und wir werden auch hier nie über die Grenze unsrer Subjectivität hinaus durch eine intellectuale Anschauung oder sonst ein mystisches Organ in das geheiligte Reich des Dinges an sich gelangen. Aber wohl sind wir jetzt darüber im klaren, daß die allgemein gültigen Normen des Denkens und Handelns nicht einseitig durch eine bloß deductive Abstraction gewonnen werden können, sondern durch eine empirisch-kritische Bestimmung der objectiven, im großen Völkerbewußtsein immerfort gültigen Grundgesetze unsrer psychophysischen Organisation. Es ist eine über das Ziel hinausschießende, recht rhetorisch gefärbte Versicherung des Idealismus, zu behaupten, daß diese Cardinalformen unsres Intellects auch dann zu Recht bestehen würden, wenn zufällig alle Menschen sich dagegen versündigten, ebenso einseitig, wie die ganze Isolirung des Einzelnen zu der traumhaften und deßhalb imaginären Höhe des intelligiblen, weltschöpferischen Ichs, das sich aus freier Selbstbestimmung Gesetze gibt. Wenn wir somit die Leugnung des Satzes vom Grunde oder des Widerspruches eine Thorheit nennen, so liefert uns zu dieser Verurtheilung nicht die Rücksicht auf irgend ein individuelles Denken, sondern auf die normale, überall bekräftigte Entwicklung des menschlichen Geistes dazu die Berechtigung und bestätigt in uns die Ueberzeugung, daß wir es in jenen Formen mit einem denknothwendigen Ausdruck unsrer allgemeinen Naturanlage zu thun haben. Das Allgemeine und Nothwendige kann, wie ein vorurtheilsfreier Blick auf die Geschichte der Philosophie lehrt, nicht an den Anfang der Untersuchung als angebliches Postulat gesetzt, sondern muß vielmehr als mühseliges Resultat einer ziemlich verwickelten inductiven, mit dem ganzen concreten der Wissenschaft zugänglichen Material arbeitenden Untersuchung gewonnen werden; auch hier muß mithin Deduction und Speculation mit Induction und empirischer Forschung Hand in Hand gehen.

Wenden wir uns nun zum vorliegenden Werk zurück, so geht hier die Untersuchung über den Versuch einer psychologischen Zergliederung der einzelnen Culturelemente, wie es schon oben beleuchtet wurde, nicht hinaus, in gewissem Sinne mit Recht; denn da sich die Darstellung auch an die weiten Schichten der Gebildeten wendet, so würde ein Hinausgehen über diesen Rahmen vielleicht das erforderliche Verständniß der behandelten Probleme etwas erschwert haben. Was wir aber auch unter dieser Voraussetzung trotzdem vermissen, ist der straffe logische Ausbau in der Beweisführung; es häufen sich infolge dessen die Wiederholungen ähnlicher und gleichartiger Gedanken, wie man das nicht anders erwarten kann, wenn man nur die folgenden Inhaltsangaben prüft: Die Unterschiede zwischen Natur- und Culturvölkern; Die Naturvölker; Das Wesen der Vollcultur; Die Eigenschaften der Vollcultur. Daß damit auch eine gewisse Weitschweifigkeit verknüpft ist, erwähnen wir nur nebenher, ebenso daß gelegentlich das Räsonnement gar zu allgemein gehalten und deßhalb nicht recht beweiskräftig ist, wie es freilich im Wesen solcher zusammenfassenden Betrachtungen nur allzu sehr begründet ist, so daß gelegentlich schiefe Urtheile (so über das Verhältniß des descriptiven zum causalen Verfahren oder über die Mystik u. a.) mit unterlaufen. Ueberall dagegen, wo die Darstellung die unmittelbaren Thatsachen berührt, namentlich wo der Verfasser aus dem frischen Born des Völkerlebens schöpft, berührt das Zusammengehen einer einsichtigen philosophischen Forschung (der Verfasser ist Schüler und Anhänger von Wundt) mit der Verarbeitung des ethnologischen Materials uns sehr angenehm, so daß wir dem Buch eifrige und verständige Leser in möglichst großer Zahl wünschen.

Th. Achelis.

Grammatische Aufsätze von O. Keller.[1])

Man ist es an O. Keller gewohnt, auch ohne daß er es zu sagen brauchte, daß er seine Studien über lateinische Sprachgeschichte „ohne Kniebeugung vor den dominirenden und geradezu terroristischen Modeströmungen" unternimmt und sich nach der Art unsrer alten echten Philologen seine eigenen Principien selbständig und aus seinem linguistischen Gefühl heraus bildet, immerhin in Anlehnung an die bisher gefundenen Regeln und Thatsachen, welche die Sprachforschung während der letzten Decennien zutage gefördert hat. Es sind dies allerdings meistens Thatsachen und auch Regeln, welche auf dem engeren Boden der speciellen lateinischen Sprache, schon bevor die sprachvergleichende Methode die Alleinherrschaft über alles, was Sprache heißt, an sich gerissen hat, erwachsen sind. Indessen hat O. Keller für manches Detail sich auch nach Bestätigung bei anderen Sprachen, sogar solchen, die außerhalb des indogermanischen Kreises liegen, — wie Arabisch, Türkisch, Chinesisch — umgesehen, aber nicht regelmäßig, sondern mehr ausnahmsweise; und diese seine Beschränkung (die schon seine früheren Schriften über „lateinische Volksetymologie und Verwandtes" 1891 und über „lateinische Etymologien" kennzeichnet), ist bei gewissen eifrigen Vergleichern auf so lebhaften Widerstand gestoßen und hat ihr Blut dermaßen in Wallung versetzt, daß es ihnen das Gehirn umnebelte und sie blind machte gegen das massenhafte Gut und Gute, das trotz der angeblich „völlig veralteten und verkehrten

[1]) Zur lateinischen Sprachgeschichte. II. Theil, Leipzig 1895.

Methode" durch Kellers Arbeiten für die Wissenschaft gewonnen worden ist.

Es ist ja allerdings nicht bloß möglich, sondern sicher, daß von der Methode, nach welcher unsre großen Philologen früherer Generationen gearbeitet haben, manches brüchig geworden ist — so sicher und naturnothwendig, wie dies der neueren einmal passiren wird, oder besser, schon gar oft und gar rasch passirt ist —, aber die Hauptleute der Neugrammatiker sollten sich doch hüten, mit solcher Siegesgewißheit zu verkünden, daß die ganze Grundlage, auf welcher unsre alten Meister ihre Forschungen aufbauten, durch und durch morsch geworden sei und völlig neu geschaffen werden müsse. Fragt man diese Bekenner des „neuen Glaubens", die von den alten Dogmen nichts mehr wissen wollen, nach den jetzt „allgemein anerkannten Grundlehren" (von denen beispielsweise die O. Keller'schen so grundverschieden sein sollen), so dürften sie mit der Aufzählung derselben denn doch in einige Verlegenheit gerathen. Ueberhaupt sollten sie mit den Philologen im engeren Sinne weniger streng ins Gericht gehen, eingedenk ihrer eigenen Schwäche und Vervollkommnungsfähigkeit — denn wie manche jener anfänglich für unumstößlich ausgegebenen Grundlehren und Thatsachen ist vom Fortschritt wieder umgestoßen worden! Wir wollen beispielsweise nur der einen „großen Errungenschaft", der Unwandelbarkeit, d. h. Ausnahmlosigkeit der Lautgesetze gedenken. So viel uns bekannt, hat diese eine Frage die ganze Heerschaar der Vergleicher in zwei feindliche Lager getheilt, und der Kampf ist noch immer nicht ausgefochten. Und er sollte es doch sein, seitdem sogar die streithaftesten unter den Strenggesetzlichen haben zugeben müssen, daß es „minimale Schwankungen" und Abweichungen von der ehernen Norm jenes Gesetzes gebe. Dadurch ist aber die „Ausnahmlosigkeit" gebrochen, denn ist einmal das „Minimale" zugegeben, so darf man sich auch gegen das „Maximale" nicht mehr sträuben und man wird sich hüten, jeden sprachvergleichenden Versuch mit einem Wort, auch wo die übrigen Momente alle stimmen, von vornherein für unstatthaft und die ganze Rechnung für falsch zu erklären, bloß weil der lautliche Factor nicht genau stimmt oder nicht zu stimmen scheint.

Alle Hochachtung vor der vergleichenden Sprachwissenschaft, aber bedenkt man, welche Laute und Lautgruppen von den Neugrammatikern oft für „identisch", d. h. in zwei oder drei verglichenen Sprachen für entsprechend angesehen und als „Beweis" für die sprachliche Identität dieses oder jenes Wortes in eben diesen Sprachen ins Feld geführt werden, so fühlt man sich versucht jenen Ausspruch eines unsrer classischen Dichter: „die Etymologie sei diejenige Wissenschaft, wo die Vocale nichts und die Consonanten wenig gelten", nicht mehr für einen bloßen Witz auf die frühere Periode zu halten, sondern für eine Wahrheit, die zudem noch besser auf die moderne Periode der unwandelbaren Lautgesetze passe. Zugegeben, daß dem geschärften und geübten Auge des Wissenden, durch die verhüllende Decke hindurch der Kern, auf den es ankommt, sichtbar wird, aber wir meinen: es gibt auch ein durch Lectüre und Uebung erworbenes Sprachgefühl, das in zweifelhaften Fällen oft entscheidender ist, als eine sich für rationell ausgebende Sprachwissenschaft, die sich an der Handhabe von Regeln und Schlüssen glaubt zu dominirender Höhe emporgeschwungen zu haben. Aber den meisten dieser kühnen Bergsteiger fehlt der feste Grund und Boden, fehlt die wahre und volle Herrschaft über die Sprache; sie reden und gebieten dictatorisch über Latein (oder irgend ein anderes Idiom), aber sie besitzen es nicht, sie wähnen es nach Höhe und Tiefe durchmessen zu haben, während sie aus ihrer spärlichen Lectüre vielleicht nicht einmal einen ordentlichen lateinischen Satz zusammenzuweben imstande sind. Noch einmal: alle Hochachtung vor der Sprachvergleichung, aber vom innersten Wesen, vom Keimen und Treiben einer Einzelsprache weiß der professionelle Vergleicher schwerlich mehr, wahrscheinlich aber weniger, als wer die Einzelsprache zum Mittelpunkt seiner Studien macht; und es ist nicht abzusehen, warum der letztere sich in dieser Begrenzung nicht mindestens ebenso sicher fühlen und ebenso zuversichtlich forschen dürfte als die, welche ihn wegen dieser oder jener, vielleicht sogar wegen vieler Fehlgriffe belächeln.

O. Kellers neuestes Buch hat gewiß, wie jedes andere, im Detail seine Fehler, wahrscheinlich auch solche, welche sogar den Unfehlbaren unter den Vergleichern verborgen bleiben, aber er durfte, wie wenig andere, sein Buch schreiben, weil er im Vollbesitz seines oben angedeuteten Sprachgefühls ist. Wer so schöne und hoch interessante Artikel, wie den über „Euphemismus" und den „Pluralis poeticus", so belehrende, wie den über die „Syntax des Ablativ" schreibt (wobei, unter anderem, auch das Räthsel über den sogenannten Ablativus absolutus zur Lösung gelangt) — um nur diese zu neunen —, dem darf auch mancher allzu gewagte Griff, ja mancher Fehlgriff verziehen werden. Man sollte eigentlich gar nicht von „Gegnern" eines solchen Gelehrten zu sprechen haben, aber gewisse Kritiker haben einen Ton angeschlagen, der in schärfstem Gegensatz zu der Wahrheit und der Gerechtigkeit steht und nur über dem Textworte „Gegner" stehen kann! Wer nicht blind ist, muß das Gute auf Tritt und Schritt finden, jene Kritiker haben es aber nicht finden wollen.

Dem Charakter dieses Blattes[1]) gemäß müssen wir auf eine ausführliche Besprechung verzichten und beschränken uns auf einige Bemerkungen.

Im ersten Artikel — über „Alliteration" — hat Keller des guten etwas zu viel gethan. Manche werden ihn, nach den Arbeiten von Wölfflin und anderen (zu welchen sich auch der Schreiber dieser Zeilen, freilich mit einer zu knapp und summarisch gehaltenen Arbeit zählt) sogar für überflüssig hatten, indessen hat K. unzweifelhaft das Material vermehrt, aber auch Ungehöriges beigemengt. Einen Schriftsteller wie Apulejus unter die Vertreter der Alliteration zu rechnen, war nicht angezeigt, vollends aber ein massenhaftes Namenregister (wo bei weitem das meiste wie Tullius Tiro, Gajus Sempronius Gracchus, Lucius Licinius Lucullus, theils Zufall, theits geradezu Nothwendigkeit ist) als alliterirend vorzuführen, war ein Mißgriff, und dieser Mißgriff wiederholt sich bei einer Menge von anderen Ausdrücken, wo von bewußter und beabsichtigter Alliteration gewiß keine Rede ist; wir meinen solche wie culpa carere, se e lectulo levare, pecunia praesens, dia dearum (διὰ θεάων) falx faenaria, Composita wie puerpera, circumcellio u. s. w." Ein offenbarer Irrthum ist es, beiläufig gesagt, wenn die deutsche Alliteration „Kind" und Kegel für „sinnlos" erklärt wird; denn Kegel bedeutet so viel als „Kind einer Kebse". —

K. ist im Citiren der vorhandenen Literatur ziemlich sparsam, und man hat ihm daraus einen Vorwurf machen wollen. Aber er kann sich für sein Verfahren auf erlauchte Autoritäten berufen; überhaupt sollte hier das Ob? und Wie? dem Urtheil oder Gefühl des Einzelnen überlassen bleiben. Daß K. z. B. Thurneysens Aufsatz über „westindogermanische (d. h. altirische) Alliteration" hätte anführen sollen, vermögen wir nicht einzusehen — oder dann auch gleich die übrige Literatur über Alliteration im Germanischen, Slavischen u. s. w.

[1]) Der ausdrückliche Hinweis auf den „Charakter dieses Blattes" nöthigt uns zu der Erklärung, daß wir die gereizte Stimmung des Verfassers gegenüber der modernen sprachvergleichenden Lautlehre in keiner Weise theilen. D. Herausg.

Ob K. auch das Wortspiel, das in der lateinischen Sprache besonders durch Cicero reich vertreten ist, hätte behandeln sollen — natürlich in der Beschränkung auf das alliterirende wie z. B. jenes „ut omnia verreret (Verres) — mag gefragt werden. Indessen hat bei den alten Rhetoren diese erweiterte Alliteration ihren besonderen Namen (annominatio, παρήχησις, auch παρονομασία) während, was jetzt Alliteration heißt, keinen Namen und keine Rubrik erhalten hat. Für K. bestand also kein Zwang, jenes Gebiet dem der eigentlichen engeren Alliteration noch anzugliedern. —

Im Capitel über die „Differenzirung" — das Bestreben, durch Veränderung der Wortform dem Gleichklang von Wörtern, die verschiedene Bedeutung haben, auszuweichen und dadurch Mißverständnissen vorzubeugen — bleibt noch manches recht zweifelhaft. Vor allem darf gefragt werden: Wenn es den Römern mit dem Kampf gegen die Homonymie und die Folgen der „alles nivellirenden Analogie" Ernst war, warum haben sie denn so manche Homonyma wie jus = Brühe und jus = Recht stehen lassen? Warum haben sie später das Wort araneus (und aranea, Spinne) mit phalangio vertauscht und das Wort araneus auf einen andern Begriff (Spitzmaus) übertragen? und warum sind sie wieder, aus lauter sprachlichen Scrupeln, mit dem gewöhnlichen Wort „Maus", mus so grausam umgegangen, daß sie es aus ihrem Wortinventarium gestrichen und ein anderes — sorex, französisch souris — dafür eingeführt haben, während sie in anderen (und ziemlich vielen) Fällen von diesem Scrupel nichts merken lassen? Keller meint, die „mus" habe verschwinden müssen, weil einige ihrer Declinationsformen mit denen von „murus" (Mauer) vermöge absoluter Gleichheit vollidirt hätten!

Aber die älteren Römer haben doch diesen „Uebelstand" als solchen nicht gefühlt! — Die richtige Antwort auf solche „Aporien" ist oft schwierig, und auf keinen Fall kann hier von einer bestimmten maßgebenden Regel die Rede sein, sondern das subjective Gefühl mag entschieden haben, vielleicht auch hie und da die pedantische Laune eines Grammatikers — bei den Perferta der Verba neglegere und intellegere um einer Verwechslung der sonst regelrechten Perfectform neglegit und intellegit mit dem Präsenz neglegit, intellegit vorzubeugen? Aber auch hier sind Zweifel erlaubt, denn man sollte denken, die verschiedene Quantität des stammlichen e in den beiden Zeitformen hätte zur Differenzirung genügt, gerade so gut als bei mālum (das Uebel) und mălum (der Apfel) oder māla (die Uebel, die Schlechte, die Schlechten) und măla (die Kinnbacke — wobei wir die hierher gehörigen, d. h. einer möglichen Mißdeutung ausgesetzten Declinationsformen von mālus [Apfelbaum und Mastbaum] gar nicht in Anschlag bringen). Kaum zu bezweifeln ist dagegen, daß die „Henne" von den Römern gallina und nicht, wie sie eigentlich regelrecht heißen sollte, galla genannt wird, um sie von der „Gallierin" und dem Gallapfel (galla) zu differenziren. Warum sie nicht lieber den Hahn (gallus) umtauften? Oder warum nicht die Gallier? Letzteres geht nicht so rasch; einen Völkernamen zu ändern, liegt höchstens im Belieben der Träger dieses Namens — bei Graii, Graeci, Graecia statt Hellenes u. s. w. liegt die Sache anders — und was die erstere Frage betrifft, so war der Hahn denn doch ein zu lange (lange vor den Galliern!) gelanntes und geschätztes Hausthier, als daß man es kurzweg umtaufen durfte, während dem Huhn mit der elliptischen Bezeichnung gallina (scil. uvis), die ihm den Wortstamm intact ließ, nicht zu nahe getreten war!

Zu dem schönen Capitel über Euphemismus, das auch solche Leser, die für sprachliche Untersuchungen weniger Interesse haben, in hohem Grade fesseln dürfte — es ist entschieden das populärste der Sammlung — haben wir nichts weiter zu bemerken. Daß das Wort „Crétin" (ein körperlich und geistig von der Natur verwahrlostes menschliches Wesen) nichts anderes sei als „Chrétien", wollen wir Keller glauben. Wäre Zweifel erlaubt, so hätte er es, gewissenhaft wie er ist, sicher angedeutet.

Um so mehr Anlaß zu Bedenken gibt der Aufsatz über „Ausfall von Tonsilben". Keller nimmt an, daß eine große Anzahl von Wörtern (meist Substantiven, aber auch Verben und Verbalformen) die arcentuirte Silbe in der Entwicklung der Sprache eingebüßt hätten, wodurch dann der Arcent nothwendig auf eine andere (nämlich die vorhergehende) Silbe habe übertragen werden müssen; er geht also mit dem Accent etwas ungenirt um, läßt ditior aus divitior, junior aus juvénior, quaéstor aus quaesitor u. s. w. u. s. w. werden, während andere, mit etwas mehr Respect vor dem Accent, diesen unbehelligt und an seiner Stelle stehen lassen, indem sie ein ursprüngliches divitior, jávenior, quaésitor u. s. w. annehmen. In der That haben wir keinen Beweis dagegen, daß die Lateiner einer früheren Zeit den Accent nicht weiter nach vorn gesetzt hätten, als dies später der Fall war und der Fall blieb, und die Mehrzahl der Gelehrten sprechen sich gegen die von Keller vertretene Ansicht aus. Es ist hier nicht der Ort, seiner Erklärung näher zu treten, nur wollen wir nicht verhehlen, daß ihr bedenkliche Ausnahmen im Wege stehen, während bei der gegnerischen Annahme alles klipp und klar abgeht. — Keller bringt in diesem Capitel auch die „Saturnier" (die, nach seiner Ansicht, rhythmisch, nicht quantitirend gebaut sind) wieder auf die Bildfläche. Schreiber dieser Zeilen kann ihm jetzt so wenig als vor einigen Jahren, wo er gegen Keller sich vernehmen ließ, beipflichten und auch in der Frage nach der Accentverschiebung (im besprochenen Capitel) befindet er sich im anderen Lager, ohne zu verkennen, daß der Arcent auch seine Launen haben kann, so in dem bekannten inpraesentiārum statt in praesentia rĕrum. Auf einen solchen scheint z. B. das deutsche lebéndig und Almosen, Bádike (aus dem griechischen Apothéke) zu beruhen; ob er aber eine Vergewaltigung erlitten hat (wie Keller annimmt) in den verstümmelten Namen Löne (aus Helene, Keller meint merkwürdigerweise aus Karoline!), Thilde (aus Mathilde), Rike (aus Friderike), Sepp (aus Joseph), Nazi (aus Ignaz) und anderen, ist sehr die Frage, da ebenso gut die Betonung Heléne, Mathilde, Friderike und Joséphus, Ignátius, als Máthilde u. s. w. und Jóseph u. s. w. zugrunde liegen kann.

Die Abhandlung über den „Pluralis poeticus" möchten wir, wegen ihres Resultats, zu den gelungensten Abschnitten zählen: „Schon die Benennung poeticus ist eine glückliche Neuerung für das weniger als nicht, nämlich falsch charakterisirende „Plur. majestaticus". Nämlich dieser hart klingende Plural ist, näher besehen, nichts als ein metrischer Nothbehelf der epischen Dichter, könnte daher auch pluralis metricus oder opitularius heißen. Besonders dem fünften Tart (vulgo „Fuß") des Hexameters kam er, als wahrer Helfer, zu statten, da derselbe einen Dactylus (⏑⏑) brauchte", und wer könnte — füge ich bei — diesen Tart besser leisten als die massenhaften Neutra des Plurals auf ă, wie tempora, aequora u. s. w.? Es gibt freilich auch Dichterstellen, wo der lateinische Pluralis, sei es der Neutra oder anderer Wörter, der deutschen Anschauung zwar nicht conform, aber gleichwohl logisch berechtigt ist — aber in den meisten Fällen haben wir lediglich jenen logisch unberechtigten Pl. poeticus vor uns, dem man bisher mit allen interpretatorischen Künsten logisches Leben, das heißt Sinn und Zweck einzupumpen bemüht gewesen ist. Hoffentlich ist ihm jetzt ein für allemal sein „Fuimus majestaticus, fuit ingens gloria", d. h. sein Grablied, gesungen!

Mit Bemerkungen oder gar Zusatzen zu der „Vocalassimilation" — einem viel besprochenen und zu manchen

Controversen Anlaß bietenden Capitel der Wortbildung, das wohl den eigentlichen Sprachforscher, weniger den gebildeten Leser interessiren mag, wollen wir letzteren verschonen; auch die Abschnitte über die „Syntax des Ablativ“ (des reinen Ablativs, des sogenannten Instrumentalis und des Locativus) ist bloß für Fachgenossen geschrieben, für diese aber wegen der feinen Bemerkungen, besonders über den Locativ und die saubere Abgrenzung seines Bereiches, von hohem Werth; dasselbe ist der Fall mit der (erschöpfenden, aber mehr statistischen als eigentlich grammatikalischen) Abhandlung über den „Accusatio Plur. auf is bei den august. Dichtern“, wodurch für die diplomatische Kritik auf diesem Gebiete endlich einmal Rath geschafft ist. Ein so beschränktes Resultat (d. h. eine feste Norm für die Endung — is und für die Endung — es) auf beschränktem Gebiete, und ein Resultat, das sich zudem noch in eine Reihe von zu beobachtenden empirischen Regeln spaltet, mag manchem denkenden Leser als geringwerthig und dem darauf verwendeten Fleiße nicht angemessen erscheinen; aber wo etwas bestimmtes (und wäre es auch noch so unscheinbar) „in litteris“ erreicht werden kann, da gilt für den Philologen das „nihil parvum“. Freilich ist dies „nihil“ zum Glück nicht rein mathematisch, sondern cum grano salis zu verstehen, und dieses granum kann sich, je nach Gewissen und Geschmack des Philologen, größer oder kleiner gestalten. Gesteht man aber dem Philologen diese subjective Freiheit zu, so ist Gefahr vorhanden, daß er statt des dargebotenen kleinen Fingers die ganze Hand nimmt. Eine feste, unverkennbare und für alle gültige Grenzlinie wird kaum aufzustellen sein. Immerhin aber wird man sagen dürfen: was für die augusteischen Dichter gilt und recht ist, daß sie nämlich „in litteris“ inbegriffen werden, gilt nicht auch für jede Laune und jede Eigenthümlichkeit eines jeden beliebigen antiken Sudlers, bei welchem weder für Geschichte, noch für Cultur, noch für Literatur auch nur der Superlativ von parvum zu holen ist!

Wir brauchen kaum noch hinzuzufügen, was wir von O. Kellers Arbeiten und Arbeitsmethode halten. Keller hat aus dem Quell geschöpft, der am reichlichsten sprudelt, wenn man eine Sprache kennen lernen will, nämlich aus dieser Sprache selber, und er hat den Geist derselben in sich aufgenommen. Andere mögen dies „einseitig“ und „unwissenschaftlich“ nennen, sie mögen tiefer nach dem Urquell graben, von dem jener Quell ausgeht, sie mögen bei diesem Minirgeschäft auch eine Anzahl Versteinerungen finden, aus welchen sie theilweise das Gerippe der zu erforschenden Sprache reconstruiren können, aber damit haben sie noch nicht einmal das bekleidende, blühende Fleisch, geschweige den Geist derselben gefunden, sie besitzen sie also auch nicht. Es wäre sehr zu wünschen, daß aus ihren Untersuchungen ein ebenso großer Gewinn für die Kenntniß der lateinischen Sprachgeschichte abfiele wie aus O. Kellers Arbeiten.

Basel. J. Mähly.

Mittheilungen und Nachrichten.

? Bozener Mäechen und Mären von Hans Hoffmann. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind, 1896. — Mäechen sind nun an der Tagesordnung: Ludwig Fulda, Gerhart Hauptmann u. a. dramatisirten, Humperdinck und Goldmark componirten Märchen. Der künstlerische Geschmack bewegt sich, wie alle Geschichte selbst, gern in Contrasten. Aber Hans Hoffmann folgt nicht dem Geschmack der Zeit, sondern die Zeit hat sich dem seinigen genähert. Märchen schrieb er im Grund genommen von Anfang an, vor zehn oder zwölf Jahren schon, als er mit seiner Phantasie noch am Lande der Phäaken hauste und sich daraus eine Welt nach seinem eigenen heiteren und freudigen Sinne schuf. Märchenhaft waren auch manche seiner Novellen aus der pommerschen Heimath oder im Zwölfmonatbuch: „Von Frühling zu Frühling“, und zwar darum märchenhaft, weil Hoffmann vor allem die Forderungen der Phantasie, und dann erst die Ansprüche der Psychologie respectirte. Kein anderer Erzähler der Gegenwart dürfte in seinen Werken so streng jede prosaische Nebenabsicht, sei's der Moral, sei's der Seelenkunde, sei's der Zeitkritik, vermieden haben, wie Hans Hoffmann. Darum ist er den strengen Aesthetikern des Realismus eine fremde Erscheinung geblieben, und erst bei den dichterisch empfindsameren Decadenten fand er wieder kritisches Verständniß, wenn auch — wegen seines gesunden Humors, der nichts weniger als decadent ist — keine rückhaltlose Zustimmung. Als Werk einer solchen von Haus aus aufs Mächen gestimmten Dichterphantasie sind auch seine Bozener Märchen und Mären zu betrachten. Sie sind weder mit den Volksmärchen noch etwa mit Hauff oder Leander zu vergleichen. Es fehlt ihnen jedes fabuln docet, sie sind leer von irgend welcher moralisirenden aber satirischen Tendenz, und auch in ihren Wundern sind sie nicht so reich, als man Märchen gestatten würde; sie sind Werke der Phantasie, aber kaum phantastisch zu nennen. Und dennoch besitzen sie einen ganz bestimmten Stil, und wenn man diesen definiren will, so geschieht es am besten, wenn man sagt, wie sie vermuthlich entstanden sind. Der Dichter Hans Hoffmann lebte längere Zeit in Bozen und Umgebung, lernte die Gegend durch Wanderungen in den Bergen bis hinauf in die Schneeregion, hinunter bis in den tiefsten und edelsten Weinkeller und obendies noch durch Lectüre von mancherlei Büchern auch geschichtlich kennen und lieben. Aus der Begeisterung für dieses an landschaftlichen Schönheiten und an Früchten des Bodens so reiche Land sind diese Märchen entstanden. Alles in ihnen: das Bild der Gegend, der Geist und Witz des hoch gebildeten Mannes, die lyrische Phantasie des echten Dichters vereinigt sich zu einem eigenartigen Ganzen, das sich schließlich doch nicht definiren läßt. Man muß es lesen. Zu bewundern ist in allen fünf Stücken die Form, in der uns Hoffmann in unmerklicher Weise aus dem lichten Tag und der Wirklichkeit ins Reich der Träume oder der Phantasie hinüberführt. Am kunstvollsten in der ersten Geschichte „Wasser“! Im Zwielicht zwischen Märchen und Novelle steht die vierte Geschichte: „Todtenhochzeit“, mit einer Mischung von Humor und Schwermuth, wie sie auch Hoffmann, der diesen Ton ganz besonders gut trifft (z. B. in „Gefährter Beruf“), noch nicht so zart und schön geboten hat. Auf den gleichen Ton gestimmt, der sich aber schon erkennbar der schärferen Ironie Gottfried Kellers nähert, ist „Des jungen Plattners Leiden“: das schwächste Stück des Buches. Die meisten specifisch märchenhaften Elemente hat die zweite Erzählung „Irrtraut“, die gleich den Rang nach der „Todtenhochzeit“ einnimmt. Die „Heilige Kümmerniß“ wurde zuerst vor mehreren Jahren als dichterische Festgabe zum 70. Geburtstage G. Kellers veröffentlicht und stellt einen Lieblingsgedanken Hoffmanns: die Tragik der Schönheit, in Legendenform dar; sie ist eines seiner bedeutendsten Stücke, mag auch der heidnische Kern in Widerspruch zur Form stehen. Das ganze Buch ist wohl eine der werthvollsten Erscheinungen des letzten Weihnachtsmarktes.

* Das Ende der Alpen. Die Lammbach-Katastrophe im Berner Oberland hat Anlaß zu folgender Berechnung gegeben: Die Aare führt jährlich 135,000 Kubikmeter Geröll zur Ebene, in den Brienzer See hinab, dessen Lage sich infolge dessen fortdauernd verschiebt. Man hat berechnet, daß ein Zeitraum von 14,000 bis 15,000 Jahren nöthig wäre, um das Seeufer von der Felsenschwelle des Kirchet bei Meiringen, an die der See einst heranreichte, bis zu seiner jetzigen Lage zu verschieben, und daß noch 35,000 bis 40,000 Jahre nöthig sein werden, um das 5,17 Kubikkilometer messende Becken des Brienzer Sees durch die Geröllmassen der Aare auszufüllen. Das Geröll, das die Aare dort mit sich führt, hat sie natürlich von den Bergabhängen, von denen sie herabkommt, losgerissen. Von jedem Quadratkilometer im ganzen Quellgebiet der Aare oberhalb Meiringen werden jährlich 250 Kubikmeter Gestein weggenommen und zu Thal geführt. Damit werden die Berge des Reußgebietes in 3333 Jahren um einen Meter erniedrigt. Da nun die Quelle der Aare 2260 Meter hoch liegt, so würden die Aare-Gletscher in 7,532,580 Jahren abgetragen und der Ebene gleichgemacht sein. Der letzte Felsblock der stolzen Alpen wäre, diesen Maßstab zu Grunde gelegt, in 16 Mill. Jahren zu Sand zermalmt im Meere verfinken. Damit wäre denn eines der unangenehmsten Hindernisse für das ununterbrochene Radfahren durch ganz Europa endlich glücklich beseitigt.

* Der 1901 zu ertheilende belgische Königspreis von 25,000 Franken ist für das beste Geschichtswerk über das belgische

Heer seit dem Eindringen der Römer bis auf unsre Tage bestimmt. Hiebei soll eine genaue Beschreibung der in Belgien vorgekommenen Kriegsereignisse gegeben und deren Einfluß auf die Geschicke des Landes geschildert werden. Dem 1902 zu ertheilenden Königspreise wird die Aufgabe zugrunde gelegt, aus der Geschichte nachzuweisen, daß es nothwendig ist, den nationalen Geist zu entwickeln und die Jugend durch eine patriotische und männliche Erziehung auf die Pflicht vorzubereiten, im stehenden Heer und in der Bürgerwehr die von den früheren Generationen erworbene Unabhängigkeit und Freiheit zu vertheidigen.

-e- **Erlangen**, 2. Febr. Professur C. Beckmann von der hiesigen Universität hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Leipzig angenommen.

* **Heidelberg.** Am 30. Jan. habilitirte sich bei der philosophischen Facultät Dr. Walther Arnsperger mit einer Probevorlesung über „Lessings Beschäftigung mit der Leibniz'schen Philosophie", bei der naturwissenschaftlich-mathematischen Facultät Dr. Julius Precht mit einer Probevorlesung über „Strahlende Energie und ihre Wandlungen".

* **Frankfurt.** Das Goethehaus ist dieser Tage durch eine bedeutungsvolle Schenkung bereichert worden: Dr. Martin Schubart hat für das in der Einrichtung begriffene „Goethemuseum" die fünf im Jahre 1760/61 im Mansardzimmer des Goethehauses für den Grafen Thorane von Trautmann und Seekatz gemalten Bilder aus dem Josephscyklus gestiftet, die nach den von dem jungen Wolfgang gegebenen Andeutungen ausgeführt wurden. Dr. Schubart hat diese Gemälde bei seinen Forschungen nach dem Urbild des „Königslieutenants", deren Ergebnisse er in dem jüngst (1896, Beil. Nr. 298) besprochenen Buche niedergelegt hat, bei den Erben des Grafen wiedergefunden und sie um eine hohe Summe in seinen Besitz gebracht. Nun kehren sie, dank der Großmuth des neuen Eigenthümers, zurück in das Haus, aus dem sie vor mehr als 130 Jahren hervorgingen, in das Vaterhaus Goethe's am Hirschgraben, wo sie — nach dem Wortlaut des Stiftungsbriefes — für alle Zeiten unter der treuen Obhut des Freien deutschen Hochstifts einer geweihten Stätte zur Zierde gereichen, dem Andenken der Jugendzeit unsres größten Dichters am besten huldigen, den Besuchern und Betrachtern zur Illustration und Commentirung des dritten Buches von „Dichtung und Wahrheit" dienen und so der ganzen gebildeten Welt zu Freud' und Frommen zugänglich sein können.

* **Bonn.** Am 30. Januar habilitirte sich als Privatdocent der Philosophie Dr. Max Wentscher aus Hamburg. In seiner Antrittsvorlesung in der Aula der Universität behandelte er das Thema „Der Pessimismus und seine Wurzeln".

* **Leipzig.** Dr. Hermann Meyer ist, wie das „Tagebl." meldet, am 31. Januar von seiner erfolgreichen Forschungsexpedition aus Centralbrasilien hieher zurückgekehrt. Es ist ihm gelungen, nicht nur eine Reihe geographischer Entdeckungen zu machen, sondern auch mehrere noch ganz unbekannte Indianerstämme aufzufinden, die von fremden Cultureinflüssen absolut unberührt waren. Der Reisende hat das bereiste Gebiet kartographisch genau aufgenommen und bringt umfangreiche ethnologische und andere Sammlungen mit.

* **Berlin.** Der Privatdocent an der medicinischen Facultät Dr. G. Klemperer, langjähriger Assistenzarzt an der medicinischen Universitätsklinik des Prof. v. Leyden, hat den Professortitel erhalten. — Der „Staats-Anzeiger" veröffentlicht jetzt die officielle Ernennung des außerordentlichen Professors an der Universität zu Königsberg und Observators an der dortigen Sternwarte Dr. Franz zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Universität Breslau, sowie des bisherigen ordentl. Professors Dr. Kaibel zu Straßburg zum ordentl. Professor in der philosophischen Facultät der Universität Göttingen.

* **Graz.** Am 1. Februar ist hier der rühmlich bekannte Paläontolog und Botaniker Professor Dr. Konstantin Frhr. v. Ettingshausen nach längerem Leiden gestorben. Geboren in Wien als Sohn des Mathematikers Andreas F. v. E., beschloß er 1896 als Siebziger seine 25jährige Lehrthätigkeit an unsrer Hochschule, deren bedeutendes paläontologisches Institut seine Schöpfung ist. Seine Publicationen sind äußerst zahlreich und zum größten Theil in den Denkschriften der Wiener Akademie enthalten, der er seit seinem 26. Lebensjahre als correspondirendes Mitglied angehört hat. Eine seiner Erstlingsarbeiten, die in der bayerischen Akademie der Wissenschaften veröffentlicht wurde, machte in Fachkreisen bedeutendes Aufsehen und hatte seine Decorirung mit dem bayerischen St. Michaelsorden zur Folge. In Gemeinschaft mit Polorny gab Ettingshausen das Prachtwerk „Physiotypia plantarum austriacarum" heraus. Sein Name ist noch im Ausland bekannt. Er war in seinem Wesen der Typus großer Bescheidenheit, Schlichtheit und Herzensgüte.

* **Zürich.** Bei der hiesigen Universität ist Dr. med. Wilh. Felix, Prosector und Privatdocent der Anatomie, zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

Hk. **Oxford.** Eine für Kunstforscher unschätzbare Sammlung von Majolika- und Fayencegefäßen aus dem Blüthezeitalter ihrer Verfertigung im 16. Jahrhundert hat durch Schenkung ihres früheren Erwerbers Dr. Fortnum vor einiger Zeit in unserem Museum für Kunst und Alterthümer (dem Ashmolean-Museum) eine würdige Stätte gefunden, wo sie jedem Besucher zugänglich und dem Kenner der Wiener, Dresdener, Berliner, Pariser und anderer Kunstschätze dieses Gebietes zum vergleichenden Studium dargebotten ist. Ihr bisheriger Besitzer hat sich aber nicht allein auf diese freigebige Schenkung beschränkt, sondern sich neuerdings noch das weitere Verdienst der Veröffentlichung eines wissenschaftlich ausgearbeiteten Katalogs erworben. Dieser ist soeben unter dem Titel „A descriptive Catalogue of the Majolica and enamelled Earthenware of Italy .. in the Ashmolean Museum, Oxford, Fortnum Collection" durch die Clarendon Preß im Druck erschienen.

* **Petersburg.** Der Zar hat 65,000 Rubel aus der Reichsrentei für den heuer zu eröffnenden Cursus für Hörerinnen des Medicinischen Instituts angewiesen.

Im Verlage von Alexander Duncker, Königl. Hofbuchhändler in Berlin, erscheint soeben:

Italienische Lyrik

seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart.

In deutschen Uebertragungen herausgegeben und mit biographischen Notizen versehen

von

Fritz Gundlach.

Ein stattlicher Oktavband in reichem Einband 7 Mk. 50 Pf.

Auffallender Weise fehlte es bisher in Deutschland an einer Zusammenstellung der Dichtungen des Landes, das gerade alle Momente glutreichster Poesie unter seinem Himmel vereinigt: Italiens, des Landes, wo unter dem Schatten des Lorbeers Poesie und Kunst zu höchster Blüte gedieh. (2319)

Die huldvolle Annahme der Widmung des Werkes durch

Ihre Majestät die Königin Margherita von Italien

giebt glänzendes Zeugnis von der hohen Bedeutsamkeit desselben.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 119. Band. Drittes Heft.

Inhalt: Der Einfluß der Geschichte auf den Volkscharakter. (I.) — Albertus Bohemus. — (Fortsetzung.) — Streiflichter auf die Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens in England. — Sechzig Jahre Nürnberger Kunstleben. — Zeitläufe. Ueber Berlin: „Nebenregierung", „Hintermänner" und dergleichen. — Zur christlichen Monographie. — Dantestudien. (F. Bed.) (2276)

Verlag von Rosenbaum und Hart, Berlin W. 8.

Soeben erschien:

Du und ich.

Gedichte

von (2649)

Elsa Glas.

In eleg. Ausstatt. a. Büttenpap. Cartonn. M. 1.50. Gebdn. M. 2.—

Zu bezieh. durch alle Buchhh. sowie gegen vorherige Einsend. des Betrages direct vom Verlag.

Soeben ist bei uns erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die neue deutsche Hypothekengesetzgebung

(2654) von

Professor Dr. E. Jaeger.

Geh. gr. 8°. 32 Seiten. Preis 60 Pfg.

Stuttgart, 1897.

J. Liesching & Co.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Leiz in München.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 4. Februar. Nummer 27.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Gustav Wendt. Von Theobald Ziegler. — Moriz v. Schwind in Rom. Von Moritz Necker. — Eine Schrift über die Pest vor dreihundert Jahren. Von Dr. Anton Schubert. — Mittheilungen und Nachrichten.

Gustav Wendt.

Am 24. Januar feierte in Karlsruhe der Gymnasiumsdirector Gustav Wendt unter Betheiligung weitester Kreise seinen siebzigsten Geburtstag, und am 2. Februar ward ihm zu Ehren von den Schülern seiner Anstalt der Sophokleische Ajas aufgeführt, woran sich ein Elternabend in Form eines Bankettes angeschlossen hat. Man muß am 24. Januar mit dabei gewesen sein und gesehen haben, welche Verehrung und Liebe, welche Dankbarkeit und Freundschaft dem Mann von allen Seiten entgegengebracht wurde; und wenn man dann hörte, mit welcher Frische und geistigen Kraft, mit welchem Tact und welcher Feinheit er alle die Ansprachen erwiderte und allen Ansprüchen des inhaltreichen Tages gerecht wurde, so wurde auch dem Fernstehenden verständlich, wie verdient alle jene Gefühle von Schülern und Collegen, von Behörden und Freunden ihm entgegengebracht worden sind. Und auch dessen konnte man sich freuen, wie mühelos der Greis im wallenden Silberhaar die Arbeit des Tages mit seinen erhebenden Gefühlseindrücken und seinen mancherlei Gefühlsansprüchen bewältigte. Den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit und einer ungewöhnlichen geistigen Kraft wird jeder von ihm mit nach Hause gebracht haben.

Und darum ist es gewiß berechtigt, nach solchem Ehrentage hier in diesen Blättern, die auch ihn gelegentlich unter ihren Mitarbeitern sehen, des Mannes und seiner Art zu gedenken und mit kurzen Worten auf seine Bedeutung hinzuweisen. Karlsruhe und das badische Land wissen, was sie an Wendt haben und sind mit Recht stolz auf ihn; abee weit über diese Grenzen hinaus zählen ihn unsre deutsche Bildung und unser deutsches Unterrichtswesen mit Recht zu ihren besten und hervorragendsten Vertretern.

Geboren ist Gustav Wendt in Berlin, seine Jugend verlebte er an der Ostgrenze deutschen Volksthums, in Posen, wo ihm dem Polenthum gegenüber die Ueberlegenheit deutsch-protestantischer Bildung frühe schon zum Bewußtsein gekommen sein mag. Gleichzeitig trat dort Kuno Fischer mit ihm in die Schule ein, der sich noch heute seiner ersten Begegnung mit dem blond gelockten Knaben im Zimmer des Directors, der Wendts Vater war, lebhaft erinnert: es war am 24. Januar für die um den gastlichen Tisch des Wendt'schen Hauses Versammelten eine besondere Freude, diese beiden Freunde aus Kindertagen, die das Leben im Altee wieder zusammengeführt hat im schönen badischen Lande, in allerlei heiteren Jugenderinnerungen sich fröhlich ergehen zu hören. Ein gutee Genius hat dann Wendt auf der Hochschule von der Jurisprudenz, für die er sich erst entschieden hatte, schon im zweiten Semester ab- und zu seinem wahren Lebensberuf, dem Studium der Philologie und der Vorbereitung auf das höhere Lehramt, hinübergeführt: in Bonn ist er ein begeisterter Schüler Ritschls gewesen und hat in dessen Seminar den Grund gelegt zu jener soliden und tief dringenden Kenntniß des classischen Alterthums, die für jeden philologischen Lehrer die unumgänglichste Voraussetzung seiner späteren Wirksamkeit in der Schule bildet.

Zwanzig Jahre lang hat er dann im preußischen Schuldienst gestanden — erst in Posen, wo er anno 1848 die Sache des Deutschthums gegen das aufrührerische Polenthum und des besonnenen Fortschritts gegen den Ansturm eines anarchischen Radicalismus mit Wort und Feder tapfer verfochten hat; dann in Stettin, wo er sich verlobte, in Greiffenberg, wo er dem Einfluß des um den deutschen Unterricht hochverdienten Hiecke unterstand, und endlich als Director in Hamm. Hier blieb er bis 1867, und trotz der 30 Jahre, die inzwischen darüber hingegangen sind, ist auch dort noch unter den ehemaligen Schülern und Freunden die Erinnerung an ihn lebendig; auch davon gab der 24. Januar vielfach Kunde.

Es waren schöne Jahre und gern verweilt Wendt in seinen Erzählungen bei dieser Hammer Zeit; aber zu freier und ungehemmter Entfaltung seines pädagogischen Könnens und zu vollem Ausleben seiner innereu Kraft kam es dort noch nicht — vor allem deßhalb, weil die damalige preußische Unterrichtsverwaltung den religiös und politisch frei gesinnten Mann, der aus seinen Ueberzeugungen niemals ein Hehl machte, nicht recht aufkommen ließ und geflissentlich schlecht behandelte; ist es doch nicht einmal in den siebziger Jahren Falk gelungen, ihn für Preußeu zurückzugewinnen und die mit ihm angeknüpften Verhandlungen über den Eintritt in das preußische Cultusministerium zu glücklichem Ende zu führen. Und darum hat es Wendt mit Recht eine glückliche Fügung seines Geschickes genannt, daß die badische Regierung auf ihn aufmerksam und er durch Entschließung des Großherzogs vom 1. Mai 1867 als Director an das Gymnasium nach Karlsruhe berufen wurde.

Es war jene denkwürdige Zeit, wo der Norddeutsche Bund unter Bismarcks Leitung nur erst durch Schutz- und Trutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten verbunden und es noch ungewiß war, wie das Schicksal der letzteren sich gestalten würde. Aber in Baden waren sich Fürst, Minister und Kammern in diesem Interregnum von Anfang an darüber klar, daß nur der Eintritt in den Bund dem kleinen Lande zum Heil und der ganzen Nation zu Nutz und Frommen gereichen könne. Daher galt es, darauf sich bei Zeiten vorzubereiten — in der Weise, daß man sich auf allen Gebieten des Staatslebens dem norddeutschen Muster in besonnener Weise annäherte. Daß das auch für das höhere Schulwesen, das einer Umgestaltung und Hebung ohnedies dringend bedurfte, zu geschehen habe, erkannte vor allem Jolly und dazu berief er Wendt an die erste Anstalt des badischen Landes und machte ihn zugleich zum Mitglied des Oberschulraths. Es war dies für den „Preußen" keine ganz leichte Aufgabe: er hatte zu rechnen

Digitized by Google

mit den Empfindungen und Traditionen der süddeutschen Bevölkerung und daher seinem eigenen energisch zugreifenden Naturell mannichfach Zügel anzulegen, seiner spezifisch preußischen Schulung manches Zugeständniß abzuringen; seine Umgebung aber sah in ihm doch vielfach noch den Fremden, den Eindringling, der das Heimische beseitigen sollte und durch erhebliche Steigerung der Ansprüche eine gewisse Mißachtung gegen seither Bestandenes und für genügend Angesehenes an den Tag zu legen schien. Daß er diese Schwierigkeiten überwunden hat, verdankt er freilich einerseits dem Vertrauen seines Fürsten und der starken Hand Jolly's, vor allem aber doch sich selber und der sieghaften Kraft seiner Persönlichkeit, die er ganz einsetzte, und dem Recht der Sache, für die er sie einsetzte. Wendt erwies sich als Organisator — nicht im kleinen und einzelnen; Bureaukraten mögen oft über seinen Mangel an Beamtencorrectheit oder über seine Gleichgültigkeit den Formen und den Acten gegenüber entsetzt oder hochmüthig die Achseln gezuckt haben —, aber ein Organisator im großen nach dem Spruch: Praetor non curat minima. Und daher hat er auch nicht schablonenmäßig und ängstlich genau sich an das preußische Vorbild gehalten, sondern hat seine eigenen feinen und freien Gedanken dem badischen Schulwesen eingefügt und dasselbe durch den Lehrplan von 1869 nun seinerseits vorbildlich umgestaltet. Daß der altclassische Unterricht im Mittelpunkt einer gymnasialen Bildung stehen müsse und daß das Griechische hier wieder Kern und Stern sei, das war seine Grundüberzeugung, und daher mußte ihm weit mehr als bisher Raum und Lust gegeben werden. Aber dabei hielt sich Wendt von aller Uebertreibung und aller Verstiegenheit fern: das Phrasengewebe lateinischer Aufsätze hielt er nie für ein Nothwendiges und selbst für sein geliebtes Griechisch begnügte er sich von Anfang an mit je sechs Stunden von Tertia ab. Was anderswo den Vertretern des classischen Alterthums in den Schulverwaltungen mit Mühe und als Opfer abgerungen werden mußte, hat Wendt von Anfang an freiwillig als das Richtige erkannt. Und das hing bei ihm mit einem Allgemeineren zusammen: trotz seiner Vorliebe für griechische Schönheit und griechische Freiheit ist Wendt ein durch und durch moderner Mensch; wie hätte er sich also gegen den modernen Theil unsrer heutigen Bildung, gegen Mathematik und Naturwissenschaft verschließen und sie um ihren Anspruch und ihren Beitrag zur Bildung unsrer heutigen Jugend verkürzen sollen? Und ebenso kommt die nationale Saite in ihm zu vollem und mächtigem Erklingen und da weiß er, daß es für diese nationale Erziehung unsrer deutschen Jugend kein sichreres Mittel gibt, als sie einzuführen in die Schätze und in den Geist unsrer eigenen deutschen Literatur. Und so hielt er sich bei Aufstellung seines Lehrplanes frei von aller Einseitigkeit, war vielmehr entschieden bemüht, dem, was wir heute als Utraquismus des deutschen Gymnasiums bezeichnen, soweit gerecht zu werden, als dies ohne Ueberanstrengung des jugendlichen Geistes möglich ist.

Das alles kam im Lehrplan von 1869 zu glücklichstem Ausdruck. Aber Wendt wußte besser als jeder andere, daß Lehrpläne Papier sind und Papier bleiben, wenn nicht lebendige Menschen sie in Thaten umsetzen. Und das war nun das Werk der folgenden Jahrzehnte bis zur heutigen Stunde. Auf doppeltem Wege suchte er dieses Ziel zu erreichen. Vor allem an seiner eigenen Anstalt als Director und Lehrer seiner Prima. Von seinen begabtesten Schülern muß man sich erzählen lassen, was für ein Meister und Virtuose er in seiner Schule ist, wie er die jungen Menschen zu packen und zu begeistern weiß in seinem griechischen und mehr noch vielleicht in seinem deutschen Unterricht. Brachte er doch für diese beiden Fächer neben der Fülle des Wissens noch etwas mit, was einem vornehmen Lehrer in diesen zwei Unterrichtsgegenständen an oberen Classen nicht fehlen sollte; er selbst hat etwas vom Künstler nach jenem Goethe'schen Wort: wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen. Das sieht man ihm schon äußerlich an, wenn er mit seinen scharf geschnittenen Zügen und seinem straffen und doch so sorglos unbekümmerten Schritt durch die Straßen Karlsruhe's geht; und mancher Fremde steht still und fragt ihm nach, ob dieser interessante Kopf einem Dichter oder einem Maler gehöre? Und diese selbe Kraft nachschaffenden künstlerischen Verständnisses bewährte sich auch in hervorragender Weise in seiner schönen Uebersetzung der Sophokleischen Dramen, über die ich gleich bei ihrem Erscheinen hier in diesen Blättern ausführlich berichtet habe; sie zeigt sich ebenso auch in den feinsinnigen Einleitungen zu der Grote'schen Ausgabe der Werke Goethe's, der ihm von allen Dichtern doch stets am höchsten steht; und endlich beruhen darauf auch seine persönlichen Beziehungen zum Karlsruher Theater und dessen Leitern und Mitgliedern und sein freundschaftliches Verhältniß zu Männern wie Paul Heyse und Johannes Brahms. Die beiden Namen weisen zugleich auch auf die Grenze hin, bis zu der hin er der modernen Richtung in Poesie und Musik zu folgen bereit ist. Ein solcher Mann mußte schließlich selbst stumpfere Naturen mit fortreißen und sozusagen über sich selbst hinausheben, wenn er mit seiner sonoren Stimme griechische Chorgesänge declamirt oder feinfühlig und aus der Tiefe eines allem Menschlichem sich voll erschließenden Sinnes heraus Iphigenie und Faust interpretirt.

Und dazu das Charaktervolle und Tapfere seines Wesens, das auf junge Gemüther immer am stärksten und überzeugendsten wirkt. Auch in den Tagen rückfluthender politischer oder religiöser Strömung hat er seine stets freie Ueberzeugung nie verleugnet, sie offen, gelegentlich selbst schroff vertreten. Er besitzt jene wahre norddeutsche Schneidigkeit, die wir Süddeutsche um so höher achten, je mehr wir sie entbehren und je seltener sie heute auch im Norden geworden ist, verdrängt von einer anderen falschen Schneidigkeit, über die Wendt ebenso geringschätzig denkt wie wir. Und vorbildlich ist für seine Schüler neben dieser Wahrhaftigkeit und Entschiedenheit seines Wesens auch die Strenge und Härte gegen sich selber, das Pflichtgefühl, das sich etwas zumuthet in Arbeit und Anstrengung, und endlich auch eine fast puritanische Nüchternheit, die dem behaglichen Lebensgenuß gleichgültig gegenübersteht und darum auf die zur Genußsucht neigende Jugend unsrer Tage doppelt imponirend wirkt; aber alles das ermildert und erweicht durch den warmen Ton des Herzens, durch Wohlwollen und feines Verständniß für die Leiden und Freuden anderer. In dieser Vereinigung von Strengem und Mildem liegt das Geheimniß seiner Wirkung auf die Jugend: so hat er die vielen Schülergenerationen, die schon an ihm vorübergezogen sind, nicht nur wissenschaftlich gefördert und für Schönes begeistert, sondern sie auch sittlich erzogen und ihnen menschlich wohlgethan.

Aber was er an seiner eigenen Schule übte, das trug er nun auch als Lehrer und Vorbild für die übrigen Lehrer des badischen Landes hinaus in die anderen Anstalten: mit seinem scharfen Auge erkannte er bei seinen Revisionen die Menschen, was sie werth sind und was sie leisten, und stellte sie darum, soweit es auf ihn ankam, an die richtige Stelle. Und ebenso erkannte er, wo es einer Schule im ganzen oder den einzelnen Lehrern derselben fehlte und mangelte, und griff so überall mahnend, fördernd, rathend ein. Vor allem fruchtbar aber erwiesen sich die Conferenzen, zu denen er am Schluß einer solchen Revision die Lehrercollegien vereinigte: hier kam die Fülle seiner reichen pädagogischen Erfahrung an jede Schule, an jeden einzelnen

Digitized by Google

Lehrer unmittelbar heran. Hier bekenne auch ich mich dankbar als seinen Schüler: in solchen Conferenzen, die er in Baden-Baden abhielt, ist mir zum erstenmal das volle Verständniß für pädagogisches Können und Leisten aufgegangen, zum erstenmal klar bewußt geworden, was es heißt, Lehrer sein; und mit mir werden viele, die denselben anzuwohnen das Glück hatten, für vielfache Anregung ihr Leben lang ihm dankbar sein. So viel aber auch im einzelnen von ihm zu lernen ist, niemals hat er darum doch seine Methode als die allein mögliche und richtige andern aufgezwungen; wo er eigene Kraft sah, da ließ er dieser Kraft stets auch Freiheit und Raum zu selbständiger Entwicklung und Bethätigung; die Freiheit, die er für sich beanspruchte, gewährte er in vollstem Maße auch anderen. Und auch in seinem Urtheil mißt er nicht nach sich, sondern jeden nach seiner Individualität; und deßhalb beweist er auch Untergebenen gegenüber jenes Wohlwollen und jenes feine Verständniß, das wir oben schon an ihm rühmten. Der Tag des Abiturientenexamens, den so mancher Schulrath im Bewußtsein seiner Macht zu einem Tag des Schreckens macht, ist durch ihn in Baden zu einem Act des erfreulichen Abschlusses für die Arbeit eines ganzen Jahres geworden, und die Art, wie er dabei dem Urtheil der Lehrercollegien das ausschlaggebende Gewicht einräumt, zeigt den wirklich vornehmen Charakter in der Ausübung seines Amtes.

Was er aber bei solchen Gelegenheiten mündlich darbot, das hat er auch in Programmabhandlungen und neuerdings namentlich in seiner ausführlichen Schrift über den deutschen Unterricht und die philosophische Propädeutik (in Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen) für weitere Kreise niedergelegt; und ebenso haben seine Grammatiken und Lesebücher die Früchte seiner pädagogischen Erfahrung vielen zugänglich gemacht. So geht ein befruchtender Strom reicher pädagogischer Anregung von ihm aus und ergießt sich segensvoll durch das ganze badische Land und über die ganze deutsche Lehrerwelt und Schule. Und dahin gehört endlich auch, was er für die Hebung seines Standes gethan hat und gewesen ist. Daß er den Bemühungen der badischen Gymnasiallehrer, die diese Hebung zum Ziele haben, sympathisch gegenüber steht, ist bekannt. Aber das beste, was er dazu beitrug, ist doch seine eigene Persönlichkeit: Männer wie Wendt nöthigen allen anderen Ständen Achtung ab und zwingen auch den Höchststehenden zum Verkehr mit ihnen auf dem Fuße der Gleichberechtigung. Diese innere Hebung aber ist die Voraussetzung der äußeren, ohne sie ist auch diese nicht möglich und nicht nachhaltig.

Doch nicht nur in diesem Ständekampf der akademischen Lehrer hat er so seinen Mann gestellt. Sondern wie in den achtziger Jahren die Zeit kam, wo von allen Seiten Sturm gelaufen wurde gegen die gymnasiale Bildung und die Grundlagen des deutschen Gymnasiums überhaupt in Frage gestellt wurden, da trat er wiederum als einer der unerschrockensten Vorkämpfer für das ein, was sich seit Jahrzehnten bewährt hatte; er suchte sein Werk zu schützen, weil er überzeugt war, daß er damit seiner Nation das Beste und Werthvollste mit erhalte. Dem thörichten Ueberbürdungsgeschrei, den vielen unreifen Reformvorschlägen und endlich auch der nach manchen Seiten hin verfehlten, weil unklaren preußischen Schulreform von 1892 ist er in Wort und Schrift mit Spott und Ironie, mit ernster Mahnung und sachverständigem Widerspruch entgegengetreten; und wenn er dabei zuweilen leidenschaftlicher war als selbst wir Jüngeren und allzu düster in die Zukunft sah, so ist das bei ihm nur zu erklärlich: scheint ihm doch gefährdet, worau er ein ganzes Menschenleben hindurch mit voller Hingabe gearbeitet hat, sieht er doch das der Zerstörung und dem Niedergang ausgesetzt, quorum pars magna fuit.

Es fällt mir nicht ein, zu meinen, mit diesen meinen Worten Wendts Bedeutung erschöpft und ein volles Bild von ihm gegeben zu haben. Wer so vielseitig gebildet und nach so vielen Richtungen hin von Interessen bewegt ist wie er, der bietet auch der Betrachtung gar mancherlei Seiten dar. Hier handelt es sich nur darum, verständlich zu machen, warum am 24. Januar in Karlsruhe mit solcher Wärme und von so vielen Wendt gefeiert worden ist. Nur ein bitterer Tropfen war in dem Freudenkelch dieses Tages: daß ihn die Frau nicht mehr erlebt hat, die sich Wendt in Stettin als Bestes für sein Leben gewonnen hatte, Anna Dohrn, die Tochter des bekannten Entomologen und Calderonübersetzers, die Schwester des Zoologen Anton Dohrn in Neapel. Wer das Glück hatte, dieser Frau freundschaftlich nahe zu treten, der rechnet das zum Größten und Besten, was ihm das Leben gebracht hat, und ermißt daran, was sie ihrem Gatten gewesen sein muß. Bei ihr war Verstand und Herz gleich groß, sie war eine wahrhaft geniale Frau, genial vor allem auch im Verstehen anderer, denen sie mit ihren klaren Augen in die tiefsten Tiefen blickte und denen sie mit ihrer Herzensgüte so unendlich wohlzuthun wußte. Daß Wendt im Sinne jenes Schleiermacher'schen Katechismus für edle Frauen zu allen Zeiten so warm eingetreten ist für das Recht der Frau auf höhere Bildung, das dankt er vor allem diesem Einfluß, wie sie ihn überhaupt in all seinem idealen Sinn und Streben gefördert und ihm geholfen hat, sich nach allen Seiten hin rein und voll auszuleben. Kinder und Enkel in der Nähe und Ferne, vor allen die Tochter, die im Sinn und Geist der Mutter mit dem Vater zusammenlebt — sie alle lassen freilich das Gefühl der Einsamkeit in ihm nicht aufkommen, und die Freundschaft, die er sich auf allen Stadien seines Lebens immer neu hinzuerworben hat, sie bleibt ihm unverloren, wie die 62 Jahre alte herzliche Beziehung zu Kuno Fischer das am schönsten und für ihn selbst auch am erfreulichsten und beglückendsten zum Ausdruck bringt. Das Gefühl des Alters aber weiß er sich, jugendlich wie er mit der Jugend fühlt, selber am kräftigsten fern zu halten. Als ich ihn am 24. Januar in der Aula seines Gymnasiums so straff und schlagfertig dastehen sah und reden hörte, da kamen mir unwillkürlich Arndts Verse auf Blücher in den Sinn:

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,

drum möge auch er noch lange ein Marschall Vorwärts, ein Führer sein im Kampf um den einen der Wege nationaler Bildung, der durch das classische Alterthum zur Freiheit und zur Schönheit führt.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

Moritz v. Schwind in Rom.

Ungedruckte Briefe von Schwind an Bauernfeld, mitgetheilt von Moritz Necker.

Im Schwindsaale der Wiener Schubertausstellung hängt oberhalb der langhin sich streckenden Lachnerbiographie in Bildern ein kleines Gemälde in Oel: „Cornelius zeigt Schwind in der Campagna die Thürme Roms". Dieses Bild ist in mehrfacher Beziehung interessant. Es ist zunächst sehr hübsch an und für sich, wie der Meister Cornelius, zu dem Schwind immer in Verehrung emporsah, mitten in der weiten Landschaft von einer kleinen Erhöhung aus dem ihm nachklimmenden Jünger die ferne Kuppel des Petersdomes in der feurigen Beleuchtung des Sonnenuntergangs zeigt. Cornelius hat das Haupt bedeckt; Schwind — damals noch ein schlanker junger Mann, es war im Jahre 1835 — steht ohne Hut oder Mütze da und schaut mehr

Digitized by Google

zu Cornelius auf, als zur Kuppel. Sodann ist das Bild auch darum merkwürdig, weil es die einzige gemalte Erinnerung Schwinds an seinen römischen Aufenthalt ist, und er doch sonst sein Leben autobiographisch in Bildern zu begleiten pflegte. Zahllose deutsche Maler sind seit Carstens bis auf den heutigen Tag nach Italien und Rom gewandert und haben ihre Augen gebadet in der Schönheit des italienischen Himmels, ihren Sinn gestärkt im Studium der Antike und Renaissance; in unzähligen Bildern und Gemälden ist italienische Landschaft, italienisches Volk, italienische Kunst von deutschen Malern geschildert und verherrlicht worden. Schwind hingegen, als er das Land der Sehnsucht besuchte, hat weder alte Meister copirt, noch irgend ein italienisches Motiv dargestellt. So jung und empfänglich er zur Zeit seines römischen Aufenthalts war, so abgeschlossen war schon seine künstlerische Persönlichkeit. In einem Briefe Schwinds aus Italien, den sein Biograph H. Holland benützen konnte, fand sich die folgende sehr bezeichnende Aeußerung: „Wenn ich bedenke, wie höchst verschiedene Arbeiten ich gesehen, deren jede doch einen vollkommenen Eindruck macht, so finde ich mich in der Ansicht ganz bestärkt, daß jeder thun soll, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Das ist aber heutzutage sehr schwer, denn bis man weiß, daß man einen Schnabel hat, ist er von vielem Anstoßen schon ganz verbogen." Schwind konnte sich nur von innen heraus entwickeln, er mußte seine eigene Phantasiewelt malen, und in diesem dichterisch-malerischen Ausleben seiner schöpferischen Persönlichkeit steht er vielleicht einzig in der ganzen Kunstgeschichte da. Er war durchaus nicht blind für die Größe und den Reichthum italischer Kunst; aber mitten in Rom lebend, malte er fort an den von Wien und München mitgenommenen Cartons, wie etwa deutsche Dichter, sagen wir Scheffel in Capri, auf italienischem Boden ihre deutschesten Lieder schrieben.

Einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kenntniß Schwinds während seines römischen Aufenthalts liefert uns der folgende bisher ungedruckte Brief, den er an seinen geliebten Bauernfeld nach Wien schrieb. Dieser Brief hat schon darum besonderen Werth, weil bisher über Schwinds Leben in Rom noch sehr wenig bekannt geworden ist; auch Dr. Holland, sein intimster Kenner, weiß in seiner gehaltreichen Biographie Schwinds (in der „Allgemeinen Deutschen Biographie") nur sehr wenig davon zu erzählen. Sodann aber ist dieser Brief an und für sich ein so prächtiges Stück Schwind'scher Schreibweise, daß er schon darum allein die Veröffentlichung verdient.

Ueber Schwind als Briefschreiber ist schon so viel gesagt worden, daß wir darüber noch mehr zu sagen uns hier ersparen können; nur wollen wir noch zum besseren Verständniß einige Worte vorausschicken.

Schwind hatte sich lange darnach gesehnt, Rom zu sehen; aber er konnte daran erst denken, als er durch den Tod seiner Großmutter (im Herbst 1832) in den Besitz eines kleinen Capitals von 6—8000 fl. C. M. gekommen war. Bis dahin hatte er sehr kümmerlich in München gelebt. „Die fatalste aller Nöthe" — schrieb er am 28. November 1832 seinem Freunde Schober — „ist der Mangel an Wäsche; so ein Hemd, wie ein römischer Panzer, unten in Lappen und Bänder zerschlitzt, die ganze Woche in Dienst, Sonntags von einer Art Netz abgelöst. Jetzt aber bin ich trefflich equipirt, habe ein sehr hübsches Zimmer" u. s. w. Gleichzeitig mit der Erbschaft trat überhaupt eine günstige Wendung in Schwinds Leben ein. Cornelius hatte die Aufmerksamkeit des Königs auf ihn gelenkt, und er erhielt den Auftrag, eines der Zimmer der Königin auszumalen. Schwind schuf damals das „Tieck-Zimmer" im königlichen Schlosse. Darum dauerte es noch zwei Jahre, bis er (Ende März 1835) seinen Wunsch, Rom zu sehen, befriedigen konnte; aber er kam dann auch als anerkannter Künstler dahin. Und nun lassen wir ihn selbst reden.

„Rom 25. Juli 1835.

Lieber Freund! Da ich in einigen Tagen mittelst Abreise nach Neapel meinen mehr als zweimonatlichen Aufenthalt in Rom beschließe, so will ich noch [von] meinem hohen Befinden Nachricht geben. Die Reise von Venedig bis her war von schlechtem Wetter sehr begünstigt, indem es nur auf der Straße schlecht, in den großen Städten schön war. So habe ich in Padua, Ferrara, Bologna und vor allem in Florenz, wo ich zwar nur fünf Tage blieb (aber wieder hinkomme), die schönste Zeit gehabt. Ich war den ganzen Tag auf den Beinen, steckte in allen Galerien, Kirchen und Capellen, war alle Tage früh in S. Migniato und alle Tage Abends am Arno und auf den Brücken rudernd durch Wasser-Glacisartige Menge von unglaublich schönen Frauen. Sonntag auf der Promenade, die sich gewaschen hat, und zur Abwechslung zu Haus auf dem Canapee rauchend, Briefe schreibend, mitunter einen Marsala-Dusel ausschlafend, eine Gattung, die sehr zu empfehlen ist. Das ist eine Stadt um angenehm zu leben. Alles reich charakterisirt, im Aufnehmen, das Gefrorne höchst gut und viel und die Wirthshäuser sauber. An der römischen Grenze geht das Elend an. Am Trasimenischen See, der übrigens ungeheuer schmutzige Wellen machte, kehrten wir in einem Loch ein, wo kein Stein auf dem andern festsitzt. Im Hause trotz Hunger und Durst nichts zu genießen, und die Thüre von einem Haufen [von] Bettlern alt und jung belogert, die einen, wollte man ausgehen, verfolgten, sah man zum Fenster hinaus, anheulten. Es war völlig zum Umkehren. Dagegen ist Perugia—Raphael. Ebenso ist Arezzo reizeno, wo ich Abends einen Spaziergang auf einer Art Bastei machte, hinter einer prachtvollen Kirche mit der schönsten Aussicht. Bis spät in die Nacht spazierte ich leider allein vor dem Thore auf der Straße, wo die ganze Stadt, lustig und laut schwatzend, im Mondschein spazieren ging.

Das ist aber noch im Florentinischen. Wer rein verzweifeln will, der begebe sich von Terni zum Wasserfall. Der erste Jammer ist langsam fahrender Postillon und ein Kerl, der schweißtriefend neben dem Wagen läuft, um ja gewiß den Cicerone zu machen. Poveri custodi, Bettelmänner, Weiber und Kinder von allem Kaliber, Beschwörungsformeln, Unverschämtheiten und Flüche machen einen fast rasend. Man kann sich nur höchstens sammeln, so genau als möglich überall hinzuschauen; von einem Eindruck ist bei solcher Aufreizung zum Prügeln nicht zu denken. Aber das ist eine Sache, die sich gewaschen hat, und ebenso merkwürdig als der Fall ist die Gegend. Rauh, wild, üppig an Unkraut, als hätte nie ein Mensch da gewohnt, dazwischen so eine Art Langischer Anlagen, Strohhütten, Aussichten, Inschriften und so Zeug. Noch schöner ist Narni, von solchen Städten hat man bei uns keinen Begriff. Es mag sich zu unsern Städten verhalten wie ein altes Schloß zu einem Landhaus, verrücktes, schwarzes, phantastisches Zeug. Der Eintritt in die Campagna ist enterisch genug. Die Wälder auf Schußweite rechts und links ausgehauen, Gendarmes in Laubhütten einquartiert, andere streifend. Die Wagen einer hinter dem andern. Wir waren drei. Zwischen den Posten kein Haus, kein Feld, kein Zaun. Vor Nepi gleich an dem Thor beschäftigte sich ein harmloser Hause Landbewohner damit, ein gefallenes Pferd abzudecken und zu zerlegen. Die Haut war herunter, die Eingeweide hingen heraus, und in der Bemühung, die Hinterfüße abzutrennen, zogen sie die Geschichte auf der Wiese herum. Sind das Schweinskerle?

Rom macht einen ganz stillen Eindruck, durchaus bequem, und so, als wäre man schon dagewesen. Die

Ermüdung von der Herreise, die große Menge von Kunstsachen, die in einem raschen Lauf durchzunehmen rein unmöglich ist. Es ist auch alles so zur Aufnahme von Künstlern bereitet, man trifft so viele Freunde, lernt so viele kennen, deren jeder als bestimmt annimmt, man bleibe hier — alles das versetzt einen in einen wohnlichen Zustand, daß man die ganze Welt vergißt, und ich finde es jetzt ganz begreiflich, daß einer hier für zeitlebens hängen bleibt. Die Ungenirtheit ist grandios. Man kann, glaub ich, in der Unterhose ausgehen, es kümmert sich kein Mensch darum. Auf dem Corso, einer Art Kohlmarkt, liegen mitten unter der eleganten Welt die Bauern auf dem Pflaster nnd schlafen. Esel und Ziegen spazieren überall herum, so wie auch in den entlegensten Stadttheilen prachtvolle Paläste stehen. Erquicklich sind die unzähligen Brunnen, wo die Limonari ihre lustigen Anstalten aufgeschlagen haben. Da sitzt man in der Nacht, raucht und trinkt. Die Umgegend in der Weite wie Mödling ist über alle Maßen schön. Leider war ich nicht so viel draußen, als mir jetzt lieb wäre. Morgen will ich noch einmal nach Tivoli fahren.

Von den alten Kunstsachen etwas zu sagen, ist vergeblich. Nur so viel ist gewiß, daß man von Michelangelo und Raphael keinen Begriff hat. Die Nachbildungen sind alle viel zu plump. An die Arbeiten des Cornelius denke ich von hier aus mit noch mehr Respect als je, schon das, was hier ist, kann man neben allem sehen. Thorwaldsen packt ein. Overbeck läßt sein großes Bild nicht sehen, Koch hat mir eine Zeichnung vom Makbeth geschenkt, die Deutschen machen nichts und die Italiener können nichts. Das ist alles. Ich selbst habe „die Arbeiter im Weingarten des Herrn" in Wasserfarben gemacht, wofür ich Lob und elogi einernte erstaunlich. Außerdem eine Zusammenstellung zur Decoration eines Zimmers, in dem Schubertische Lieder gesungen werden.[1]) Die Wand des Mayerhofer ist ziemlich in der Ordnung und kann nächstes Frühjahr zur Ausstellung wandern, nebst der des Goethe; könnte nicht Wilitschek [gemeint ist wohl Graf Wilczek?] so was machen lassen? Um ein paar tausend Gulden ist alles geschehen. „Urania" und „Einsamkeit" als Arabesken sind in Farben fertig, ich will aber in Pompeji noch nachschauen. Antigone und Oedip, die zürnende Diana und Memnon! sind componirt, aber ich habe keine Freude, so verwünschte Conturen zu machen, ich muß etwas in Oel malen, sonst werde ich närrisch. Denk, wie lang ich das entbehre, und was ich jetzt alles gesehen habe, das mich aufmuntert. Faremo Ritter Curts Brautfahrt, da ist doch ein Hansen Farben neben einander. Hast du den wunderlichen [Heiligen] schon zu Spaun expedirt? Hoffentlich, denn ich habe an Spaun sagen lassen, er solle ihn nach Linz schicken.

Unseren ärztlichen Freunden alles Schöne,... auch ist mir alles zu weit. Gestern haben sie mir Blutegel gesetzt, infolge eines Rippenstoßes. Hubers Bruder werde ich in Neapel aufsuchen. Alles Schöne aller Orten.

Dein treuer Schwind."

Den Besitz dieses Briefes verdanken wir der Freundlichkeit des Herrn Alexander Posonyi in Wien, dessen „Wiener Handschriften-Archiv" eine außerordentliche Menge von Originalhandschriften berühmter Männer und Frauen aller Zeiten nnd Länder vereinigt. Für die Geschichtschreibung aller Art bildet diese Sammlung eine wahre Schatzkammer von noch unverwertheten Documenten.[2]) Herr Posonyi hat uns noch einen zweiten Brief Schwinds an Bauernfeld zur Verfügung gestellt, der aus viel späterer Zeit stammt, und den wir hier als Beigabe abdrucken wollen.

Er enthält einige jener temperamentvollen Aeußerungen Schwinds über Musiker und Maler, die ihm zu seinen Lebzeiten oft verübelt wurden. W. H. Riehl aber hat uns in seinem schönen Essay über den Meister (im Buche „Culturgeschichtliche Charakterköpfe") gelehrt, diese Schärfe des Ausdrucks in Schwinds Urtheilen nicht tragisch zu nehmen. Es war nun einmal so seine Art, sich drastisch zu äußern. Und wir heutzutage haben ein rein ästhetisches Vergnügen an dieser urwüchsigen Ausdrucksweise Schwinds, wohl hauptsächlich darum, weil es so wenig Menschen gibt, die Kunsturtheile kräftig empfinden und offen aussprechen, und dann auch, weil Schwind bei aller Schärfe und Schneid doch immer naiv blieb. Zur Erklärung fügen wir noch hinzu, daß der Brief an Bauernfeld geschrieben wurde, als der Dichter bei der von Laube 1850 ausgeschriebenen Lustspielconcurrenz des Burgtheaters den ersten Preis mit dem „Kategorischen Imperativ" gewann. Mit dem im Brief erwähnten „Cherubino" ist wahrscheinlich Frau Sophie Diez und mit der „unvergeßlichen Gräfin" Frau Karoline Hetzenecker-Mangstl gemeint. Beide Künstlerinnen hat Schwind (auf dem Bilde Nr. 532 der Schubertausstellung) mit Franz Lachner gemalt. Die „Susanna" ist die schon 1854 verstorbene Münchener Hofopernsängerin Henriette Rettig.

„München, 8. Febr. 1851.

Lieber Freund Bauernfeld!

Gratulor ex animo zu der errungenen Lorberpalme des Sieges. Fama hat also recht gehabt. Mich hätte es geärgert, wenn Dich einer ausgestochen hätte.

Von Pacher krieg ich eben so wenig zu sehen als von Gutherz, es scheint alles einzuschlafen. Beiliegende Anzeige an Frau v. Goethe, deren Adresse ich nicht weiß, bitte auf die bequemste Weise zu bestellen.

Dingelstedt ist glücklich angelangt und intendirt drauf los. Lachner ist sehr zufrieden mit ihm, und sehr glücklich über den Abgang des Gendarmen. Mit Musik wills diesen Winter nicht recht gehen. Cherubino ist erst vor drei Wochen niedergekommen, war also seit October nicht mehr praktikabel. Die unvergeßliche Gräfin hat vollends geheiratet, und Susanna wird alle Tage älter und dicker. Den „Propheten" habe ich pflichtschuldigst gehört und kann nur staunen, daß damit ein so weltenstürmerisches Halloh hervorzubringen war. Solchen Dingen gegenüber wird mir himmelangst, wie denn unsereiner etwas hervorbringen soll, was da auch gefallen könnte. Und doch geht es.

Ein sehnlichst erwarteter Brief von Kuppelwieser wird entscheiden, ob ich zu Ostern nach Wien komme oder nicht, wo ich dann einiges mitbrächte. Der Schlag wollte mich neulich über einen Kunst-Artikel aus Wien treffen, wo die Lobhudelung des Lessingschen „Huß" wieder hervorgesucht wird, die doch, weiß Gott, schon in ganz Deutschland ins alte Eisen gehört. Das fängt gut an!

Deßauer ist also glücklich aufgeführt und 4mal gerufen! Wohl ihm, daß er's überstanden hat und den Nachrichten nach mit Glanz. Gehts ihm besser? Ich bin meine Badnachwehen ziemlich eine nach der andern losgeworden und kann jetzt nach Herzenslust arbeiten, schlafen und essen.

Deine Stücke, die Du mich hoffen ließest, kommen nicht. Nicht nur ich, ein hübscher Kreis von jungen Leuten, und denen gehört die Welt, wären ein dankbares Publikum dafür. Frau Resi und Helene meinen uneublichsten Respekt und mir Deine Stücke. Leb recht wohl und mache, daß jemand kommt und bringt und holt.

Dein alter Freund Schwind.

[1]) Es ist interessant, hier zu erfahren, wie weit Schw.'s Plan zu einem Schubertzimmer zurückreicht, den er bis in sein Alter hegte, aber nie ausführen konnte.

[2]) Vgl. „Ungedruckte Briefe von Schwind", mitgetheilt von M. Necker in Lützows Zeitschrift, Juli 1896.

P. S. Ich habe Rosner aufgehetzt, Dich zu bitten zu dem Goethe-Transparent einige erklärende Verse zu präsiren. Ist es geschehen? oder ist es noch Zeit meine Bitten mit seinen zu vereinigen?"

Eine Schrift über die Pest vor dreihundert Jahren.

Von Dr. Anton Schubert.

„De Peste materia" betitelt sich ein kurzes lateinisches, der k. k. Studienbibliothek zu Olmütz eigenes Manuscript aus dem zur Neige gehenden 16. Jahrhundert, dessen einzigen Inhalt das damalige Um und Auf der Ansichten über die Pest bildet. Das Tractätchen ist österreichischer, wahrscheinlich mährischer Herkunft, dürfte einen Brünner oder Olmützer Jesuiten jener Tage zum Verfasser gehabt haben und bietet ein authentisches Zeugniß, wie vor drei Jahrhunderten in den aufgeklärten Kreisen und Fachmonnscirkeln über des gefürchteten „großen Sterbens" Wesen und Sein gedacht und gegrübelt wurde.

„In aëre Pestis vapor creatur", beginnt der Niederschreiber; die Luft ist die Schöpferin des pestischen Hauches. Stetig webt der „böse Dunst" in ihr. Doch nicht in der von uns geathmeten Luft unmittelbar, sondern in deren höheren, fernsten Regionen. Und auch dort ist des alles tödtenden „Dampfes" verhängnißvoller Kraft nicht ein immerwährendes Walten gestattet. Sein normaler Zustand gleicht einem Schlummern. Gottes Allgüte hält die Verderben bringenden Triebe nieder, bis seiner urewigen Weisheit Zorn „durch unheilvolle Gestirnconstellationen" ihr Gebanntsein löst. Vor allem haben Mars und Saturnus die grausige Macht, der Unholdin Fesseln zu sprengen. Den Ketten entbunden steigt die gräßliche Sühnerin zur Erde nieder. Sie wählt den kürzesten Weg; sie kennt kein Säumen. Jene Orte, denen „beim Aufblicken" just das Schauen der oben erwähnten Unglückssterne direct beschieden, trifft die schreckliche Rachebotin Gottes zunächst.

Dies über der Pest Wiege und Heerfahrt im allgemeinen. Im besonderen („in particularibus") aber entwächst die Menschheitsgeißel „Winden und Sümpfen, Unflath und Erdbeben". Ueberall würgt sie; ihre Lieblingsstätten aber bleiben „die schwere Luft, die Dämpfe und Nebel". Dem Wolfe gleich fällt sie über der Menschen Herde, und dies „um so schneller und furchtbarer, je größer Hitze und Feuchte". Wehe heißt ihre Bahn, Schmerz zeichnet ihren Weg, Thränen deuten ihre Spur. Ohne Erbarmen ringt Vater und Sohn, Liebe und Treue, Freude und Lust ihre Mörderfaust nieder. Der Unheile höchstes ist mit ihr über die Irdischen gekommen, Gottes Fluch waltet entsetzlich. Und zu allen Zeiten habe der Herr so sein fürchterliches Richtschwert ob den ungehorsamen Kindern geschwungen. David schon malt die „Pestilenz" in seinen Psalmen, und Homer kennt sie. „Νόσος", die Krankheit, nennt sie der große Grieche, und kein anderes Mittel weiß er, ihr zu begegnen, als „Flucht" und „Räucherung"; „wie wir dies ja heute noch sehen (quemadmodum hodie videmus)," setzt der Tractatschreiber bei. Auch Thukydides gedenkt der Seuche, die einst der Griechen Gefilde durchwüthet (grassata in campis olim Graecorum). Er „mahnt" alle die an die Pest, „die nur ihren Leidenschaften sich weihen". Die Athener hatten sogar ihre eigenen „Pestopfer". Verwerfliche und nichtswürdige Wichte (homunculi viles et contempti) waren es. Auf Staatskosten wurden sie eine Zeit erst genährt, ehe dem zürnenden Himmel ihr Opfer gebracht ward; „φαρμακός" nannte man solch einen Sühuling. Bezüglich der Römer berichten dem Manuscriptverfasser „Alexander (?) und Livius" eine minder blutheischende Götterversöhnung. Ein einfacher „Kupfererzring", in den „des Unglücksjahres Zahl eingeschlossen", bildete das „remedium" an der Tiber. Johannes Zonaras, dem byzantinischen Geschichtschreiber und ersten Staatsminister Kaiser Alexios' I. Komnenos, der seine letzten Lebensjahre als stiller Mönch des Berglosters Athos verbrachte, entnimmt unsre Quelle die Kunde von einem fürchterlichen Verheerungszug, den die schreckliche Seuche während der kurzen Regierungszeit Kaiser Gallus und seines Sohnes und Mitregenten Volusianus (251—253), „von Aethiopien aus" begonnen, und auf welchem sie „fünfzehn Jahre lang ohne Enden" aus allen Provinzen des römischen Staatenrolosses ihre Beute holte. „Capitolinus" wiederum verräth unserm Tractat, daß „der Hauch" der Entsetzlichen „im Jahre 170 unter den Kaisern M. Aurelius und L. Verus zu Babylon, im dortigen Apollotempel" einem goldenen Opferschranke entstiegen sei, und „von da aus das weite Partherland und den ganzen Erdkreis" so entvölkert habe, daß zum Kriegsdienste selbst gemeine „Sklaven" ausgehoben werden mußten. Orosius, der eifrige Gefolgsmann des hl. Augustinus, aber erzählt von einer zuerst in Carthago aufgetretenen „Pestis", deren weiterer Verlauf in Numidien allein achttausend, in dem ganzen damals bekannten Afrika dagegen zweimalhunderttausend Menschenleben heischte. Am Ponius wieder bezeugt unserm Gewährsmann im vierten Jahrhundert die Pest Cardinal Caesar Baronius in zweiten Band seiner „Annales ecclesiastici". Während ihrem damaligen Wüthen soll der hl. Gregorius von Nyssa zu Neocaesarea bei Gelegenheit eines Opferfestes in dem berühmten Jupitertempel dieser Stadt das zu Tausenden „fast aus allen Erdengauen" zusammengefluthete Volk, entgegen allen Versuchen der Heidenpriester, den Christuskünder „durch ihre Histrionen und Musiker" zu übertönen, getauft, und sodann durch „Gotteskraft" die Seuche gebannt haben. Gregor der Große endlich schließt in seinen „Dialogen" ein von ihm erlebtes Würgen der Krankheit zu Rom mit in den Wunderglaubenskreis jener Zeiten ein, indem nach ihm „von menschlichen Gesichten" sogar die „Pfeile" gesehen werden konnten, „die vom Himmel kommend die Einzelnen trafen."

Zum Schluß der Schrift kehrt der gelehrte Verfasser von diesen historischen Reminiscenzen zu seiner eigenen Anschauung betreffs des Wesens der Seuche wieder zurück. Er gibt eine nochmalige „Definitio pestis". Ein „Gifthauch" ist sie ihm wiederum, der in Gottes herrlich schöner Himmelsluft verborgen „wurzelt"; nicht deßwegen mit dieser nur verbunden, weil er die anderen Elemente hasse, sondern wegen seiner besonderen Eigenthümlichkeit (specifica quadam proprietate), und nicht so sehr selbst ein Gift kraft seiner Beschaffenheit (secundum formam), sondern weil er leicht in die „Natur" des Giftigen übergehe. Ungemein pessimistisch, gleich der modernen Medizin klingt auch des Autors karge Erwähnung der Heilmittel. „Flucht" und die Desinficirung sind für ihn die einzigen. Diese letztere detaillirt er noch dahin, daß er empfiehlt, die Regierungen (gubernatores) möchten vor den von der Krankheit befallenen Häusern große „Räucherungen" (suffumigationes) „durch Verbrennen von Wachholder, Myrrhe, Terebinthen und Weihrauch" anstellen lassen, „denn es stehe fest, daß hiedurch die Pest aus jenen Orten vertrieben werde". Bei diesem Rathschlag gereicht es dem Tractatverfasser zu sichtlicher Genugthuung, sich auf stützende classische Zeugnisse berufen zu können. Denn Kaiser Valerianus (253—260) schon gebrauchte gegen die Ansteckung (contagium) „wohlriechende Düfte"; und Herodianus (Geschichte der römischen Kaiser von 180—238) führt den ausdrücklichen Rath „der römischen Aerzte" während einer gerade in Italien herrschenden Pestepidemie an, sich vor dieser in Gegenden zu sichern, wo „frische Bergluft, Sonnenschein und Duft der

Digitized by Google

Lorbeerhaine“ der Krankheit Macht brechen. — So wirklich historische, an modernes Wissen anklingende Thatsachen, so heidnischem Aberglauben und christlich frommem Wundersehen und Gottergebensein entquellende Phantasieausschmückungen über die „Gottesgeißel aller Zeiten und Völker“ im Spiegel der Olmützer Handschrift.

Mittheilungen und Nachrichten.

(—) Die kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg hat ihr Unternehmen, alljährlich um die Jahreswende eine Serie Altfränkischer Bilder erscheinen zu lassen — ein Unternehmen, auf das wir an dieser Stelle von Jahresfrist aufmerksam gemacht haben —, in höchst anerkennenswerther Weise fortgesetzt. Bereits liegt die dritte Publication vor, jede bekundet zum Ruhme des Herausgebers und des Verlegers einen Fortschritt gegenüber der vorhergehenden sowohl im Hinblick auf den Inhalt, als mit Rücksicht auf die Ausstattung. Die „Altfränkischen Bilder“ für das Jahr 1897 zeichnen sich schon auf den ersten Blick durch den trefflich gelungenen Umschlag aus, in welchen zwei der berühmten Elfenbeinarbeiten der kgl. Universitäts-Bibliothek Würzburg aus dem 10. und 11. Jahrhundert aufgenommen sind, und dessen Vorderseite mit der Nachbildung eines wahrscheinlich von Kreuzfahrern aus dem Morgenlande mitgebrachten, in Würzburg zur Verzierung von Einbanddeckeln werthvoller Handschriften verwendeten seiden- und goldgewebten Stoffes belebt ist. Nun folgen Nachbildungen auserlesener fränkischer Kunstschätze und Bauwerkmale, deren Beschreibung und Erläuterung man wieder der Feder des sachkundigen Prof. Dr. Hennes verdankt. Sie stammen nicht bloß aus Würzburg, sondern auch aus seiner näheren und ferneren Umgebung. Wie viele, die Franken und seine Hauptstadt kennen, werden sich freuen, hier durch Wort und Bild so viel Anregung zur Erinnerung zu finden; sei es das herrliche romanische Thor an der früheren Benediktinerstratenser-Abtei Zell, wer der Ausgang zur alten Burg in Mittenberg, oder das Portal der „Alten Hofhaltung“ in Bamberg, oder das stimmungsvolle Straßenbild aus dem alten Karlstadt! Wenigen bekannt, aber darum nicht minder sehenswerth ist der sogen. „Alte Saal“ der Universitätsbibliothek, ein Meisterstück des großen fürstlichen Baumeisters Balthasar Neumann. Bietet schon jede kleinere Stadt Frankens dem Freunde von Kunst und Alterthum anziehende Motive genug, so weisen Würzburg, Bamberg und Aschaffenburg einen solchen Reichthum auf, daß Herausgeber und Verleger für ihre Veröffentlichungen noch lange aus dem Vollen schöpfen können. Wir möchten sagen, daß ihre Arbeit an Bedeutung von Jahr zu Jahr wachsen wird; denn sie werden mehr und mehr sich veranlaßt sehen, den nicht an der Straße liegenden Denkmalen altfränkischer Kunst sich zuzuwenden und die verborgenen Perlen aus dem Erbe der Väter den Zeitgenossen darzubieten und damit — so hoffen wir — für die Nachkommen zu erhalten.

* Die elfte Versammlung der Anatomischen Gesellschaft wird in Genf vom 24. bis 27. April unter dem Vorsitz des Geh. Raths Prof. Waldeyer (Berlin) stattfinden. Vorträge und Demonstrationen sind spätestens acht Tage vor Beginn der Versammlung beim Schriftführer, Prof. K. v. Bardeleben in Jena, anzumelden.

* **Darmstadt.** An der hiesigen Technischen Hochschule soll eine Professur für Nationalökonomie errichtet werden. Bei der stetig steigenden Frequenz der Hochschule ist an der Bewilligung der erforderlichen Mittel durch die Landstände nicht zu zweifeln.

* **Göttingen.** Ein neues Institut hat die hiesige Universität durch die Gründung eines Seminars für Versicherungswissenschaft erhalten. Dieses Seminar hat den Zweck, solchen, die als Mathematiker oder höhern Verwaltungsbeamte im öffentlichen oder privaten Versicherungswesen Verwendung zu finden wünschen, Gelegenheit zu einer angemessenen wissenschaftlichen Ausbildung darzubieten, und stellt auch Diplome aus. Es steht unter der Leitung des Professors Dr. W. Lexis.

γσ. **Berlin.** Die königliche Akademie der Wissenschaften beging am 28. Jan. durch eine Festsitzung den Geburtstag Friedrichs des Großen in Verbindung mit dem Geburtstage des Kaisers. Der einfache, durch einen alterthümlichen Kronleuchter erhellte ovlonge Saal im ersten Geschoß des Akademiegebäudes trug das gewohnte Gepräge dieser Festsitzungen, bei denen besonders stark das weibliche Geschlecht vertreten zu sein pflegt. Prof. Waldeyer, Secretär der physikalisch-mathematischen Classe, hielt die Festrede. Anknüpfend an die Thatsache, daß während der drei letzten Jahrhunderte drei große Fürsten aus Hohenzollern'schem Stamme das staatliche Leben Deutschlands vorwärts brachten, gab der Redner einen Ueberblick über die wissenschaftlichen Bestrebungen eben dieser letzten drei Säcula, und indem er eingehend nachwies, es komme dem 19. Jahrhundert keineswegs ein specifischer Beiname des naturwissenschaftlichen Jahrhunderts κατ' ἐξοχήν zu wie seinen beiden Vorgängern, dem 17. und 18., zog er ein Facit aller geistigen Bestrebungen unsres ausgehenden Jahrhunderts. Weit muß man zurückgehen in der Reihe der Jahrhunderte, ehe man ein gleich reges, wissenschaftliches, Natur- und Geisteswissenschaften in gleicher Weise förderndes Streben findet, wie es uns im Laufe der letzten drei Jahrhunderte entgegentritt. Die kurze Blüthezeit arabischer Cultur ist diesem wissenschaftlichen Leben nicht als gleichwerthig an die Seite zu stellen, und bis in die Zeiten nach dem Eroberungszuge Alexanders oder in die römische Kaiserzeit müssen wir rückblickend uns wenden, um eine ähnliche Blüthe aller Wissenszweige zu finden, wie unsre Culturwelt sie im Laufe der drei letzten Jahrhunderte hat entfalten können. Aristoteles, Ptolemäus, Hermn, Galenus und Soranus sind Namen, die jener Blüthe der Wissenschaft des Alterthums im Zweige der Naturwissenschaften angehören. Byzanz vermochte eine solche Blüthe nicht aus seinem Schoße treiben zu lassen, und bis zum Zeitalter des Columbus und Gutenbergs ragen nur wenige Häupter wie Nikolaus von Cues und Regiomontanus in der Geschichte der Naturwissenschaften durch Jahrhunderte auf. Da treten Copernicus und Tycho de Brahe im 16. und mit ihnen Männer wie Cardanu, Pascal u. a. auf und eröffnen jene Bahn naturwissenschaftlicher Forschung, in der das 19. Jahrhundert kaum etwas vor dem 18. und dieses kaum etwas vor dem 17. voraus hat. Die Mathematik und die Astronomie stehen, wie schon ihr Namen der Thales und Pythagoras anzeigen, stets am Eingange der naturwissenschaftlichen Entwicklung, ihnen schließt sich dann die Physik und Geographie an, während dann erst die Chemie, ein Kind des Aberglaubens im Anfang, dann die Phasfinderin zum „Stein der Weisen“, endlich eine Tochter der Medicin, folgt, um endlich auch den biologischen Wissenschaften die Bahn zu ebnen. Descartes, der große Mathematiker des 17. Jahrhunderts, theilt mit Briggs den Ruhm in seiner Wissenschaft, der Begründer der analytischen Geometrie mit dem Erfinder der Logarithmen. Ihnen reihen sich Newton und Leibniz würdig an, Huygens und Bernoulli, Euler, Laplace, Legendre bilden die Reihe der großen Mathematiker bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Auf Copernicus und Tycho de Brahe folgen im 17. Jahrhundert als Astronomen Kepler, Galilei und Newton; Cassini und Olaf Römer, der Berechner der Sonnenparallaxe, verleihen ihnen gegenüber kaum etwas von ihrer großen Bedeutung. Fast dieselben Namen, wie sie in der Mathematik mit hellem Glanze leuchten, treffen wir in der astronomischen Forschung wieder, daneben eine große, stets im Wachsen begriffene Zahl verdienter Pfadfinder der Wissenschaft. In der Physik ist es Huygens neben Otto v. Guericke und Mariotte, deren Erfindungen das 17. Jahrhundert machtvoll gefördert haben. Neben u. Guericke's Luftpumpe stellt sich das Torricelli'sche Barometer als ein ebenbürtiges Instrument zum wissenschaftlichen Fortschritt. Männer wie Grey, Franklin, Galvani und Volta treten im 18. Jahrhundert mit ihrer Geistesarbeit nur, um in der Erkenntniß der Natur die fast unerreichbar scheinenden Geheimnisse aufzudecken. Die Chemie dankt im 17. Jahrhundert die Entdeckung der Natur der Gase dem gelehrten Sitaus von Helmont; auch die Erkenntniß von der Unwandelbarkeit der Grundstoffe gehört schon diesem Jahrhundert an. Auf Agricola und Paracelsus im 16. Jahrhundert folgt Glauber, Boyle und im 18. Jahrhundert jener ungemein durch die Wissenschaft direct bedingte Aufschwung der Technik zunächst in Keramik und Glasfabrication, dann in Färberei. Boyle lehrt die Unterscheidung chemischer Verbindungen von mechanischem Gemenge kennen, Cavendish findet die Zersetzung des Wassers, Scheele den Baryt, bis endlich der Chemie in Lavoisier am Ende des 18. Jahrhunderts ein Heros ersteht, der die Stahl'sche Phlogiston-Lehre beseitigt, der nach Marggraf, der Entdecker der Rübenzuckers, zugestimmt hat. Watt setzte fort, was einst Papin begonnen, und schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts konnten die Straßen von London im Lichte des neuen Leuchtgases schimmern, derweil der Dampf eine gewerbliche Industrie geschaffen und sich

schon anschickte, die Welt durch die Ueberwindung des Raumes umzugestalten, vergessnit, daß die wissenschaftliche Arbeit, an der seit dem 16. Jahrhundert alle Culturnationen Antheil genommen, nun das Band gemeinsamer Gesittung noch verstärken konnte. Der Name Linné's zeigt die biologische Wissenschaft des 18. Jahrhunderts auf ihrer Höhe, doch schon beginnt die Anschauung vom natürlichen System sich durchzusetzen, und die Entdeckungen Cooks und Junsens bringen der Zoologie und Botanik unendlich reiches Material. Seit dem Besuche Mexico's durch Francesco Hernandez 1590 waren ein wissenschaftliche Forschungsreisen immer häufiger geworden und die Völkerkunde fand in Petre Simon Pallas, die Entwicklungsgeschichte in Albrecht v. Haller ihren Pfleger. Die Akademien, für Naturforschung eigentlich begründet, zeigten, wie hoch man die Resultate dieser Arbeit schätzte und die Berliner Akademie hat in ihren ersten Jahren ihre Arbeiten vorzugsweise und überwiegend gerade der Naturwissenschaft gewidmet, wie es auch von seiten ihrer Schwesterakademien in Paris, Wien und London gleichfalls geübt wurde. Will man dem 19. Jahrhundert in naturwissenschaftlicher Beziehung einen Vorzug einräumen, so kann dieser nur in der durch Darwin angeregten Aufnahme des entwicklungsgeschichtlichen Gedankens in seine ganze Art, zu denken, gefunden werden. Dadem kommen ihm, neben dem durch den internationalen Verkehr erweiterten Gesichtskreis und vertieftern Interesse am Culturfortschritt die eminent praktischen, von ihm gemachten Entdeckungen zu gute, die unser Leben fast neu zu ordnen beginnen. An allen wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiete der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung, der Philosophie und der Sprachforschung wie der Archäologie erkennt man die Universalität der modernen Bildung; und wenn das 19. Jahrhundert sich zum Scheiden anschickt, dürfen wir auch nicht vergessen, daß es in Poesie, Malerei und Plastik Großes geleistet hat und wir deutschen Stämme mit Stolz die Namen eines Schaper, Böcklin und Lenbach neben unseren großen Musikern nennen, um ein Aufstreben unsres Säculums auf allen Bahnen geistigen Schaffens zu begründen. Deshalb hegen wir auch die frohe Hoffnung, das kommende Jahrhundert werde seinen Vorgängern nicht nachstehen im Ringen um die Güter der Cultur, wenn wir dem frohen Muth uns bewahren zur Arbeit an der Wissenschaft als der Förderin der nationalen Güter. Mit einem Segenswunsche für den Kaiser schloß der Festredner. — Es folgte der Bericht von Professor Dr. Schmoller über den Fortgang der Arbeiten für die Herausgabe der „Polit. Corresp." Friedrichs d. Gr., von der Band XXIII (April 1763 bis September 1764) edirt wurde, aus dem Friedrichs veränderte Politik nach dem siebenjährigen Kriege und seine Anlehnung an Rußland deutlich hervorgeht; sowie der Bericht über die weiter fortgeschrittene Publication der Acta Borussica zur Kenntniß der Behördenorganisation im Preußen des 18. Jahrhunderts und von dessen Wohlfahrtspolitik, speciell über seine Getreidepolitik im Vergleich zur Vergangenheit und Gegenwart der Getreidepolitik der übrigen Staaten Westeuropa's. Auch die Geschichte des Münzwesens ist in Angriff genommen worden, ferner soll die Industrie in ihren speciellen Einrichtungen daraufhin studirt werden, inwieweit ihr Institutionen Englands und Frankreichs zum Muster gedient und sie zu der im 18. Jahrhundert immerhin relativen Höhe gebracht haben, die sie in Preußen erlangte. — Prof. Kirchhoff berichtet über den Fortgang des griechischen, Prof. Hirschfeld über den des lateinischen großen Inschriftenwerks, sowie über das Corpus nummorum, dessen Arbeit nur langsam vorschreitet, ferner über die römische Prosopographie und die Publication der pompejanischen Wachstafeln. Prof. Diels gab seinen Bericht über die schnell gedeihende Arbeit am Thesaurus linguae latinae, dessen Erscheinen auch finanziell gesichert ist. Dann schlossen sich die Berichte über die Humboldt-, Savigny-, Bopp- und Eduard Gerhard-Stiftungen. Prof. Wattenbach legte den Bericht über die äußerst fruchtbringende Arbeit des „Historischen Instituts" in Rom vor, das die auf Deutschland bezüglichen Nuntiaturberichte des vaticanischen Archivs der Geschichtsforschung zugänglich zu machen unausgesetzt bemüht ist und dessen weitere finanzielle Förderung keinem Hindernisse begegnen dürfte. Prof. Dilthey sprach öffentlich den Dank der Akademie an alle Behörden und Privatpersonen aus, die durch Uebermittelung von Briefen, Handschriften und Nachschriften nach Vorlesungen Immanuel Kants die kritische Ausgabe von dessen Werken gefördert haben. Prof. Virchow berichtete über die Graf Loubat-Stiftung zur Förderung amerikanischer Forschungen und Prof. Auwers gab seinen Bericht über die Hermann und Elisabeth „Heckmann-Wentzel-Stiftung" zur Bearbeitung eines deutschen Rechtswörterbuchs und zur Bearbeitung der Quellenschriften zur Geschichte und Entwicklung des Urchristenthums und der ersten Zeiten der alten Kirche. Mit Gedächtnißworten an die verstorbenen Akademiker und der Zusammenstellung der im Laufe des letzten Jahres neu hinzugetretenen ordentlichen und correspondirenden Mitglieder der Akademie schloß Prof. Waldeyer die Festsitzung.

* **Berlin.** Im Reichsgesundheitsamt ist eine neue pharmaceutische Abtheilung begründet worden, der auch die Bearbeitung des Arzneibuches unterstellt werden sollte. Zum Vorsitzenden dieser Abtheilung war Regierungsrath Dr. Brandi ernannt worden. Wie die „Pharm. Ztg." meldet, wird Dr. Brandi jedoch aus dem Gesundheitsamt wieder ausscheiden, da er eine Berufung als Professor an die Thierärztliche Hochschule in München erhalten hat. — Dr. Theodor Rosenheim, Privatdocent für innere Medicin an der hiesigen Universität, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Paris.** Die neue Wochenschrift „Cri de Paris" verbreitet folgenden akademischen Klatsch: Der Geschichtschreiber Cosn de Beauregard, der zum Mitglied der französischen Akademie ernannt worden ist, habe an den Akademiker Jules Barbier geschrieben: „Lieber Herr! Sie haben Camille Doucet gut gekannt. Sie wissen, daß ich ihn als meinen Vorgänger in der Akademie beleben muß. Kommen Sie doch einmal Morgens zu mir. Ich bin von 7 bis 9 Uhr zu sprechen." Darauf antwortete Jules Barbier, er stelle sich ganz zur Verfügung des Hrn. Marquis und sei seinerseits jeden Morgen von 4 bis 6 Uhr zu sprechen. Diese Zurechtweisung verdroß den vornehmen Herrn über die Maßen; seine Aufnahme in die französische Akademie wird nun statt nächsten Monat erst im Herbst oder vielleicht noch später stattfinden.

* **Sofia.** Das von dem ehemaligen Minister Suwa Iwanitschow geleitete Statistische Bureau publicirt soeben eine Darstellung, der folgende interessante Daten zu entnehmen sind: Die Durchschnittsziffer der Bevölkerungsdichtigkeit in Bulgarien ist 34.59 per qkm, die Unterschiede in den verschiedenen Gegenden sind sehr groß. Auf je 20.36 qkm kommt ein bewohnter Ort; die dichtest bevölkerten Bezirke liegen im Centrum Bulgariens. Dem Glauben nach ist der Westen mehr orthodox als der Nordosten, wo in den Kreisen Schumla, Rasgrad und Silistria die Türken stark überwiegen. Des Lesens und des Schreibens sind im Durchschnitt bloß 156.29 von tausend kundig, wobei diese Ziffer in den Bezirken Sofia und Philippopel bis 369—391 steigt, in einigen reintürkischen Bezirken jedoch bis auf 75 herabgeht. Auf tausend Einwohner entfallen 11.50 Fremde. Sofia mit 85.10 weist die höchste Procentzahl auf. In den Größenverhältnissen der Bezirke besteht große Verschiedenheit; der kleinste, Drenema, hat 246 qkm, der größte, Dobritsch, 2270 qkm. Die stärkste Bevölkerungsziffer, 85,280, kommt dem Sofianer Bezirke zu. Im Sistower Kreise sind 7 Procent und im Philippopeler Kreise 5 Prozent der Bevölkerung Katholiken, deren es auch viele in Sofia und Braza gibt. Die spanischen Juden sind überall vertheilt, am meisten in Sofia und Rustschuk, sodann in Widdin, Burgas, Bazardschik und Philippopel. Die rumänische Sprache ist in den Donaukreisen vertreten; sie wird in Sofia von 25 Procent, in Sistowo von 10 Procent und in Braza von 7 Procent der Bevölkerung gesprochen. Die griechisch sprechende Bevölkerung beträgt in den Kreisen Burgas 18 Procent, Slivno 11 Procent und Philippopel 7 Procent; die Zigeunersprache trifft man überall an; armenisch wird am meisten in Varna und Rustschuk gesprochen. 2 Procent der Bevölkerung des Kreises Schumla sprechen tatarisch. 3620 haben sich als deutsch sprechend gemeldet, 1221 als Albanesen und 905 gaben tschechisch als ihre Umgangssprache an.

Autographen-Auction in Leipzig.

Soeben erschien der Katalog der zweiten Abtheilung der W. Künzel'schen Autographen-Sammlung, enthaltend:

1) **Bildende Künstler.** — 2) **Musiker.** — 3) **Schauspieler.** (2708)

Versteigerung am 1. März u. folgende Tage.

Wir bitten den Katalog bei Bedarf zu verlangen und halten uns zur Uebernahme von Aufträgen bestens empfohlen.

List & Francke, Buchhändler in Leipzig.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 5. Februar. Nummer 28.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Anfänge der Gegenreformation in Innerösterreich. I. Von J. Loserth. — Literarisches aus Siebenbürgen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Anfänge der Gegenreformation in Innerösterreich.

Von J. Loserth.

I.

1. Die Visitation der protestantischen Schule und Kirche durch die Jesuiten in Graz.

Wer es unternehmen wollte, die Anfänge des Protestantismus in Innerösterreich, vornehmlich in Steiermark, darzustellen und sich über allgemeine Erörterungen hinaus auf eine auch das Einzelne umfassende Erzählung einzulassen, der stünde, zumal für die ersten Jahrzehnte der Reformation, nicht geringen Schwierigkeiten gegenüber. Die protestantische Bewegung hatte sich mit urwüchsiger Kraft über das ganze Gebiet der österreichischen Alpenländer ergossen und alle Kreise der Gesellschaft mit sich fortgerissen. Wer da, etwa einige Jahrzehnte später, Umschau und Nachfrage gehalten hätte, wann und wie, da und dort im Lande, die neue Lehre ihren Einzug gehalten, hätte wohl keine, oder doch nur eine recht unbefriedigende Antwort erhalten, denn weder die zahlreichen Mandate der landesfürstlichen Gewalten, noch die Ortschroniken, an denen ja kein Mangel ist, geben hierüber eine sichere Auskunft. Ihre Angaben sind meist zu allgemein gehalten. Nur so viel lassen auch sie schließlich mit aller Deutlichkeit erkennen: wenn nicht ein vollkommener Umschwung aller kirchlichen Verhältnisse im Lande erfolgte, so dankte die Kirche dies weder der Umsicht noch der Thätigkeit ihrer eigenen Organe, denn diese versagten entweder, oder schlossen sich selbst der großen Bewegung an, sondern der Thätigkeit des Landesfürsten. In Steiermark, Kärnten und Krain lagen die Dinge eben nicht anders als in Tirol, wo sich im Anfang Alt und Jung, Arm und Reich, Bürger und Bauer, Adel und Priester der neuen Lehre freundlich erwies, freilich zumeist nicht jener Richtung, welche die Rechtfertigung des Menschen durch den Glauben allein auf ihr Banner schrieb, sondern jener, die von ihren Bekennern überdies noch ein opfermüthiges, heiligmäßiges Leben im Sinne des apostolischen Zeitalters verlangte — der sogenannten Wiedertäufer. In Steiermark, Kärnten und Krain waren es die Anhänger der Augsburgischen Confession, die nach siegreichem, mehr als vierzigjährigem Kampfe das Feld behaupteten.[1]) Diese „Confessionisten“ waren hier alle noch beseelt von Maximilians II. Lieblingsidee einer Vergleichung der getrennten Kirchen. Hier gehörte diese Phrase zu den beliebtesten Schlagworten und wurde noch vernommen auch dann, als sie in den katholischen Kreisen längst schon verstummt war. In der Mitte des 16. Jahrhunderts konnte man in Steiermark noch gelehrte Theologen finden, die das Allheilmittel kannten, die Kluft zwischen den beiden Kirchen zu schließen. Ein solcher Mann war Ruprecht v. Mosheimb, Domdechant zu Passau: Er meinte, der Papst sei ebensowenig im Recht als Luther und Zwingli oder die Wiedertäufer. Der Kaiser und die anderen Potentaten seien bisher durch den Papst und seinen Hansen gehindert worden, die Religionsspaltung beizulegen. Wer nur den Kaiser bewegen könnte, ihn ans Concil zu senden! Das war nun freilich die Stimme des Rufenden in der Wüste. Die Landschaft — mochte sie nun an seine Befähigung glauben oder, was wohl wahrscheinlicher ist, gerechte Zweifel hegen — wollte wenigstens ihren guten Willen beweisen und sandte ihm zur Förderung des guten Zweckes — 50 Thaler.

Der Protestantismus in Innerösterreich hat — merkwürdig genug — stets dem Kaiser Ferdinand I. den Ruhm zuerkannt, der neuen Richtung Licht und Luft gelassen zu haben. Das Irrige daran ist längst erwiesen. Man staunt über die Fluth von Mandaten, die jahraus, jahrein dagegen erflossen; sie hatten alle die Unterdrückung der neuen Lehre zum Ziel. Daß es mit Mandaten allein nicht gethan sei, hatte auch Ferdinand klar erkannt: daher sein Eifer für das Abendmahl unter beiden Gestalten, für die Priesterehe und die Abstellung der ärgsten Mißbräuche. Die deutsche Bibel und die deutsche Messe hätten freilich nicht fehlen dürfen. Unter Maximilian II. konnte die Stellung der Protestanten im Lande, soweit sie der Augsburgischen Confession zugehörten, als gesichert angesehen werden, denn so lange er lebte, verschloß sich auch der Erzherzog Karl, seit 1564 Herr von Innerösterreich, dieser Richtung nicht. Der größere Theil seines Hofstaates bestand aus Protestanten. Er verschmähte es nicht, bei protestantischen Hochzeiten zu erscheinen, oder bei einer protestantischen Taufe Gevatter zu stehen. Erst seit seiner Ehe mit der streng katholischen Maria von Bayern wurde das anders. Aber von einer Gegenreformation ist selbst da im Anfang noch keine Spur zu finden. In den zwei großen „Pacificationen“ von Graz und Bruck 1572 und 1578 erhielten der Herren- und Ritterstand mit seinen Angehörigen in ganz Innerösterreich nicht bloß Gewissensfreiheit, sondern auch freie Ausübung ihres Cultus, ja, indem er erklärte, auch die Bürger in den Städten und Märkten in ihrem Gewissen nicht zu beschweren, ihnen „mit ein Häkl zu krummen“, meinten auch sie der Vergünstigung theilhaftig geworden zu sein; und es ist ja kein Zweifel: Freund und Feind hat die Religionspacification so und nicht anders aufgefaßt. Damit war der Protestantismus in Innerösterreich auf seinem Höhepunkt angelangt.[2])

[1]) Die folgende Darstellung ruht durchaus auf den Acten des steiermärkischen Landesarchivs: Landtagsacten, L.-Handlungen, Protestantenacten, L.-Protokolle. Verordneten-Prot. u. s. w.

[2]) Die steirische Religionspacification 1572—1578, herausgegeben von J. Loserth in den Veröffentlichungen der hist. Landescommission für Steiermark. I. Graz 1896.

Wenn man nun auch den genauen Zeitpunkt des Eintritts der Reformation in den einzelnen Landschaften und Orten Inneröſterreichs nicht anzugeben vermag, ſo ſteht dagegen vollkommen feſt, daß die Gegenreformation daſelbſt unmittelbar an die Zugeſtändniſſe am Brucker Landtag anknüpft. Die Kunde hievon erregte in Rom und an anderen katholiſchen Höfen ein wahres Entſetzen. Der Erzherzog kam in eine Bedrängniß, die er Zeit ſeines Lebens nimmermehr verwunden hat. Man erwäge, ſchreibt der Nuntius an den Erzherzog Ferdinand, ob nicht Erzherzog Karl durch dies Vorgehen in Gemäßheit der Bulle Coena Domini in den Bann gefallen ſei (nescio quomodo se ab excommunicationibus in bulla Coena Domini eximere possit). Wenn die Stände den Zugeſtändniſſen noch eine weitere Deutung gäben, ſei es Pflicht des Erzherzogs, dem entgegenzutreten. Vor Gott und den Menſchen könne er nicht entſchuldigt werden, es bleibe ihm nichts anderes übrig, als ſeinen Irrthum zu erkennen und die Zugeſtändniſſe zu widerrufen. Der Nuntius gibt eine Reihe von Rathſchlägen, wie die Pacification „ohne Geſchrei“ (sine strepitu) zurückgenommen werden könnte. Der Herzog Albrecht von Bayern „kann ſich nicht genug wundern, wie Karl den Ständen derartige Zugeſtändniſſe habe machen können“, er ließ eine „Revocationsformel“ verfaſſen, die er freilich hernach ſelbſt bedenklich fand, wie auch Erzherzog Ferdinand, der übrigens „den groben Irrthum“ ſeines Bruders zugab, von ihrer Anwendung nichts wiſſen wollte. Wenn man erwäge, daß dem Herren- und Ritterſtande allein die Zugeſtändniſſe gemacht ſeien, die ſie im übrigen ſchon früher beſaßen, ſo übertreibe man die Bedeutung der neuen Conceſſion; man möge nur jeden Uebertreter unnachſichtig ſtrafen. Der Nuntius hielt das für nicht genügend: ohne Revocation werde der Papſt den Erzherzog kaum abſolviren, worauf Erzherzog Ferdinand meinte, dann müſſe die Revocation erfolgen, wie die Conceſſion ertheilt worden ſei: insgeheim; oder wenn das nicht angehe, müſſe Erzherzog Karl bei nächſter Gelegenheit den Ständen die Erklärung abgeben, es ſei ſein Recht nicht geweſen, ſolche Zugeſtändniſſe zu machen. Man begreift nun die Verſuche, die Erzherzog Karl in den nächſten Jahren machte, ſich ihrer wieder zu entledigen. Dem Nuntius gab er zunächſt die Verſicherung, daß er dieſen Stand der kirchlichen Dinge in Inneröſterreich bereits von Ferdinand I. überkommen habe. Sein Bemühen ſei geweſen, wenigſtens die Städte und Märkte zu retten, und mehr hoffe er durch das in Graz errichtete neue Seminar zu erreichen. Da dem Papſt am meiſten an der Erhaltung der katholiſchen Lehre in Görz, Trieſt und Fiume — ſchon der Nähe Italiens wegen — gelegen war, erklärte er, dieſen drohe keine Gefahr. Zugleich bot er alles auf, die Anfänge des Proteſtantismus auch in dieſen Gegenden niederzuhalten. In Inneröſterreich ſollte nun zunächſt den Bürgerſchaften die Cultusfreiheit, die ſie beanſpruchten, durchaus entzogen werden: der Nuntius und die Höfe von Innsbruck und München, dann vornehmlich der Erzbiſchof von Salzburg als „Ordinarius“ wirkten eifrig mit, wogegen die Landſchaft alle Kraft einſetzte, die Pacification in den ihr 1578 gewährten Grenzen zu behaupten; ja, ſie konnten es wagen, einen Exjeſuiten an die proteſtantiſche Stiftsſchule zu berufen. Die katholiſchen Prälaten klagten dann über das gewaltthätige „Fürbrechen“ der Proteſtanten. „In Städten, Märkten und Dörfern würden neue ungeweihte Prädicanten aufgeſtellt und die Kinder haufenweis auf die neue Religion gezogen“, die Patronatsrechte des Klerus würden verletzt, jeder Herr und Landmann handle mit Pfarr- und Kirchengütern nach ſeinem Gefallen, ſetze alte Pfarrer ab und neue ein. Der Ruin der katholiſchen Kirche könne da unmöglich ausbleiben.

In den letzten Monaten 1580 und den erſten des Jahres 1581 erfolgte der erſte große Anſturm auf die Stellung der Proteſtanten im Lande. Der Erzherzog hatte ſich genöthigt geſehen, den Wünſchen des Nuntius einigermaßen entgegenzukommen. Deſſen Forderungen gingen, wie man unter den Ständen berichtete, auf zehn Punkte: Abſchaffung der ketzeriſchen Geheimräthe, Aufhebung der „vermeinten“ Religionsconceſſion, Vertreibung der ketzeriſchen Schreier, wenn nicht aus dem ganzen Land, doch mindeſtens aus Graz, Verbot des Beſuchs ketzeriſcher Schulen und Kirchen, Verſtärkung der Feſtungen durch Truppen, die aus dem Schatze St. Petri unterhalten würden u. ſ. w. Zugleich waren die Jeſuiten eifrig bemüht, dem Erzherzog „den Gedanken, als ob im Land ein Aufſtand zu beſorgen ſei, aus dem Sinn zu reden“. Der Erzbiſchof von Salzburg verlangte durch eine eigene Geſandtſchaft die Aufhebung der den Proteſtanten gewährten Toleranz: „Der Nuntius und die Geſandten dringen unabläſſig in unſern Landesfürſten, daß die Religionspacification aufgehoben werde.“ So weit konnte dieſer nicht gehen, aber in ſeiner Reſolution vom 10. December 1580 auf die Klagen der katholiſchen Geiſtlichkeit ſtatuirte er, „daß in allen Haupt- und anderen Städten, Märkten, Herrſchaften, Dörfern und Flecken allein die katholiſche Religion exercirt und nur den Herren und Landleuten, ſo allhie (in Graz) hauſen werden, geſtattet ſein ſolle, einen oder zwei Prädicanten zu halten, die ihnen und ihrem Geſinde im Landhaus predigen, ſonſt aber niemanden zulaſſen, geſchweige denn ſich pfarrlicher Rechte anmaßen dürfen“. „Herren und Landleute dürfen in ihren Häuſern für ſich und ihr Geſinde Prädicanten unterhalten, ohne aber andere zuzulaſſen, aller Eingriffe in die Patronatsrechte der Katholiken müßten ſie ſich enthalten.“ Dagegen wehrte ſich die Landſchaft auf das kräftigſte: „Wir ſind genugſam befreit, ſo daß wir auf unſern Gründen Kirchen bauen können; zu dieſen gehören Prediger, die den Gottesdienſt verrichten. Wie können wir uns in die Häuſer einſperren laſſen, als ob wir die übelſten Leute ſeien?“ Sie wenden ſich an Georg Khevenhüller, der bei den Verhandlungen des Jahres 1578 zugegen geweſen, bitten die Stände der benachbarten Länder um Intervention und ſenden an den Nuntius und die Salzburgiſchen Geſandten geharniſchte Proteſte: In Schul- und Kirchenſachen hätten dieſe nichts drein zu reden. Man wolle die Stiftskirche ſchließen, und doch habe man ſie aus eigenen Mitteln erworben; dem Nuntius werden verſchiedene Drohungen, die er gegen die Landſchaft laut werden ließ, vorgehalten. Man werde genöthigt ſein, ſich an das heilige römiſche Reich zu wenden, unter deſſen Schutz und Schirm man ſtehe. Dem Erzbiſchof von Salzburg wird vorgeworfen, daß er den Erzherzog „dringe und zwinge, die pacta und die Pacification nicht zu halten“. Am 29. December hielt der Landmarſchall Hans Friedrich v. Hofmann, ein bedeutender Diplomat und noch größerer Redner, eine ergreifende Anſprache an den Erzherzog.[1]) „Nie ſei dieſem Lande ein ſchrecklicherer Handel vorgekommen, daraus man wie in einem Spiegel das Verderben des Vaterlandes ſehen möge. Dieſem Lande liegen vor allem die ererbten Freiheiten am Herzen, Rechte und Gewohnheiten, welche die Vorfahren mit ihrem Blut erworben. Unter allen Freiheiten die Krone und unſer höchſter Schatz iſt unſre Religion, ſie bekennen und ausüben zu dürfen. Was ſollen uns die andern Freiheiten, wenn einer uns dieſe nimmt? Die Hiſtorien geben Auskunft, wie der Wortbruch geſtraft wird. Das Land ſtehe am Rand des

[1]) Die Rede iſt, wie ſie gehalten wurde, niedergeſchrieben worden: „Am 29. December hab' ich Hans Fr. Hofmann ohngefährlich mit dieſen Worten geſprochen, welche ich auf Bitten der Landleute zu Papier gebracht, damit es a malevolis nicht anders ausgelegt werde.“

Verderbens. Längst wäre es zu einem Aufruhr gekommen, hätten die Prädicanten nicht zur Geduld gemahnt, und diese wolle man ausschaffen. Man möge den Funken nicht entzünden, aus dem ein mächtiges Feuer entsteht. Das möchte wohl dem Erbfeind den Weg ins Land zeigen ꝛc.“ Die Antwort des Erzherzogs lautete ungnädig genug. Ein „Herr aus Kärnten“ schrieb damals nach Klagenfurt: „Die Abgesandten der Bürgerschaft sind soeben mit den Herren und Rittern in die Burg gegangen, aber nicht in das Zimmer gelassen worden, so daß sie bei dem Fußfall nicht sein konnten. Bis dato hat man keine Antwort; die Sache sieht einem bösen und verwirrten Wesen gleich. Dazu thuet der Nuntius, der zuvor in Frankreich und den Niederlanden etliche Blutbäder stiften geholfen, mit den Seinigen (den Jesuiten) getreulich rathen. Die Botschaft des Papstes habe sich vernehmen lassen, dieser Handel zur Ausrottung der Augsburgischen Confession sei sonderlich vor zwei Jahren ins Werk zu richten berathschlagt worden.“ „Man ruft uns,“ schreiben die Stände, die damals nur noch fünf katholische „Landleute“ unter sich zählten, „als Aufrührer aus, als Ketzer, denen nicht Treue, Glaube noch Zusagen zu halten seien; sollte es aber zu einer Prob' kommen, werde der Erzherzog klarer, als die helle Sonne am Himmel steht, sehen, daß nicht sie, sondern ihre Gegner — die Jesuiten — auf nichts anderes, denn auf Aufruhr denken.“ Der Erzbischof von Salzburg nahm das Vorgehen seiner Gesandtschaft kräftig in Schutz: sie seien nach Graz gesandt, den Erzherzog zu ermahnen, daß die Katholiken in ihren Rechten geschützt werden. Erzherzog Karl unterließ nicht, die Stände wegen ihres Schreibens an den Erzbischof zu rügen und sprach diesem sein Bedauern darüber aus. Noch steht, schreiben die Salzburger, unsre Sache günstig. Als die Stände den Fußfall gethan, habe der Erzherzog sie, einen nach dem andern, aufstehen geheißen: „Er sei nit Gott, daß sie ihn anbeten sollen. Nescitis quid petatis.“ Eine noch eindringlichere Rede hielt Hofmann am 7. Jänner 1581. „Man dürfe der Landschaft nicht verargen, daß sie an ihren Rechten und Freiheiten festhalte, sie sind des Landes Krone und höchster Schatz. Wozu hätten unsre Voreltern deßwegen so viel Blut vergossen, wozu bedürfte es bei der Erbhuldigung eines leiblichen Eides, wenn man sich im Nothfalle nicht auf sie berufen dürfte? Eine solche Freiheit des Landes sei, daß niemand — ohne Recht — seiner Habe entsetzt werde. Nun habe die Landschaft schon seit Jahren und noch vor dem Regierungsantritt Sr. Dt. die Stiftskirche und das Religionsexercitium in ruhigem Besitz gehabt. Bei der Huldigung sei der Eid geleistet worden, uns dabei bleiben zu lassen, schützen und schirmen zu wollen. Soll das Decret vom 10. December in Kraft bleiben, so würden sie unmittelbar, ohne Recht, unverhört und ohne zu wissen, wer der Kläger sei, ihres Eigenthums entsetzt und ihres Rechts beraubt.“ Der Redner erinnert an die Verträge von 1572 und 1578. „Sollten diese Zusagen nicht gehalten werden, so könnten sie Zeit ihres Lebens an keine Zusagen mehr glauben. Dieser Handel soll ihnen allezeit so tief und hoch im Herzen angelegen sein, als hinge ohne Unterlaß eine Tafel vor ihren Augen mit der Inschrift: halte, was du hast gesagt. Die Landschaft beziehe sich auf das Versprechen, sie allesammt, Weib, Kind, Gesind, Unterthanen und Religionsverwandten in ihrem Gewissen unbeschwert zu lassen ꝛc. Als J. Dt. der Landschaft sagte: „Was meine geheimen Räthe mit Euch gehandelt, ist mit meinem Vorwissen geschehen. Ich will solches auch fürstlich, beständig, treulich und ungefährlich halten“, sei ihr das werthvoller gewesen, als Brief und Siegel. Sollte es dazu kommen, daß so lautere und wohlfundirte Pacificationen, Freiheiten und ersessene Gebräuch' durch diese Resolution aufgehoben werden, wie lange könnten wir uns noch des gar eng gezogenen Zulassens zweier Prediger in dem Landhaus und in unsern Häusern getrösten? Was den Herren und Landleuten recht, muß doch auch unsern übrigen Religionsverwandten billig sein; was aber im Stifte Unrecht, wer kann glauben, daß es auf dem Landhaus und in unsern Häusern lange recht sein solle? Fürwahr, wir könnten uns unsrer Freiheiten und Rechte nimmermehr erfreuen.“ Der Redner verweilt lange bei der Theilnahme des Nuntius an diesen Irrungen und fährt dann fort: „Wenn ein Prädicant strafbar ist, soll die ganze Landschaft, sollen tausende Gewissen es entgelten? Der gebührlichen Bescheidenheit soll man sich bedienen. Aber was thue man auf gegnerischer Seite? Mit den Händen zeige man auf der Kanzel, wie man gegen uns verfahren solle.“ In diesem Sinne endete der Redner. Bei den Worten: „Wir bitten abermals durch Gott, um seiner Barmherzigkeit und des jüngsten Gerichtes willen, die F. Dt. wolle uns erhören“, sanken alle Anwesenden in die Knie. Der Erzherzog ging „der Kammer zu und schlug, da wir nicht alsbald aufgestanden, im Zoen die Thür zu“. Die Rede Hofmanns verfehlte ihre Wirkung doch nicht, namentlich machten die Worte, daß man jeden Angriff auf die protestantische Kirche und Schule nicht „zugeben, noch gestatten könne“, einen unverkennbaren Eindruck. Auch dem Erzbischof von Salzburg gegenüber beharrte die Landschaft fest auf ihrem Standpunkt: Jetzt so wenig als früher könne sie ihn als Ordinarius anerkennen. Wenn er Beschwerden habe, soll er als Mitlandmann sein Recht suchen. So sehr nun auch Erzherzog Karl dem Erzbischof von Salzburg versicherte, er werde steif und fest bei dem verharren, was zur Handhabung und Erhaltung der katholischen Lehre in diesem Lande diene: die Verhältnisse waren auch hier die stärkeren. Es hatte großen Eindruck gemacht, als die Stände versicherten, sich die Einziehung ihres Kirchendienstes nicht gefallen zu lassen. Der Erzherzog hatte an den Niederlanden ein deutliches Beispiel, wohin das starre Festhalten an einem fast dem ganzen Lande verhaßten System führe, und hatte einst im Auftrage Maximilians II. die Aufgabe übernommen, die spanische Politik zu einer größeren Milde zu bewegen: kein Wunder, er scheute auch jetzt vor dem äußersten zurück. Die Herren und Landleute erklärten, sie hätten niemals an eine Rebellion, wie man ihnen zumuthe, gedacht, seien aber nicht gewillt, sich ihr Religionsexercitium nehmen zu lassen. Sie hatten mit dem Recht der Steuerbewilligung das Heft in der Hand, und Hans Friedrich Hofmann führte es so trefflich, daß sein Beispiel noch 1592 allgemeine Bewunderung fand. Auch auf die Stimmung in den bürgerlichen Kreisen mußte vorläufig noch Rücksicht genommen werden, und diese war in hohem Grade erregt. Am 17. Jänner melden die Salzburger nach Hause: Vor etlichen Tagen, als der Bischof von Gurk von den Jesuiten hinweg nach Hause gehen wollte, hätte sich eine Schaar von Handwerkern vernehmen lassen: „Das ist einer von den Pfaffen, die uns vertreiben wollen“, und hätte zu dem Dolche gegriffen. Schließlich stellten sich die Stände zu den Prälaten im Lande auf einen modus vivendi: „Sie sollten gute Mittler sein, und weil wir (die Protestanten) so hoch betheuerte fürstliche Zusagen von einem Jahr zum andern hätten, könnten wir so liederlich davon nicht weichen.“ Nach längeren Verhandlungen befahl Karl am 1. Februar die „Einstellung“ seines Decrets vom 10. December 1580. In Religionssachen habe alles in dem Stand zu verbleiben, in dem es vor diesem Decret gewesen. Mit Dank übernahm die Landschaft das neue Decret; in der Abordnung der Stände, der es übergeben wurde, fehlten die Vertreter der Bürgerschaft — es war dies ein Act des Entgegenkommens dem Erzherzog gegenüber. Die Stände überließen ihm gern — und die

Digitized by Google

geheimen Räthe hatten ausdrücklich darum angesucht — diesen „Nachstreich". Es war der letzte bedeutendere Erfolg des Protestantismus. Recht bitter empfand Erzherzog Ferdinand das Zurückweichen seines Bruders, „es zweifle ihm nicht, daß er zu solcher Einstellung gleichsam gezwungen und gedrungen worden. ... Den Ständen aber werde hiedurch ein mehrer Herz gemacht. ... Es wäre besser gewesen, man hätte sich mit den Ständen in keine Disputation über die kirchlichen Fragen eingelassen."

An Versuchen, das öffentliche Kirchenexercitium in Graz und den anderen Städten den Bürgern zu entziehen, fehlte es denn auch in den nächsten Jahren nicht. So viel aber war sicher: in einem einzigen Zuge konnten die Jesuiten nicht ans Ziel gelangen. Ihre Angriffe sind in der Folge weniger stürmisch, aber um so gefährlicher, sie werden um so häufiger vorgenommen, je schwächer der Widerstand der protestantischen Partei wird. Es ist gar kein Zweifel, daß die Durchführung der sogenannten katholischen Reformation in Innerösterreich, die der Hauptsache nach unter Ferdinand II. in den Jahren 1598—1600 erfolgte, bei einer längeren Regierung Erzherzog Karls II. auch nur eine Frage der nächsten Zeit gewesen wäre. Ein Einblick in die betreffenden Bestimmungen seines Testaments gibt hierüber die erwünschten Auskünfte. Alle Anordnungen zur Durchführung der Gegenreformation, die man kurz als das Ferdinandeische System bezeichnet, rühren noch von Erzherzog Karl II. her. Noch unter seiner Regierung hatte ein ganz anders geschulter Klerus als es der frühere war, seinen Einzug in die Bisthümer, Abteien und Pfarren des Landes gehalten, der höhere Unterricht wurde für alle Unterthanen mit Ausnahme des Herren- und Ritterstandes in die Hände der Jesuiten gelegt, die Protestanten aus allen Stellen bei Hof, und soweit dem Landesfürsten ein Einfluß zustand, auch aus denen der Landschaft verdrängt, in den landesfürstlichen Städten und Märkten nur katholische Magistrate geduldet und die protestantischen Bürger durch alle Mittel der Ueberredung und Drohung dem katholischen Glauben zugeführt, dabei aber immer der Grundsatz betont, daß im Land des Glaubens wegen „niemandem ein Härl gekrümmt werde".

In wirklich zielbewußter Weise ging übrigens die Regierung erst seit 1586 vor. Mit diesem Jahre beginnt der Siegeszug der Gegenreformation, deren erster und wichtigster Erfolg die Errichtung der Universität Graz war; von nun an vergeht bis zum Tode des Erzherzogs Karl kein Jahr ohne die schwersten Bedrängnisse der Protestanten.

Schon am 1. Jänner 1587 verkündete ein Generalmandat, daß kein Bürger hinfort seinen Sohn an eine andere als die Grazer Hochschule senden dürfe. Binnen 14 Tagen bezw. drei Monaten sollten die Bürger ihre Söhne von den „Winkelschulen" abberufen — das hieß nun aber doch der tüchtigen protestantischen Stiftsschule in Graz das Lebenslicht ausblasen.

Um den Zutritt von Protestanten in Städte und Märkte zu verhindern und den protestantischen Bürgern schon jetzt den Aufenthalt daselbst zu verleiden, wurde dem bisherigen Bürgereid ein Artikel angehängt, der, wie die Bürger klagten, ihrem Gewissen „durchaus zuwider" war. Er lautete: „Vor allen Dingen aber mich keiner verführerischen Sectischen Lehr und Opinion, sondern des alleinseligmachenden, christlichen, katholischen, allen Glaubens und Religion theilhaftig machen, also auch die Stiftskirche allhier und alle anderen Zusammenkünfte, darinnen wider die katholische römische Religion gehandelt und traktirt wird, gänzlich meiden will, so wahr mir Gott helfe und sein hl. Evangelium." Vergebens waren die Bitten der Landschaft „für die armen Handwerker". „Den alten Bürgereid zu schwören, seien sie jederzeit bereit, ihren letzten Blutstropfen wollen sie hingeben, nur von dieser ihrer großen Herzensbedrängniß möge man sie befreien und in Kraft der Pacification von 1578 in ihrem Gewissen unbedrängt lassen."

Nicht besser lagen die Dinge für die Protestanten auch in den anderen Theilen des Landes. Schon jetzt — 1587 — wurden, ganz wie im Jahre 1598, in einzelne Städte landesfürstliche Commissionen abgeordnet, um das Kirchen- und Schulwesen im katholischen Sinne zu organisiren und den neu aufzunehmenden Bürgern den beschwerlichen Bürgereid aufzulegen. Die schwachen Elemente gaben schon jetzt den Kampf auf. Kein protestantischer Stadtschreiber wird geduldet, kein sonstiges Stadtamt darf an einen Protestanten verliehen werden. Die Fälle mehren sich, wo die katholischen Pfarrer mit größerer Schneidigkeit ans Werk gingen, als der Regierung lieb war. Am 11. August meldet der Bischof von Laibach als Präsident der Regierung den Bürgern von Marburg: „Der Pfarrer von Marburg soll sich unterstanden haben", den Prediger „im Traafeldt" zu mißhandeln. „Das ist nicht aus meinem Geheiß geschehen." Die „Sectischen" Schulmeister reicherer Privatbürger mußten insgesammt ausgeschafft werden.

Der Abfall der schwächeren Elemente vom Protestantismus griff dessen starken Bekennern ans Herz. Am 16. Juni 1589 predigte der evangelische Pfarrer über das Evangelium Marci am 8. Cap.: „Das Volk sei Christo in die Wüste gefolgt, das Evangelium zu hören, sie haben ihre Wirthschaft und alles daheim verlassen aus Lieb zum Evangelium, jetzunde aber werden ihrer viele gefunden, wenn sie nur zu großen Aemtern können befördert werden, so verlassen sie das Evangelium und werden päpstisch. — Item, viele, wenn sie eine reiche katholische Heirath wissen, so verlassen sie gleichfalls das Evangelium und fallen zum Papstthum; die Bettler, wenn ihnen der Richter oder Bürgermeister das Stadtzeichen nicht gibt, werden päpstlich, gehen hinauf zu den Jesuitern und verlassen das Evangelium. — Item, viele von den Bürgern entäußern sich unsrer Kirche und verlassen das Evangelium, dieweil ihnen bei 200 Gulden Straf auferlegt ist, nicht in unsre Kirche zu kommen. Diese Leute lieben 200 Gulden mehr als das Evangelium." Solche Predigten machten begreiflicherweise nicht bloß unter den Betroffenen unliebsames Aufsehen: es liefen Denunciationen bei der Regierung ein. „Die scharfen und harten Anzüge," schreibt der evangelische Pfarrer am 30. August, „rühren ohne allen Zweifel von unsern grimmigen, bittern und geistigen Feinden, den Jesuitern, her, deren Dichten und Trachten bei Tag und bei Nacht dahin geht, nicht allein unsere Personen, sondern auch die Kirche und Schule der Landschaft allhier in das äußerste Verderben zu setzen. Wenn diese Anzüg' gegen uns begründet wären, verdienten wir in der That gebührliche Straf. Bei unserm Gewissen können wir aber sagen, wir haben, wenn Zeit und Ort es gestatteten, die Irrthümer des Papstthums gestraft und auch nach unsrer Pflicht von der erschrecklichen Abgötterei der Jesuiten nicht geschwiegen — doch immer nur, soweit es der Brucker Vertrag gestattet. Die genannten Artikel haben wir gepredigt, sie sind aber weder heftig noch feindlich. Es ist unsre Pflicht, die Leute vor dem Abfall zu warnen. Thäten wir das nicht, so wären wir rechte Lumpenprediger. Daß sich männiglich darüber geärgert, sei nicht zu glauben. Vielleicht hat es unsre Mameluken verdrossen, die es im Verein mit den Jesuitern bei der F. Dt. so hoch aufgebauscht haben.

Mehr Widerstand leisteten jetzt schon die Bauern. Als man — 1587 — auch die der Abtei Rottenmann entfremdeten Pfarreien von Lassing, Liezen und Offenberg wieder an katholische Pfarrer zu geben versuchte, griffen die protestantischen Bauern einfach zu den Waffen, und die landesfürstlichen Commissäre gefährdeten ihr Leben. An einzelnen Orten ging die Gegenreformation nicht ohne die

schwersten Belästigungen der Bauern weiter. In den „Beschwärartikeln der Pfarrmenge von St. Peter unter dem Kammersberg" liest man[1]): „Wenn einer (ein Protestant) sein Kind bei seinen Glaubensgenossen zu Tauf bringt, hat man etliche nicht allein in die Gefängnuß gelegt, sondern auch bis in 2, 3, 4 und 5 Gulden gestraft." „Als im verflossenen Jahr am Montag nach Oculi (1589 März 6) die Hofrätth' allhie gewest, haben sie der Nachbarschaft als Peensall 5 Ducaten aufgelegt, zwischen jetzt und Ostern zum päpstischen Pfarrern zum Sakrament zu gehen. Wer das nicht thäte, dem soll in dem Stifte die Straf abgefordert und er von Haus und Hof geurlaubt werden."—„Der Pfleger hat uns keinen Schuldbrief gefertigt, läßt auch keinen in das Urbari schreiben, wenn einer ein Heimdwesen kauft, noch jemandem sein Erbgut erfolgen, denn allein er wolle sich geloben, seines Glaubens zu sein." — „Er hat die armen Herbriger (Keuschler) in der Hofmark angetastet: wenn sie das Sacrament nicht binnen 14 Tagen (nach seiner Weise) nehmen, sollen sie aus der Hofmark ziehen."

Noch lebhafter lauten die Klagen der Oberwölzer — nur tragen sie einen mehr persönlichen, gegen den Pfarrer gerichteten Zug an sich. „Wenn Ihr, ruft dieser Pfarrer von der Kanzel herab, Eure ketzerische Religion nicht lasset, will ich Euch solche Possen spielen, daß Ihr Zeit Eures Lebens daran denken werdet." „Da nun das Wetter die vier Jahr her (also auch hier reicht die „Reformation" auf 1587 zurück) so stark geschlagen, hat er von der Kanzel gemeldet, wie die Traidsäck heuer wenig füllen werden. Wissen des niemandes Schuld zu geben, denn allein des Pfarrers." Die Kosten der Begräbnisse seien gradezu unerschwinglich. Der Gemeinde ruft der Pfarrer zu: „So lang die Welt besteht, hat es keinen verdammteren Ketzer gegeben als Martin Luther." „Der Pfarrer verhält sich gegen uns mehr zum Rebell als zum Fried." „Vierzehn Rohre mit Pulver und Blei hat er zu etwaigem Gebrauch gegen seine Pfarrkinder in Bereitschaft."

Bei der Regierung blieben diese Klagen ungehört. Von allen Seiten laufen Allarmnachrichten bei den ständischen Verordneten ein. Es wird nach alledem deutlich: das methodische Vorgehen zur Verdrängung des Protestantismus tritt seit dem 1. Jänner 1587 an die Stelle unsicheren Tastens. Die Decrete von diesem Datum suchen nicht bloß den Protestanten Abbruch, sondern auch weiterer Verschleuderung kirchlichen Gutes Einhalt zu thun.

Literarisches aus Siebenbürgen.

Gegenüber den mindestens tactlosen, wenn nicht gewissenlosen Behauptungen, die hin und wieder in deutschen Blättern zu lesen sind, von dem Rückgang des nationalen Lebens und des nationalen Gedankens unter den Sachsen in Siebenbürgen sei auf die Literatur der letzten Monate hingewiesen, um zu zeigen, wie tief jenes nationale Leben da wurzelt und Früchte bringt.

Bekanntlich bildet der Verein für siebenbürgische Landeskunde den Mittelpunkt dieses literarischen Lebens, das seit mehr als 50 Jahren (der Verein besteht seit 1842) von ihm die tiefsten Anregungen empfangen hat. Soeben ist das 3. Heft des 25. Bandes des „Archivs des Vereins für siebenbürgische Landeskunde" erschienen; der ganze Band ist der Mittheilung von Briefen aus dem Heidendorf'schen Nachlaß gewidmet. Die Familie ist Jahre lang im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens unter den Sachsen gestanden und die Publication umfaßt die Zeit von 1737—1800. Je ärmer die Literatur der Sachsen bisher an solchen Zeugnissen aus der Vergangenheit war, um so werthvoller sind diese Briefe, die das Fühlen und Denken, das private Leben jener Zeit, hundert kleine Beziehungen und Züge in einer Art zeigen, die das Bild der Vergangenheit wesentlich ergänzt. Zum Interessantesten gehören die Beziehungen zum geistigen Leben Deutschlands, die sich in den Briefen vielfach spiegeln, das Bestreben, den geistigen Zusammenhang mit dem Mutterland zu wahren.

Von größeren Arbeiten, die der Verein im Augenblick aufgenommen hat, sind zwei zu nennen, die auch für weitere Kreise von Bedeutung sind, einmal die Beschreibung und Würdigung der sächsischen Burgen, dann die endliche Herausgabe des siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuchs. Die Burgen im Siebenbürger Sachsenland sind ein Wahrzeichen alter Freiheit in demselben. Durchweg Bauernburgen — es hat im Sachsenland weder einen Adel, noch eine Hörigkeit gegeben — zum Schutz des Landes und der Freiheit aufgebaut, schließen sie ein gut Stück Culturgeschichte in sich. Als erste hat der Verein „Die Rosenauer Burg" (Wien, Gräser) herausgegeben (von Jul. Groß und Kühlbrandt), mit Bildern, so daß das Werk eine werthvolle Bereicherung der Literatur ist.

Die Wörterbucharbeit ist von den jungen Kräften, die gerade auf diesem Gebiet hervorragend sind (Dr. A. Schullerus, Dr. Scheiner, Dr. Keintzel, von älteren Dr. Roth) mit der Fülle nicht nur der Begeisterung, sondern auch wissenschaftlicher Rüstung unternommen worden, die nun wohl den Erfolg verbürgt. Man darf wohl hoffen, daß ein solches Werk, wenn es einmal zum Druck kommt, auch auf materielle Unterstützung aus Deutschland rechnen darf.

Die sächsischen Städte beginnen allmählich eine Ehrenpflicht darin zu sehen, ihre Geschichte bearbeiten zu lassen. Hermannstadt stellt seit einer Reihe von Jahren in sein Budget eine Summe ein zur Schaffung der Mittel für das Unternehmen. Kronstadt wendet noch mehr darauf und hat die Arbeit in großem Stil begonnen, indem es zunächst „Quellen zur Geschichte Kronstadts" herausgibt. Der 3. Band (1124 S. groß quart; Kronstadt, Heidner) ist soeben erschienen und enthält Rechnungen aus dem Kronstädter Archiv von 1541—1550 sammt einigen Nachträgen zu den früheren Bänden, welche jene Rechnungen bis 1541 geführt. Eine Fülle prächtigsten Lebens tritt aus den scheindar trockenen Zahlen und Aufzeichnungen hervor. Alle Gebiete des Lebens erhalten neue Beleuchtung, vor allem auch wirthschaftlich-statistische Fragen. Steuerverzeichnisse, die bis ins 15. Jahrhundert zurückgehen, lassen die Bevölkerung erkennen, Zollabgaben an der Grenze in eingehender Weise den Handel, seine Beziehungen und Träger. Die Culturgeschichte im engeren Sinn hat eine unerschöpfliche Fundgrube in diesen Quellen.

Aus derselben Zeit bietet Joh. Höchsmann ein geistvolles Lebensbild: Johannes Honter, der Reformator Siebenbürgens und des sächsischen Volkes. (Wien, Gräser 1896. 124 S.) Honter (latinisirt Honterus) ist 1498 geboren, und das sächsische Volk rüstet sich, den 400jährigen Geburtstag zu feiern. Da kommt dieses Schriftchen sehr gelegen. Den Hintergrund zur Schilderung des Lebens des sächsischen Reformators bildet die Schilderung der Zeitverhältnisse Siebenbürgens, des sächsischen Volkes. Das Capitel erinnert in seinem Glanz und seiner Tiefe an das einleitende in der Lutherdiographie von Lenz. Was die Reformation dem sächsischen Volke war, wie sie die Grundlagen seines Lebens neu legte, wie die Schule und das bürgerliche Leben durch sie umgestaltet wurde, das alles ist in glänzender Darstellung in dem Büchlein enthalten. Die Begeisterung des Lutherjahres rinnt durch seine Blätter. Und wer bei der mitreißenden Rhetorik des geistvollen Buchs zuweilen bedauert, daß nicht mehr Einzelheiten besonders dem ferner

[1]) Alles nach den Acten des steiermärkischen Landesarchivs zu Graz.

stehenden Leser das Bild des Mannes und der Zeit vervollständigen helfen, der mag es damit erklären, daß die Quellen für das persönliche Leben des Helden gar zu spärlich fließen. Seine Schriften aber hat der Verfasser in meisterhafter Weise ausgeschöpft. Das Buch ist zugleich ein Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte. Denn die Wellen, die brandend und wogend an die Karpathen schlagen, sind ausgegangen von der deutschen Bewegung, sind Ausläufer deutschen Geisteslebens. Luther und sein Freundeskreis hat mit Honter Briefe gewechselt, es kommt darin der geistige Zusammenhang auch äußerlich zum Ausdruck. Und wie sehr das damalige Geistesleben in Siebenbürgen gleichwerthig mit dem in Deutschland war, beweist gerade des Honterus Stellung als Geograph. Seine Kosmographie, seine Landkarten sind mustergultig gewesen und die letzteren haben dauernden Einfluß auf die Kartographie gehabt.

Aus Anlaß des hundertjährigen Geburtstags Stephan Ludwig Roths (geb. 24. Nov. 1796, gest. 11. Mai 1849) ist eine Biographie des Mannes von Franz Obert erschienen, ein zweiter Band enthält die Schriften Roths. Da an anderer Stelle davon schon die Rede war, so sei hier darauf verwiesen.

Auf ein anderes Werk aber sei die Aufmerksamkeit auch der deutschen Lesewelt gelenkt, das geeignet ist, auch hier sich einen Ehrenplatz zu erobern, auf Fr. W. Schusters Gedichte. (2. Aufl. Hermannstadt, Krafft.) Der Allg. Ztg. gebührt das Verdienst, gerade dichterischen Werken oft zur Anerkennung geholfen zu haben — es wäre wünschenswerth, wenn unter dem Wust undichterischer Dichtungen diesem Band ein Siegeszug beschieden wäre. Der Dichter, der hier mit der 2. Auflage vor die Welt tritt, ist ein 72jähriger Mann, ergraut im Dienst der Kirche und Schule — früher Gymnasialdirector in Mühlbach, jetzt Stadtpfarrer in Broos — als Forscher auf dem Gebiet sächsischer Volksdichtung und Mythen ein bekannter Gelehrter, ein fertiger Künstler und Denker in innerer Abgeklärtheit von seltener Art. Seine Gedichte rufen unwillkürlich den Vergleich mit Goethe auf. Nicht allein die Schlankheit des Aufbaues, der Wohllaut der Verse, die Leichtigkeit des Flusses, die ganze poetische Auffassung ist es, die zu jenem Vergleiche drängt. Es ist wirkliches Leben, das hier dem Leser entgegentritt, aber zum poetischen Leben durch das Künstlerauge verklärt, welches imstande ist, das eigentliche Leben, die Idee, die es erhellt, zu erkennen und zu verstärken. Dem Wirklichen wird hier poetische Gestalt gegeben. Alles ist einfach, schlicht, die Rede fließt, wie wir sie gewohnt sind, sparsam sind die angewandten Kunstmittel, eine herbe Frische kennzeichnet alle Gedichte.

Die Sammlung zerfällt in Lieder, Balladen, Im höheren Chor, Elegien, Tändeleien, Ghaselen und ihre Sippe, Sonette. Ueberall muß man staunen über die Sprachbeherrschung und die Gedankentiefe. Tiefer Ernst durchweht die Mehrzahl. Wie erschütternd heißt's im Seher:

„Vergebens, daß Weise
Und Unweise
Sich mühen, den finstern Tag zu verzögern,
Umsonst, daß Redliche
Und Unredliche
Rascher herauf ihn beschwören möchten;
Er kommt nicht früher,
Er kommt nicht später.
Aber wie Morgen
Folget dem Dunkel,
Und wie Gewitter
Folget der Schwüle,
Und wie die Strafe
Folget der Schuld,
So wird kommen, unabwendbar,
Was kommen muß."

Der Dichter zeichnet auch seine eigenen künstlerischen Wege, wenn er schreibt:

„Mich hat zu einer eignen Art
Die Mutter Natur geboren,
So hab' ich mich treu bis heute bewahrt
Zum Trotze der Weisen und Thoren.
Und reden sie hin und reden sie her,
Das ändert und wandelt mich nimmermehr;
Ihr Reden ist verloren.

Ihr Lieben! und wenn euch denn mißfällt
Mein Denken und mein Streben,
So hat die weite, breite Welt
Für viele Raum zu leben.
Da suche sich jeder sein eigen Ziel,
Und wer nicht mit mir gehen will,
Der gehe sein daneben.

Der Stieglitz hat einen rothen Schopf,
Einen blauen hat die Meise,
So trag' ich denn auch meinen Kopf
Nach meiner eignen Weise.
Es weiß seine Wege der redliche Mann,
Und wer ihn will irren, das geht nicht an,
Er bleibt in seinem Gleise."

Den Volkston hat Schuster in einigen Gedichten (so An Marienburg) so getroffen, daß sie Volkslieder geworden sind, so gerade das genannte, das an die Schlacht bei Marienburg (1612) anknüpft, wo die Sachsen gegen den Wütherich G. Bathori kämpften und ihr Führer Mich. Weiß fiel. Aus dem Herzen des Volkes ist das Gedicht „Begegnung", wo er an dem einstigen Freunde vorbeigeht:

„O, seit er die Muttersprache verrieth,
Den fremden Namen erworben,
Und seit er von seinem Volke sich schied,
Er ist mir gestorben, verdorben."

Was die Gedichte wollen, das sagt die prunklose und so tiefe — gerade darum so tiefe — Mitgabe zum zweiten Auszug der Gedichte:

„Doch geht nur hin und mög' es wohl euch glücken,
Zu bieten Menschen menschlichen Genuß,
Und wo ihr könnt ein reines Herz erquicken,
Dem bringt auch von dem Alten neuen Gruß.
Doch kehrt ein Stumpfer mürrisch euch den Rücken,
Den lasset seinem kläglichen Verdruß!
Sprecht: nichts für ungut — sprecht kein andres Wort,
Und setzet ungekränkt die Wandrung fort,
Bis besserer Empfang euch wird an besserm Ort!"

Zum Schlusse sei auf die letztjährigen Programme der ev. sächsischen Gymnasien hingewiesen, die das Schicksal der Programme in erhöhtem Maße theilen, nämlich nicht gekannt und nicht gelesen zu werden. Sie enthalten heuer (mit Ausnahme Kronstadts) die Geschichte der betreffenden Gymnasien: Hermannstadt von C. Albrich, Mediasch von G. Fr. Schuller, Schäßburg von Dr. R. Schuller, Mühlbach von F. Baumann, Bistritz von G. Fischer — durchweg Arbeiten, die Beachtung verdienen. Die Schwere der Entwicklung, die Opfer, das deutsche Geistesleben in Vergangenheit und Gegenwart zu erhalten, treten in diesen Einzeldarstellungen ergreifend dem Leser entgegen. Hält man zu all diesen Arbeiten jene, die auch in diesen Blättern schon gewürdigt worden sind: Hundert Jahre sächsischer Kämpfe, zehn Vorträge aus der Geschichte der Sachsen im letzten Jahrhundert; Schuller: die Entwicklung der sächsischen Landwirthschaft; die Bilder aus der vaterländischen Geschichte (unter Mitwirkung einer Anzahl Lehrer herausgegeben von Dr. Fr. Teutsch) — so erhält man immer wieder den Eindruck eines wachsenden Geisteslebens, das am Strom der deutschen Bildung sich nährt und von dem Hauch edelsten deutschen Geistes getragen wird. Fänden nur die Blüthen und Früchte desselben Beachtung und Förderung auch in Deutschland!

Mittheilungen und Nachrichten.

* Ueber die Thätigkeit der preußischen Staatsarchive im Jahre 1896 berichtet der Reichsanzeiger: Während des Jahres 1896 haben in den preußischen Staats-Archiven 798 amtliche und 1999 außeramtliche Benutzungen stattgefunden. Letztere setzen sich zusammen aus 677 Benutzungen, welche durch die Benutzer persönlich an Ort und Stelle erfolgt sind und 1322, welche durch die Archivbeamten auf schriftlichem Wege durch Uebersendung von Bescheiden und Berichten ihre Erledigung gefunden haben. Im ganzen benutzten die Archive 1668 Privatpersonen. Die Gesammtzahl der Arbeitstage aller persönlichen Benutzer betrug 9251. Die entsprechenden Zahlen des Vorjahres waren 758 amtliche, 1880 außeramtliche, 609 persönliche Benutzungen und 1271 schriftliche Berichte und Bescheide, 1598 Privatpersonen und 7905 Arbeitstage.

Die auf Veranlassung und mit Unterstützung der Archiverwaltung im Verlage von S. Hirzel in Leipzig erscheinenden „Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven" sind im Jahre 1896 um 3 Bände weitergeführt worden. Es sind erschienen: Band 64. Bär: „Die Politik Pommerns während des dreißigjährigen Krieges." — Band 65. Janicke: „Urkunden des Hochstifts Hildesheim und seiner Bischöfe." Nach dem Tode des Herausgebers Drucklegung und Anfertigung des Registers besorgt von Hoogeweg. — Band 66. Meinardus: „Protokolle und Relationen des Brandenburgischen Geheimen Raths aus der Zeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Vierter Band von 1647 bis 1654. — Ebenso ist noch dem durch das königlich preußische historische Institut in Rom und die königlich preußische Archivverwaltung herausgegebenen Werke: „Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Actenstücken" eine Fortsetzung erschienen, nämlich der Band 3 der dritten Abtheilung, bearbeitet von Schellhoß und enthaltend „Die süddeutsche Nuntiatur des Grafen Bartholomaeus von Portia, erstes Jahr 1573/74" (Verlag von A. Bath, Mohrenstraße 19 in Berlin).

Andere Arbeiten von Archivbeamten sind: Bär: „Leitfaden für Archivbenutzer." Leipzig bei S. Hirzel. „Beiträge zur Geschichte der Grafen und Herren v. Schack. II. Die Peillwitzer Linie." Schwerin bei Ritter. „Eine gleichzeitige Mittheilung über die Eroberung Landsbergs und Frankfurts im Jahre 1631" in den Schriften des Vereins für die Geschichte der Neumark, Heft 4. — Bailleu: „Briefe der Königin Luise an die Gräfin Voß" in der „Deutschen Rundschau". März. „Heinrich v. Treitschke" ebendaselbst, October-November. „Zur Geschichte Napoleons I." in der „Historischen Zeitschrift". Band 77. — Doebner: „Urkundenbuch der Stadt Hildesheim. Theil 6 (Stadtrechnungen 2)." Hildesheim. Gebr. Gerstenberg. „Alfelder Statuten und Willküren des 15. und 16. Jahrhunderts" in der „Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen". „Relation Bischof Franz Egons von Hildesheim über den Zustand seiner Diöcese von 1790." Ebendaselbst. — Gronies: „Die Einmarschkämpfe der deutschen Armee im August 1870. Mit besonderer Berücksichtigung französischer Quellen und nach persönlichen Mittheilungen" in dem Märzheft der Jahrbücher für die deutsche Armee und als Buch bei A. Bath, Berlin. — Grünhagen: „Der schlesische Adel vor hundert Jahren im Lichte der öffentlichen Meinung" in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens. Band 30. „Held als Ankläger Hoffe und das ‚gepriesene Preußen'." Ebendaselbst. „Die südpreußischen Güterverleihungen 1796/97" in der Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. Jahrgang 10. — Hurleß: „Bericht über die Heimfahrt des Kurprinzen Georg Wilhelm von Brandenburg nebst Gemahlin nach Cleve im Juli und August 1616" in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins. Band 32. — Hille: „Zur Geschichte des herzoglich Gottorp'schen Archivs und Gottorp" in der Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte. Band 26. — Hoogeweg: „Westfälisches Urkundenbuch, Abtheilung Minden." Heft 1. Münster i. W. Regensberg. — Imchim: „Das Marienburger Treßlerbuch der Jahre 1399 bis 1409." Königsberg. Thomas u. Oppermann (Ferdinand Beyer). — Keller: „Die Anfänge der Reformation und die Ketzerschulen" in den Monatsheften der Comenius-Gesellschaft. Band 5. „Die Berliner Mittwochsgesellschaft." Ebendaselbst. — Kiewning: „Seidenbau und Seidenindustrie im Netzedistrict von 1773—1806." Schluß, in der Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. Jahrgang 11. — Krezschmar: „Das älteste Stammbuch der Marburger Universität" in der Zeitschrift für hessische Geschichte und Alterthumskunde. N. F. Band 21. — Krusch: „Monumenta Germaniae historica, Scriptores rerum Merovingicarum." Band 3. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung. — Kuch: „Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm in Brüssel 1632" in den Beiträgen zur Geschichte des Niederrheins. Band 10. — Liebe: „Das Kriegswesen der Stadt Erfurt von Anbeginn bis zum Anfall an Preußen." Weimar, Felber. — Meinardus: „Die Legende vom Großen Schwarzenberg" im Octoberheft der preußischen Jahrbücher. — Meinecke: „Boyen und Roon" in der historischen Zeitschrift. Band 77. „Erwiderung auf Lamprecht: zum Unterschiede der älteren und jüngeren Richtungen der Geschichtswissenschaft." Ebendaselbst. „Heinrich v. Treitschke †." Ebendaselbst. — v. Mülverstedt: „Urkundenbuch des Geschlechts von Oppen". 2. Theil. Magdeburg bei Baensch. „Der kur- und livländische Adel im preußischen Heere beim beamtstehenden siebenjährigen Kriege" im Jahrbuch der kurländischen Gesellschaft für die Geschichte, Genealogie und Heraldik. „Zur mittelalterlichen Orts- und Adelskunde Westpreußens" in der Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins zu Marienwerder. 25. „Die von Mücheln und zum Mücheln-Scheidingen mit fünf Siegelabbildungen" im „Deutschen Herold". „Die von Restorff" und die „von Müllenheim" ebendaselbst. — v. Petersdorff: „Der Streit über den Ursprung des deutsch-französischen Kriegs" in den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Band 9. — Pfatenhauer: „Schlesier auf der Universität Erfurt im Mittelalter" in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens. Band 30. — Philippi: „Osnabrücker Urkundenbuch" Band 2. Osnabrück. J. G. Kisling. — „Die Osnabrücker Laischaften". Eine wirthschaftsgeschichtliche Studie. Osnabrück. Rackhorst'sche Buchhandlung. Prümers: „Eine Simultanschule in südpreußischer Zeit" in der Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. Jahrgang 11. — Redlich: „Zur Geschichte der St. Annen-Reliquie in Düren" in der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins. Band 18. — Ribbeck: „Johann Rodgee Toel in seinem Verhältniß zu der Politik seiner Zeit und in seinen Beziehungen zu den Bisthümern Minden, Münster und Paderborn in den Jahren 1660 bis 1678" in den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Band 8. — Richter: „Die Benedictinerabtei Maria Laach. Ein geschichtlicher Rückblick auf acht Jahrhunderte (1093 bis 1893)." Heft 254 und 255 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Homburg. Verlagsanstalt A.-G. — Sauer: „Die HH. v. Bellstein und Greifenstein." „Kleine Beiträge zur Genealogie des Hauses Nassau." „Das Schloß zu Hofheim." „Das Recht des Bannes Marsain; saec. 13" in den Annalen des Vereins für nassauische Geschichte und Alterthumskunde. Band 28. — Veltmann: „Aachener Processe am Reichskammergericht." 2. Abtheilung A—K in der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins. Band 18. — Wachter: „Actenstücke, betreffend den Minister a. Hoym, aus den Jahren 1770 und 1797" in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens. Band 30. „Plan zur Verbesserung des rechtlichen, religiösen und moralischen Zustandes in Schlesien 1791" in dem Correspondenzblatt des Vereins für die Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens. Band 5, Heft 1. — Wagner: „Simon Grunau's Preußische Chronik" Lieferung IX (Schluß). „Publication des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen. „Die Entwicklung der Vogteiverhältnisse in der Siegburger Propstei zu Hirzenach" in den Annalen des historischen Vereins vom Niederrhein. Band 62. — Warschauer: Das Capitel „Posen" in den Jahresberichten der Geschichtswissenschaft. 1894. „Uebersicht der Erscheinungen auf dem Gebiet der Posener Provinzialgeschichte. 1895." „Die mittelalterlichen Stadtbücher der Provinz Posen. Theil 1" und „Die Posener Ratsinnung" in der Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. 11. — Winter: Abschnitt „Allgemeines. Politische Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts" in den Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte. Leipzig. Göschen'sche Buchhandlung. — Wutke: „Die schlesische Oderschiffahrt in vorpreußischer Zeit. Urkunden und Actenstücke." cod. dipl. Silesine. Band 17. Breslau. — „Studien über die Entwicklung des Bergregals in Schlesien." Berlin, J. A. Stargardt. — „Die Bewerbung der Brieger Herzöge um die Magdeburger Domprapstei I." — „Zur Salzversorgung Schlesiens im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts" und „Ueber eine Urkunde Karls IV." In der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens. Band 30.

Außerdem haben Archivbeamte, ebenso wie in früheren Jahren, biographische Skizzen in der „Allgemeinen deutschen Biographie", sowie kleinere Mittheilungen und Recensionen in verschiedenen

Digitized by Google

historischen Zeitschriften veröffentlicht, auch die Redaction einiger historischer Zeitschriften geführet oder sich an einer solchen betheiligt.

* Ein Tagebuch von Cooks erster Weltumseglung, und zwar das von Sir Joseph Banks selbst geführte, ist jetzt, wie die „Köln. Ztg." berichtet, endlich an die Oeffentlichkeit gekommen, nachdem allerlei widrige Umstände 125 Jahre hindurch hindernd entgegengetreten waren. Schwerlich konnte für die Arbeit ein geeigneterer Mann gefunden werden, als der große englische Botaniker Joseph Hooker, der Begleiter von James Roß auf der berühmten antarktischen Reise. Der Werth der Veröffentlichung besteht darin, daß erst jetzt die Thätigkeit von Joseph Banks auf Cooks weltbekannter Entdeckungsfahrt gewürdigt werden kann und sich feststellen läßt, welcher Theil an dem Verdienst diesem Mann und welcher dem Capitän Cook, dessen Tagebuch übrigens ebenfalls erst vor einigen Jahren erschienen ist, zugerechnet werden muß. Die Reise hatte in erster Linie den Zweck, auf Tahiti einen Venusdurchgang zu beobachten. Joseph Banks gab dafür 200,000 M. zur Anschaffung von wissenschaftlichem Material und zur Ausrüstung von acht Begleitern. Die Reise währte drei Jahre und ging über Feuerland nach Tahiti, den Gesellschaftsinseln, Neu-Seeland, Australien, die Savo-Insel, Java und dem Cap der Guten Hoffnung. Banks studirte die Eingeborenen der verschiedenen Gebiete, ihre Sitten und Sprache, sammelte Notizen über Thier- und Pflanzenwelt, brachte besonders eine große Sammlung neuer Pflanzen zusammen und wagte auch einmal sein Leben, indem er ein zur Venusbeobachtung unentbehrliches Instrument zurückschaffte, das von einem diebischen Einwohner von Tahiti gestohlen war. Das Tagebuch ist ausgezeichnet durch gute Beobachtung der Natur und der Menschen und höchst anziehende Darstellung; alles in allem ist die Veröffentlichung eine Bereicherung der classischen wissenschaftlichen Literatur. Uebrigens ließ Banks nach seiner Rückkehr Abbildungen der neuen Pflanzenarten in 700 Tafeln auf Kupfer zeichnen; auch dieser Schatz hat niemals seine Verwerthung gefunden.

* In Frankfurt a. M. hat, der „Zeitschr. d. Vereins deutscher Ingenieure" zufolge, eine Berathung von Professoren der deutschen technischen Hochschulen und Vertretern des praktischen Maschineningenieurwesens stattgefunden, um eine Einheitlichkeit in den Aufnahmebedingungen herbeizuführen. Das Ergebniß der umfangreichen Berathungen sind folgende einstimmig beschlossene Sätze: 1) Als ordentliche Studirende an den technischen Hochschulen sind nur solche zuzulassen, die das Reifezeugniß einer Oberrealschule, eines Realgymnasiums oder eines Gymnasiums besitzen. 2) Junge Männer, die ein derartiges Reifezeugniß nicht erworben haben, dürfen als außerordentliche Studirende des Maschineningenieurwesens, einschließlich Elektrotechnik und Schiffbau, eingeschrieben werden, wenn sie sich über den Besitz wenigstens der wissenschaftlichen Befähigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst und über eine mindestens dreijährige erfolgreiche praktische Thätigkeit ausweisen können. 3) Zu den Diplom- oder Abschlußprüfungen sind außerordentliche Studirende nur ausnahmsweise im Falle hervorragender Leistungen zuzulassen. Außerdem wurde von der Versammlung einhellig der Meinung Ausdruck gegeben, daß die Studienpläne der technischen Hochschulen auf die Verschiedenheit der Vorbildung durch die Gymnasien, Progymnasien und Oberrealschulen in der Art Rücksicht nehmen sollten, daß es den Abiturienten der Realgymnasien und Oberrealschulen, die, in Mathematik, Naturwissenschaften und Zeichnen weiter ausgebildet, die Hochschule beziehen, ermöglicht werde, in entsprechend kürzerer Zeit ihre Studien zu vollenden als diejenigen der Gymnasien. Diese Ergebnisse sind von dem Vorstande des Vereins deutscher Ingenieure sämmtlichen deutschen Hochschulen mit dem Ersuchen mitgetheilt worden, den erwähnten Beschlüssen gemäß die Aufnahmebedingungen festzusetzen und die Studienpläne zu gestalten. Gleichzeitig ist den betheiligten deutschen Staatsregierungen von diesen Eingaben an die technischen Hochschulen Kenntniß gegeben worden.

* Tübingen. Die erledigte außerordentliche Professur für Mathematik an der hiesigen Universität ist dem Privatdocenten, tit. außerordentl. Professor, Dr. Maurer an der Universität Straßburg übertragen worden.

eh. Basel. Dem außerordentlichen Professor der Nationalökonomie Dr. Georg Adler wurde auf Ostern die von ihm begehrte Entlassung und dem Verband der hiesigen Universität gewährt.

* London. Der berühmte englische Chirurg Sir Spencer Wells ist am 2. Februar 79 Jahre alt in Cap Antibes in Frankreich gestorben. Nachdem er seine medicinische Ausbildung auf der anatomischen Schule in Dublin erhalten hatte, trat er als Arzt in die Marine ein. Während des Krimkriegs leitete er die Hülfshospitäler in Smyrna und an den Dardanellen. Nach dem Frieden zeichnete sich Wells hauptsächlich in der Gynäkologie durch seine geschickte Ovariotomie aus. Sein Hauptwerk über Frauenkrankheiten erschien 1865, 1885 seine „Diagnose und Behandlung der Abdominalgeschwülste". Dublin, Leyden, Charkow und Bologna ernannten ihn zum Ehrendoctor der Medicin. 1883 verlieh ihm die Königin die Würde eines Baronets. Seine Leiche wird seiner Anordnung gemäß verbrannt werden.

* Athen. Im April werden 50 Jahre verflossen sein, daß das hiesige französische Archäologische Institut gegründet wurde. Es werden große Festlichkeiten geplant, auch soll gleichzeitig hier ein internationaler archäologischer Congreß zusammentreten. In diesen Tagen ist das Programm dazu zwischen den Directoren der verschiedenen archäologischen Institute, dem Rector der Universität und dem Generalephorus der Alterthümer vereinbart worden. Das deutsche Institut, an dessen Spitze Prof. Dörpfeld steht, wurde bekanntlich erst 1874 auf Betreiben von Ernst Curtius als Zweiganstalt des römischen Instituts gegründet.

* Buenos Aires. Der 1892 hier verstorbene Naturforscher H. Burmeister erhält ein Denkmal in der Halle der Universität.

* Bibliographie. Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. Th. Gsell Fels: Riviera, Südfrankreich, Corsica, Algerien und Tunis. 4. Auflage von „Südfrankreich". Mit 25 Karten und 30 Plänen. (Meyers Reisebücher.) Leipzig u. Wien, Bibliogr. Institut 1897. — W. v. Scheel: Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit. 5. Heft. Der Feldzug von Sedan. Mit Uebersichtskarte u. 3 Skizzen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1897. — Der Wagenbau auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896. Hggb. von der Deutschen Wagenbau-Zeitung „Der Wagenbau". Berlin, A. Nesselmann. — Almanach der Bäder, Sommerfrische- und Luftcurorte Tirols. Hggb. vom Landesverband für Fremdenverkehr in Tirol. Mit 53 Illustrationen von Wilhelm Humer. Ausg. für 1896—97. Innsbruck, Wagner. — Rudolf v. Zülow: Lehrbuch der französischen Sprache für Post- und Telegraphenbeamte. Zum Schul- und Selbstunterricht. 3. Aufl. Wien ꝛc., A. Hartleben.

Biographie Adolf von Warnstedt's

geb. 1813, † 1894.

Am 20. Mai 1894 verstarb, mehr als 81jährig, zu **Göttingen** der langjährige **Curator** der Georgia Augusta, Geheimer Regierungs-Rath Dr. jur. et phil. **Adolf von Warnstedt**, mein Vater.

Der Entschlafene hat sich um sein engeres Vaterland, **Schleswig-Holstein**, während dessen Sturm- und Drangperiode, als Patriot und Politiker, sowie als Gelehrter des Staats- und Völkerrechts und später um die ihm anvertraute Georg-August-Universität zu Göttingen, in deren schwierigsten Verhältnissen und Zeiten, **die größten Verdienste** erworben.

Auch als Mensch war er ohne Frage eine der edelsten, charakternollsten Naturen Deutschlands.

Ich, sein ältester **Sohn**, beabsichtige nun, meinem seligen Vater ein würdiges Denkmal zu setzen, und zwar in Gestalt einer sein **ganzes reiches Leben**, nach den oben angedeuteten Seiten, umfassenden **Lebensbeschreibung**.

Dazu aber bin ich **ohne fremde Hülfe nicht im Stande**; handelt es sich doch um einen weit mehr als ein Menschenalter umschließenden Zeitraum von 1813 bis 1894!

Ich bitte daher hiermit **alle Freunde, Gönner, Verehrer** und Kenner des Entschlafenen um die Güte, mir **durch gefällige Lieferung von Material, jedweder Art**, bei der Herstellung einer **würdigen Biographie Adolf von Warnstedt's** behülflich sein zu wollen. **Briefe, amtliche Inschriften, Zeitungs-Ausschnitte, Erinnerungen über dienstliche oder private Beziehungen und Begegnungen** u. dergl. m. **Alles ist mir hochwillkommen** und erfolgt nach Gebrauch auf **Wunsch** zurück.

Alle etwaigen Auslagen oder sonstige **Kosten trage ich**, zahle auch, falls nöthig, Honorar.

Ich erbitte und erhoffe daher recht ausgiebige und vielseitige Unterstützung. **Es gilt, das Andenken eines der besten Söhne des Vaterlandes zu ehren!**

Herzlichen Dank im Voraus! (2775)

C. von Warnstedt, Amtsrichter.

Corbach (Waldeck), Januar 1897.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 6. Februar. Nummer 29.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Im Lager der dritten afrikanischen Legion. Von K. Schumacher. — Die Anfänge der Gegenreformation in Innerösterreich. II. Von J. Loserth. — Mittheilungen und Nachrichten.

Im Lager der dritten afrikanischen Legion.

Von K. Schumacher (Karlsruhe).

Zu einer Zeit, wo das Deutsche Reich auf heimischem Boden großartige Grabungen zur Aufhellung der Vergangenheit vornehmen läßt, wie vormals in Olympia und Pergamon, und jetzt zwischen Donau und Rhein Castell auf Castell dem Boden entsteigt, die einst bestimmt waren, die Nordgrenze des römischen Weltreiches zu sichern, — da dürfte es ein erhöhtes Interesse haben, einmal einen Ausflug an die entgegengesetzte Reichsgrenze zu unternehmen. Auf den Höhen des Taunus und Odenwalds war für den römischen Soldaten die Härte des Winters wohl ein gleich unangenehmer Gegner wie der trotzige Germane selbst; hier unten an der Südgrenze der Provinz Numidien lähmte leicht der Sonne Gluth seine Energie, welche gegen die räuberischen Ueberfälle der freien Bergstämme und der unsteten Söhne der Wüste vonnöthen war. Und doch hat an beiden Punkten die römische Grenzwacht mehrere Jahrhunderte lang sieghaft standgehalten. Schon diese Thatsache allein muß unser Interesse erwecken für Einrichtungen, welche so verschiedenartigen Verhältnissen in glücklicher Weise Rechnung zu tragen wußten.

Lambaesis, das Standquartier der dritten Legion seit Hadrian, besucht man am besten von Batna aus, einer Station der Eisenbahnlinie Constantine-Biskra. Batna selbst ist ganz modern: ein größeres Fort mit kleinem, sogar elektrisch beleuchtetem Städtchen, welches bequeme Unterkunft und reichliche Fahrgelegenheit nach dem nur 10 Kilometer entfernten Lambèse bietet. Als die Franzosen hier eine kleine Festung anlegten, gingen sie von dem gleichen Gedanken aus wie einst die Römer: es galt, das von El-Kantara und der Wüste hier vorbeiführende Defilé zu sperren. Das vollständig eben gelegene und nur von einigen Befestigungen der Bergvorsprünge überragte Fort gewährt einen eigenthümlichen Anblick. Ein geräumiges Mauerviereck mit ziemlich niedriger Umfassungsmauer und je einem Thor in der Mitte der vier Seiten, hat es etwas vom Aussehen eines römischen Castells, ein Eindruck, welcher noch durch die vielfach kastenförmigen, flachen Häuser verstärkt wird.

Wir fahren auf dammartig erhöhter Straße in die baumlose Ebene hinaus, vorbei an einem ausgedehnten Exercirplatz, auf welchem sich französisches und einheimisches Militär tummelt. Einen prachtvollen Anblick gewähren die schönen Gestalten der arabischen Reiter (Spahis) mit ihrem phantastischen Schmuck, der turbanartigen Kopfumhüllung und den flatternden rothen Mänteln. In der Nähe des Städtchens sind die Felder noch gut bestellt, weiter hinaus wird aber die Cultur dürftiger. Seitwärts erscheinen einige Farmen mit niedrigen, flachen Gebäuden, auch Viehheerden und einzelne Zelte tauchen da und dort auf. Ein mächtiger Gebäudecomplex erhebt sich zwischen wohlthuendem Baumgrün: die Strafanstalt von Lambèse, und ehe wir es noch recht ahnen, sind wir mitten im Castell, dessen südwestlicher Theil durch jenes Gebäude und seine Gartenanlagen leider zerstört ist.

Das auf verwildertem Weideland gelegene Castell stellt ein Mauerviereck dar von ca. 500 auf 420 Meter. Es hat die gleiche Gestalt wie die römischen Castelle bei uns im Norden, die abgerundeten Ecken, die vier Thore, die Eck- und Zwischenthürme. Die Umzugsmauer mit dahinter befindlichem Erdwall ist an einzelnen Stellen abgeräumt; im allgemeinen wird sie aber durch eine starke, von hohem Unkraut überwucherte Erhöhung bezeichnet. Es ist ein eigener Reiz, auf solchen Resten dahinzuwandeln, wenn das Bild auch keineswegs so malerisch wirkt, wie etwa die in Trümmer gesunkenen Stadtmauern mancher italischen und griechischen Städte, wie von Paestum, Syrakus u. a.

Zwei Thoranlagen des Castells sind neuerdings etwas sorgfältiger freigelegt worden. Es sind stattliche, aus ziemlich großen Quadern wohl gefügte Doppelthore mit starken Mittelpfeilern. An dem nördlichen Thore springen die beiden, den Eingang flankirenden Thürme in ihrer ganzen Tiefe über die Umzugsmauer vor und sind nach außen halbkreisförmig abgerundet. Im zweiten, nicht mehr erhaltenen Stockwerk waren sie ohne Zweifel durch eine offene Galerie verbunden. Die Abrundung der Thürme weist vielleicht auf späteren Neubau des Thores nach dem Erdbeben des Jahres 268 n. Chr. hin, infolge dessen mehrere Gebäude des Castells erneuert werden mußten. Bei älteren Castellen finden sich nämlich im allgemeinen nur Thorthürme von viereckigem Grundriß; erst an den großen Stadtbefestigungen, wie von Köln und Trier, aus den unruhigen Zeiten nach der Mitte des 3. Jahrhunderts erscheinen jene abgerundeten Formen. Zwar begegnen sie gelegentlich auch schon bei Limescastellen (Regensburg, Weißenburg und Schierenhof), doch verdanken sie wahrscheinlich auch hier ihre Entstehung erst Neubauten aus jüngerer Zeit. — Bei dem zweiten aufgedeckten Castellthore, dem östlichen, ragen die Thürme nur wenig über die Umfassungsmauer vor und zeigen viereckigen Grundriß, doch sind die dem Eingang zugekehrten Ecken der Außenseite schräg abgeschnitten, eine Eigenthümlichkeit, welche auch an einem Castell des rhätischen Limes in ähnlicher Weise beobachtet wurde (Theilenhofen) und auch hier wahrscheinlich mit spätzeitlicher Entstehung zusammenhängt.

Die durch die Thore ziehenden Straßen sind — soweit sie aufgedeckt — zum Theil prachtvoll erhalten. Fahrbahn und Fußsteig sind mit Platten belegt wie in Pompeji, aber viel regelmäßiger und schöner als hier. Auf dem Straßenkörper machen sich wie in dem campanischen Städtchen vielfach die Geleiseeindrücke des Wageuverkehrs bemerklich.

Längst ist uns im Innern des Castells ein Gebäude aufgefallen wegen seiner beträchtlichen Höhe und wunder-

Digitized by Google

baren Erhaltung. Es ist eine ziemlich große, rechteckige Halle, welche sich in zwei Stockwerken bis zu einer Höhe von ca. 15 Meter erhebt: ein bei Castellbauten geradezu einzigartig dastehender Erhaltungszustand. Nach allen vier Himmelsrichtungen ist es von mehreren größeren und kleineren, überwölbten Thoren durchbrochen, über welchen Adlermannichfache, wenn auch wenig kunstvolle Sculpturen, wie eine Victoria mit Palme, ein Genius mit Füllhorn, ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln oder militärische Embleme angebracht sind. Auf dem Fries der Hauptfaçade befand sich eine leider jetzt stark zerstörte Inschrift, welche besagte, daß das Gebäude durch Kaiser Gallien im Jahre 268 n. Chr. wiederhergestellt wurde, und über einer Nebenseite las man die Inschrift Leg. III Aug (= Legio III Augusta). Sämmtliche Façaden sind durch Pilaster und Säulen reich gegliedert, das zweite Stockwerk ist in der Mitte jeder Seite mit einem großen Fenster versehen. Die verwitterten, mit prächtiger Alterspatina bedeckten Quadern erhöhen den malerischen Eindruck, dem sich, namentlich bei Sonnenuntergang, selbst der durch die Feinheit griechischer Monumente etwas Verwöhnte nicht leicht entziehen kann.

Der erhaltene Bau bildet nur den mittleren Theil der Hauptfaçade des praetorium, die Eingangshalle in den großen Binnenhof und nach den seitlichen Umgängen und Flügelbauten. Von den letzteren, sowie dem übrigen Theil des praetorium steht nur wenig über Boden, doch ließe sich durch eine sorgfältige Ausgrabung sicherlich noch ein sehr lehrreicher Grundriß gewinnen. Kurz berühren wollen wir nur noch den südlichen, genau in der Mittelachse des Castells liegenden Abschluß des Gebäudes, welcher von starken Mauern umgeben ist und nach landläufiger Erklärung als Gefängniß aus der Zeit der Christenverfolgungen gilt. Auf neun Stufen steigen wir in eine Art Kellerraum hinab, welcher durch Zwischenmauern in fünf schmale, mit Steinplatten flach abgedeckte Abtheilungen getrennt ist; hinter den drei mittleren, nur etwa 1—1.5 Meter breiten Zellen, welche an der Rückseite kleine Lichtöffnungen zeigen, schließt sich in dieser Richtung (gegen Süden) nach außen ein apsisartiger Anbau an. Cagnat, der verdienstvolle Erforscher des römischen Heerwesens in Nordafrika, sieht darin „quelques-unes de ces chapelles païennes où les sous-officiers se réunissaient un peu comme on le fait chez nous dans des cercles, pour se distraire, pour discuter leurs intérêts et aussi pour célébrer le culte de l'empereur"; aber schon die kurze Schilderung dürfte gezeigt haben, wie wenig sich der unterirdische Raum für einen solchen Zweck eignete. Vielmehr liegt offenbar dieselbe Einrichtung vor, welche — wenn auch in einem bescheideneren Umfang — bei einer Anzahl unsrer Limescastelle beobachtet wurde: es ist ein unterirdisches Gelaß zur Aufbewahrung von Geldern, Werthsachen, wichtigen Urkunden ꝛc. Die Apsis aber gehörte einer Capelle an, in welcher die Feldzeichen standen und der Kaisercult betrieben wurde.

Unweit des praetorium liegen die Ruinen eines größeren Badegebäudes. Die Bassins und Heizeinrichtungen sollen zur Zeit der ersten Ausgrabungen in den sechziger Jahren vortrefflich erhalten gewesen sein, schöne Malereien schmückten die Wände, kunstvolle Mosaiks bedeckten die Fußböden — jetzt ist es ein wüster Trümmerhaufe. Auch von den anderen Innenbauten des Castells, den Wohngebäuden, Getreide- und Fleischmagazinen, den Stallungen u. a. ist wenig über dem Boden erhalten, die Substructionen ließen sich aber zweifelsohne noch leicht durch Grabungen ermitteln. Vielleicht läßt die Verwaltung des service des Monuments historiques, welche gerade in letzter Zeit manches für Erforschung und Erhaltung der antiken Baureste in Algerien und Tunesien gethan hat, auch hier umfassende Ausgrabungen unter fachmännischer Aufsicht vornehmen, da die Militärbauten der Römer jetzt allenthalben — nicht nur in Deutschland — wieder mehr in den Vordergrund des Interesses treten.

Wir verlassen das Lager und treten hinaus unter die imposanten Reste der einstigen Stadt, welche sich in östlicher und südöstlicher Richtung vom Castell an den sanften Abhängen der Hügelkette hinaufzog. Als sich noch an Stelle des Legionslagers nur eine kleine Befestigung befand, als Glied jener sich längs des Nordfußes des Auresgebirges erstreckenden Castellreihe, da mögen hier in der bürgerlichen Niederlassung allerdings nur dürftige Hütten und Zeltlager der Marketender, Krämer und des sonstigen Soldatentrosses gestanden haben. Seitdem aber, nach Vorschiebung jener Postenkette in südlicher Richtung, das Hauptquartier der numidischen Armee von Tebessa (Theveste) hierher verlegt wurde, entstand aus jenen canabae allmählich eine nicht unansehnliche Stadt, welche nach ihrer Bedeutung am besten mit den großen römischen Waffenplätzen am Rhein, Mainz und Köln, verglichen werden kann. Zeugen dessen sind die ausgedehnten Reste von zahlreichen Staats- und Privatgebäuden. In der Nähe des Lagers bemerken wir — auf vielleicht noch zum Castell gehörendem Terrain — die Reste eines von einem früheren Centurio der Legion gestifteten Triumphbogens, eine Thermenanlage und ein Amphitheater, welch letzteres aber beim Bau der Strafanstalt größtentheils seiner Sitze beraubt wurde. Das eigentliche Stadtgebiet scheint aber erst mit dem Triumphbogen des Septimius Severus zu beginnen, welcher, mit drei Durchgängen versehen und bis über die Ueberwölbungen erhalten, einen ruhigen, schönen Eindruck macht. Hier am Eingange der Stadt befindet sich, wie bei Timgad, eine gut erhaltene öffentliche Latrine. Vorbei an zahlreichen Verkaufsläden und Wohnhäusern — darunter dem sogenannten palais du légat, welches sich wie noch so manche andere Gebäude der Stadt kostbaren Mosaikschmuckes erfreute — kommen wir an das in seiner Form einzigartige Doppelforum, welches aber leider unter der Zerstörung früherer und späterer Zeit sehr gelitten hat. Von den zahlreichen es umgebenden Tempeln erregt unser Interesse namentlich ein der capitolinischen Trias — Jovi Optimo Maximo, Junoni Reginae, Minervae Augustae — von der res publica Lambaesis an hervorragendem Platze errichteter Bau, und weiterhin der Tempel des Aesculapius und der Salus mit ihrer Heilzwecken gewidmeten Thermenanlage. Die Cultbilder der beiden Gottheiten, in ziemlich guter Arbeit aus weißem Marmor erstellt, wurden bis auf den Kopf der Salus unversehrt gefunden und sind jetzt nebst einigen anderen Statuen und vielen Inschriften in dem kleinen, im praetorium eingerichteten Museum untergebracht. In der Nähe jenes Tempels reihen sich eine Anzahl kleiner, gleichartiger sacella an einander, welche sämmtliche aus einem einzigen, viereckigen Raum mit anschließender Nische bestehen; alle waren mit Mosaikböden versehen, von denen einer die schöne Inschrift trägt: bonus intra, melior exi. An einer zweiten Bäderanlage vorbei erreichen wir den südöstlichen Ausgang der Stadt, der gleichfalls durch zwei, allerdings weniger gut erhaltene monumentale Thorbogen gekennzeichnet ist. Durch dieselben führt die Straße nach Markonna und Timgad, dem „afrikanischen Pompeji".

Wir erklimmen die Höhe des Hügels; nahe dessen oberem Rande war die Quelle Aïn-Drinn gefaßt, Castell und Stadt mit gutem Trinkwasser versorgend. Noch sind auf halber Anhöhe Reste der Leitungsbögen zu sehen. In der Nähe lag der Neptuntempel und ein öffentlicher Garten, in dessen Kühle nach glühend heißem Sommertag sich die Bewohner von Lambaesis wohl nicht selten ergangen haben mögen. Hier oben von der Höhe genießen wir einen prächtigen Ausblick nach dem Gebirge und der Ebene. Unter

Digitized by Google

uns liegt das Kastell mit der dunklen Masse des praetorium; daneben erheben sich die zahlreichen Trümmer des Stadtgebietes und weiter draußen die Grabmäler der Todtenstätten. Sind die einzelnen Häuser und Tempel auch nicht so gut erhalten wie in Pompeji — selten über 2 bis 3 Meter hoch —, so bietet das Ganze gerade in seinem trümmerhaften Zustande mit der üppigen Pflanzenüberwucherung einen ungemein malerischen Anblick, so daß sich die Phantasie gern den Bildern jener großen Vergangenheit hingibt.

Und doch ist alle diese Kraft und Herrlichkeit dahingesunken unter den Streichen desselben Volkes, welchem die Wacht an der entgegengesetzten Grenze des Reiches galt: der Germanen. Im Jahre 429 setzten die Vandalen und Alanen nach Nordafrika über, und in kürzester Frist waren die römischen Festen gebrochen, aber auch blühende Städte und wohlhabende Dörfer in rauchende Trümmerhaufen verwandelt. Schon nach einem Jahrhundert wurde ihre Herrschaft durch die segensreichere der Byzantiner abgelöst. Auch bei Lambaesis erheben sich noch die Reste eines byzantinischen, theilweise aus römischen Trümmern erbauten Forts, wie bei Timgad. In der Nähe von El-Kantara wurde die Bauinschrift eines römischen Straßenthurmes gefunden (. . . burgum speculatorium Antoninianorum. . . .), welche am Rande mit der Aufschrift aus byzantinischer Zeit versehen ist: bis posuit Caletamera in tempore suo. Den Byzantinern folgten die Araber, unter deren Lässigkeit alle jene Culturstätten im Sande versanken, den Arabern die Franzosen, welche wieder an die Bestrebungen der Römer anzuknüpfen suchen. „Si nous avons conquis l'Algérie et la Tunisie, c'est pour les arracher à la stérilité, pour y renouer les chaînons de la tradition romaine", sagt Cagnat in seinem vortrefflichen Führer für Lambèse (1893).

Und die eingeborene Bevölkerung, die alten Berbern und Mauren? Sie haben Karthager, Römer, Vandalen und Byzantiner bis aufs Messer bekämpft, so lange sie konnten, so wie sie heute mit den Arabern die Franzosen hassen. Jene fremden Culturen sind geschwunden, der Berber und seine Sprache ist geblieben. Zwischen den Ruinen begegnete uns ein gebräunter Berberhirte, seine Schafe und Ziegen weidend, in dürftige Lumpen gehüllt, wohl dieselbe Erscheinung wie zur Zeit der Karthager und Römer. Wir mußten der Worte Mommsens gedenken: „Die civilisirten Fremdherrschaften wechselten; die Berbern blieben wie die Palme der Oase und der Sand der Wüste."

Die Anfänge der Gegenreformation in Innerösterreich.

Von J. Loserth.

II.

Wie der Kampf in systematischer Weise gegen den Protestantismus aufgenommen wurde, sieht man vor allem aus dem Verhalten der Jesuiten in Graz. Man müßte es sinnlos nennen, wollte man ihm andere Ziele als die sofortige Unterdrückung der protestantischen Schule und Kirche in Graz unterschieben. Der protestantische Pfarrer hatte hierin durchaus Recht. Während in den früheren Jahren bei den kirchlichen Streitigkeiten die Urheber des Streits zumeist auf protestantischer Seite zu finden waren — (Leute, die ihre unbedeutende Person höher einschätzten als die Sache, die sie durch ihre öden Zänkereien zumeist nur schwer schädigten); während früher ein Verbot nach dem anderen erlassen wurde, um dem unaufhörlichen „Scaliren" der Prädicanten ein Ende zu machen, sind diese jetzt zu Ende der achtziger Jahre durchaus in die Vertheidigungslinie gerückt. Die Jesuiten drängen sich in die Schule und Kirche der Protestanten, widersprechen in der Stiftsschule in Gegenwart aller Schüler den Lehren der protestantischen Professoren, verspotten und verhöhnen die Predigten der Pastoren und regen die protestantische Bevölkerung in jeder Weise auf. Die Vorgänge im Sommer 1589 sind geradezu bezeichnend, und wohl niemand wird in ihnen zufällige Erzeugnisse erblicken wollen. Es war am Pfingsttage, dem 21. Mai, als der Magister Philipp Heerbrand seine Mittagspredigt hielt. Man braucht nicht besonders daran zu erinnern, daß die Kirche an diesem Tage sehr gut besucht war. Der Kanzel gegenüber, unmittelbar vor den Augen des Predigers, pflanzten sich zwei Jesuitenpatres auf, blickten dem Prediger „trutzig" in die Augen, lachten und spotteten über ihn, deuteten und drohten mit den Fingern, „quetschten den Leuten die Büchel aus den Händen" und drängten ihnen andere auf und brachten durch alles dies die anwesende Menge[1]) in solche Wuth, daß ein Blutbad bevorstand, hätten nicht zwei angesehene Personen, unter ihnen der Hofkammerrath Hans Vötter, die erregten Handwerksgesellen abgewehrt. Doch nicht genug an diesem groben Unfug: Tags darauf „visitirten" zwei Patres die theologische Vorlesung, die der Pastor Zimmermann an jenen Sonn- und Feiertagen, wo er nicht zu predigen hatte, von 6 bis 7 Uhr in der Stiftsschule hielt, hörten hier zu und widersprachen dann vor allen Zuhörern, so daß schließlich der Pastor bat, ihn nicht weiter zu behelligen: „Wir belästigen sie ja auch nicht in ihrem Collegium". Nach vielem „Disputiren" zogen sie ab. Derselbe Vorgang wiederholte sich am Dienstag und wurde auch am Mittwoch versucht. Die Patres ließen sich unter anderem vernehmen, der Pastor habe kein Recht, Theologie vorzutragen, da dies Collegium keine vom Papst privilegirte Akademie, sondern nur eine Privatschule sei; sie allein hätten hierorts das Recht, Theologie vorzutragen: „gleich als ob ich", sagt der Pastor, erst von ihnen Dispens und Erlaubniß bekommen müßte." Zimmermann ließ sie endlich nicht mehr vor. Er bedeutete ihnen, „sie möchten ihn ungetrübt und ungevexirt lassen" und des Weges ziehen, daher sie gekommen. „Darauf haben sie mir durch einen Diener entboten, dieweil ich sie nicht welle für mich kommen lassen, wöllen sie mir in kürze einen zu Haus schicken, den ich wohl für mich werde kommen lassen müssen."

Zimmermann sandte eine Beschwerde an die Verordneten und diese an den Erzherzog, es möchte den Jesuiten alles weitere „Importuniren und Calumniren" verboten werden. Das ungestüme Importuniren habe kein Ende und lasse genugsam sehen, was die Jesuiten im Schilde führen. Es thue einem in den Augen und im Herzen wehe, wenn man den Handel sehe. Die Landschaft kam mit ihrer Bitte schlecht an. Am 4. Juni erhielt sie eine scharfe Verwarnung. Man solle doch zunächst dem „Gesticht" der Prädicanten keinen Glauben schenken, sondern sich um die Sache genauer erkundigen. Es befinde sich, daß in die Stiftskirche gar keine Jesuiten kommen, geschweige denn solche Beschwerde erregten. Man möge in Zukunft nichts so unerfindliches erdichten. Auch die Angaben bezüglich des Besuches der Schule seien falsch. Einzig der Pater Hieronymus sei in die Stiftsschule gegangen, sie, wie das auch sonst gebräuchig, zu besuchen und zuzuhören, sei in Zimmermanns Lection gerathen und habe nach deren Ende die Frage gestellt, ob sie auch andere Classen besuchen dürften. Da sei ihm gesagt worden: wie man es ihm nicht verbiete, also erlaube man ihm auch nicht, die Schule zu besuchen. Man gehe ja auch nicht zu den Jesuiten. Worauf der Jesuit: „Komm nur, man wird dich recht freundlich empfangen" (utinam venias, experieris omnem humanitatem). So sei am Pfingst-

[1]) Sie wurde auf 1000 Köpfe geschätzt.

montag auch Pater Martinus in Zimmermanns Auditorium gekommen, wo dieser eben die Stelle des Evangeliums: „So sehr hat Gott die Welt geliebt", auslegte. Da saß Martinus still, hört' ruhig zu und fragt', warum man denn die Jesuiten Gotteslästerer und Götzendiener nenne. Wenn man jemanden in solcher Weise anklage, müsse man auch die Beweise erbringen. Da habe Zimmermann gerufen: „Hebt euch hinweg, hinweg!" (Discedite, discedite), so daß sich selbst die Schuljugend ihres Lehrers geschämt habe: Summariter, wenn schon die Jesuiten oder die Ihrigen in die Stiftskirche (also doch) oder Schule gekommen, könne man sie keiner Unbilligkeit zeihen. Fremd, ja überfremd zu hören sei, daß ihnen der fernere Zutritt zur Stiftsschule gesperrt sein solle. Stehe doch bei allen Nationen, wo die freien Künste und Wissenschaften gelehrt werden, der Zutritt zu den Schulen — und seien es auch nur „Privat"schulen — gelehrten Leuten, Liebhabern und Studenten offen. Auch den Jesuiten könnte nichts lieber sein, als daß die lutherischen Kirchen- und Schuldiener auch zu ihren Vorlesungen kämen, sie geduldig anhörten und dann „disputando vel conferenda" glimpfliche Meinung vorkehrten. Solche Anzüge, als ob die Jesuiten unruhige, friedstürmerische Leute seien, soll man nicht machen. Dagegen entspreche es ganz der Wahrheit, daß die Prädicanten umgekehrt sie in jeder Weise schmähen, die Kirche und die Sacramente verspotten. Das sei „notorisch", man wolle ihnen rathen, sich in Zukunft aller Calumnien zu enthalten, widrigenfalls mit ihnen selbst ernstliche Demonstration vorgenommen werden solle.

Hier tritt, wie man deutlich sieht, das Decret vom 13. September 1598, das die protestantische Stiftsschule aufhebt und die Prädicanten aus dem Land weist, zum erstenmal in die Erscheinung.

Statt geschützt zu werden, wurden die protestantischen Prediger bedroht. Mehr noch als das schmerzte es sie, daß sie als Lügner hingestellt wurden. Noch einmal — am 17. Juli — stellte Zimmermann fest, daß in der That zwei Jesuiten sich in der Stiftskirche befanden: „Wollte man schon uns keinen Glauben schenken, die wir es mit eigenen Augen gesehen, wie sie gelacht und gespottet, und die wir um so weniger verkennen konnten, weil sie in jesuitischem Gewande erschienen, so glaube man doch den tausend christlichen Glaubensgenossen oder wenigstens den Herren Vötter und Stürckh, die ja auch bei der f. Dt. in hohem Ansehen stehen und deren Glaubwürdigkeit über alle Zweifel erhaben sei (testes omni exceptione maiores)." Warum melden sich jene zwei Patres nicht? Sind nicht gleich nach der Predigt gegen 50 Handwerksgesellen über sie gekommen! Hat nicht einer von ihnen, Dr. Mathias, einen Stoß in den Rücken bekommen?

Ebenso seien die Vorgänge in der Stiftsschule in der Hauptsache richtig, nur in den Namen der beiden Jesuiten habe man geirrt, daran sei indeß am wenigsten gelegen. Nicht nach, sondern während der Lection habe einer von ihnen den Vortrag unterbrochen und dessen Genosse — es soll ein Pater Ludovicus sein — „mich offen der Lüge geziehen." Das werde ja doch an keiner Schule geduldet. „Diese Jesuiten benehmen sich, als wären sie unsre Rectoren und Präceptoren."

So sah es in Wirklichkeit aus. Den Verordneten wurde bei all diesen Vorfällen unheimlich zu Muthe. Was hätte man zehn Jahre zuvor für einen Lärm darüber geschlagen! Jetzt verhielten sie sich auch jenen fast unglaublichen Provocationen gegenüber ruhig. Allen Disputationen mit den Jesuiten aus dem Weg zu gehen, hatten sie schon einige Jahre zuvor eine strenge Censur aller Druckschriften ihrer Geistlichen angeordnet; diese brachten sie eben jetzt wieder in Erinnerung und mahnten die Inspectoren, „darob zu sein", daß der Stiftsprediger David Tonner die Antwort auf die Tractate des Jesuiten Sigmund Ernhofer gegen seine Postille nicht eher in den Druck gebe, „sie sei denn vor die Herren Verordneten zu ihrer Ratification fürgebracht."

Bald erlaubten sich die Jesuiten noch ärgere Eingriffe in den protestantischen Cultus. Einige bezeichnende Vorfälle mögen noch angefügt werden. Am 28. Juli meldete Zimmermann den Verordneten: Als der Prädicant Osius am 15. d. M. zu dem Falkner des Erzherzogs gerufen wurde, ihm das Viaticum zu reichen, kamen unberufenerweise zwei Capläne hinzu, „obloquirten und widersprachen nach gehaltenem Abendmahl dem Osio latine, und zwar in Gegenwart des kranken Falkners, der dieser Sache anhören mußte, nämlich ob es auch gewiß sei, daß Gott dem Falkner um des Verdienstes Christi willen seine Sünden vergebe." Osius habe übrigens kein Recht, Sacramente zu reichen. Betrübt meinte der Falkner, man solle doch in Zukunft solche Leute nicht mehr vor sein Antlitz kommen lassen.

Tags darauf erschienen wieder zwei Jesuiten in Zimmermanns Colleg. „Er mußte sie abziehen lassen, weil er zu predigen hatte." Zwei Tage später erstatteten die protestantischen Geistlichen einen Bericht an den Pastor Zimmermann: Schon seit einigen Samstagen kommen „jesuitische oder päpstische Burschе" unter der Vesper in die Kirche und verüben da allerlei Muthwillen. Da gibt's ein Lachen und Räuspern, ein Rauschen und Lispeln. So kamen auch am 29. Juli etliche an, eben als das 21. Capitel Ezechiel verlesen wurde und fingen wieder ihr Spiel an. Zur Ruhe gemahnt, liefen sie unter Drohworten hinaus. Um 4 Uhr erschienen sie wieder: da wurde gepfiffen, gerauscht und geschnarcht. Mit Worten und Geberden erwiesen sie sich trotzig und störten den Gottesdienst. Liegt nicht in diesem Treiben Methode, und wohin sollte es führen?

Jene Denunciationen thaten nun ihre Wirkung. Ein scharfes Decret des Landesfürsten an die Verordneten wurde am 28. Juli erlassen. Es enthielt ernsthafte Drohungen. Vor diesem Decret, schreibt Wilhelm von Gera, habe man lange gesagt, der Teufel raste nicht, die Dinge lägen sehr schlimm, der Erzherzog weile in Judenburg, Schranz sei ein erklärter Gegner und Stutenberg, der auch unter den Regimentsräthen sei, nehme sich der Sache nicht an. Man frage ihn als Protestanten auch nicht. Freilich schweigen dürfe man nicht, und so sandten denn die Landesverordneten eine Eingabe an die Regierung, darin sie ihre Prädicanten kräftig in Schutz nahmen. Alles „Scaliren" sei ihnen in Gemäßheit des Bruder Vertrages streng untersagt. Sie befleißigen sich aller „Moderation", dagegen habe der Erzherzog wohl „mit seinen eigenen l. f. Ohren gehört, wie die hiesigen Jesuiten erschreckliche Blutpredigten gethan, alle Angehörigen der Augsburgischen Confession geschmäht und in den tiefsten Abgrund der Hölle verdammt hätten". Gera dürfte wohl recht gehabt haben, daß diese Entschuldigung nicht in die Hände des Erzherzogs gelangte.

Offenbar nicht ohne Vorwissen der jesuitischen Kreise und wohl in enger Verbindung mit diesen Vorgängen handelte Peter Muchitsch, der Propst des Augustinerklosters Pölla. Der ließ nun seine wuchtigen Angriffe auf die Angehörigen der Augsburgischen Confession los, erlitt hiebei freilich eine schmähliche Niederlage. Es ist ja bezeichnend, daß er gleich die erste seiner Schmähschriften keinem geringeren als dem jungen Erbzherzog Ferdinand gewidmet hat. Es ist das seine „Paedagogia oder Schulführung der Würtenbergischen Theologen", gerichtet gegen deren Buch wider Bellarmin und Peter Hamonius. Sie fand das Jahr darauf durch den Tübinger Doctor Holder eine kräftige Erwiderung. Voll von Schmähungen gegen

dle Protestanten, wäre sie vielleicht mit so vielen anderen unnützen Streitschriften einer dem modernen Menschen nach dieser Seite hin oft räthselhaften Zeit in das Meer der Vergessenheit versunken, wäre nicht eben ein so illustrer Name an ihrer Spitze gestanden. Der durch die Vorgänge der jüngsten Zeit ohnedies schwer gereizte Adel faßte schon die ersten Angriffe als eine persönliche Beleidigung auf. In der Landtagssitzung vom 3. März 1589 brausten selbst sonst ruhige Männer auf und verlangten Abbitte. „Schriftliche Abbitte" — rief einer dazwischen: „sofort die Notel verfassen." Der Abt von Pölla erklärte sich Tags darauf zur Abbitte bereit. „Man wolle ihm nichts verargen und ihn für ein getreues Mitglied der Landschaft erkennen. Er wisse nichts anderes, denn Lieb', Ehr' und Gutes von den Landleuten (Herren- und Ritterstand) zu vermelden. Neben der mündlichen Abbitte gibt er eine Schrift mit seinem Handsiegel.[1]) Die Landschaft verzeiht ihm, um, wie der Landverweser hinzufügte, den Prälatenstand zu acquiesciren. Nun erst wurde er zu den Sitzungen des Landtags wieder zugelassen. „Man wolle sich aber versehen, der Propst werde seinem Erbieten nach hinfüro pünktlich nachkommen und sich zur Landschaft billigen Gemüthes verhalten."

Vielleicht hätte Muchitsch sich fürder ruhig verhalten, wäre nicht bald darauf Holders Buch mit seinen wuchtigen Argumenten gegen die Logik des Pöllaer Propstes erschienen. Er konnte sich nicht zurückhalten. Hatte er vordem nur ein schmächtiges Büchlein erscheinen lassen, jetzt erschien in bedeutendem Umfang seine „gründliche und wahrhaftige Antwort auf den weitspazierenden Bericht, den die Würtenbergischen Theologi auf den ersten Theil der Schulführung gethan, darin in gemein aller Lutherischen Prädicanten Gottlosigkeit, Betrug und Falschheit, so sie in Predigen, Lehren und Schreiben gebrauchen, angezeigt wird". Dieser Titel sagt das ganze Buch.

Die Erklärung, daß der Propst es schließlich nach dem, was vorausgegangen war, erscheinen ließ, kann unmöglich wo anders als in jener kampfesfrohen, siegessichern Stimmung gesucht werden, die sich in dem beispiellosen Auftreten der Jesuiten in der protestantischen Kirche und Schule zu Graz kundgab. Es waren denn für den neuen Landtag heftige Stürme zu gewärtigen. Schon in den Rathschlägen (Beschlüssen) des Landtags vom 8. Jänner 1590 liest man: „Weder Herren noch Landleut' können ohne Verletzung ihrer Ehre, was ihnen jeder ehrliebende Biedermann auch gutheißen wird, Peter Muchitsch im Landtag sitzen lassen, es sei denn, daß er nochmals genugsamen „Abtrag" leiste, sonst müsse er hinfüro ihrer Zusammenkünfte müssig gehen." Das wurde ihm in freier Landtagssitzung durch den Landesverwalter, der die Umfrage hielt, vorgehalten. „Darauf ist er aufgestanden, weggegangen, mit Vermelden, er wollt sich bedenken."

Wie da die eine Sache mit der anderen zusammenhing! Auch die katholischen Prälaten klagten, „in der Stift habe man dem Abt von Ram ‚Wolf' nachgerufen und ihn begießen wollen." Man hielt sich jetzt offenbar in solcher Weise Spione vom Hals. In der Sitzung am 10. Jänner mahnte Hollenegk, eines der angesehensten Mitglieder des Landtags: „Ein redlicher Mann steht zu dem, was er verspricht." Darauf der Propst: „Das Buch der Würtenbergischen Theologen habe er widerlegen müssen. Wozu sei er denn Doctor? Seien es nicht Luthers und Osianders Worte, die er anziehe? „Ja, die haben," ruft Kainach dazwischen, „einen andern Sinn." „Viele Prälaten," sagt Kathmansdorf, „habe es in Pölla schon gegeben, niemals einen so unbescheidenen." Die geistlichen Collegen nehmen sich seiner an: „Nicht mit den Herren und Landleuten habe er es zu thun, sondern mit den Würtenbergischen Theologen." Die Herren und Landleute erklären, neben ihm nicht sitzen zu können. Er aber sagt, er könne sich gleichwohl der Sitzung nicht begeben. Er übergab eine Erklärung, die keineswegs einem Widerruf glich und schon jetzt den Grundsatz aufstellte, den die Regierung 1598 mit so großem Erfolge durchfocht: „Die Religion gehört nicht aufs Landhaus." Man entnimmt daraus, woher ihm jetzt plötzlich die Erleuchtung gekommen. Er wendet sich förmlich drohend gegen die Landschaft, er wolle seine Angelegenheit an die F. Dt. bringen.

Noch fühlte sich diese aber kräftiger, als die Verordneten (die Ausschußmitglieder) im letzten Sommer. In dem Bescheid, den ihm die Landschaft auf seine Erklärung zukommen ließ, sind einige Stilproben aus seinem Buch ausgehoben. Da sind die „Augsburgischen Religionsverwandten" „Säu und Esel", „Lutherische Narren", „Lästerer und Schänder des Wortes Gottes", „gottlose, grobe, fäuische, unsaubere, schamlose Unflätter", „Teufels- und Baalpfaffen", „verzweifelte Teufelslehrer". . . Doch wir halten ein. Wenn in dem Buch zu so viel Schimpf nur etwas Geist zu finden wäre! Was will man sagen! Im eigenen Ordenshause schrieb man: „Es ist dieser Tractat lesenswerth, und ist allein in etwas darinnen, wie auch in dem vorigen, auszustellen, daß die Sachen etwas zu hitzig angegriffen worden." Peter Muchitsch erlebte noch den Anfang vom Ende des Lutherthums in Steiermark. Er starb am 29. April 1600, bis zum letzten Augenblick voll vom Eifer gegen die „Confessionisten". Wie der Elan der Partei zunimmt, ist von einem Jahr auf das zweite deutlich zu sehen: aus den Büchern des Propstes, seiner Entschuldigung und der Vertheidigung durch die Prälaten.

Von schwerwiegender Bedeutung war die Proselytenmacherei. Von jenen Leuten, die vielleicht „eine Hoffuppe" anlockte, machte man wenig Aufhebens; wenn dagegen von den Protestanten einer abfiel, dessen Namen in der Gemeinde bisher einen guten Klang hatte, so wurde er von den Jesuiten mit allem Eifer unterstützt. In den Jahren 1581—1585 hatte der Rector Peristerius in verdienstvoller Weise an der Stiftsschule gewirkt. Nach seinem Tode nahm sich die Landschaft seiner Familie an. Auf ihre Kosten studirte sein Sohn Hieronymus. Er gerieth aber nicht in die Fußstapfen des Vaters: In Leipzig machte er leichtsinnig Schulden. Heimgekehrt fand er im Kirchendienst Verwendung. Auch hier hielt er sich schlecht: „er schwärmte bis nach Wien aus", verleumdete seine Vorgesetzten „wie ein Wahnwitziger" und wurde zuletzt in den Carcer gesetzt. Er ließ sich indeß lieber dem Stadtrichter übergeben, „redete vor diesem von ehrlichen Personen schlecht und tastete ihren Leumund an." In der Haft wandte er sich an die Jesuiten und fand bei ihnen Fürsprache. Wenigstens schreibt er am 15. Juni an Wilhelm von Gera: er müsse sich wundern, noch immer nicht frei zu sein, denn schon vor einigen Tagen habe ihm Pater Nicolaus und gestern auch Dr. Schranz mitgetheilt, daß der Auftrag, ihn freizulassen, schon vor mehreren Tagen ergangen sei. Er sei nun genöthigt, sich abermals, schon das achtemal, an den Erzherzog zu wenden. Die Sache muß indeß trotz der hohen Verwendung ihren Haken gehabt haben, denn Peristerius wurde erst frei, nachdem er ein Schuldbekenntniß aufgezeichnet, Kirchen- und Schuldiener sich für ihn verwendet und er sich verpflichtet hatte, straks von hinnen zu ziehen und keinem Menschen, „denen er drohlich gewest," etwas zuleid zu thun. Die Landschaft erließ ihm in Anbetracht der Verdienste seines Vaters die Caution, die er hatte aufbringen sollen.

[1]) Die Abbitte von seiner Hand unter den Protestacten des Jahres 1589. In Cop. L. P. 1589 März 4. Hurter II, 500.

Die Noth der Protestanten im Lande erreichte einige Wochen vor dem Tode Erzherzogs Karl ihren Höhepunkt. Die Dinge spitzten sich immer mehr zu einer Katastrophe zu. Wer alle diese Dinge erwägt, wird sich der Ansicht nicht verschließen, daß das Geschick, welches die Protestanten in Innerösterreich im Jahre 1598 traf, ihnen schon acht Jahre zuvor zugedacht war. Den Anlaß schienen jetzt die bürgerlichen Wirren in den Städten des Landes und die Tumulte wegen einzelner Kirchenbauten zu bieten.

Mittheilungen und Nachrichten.

Studien zu Methodenlehre und Erkenntnißkritik. Von Friedrich Dreyer. Ziele und Wege. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1895. — Die Ausführungen des Verfassers gehen darauf hinaus, den naiven Dogmatismus, beziehentlich die ontologische Auffassung der Begriffe, soweit dieselbe aus den Naturforschern gepflegt wird, als unrichtig und irreführend nachzuweisen. Seine Bestrebungen sind in hohem Grade beachtenswerth und verdienen die Unterstützung aller kritisch Denkenden. Es ist beschämend für unsre Zeit, daß die schon von Kant aufs eifrigste bekämpfte Ontologie heute noch, wo wir wieder an der Wende eines Jahrhunderts stehen, eine so dominirende Stellung in dem Ideenkreise der weitaus meisten Naturwissenschafter einnimmt. So überzeugen, um mit den Worten des Verfassers zu sprechen, die beaven aus in ihrem Fach möglicherweise recht tüchtigen Chemiker von dogmatischer Denkart nicht, daß die Atome eine Hypothese sind, eine Begriffsbildung, ein Geistesproduct von uns, eine Fiction, die wir uns gebildet, beziehentlich angenommen haben, zu dem Zweck, um aus ihr die Gesetzmäßigkeiten der einfachen und multiplen Proportionen der chemischen Verbindungsgewichte, die Gesetzlichkeiten der specifischen Wärme der Stoffe im starren Zustande, der chemischen Verbindung gasförmiger Stoffe u. s. w. abzuleiten. Daß diese Ableitung der verschiedenen chemischen Gesetzlichkeiten möglich, daß die Annahme der Atome geeignet ist, dieselben zu einem einheitlichen begrifflichen System zu vereinigen, beweist eben, daß sie wirklich ein sehr brauchbares Forschungswerkzeug bildet, eine allgemeine Idee ist, die uns einen fruchtbaren Weg weist bei der Bearbeitung des Gesammtthatsachenmaterials. Und dies allein bildet den Grund, daß wir dieser Vorstellungsart auch weiterhin vertrauen und folgen; aber völlig ungerechtfertigt ist es, den Atomen auch eine reale Bedeutung beizulegen, d. h. anzunehmen, daß sie wirklich existiren. Trotzdem aber erhalte der Student im Colleg über Chemie die Vorstellung eingepflanzt, als wären die Verbindungen nicht eigentlich die homogen-einheitlichen Stoffe dieser und jener Eigenschaften, sondern, einem Conglomerat winzig kleiner Schrotkörner etwa vergleichbar, ein Gemenge ihrer Elemente; es werden flott dogmatisch-deductiv Atome abgespalten und angeflickt, die „Constitution" an stereochemischen Modellen auf dem Experimentirtisch und mit Kreide an der Tafel demonstrirt, mit Atomen hantirt wie mit Billardkugeln. In der nächsten Stunde höre derselbe Student im philosophischen Colleg über dogmatische Philosophie und ihre Ueberwindung durch den Kriticismus Kants, kantische Transscendentalphilosophie, Erscheinung — Ding an sich, immanent — transscendent, Grenze der Erkenntniß und kritische Selbstbesinnung. In der dritten Stunde höre er dann wieder in der Physik, daß die Gase Schwärme von durch einander sausenden Moleculen seien, daß das, was wir als Licht und Farbe sehen, objectiv schwingender Aether sei u. s. w. Dies vertrage sich alles friedlich mit einander in derselben Collegienmappe und in demselben Kopf. — Wir stimmen dem Verfasser darin bei, daß hier Gegensätze und Unterschiede in den verschiedenen Auffassungen vorliegen, wie sie schärfer kaum gedacht werden können. Jeder, dem die einheitliche Gestaltung der Wissenschaften am Herzen liegt, muß diese Zustände höchst unerfreulich finden. Wie soll nun dem abgeholfen werden? Nach der Meinung des Verfassers läge die Abhülfe darin, daß der Naturforscher sich mit der Kant'schen Auffassung auseinandersetze, beziehentlich seine eigene kritisch rechtfertige. Allein so einfach dieser Vorschlag scheint, so große Schwierigkeiten stellen sich seiner Durchführung entgegen. Zunächst müssen wir fragen, was die Auseinandersetzung mit Kant den nach ihm kommenden Philosophen für Früchte getragen hat? Mit Kant haben sich nach einander Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, Schopenhauer u. s. w. auseinandergesetzt und das Ergebniß davon ist immer ein neues speculativ dogmatisches System gewesen, welchem einige so gläubig anhingen, als es anders entschieden verwarfen. Daran hat sich bis zum heutigen Tage nichts wesentlich geändert; auch stellt man heute keine speculativen Systeme mehr auf, sondern bewegt sich fast ausschließlich auf dem Gebiet der Geschichte, registrirt und referirt und ist ängstlich bemüht, keine eigene fest umschriebene Meinung zu sagen. Der Naturforscher steht diesen farblosen Erörterungen ganz rathlos gegenüber, und zum Zweck einer Auseinandersetzung mit Kant bliebe ihm gar nichts anderes übrig, als dessen Hauptwerk eben mit eigenen Mitteln zu studiren. Mit welchen großen Schwierigkeiten aber dies verknüpft ist, ergibt sich am besten daraus, daß Kant selbst von seiner Vernunftkritik also geurtheilt hat: „Man wird sie unrichtig beurtheilen, weil man sie nicht versteht; man wird sie nicht verstehen, weil man das Buch zwar durchblättern, aber nicht durchzudenken Lust hat; und man wird diese Bemühung darauf nicht verwenden wollen, weil das Werk trocken, weil es dunkel, weil es allen gewohnten Begriffen widerstreitend und überdem weitläufig ist." Diese Dunkelheit ist bis auf den heutigen Tag geblieben, keine Kantforschung hat sie zu beseitigen vermocht und wer Lust hat, zehn Werke über Kant zu studiren, wird mindestens zehn verschiedene Ansichten über Wesen und Bedeutung seiner Philosophie erfahren. Die Verweisung des Naturforschers auf Kant wird also jenem so viel wie nichts nützen; auf alle Fälle wird man berechtigt sein, zu verlangen, daß die Philosophen, bevor sie Kant als bestes Schutzmittel gegen dogmatische Uebergriffe dem Naturforscher empfehlen, zuerst selbst über seinen Werth und Bedeutung sich geeinigt haben. Was unser Buch anlangt, so wäre es nicht schwer, zu beweisen, daß die Auffassung seines Verfassers nicht geeignet ist, die schwebenden Probleme widerspruchslos aufzulösen. Allein das würde zu weit führen. Wir schließen, indem wir nochmals anerkennen, daß die Tendenz desselben vollberechtigt ist, daß es das Nachdenken des Naturforschers auf die wichtigsten Fragen der Methodenlehre und Erkenntnißkritik hinlenkt; aber eine wirkliche Lösung der darin erörterten Probleme vermögen wir nicht zu erkennen.

Albrecht Rau.

-i. Ferdinand Lassalle and Helene von Dönniges; a modern Tragedy by *Elisabeth E. Evans*. London, Sonnenschein 1897. — Die Verfasserin, deren Vorliebe für die „dunkeln Punkte" der Socialhistorie sich schon mehrfach an Prätendenten und zweifelhaften „Königskindern" apologetisch versucht hat, bietet hier eine Rechtfertigung des Prätendenten der universaleerpublicanischen Dictatur und seines durch eine „geldhörige Prätendentin" herbeigeführten Endes. Zu Deutschland sind die unglücklichen Präliminarien der „Dynastie Lassalle" bekannt genug. Die Verfasserin, eine sichtlich ihrer Heldin nichts weniger als wohlverwandte Frauennatur, sucht „causale Zusammenhänge" und „psychologische Gesetze" dort, wo das pure Nichts herrscht. Lassalle selbst hat (im Schreiben an Richard Wagner) mit dem Eindruck ihrer „völligen Nichtigkeit" von seiner Dame Abstand genommen. Diese wunderliche Heiligs des „modernen Uebermenschenthums" führte eine Lieblingsparabel im Munde: vom Baaern und seinem Kind, die auf dem Weg zum Markt den Gespött der Leute zuletzt schließlich ihren Esel selber tragen, statt sich auf ihn zu setzen. Er wollte damit Unabhängigkeit von Weltenansichten einschärfen und, wie er es von sich rühmte, so glaubte er andere (Bismarck) nicht besser zu ehren, als mit der Fiosel: „Das ist auch einer, der den Esel nicht trägt." Nun, er selbst hat, wie sein Ende lehrt, den Esel doch getragen, und zwar für „Frau Welt" in Person in der Verkörperung, die ihr schon das ganz unmoderne Mittelalter lieh.

-e- Nochmals: Schwind in Rom. Der gleichnamige Aufsatz in Nr. 27 unserer Beilage meint, „über Schwinds Leben in Rom sei bisher wenig bekannt geworden". In den 25 Briefen von Moriz v. Schwind an den Bildhauer Ludwig Schaller (die Holland 1896 im II. Jahrgang der Bayr. Bl. S. 294—323 veröffentlichte) sind betreffen Nr. IX—XIII (S. 307—313), aus Rom datirt, außerordentlich reichhaltige, echt Schwind'sche Berichte über seinen Verkehr mit den Landsleuten und über seine künstlerischen Eindrücke. Mündlich hat uns weitere der — als rüstiger Achtziger in Wien wirkende — Meister Rudolf Alt die ergötzlichsten Geschichten über Schwinds Treiben in Rom mitgetheilt: Künstleranekdoten, die mitunter nur in ihrer überkräftigen Derbheit allzu durchlöchert für heute Leser wirken. (Als Schwind den Tiroler Koch in seinem Atelier zum erstenmal besuchte, meinte dieser angesichts eines nicht ganz vollendeten Bildes: „Das wird noch F—z kolchte." Schwind erwiderte auf die vielleicht ein wenig zu Verblüffung des jüngeren Malers gewählte wunderliche Anrede: „Soll ich Ihnen dabei helfen?")

Gh. **Sterblichkeits- und Gesundheits-Verhältnisse während des Monats December 1896.** Nach den Veröffentlichungen des Kaiserl. Gesundheitsamtes sind während des Monats December 1896 von je 1000 Einw., aufs Jahr berechnet, als gestorben gemeldet: in Augsburg 24.3, München 22.1, Nürnberg 19.5, Würzburg 18.8, Altona 18.4, Berlin 17.6, Breslau 23.7, Frankfurt a. M. 17.7, Hannover 16.4, Kassel 16.5, Köln 18.1, Königsberg 26.7, Magdeburg 19.2, Stettin 23.1, Wiesbaden 14.5, Dresden 19.7, Leipzig 18.0, Stuttgart 15.7, Karlsruhe 15.9, Braunschweig 18.3, Hamburg 17.6, Straßburg i. E. 23.1, Metz 16.1, Amsterdam 17.6, Brüssel 22.0, Budapest 22.2, Christiania 15.4, Edinburg 21.1, Glasgow 21.8, Kopenhagen 18.9, Krakau 35.4, London 17.9, Lyon 21.0, Moskau 26.3, Odessa 24.2, Paris 20.2, Petersburg 30.0, Prag 24.6, Rom (November) 17.6, Stockholm 17.9, Triest 31.2, Turin (November) 16.7, Venedig 21.8, Warschau 24.9, Wien 20.9, New-York 17.0. (Für die nichtdeutschen Städte ist der Zeitraum von 5 Wochen, vom 29. November bis einschl. 2. Januar, zusammengefaßt und den Berechnungen zugrunde gelegt worden.)

Auch im December blieb der Gesundheitsstand in der überwiegenden Mehrzahl der deutschen wie der ausländischen Städte Europa's günstiger und die Sterblichkeit im ganzen niedrig, obwohl letztere in einigen Orten etwas anstieg und größer als im November war. Insbesondere hat die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pro Mille) sehr bedeutend abgenommen und sank von 42 im November auf 20 im December. Einer solch niedrigen Sterblichkeit erfreuten sich die Vororte Berlins Groß-Lichterfelde und Schöneberg, ferner Gießhübel-Puchstein, Hagen, Herford, Kiel, Osnabrück, Siegen, Sorst, Wiesbaden, Wilhelmshaven, Wittenberg, Ludwigsburg, Konstanz, Darmstadt, Bismar, Oldenburg, Jena, Greiz, Zerbst und Hohenau. Die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer über 35.0 pro Mille) stieg von 3 im November auf 5, und zwar war dies in den Orten Beek, Langenbielau, Mülheim a. R., Stolp und Werdau der Fall. Das Sterblichkeitsmaximum, das im November 52.9 pro Mille betrug, erreichte im December Langenbielau mit 40.7. — Etwas kleiner als im vorigen Monat, wo ihre Zahl 126 betrug, war die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer zwischen 15.0 und 20.0 pro Mille) 103, so u. a.: Bamberg, Bayreuth, Erlangen, Fürth, Hof, Kaiserslautern, Nürnberg, Passau, Pirmasens, Speyer, Würzburg, Altona, Aixdorf, Rummelsburg-Borbagen, Steglitz (Vororte Berlins), sowie Barmen, Bielefeld, Berlin, Charlottenburg, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Essen, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Gleiwitz, Görlitz, Hannover, Harburg, Kassel, Köln, Krefeld, Kreuznach, Magdeburg, Minden, Potsdam, Schleswig, Spandau, Thorn, Trier, Wesel, Bongern, Crimmitschau, Dresden, Leipzig, Meißen, Plauen, Zittau, Cannstatt, Eßlingen, Gmünd, Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Mainz, Offenbach, Worms, Güstrow, Rostock, Eisenach, Weimar, Braunschweig, Bremen, Dessau, Gotha, Hamburg, Lübeck, Metz, und von nichtdeutschen Städten Amsterdam, Christiania, Kopenhagen, London, Stockholm, New-York, aus dem November Rom und Turin. — Die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 20.0—23.0 pro Mille), die im November 40 betrug, war im December 57; wir erwähnen: Kempten, Ludwigshafen, München, Regensburg, Bruchen O.-S., Bochum, Bromberg, Dortmund, Duisburg, M.-Gladbach, Halle, Kattowitz, Liegnitz, Mülheim a. Rh., Münster, Nordhausen, Stralsund, Annaberg, Freiburg i. S., Reutlingen, Gießen, Apolda, Coburg, Schwerin i. M., Mülhausen i. E. u. a., und von nichtdeutschen Städten Brüssel, Budapest, Edinburg, Glasgow, Lyon, Paris, Venedig, Wien.

Die Beteiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit blieb im allgemeinen gering, war jedoch in den südlichen Orten vielfach höher. Von je 10,000 Lebenden starben, aufs Jahr berechnet, in Berlin 47, in Hamburg 51, in Dresden 65, in München 84, in Stuttgart 88 Säuglinge. Diese geringe Steigerung gegen den vorigen Monat beruhte auf dem im allgemeinen seltenen Vorkommen von acuten Darmkrankheiten, die in deutschen Orten wenig Opfer forderten; nur in wenigen Orten (wie in München, Glauchau, Leipzig, Plauen, Hamburg, Straßburg i. E.) war ihre Zahl gesteigert; in nichtdeutschen Städten bedingten diese Krankheitsformen meist mehr Todesfälle als im November, wie in Christiania, London, Moskau, Paris, Petersburg, Stockholm, Venedig, Warschau, Wien, New-York u. a.

Dagegen stieg fast allgemein infolge der rauheren, mit häufigen Temperaturwechseln herrschenden Witterung, die im Berichtsmonat vorherrschte, das Vorkommen von acuten Entzündungen der Athmungsorgane mit tödtlichem Ausgängen, durch welche auch die allgemein größere Sterblichkeit, die vorzugsweise die höheren Altersclassen betraf, hervorgerufen wurde. Die Zahl der durch diese Krankheitsformen bedingten Sterbefälle stieg in Augsburg, München, Nürnberg, Aachen, Altona, Barmen, Breslau, Berlin, Danzig, Dortmund, Düsseldorf, Elberfeld, Frankfurt a. M., Köln, Königsberg, Magdeburg, Stettin, Wiesbaden, Dresden, Leipzig, Stuttgart, Freiburg i. B., Braunschweig, Bremen, Mülhausen i. E., Straßburg i. E., Amsterdam, Brüssel, Budapest, Christiania, Kopenhagen, Krakau, Lyon, Moskau, Odessa, Paris, Petersburg, Prag, Rom, Stockholm, Triest, Venedig, Warschau, Wien, New-York u. a. Nur in wenigen Orten, darunter Charlottenburg, Essen, Halle, Homburg, Würzburg, London, sank die Zahl der Opfer, in Kiel, Magdeburg und Nürnberg blieb sie gleich groß wie im November. Erkrankungen und Sterbefälle an Grippe wurden ebenfalls häufiger gemeldet; Sterbefälle blieben jedoch meist vereinzelt; mehrfache Todesfälle an Grippe kamen aus Bromberg und Leipzig (je 2), aus Elberfeld, Bremen, Braunschweig, Budapest und Stockholm (je 3), aus Frankfurt a. M., Hamburg, Magdeburg, Kopenhagen (je 4), aus Paris und New-York (je 11), aus Moskau 15, aus Berlin 80, aus London 70 zur Mittheilung. Auch Todesfälle an Lungenschwindsucht wurden häufiger berichtet.

Die Cholera gewinnt in Calcutta wieder größere Ausdehnung; es wurden von dort in den 5 Wochen vom 8. November bis 19. December 118 Todesfälle an Cholera gemeldet. In Niederländisch-Indien, in Batavia und Palembang (Sumatra) ist sie erloschen. In Soerabaya kamen im December nur vereinzelte Fälle, in Atjeh (Nord-Sumatra) Ende December weniger Fälle als zu Anfang des Monats zur Kenntniß. In Singapore wurden im November 13 Todesfälle an Cholera festgestellt. Auf dem am 9. Januar in Plymouth aus Calcutta eingetroffenen Transportdampfer „Rubio" ist während der Reise unter den englischen Truppen die Cholera ausgebrochen; bis zum 10. Januar sind 8 Todesfälle festgestellt worden. — Das Gelbfieber wüthete auf Cuba im December noch heftig. In Havana kamen vom 26. November bis 31. December bei ca. 1000 Erkrankungen ungefähr 300 Todesfälle vor. Insbesondere war das Militär stark davon betroffen. In Sagua la Grande, Santiago, Cardenas, Manzanillo, Cienfuegos war die Zahl der Todesfälle im December mäßig, in Matanzas (am Mitte Decembes) immerhin kleiner. In Rio de Janeiro kamen im November nur noch wenige (3) Todesfälle vor; vereinzelte Fälle wurden Ende November auch aus Pará, Anfang December aus Maracaibo gemeldet. Auf Haiti (Port au Prince) dauert die Seuche an. — Ueber die Verbreitung der Pest in Bombay sind sichere Nachrichten schwer zu erhalten. Die Epidemie hat außergewöhnlicher Verbreitung gewonnen; sämmtliche Stadttheile und Vororte sind ergriffen; die Zahl der Opfer wird nicht richtig angegeben; sie ist viel größer als angegeben wird. Vom 9. December bis 5. Januar wurden 1223 Todesfälle amtlich gemeldet. Unter den Europäern wurden bis dahin nur wenige Fälle festgestellt. Einer davon betraf einen Deutschen, der bereits auf dem Wege der Besserung ist. Auch in Nordformosa, besonders in der Hauptstadt Taipefu, ist die Pest Ende October ausgebrochen. Vereinzelte Fälle kamen in Twatutia, Hobe und Kilung zur Feststellung. Gegen die Ausbreitung der Seuche nach Europa werden von den europäischen Staaten strenge Verkehrungsmaßregeln vorbereitet.

Von den anderen Infectionskrankheiten zeigten sich Masern, Scharlach, Diphtherie, Keuchhusten und Pocken häufiger, typhöse Fieber seltener als im November. Die schon seit September in vielen Orgendrn Deutschlands epidemisch auftretenden Masern ließen im December meist noch keine erhebliche Abnahme erkennen. Außer in Nürnberg, Bamberg, Berlin, Elberfeld, Hamrin, Tilsit, Zwickau, Pforzheim, wo sie im December mehr Opfer als im Monat vorher forderten, herrschten Masern in Glasgow, London, Moskau, Prag, Triest, Brünn, Wien, Kopenhagen, New-York und auch aus den Regierungsbezirken Arnsberg, Aurich, Düsseldorf, Erfurt, Königsberg, Posen, Schleswig, Stade, Stettin, Wiesbaden wurden zahlreiche Erkrankungen an Masern gemeldet. Besonders heftig herrschen Masern in Glasgow, wo sie im Berichtsmonat 185 Sterbefälle hervorriefen; in Bruck und Karlsruhe hat die Epidemie an Heftigkeit abgenommen. — Die Zahl der Todesfälle an Scharlach hat in Berlin, Görlitz, Merseburg, Glasgow, London, Prag, Petersburg, New-York zugenommen. In Breslau, Dresden, Moskau, Odessa, Warschau, Wien hat sie wohl etwas abgenommen, war

aber in Odessa und Warschau, wo sie während des Monats 105, bezw. 89 Opfer forderten, noch sehr verbreitet. Aus Insbruck, Paris, Petersburg worden zahlreiche Erkrankungen mitgetheilt. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup war in Aachen, Berlin, Breslau, Danzig, Flensburg, Gnesen, Halle, Homburg, Köln, Königshütte, Leipzig, Magdeburg, Nürnberg, Stettgart, Amsterdam, London, Lyon, Moskau, Paris, Petersburg, Teiest, Wien, New-York gestiegeet, in Barmen, Dresden, Königsberg vermindeet und blieb in Chemnitz, Bochum, Kaiserslautern, München, Stettin, Mannheim, Straßburg, Christiania, Kopenhagen, Prag, Warschau fast gleich groß wie im November; Erkrankungen kamen aus den meisten der genannten Städte, sowie aus den Regierungsbezirken Arnsberg und Düsseldorf in großer Zahl zur Anzeige. — Das Vorkommen von Unterleibstyphus begegnete meist seltener. In Rom, Petersburg, Warschau, Wien, New-York war die Zahl der Sterbefälle etwas größer, in London, Odessa, Moskau, Christiania etwas kleiner als im November. In Pola (Istrien) war die vor ausgebrochene Epidemie Anfang Januar im Erlöschen. — Flecktyphus zeigte sich fast nur vereinzelt; aus Inowrazlow, Memel, Oldenburg, Spandau, Krakau, Moskau, Petersburg, Venedig wurden vereinzelte Todesfälle, aus Petersburg auch 10 Erkrankungen mitgetheilt. — Auch Sterbefälle an Gesichtsrose kamen wenige und vereinzelte aus Kopenhagen, Petersburg, Wien, nur aus New-York 8, zur Berichterstattung. Vereinzelte Erkrankungen zeigten sich in Nürnberg und in den Regierungsbezirken Düsseldorf und Posen. — Dem Keuchhusten erlagen in Berlin, Glasgow, London mehr Kinder. — Todesfälle an Pocken kamen aus Glasgow, Wien je 1, aus Moskau 2, aus Petersburg 6, aus Bukarest 22, aus Odessa 26, aus Warschau 42 zur Mittheilung. In Lussinpiccolo (Istrien) traten Pocken epidemisch auf; auch in Santa Cruz (Canarische Inseln) sind wahrscheinlich infolge von Einschleppung von Cuba die Pocken im December ausgebrochen; bis 9. Januar waren 65 Erkrankungen und mehrere Todesfälle festgestellt. Aus Antwerpen wurden 1, aus London 3, aus Budapest 4, aus Petersburg 31, aus Paris 43 Erkrankungen gemeldet. — Von seltener vorkommenden Infectionskrankheiten wurden aus Berlin 1 Todesfall an Rotz, aus Moskau 2 Todesfälle an Milzbrand, aus Moskau 2, aus Petersburg und Rom (aus letzterer Stadt aus dem November) je 1 Todesfall an Tollwuth berichtet.

* **Würzburg.** Von der Wirkung der X-Strahlen auf Röntgen selbst entwirft der amtliche Personenstand der hiesigen Universität folgenden Schattenriß: Dr. Wilhelm Konrad Röntgen, o. ö. Professor der Physik, Ehrendoctor der medicinischen Facultät Würzburg, correspondirendes Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und München und der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Ehrenmitglied des Physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M. und der Society of natural Science of Chester, correspondirendes Mitglied der Physikalisch-medicinischen Societät zu Erlangen, der Academy of natural sciences of Philadelphia, der Société des saiences naturelles et mathématiques de Cherbourg, Inhaber der Rumford-Medaille und des halben Baumgartner'schen Preises, Ritter des Verdienstordens der königlich bayerischen Krone und vom heiligen Michael 3. Classe, sowie des königlich preußischen Kronenordens 2. Classe, Commandeur des italienischen Kronenordens, Ehrenbürger der Stadt Lennep.

* **Bonn.** An Stelle des nach Greifswald versetzten Mathematikers Prof. Study ist Privatdocent Prof. Dr. Ludwig Schlesinger aus Berlin hieher berufen. — In der philosophischen Facultät habilitirte sich als Privatdocent für classische Philologie Dr. Ludw. Radermacher aus Siegburg mit einer Antrittsvorlesung über Rom und den Atticismus.

* **Berlin.** Die Akademie der Wissenschaften hat einen Theil der ihr aus der reichen Wenzel-Heckmann-Stiftung zufließenden Mittel zum besten einer Ausgabe der älteren griechischen Kirchenväter bestimmt, der andere soll zur Herstellung eines Wörterbuchs der deutschen Rechtssprache verwendet werden. Zur Organisation dieses Unternehmens und zu seiner Leitung ist eine akademische Commission eingesetzt worden, der die Professoren v. Amira (München), Brunner (Berlin), Weinhold (Berlin) und Richard Schröder (Heidelberg) angehören. — Durch Preise der Bopp-Stiftung bei der Akademie sind Prof. Lefmann in Heidelberg, der mit einer Biographie Franz Bopps beschäftigt ist, und Dr. phil. Liebich, Privatdocent für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Breslau, ausgezeichnet worden. — Die Akademie hat Dr. Ernst Heinrich Ehlers, ordentlichen Professor der Zoologie und Director des Zoologischen Instituts an der Universität Göttingen, zum correspondirenden Mitglied der mathematisch-physikalischen Classe gewählt. — Der bisherige Privatdocent der Physik Dr. H. Du Bois ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Universität ernannt worden.

A. **Plostock.** Der außerordentliche Professor der classischen Philologie Dr. Bethe gedenkt, dem Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Basel an Stelle des verstorbenen Dümmler zu Ostern Folge zu leisten. — Nach einer Verfügung des Ministeriums des Innern, Abtheilung für Medicinalangelegenheiten, dürfen in Zukunft an den Universitätskliniken und Poliklinikeu als Practicanten nur solche Studirende der Medicin zugelassen werden, die an einer deutschen Universität die ärztliche Vorprüfung oder an einer ausländischen Universität eine dieser gleichstehende Prüfung vollständig bestanden haben.

* **Wien.** Der Rector der Universität veröffentlicht am schwarzen Brett folgende Kundmachung des Unterrichtsministeriums, betreffend den Gebrauch der Bezeichnung „Doctorand": „Es wurde die Wahrnehmung gemacht, daß die Studirenden, welche sich im Stadium der Ablegung der strengen Prüfungen behufs Erlangung des Doctorgrades befinden, sich die Bezeichnung „Doctorand" als eine ihnen angeblich gebührende beilegen und sich derselben öffentlich bedienen. Da diese Bezeichnung in den bestehenden Universitätseinrichtungen nicht begründet ist und unter Umständen zu Mißverständnissen Anlaß geben kann, finde ich die Führung der Bezeichnung Doctorand seitens der Studirenden überhaupt und der Rigorosanten insbesondere zu untersagen. Zuwiderhandelnde sind nach Maßgabe der geltenden Disciplinarvorschriften zur Verantwortung zu ziehen."

—†— **Petersburg.** Der Generalgouverneur von Kiew, Graf Ignatieff, hat erklärt, er wolle sich an die Spitze eines Comités zur Gründung eines Polytechnikums in Kiew stellen, zu welchem Zwecke der Gutsbesitzer Tereschtschenko 150,000 Rubel gespendet habe. Es sind also zum Bau eines Polytechnikums in Kiew bereits 500,000 Rbl. zusammen, da auch die Stadt 300,000, die Börse 75,000 hergegeben und von verschiedenen Seiten 25,000 eingegangen sind. Weitere bedeutende Spenden werden von seiten der Zuckerindustriellen erwartet, deren nachlässige Berechnung an 700,000 Rbl. ergibt; es dürfte den Zuckerindustriellen nicht schwer fallen, die Million voll zu machen, damit ein Polytechnikum, das allen Ansprüchen der Neuzeit genügt, in Kiew zustande kommt. Dieselbe Bewegung läßt sich in Jekaterinenburg constatiren. Auch dort laufen zahlreiche Spenden von seiten Industrieller ein, um ein Polytechnikum zu gründen. Es macht sich eben der Mangel an derartigen Hochschulen beim intensiven Wachsen der russischen Industrie so stark fühlbar, daß weder Petersburg mit seinen drei technischen Hochschulen, noch Riga mit seinem Polytechnikum den Ansprüchen genügen können. Aus den vorliegenden Thatsachen geht hervor, daß diese Entwürfe festen Boden gewonnen haben, wie denn auch die russische Regierung dieses Streben nach jeder Seite hin fördert; so wird uns von kundigster Seite mitgetheilt, die Regierung wolle die Pläne beider Städte verwirklichen und mit den nothwendigen Mitteln subventioniren.

Tauchnitz Edition.
February 3, 1897.
The
Dream that Stayed.
By (5270)
Florence Marryat,
Author of
„Love's Conflict" etc.
In 2 vols.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Katalog 15. 16. Chemie. Physik.
Bibliothek des † Prof. Dr. Lothar v. Meyer, Tübingen.
Gratis und franco.
Rich. Jordan, Naturwiss. Antiquariat, München, Blüthenstr 19.

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart.
Singer und Seifriz:
Grosse theoretisch-praktische
Violinschule.
Erster Band 14 Mk. Zweiter Band 16 Mk.
Zu beziehen durch die meisten Buch- und Musikalien-Handlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Montag, 8. Februar. Nummer 30.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Jungfraubahn. Von Heinrich Spitzer. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Jungfraubahn.

Von Ingenieur Heinrich Spitzer, Assistenten an der techn. Hochschule in München.

Als vor mehr denn 25 Jahren, im Mai des Jahres 1871, die erste Zahnradbahn in Europa von Vitznau auf den Rigi eröffnet wurde, erweckte sie mit Recht in Fachsowohl als Laienkreisen staunende Bewunderung durch die neue sinnreiche Art, Rampen bis zu 25 Procent betriebssicher zu bewältigen, und die pessimistische Zweifelsucht der Menge mußte bald dem einmüthigen Lob des Publicums das Feld räumen. Rascher, wohl verdienter Erfolg krönte das neue Unternehmen, schon im ersten Betriebsjahre zogen 58,000 Personen die Bahnfahrt der Ersteigung vor, um die weltberühmte Aussicht ohne Anstrengung zu genießen, und mit jeder Saison wuchs die Frequenz, die im Sommer 1895 die achtunggebietende Zahl von 110,000 sogar überschritten hatte. Auch das Erträgniß spiegelte die Trefflichkeit der Anlage wieder, und die bereits als waghalsig bemitleideten Actionäre wurden im ersten Jahr mit einer Dividende von 7 Proc. belohnt, die in den meisten folgenden Jahren 8 Proc. erreichte, ja im Jahre 1873 sogar die außerordentlich hohe Zahl von 17 Proc. aufwies. Bald folgten kühne Unternehmungen ähnlicher Art auf viele Aussichtshöhen der Schweiz, unter denen ich als technisch besonders hervorragend nur die im Jahre 1889 eröffnete, mit ihrem System einzig dastehende Zahnradbahn auf den Pilatus mit einer größten Steigung von 48 Proc., die musterhaft angelegte steilste Drahtseilbahn des Continents auf das Stanserhorn mit 62 Proc. und die derzeit höchste Bahn der Alpen auf das 2252 m hohe Rothhorn erwähnen möchte. Leider läßt sich weder der technischen, noch der finanziellen Seite der zahlreichen Touristenbahnen immer Vollkommenheit nachsagen, und die wenigsten der in der Schweiz bestehenden Bergbahnen, von denen im Jahre 1895 79 km mittels Zahnräder und 15 km mittels Drahtseil betrieben wurden, werfen eine nennenswerthe Rente ab, so daß die conservative Schweizer Bevölkerung neuen Unternehmungen gegenüber nicht mit Unrecht etwas skeptisch geworden ist. Der Grund der Mißerfolge liegt wohl zum größten Theil darin, daß die genialen Entwürfe eines Riggenbach, Zschocke, Näff und Locher allzu mechanisch nachgeahmt worden sind, ohne wohl durchdachte Anpassung der Anlage und der Betriebsart an örtliche Verhältnisse und an den zu erwartenden, allerdings schwer berechenbaren und noch schwerer lenkbaren Touristenstrom; doch auch darin, daß es erst in der jüngsten Zeit gelungen ist, das Problem zwischen Nutzlast und todter Zugslast befriedigend zu lösen und gleichzeitig den wegen seiner hohen Kosten verhängnißvollen Dampfbetrieb zu umgehen.

Gleich den zahllosen anderen Gebieten technischen Fortschrittes wirkte auch hier die Elektricität im wahrsten Sinne des Wortes bahnbrechend, und die jüngsten elektrischen Steilbahnen der Schweiz leiten eine neue Aera ein, um als Muster für künftige Anlagen zu gelten. Fast alle Nachtheile der Dampflocomotiven für Zahnradbahnen sind bei den elektrischen Motorwagen durch Vortheile ersetzt worden, unter denen als die wichtigsten anzuführen sind: das günstigere Verhältniß zwischen Nutzlast und todtem Gewicht, eine geräusch- und rauchlose Fahrt mit sicherem Zahneingriff, sowie die Ersparnisse an den Unterhaltungskosten der Fahrzeuge und am Fahrdienst, denen gegenüber der einzige bedeutendere Nachtheil: die nach der größten Leistung zu bemessende, daher theure Kraftanlage, zurücktritt. Ich will nur zwei der letzten Versuche anführen, zudem als Beispiele für die strittigen Pole der zu verwendenden Systeme charakteristisch: die mit Gleichstrom betriebene elektrische Zahnradbahn auf den Mt. Salève bei Genf und die Seilbahn in Lugano, bei welcher der Drehstrom überraschend günstige Ergebnisse geliefert hat. Während das System der letzteren für die im Bau begriffene Gornergratbahn in Aussicht genommen ist, soll erstere in vieler Hinsicht als Vorbild für die Jungfraubahn gelten, ohne daß hierüber jedoch eine endgültige Entscheidung getroffen worden wäre.

Ehe ich auf das jüngste Project einer Jungfraubahn eingehe, ist es billig, der Pioniere zu gedenken, die mit kühnem Wagemuth an diese gigantische Aufgabe herantraten und ohne deren Vorarbeit die Angelegenheit heute noch kaum spruchreif wäre.

Schon im Jahre 1889 tauchten fast gleichzeitig zwei Projecte auf, die Beherrscherin des Berner Oberlandes durch eine Eisenbahn zu bezwingen, und erhielten auch vom schweizerischen Bundesrath, vorbehaltlich der Erfüllung einer hygienischen Clausel, die Concession. Koechlin, ein Hauptmitarbeiter am Eiffelthurm, und Trautweiler, hervorragend betheiligt am Bau des Gotthardtunnels, faßten unabhängig von einander den Plan, den Gipfel von der Westseite des Berges aus mittelst unterirdischer Seilbahnen in mehreren Abschnitten zu erklimmen, wobei Zwischenstationen mit Querstollen zu Aussichtsgalerien vorgesehen waren. Die Horizontalprojection der Trace beider Ingenieure ist wenig von einander verschieden, jedoch gedachte Koechlin eine größte Steigung von 60 Proc. mit Wasserübergewicht, Trautweiler seine 98 Proc. mit comprimirter Luft zu überwinden. Ersterer glaubte die Betriebssicherheit gewährleistet durch Einlegung einer Zahnstange, sowie durch Anbringung mehrfacher bewährter Bremsvorrichtungen, letzterer erdachte überdies eine sehr sinnreiche Construction von verstellbaren Flügeln und abschließenden Schilden, beide mit Lederstreifen besäumt, die das ganze Tunnelprofil derart selbstthätig abgedichtet hätten, daß bei einem Bruch des Drahtseiles der hinuntersausende Wagen durch ein sich vor demselben bildendes Luftpolster in seiner Geschwindigkeit bis zu einem Höchstwerth von 2 m in der

Secunde gehemmt worden wäre. Einige sonstige Angaben dieser, wie der noch zu erwähnenden folgenden Projecte finden sich in der Tabelle I zusammengestellt.

Tabelle I.

Benennung	Koechlin	Trautweiler	Locher	Eigerbahn	Guyer-Zeller
Länge, schief, in m	6316	6540	6500	4700	12400
Erhebung in m	3210	3260	3000	1906	2102
Spurweite in m	1	1	—	1	1
Minimal-Radius in m	110	—	10000	—	100
Maximal-Steigung in %	59	98	70	60	25
Tunnelquerschnitt in m²	—	7.2	18	7	12
Fahrgeschwindigkeit i. m pr. Sec.	1—3	1	7—8	1	2.2
Fahrzeit in Minuten	—	120	15	50	100
Bauzeit in Jahren	5	5½	—	—	4
Baukosten in Mill. Frcs.	10	5—6	—	4	10
Frequenz auf den Gipfel	30000	8000	—	12000	10000
Anzahl der Sitzplätze	50	18	50	40	80
Fahrpreis in Frcs. hin u. zurück	35	65	—	20	35
Rente in %	7.5	—	—	6	6.8
Betriebsart	Seilbahn mit Wasserübergewicht.	Seilbahn mit comprimirter Luft.	Pneumatische Bahn.	Elektr. Seilbahn	Elektr. Zahnradbahn.

Locher, der Erbauer der Pilatusbahn, trachtete als dritter im Bunde den großen Nachtheil beider Entwürfe — in der Unannehmlichkeit einer circa zweistündigen Tunnelfahrt gelegen, sowie in der Unsicherheit des Wetters auf diese Dauer — dadurch zu beseitigen, daß er zwei genau kreisrunde, 3 m weite, direct von Lauterbrunnen bis zum Gipfel führende röhrenförmige Stollen projectirte, in denen je ein cylindrischer Wagen auf pneumatischem Wege mit einer Geschwindigkeit von 8—9 m pro Secunde, daher in ungefähr einer Viertelstunde hätte hinaufgepumpt, bezw. hinuntergelassen werden sollen. Den Gedanken Trautweilers bildete Locher dahin aus, daß er durch Anbringung von 400 stehenden Blechringen an seinem 20 m langen Wagen zwischen Tunnelwand und Fahrzeug nur einen Zwischenraum von ½ cm allseits freiließ und hiedurch die Luft bei ihrem Vorüberstreifen zu einem 400maligen Wechsel in der Ausweitung des Durchflußquerschnittes zwang, wobei der Durchgang verlangsamt und ein hemmendes Luftkissen vor der Stirne zuversichtlich gebildet worden wäre. Auf weitere Einzelheiten, so geistreich sie auch durchgearbeitet sind, kann ich leider aus Raummangel nicht eingehen.

Abgesehen von den Kosten, wurde die technische Durchführbarkeit dieser Entwürfe nicht in Frage gestellt, wenn man sich auch der Einsicht, während des Baues auf außergewöhnliche Schwierigkeiten zu stoßen, nicht verschloß; doch trotz der Vereinigung der drei Projectanten zu einer gemeinsamen Concession im Jahre 1891 gelang es ihnen bei der schlimmen wirthschaftlichen Lage der Schweiz nicht, die Geldkreise für ihren Plan zu interessiren.

Keineswegs sollte aber die aufgespeicherte Arbeit verloren gehen, nur wurde sie in eine andere Richtung gelenkt, als die im Jahre 1893 eröffnete Wengernalpbahn die beste Zufahrt darbot, um der Jungfrau von der Nordseite beizukommen. Nur in Kürze will ich erwähnen, daß dieselbe, an die beiden Endstationen Lauterbrunnen und Grindelwald der Berner Oberlandbahn anknüpfend, als 80-centimetrige Niggenbach'sche Zahnradbahn mit Abt'scher Lokomotive auf die über 2000 m hoch gelegene Wengernalp führt und daselbst das herrlichste Hochgebirgspanorama des Berner Oberlandes einem jährlichen Touristenstrom von mehr als 30,000 Personen erschließt. Mit dieser Anlage war die Basis zu neuen Entwürfen gegeben, die ihren Ausgangspunkt in der Station Kleine Scheidegg nahmen, als der natürlichen Einbruchstation in das Gebiet der Bergriesen: Eiger, Mönch und Jungfrau.

Noch ehe die Wengernalpbahn eröffnet wurde, traten zwei bekannte Fachmänner, die Ingenieure E. Strub und H. Studer, im Jahre 1892 mit dem Project einer Eigerbahn hervor, die an die Station Kl.-Scheidegg anknüpfend, theils als offene Zahnradbahn mit 25 Proc., theils als unterirdische Drahtseilbahn in zwei Sectionen mit 60 Proc. Steigung auf die 3975 m hohe Eigerspitze führen sollte. Es gelang ihnen, für ihr lebensfähiges und billiges Project nicht nur die Concession zu erlangen, sondern dieselbe bald an die Wengernalpbahn abzugeben, als es sich ergab, daß diese, trotz des kolossalen Verkehrs, zumeist infolge ungünstigen Wechsels der Neigungsverhältnisse, nicht recht prosperiren wollte und man von der Eigerbahn einen noch lebhafteren und lohnenderen Zufluß des Fremdenstromes erhoffte.

So war die Lage der Dinge, als Guyer-Zeller, der Präsident der schweizerischen Nordostbahn, mit seinem Jungfraubahnproject in die Schranken trat. Mit großer Energie gelang es ihm, die maßgebenden Kreise für seine Idee derart zu fesseln, daß nicht nur die Wengernalpbahngesellschaft von ihrer Eigerconcession zurücktrat, in der richtigen Erwägung, daß das neue Project ihre Interessen noch kräftiger fördere, als das engere Eigerproject, sondern daß sein Concessionsgesuch an den schweizerischen Bundesrath vom 20. December 1893 bereits am 1. December 1894 in allen Hauptzügen genehmigt und am 18. Juli 1895 auch der wichtige Satz ausgesprochen wurde, daß der Nachweis: weder durch den Bau, noch durch den Betrieb seien für das Leben und die Gesundheit außerordentliche Gefahren zu befürchten, als erbracht betrachtet wird.

Das vorliegende Project charakterisirt sich — und ist dadurch von allen bestehenden Bahnanlagen scharf unterschieden — als Hochgebirgsbahn, sowohl im Gegensatz zu den Bergbahnen, die, vornehmlich touristische Zwecke verfolgend, auf mittlere Höhen führen, um Ausblicke in das Thal und Fernblicke in die Gebirgswelt zu eröffnen, als auch zu den Alpenbahnen, die, vorzugsweise dem internationalen Verkehr dienend, in schwieriger Linienführung als Adhäsionsbahnen Gebirgsketten übersetzen. Der Zweck der Jungfraubahn ist ein anderer.

Sie will den nach Naturschönheiten dürstenden Menschen, und unter ihnen auch den körperlich schwächeren und weniger bemittelten, Gelegenheit bieten, die unbeschreibbar prächtigen und überwältigenden Gebiete des Hochgebirgs zu schauen, und begnügt sich zur Erreichung dieses Zieles nicht mit der Erschließung eines wenn auch noch so hohen Aussichtspunktes, sondern sie führt den nach der Natur Sehnsüchtigen mitten in die furchtbar ergreifende Scenerie der Gletscherwelt und des ewigen Schnees, wo die Naturgewalten bisher Alleinherrscher waren und nur wenigen, ihr eigenes Leben in die Wagschale werfenden Touristen Einblicke in ihre offen daliegenden und doch geheimen Herrlichkeiten gestattete.

Nach den einleitenden Studien des bekannten schweizerischen Ingenieurtopographen Imfeld, sowie den im Sommer 1895 ausgeführten trigonometrischen und photogrammetrischen Arbeiten des Professor Koppe aus Braunschweig, der den Vermessungsplan entwarf und die Einzelaufnahmen so weit förderte, daß die Bahnlinie bis zum Tunneleingang und dieser selbst festgelegt werden konnten, verläuft die Trace folgendermaßen:

In einer Höhe von 2064 m ü. M., also fast in der Höhe des Pilatus, verläßt die Jungfraubahn die Station Kl. Scheidegg der Wengernalpbahn und führt in ihrem ersten Theil auf 2 km als offene Zahnradbahn, ohne technische Schwierigkeiten in einer mittleren Steigung von 12.4 Proc. und einer größten von 25 Proc., um den Fallbodenbuhel herum zur ersten Station „Eigergletscher", auf eine Höhe von circa 2300 m am südwestlichen Ausläufer

des Rothstock. Diese Section ist nahezu identisch mit dem entsprechenden Theil der Eigerbahn, wie sie das Project von Strub und Studer aufweisen. Oberhalb dieser Station ist auf Cote 2424 m der Eingang des Tunnels festgesetzt, den die hier beginnende eigentliche Jungfraubahn nicht mehr verläßt. Sie unterfährt den schluchtartigen Einschnitt zwischen Rothstock und Eiger, erreicht mit 25 Proc. in einer Höhe von 2828 m die vielgerühmte „Grindelwaldgalerie", eine Erweiterung und seitliche Durchbrechung des Tunnels an der fast lothrechten Eigerwand, von der ein herrlicher Blick auf die Gletscherwelt und das Grindelwaldthal sich bieten wird, umfährt dann in großem Bogen das Eigermassiv und hält auf der Südseite des Berges in der Station „Eiger", 3270 m ü. M. Nun im Süden verbleibend, wendet sich die Bahn mit 15.5 Proc. nach der Station am „Mönchjoch" 3550 m ü. M., die, umgeben von Schneefeldern, den Sammel- und Ausgangspunkt für hochtouristische Unternehmungen aller Art, sowie für Schlittenfahrten zum Aletschgletscher und Märjelensee, ja sogar Ausflüge ins Rhonethal bilden dürfte. Daher ist hier auch, auf einem stumpf endigenden Seitengeleis, ein größeres, durch Felsen geschütztes Refectorium vorgesehen, das für Massenbesuch eingerichtet werden soll. Der nun anschließende Theil der Bahn ist ihre heikelste Stelle; denn um im ferneren Verlauf nicht aus dem gewachsenen Fels herauszutreten und in dem nun zu durchquerenden Sattel nicht auf Schnee und Eis zu stoßen, die jeden Tunnel in ihrer unwiderstehlichen Bewegung erdrücken würden, ist sie gezwungen, auf eine Länge von 1700 m ein Gegengefälle von 10 Proc. einzuschalten, unterfährt sonach auf Cote 3393 m das, nach Messungen von Professor Golliez in Lausanne mit einer 70—100 m starken Schneedecke übergossene Jungfraujoch 105 m unter demselben, um sodann mit einer constanten Steigung von 25 Proc. in Windungen gegen die Spitze anzusteigen, die letzte unterirdische Station in einer Höhe von 4093 m erreichend. Die noch fehlenden 73 m sollen durch einen lothrechten Aufzug überwunden werden, der vollständig in den Felsen eingebaut und mit einer Wendeltreppe umgeben, die Reisenden auf den 4166 m hohen, zum größten Theil schneefreien, doch windumbrausten Gipfel der Jungfrau zu führen bestimmt ist.

Die Tabelle II gibt einen Ueberblick über die Längen-, Höhen- und Steigungsverhältnisse, sowie über die ins Auge gefaßten Fahrzeiten.

Tabelle II.

Stationen	Höhe: von Station zu Station m	Höhe: über dem Meer m	Entfernung: von Station zu Station m	Entfernung: vom Anfang m	Steigung: maximale ‰	Fahrzeit: von Station zu Station Min.	Fahrzeit: vom Anfang Min.
Kleine Scheidegg:		2064		0			0
	232		1950		25	15	
Eigergletscher:		2296		1950			15
	532		2154		25	12	
Grindelwaldgalerie:		2828		4104			27
	442		1736		25	19	
Eigerstation:		3270		5840			46
	280		1920		15.5	15	
Mönchjoch:		3550		7760			61
	157		1700		−10	13	
Jungfraujoch:		3393		9460			74
	700		2800		25	22	
Aufzug:		4093		12260			96
	73		73		∞	4	
Jungfraupitze:		4166		12333			100

Station Eigergletscher bis Tunnelportal: Entfernung: 504 m
" " " Höhe: 124 m
Tunnelportal bis Grindelwaldblick: Entfernung: 1650 m
" " " Höhe: 408 m

Die Gesammtlänge der Trace beträgt somit rund 12.4 km, wovon 2150 m in offener Strecke, 10,250 m im Tunnel und insgesammt ein Viertel in Curven zu liegen kommen. Die Fahrzeit beträgt ungefähr 1¾ Stunden, doch wird angenommen, daß die meisten Fahrgäste auf irgend einer der Zwischenstationen aussteigen und die Bergfahrt erst mit dem nächsten Zuge fortsetzen werden, was sowohl vom landschaftlichen als auch vom hygienischen Standpunkt zu empfehlen wäre.

Neben diesem Hauptproject wurde einige Zeit eine Alternative ins Auge gefaßt, die bei einer größten Steigung von 27 Proc. um 1.5 km kürzer gewesen wäre und das Jungfraujoch in einer Tiefe von 157 m unterfahren hätte. Sie wurde jedoch endgültig aufgegeben, als die Untersuchungen über die Schneemächtigkeit über Erwarten günstig ausgefallen waren.

Bedeutsamer ist die Variante, die Professor Becker, Mitglied der für Zwecke der Bahn eingesetzten wissenschaftlichen Commission, dieser unterbreitet hat. Um die schwierige Tracirung und mit Rücksicht auf versteckte Oberflächenspalten und Risse peinlich vorsichtige Ausführung eines Lehnentunnels zu umgehen, beziehungsweise zu erleichtern, sowie aus finanziellen Gründen, schlug Becker vor, den Eigergletscher zu unterfahren und mit Auslassung aller Zwischenstationen direct gegen das Jungfraujoch vorzudringen. Er würde hiedurch an Tunnellänge 3 km und an Fahrzeit in jeder Richtung circa 20 Minuten ersparen. Doch wurde dieser Vorschlag, trotz Anerkennung seiner technischen und wirthschaftlichen Vorzüge, mit 8 gegen 2 Stimmen abgelehnt, indem dagegen eingewendet wurde, daß der Ausfall der Zwischenstationen die Reisenden hygienisch ungünstiger stelle, die vollkommen unterirdische Trace die landschaftlich und touristisch hervorragende Mönchstation unerschlossen lasse und Concurrenzbahnen der Zukunft auf die umliegenden Höhen vollständig das Feld räume.

Was den Unter- und Oberbau, Tunnelbau und technische Einzelheiten betrifft, wurden die Grundlagen hiefür, nach den an Schweizer Bergbahnen erworbenen Erfahrungen, in den Bedingnissen eines Preisausschreibens festgelegt, das am 1. August 1896 abgelaufen ist und dessen Ergebnisse kurz vor Weihnachten veröffentlicht worden sind. Daraus ist zu entnehmen, daß die Jungfraubahn als 1 m spurige elektrische Zahnradbahn, mit einer größten Steigung von 25 Proc., einem kleinsten Krümmungshalbmesser von 100 m und einem Tunnelquerschnitt von 12 qm gedacht ist.

An dem Wettbewerb haben 48 Einsender theilgenommen, von denen 16 Preise erhielten, während die Entwürfe von 3 weiteren angekauft wurden. Die Preise, im Gesammtbetrag von 30,000 Frcs., und zwar von 5000 abnehmend bis zu 500 Frcs., wurden an 10 schweizerische, 7 deutsche, 1 englischen und 1 amerikanischen Ingenieur verliehen, unter denen als erster unter den Ausländern Professor Kreuter von der Münchener Technischen Hochschule für die Bearbeitung der Tunnelbaufrage erscheint. Den ersten Preis erhielt der technische Director des Unternehmens, Emil Strub, für eine neue Zahnstangen-Oberbauconstruction, die für die Ausführung bestimmt wurde und dem Eisenbahndepartement bereits zur Genehmigung unterbreitet ist. Strub ließ sich von dem Gedanken leiten, daß in erster Linie große Leistungsfähigkeit und absolute Betriebssicherheit anzustreben sind. Mit Rücksicht auf die schwierige Zugänglichkeit der Strecke und die kurze hiefür in Aussicht zu nehmende Zeit vor der jährlichen Betriebseröffnung entschied er sich für einen kräftigen Oberbau und ein schweres Fahrmaterial. Als letzteres wurde ein mit dem Motor combinirter Wagen für 30 Personen und ein Anhängewagen für 50 Personen vorgesehen, mit einem Raddruck von 3.3 Tons, einem Brutto-

zugsgewicht von 25 Tons und einer größten Zugkraft von 6.5 Tons bei 25 Proc. Steigung. Die neue Zahnstange hat Lauffschienenprofil mit konischem Kopf, damit die auf der Stanserhornbahn gegen Aufsteigen der Zahnräder, sowie gegen Winddruck und Entgleisung als vorzüglich wirkend erprobten Zangenbremsen angewendet werden können. Die Zähne werden aus dem vollen Profil durch Sägen und Fräsen herausgearbeitet, der Zahngrund ist keilförmig gestaltet, damit das Eis durch die Köpfe der Zahnräder weggesprengt werde. Die Lauffschienen erhalten, wie an der Pilatusbahn, schiefen Stoß und werden gegen das Wandern durch Winkeltaschen, sowie durch Einklinkungen an den Klemmplättchen gesichert. Zahnstange und Lauffschienen erhalten das gleiche Kleineisenzeug, erstere wiegt 34 kg für den laufenden Meter, letztere, identisch mit denen der Wengernalpbahn, 20.6 kg, und der gesammte Oberbau, einschließlich der flußeisernen Querschwellen, 120 kg/m. Nebst der Billigkeit — die Kosten für den Oberbau bleiben innerhalb des Voranschlages — rühmt die Commission an dem neuen System: große Betriebssicherheit, Solidität der Stoßverbindung, einfache derbe Formen, leichte Curvbarkeit und Umwendbarkeit.

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß, so löblich es auch ist, den hervorragenden Erfindergeist für eine verbesserte Zahnstange mit dem ersten Preise zu belohnen, nicht dies der springende Punkt des Problems einer Jungfraubahn ist. Denn sowohl die Riggenbach'sche Leiterstange, als auch die Abt'sche Lamellenstange erfüllen bis 25 Proc. alle Betriebsanforderungen in tadelloser Weise und hätten auch für den Oberbau der Jungfraubahn ausgereicht. Die Hauptschwierigkeit liegt vielmehr im Tunnelbau wegen seiner großen Länge und Steilheit, der schweren Zugänglichkeit, den tiefen Temperaturen und dem wahrscheinlichen Wassermangel, welche Umstände die Anwendung der so wirksamen hydraulischen Bohrmaschinen ausschließen, elektrische Maschinen, neue Sprengmittel und Förderungsarten nothwendig machen. Die meisten Preise wurden daher auch für elektrische Einrichtungen, Wasserkraftanlagen, Rollmaterial, Aufzug und Tunnelbauvorschläge ertheilt, sowie einige Hochbauentwürfe angekauft.

Bis zum Grindelwaldblick ist die Trace endgültig festgelegt, während der Unterbau der offenen Strecke, am 27. Juli v. J. begonnen, zu zwei Drittel fertig ist und der restliche Theil in einigen günstigen Wochen der nächstjährigen Bauperiode mit ca. 100 Arbeitern vollendet werden kann. Von besonderer Wichtigkeit ist der vom Bundesrath genehmigte sectionsweise Bau, der eine Verwerthung gewonnener Erfahrungen bei den folgenden Theilstrecken ermöglicht. Indem die Lauterbrunner Kraftstation bereits zum Bau vorbereitet und die Turbinen in Arbeit vergeben sind, hofft man die Kraftleitung im September 1897 bis zum Tunnelportal verlegt zu haben, während bis dahin der Bohrbetrieb der ersten Theilstrecke an mehreren Punkten theils von Hand aus, theils mittelst elektrischer Maschinen und Petroleummotoren in Angriff genommen werden soll. So glaubt Guyer-Zeller die ganze Bahnanlage in 4 Jahren vollenden zu können, obzwar die Concession vom Baubeginn an gerechnet 5 Jahre hiefür gewährt hat und die meisten Fachmänner auch diesen Zeitraum als viel zu niedrig geschätzt betrachten.

An Wasserkräften stehen zur Verfügung: 3000 Pferdekräfte der schwarzen Lütschine bei Burglauenen, 1800 Pferdekräfte der weißen Lütschine bei Lauterbrunnen, erstere mit 10 km, letztere mit 6 km Leitungslänge bis zur Station Klein-Scheidegg, zusammen 4800 Pferdekräfte, die sich nach den neuesten Aufnahmen bis auf 6000 Pferdekräfte erhöhen lassen. Mit dem vierten Theil ungefähr (1400 Pferdekräfte) wird es möglich sein, täglich in jeder Richtung 3 Züge mit 200 Personen zu befördern, wobei die Beleuchtung des Tunnels, der Stationen und der Fahrzeuge, Heizung der Wagen, Effectverlust (insgesammt 26 Proc.) und eine Gratisabgabe von 50 Pferdekräften an die Gemeinde Lauterbrunnen eingerechnet sind, so daß der größte Theil an industrielle und communale Consumenten abgegeben werden kann.

Aus dem Kostenanschlage sei das wichtigste in folgendem zusammengefaßt:

	Frcs.	Frcs.
Verwaltung, Geldbeschaffung, Enteignungen . .	560,000	
Unterbau:		
Vorproject, Wettbewerb, Vermessung, Bauleitung, Detailpläne	310,000	
2470 m offene Bahn	189,000	
10400 m Tunnel zu 350 Frcs.	3,640,000	
Ausmauerungen	760,000	
Refectorium am Mönch	900,000	
Querschläge	110,000	
Wegbauten, Installation f. Ventilation, Bohrung ꝛc.	90,000	
Bahnbettung, 13.2 km zu 8000 Frcs.	105,600	
Versicherungsprämien und Verschiedenes . . .	180,000	
		5,574,600
Oberbau: 13.2 km zu 42,000 Frcs.		554,400
Hochbauten und Stationen		180,000
Kraftstationen		800,000
Observatorium		100,000
Rollmaterial und mechanische Einrichtungen . .		821,000
Personenaufzug		150,000
Mobiliar und Unvorherzusehendes		1,260,000
Zusammen . .		10,000,000

das sind einschließlich des Aufzugs 780,000 Frcs. per Bahnkilometer, wobei bemerkt zu werden verdient, daß der erste Voranschlag des Concessionsgesuches auf 7½ Millionen Frcs. gelautet hat.

Was die Frequenzberechnung betrifft, so constatirt Guyer-Zeller den stetig wachsenden Besuch, den sowohl die Dampfschiffahrt auf dem Brienzer- und Thunersee, als auch die Berner Oberlandbahnen aufweisen. Speciell habe die Besuchziffer der Wengernalpbahn seit ihrem dreijährigen Bestand von 37,000 auf 56,000 zugenommen, und die Anziehungskraft des neuen Unternehmens lasse ein weiteres Steigen zuversichtlich erwarten. Daher sei es nicht übertrieben, wenn man die Zahl der Reisenden auf der Wengernalpbahn in Zukunft auf 60,000 veranschlagt und hievon 43,500 für die Jungfraubahn rechnet, die sich auf die einzelnen Stationen folgendermaßen vertheilen dürften:

20,000	bis zum	Eigergletscher,
2,500	„ zur	Grindelwaldgalerie,
2,000	„ „	Eigerstation,
4,000	„ zum	Mönchjoch,
5,000	„ „	Jungfraujoch,
10,000	„ „	Jungfraugipfel,

somit entfallen auf die eigentliche Hochgebirgsbahn 23,500 Personen.

Werden für den Massenbesuch des Eigergletschers Sonderzüge in Aussicht genommen und schätzt man nach den Erfahrungen der Wengernalpbahn die durchschnittliche Sitzausnützung zu 50 Procent, so werden, bei dem oben angegebenen Fassungsraum der Züge von 80 Personen, für die Gebirgsstrecke in jeder Richtung 600 Züge nothwendig sein. Und wird ferner als Betriebszeit die vom 1. Juni bis 1. October, das sind 122 Tage, angenommen, so müßten täglich in jeder Richtung 5 Züge verkehren, die bei großem Andrang bis zu 400 Personen befördern könnten. Hiefür wären drei Zugscompositionen und eine Reservezusammenstellung nothwendig, die im Jahre ca. 21,000 Nutzkilometer leisten würden.

An Betriebsausgaben erscheinen gerechnet:

Digitized by Google

Für allgemeine Verwaltung . .	42,000	Frcs.
„ Bahnunterhalt und -aufsicht .	18,000	„
„ Expeditions- und Zugdienst .	30,000	„
„ Fahrdienst	26,000	„
„ Verschiedenes	28,000	„
„ Observatorium	6,000	„
Zusammen . .	150,000	Frcs.

also ca. 7 Frcs. reine Betriebsausgaben für den Nutzkilometer, welcher Betrag im Vergleich zu neueren Bergbahnen der Schweiz ziemlich hoch erscheint (Salèvebahn $1\frac{1}{2}$ Frcs., Gornergratbahn 4 Frcs.); doch ist der höhere Ansatz wegen des schwierigen Dienstes wohl gerechtfertigt. Hiezu kämen noch 60,000 Frcs. in den Erneuerungs- und Reservefonds, so daß die gesammten Ausgaben 210,000 Frcs. jährlich betragen würden.

Diesen Ausgaben glaubt Guyer-Zeller folgende Einnahmen entgegenstellen zu können, wobei er die vom Bundesrath genehmigte Taxe von 45 Frcs. für die Hin- und Rückfahrt auf 40 Frcs. ermäßigen will, und wegen Rundreisekarten und sonstigen Vergünstigungen im Durchschnitt nur 35 Frcs. ansetzt:

Nach dem Eigergletscher	20,000	Personen zu	2.50	Fr.	=	50,000 Fr.
„ der Grindelwaldgalerie	2,500	„ „	8.—	„	=	20,000 „
„ „ Eigerstation	2,000	„ „	14.—	„	=	28,000 „
„ „ Mönchstation	4,000	„ „	22.—	„	=	88,000 „
„ dem Jungfraujoch	5,000	„ „	27.—	„	=	135,000 „
„ „ Jungfraugipfel	10,000	„ „	35.—	„	=	350,000 „
Für Gepäck						9,000 „
„ Restaurants, Wasserkraft						42,000 „
Zusammen . .						722,000 Fr.

Werden von diesen Gesammteinnahmen von 722,000 Francs die jährlichen Ausgaben im Betrage von 210,000 Frcs. abgezogen, so bleibt eine Reineinnahme von 512,000 Frcs. Von dieser Summe wären 240,000 Frcs. zu einer vierprocentigen Verzinsung des 6 Millionen Frcs. betragenden Obligationencapitals nothwendig, während der Rest von 272,000 Frcs. für ein Actiencapital von 4 Millionen Frcs. eine Dividende von 6.8 Proc. zuließe.

Wenn ich nun auf die Besprechung der technischen Durchführbarkeit des Projectes übergehe, so muß ich zunächst einer Reihe von wissenschaftlichen Gutachten gedenken, durch welche Guyer-Zeller seinen Entwurf stützt.

In erster Linie sind meteorologische Gesichtspunkte ins Auge zu fassen, unter denen die Temperaturfrage im Tunnel während des Baues und des Betriebes die wichtigste ist. Nach den am Gotthardtunnel angestellten Beobachtungen hat Prof. Golliez, unter Berücksichtigung der geänderten Umstände des Berner Oberlandes sowie der Felsformation des Jungfraugebietes, berechnet, daß auf eine Tiefe von je 47 m eine Temperaturzunahme des Bodens um je 1° C zu erwarten sei, die nach den Forschungen Imfelds und Vallots am Mont Blanc auch im Eis zu gewärtigen ist. Deßgleichen ergibt sich durch vorsichtige Anpassung der Beobachtungen am St. Bernhard eine wahrscheinliche Abnahme der Lufttemperatur um 1° C bei je 170 m Erhebung. Hieraus hat Golliez die mittlere Sommertemperatur auf dem Gipfel zu — 5.5° C ermittelt, während der Tunnel auf zwei kurze Strecken von zusammen 1.3 km eine geringe positive, auf den Rest von 9 km negative Temperaturen zwischen — 2° und — 10° C aufweisen würde. Wenn diese Temperaturen auch nicht gerade behaglich genannt werden können, so machen sie die Arbeit doch nicht unmöglich, speciell sind die streckenweise nothwendigen Maurerarbeiten ausführbar. Jedenfalls sind sie eher zu ertragen und bilden ein geringeres und leichter bekämpfbares Uebel, als die unerträglich hohen Bergtemperaturen in unsern langen Alpentunnels. Selbstverständlich werden die Wagen u. s. w. elektrisch geheizt, doch auch der im fertigen Tunnel aufsteigende warme Luftstrom wird die Kälte mildern und zur Ventilation herangezogen werden werden können. Mit dem Studium der Möglichkeit einer Vereisung des Tunnels, wenn dieser Luftstrom viel Feuchtigkeit mit sich führte, ist neuestens eine Commission betraut worden.

Die so hervorragend wichtigen geologischen Verhältnisse müssen ungemein günstig genannt werden. Nach Untersuchungen von Dr. Golliez und Dr. Mösch verläuft die Trace der offenen Strecke bis zur Moräne des Eigergletschers im sogenannten Dogger, einer stellenweise stark geschichteten braunen Juraformation der mittleren und oberen Abtheilung. Dieser Thonschiefer bietet für den Bahnbau keine Hindernisse, da die Lagerung der Felsen Sicherheit gewährt gegen Einsturz und Abrutschung, und die für den Ingenieur so unangenehmen Sturzhalden im ganzen Jungfraugebiet fehlen. Der hier beginnende Tunnel zieht sich bis zur Ostwand der Jungfrau auf ca. 8 km, also zu seinem größten Theil, im sogenannten Hochgebirgskalk hin, einem Jurakalk der oberen Malmabtheilung, der wetterbeständig, dicht, marmorartig und trotzdem leicht zu bearbeiten ist, nicht verkleidet zu werden braucht, daher für den Tunnel ganz vorzüglich geeignet ist. Die letzte Strecke von 2 km verläuft in krystallinischen Gneiß- und Glimmerschieferschichten, die zwar nicht durchweg homogen sind und stellenweise einer Ausmauerung bedürfen werden, doch für Stollenbauarbeiten immerhin günstig zu nennen sind. Der Gipfel selbst ist zu zwei Drittel eisfrei und besteht aus wetterbeständigem Gneißfels, der sowohl für den Einbau einer unterirdischen Station als auch für den des Aufzuges sehr geeignet ist. Was die Wasserhaltung betrifft, ist im Gegensatz zu anderen Tunnels hier kein Andrang zu befürchten, da das Gebirge zum größten Theil gefroren ist. Einerseits günstig, darf dies jedoch bei den Bohrarbeiten nicht außer Acht gelassen werden.

Nach alledem muß die technische Durchführbarkeit dem Projecte zugestanden werden, was auch von anerkannten Fachautoritäten unter der Voraussetzung geschehen ist, daß der Ausführung eine zuverlässige Vermessung zugrunde gelegt wird. Allerdings ist dies bisher nicht in gewünschtem Maße erfolgt, denn nachdem Imhof und Koppe aus unbekannten Gründen ihre Arbeiten eingestellt hatten, konnte ihr Nachfolger, Ingenieur Gianella, früherer Director der öffentlichen Arbeiten des Cantons Tessin, wegen des ungewöhnlich schlechten Wetters im vergangenen Sommer die Arbeiten nur mäßig fördern, so daß bloß einige Stangensignale aufgestellt und wenige derselben eingemessen werden konnten. Für das nächste Jahr ist jedoch, nebst der Herstellung einiger nothwendiger Hülfswege, die Vervollständigung des Netzes, seine Berechnung, sowie die der Coordinaten in Aussicht genommen.

Mit der technischen Leitung des Unternehmens ist seit 1. April 1896 der bereits erwähnte bedeutende Fachmann E. Strub betraut worden, dem eine wissenschaftliche Commission, bestehend aus Ingenieuren, Topographen, Naturforschern, Aerzten, Juristen, Alpinisten und Schriftstellern zur Seite steht.

Indem ich auf einige Hauptbedenken übergehe, muß ich in erster Linie die sanitären erwähnen, die von mehreren Seiten gegen das Jungfraubahnproject erhoben wurden, auf der unleugbaren Thatsache fußend, daß fast alle Touristen, besonders bei einer ersten Ersteigung, in einer Höhe von über 3000 m von der sogenannten Bergkrankheit befallen werden, die sich durch Symptome von Mattigkeit bis zu Ohnmachten äußert, in seltenen Fällen sogar nicht unbedenkliche Verdauungs- und Herzstörungen aufweisen kann. Ueber ihre Ursachen sind die Fachmänner noch getheilter Ansicht; denn während die einen mangelhafte Oxydation des Blutes in den Höhen und dadurch bedingte Abnahme des Blutfarbstoffes annehmen, sind andere geneigt, Stauungen des Blutkreislaufes als den Grund der Krankheit zu betrachten.

Digitized by Google

Aus den neuesten Untersuchungen der Professoren Regnard in Paris und Kronecker in Bern scheint aber hervorzugehen, daß die Luftdruckverminderung und Luftverdünnung allein nicht imstande sind, bedenkliche Erscheinungen auszulösen, sondern daß hiezu körperliche Anstrengungen, wenn auch geringen Grades, nothwendig sind. Daher dürfte, nach den Gutachten obiger Fachmänner, eine passive Beförderung normaler Personen nicht von üblen Folgen begleitet sein, wenn vor der Auffahrt keine Diätfehler begangen, während derselben und auf dem Gipfel jede anstrengende Bewegung vermieden wird. Aengstliche oder von der Krankheit befallene Personen sollen übrigens auf den Stationen Aerzte zur Consultirung vorfinden. Selbstverständlich müssen für die Arbeiter und Ingenieure weitgehende hygienische Vorkehrungen getroffen werden und ist ein kräftiges Personal, womöglich aus der gebirgstüchtigen und wetterfesten Bevölkerung, auszuwählen. Dem letzten Bericht des beim Bau angestellten Arztes ist zu entnehmen, daß der Gesundheitszustand der Arbeiter im letzten Sommer, trotz des elenden Wetters, sehr günstig war, was der geschützten Unterkunft in einer geräumigen Baracke sowie der guten Verpflegung zu verdanken ist.

Es sei mir gestattet, noch einen Blick auf die entscheidendsten aller Bedenken, auf die finanziellen Einwände, zu werfen, die das kühne Project in nicht sehr rosigem Lichte erscheinen lassen. Die Thatsachen, auf welche Guyer-Zeller seine Bilanzirung stützt, werden wohl allgemein anerkannt; sie bestehen in der unzweifelhaft großen Anziehungskraft des neuen Unternehmens, das in der Welt ohne Rivalität dasteht und zudem in der Wengernalpbahn eine ausgezeichnete und viel benützte Zufahrt von den bedeutendsten touristischen Sammelpunkten der Schweiz: Interlaken, Lauterbrunnen und Grindelwald aufweist. Dennoch können zwei schwer wiegende Einwände gegen den Entwurf nicht übergangen werden.

In erster Linie erscheint die Frequenzannahme zu optimistisch. Wenn es auch richtig ist, daß die Wengernalpbahn in dem außergewöhnlich schönen Sommer des Jahres 1895 56,000 Fahrgäste beförderte, so dürfen minder günstige Jahre nicht außer Acht gelassen werden, zumal das Jungfraugebiet häufigen Nebelbildungen ausgesetzt und sein Wettercharakter sehr wechselnd ist. Wie groß der Einfluß dieses Umstandes auf den Verkehr werden kann, erhellt aus einem interessanten Beispiel der Berner Oberlandbahn, deren stärkster Tag im August 1894 10,376, der schwächste desselben Monats jedoch nur 253 Personen aufweist. Ueberdies entfallen von den oben angeführten Besuchern der Wengernalpbahn nur 30,000 auf die Station Klein-Scheidegg, die für eine Jungfraubahn in Betracht kommen könnten, so daß die Annahme Guyer-Zellers von 43,500 Personen wahrscheinlich überschätzt ist. Auch die Zahl der Betriebstage (122) ist zu hoch angenommen. Denn nach den mir gewordenen liebenswürdigen Mittheilungen der eidgenössischen meteorologischen Centralanstalt, für die ich an dieser Stelle Dank sage, beträgt vom 1. Mai bis Ende September die durchschnittliche

	Zahl der Regentage	Zahl der Trockentage
für Interlaken	65	88
„ Grindelwald	69	84
„ Wengernalp (approx. interpolirt) . . .	72—73	ca. 80

wobei zu bemerken ist, daß die einzelnen Jahrgänge ziemliche Abweichungen zeigen. Für Lauterbrunnen könne die Zahl der Regentage annähernd gleich jener von Interlaken angenommen werden.

Noch schwerer wiegend ist die Kritik, die in angesehenen Fachzeitschriften, wie in der „Schweizer Bauzeitung", an den Kosten für den Tunnelbau ausgeübt wird. Im Voranschlag sind hiefür 350 Frcs. für den laufenden Meter angesetzt. Es wird eingewendet, daß dieser Einheitspreis weitaus zu niedrig sei und nur unter günstigen Umständen für eine 1 m spurige Bergbahn der Schweiz ausreichen würde; wegen der Steilheit des Tunnels jedoch, der schwierigen und beschwerlichen Arbeit, besonders bei schlechtem Wetter, dürften sich die Kosten des unverkleideten Tunnels auf 650 bis 750 Frcs., des ausgemauerten sogar auf 950 bis 1050 Frcs. belaufen. Außerdem seien die Posten für Installation, Ventilation und Wegbauten zu niedrig angesetzt, so daß die Gesammtkosten 10 Millionen Frcs. überschreiten dürften. Diese beiden Umstände: Erhöhung der Baukosten und Verminderung der Frequenzziffer beeinflussen die Rente in gleich ungünstigem Sinne, so daß eine in Aussicht gestellte Dividende von 6.8 Procent kaum erreicht werden dürfte.

Diese Kehrseite des Projectes durfte nicht mit Stillschweigen übergangen werden, doch möchte ich diese wenig Vertrauen erweckende Perspective nicht als Schlußeindruck des trotz alledem bewunderungswürdigen Entwurfes hinterlassen, weßhalb ich noch der Erwartungen kurz gedenken möchte, die an dieses Unternehmen geknüpft werden. In erster Linie ist das wissenschaftliche Observatorium anzuführen, das der Concessionär mit einem Aufwand von 100,000 Frcs. errichten und zu dessen Erhaltung er jährlich 6000 Frcs. beisteuern will. Dieses Anerbieten, das vom Bundesrath zur Pflicht gemacht wurde, ist von der gebildeten Welt aufs wärmste zu begrüßen. Erst in den letzten Jahren beginnt in weiteren opferfähigen Kreisen die Erkenntniß sich Bahn zu brechen, welch hohen wissenschaftlichen Werth Ballonfahrten und ständige Höhenstationen haben, und die Namen Sonnblick, Säntis, Mont-Blanc rufen wohl bei zahlreichen Lesern Vorstellungen wach, die ich nicht näher zu entwickeln brauche. Ueberdies weist das Berner Oberland noch keine Höhenstation auf, wiewohl das Bergmassiv erfahrungsgemäß eine wichtige Wetterscheide bildet. So wird das Observatorium, das sich auf eine Reihe von Beobachtungsstationen wird stützen können, die zu Zwecken des Bahnbaues mit dessen Fortschreiten errichtet werden sollen, berufen sein, weite Gebiete der Geophysik durch neue Erfahrungen zu bereichern. Daß die technischen Wissenschaften mannichfache Förderungen erwarten dürfen, bedarf kaum eines Hinweises, doch auch der ideelle Nutzen sei angedeutet, den die Bahn durch Zugänglichmachung erhaben schöner Naturgenüsse einer größeren Menge vermittelt. So haben wir Mitmenschen alle Ursache, dieses kühne Unternehmen lebhaft zu begrüßen und dem Unternehmer Glück zur Bewältigung aller Hindernisse zu wünschen.

Mittheilungen und Nachrichten.

II. **Makedonien** in seinen redenden Steinen und seinen erhaltenen Denkmälern, oder culturgeschichtliche und archäologische Darstellung Makedoniens in einer Sammlung von 1409 griechischen und 189 lateinischen Inschriften und mit Abbildungen der wichtigern Kunstdenkmäler; von Margaritis G. Dimitsas, 2 Bände. Athen, 1896. — Der Archäolog oder Epigraphiker, der sich auf diese beiden Bände von zusammen über 1000 Seiten in neugriechischer Sprache stützt, ohne vorher Prologos und Epilogos zu lesen, findet ein Werk von streng wissenschaftlichem Charakter, eine ausführliche und mit ausgedehntester Literaturkenntniß gemachte Zusammenstellung alles dessen, was uns von dem alten Makedonien an Inschriftsteinen und Denkmälern erhalten ist. Namentlich sind die älteren Reisewerke von Cousinéry und Leake und das im Auftrage Napoleons III. von Henzey und Daumet unternommene, das 1876 erschien, eingehend verwerthet worden, und was seitdem in deutschen, französischen und griechischen Zeitschriften veröffentlicht worden ist, ist gewissenhaft zusammengetragen. Bis daher das große Corpus der griechischen Inschriften bis zur Sammlung der Schriftdenkmäler aus Makedonien gelangt sein wird,

hat der Epigraphiker hier eine willkommene und, soweit sich sehen läßt zuverlässige Fundgrube. Zwar ist infolge der Eintheilung des Stoffes nach den antiken Landschaften das Inschriftenmaterial nicht sehr übersichtlich gegliedert. Dem Verfasser kam es vor allem auf die Schilderung der alten Cultur Makedoniens an. Er beginnt mit den Landschaften am Axeos und Pella, die immer den eigentlichen Mittelpunkt Makedoniens gebildet haben, bespricht dann die Gegenden zwischen den Flüssen Axios und Strymon, und endlich die Landschaften östlich des Strymon, wobei er auch die Insel Thasos für Makedonien in Anspruch nimmt. Für jede Landschaft wird zuerst eine historisch-geographische Uebersicht gegeben, dann folgt die Aufzählung und Besprechung der dort gefundenen plastischen und architektnischen Denkmäler, die durch mancherlei, allerdings recht bescheidene Abbildungen illustrirt sind, und endlich kommen die Inschriften, die unter sich chronologisch geordnet sind und ausführlich behandelt werden. Wer zu wissenschaftlichen Zwecken Makedonien bereist, findet also an Dimitsas einen landeskundigen und sehr gesprächigen Führer, namentlich wenn er auch die in den 70er Jahren erschienene zweibändige „Geographie des alten Makedonien" von dem gleichen Verfasser hinzunimmt. — Wenn man nun aber, nachdem man seine wissenschaftliche Lernbegierde an dem eigentlichen Inhalt des Buches ersättigt hat, nach noch Prolog und Epilog liest, so wird man mit einem kleinen Erstaunen gewahr, daß dieses dicke, in achtjähriger Arbeit geschaffene Werk keineswegs allein aus wissenschaftlichen Beweggründen entstanden ist. Gewidmet ist es dem griechischen Kronprinzen, dem Protector der Archäologischen Gesellschaft in Athen, „zu gütiger Vorbedeutung als stetige Erinnerung an das viel umsungene Makedonien". Man ahnt wohl schon, was nachkommen wird. Die Vorrede beginnt mit einem schwungvollen Ancuf der Philosophie, als der wahren Führerin duech das Leben, und ihres größten Vertreters, des Stagiriten Aristoteles. Dann folgt, unter reichlicher Citirung alter Dichter und Schriftsteller, die Aufforderung an die heutigen Hellenen, die Liebe zum Vaterland über alles zu stellen and im Bewußtsein der weltgeschichtlichen Rolle, die ihre Vorfahren gespielt, die Reste jener großen Vergangenheit mit Pietät zu bewahren und mit Eifer zu erforschen. Denn sie seien wahre, echte Nachkommen jener alten Hellenen, das sollten sie nicht nur durch olympische Spiele zeigen — denn über das professionsmäßige Athletenthum haben sich Euripides, Sokrates, Platon und Aristoteles verächtlich geäußert —, sondern duech eifrige Pflege der Wissenschaft und der ernsthaften Kunst! Und niemals sollten sie dabei Makedoniens vergessen, „der ältesten Tochter von Hellas, die Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein ist". So präludirt die Vorrede zu dem Thema des Epilogs: Makedonien ist ein griechisches Land, durch und durch griechisch (Ἑλληνικωτάτη χώρα), das beweisen die 1409 griechischen Inschriften, die Bildwerke, Bauten und Gräber. Und jene Bulgaren, die erst im 7. Jahrhundert nach Christus aus den Steppen der Wolga gekommen sind, sie lügen, wenn sie singen, daß sie schon seit Noahs Zeiten in Makedonien wohnen und daß Aristoteles und Alexander der Genie Bulgaren gewesen sind. Und sie lügen, wenn sie behaupten, daß heute zwei Drittel der Bevölkerung in Makedonien Bulgaren und Serben sind und nur ein Drittel Griechen, denn in Wahrheit ist es umgekehrt, was durch Zahlen zu beweisen ist. „Kein Grieche aber soll es ertragen, daß diese Tataren, diese wilden and barbarischen Bulgaren das Grab des Aristoteles, den die ganze gebildete Welt verehrt, schändea, wie sie das Grab ihres eigenen Vorkämpfers für die Freiheit, das Grab Stambulows, geschändet haben." Was alles sonst noch den Slaven vorgeworfen wird, mag man bei Dimitsas nachlesen. Politische Verhältnisse und Gegensätze pflegen zwar auch sonst im Betriebe der Archäologie bisweilen eine Rolle zu spielen, aber ein solches Ausbruch nationaler Leidenschaften and die unverhüllte Benutzung der Wissenschaft zu politischen Tendenzen ist doch ein Vorrecht der östlicheren Völker. Aber ich gestehe, daß ich den feurigen Epilog in seinem blühenden Neugriechisch mit einem gewissen Genusse gelesen habe. Wüßte man nur nicht, wie grenzenlos die Misere in dem Lande ist, das von einer großgriechischen Zukunft träumt!

* **Berlin.** In der letzten Versammlung des Vereins Deutscher Maschinen-Ingenieure hielt Regierungs- und Baurath Kuppe aus Breslau einen Vortrag über das Thema „Gold in Schlesien" and verbreitete sich zunächst über die Gewinnung im Alterthum. Vom Beginn des 18. Jahrhunderts galt Mexico als das bedeutendste Goldland, bis im Jahre 1848 das Gold in Californien, im Thale des Sacramento, und wenige Jahre später in den australischen Colonien Victoria und Neu-Süd-Wales aufgefunden wurde. Zwei Fundstätten neueren und neuesten Datums sind der Ural und Transvaal, die mit den beiden erstgenannten heute um den ersten Platz auf dem Weltmarkte wetteifern; jede von ihnen liefert jährlich gegen 40 bis 50 Tonnen Gold, während das gesammte nutzbare Gold auf der Erde auf 14,000 Tonnen geschätzt wird. Die Lagerstätten des Goldes in allen Erdtheilen schließen sich na die Gebirgszüge an. Das Gold kommt vor als Erz, als Berggold im Quarzgestein und endlich im Zersetzungsproduct dieser Gesteine, im sogenannten Seifengebirge. Die Ausbeutung aus dem in Erzen vorkommenden Golde lohnt fast niemals. Goldführender Quarz wird zerkleinert und dann das Gold ausgewaschen; vielfach wird Quecksilber in die Gefäße gebracht, das mit allem freien Golde Amalgam bildet, welches durch Abdampfen des Quecksilbers zu Gute gemacht wird. Die größten Goldklumpen (Nuggets, Pepitas), sowie das meiste and reinste Gold sind bisher in dem Seifengebirge, dem Alluvium, gefunden worden. Noch heute verarbeiten die Goldwäschereien aue die Alluvien der Gebirge. Zum Goldwaschen genügt eine Schüssel von beliebiger Form, in welcher das goldhaltige Material von Wasser überspült wird; gröberes Gestein sammelt man heraus und findet schließlich am Boden das Gold vnn bekanntem Aussehen. Praktisch lagert man die meterlangen hölzernen Schüsseln oder Rinnen auf Rollen oder Wiegen und führt die Wassermassen duech Turbinen, Dampfmaschinen oder dergleichen heran. Der Goldgehalt in den Seifenlagerstätten ist, abgesehen von vereinzelten Funden von Nuggets, schon außergewöhnlich hoch, wenn 50 g Gold auf die Tonne Gerölt gewaschen werden. So reiche Lagerstätten werden schnell abgebaut. Am Witwatersrand wurde nach Schmeißer der Gehalt des Hauptflözes auf 19.8 g festgestellt, während ein Gehalt von 11.7 g dort im allgemeinen als die Grenze der Baumwürdigkeit angesehen wird. — Bei einer Probeschürfung am Altwatergebiegn in Oesterreich-Schlesien wurde aus 9 Tonnen Quarz 250 g Gold erzielt, was einem Gehalt von 28 g auf die Tonne entspricht. In Schlesien ging in früheren Jahrhunderten der Bergbau auf Gold an verschiedenen Stellen um. An der Kaybach führen die Spuren der Waschaebeit bis in die jüngste Zeit, während der eigentliche Bergbau bei Bunzlau and Goldberg zur Zeit der Hussitenkriege ein Ende nahm. Die noch vorhandenen Seifenlagerstätten scheinen jedoch keineswegs erschöpft zu sein. Bei Wahlstatt, einige Kilometer südlich Liegnitz, sind die Inseln von krystallinischem Schiefer mit goldhaltigen Quarzgängen durchsetzt. Am Altwater wurden die das Schiefergebirge durchsetzenden Quarze in früherer Zeit vielfach bergmännisch abgebaut, und die mächtigen Halden bei Freiwaldau und Würbenthal zeugen von der ausgedehnten Waschaebeit, welche hier im 12. Jahrhundert stattfand. — Der Vortragende berichtet dann von einer Excursion, welche unter Leitung des Geologen Dr. Gürich nach den Goldfeldern des Altvatergebieges am Hochberg und am Oelbeeg bei Würbenthal stattfand. Der bis jetzt aussichtsvollste Aufschluß ist in 880 m Meereshöhe an der Stelle einer alten Pinge am Oelberg gemacht. Aus den weiteren Mittheilungen über die zahlreichen Schächte and Stollen neuen und alten Datums, die bei dem Ausfluge besucht wurden, erhielt man den Eindruck, daß diese neu erschlossenen Goldfelder am Altvater lohnenden Beegbau wahrscheialich machen, sowohl was die Mächtigkeit der zahlreichen Quarzgänge und der Seifenlage, als das Vorhandensein des Wassers anbetrifft. Die Felder des Oelberges sind auch vor kurzem in den Besitz einer Gesellschaft übeegegangen, welche den Abbau in großem Maßstabe aufnehmen wird. Schon im Frühjahe hatte eine englische Minengesellschaft behufs Ankaufs der Berggerechtigkeit unterhandelt und eingehende Untersuchungen anstellen lassen. Der Kaufvertrag war bis zur Unterschrift vollendet, als die Nachricht von dem Jameson'schen Einfall in Transvaal den Abschluß plötzlich verhinderte. Die im Sommer eröffnete Eisenbahn Goldberg-Merzdorf hat Anregung gegeben, die goldhaltigen Arsenikkiese des Bober-Kaybach-Gebirges bei Schönau und Ober-Kaufung erneut zu graben. — Während des Vortrages (der im Wortlaut in Glasers Annalen für Gewerbe und Bauwesen erscheinen ist) wurden Proben des goldhaltigen Gesteins and Waschgold in Körnchen, Blättchen und moosartigen Gebilden vorgezeigt.

* **Berlin.** Von der dritten, unter Leitung von Dr. Hermann Meyer ausgeführten Schinz-Erforschungsreise sind, wie die „Voss. Ztg." berichtet, ausführliche Nachrichten bei Prof. v. d. Steinen eingetroffen. Die Gesellschaft war am 11. Mai n. J. von Cuyabá, der Hauptstadt von Matto Grosso, mit 11 Mann und 40 Maulthieren nach Paraauatinga aufgebrochen, hatte das

Hochland von Matto Grosso mit einer kleinen Abweichung auf demselben Weg überschritten, den die erste Schingu-Reise nahm, und war zu den „zahmen Bakairi" gekommen, die v. d. Steinen anziehend geschildert hat. Zue Aufgabe hatte sie sich gestellt, den unbekannten Lauf zweier Quellflüsse des Schingu, Ronuro und Kulunene, zu erforschen. Der wackere Bakairi Antonio, der v. d. Steinen geführt hatte, schloß sich auch dieser Gesellschaft an. Man baute sieben Kähne und fuhr den Paranatinga hinunter. Im Kampfe mit vielen Stromschnellen und drei Wasserfällen kam man nicht ohne mancherlei Strandungen und Verluste davon. Durch einen Landmarsch von drei Wochen erreichte man dann den Ronuro, der sich von Westen her mit dem Kulisea vereinigt, und fuhr nun zunächst den Ronuro eine kurze Strecke aufwärts bis dahin, wo er sich wieder in zwei Quellflüsse gabelt. Den einen taufte man „Rio von den Steinen". Dann ging's wieder stromab, ohne daß man Indianerdörfer antraf, bis zum Schingu (die Stelle, wo die Quellflüsse des Schingu zusammentreffen, hat man schon frühee Schingu-Coblenz getauft). Hier traf man zuerst Indianer an, alte Freunde der ersten Schingareise, die Trumai, die damals nur oberflächlich beobachtet werden konnten, weil sie auf der Flucht vor ihren feindlichen Nachbarn waren. Dann ging man an die Erforschung des Kulunene. Bei seinee reißenden Strömung weigerten sich die Indianer, ihn aufwärts zu befahren. Es mußte deßhalb ein Marsch von drei Wochen unternommen werden, um seinen Lauf zu erforschen. Man durchzog den ganzen Winkel zwischen Kulunene und Kulisee, ein Gebiet, das viele Lagunen und Sümpfe enthält. Der Kulunene ist ein nur mäßig breiter Fluß, und die Reisenden betrachten den Ronuro als den eigentlichen Quellfluß des Schingu. Auf diesem Marsch verlor Dr. Ranke, der Begleiter Dr. Meyers, ein Auge durch Platzen seines Gewehrs bei der Entenjagd. Anfang December traf die Gesellschaft wieder in Cuyabá ein. Die Ergebnisse der Reise sind erfreulich. Man konnte viele topographische Aufnahmen machen, über 200 anthropologische Messungen ausführen und hat 180 schöne Photographien und umfangreiche ethnologische Sammlungen mitgebracht. Vierzehn neue interessante Indianerstämme wurden beobachtet und Vorstudien für eine geplante vierte Schingureise gemacht.

* **Berlin.** Die 18. Jahresversammlung der balneologischen Gesellschaft wird vom 11. bis 15. März unter dem Vorsitz des Geh. Medicinalraths Prof. Liebreich mit folgender Tagesordnung abgehalten werden: Donnerstag, 11. März 1897, Abends 6 Uhr, Prof. Lassar: Vorführung dermatologischer Projectionsbilder im Hörsaal, Karlstr. 19. Abends 8 Uhr Prof. Neisser (Breslau): Die specifische Behandlung und Balneotherapie, im Hörsaal des pharmakologischen Instituts, Dorotheenstr. 34a. Freitag, 12. März, Vormittags 11 Uhr: Besichtigung des Hygiene-Instituts und des Hygiene-Museums, Klosterstr. 36, unter Führung des Prof. Rubner. Abends 7 Uhr Sitzung. Die folgenden Tage sind wesentlich für wissenschaftliche Vorträge bestimmt. Die Sitzungen beginnen Vormittags 10 Uhr im Hörsaal des pharmakologischen Instituts.

* **Berlin.** Am 5. Februar starb nach längerem Leiden im 64. Lebensjahr Dr. Theodor Wiedemann, bekannt als langjähriger wissenschaftlicher Gehülfe Leopold v. Ranke's; eine Stelle, die kein anderer mit gleicher Hingebung, Einsicht und Gewissenhaftigkeit ausgefüllt hat wie er. Er besaß umfassende literarische Kenntnisse, kritischen Sinn, eine fast peinliche gelehrte Sorgfältigkeit und unermüdlichen Fleiß; vor allem aber liebte und übte er mit vollkommener persönlicher Bescheidenheit und unwandelbarer Treue in der Anschauung und Verehrung des Geistes, dem er seine in der Verborgenheit unschätzbaren Dienste geweiht. Die Publicationen Ranke's während der letzten Periode seines Lebens sind durch seine Mitwirkung innerlich hie und da im kleinen gestört, äußerlich in ihrer Fülle und Schnelligkeit geradezu ermöglicht worden. Bei der Herausgabe des Ranke'schen Nachlasses übernahm er die Fertigstellung einiger unter seiner Beihülfe begonnenen Abhandlungen. Seine persönlichen Erinnerungen hat er in einer Reihe von Aufsätzen unter dem Titel „Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold v. Ranke's" etwas breit, aber zuverlässig niedergelegt. Auch diesen Blättern wandte er gelegentlich Mittheilungen zur Biographie wie zum Verständniß der Werke seines Meisters zu (Beil. 1895 Nr. 293; 1896 Nr. 282). Man möchte seine Stellung zu Ranke der vergleichen, die einst Buschmann in der vertrauten Nähe Alexander v. Humboldts eingenommen hat, hätte nicht Buschmann sein Andenken durch Eitelkeit, ungerechtfertigten Ehrgeiz und schwache eigene Leistungen in zweifelhaftes Licht gesetzt, während Wiedemanns Name durch fleckenlose moralische Reinheit und achtungswerthe intellectuelle Arbeit ausgezeichnet dastehl.

* **Berlin.** Die von verschiedenen Blättern gebrachte Nachricht, daß, wie Geh. R. Kühne, so auch Prof. v. Kries in Freiburg die Nachfolge auf du Bois-Reymonds Lehrstuhl abgelehnt habe, ist der „Nat.-Ztg." zufolge unrichtig. Vielmehr seien die Verhandlungen noch in der Schwebe oder könnten kaum begonnen haben; jedenfalls habe Prof. v. Kries noch nicht Gelegenheit gehabt, sich über Annahme oder Ablehnung des Rufes zu äußern. — Dr. Karl Harries, Assistent an der ersten chemischen Universitätsanstalt unter Prof. E. Fischer, ist als Privatdocent für Chemie zugelassen worden.

* **Turin.** Am 7. d. M. starb hier der Senator Professor Galileo Ferraci.

el. **Petersburg.** Kürzlich wurden hier die Satzungen des „Verbands der russischen Hochschulstädte zu gegenseitiger Unterstützung" bestätigt. Am 27. Januar fand die erste vorbereitende Sitzung statt. Es wurden zur vorläufigen Leitung der Geschäfte die Herren Obolenskij, Arsenjew, Boborykin, Spasowicz, Karejew und Michailowskij gewählt. Der Verband hat ein recht reichhaltiges Programm, er wird ein eigenes Organ herausgeben, Congresse veranstalten u. a. m. Auch Streitigkeiten unter den Schriftstellern soll er schlichten und die Interessen seiner Mitglieder und der russischen Literatur wahrnehmen. Ferner soll ein Ehrengericht aus 7 Mitgliedern des Verbands gebildet werden. Am 6. Februar findet die erste Generalversammlung zur Wahl des Vorstands und des Ehrengerichtes statt. — Ende Januar wurde hier unterm Vorsitz des Directors des medicinischen Departements Nagofin ein Congreß der Syphilidologen eröffnet, um die Mittel zur Bekämpfung der namentlich in den russischen Dörfern außerordentlich stark verbreiteten Syphilis zu berathen. Die Zahl der Theilnehmer beträgt über 400. In der 3. Sitzung wurde die Thatsache constatirt, daß sich unter 100 Armeesoldaten 57 und unter 1000 Marinesoldaten 106 Syphilitiker befinden. Die Ansteckung der Soldaten findet hauptsächlich während des 3. und 4. Dienstjahrs statt. Bei der Erörterung der Frage, wie sich das Heer zur Verbreitung dieser Seuche im Volke verhalte, wurde festgestellt, daß die Ansteckungen hauptsächlich während der Lagerzeit stattfinden. Ferner wurde hervorgehoben, daß eine strenge Beaufsichtigung und körperliche Untersuchung der Soldaten durchgeführt werden müsse. Nach längeren Debatten wurde der Beschluß gefaßt, daß mindestens alle 3 Wochen im Landheer und alle 2 Wochen in der Flotte Besichtigungen stattfinden sollen. Um die Verbreitung der Krankheit durch das Heer zu verhüten, wurde vorgeschlagen, daß die syphilitischen Soldaten nach Ablauf ihrer Dienstzeit noch zwei Jahre im Armeeverband zurückzubehalten seien. Diese Maßregel wurde jedoch als inhuman von der Versammlung abgelehnt. Schließlich beschloß man noch zu beantragen, daß die Strafen, welche bisher den syphiliskranken Soldaten auferlegt wurden, abgeschafft werden möchten.

* Wie man der „Polit. Corr." aus St. Petersburg schreibt, soll das Statut von 1884, betreffend die Organisation der russischen Hochschulen, aufgehoben und die Autonomie der Universitäten im Sinne der Statute von 1835 und 1863 wieder hergestellt werden. Es würde damit der corporative Charakter der Hochschulen wieder anerkannt und der Lehrfreiheit ein weiterer Spielraum gewährt werden.

Vervielfältigung (17119)
von Schriftstücken jeder Art, die nur in geringer Anzahl von Abdrücken gewünscht werden, geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie". So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Manuscriptersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an A. Semke in Neuburg a. D.

Neuer Verlag von BREITKOPF & HÄRTEL in Leipzig.

Felix Weingartner
König Lear
Symphonische Dichtung für grosses Orchester. Op. 20.
Partitur 15 M. 34 Stimmen je 60 Pf.
Mit grossem Erfolge aufgeführt in Mannheim, Köln, Bremen, Dresden, Hamburg. [2813]

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 9. Februar. Nummer 31.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Musikliterarisches. — Die Anfänge der Gegenreformation in Innerösterreich. III. (Schluß.) Von J. Loserth. — Mittheilungen und Nachrichten.

Musikliterarisches.

§§ Vor uns liegt ein Buch[1]), aus vier Essays bestehend, von welchen der erste „Kunst und Dilettantismus" mehr als die Hälfte des Raumes einnimmt; die übrigen drei sind: „Grundlagen der Gesangskunst", „Leonore im Fidelio und Elsa im Lohengrin" und „Weber und Schumann als Schriftsteller". Der Verfasser hat bisher in gebildeten Kreisen Münchens mit Recht als eifriger, ernster Kunstfreund, als „Dilettant" in des Wortes ehrwürdigem Begriffe gegolten. Sowohl mit seinem Essay über „Kunst und Dilettantismus", auf den wir darum sehr gespannt waren, wie auch durch die meisten Ausführungen in den übrigen Aufsätzen, namentlich aber durch die Analyse des Schubert'schen Liedes „Die junge Nonne", welche selbst einen Berufsmusiker ehren würde, hat er uns überzeugt, daß wir mit ihm als einem Kenner in der Musik zu rechnen haben, der berufen ist, in musikalischen Dingen mitzureden und von allen, denen es um einen ersprießlichen Fortschritt in unsrer Musikpflege zu thun ist, vernommen und beachtet zu werden. Als Einleitung des ersten, über die Hälfte des Buches füllenden Essays wirft er die Grundfrage auf: „Was hat der Dilettantismus mit der Kunst zu thun? Die einen antworten: gar nichts, denn er steht zu ihr im schroffsten Gegensatz; beide schließen einander aus. Andere meinen: doch etwas, denn sie beschäftigen sich beide mit demselben Gegenstande und sind nur dem Grade, nicht dem Wesen nach verschieden. Und noch andere behaupten: sehr viel, denn ohne den einen kann die andere gar nicht bestehen." Diesen verschiedenen Gesichtspunkten auf den Grund zu sehen und dadurch eine Lösung der aufgeworfenen Frage herbeizuführen, mit der sich die Vertreter beider Gegensätze einverstanden fühlen können, ist dem Inhalt von acht Capiteln überwiesen, in deren letztem versucht wird, das Verhältniß des Künstlers und Dilettanten zur Musik zu präcisiren und dabei klarzustellen, „was jeder von beiden etwa vor dem andern voraus hat". Zu diesem Schluß gelangt der Verfasser „auf weitem Umwege", indem er alle bestimmenden, im Wesen der Musik selbst liegenden Verhältnisse, alle Phasen unsrer musikalischen Entwicklung, sei es zum Künstler oder zum Dilettanten, einer eingehenden Prüfung unterzieht, aber auch ohne Scheu, und doch nicht unbescheiden, alle Vorurtheile, Schwächen und Irrthümer, die unserm Musiktreiben anhängen, aufdeckt und zugleich die Wege zu ihrer Beseitigung weist. Aus der ganzen Arbeit leuchtet eine scharfe Beobachtung und der löbliche Muth hervor, der durch diese gewonnenen Ueberzeugung Ausdruck zu geben. Manches davon ist selbstverständlich nicht neu, kann es nicht sein, weil ja das Bedürfniß, in manchen der berührten Fragen, wie z. B. über das Unterrichtswesen, zur Klarheit zu gelangen, schon sehr alt ist. Aber der Leser erhält hier durch logische Gliederung und Entwicklung des reichen Materials vielleicht zum erstenmal ein so durchaus anschauliches Bild von unserm gegenwärtigen Musikmachen, wie es ist und wie es sein sollte und könnte, ein Bild, welches vielleicht für viele die ernste Mahnung in sich birgt, an der schönen Aufgabe, die Tonkunst in Wahrheit zu pflegen und ihre Pflege immer weiter zu verbreiten, nach Maßgabe seiner Naturanlage sich zu betheiligen. Dadurch wäre die Absicht des Verfassers erreicht, dem augenscheinlich tiefe, unbegrenzte Verehrung der heiligen Kunst die Feder in die Hand gedrückt hat. Die Erörterung der Frage, in welchen Grenzen die Thätigkeit des Berufsmusikers und des Kunstfreundes (Dilettanten) sich zum Frommen der Kunst bewegen, wie beide zu gedeihlichem Zweck in Wechselbeziehung treten sollen, ist am Ende nicht von so großer Bedeutung, wie die Fülle der Wahrheiten, welche sich dem Verfasser bei der Untersuchung dieser Frage enthüllt haben, und die er mit großer Klarheit und gefälliger Sprache mittheilt. Was dabei den Eindruck erhöht, ist die Empfindung, daß alles, was der Verfasser sagt, sich als etwas selbst durchgemachtes, erlebtes darstellt.

Dies spricht sich noch bestimmter aus in der zweiten Abhandlung: „Grundlagen der Gesangskunst". Herr v. d. Pfordten, welcher nicht nur in Freundeskreisen, sondern vorübergehend auch öffentlich sich als hoch talentirter und intelligenter Sänger erprobte, hat die Wahrnehmungen, welche er als Grundlage richtiger Gesangspädagogik bezeichnet, sichtlich an sich selbst gemacht. Zwar schweigt er, wie es scheint, absichtlich von der eigentlichen Bildung des Singorgans; seine Unterweisung beginnt da, wo diese schon als vollzogen zu denken ist — wenn auch das kurze Capitel „Stimmbildung" die Sache von außen berührt, ohne auf den Kern, die Beobachtung und Leitung der mechanisch-physiologischen Vorgänge beim Singen, einzudringen. Und er hat Recht; denn eine trübe Erfahrung hat gelehrt, wie wenig mit den gelehrten Brocken aus Physiologie und Anatomie, womit compendiöse Gesangschulen der Neuzeit um sich werfen, zur Erreichung des erhofften Zieles, einer unfehlbaren Stimmbildung, nach welcher alle Stimmen zu modeln wären, beigetragen haben. Die Stimmbildung wird stets der Empirie überlassen bleiben; sie vollzieht sich praktisch an verschiedenen Individuen in verschiedener Weise, indem Lehrer und Schüler mit Aufmerksamkeit dem einzigen Regulativ des Ohres folgen, das eben richtig hören muß. Eine theoretische, auf „Wissenschaft" basirende Stimmbildung gleicht der Theologie des Mephistopheles: „Es liegt in ihr so viel verborgnes Gift, und von der Arznei ist's kaum zu unterscheiden." Ueber diesen wunden Punkt begreiflicherweise hinwegsehend, berührt und bespricht v. d. Pfordten dagegen alle anderen, welche in der Erziehung zum Sänger,

[1]) Musikalische Essays von Dr. Hermann Freiherr von der Pfordten, Privatdocent an der Universität München. München, C. H. Beck 1897.

ja schon bei der Wahl dieses Berufs in Betracht kommen, und spricht dabei mit der ihm eigenen Klarheit des Erkennens und der Darstellung Grundsätze von solcher Richtigkeit aus, daß niemand darüber im Zweifel sein kann. Jeden Satz, jedes Wort dieses zweiten Essays möchten wir unterschreiben, ja wir möchten dem Autor zürnen, daß er gar so vieles, was über diesen Gegenstand zu veröffentlichen uns selbst schon lange am Herzen lag, uns vorweggenommen hat. Ein einziges Beispiel seines künstlerischen Scharfsinns mag hier Platz finden. Seite 148, wo von der Behandlung der Vocale die Rede ist, heißt es: „Nur das geschulte Ohr vermag allerlei Geschmacklosigkeiten zu vermeiden; es wird auch oft vermitteln müssen, wenn nämlich der Componist dem Texte nicht genau genug gefolgt ist. Sehr häufig muß ein kurzer Vocal auf eine lange Note oder Tonreihe gesungen werden, auch umgekehrt ein langer auf eine kurze. Der Eindruck darf aber doch kein sprachwidriger sein und ebensowenig der musikalischen Correctheit Abbruch geschehen. In solchen Fällen alles deutlich und verständlich und zugleich schön und ausdrucksvoll zu gestalten, erfordert große Uebung." Man sieht, hier spricht der gebildete, denkende, um Schönheit und Richtigkeit des Vortrags peinlich besorgte Sänger, in dessen Behandlung sich der Componist wohl fühlen kann. Weiter unten begegnen wir dem treffenden Satze: „Es ist also geradezu schöpferische Kraft, die der Sänger dabei (beim Vortrag) bethätigen muß. Prüfe sich jeder wohl, wieviel er sich zutrauen darf. Nur bei angeborenem Vortragstalent läßt sich diese höchste Kunst lehren und lernen." Auf welch hoher Stufe der poetischen und musikalischen Interpretation aber v. d. Pfordten steht und wie sehr er berechtigt ist, in dieser Kunst selbst Lehrer zu lehren, beweist aufs nachdrücklichste die diesem Essay angehängte poetisch-musikalische Analyse des Schubert'schen Liedes „Die junge Nonne", welche wir, da sie uns gar sehr in die Augen stach, gleich am Eingang unsrer Besprechung erwähnen mußten. Nach einer Erklärung des Gedichts, welches sich in drei Theile: Naturschilderung, Seelenschilderung und verklärenden Abschluß, gliedert, heißt es: „Mit unübertrefflicher Feinheit hat sich der Componist dem Dichter angeschlossen. Das ganze Lied ist thematisch gearbeitet; dadurch ist die Einheitlichkeit gewahrt und zugleich die größte Vielseitigkeit im Detail ermöglicht. Der Begleiter muß von vornherein recht sorgfältig charakterisiren. Es ist von allergrößter Wichtigkeit, daß er das Grundmotiv" (dieses folgt nun in Noten) „richtig betone: peinlich genau im Rhythmus, nichts punktirt, nichts zerdehnt, trotz des pp so bestimmt wie nur möglich. Denn diese beiden Tacte enthalten das Tonmaterial, auf dem alles folgende sich aufbaut ꝛc." Da wir das Buch nicht plagiiren, sondern darauf spannen möchten, müssen wir uns mit diesem Citat begnügen. Es wird dem Leser klar machen, daß der Verfasser mit diesen wenigen Worten bereits den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Der weitere Verlauf dieser Analyse, das Eindringen des Verfassers in die Geheimnisse der Composition und seine minutiöse Anleitung zu entsprechendem Vortrag können den Leser nur mit tiefstem Respect vor dem Kunstfreund und „Dilettanten" erfüllen, der sich hier, manchen Berufsmusiker beschämend, als „Kenner" entpuppt.

Wer Schubert in seiner ganzen Größe — denn diese spricht aus der „jungen Nonne" — erfaßt hat, versteht auch Beethoven und Wagner, und es ist ihm auch diesen beiden gegenüber ein sicheres, poetisches und musikalisches Urtheil zuzutrauen. Ein solches spricht auch thatsächlich aus dem dritten Essay: Leonore im „Fidelio" und Elsa im „Lohengrin". Doch wird die Charakteristirung dieser beiden dramatischen Frauengestalten, wie sie v. d. Pfordten zum erstenmal aufs Tapet bringt, ohne Zweifel auf Widerspruch stoßen; denn sie stellt die bisherige allgemeine Anschauung auf den Kopf. Man hat bisher die „Leonore", den Inbegriff der opfermuthigen Gattenliebe, als actives Wesen angesehen; dafür sprach, daß sie sich zum Dienst eines geringen Mannes erniedrigt, alle damit verbundenen Strapazen und Gefahren muthig erträgt, unter den schwierigsten Verhältnissen in den Kerker dringt, in dem sie möglicherweise ihren Gatten finden kann, und, nachdem sie ihn wirklich gefunden, ihn mit ihrem Leibe deckt, dem dolchzückenden wüthenden Tyrannen mit dem Rufe: „Tödt' erst sein Weib!" die Pistole vorhält und des Gatten Leben rettet. Herrn v. d. Pfordten ist Leonore trotz alledem noch „keine Heroine", denn sie fühlt sich in ihrem harten Dienst „ermüdet", geräth, als Marzelline sich in sie als vermeintlichen Mann verliebt, in „Verlegenheit", spricht aus, daß sie „leide" und „sucht Trost im Vertrauen auf Gott und Recht"; und im Kerker „schauert ihr vor Kälte und Angst. „Gott steh mir bei, wenn er es ist!" stammelt sie dem unbekannten Gefangenen gegenüber und fällt, nachdem sie ihn als Florestan erkannt, mit dem Ausruf: „Großer Gott, er ist's", bewußtlos an den Rand der Grube. All diese und noch andere Argumente führt der Verfasser ins Feld, um Leonore des ihr bisher zuerkannten Heldenthums zu entkleiden. Dabei gebraucht er immer das gar nicht zukömmliche Wort „Heroine"; an eine Medea, Phädra, Klytämnestra läßt sie uns freilich nicht denken. Mit dem deutschen Worte „Heldin" aber verbinden wir durchaus nicht den Begriff der Uebermenschlichkeit des antiken Heroenthums. Wenn Leonore nach all dem, was sie ausgestanden, einmal physisch erliegt und selbst psychisch strauchelt, erscheint dann ihre That geringer? Sagt doch der Verfasser im eigenen Widerspruch selbst: „Denken wir's nur aus, was es heißt, zwei Jahre lang suchen, um dann so zu finden; kein Wunder, daß ihre Kräfte sie verlassen." Auch der Umstand, daß im Augenblick der Entscheidung die Vorsehung eingreift, verkleinert nicht die That, den letzten äußersten Rettungsversuch, wobei die Heldin ihr Leben einsetzt! Hat denn Leonore berechnet, daß die Ankunft des Ministers ihrer Pistole Nachdruck verleiht? Nein, sie riskirt, daß Pizarro sie ihr einfach aus der Hand schlägt, und dann ist es aus mit beiden Ehegatten, denn der Bösewicht gewinnt Zeit, sie beide aus dem Weg zu schaffen. So erreicht die ganze Argumentation des Verfassers, womit er die Heldenhaftigkeit Leonores auf ein geringeres Maß herabzuschrauben sucht, bei genauem Nachdenken das Gegentheil; ja die der Culmination vorausgehenden, vom Verfasser selbst hervorgehobenen Momente, das Wort Leonore's: „wer du auch seist, ich will dich retten; bei Gott, du sollst kein Opfer sein," sowie der Umstand, daß sie mit höchster Entsagung darauf verzichtet, sich dem erkannten Gatten in die Arme zu werfen, um nicht die ihr nöthige Kraft zu verlieren: dies alles macht unsres Bedünkens die hohe Frauengestalt wirklich zur Heldin — welche in der Darstellung freilich nichts äußerlich primadonnenhaftes duldet, wovon der Verfasser, gleich uns, nichts wissen will. Die tiefe Innerlichkeit, welche Dichter und Componist ihr gegeben, steht ihrem Heldenthum nicht im Wege, sie gibt ihm nur eine höhere sittliche Weihe — uns ist sie nach wie vor allermindestens ein actives Wesen und muß von den Darstellerinnen als solches aufgefaßt werden.

Umgekehrt sucht der Verfasser die Gestalt der „Elsa" im „Lohengrin", welche bisher, weil zuerst von einem überirdischen, dann von einem dämonischen Einflusse geleitet, für ein mehr passives Wesen galt, als ein in vollem Bewußtsein handelndes, energisches darzustellen, das sogar durch tragische Schuld sich seinen Untergang bereitet. Sein erster Satz ist: „Wagners Elsa neben Beethovens Leonore

zu stellen, mag auf den ersten Blick gewagt oder gesucht erscheinen. . . .“ Gewagt, möchten wir antworten, mag es überhaupt und immer scheinen, und wir glauben uns mit dieser Anschauung im Einverständnisse mit dem Dichtercomponisten selbst, der wohl nicht an die Möglichkeit dachte, daß jemals seine Elsa mit der Leonore, sein Lohengrin mit dem Fidelio verglichen werde. Warum? Weil wir uns mit dieser Vergleichung auf einen Boden begeben, der dieselbe von vorneherein ausschließt, auf den Boden der mittelaltertichen Romantik, der religiös-mystischen Sage. Diesem schleierhaften Halbdunkel, in welchem Wagner sein Drama aufgebaut hat, stehen wir zwar sympathisch gegenüber, ja wir verweilen, des Materialismus der Gegenwart überdrüssig, in Gedanken gerne bei jenen naiveren Menschen, deren Thun und Handeln unter direkter Einwirkung himmlischen oder dämonischen Einflusses steht. Nur von diesem mittelalterlichen Gesichtspunkte betrachtet, können wir aber auch die Gestalten des „Lohengrin“ und ihr Gebahren beurtheilen und verstehen. Schon der königliche Richter ist nur der blinde Vollstrecker des einmal unsehtbaren Gottesurtheils. Lohengrin hat als Gralsritter die Mission, die Unschuld zu retten, sein Schwert ist gefeit, er ist prädestinirt zu siegen, kein Dämon kann ihm schaden, erkannt muß er weiter ziehen. Wo ist die persönliche Initiative, wo die dramatische („active“) Figur? Und erst Elsa? Mag sie, wie v. d. Pfordten richtig betont, felsenfest glauben, daß ihr der Traum, in welchem sie ihren Ritter gesehen, von Gott gesandt sei, so ist und bleibt doch immer die Festigkeit, womit sie einen Kämpen fordert, die unmittelbare Folge übernatürtlicher (metaphysischer) Einwirkung. Leonore — um den Vergleich mit ihr nicht zu lange zu verlassen — erfreut sich keiner solchen Protection von oben, sie muß alles allein thun. Und wenn Elsa den angekommenen Lohengrin ohne weiteres als mit dem im Traum erschienenen Ritter identisch findet, so muß für dieses Wagniß der Dichtung, welches Elsa in den Verdacht des Somnambulismus bringt, eben der mittelalterliche Glaube eintreten — sonst können wir factisch nur an Suggestion durch Hypnose denken. Der Verfasser selbst sagt: „Vom modernen Standpunkt aus wäre nun freilich ein Mädchen, das sotche Träume hat und sich so auslegt, psychiatrischer Behandlung zu überweisen. Die Welt, in welcher der „Lohengrin“ spielt, ist eine ganz andere. . . . Hier tritt das Wunder in seine alten poetischen Rechte und wird geglaubt“. Das ist mit andern Worten ganz dasselbe, was wir bereits auch gesagt haben. Nur würde der „Lohengrin“ trotz unserem Versenken in den Geist des Mittelalters seine große Wirkung nie erreicht haben, wenn Wagner neben dem Wunderbaren nicht auch das rein Menschliche hätte fortbestehen und walten lassen. Und rein menschlich zeigt sich Elsa von nun an auch in ihrem Fühlen und Handeln — insofern hat der Verfasser Recht, indem er sagt, der erste Aufzug „bringe noch nicht die ganze Elsa“. Daß sie aber aus ihrer bisherigen (zugegebenen) Passivität heraustrete, vermögen wir nicht mitzuempfinden. Erst ist es die Regung des Hochmuths, welche sie veranlaßt, die fleheude Ortrud zu begnaden, die Schlange an den Busen zu legen — hier erliegt sie der allgemeinen Schwäche der Glücklichen; und nachdem das Gift der Verführung gewirkt, ist es doch, so wenig der Verfasser dies zugibt, in erster Linie die Neugierde (das Erbtheil aller Evastöchter), welche die Geängstigte schließlich zwingt, ihrem Schwur entgegen nach Namen und Art ihres Retters zu fragen. Dieser Neugierde hat Wagner allerdings die „Trivialität“ genommen, indem er Elsa im C-moll-Ensemble des zweiten Actes sagen läßt: „Was er verbirgt, wohl brächt' es ihm Gefahren, vor aller Welt spräch' er es aus“ (eine gefährliche Wortumstellung statt: „spräch' er vor aller Welt es aus“). Leider bleibt diese wichtige Aufklärung für die meisten Zuhörer im Tonschwall des herrlich klingenden Ensembles versteckt. Aber nehmen wir an, sie werde verstanden, so ist doch in Elsa die Vorstellung, Lohengrins geheimnißvolles Wesen könne eine Gefahr für ihn enthalten, sowie der hieraus entspringende Drang, ihn durch Lüftung des Geheimnisses von dieser allenfallsigen Gefahr zu retten, nicht minder durch dämonische Einwirkung hervorgerufen, wie vorerst die Lichterscheinung des Gralsritters und seine beweiskräftige That ihren Glauben unerschütterlich gemacht hat, so daß sie zu Ortrud sagen konnte: „kehr ein bei mir, laß mich dich lehren, wie süß die Wonne reinster Treu'; laß zu dem Glauben dich bekehren: es gibt ein Glück, das ohne Reu!“ Sie ist zum zweitenmal, und zwar diesmal zu ihrem Verderben, beeinflußt durch fremde Macht, und begeht in diesem Bann mit ihrem Treubruch eine That, die außerhalb der Tragweite ihrer Sinne liegt. Daß sie sich in Widerspruch mit ihrer Eidespflicht setzt, geschieht im Zustande verzweifelter tödtlicher Angst, sie thut, was sie thun muß infolge dämonischer Einflüsterung — Eva hat in den Apfel gebissen! Kurz vor der Katastrophe sagt sie zu Lohengrin: „Wie du mich trafst in schwerer Klage, o wüßte ich auch dich in Noth; daß muthvoll ich ein Mühen trage, kennt' ich ein Sorgen, das dir droht!“ Sie wünscht sich also sogar die Nothwendigkeit herbei, den Geliebten zu retten. Der Verfasser folgert hieraus: „Sie ist also keine passive Natur; ihr Verlangen steigert sich bis zu heroischem Aufflammen.“ Ja, wenn nicht die bis zur Ueberspanntheit gesteigerte Erregung Folge der Verführung wäre, welche alles frei bewußte Handeln ausschließt! Für uns beweist der Verfasser auch hier mit all seiner gewandten Dialektik das Gegentheil von dem, quod erat demonstrandum, Elsa bleibt uns die passive Figur, als welche sie bisher ziemlich allgemein gegolten hat. Nichtsdestoweniger empfehlen wir auch diesen Essay allen, die sich für derartige ästhetische Fragen interessiren, zu aufmerksamer Beachtung, vornehmtich deßwegen, weil sich der Verfasser auch hier als ausgezeichneter Musiker zeigt. Die Lectüre ist interessant und anziehend, wenn man auch anderer Meinung sein muß.

Dasselbe möchten wir auch von dem vierten Essay: „Weber und Schumann als Schriftsteller“ gesagt haben. Ist es überhaupt schon dankenswerth, in unsrer der kritischen Zerfahrenheit zueilenden Zeit, wo die am wenigsten Berufenen das lauteste Wort führen, an die literarische Thätigkeit von Künstlern zu erinnern, deren Recht, in Kunstfragen sich auszusprechen, durch Thaten begründet ist, so kann nicht leicht eine musikalische Lectüre interessanter und nutzbringender sein, als die kritischen Auslassungen gerade dieser beiden hoch originellen, dem gleichen Ideal auf verschiedenen Wegen zustrebenden Meister. Wie sie uns einen Einblick in ihr Innerstes Wesen, in ihre mit gleichem Muth und gleichem Feuereifer verfochtenen Anschauungen geben, so sind ihre Schriften, welche so viel charakteristische Urtheile über Zeitgenossen und über die Kunstströmung ihrer Zeit enthalten, von musik- und allgemein historischem Werth. Trefflich hat es Herr v. d. Pfordten verstanden, die individuelle Eigenart der beiden Tonkünstler, wie sie sich auch in ihren Schriften kundgibt, zu charakterisiren. Wie er an Weber vornehmlich Männlichkeit, Humor und Originalität hervorhebt und in ihm richtig einen zu beachtenden Musikästhetiker sieht, so bezeichnet er ebenso treffend Schumann als den Poeten unter den Musikschriftstellern, der als solcher „genau dieselbe künstlerische Physiognomie zeigt, wie in seinen Werken“. Eine Reihe besonderer Erscheinungen, wie z. B. die in Schumanns Zeit beginnende „Janerei“ und Parteiung (welche bekanntlich in der Gegenwart eine weit verderblichere Rolle spielen),

Digitized by Google

sind einer gerechten Kritik unterzogen; die geistreiche Art, womit es geschieht, und die geschickte Verflechtung dieser kleinen Excursionen mit dem Hauptthema machen auch diesen Essay sehr anziehend.

Mit einem Wort, es ist ein gutes Buch, welches Herr v. d. Pfordten geschrieben. Wenn auch, wie gezeigt, nicht mit allen Anschauungen des Verfassers einverstanden, können wir es mit gutem Gewissen allen empfehlen, die sich für Musik in Wahrheit interessiren.

Die Anfänge der Gegenreformation in Innerösterreich.

Von J. Loserth.

III. (Schluß.[1])

2. Die „Pariser Bluthochzeit in Graz" und der Kampf um die Herberstorff'sche Kirche.

Das Verbot des Besuches protestantischer Schulen inner- und außerhalb Innerösterreichs durch die Bürgersöhne des Landes führte im Juni 1590 — einen Monat vor dem Tode Erzherzogs Karls — zu schweren Tumulten in Graz, bei denen man offen mit einer „anderen Parisianischen Bluthochzeit" drohte. Die Opfer wären diesmal freilich im katholischen Lager zu finden gewesen. In der That herrschte im Sommer 1590 nicht bloß in Graz, sondern auch an anderen Orten des Landes eine schwüle Stimmung, wie sie dem Ausbruch eines schweren Sturmes vorhergeht. Ihre Ursache lag nicht so sehr in dem Verbot des Besuches der protestantischen Stiftsschulen, als vielmehr in den schweren Bedrängnissen der protestantischen Bürgerschaft, wodurch auch der Herren- und Ritterstand in Mitleidenschaft gezogen wurde; denn dieser litt auch materiell durch eine Behandlung des vermögenderen Theiles der Bürger, die einer Exilirung auf ein Haar glich. In der ersten Hälfte April wandten sich 46 angehende Bürger der Stadt — ihre Namen werden insgesammt aufgezählt — an das Land- und Hofrecht, das eben tagte. Sie baten demüthig, sich ihrer anzunehmen. Bisher hätten sie sich in Graz in gutem Friedstand genährt und erhalten, wiederholt hätten sie an den Magistrat die Bitte gerichtet, sie den Eid in der alten Form leisten zu lassen; statt dessen habe man ihnen ein Jurament vorgelegt, das zu halten „nit möglich wär'." Auf das hin sei vielen Handwerkern das Handwerk eingestellt, die „Becken ganze drei Wochen in Verhaftung gehalten, ihnen eine Strafe von 140 Thalern auferlegt und geboten worden, binnen 14 Tagen das Land zu räumen". Man möge doch ihre Noth dem Landesfürsten vorstellen, wie sie um das Ihrige gebracht und ins Elend gejagt werden. Da es ihnen an Zeit fehle, ihren liegenden Besitz zu Geld zu machen, wie sollen sie die fast unerschwinglichen Zinsen und Steuern bezahlen? Die Herren und Landleute werden statt des erwarteten Geldes Mehl oder Getreide erhalten, das während der Haft der Bürger überdies zum Theil verdorben sei. Wie unehrliche Leute schaffe man sie aus dem Lande. Die Herren und Landleute zögerten nicht, sich ihrer Glaubensgenossen anzunehmen. In zwei Eingaben, die zweite wurde noch Anfang Juni eingereicht, baten sie, dieser jämmerlichen Verfolgung ein Ende zu machen. Allen Bitten zum Trotz setze man den armen Leuten zu, daß es wahrlich zu erbarmen sei. Sie seien daher entschlossen, mit Weib und Kind weiter zu ziehen. Sie bäten nur noch um Verzug bis zur Heimkehr des Erzherzogs (der in Laxenburg weilte) und darum, daß sie als ehrliche Biederleute mit gebührlichen Abschieden versehen würden. Nochmals machen Herren und Landleute auf den großen Schaden aufmerksam, den das Land durch den Abzug dieser „häbigen" Bürger erleide. An ihre Stelle treten Hungerleider, die weder vermögend noch auch gewillt sind, etwas zur Erhaltung der Grenzen zu thun. Man möge sich doch an die Pacification von 1578 halten, wonach niemand im Land seines Glaubens wegen bedrückt werden solle.

Alle diese Dinge muß man zusammenhalten, um die Aufregung zu begreifen, die sich der bürgerlichen Kreise in Graz bemächtigt hatte. Und doch — auch jetzt griffen sie zu keinen ungesetzlichen Mitteln, denn an den Vorfällen des 4., 5. und 6. Juni betheiligte sich nicht die Bürgerschaft, sondern der Mob. Jene ging, soweit sich die Sache actenmäßig verfolgen läßt, den gesetzlichen Weg. Ja, in den kritischen Stunden gaben sich die protestantischen Kirchen- und Schuldiener alle Mühe, die Ruhe aufrecht zu erhalten, und nicht an ihnen lag es, wenn dies nicht geschah.

Ein alter Hofdiener, der jetzt Bindermeister und Bürger zu Graz war, Ruep Dietrich, sandte seinen Sohn, der Geistlicher werden sollte, in die protestantische Stiftsschule. Darüber erfuhr er eine arge Bedrängniß. Gegen das Mandat des Erzherzogs vom 1. Jänner 1587 ließ er sich „öffentlich und trutzig vernehmen, er könne, wisse und wolle seinem Sohn den Besuch der Landschaftsschule nicht verwehren". In einer Eingabe (vom 1. März 1590) an die Landschaft klagt er: „Wir armen Bürger werden dieses Jahr her aufs neue wegen des reinen göttlichen Wortes bedrängt. Auch ich habe Christi Kreuz tragen und seine Persecution ansehen müssen. Vor den Statthalter (Bischof Johann von Laibach) geladen und examinirt, weil mein Sohn an der Stiftsschule studirte, wurde ich wie eine Malefizperson in Ketten geworfen und zu einer Geldstrafe verurtheilt." Das gleiche Loos hatte der Sohn, weil er die Stiftsschule noch weiterhin besuchte. Die Sache Ruep Dietrichs gab den Anlaß zu einem schweren Tumult, der am 4., 5. und 6. Juni in Graz losbrach und der Erzherzogin Maria so bedeutend schien, daß sie einen „Summarischen Begriff" hierüber nebst den beiden Berichten des Stadtrichters Andre Spiegel und des Bürgermeisters Wolf Mituberger an ihren Bruder nach München und an ihren Schwager Erzherzog Ferdinand nach Innsbruck sandte. Auf beide machte die Mittheilung einen tiefen Eindruck. Man ist somit über den Verlauf der Dinge aus den besten Quellen unterrichtet, braucht also nicht, wie Hurter thut, dem großentheils verlogenen Bericht des Stainzer Propstes Jakob Rosolenz zu folgen.

Trotz allem, was Ruep Binder schon erfahren, weigerte er sich beharrlich, Gehorsam zu leisten, ja schließlich auch, vor dem Stadtrichter zu erscheinen. Es kam so weit, daß er „proscribirt und ausgeschafft" wurde. Auch diesem Befehl kam er nicht nach. Als er dann abermals gefangen gesetzt werden sollte, versprach er, Gehorsam zu leisten und seinen Sohn vom Besuch der Stiftsschule abzuhalten. Auch diese Zusage hielt er nicht, er erzeigte sich vielmehr nur „trutziger und üppiger" und ließ dem Stadtrichter sagen, er werde vor ihm nimmermehr erscheinen, wolle man ihn aber suchen, „so solle der Stadtrichter nur zusehen, wie er wieder heimkomme". Dieser begab sich schließlich am 1. Juni selbst in die Behausung des Binders und traf ihn dort beim Reifenklopfen. Willig folgte Ruep nun dem Richter und erhielt von diesem die Erlaubniß, nochmals nach Hause zu gehen, um dem Gesinde Arbeit auszutheilen und eine Suppe zu essen. Wiewohl er sich bei einer Strafe von 10 Ducaten verpflichtet hatte, sich alsbald als Gefangener zu stellen, ließ er alle Aufforderungen unbeachtet. Am folgenden Montag — es war der 4. Juni — rückte daher der Stadtrichter mit bewaffneter Macht vor das Haus des Binders, der sich auf die Nachricht davon in ein Zimmer versteckte, indeß das Hülferufen des Sohnes die Leute aus

[1] Vergl. Beilage Nr. 29.

der Nachbarschaft zusammenrief. Dem Stadtrichter schien die Sache nicht geheuer. „Eine fremde Person trat an ihn heran und warnte, er möchte sich mit den Seinen davon machen, sonst würden sie alle erschlagen; die Sache sei längst bestellt.“ Da verließ er das Haus, das sofort hinter ihm zugesperrt wurde. Man übersah, daß der Wachtmeister mit zwei Wächtern zurückgeblieben war, „so daß einer zu dem andern nicht kommen konnte“. Nun verließ der Binder sein Versteck und stieg bei einem Fenster heraus auf das Münzhausdach und in das Münzhaus hinab. Aus diesem Hause stürmten nun die Gesellen „mit Wehren und Helmbarten“: der Richter möge sich davon machen oder man wolle ihm den Weg weisen, wobei er nicht viel Freud gewinnen solle. In diesem Augenblick „wurde auf dem Münzhausdach ein Dunst von Pulver entzündet“. Auf den Ruf, man solle fliehen, liefen die Wächter davon und dem Paulusthor zu. Jetzt trat der „Verordneten-Kanzleischreiber Bischer“ an den Stadtrichter heran und warnte und bat ihn, abzuziehen: „Er rieth mir in Treuen, ich sollte abziehen, und die Sache stand so, wenn ich oder die Meinen an einen Menschen Hand angelegt hätten, würde das für unsern Theil einen gar besorglichen Ausgang genommen haben.“[1])

Der Streit schien beendet, denn der Stadtrichter zog sich vor der Uebermacht zurück. Als er von der Sporerzur Färbergasse einbog, kam er in einen Streit mit dem Schlossermeister Benedict Roller, „einem bösen trutzigen Menschen, dem Sohn der Sektischen Hebamm'“. Es ist gar kein Zweifel, daß sich die Handwerker wegen des ihnen zugemutheten neuen Bürgereides in der größten Erregung befanden. Als die Stadtwache Benedict mitführen wollte, entstand ein Tumult, der noch viel ärger war, als der frühere. Der Schlosser — der übrigens nach der Aussage seines Weibes „aller bezecht“ war — rauste dem Stadtrichter den Bart, und die Menge ließ sich drohend vernehmen, wolle man den Schlosser nicht „ledigen“, so werde sie selbst es thun. Unter Stößen und Steinwürfen wurde die Wache bis in ihre Behausung getrieben. Hier traf den Stadtrichter die Nachricht, daß sich eben der Bürgermeister beim Hause Ruep Dietrichs eingefunden habe und nach ihm verlange. Der Bürgermeister hatte daselbst eine große Ansammlung von Bürgern gefunden, die sehr aufgeregt waren. Im Hause befand sich noch der Wachtmeister mit beiden Wächtern. Er war ein Convertit und darum wohl sehr verhaßt. Heute, rief man ihm zu, mußt du, du abtrünniger Schelm, sterben. Wir wollen dich in Stücke zerhauen oder über das Fenster hinabwerfen. Man müsse, riefen andere, doch einmal sehen, wo all das hinaus wolle. Man sieht, es ist nicht der einzelne Fall, es ist die ganze Lage der Dinge, die Unsicherheit von heut auf morgen, was die Menge erregt. Mit harter Mühe gelang es dem Bürgermeister, sie zu beruhigen. Als sie aber den Stadtrichter zurückkommen sah, gerieth sie in eine unglaubliche Wuth. „Schlag drein“, rief sie, „der Richter, der Richter!“ Und wenn ich den, sagt der Bürgermeister, nicht unter meine „Flügel bekommen und Frieden geboten hätt', wär' der letzte Streit ärger gewesen, als der erste, denn ich hätt' zugleich das Bad zahlen müssen“. Jetzt gelang es dem Bürgermeister, auch den Wachtmeister und die beiden Wächter loszubekommen. „Zogen also,“ schreibt der Bürgermeister, „davon; der pöfel aber ist lang hernach verblieben.“

Den nächsten Tag hob der Streit von neuem an. Der Stadtrichter ließ nämlich den jungen Binder, „so nunmehr ein gewachsener Schießling, auch böser trutziger Mensch ist“, „bei hell lichtem Tag um 10 Uhr Vormittags“ verhaften. Als sich die Kunde hievon verbreitete, „rottirte sich des Abends der gemeine Pöbel und das Handwerksgesindel in die 400 stark mit bewehrter Hand mitten auf dem Platz vor dem Rathhaus zusammen. Hier hielten sie bis Mitternacht Stand und ließen heftige Drohworte fallen.“ Es wäre zweifellos zu einem Blutvergießen gekommen, hätte nicht ein schweres Gewitter die Leute aus einander gejagt. Die Jesuiten sahen darin ein Wunder Gottes. So auch Rosolenz. Daß es die Menge nicht, wie dieser will, als Gottesurtheil betrachtete, sieht man daraus, daß sie sich schon am nächsten Tag, und zwar in noch größerer Menge, mit Waffen und Wehren zusammenfand und drohend die Freilassung „des jungen Binder“ begehrte. Man ließ sich vernehmen, „es müßte dieselbige Nacht eine andere Parisianische blutige Hochzeit erfolgen“. Was wollten Bürgermeister und Stadtrichter thun? Der Erzherzog war abwesend. Der bewaffneten Volksmenge war die Regierung nicht gewachsen. Man spielte den Klügeren. Die Drohworte verfehlten die Wirkung nicht. Man ließ den jungen Binder frei, verschob „auf vorgehende stattliche Berathschlagung“ sogar die „Inquisition und die Bestrafung“ der Tumultuanten und Rädelsführer bis zur glücklichen Heimkehr Erzherzog Karls von Laxenburg. Die Bestrafung, meint der „summarische Begriff“, wäre auch gewißlich erfolgt, „wenn nicht Gott der Allmächtige alsbald nach des Erzherzogs Ankunft ihn so unversehens aus diesem Jammerthal zu sich erfordert hätte“.

Die Jesuiten und ihre Anhänger zögerten nicht, die Vorgänge in Graz als die Hauptursache des frühzeitigen Todes Erzherzog Karls hinzustellen. Der Muthwille der Grazer Bürger sei ihm derart zu Herzen gegangen, daß er, ohne seine Cur beendet zu haben, heimwärts eilte. Hiebei schwächte ihn die Hitze des Juli derart, daß er bald darauf starb. „O du frommer Fürst“, sagt Rosolenz, „wie hast du es gar nicht verdient, daß dir dein Leben durch deine aufrührerischen Unterthanen so unbillig verkürzt wurde!“ Die besten Quellen jener Tage wissen von einem derartigen Zusammenhang nichts. Die Jesuiten gingen so weit, einzelne Mitglieder des Herren- und Ritterstandes das schmählichste anzudichten, was es dazumal geben konnte: „Sehnsucht nach der Herrschaft der Türken“.

Wie der Bürger in den Städten, der Bauer „auf dem Gäu“, wurde eben auch der Herren- und Ritterstand in den letzten drei Jahren an vielen Orten hart bedrängt. Kein Wunder, daß er sich in Aeußerungen des Mißmuths erging: „Gerade die Herren und Ritter, die den ersten Ansturm des Erbfeindes aushalten müssen, verfolge man in einer Weise, wie es selbst bei den Türken nicht Brauch sei.“ Solche Aeußerungen wurden dann verdreht und kamen in ihrer neuen Gestalt bis an den Hof nach Innsbruck. Sie fielen bei dem Streite Otto's v. Herberstorff um eine protestantische Kirche, die er sich auf eigenem Grund und Boden erbaut hatte.

Otto v. Herberstorff war schon fünf Jahre früher wegen der Ausübung des Kirchenpatronats mit der Regierung in Streit gerathen. Jetzt (1585) begannen seine Conflicte wegen der Pfarre in Ilz. Er sagt hierüber folgendes: 32 Jahre lang habe dort ein evangelischer Pfarrer gewirkt. Auf das Andrängen des jetzigen Pfarrers von Riegersburg sollte er entsetzt werden. Da habe er — Herberstorff — sich an die Regierung gewendet. Nun wurde Ruhe, aber nicht für lange. Am 29. Juni 1589 sei der Profoß „abermals“, diesmal mit bewaffneter Hand, erschienen, habe die Kirche erbrochen, die Schlösser zer-

---

[1]) Diesen Sachverhalt hat Rosolenz in abscheulichster Weise verdreht; nichts desto weniger folgt Hurter, dem die obigen Acten nicht unbekannt waren, der Fälschung des Stainzer Propstes, wonach der Kanzleischreiber Bischer nicht der Retter des Stadtschreibers, sondern der wahre Aufwiegler des Pöbels wird — alles zu dem Zweck, den Protestanten eins am Zeug zu flicken. Schon der „Summarische Begriff“, der nach des Erzherzogs Tod abgefaßt wurde, hat eine stark katholische Färbung.

schlagen, des Pfarrers Hausrath aus dem Pfarrhof geworfen und einen andern Pfarrer eingesetzt. Als Herberstorff fragte, mit welchem Recht das geschehe, sagten die Schergen, S. F. Dt. habe es befohlen. Wiewohl ich, klagt Herberstorff, erklärte, ich hätte die Sache erst an den Erzherzog gebracht, „nichts hat verfangen wollen, unüberwunden thut man so gegen mich procediren". Es wird nicht lange dauern und man werde gegen alle dies Verfahren einschlagen, das der Pacification schnurstracks entgegenlaufe. Es sei gegen die Landesfreiheit, jemanden unverschuldeterweise seines Rechtes zu berauben: er bitte die Landschaft, sein Recht zu wahren.

Offenbar im Hinblick auf diese Zustände in der Ilzer Pfarre hatte Herberstorff bei seinem Schlosse Kahlsdorf eine Kirche zu bauen begonnen — wie er sagt, eine Begräbnißstätte für sich und die Seinen. Er sei hiezu veranlaßt worden, weil der Pfarrer sich weigerte, „die todten Körper ohne überschickte Bezahlung zu begraben". „Da ich mir zu Gemüth geführt, daß man uns das liebe Erdreich nit vergunneu thut, hab' ich, weiß Gott, aus gedrungener Noth mir ein Begräbnis für mich und die meinen zugerichtet. Ich baue nun schon das dritte Jahr, nie hat man mich gewarnt. Jetzt, wo der Bau so weit beendet ist, „daß man ihn benutzen kunnt', kommt ein Befehl (1589, 23. Juli), solche Begräbnis bald weg- und abzuthun. Es könnt' einem fürwahr bald gehen, wie einem Vieh, todt an einen Zaun geschleift zu werden."

Dieler Kirchenbau — denn es war wohl mehr als eine Begräbnißstätte — hatte den Zorn der Jesuiten geweckt. Zu den wenigen Adeligen im Lande, die katholisch waren, gehörte Herberstorffs Bruder Andreas. Er hatte jenen eindringlich gewarnt, den Erzherzog nicht weiter zu reizen. In einem Schreiben, das er an ihn richtet, tritt mehr als der persönliche Gegensatz zwischen zwei Brüdern hervor: auf der einen Seite steht der Vertreter der ständischen Rechte mit dem stark protestantischen Beisatz, ohne den er nicht zu denken war, auf der anderen Seite der eifrige Monarchist, ein Typus jener Männer, die wenige Jahrzehnte später die landesherrlichen Gewalten von den drückenden Fesseln ständischer Rechte und Ansprüche freimachten. „Ich hab' dich", schreibt er, „gewarnt, das Gebäude zu bauen. Die F. Dt. hat schwere Ungnade gegen dich gefaßt. Durch dein Vorhaben fügst du dir und deinem Stamme Schimpf und Schande zu. Und wenn du auch Recht zu haben vermeinst: eine ehrsame Landschaft wird der F. Dt. weichen müssen. Was willst denn du, ein einzelner Landmann, dich gegen deinen von Gott gesetzten Herrn und Landesfürsten widerwärtig erweisen und dir selbst schwere Ungnade zufügen? Wenn du den Bau nicht selbst einstellst, wird er dir mit Gewalt abgethan werden." Die Warnung machte auf den Bruder keinen Eindruck. Er hielt an seinem „Recht". Bitter klagt er der Landschaft, unter solchen Umständen wäre es bald besser, unter Ungläubigen zu wohnen. Auch seitens der Landschaft mögen ihm Warnungen zugekommen sein, er achtete nicht darauf. Er brachte es dahin, „daß in der ketzerischen Synagog das Gift der neuen verführerischen Religion zu spargiren angefangen worden".

So erging denn am 17. April 1590 der Befehl des Erzherzogs, „das Herberstorfferisch neu Kirchengepey einzuwerfen". Gleich nach seiner Abreise sollte die Sache ins Werk gesetzt werden. Ein Büchsenmeister, wälsche Maurer und Soldaten „aus der hiesigen (Grazer) Stadtguardj" wurden „in höchster Still" aufgeboten. Noch einmal wandten sich die Verordneten an die Regierung um Einstellung des Verfahrens, gaben aber gleichzeitig Herberstorff den Rath, „weil man gegen dieses exercitium religionis so wüthe", es in sein Schloß zurückzuziehen. Die Verordneten geriethen übrigens über die Absichten der Regierung in eine begreifliche Erregung: „daß unsre Widrigen mit solcher Gewalt fürbrechen, dazu gehört viel". Ihre Fürbitte fruchtete nicht viel. Man habe leider, schreiben sie bald hernach, gehört, daß die Herberstorferische Kirche niedergelegt werden soll. Auch hier in Graz sei es nicht anders, höre die Bedrängung nicht auf, so müßten beschwerliche Tumulte entstehen. Am 15. Mai sandten die Verordneten eine erneuerte Eingabe an die Regierung: Den jüngsten Verheißungen zum Trotz und wiewohl nun das exercitium religionis im Schlosse verrichtet werde, müsse man vernehmen, daß abermals Leute ausgesandt wurden, die Capelle niederzureißen und in Asche zu legen. Die Häuser der Bauern, ja das Schloß selbst sei in Gefahr. Es falle dem Besitzer schwer, die Kirche jetzt niederzureißen, nachdem man ihn so lange habe bauen lassen. Was für eine Erbitterung müsse daraus erfolgen! Es gebe ja auch sonst genug Schwierigkeiten, zumal in Graz, wo sie durch die Ungeschicklichkeit des Stadtschreibers hervorgerufen wurden. Nicht anders liege es im Viertel Vorau. Es sei unbedingt nothwendig, diese Dinge an den Landtag zu bringen, sie dürften zweifellos die Bewilligungen „sperren".

Herberstorff hatte inzwischen von seinen „heimlichen Fautores" zeitig gute Erinnerung erhalten. Er warnte die Nachbaru, die etwa geneigt oder beauftragt wareu, die Kirche einwerfen zu helfen. „Ich hätte mich", schreibt er (15. Mai) an Bartlme Wagu, „solches von Euch nicht versehen. Im Fall, daß Eure Unterthanen sich wider mich gebrauchen lassen, sollen sie wissen, daß ich sie alsbald von Grund ausbrennen lasseu will." Und nicht weniger drohend an den Richter und Rath von Fürstenfeld: „Bei der Gunst und Freundschaft, die ich Euch jederzeit erwiesen, hätte ich nicht erwartet, daß Ihr auderen helfen werdet, mich zu verderben. Ich kann Euch nicht verhehlen, daß ich gesonnen bin, Euch mit gleicher Münze heimzuzahlen." Als nun der Profoß mit seinen Schergen in Kahlsdorf ankam, fand er den Gegner so gerüstet, „daß er sich ohne Tumult und Blutvergießen die Sache nicht zu verrichten getraut". Herberstorffs Unterthanen „hielten Wacht". Sie hatten Tag und Nacht gearbeitet und einen hohen „eichenen Zaun" um die Kirche gezogen. Wie in Graz, so zog auch hier die „Guardi" den kürzeren.

Auch hier war „die ganze Nachbarschaft" in begreiflicher Erregung. Selbst der Pfarrer von Riegersburg erklärte, indem er dem abgesetzten Pfarrer von Ilz alles Lob gibt, er würde es nicht veranlaßt haben, wäre es ihm nicht von der fürstlichen Durchlaucht befohlen worden. Wahre Sturmbriefe waren in den kritischen Stunden „mitten in der Nacht" an die nächsten Herren und Landleute abgegangen. Eine Anzahl von Herren im Vorauer Viertel erklärte sich bereit, dem Herberstorffer unter allen Umständen Hülfe zu leisten. Eben sie sind es, die mit ätzender Bitterkeit an die Verordneten schreiben, dieses Vorgehen gereiche wahrlich jenen zum Troste, die an erster Stelle vom Erbfeind erdrückt worden. Man bitte, solche Weiterungen abzustellen, sonst sei man gezwungen, den leidenden Nachbarn zu Hülfe zu springen. Auch hier hemmte der Tod des Erzherzogs den Lauf des Processes. Die Erzherzogin Maria aber säumte nicht, auch dieses Actenmaterial — allerdings nur in parteiischer Auswahl — nach München und Innsbruck zu senden.

Die „katholische" Reformation, die seit 1578, zunächst ohne festen Plan und auch mit geringem Erfolg, seit 1587 aber in durchaus methodischer Weise betrieben wurde, erlitt nun eine Unterbrechung. Ehe ihr Sieg noch beendet war, starb der Erzherzog. Ein neuer Herr erschien. Ihm mußte die Landschaft huldigen, aber doch nur, nachdem er des Landes Freiheiten beschworen. Zu diesen gehörte nach der

Auffassung der protestantischen Stände auch die Brucker Pacification. Es fragte sich nun, ob die Stände stark genug seien, die vom Geschicke dargebotene Sachlage so auszunützen, daß sie ihre Stellung nicht nur für den Augenblick sicherten, sondern auch mit neuen Bollwerken von festerer Dauer umgaben. Der Kampf „um diese Freiheit" bildet den wesentlichsten Theil der Geschichte Innerösterreichs in den nächsten zwei Jahren.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Fr. Bachmann: Die 3 Cardinalmittel der Heilkunst Hufelands. Ein Beitrag zum Vergleich ärztlicher Kunst einst und jetzt. München, Seitz u. Schmuer 1896. — Hufeland ist als großer Therapeutiker in der Geschichte der Medicin anerkannt. Deßhalb ist es stets von Interesse, über seine Behandlungsweise Neues zu hören. Verfasser nennt als Hufelands Hauptmittel: I. das Brechmittel, II. den Aderlaß, III. das Opium, und gibt uns ausführlich über die Anschauungen des großen Arztes bezüglich der Vielseitigkeit und Anwendung dieser Heilfactoren Aufschluß. So weit können wir die vorliegende Broschüre nur als interessant und dem in neuerer Zeit wieder erwachten Bestreben, der Geschichte unserer Wissenschaft nachzugehen, entsprechend begrüßen. Anders aber wird die Sache, wenn wir in der Einleitung lesen müssen, daß Verfasser die Wiederaufnahme der Hufeland'schen Ideen als eine Bereicherung der modernen Medicin angesehen wissen will. Wohl keine Wissenschaft hat gerade in der letzten Zeit einen so geeignet Aufschwung genommen, wie die Medicin seit dem Beginn ihrer sogenannten naturwissenschaftlichen Periode, und es muß geradezu als Rückschritt bezeichnet werden, wenn Verfasser meint, auf Hufelands Methode zurückgreifen zu können. Dr. Schab.

* Der „Kunstverlag" des Hrn. T. C. M. Fritsch in Hamburg versendet folgenden gedruckten „Brief" mit dem Motto: „per aspera ad astra": „Sehr geehrter Herr! In meinem Verlag erscheint in geschmackvoller Ausführung: „Deutsche Schriftsteller der Gegenwart" (Herm. Sudermann, Ad. Wilbrandt, Paul Lindau u. s. w.) Wollen Sie Sich an diesem Tableau betheiligen, dann bitte um gefl. Einsendung Ihres werthen Portraits, damit dasselbe dem neuen Kunstblatt eingereiht wird. Ich gehe dabei von dem Princip aus, daß jedes strebende Talent das Recht auf Anerkennung hat. Einen verkleinerten Abzug der gleichfalls s. Z. in meinem Verlag erschienenen Bühnendichtergruppe füge ich bei. Der Beitrag zu den nicht geringen Herstellungskosten beträgt 10 Mark (5 M. prae-, 5 M. postnumerando), wofür Sie um 26. Februar d. J. fünf Exemplare des neuen Tableaus per Post erhalten. Hochachtungsvoll T. C. M. Fritsch." — Das strebende Verlegertalent des Hrn. Fritsch hat gewiß das Recht auf öffentliche Anerkennung. Wie müßte man dies Verfahren literarhistorisch bezeichnen? Wir denken: als Versuch, das Institut des Eintrittsgeldes auf dem Parnaß einzuführen.

α. Eine neu entdeckte römische Niederlassung bei Bernlzheim in Mittelfranken. Einem Vortrage, den Hr. General a. D. Popp im Historischen Verein von Oberbayern gehalten hat, entnehmen wir folgendes. In einer Einbuchtung am Ostfuße des Hahnenkamms, auf dem rechten Ufer der Altmühl zwischen den Städten Gunzenhausen und Treuchtlingen liegt das unscheinbare Dorf Bergelheim mit zwei alten Burgställen und einen Kilometer südwestlich davon das auf den Katasterblättern und in den Karten des topographischen Atlas verzeichnete „Steinhaus" auf einer grabenumzogenen, rechteckigen Plattform (45 × 38 Meter groß). Hier wurden ein mächtiger Strebepfeiler und zwei parallel laufende, einen Gang von 85—90 Centimeter Breite zwischen sich frei lassende, sehr massive Mauerstöcke von 1.6 Meter und 1.8—1.9 Meter Stärke — vielleicht Tempelreste — gefunden, ferner Estrichböden, Werkstücke aus Kalkstein, Bruchstücke von Leistenziegeln und Hypokaustenziegeln. Auf dem benachbarten „Steinhausstücken" vermuthete man in einem 170 Meter langen und 130 Meter breiten Feldgewann ein Kastell, fand jedoch statt der militärischen Thorthürme die Gelasse eines mit Heizeinrichtung und anderem Luxus ausgestatteten bäuerlichen Gebäudes. Weit über dieses Areal hinaus, bis auf einen Kilometer Entfernung, stößt man in den Feldern überall auf Grundmauerreste. Hieraus ergibt sich die Gewißheit, daß an dieser Stätte eine größere, bisher völlig verschollene römische Niederlassung zu suchen ist. Bemerkenswerth ist ferner, daß unweit davon die rechte der Altmühl von Gunzenhausen nach Treuchtlingen laufende Römerstraße vorüberzieht, daß in der Nähe bei Tromethelm, bei Bubenheim und Treuchtlingen von Westen nach Osten führende Römerstraßen die Altmühl überschreiten, daß dem „Steinhaus" gegenüber die „Heidenburg" auf einer vorgeschobenen Terrasse des Tromethelmer Berges liegt und dahinter Emetheim mit seinem Römertempel und Weißenburg mit dem Castell Biricianis. Die hinter dem Limes gelegene, idyllisch schöne, fruchtbare Gegend war demnach bereits zu Römerzeiten dicht besiedelt.

* Auch der Amerikaner Robert Peary plant eine neue Nordpolexpedition, die durch den Smithsund gehen und dann den Sherard Osborn-Fjord an der Nordküste Grönlands zum Ausgangspunkt für den eigentlichen Vorstoß gegen den Nordpol nehmen will. An der Nordküste Grönlands liegen große Inselgruppen, die bisher völlig unerforscht sind, von denen Peary jedoch annimmt, daß sie sich bis zum 85. Grad erstrecken. In diesem Falle würde dann eine weit sichrere Grundlage für ein Vorwärtsdringen als die Eisfläche des Meeres gegeben sein, und vom Sherard Osborn-Fjord ab, von der Hauptproviant aufgestapelt wird, sollen in verschiedenen Abständen weitere Depots errichtet werden. Vom Endpunkt der Inselgruppe aus würde dann nach einer Ueberwinterung, um diesen Theil der Reise frühzeitig im Jahr ins Werk setzen zu können, die Schlittenreise beginnen, und Peary meint, daß diese nicht schwieriger sein könne, als die, welche er vor einigen Jahren auf seiner ersten großen Expedition nach Nordgrönland in Gemeinschaft mit dem verstorbenen Norweger Eiwind Astrup über das Inlandeis ausgeführt hat. Wie man sieht, handelt es sich um eine Rechnung mit unbekannten Größen, doch ist bei Peary's Energie nicht darum zu zweifeln, daß er zum mindesten durch genauere Erforschung dem Nordgrönland seinen Verdiensten um die Kenntniß dieses arktischen Gebiets, dessen Inselnatur er zuerst erwiesen, ein neues hinzufügen wird.

* Der Komet, den Perrine am 8. December 1896 entdeckt hat, hat nach den neuesten Berechnungen des Astronomen F. Ristenpart in Heidelberg eine kurze Umlaufszeit von 7 Jahren. Er ist nicht, wie manche Zeitungen berichtet haben, identisch mit dem Biela'schen periodischen Kometen. Seine Helligkeit, die zur Zeit der Entdeckung etwa der eines Sternes 8. Größe gleichkam, hat seitdem erheblich abgenommen.

* **Straßburg.** Der Philosoph Prof. **Windelband**, der erst vor drei Jahren als Rector an der Spitze der hiesigen Universität gestanden hat, ist soeben abermals zum Rector gewählt worden.

* **Halle.** An der Universität studiren im laufenden Wintersemester mit Einschluß der nachträglich Immatriculirten und Hospitanten 310 Landwirthe von Beruf. Davon gehören an: dem Königreich Preußen 152, den übrigen deutschen Ländern 69, dem Auslande 89.

A. F. **Charlottenburg.** In der jüngsten Monatsversammlung des Berliner Bezirksvereins deutscher Ingenieure erstattete Director Peters Bericht über einen auf Anregung von Prof. Bach (Stuttgart) von 30 Vereinsmitgliedern durchberathenen und nach mehrstündiger Debatte fast einstimmig angenommenen Entwurf von „Maßnahmebedingungen der Technischen Hochschulen" (vgl. Beil. Nr. 28). Der Entwurf ist bestimmt, im Interesse des Ansehens der deutschen Ingenieure, mangelhafter Vorbildung der Aufzunehmenden vorzubeugen und bestehenden Verschiedenheiten abzuhelfen, wonach einige deutsche Hochschulen sich mit dem Primanerzeugniß begnügen, während die meisten die Ablegung des Abiturientenexamens zur Bedingung machen. Der neue Entwurf ist sowohl den Hochschulen als den Staatsregierungen überreicht worden; auf günstigen Erfolg wird mit Sicherheit gerechnet. — Ein zweites von Director Peters verlesenes Bericht ist vom technischen Ausschuß über den neuen Stundenplan der Technischen Hochschule zu Charlottenburg erstattet worden. Er begrüßt diesen Plan als ein hoch wichtiges und hoch erfreuliches Ereigniß und erklärt sich in allen Stücken mit den getroffenen Aenderungen einverstanden, weil sie ebenso dem Fortschritt in der wissenschaftlichen Vertiefung des Bau- und Ingenieurwesens, als den gesteigerten Anforderungen des praktischen Lebens Genüge thun. — Den Vortrag des Abends hielt der k. Maschineninspector Truhlsen „Ueber die Leuchtfeuer an den deutschen Seeküsten". Aus dem fesselnden Vortrag ist zu entnehmen, daß die Nothwendigkeit nächtlicher Seefeuer zwar sehr früh erkannt worden ist und zu angemessenen Lösungen der Aufgabe geführt hat — soll der Koloß von Rhodus doch diesem Zweck gedient und das Feuer

des Thurmes auf der Insel Pharos vor der Nilmündung bereits im dritten vorchristlichen Jahrhundert 170 Seemeilen weit gelenchtet haben —, daß jedoch die große Mehrzahl aller Leuchtfeuer ihre Anlage erst dem 18. und 19. Jahrhundert verdanken. Das älteste deutsche Leuchtfeuer soll nach Angabe einer Stralsunder Chronik 1306 östlich von Rügen angezündet worden sein; aus Malmö wird schon 1120 von einem Leuchtfeuer berichtet. Gegenwärtig hat die deutsche Nord- und Ostseeküste deren im ganzen 427 längs der Küste so vertheilt, daß bei mittlerem Wetter der Schiffer in der Nähe der Küste zu seiner Orientirung immer wenigstens eines sieht. Die Lichtquelle war ursprünglich offenes Feuer, später Kohlenfeuer. Seit 1824 hat der mit Pflanzenöl, später mit Mineralöl gespeiste Reverbrenner von 180 Kerzenstärke sich allmählich eingeführt. Er ist noch heute bei den meisten Leuchtfeuern in Anwendung; denn von den übrigen hellen, über 20,000 Lichtstärken entwickelnden elektrischen Seefeuern sind im ganzen erst 36 vorhanden, wovon 6 auf England, 13 auf Frankreich, 1 auf Italien und 2 auf Deutschland entfallen. Gas ist nirgends in Anwendung. Der Mittel, die Lichtstrahlen zu sammeln und ihre Zerstreuung nach anderen Richtungen als gegen den Horizont zu verhindern, hat es von jeher verschiedene gegeben. 1763 wurde zuerst in England der parabolische Spiegel angewandt, der alle von der Lichtquelle in seinem Brennpunkt auf ihn fallenden Lichtstrahlen parallelisirt. Die Erwägung jedoch, daß alle nicht reflectirten Lichtstrahlen durch ihre Zerstreuung nach allen Seiten für den Leuchtzweck verloren gehen, hat neuerdings dahin geführt, daß man von Spiegeln gänzlich absieht und sich dafür des nach seinem Erfinder benannten Fresnel'schen dahlen Glaskörpers von 1.8 Meter Weite und 2.7 Meter Höhe bedient, dessen obere und untere, prismatisch ausgeschliffene Wandung alle von innen auf sie fallenden Strahlen vollständig reflectirt, während der mittlere, linsenförmig gestaltete Theil der Wandung sowohl jene reflectirten, als die direct auffallenden Strahlen sammelt und im ganzen Umfange dem Leuchtzweck in der bestimmten Richtung zur Verfügung stellt. Wie durch diesen Leuchtapparat die verschiedenen Arten der Leuchtfeuer entstehen, deren verschiedene, allgemein genau bekannte Merkmale dem Fischer in dunkelster Nacht die Orientirung gestatten — die festen Feuer, die festen Feuer mit periodischem Blink, die Drehfeuer und Funkelfeuer, welche 16—22 Seemeilen weit leuchten —, das erläuterte der Vortragende an vorzüglich anschaulichen Zeichnungen aufs eingehendste. Die größte Schwierigkeit für zweckdienige Beleuchtung der Küsten bietet nebliges Wetter, zumal die stärkere Lichtquelle keineswegs im Verhältniß ihrer Lichtstärke den Nebel durchdringt. So ist ein Licht von 20 Kerzenstärken bei klarem Wetter 5, bei nebligem 3 Seemeilen weit, ein Licht von 10,000 Kerzenstärken bei klarem Wetter 22, bei nebligem aber nur 10 Seemeilen weit sichtbar. Die Sichtigkeit bei Nebelwetter zu steigern versprechen die elektrischen Leuchtfeuer, welche neuerdings vom Lande aus mit Elektricität gespeist werden; nur sind sie in der ersten Anlage und in der Unterhaltung äußerst kostspielig. Das große Leuchtfeuer von La Hève bei Hâvre von 50 Seemeilen Sichtbarkeit braucht z. B. zur Erzeugung eines Lichtes von 23,000 Kerzen volle 100 Ampères. — Aus den Mittheilungen des Stadtverordneten Dinse, welcher seit lange dem Berliner Verkehrswesen sehr nahe steht, über die **Entwicklung der Straßenbahnen in Berlin** sind folgende Einzelheiten von allgemeinem Interesse: 1867 wurden in Berlin die ersten Straßenbahnschienen gelegt (Kupfergraben-Charlottenburg), 1874 und 1875 die Strecken der Großen Berliner Pferdebahngesellschaft eröffnet. Das Unternehmen wurde damals ziemlich allgemein als ruinös betrachtet. 1894 betrug der Personenverkehr der Charlottenburger Pferdebahn 6¾, der Gr. B. P. E. 132, der neuen B. P. E. 17.1, zusammen 155¾ Millionen Menschen, die Personenbeförderung der Omnibusse 36 Millionen, der Ringbahn 41½ oder mit Hinzurechnung der Grunewaldstrecke 68.6 Millionen, alles in allem somit 264 Millionen. Wer sagt, die Gr. B. P. E., welche seit einiger Zeit mit der neuen verschmolzen ist, solle ein Monopol erhalten, irrt somit, sie besitzt dasselbe leider schon. Die Prätentionen dieser Gesellschaft sind unglaublich. Befragt, warum seit 1893 keine Neuanlage gemacht worden sei, antwortete einer der Directoren, „weil solche bis 1911 nicht amortisirt werden könne". In den jetzt glücklicherweise abgebrochenen Unterhandlungen kannte die Ansprüche der Gesellschaft keine Grenze. Als nach langen, seitens der Stadt sehr entgegenkommend geführten Besprechungen die Frage erörtert wurde, daß auch künftig nadeem Gesellschaften auf kurzen Uebergangsstrecken (jetzt vertragsmäßig 400 Meter) gegen Entschädigung die Führung ihrer Wagen auf den Schienen der Gr. B. P. E. gestehen solle, erklärte einer der Directoren, „auch nicht einen Meter", ein zweiter bezeichnete 400 Meter als die äußerste Gewährung. Endlich schlug das katzgoetsche Verlangen der Gesellschaft, daß Siemens u. Halske ihr Vertrag mit kurzer Frist zu kündigen sei, dem Faß den Boden aus. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen und werden nicht wieder aufgenommen werden, nachdem zufolge Aufforderung des Magistrats die Allgemeine Elektricitätsgesellschaft, die Charlottenburger P. E. G., sowie die Firma Siemens u. Halske und Richard Damm sehr beachtenswerthe Projecte unterbreitet haben. Von dem Inhalt der nun gegenstandslos gewordenen Unterhandlungen mit der Gr. B. P. E. berichtete Dinse, daß die Stadt die Concession nur 8 Jahre bis 1919 zu verlängern sich bereit gefunden hatte, gegen die Verpflichtung der Gesellschaft, die ihr von der Stadt zu bezeichnenden Strecken zu bauen, allerdings unter periodisch steigender Theilnahme der Commune an den Baukosten von 1907 ab. Von der Gesellschaft zugestanden war: der 10 Pfennigtarif für ununterbrochene Fahrt einschließlich sämmtlicher Vororte, die Fortdauer von Abonnements und Arbeiterbillets, die Entfernung aller Reclameinschriften aus den Wagen und die Einrichtung elektrischen Betriebs mit Oberleitung. Der Rebare ist der Meinung, daß der letztere Punkt gar nicht als Concession der Gesellschaft zu betrachten sei, denn schon heute dürfe die Erparnis auf den Wagenkilometer, wovon die Gesellschaft jetzt jährlich 38 Millionen durchfahre, auf 8 Pfennig im Vergleich zu Pferdebespannung veranschlagt werden. Es sei daher mit Sicherheit anzunehmen, daß lange vor 1900 die jetzt übel berathene Gesellschaft bittend an die städtischen Behörden herantreten werde, ihr den elektrischen Betrieb zu gestatten. Daß sie ihre Drohung wahrmachen werde, daß der letztere Punkt gar nicht als Concession der Gesellschaft zu betrachten sei, denn schon heute dürfe die Erparnis auf den Wagenkilometer, wovon die Gesellschaft jetzt jährlich 38 Millionen durchfahre, auf 8 Pfennig im Vergleich zu Pferdebespannung veranschlagt werden. Es sei daher mit Sicherheit anzunehmen, daß lange vor 1900 die jetzt übel berathene Gesellschaft bittend an die städtischen Behörden herantreten werde, ihr den elektrischen Betrieb zu gestatten. Daß sie ihre Drohung wahrmachen werde, bis 1911 Pferdebahnbetrieb beizubehalten, sei ganz ausgeschlossen. — Wie mächtig der **Verkehr in Berlin** angewachsen ist, ergibt ein Vergleich mit London, wo 1891 durch Zählung der Straßenverkehr an den belebtesten Punkten auf 12,000 Fuhrwerke und 75,000 Fußgänger täglich ermittelt worden ist. Dagegen wurden im vorigen Jahre in Berlin gezählt: An einer Stelle der Friedrichstraße 13,900 und 116,000, am Potsdamer Platz 17,000 und 132,000, am Alexanderplatz 10,000 und 101,000, am Stettiner Bahnhof 13,500 und 83,000. In einzelnen Stunden mag der Londoner Verkehr, der sich auf gewisse Tageszeiten concentrirt, zweifellos größer sein, als der sich auf mehr Stunden vertheilende Berliner. Die Zahlen genügen indessen, um die Behauptung des Redners zu erhärten, daß bei solcher Entwicklung des Verkehrs die städtischen Behörden pflichtwidrig gehandelt hätten, wenn sie einer Gesellschaft, die ihre Pflichten gegen die Allgemeinheit mit dem Maß ihrer engsten, nach dazu falsch verstandenen Interessen mißt, irgendwie weiter entgegengekommen wären.

* **Wien.** An der Technischen Hochschule wurden der Director der Fachschule für Weberei und Wirkerei in Asch, Franz Reh, zum außerordentlichen Professor der Textilindustrie, der Privatdocent an der Technischen Hochschule in Stuttgart, Assistent am physiologischen Laboratorium der Versuchsstation für Gährungsgewerbe in Hohenheim, Dr. Franz Lafar, zum außerordentlichen Professor der Gährungsphysiologie und Bakteriologie ernannt.

* **Prag.** Der Honorar-Docent für Landwirthschaftslehre an der deutschen Technischen Hochschule Dr. Joseph Ptohl wurde zum außerordentlichen Professor der Landwirthschaft, Pedologie und Klimatologie an der genannten Hochschule ernannt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Die Kunst für Alle. 12. Jahrg. 1896/97. 9. Heft. München, F. Bruckmann. — Wiener Rundschau. Bd. I. Nr. 5. Jan. 1897. Hgdb. von Rudolf Strauß, Wien. (Leipzig, August Schultze.) — Historische Zeitschrift. Begründet von H. v. Sybel; hgdb. von Friedrich Meinecke. N. F. 42. Bd. (der ganzen Reihe 78. Bd.) 2. Heft. München und Leipzig, R. Oldenbourg 1897. — Max Schneidewin: Die antike Humanität. Berlin, Weidmann 1897. — Paul *Gaulot:* Les grandes journées révolutionnaires. Histoire anecdotique de la Convention Nationale (21 Sept. 1792—26 Oct. 1795). Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. 1897. — Robert Folz: Kaiser Wilhelm der Große. Festschrift mit Titelbild. Basel, Friedrich Emil Perthes 1897. — Vierteljahrshefte des Vereins bildender Künstler Dresdens. 2. Jahrg. 1. Heft. — Ecken aufzart. Augsburg 1491. Mit bibliographischen Nachweisen. (Seltene Drucke in Nachbildungen. Mit einleitendem Text von Karl Scharbach. III.) Leipzig, M. Spirgatis 1897.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 10. Februar. Nummer 32.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Karl Becker, ein deutscher Statistiker. Von Dr. Paul Kollmann. — Eine neue ägyptische Culturgeschichte. Von Georg Ebers. — Mittheilungen und Nachrichten.

Karl Becker, ein deutscher Statistiker.

Die seit den letzten vierzig Jahren in Deutschland zu reicher Entfaltung und wohlbegründetem Ansehen gelangte amtliche Statistik hat während des verflossenen Sommers in dem Kaiserlichen Wirklichen Geheimen Oberregierungsrath Dr. Becker einen Mann verloren, der an ihrer gedeihlichen Entwicklung sowohl durch die Stellungen, welche er bekleidete, als auch durch seine wissenschaftlichen Leistungen einen hervorragenden Antheil hatte.

Geboren am 2. October 1823 zu Strohausen an der Unterweser im Oldenburgischen als der Sohn eines Arztes, hat sich Karl Becker sein Lebenlang als ein echtes Kind der Marschen, dieser fruchtbaren, aber durch Sturmfluthen arg gefährdeten und darum durch hohe Deiche geschützten nordwestdeutschen Küstenstriche erwiesen: der ernste, besonnene und zugleich willenskräftige und trotzige Sinn der ihrer Abstammung aus freiem Friesengeschlecht voll bewußten Marschbewohner ist auch sein Erbtheil geworden. Seine Neigung führte ihn zunächst dem Offiziersberufe zu, für den er nach beendigter Gymnasialzeit auf der vortrefflichen, mit einem zweijährigen theoretischen wie praktischen Lehrgange eingerichteten Militärschule in Oldenburg vorgebildet wurde. Als Lieutenant und Oberlieutenant der Infanterie gehörte Becker sodann bis zum Sommer 1850 dem oldenburgischen Bundescontingent an, in welchem er den Feldzug von 1848 und 1849 gegen Dänemark mitgemacht hat. Bei Bildung einer schleswig-holsteinischen Armee trat er in diese über, um als Hauptmann an der Fortsetzung des Befreiungskrieges der Elbherzogthümer theilzunehmen. In ihr verblieb er bis zu ihrer Auflösung, gerieth jedoch dadurch in eine peinliche Lage, weil der Großherzog von Oldenburg den wegen der schleswig-holsteinischen Sache um ihre Verabschiedung eingekommenen Offizieren die Wiederaufnahme in seinen Truppenverband von vornherein verweigert hatte. Wohl aber war man oldenburgischerseits geneigt, diesen innerhalb des Civildienstes mit der Anweisung geeigneter Wirkungskreise entgegenzukommen. Das sollte für Becker einen bedeutungsvollen Wendepunkt in seinem Lebensgange herbeiführen.

Wie in den meisten übrigen deutschen Ländern, hatte auch im Großherzogthum Oldenburg die gewaltige Bewegung des Jahres 1848 einschneidende Verfassungsänderungen hervorgerufen und damit zu einer Erweiterung der öffentlichen Behandlung der Staatsangelegenheiten den Anstoß gegeben. Unter diesen neuen Formen und Aufgaben des Staates empfand es der Leiter der inneren Verwaltung, der Staatsminister Frhr. v. Berg, der fast 25 Jahre mit einsichtsvollem Blick und kräftiger Hand die wirthschaftliche Entwicklung des Landes segensreich gefördert hat, als ein wichtiges und zeitgemäßes Bedürfniß, für die planmäßige, kunstgerechte Sammlung der wichtigsten Vorgänge des staatlichen und socialen Lebens und für die Verwerthung ihrer Ergebnisse zum Nutzen sowohl des Staatsdienstes insbesondere, als der Bevölkerung überhaupt, Sorge zu tragen. Unterstützung fanden die Bestrebungen Bergs in dem durch die bahnbrechenden Leistungen eines Quetelet und Engel geförderten allgemeineren Interesse für die zahlenmäßige Erforschung der socialen Erscheinungen, wie namentlich in der durch den 1853 zum erstenmal erfolgten Zusammentritt des internationalen statistischen Congresses gegebenen Anregung. Bereits in dem nämlichen Jahre war in einer Reihe kleinerer deutscher Staaten, so in Mecklenburg, Schwerin, in Braunschweig, in Baden, mit der Begründung eines statistischen Bureaus vorgegangen worden. Auch für Oldenburg hatte schon damals v. Berg sie ins Auge gefaßt; jedoch die von jeher knappe Bemessung der Mittel im oldenburgischen Staatshaushalt hielt davon ab, eine nur mit größeren Opfern von auswärts her zu gewinnende Kraft an die Spitze des neu ins Leben zu rufenden Amtes zu stellen. Es erschien darum rathsamer, mangels einer verfügbaren, bereits in der Statistik bewanderten Persönlichkeit eine solche erst von Staatswegen hierin ausbilden zu lassen. Dabei war die Wahl auf den seiner Verabschiedung entgegensehenden Hauptmann Becker gefallen, den man wegen des ihm eigenen Sinnes für Zahlengrößen und mathematische Beschäftigung für die in Aussicht genommene Stellung vorzugsweise geeignet erachtete. Becker hatte auf eine vertrauliche Anfrage die Erklärung abgegeben, daß er „Lust und Beruf zur Sache in sich fühle". Immerhin erschien es ihm schmerzlich, der gewählten militärischen Laufbahn dauernd zu entsagen, und darum im höchsten Grade wünschenswerth, mit dem Charakter eines beurlaubten oldenburgischen Offiziers belegt zu werden, „um im Falle eines Krieges verwendet werden zu können". Doch fügte er sich, als auf diesen Wunsch nicht eingetreten wurde, und begab sich Ostern 1851 nach Göttingen, wohin er an den bekannten Nationalökonomen Georg Hanssen gewiesen war, um nach dessen Anleitung seine vorbereitenden volkswirthschaftlichen und statistischen Studien zu beginnen. Hanssen selbst war es, der ihn dort am meisten anzog und auf seine Ausbildung den größten Einfluß gewann, während die andauernde Kränklichkeit von Wappäus es nicht ermöglichte, aus den Vorlesungen dieses hervorragenden Lehrers auf dem Gebiet der Bevölkerungsstatistik den erhofften Nutzen zu ziehen. Um gleichzeitig Gelegenheit zu erhalten, sich mit den Arbeiten und Einrichtungen eines statistischen Bureaus bekannt zu machen, siedelte Becker zum folgenden Sommer nach Berlin über, wo er durch Dieterici, den damaligen Director des königlich preußischen statistischen Bureaus, in den praktischen Dienst eingeführt wurde.

Nach zweijähriger emsig benutzter Studienzeit kehrte Becker im Frühjahr 1853 in die Heimath zurück, in der ihm nunmehr die Aufgabe gestellt wurde, die für die Gründung eines statistischen Bureaus gebotenen Vorbereitungen durch

formulirte Bezeichnung des zu beschaffenden und späterhin zu bearbeitenden Materials zu treffen. Die Aufgabe war keineswegs leicht, da es nicht in der Absicht lag, die Erhebungsgebiete je nach Gelegenheit und Bedürfniß im Laufe der Zeit allmählich heranzuziehen, vielmehr von vornherein alle geeigneten und zugänglichen Erscheinungen aus den verschiedenen Zweigen des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens der Beobachtung zu unterwerfen. Hierbei legte schon anfänglich Becker eine Probe seines ausgezeichneten Organisationstalentes ab, dessen er sich später in erweiterten Wirkungskreisen so erfolgreich bediente: obschon es bis dahin so gut wie an allen geordneten Vorkehrungen zur Sammlung statistischer Unterlagen gebrach, verstand er es trotz ihrer begreiflichen Abneigung die Behörden aller Art in Staat und Kirche zur Aufstellung und Hergabe von Nachweisungen aus ihrem Geschäftsbereich in ausgedehntem Maße in Anspruch zu nehmen. Allerdings handelte es sich dabei vielfach um die Ermittelung mehr äußerlicher und ohne tieferes Eindringen leicht greifbarer Erscheinungen, wie sie der dermaligen Technik entsprachen, immerhin verfügte das statistische Bureau, als es zu Anfang des Jahres 1855 mit Becker als Vorstand ins Leben trat, über die Bürgschaft eines ihm in ungewöhnlicher Mannichfaltigkeit zufließenden Materials und über ein weit gestecktes Arbeitsfeld. Zu diesen ihrem Dienstbereiche entnommenen laufenden Aufstellungen der Behörden kamen auch bald schon die großen allgemeinen, sich unmittelbar an die Bevölkerung wendenden Erhebungen. Und gerade bei deren Einrichtung und Durchführung sollte sich Becker als einsichtsvoller und trefflich geschulter Statistiker bewähren, der es verstand, neue Bahnen mit Glück zu betreten.

Bereits am Ausgange des Jahres 1855 hatte für die Staaten des Zollvereins, dem das Großherzogthum Oldenburg mit seinem Hauptlandestheil, dem gleichnamigen Herzogthum, soeben beigetreten war, eine Volkszählung stattzufinden. Diese erste große Aufnahme, welche dem neu begründeten statistischen Bureau zufiel und eine Probe seiner Leistungsfähigkeit wurde, ist zu einem Markstein in der Geschichte des deutschen Zählungswesens geworden. Der Versuch, die Bevölkerung nach einem vollkommeneren Verfahren zu ermitteln, als es der Zollverein verlangte, war in Deutschland erst kürzlich den Bestrebungen Engels in Sachsen gelungen, als sich die junge oldenburgische Anstalt an eine gleich schwierige Aufgabe machte. An Stelle der „Urliste", wie sie sonst im zollvereinten Deutschland Brauch war, in die der Ortsvorsteher, der Polizeidiener Haus bei Haus die einzelnen Familien nach wenigen Merkmalen summarisch verzeichnete, ließ Becker die „Haushaltungsliste" treten, d. h. ein jeder Haushaltung anvertrautes Zählpapier, auf welches dem Grundsatze nach der Haushaltungsvorsteher seine und seiner Angehörigen Individualverhältnisse den gestellten Fragen gemäß anzugeben hatte. Heute, wo durch lange Uebung das Publicum daran gewöhnt ist, bei Umfragen über eine Menge von Dingen schriftlich Auskunft zu geben, betrachtet man ein solches Verfahren gewiß überall als durchaus sachgemäß; vor 40 Jahren aber sich unmittelbar an die ganze Bevölkerung zu wenden, von ihr die selbständige Beantwortung einer Reihe von Fragen zu verlangen, erschien in der That als ein Wagniß. Der Erfolg, den Becker erzielte, war jedoch durchschlagend: er erreichte die Beschaffung eines zuverlässigeren und reichhaltigeren Materials, als es durch eine der früheren Zählungen erbracht war. Das schon 1855 in Oldenburg angewandte Verfahren, wenn auch in manchen Punkten vollkommener ausgestaltet und durch die bereits bald hernach eingeführte sogenannte Controlliste noch mehr sichergestellt, ist in seinen wesentlichen Zügen das bei den ferneren Zählungen angewandte und auch für die des Deutschen Reiches noch heute das gebräuchliche. Hand in Hand mit der verbesserten Anlage der Zählungen wirkte Becker zugleich auf die Vermehrung der Zählungsgegenstände hin, dergestalt, daß die oldenburgischen Aufnahmen der fünfziger und sechziger Jahre, also bevor das Deutsche Reich einen bestimmenden Einfluß auf die Erhebungen ausübte, eine reichere Ausbeute als die der meisten übrigen Bundesstaaten ergaben. Insbesondere wandte Becker von Anfang an der sonst vielfach und lange vernachlässigten gründlichen Erfassung der Berufsverhältnisse seine Aufmerksamkeit zu und trug hiebei auch der socialen Zusammensetzung der Bevölkerung in weitem Maße Rechnung. Als 1861 die Zollvereinsstaaten eine umfassendere Berufs- und Gewerbezählung veranstalteten, war es Becker, der in der feinen Zergliederung der erhobenen Thatsachen weit über das hinausging, was entsprechend den Anforderungen des Zollvereins von den übrigen Staaten geboten wurde. Ja, wenn man seine inhaltreichen Nachweisungen genauer ansieht, wird man zugeben müssen, daß sie denen an Ausführlichkeit und Durchdringung des Stoffes immerhin schon ziemlich nahe kommen, welche zwanzig Jahre später, als der Technik zur Bewältigung eines umfänglichen Materials andere Hülfsmittel zur Verfügung standen, aus der viel gerühmten großen Berufszählung des Deutschen Reiches von 1882 gewonnen sind. Um das zustande zu bringen, war es freilich geboten, mit der alten Aufbereitungsweise des erhobenen Materials durch die Orts- und Bezirksbehörden, die sich an vielen Stellen noch lange erhielt und in Oesterreich erst bei der Volkszählung von 1890 überwunden wurde, zu brechen; auch hierin war Becker einer der ersten, die es durchsetzten, daß — seit 1858 — alle auf Umfrage von Haus zu Haus beruhenden Aufnahmen in centralisirter Weise allein im statistischen Bureau, mithin unter sachverständiger Leitung, bearbeitet wurden. Das geschah anfänglich indessen nicht ohne Bedenken, ob es möglich sei, aus etwa 60,000 Haushaltungslisten, in denen vielleicht 2½ Millionen einzelne Angaben verzeichnet sein mochten, die verschiedenen Thatsachen an einer Stelle zu gewinnen. Von der heutigen Entfaltung des Dienstbetriebs, die es fertig bringt, neuerdings sogar unter Anwendung einer elektrisch bewegten Zählmaschine, die Ausmittelung und Aufbereitung der Zählungsergebnisse für eine Bevölkerung von 50 und mehr Millionen Köpfen zu bewerkstelligen, war man zu jener Zeit noch weit entfernt.

Dem Vorstand des oldenburgischen statistischen Bureaus war die Anweisung ertheilt, das erhobene Material „auf eine dem Stande der Wissenschaft entsprechende Weise" der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen. Dieser nahe liegenden und doch so oft unerfüllt gebliebenen Aufforderung an die publicistische Thätigkeit der statistischen Aemter hat Becker mit bewunderungswürdiger Hingabe und eingehender Vertiefung in den behandelten Stoff gerecht zu werden gesucht. Davon legen Zeugniß ab die außerordentlich zahlreichen Arbeiten, welche von ihm in den siebzehn Jahren seiner oldenburgischen Wirksamkeit aus den verschiedensten Theilen des statistischen Beobachtungsfeldes veröffentlicht sind. Die Mehrzahl von ihnen, in inländischen Zeitschriften erschienen, von beschränktem Umfang und meist nur einzelne Seiten eines größeren Gebietes darstellend, sind weiteren Kreisen nicht zugänglich geworden. Um so mehr haben aber die „Statistischen Nachrichten aus dem Großherzogthum Oldenburg", von denen unter Becker dreizehn Bände herausgegeben sind, allgemeine Beachtung gefunden und Beckers Ruf als streng methodisch verfahrenden, scharfsinnigen und selbständig vorgehenden Statistikers begründet.

Die oldenburgischen „Statistischen Nachrichten" sind Quellenwerke, welche das gesammte erhobene statistische Material eines größeren abgeschlossenen Gebiets, nach ver-

Digitized by Google

schiedenen Gesichtspunkten gruppirt, sowie die Art seiner Beschaffung und den Werth, der ihm hienach beikommt, an erster Stelle nachzuweisen haben. Auf diese unerläßlichen Mindestforderungen an eine quellenmäßige Darlegung haben sich die „Statistischen Nachrichten“ indessen niemals beschränkt. Sie haben von Anfang an den absoluten Größen in ausgiebigem Maße die sie beleuchtenden relativen hinzugefügt, haben die zu ihrer Beurtheilung gebotenen thatsächlichen, namentlich in gesetzlichen Einrichtungen bestehenden Erklärungen beigebracht, haben sie aber auch an den entsprechenden Erscheinungen anderer Staaten abzuwägen und den Gründen der beobachteten Erscheinungen nachzuspüren gesucht. Eine solche umfassende Behandlungsweise, zumal wenn sie gleich sehr den Forschertrieb und die Verstandesschärfe des Verfassers bekundete, mußte die Aufmerksamkeit auf sich lenken in einer Zeit, in der die statistische Richtung vorzugsweise darauf hinausging, die Erhebungen sorgfältiger zu veranstalten, die Erhebungsgegenstände kritischer als bisher in Betracht zu ziehen, zu prüfen, welche erfaßbaren Erscheinungen das Wesen der Sache, über die man statistische Ermittelungen anstellen wollte, ausmachten. Es ist demgemäß bezeichnend für die amtlichen Veröffentlichungen der fünfziger und fast durchweg auch der sechziger Jahre, daß sie beinahe ausschließlich tabellarische Nachweisungen enthalten und die begleitenden bescheidenen Textausführungen vorzugsweise den Nachdruck auf das Erhebungsverfahren legen und dessen Einfluß auf die Richtigkeit der gefundenen Ergebnisse untersuchen. Die sachliche Würdigung der letzteren stand dagegen in den textlichen Bearbeitungen durchaus zurück, erfolgte vielfach gar nicht oder doch, wenn man von den Leistungen Hermanns und Mayrs in München, Hildebrands in Jena und Engels, damals in Dresden, absieht, in ganz unzulänglichem Maße; ja heute selbst begegnet man auch noch in Deutschland Veröffentlichungen, welche diesen eng begrenzten Standpunkt behaupten. Dadurch nun, daß Becker von vornherein die wissenschaftliche Erschließung des in den tabellarischen Nachweisungen zusammengetragenen Materials als einen wesentlichen Bestandtheil der amtlichen Veröffentlichungen anerkannte, haben seine — wenn auch mitunter mit einer gewissen schwerfälligen Gründlichkeit verfaßten, aber stets streng methodischen und geläuterten — Arbeiten nicht nur die unmittelbare Nutzbarkeit der statistisch untersuchten Gebiete in hohem Grade angestrebt, sie sind auch der Entwicklung der ganzen statistischen Forschungs- und Darstellungsweise unverkennbar förderlich geworden.

Freilich neigte Becker seiner ursprünglichen Veranlagung nach dazu, insbesondere die mathematische Seite bei den Untersuchungen hervorzukehren; die Verhältnisse der Zahlengrößen als solcher, ihre Entstehung und Bedeutung, ihr regelmäßiger oder abweichender Verlauf nahmen sein Interesse gemeinhin mehr in Anspruch als das, was die Zahlen in sachlicher Hinsicht wiedergaben und was an treibenden Kräften hinter den mit ihrer Hülfe gemessenen Erscheinungen stand und wirkte. Wo darum, wie bei den Sterblichkeitsmessungen, die Natur des Materials eine eigentlich mathematische Behandlung verlangt und nur auf diesem Wege die Vorgänge richtig dargestellt und erkannt werden können, da hat Beckers Schaffenskunst den vollendetsten Ausdruck erhalten. Das gilt namentlich von seinem großen Werke über die oldenburgische Bevölkerungsbewegung (Bd. IX und XI der „Statistischen Nachrichten“, 1867 und 1870) und im Anschluß daran von seiner Aufstellung „Preußischer Sterbetafeln, berechnet auf Grund der Sterblichkeit in den sechs Jahren 1859/64“ (in der Zeitschrift des preußischen Statistischen Bureaus von 1869), welche das Ansehen Beckers als klar blickenden statistischen Forschers befestigt haben. Abgesehen davon, daß hierin die Thatsachen des Bevölkerungswechsels bis 1760 zurück verfolgt und in mustergültiger Gestalt aus den verschiedensten Gesichtspunkten entwickelt und erläutert werden, liegt seine nachhaltige Bedeutung in eingreifender Umgestaltung und Verbesserung, die die Ermittelung der Sterblichkeit und die Herstellung von Absterbeordnungen erfahren hat. Während der bekannte englische Astronom Halley, der Begründer der Sterbetafeln, diese bloß aus den Verstorbenen für eine stillstehend gedachte Bevölkerung berechnete, der angesehene bayerische Statistiker Hermann die Gesammtheit der zu einem bestimmten Zeitpunkt Geborenen in ihrem allmählichen Absterben verfolgte, dabei aber auf die Einflüsse der Ein- und Auswanderung verzichtete, suchte Becker zunächst die Sterbenswahrscheinlichkeit zu finden und hieraus die Absterbeordnung abzuleiten, zu welchem Ende er zuerst für die Verstorbenen ihre Geburtsjahre, ihre Altersjahre und ihre Sterbejahre aus einander hielt. War sein Vorgehen gleich recht umständlich, hat es doch erst dahin geführt, die Absterbe-, bezw. Ueberlebenswahrscheinlichkeit mit einiger Zuverlässigkeit zu berechnen. Sein Verfahren, in späteren Arbeiten noch weiter beleuchtet, hat sich praktisch am meisten bewährt erwiesen und, wiewohl von Gelehrten, wie Knapp und Zeuner, weiter ausgestaltet, bis auf die Gegenwart vorzugsweise Anwendung gefunden. G. F. Knapp, der Lehrer der Statistik an der Straßburger Hochschule, schreibt über Beckers Bearbeitung der Bevölkerungsbewegung: „Was diese Arbeiten vor allen anderen praktischen Arbeiten unsrer zahlreichen statistischen Bureaus auszeichnet, ist der Versuch, eine theoretische Bevölkerungsstatistik aufzustellen und den Anforderungen einer solchen überall zu genügen“, und dann weiter: „Beckers Richtung arbeitet ganz darauf hin, der Bevölkerungsstatistik eine wissenschaftliche Grundlage dadurch zu verschaffen, daß die Erhebungen rationell, d. h. den Forderungen der Theorie entsprechend, stattfinden, und daß nur mathematisch begründete Methoden der Messung zugelassen werden. Auf diesem Wege sucht der Verfasser an Stelle der empirischen Berechnungen vielmehr die Anwendung der Mathematik einzuführen und so den Untersuchungen der Statistiker eine Sicherheit zu geben, wie sie früher nach dem Urtheil vieler Sachkundiger nicht erreicht gewesen war.“ — Erwähnung verdient es gegenüber diesen umfänglichen und inhaltreichen, in der sorgfältigsten Weise textlich wie tabellarisch ausgestalteten Veröffentlichungen, daß ihrem Urheber nur zwei Bureaubeamte zur Seite standen und der gesammte Aufwand an ordentlichen Geschäftskosten (mit Ausschluß derer für den meteorologischen Dienst) durchschnittlich kaum 2000 M. im Jahre betrug.

Wenn es einen Uebelstand gab, der den Statistiker eines kleinen Staates von so hervorragender Begabung und so weit gesteckten Zielen, wie es Becker war, empfindlich berühren mußte, so bestand dieser in der Unzulänglichkeit, den oldenburgischen Thatsachen solche aus anderen, und zwar besonders aus anderen deutschen Ländern, gegenüberzustellen. Denn erst aus der Vergleichung mit fremden Ergebnissen erwächst für die territoriale Statistik der volle Werth, insofern diese den Maßstab zur Beurtheilung der eigenen Erscheinungen abgeben. Vorbedingung für eine Vergleichung ist aber selbstverständlich die gleichartige Beschaffenheit und demgemäß übereinstimmende Ermittelung der Vorgänge. Nach dieser Richtung hin waren aber vor 1866 nur schwache Erfolge erzielt und auch diese berührten nicht den alten deutschen Bund, sondern nur denjenigen Theil Deutschlands, welcher dem Zollverein angehörte. An den letzteren knüpften denn auch, nachdem eine straffere Centralgewalt aus den kriegerischen Ereignissen jenes Jahres hervorgegangen war, die Bestrebungen an, der gemeinsamen deutschen Statistik eine gedeihlichere Grundlage zu geben. Es wurde eine „Commission zur weiteren Ausbildung der

Statistik des Zollvereins“ zusammenberufen, welche 1870 und 1871 einen umfassenden Plan für die einheitliche Vornahme von Ermittelungen und darauf fußenden Nachweisungen bezüglich der nächstliegenden Erhebungsgebiete ausarbeitete. Dieser Commission, in der die berufensten Fachleute, wie Engel und Böckh (Preußen), Mayr (Bayern), Rümelin und Zeller (Württemberg), Hardeck (Baden), Fabricius (Hessen), Digge (Mecklenburg-Schwerin), Hildebrand (Thüringen) vereint saßen, gehörte auch Becker an, der vermöge seines scharfen kritischen Verstandes, seiner tüchtigen statistischen Schulung und seiner großen Arbeitskraft einen fördernden und klärenden Einfluß auf das Ergebniß der Verhandlungen ausübte. Als die letzteren zur Begründung einer eigenen Centralstelle, des Kaiserlichen Statistischen Amtes führten, war es schließlich Becker, der zu dessen erstem Director ernannt wurde. Unleugbar war damit ein glücklicher Griff gethan und der rechte Mann auf den rechten Fleck gestellt worden; aber auch für Becker war die Berufung eine segensreiche Wendung, welche seiner Schaffenslust ein erweitertes Thätigkeitsfeld anwies und ihn aus doch immer beengenden Verhältnissen befreite, beengend zugleich in der Richtung, daß die Besoldung eines oldenburgischen Statistikers insbesondere im Vergleich mit anderen höheren Staatsbeamten seiner wenig würdig (zuletzt 3900 M.) bemessen war.

Der Geschäftsbereich des neu errichteten Kaiserlichen Statistischen Amtes erstreckte sich zu Anfang in der Hauptsache auf die Bevölkerungsstatistik, die Statistik der Landwirthschaft und Gewerbe und auf die Statistik des Verkehrs, der gemeinschaftlichen Einnahmen und der Steuer- und Zollverwaltung. In letzterer Beziehung wurde das Statistische Amt der Nachfolger des früheren Centralbureaus des Zollvereins. Während aber dieses bloß als eine einfache Rechnungsstelle amtirte, ward dem Statistischen Amt als statistisches Centralorgan für das Deutsche Reich „die technische und wissenschaftliche Verarbeitung“ des einlaufenden Materials und „die Begutachtung statistischer Fragen“ aufgegeben. Immerhin war, obschon das Material der neuen Behörde reichlich zufloß, ihre Einwirkung auf die Behandlung der Bearbeitungsgegenstände zunächst noch ziemlich eng begrenzt. Denn da das statistische Amt es überwiegend nicht mit dem Urmaterial der Erhebungen, sondern nur mit bereits von anderen Organen nach bestimmten vorgeschriebenen Formularen aufgestellten Nachweisungen zu thun hatte, vermochte es auch meistens nicht die Ausmittelung und Aufbereitung des Materials unmittelbar vorzunehmen, infolge dessen es auch nicht für die wissenschaftliche Ausnützung der Thatsachen in der erwünschten Freiheit zu gestalten. Lag und liegt das zum Theil in der bundesstaatlichen Natur des Reiches begründet, der zufolge die Aufnahmen und Ausmittelungen von den statistischen Bureaux der Einzelstaaten besorgt werden, so erweiterte sich doch nach und nach der Kreis der Geschäfte, bei denen die Centralstelle des Reiches die auf die erhobenen einzelnen Fälle fußende Bearbeitung unmittelbar in die Hand bekam. Das war vor allen Dingen und in ausgedehntem Maße bei der durch ein Gesetz von 1879 veranlaßten gründlichen Umgestaltung der Handelsstatistik, bei der Schaffung einer Statistik der Preise des Großhandels, bei der Criminalstatistik der Fall. Hier und überall, wo es galt, neue Gebiete der Reichsstatistik zu erschließen, kam in Becker ein hervorragendes organisatorisches Talent zur Geltung, welches wie die Anlage, so das gesammte Verfahren der Erhebung und der Bearbeitung in zuverlässiger und ausgiebiger Form ins Werk zu setzen wußte. Sein fest aufs Ziel gerichteter Blick, ja sein oftmals zur Schroffheit gesteigertes Vorgehen verhalf ihm dabei nicht selten zur Ueberwindung der sich entgegenstellenden Hindernisse. Ganz besonders erfolgreich war Beckers Gestaltungskraft in der Einrichtung der Handelsstatistik. Hier kam es darauf an, die monatliche Ein- und Ausfuhr der verschiedenen Waarengattungen in Menge und Werth nach den Herkunfts- und Bestimmungsländern in kürzester Frist der Oeffentlichkeit kundzugeben. Dadurch daß die sämmtlichen Eingangszollämter die zur Anschreibung gelangten Einzelfälle ohne Vermittelung dem Statistischen Reichsamte zuzufertigen hatten und für dieses ein Arbeitsplan ersonnen wurde, bei dem mehrere hundert Paar Hände nach Art einer großen Fabrik mit verwickeltem Herstellungsverfahren geschickt bei den verschiedenen Sichtungen und Zusammenstellungen in einander greifen, ist es erreicht, daß die Thatsachen des in Frage kommenden Monats schon gegen Ende des folgenden Monats im Druck vollständig fertig vorliegen.

Nicht minder glänzend bewährte sich Beckers organisatorische Begabung, als es galt, zur Unterlage für die in Aussicht genommene sociale Gesetzgebung des Reiches die Einrichtung der viel gerühmten sogenannten Berufszählung des Jahres 1882 zu schaffen. Diese großartig und sorgfältig angelegte Aufnahme, welche vorbildlich für die seither erfolgten ähnlichen Unternehmungen anderer Staaten geworden ist und außer einer bis dahin unerreichten ausführlichen Ermittelung des Berufes und der Arbeitsstellung der Bevölkerung die Erhebung der landwirthschaftlichen und gewerblichen Betriebsverhältnisse bezweckte, ist Beckers eigenstes Werk, dessen Plan wie Ausführungsbestimmungen er allein nach Berathungen mit seinem treuen Freunde und Collegen Hardeck (Karlsruhe) entworfen hat. Und auch an den überaus umständlichen und schwierigen Ausmittelungsarbeiten der Zählung, an der die moderne statistische Aufbereitungstechnik ihr Leistungsvermögen zu erproben hatte, war Becker betheiligt, da eine Reihe der Bundesstaaten jene der Centralstelle des Reiches übertassen hatten.

Je mehr und in ungeahnter Weise schnell der Wirkungskreis des kaiserlichen statistischen Amtes durch die Massenhaftigkeit des von ihm unmittelbar zu bewältigenden Materials wie durch die nun so häufige und rasche Aufeinanderfolge von Volks-, Gewerbe-, Viehzählungen und Aufnahmen der Bodenbenutzung und der daraus entspringenden Zusammenstellungs- und Veröffentlichungsarbeiten an Ausdehnung gewann, um so mehr mußte der Director sich vorwiegend auf die Leitung des vielgestaltigen Geschäftsbetriebes und auf die Fingerzeige für die Art und Ziele der Bearbeitung beschränken, sich in der Ausführung auf die Mitwirkung seiner Räthe stützen. Auch darin hat Becker den richtigen Blick gehabt und tüchtige Kräfte, die verständnißvoll ihm auf der vorgezeichneten Bahn folgten, zu gewinnen verstanden. Seine Mitarbeiter für die Handels-, Verkehrs- und Steuerstatistik pflegte er aus den Reihen süddeutscher, in der Regel akademisch gebildeter Zollbeamten zu entnehmen, so namentlich Hegelmaier, v. Lossow, Herzog, letzterer jetzt das dienstälteste Mitglied des Amtes und Vertreter des Directors. Im übrigen standen ihm zur Seite: von der Begründung an der gelehrte August Meitzen, der viel gerühmte Verfasser des vortrefflichen, umfangreichen Werkes über den Boden und die landwirthschaftlichen Verhältnisse des preußischen Staates, für kürzere Zeit Wilhelm Stieda, der heutige Rostocker Professor der Staatswissenschaften, für den Matthias Schumann, ein durch seine Gründlichkeit und analytische Begabung ausgezeichneter Statistiker, eintrat, endlich der spätere Nachfolger in der Leitung, Hans v. Scheel, zuvor ein angesehener volkswirthschaftlicher Hochschullehrer und Schriftsteller, von Becker vornehmlich hoch geschätzt wegen seines umfassenden Wissens, seiner schnellen und sicheren Auffassungsgabe und seiner nie erlahmenden Arbeitskraft. Was diese Männer im Zusammenwirken mit Becker geleistet und geschaffen haben, spricht deutlich aus

den genugsam bekannten, stets mit Achtung, nicht selten mit Bewunderung aufgenommenen Veröffentlichungen, zumal aus den bis zu Beckers Abgang (von 1873 bis 1890) erschienenen 102 stattlichen Bänden des großen Quellenwerkes der „Statistik des Deutschen Reiches", zu denen noch die „Monats-, bezw. Vierteljahrshefte" und das „Statistische Jahrbuch" kamen.

Wenn aber gleich die geschäftsleitenden Aufgaben Becker die häufigere unmittelbare Betheiligung an den wissenschaftlichen Arbeiten verboten, vollständig hat er trotzdem niemals darauf verzichtet. Ja gerade die schwierigsten Gebiete hat er sich wiederholt zur eigenen Darstellung vorbehalten. So ist insbesondere die mit ungetheiltem Beifall aufgenommene Schilderung der Ergebnisse der Berufsermittelung von 1882 aus seiner Feder geflossen. Ferner hat er als Programmschrift für den internationalen statistischen Congreß „die Handelsbilanz und die Statistik des auswärtigen Handels" (1876) zum Gegenstand einer Erörterung gemacht und ein anschauliches Bild von der „Organisation der amtlichen Statistik des Deutschen Reiches" (1884) gezeichnet. Namentlich aber, wo die Art des Stoffes zu mathematischer Behandlungsweise aufforderte, ließ er es, seiner alten Vorliebe hiefür getreu, sich nicht nehmen, selbst seine beste Kraft daran zu setzen. Und vorzügliche Leistungen sind es, die wir ihm hier zu danken haben. Dahin gehört ein Gutachten für den internationalen statistischen Congreß: „Zur Berechnung der Sterblichkeit an die Bevölkerungsstatistik zu stellende Anforderungen" (1874), ein die gleichen Ziele verfolgender „Bericht an die Commission zur Vorbereitung einer Reichsmedicinalstatistik" (1874), „Deutsche Sterbetafel, gegründet auf die Sterblichkeit der Reichsbevölkerung in den 10 Jahren 1871/72 bis 1881/82", „Unser Verlust durch Wanderungen" (ein Vortrag, abgedruckt in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung und Verwaltung, 1887), „Die Jahresschwankungen in der Häufigkeit verschiedener Bevölkerungs- und moralstatistischer Erscheinungen", seine letzte Arbeit (in Mayrs Statistischem Archiv, 1891); endlich und vor allem das aus langjähriger, eindringender Sammlung und Forschung hervorgegangene ausgezeichnete Werk über „Stand und Bewegung der Bevölkerung des Deutschen Reiches und fremder Staaten in den Jahren 1841 bis 1886" (1892), dessen Plan ganz, dessen Textbearbeitung nur noch bezüglich des ersten Theiles von Becker herrührt.

Die Ausbildung der Bevölkerungsstatistik lag ihm mehr als ein anderer Zweig am Herzen. Daher pflegte er ebenfalls, was mit den Vorbereitungen der Volkszählungen zusammenhing, gern selbst in die Hand zu nehmen und in den zu dem Ende abgehaltenen „Conferenzen der Vorstände der deutschen statistischen Centralstellen" persönlich zu vertreten. In diesen aus Anlaß fast aller großen Aufnahmen des Reiches zusammenberufenen Conferenzen kam die fachkundige Persönlichkeit Beckers in der Leitung der Verhandlungen voll zur Geltung. Freilich fiel es seiner im Kern ihres Wesens strammen soldatischen Natur hierbei nicht immer leicht, Widerspruch gegen das, was seiner Einsicht nutzbringend und erforderlich erschien, zu ertragen und den Schwierigkeiten gerecht zu werden, die sich aus den oftmals abweichenden Einrichtungen der Einzelstaaten ergaben. Wahrscheinlich würden ohne die mitunter aus gereizter Entschiedenheit entsprungenen Reibungen manche organisatorische Maßnahmen einen glatteren Verlauf und für die gemeinsame nationale Statistik eine noch günstigere Wendung genommen haben. Namentlich wäre es dann vielleicht gelungen, die für die Erkenntniß der wichtigsten Lebensvorgänge so bedeutungsvolle Statistik der Bevölkerungsbewegung, welche es zu Beckers größtem Kummer bei der Ermittelung bloß der einfachsten Erscheinungen bewenden läßt, durch geeignete Verständigung mit den landesstatistischen Vertretern auf eine den Bedürfnissen der Gegenwart zusagendere Entwicklungsstufe zu erheben, um so mehr, als seit der Einführung der Standesbücher übereinstimmende und ziemlich ausgiebige Grundlagen überall im Reiche vorhanden sind. Wenn es aber auch in jenen Conferenzen ohne Erregung nicht abging, legte Becker doch auf den mündlichen Verkehr mit den Collegen der Einzelstaaten einen entschieden großen Werth und hat zu den für die Theilnehmer lehrreichen, für die Entfaltung der deutschen Statistik einflußreichen Zusammenkünften stets bereitwillig den Anlaß gegeben. Weniger entgegenkommend verhielt er sich dagegen zu den Vereinigungen der internationalen Statistik. Daß er den nur zu oft von sicheren, gangbaren Wegen abgerathenen, sich in unerfüllbaren Vorschlägen verlierenden und zu prunkvollen Festversammlungen ausgearteten vormaligen internationalen statistischen Congressen frostig gegenüberstand, war bei dem ernsten, auf das in den thatsächlichen Verhältnissen Erreichbare gerichteten Wesen Beckers wohl begreiflich. Zu bedauern blieb es jedoch, daß er ebenfalls dem jüngeren, auf größeren Erfolg versprechender Grundlage errichteten Internationalen statistischen Institut seine schätzenswerthe unmittelbare Unterstützung versagte und sich von den Verhandlungen fern hielt. Obschon es sich hierbei nicht um eine amtliche, sondern um eine persönliche Theilnahme handelte, vermochte er die Besorgniß nicht zu unterdrücken, daß er, um den Anforderungen des Instituts gerecht zu werden, in dienstlicher Beziehung auf Schwierigkeiten stoßen könnte.

In angestrengter, mitunter sogar aufreibender, stets schaffensfreudiger Thätigkeit hat Becker 19 Jahre, von 1872 bis 1891, dem statistischen Amte vorgestanden, bis ein leichter Schlaganfall den Achtundsechzigjährigen an seinen Rücktritt mahnte. Zunächst verblieb er in Berlin bei seiner Tochter, mit der er seit ihrer Verheirathung an einen Artillerieoffizier eine gemeinsame Haushaltung geführt hatte. Denn bereits in Oldenburg hatte er seine Frau verloren. Als aber der Schwiegersohn nach Straßburg versetzt ward und seine beiden Söhne schon vorher als Marineoffizier und Student das Vaterhaus verlassen hatten — ein dritter Sohn war als Gymnasiast verstorben —, siedelte Becker 1892 wieder in die alte Heimath nach Oldenburg über. Hier erfreute er sich in Zurückgezogenheit und fern aller anstrengenden wissenschaftlichen Beschäftigung noch einiger Jahre eines leidlichen Wohlergehens. Anfang 1896 befiel ihn jedoch ein schweres Leiden, gegen das er noch in Wiesbaden vergeblich Heilung suchte. Als aber dort die Krankheit immer verhängnißvoller auftrat, nahm ihn sein jüngerer Sohn, der als Arzt in Charlottenburg lebt, zu sich. Bei dem ist er nach schwerem Schmerzenslager am 20. Juni v. J. verschieden und in Oldenburg neben Frau und Sohn bestattet worden.

An äußerer Anerkennung hat es Becker im Leben nicht gefehlt. Zuvörderst vom Staate sind ihm reichlich jene Auszeichnungen zutheil geworden, die dieser für seine verdienstvollen höheren Beamten zur Verfügung hat. Von wissenschaftlicher Seite wurde ihm 1877 beim Tübinger Universitätsjubiläum von der staatswissenschaftlichen Facultät der Grad eines Ehrendoctors verliehen. Und an seinem 70. Geburtstage haben ihm die Fachgenossen des In- wie Auslandes ihre Huldigung dargebracht. Ueber das Grab hinaus wird Beckers Name, eng verwachsen mit der Begründung und Ausbildung der deutschen Reichsstatistik, um seiner hervorragenden Leistungen willen unvergessen bleiben.

Oldenburg. Dr. Paul Kollmann.

Eine neue ägyptische Culturgeschichte. [1])

Ein hübsches, gut lesbares und auf fleißigen Studien der zugänglichen ägyptologischen Werke beruhendes Buch. Als erster Theil einer größeren Arbeit, die wohl auch das neuere Aegypten behandeln soll, kündet es sich auf dem Titel an, der es als „Band I, Alterthum" bezeichnet. Die Kritik wird dies zu berücksichtigen und, bevor sie sich Einzelnem zuwendet, die Frage zu beantworten haben, ob das Stern'sche Werk einem Bedürfniß entgegenkommt, und in welcher Weise der Verfasser die ersten Quellen und die schon vorhandenen Arbeiten über die Cultur des alten Aegypten benützt.

Mit Hinblick auf die dem seinen verwandten Werke Maspero's, Ed. Meyers und Ad. Ermans, sowie auch auf die Perrot und Chipiez'sche Kunstgeschichte wird die erste Frage verneint werden müssen. Das uns vorliegende Buch steht hinter diesen ausgezeichneten Leistungen bewährter Fachmänner weit zurück; es kommt ihm indeß der Umstand zu gute, daß es noch keine Culturgeschichte gibt, in der neben dem „neueren Aegypten", das freilich noch nicht erschien, das alte Aegypten gleich vollständig vom nämlichen Autor behandelt wurde. In dem diesem gewidmeten Theile I werden nicht nur die oben erwähnten Hauptbücher, sondeen auch schwerer zugängliche Monographien, sowie die erhaltenen Monumente fleißig benützt. Sich der ersten Schriftquellen, Papyri und Denkmäler selbständig zu bedienen, war dem Verfasser allerdings versagt, wie sich nicht nur aus dem Fehlen jeder eigenen Uebersetzung, sondeen auch aus mancher Einzelheit ersehen läßt. Sein Bestes entnahm er Adolf Ermans „Aegypten und ägyptisches Leben". Zwar läßt er diesem bahnbrechenden, unübertroffenen und lange nicht zu übertreffenden Werke Gerechtigkeit widerfahren, indem er Seite 34, bevor er die Darstellung der „inneren Verwaltung" beginnt, hervorhebt, daß besonders Ermans Studien Licht in diese Dinge brächten; damit hätte er es aber nicht genug sein lassen sollen, denn der Löwenpart des Inhalts der besten Abschnitte seines Werkes ist Erman'sches Gut. Gewiß zum Bedauern vieler unterließ es der Verfasser, auf die Quellen weisende Anmerkungen unter den Text zu setzen, und es bleibt darum den diesen Dingen ferner Stehenden verborgen, an wie vielen Stellen er auf den Schultern seines größeren Vorgängers steht. Uebrigens benützt Volko Stern das Thatsächliche, das er dem Erman'schen Werke entlehnt, mit voller Freiheit. Der Nichtägyptolog, der sich über die ägyptische Cultur zu unterrichten wünscht, wird allerdings, wenn er es ernst nimmt, gut thun, auf den Gebrauch von A. Ermans „Aegyptischem Leben" nicht zu verzichten. Kommt es ihm nur darauf an, sich einen allgemeinen Ueberblick über diese Dinge an der Hand eines beredten Führers mit gesundem, nur selten nicht ganz billigem Urtheil zu verschaffen, mag er getrost zu dem vorliegenden Buche greifen. Es enthält des Belehrenden und Anregenden genug; doch sei die Frage gestattet, warum der Verfasser, der Erman sonst auch bei der Darstellung des hieroglyphischen Schriftsystems willig folgt, da er der Sprache als Merkmal der Herkunft des ägyptischen Volkes gedenkt, die Beweise unberücksichtigt läßt, die jener für die Urverwandschaft des Aegyptischen und Semitischen herbeibringt. An der Körperbeschaffenheit der Aegypter mit einer abweisenden Handbewegung vorüberzugehen, hätten ihn die Arbeiten der Anthropologen und besonders R. Virchows und Fouquets verhindern sollen.

Was in den Abschnitten Entwicklung des Staatswesens, Religion und Mythologie, Literatur und Wissenschaft, Kunst, Landwirthschaft, Gewerbe und Kunsthandwerk, Leben und Sterben und „im alten Theben" gegeben wird, zeugt von eigenem Denken, stützt sich auf Denkmäler und schon entzifferte Schriftstücke jeder Art, ist, soweit sich nicht zu kühne Folgerungen an das Thatsächliche knüpfen, größtentheils richtig und wird klar und lebhaft vorgetragen. Der letzte Abschnitt hat einen beinahe novellistischen Anstrich. Er ist übrigens keineswegs der beste. Die Illustrationen werden vielen willkommen sein. Wenn auf dem Titelblatt bemerkt wird, sie verdankten A. Schmidt und dem Verfasser die Herstellung, so bezieht sich das wohl nur auf die Tafeln in Farbendruck. Unerlaubt will uns scheinen, daß Stern die Darstellung S. 237, die sich ganz speciell auf den Reformator Amenophis IV. (Chu n 'itn) bezieht, einem Ramses zuschreibt, obgleich er jenen und die Denkmäler von Tell el-Amarna sehr wohl kennt. Bei dem Bilde Seite 201 Fig. 41, das die Unterschrift „Kleiderkoffer" begleitet, hätte bemerkt werden sollen, daß dergleichen capsae auch vornehmeren Zwecken dienten und z. B. in Dendera auch die heiligen Laden darstellten, in denen man die Glieder des gemordeten Osiris bewahrte.

Bisweilen urtheilt der Verfasser über wichtige Gegenstände, in die er doch nicht tief genug eindrang, zu schnell und in den Aegyptern weniger günstigem Sinne. Wenn er z. B. die Anschauungen der ägyptischen Mediciner über die Functionen des Körpers durchaus phantastisch nennt, so ist er schlecht unterrichtet, oder verließ sich auf die Joachim'sche Uebersetzung des Papyrus Ebers, die freilich des Unsinnigen übergenug enthält. Je besser wir mit diesen Dingen vertraut werden, desto bestimmter ergibt sich, daß sie Ansichten Ausdruck geben, über die die Medicin der Griechen kaum hinauskam. Den Recepten sagt er nach, das meiste sei Unsinn und Aberglaube. Auch das ist falsch. Seitdem wir erkannten, daß die Namen mancher Drogen, über die auch wir früher die Achseln zuckten — z. B. das Blut von Thieren — nur mystische Bezeichnungen oder Geheimnamen für allerlei officinelle Pflanzen und Mineralien sind, gewinnen diese Verordnungen ein ganz anderes Gesicht. Bevor wir aber noch diese Wahrnehmung machten und erkannten, daß z. B. Thränen des Hundskopfaffen Anissaft bedeuten, war der berühmte Augenarzt und Kenner der alten Medicin, Professor Hirschberg in Berlin, überrascht über die glückliche Wahl vieler Heilmittel im Papyrus Ebers und nannte die Receptkunst der alten Aegypter „sehr bedeutend". Die viel besprochenen „Sternlisten" von Theben lernten wir erst besser verstehen, seit Schack von Schackenburg lehrte, in der den Sterntafeln beigegebenen Darstellung ein astronomisches Instrument zu erkennen, das in jeder Nacht gestattete, die Stunden und Viertelstunden vom Himmel abzulesen. Dem Verfasser kam wohl Herrn v. Schacks Licht bringende Arbeit über die Sternnetzabseissen und die somatischen Reiationen (1894) noch nicht zu Gesicht. In einer neuen Auflage wird Dr. Stern diese und andere Corrigenda richtig zu stellen haben. Im ganzen — wir wiederholen es — kann sein Werk wißbegierigen Laien empfohlen werden.

Georg Ebers.

[1]) Volko Stern. Aegyptische Culturgeschichte. Bd. I. Alterthum. Mit zahlreichen Illustrationen von A. Schmidt und vom Verfasser. Magdeburg, W. Niemann 1896.

Mittheilungen und Nachrichten.

Beethoven. Von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1895. Es ist nicht verwunderlich, daß sich Adolf Wilbrandt auch einmal jener Form bemächtigt hat, die seiner darstellenden wie seiner erzählenden Kunst gleichzeitig genügenden Spielraum gewährt: des Psychodramas. Das Psychodrama, eine Errungenschaft des jüngst verstorbenen Obersten a. D. v. Meerheimb, zeigt uns seinen Helden als einzig und allein Sprechenden

in einem ununterbrochenen Monolog. In seiner Seele hat sich die einwirkende Umgebung, Welt und Menschen, möglichst deutlich abzuspiegeln und ihre erregenden und bewegenden Kräfte geltend zu machen. Solchergestalt ist die beschränkte Handlung auf das Innenleben eines Betheiligten concentrirt — und daraus entspringen ihre Vorzüge und Fehler. Einerseits kann die Stimmung des Helden, sein Dichten und Trachten, sein Wollen und Wägen vorzüglich zum Ausdruck gebracht werden; andrerseits läßt sich das bedeutsamste äußere Ereigniß in seinem ansteigenden oder abfallenden Verlaufe nur skizzenhaft unvollkommen wiedergeben. Das Psychodrama ist eben seinem Wesen nach ein Drama, es muß in beständigem Fluß vorwärts eilen, und eine Ruhepause, vertreten durch das epische Element, darf nur vorübergehend die zunehmende Spannung ändern. Aber ohne diese epische Hemmung verliert selbst der stärkste Heros den Boden unter den Füßen; er ist nur noch Psyche, und wir leiblichen Creaturen wollen doch Fleisch und Blut vor uns sehen. Die Beschreibung, diese gefährlichste und doch unumgängliche Klippe, hat Adolf Wilbrandt mit schönem Erfolge überwunden; sein Beethoven leibt und lebt. Der gewaltige einsame Mann fühlte sich anno 1816 tief unglücklich. Seine musikalische Production rückte nur mühsam weiter, für Schillers „Tochter im Elysium" konnte er die entsprechenden, verständlichenden Töne nicht finden. Blaß der Gedanke an ein holdes Mädchen, das er in Karlsbad kennen und lieben gelernt hatte, erfüllte ihn mit lindem und lindendem Troste. Da erhält er unerwartet und unvorbereitet die Kunde, Amalie Sebald habe sich unlängst vermählt, und rückhaltlos gibt er sich grimmigen Verzweiflung hin. Aber der jählings hereinbrechende Schmerz vermag diesen Titanengeist nicht zu ertränken; er beflügelt ihn vielmehr, er macht alle Saiten seines Herzens mächtig erklingen, und gerade aus dem schweren Sturme seiner Leidenschaft erhebt sich zauberhaft sein herrlichstes, so lange vergeblich gesuchtes Lied der Freude. — Die finstere, gigantische Hoffnungslosigkeit des Meisters hat Adolf Wilbrandt ergreifend und doch gemessen herausgearbeitet, es ist die Höhe seines kleinen Dichtung, und auch im einzelnen hat er die gleichsam ausgewählte Episode mit liebevoller Sorgfalt ausgeführt. Vornehmlich wenn die Dichtung mit entsprechender Kunst escalirt wird, etwa von Strokosch oder Lewinsky, kann der Verfasser eines nachhaltigen Eindrucks auf alle Zuhörer sicher sein. A. K. T. Tisch.

* **Berlin.** Geh. Rath Prof. Hirschsohn, von dessen schwerer Erkrankung man sich erzählte, hat sich in Wahrheit nur einer leichteren Operation in der Mundhöhle unterziehen müssen, hat am 7. d. M. das Krankenhaus verlassen können und beabsichtigt, bereits am 10. seine Vorlesungen an der Universität wieder aufzunehmen.

* **Berlin.** Der „Reichsanzeiger" schreibt: „Bei den Ausgrabungen, welche von dem kaiserlich Deutschen Archäologischen Institut in der Nähe des Areopags zu Athen veranstaltet werden, ist dieser Tage ein anscheinbarer Gegenstand gefunden worden, der ein eigenthümliches geschichtliches Interesse hat. Es ist das Bruchstück von dem Rande eines großen, schwarzgefirnißten Thongefäßes, in dessen Oberfläche mit einem scharfen Werkzeug in altertümlicher Schrift die Worte Themistokles Phrearrios eingeritzt sind. Offenbar ist damit der berühmte Staatsmann gemeint, und wir haben eine der Scherben vor uns, welche bei dem 470 v. Chr. abgehaltenen Scherbengericht (Ostrakismos) abgegeben wurden, durch das Themistokles grundlos, wenn, Athen zu verlassen. Derartige Ostraka sind bisher drei bekannt. Zuerst wurde ein auf der Akropolis gefundenes von Benndorf erkannt und veröffentlicht, das den Namen des Megakles, des Hippokrates Sohn von Alopeke, des Oheims der Perikles, trägt. Ebenfalls von der Burg stammt ein zweites, von Studniczka herausgegebenes Ostrakon mit dem Namen des Xanthippos, des Sohnes des Arriphron, des Vaters des Perikles, und denselben Namen zeigt ein drittes, in der Gegend des Kerameikos gefundenes, welches Lolling publicirt hat. Wenn sie auch unser Wissen nicht unmittelbar bereichern, erwecken doch diese anschaulichen Zeugen des Parteikampfes des alten Athen ein ganz besonderes Interesse."

* **London.** Den Winter in den Nordpolregionen hat Dr. Nansen ruhmreich bestanden, jetzt liegt ihm die ebenso schwere Aufgabe ob, sich einige Wochen in England wie Löwe des Tages feiern zu lassen. Die Reihe der Festlichkeiten begann Freitag, den 5. ds., Abends, als der „Club des kgl. Gesellschaften" in seinen gastlichen Räumen Nansen als Held und Forscher ehrte. Die englische Nation kann sich nicht über Mangel an Liebenswürdigkeit bei diesem Gaste beschweren. In vortrefflichem Englisch erzählte er seinen Freunden, daß das englische Volk Nordpolfahrer geschaffen habe. Wer den Pol zu erreichen wünsche, möge sich bei Engländern Raths erholen; die Späteren hätten eine leichtere Aufgabe, als die englischen Pioniere; er, Nansen, habe nur englische Beispiele befolgt. Vor seiner Fahrt habe er die Engländer bewundert, nach seiner Rückkehr noch mehr. In den langen Nächten in den arctischen Gegenden habe er die Reisen englischer Nordpolfahrer studirt. Als das Eis wir Dornen um das Schiff knackte, habe er häufig an die Leiden seiner Vorgänger gedacht, die erst die Erfahrungen machen mußten, welche ihm jetzt zugute kämen. Deshalb schmeichle ihm der ihm zutheil gewordene Empfang so sehr, weil er von einer Nation komme, die er so hoch bewundere. Vor einem Jahre habe er kaum an seine Rückkehr geglaubt. Nansen schloß seine Rede mit dem sinnigen Compliment, die englische Nation werde den Pol erreichen, wenn er je von Menschen erreicht werden solle. England möge sich deshalb wieder in die Reihe der nordpolfahrenden Nationen einreihen — Nansen an der Spitze aber nicht, das überließ er wohl der Deutungsfähigkeit seiner Zuhörer. — Kein Tag ohne Festmahl! Am Samstag Abend war Nansen, aber wie es seit seiner Rückkehr in England stets genannt wird, Dr. Nansen, Gast des Clubs der „Savages", ore „Wilden". Der Club hat die Aufgabe, die „Bohemiennes" der britischen Hauptstadt, die Elemente, welche nicht am Gewerbe kleben, zum freien, ungezwungenen Verkehr zu vereinigen, soweit der tyrannische sociale Zwang dies ermöglicht; denn seine Kaste trägt jeder Engländer bei sich. Ehe Nansen noch dem Norden zog, war er auch Gast des „Wildes" gewesen. Damals hatte er seinen Namen nebst Datum an die Wand geschrieben; die vielstimmen „Savages" hatten die Inschrift einrahmen lassen. Am Samstag war die Glasscheibe entfernt und Nansen war imstande, den Tag seiner frohen Rückkehr hinzuzufügen. Nansen fühlte sich wohl unter seinen „wilden" Brüdern. Nach dem Aussehen, sagte er, habe sich wohl keiner im letzten Juni mit ihm als richtiger Wilder messen können. Fünfzehn Monate habe er ohne Seife zubringen müssen; rohes Fleisch bildete die Nahrung, und um den Körper einigermaßen zu reinigen, mußte man ihn abschaben. Als er Jackson begegnet sei, habe er zum erstenmal wieder Seife gerochen. Alles das berechtige ihn gewiß zur Mitgliedschaft des Clubs.

-n. **Rom.** Schüler, Collegen und Freunde des Mineralogen Prof. Dr. Johannes Strüver hatten sich darüber geeinigt, anstatt seines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums als Universitätsprofessor seinen fünfundfünfzigsten Geburtstag festlich zu begehen. Dem bescheidenen Sinne unsres Landsmannes gemäß, den wir als solchen ansprechen dürfen, auch wenn er schon lange vor der Zeit des Uebelwollens gegen die wenigen Ausländer im italienischen Staatsdienst die Naturalisation in seinem Adoptivvaterland erlangt hat, fand die Festfeier am 23. Januar in den Räumen seines Hörsaals und seines Laboratoriums statt, und zwar im Anschluß an seine gewöhnliche Vorlesung, und hatte einen mehr familienhaften als öffentlichen Charakter. Ingenieur Romolo Meli, Professor der Mineralogie an der römischen Ingenieurschule, hielt im Namen des Festcomités eine zündende Ansprache und übergab dir vielen aus allen Herren Ländern eingelaufenen Beglückwünschungsschreiben und Telegramme. Einzelne Fachgenossen hatten sich direct an den Jubilar gewandt, z. B. Arzruni in Aachen, Groth in München, Klein in Berlin, Tschermak in Wien. Unter den ihm überreichten Geschenken befanden sich viele kostbare Mineralien, die er der von ihm geleiteten Mineraliensammlung der Universität, der er bereits über zehntausend Exemplare geschenkt hat, überweisen wird. Die künstlerisch geschmückte, mit dem Bildniß des Jubilars versehene Adresse hat folgenden Wortlaut: Johanni Struevnro / In Romano Athenaeo Antecessori / Cum In Omnium Bonarum Artium Studiis Erudito / Tum In Rei Metallicae Doctrina / Facile Principi / Qui Hanc Disciplinam / Quinque et Viginti Annos Sapienter Tradendo / Promovit Propagavit Illustravit / Sodales Alumni / Collegae Et Magistro Sanctissimo / Hoc Ejus Gemmithiaco Die / Lubenter / Gratulantur Votaque Fervut A. d. X Kal. Februarias MDCCCLXXXXVII. Die im Auftrag des Comités von L. F. verfaßte Festschrift (XXIII Gennajo MDCCCXCVII Giovanni Strüver Per Il Suo XXV Anno D'Insegnamento Pudova Tipografia Cooperativa 1897) hat einen über die Gelegenheit hinausgehenden Werth, denn sie enthält, außer einem Lebensabriß und einem summarischen Verzeichniß der vom Jubilar der römischen Universitätssammlung geschenkten, zum Theil sehr werthvollen Exemplare, Verzeichnisse der von ihm in Italien und im Ausland publicirten Schriften und derjenigen Berichte, die er

satzungsgemäß im Verein mit einem anderen Akademiker über der Akademie dei Lincei vorgelegte Denkschriften erstattet hat.

Dr. Johannes Strüver aus Braunschweig kam, nachdem er in Göttingen seine Universitätsstudien absolvirt hatte, im Herbst 1864 nach Turin, wurde Assistent bei Bartolommeo Gastaldi, dem damaligen Ordinarius für Mineralogie und Geologie an der Ingenieurschule, und machte sich durch seine Mitarbeit an der geologischen Karte der Alpen verdient. 1868 wurde er Professor für Mineralogie und Geologie an der Oberrealschule in Turin, 1869 correspondirendes Mitglied der „Geologischen Reichsanstalt" in Wien, 1870 erster Assistent an der Mineraliensammlung der Turiner Universität. 1871 wurde er ebendaselbst mit einem Lehrauftrag für Mineralogie und Geologie betraut und zwei Monate darauf zum außerordentlichen Professor ernannt. Schon 1873, im Alter von einunddreißig Jahren, wurde er auf Grund des Artikels 69 des Unterrichtsgesetzes, des sogenannten Artikels der Berühmtheiten, als Ordinarius auf den Lehrstuhl für Mineralogie an der reorganisirten Universität der Hauptstadt berufen. Neben der Leitung der mineralogischen Sammlung und des entsprechenden Laboratoriums der Universität übernahm er nach seiner Ankunft in Rom das Lehramt für angewandte Mineralogie an der Ingenieurschule, ohne für die Mehrarbeit einen Entgelt anzunehmen. 1873 machte ihn die Turiner Akademie der Wissenschaften, 1874 die K. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, 1878 die römische Akademie der Lincei, 1894 die Società italiana delle Scienze, detta dei XL, zum Mitglied. Der Verein für Naturwissenschaften in seiner Vaterstadt Braunschweig ernannte ihn noch im Januar d. J. neben dem Physiker Kayser in Bonn und dem Anatomen Waldeyer in Berlin zum Ehrenmitglied. 1881—1884 war Strüver Cabinetschef im Unterrichtsministerium, dessen temperamentvoller Leiter Boccelli sich öfters von der ernsten Erkenntniß seines unpneumentrischen Mitarbeiters bestimmen ließ. Uebrigens berief ihn der Minister Baccelli auch in den Oberstudienrath, dem er zum zweitenmal seit dem 1. Juni 1895, wiederum auf vier Jahre, angehört. Strüver sitzt seit 1886 ununterbrochen im Comitato Geologico und ist seit 1891 der von seinen Collegen erwählte Dekan der naturwissenschaftlichen und mathematischen Facultät. Auch hat er mehrere italienische Ordensauszeichnungen.

Die angesehene Stellung, die Strüver bei den Männern der Wissenschaft, abgesehen von seinen engeren Fachgenossen, und bei den Studenten einnimmt, verdankt er u. a. dem Umstande, daß er nicht nur in der Physik und Chemie, sondern auch in der Botanik und Zoologie hervorragende Kenntnisse hat. Wenn er sich veranlaßt sieht, auf die Leistungen der alten Welt zurückzugreifen, benutzt er nicht, wie so manche Naturforscher von und ohne Bedeutung, Uebersetzungen zu Hülfe zu nehmen, er liest seine griechischen und lateinischen Autoren in der Urspreche. Vielleicht dient es mit zur Aufklärung über seine Vielseitigkeit, wenn man vernimmt, daß er als Student beim Philosophen Lotze gehört hat. Als Naturforscher im besten Sinne macht er selber kein Geheimniß daraus, aus wie viel Quellen ihm die Anregung zu seinen Arbeiten geflossen ist; er bringt die nöthigen Opfer an Zeit, um in den verschiedensten Lebensgebieten auf dem laufenden zu bleiben. Durch rüstige Fußwanderungen ist er in vielen Gegenden Italiens heimisch geworden.

Weder in der Aufzählung seiner Verdienste um die ihm anvertraute Sammlung, noch in der Werthschätzung seiner schriftstellerischen Leistungen ist es uns vergönnt, der Festschrift zu folgen. Wir erwähnen nur als ein Zeichen seiner pietätvollen Gesinnung, daß er 1868 zu Ehren des berühmten Krystallographen und Finanzmannes Quintino Sella, der aber damals nicht im Amte war, während er sich von Anfang an für den jungen Ausländer interessirt hatte, eine neue Species unter den Fluorverbindungen Sellait nannte und 1875 ein neues Mineral der Gruppe der wasserfreien Bisilicate nach dem Namen seines väterlichen Freundes, des oben erwähnten Professors Gastaldi, hieß. Nicht wenige Deutsche seiner Bekanntschaft wundern sich darüber, daß Strüver, der, wenn es noth thut, frei von der Leber weg spricht, mit Italienern der verschiedensten Parteirichtungen gut auszukommen weiß.

Die Festschrift sagt es deutlich heraus, auch vor Strüver habe es einzelne ausgezeichnete Mineralogen in Italien gegeben, ihm Interessen verdanke das Land eine nach strengen Methoden arbeitende Schule von Mineralogen. In der That hat er das für einen Universitätslehrer nicht hoch genug zu schätzende Glück, daß seine früheren Assistenten verschiedene Lehrstühle der Universitäten inne haben, daß zahlreiche Schüler von ihm sich im Mittelschulunterricht auszeichnen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Sir Joseph Crowe. Lebenserinnerungen eines Journalisten, Staatsmanns und Kunstforschers. 1825—1860. Aus Deutsche übertragen von Aendt v. Holzendorff. Eingeleitet von Max Jordan. Mit Bildniß, Textskizze u. Plan. Berlin, C. S. Mittler u. Sohn 1897. — Illustrirte Wochenschrift für Entomologie. Internationales Organ für alle Interessen der Insectenkunde. Hggb. von Udo Lehmann. 1. Bd. 1896. Neudamm, J. Neumann. — Angewandte Elektrochemie. 1. Bd. Die Primär- und Secundär-Elemente. Von Dr. Franz Peters. Mit 73 Abbildungen. (Elektrotechnische Bibliothek. 47. Bd.) Wien ꝛc., A. Hartleben 1897. — Die Wahrheit. Halbmonatsschrift zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens. Hggb. von Christoph Schrempf. 6. Bd. April bis Sept. 1896. Stuttgart, Fr. Frommann. — Dr. Karl Stegmann und Dr. C. Hugo: Handbuch des Socialismus. Zürich, J. Schabelitz 1897. — Dr. E. Jäger: Die neue deutsche Hypothekengesetzgebung. Vortrag. Stuttgart, A. Liesching u. Comp. 1897. — Das Bürgerliche Gesetzbuch sammt Einführungsgesetz. Mit Einleitung, Register, Bildnissen und Selbstschriften. Hggb. von Dr. Chr. G. Hottinger. Berlin, Selbstverlag 1897. — Bruno Meyer: Was nun? Beitrag zur Duellfrage. Berlin, „Helios" 1896. — Dr. Fr. Teutsch: Rede zur Eröffnung der 48. Generalversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. (S.-A. aus dem Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. 27. Bd. 2. Heft.) Hermannstadt, W. Krafft 1897. — Th. Thoroddsen: Geschichte der isländischen Geographie. Autoris. Uebersetzung von August Gebhardt. 1. Bd.: Die isländische Geographie bis zum Schluß des 16. Jahrhunderts. Leipzig, B. G. Teubner 1897. — Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Begründet von L. Quidde. Hggb. von Gerhard Seeliger. N. F. 1. Jahrg. (Der ganzen Folge 7. Jahrg.) 1896/97. Vierteljahrsheft 3 und Monatsblätter Nr. 7/8. u. 9. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr. — Jean Caronna: Ikarus. Phantastica. Berlin, Karl Siegismund 1897.

Im Verlage von S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen

Aus den letzten Tagen des deutschen Bundes.

Tagebuchblätter

aus den Jahren 1864—1866.

Von

Theodor von Bernhardi.

Preis geheftet 7 Mark,
in Halbfranz gebunden 9 M. 50 Pf.

(2892)

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart.

Singer und Seifriz:
Grosse theoretisch-praktische
Violinschule.
Erster Band 14 Mk. Zweiter Band 22 Mk.
Zu beziehen durch die meisten Buch- und Musikalien-Handlungen.

Kaufgesuch.
Allgemeine Zeitung, Jahrgänge 1872/79. Off. an die Exped. d. Bl. unter **Nr. 2898.**

Von einem eben erschienenen
Kunstlager-Katalog XXII,
1541 Nummern, Radirungen, Kupferstiche, Holzschnitte u. s. w. alter und neuer Meister und 89 Nummern Original-Aquarelle und Zeichnungen meist neuerer Künstler, mit deren Verkaufspreisen enthaltend, stehen Sammlern solcher Kunstblätter, auf Wunsch Exemplare zu Diensten.
Dresden, Januar 1897. (2885)
Franz Meyer, Kunsthändler,
Seminarstraße 13.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Kell in München.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 11. Februar. Nummer 33.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Philipp Melanchthon als Humanist. Von Professor Rinn. — Hydrographie des Odergebietes. Von S. Günther. — Mittheilungen und Nachrichten.

Philipp Melanchthon als Humanist.

Enea Silvio de Piccolomini, der spätere Papst Pius II., trat 1442 als Kanzleisecretär in die Dienste Friedrichs III. Hier bemühte sich der stolze Italiener, unter den deutschen „Barbaren“ den Humanismus zu verbreiten. Bei dem Kaiser freilich gelang es ihm nicht, Eingang zu finden, ebensowenig bei dem Adel: nur in den Kanzleien, der Reichskanzlei und der österreichischen, gewann er für seine Ideen einen kleinen Kreis von Secretären, Advocaten und Geistlichen. In ganz Deutschland zerstreut, bearbeiteten diese in der Folge den Boden für die Aufnahme der neuen Weltanschauung, die die Menschen lehrte, außer dem Himmel auch der Erde ihr Interesse zuzuwenden, und die ein neues Menschheitsideal aufstellte, angeschlossen an die Schriften der Alten, die man in Italien als Gesetzgeber auf allen Gebieten des Daseins ansah. Seitdem Enea Silvio Wien verlassen hatte, wanderten strebsame Jünglinge aus Deutschland in großer Zahl in jenes Land der Sehnsucht und kehrten, begeistert für das Neue, in die Heimath zurück. Freilich fanden die Apostel des Humanismus hier Gegner genug, und darum gelang es diesem nur sehr allmählich, sich in unserm Vaterlande festzusetzen. Um so enger schlossen sich jene an einander, thaten sich in Gesellschaften zusammen — bekannt ist die Donau-Gesellschaft und die rheinische — oder sie erwarben sich die Gunst städtischer Behörden oder einzelner Fürsten, um unbehelligt ihren Studien und ihrem Lehrberufe obliegen zu können. Die Stätten, an denen sie am erfolgreichsten für ihre Sache hätten wirken können, die Universitäten, blieben ihnen entweder ganz verschlossen oder gönnten ihnen nur geringen Spielraum. Wo Vertreter des Alten und des Neuen neben einander wirkten, da schickten sich beide in einander, so gut es ging und so lange es möglich war: eine herrschende Stellung errangen die Humanisten nirgends.

Am besten können wir dies in Heidelberg verfolgen. Pfalzgraf Friedrich, ein Mann von ungewöhnlicher Bildung, war der erste deutsche Fürst, der sich die italienischen Großen zum Muster nahm. Er zog an seinen Hof den humanistisch gebildeten Matthias Kemnat, der ihm als Historiograph diente. Auch an der Landesuniversität Heidelberg glaubte er den humanistischen Studien Eingang verschaffen zu können. Begünstigt von ihm, trug Peter Luder aus Kißlau nach seiner Rückkehr aus Italien dort die „besseren Wissenschaften“ vor. Aber es währte nur kurze Zeit, da mußte er den Wanderstab wieder ergreifen, man wollte von dem leichtfertigen „Poeten“ nichts wissen. Friedrichs Neffe und Nachfolger Philipp wandelte als Mäcen der Humanisten in den Fußstapfen seines Oheims. In seinem Kanzler Johannes Dalburg hatte er einen Mann gefunden, der die neue Zeit begriff und mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit vorübergehend oder dauernd in Verbindung stand. Er zog den großen Friesen Rudolf Agricola nach Heidelberg, um endlich das Alte von da zu verdrängen. Dessen Haus wurde der Mittelpunkt des Gelehrtenkreises, zu dem der „Erzhumanist“ Konrad Celtis, der fromme Jacob Wimpheling, der gelehrte Johannes Reuchlin u. a. gehörten. Aber auch jetzt war die Hochschule noch stark genug, sich die Neuerer vom Halse zu halten. Es kam ihr zustatten, daß Agricola schon 1485 starb. Dalburg folgte ihm 1503, die übrigen, oben genannten Humanisten verließen Heidelberg.

Wenn nun auch die „goldene“ Zeit so bald wieder verschwunden war, die Erinnerung daran lebte doch fort. So stand es, als 1509 Philipp Melanchthon die Universität Heidelberg bezog. Durch die Fürsorge seiner Großeltern hatte er eine gute Vorbildung genossen. Treffliche Lehrer hatten ihn in Bretten und in Pforzheim im Lateinischen und Griechischen unterrichtet; sein Großoheim Reuchlin hatte ihn durch sinnige Geschenke angefeuert, allen Fleiß auf die Sprachen zu verwenden, auch durch die Gräcisirung seines ursprünglichen Namens Schwarzerd in Melanchthon ihm gewissermaßen das Ziel gezeigt, dem er nachstreben solle: ein tüchtiger Grieche zu werden. In Heidelberg traf er gleich gestimmte Freunde in Johannes Brenz und Martin Butzer, deren Wege sich mit den seinigen noch oft gekreuzt haben. Wir wissen, wie Melanchthon die Zeit auskaufte, um durch Unterricht bei den jüngeren Lehrkräften an der Universität und durch Privatstudien sich eine tüchtige gelehrte Bildung zu verschaffen und so den Erwartungen Reuchlins zu entsprechen. Nach dreijährigem Studium erwarb er im Alter von fünfzehn Jahren den ersten akademischen Grad eines Baccalaureus. Der Wunsch, nach Jahresfrist die Magisterwürde zu erlangen, konnte ihm nicht erfüllt werden wegen seiner Jugend und seines „kindischen Ansehens“. Voller Mißmuth über diese vermeinte Zurücksetzung wandte er sich im Herbst 1512 nach Tübingen. Hier traf er in Heinrich Bebel einen begeisterten und begeisternden Vorkämpfer für die Reinheit der lateinischen Sprache gegenüber dem schlechten Latein der Scholastiker. In seinem früheren Pforzheimer Lehrer Georg Simler fand er den Mann, der ihn weiter förderte im Griechischen und ihm zeigte, wie wenig die lateinische Uebersetzung des Aristoteles dem griechischen Urtexte zuweilen gerecht werde. Dadurch wurde er zu dem damals noch nicht ausführbaren und darum auch unausgeführten Plan veranlaßt, mit einem anderen Gelehrten zusammen einen reinen Text der Werke des großen Stagiriten ohne scholastische Zuthaten herauszugeben. Das Verlangen, sich eine möglichst vielseitige Bildung anzueignen, trieb ihn auch in die Hörsäle der Theologen und der Mediciner und regte ihn zu mannichfachen Privatstudien an. Am 25. Januar 1514 wurde ihm der zweite akademische Grad, eines Magisters der freien Künste, zutheil. Als solcher hielt er Vorlesungen über Virgil und Terenz, über Livius und Cicero. Daneben war er thätig als Corrector in der Officin des Buchdruckers Theodor

Anshelm, wo er Classikerausgaben besorgte, die lateinische Grammatik des Aldus Manutius edirte, die Chronik des Nauclerus bearbeitete und die Defensio Reuchlins gegen die Kölner herausgab. Nicht gering war der Ruhm, den er sich so verschaffte: Pirkheimer schätzte ihn, Erasmus rühmte seinen Scharfsinn, sein reines und feines Latein, Eck nannte ihn den trefflichen Grammaticus. Sie alle, wie Reuchlin, hofften je länger je mehr in ihm einen tapfern und geschickten Mitstreiter zu finden in dem Kampfe, der zwischen den „Dunkelmännern" und den Vertretern der „besseren Wissenschaften" gerade damals so heftig tobte.

Da erging an den jungen Gelehrten der Ruf nach Wittenberg. Diese Universität hatte von vornherein etwas eigenartiges: sie war die erste, die nicht unmittelbar durch päpstliche, sondern durch kaiserliche Autorität errichtet wurde; Maximilian I., der Freund der Humanisten, vollzog das betreffende Decret am 6. Juli 1502. Sie war durchaus humanistisch gerichtet. Staupitz, der Freund der Nürnberger Humanisten, gehörte zu ihren ersten Lehrern, Pollich, ihr erster Rector, erregte Aufsehen durch seine Ausfälle gegen die Scholastik. Wie sehr es Friedrich dem Weisen am Herzen lag, seiner Universität ihren Charakter zu erhalten, beweist der Umstand, daß er sich an Reuchlin wandte mit der Bitte, ihm einen Lehrer für das Griechische und einen für das Hebräische zu empfehlen. Für das erstgenannte Fach schlug Reuchlin seinen „gespitzten Freund" Melanchthon vor, „den er von Jugend auf solche Sprache unterwiesen und gelehrt" habe. Der Kurfürst ging auf diesen Vorschlag ein, und Melanchthon leistete dem Rufe Folge. Am 25. August 1518 langte er in Wittenberg an. Die anfängliche Verwunderung der dortigen Professoren über den so unscheinbaren neuen Collegen schlug in Bewunderung um, als Melanchthon in der am 29. August gehaltenen Antrittsrede „De corrigendis adolescentiae studiis" Kunde gab von dem Geist, der in ihm lebte. Nach einer Uebersicht über den Entwicklungsgang der Cultur in Europa erklärt er, die Vernachlässigung der Studien, insbesondere der griechischen, habe den Verfall der Kirche zur Folge gehabt; die scholastischen Spitzfindigkeiten haben die Sachen mehr verdunkelt als verdeutlicht. In Wittenberg, so fährt er fort, ist der Anfang gemacht, die Wissenschaften wieder aus den reinen Quellen zu schöpfen; die griechischen dürfen aber neben den lateinischen nicht vernachlässigt werden. — Von diesem Tage an war den „besseren Studien" in Wittenberg dauernd ihre Stätte gesichert. Und wohin Melanchthon auch später berufen wurde, wo man ihn um seinen Rath anging bei Reorganisation oder Gründung von Schulen: überall hat er nach dem Programm vom 29. August 1518 gehandelt und so überall den Humanismus in die Universitäten eingeführt.

Wir verfolgen den Gang der Dinge weiter in Wittenberg. Mit rastlosem Eifer ging Melanchthon hier alsbald an die Arbeit, die Jünglinge zu den Quellen zu führen. Sollten seine überaus zahlreich besuchten Vorlesungen, die über die mannichfachsten Gebiete sich verbreiteten, aber wirklichen Erfolg haben, so mußten die Studenten die Sprachen genau kennen. Dazu war und ist in erster Linie Kenntniß der Grammatik nothwendig. Weil diese nun so vielfach fehlte, so ließ sich der viel beschäftigte Melanchthon auch noch herbei, in seinem Hause eine Privatschule zu errichten, wo er in den grammatischen Elementen unterrichtete. Wie diese Unterweisung gestaltet sein müsse, hatte er in seiner 1518 zum erstenmale erschienenen griechischen Grammatik gezeigt. Sie ist hervorgegangen aus der Praxis des Unterrichts, den er in Tübingen einigen jungen Freunden ertheilte, und zeichnet sich aus durch geschickte und methodische Form, praktische und kurze Fassung der Regeln. Erstaunlich ist die Fülle von Beispielen, die zu deren Einübung angefügt werden; sie liefern den besten Beweis für die ausgebreitete Belesenheit des Verfassers. Die Brauchbarkeit des Buches ist daraus ersichtlich, daß es in etwa 30 Jahren 19mal aufgelegt wurde. Die lateinische Grammatik Melanchthons erschien 1525 in Hagenau. Auch ihr dürfen wir Kürze, knappe Fassung und Verständlichkeit nachrühmen.

Eine weitere Vorbedingung dafür, daß Melanchthons Arbeit an der Jugend Frucht trage, war die, daß die classischen Schriftsteller den Studenten in handlichen Ausgaben zugänglich gemacht wurden. Dies war keine leichte Aufgabe: die Texte waren durch die Mönche und die Lohnschreiber vielfach sehr verderbt und gute Handschriften nicht leicht aufzufinden. Wir verstehen es darum, daß Melanchthon in den Apriltagen 1521 gern mitgezogen wäre nach Worms, um dort und in der Nähe nach Handschriften zu suchen. Erfuhr er, wo solche zu finden seien, so scheute er keine Mühe, in ihren Besitz zu kommen. Wir hören unter anderem, daß es ihm gelang, einen Codex von Plinius' „historia naturalis" von Prag leihweise zu erhalten. Waren Handschriften nicht zu beschaffen, so benutzte er für seine Ausgaben alte Drucke. Um so mehr mußte in diesem Falle die Emendationsthätigkeit geübt werden. Den griechischen Texten wurden damals oft lateinische Uebersetzungen beigegeben. Auch Melanchthon fügte sich der Sitte und übertrug griechische Redner, Historiker, Dramatiker. Nie war er aber mit sich selbst weniger zufrieden, als wenn er diese Thätigkeit ausübte; er fürchtete, auf diese Weise selbst zur Vernachlässigung des Griechischen zu verführen. Eine Entschuldigung vor sich fand er nur in der Erwägung, daß er nicht übersetze, um mit seinem Talent zu prangen, wie es bei Erasmus der Fall war, sondern um dem Leser zu nützen: „nostra ... interpretatio (Uebersetzung) studiosis pro indice est". Zum Nutzen und zur Förderung der Leser stellte Melanchthon ferner den von ihm edirten Texten Inhaltsangaben voran, „argumenta". Auf diese hat er sehr viel Fleiß verwandt, bei neuen Auflagen arbeitete er sie oft ganz um. Bei der Erklärung der Schriftsteller (enarratio) führte er den humanistischen Grundsatz streng durch, zuerst den grammatischen Sinn zu eruiren. Für die Scholastiker war die Autorität bindend; wo sie erklärte, bekümmerte sie sich wenigen um das, was der Text sagte, als um das, was andere darüber gesagt hatten. Großes Gewicht legte Melanchthon ferner auf die Erfassung des Zusammenhangs einer Schrift. Charakteristisch ist für ihn die Einfügung von Syllogismen in die fortlaufende Erklärung, ganz besonders aber die theologische Nutzanwendung auch bei den heidnischen Classikern. Dies führt uns auf die principielle Frage: wie faßte Melanchthon das Verhältniß zwischen Christenthum und Humanismus auf?

Der Humanismus steht überall im Gegensatz zur Scholastik. Diesem war Glaube und Wissen eins. Thomas von Aquino hat es unternommen, das „allseitig entwickelte wissenschaftliche Weltbild" des Aristoteles „der christlichen Ueberzeugung anzufügen" und so ein „allumfassendes Gedanken- und Cultursystem christlicher Art aufzubauen". Ueberall geht er darauf aus, das von Natur sich doch gewiß Widerstrebende durch den Nachweis zu versöhnen, daß der Gegensatz nur scheinbar sei; thatsächlich entgegengesetzte Lösungen von großen Fragen behandelt er wie verschiedene Fassungen oder Seiten derselben Ueberzeugung. Wie die theologischen Scholastiker zur weltlichen Cultur, so mußten umgekehrt die Humanisten Stellung nehmen zum Christenthum, die deutschen zumal; gibt es doch kaum eine Zeit, wo in unserm Vaterlande die religiöse Frage so sehr im Vordergrunde gestanden hätte, wie damals, wo man überall Wallfahrern und Flagellanten, Propheten und Bußpredigern begegnete, wo alle Welt erregt war durch blutschwitzende Hostien und wunderthätige Marienbilder. Wir

verdenken es Erasmus nicht, wenn er in dieser Art der Gottesverehrung nicht die von Jesus geforderte Anbetung im Geist und in der Wahrheit sehen konnte. Darum fühlte er sich gedrungen, einzugreifen und alles zu thun, damit die reine Lehre, oder auch „Philosophie" Christi wieder bekannt werde. Darum bedauerte er es, daß die Bibel nicht in der Volkssprache jedermann zugänglich sei. Daeum machte er sich an die hoch verdienstliche Ausgabe des Neuen Testaments in griechischer Sprache, damit andere es ins Deutsche übertragen könnten. Aber alles, was er that, gipfelte ihm doch nur in Verbreitung von Humanität, es kam ihm nue an auf Veredelung der Sitten, und zu diesem Zwecke wollte er die Bibel ebenso benutzen wie die heidnischen Classiker. Deßhalb war ihm die Ausgabe des Neuen Testaments, des Hieronymus, Augustinus u. a. nicht wichtiger als die irgend eines alten Griechen odee Römees. Christus galt ihm nicht mehe als Plato, bei dem einen sprach er von Inspiration so gut wie bei dem andern, ja in seinem Kreise redete man von einem heiligen Sokrates. Den Humanisten gilt also Antike und Christenthum gleich viel bei ihrem Bestreben, nach ihrer Art zu reformiren.

Ganz anders stellte sich für Melanchthon das Verhältniß zwischen Humanismus und Christenthum: ihm steht der erstere im Dienst des letzteren. Die Studien zu bessern, um mittelst dieser den Kirchen zu helfen, darin sah er seine Lebensaufgabe. Sein Humanismus ist also ausgesprochen christlich. Das Christenthum ist ihm die höchste Wahrheit, es enthält das Evangelium, die Verheißung der Sündenvergebung; alles andere, was es auch sein mag, ist nur ein Wegweiser zu ihm in intellectuellee oder moralischer Beziehung. Zunächst liefert uns das Alterthum die Mittel, das Christenthum recht zu erkennen. Das Evangelium, sagt Luther, ist durch das Mittel der Sprachen kommen. Drei Sprachen sind es, deren Kenntniß den Humanisten nothwendig erschien: die lateinische, die griechische und die hebräische. Den Vorzug gibt Melanchthon der griechischen. Sie ist die Speache des Neuen Testaments. „Wie süß ist es", sagt er einmal, „ja welch ein Glück ist es zu nennen, mit dem Sohn Gottes, mit den Evangelisten und Apostein selbst, mit dem heiligen Paul ohne einen Interpreten speechen, ihre Reden verstehen und wiedergeben zu können!" Griechisch haben auch die ersten Lehrer der Kirche geschrieben, nnd aus deren Bächen haben die Lateiner geschöpft. Das Hebräische ist die Sprache des Alten Testaments; aber auch das neutestamentliche Griechisch ist nur für den recht verständlich, welcher jenes kennt. Aus der Wittenberger Antrittsrede ziehen wir hierher die Worte: „Wenn wir den Geist auf die Quellen lenken, die wir nur mittelst der Sprachen ausschöpfen können, so werden wir anfangen, Christum zu schmecken, seine Gebote werden uns klar, wie werden mit dem beglückenden Nektar der göttlichen Weisheit erfüllt." In derselben Rede wies Melanchthon hin auf Aristoteles. Die Vorlesungen, welche er übee dessen Schriften gehalten, die Werke, die er im Anschluß an sie geschrieben hat: alle stellen auch diesen Philosophen in den Dienst des Evangeliums. Anfangs wandte ee sich in Wittenberg ganz von ihm ab; Luthers Haß gegen den „blinden heidnischen Meister" übeetrug sich eine zeitlang auf ihn. Allmählich aber ließ er ihm Gerechtigkeit widerfahren, er erkannte, wie nothwendig die Kenntniß dieses Freundes seiner Jugend für die Christen überhaupt, besonders aber für die Theologen sei. Zunächst leistet den letzteren die Dialektik gute Dienste, d. i. die Kunst, über jedes Thema richtig und genau zu speechen. Die Schrift Melanchthons, welche diese Kunst behandelt, seine Compendiaria dialectices ratio, erschien zum erstenmal 1520. Ihr Werth besteht darin, daß sie die reine Lehee des Aristoteles wieder bekannt machte, die durch die mittelalterlichen Commentatoren ganz verschüttet war. Nur als der gewandte Dialektiker konnte Melanchthon die evangeliche Lehre auf Reichstagen und Synoden so geschickt vertheidigen; was Wunder, daß er gerade die Dialektik den Theologen in erster Linie empfahl, wie sie Aristoteles lehre! Verwandt mit dieser Kunst ist die Rhetorik; sie lehrt die schöne Darstellung und verleiht der Rede gleichsam ein Gewand. Auch sie weiß Melanchthon füe das Evangelium nutzbar zu machen. In dem Werk, das er darübee geschrieben hat, nimmt er überall Rücksicht auf den Kanzelredner. Seine „Rhetorik" ist also „ein Versuch, die Regeln antiker Redekunst, die auf dem Boden der Volksversammlung und des Gerichts erwachsen ist, so zu gestalten, daß sie auch den durch die christliche Predigt erwachsenden Bedürfnissen genügte."

Leisteten die Sprachen, und dann die meistentheils aus Aristoteles geschöpfte Dialektik und Rhetorik dem Evangelium formale Dienste: andere Schriften dieses Philosophen nützen ihm, wenigstens großentheils, auch ihrem Inhalt nach. Hierhee gehört zunächst die Psychologie desselben, nach der Melanchthon seine gleichlautende Schrift im allgemeinen gestaltet hat, in der er hauptsächlich von den Seelenkräften handelt. Nur der kann seine Seele eecht pflegen und auf die anderee wirken, wer jene kennt. In einem Punkte allerdings, und zwar in einem sehr wichtigen, weicht Melanchthon durchaus von seinem Vorbilde ab: in dee Frage von der Unsterblichkeit. Die Ansicht hierüber hängt eng zusammen mit der Vorstellung von dem Wesen der Seele. In beiden Beziehungen gibt ee der biblischen Lehre den Vorzug, denn das höchste Kriterium dee Gewißheit ist doch die göttliche Offenbarung. Wo demnach Aristoteles mit dieser nicht übereinstimmt, da ist er zu verwerfen: ein neuer Beweis füe den durchaus christlich gerichteten Humanismus Melanchthons. Uebrigens lehren die Unsterblichkeit der Seele Plato, Xenophon, Cicero. Diese zieht er dann hier als Stützen füe seine Ueberzeugung heran. Wir sehen, er ist als Philosoph Eklektiker. Auch die Physik ist ein Mittel zu rechter Gotteserkenntniß. Melanchthon behandelte diese Wissenschaft in seinem 1519 erschienenen Initia doctrinae physicae, die auch Metaphysik in sich schlossen. Der erste Abschnitt handelt von Gott. Hier wird betont, daß wir über Gottes Wesen durch seine Offenbarung genugsam unterrichtet sind. Aber man kann sein Dasein auch mit Gründen des Verstandes beweisen. Was die eigentliche Physik angeht, so bestreitet Melanchthon den Aristoteles wieder auf das entschiedenste, wo dieser von der Ewigkeit der Welt speicht, sonst schließt er sich überall an ihn an und belehrt uns über die Gestirne und die vier Elemente und weist hin auf den Gott, der in seiner Weisheit alles herrlich geoednet hat. Wir sagten, auch in moralischer Beziehung erkenne Melanchthon in den Werken der Alten Wegweiser zum Christenthum. Dies gilt insbesondere von der Ethik des Aristoteles. Gerade zu dieser Schrift fühlte er sich immer wieder hingezogen, denn er war eine durch und durch ethische Natur. Bei der Auswahl der Schriftsteller, die er in seinen Vorlesungen behandelte und von andern erklärt haben wollte, gibt ee denen den Vorzug, welche moralisch bessern können: daher rührt seine Voeliebe für Plautus und Terenz, für Euripides, für die Fabeldichter. „Nur darum," sagt ee einmal, „habe ich Theologie getrieben, damit ich mein Leben besserte." Bei seinen dogmatischen Schriften, den Loci und dee Augsburgischen Confession, tritt überall dee ethische Gesichtspunkt zu Tage. Die Aenderungen, die er in den genannten Schriften vorgenommen hat, sind eine Folge seinee ethischen Grundstimmung. Die Geheimnisse der christlicheu Lehre will er lieber angebetet wissen, dafür das Gebiet des Sittlichen umso mehr ausbauen.

In den verbesserten Statuten der Wittenberger Universität von 1536 und 1546 heißt es: „Der Gräcist soll zugleich der Ethiker sein, falls nicht das Collegium der (Artisten-)Facultät für gut findet, die Vorlesung einem andern, weniger belasteten Lehrer zu übertragen. Jedenfalls aber hat der Ethiker die Ethik des Aristoteles Wort für Wort zu erläutern und dabei sorgfältig die Arten der Lehre zu trennen, d. h. das Gesetz Gottes und Evangelium von den Vorschriften der Philosophen über bürgerliche Sitten." Hier sehen wir deutlich, wie geschieden wird zwischen antiker Ethik und christlicher, wie Melanchthon aber doch auch jener einen bestimmten Werth zuerkennt. Außer in drei selbständigen ethischen Schriften hat er in Commentaren zu Aristoteles, zu Cicero's Schrift de officiis und in vielen seiner Reden (Declamationes) hieher gehörige Fragen behandelt. Alle Menschen, so führt er aus, haben von Natur sittliche Grundsätze. Durch die Sünde aber sind diese inneren Prinzipien verdunkelt. Der Heide weiß nicht, daß alle unsre Handlungen auf Gott zu beziehen sind. Sehen wir von diesem Mangel, der uns in den Schriften der Alten entgegentritt, ab, so können sie uns in Bezug auf unsre bürgerlichen Pflichten gar viel Schönes und Edles lehren. Da bilden sie höchst werthvolle Ergänzungen zu der zweiten Tafel des Dekalogs, der uns die Pflichten gegen unsre Nebenmenschen vorhält. Mitten in das Leben stellen sie uns hinein und mahnen uns, zu wirken menschenwürdige Werke. So kamen die ethischen Werke der Alten den großen Männern des 16. Jahrhunderts gerade recht: denn das zeichnet diese doch alle aus, daß sie unablässig arbeiteten und Freude am Schaffen hatten. In sich fest gegründet, wirkten sie sich frei aus in der Welt, ohne Furcht vor einer irdischen Gewalt. Die Reformatoren fanden diesen inneren Halt im Glauben an Gott, in dem festen Vertrauen auf die Burg, der kein Teufel etwas anhaben kann. Ihr Menschheitsideal war die religiös-sittliche Persönlichkeit, zu deren Bildung also die heidnische Ethik auch etwas beitragen kann. Merkwürdig muthet es uns an, wenn wir in diesem Zusammenhang, wo wir von den Wissenschaften reden, die dem Christenthum Dienste leisten, von Melanchthon auch die Mathematik nennen hören. Wenigstens der Geometrie hat er auch für den Christen als solchen Werth beigelegt: er schreibt ihr die Kraft zu, die richtigen Vorstellungen von Gott in dem Gemüth der Menschen zu befestigen. Darum hat er mit unermüdlicher Ausdauer das Studium dieser Disciplin empfohlen und die darauf bezüglichen Schriften der Alten seinen Zeitgenossen zugänglich gemacht.

Unter dem Gesichtspunkt des christlichen Humanismus betrachtet Melanchthon endlich noch die Geschichte, ohne daß er darum andere, besonders den nationalen, außer Acht gelassen hätte. Mit Freuden und theilweise mit gutem Erfolg haben die deutschen Humanisten sich der Geschichtschreibung zugewandt, und zwar der allgemeinen so gut wie der nationalen. Oefter erzählt Melanchthon, wie Pfalzgraf Philipp, der oben genannte Beschützer der Humanisten, Rudolf Agricola veranlaßte, eine Universalgeschichte nach dem beliebten Schema der vier Weltmonarchien des Propheten Daniel zu schreiben. Er selbst bezeugte seine Fähigkeit auf diesem Gebiete schon in Tübingen, wo er 1514 die Chronik des Nauclerus verbessert herausgab. Siebzehn Jahre später wurde er wiederum gebeten, eine Chronik herauszugeben. Johann Carion, ein Württemberger, der in Wittenberg studirt hatte und dann in die Dienste Joachims I. von Brandenburg getreten war, hatte, von seinen Freunden aufgefordert, eine Weltchronik verfaßt. Das fertige Werk schickte er 1531 seinem früheren Lehrer Melanchthon zur Durchsicht und bat ihn zugleich, es in Wittenberg drucken zu lassen. Dieser willfahrte der Bitte und verbesserte das vielfach fehlerhafte Buch. 1532 erschien es und fand weite Verbreitung. Melanchthon legte es seinen Vorlesungen zugrunde und erkannte dabei immer mehr, wie viele Mängel ihm anhafteten. Das bewog ihn zu einer vollständigen Umarbeitung des Werkes. In seiner Bescheidenheit ließ er trotzdem dem Namen Carions seine Stelle in der Aufschrift. Der erste Theil erschien 1558, der zweite 1560, wenige Wochen vor Melanchthons Tod. Die Universität Wittenberg ehrte den großen Todten dadurch, daß sie dessen Schwiegersohn Kaspar Peucer beauftragte, das Werk (von 814—1532) zu Ende zu führen. In dieser Gestalt blieb die Chronik für lange Zeit der gelesenste Abriß der Weltgeschichte im lateinischen Urtext, in deutscher und französischer Uebersetzung. Wenn auch die Ereignisse nicht in ihrem ursächlichen Zusammenhang dargestellt sind, so sind doch die Thatsachen so vollständig und sicher dargeboten, wie man es damals verlangen konnte. Auf die Chronologie verwandte Melanchthon die größte Sorgfalt; daß trotzdem manche Fehler untergelaufen sind, ist bei dem damaligen Stand der Geschichtswissenschaft nicht zu verwundern. Dieser großen geschichtlichen Arbeit gingen mancherlei kleine zur Seite. Wir beschränken uns auf die, welche deutsche Geschichte betreffen. Alle Humanisten waren darin einig, daß es eine heilige Sache sei um die Erforschung der vaterländischen Geschichte. Nur so glaubten sie Vaterlandsliebe bei ihren Zeitgenossen wecken zu können, so hofften sie es aber auch sicher. Melanchthon stand bei diesen Bestrebungen nicht in der letzten Reihe. 1536 schrieb er eine Vorrede zu der Chronik des Burchard von Ursperg; 1538 gab er die Germania des Tacitus heraus mit einem Vorwort und einer Beilage über die Namen der deutschen Landschaften. In dem zweiten Theil seiner Chronik widmete er Arminius dem Cheruskr und den verschiedenen deutschen Völkerschaften ein besonderes Capitel. Der früheren deutschen Geschichte galten ferner seine Reden (Declamationes) über Otto I., Heinrich III. (gemeint ist IV.) und Friedrich Barbarossa; die Zeitgeschichte behandelten u. a. die über Friedrich den Weisen, Johann den Beständigen, Georg von Anhalt. Trotz aller Mängel, die wir jetzt in diesen Reden nachweisen können, wird niemand anstehen, sie für bedeutende Leistungen in ihrer Zeit zu erklären; jeder wird sich hingezogen fühlen zu dem Mann, der sich in pietätvoller Art bemüht, die Persönlichkeiten in ihrer Eigenart zu verstehen und sie uns nahe zu bringen. Wir wollen hier nicht vergessen, wie hoch Melanchthon Albrecht Dürer schätzte, wie er „Haus Sachsen Emsigkeit lobte, dazu groß und wichtig achtete". Es erübrigt, hinzuweisen auf die Annalen, die Melanchthon seit 1552 schrieb, Uebersichten über die Ereignisse der einzelnen Jahre, Wichtiges und Unwichtiges neben einander. Zur Charakteristik des Verfassers dienen sie insofern, als sie gute Beobachtungsgabe verrathen. Besonders verfolgt er die Ereignisse an der Ostgrenze Europa's genau und macht auf die Gefahren aufmerksam, die von den Moskowitern drohen. Noch sind wir die Antwort schuldig auf die Frage, welchen Dienst Melanchthon die Geschichte dem Christenthum leisten läßt. Zunächst, sagt er, erkennen wir aus ihr den Plan Gottes mit der Menschheit und dessen Erfüllung. Ferner zeigt sie uns unsre Sündhaftigkeit, denn sie liefert den eindringlichsten Commentar zu den Geboten Gottes; endlich, und das ist das wichtigste, sie mahnt uns die Tugend zu lieben und das Böse zu hassen.

Mit der vorgetragenen Anschauung Melanchthons, daß alle Wissenschaften nur dazu dienen sollen, Erkenntniß und sichere Begründung des Christenthums zu mehren und uns zu sittlich gutem Handeln aufzufordern, können wir uns heute nicht mehr befreunden. Jede Wissenschaft hat ihren

Werth in sich und braucht nicht erst dadurch geadelt zu werden, daß sie in den Dienst eines Höheren, oder des Höchsten, der Religion, tritt. Aber für die damalige Zeit war der Bund zwischen Humanismus und Christenthum nöthig. Luthern mußte ein Melanchthon zur Seite treten, der sich bei aller Frömmigkeit einen freien Blick wahrte für die Bedeutung aller Cultur, besonders für die Schätze des classischen Alterthums, und der nicht müde wurde, diese zu preisen und zu ihrem Studium zu mahnen, damit nicht wieder „cyklopisches Wesen" bei uns die Oberhand gewinne. Nur ein Melanchthon, der die Berechtigung der Laiencultur anerkannte, konnte die Gebildeten für die Reformation gewinnen und dem Protestantismus eine Stelle sichern in dem Geistesleben unsrer Nation; nur er konnte in seiner Person den Beweis liefern, daß Weltfreudigkeit nicht streitet mit der Freude an Gott. Nur ein Melanchthon war ferner imstande, die Scholastik für immer aus den Schulen zu verbannen, denn er allein konnte etwas besseres an deren Stelle setzen; nur so aber konnten diese eine Quelle des Segens für unser Volk werden.

Hamburg. Professor Rinn.

Hydrographie des Odergebietes.

Was Bayern noch anstrebt und, da ja Regierung und Kammern zusammengehen, wohl auch bald erreichen wird, nämlich eine Centralstelle zur Ueberwachung und Regelung der Bewässerungsverhältnisse des Landes, das ist in anderen deutschen Bundesstaaten seit längerer oder kürzerer Zeit bereits durchgeführt. Was Baden auf diesem Gebiete geleistet hat, ist allbekannt, und auch in Preußen hat der — mit etwas langathmigem Titel versehene — „Ausschuß zur Untersuchung der Wasserverhältnisse in den der Ueberschwemmungsgefahr besonders ausgesetzten Flußgebieten" überaus fleißig gearbeitet. Zum Beweise dessen ist unter seiner Aegide unlängst ein voluminöses und äußerst inhaltreiches Werk[1]) über die Oder erschienen, welches den Ingenieur, den Nationalökonomen und den Geographen gleichmäßig interessiren dürfte. Da erwähntermaßen unser engeres Vaterland eben im Begriff steht, Aufgaben dieser Art ein erhöhtes Augenmerk zuzuwenden, so mag es wohl am Platze erscheinen, den Inhalt des neuen Oderwerkes hier zu besprechen, wobei freilich gleich gesagt sein möge, daß eine die wissenschaftliche Bedeutung desselben voll würdigende Analyse weit mehr Raum beanspruchen würde, als der Berichterstatter zu verlangen ein Recht hat.

Die erste Abtheilung des ersten Bandes gibt eine allgemeine Hydrographie, wobei namentlich auch jene Anwendungen ihre Stätte finden, welche man mit der Bezeichnung „Wasserwirthschaft" zusammenfaßt. Die Forderung, daß kein Tropfen fließenden Wassers das Weltmeer erreichen soll, ohne sich zuvor irgendwie der menschlichen Gesellschaft dienstbar erwiesen zu haben, ist bei uns noch viel zu wenig verwirklicht, und darum erscheint es doppelt wichtig, an einem concreten Falle sich über alle die einschlägigen Fragen unterrichten zu können. Zunächst muß das Stromgebiet selbst nebst allen zugehörigen Theilflußgebieten genau bekannt sein; die Areale aller dieser Bassins werden planimetrisch, die Flußlängen selbst werden kartimetrisch vermessen; die Lage der Haupt- und Nebenwasserscheiden wird bestimmt und auf der Karte fixirt. Um die Wassermengen beurtheilen zu können, welche jeder Fluß zu gegebener Zeit durch eine gewisse Flußstrecke sendet, bedarf es einer genauen Kenntniß des Klimas, für welche der bekannte Berliner Meteorolog Dr. Kremser thätig war. Sein Beitrag ist als eine ganz selbständige Klimatographie Schlesiens aufzufassen. Es reiht sich an die Orographie in Verbindung mit der Geographie (Dr. Dathe, Dr. Wahnschaffe und Dr. Kühn), bei welcher eine neue Eintheilung des „Sudeten-" Gebirges als Grundlage gedient hat. Außer ihm concurriren, wenn es sich um das Einzugsgebiet der durch die Oder abgeführten Wassermassen handelt, noch ein Theil der Karpathen (die Beskiden) mit ihren Vorstufen und die sogenannte Oberschlesische Platte. Wie aus Dr. Wahnschaffe's früheren Veröffentlichungen bekannt, ist das nordische Diluvium in dem in Betracht kommenden Territorium mächtig entwickelt, und dieser Umstand beeinflußt auch die hydrologischen Zustände, weil die Lehm- und Thonformation diluvialen Ursprungs die Durchlässigkeit des Bodens vermindert und damit in die Berechnung der Flüssigkeitsmengen der einzelnen Flüsse ein schwer übersehbares Moment hineinträgt. Daß die Form des Anbaues ebenfalls für die Sammlung und den Abfluß der Gewässer nicht gleichgültig ist, braucht kaum besonders betont zu werden, und so sehen wir denn auch diesen Punkt entsprechend berücksichtigt. Was im besonderen über die Beziehungen zwischen Bewaldung und Niederschlag gesagt wird, ist sehr belehrend, aber etwas kurz gehalten, so daß wir diesem Abschnitt (S. 127 ff.) wohl einen zwei- oder dreifach größeren Umfang gewünscht hätten. Es ergibt sich, daß, wiewohl gerade im Bereich der oberen Oder die Einwirkung ausgedehnter Forstbestände auf die Hochfluthwelle der Stromgerinne eine machtvollere als beim Hoch- und Oberrhein ist, gleichwohl keine übertriebenen Erwartungen an das Dasein des Waldes geknüpft werden dürfen, wie denn überhaupt in der richtigen Abschätzung dieses — unzweifelhaft den continentalen Charakter eines Landstrichs zugunsten des maritimen Typus abändernden — Factors jetzt ein rationelles, vor Ueber- und Unterschätzen gleichmäßig sich hütendes Abwägen platzzugreifen beginnt. Die Schneemassen schmelzen im Waldgebirge langsamer und die Schmelzwasser fließen langsamer ab; daß mithin die Waldpflege und die Wiederaufforstung empfohlen werden, wird man nur billigen können.

Die Geographie ist in ihrer Eigenschaft als Länderkunde hervorragend betheiligt bei dem Bestreben (S. 138), das Odergebiet in zehn Geländeabschnitte einzutheilen, deren jeder als eine für sich bestehende orohydrographische Einheit anzusehen ist. Ungemein detaillirt sind die Angaben über die Gefälle der Flußspiegel in den einzelnen Bezirken gehalten, und da auch der Veränderung der Stromquerschnitte allenthalben Rechnung getragen ist, so liegen alle die Daten vor, von welchen das bedeutsame Element der Wasserführung sich abhängig zeigt. Doch influiren auf letztere allerdings noch gar manche andere Umstände, so die Seen verschiedener Entstehung, welche durchflossen werden, die Bodenbeschaffenheit der Thäler u. s. w. Höchst lehrreich für alle, welche ähnliche Beobachtungen anstellen wollen, sind die Angaben über Pegelablesungen; da diese jetzt mit größter Sorgfalt vorgenommen werden, so konnte die Art, wie sich die Hochfluthwelle durch die ganze Erstreckung der Oder vertheilt, sehr exact ermittelt und der Punkt (Küstrin)

---

[1]) Der Oderstrom, sein Stromgebiet und seine wichtigsten Nebenflüsse. Eine hydrographische, wasserwirthschaftliche und wasserrechtliche Darstellung. Auf Grund des allerhöchsten Erlasses vom 28. Februar 1892 herausgegeben vom Bureau des Ausschusses rc. Berlin 1896. Dietrich Reimer, Geographische Verlagshandlung (Ernst Vohsen). Lex. 8°. Band I (zwei Abtheilungen). Das Stromgebiet und die Gewässer. 359 S. Band II. Gebietsbeschreibungen der einzelnen Flußgebiete. 336 S. Band III (drei Abtheilungen). Strom- und Flußbeschreibungen der Oder und ihrer wichtigsten Nebenflüsse. 981 S. Tabellen und Anlagen (besonderer Band in größerem Format) 243 S. Dazu (im größten Querfolio) ein besonderer Atlas mit 36 Karten, auf denen die wechselnden Höhen und Gefälle, die geologische Structur der in Betracht kommenden Gegenden, Bewaldung und Niederschlag, Längen- und Querschnitte der Oder und des wichtigsten unter den ihr tributären Wasserläufen, der Warthe, dargestellt sind. Morphologisch verdient insbesondere Blatt II, worauf Stromlaufverlegungen in geschichtlicher Zeit, bemerkt zu werden.

angegeben werden, von welchem aus der bis dahin noch immer theilweise die Besonderheiten des Gebirges bewahrende Fluß sich in einen echten und rechten Flachlandstrom verwandelt. Jene spitze Wellenform z. B., welche für die sommerlichen Hochfluthen charakteristisch ist und auch, trotz einer gewissen Abflachung an der Mittelader noch erkennbar bleibt, fehlt dem Unterlaufe, vom Einflusse der Warthe an, vollständig. Die physikalische Geographie hat alle Ursache, davon Act zu nehmen, daß (S. 205) systematisch zur Nachtzeit angestellte Beobachtungen die Entstehung eigentlichen Grundeises — bekanntlich gehen über dessen wahre Natur die Meinungen noch weit aus einander — außer Zweifel gesetzt haben. Natürlich fehlt auch nicht die Berechnung der Wassermengen, welche mit den Niederschlagshöhen in einer innigen, aber freilich erst durch weitere Forschung festzustellenden Beziehung stehen. Solche Untersuchungen haben z. B. für die Saale Ule, für das Elbegebiet P. Schreiber angestellt. Die Kaseler Notirungen gaben das Resultat, daß ungefähr ein Drittel der Regenmenge abfloß, wie dies ja gewöhnlich als wahrscheinlich angenommen wird, ein zweites Drittel pflegt der Quellerneuerung, der Rest der Verdunstung zugerechnet zu werden.

Ein selbständiges Capitel wurde, wie erwähnt, der Wasserwirthschaft eingeräumt. Hier finden also in der Hauptsache die nachstehend bezeichneten Gegenstände ihre Stelle: Strom- und Flußbauten, Eindeichungen und Buhnenanlagen, Brücken und Stauvorrichtungen, sowie die Hülfsmittel, welche zur Ausnützung des Wassers für Schiffahrt und Flößerei, für landwirthschaftliche und maschinentechnische Zwecke zu Gebote stehen. Die Oder hat vielerlei Correctionen bedurft, um aus einem fischreichen Wildwasser, das sich sein Strombett nach Willkür gestaltete, in einen Culturstrom verwandelt zu werden, der freilich, wie J. Partsch betont, dem Fischer keine so reichen Jagdgründe mehr gewährt, wie vor 400 Jahren. Aeltere Regulirungsarbeiten, wie sie zumal unter Friedrich II. von ungeübten Hydrotechnikern ins Werk gesetzt wurden, um da oder dort einen localen Vortheil zu erzielen, haben sich für die großen Aufgaben oft nachtheilig erwiesen, und erst als im Jahre 1818 der damalige Oberbeamte Günther in seiner Denkschrift ein Programm für systematisches Vorgehen aufgestellt hatte, fing der frühere verworrene Zustand sich zu bessern an. Heute kann der Erfolg bereits als ein sehr erfreulicher gerühmt werden; hat sich doch der Breslauer Schiffsverkehr im Verlaufe des letzten Jahrzehnts um nicht weniger als um das Dreifache (von 7468 auf 21,059 Fahrzeuge) vermehrt! Als geographisch bemerkenswerth wollen wir wieder die Thatsache verzeichnen, daß die mit viel Unterholz ausgestatteten Wälder Oberschlesiens nicht selten als unbeabsichtigte und unerwünschte Stauwehre wirken und etwas jener Erscheinung ähnliches erzeugen, mit welcher uns Emin Pascha näher bekannt gemacht hat. Wir meinen die Pflanzenbarrieren des Nilgebietes, durch die den Schiffen schon förmliche Katastrophen bereitet worden sind.

Ueber die zweite Abtheilung des ersten Bandes sachlich sich auszusprechen, ist nicht die Sache des Unterzeichneten. Immerhin kann auch der juristisch nicht gebildete Leser wohl erkennen, daß die Darstellung eine sehr vollständige ist, und daß andrerseits schon seit älterer Zeit Recht und Verwaltung in Preußen mit den Flüssen sich in ausgiebigster Weise beschäftigt haben. Der sich in dieser Fülle von Verordnungen aussprechende Wille war jedenfalls immer gut, aber freilich hat erst die fortgeschrittene Ingenieurwissenschaft der Gegenwart den Boden derart zubereitet, daß sich darauf auch eine wohlmeinende Gesetzgebung entsprechend zu bethätigen vermochte.

Die beiden Schlußbände, umfänglich und mit höchstem Fleiße ausgearbeitet, können einer mentorischen Erörterung nicht unterzogen werden. In ihnen ist wesentlich jenes ungeheure Material angehäuft, aus welchem die zusammenfassende Schilderung des ersten Bandes erwuchs. Für landeskundliche Studien aller Art sind diese geographischen Charakteristiken vorzüglich geeignet, und wenigstens unsres Wissens verfügt kein anderer Theil Deutschlands über so detaillirt monographische Beschreibungen, wie man hier eine vor sich hat.

Hrn. H. Keller, Vorsteher des Ausschußbureaus, als dem redigirenden Leiter der Ausgabe dieser werthvollen Sammlung, kann man, ebenso wie seinem Mitarbeiterstabe, nur besten Dank wissen für die ungewöhnlich große Mühwaltung, welche in dem gewaltigen Werk zum Ausdruck gekommen ist. Der bayerische Berichterstatter kann jedoch, ehe er die Feder niedergelegt hat, nicht umhin, einen — hoffentlich nicht bloß frommen — Wunsch auszusprechen, den nämlich, daß in nicht allzuferner Zukunft den bayerischen Flüssen, der Donau und dem Main, eine ebenso liebevolle literarische Behandlung zutheil werden möge, wie sich deren die Oder zu erfreuen hatte.

S. Günther.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. Der fünfte Band der „Materialien zur Archäologie des Kaukasus“ enthält die Resultate der Erforschung der Keilinschriften in Transkaukasien durch M. W. Nikolsky. Dieser letztere ist der einzige Assyriolog in Rußland und einer der besten Kenner der Keilinschriften überhaupt. Er hat in letzter Zeit hauptsächlich die Denkmäler der Herrscher von Wan erforscht, welche von Süden her in das jetzige Gouvernement Eriwan und in das Gebiet von Kars eingedrungen waren. Die Könige von Wan, welche sich in beständigem Kampfe mit dem großen assyrischen Reich befanden, suchten zu gleicher Zeit immer weiter in den Norden des kleinen Kaukasus einzudringen. Dort ließen sie die Erfolge ihrer Eroberungszüge in Keilschrift auf Felsenwänden einmeißeln. Aus den Chroniken der assyrischen Könige wissen wir, daß im Norden von Assyrien ein bedeutendes Reich existirte. Es wird Urartu genannt, was dem biblischen Ararat gleich ist. Die Kriegszüge der assyrischen Könige in dieses Land begannen schon im 13. Jahrhundert v. Chr. und erst im 8. Jahrhundert endigte dieser Kampf der beiden Nationen, der semitischen und der uralischen, um die Oberherrschaft mit dem Sieg Assyriens und der völligen Niederlage der Urartu, welche seitdem vom Schauplatz verschwinden und ganze tausend Jahre völlig in Vergessenheit gerathen. Der Archäologie ist es erst in der letzten Zeit gelungen, etwa 100 Inschriften der Könige von Wan zu entdecken und in eine längst vergessene Epoche der Weltgeschichte einiges Licht zu bringen.

Die Ehre, diese Denkmäler entdeckt zu haben, gebührt einem deutschen Gelehrten Ed. Schulz, welcher im Jahr 1827 von der französischen Regierung zur Erforschung der Denkmäler von Wan ausgesendet worden, der Ruhm aber der ersten Entzifferung der Inschriften im Jahre 1880 dem französischen Orientalisten Guyard. Der Oxforder Professor und Orientalist Sayce setzte sonst die Forschungen fort und erfah in der Sprache der Inschriften von Wan eine der jetzigen grusinischen verwandte Sprache. Der Erforschung der Texte der Inschriften von Wan widmeten sich der Wiener Professor D. H. Müller und der Berliner Professor C. F. Lehmann, welcher in Gemeinschaft mit dem Naturforscher W. Belck arbeitet. Obgleich die Entzifferung schon bedeutende Fortschritte gemacht hat, so ist es der Wissenschaft doch noch nicht gelungen, die Sprache der wan'schen Inschriften in irgend eine der bekannten Sprachengruppen einzureihen und die Ethnographie des wan'schen oder urartäischen Volks festzustellen. Wir wissen nicht einmal, wie das Volk, dem jene Inschriften angehört haben, sich selbst genannt hat. Der Versuch Wells und Lehmanns, das Volk von Wan mit den pontischen Chaldäern oder einfach Chaldäern zu identificiren, war nicht von Erfolg gekrönt, obgleich die Identität der Χαλδεῖοι der classischen Schriftsteller mit dem Volk Urartu fast feststeht. In den Namen selbst herrscht Unklarheit, da nach der assyrischen Terminologie das Land Urartu (Ararat), in den Inschriften selbst aber Biaina (d. h. Wan) genannt wird. Was die Entzifferung der wan'schen Inschriften anbelangt, so herrscht darin noch lange nicht die Genauigkeit, wie bei den assyrischen Inschriften, da man sie

urartischen Texte nicht mit denen in einer anderen bekannten Sprache vergleichen kann. Die einzige zweisprachige Inschrift in van'scher und assyrischer Sprache, welche bis noch nicht langer Zeit aufgefunden worden ist, befindet sich in einem solch traurigen Zustand, daß die Entzifferung der Texte dadurch in keinerlei Weise gefördert wurde.

Die Denkmäler von Van in Transkaukasien verdienen nicht nur das höchste Interesse ihrer Sprache wegen, sie zeigen auch, daß und wie weit die assyrisch-babylonische Cultur nach Norden vorgedrungen ist. Ausgehend von den mesopotamischen Dynastien, deren Alter bis in das 5. Jahrtausend v. Chr. hinaufgeht, hat diese Cultur die weiteste Verbreitung in der alten Welt gefunden. Noch vor dem Auftreten Assyriens, mehr als 15 Jahrhunderte vor Christi Geburt, war die assyrische Cultur unter den Völkern Syriens, Palästina's und des nördlichen Mesopotamien verbreitet. Die assyrisch-babylonische Sprache mit ihrer Keilschrift diente gewissermaßen als Sprache der Diplomatie in den Beziehungen der Völker zu einander, z. B. zwischen Aegypten und Babylon. Man verstand und lernte diese Sprache auch bei den Völkern, welche nicht zum babylonischen Stamm gehörten. Die bedeutenden literarischen Schätze wurden auf Thontäfelchen abgeschrieben und verbreiteten sich in der ganzen Welt. Mit der babylonischen Sprache verbreiteten sich aber auch die babylonische Kunst, allerlei Gegenstände des täglichen Gebrauchs und verschiedene Rechtsbegriffe. Auf Grund der zahlreichen juridischen Documente von Babylon und Assyrien kann man eine babylonische Rechtswissenschaft herstellen.

In der assyrisch-babylonischen Aera wohnte im äußersten Norden der damals bekannten Welt, im Thale des Araxes, an den Seen Van, Urumia und Gokscha der urartische Stamm, welcher mit den Semiten nicht verwandt war, welches aber unter starkem Einfluß der assyrisch-babylonischen Cultur stand. Darauf weisen jene Inschriften hin. Im Kaukasus wurden solche Keilinschriften van'schen Ursprungs zum erstenmal im Jahre 1862 von dem jetzigen armenischen Erzbischof Mkrtop Sumbatian entdeckt, und zwar in der Nähe von Armawir. Im Laufe von 33 Jahren hat dieser hohe Geistliche seine Forschungen in dem armenischen Journale „Ararat" mitgetheilt. Im Jahre 1892 hat die Archäologische Gesellschaft in Moskau sämmtliche Arbeiten Sumbatians in russischer Sprache herausgegeben. Dadurch angeregt, sendete die Gesellschaft im Jahr 1893 eine besondere Expedition nach Van und Umgegend. An derselben nahm auch M. W. Nikolsky theil. Diesem gelang es, hier bis jetzt unbekannte Inschriften zu finden. Besonders werthvoll ist die Inschrift Menuas-tu (Kelani-Kirkani) als einziges Denkmal Rusa's i., des berühmten Gegners des assyrischen Königs Sargon.

Auf Grund der Inschriften kommt Nikolsky zu dem Schluß, daß die Völker der jetzigen Gouvernements Eriwan und Elisabethpol, sowie des Gebiets von Kars zwar einem und demselben Stamme angehörten, aber kein einheitliches politisches Ganzes darstellten. Es existirten da eine ganze Menge kleiner Reiche unter eigenen Königen. Zur Zeit der van'schen Eroberungen vereinigte sie die politische Oberhoheit des Herrschers von Van, zu welchem sie in einem gewissen Verhältniß der Abhängigkeit standen. In seiner Abhandlung hat Nikolsky sein Material nach geographischen und geschichtlichen Gesichtspunkten geordnet; photographische Aufnahmen und Uebersetzungen der Inschriften liegen bei. Im Interesse der Vollständigkeit sind in das corpus inscriptionum auch die früher herausgegebenen Inschriften eingereiht. Auf diese Weise enthält dasselbe 24 Texte von Taschburun, Armawir, Sarykamysch, Gasantschi, Eiler, Ordukju, Sardarabad, Ganlidra, Sachalu, Asamchal, Kelani-Kirkani, Ganli-Tapa und Karakal. Es ist schade, daß in dieser schönen Arbeit die Meinungen der europäischen Gelehrten über die Sprache der Inschriften nicht angeführt werden. Dieselbe könnte nach der Ansicht von Specialisten einem dem kartwelischen oder grusinischen Stamm verwandten Volk angehört haben.

P. In der Besprechung des „Katalogs der Handschriften der k. Bibliothek zu Bamberg von Dr. Fr. Leitschuh", welche die Beil. Nr. 7 zum Abdruck gebracht, findet sich eine Stelle, die zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte. Es heißt dort von J. H. Rahns „Eingreifenden Geschichten": „Schönlein hat die Handschrift während seines Züricher Aufenthalts aufgestöbert und für die Bamberger Bibliothek erworben". Da hernach von einem „großartigen Geschenk" des Barons Emil Marschall von Ostheim (der Sammlung Nürnberger Chroniken) die Rede ist, könnte es so scheinen, als habe Schönlein seinerseits im oben erwähnten Falle nur den Zwischenhändler gespielt. Dem ist natürlich nicht so. Leitschuhs Katalog selbst hebt an dieser Stelle wie an mehreren anderen das Verdienst Schönleins als freiwilligen Schenkers ausdrücklich hervor; wie denn an der Bamberger Bibliothek und in der Stadt überhaupt der Name Schönlein jederzeit mit gebührendem Dank in Verehrung genannt wird.

Dr. Se. Der jüngst in der Beilage (Nr. 30, S. 7) mitgetheilte Plan einer Wiederaufnahme des schlesischen Bergbaus auf Gold bringt eine Stelle in dem interessanten Reisewerk Michael Heberers (Aegyptiaca servitus, s. n. um 1610) ins Gedächtniß; er leitet auch den bekannten Spottnamen der Schlesier als Eselsesser davon ab. Bei Glatz und Reichenstein erwähnt er „das herrlich Goldbergwerk, davon das Gebürg den Namen bekommen, da man es den güldenen Esel nennet, davon das Teutsche Sprichwort, daß die Gott einen güldenen Esel bescheere. Etliche wollen, daß den Schlesiern das gemeine Sprichwort, in dem man sie Eselsfressee nennt, auch von diesem Bergwerk herkommen. Dann es etlichen vom Adel soll zugehört haben, die durch Banckethieren und prachtiges Leben nicht allein ihre Nahrung, sondern auch dieß Bergwerk, den Güldenen Esel verzehret, davon ihnen das Sprichwort, daß sie den Esel gefressen, blieben. Welches wol glaublich, denn man dergleichen Unnamen mehr in Teutschland und andern Landen findet" (S. 535/6). Freilich ist die bekannte Erzählung, wie die Bauern im Grossen einen Esel als köstliches Wildpret verzehren, schon in Kirchhoffs Wendunmut aufgenommen (Liter. Verein, Bd. 95. i. 300).

-i- **Die Neger in den Vereinigten Staaten.** Ein deutsch-amerikanischer Geschichtschreiber, Frederick L. Hoffmann, hat neuerdings ein Werk über die Negerfrage in den Vereinigten Staaten veröffentlicht, aus welchem folgende Angaben entnommen sind. Die gesammte farbige Bevölkerung der Union zählte nach dem Census von 1890 7,638,360 Köpfe; davon waren 7,470,040 Neger, einschließlich der Mulatten, Quadronen u. s. w. Die „Afro-Amerikaner" machten beinahe ein Achtel der 62,622,250 Köpfe zählenden Gesammtbevölkerung der Vereinigten Staaten aus. Neun Zehntel der Neger sind in den Südstaaten concentrirt, wo sie ein Drittel der Bevölkerung ausmachen. Am stärksten sind sie in Süd-Carolina, wo sie 60 Proc. ausmachen; im Staate Mississippi bilden sie die stärkere Hälfte, in Louisiana sind sie den Weißen an Zahl gleich. Die frühere Annahme, daß sie sich schneller als die Weißen vermehren, hat sich nach genaueren Feststellungen als irrig ergeben; die Vermehrung der Neger ist vielmehr stets etwas langsamer als die der Weißen, weil sie diese zwar in der Geburtenziffer, aber noch mehr in der Sterblichkeitsziffer übertreffen. Am stärksten vermehren sie sich da, wo sie am meisten concentrirt bei einander leben, in Süd-Carolina, Georgia, Mississippi, Louisiana, Arkansas und in der Bundeshauptstadt Washington. Es sind zwei ausgedehnte Gebietsstreifen im Süden deutlich erkennbar, wo die Neger anscheinend die Weißen bald so gut wie verdrängt haben werden, einmal im Mississippithale in Louisiana, Mississippi, Arkansas und einem Theil von Tennessee, sodann in dem vom Staate Mississippi aus über Alabama, den Norden von Florida, Georgia bis Süd-Carolina hinziehenden Schwarzen Gürtel (Black Belt). Eigenthümlich ist der starke Zuzug der Neger nach den großen Städten; in den 13 mehr als 30,000 Einwohner zählenden Städten des Südens hat sich die Zahl der Neger in der Zeit von 1860 bis 1890 von 141,000 auf 485,000, also um 242 Proc., die der Weißen von 610,000 auf 1,184,000, also nur um 75 Proc. vermehrt, während die Zunahme der Schwarzen auf dem Lande in den zehn Staaten, zu denen diese dreizehn Städte gehören, nur 41, die der Weißen 45.5 Proc. betrug. Die Bundeshauptstadt Washington zählte im Jahre 1860 unter 75,000 Einwohnern 14,000, also weniger als ein Fünftel, im Jahre 1890 unter 230,000 Einwohnern 75,000, also ein volles Drittel Neger. Dieser Zudrang der Neger zu den Städten ist für sie nichts weniger als günstig, weil sie hier in den allererbärmlichsten Verhältnissen leben und dadurch ihre Sterblichkeit bedeutend vermehrt wird; sie ist durchschnittlich ein Drittel stärker als die der Weißen, selbst in den anscheinend für die Neger weit mehr als für die Weißen klimatisch geeigneten Orten wie Neu-Orleans, Charleston, Memphis, Savannah. Lungenschwindsucht, Syphilis, Scrofeln richten unter den Schwarzen große Verheerungen an, auch das Sumpffieber ist ihnen gefährlicher als den Weißen; dagegen sterben weniger Neger an den Folgen des Alkoholismus. In Bezug auf Religion sind die Neger größtentheils Baptisten oder Methodisten. Ihre Kinder besuchen ziemlich gut die Schulen, die Moralität steht aber unter den Negern

noch immer sehr tief; unter den Insassen der Staatsanstalten sind fast ein Drittel Neger, während sie in der Gesammtbevölkerung nur ein Achtel ausmachen. Am Todtschlag sind die Neger mit 36, an der Vergewaltigung von Frauen mit 40, an den Bennoßtstangen mit 46 Proc. betheiligt. Die Vergewaltigung weißer Frauen durch Neger hat jährlich hunderte grausamer Lynchgerichte zur Folge. Im übrigen ziehen die Neger die freien Verhältnisse immer mehr der Verheirathung vor. Am Besitz sind sie infolge ihrer geringen Neigung zur Sparsamkeit nur in verschwindendem Verhältniß betheiligt. Als Arbeiter leisten sie nur unter weißen Vorarbeitern und Aufsehern etwas, aber selbst in der Tabak- und Baumwollencultur treten immer mehr Weiße an ihre Stelle; bereits 1880 waren 40 Proc. der Baumwollenernte durch Weiße gebaut.

* **Wien.** Das Rectorat der Universität hat folgende Mittheilung veröffentlicht: „Der von der Wiener Universität eingesetzte Ausschuß für die **nichtdeutschen Universitätsvorträge** beabsichtigt die Errichtung eines Cursus zur Erlernung der **lateinischen Sprache**. Es wurde nämlich von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen, daß es für zahlreiche Bevölkerungskreise für ihr Fortkommen, sowie zu deren wissenschaftlicher Vervollkommnung von Interesse und Nutzen sei, die Grundelemente der lateinischen Sprache zu erlernen. Es soll nun ein zunächst auf drei Monate berechneter Cursus eingerichtet werden, dessen Leitung Hr. Universitätsprofessor Dr. Rudolf Meringer zu übernehmen zugesagt hat; dieser Curs würde im März, April und Mai 1897 zweimal die Woche in der Zeit von 8 bis 9 Uhr Abends stattfinden. Das Honorar beträgt 2 fl. per Monat."

* **London**, 9. Febr. Die englische **Nansenfeier** erreichte gestern Abend ihren Höhepunkt, als der Nordpolfahrer in dem riesigen Amphitheater der Alberthalle im Hydepark vor der kgl. geographischen Gesellschaft Bericht über seine Reise erstattete und der Thronfolger ihm persönlich die eigens gestiftete Nansendenkmünze überreichte. Der Prinz von Wales übt mit Recht die allergrößte Vorsicht in der Wahl solcher nach englischer Anschauung höchsten gesellschaftlichen Gunstbezeigung. Niemals ist die Albert-halle so gedrängt voll gewesen seit dem Tage, wo Stanley Bericht über seinen Zug zum Caisar Emin Paschas erstattete: 11,000 Personen waren anwesend. Der Prinz von Wales und sein Sohn, der Herzog von York, geleiteten Nansen persönlich auf seinen Platz. Nachdem der Präsident der geographischen Gesellschaft, Sir Clements Markham, den Redner vorgestellt, begann dieser alsbald seinen Vortrag. Die Alberthalle hat eine schlechte Akustik. Nansen bemühte sich nach seiner Weise, jedes Wort deutlich auszusprechen, einem großen Theil der Zuhörerschaft aber gingen seine Worte verloren; die vielen auf der Leinwand reflectirten Photographien sah natürlich jeder. Dennoch wurde der Vortrag mit äußerster Aufmerksamkeit verfolgt. Man hörte keinen Hustenton, als der Redner seinen Kampf mit dem Polareise schilderte, das jeden Augenblick sein Schiff zu zertrümmern drohte. Die englische Empfindsamkeit wurde mächtig erregt, als der norwegische Gelehrte die Notizen aus seinem Tagebuch vortrug, die er am Weihnachtsabend gemacht hatte: „Heute ist Weihnachtsabend. Kalt ist es draußen und windig. Kalt ist's hier und zugig. Wie einsam! In der Heimath feiern sie Weihnachten. Jetzt läuten die Glocken. Ich höre im Geiste die Töne, wie sie die Luft durchzittern. Jetzt zünden sie die Lichter am Weihnachtsbaum an. Komme ich zurück, so will ich die Kinder zu Weihnachten einladen. Aber wir wollen jetzt auch Weihnachten feiern. Johansen hat sein Hemd gewendet. Ich habe das gleiche gethan und mich in warmem Wasser gewaschen. Jetzt fühle ich mich wie neu geboren. Heute Abend haben wir gepulverten Fisch mit Maismehl und dann getrocknetes, in Oel gebratenes Brod. Morgen trinken wir Chocolade." Die Weihnachtserzählung bildete den Höhepunkt des Vortrags. Der Vortrag war äußerst geschickt angelegt und voller dramatischer Wirkungen. Abwechselnd gingen die Worte den Bildern voran oder folgten ihnen. Die schaurige Erzählung enthielt Stellen voll tiefen Gefühls. Die Beschreibung der Eisfelder war dichterisch belebt, während die Einfachheit des Ausdrucks die Wirkung erhöhte. Der Vortrag war völlig populär gehalten; er dauerte 80 Minuten.

* **Turin.** Mit **Galileo Ferraris** (nicht Ferrari, wie das Telegramm in Heft Nr. 30 irrig meldete) hat Italien am 7. d. M. seinen größten Gelehrten auf dem Gebiet der Physik und physikalischen Technik verloren. Sein Name wird für immer verbunden bleiben mit der Erfindung jener elektrischen Motoren, die durch ein rotirendes magnetisches Feld zur Kraftleistung befähigt werden. Er war der Vater der Drehstrom-Motoren. Der kleine, kaum mehr als handgroße Apparat, mittelst dessen er vor zwölf Jahren seinen Freunden seine Entdeckung demonstrirte, hat sich in den Händen der elektrischen Constructeure im Laufe der letzten sieben Jahre zum beherrschenden Motor der elektrischen Industrie entwickelt, der sich in Einfachheit des Baues, Leistungsfähigkeit und Sicherheit des Betriebs vor allen anderen Motoren auszeichnet. Daher war Ferraris' Name bekannt, so weit die elektrische Wissenschaft und die elektrische Industrie reicht. Unter seinen Landsleuten war er hoch angesehen; ganz Turin und Piemont war auf seinen Namen stolz. Die Regierung ehrte den langjährigen Professor der Physik und physikalischen Technik an der Ingenieurschule und dem königlichen Industrie-Museum zu Turin vor drei Monaten durch Ernennung zum Senator des Königreichs. Seine Arbeiten erschienen meist in den Schriften der Turiner und der Florentiner Akademie, auch der römischen dei Lincei gehörte er an. Neben der Elektricitätslehre hat er auch der Optik sein Interesse zugewandt; seine Abhandlung über die Fundamentaleigenschaften der dioptrischen Elemente ist auch in deutscher Ausgabe verbreitet. Es war ein einfacher, heiterer, durch und durch bescheidener Mann, dessen Hinscheiden alle, die ihn kannten, tief bedauern werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. N. **Hanika**: Heilung der Lungenschwindsucht. Ein bewährtes Verfahren. München, Seitz u. Schauer 1897. — Dr. **Witthauer**: Leitfaden für Krankenpflegerinnen im Krankenhaus und in der Familie. Mit 53 Abbildungen. Halle a. S., Karl Marhold 1897. — Lee **Bloch**: Der Cult und die Mysterien von Eleusis. Dr. M. **Braun**: Die Umformung der Gliedmaßen bei den höheren Thieren. Mit 18 Abbildungen. (Sammlung Virchow-Wattenbach gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Heft 257 u. 258.) Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1896.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte des deutschen Volkes

seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters.

Von **Emil Michael** S. J.,

Doctor der Theologie und der Philosophie, ordentlichem Professor der Kirchengeschichte an der Universität Innsbruck.

Erster Band: Deutschlands wirtschaftliche, gesellschaftliche und rechtliche Zustände während des dreizehnten Jahrhunderts.

gr. 8°. (XLVI u. 344 S.) *M.* 5; geb. in Leinwand mit Lederrücken und Goldpressung *M.* 6.80.

Das Werk soll in 6—7 Bänden von 300—500 Seiten im Format und mit der Ausstattung von Janssens Geschichte des deutschen Volkes erscheinen. (2904)

Von einem eben erschienenen

Kunstlager-Katalog XXII,

3541 Nummern, Radirungen, Kupferstiche, Holzschnitte u. s. w. alter und neuer Meister und 89 Nummern Original-Aquarelle und Zeichnungen meist neuerer Künstler, mit deren Verkaufspreisen enthaltend, stehen Sammlern solcher Kunstblätter, auf Wunsch Exemplare zu Diensten.

Dresden, Januar 1897. (2885)

Franz Meyer, Kunsthändler,
Seminarstraße 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Der deutsche Satzbau.

Dargestellt von

Hermann Wunderlich.

Preis geheftet 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandl.

Tauchnitz Edition.

February 10, 1897.

Le Selve,

and

Tonia.

By (2911)

Ouida,

Author of „Two Offenders" etc. etc.

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Krit in München.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 12. Februar. Nummer 34.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Justus Möser, der Vater der neuesten preußischen Agrarreform. I. Von Lujo Brentano. — Der Wagenlenker von Delphi. — Mittheilungen und Nachrichten.

Justus Möser,

der Vater der neuesten preußischen Agrarreform.

Von Lujo Brentano.

I.

Die neueste preußische Agrarreform steht in directem Gegensatz zu dem leitenden Gedanken aller neueren Agrarpolitik.

Seit mehr als einem Jahrhundert erstrebt die Agrarpolitik aller Länder die Durchführung der Freiheit des Eigenthums. Es sind die mannichfachsten Beschränkungen, von denen das Grundeigenthum befreit werden soll. Der Eigenthümer soll frei werden von den Schranken, welche die Reste der alten communistischen Agrarverfassung — die Gemenglage, die gegenseitigen Weideservituten, die Gemeinheiten — seiner freien Verfügung auferlegen. Der Boden soll frei sein von den Beschränkungen, unter welche die grundherrliche Verfassung den Bodenbebauer zwang. Er soll frei werden von allen Besonderheiten, welche im Interesse des Glanzes der Familie die Verfügungsfreiheit des jeweiligen Inhabers beschränken. Das Ziel aller dieser befreienden Gesetzgebung ist, den Inhalt des Grundeigenthums dem alles übrigen Eigenthums gleichzustellen.

Dieses Streben findet sich nicht bloß in den Ländern, in denen, wie z. B. in Deutschland, infolge der Reception des römischen Rechtes die Entwicklung der urwüchsigen Rechtsprincipien nach der Meinung vieler eine unheilvolle Störung erlitten hat. Sie findet sich nicht minder in England, wo das römische Recht nie recipirt worden ist. Auch finden wir hier dieselben treibenden Factoren dieser Entwicklung wie auf dem Continent: die Bedürfnisse einer intensiveren Bestellung des Bodens und die Veränderung in den socialen Anschauungen, hervorgerufen durch den in den politischen Verhältnissen eingetretenen Umschwung. Liest man das Buch von Sir Frederick Pollock, The Land laws, so findet man darin die Geschichte eines zwar langsamen, aber ununterbrochenen Fortschreitens der englischen Gesetzgebung zur vollständigen Gleichstellung des Rechts über das Grundeigenthum mit den für die Fahrhabe geltenden Principien und damit zur freien Verfügung über das Land.

Anders in Preußen. Hier hat man die Befreiung des Bodens von der feudalen Gebundenheit, die in England theilweise erst erstrebt wird, bereits zu Anfang des 19. Jahrhunderts durchgeführt, und eben gegen die damals eingeführte Freiheit des Grundeigenthums richtet sich die heutige Agrarreform. Dabei ist es das Charakteristische der Agitation, von der sie getragen wird, daß sie gewisse socialistische Gedankengänge nutzbar macht nicht im Interesse der breiten Masse des Volkes, sondern der Großgrundbesitzer. Man declamirt gleich einem Socialdemokraten gegen das Grundeigenthum, nicht aber um den capitalistischen Besitz des Bodens durch das Gemeineigenthum zu ersetzen, sondern um eine neue Art von Feudalität zu begründen.

Als der Vater dieser Bestrebungen wird insgemein Rodbertus erachtet. Und in der That hat ihnen nichts in gleichem Maße die Wege geebnet, als die Angriffe des pommerischen Großgrundbesitzers gegen den heutigen Capitalcharakter des Bodens. Eine ganze Generation ist unter dem Eindruck derselben herangewachsen, und Schriften wie Reden der Agrarreformer zeigen heute allenthalben in Deutschland die Spuren Rodbertus'schen Geistes. Indeß wäre es trotz alledem irrig, in Rodbertus den Ursprung der neuesten agrarischen Reformgedanken zu erblicken. Dieser liegt um ein ganzes Jahrhundert zurück. Ihr Vater ist Justus Möser (1720—1794).[1] Bei ihm finden sich alle wesentlichen agrarpolitischen Gedanken des Rodbertus: sein Protest gegen die Behandlung des Grundeigenthums gleich anderem Eigenthum; seine Verurtheilung der Verpfändung von Grundstücken gegen verzinsliches und kündbares Capital und sein Eintreten für die Wiedereinführung des alten Rentenkaufs; ja bei Möser begegnen wir selbst der Rodbertus'schen Forderung, die Bezahlung des Kaufpreises von Grundstücken in Geld solle durch eine Bezahlung in Rentenbriefen, die gleich Bargeld circulirten, ersetzt werden, sowie der Auffassung, daß es eigentlich nur einen Bodeneigenthümer geben könne, den Staat, und der Perspective auf eine Zeit, da aller Boden wieder in das Staatseigenthum übergeführt sein werde und in der es keine anderen Bodenbebauer gebe als Erbpächter, die unter einer staatlichen Aufsicht ihren Hof gegen Bodenzins bestellen. Nur ein einziger Gedanke ist das geistige Eigenthum des Rodbertus: die völlig unhaltbare Bekämpfung des Capitalcharakters des Grund und Bodens, weil derselbe kein Product sei und sein Werth daher nicht nach seinen Herstellungskosten, sondern nach seinem Ertrage bemessen werde. Dabei ist es wenig wahrscheinlich, daß der ausgezeichnete Staatsmann aus Osnabrück, der heute als preußischer Finanzminister die leitende Seele jener agrarischen Reformbestrebungen ist, von Rodbertus direct beeinflußt worden ist; weit wahrscheinlicher, daß dies durch seinen großen Landsmann geschehen und daß er nur vermöge socialistischer Jugenderinnerungen zu einer verständnißvollen Wahlverwandtschaft mit Rodbertus gelangt ist. Dieser Gedanke ist um so weniger abzuweisen, als das Agrarrecht, welches Dr. Miquel als anzustrebendes Ziel vorschwebt, mit dem Ideal Mösers übereinstimmt.

Um das kommende Agrarrecht würdigen zu können, ist es daher unerläßlich, auf Justus Möser zurückzugehen.

Jeder Leser von „Wahrheit und Dichtung“ kennt jene Stelle am Ende des dreizehnten Buches, in der Goethe

[1] Ich citire nach der 2. Ausgabe von Justus Mösers sämmtlichen Werken; herausgegeben von Abeken. 10 Bände. Berlin 1858.

von Möser spricht als dem „herrlichen, dem unvergleichlichen Manne von gründlichster Einsicht in die besondersten Umstände, .. dem vollkommenen Geschäftsmanne, .. dessen bewunderungswürdige Behandlung, .. immer erhaben über den Gegenstand, .. alles erörtert, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht". Roscher hat ihn den größten deutschen Nationalökonomen des 18. Jahrhunderts genannt. Nicht als ob Möser ein System der Volkswirthschaftslehre geschrieben hätte. Er schrieb nichts anderes als Zeitungsartikel, die von seiner Tochter unter dem Titel „Patriotische Phantasien" gesammelt herausgegeben wurden, und eine Geschichte von Osnabrück. Allein jene kleinen Aufsätze „machen", wie Goethe sagt, „sämmtlich in Einem Sinne verfaßt, ein wahrhaft Ganzes aus" und zeigen ebenso wie die Osnabrückische Geschichte „die innigste Kenntniß des bürgerlichen Wesens". In den „Patriotischen Phantasien" hat Möser Jahre lang, je nachdem sich die Gelegenheit bot, gleichmäßig das Höchste und Vornehmste, wie das Alltäglichste und Gewöhnlichste mit Ueberlegenheit und dabei im volksthümlichsten Tone erörtert, so daß die Begeisterung Goethe's über den „Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers" völlig verständlich erscheint. In der Osnabrückischen Geschichte hat Möser die erste Geschichte geschrieben, welche die Wandlung in den Geschicken eines Landes aus seinen wirthschaftlichen Verhältnissen erklärt. In beiden Werken hat er zu derselben Zeit, da A. Smith die Ideen des 18. Jahrhunderts zum Siege führte, bereits die geschichtlich conservative Reaction gegen diese Ideen begonnen. Nicht als ob er nicht gewissen Anschauungen der Zeit, soweit sie eben in den thatsächlichen Verhältnissen begründet waren, zugestimmt hätte. So war bei dem damaligen Ueberwiegen der Landwirthschaft unter den verschiedenen wirthschaftlichen Berufen der Hauptsteuerzahler des Landes derzeit der Bauer, und so betrachtete Möser gleich den Physiokraten die Bauern als die wahren Bestandtheile der Nation.[1]) Allein dies ist auch der einzige Punkt, in dem beide übereinstimmten. Möser verspottet die Theorie der Physiokraten als eine „irokesische Philosophie",[2]) und in der praktischen Frage, was die erste Sorge zur Bereicherung eines Landes sein müsse, die Fürsorge für die Landwirthschaft oder die für Ausbreitung des Handels, steht Möser durchaus auf seiten Colberts und gegen Mirabeau.[3]) Der wichtigste Gegensatz Mösers zu den Bestrebungen seiner Zeit aber war der: Seine Zeitgenossen erstrebten die Gleichheit der Rechte aller Staatsangehörigen im Gegensatz zur feudalen Gesellschaftsordnung. Möser trat als deren Vertheidiger auf; er ist ein Vertreter des Ständestaats und der Ungleichheit des Rechts der verschiedenen Stände. Ja, er geht in der consequenten Durchführung seines Standpunkts so weit, daß er in einem besonderen Aufsatz gegen die Beförderung der Beamten nach ihren Verdiensten zugunsten der Beförderung nach Geburt und Alter Partei nimmt.[4])

Roscher hat Justus Möser als den Vater der historischen Schule bezeichnet. Allein so mächtig er auf die Historiker, die Juristen und die deutschen Nationalökonomen gewirkt hat — er ist nicht eigentlich der Vater der historischen Methode, als vielmehr der Vater jener, welche die historische Methode dadurch in Mißcredit gebracht haben, daß sie die vorhandenen Zustände nicht bloß historisch zu erklären, sondern auch deren Fortbestehen mit dieser Erklärung zu rechtfertigen suchen,[5]) — als ob nicht das wahrhaft Historische in der Erkenntniß bestünde, daß veränderte Zeitverhältnisse veränderte Zustände nothwendig machen! Dazu kam, daß Möser in der wichtigsten Frage seiner Zeit, der Bauernbefreiung, ebenso wenig frei von Tendenz war, wie diejenigen, die er bekämpfte, nur daß er der entgegengesetzten Tendenz huldigte; daß er in der Behandlung dieser Frage von eben denselben unhistorischen Annahmen, wie seine Gegner, ausging, und daß er, indem er aus diesen Annahmen das direct Entgegengesetzte, wie seine Gegner, ableitete, geradezu den Nachweis des Unzureichenden der aprioristischen Methode erbracht hat. Turgot hatte mittelst derselben aus dem Selbstinteresse des Einzelnen die Naturnothwendigkeit der auf Freiheit und Eigenthum beruhenden capitalistischen Wirthschaftsordnung abgeleitet; Möser ging von denselben Voraussetzungen, wie jener, aus und gelangte da, wo er, statt historisch zu Werke zu gehen, aprioristisch aus dem Selbstinteresse Anfang und Entwicklung ableitete, zur Naturnothwendigkeit der feudalen Wirthschaftsverfassung. Beide befanden sich in gleichem Widerspruch mit der Wirklichkeit. Gerade in seiner Stellung zur Bauernbefreiung zeigt sich uns aber Möser als der Vater der neuesten preußischen Agrarreform.

Die Bestrebungen zur Bauernbefreiung beginnen in allen Ländern gleichzeitig mit der Entstehung und Ausbildung des modernen Fürstenstaates. Auch ist das Interesse des absoluten Fürstenthums am Bauernstand leicht zu erklären. Der Fürst will sich von seinen Vasallen emancipiren; dazu braucht er Geld und Soldaten. Beides liefert ihm der Bauer; er zahlt die Steuern, er liefert die Recruten. Dabei findet sich schon frühzeitig eine Verbrämung dieser sehr materiellen Beweggründe zur Bauernbefreiung durch freiheitliche Gesichtspunkte. Diese Erscheinung, die uns in allen Ländern in dem Augenblick entgegentritt, in dem sie die Evolution vom Feudalstaat zum modernen Beamtenstaat beginnen, begegnet uns in den deutschen Territorialstaaten namentlich nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges. Im Norden wie im Süden von Deutschland begann damit die Aera der Bauernbefreiung. Wie allenthalben war sie auch hier von zwei Gedankenreihen getragen: von der ökonomischen Zweckmäßigkeit und vom Naturrecht.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts überwogen die Erwägungen ökonomischer Zweckmäßigkeit. Wenn Friedrich Wilhelm I. von Preußen gelegentlich auch mit kräftigem Wort gegen das sittlich Verwerfliche der Leibeigenschaft eifert, der Hauptgesichtspunkt bei der Bauernbefreiung war ihm doch stets der durch die Leibeigenschaft bedingte elende Zustand der Landwirthschaft und die damit verbundene geringe Steuerkraft des Bauern. Zunächst richten sich die Emancipationsbestrebungen im Norden wie im Süden von Deutschland nicht auf die Verwandlung der leibeigenen Bauern in freie Eigenthümer ihres Besitzes; zunächst begnügt man sich mit weit weniger. Man sucht ihnen ein Erbrecht an den von ihnen besessenen Höfen zu verschaffen, um ihre unsicheren Besitztitel in sichere zu verwandeln, und erstrebt noch nicht die Abschaffung, sondern die Verwandlung der ungemessenen Dienste und Abgaben in gemessene. Mit dem Fortschreiten des 18. Jahrhunderts traten dann die naturrechtlichen Argumente mehr und mehr in den Vordergrund, die Gleichheit des Rechts aller Menschen, welcher nicht nur die Leibeigenschaft, sondern auch jede Gebundenheit in der freien Verfügung durch einen Herrn widerspreche; daneben her geht aber auch das ökonomische Argument, daß das Selbstinteresse des freien Eigenthümers eine weit bessere Bewirthschaftung des Bodens gewährleiste als alle Bevormundung durch einen Herrn. Die Bestrebungen richten sich nun nicht mehr bloß auf die Verwandlung der Bauern in freie Erbpächter, sondern in freie Eigenthümer.

---

[1]) Vgl. z. B. Werke I, 282, III, 291, V, 190, 196 u. a. a. O.
[2]) Werke IV, 46.
[3]) Werke II, 131.
[4]) Werke II, 187.
[5]) Siehe z. B. Werke V, 136, 144 u. a. a. O.

Digitized by Google

Alle diese Bestrebungen fanden den lebhaftesten Widerstand an den Vorurtheilen der Gutsbesitzer. An ihnen sind alle Bauernbefreiungsversuche des Absolutismus im 18. Jahrhundert sowohl im Norden wie im Süden gescheitert. Und zwar richteten sich diese Vorurtheile nicht bloß gegen die Verwandlung der Bauern in völlig freie Eigenthümer ihrer Höfe; man sträubte sich ganz ebenso gegen die bloße Verwandlung der Leibeigenen in abgabe- und dienstpflichtige Erbpächter, obschon bei dieser Verwandlung die Oberherrlichkeit des Gutsherrn über den Bauern bestehen blieb, sowie gegen die Fixirung der Dienste und Abgaben.

Zur Zeit Mösers bestand das gutsherrlich-bäuerliche Verhältniß auch in Osnabrück. Wie war es in Mösers Heimath beschaffen? Ein neuerdings erschienenes Werk von Werner Wittich[1]) — gleich ausgezeichnet durch Gründlichkeit und Schärfe des Geistes — ermöglicht, ein Bild von der Grundherrschaft im ehemaligen Kurstaat Hannover zu entwerfen. Wir können um so weniger an demselben vorübergehen, als der Bericht,[2]) den G. F. Knapp auf dem Historikertage von Innsbruck am 12. September 1896 mit dem ganzen Zauber seiner Darstellungsweise erstattet hat, dasselbe nicht nur im rosigsten Lichte erscheinen läßt, sondern fast als eine historische Einleitung zur neuesten preußischen Agrarreform mißverstanden werden könnte.

Danach war die Grundherrschaft in Hannover, was schon bekannt war, weit verschieden von der im ostelbischen Deutschland. Der hannöversche Grundherr war nicht, wie sein ostelbischer Namensvetter, ein Landwirth, der ein durch Bauernlegen geschaffenes, großes Ackerwerk mit Hülfe der Dienste erbunterthäniger Bauern bestellte. Er war ein Rentenbezieher. Er besaß eine größere oder geringere Anzahl von Meierhöfen zu Eigenthum, deren Bebauer ihm Abgaben schuldeten. Die Lage dieser Bauern war nun äußerst glücklich. Ihr Besitz war vererblich und ihre Abgaben waren fixirt. Der Grundherr hatte somit gar kein Interesse, ihnen das Leben zu erschweren, wohl aber hatte der Staat ein Interesse, auf das beste für sie zu sorgen. Der Bauer war nämlich der Hauptsteuerzahler des Landes. Der Staat hatte also das Interesse, diesen Steuerzahler in leistungsfähigem Zustand zu erhalten. Aus dieser Bedeutung des Bauern für die Staatseinnahmen ergaben sich aber noch weitere Folgen. Die Steuern wurden nach dem Hoffuß veranlagt und erhoben, d. h. nach Maßgabe der bestehenden Meierhöfe. Diese Art der Veranlagung erweckte das Interesse des Staats, die Meierhöfe in der einmal bestehenden Zahl und Größe zu erhalten. Daher durfte der Grundherr, wo ein Hof einmal seinen Meier verlor, diesen nicht einziehen; er mußte ihn sofort wieder bemeiern. Daher wurden auch die Höfe für untheilbar und unverschuldbar erklärt, und zu allen wichtigen Handlungen bedurfte der Meier der Zustimmung des staatlichen Amtmanns. Damit hing endlich auch die eigenthümliche Art der Vererbung dieser Höfe zusammen. Starb der Inhaber, so erhielt immer nur ein Erbe das Gut. Die übrigen Kinder hatten keinen Antheil an demselben. Nur soweit sonstiges Vermögen vorhanden war — und dazu gehörten allerdings auch die Gebäude, die auf dem Hofe errichtet waren — erhielten sie ihren Theil. Denn der Bauer hatte eben kein Eigenthum an dem Boden, den er bestellte. Er hatte nichts anderes, als eine Bestellungspflicht desselben, damit er seinem Herrn Abgaben und dem Staate Steuern zu zahlen vermöge, und durfte dafür den Ueberschuß des Ertrags seiner Arbeit für sich selbst behalten. Nur an den Gebäuden hatte er ein Eigenthum, denn diese hatte er selbst errichtet, und daher hatten die weichenden Erben auch keinen Antheil am Boden, wohl aber an diesen. Das Anerbenrecht ist, wie Knapp treffend sagt, die ganz natürliche Ausgestaltung der Thatsache, daß das Meiergut kein Eigenthum des Meiers war. Auf diesem Anerbenrecht beruhte die Wohlhabenheit der Bauern. Dabei waren sie ungeachtet ihrer Abgaben persönlich freie Leute. Ebenso selten wie Bauern, die ihren Hof als freies Eigenthum besaßen, waren solche, die den Hof, den sie inne hatten, als Leibeigene bestellten. Und wo solche Leibeigene vorkamen, war die Leibeigenschaft nichts schlimmes. Sie war dem Rechte der freien Meier ungemein ähnlich geworden, nur daß noch einige recht unerhebliche Abgaben, wie Todfall, daneben bestanden.

Angenommen, daß diese Schilderung für den ehemaligen Kurstaat Hannover zutreffend ist, so bestand unzweifelhaft die größte Aehnlichkeit zwischen der Agrarverfassung in Hannover und der in Osnabrück. Daneben aber bestanden denn doch in nicht Unerheblichem die allergrößten Verschiedenheiten. In Osnabrück befand sich, nach Mösers Ausführungen zu schließen, eine große Anzahl von Bauern in Leibeigenschaft, und nach der nicht anzuzweifelnden Angabe Mösers[1]) bedeutete dies, daß ihnen nicht gestattet war, etwas Eigenes zu erwerben; alles, was sie erwarben, gehörte ihrem Herrn. Die weiteren Verschiedenheiten wird der Leser aus dem Folgenden von selbst erkennen. Sie ergeben sich aus dem Programm, das Möser zur Beseitigung dieser Leibeigenschaft entwickelte, und aus der Art und Weise, wie er dasselbe begründete.

Möser stimmte, wie schon bemerkt, mit seinen Zeitgenossen insofern überein, als er, gleich den Physiokraten, in den Bauern die wichtigsten Bestandtheile der Nation erblickte, da sie die Hauptlast der Steuern trügen. Auch war er lebhaft für die Beseitigung der Leibeigenschaft. Die Leibeigenen sollten in abgabe- und dienstpflichtige Erbpächter verwandelt werden. Allein er verlangte dies nicht aus naturrechtlichen Gründen, sondern weil dies das Interesse der Gutsherren erheische; und zwar begründete er dieses Interesse folgendermaßen: Obgleich die Leibeigenen ihre Höfe nur mit Genehmigung ihrer Gutsherren mit Schulden belasten konnten, kam es vor, daß die Höfe leibeigener Bauern mit zehn- und zwanzigtausend Thaler verschuldet waren. Wenn es nun so weit kam, daß die Leibeigenen ihre Höfe nicht mehr in Ordnung zu halten vermochten, konnten die Gläubiger diese Höfe nicht verkaufen lassen, um zu ihrem Gelde zu gelangen; denn das Eigenthum an den Höfen stand nicht ihrem Schuldner, sondern dessen Grundherrn zu. Daher wurden in solchem Falle die verschuldeten Höfe zugunsten der Gläubiger verpachtet. Der Gutsherr erhielt die von dem Leibeigenen geschuldeten Dienste und Abgaben; der Mehrbetrag der Pachtrente ging an die Gläubiger. Nun legte Möser den Gutsherren nahe,[2]) daß es für sie weit besser sein würde, die Höfe solcher Leibeigenen — mit Vorbehalt des Rechtes des Gutsherrn — zu verkaufen. Hiefür spreche, daß der Gutsherr ohnedies doch nicht mehr als den Pacht und die Dienste erhalte. Er finde bei einem von seinen Gläubigern ausgezogenen Leibeigenen nichts zu erben und könne auch nichts für seinen Freibrief fordern. Bei der Verpachtung zugunsten der Gläubiger hätten dagegen Land und Gebäude. Viel besser sei es, den Gläubigern des Leibeigenen zu erlauben, gegen ihren Schuldner ebenso zu verfahren, als ob er ein freier Mann wäre, d. h. den Hof des Leibeigenen verkaufen zu lassen, sobald er nicht bezahlen könne. Der Gutsherr

1) Die Grundherrschaft in Nordwestdeutschland von Dr. Werner Wittich. Leipzig 1896.
2) Vgl. Historische Zeitschrift, N. F., Bd. XLII, 39 ff. und diese Beilage 1896 Nr. 214.

1) Werke V, 145.
2) Werke III, 255.

behalte dabei Pacht und Dienste und erhalte außerdem noch 10 Procent Laudemium vom neuen Käufer, und zwar, so oft verkauft werde. Allerdings müsse der Gutsherr sich herbeilassen, Laudemien und Mortuarien auf ein Bestimmtes zu setzen, weil sich sonst wohl kein Käufer für diese Höfe fände. Dafür aber habe er den Vortheil, an Stelle eines schlechten Wirthschafters einen freudigen Pächter zu erhalten, und der Leibeigene, sobald er merke, daß er nicht mehr gegen seine Gläubiger geschützt werde, sondern ebenso wie ein freier Eigenthümer ziehen müsse, wenn er schlecht wirthschafte, werde seine Mißwirthschaft durch eine bessere Wirthschaft ersetzen. Die Grundherren aber, fährt dann Möser fort, bedürften der höheren Einnahmen, die sie so erzielen, theils wegen ihres größeren Aufwandes, theils wegen ihrer Schulden; und, nachdem er diese Ersetzung der Leibeigenen durch solche freie, aber abgabe- und dienstpflichtige Erbpächter als das ökonomisch Zweckmäßige hingestellt hat, sucht er sie auch historisch zu rechtfertigen. Die alten Sachsen hätten etwas vortreffliches erfunden: die Liten, d. h. Leute, welche zu zwei Drittel leibeigen und zu einem Drittel frei gewesen. Für das eine Drittel hätten sie Eigenthum besessen, seien sie Mitglieder des Staats gewesen und seien auch durch das eine Drittel Freiheit gegen die Mißhandlung ihres ganzen Leibes durch die Willkür des Herrn geschützt gewesen; denn man habe die zwei Drittel, die unfrei waren, nicht mißhandeln können, ohne daß es das eine freie Drittel mit gespürt habe. Auf der anderen Seite hätten sie dem Herrn nicht entlaufen und ihm nicht ihre Kinder ohne Freibrief entziehen können. Dieses Verhältniß lobt Möser als ein Verhältniß, welches vor allen anderen allen Absichten Genüge thue — denen des Staats, wie denen des Grundherrn. Er ist also für Beseitigung der Leibeigenschaft, aber für ihre Ersetzung nicht durch freie, bäuerliche Eigenthümer, sondern durch ein Colonal von Zweidrittelsknechten; ja er ist ein lebhafter Gegner aller weiter gehenden Befreiung.

Die Folge war, daß Möser in Osnabrück als eifriger Gegner der Leibeigenschaft erachtet wurde; denn hier — unter lauter Gutsherren — galt sein Eintreten für die Verwandlung der Leibeigenen in abgabe- und dienstpflichtige Erbpächter als etwas schon sehr fortschrittliches. Auswärts dagegen, wo man bereits die Verwandlung der Bauern in freie Eigenthümer anstrebte, galt er als Reactionär.[1])

Möser hat uns den Schlüssel zu dieser seiner Stellungnahme selbst gegeben. Er war Beamter der Regierung und gleichzeitig der Ritterschaft.[2]) Nicht als ob diese seine Stellung ihn aus egoistischer Streberei zur Vertheidigung der Stände geführt hätte. Alles, was wir von dem Charakter Mösers wissen, schließt eine derartige Annahme aus. Allein es ist klar, daß ein Beamter der Stände sich nicht für Rechtsgleichheit, d. h. für Beseitigung des Ständewesens begeistern konnte, ohne das Vertrauen seiner Herren, dessen er, um Gutes zu wirken, bedurfte, in Frage zu stellen. Er selbst hat geschrieben:[3]) „ich würde gewiß dem Leibeigenthum einen offenbaren Krieg angekündigt haben, wenn nicht das hiesige Ministerium und die ganze Landschaft aus lauter Gutsherren bestände, deren Liebe und Vertrauen ich nicht verscherzen kann, ohne allen guten Anstalten zu schaden"; und Abeken, der Herausgeber seiner Werke, bemerkt hiezu,[4]) eben deßhalb habe Möser sich begnügt, die gute Seite der Leibeigenschaft hervorzuheben. Und in der That hat Möser sich nun in das gutsherrlich-bäuerliche Verhältniß so sehr hineingeliebt, daß es ihm Ausgangs- und Endpunkt aller Betrachtung geworden ist. Der gutsherrliche Besitz des Grund und Bodens ist ihm etwas unantastbares; seine Ersetzung durch den eigenthümlichen Besitz des Bauern wird von ihm nirgends ins Auge gefaßt. Der Freie ist ihm daher nirgends der Bauer, der seinen Hof als freies Eigenthum besitzt, sondern der „arme Freie", der seinen bäuerlichen, mit Abgaben und Diensten belasteten Besitz gegen eine besitzlose Freiheit vertauscht hat, und wo er vom freien Menschen spricht, geschieht es daher nur voll Spott und Hohn.[1]) Der Leibeigene schaffe allerdings den Ueberfluß seines Herrn, werde aber dafür aus diesem Ueberflusse ebenso gut wie die Kutschenpferde desselben, und zwar auch dann, wenn keine Arbeit für ihn vorhanden sei, ernährt;[2]) der Erbpächter leiste allerdings Abgaben und Dienste, Laudemium und Mortuarium an seinen Herrn, sitze aber dafür behäbig auf seinem Hofe; die Freiheit dagegen sei nichts anderes, als das Recht zu verhungern, wie und wo der Freie es wolle.[3]) Und seinen ganzen Verstand und seine große Gelehrsamkeit wendet Möser nunmehr an, um zu zeigen, daß ein freies Eigenthum am Boden ein Unding sei; daß es, seit die Menschen zu einem Staat sich zusammengeschlossen, ein freies Eigenthum am Boden niemals gegeben habe; daß die Existenz eines solchen der Natur der Dinge zuwider sei; ja daß selbst die Vorstellung eines Grundeigenthums mit dem Begriff des Eigenthums im Widerspruch stehe. Die Gründe blieben da liegen, wo sie seit der Schöpfung gelegen, und es komme daher alles nur auf die Erbnutzung an.[4]) Wie es in der Theokratie des Moses der Grundsatz gewesen sei: die Erde ist des Herrn, so entspreche unsern Verfassungen der Grundsatz: die Erde ist des Staats.[5]) Als einziges, dem Grund und Boden angemessenes Besitzverhältniß des Einzelnen bleibt somit die Erbpacht.

Diese Auffassung sucht Möser in doppelter Weise zu begründen: historisch, indem er den Nachweis zu führen versucht, daß seit der ersten Entstehung von Gemeinwesen niemals ein freies Eigenthum, sondern immer nur ein grundherrlich-bäuerliches Verhältniß bestanden habe, und aus der Natur der Dinge, indem sich aus der Oberhoheit des Staates ergebe, daß ein anderes Verhältniß gar nicht bestehen könne.

Der Wagenlenker von Delphi.

Wir tragen
Die Trümmer hinüber und klagen
Ueber die verlorene Schöne.

Dies Wort hat einst Eduard Gerhard einer Veröffentlichung antiker Bildhauerwerke vorangesetzt. Der Archäolog von heute, dem der emsige Spaten fast täglich neue Denkmäler aller Art aus dem schützenden Schoße der Erde emporhebt, hat fast zu viel mit ihrer Sichtung und Verarbeitung zu thun, um über das Verlorene lange nachzugrübeln. Aber wenn er dann vor einem wiedererstandenen Meisterwerke steht, dem Hermes des Praxiteles, oder dem Alexandersarkophage von Sidon, dann packt ihn doppelt stark die schmerzliche Erkenntniß, wieviel Schönheit für immer dahin ist. Denn es ist nicht die Anzahl des Verlorenen, die am meisten klagen macht, es ist vor allem das Bewußtsein, daß wir von dem Höchsten, dem Vollendetsten, das je die bildende Hand geschaffen, nur wenige, ganz wenige

1) Werke III, 4.
2) Werke X, 32.
3) Werke X, 170.
4) Werke I, 11.

1) S. B. V, 154; IV, 302.
2) Werke V, 147; IV, 308, 309.
3) Der mittelalterliche Late, d. h. unfreie Inhaber einer Hufe, verlor seine Hufe, wenn sein Herr ihn freiließ. Vgl. Wittich a. a. O. 324. Allerdings lebte man zu Mösers Zeit nicht mehr im 13. Jahrhundert!
4) Werke III, 258.
5) Werke III, 318, 319.

Digitized by Google

Trümmer besitzen. Vor ihnen erst ahnen wir die ganze Fülle künstlerischer Offenbarung, die die großen griechischen Meister in Stein und Erz ihrem Volke gespendet haben. Erst wenn man in langer, stiller Andacht vor dem olympischen Hermes gesessen, wenn der Blick wieder und wieder diese athmenden Formen, diese leuchtende Fleischlichkeit des Steins in sich aufgesogen hat, so weiß man, was der Meister der Marmorkunst vermochte, und man fragt sich: was muß die Aphrodite von Knidos gewesen sein?

Der Hermes wäre allein die mühevolle Ausgrabung von Olympia werth gewesen, denn er ist etwas, das nicht nur die Wissenschaft, sondern die ganze gebildete Welt angeht. Als die Franzosen den zweiten großen Festplatz von Hellas, Delphi, auszugraben begannen, da fragte sich jeder mit Spannung: werden sie ein Werk von ähnlicher Bedeutung finden? Voreilige Schmeichler sagten, als eine schöne und wohl erhaltene Antinousstatue zutage kam: „Vous avez trouvé votre Hermès". Sie haben Unrecht behalten. In einem schützenden Winkel zwischen dem großen Tempel und der Quelle Kassotis harrte ein Bildwerk der Wiedergeburt, das als ein Erzbild von der Hand eines ersten Meisters seinerzeit in unberührter Schönheit neben das vollendetste Marmorwerk treten sollte.

Nachdem bisher nur ungenügende Skizzen von diesem Funde in Tagesblättern bekannt geworden waren, ist jetzt im Ami des Monuments, Band X, Heft 56, eine größere Abbildung in Begleitung einer genauen Beschreibung von Homolle gegeben worden. Leider ist diese Reproduction noch durchaus ungenügend und kann nur von den allgemeinen Formen des Werkes eine Vorstellung geben. Wenn wir trotzdem heute schon weitere Kreise darauf hinweisen, so geschieht es, weil zu befürchten steht, daß es mit dieser vorläufigen Publication einstweilen sein Bewenden haben wird. Denn wir haben leider bei den übrigen delphischen Funden, die nun schon mehrere Jahre über der Erde sind, die Erfahrung gemacht, daß das Publicum mit einigen schlechten und bruchstückweisen Veröffentlichungen abgespeist wurde, damit man die Schätze im übrigen um so eifersüchtiger hüten konnte. Es ist das die nothwendige Folge des Umstandes, daß ein einziger Mann, der keine Mitarbeiter, sondern nur Gehülfen neben sich duldet, die Früchte einer Unternehmung ernten will, bei der fünf bis sechs selbständige Kräfte alle Hände voll zu thun hätten, wie seinerzeit in Olympia.

Wie schon bekannt, stellt die neu gefundene Bronze einen Wagenlenker dar, einen Jüngling, gekleidet in dem langen, bis auf die Knöchel reichenden Chiton, der die typische Tracht der Wagenführer beim Wettrennen ist. Das Gewand hat kurze Aermel, wird um die Achseln von zwei Bändern und um die Hüfte von einem breiten, flachen Gurt zusammengefaßt und fällt von da in symmetrischen kannellürenartigen Falten abwärts. Der Jüngling steht mit gerade neben einander gesetzten, auf der ganzen Sohle aufruhenden Füßen da und streckt beide Unterarme vor, um die Zügel zu halten. Die Strenge und Gleichmäßigkeit dieser Haltung ist nach Homolle's Beschreibung durch eine leise Ausbiegung der einen Hüfte und eine schwache Senkung der Schulter rhythmisch gemildert. Der Kopf, den eine flach anliegende Siegerbinde schmückt, schaut ruhig geradeaus. Es ist nicht die Stellung des Lenkers in der Aufregung des Wagenkampfes, es ist die ruhige und stolze Haltung des Siegers, der mit dem glückbringenden Gespann in Parade dahinfährt. Die Erhaltung des Ganzen ist vorzüglich, es fehlt nichts als der linke Unterarm; die Rechte hält noch die Enden der Zügel.

Die Ausführung ist so sorgfältig und vollendet, wie sie nur sein kann. Die Statue ist aus sieben einzelnen Theilen zusammengesetzt, indem der Kopf, der Oberkörper mit den Oberarmen, die Unterarme, das Gewand vom Gürtel abwärts und die Füße einzeln gearbeitet waren. Die Löthstellen sind sorgfältig unter den überstehenden Gewandtheilen versteckt. Das Innere ist, um den außerordentlich dünn gegossenen, 8—13 Millimeter starken Bronzewänden Halt zu geben, mit einer schwarzen, harten, erdigen Masse gefüllt. Im Guß zeigen sich nirgends Fehler, wie sie sonst bei Bronzen von dieser Größe — die delphische mißt 1.80 m — häufig sind und durch sehr geschickt eingesetzte Bronzeplättchen ausgebessert zu werden pflegen. Die Patina hat einen grünen Ton, der hier und da durch bläuliche und weißliche Reflexe unterbrochen wird. Bei ihrer Schönheit ist es zweifelhaft, ob sie allein durch die Zufälle der Verwitterung entstanden ist, oder ob nicht der Künstler von vornherein das Seine dazu gethan hat, zumal es bekannt ist, daß die Patina der Bronzen in Delphi schon im Alterthum einen besonderen Ruhm genoß. Die Binde ist mit Mäander- und Kreuzornamenten aus eingelegtem Silber geschmückt. Die Ciselirung der Haare, der Brauen und eines leichten Flaumbartes auf den Wangen ist aufs feinste durchgeführt. Was aber eine besonders seltene und glückliche Fügung ist, ist die vortreffliche Erhaltung der Augen. Die Wimpern sind aus einzelnen feinen, gebogenen Bronzestreifchen gemacht, die Hornhaut besteht aus einer weißen Masse, die Iris aus braunem, die Pupille aus schwarzem Stein (nach Homolle Onyx). Auch in der Abbildung leuchten diese Augen in eigenartiger Lebendigkeit.

Nach der technischen Ausführung werden wir das Werk nur einem Künstler ersten Ranges zuweisen dürfen. Kunstgeschichtlich steht es am Ende des Archaismus, in jener Periode „strengen Stils", in der die Fesseln alterthümlicher stilistischer Convention immer mehr abgestreift werden, aber der freie und natürliche Fall des Gewandes noch nicht erreicht ist. In der geraden Körperhaltung, in den gleichförmigen Steilfalten des Chitons, in den symmetrischen, bogenförmigen Falten auf der Brust verräth sich noch die alte Zeit. Aber in dem wunderbar belebten Kopfe kündet sich schon das Neue an. Das Haar ist in anliegende regelmäßige, runde Löckchen gegliedert. Die Stirn ist glatt und nicht hoch, die Nase schmal und gerade, die Wangen sind von runder, fleischiger Fülle. Die vollen Lippen sind ein wenig geöffnet. Das sehr stark entwickelte Kinn gibt durch seine kräftige und große Linie dem Kopfe das charakteristische Gepräge. Als nächste Parallelen bieten sich sofort die Köpfe aus den Giebeln des Zeustempels von Olympia, nur daß, was dort in großem decorativen Wurfe gegeben ist, hier in der feinsten und liebevollsten Durchgeistigung erscheint. Das Ganze, das Bild eines Jünglings in voller jugendlicher Kraft und Schönheit, aber geschaffen von einem Künstler, der nur die typischen Grundzüge des menschlichen Antlitzes fiehl, noch nicht den bestrickenden Reiz aller Einzelheiten des lebenden Fleisches.

Als habe das Schicksal, das uns diese Statue wiedergeschenkt hat, seine Freigebigkeit gleich wieder bereut, hat es uns den Namen des Künstlers vorenthalten. Von der Basis des Werkes ist nur ein Block gefunden worden, der den mittleren Theil der in dorischem Dialekt abgefaßten Weihinschrift trägt. Sicher ist die Ergänzung des Namens des Weihenden zu Polyzalos, da nur der erste Buchstabe fehlt. Homolle sieht in ihm den Bruder des Hieron und Gelon von Syrakus, und so erhalten wir wenigstens eine genaue Zeitbestimmung des Werkes, das nach Homolle etwa im Jahre 476 vor Christus errichtet sein muß, wozu die stilistische Analyse aufs beste stimmt. Wer der Dargestellte war, dessen Wagensieg in den pythischen Spielen Polyzalos durch diese reiche Gabe feierte, ob Gelon oder Hieron, ist nicht auszumachen, da der Anfang der zweiten Zeile eine

Digitized by Google

Namensendigung enthält, die auf beide passen würde. Ueber die rege Betheiligung der syrakusanischen Herrscher an den griechischen Nationalspielen wissen wir aus Pindar. Und in Olympia legen die Basisblöcke von einem ganz ähnlichen Weihgeschenke, einem Viergespann des Gelon, ein weiteres Zeugniß davon ab. Dieses hatte der Aiginete Onatas gearbeitet. Daß er auch das delphische geschaffen habe, war eine Vermuthung, die sofort auflauchen mußte. Aber leider läßt sich zunächst keinerlei Anhaltspunkt dafür finden, da neben ihm mit gleichem Rechte seine Zeit- und Stammesgenossen Hageladas und Pythagoras von Rhegion auf ein solches Werk Anspruch haben. So wird denn zwar wiederum der langen Kette der Denkmäler ein neues und herrliches Glied eingefügt, aber kein sicheres Band läßt sich hinüberführen zu der parallelen Reihe der großen Namen, und dem Scharfsinn der Archäologen bleibt — wir sagen von ganzem Herzen nochmals leider — wieder ein weites Feld für Combinationen.

Die Inschrift steht an der Längsseite der Basis, so daß das Denkmal im Profil gesehen werden sollte, die einzig mögliche Ansicht für ein Gespann, wenn es, wie es der Brauch der älteren Zeit ist, nicht sehr hoch aufgestellt war und, wie es die örtlichen Verhältnisse in Delphi allein möglich machen, zur Seite eines Weges stand. Von den übrigen Theilen sind gefunden worden Stücke des Wagens, des Joches, der Zügel, ein Huf, ein Pferdeschwanz und drei Hinterbeine von Pferden. Aus der Art der Zügel ist mit Sicherheit zu schließen, daß es ein Viergespann war. Endlich wird von Homolle dem Monument noch das Bruchstück eines linken Unterarmes von kleineren Abmessungen zugewiesen, das in Stil und Patina dem Jüngling völlig entspreche und einem Knaben oder einem weiblichen Wesen angehört haben müsse. Wenn demnach der Sieger nicht allein auf seinem Wagen stand, so kann ihn kaum jemand anders begleitet haben als Nike, die Verleiherin des Sieges. So ist es an einem um dieselbe Zeit errichteten Denkmal in Olympia, dem Gespann des Kyrenäers Kratisthenes, das Pythagoras von Rhegion gearbeitet hatte. Der Gegenstand in der erhaltenen Hand, in dem Homolle zweifelnd einen Riemen sieht, dürfte eine Taenie, eine Siegerbinde sein, die das ständige Abzeichen der Nike in der älteren Zeit bildet. Wenn es sich wirklich als solche herausstellt, so wird die hier ausgesprochene Vermuthung zur Gewißheit. Der Gedanke des Ganzen wird dann noch klarer: die siegverleihende Göttin selbst ist auf den Wagen des glückhaften Gespannes getreten; in Anmuth und stiller Bescheidenheit, die die Griechen als schönste Tugend des Jünglings priesen, führt der Lenker seine Rosse dahin, und dieses Bild, in Erz verewigt, ward dem Schutzgott der pythischen Spiele, Apollon, als Dankesgabe geweiht. *U.*

Mittheilungen und Nachrichten.

-tt. **Die Poggenpuhls.** Roman von Theodor Fontane. Berlin, F. Fontane u. Co. — Roman? Vielleicht läßt sich darüber streiten, ob es zulässig ist, eine Geschichte so zu nennen, in der so wenig vorgeht, wie in dieser. Aber eine gar erquickende und erfreuliche Gabe ist das Idyllchen aus der Großstadt, und über die Technik des Verfassers ließen sich gerade an dem vorliegenden Buche lohnende Studien machen. „Ich lese Fontane so gern," sagte dem Schreiber dieser Zeilen die wackere Frau, der er das Buch von der Reise mitbrachte, „man hat bei ihm immer das Gefühl des Wahrhaftigen und Wirklichen." Darin liegt es in der That. Der Leser findet überall, wo ihn der Autor hinführt, festen Boden, dabei gibt aber Fontane keine Photographien, sondern stets künstlerisch ausgeführte Bilder. Die verwittwete Majorin v. Poggenpuhl, die mit ihren drei Töchtern in kümmerlichen Verhältnissen lebt, diese Töchter selbst, Therese, die den Adelsstolz in der Familie vertritt und die gedrückte Mutter zuweilen schulmeistert, Sophie, die Vernünftige, und der praktische Wildfang Manon — wie sehen wir sie in voller Lebendigkeit vor uns! Und der jüngere Sohn Leo, der leichtlebige Secondelieutenant mit den schnodderigen Redensarten und dem guten Gemüth, der wohlhabende Onkel General, das alte Hausmöbel Friederike, der ehemalige Offizier Klessentin, der jetzt kleine Rollen mimt, wie kennen sie rasch und behalten sie als bestimmte Individualitäten im Gedächtniß. Wie hübsch und charakteristisch sind die Aeußerungen Leo's, da er über seine Schulden befragt wird: „Viel ist es nie. Viel kann es überhaupt nie sein. Denn so dumm ist keiner. Aber wenig ist es, und bei allem Glück, daß es so wenig ist, ist das doch gerade das ärgerliche, ja das allerärgerlichste." Denn wie wenig habe man davon gehabt und könne es nun doch nicht begleichen! Auch der Bruder Wendelin, der gar nicht handelnd auftritt, ist in dem, was von ihm erzählt wird, so deutlich gezeichnet, daß wir den bonnen, correcten Carriere-menschen, der nicht über die Schnur haut, aber auch nicht überflüssig Gutes thut, uns sehr gut vorstellen können. Fontane weiß uns immer in der Oertlichkeit heimisch zu machen, die er schildert, und so haben wir in der dürftigen Berliner Wohnung der Poggenpuhls gerade so das Gefühl der Sicherheit, wie auf dem schlesischen Landsitz des Oheims. Manches weise und tiefe Wort ist in das Buch eingestreut, und es verschlägt nichts, wenn eine und die andere Aeußerung nicht so ganz der Geistesart der Person entspricht, der sie in den Mund gelegt wird. So hören wir mehr den großen, weisen Menschen- und Seelenkenner, als den leichtlebigen Lieutenant, wenn es heißt: „Wer was hat, kann so, der kann das Leben so nehmen, wie's wirklich ist, der kann das sein, was sie jetzt einen Realisten nennen; wer aber nichts hat, wer immer in einer Wüste Sahara lebt, der kann ohne fata morgana mit Palmen und Oasenoasen und all dergleichen gar nicht existiren. Fata morgana, sag' ich. Wenn es dann, wenn man näher kommt, auch nichts ist, so hat man doch eine Stunde lang gelebt und gehofft und hat wieder Courage gekriegt und watet gemüthlich weiter durch den Sand. Und so sind denn die Bilder, die so trügerisch und unwirklich vor uns auftauchen, doch eigentlich ein Glück." — Das ist beiläufig die gleiche Lebensphilosophie, die Marie Ebner in den Worten ausgedrückt hat: „Und ich habe mich so gefreut! sagst du vorwurfsvoll, wenn die eine Hoffnung zerstört wurde. Du hast dich gefreut — ist das nichts?!" — Und das ist eine recht gesunde, erstrebenswerthe Lebensphilosophie! Das neue Buch ist keine Problemdichtung, wie Effi Briest, vielmehr eine ganz inhaltsarme Familiengeschichte, bei der noch mehr, als bei anderen Büchern Fontane's, das Wie, nicht das Was entscheidend für den Werth ist. — Unsre Besprechung hatte eigentlich ganz kurz gefaßt werden sollen, aber es geht einem wirklich „das Herz auf", wenn man von Fontane redet, und dann läuft der Mund über. Es wäre auch über seinen verhaltenen knappen Stil, seine Zurückhaltung in allen Beschreibungen ein Wort zu sagen, so über seine Eigenschaft, vieles nur anzudeuten und der Denkarbeit des Lesers das übrige zu überlassen. — Fontane sieht die Dinge und Erscheinungen mit dem schalkhaften Auge des Satirikers, und er behandelt sie mit der Milde des Humoristen. Die Photographien des rüstigen, jugendfrischen Greises' haben einen strengen Zug und keine vermag die unbeschreibliche Liebenswürdigkeit und Herzensgüte wiederzugeben, die seinen Mund beim fröhlichen Plaudern umspielt. Dieses liebenswürdige, herzensgute Lächeln nehmen wir zuweilen zwischen den Zeilen des neuen Buches wahr. — Wie können unsre Besprechung annähernd mit denselben Worten beschließen, wie die vorjährige über Effi Briest (Beilage 1895 Nr. 346): Vor wenigen Wochen vollendete Theodor Fontane sein siebenundsiebzigstes Lebensjahr, und bereits steht wieder ein neuer Roman von ihm in Aussicht. Das ist ein gesegnetes Alter. Möge es — unberufen — noch lange so weiter gehen!

* Die Verflüssigung der Luft ist bereits überrumpelt. Der „Electrical World" zufolge wäre es dem Londoner Chemiker Prof. Dewar gelungen, flüssigen Sauerstoff mit Hülfe von Magnetismus in den festen Zustand überzuführen. Dieser feste Sauerstoff hat eine gallertartige Beschaffenheit. Nähere Mittheilungen sind abzuwarten.

* **Tübingen.** Am 15. d. M. begeht der Kanzler der Universität, Staatsrath Prof. Dr. v. Weizsäcker, die Feier seines 50jährigen philosophischen Doctorjubiläums. Die Studentenschaft wird dem hoch geehrten Gelehrten am Vorabend des Festes einen Fackelzug darbringen; am Festtage selber wird im Museum ein Festmahl stattfinden.

* **Straßburg.** Das Programm der Festlichkeiten, welche von studentischer Seite zur Feier des 25jährigen Jubiläums

der Universität veranstaltet werden, ist folgendes: Freitag, den 30. April. Mittags: Empfang der ehemaligen Studirenden der Straßburger Hochschule und der Vertretungen der Studentenschaften der deutschen Universitäten. Abends 8 Uhr: Fackelzug. Samstag, den 1. Mai. Abends 8 Uhr: Festcommers in der Hauptrestauration. Sonntag, den 2. Mai. Vormittags 11½ Uhr: Frühschoppen im Tivoli. Mittags 2 Uhr: Festessen in der Hauptrestauration. Montag, den 3. Mai. Ausflug in die Vogesen. — Alle ehemaligen Studirenden der Straßburger Universität, welche an der Feier theilnehmen wollen und ihre Betheiligung noch nicht angezeigt haben, werden ersucht, ihre Adresse zu senden an den Festausschuß der Studentenschaft und der ehemaligen Studirenden der Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg.

γσ. Berlin. Der Februarsitzung der „Gesellschaft für Erdkunde" präsidirte an Stelle des gegenwärtig zur Cur in Wiesbaden befindlichen Vorsitzenden, Dr. v. Wissmann, der erste stellvertretende Vorsitzende, Geheimrath Prof. Dr. Frhr. Ferdinand v. Richthofen. Er gedachte dreier auswärtiger und Ehrenmitglieder der Gesellschaft, deren Tod vor kurzer Zeit erfolgt ist: des durch seine im Dienste der britischen Admiralität ausgeführten großen Vermessungen bekannten Sir George Richards (gestorben 14. November 1896), der die Ost- und Westküsten Amerika's, Neu-Seeland, die Küsten des Pacific nautisch vermessen und aufgenommen hat und schon 1853/54 durch seine Theilnahme an der Expedition zur Aufsuchung Sir Franklins bekannt geworden war; ferner des im 95. Lebensjahre verstorbenen, namentlich durch seine anregende literarische Thätigkeit auf dem Gebiete geographischer Wissenschaft geschätzten Viscea de St.-Martin (gestorben 26. December). Er ist einer der Begründer der seit 1822 bestehenden Pariser Geographischen Gesellschaft, hat Arbeiten über das nordwestliche Indien und über Nordafrika im Alterthum geliefert; neben einer sehr lesbaren Geschichte der Geographie und der Entdeckungen, die er schrieb, leitete er lange das von ihm ins Leben gerufene „Annuaire des voyages" und die „Année géographique" und begann noch vor zwanzig Jahren das große „Dictionnaire général géographique", das in sehr zuverlässiger Weise gearbeitet ist, und einen dazu gehörigen großen Atlas. Endlich gedachte der Vorsitzende des Chefs der Medicinalverwaltung Ostindiens, Dr. Mount, gleichfalls eines langjährigen Ehrenmitgliedes der Gesellschaft. Am 3. April wird Dr. Fridtjof Nansen in der hiesigen „Gesellschaft für Erdkunde" sprechen und an die Verleihung der erst 1898 fälligen goldenen Humboldtmedaille an den kühnen Nordpolforscher wird sich ihm zu Ehren ein Festmahl schließen. Die Gesellschaft fordert zur Zeichnung von Beiträgen für ein dem Afrikaforscher Dr. Wolf zu errichtendes Denkmal auf. Prof. Dr. v. d. Steinen gab alsdann einen kurzen Vorbericht über die dritte Schingu-Expedition des Dr. Hermann Meyer und Dr. Ranke, über die der Gesellschaft in der nächsten Monatssitzung von Dr. Meyer selbst ein Bericht erstattet werden wird. Von dem in Aegypten weilenden Professor Schweinfurth ist eine vortreffliche topographische Aufnahme der Gegend des Helmund eingetroffen; von den literarischen Neuigkeiten sei die Arbeit Martins über die in Island befindlichen Höhlen, wie Thoroddsens Geschichte der Besiedelung Islands erwähnt. — Als erster Hauptredner des Abends sprach Dr. M. Esser über seine durch bisher ganz unbekannte Gebiete führende, von August bis October 1896 unternommene Reise im nördlichen Grenzgebiet von Deutsch-Südwestafrika bis zum Kunene. Neben Port Alexander haben sich die Portugiesen, deren Energie in ihren Colonien gegenüber der Geldnoth des Mutterlandes sich überall zeigt und Anerkennung wie Nachahmung verdient, am Rio Bero den Hafen Mossamedes erschlossen, woselbst heute schon 3000 Europäer neben vielen Burenfamilien leben. Die Buren sind quer durch Deutsch-Südwestafrika auf ihren Wegen in jene Gegenden gekommen, wo Ackerbau und Viehzucht in gesundem Klima gewinnlich betrieben werden. Von diesem seit acht Jahren bestehenden Mossamedes aus ging der Vortragende südlich und gelangte in zwei Tagen nach Port Alexander. Hier an diesem ebenso fischreichen Hafen, wie wir ihn weiter südlich an der Tigerbai finden, sahen wir die ungeheure Menge von Flickern, die mit Netzen des Meeres reiche Beute einfingen, unterstützt bei dieser Arbeit von jenen zahlreichen, auf den Sklavenmärkten Angola's gekauften, sogenannten „contunctirten" schwarzen Arbeitern. 50 bis 80 Kilo dieser auch Art von Stockfisch getrockneten Fische kann man auf ein Boot pro Tag rechnen, und die Ausfuhr beläuft sich bei Port Alexander auf 225,000 Kilo, aus Tigerbai auf 750,000 Kilo, was bei einem Werthe von 5 Pfennig pro Pfund einen Werth von ungefähr 130,000 M. darstellt. Südöstlich von Port Alexander trifft man den Rio Coroca, an dessen fruchtbaren Ufern Zuckerrohrpflanzungen und Branntweinbrennereien liegen. Dagegen sind die Eingeborenen bei Makus Matavi noch Höhlenbewohner, die viele Ziegen besitzen, doch vor dem Anblicke der Reisenden fliehen. Büffel, Gnus, Giraffen, Zebras, Elephanten bezeichnen den großen Wildreichthum dieser Gegenden am Rio Coroca. Wenige Tagemärsche von Makua Matavi brachten die Reisenden südlich zu dem Nomadenvolk der Muki und östlich zu den Bakubabe, einem unglaublich niedrig stehenden Stamm, der in einer kaum zu beschreibenden Unreinlichkeit dahinlebt, ohne Waffen und Geräthe, ohne jegliche Spur menschlicher Sitte. Sie nähren sich von Wurzeln und Blättern und kennen kaum eine Sprache. Ein solches Volk in dieser herrlichen Gegend! Dagegen trafen die Reisenden östlich des Chellagebirges die intelligenten, freien, tapferen Söhne der Berge, die den Herero ähnlichen Mundimbos, die ihnen freundlichen Empfang bereiteten. Sie besaßen viel Elfenbein, das man wegen Mangels an Trägern nicht zur Küste befördern konnte, obgleich es um einen mäßigen Preis von den Eingeborenen zu erhalten war; auch Gummi gedeiht in dieser Gegend gut. Der Wildbestand ist reich, auch soll östlich von Humbe Gold gefunden worden sein. Man traf in dieser Region südöstlich des Chellagebirges auch herrschende Buren, die ihre schwarzen Arbeiter an einander gekoppelt hatten, und sie im Falle der Trägheit eine 20 m lange Peitsche von Giraffenleder fühlen ließen. Sie erklärten, Portugal kümmere sie nichts, und jeder, der sie bei ihrer Arbeit des Goldwäsche stören würde, solle dies mit dem Leben büßen. Die Burendamen waren, übrigens ein Trost für den Entdecker, selbst in dieser Wildniß nach der neuesten Mode mit Bustärmeln und Lackschuhen bekleidet. Nach Berichten der Mission von Caconda vom 29. Juli und vom 18. September 1896 wird der Goldreichthum dieser Gegend bestätigt, doch geschieht zu dessen Andeutung von portugiesischer Seite nichts. Nördlich von Humbe, das selbst nicht mehr weit vom Kunene liegt, wohnen wilde Stämme. Bei einer früheren Grenzregulirung hatte Portugal auch diese goldreiche Gegend angebaut, doch damals mißtraute man mit Recht dieser Freigebigkeit der Portugiesen. Von Humbe ging die Expedition südlich zum Kunene und dann westlich seiner Mündung zu. Die Ufer des Kunene sind dicht bewaldet, hier gedeiht eine Palme, die eine mandarinartige Frucht trägt. Trotz einiger sumpfigen Strecken ist der Boden fruchtbar, Strauße beleben zahlreich die Ufer, zu ihnen gesellen sich Giraffen. Die Wege sind namentlich in den romantischen Partien des Flußlaufes sehr schlecht, wo dieser seine Wasser durch enge Felsthore zwängen muß, die ihre granitenen Riffe den Fluthen entgegenstellen, so daß Kataraktе nicht selten sind. Inseln, die oft im Flußbett auftauchen, werden zur Regenzeit überdeckt und dann werden auch alle Wege am Strome unpassirbar. Kurz vor den letzten Fällen wird der Kunene sehr eng, um dann, wenn er die „Schwarzen Berge" durchbrochen, in einer Breite von 80 m viele Inseln bildend, bis auf 3 Kilometer von der Küste schiffbar zu werden. An seiner Mündung indessen stoßen wir auf Dünen und auf ein Felsplateau, das er bei Hochwasser wohl überschwemmt hat, wo er einst entweder am Fuße der Sanddünen seinen Lauf nahm, oder, sich in zwei Arme spaltend, einen Theil des Plateaus abwusch, wie sich aus der Natur des Geländes vermuthen läßt. In die heutige Mündung des Kunene ist von Norden, wenn auch mit großer Schwierigkeit, vielleicht ein Eindringen möglich, während von Süden dies durch vorgelagerte Felsen unmöglich gemacht wird. Wegen des Nebels, des aufsteigenden Wasserdampfs und des Sandwehens ist vom Meere her eine Einfahrt kaum erkennbar. Da man Trinkwasser bis weit ins Innere hinein findet, so könnte es auch von Werth sein, einen Zugang hier zu versuchen. Die Mündung des Kunene ist verjauret, wenn Reiher und Flamingos sieht man hier in großen Schaaren das flache Flußbett beleben; allein schon drei Kilometer von der Mündung ist der Fluß schiffbar bis zu den Kataraktен der „Schwarzen Berge", von wo aus die Handelsstraße nach Deutsch-Südwestafrika ins Ovamboland führt; auch ist die Tigerbai nur etwa 11 Stunden nördlich der Kunene-Mündung gelegen und bildet einen breiten Hafen, in dem Kriegsschiffe bequem manövriren, wie der Vortragende aus eigener Anschauung bezeugte. Die den Portugiesen gehörige Tigerbai bildet den Schlüssel zu Deutsch-Südwestafrika und könnte der Ausgangspunkt einer Bahn werden, die einst dieses, das Gebiet der Chartered Company und Transvaal durchziehen und so den Atlantischen und Indischen Ocean verbinden würde. Wer diese Bahn schaffen würde

Kunde mit Recht den größten Afrikaneen sich anreihen. — Darauf berichtete Premierlieutenant Dr. Hartmann über seine Reisen und Beobachtungen im Kaokogebiet in Deutsch-Südwestafrika. Der Vortragende hat umfassende wissenschaftliche Beobachtungen angestellt und eine Fülle von Sammlungen mitgebracht, die sich auf alles von den Eingeborenen benützte Werkzeug und Geräth, auf Kleidung, Waffen, Schmuck, Musikinstrumente u. a. beziehen, wie sie in jenen Gegenden im Gebrauch sind. Die Entwicklung der Colonien geht in der Regel vom Meere aus, dem Laufe der Flüsse aufwärts folgend, wie sich; anders ist es in Deutsch-Südwestafrika, das wenige Zugänge vom Meere her bietet. Angra Pequeno, die britische Walfischbai und Tjoalhaubmund, nördlich davon an der Mündung des Tjoalhaub, sind die einzigen. Ein langer Sanddünenwall verschließt den Zugang zum Lande, dazu kommt die starke Brandung, die ein Herankommen hindert. Dieser Dünengürtel erstreckt sich weit ins Land, und erst jüngst hat ihn der Ochsenwagen der vom Süden her kommenden Buren überwunden. Die Portugiesen landetrn 1486 zuerst an der Cap Cruz-Bai, doch ward die westafrikanische Küste erst durch die englische Marine ausgespeilt und die Resultate dieser mühevollen Arbeiten in „The Africa Pilot" niedergelegt; überall finden wir heute die Bestätigung dieser englischen Untersuchungen. In Tjoalhaubmund hat der Unternehmende selbst die Brandung an dieser Flachküste untersucht, indem er mit einem Boote von dem zwei Kilometer von der Küste abliegenden Dampfer sich auf einige hundert Meter dieser zu nähern suchte, Auslothungen anstellte und dann diese Untersuchung durch eine Beobachtung der Brunnung vom Lande her zu ergänzen suchte. Im Auftrage der South African Company hat Dr. Hartmann im Jahre 1893 zuerst das mittlere Kaokofeld genauer geographisch erforscht, das zwischen Kunene und Ugabfluß sich erstreckt. Mit einer kleinen Expedition ging es von Otjavi im Damaralande aus westlich ins Urgesteingebiet des Kaokofeldes. Der östliche Theil dieses Gebiets stellt sich als Kalksteingebiet dar, auf steinigem Boden gedeiht hier doch Gras, so daß für Viehzucht, selbst für Ackerbau das Land als geeignet erscheint. Es ist, ähnlich wie Istrien und Dalmatien, dieser Theil als ein Karstgebiet anzusehen, auf dem die Erosion unterirdisch gewirkt hat; 1500 Meter über den Meeresspiegel aufsteigend, senkt sich das Kaokofeld nach Norden und Osten, aber nur Moräste, keine Flüsse, finden sich an diesen Senkungen im Norden, so die Etoschakalppfanne. Der alkalische Gehalt des Bodens deutet auf früheren Meeresboden hin, er ist heute von nicht zu unterschätzendem landwirthschaftlichen Werthe. Bei weiterem Vordringen nach Westen findet ein Wechsel statt, es erscheinen Erosionsthäler und die nach Norden zu gelegenen Tafelberge steigen hier abwärts. Hier herrscht gegenüber dem Kalkstein im Ostgebiete der Granit vor. Im April 1894 ward Otjitombi im Gebiete der Herero passirt. Die Gräben waren in Folge von Regengüssen mit Wasser gefüllt. Hier hat eine Jahrtausende währende Erosionsarbeit die Tafelberge in der Breite und in der Tiefe durchfurcht, und der Hoanibfluß hat sich tief eingesenkt in das oben aus röthlichem Sandstein bestehende, flache, in den Abhängen mit Gesteinstrümmern bedeckte Kaokofeld. Im Westen sind die Erscheinungen durch die oberirdische Erosion hervorgerufen, dennoch haben sich beide Theile, das östliche wie das westliche Kaokogebiet, einst aus dem Meere erhoben. Mitte April 1894 erreichte die Expedition Sesfontein. Im Thale des Hoanib hier finden wir Graswuchs, auf den Abhängen Buschwald, während in höheren Theilen schon Goleriewälder erscheinen. Im Flußbette herrscht der erdige Bodencharakter vor, doch wird auf den Abhängen schon steiniger angetroffen. Das Kaokofeld ist auch hier vornehmlich zur Viehzucht geeignet. Nach der in drei Tagen von Sesfontein aus erreichbaren Küste zu wird die Vegetation niedriger, und es dehnen sich nach Nord und Süd 50 bis 100 Meter hohe Sanddünen. Aehnlich dem Hoanib stellt sich auch der Tjoalhaub als ein in ein Erosionsthal eingegrabenes Flußbett dar. Die Namib oder Dünenniederung dehnt sich längs der Küste Deutsch-Südwestafrika's bis zum Kunene nördlich aus, auch sie ist ehemaliger Meeresboden, wie aus dem dort auftretenden Brackwasser ersichtlich ist, und stellt sich als die erste der drei Stufen dar, in denen sich der afrikanische Continent an dieser Stelle aus dem Meere erhoben hat, wozu die Tafelberge als zweite, das Kullgestein als dritte Stufe der Erhebung hinzutreten. Durch steinige Schluchten ging der Vortragende, der den Ausflug zur Küste allein unternommen hatte, von der Hoanibmündung nach Sörris-Sörris zu seinem Proviantwagen zurück und eilt in vier Tagen von dort nach Walfischbai, um seinen Bericht über die Untersuchung von dort nach der Capcolonie befördern zu lassen. In der durch spärliche Vegetation sich auszeichnenden Küstengegend des Kaokolandes sind vielleicht Mineralfunde zu machen. Ein erneuter Auftrag der South Afrika Company lautete für Dr. Hartmann dahin, die Küste des Kaokogebiets bis nördlich zum Kunene auf Landungsstellen und auf das Einkommen von Guano zu untersuchen. Im Jahre 1895 begann der Vortragende die Lösung dieser Aufgabe in der Art, daß er von bestimmten Proviantstationen aus, wo Gras und Süßwasser vorhanden war, Flußexpeditionen auszuführen suchte. Drei Offiziere der Schutztruppe des Majors Leutwein wurden mit Ochsenwagen, mit je vier bis sechs Reitpferden mit Hafermorträthen, je für drei Monate, und den nöthigen wissenschaftlichen Instrumenten ausgerüstet, und von ihnen unternahm Lieutenant Voltmann die Expedition zum Ugab, dem südlichsten Flusse, auf dem man zum Südmeer vordringen wollte, während Lieutenant Helm den Lauf des Huab und Hauptmann v. Erdert des Flußlaufs des Uniab bis zur Küste zu verfolgen beauftragt wurde. Der Vortragende ging von Otjitombi im October 1895 aus und suchte dem Hoanib zu folgen, auch dem Laufe des Rudasflusses suchte der Vortragende auf einer Excursion zu folgen, der nördlich vom Hoanib zur Küste fließt. Ueber granitische und basaltische Hügel, die auch als innerer Kern des Sanddünenwalls anzusehen sind, und über diesen selbst gelangte Dr. Hartmann Ende December 1895 ans Meer, 40 Kilometer südlich vom Kunene, in dessen Palmenregion er zu Pferd einen Vorstoß unternahm. Aus Mangel an Gras und Süßwasser am Rudasflusse legte man um Khumib, der zwischen Hoanib und Rudas zur Küste geht, eine Station an und der Vortragende suchte nach Norden wie nach Süden Landungsstellen und Guanolager zu finden. In der Trockenzeit waren diese Expeditionen alle mit viel Entbehrungen verknüpft. In Sörris-Sörris gaben sich alle vier Leiter der Flußexpeditionen wieder, nachdem sie ihre Aufgaben erfüllt, ein Stelldichein. Als Resultate der Untersuchung sind anzusehen: die Bestätigung dessen, daß der Dünenwall die ganze Küste des Kaokogebiets von Süden bis zum Hoanib hinauf begleitet und dort sein Maximum erreicht, ferner die Thatsache, daß alle diese Flußläufe brackigte und giftiges Wasser führen. Vor dem Strandwall finden wir vier Moräste und Salzpfannen, und dort gefundene Walfischknochen deuten darauf hin, daß diese Theile erst in jüngster Zeit sich aus dem Meer gehoben haben, wie noch das Vorhandensein Ansatz die ganze Küste noch in der Hebung begriffen ist. Am Hoanib sind der Unternehmende frischen Guano und an der Mündung des Khumib in der Nähe von Cap Frio alten Guano. Auch die Brandungsverhältnisse an der Küste des Kaokogebiets wurden sorgfältig untersucht, überall herrscht südwestliche Brandung vor. An der Khumibmündung ist die Landungsstelle durch eine submarine Bank gegen allzu starke Brandung geschützt. Die nördlichen Theile des Kaokogebiets sind günstiger für eine Benutzung als die mittleren, doch sind diese nicht so unzugänglich, daß für eine Bahn, die man über sie führen würde, sich allzu große Schwierigkeiten darbieten. Auch hier würde eine Bahn, etwa von Walfischbai aus, den Verkehr beleben und den Werth des Landes zu heben geeignet sein.

* **Berlin.** Der auch im Auslande bekannte Berliner Botaniker Dr. Paul Taubert, seither Hülfsarbeiter am kgl. Botanischen Museum, der vor etwa Jahresfrist mit seiner Frau eine Reise nach Brasilien angetreten hatte, um das bisher wenig bekannte Gebiet von Amazonas (Nordbrasilien) botanisch zu erforschen, ist, wie die „Voss. Ztg." vernimmt, in Manaos am 1. Januar in der Blüthe der Jahre plötzlich am gelben Fieber gestorben.

* **Hermannstadt.** Der Nestor der siebenbürgisch-sächsischen Gelehrten, Dr. C. A. Bielz, beging am 4. d. seinen 70. Geburtstag. Der um die Landeskunde und die Naturwissenschaft seiner Heimath hoch verdiente Gelehrte war ein Mitarbeiter an Hauers und Stache's geologischer Aufnahme Siebenbürgens. Trotzdem er vor etwa fünfzehn Jahren erblindete, ist er noch wissenschaftlich thätig. Bielz hat auch ein vorzügliches Reisehandbuch über Siebenbürgen herausgegeben.

* **Paris.** Graf Isaak Camondo hat dem Louvre-Museum eine werthvolle Sammlung von Schnitzarbeiten, Holzschnitten und Zeichnungen geschenkt. Die letzteren rühren sämmtlich von den modernen französischen Impressionisten her, Manet, Claude, Monet, Renoir, Pissaro u. a. Unter den Schnitzarbeiten verdient Erwähnung eine große Statue, den heiligen Georg darstellend, die aus dem 15. Jahrhundert stammt und eine Perle der italienischen Kunst ist, dann eine „Kreuzigung", die Donatello zugeschrieben wird, und die Büste eines Bischofs, die zugleich einen Reliquienschrein darstellt.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 13. Februar. Nummer 35.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Justus Möser, der Vater der neuesten preußischen Agrarreform. II. Von Lujo Brentano. — Ostern und die Mathematik. Von Dr. Ludwig Karell. — Mittheilungen und Nachrichten.

Justus Möser.

der Vater der neuesten preußischen Agrarreform.

Von Lujo Brentano.

II.

In seiner historischen Begründung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses [1]) ist Möser, der angebliche Vater der historischen Schule nicht weniger unhistorisch, als irgend ein naturrechtlicher Nationalökonom des 18. Jahrhunderts. Wie diesen steht ihm am Anfang der Dinge das Sondereigenthum am Grund und Boden und zwar das Sondereigenthum von Besitzern von Einzelhöfen. Diese Urzeit ist ihm sogar die einzige Epoche, in der ein freies Privateigenthum am Boden überhaupt möglich war. Denn später schließen die freien Landeigenthümer den Originalcontract zu gemeinsamer Vertheidigung, und in demselben Augenblick, da auf Grund dieses Originalcontracts der Staat entstand, entstand mit Nothwendigkeit auch die Gebundenheit des Eigenthums. Denn jeder der freien Hofbesitzer wird damit zum Heerdienst verpflichtet. Diese Pflicht, den Staat zu vertheidigen, ruft aber mit Naturnothwendigkeit alle jene Beschränkungen hervor, denen die Bauern zur Zeit der Gutsherrlichkeit unterworfen waren. Denn, wenn schlechte Wirthe auf den Höfen ihren Ackerbau vernachlässigen, ihren Wald abholzen, ihre Gespanne vermindern, die Zahl ihrer Viehhäupter verringern und weder Muth noch Kräfte zu neuen Unternehmungen und Verbesserungen besitzen, leidet darunter die Wohlfahrt des Staats. [2]) Damit jedermann der ihm obliegenden Vertheidigungspflicht genügen könne, wurde also nöthig: 1. die Unverpfändbarkeit und Untheilbarkeit des Hofes, sowie die Pflicht des Besitzers, ihn gut zu bewirthschaften. Ohne dies hätte der Besitzer seine Pflicht gegen das Ganze nicht mehr erfüllen können. Mit Rücksicht darauf wurde er gezwungen, seine Hofwehr [3]) in guter Ordnung zu halten. Eben mit Rücksicht darauf wurde ihm verboten, Bäume zu fällen. 2. Die Hofbesitzer mußten persönlich die ihnen obliegenden Dienste leisten, da Knechte, die sie an ihrer Stelle geschickt hätten, sie schlecht geleistet hätten, und diese Dienste im Interesse des Ganzen waren. 3. Sie mußten die Primogenitur einführen, damit bei ihrem Tode ein Tüchtiger zur Leistung der Dienste vorhanden sei. 4. Aus demselben Grunde erhielt während der Minorität des Auerben der nächste Agnat die Vormundschaft und die ganze Nutzung des Hofs. 5. Aus eben dem Grund wurde die Veräußerung des Hofs, außer mit Consens des Grundherrn, verboten. 6. Aus eben dem Grunde war es nämlich nöthig geworden, daß die Freien einem Grundherrn sich unterordneten, damit er als Obrigkeit darüber wache, daß die einem jeden obliegenden Pflichten erfüllt, die Aecker bestellt, die Ausgebliebenen bestraft und die Unvermögenden oder Widerspenstigen vom Hofe vertrieben würden. 7. Aus eben dem Grunde fiel der Hof bei Aussterben der Familie des Bauern an den Grundherrn, damit er ihn wieder besetze. 8. Damit kam auch die Nothwendigkeit, das beste Stück der Erbschaft an den Grundherrn zu entrichten, da derselbe einen Lohn für seine Mühwaltung beanspruchen konnte. Dagegen durften aus demselben Grunde den weichenden Erben keine Abfindungen bezahlt werden, damit die Höfe nicht außer Stand gebracht wurden, die ihnen obliegenden Pflichten zu erfüllen. 9. Endlich entstand aus demselben Grunde die Schollenpflichtigkeit der Hofbesitzer — weil sonst niemand die dem Hofe obliegenden Pflichten gegen das Ganze erfüllt hätte. So entstand also auf Grund des Originalcontracts mit Naturnothwendigkeit das gutsherrlich-bäuerliche Verhältniß, und die Abgaben und Dienste, die Mortuarien und Laudemien, welche der Grundherr von den Bauern erhob, waren nur der Lohn für die obrigkeitlichen Functionen, die er im Interesse des Ganzen erfüllte. Diese Verfassung erschien aber Möser nicht nur als nothwendig, sondern auch als äußerst glücklich.

Dann machten die Verhältnisse eine andere Art der Kriegführung nothwendig: an die Stelle des Dienstes des Fußvolks trat der Reiterdienst, an die Stelle des Heerbanns das Lehnsgefolge. Die Bauern waren nämlich außer Stand, Reiterdienste zu leisten. Den Reiterdienst versahen für sie die Ritter, und diese erhielten dafür die Höfe der Hofbesitzer gleichsam zu Afterlehen. Damit sanken die Hofbesitzer also aus Kriegern zu bloßen Bauern herab, die den Acker zu bestellen, Fuhren zu verrichten und die Ritter, welche den Kriegsdienst für sie versahen, zu ernähren hatten. Es war aber unvermeidlich, daß es den Bauern nun nicht mehr gestattet wurde, etwas eigenes zu erwerben, sondern alles, was sie erwarben, ihren Herren gehörte. [1]) Denn wäre dem Bauern gestattet worden, etwas eigenes zu erwerben, so hätte er nunmehr stets nur für sich zu erwerben gesucht auf Kosten des Hofs. Dabei wäre der Hof heruntergekommen. Daher sei es selbst nicht zulässig gewesen, daß den Erben des Bauern die Verbesserungen blieben, welche durch den Bauern dem Hofe zutheil geworden; denn ohne langwierigen Proceß hätte man nicht entscheiden können, inwieweit die Verbesserung aus dem Eigenen des Bauern oder aus seinem Besitze selbst genommen worden. Das beste sei daher gewesen, zu bestimmen: alles, was der Bauer erwirbt, bleibt beim Hofe, ebenso wie alles, was der Beamte, der Lehnsmann, der erwählte König von Polen erwirbt, bei seinem Amte bleibt. Das Princip bei alledem sei, daß jeder Besitzer eines

[1]) Werke I, 403—410.
[2]) Cf. Werke III, 316.
[3]) Hofwehr = das zur Bestellung des Hofes nöthige Vieh und Geräthe.

[1]) Cf. Werke V, 136—147.

Digitized by Google

verliehenen Amtes, Gutes oder Hofes durch das, was er vermittelst des Besitzes erworben habe, zur Verbesserung des Verliehenen wieder beitragen müsse. Und die Bauern waren dadurch, daß sie den Ritter zum Grundherrn erhalten hatten, in die Lage gekommen, als hätte dieser ihnen ihren Hof zur Bestellung gegen Abgaben und Dienste verliehen.

Noch später trat abermals eine Veränderung in der Heeresverfassung ein: gelernte Berufskrieger traten an Stelle der geborenen Ritter, Söldnerheere an Stelle des Lehnsgefolges. Die ritterlichen Grundherren wurden nun nicht wieder beseitigt, da sie sich ja einige hundert Jahre wohl verhalten hatten und gern noch weiter Ritterdienste geleistet hätten. Allein bei den Bauernhöfen riß mit der nunmehr aufkommenden Geldwirthschaft und dem Eindringen eines für die ländlichen Verhältnisse äußerst ungeeigneten städtischen Rechts — des römischen Rechts — große Unordnung ein. Einige Bauern kauften sich frei, und unter dem Einfluß der Geldwirthschaft und des römischen Rechts griff vielfach der Mißbrauch Platz, daß Bauern, die sich frei gekauft, ihre Höfe nach Gefallen verschulden, abholzen und verwüsten durften.[1]) Andere Höfe wurden von den Grundherren mit allerhand Art von Knechten und unter allerhand beschwerlichen Bedingungen besetzt. Die lucrativen obrigkeitlichen Rechte über die Bauern wurden verkauft und zerstreut. Das gleiche geschah mit dem Rechte der Grundherren auf den Bezug von Kornrenten. Und der Staat, der Geld zur Bezahlung seiner Soldaten brauchte, kümmerte sich nun nicht weiter um den Besitzer des Hofes, wenn ihm nur die darauf gelegte Steuer zur rechten Zeit bezahlt wurde. Kurz, von dem Eindringen der Geldwirthschaft und des ihr entsprechenden römischen Rechts datirt der Verfall.

Indeß, Möser durfte sich mit dieser historischen Begründung der feudalen Wirthschaftsverfassung aus der Entwicklung der Heeresverfassung nicht begnügen. Die Welt lebt in der Gegenwart, nicht in der Vergangenheit; und die Gegenwart verlangte gerade gegenüber der Feudalität nach Freiheit, nach Freiheit der Person und nach Freiheit des Eigenthums. Möser, der Beamte der Rittergutsbesitzer, vertrat das Interesse, gegen welches dieses Verlangen gerichtet war. Um dieses zu wahren, mußte er also auch zeigen, daß die feudale Wirthschaftsverfassung in der Natur der Dinge begründet sei, so daß es als zu allen Zeiten geboten erscheine, sie vor drohendem Verfalle zu schützen. Nun konnte er dem Verlangen nach Freiheit der Person nicht widerstehen. Es war zu mächtig. Auch erkannte er die Beseitigung der Leibeigenschaft, sowie die Verwandlung der ungemessenen Dienste und Abgaben in gemessene als im gutsherrlichen Interesse selbst gelegen. Es kam nur darauf an, daß die Gutsherrlichkeit selbst bestehen blieb, daß sie die Vormundschaft über die Bauern behielt und daß diese den Gutsherren weiter Abgaben und Dienste verrichteten. Also wohl Freiheit der Person, nicht aber Freiheit des Eigenthums!

Um dies zu erreichen, mußte vor allem die Vorstellung zerstört werden, daß die Gebundenheit des Eigenthums und die Belastung der Bauern mit Abgaben und Diensten ein Ausfluß der Unfreiheit seien. Solange diese Vorstellung dauerte, war der Fortbestand der Gutsherrlichkeit durch den stärksten Impuls der Zeit, den Drang nach Freiheit, gefährdet. Daher die wiederholte Klage Mösers,[2]) daß man insgemein schließe, daß diejenigen, welche zur Bezahlung von Abfindungen an ihre nachgeborenen Kinder, zur Aufnahme von Schulden, zur Fällung eines Baums die Erlaubniß eines Gutsherrn bedurften, welche bei der Uebernahme eines Hofes Laudemien und bei Todesfall Mortuarien entrichten mußten, und welche, wenn sie ihren Hof schlecht bewirthschafteten, von diesen vertrieben würden, durchaus als Leibeigene anzusehen seien. Alle diese Beschränkungen hätten mit der Leibeigenschaft gar nichts zu thun; nicht die Freiheit der Person, wohl aber die des Eigenthums sei dadurch beschränkt.

Daher ferner jenes Bestreben Mösers, die Gutsherrlichkeit, die Gebundenheit des Eigenthums, die Entrichtung von Abgaben und Diensten als ewige Kategorien darzuthun. Sie bestanden, wie wir gesehen haben, nach ihm von Anfang an, seitdem sich die Menschen zur Vertheidigung zu einem Gemeinwesen zusammengeschlossen haben. Damals hätten die Menschen so viel von ihrer Freiheit und ihrem Vermögen zusammengeschossen, als zur Erreichung dieses Endzweckes nöthig gewesen, und die Aufsicht über dieses Zusammengeschossene einem Oberhaupte anvertraut. Damit hätten sie sich der natürlichen Freiheit, ihr Holz zu verwüsten, ihre Höfe zu zersplittern, ihre Gespanne abzuschaffen und sich mit Schulden zu belasten, weil solches dem Ganzen nachtheilig sei, ursprünglich begeben, und der Beamte, der an Stelle des Oberhauptes stehe, fordere im Namen der ganzen Gesellschaft mit Recht, daß sie ohne ihn nichts zum Nachtheil ihres Besitzers unternähmen.[3]) Und auch noch für seine Zeit erscheinen Möser diese Beschränkungen als die nothwendige Folge der Steuerpflicht gegenüber dem Staate. Der Staat könne unter allen Umständen verlangen, daß die unter ihm stehende Erde nicht mit Schulden und Pflichten beschwert, nicht mit Abfindungen zugunsten der nachgeborenen Kinder erschöpft, nicht zersplittert, nicht verhauen und nicht verwüstet, auch nicht verlassen, verpachtet oder unbesetzt gelassen werde; denn dadurch kämen die Höfe herunter und das Unvermögen des einen werde den übrigen beschwerlich, da, was der eine nicht leisten könne, dem andern nothwendig zuwachse. Daher denn auch bei Freiheit die Bauern den gleichen Beschränkungen unterworfen werden müßten, so daß es keine Verschiedenheit mache, ob ein Hof mit einem Leibeigenen oder einem Freien beliegt sei. Und aus demselben Grunde habe auch die Vertreibung vom Hofe wegen schlechter Wirthschaft mit der Leibeigenschaft an sich gar nichts zu thun. Auch sie gehört zu den ewigen Kategorien. Sie sei die Verbannung eines unwürdigen Mitglieds aus einer Gesellschaft, welche, wenn die Wirthschaft des Einzelnen zurückgehe, in Gefahr komme, ihre Aufgaben nicht länger erfüllen zu können. Daher müsse solche Vertreibung vom Hofe stattfinden ohne Rücksicht auf den Status des Inhabers, selbst wenn er freier Eigenthümer des Hofes sei. Es sei nur ein mit der Geldwirthschaft und dem römischen Recht eingerissener Mißbrauch, daß der Staat diese Beschränkungen gegenüber den Freien vielfach nicht geltend mache.[4])

Ja noch mehr! Jene Beschränkungen des Eigenthums sind nicht nur nicht im Widerspruch mit der Freiheit, — wo sie nicht bestehen, ist sogar die Freiheit gefährdet; denn bei unbeschränktem Eigenthum besteht nicht nur die Gefahr, daß der steuerpflichtige Hofbesitzer sein Gut mit Zinsen, Abgaben und Diensten so erschöpfe, daß sowohl seine Person, als auch sein Vermögen leistungsunfähig werden, sondern daß er sich sogar einem Herrn zum Leibeigenen übergebe.[5])

Daher denn auch Mösers Behauptung, daß auch solche freie Bauern, die keinen Grundherrn hätten, durch die Natur der Dinge zu denselben Beschränkungen würden getrieben werden. Das, was sie dazu nöthige, sei ihre Pflicht gegen den Staat, ihre Pflicht, denselben zu vertheidigen

1) Cf. Werke I, 409, III, 317 u. passim.
2) Werke I, 408, III, 319 u. passim.
3) Werke III, 318.
4) Werke III, 316, 317. I, 228, 229.
5) Werke I, 219.

Digitized by Google

und ihm Steuern zu zahlen. Ohne jene Beschränkungen würde ihre Wirthschaft verfallen, und sie würden unfähig werden, dieser Pflicht gegen den Staat zu genügen.[1])

Und damit nicht jemand den Einwand erhebe, Möser rede immer nur von Bauern, übersehe aber, daß jenes freie Eigenthum, dessen Möglichkeit er beweise, beim Gutsherrn bestehe, so leugnet er nicht, daß bei Exemtion von der Steuerpflicht, wie die adeligen Güter sie hatten, ein Eigenthum möglich sei;[2]) dagegen führt er aus, daß gerade das Beispiel der Rittergutsbesitzer beweise, wie nothwendig die Gebundenheit für Erhaltung der Leistungsfähigkeit des Besitzes sei; denn die Edelleute führten durch Fomillengesetz selbst ein, was der Staat von den übrigen als nothwendig fordere.[3])

Nicht in irgendwelcher Unfreiheit wurzeln also nach Möser die Beschränkungen in der Verfügung über das Eigenthum, sondern in der Natur der Dinge, indem die Pflicht gegen den Staat zu diesen Beschränkungen nöthigt. Und ohne Zögern spricht er die Schlußfolgerung aus,[4]) die sich aus dieser seiner Auffassung nothwendig ergibt, daß es seit der ersten Entstehung des Staats gar kein Grundeigenthum gebe und geben könne, weil der natürliche Eigenthümer solches beim Anfang der Gesellschaft nothwendig aufgegeben habe. Grundeigenthum finde sich bloß im Stande der Natur und der Exemtion. Wo Steuerpflicht bestehe, könne es nur heißen: die Erde ist des Staats, und als Grundpfeiler aller Eigenthumsordnung bezeichnet Möser folgende Sätze:[5]) 1. Jeder steuerpflichtige Hof, er sei besetzt, wie und von wem er wolle, ist im Gefolge des gesellschaftlichen Originalcontracts eine Pfründe des Staats, oder, wenn man lieber will, ein Stammlehen oder Fideicommißgut, welches der Besitzer auf zeitlebens zu vertheidigen und zu nutzen hat und mit seinem Tode demjenigen eröffnet, der durch die Gesetze dazu berufen ist. 2. Kein Sohn oder Nachfolger in einem steuerpflichtigen Hof ist verpflichtet, seines Vaters oder Vorgängers Schulden zu bezahlen, insofern ihre Aufnahme nicht vom Gutsherrn bewilligt ist.

Historisch und nach der Natur der Dinge erscheint also Möser als die einzige dem Wesen des Grundbesitzes entsprechende Agrarverfassung: Staatseigenthum und Bewirthschaftung desselben durch freie Bauern genannte Zweidrittelsknechte unter Oberaufsicht von Gutsherren. Wiederholt hat er dieses sein Ideal im einzelnen ausgeführt. Die charakteristischen Merkmale desselben sind folgende:

Der Bauer ist nicht freier Eigenthümer seines Hofes. Ueber ihm stehen der Staat und ein Gutsherr, denen er Abgaben, Renten und Dienste schuldet. Auch hat er nicht die freie Verfügung über seinen Hof. Er darf ohne Genehmigung des Gutsherrn kein Holz schlagen, seinen Hof nicht zertheilen und ihn nicht mit Schulden beschweren. Vielmehr soll der ganze Bauernhof zu einem öffentlichen Fideicommiß erklärt werden, an welchem der Staat und der Gutsherr zwar ihre Rechte behalten, aber kein Gläubiger — und wenn er auch ein abgehendes Kind wäre — jemals einen Anspruch erheben kann.

Um die Ueberschuldung zu verhindern, bestehen dreierlei Vorschriften: Einmal wird verboten, den Grund und Boden in der Form einer kündbaren, verzinslichen Capitalschuld zu belasten.[6]) Das Recht des Gläubigers, ein gewährtes Darlehen zu kündigen, sei durchaus dem Grundeigenthum und der Freiheit zuwider. Ein Krieg, ein Mißwachs und andere Unglücksfälle könnten tausend Grundbesitzer nöthigen, sich zu verschulden. Benutze nun der Gläubiger den dem Grundbesitzer unbequemsten Zeitpunkt zur Kündigung, so müsse er sich alle ihre Güter zum Nachtheil des Staates zueignen und seine Mitbürger zu seinen Sklaven machen können. Die Zinsen seien zuerst unter Bürgern und Handelsleuten aufgekommen und in Deutschland erst weit später von den Landeigenthümern eingeführt worden, da man an das canonische Recht nicht mehr gebunden zu sein glaubte. Der Eigenthümer eines Gutes könne aber zu der Erde nicht sagen: gib mir nach einem halben Jahre so viel wieder, als ich in mein Gut gesteckt habe. Daher könne er auch nicht dem Gläubiger die von ihm geliehene Summe zurückzahlen, wann dieser es verlange. Es sei daher der Zinscontract dem Grundbesitzer schlechthin zu verbieten und statt desselben der Rentekauf wieder einzuführen oder das Darlehen gegen Annuitäten.

Sodann wird eine Verschuldungsgrenze eingeführt.[1]) Aus den Gebäuden auf dem Hofe und der Hofwehr, welche beständig vollzählig sein muß, ist unter gutsherrlicher Garantie ein Freistamm, d. h. ein Capital, das vor allem richterlichen Angriff sicher ist, zu bilden und gerichtlich einzutragen. Indeß soll für alle Schulden, welche der Hofbesitzer macht, sowie für alles, was er dem Staate zu zahlen hat, in erster Linie das übrige Vermögen des Schuldners, das nicht zur Hofwehr gehört, haften; die Hofwehr soll erst haften, wenn das übrige Vermögen zur Deckung nicht zureicht. In diesem Falle soll aber nicht zur Execution geschritten, sondern die Schulden sollen gerichtlich als Belastungen des Freistammes eingetragen werden. Erst wenn die Summe der Schulden die Höhe des Freistammes erreicht — dann aber sofort — soll zur Abäußerung, d. h. zur Vertreibung des Bauern geschritten werden und der Hof dem Grundherrn übergeben werden, damit er ihn weiter besetze. Der Grundherr hat die eingetragenen Schuldbeträge zur Tilgung der Schulden zu erlegen, und das, was er zu diesem Zweck zahlt, wird an die eingetragenen Gläubiger nach der Ordnung vertheilt. Der Grundherr hat den Hof binnen bestimmter Frist wieder zu besetzen. Thut er dies nicht, so geschieht die Besetzung durch den Landesherrn als obersten Kriegsherrn. Der Gutsherr hat von dem neuen Besitzer das Geld, das er ausgelegt hat, sowie ein billiges Laudemium zu fordern. Bei dem geringsten Mangel an der vorgeschriebenen Hofwehr und an den Gebäuden (also an dem, was den Freistamm bildet) ist das Fehlende auf Aufforderung des Gutsherrn zu ergänzen. Geschieht die Ergänzung nach dreimaliger Aufforderung nicht, so ist dies eine genügende Ursache zur Vertreibung des Bauern vom Hof. Der Gesammtbetrag der Gerichtskosten, welche der Verkauf des Hofes verursacht, wird gerichtlich als Belastung des Freistammes mit eingetragen. Auch soll, falls es zum Verkauf des Hofes kommt, den Gläubigern nicht mehr als eines Jahres Zins vergütet werden.

Weitere Vorschriften zur Verhütung von Ueberschuldung sind ferner die über das Erbrecht.[2]) Nur ein Kind soll den Hof erhalten, und zwar das jüngste, „damit die älteren aus dem Neste sind, wenn der Erbe wieder brüten will". Möser setzt also nicht voraus, daß die Geschwister des Anerben auf dem Hofe bleiben; das wäre zu sehr im Widerspruch mit dem gewesen, was ihm die Wirklichkeit zeigte. Die Geschwister sollen abgefunden werden, und zwar sollen die abgehenden Söhne Kost und Kleidung im elterlichen Hause bis ins 21. Jahr erhalten; dann bekommen sie zur Aussteuer sechs Hemden, ein vollständiges Kleid und einen

1) Werke I, 220, 403—410, III, 316 u. passim.
2) Werke III, 319.
3) Werke IV, 219; V, 169 u. passim.
4) Werke III, 318, 319.
5) Werke III, 325.
6) Werke II, 99, 105.

1) Werke I, 219; III, 229; III, 235.
2) Werke III, 232, 236; IV, 319; V, 169.

Walter Korn. Gibt ihnen der Vater mehr, so ist es sein freier Wille; der Sohn kann es mit Recht nicht fordern. Mit dieser Abfindung soll er in die Welt geschickt werden und selbst zusehen, wie er vorwärts kommt. Die Töchter sollen bis in ihr 18. Jahr im elterlichen Hause frei unterhalten werden und bekommen, wenn sie heirathen, einen Brautwagen, so wie ihn die drei ältesten Bauern bestimmen. Bei Bemessung dieser Abfindungen und Ausstattungen darf aber nicht der Werth des Hofes, sondern lediglich der Freistamm in Betracht gezogen werden. Je höher dieser verschuldet ist, desto geringer haben jene zu sein. Dagegen soll es den Eltern unbenommen bleiben, von dem Vermögen, welches sie über den Freistamm haben, ihren abgehenden Kindern nach eigenem Gefallen Gutes zu thun.

Möser will also den Bauern ein freies Vererbungsrecht nur für Gebäude und todtes und lebendes Inventar, nicht aber für das Land gewähren. Als Grund hiefür führt er an, daß Gebäude und Inventar durch den Bauer selbst errichtet und beschafft worden seien und von ihm nicht errichtet oder beschafft würden, wenn seine Kinder kein Erbrecht daran hätten, daß dagegen das Land dem Bauern vom Gutsherrn nur gegen Abgaben und Dienste verliehen, vom Bauern also nicht erworben sei. Mit besonderem Nachdruck kommt Möser immer und immer wieder auf die Nothwendigkeit dieses Anerbenrechtes zurück. Bald rühmt er es, weil es die Abfindung von Kindern und Geschwistern immer zum besten des Hofes bestimme; indem es alle Verbesserungen des Hofes dem Hoseserben allein zuwende, komme es den Gutsbesitzern besonders zugut. Bald appellirt der Osnabrücker an die ihm ja fern stehende preußische Regierung, sie möge doch ein Anerbenrecht einführen, und zwar fast mit denselben beweglichen Worten, die wir in unsern Tagen so oft aus dem Munde seines Landsmannes, des gegenwärtigen preußischen Finanzministers, gehört haben. Kein freier Hof könne auf die Dauer bestehen, wenn jedes abgehende Kind einen römischen Pflichttheil davon erhalten solle; und dem Staate sei doch daran gelegen, daß der steuerbare Hof erhalten werde. Das freie Gut könne nicht leicht auf den dritten Erben kommen, wenn es bei jedem Erbgang zur gleichen Theilung unter sämmtliche Kinder komme. „Der Edelmann selbst würde nicht bestehen, wenn er mit seinen Geschwistern gleich theilen müßte; und noch weniger ein geringer Landsasse, der die öffentlichen Lasten tragen muß; daher auch die mehrsten, welche sich freikaufen, sich die wohl angenommenen Rechte der Leibeigenen in jenen Fällen vorbehalten, oder ein Minoratfideicommiß stiften, nachdem man vergessen hat, daß die Höfe von Natur Staatsfideicommisse sind." Dabei finden sich bei Möser[1]) dieselben Irrthümer über die Umgestaltung der altgermanischen Erbfolge durch das eindringende römische Recht und dessen verderblichen Einfluß, mit denen Dr. Miquel die nationalen Leidenschaften zugunsten der Wiedereinführung des durch die Feudalität ins Leben gerufenen Anerbenrechtes anzurufen pflegt.

Allein Möser begnügt sich nicht mit Vorschriften zur Verhütung der Verschuldung. Er sorgt auch, daß sie beobachtet werden. Die Aufsicht darüber führt ein Beamter, nämlich der Gutsbesitzer, der ja nach seiner Auffassung nur als ein Aufseher des Staats über die Wirthschaften der Bauern erscheint. Alle Schulden der Bauern sind auf den Freistamm gerichtlich einzutragen; und damit dies geschehe, wird bestimmt, daß ohne solche Eintragung die Gläubiger keinerlei Sicherheit für ihre Darlehen haben. Damit der Gutsherr alljährlich sehe, ob der Bauer zurück- oder vorwärtsgekommen, werden die gerichtlich eingetragenen Schulden eines jeden Bauern in seinem Pachtbuch verzeichnet. Befinden sich die Bauern nach dieser Ordnung in großer Abhängigkeit von dem Gutsherrn, so fehlt dafür jedwede Abhängigkeit derselben vom Capital.

So tritt in dem ganzen Agrarprogramm Mösers immer und immer wieder hervor: der Angelpunkt seiner ganzen Auffassung ist ihm der Gutsherr. Das Interesse des Gutsherrn ist das oberste. Ihm muß alles andere untergeordnet werden. Möser, dem ständischen Beamten, gilt es als unverletzlich. Sogar Mösers ganze Anrufung des Staatsinteresses hat nur die Bedeutung, die Stellung und Interessen des Gutsherrn, indem er als nicht zu ersetzender Aufsichtsbeamter des Staates hingestellt wird, zu festigen. Daher denn alle die vorgeführten Maßnahmen zur Ordnung der bäuerlichen Verhältnisse. Daher ist auch für Möser nicht das wichtigste der Mensch, der den Hof bestellt, sondern der Hof, den er bestellt. Und dieser Grundzug der Möser'schen Auffassung zeigt sich besonders auch in der Abwesenheit jenes sentimentalen Arguments, mit dem die heutigen Anhänger seines Agrarprogramms für dasselbe Propaganda zu machen bemüht sind: daß Verschuldungsgrenze und Anerbenrecht nothwendig seien, um den Hof im Besitz der Familie des bisherigen Besitzers zu erhalten. Da in Mösers Zeit die Rittergutsbesitzer noch ganz anerkannt und unverschleiert die Herrschenden waren, hatte er es nicht nöthig, seine auf die Interessen des Großgrundbesitzes abzielenden Vorschläge mit solchen Berufungen an das Mitgefühl für die Familien der Bauern zu verbrämen. Vielmehr spricht er wiederholt[1]) und zwar äußerst energisch für den Uebergang des Hofs aus unfähigen Händen in die des tüchtigsten Wirthes. Jedes Unvermögen, dem Hofe vorzustehen, soll die Entsetzung des Inhabers nach sich ziehen. Wer an Jahren, Verstand, Vernunft, Vermögen, gutem Willen oder Kräften zu schwach sei, sein Land, sein Leben oder seinen steuerpflichtigen Hof zu vertheidigen, der sei ohne Rücksicht auf Schuld oder Unschuld seiner Staatspfründe, d. h. seines Grundbesitzes, auf ewig oder, so lange sein Unvermögen daure, zu entsetzen. Wenn jemandem seine Hofwehr gepfändet werde, sei dies ein selbstredendes Zeugniß seiner Unfähigkeit, länger auf dem Hofe zu bleiben. Und ebenso lebhaft wie für die Verschuldungsgrenze und für Anerbenrecht tritt Möser gegen die Beibehaltung überschuldeter Grundbesitzer ein: „Die richterliche Hülfe muß sich weder durch die Thränen der Wittwe, noch durch das Geschrei der Waisen aufhalten lassen. Wenn Gott den Schuldner mit Unglücksfällen heimsucht, so muß er, und nicht der Gläubiger leiden. Soll der Gläubiger mit Weib und Kind bittere Noth leiden, bloß darum, damit sein Schuldner und kein anderer ehrlicher Mann diesen oder jenen Hof bewohne?"

Indeß so glänzend der Geist, die Gelehrsamkeit, der Scharfsinn und das schriftstellerische Talent Mösers waren, er war außer Stand, den Siegeslauf der von ihm bekämpften Ideen seiner Zeit aufzuhalten. Die Welt war einmal nicht davon zu überzeugen, daß die feudale Wirthschaftsverfassung eine ewige Kategorie sei. Sie vermochte nicht länger an die Unentbehrlichkeit eines Gutsherrn, der über Bauern herrscht, zu glauben. Sie war der Meinung, daß der Bauer, der als freier Eigenthümer seinen Hof bewirthschafte, durch sein Selbstinteresse zu weit besserer Wirthschaft veranlaßt werde, als durch die Fuchtel eines ihn beaufsichtigenden Grundherrn, und daß die Gefahr, durch schlechte Wirthschaft den Hof zu verlieren, den Bauern noch weit mehr zu guter Wirthschaft antreiben werde, wenn sie ihm unmittelbar in der Person des Gläubigers als durch Vermittlung eines Grundherrn entgegentrete. Je

[1]) Vgl. z. B. IV, 219 u. passim.

[1]) Werke I, 228, 229; III, 316, 357, 359 u. passim.

Digitized by Google

noch mehr! Die Welt wollte nicht länger glauben, daß der Bauer nur eines Grundherrn und der Mensch nur des Hofes wegen da sei. Sie war von der Meinung nicht abzubringen, der Hof sei des Menschen wegen da, und daher seien die Interessen des Hofes denen des Menschen, und nicht umgekehrt, die des Menschen denen des Hofes unterzuordnen. Sie ging sogar so weit, zu meinen, daß der Staat nur der Menschen wegen da sei, die ihn bilden, und daß zu diesen Menschen nicht bloß die Hofbesitzer, geschweige denn gar nur die Rittergutsbesitzer, sondern auch jene gehörten, die bei der feudalen Wirthschaftsverfassung als weichende Erben keinen Antheil am Hofe, sondern nur erbärmliche Abfindungen erhalten hatten, und sie beseitigte demnach ebenso wohl Primogenitur wie auch Anerbenrecht des Jüngsten. Kurzum die Durchführung eben jenes freien Privateigenthums am Boden, welches Möser so lebhaft bekämpft hatte, wurde der leitende Gedanke aller Agrarpolitik des 19. Jahrhunderts. Ja im weiteren Verlaufe desselben überzeugte sich die Welt sogar, daß es ein Irrthum sei, daß nur die Classen, welche Landwirthschaft trieben, der Staat, oder daß sie für den Staat auch nur wichtiger als die übrigen Classen seien: denn mit der Weiterentwicklung wurde die Zahl derjenigen, welche von der Landwirthschaft lebten, aus der Mehrheit die Minderheit, und, während der Schwerpunkt der Argumentation Mösers stets in dem Interesse des Staates an seinen Steuerzahlern ruht, zeigte sich, daß jene Landwirthschaft treibende Minderheit nur noch einen immer unerheblicher werdenden Bruchtheil der Staatssteuern aufbrachte. Es war also naturgemäß, daß — ganz abgesehen von den sonstigen Mängeln der Möser'schen Argumentation — ihre Beweiskraft in dem Maße abnahm, als die materielle Grundlage, auf der die Auffassung Mösers beruhte, verschwand.

Möser erlebte die Anfänge dieses Sieges der von ihm bekämpften Ideen in der französischen Revolution, und es ist begreiflich, daß er alle ihre wirthschaftlichen Maßnahmen als den Anfang eines furchtbaren Verfalls der Volkswirthschaft ansah. So entsetzte ihn besonders die Ersetzung der Primogenitur durch das gleiche Intestaterbrecht nicht minder als Burke und Malthus. Gleich dem letzteren sah er in dem Wunsche des Menschen, eine Familie zu stiften, den stärksten Antrieb zum Fleiß, und prophezeite als Folge der Beseitigung der Primogenitur, daß nunmehr alle Capitalisation aufhören werde, indem ohne jene Hoffnung jeder lieber das Seine verzehren, als in unzählige Theile zerfallen lassen werde.[1]) In seinem Nachlaß befindet sich ein Fragment: die Geschichte des künftigen Jahrhunderts.[2]) Darin prophezeit er:

„1. Im ganzen Staate ist kein Landeigenthümer mehr zu finden. Denn nachdem die Steuern so hoch angewachsen, daß sie der Pachtrente gleichkommen, so verwandelt sich das Eigenthum von selbst in eine Pachtung vom Staate. Eigenthumer hielten es auch nicht mehr der Mühe werth, sich als Pächter scheeren zu lassen, und gingen daher in andere und bessere Gegenden. Dagegen traten Bettler an ihre Stelle.

2. Der Ackerbau ist überaus gesunken, nachdem alles in kleine Hände gekommen, welche keine ordentlichen Gespanne unv nicht das erforderliche Vieh halten können.

3. Gutsherren kennt man gar nicht mehr. Die Gründe ihrer Leibeigenen und Zinsbauern sind ihnen insgesammt heimgefallen, nachdem vie Steuern so hoch gestiegen und die Gefälle so hoch getrieben sind. Sie haben daher alle ihnen gehörigen Bauernhöfe verpachtet und werden nunmehr von den Pächtern dermaßen gerupft, daß sie entweder selbst den Pflug in die Hand nehmen und ihre Höfe bestellen, oder solche dem Staate abandonniren müssen."

Wie schade, daß Möser nicht selbst das Ende des von ihm prophezeiten Jahrhunderts erlebt hat! Er hätte dann nicht bloß gesehen, daß in Frankreich trotz des gleichen Intestaterbrechts, ja vielleicht infolge desselben, die Capitalisation in einer Weise zunahm, welche die Zunahme der Bevölkerung weit hinter sich läßt, und daß der Landwirthschaft in Frankreich, Belgien, den Rheinlanden und anderen Ländern des gleichen Intestaterbrechts eine Sorgfalt und dem entsprechend eine Blüthe zutheil geworden ist, von der das 18. Jahrhundert keine Ahnung hatte; er hätte gesehen, daß auch in den übrigen Ländern des Continents von seinem ganzen Agrarprogramm nichts verwirklicht worden ist, als die facultative Verschuldung des Grund und Bodens gegen Amortisation und Annuitäten, daß im übrigen alle von ihm bekämpften Maßnahmen durchgeführt worden sind, und daß die Folgen ihrer Durchführung die entgegengesetzten der von ihm befürchteten waren. So bestanden z. B. in Bayern im vorigen Jahrhundert alle jene Beschränkungen der Bauern, für welche Möser so eifrig plaidirt. Die Bauern konnten ihre Höfe ohne Genehmigung ihres Gutsherrn nicht veräußern, nicht zertheilen, nicht verschulden. Nur ein Kind erhielt im Erbgang den Hof; die übrigen erhielten nur unerhebliche Abfindungen. Drakonische Strafen waren festgesetzt, um die Bauern zur fleißigen Bewirthschaftung ihrer Höfe zu zwingen. Ihren Erfolg mag man daraus ermessen, daß damals „tausend und tausend Höfe öde" standen und „fast ein Drittel vom Lande nicht gebaut" war. Angesichts solcher Calamität erkannten damals gerade die patriotischsten Männer, daß das eigene Interesse des zu einem freien Eigenthümer gewordenen Bauern ein weit wirksamerer Sporn, Grundstück und Inventar nicht verkommen zu lassen, sei, als aller durch die feudalen Gutsherren im Namen des Staates geübte Zwang, und eröffneten mit Feuereifer einen Feldzug zur Verwandlung des bäuerlichen „Besitzers" in einen „pflichtenlosen Eigenthümer". Sie drangen damals nicht durch, und erst die liberale Gesetzgebung dieses Jahrhunderts hat den Bauern die ersehnte Befreiung gebracht. Seitdem hat ein Aufschwung der bayerischen Landwirthschaft stattgefunden, wie er zur Zeit jener von Möser befürworteten Beschränkungen des Eigenthums unerhört war. Aber nicht nur dieses hätte Möser gesehen. Er hätte gesehen, daß weit entfernt, durch Steuern erdrückt zu werden, die Landwirthe so sehr von Steuern befreit worden sind, daß sie nach seiner Auffassung von Staatsbürgerthum im Vergleich zu den übrigen Gesellschaftsclassen kaum mehr als Staatsbürger gelten können, und er hätte ferner gesehen, daß trotzdem die Staaten gleichzeitig zu einer in früheren Jahrhunderten unerhörten Machtstellung gelangt sind.

Ob wohl Möser, wenn er all dies erlebt hätte, noch gehofft hätte, sein Agrarprogramm verwirklicht zu sehen?

Und dennoch sehen wir seine Durchführung heute versucht. Der ostelbische Großgrundbesitz hat sich mit der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung, welche die von Möser bekämpfte Freiheit des Eigenthums zu verwirklichen suchte, innerlich niemals versöhnt. Es ist bekannt, wie erfolgreich er 40 Jahre lang ihre Durchführung zu hintertreiben verstanden hat. Und nachdem sie 1848—1850 endlich zur Wahrheit geworden, jammerte er selbst zur Zeit des größten landwirthschaftlichen Aufschwungs und der höchsten Getreidepreise, daß der Boden seinen Mann nicht mehr ernähre. Allein alle seine Klagen blieben vergeblich, so lange das altpreußische, in den Stein-Hardenbergischen Traditionen aufgewachsene Beamtenthum in der Agrarpolitik maßgebend blieb. Sie fanden einen Wiederhall erst dann, als nach der Annexion von Hannover Justus Möser in Dr. Miquel

[1]) Werke V, 206.
[2]) Werke I, 9.

einen Rächer seiner bei seinen Lebzeiten erlittenen Vernachlässigung seitens der preußischen Regierung fand.

Sofort nach seinem Eintritt ins preußische Abgeordnetenhaus finden wir Dr. Miquel als Lobredner der 1850 in Preußen verbotenen Erbpacht. Zunächst tritt uns seine Vorliebe für dieselbe nur erst in gelegentlichen platonischen Redewendungen entgegen. Aber nicht lange währte es, daß sich die Gelegenheit, ernstlicher für sie Propaganda zu machen, bot. Ein Versuch, in Neuvorpommern, wo der Latifundienbesitz 80 Procent der Bodenfläche ausmacht, durch Domänenzerschlagung einen neuen Bauernstand zu schaffen, war infolge der von der Bureaukratie dabei begangenen Fehler mißglückt. Gleichzeitig hatten in Mecklenburg Auftheilungen von Domänen in Erbpachtgüter mit Erfolg stattgefunden. Beide Thatsachen wurden von den Anhängern der Wiedereinführung der Erbpacht mit Geschick gegen den Verkauf zerschlagener Domänen an Bauern zu freiem Eigenthum benützt. Da kam der Plan, durch Aufkaufen polnischer Güter in Posen und Westpreußen und Zerschlagen derselben in Bauerngüter einen deutschen Bauernstand in diesen Provinzen zu schaffen. Auf Antrag Dr. Miquels wurde bestimmt, daß die so geschaffenen Bauerngüter statt gegen Capital gegen Rente sollten verkauft werden können, und gleichzeitig wurden dieselben im Interesse ihrer Erhaltung in deutschen Händen allen jenen Beschränkungen unterworfen, welchen Möser seine Zweidrittelsknechte unterworfen sehen wollte. Damit war der Besitztypus des Rentenguts nach Möser'schem Muster neu geschaffen.

Nicht lange darauf trat der Germanisationsgedanke wieder zurück, aber nur, um dem socialpolitischen Gedanken, durch Zerschlagen des ostelbischen Großgrundbesitzes in bäuerliche Erbpachtgüter sowohl dem Großgrundbesitz in seinen Geldbedürfnissen entgegenzukommen, als auch dem Staat einen neuen Bauernstand zu schaffen, desto mehr Raum zu geben. Heute kann jeder Großgrundbesitzer seinen Besitz verkaufen und ihn trotzdem behalten. Er braucht ihn bloß in Bauerngüter zu zerschlagen und diese statt gegen Capitol gegen Rente zu verkaufen. Der Staat übernimmt drei Viertel der Rente gegen Zahlung ihres Capitalwerths an den Großgrundbesitzer; das letzte Viertel kann sich dieser als unablösbare Rente ausbedingen und behält so ein dauerndes Obereigenthum über die veräußerten Bauerngüter. Wo die Auftheilung des Großgrundbesitzes in dieser Weise stattfindet, tritt an Stelle des freien bäuerlichen Eigenthums das Rentengut mit der Verpflichtung zur Rentenzahlung an den verkaufenden Gutsherrn oder den Staat, oder an beide. Eine Oberaufsicht staatlicher Beamter über den Hof und seinen Besitzer tritt an die Stelle des unbeschränkten Verfügungsrechtes des Bauern, um das Interesse von Staat und Gutsherrn am Hofe zu wahren. Ohne Genehmigung dieser Beamten ist der Hof untheilbar. Eine andere Verschuldung als gegen eine unkündbare Rente ist nur noch als Ausnahme möglich. Eine Verschuldungsgrenze einzuführen, um Ueberschuldung zu verhüten, ist allerdings vorläufig gescheitert. Dagegen gelang es, zu diesem Zweck ein Anerbenrecht zu decretiren, das, ähnlich wie das Möser'sche Ideal, die weichenden Erben nahezu enterbt. Dabei will man dieses Agrarrecht nicht bloß auf die Fälle beschränkt wissen, in denen der Staat eine Domäne oder polnischen Grundbesitz, oder in denen ein Großgrundbesitzer seinen Besitz in Bauernstellen zerschlägt, sondern man sucht es auch in den Gegenden einzuführen, in denen freier bäuerlicher Besitz vorherrscht: jedes Bauerngut, dessen Besitzer die Hülfe der Rentenbanken zum Ankauf weiterer Parzellen in Anspruch nimmt, verwandelt sich damit in ein Rentengut und wird allen für Rentengüter erlassenen Beschränkungen unterworfen. Auf diese Weise soll das Rentengut allmählich sowohl in den Gegenden des Großgrundbesitzes, wie in denen des bäuerlichen Besitzes das freie Eigenthum am Boden wieder verdrängen. Während man der bisherigen Agrarverfassung den Vorwurf macht, sie mache zum Anfangs- und Endpunkt der Volkswirthschaft statt der Menschen das Capital, macht man wie Möser zur Zeit der Grundherrlichkeit zum Anfangs- und Endpunkt der Volkswirthschaft wieder den Hof. Die Staatsraison wird wieder hervorgeholt, um alle diese Vergewaltigungen des Individuums zu rechtfertigen.

So hat Mösers Agrarprogramm über den Geist der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung in der neuesten preußischen Agrarreform auf der ganzen Linie triumphirt. Es fragt sich bloß, ob sich die Bauern finden werden, die bereit sind, sich unter das wiederhergestellte Obereigenthum sei es des Staats, sei es eines Grundherrn, sei es beider, zu fügen. Einstweilen sprechen die Anzeichen dagegen, daß dem so sein wird.

Ostern und die Mathematik.

Von Dr. Ludwig Karell.

Im Jahre 1886 hatten die abergläubischen Leute allerorten eine heillose Angst, denn sie fürchteten, daß zu Ostern die Welt untergehen müsse. Es sprachen zwei Gründe dafür: erstens ist der 25. April, auf welchen damals der Ostersonntag fiel, der späteste Ostertermin. Zweitens ist diese Katastrophe in einem Buche „von Nostradamus' eigener Hand" prophezeit. Es heißt dorin:

„Wenn Georg Gott kreuzigen,
Wenn Markus ihn wiedererwecken
Und der heilige Johannes ihn tragen wird,
Wird das Ende der Welt kommen."

In dem bezeichneten Jahre fiel der Charfreitag auf St. Georg, Ostern auf St. Markus und Frohnleichnam auf Johannes den Täufer. Es waren somit alle Bedingungen für das Ende der Welt gegeben. Sie ging trotzdem nicht zugrunde, ebenso wenig wie sie dies in den Jahren 1666 und 1734 that, wo ebenfalls Ostersonntag auf den 25. April fiel. Und so hoffen wir, daß sie auch 1943 und 2038 überdauern wird, in welchen Jahren dieses Fest gleichfalls am spätesten Termin gefeiert wird.

Zum Troste für furchtsame Gemüther seien hier die Arten angegeben, nach denen man die Ostertermine für alle Zeiten berechnen kann.

Vor mehr als fünfzehn Säculis, im Jahre 325 n. Chr., wurde auf dem nicänischen Concil festgestellt, daß Ostern allemal auf den ersten Sonntag nach dem ersten Vollmond im Frühling fallen solle. Ist dieser Vollmond selbst ein Sonntag, so ist das Osterfest auf den nächst folgenden zu verschieben.

Hiebei ergab sich jedoch eine bedeutende Schwierigkeit bezüglich der Feststellung des Frühlinganfangs. Nehmen wir z. B. an, der Augenblick jenes ersten Vollmonds trete in Petersburg Sonntag früh um 1 Uhr ein; dann muß Ostern nach der obigen Bedingung auf den nächsten Sonntag verschoben werden. Zu derselben Zeit ist es in London noch Samstag Abend, zwei Minuten vor 11 Uhr; hier müßte also Ostern schon am nächst folgenden Tage gefeiert werden; somit hätten die Katholiken in England diese Feier um acht Tage früher zu begehen, als die in Rußland.

Um dieser Unordnung vorzubeugen, bestimmte Papst Gregor XIII. in seiner genialen Kolenderreform (1582), daß der Anfang des Frühlings fortan nicht mehr auf astronomischem, sondeen auf cyklischem Wege festgesetzt werden solle.

In der Folge wurden mehrere Methoden für die Berechnung des Ostersonntags aufgestellt. Da die meisten

derſelben ſich complicirter Tabellen bedienen, ſo will ich, dieſe übergehend, nur die drei ſogenannten „abgekürzten“ Verfahren angeben.

Zu dieſem Zweck nehme ich an, es wäre jemand ſo neugierig, jetzt ſchon das Datum des Oſterſonntags vom nächſten Jahre (1898) wiſſen zu wollen.

Nach der erſten Rechnungsart muß er zunächſt „die goldene Zahl“ aufſuchen. Dieſe gibt den Stand eines Jahres, innerhalb eines Mondcyklus, an. Ein ſolcher beſteht aus 19 Jahren, d. h. nach dem Verlauf einer ſolchen Periode fallen die mittleren Mondphaſen auf dieſelben Monatstage. Hat ein Jahr die goldene Zahl 10, ſo iſt es das zehnte im laufenden Mondcyklus. Zur Beſtimmung derſelben muß man ſich vor Augen halten, daß im Jahre 1 v. Chr. ein neuer Cyklus begann. Bildet man alſo den Ausdruck: $\frac{M+1}{19}$, wo M die Jahreszahl bedeutet, ſo zeigt der Quotient die Zahl der Mondcyklen, der Reſt aber die goldene Zahl an. Für das Jahr 1898 iſt alſo: $\frac{M+1}{19} = \frac{1898+1}{19} = 99$, Reſt: 18, d. h. 18 die goldene Zahl.

Ferner muß man die „Epakten“ beſtimmen. Man verſteht darunter die Zahlen, welche das Alter des Mondes am 1. Januar eines jeden Jahres bezeichnen. Es handelt ſich dabei aber nicht um die aſtronomiſchen, ſondern um die cykliſchen Epakten. Das müſſen poſitive Zahlen ſein, kleiner als 30. Für jedes folgende Jahr wächst die Epakte um eins, nur wenn die goldene Zahl 19 beträgt, um zwölf. Die Ausrechnung dieſer Epakten geſchieht nach einer langen Formel, deren Auseinanderſetzung eine zu harte Strafe für jenen Neugierigen wäre. Wir wollen uns die Sache bequemer machen und eine Tabelle zur Hand nehmen, in der die gregorianiſchen Epakten enthalten ſind. In dieſer finden wir, daß zur goldenen Zahl 18, für das laufende Jahrhundert die Epakte VII gehört.

Mittelſt dieſer kann man das Datum des Oſtervollmondes beſtimmen. In einer anderen Tabelle findet man der Epakte VII das Datum „6. April E“ zugehörig. Dieſes E gibt den Wochenbuchſtaben an und es erübrigt nur noch den correſpondirenden Sonntagsbuchſtaben zu finden.

Bezeichnet man nämlich die ſieben erſten Tage des Jahres mit den ſieben erſten Buchſtaben des Alphabets, alſo den 1. Januar mit A und den 7. mit G, ſo nennt man denjenigen Buchſtaben, welcher mit dem erſten Sonntag zuſammenfällt, den Sonntags- oder Dominicalbuchſtaben. Für das Jahr 1898 kann man auf mathematiſchem Wege hiefür ein B finden, d. h. daß der 2. Januar der erſte Sonntag des nächſten Jahres ſein wird.

Durch Rechnung erhält man für den Sonntagsbuchſtaben B und den Wochenbuchſtaben E die Zahl 4. Dieſe zu dem oben gefundenen Datum des Oſtervollmonds, alſo zum 6. April addirt, ergibt den 10. April als Oſterſonntag des nächſten Jahres.

Bei der zweiten, abgekürzten Methode kommt es darauf an, den Wochentag ausfindig zu machen, auf welchen der 1. März fällt. Man berechnet ihn für 1898 nach folgender Formel $\frac{90+4+98+24+4}{7} = \frac{220}{7} = 31 + \frac{3}{7}$ als Reſt.

Der erſte März wird ſomit im Jahre 1898 auf den dritten Tag der Woche, auf einen Dienſtag, fallen. Bei dem zuletzt angegebenen Bruche iſt 90 das 5fache von 18, den beiden erſten Ziffern der Jahreszahl, die 4 der vierte Theil dieſer beiden Ziffern (mit Hinweglaſſung des Reſtes), die 98 ſind die zwei rechts ſtehenden, 24 (mit Hinweglaſſung des Reſtes) der vierte Theil von 98, die 4 eine Correctur und die 7 im Nenner die Anzahl der Wochentage.

Aus der vorhin ermittelten Epakte VII und dem beſtimmten Wochentag erſieht man in einer gregorianiſchen Tabelle, welche für zwei Jahrhunderte gilt, ſofort den 10. April als das Datum des Oſterſonntags für 1898.

Die dritte Art läßt ſich ohne Benützung irgend einer Tabelle anwenden. Sie iſt von einem der größten Mathematiker aller Zeiten, von Gauß (geb. 1777, geſt. 1855) ausgeklügelt worden. Nach ihr ſetzt man den Reſt von:

$\frac{1898}{19}$, d. i. $17 = a$

den Reſt von: $\frac{1898}{4}$, d. i. $2 = b$

den Reſt von: $\frac{1898}{7}$, d. i. $1 = c$

den von: $\frac{19a+m}{30} = \frac{323+23}{30}$, d. i. $16 = d$

und endlich den von:

$\frac{2b+4c+6d+n}{7} = \frac{4+4+96+4}{7}$, d. i. $3 = e$,

ſo iſt das Datum des Oſterfeſtes im nächſten Jahre:

$$d + e - 9 = 16 + 3 - 9 = \underline{10.\ \text{April}}.$$

Einer beſonderen Erklärung bedürfen nach dem Vorausgeſchickten bloß die beiden Buchſtaben „m“ und „n“; es ſind das conſtante Zahlen, von denen m gleich 23 und n gleich 4 für das 19. Jahrhundert iſt.

Man hat vielfach die Frage aufgeworfen, warum der 25. April der ſpäteſte Oſtertermin iſt, und ob es nicht möglich wäre, daß dieſes Feſt einmal auf den 26. April fallen könne?

In der That ergibt die Gauß'ſche Formel für das Jahr 1981 den 26. April als Oſterſonntag. Der geiſtvolle Forſcher in der Welt der Zahlen ſah dieſen Fall voraus und fügte ſeinen Ausführungen die Bemerkung bei: „Wenn der 26. April reſultiren ſollte, ſo iſt auf den 19. April zurückzugehen.“ Begründet wird dies durch die Aufſtellung von Sonderlings- und Doppelepakten, deren Auseinanderſetzung hier zu weit führen würde.

Seit langem ſucht man dem Oſterfeſte ſein ſchwankendes Eintreffen zu benehmen. Schon vor zwei Monaten brachten die italieniſchen Blätter die intereſſante Nachricht, daß der Papſt beſchloſſen habe, die Oſterfeiertage auf ein beſtimmtes Datum zu verlegen. Dieſe Einführung wäre ſchon deßhalb freudig zu begrüßen, weil dadurch eine Streitfrage zwiſchen der katholiſchen und orientaliſchen Kirche beigelegt würde. Weiter wäre dieſe Neuerung inſofern von Vortheil, weil dadurch viele ſogenannte „bewegliche“ Feſttage der katholiſchen Kirche ein beſtimmtes Datum erhalten würden. Papſt Leo XIII. würde übrigens mit dieſem Schritte nur die Pläne ſeiner Vorgänger, Gregors VII. und Leo's I., verwirklichen, die auch die Feſtſtellung des Oſterfeſtes auf ein beſtimmtes Datum geplant hatten.

Weit bequemer haben ſich's die Pfingſten gemacht; dieſe Feiertage ſtellen ſchon darum ein „liebliches Feſt“ dar, weil ſie ſolch ſchwierigen, mathematiſchen Scrupeln nicht unterworfen ſind. Sie laſſen einfach den Oſterſonntag für ſich ſorgen und ſtellen ſich pünktlich ſieben Wochen ſpäter ein.

Mittheilungen und Nachrichten.

Le trésor d'Artaton par *Alphonse Daudet*. Illustrations de H. Laurent-Desrousseaux. Paris, 1897. — Wundervolle Reiſe-Erinnerungen an Tage der Fußwanderſchaft in der Provence, dem Languedoc, dem Rhone-Delta wachten in mir auf, als

ich die treuen Bilder aus der Camargue in diesem allerliebst ausgestatteten Büchlein zu Gesicht bekam. Und herzliche Bewunderung regte sich auch für den Landschafter Daudet, der Beduinen und Staffage in Südfrankreich mit sparsamen, sicheren Meisterstrichen malt. Desto abscheulicher ist und wirkt die Hauptfabel. Ein minderjähriges Mädchen ist von bösen (durch obscöne Bilder eines alten Schäfers geweckten und gesteigerten) Gelüsten dermaßen gepeinigt, daß sie nicht zur Communion gehen mag, sondern die Wege der Selbstmörderin wandelt: une petite démoniaque, que le moyen-âge eût exorcisée... bedarf die Kunst solcher Besessenen?

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Sitzungen vom 4. Februar. Physikalisch-mathematische Classe. (Vorsitzender Secretar: Hr. Waldeyer.) 1. Hr. Planck las: Ueber irreversible Strahlungsvorgänge. 1. Mittheilung. Nothwendigkeit der Zurückführung irreversibler Vorgänge auf conservative Wirkungen. Schwingung eines elektrischen Resonators und Rückwirkung desselben auf die erregende Welle. 2. Hr. van't Hoff las über die von ihm und Hrn. Dr. Meyerhoffer gemachten Untersuchungen über die Bildungsverhältnisse der oceanischen Salzablagerungen, insbesondere des Staßfurter Salzlagers. Dieselben beziehen sich auf die Existenzbedingungen und Gleichgewichtsverhältnisse der Chlormagnesiumhydrate. In Untersuchung kamen sämmtliche, theils bis dahin unbekannte Hydrate, welche zwischen der kryohydratischen Temperatur (−33.°6) und derjenigen, wobei das Chlormagnesium durch Wasser zersetzt wird (200°), existenzfähig sind. Durch Löslichkeits- und Gefrierpunktsbestimmungen wurde von der Zusammensetzung der von obigen Salzen gesättigten Lösungen ein Ueberblick erhalten. 3. Hr. C. Klein legte eine Mittheilung des Hrn. Prof. E. Cohen in Greifswald vor: Ueber ein neues Meteoreisen von Lacust Grove, Henry Co., Nord-Carolina, Vereinigte Staaten. Die Arbeit weist nach, daß besagtes Eisen zu den körnigen Atoxiten gehört, d. h. zu denen, bei welchen man weder oktaedrische Lamellen, noch eingeschaltete Zwillingslamellen erkennt. Es besteht aus 98.70 Procent Nickeleisen, 1.16 Procent Phosphornickeleisen, 0.12 Procent Troilit (FeS) und 0.02 Procent Lawrencit ($FeCl^2$). 4. Der Vorsitzende legte eine Arbeit des Hrn. Dr. Friedrich Kopsch, Assistenten am 1. anatomischen Institute, vor: Das Rückenmark von Elephas indicus. Die Arbeit wird, vorbehaltlich der Genehmigung der Gesammtakademie, in den „Abhandlungen" erscheinen. Das 175 cm lange Rückenmark verjüngt sich nach der Herausnahme sofort um 25 cm. Längs der Arteria spinalis anterior verläuft ein starkes elastisches Band, welches von Strecke zu Strecke sich mit der Dura verbindet; ebenso zeigt sich am Ligamentum denticulatum eine Verstärkungsschicht. Das Verhältniß der grauen und weißen Substanz wird durch Beschreibung und Abbildung erläutert. 5. Hr. v. Bezold überreichte das von Hrn. Dr. Karl Doar, Privatdocent an der Berliner Universität, herausgegebene Buch „Deutsch-Südwest-Afrika, Ergebnisse einer wissenschaftlichen Reise im südlichen Damaraland". Die Reise ist mit Unterstützung der Akademie (aus den Mitteln der Humboldt-Stiftung) ausgeführt worden. 6. Hr. Planck überreichte: Traité élémentaire de mécanique chimique fondée sur la thermodynamique. Tome 1. Par P. Duhem, Professeur de physique théorique à la Faculté des Sciences de Bordeaux. — Philosophisch-historische Classe. (Vorsitzender Secretar: Hr. Vahlen.) 1. Hr. Stumpf las an Stelle des erkrankten Hrn. Dilthey eine Abhandlung desselben „Über die Hermeneutik von Baumgarten und Semler". Die Hermeneutik von Baumgarten und Semler begleitet mit ihren Formeln die Veränderungen in der Auslegung der biblischen Schriften, welche die orthodoxe Interpretation aufgelöst und die sogenannte historische Interpretation herbeigeführt haben. Die Abhandlung unternimmt nun, den Zusammenhang darzustellen, in welchem Baumgarten, Michaelis und Semler zusammen wirken, diese historische Interpretation herbeizuführen. 2. Der von Hrn. Brunner vorgelegte Bericht über die aus den Mitteln der Hechmann Wentzel-Stiftung unternommene Herstellung eines Wörterbuches der älteren deutschen Rechtssprache wird zum Abdruck in den Sitzungsberichten bestimmt.

* Der Sternschnuppenschwarm der Leoniden ist, wie die „Past" von astronomischer Seite erfährt, im November des vergangenen Jahres nur sehr spärlich aufgetreten, trotzdem wir uns der nächsten Stelle dieses Meteoritenringes, der um die Sonne seine Bahn beschreibt, nähern und sie, wenn der Schwarm keine beträchtliche Bahnveränderung durch die Planeten erfährt, 1899 kreuzen müßten. Unter der gleichen Voraussetzung, daß also bisher die Bahn dieses Schwarms, der 1866 einen so eminent glänzenden Sternschnuppenfall im November verursachte, nicht erheblich von Planeten- oder Kometenkräften gestört ist, müßte sich die dichteste Stelle des Ringes Anfang April beim Sterne i Virginis im Sternbild der Jungfrau in einer Entfernung von der Sonne, die gleich der Sonnenentfernung des Saturn ist, befinden. Vielleicht wird es möglich sein, den Kern dieses Meteorschwarms in nächster Zeit zu photographiren, da er vermuthlich für lichtstarke Apparate genügend viel Sonnenlicht reflectirt. Es ist übrigens anzunehmen, daß der Schwarm vom Saturn, dem er jetzt einmal näher als der Sonne sein dürfte, sowie vom größten aller Planeten, dem Jupiter, dem er sich nun nach bald stark nähert, in seiner Bahn große Störungen erfahren wird.

* Die Ausführung des Gesetzes, daß in den Vereinigten Staaten ein Eingewanderter das Stimmrecht nur erhält, wenn er die Verfassung des neuen Heimathlandes in seiner eigenen Sprache lesen kann, hat mit Bezug auf den Bildungszustand der europäischen Staaten einige interessante Thatsachen ans Licht gebracht. „Wenn jemand gefragt würde," sagt der „Weekly Scotsman" vom 9. Januar, „woher die Vereinigten Staaten die ungebildetsten Einwanderer erhalten, würde er wahrscheinlich antworten: aus Rußland. Dies wäre jedoch ein Irrthum. Ebenso unrichtig wäre es zu glauben, daß die gebildetsten Einwanderer aus Großbritannien kommen. Das vergangene Jahr hat gezeigt, daß die Schweizer in Bezug auf die Bildung am höchsten stehen und die Portugiesen am tiefsten. Die Zahlen lauten: die Schweiz sandte 0.79 Procent solcher, die die Muttersprache nicht lesen konnten, Schweden 1.16, Norwegen 1.18, Deutschland 2.96, Holland 4.16, Frankreich 4.88, England 5.44, Schottland 5.70, Irland 7.00, Böhmen 11.45, Finland 11.82, Wales 12.54, Belgien 14.46, Spanien 15.81, Rumänien 21.03, Griechenland 26.21, die Türkei 31.42, Oesterreich 36.38, Rußland 41.14, Ungarn 46.51, Polen 47.78, Italien 54.59, Galizien und Bukowina 60.37, Portugal 77.69. Es fällt auf, daß Schottland hinter England und Wales hinter Irland steht."

* **Bonn.** Geh. Sanitätsrath Dr. Hertz, Besitzer der weltbekannten Privat-Irrenanstalt, ist am 11. d. im 80. Lebensjahre gestorben. Er hatte in den letzten Jahren sein 50jähriges Doctorjubiläum und seine goldene Hochzeit gefeiert.

* **Marburg.** An Stelle des am 17. December 1896 gestorbenen Professors Dr. Nasse ist der außerordentliche Professor bei der juristischen Facultät Dr. Sartorius zum Mitglied der „Prüfungs-Commission für Archiv-Aspiranten" ernannt worden.

* **Berlin.** Der bisherige Hülfsbibliothekar an der kgl. Bibliothek, Dr. Lune, ist zum Bibliothekar ernannt worden.

* **Breslau.** Dr. med. Heinrich Sachs, der sich durch Studien über den Bau des Centralnervensystems einen Namen gemacht, ist bei der medicinischen Facultät hiesiger Universität als Privatdocent zugelassen worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Georges Ohnet: Unnützer Reichthum. Roman. Autorisirte Uebersetzung von M. v. Weissenthurn. Berlin, Richard Tändler 1897. — Magnus Neumann: Knospen und Blüthen. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. — Programm für Karl Rieseis Gesellschaftsreisen 1897. Berlin, Karl Rieseis Reisecantor. — D. Bernhard Rogge: Melanchthon-Büchlein. Zur 400jährigen Gedächtnißfeier des Geburtstags Philipp Melanchthons. Mit Abbildungen. Hannover, Karl Meyer 1897. — Dr. Heinrich Nacholl: Deutsches Volk, gedenke deines großen Kaisers! Chronik- und Lebensbild Kaiser Wilhelms I. Mit Abbildungen. Ebd. 1897. — D. Dr. Wilhelm Kohl: Bekenntnißgebundenheit und Lehrfreiheit. Akademische Festrede. Berlin, Julius Becker 1897. — Statistik des Hamburgischen Staates. Bearb. u. hgdg. vom Statistischen Bureau der Steuer-Deputation. Heft 18: Die Ergebnisse der Berufs- und Gewerbezählung vom 14. Juni 1895 im Hamburgischen Staate. II. u. III. Abth. Hamburg, Otto Meißner 1897.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschienen: (2928)

Anna Grashey * ***Für uns!***

Gedichte.

X, 189 S. In Originalband gebunden 3.50 M.

Jahrgang 1897. München, Montag, 15. Februar. Nummer 36.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Hermann v. Helmholtz' Vorträge und Reden. — Ein katholischer Literaturkalender. — Mittheilungen und Nachrichten.

Hermann v. Helmholtz' Vorträge und Reden.[1])

Vor mehr als zwei Jahren, einige Tage nach Vollendung seines 73. Lebensjahres, ist Hermann v. Helmholtz am 8. September 1894 zu Charlottenburg gestorben. Eine Forscherlaufbahn hat da ihren Abschluß gefunden, wie sie in der Geschichte der Wissenschaften nicht ihres gleichen hat. Von ihm könnte Diderot — und der war doch selbst der begabtesten einer — heute wiederkehrend mit noch größerem Rechte sagen, was er einst von Leibniz schrieb: „Wenn man auf sich zurückkehrt und die Talente, die man empfing, mit denen eines Leibniz vergleicht, wird man versucht, die Bücher von sich zu werfen und in irgend einem versteckten Weltwinkel ruhig sterben zu gehen." In der That waren die Erfolge, die wir seiner Arbeit auf dem Gebiete der Physiologie, der Physik, der Mathematik und der Philosophie verdanken, ganz außerordentlich, und die Summe alles dessen zu ziehen, was er in seinem an Erfolgen beispiellosen Leben geschaffen, wird nicht durch die Arbeit eines Einzelnen zu leisten sein. Aber dieser große Erforscher der Wirklichkeit, der kühne scharfsinnige Denker, er empfand zugleich einen tiefen Drang, die Ergebnisse seiner Forschungen, losgelöst von methodischen Einzelheiten, auch einem weiteren Kreise von Gebildeten zugänglich zu machen, deren Studien nicht gerade in dieser besonderen Richtung gelegen haben. Diesem Bestreben verdanken die „Vorträge und Reden" ihre Entstehung, die vor wenigen Monaten in vierter Auflage erschienen sind. Er hat die Drucklegung nicht mehr selbst überwachen können. Wenige Tage vor seinem Tode, schon im Gefühle der schwindenden Kraft, übertrug er seiner Frau die Durchsicht des Textes, nur mit wenigen Worten andeutend, in welcher Weise diese erfolgen sollte.

Den Anfang der ganzen Sammlung bilden die „Lebenserinnerungen", eine bei Gelegenheit seines 70. Geburtstages gehaltene Ansprache an die Festgenossen dieser Feier. Mit rührender Schlichtheit schildert er hier seine Knabenzeit, die er kränklich und viel an das Bett gefesselt verbrachte. Bilderbücher und Spiel hauptsächlich mit Bauhölzern halfen ihm die Zeit ausfüllen. Von diesen Spielen her waren ihm die Beziehungen der räumlichen Verhältnisse zu einander wohl bekannt, und als er dann in die Schule, zu den wissenschaftlichen Lehren der Geometrie kam, waren ihm zur großen Ueberraschung seiner Lehrer alle Thatsachen, die er lernen sollte, schon geläufig. Viel intensiver noch als rein geometrische und algebraische Studien fesselten ihn dann die Bruchstücke der Physik, die er im Gymnasium kennen lernte. „Hier war ein reicher und mannichfacher Inhalt mit der vollen Machtfülle der Natur, der unter die Herrschaft des begrifflich gefaßten Gesetzes zurückgeführt werden konnte." Zusammenhangloses Wissen dagegen, grammaticalische Regeln und geschichtliche Daten, vermochte er seinem Gedächtniß nicht einzuprägen. Diese Schilderung seiner geistigen Eigenart bildet den Schlüssel zum Verständniß seines ganzen Wesens. Es war der Sinn für die wirkliche Beschaffenheit der Dinge, der ihm so viele Erfolge eintrug, gepaart mit jener edlen Unruhe seines Geistes, der keine Ruhe fand bei der scheinbaren Lösung eines Problems, so lange er noch dunkle Punkte darin fühlte. Charakteristisch für seine tiefe Bescheidenheit sind eine Reihe weiterer Ausführungen, die er hieran knüpft. Die populärste seiner Leistungen war wohl die Erfindung des Augenspiegels, welche einem großen Theil der Augenheilkunde neue Bahnen gewiesen hat. Er sagt hierüber: „Ich hatte die Theorie des Augenleuchtens, die von Brücke herrührte, meinen Schülern auseinanderzusetzen. Brücke war hiebei eigentlich nur noch um eines Haares Breite von der Erfindung des Augenspiegels entfernt gewesen. Er hatte nur versäumt, sich die Frage zu stellen, welchem optischen Bilde die aus dem leuchtenden Auge zurückkommenden Strahlen angehörten. Für seinen damaligen Zweck war es nicht nöthig, diese Frage zu stellen. Hätte er sie gestellt, so war er durchaus der Mann dazu, sie ebenso schnell zu beantworten wie ich, und der Plan zum Augenspiegel wäre gegeben gewesen." An einer anderen Stelle spricht er davon, daß es ihm möglich gewesen sei, einige mathematisch-physikalische Probleme zu lösen, um welche die großen Mathematiker seit Euler sich vergeblich bemüht hatten: „aber der Stolz, den ich über das Endresultat in diesen Fällen hätte empfinden können, wurde herabgesetzt dadurch, daß ich wohl wußte, wie mir die Lösung solcher Probleme fast immer nur durch allmählich wachsende Generalisationen von günstigen Beispielen, durch eine Reihe glücklicher Einfälle nach mancherlei Irrfahrten gelungen war. Ich mußte mich vergleichen einem Bergsteiger, der, ohne den Weg zu kennen, langsam und mühselig hinaufklimmt, oft umkehren muß, weil er nicht weiter kann, der bald durch Ueberlegung, bald durch Zufall neue Wegspuren entdeckt, die ihn wieder ein Stück vorwärts leiten, und endlich, wenn er sein Ziel erreicht, zu seiner Beschämung einen königlichen Weg findet, auf dem er hätte heraufsahren können, wenn er gescheit genug gewesen wäre, den richtigen Anfang zu finden. .... Es gibt ja viele Leute von engem Gesichtskreis, die sich selbst höchlichst bewundern, wenn sie einmal einen glücklichen Einfall gehabt haben oder ihn gehabt zu haben glauben.... Ich muß sagen: als Arbeitsfeld sind mir die Gebiete, wo man sich nicht auf günstige Zufälle oder Einfälle zu verlassen braucht, immer angenehmer gewesen."

Der folgende Aufsatz handelt „Ueber Goethe's naturwissenschaftliche Arbeiten." Bekanntlich hat Goethe seine Thätigkeit sowohl dem Gebiet der beschreibenden als dem der physikalischen Naturwissenschaften zugewendet; jenes

[1]) Vorträge und Reden von Hermann v. Helmholtz. Vierte Auflage. Zwei Bände. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn 1896.

geschah in seinen botanischen und anatomischen Abhandlungen, dieses in der „Farbenlehre". „Der eigenthümliche Charakter der beschreibenden Naturwissenschaften — Zoologie, Botanik, Anatomie u. s. w. — wird dadurch bedingt, daß sie ein ungeheures Material von Thatsachen zu sammeln, zu sichten und zunächst in eine logische Ordnung, in ein System, zu bringen haben. . . . Der geistigere Theil ihrer Arbeit beginnt erst, wenn sie versuchen, den zerstreuten Zügen von Gesetzmäßigkeit in der unzusammenhängenden Masse nachzuspüren und sich daraus ein übersichtliches Gesammtbild herzustellen. . . . Hier fand der ordnende und ahnende Geist des Dichters ein geeignetes Feld für seine Thätigkeit, und zugleich war die Zeit ihm günstig." Ihm war es so auch vorbehalten, zwei bedeutende Gedanken von ungemeiner Fruchtbarkeit in die Wissenschaft hineinzuwerfen. Die erste Idee war, daß die Verschiedenheiten im anatomischen Bau der verschiedenen Thiere aufzufassen seien als Abänderungen eines gemeinsamen Bauplanes oder Typus, bedingt durch die verschiedenen Lebensweisen, Wohnorte, Nahrungsmittel; die zweite leitende Idee, mit welcher der große Dichter die Wissenschaft beschenkte, sprach eine ähnliche Analogie zwischen den verschiedenen Theilen eines und desselben Organismus aus. Die meisten Organismen zeigen eine vielfältige Wiederholung einzelner Theile; am auffallendsten ist dies bei der Pflanze, deren jede eine große Anzahl gleicher Stengelblätter, gleicher Blüthenblätter, gleicher Staubfäden zu haben pflegt. Diese Thatsachen brachten ihn zu der Annahme, daß ebenso, wie die vordere Gliedmaße der Wirbelthiere bald zum Arm des Menschen und Affen, bald zur Pfote mit Krallen, bald zum Vorderfuß mit Hufen, bald zum Flügel, bald zur Flosse sich entwickelt, auch das Blatt bald als Keimblatt, bald als Stengelblatt, Kelchblatt, Blüthenblatt, Staubfaden, Samenhülle sich umgestaltet, immer mit einer gewissen Aehnlichkeit der Entstehung und Zusammensetzung, und unter ungewöhnlichen Umständen auch bereit, aus der einen Form in die andere überzugehen. Auch diese Anschauungsweise Goethe's hat gegenwärtig das Bürgerrecht in der Wissenschaft erlangt. — Das zweite große Gebiet naturwissenschaftlichen Erkennens ist das physikalische; hier ist die Thätigkeit des Forschers nun eine wesentlich andere; denn eine Naturerscheinung ist physikalisch erst dann völlig erklärt, wenn man sie bis auf die letzten ihr zugrunde liegenden und in ihr wirksamen Naturkräfte zurückgeführt hat. Den schönsten Ausdruck hat diese Thätigkeit in jenen Worten gefunden, die Fourier in der Einleitung zu seiner „Wärmetheorie" niederschrieb: „Les causes primordiales ne nous sont point connues, mais elles sont assujetties à des lois simples et constantes, que l'on peut découvrir par l'observation et dont l'étude est l'objet de la philosophie naturelle." Die Aufdeckung dieser Gesetze, die Erforschung des causalen Zusammenhangs der Erscheinungen aber fordert einen Schritt ins Reich der Begriffe, und Helmholtz zeigt, wie dieser Schritt dem Dichter, der nur in der sinnlichen Welt der Anschauungen lebt, unmöglich war. So kam es, daß er in seiner „Farbenlehre" trotz der ganzen Fülle scharf beobachteter Thatsachen eine richtige Erklärung derselben im physikalischen Sinn nicht geben konnte, ja daß er das, was hundert Jahre vorher der größte physikalische Denker aller Zeiten, Isaac Newton, darüber gelehrt hatte, mit dem herbsten Spotte überschüttete. Hier eben war eine Grenze seines Talents.

Nach einer Reihe von Jahren (1892) ist Helmholtz abermals auf Goethe's naturwissenschaftliche Bestrebungen zurückgekommen in der Rede „Goethe's Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen", die dem zweiten Bande der Sammlung angehört. In lichtvoller Weise erörtert er hier zunächst, wie verwandt Wissenschaft und Kunst, trotz der so tief greifenden Unterschiede in ihren nächsten Zielen und Wegen, sich bei tieferem Eindringen darstellen. Sie beide sollen Wahrheit darstellen und überliefern. Für die Wissenschaft erscheint dies ja ohne weiteres als selbstverständlich; aber es gilt in gleichem Maße auch für die künstlerische Thätigkeit. „Daß dem Künstler sein Werk nur gelingen kann, wenn er auch eine feine Kenntniß des gesetzlichen Verhaltens der dargestellten Erscheinungen und auch ihrer Wirkung auf den Hörer oder Beschauer in sich trägt, scheint mir in der That unzweifelhaft. Wer die feineren Wirkungen der Kunst noch nicht kennen gelernt hat, läßt sich leicht, namentlich den Werken der bildenden Kunst gegenüber, verleiten, absolute Naturtreue als den wesentlichen Maßstab für ein Bild oder eine Büste anzusehen. In dieser Beziehung würde offenbar jede gut gemachte Photographie allen Handzeichnungen, Kupferstichen, Radirungen der ersten Meister überlegen sein, und doch lernen wir bald erkennen, wie viel ausdrucksvoller diese sind." Diese Thatsache ist ein deutliches Kennzeichen dafür, daß die künstlerische Darstellung nicht eine Copie eines einzelnen Falles sein darf, sondern eine Darstellung des Typus der betreffenden Erscheinungen. In diesem Sinn nun hat Goethe seine physikalischen Arbeiten aufgefaßt. „Er erklärt es für seine feste Ueberzeugung, daß man in jedem Zweige der Physik ein „Urphänomen" zu suchen habe, um alle übrige Mannichfaltigkeit der Erscheinungen darauf zurückzuführen. Der Gegensatz, der ihn abstößt, ist gegen die Abstraction anschauungsloser Begriffe gerichtet, mit denen die theoretische Physik damals zu rechnen gewohnt war. Materien, ihrem reinen Begriffe nach ohne Kräfte, also auch ohne Eigenschaften — und doch wieder in jedem speciellen Beispiel Träger von ihren innewohnenden Kräften. Die Kräfte selbst aber, wenn man sie sich losgelöst denken will von der Materie, eine vorgestellte Fähigkeit, zu wirken, und doch ohne Angriffspunkte für irgend eine Wirkung." Solche Abstractionen, die allerdings von den großen theoretischen Physikern des 17. und 18. Jahrhunderts durchaus widerspruchslos und sinngemäß gebraucht wurden, stießen ihn ab, und heute beginnt die Physik schon die Wege zu wandeln, auf welche Goethe sie führen wollte. Allerdings nicht auf seinen Anstoß. Und daß dies nicht geschah, ist wohl durch seine unrichtige Interpretation des von ihm gewählten Beispiels der Farben trüber Medien und die darauf folgende erbitterte Polemik gegen die Physiker bedingt. Die theoretische Physik empfing den Anstoß zu dem besprochenen Fortschritt vielmehr durch Faraday, den größten aller Experimentatoren, der, ein Feind aller abstracten Begriffe, aus seiner Wissenschaft alles fern zu halten versuchte, was nicht unmittelbarer Ausdruck der Thatsachen war. Ihm folgten zunächst die begabtesten seiner Landsleute, bald aber auch deutsche Physiker. Und Gustav Kirchhoff begann vor nunmehr fast zwanzig Jahren seine Vorlesungen über mathematische Mechanik mit der Erklärung, daß es die Aufgabe der Mechanik sei, „die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben". Vielleicht liegt diese einfachste Art der Beschreibung nicht allzu weit von dem Goethe'schen „Urphänomen" ab. Helmholtz schließt: „Wo es sich um Aufgaben handelt, die durch die in Anschauungsbildern sich ergebenden dichterischen Divinationen gelöst werden können, hat sich der Dichter der höchsten Leistungen fähig gezeigt; wo nur die bewußt durchgeführte inductive Methode hätte helfen können, ist er gescheitert. Aber wiederum, wo es sich um die höchsten Fragen über das Verhältniß der Vernunft zur Wirklichkeit handelt, schützt ihn sein gesundes Festhalten an der Wirklichkeit vor Irrgängen und leitet ihn sicher zu Einsichten, die bis an die Grenze menschlicher Vernunft reichen."

Digitized by Google

Eine Reihe von Aufsätzen behandelt das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, das Helmholtz selbst im Jahre 1847 zum erstenmal mit mathematischer Schärfe ausgesprochen hat und dessen klarer strenger Ausdruck wohl als die größte Errungenschaft gepriesen werden muß, die in unserm Jahrhundert auf dem Gebiet des Naturerkennens gemacht worden ist. In dem ersten der hieher gehörigen Vorträge „Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte und die darauf bezüglichen neuesten Ermittlungen der Physik" schildert er in reizvoller Weise, wie sich die Entdeckung dieses umfassendsten aller Naturgesetze an das Bestreben knüpft, ein Perpetuum mobile, eine Maschine herzustellen, welche, ohne daß man sie aufzöge, und ohne daß man, um sie zu treiben, fallendes Wasser, Wind oder andere Naturkräfte anwendete, von selbst fortdauernd in Bewegung bleiben und sich ihre Triebkraft unaufhörlich aus sich selbst erzeugen sollte. Thiere und Menschen schienen im wesentlichen der Idee eines solchen Apparates zu entsprechen, denn sie bewegten sich kräftig und anhaltend, so lange sie lebten; niemand zog sie auf oder stieß sie an. Einen Zusammenhang zwischen Nahrungsaufnahme und Kraftentwicklung wußte man sich nicht zurecht zu legen. Die Art der Aufgabe war ganz geeignet, grüblerische Köpfe gefangen zu nehmen, sie jahrelang im Kreise herumzuführen, durch die scheinbar näher rückende Hoffnung immer wieder zu täuschen und sie endlich bis zum Wahnsinn zu verwirren. Das Phantom wollte sich nicht greifen lassen. Allmählich befestigte sich die Meinung, die Aufgabe sei nicht zu lösen; auch bezwang die mathematische Mechanik eines der hieher gehörigen Probleme nach dem anderen und gelangte endlich dahin, streng und allgemein nachzuweisen, daß wenigstens durch Benutzung rein mechanischer Kräfte ein Perpetuum mobile nicht erzeugt werden könnte. Nun wurde die Frage umgekehrt gestellt: „Wenn ein Perpetuum mobile nicht möglich ist, welche Beziehungen müssen zwischen den verschiedenen Naturkräften bestehen?" Mit dieser Umkehrung der Frage war alles gewonnen. Man konnte leicht die Beziehungen der Naturkräfte zu einander, welche durch die genannte Annahme gefordert werden, vollständig hinstellen; man fand, daß sämmtliche bekannte Beziehungen der Kräfte sich den Folgerungen jener Annahme fügten und man fand gleichzeitig eine Reihe noch unbekannter Beziehungen, deren thatsächliche Richtigkeit zu prüfen war. Erwies sich eine einzige als unrichtig, so ergab es ein Perpetuum mobile." Der erste, welcher diesen Weg zu betreten suchte, war 1824 der französische Ingenieur Sadi Carnot, der Sohn des berühmten Kriegsministers der Revolutionszeit. Aber erst der deutsche Arzt J. R. v. Mayer hat das allgemeine Naturgesetz, um das es sich hier handelt, richtig aufgefaßt und ausgesprochen. Ihm folgten der Däne Colding und der Engländer Joule und endlich Helmholtz selbst, der, ohne seine Vorgänger zu kennen, im Jahre 1847 in seiner berühmten Abhandlung „Ueber die Erhaltung der Kraft" alle Beziehungen zwischen den verschiedenen Naturprocessen aufsuchte, welche aus der angegebenen Betrachtungsweise zu folgen schienen. Die Entscheidung der angeregten Frage war, daß es durch die ganze Reihe der Naturprocesse keinen Cirkelweg, zur Gewinnung mechanischer Kraft ohne entsprechenden Verbrauch, gibt. Damit war aber auch für ihn die klare und scharfe Formulirung des allumfassenden Naturgesetzes gegeben, welches aussagt, daß die Quantität der in dem Naturganzen vorhandenen wirkungsfähigen Kraft unveränderlich sei, weder vermehrt noch vermindert werden könne.

Daraus, daß innerhalb des Universums kein Theilchen Arbeitskraft verloren geht, folgt allerdings nicht, daß es noch ferner für menschliche Zwecke anwendbar sei, und in dieser Beziehung sind die Folgerungen wichtig, welche Sir William Thomson (Lord Kelvin) und R. Clausius aus einem schon von Carnot aufgestellten Satz abgeleitet haben. Sie gestatten einen Schluß auf die Zukunft unsres Planetensystems bis in die fernste Ferne kommender Zeiten, sie zeigen, daß die Kraftvorräthe unsres Planetensystems, so ungeheuer sie auch sein mögen, endlich einmal erschöpft werden müssen; dann wird allerdings unser System einem eisigen Stillstand anheimfallen, alles organische Leben innerhalb desselben erlöschen. Diese unserm Planetensystem entzogenen Kräfte — ungeheure Wärmequantitäten — sie sind allerdings für dasselbe verloren gegangen, nicht aber für das Weltall mit seinen unendlich vielen solchen Systemen. Sie sind hinausgegangen und gehen noch täglich hinaus in die unendlichen Räume, und wir wissen nicht, „ob das Mittel, welches die Licht- und Wärmeschwingungen fortleitet, irgendwelche Grenzen hat, wo die Strahlen umkehren müssen, oder ob sie für immer ihre Reise in die Unendlichkeit fortsetzen.... So hat uns der Faden, den diejenigen in Dunkelheit ongesponnen haben, welche dem Traume des Perpetuum mobile nachfolgten, zu einem allgemeinen Grundgesetz der Natur geführt, welches Lichtstrahlen in die fernen Nächte des Anfangs und des Endes der Geschichte des Weltalls aussendet. Auch unserm eigenen Geschlecht will dieses Gesetz ein langes, aber kein ewiges Bestehen zulassen; es droht ihm mit einem Tage des Gerichts, dessen Eintrittszeit es glücklicherweise noch verhüllt. Wie der Einzelne, so muß auch das Geschlecht den Gedanken seines Todes ertragen; aber es hat vor anderen untergegangenen Lebensformen höhere sittliche Aufgaben voraus, deren Träger es ist und mit deren Vollendung es seine Bestimmung erfüllt."

Der Erörterung dieses Naturgesetzes und seiner Consequenzen sind auch die Vorträge „Ueber die Erhaltung der Kraft" (1862/63) und „Ueber die Entstehung des Planetensystems" (1871) gewidmet. Der erste derselben behandelt die Grundbegriffe der Arbeit im physikolischen Sinne und ihrer Unveränderlichkeit. Diese Grundbegriffe sind Abstracta ganz eigenthümlicher Art und für alle jene, welche nicht durch die Schule der mathematischen Mechanik gegangen sind, bei allem Eifer, aller Intelligenz und selbst bei ziemlich hohem Maße naturwissenschaftlicher Kenntnisse sehr schwer faßlich. Ist ihr Verständniß doch selbst einem Geiste wie Kant nicht ohne Schwierigkeiten aufgegangen, wie seine darüber gegen Leibniz geführte Polemik beweist. Mit unvergleichlicher Schärfe und Klorheit gibt Helmholtz eine Erläuterung der genannten Grundbegriffe an mannichfachen bekannten, mechanischen und physikalischen Beispielen, die in eminenter Weise geeignet sind, dieselben anschaulich zu machen. Der zweitgenannte Vortrag behandelt die viel besprochene Kant-Laplace'sche Hypothese über die Bildung der Weltkörper, namentlich unsres Planetensystems. Nach dieser Ansicht war unser ganzes System ursprünglich ein chaotischer Nebelball, in welchem anfangs, als er noch bis zur Bahn der äußersten Planeten reichte, viele Billionen Kubikmeilen kaum ein Gramm Masse enthalten konnten. Dieser Ball besaß, als er sich von den Nebelballen der benachbarten Fixsterne getrennt hatte, eine langsame Rotationsbewegung. Er verdichtete sich unter dem Einflusse der gegenseitigen Anziehung seiner Theile und in dem Maße, wie er sich verdichtete, mußte die Rotationsbewegung zunehmen und ihn zu einer flachen Scheibe aus einander treiben. Von Zeit zu Zeit trennten sich die Massen am Umfange dieser Scheibe unter dem Einflusse der zunehmenden Centrifugalkraft, und was sich trennte, ballte sich wiederum in einen rotirenden Nebelball zusammen, der sich entweder einfach zu einem Planeten verdichtete, oder während dieser Verdichtung auch seinerseits wieder peripherische Massen abstieß, die zu Trabanten wurden, oder in einem Falle,

am Saturn, als zusammenhängender Ring stehen blieben. In einem andern Falle zerfiel die Masse, die sich vom Umfange des Hauptballes abschied, in viele von einander getrennte Theile und lieferte den Schwarm der kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter. Dies in Kürze der Grundgedanke der ganzen Hypothese. Helmholtz gibt in seinem Vortrage zunächst eine zusammenhängende Uebersicht der Gründe, welche zur Aufstellung derselben geführt und sie befestigt haben, und leitet dann eine Reihe von Consequenzen aus derselben ab, deren Anführung wir uns hier leider versagen müssen.

Die Wirkungsweise unsrer Sinnesorgane war ein Gebiet, dem Helmholtz einen großen Theil seiner Forscherarbeit widmete. Die Wissenschaft verdankt ihm hier zwei unvergängliche Werke größten Scharfsinnes, das „Handbuch der physiologischen Optik" und „Die Lehre von den Tonempfindungen". Was er da mit allem Detail dem Kreise seiner Fachgenossen gegeben, das hat er in einer Anzahl von Aufsätzen der vorliegenden Sammlung einem größeren Leserkreise zugänglich gemacht. Hier lernen wir vor allem den tiefen philosophischen Denker bewundern, der, von naturwissenschaftlichen Fragen — eben der Thätigkeit unsrer Sinneswerkzeuge — ausgehend, die höchsten Probleme der Erkenntnißtheorie durchleuchtet.

Wir wenden uns zunächst zu den optische Fragen behandelnden Aufsätzen. Der älteste ist der „Ueber das Sehen des Menschen", welchen Helmholtz 1855 zum besten von Kants Denkmal in Königsberg hielt. Schon in diesem Aufsatze begegnen wir dem großen Gedanken, den Helmholtz in allen seinen erkenntnißtheoretischen Arbeiten streng durchgeführt hat, daß unsre Sinnesempfindungen nur Zeichen für die Beschaffenheit der Außenwelt sind, deren Deutung durch Erfahrung gelernt werden müsse. Diesen Gedanken, der für die ganze Entwicklung der Lehre von den Sinneswahrnehmungen von entscheidender Bedeutung geworden ist, hat er in einer Reihe von Vorträgen dieser Sammlung noch weiter ausgeführt, zunächst in jenem Cyclus aus dem Jahre 1868, „Die neueren Fortschritte in der Theorie des Sehens", welcher unmittelbar nach Abschluß seines „Handbuchs der physiologischen Optik" entstanden ist. So wie in diesem Werke wird auch dort der ganze Stoff in der Weise gegliedert, daß zunächst die physikalischen Leistungen des Auges als eines optischen Instrumentes kurz charakterisirt, dann die physiologischen Vorgänge der Erregung und Leitung in den dem Auge zugehörigen Theilen des Nervensystems besprochen werden, und zuletzt der psychologische Vorgang erörtert wird, in welcher Weise aus den Nervenerregungen Wahrnehmungen entstehen.

Die Lehre von den Gesichtsempfindungen wird beherrscht von dem folgenschweren Gesetze der specifischen Sinnesenergien, dessen Aufstellung wir dem Genie von Johannes Müller verdanken. Alles, was wir von der Außenwelt wahrnehmen, nehmen wir dadurch wahr, daß gewisse Veränderungen, die durch äußere Eindrücke in unsern Sinnesorganen hervorgebracht worden sind, durch die Nerven zum Gehirn fortgeleitet werden; hier erst kommen sie zum Bewußtsein und werden mit einander zu Vorstellungen der Objecte verbunden. Durchschneiden wir den leitenden Nerven, so daß die Fortleitung des Eindrucks zum Gehirne aufgehoben wird, so hört damit auch die Empfindung auf.... Was wir also unmittelbar wahrnehmen, ist niemals die directe Einwirkung des äußeren Agens auf die Enden unsrer Nerven, sondern stets nur die von den Nerven fortgeleitete Veränderung, welche wir als den Zustand von Reizung oder Erregung der Nerven bezeichnen. Nun sind alle Nervenfäden des Körpers, soweit die bisher gesammelten Thatsachen es erkennen lassen, von derselben Structur, und die Veränderung, welche wir ihre Erregung nennen, ist in allen ein Vorgang von genau derselben Art, so vielfach verschiedenen Thätigkeiten auch die Nerven im Körper dienen. Denn sie haben nicht allein die schon erwähnte Aufgabe, Empfindungseindrücke von den äußeren Organen her zum Gehirne zu leiten: andere Nerven leiten im Gegentheil Anstöße, die die Willensthätigkeit hervorbringt, vom Gehirn aus zu den Muskeln, andere leiten die Thätigkeit zu gewissen Drüsen und rufen deren Secretion hervor, oder zum Herzen und den Gefäßen, wo sie den Blutlauf regeln u. s. w. Es muß daraus geschlossen werden, daß alle Verschiedenheit, welche die Wirkung der Erregung verschiedener Nervenstämme zeigt, nur von der Verschiedenheit der Organe abhängt, mit welchen der Nerv verbunden ist, und auf die er den Zustand seiner Erregung überträgt. Während also gereizte Muskelnerven Bewegung, gereizte Drüsennerven Absonderung verursachen, bringen Empfindungsnerven, wenn sie gereizt werden, Empfindung hervor. Nun haben wir aber sehr verschiedene Arten der Empfindung. Vor allem zerfallen die auf Dinge der Außenwelt bezüglichen Empfindungen in fünf von einander gänzlich getrennte Gruppen, den fünf Sinnen entsprechend, deren Verschiedenheit so groß ist, daß es nicht einmal angeht, eine Lichtempfindung und Tonempfindung oder Geruchsempfindung in Bezug auf ihre Qualität mit einander zu vergleichen. Diesen Unterschied hat Helmholtz den Unterschied in der Modalität der Empfindung genannt. Die zweite Art des Unterschieds dagegen, die minder eingreifende, ist die zwischen verschiedenen Empfindungen desselben Sinnes; er wird als Unterschied der Qualität bezeichnet. Fichte faßte diese Qualitäten je eines Sinnes zusammen als Qualitätenkreis und bezeichnete das, was Helmholtz Unterschied der Modalität nennt, als Unterschied des Qualitätenkreises. Die Modalität der Empfindung — und das ist das Gesetz der specifischen Energie von Joh. Müller — hängt nun einzig und allein davon ab, welchem Sinne der gereizte Nerv angehört, nicht aber von der Art, wie er gereizt wurde. Auf den Sehnerven angewendet, heißt das, daß jede Art seiner Erregung, beziehungsweise seines Endorganes immer und unabänderlich eine Lichtempfindung im Gefolge hat. Die consequente Durchführung dieses Gesetzes in die Lehre von den Gesichtsempfindungen, die wir Helmholtz verdanken, war von der größten Tragweite. Auf die Farbenempfindungen angewendet, ergibt es den wichtigen Satz, der durch eine Summe von Thatsachen gestützt wird: „Gleiches Licht erregt unter gleichen Umständen die gleiche Farbenempfindung, Licht, welches unter gleichen Umständen ungleiche Farbenempfindung erregt, ist ungleich." Das ist das einzige, was von einer Uebereinstimmung zwischen der Qualität des äußeren Lichtes und der Qualität der Empfindung übrig bleibt. Wenn nun zwei Verhältnisse sich einander in dieser Weise entsprechen, so ist das eine ein Zeichen für das andere, aber nicht ein Bild des anderen, und unser Verstand findet aus dem bunten Wechsel der Welt das Gleichbleibende, indem er aus der Gleichheit der Zeichen auf die Gleichheit der Objecte schließt. Diesen Gedanken hat er in einer formvollendeten, tief durchdachten Rede „Die Thatsachen in der Wahrnehmung", die gleichfalls unsrer Sammlung angehört, noch schärfer durchgeführt. Auf die bunte Welt der Farben ist Helmholtz in einer Reihe anderer Vorträge genauer eingegangen, die in dem Aufsatze „Optisches über Malerei" zusammengefaßt sind. Er schließt seine vom feinsten Kunstverständnisse getragenen Ausführungen mit folgenden Worten: „Was soll auch ein Kunstwerk in des Wortes höchstem Sinne wirken? Es soll unsre Aufmerksamkeit fesseln und beleben, es soll eine reiche Fülle von schlummernden Vorstellungsverbindungen

Digitized by Google

und damit verknüpften Gefühlen in müheloſem Spiele wachrufen und ſie zu einem gemeinſamen Ziele hinlenken. So werden ſich die ſämmtlichen Züge eines idealen Typus, die in vereinzelten Bruchſtücken und vom wilden Geſtrüpp des Zufalls überwuchert in unſrer Erinnerung zerſtreut liegen, zu lebensfriſcher Anſchauung für uns verbinden. Nur dadurch ſcheint ſich die der Wirklichkeit ſo oft überlegene Macht der Kunſt über das menſchliche Gemüth zu erklären, daß die Wirklichkeit immer Störendes, Zerſtreuendes und Verletzendes in ihre Eindrücke mengt, die Kunſt alle Elemente für den beabſichtigten Eindruck ſammeln und ungehemmt wirken laſſen kann."

In einem der tiefſt durchdachten Vorträge „Ueber den Urſprung und die Bedeutung der geometriſchen Axiome" hat Helmholtz den kühnſten Schritt ins erkenntnißtheoretiſche Gebiet gethan. Von ſeinen Unterſuchungen über die räumlichen Anſchauungen im Geſichtsfelde ausgehend, war er auf die Theorie der Raumanſchauung ſelbſt und die Frage nach dem Urſprung der geometriſchen Axiome geführt worden. Im Gegenſatze zu Kant kommt er auf Grund tiefſinniger Deductionen, die er in ſeinen ſtreng wiſſenſchaftlichen Arbeiten über denſelben Gegenſtand durch ſcharfſinnige mathematiſche Unterſuchungen geſtützt hat, zu dem Schluſſe, daß auch unſre Anſchauungsform des Raumes mit Einſchluß der geometriſchen Axiome keineswegs als angeborene und unvertilgbare Erkenntniſſe a priori zu betrachten ſind. Seine Folgerungen ſtimmen hier mit denen eines der größten Mathematiker, des allzu früh verſtorbenen Riemann, der von einer ganz anderen Seite her dieſe Probleme in Angriff genommen hatte, völlig überein.

Die Ergebniſſe ſeiner Unterſuchungen auf akuſtiſchem Gebiete ſucht ſein Vortrag „Ueber die phyſikaliſchen Urſachen der muſikaliſchen Harmonie" einem größeren Kreiſe zugänglich zu machen. Er greift hier, um nur das Wichtigſte zu berühren, die uralte Räthſelfrage auf vom Weſen der muſikaliſchen Melodie und Harmonie und löſt ſie ebenſo kühn als erfolgreich. Schon Pythagoras wußte, daß Zahlenverhältniſſe in der Muſik eine hervorragende Rolle ſpielen, daß gleichartige, gleich ſtark geſpannte Saiten harmoniſch zuſammenklingende Töne geben, wenn ihre Längen in einfachem Verhältniß ſtehen; ſpäter lernte man dieſen Satz dahin abändern, daß die Schwingungszahlen der Töne, das iſt die Zahl der Erſchütterungen, welche in der Zeiteinheit das Ohr treffen, in einfachem Verhaltniß ſtehen müſſen, wenn ein harmoniſcher Eindruck hervorgebracht werden ſoll. Den wahren Grund dieſer Eigenthümlichkeit deckte aber erſt Helmholtz auf, indem er nachwies, daß die den Grundton begleitenden Obertöne unangenehm ſtörende Wirkungen auf das Ohr ausüben, ſowie ſich das Verhältniß der Schwingungszahlen der Grundtöne nicht durch kleine ganze Zahlen ausdrücken läßt. Harmonie und Disharmonie ſcheiden ſich dadurch, „daß in der erſten die Töne neben einander ſo gleichmäßig abfließen, wie jeder einzelne für ſich, während in der Disharmonie Unverträglichkeit ſtattfindet und ſie ſich gegenſeitig in einzelne Stöße zertheilen . . . In der Disharmonie fühlt ſich der Hörende von den Stößen unverträglicher Töne gequält, er ſehnt ſich nach dem reinen Abfluß der Töne in der Harmonie und drängt zu ihr hin, um in ihr beſänftigt zu verweilen."

Der Sammlung gehört dann noch eine Reihe von Reden an, auf die wir hier leider nur hinweiſen können: Ueber das Verhältniß der Naturwiſſenſchaften zur Geſammtheit der Wiſſenſchaft (1862). Ueber das Ziel und die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaft (1869). Eis und Gletſcher (1863). Wirbelſtürme und Gewitter (1875). Ueber die akademiſche Freiheit der deutſchen Univerſitäten (1877). Die neuere Entwicklung von Faraday's Ideen über Elektricität (1881). Ueber die elektriſchen Maßeinheiten (1881). Antwortrede, gehalten beim Empfang der Graefemedaille (1886). Gedächtnißrede auf Guſtav Magnus (1871). Joſeph Fraunhofer (1887). Heinrich Hertz (1894) und „Das Denken in der Medicin" (1877), ſowie zahlreiche Erläuterungen und Zuſätze zu einzelnen Reden. Sie alle zeigen uns den ſcharfſinnigen Forſcher und Denker, dem kein Gebiet naturwiſſenſchaftlichen Erkennens fremd geweſen iſt, und der ſie alle vom höchſten Standpunkt aus überſchaut hat, aber ſie zeigen auch den edlen, großen Menſchen, und als in dieſer Hinſicht charakteriſtiſch mögen hier noch die Worte Platz finden, die er in der letzten der eben genannten Reden ausgeſprochen hat: „Man muß vielleicht dem brechenden Auge des Sterbenden und dem Jammer der verzweifelnden Familie gegenüber geſtanden haben, man muß ſich die ſchweren Fragen vorgelegt haben, ob man ſelbſt alles gethan habe, was man zur Abwehr des Verhängniſſes hätte thun können, und ob die Wiſſenſchaft auch wohl alle Kenntniſſe und Hülfsmittel vorbereitet habe, die ſie hätte vorbereiten ſollen, um zu wiſſen, daß erkenntnißtheoretiſche Fragen über die Methodik der Wiſſenſchaft auch eine bedrängende Schwere und eine furchtbare praktiſche Tragweile erlangen können."

So empfangen wir dieſe herrlichen Reden als ein theures Vermächtniß des dahingegangenen unvergleichlichen Forſchers an die ganze deutſche Nation. Mit ſtolzer Freude ſollen wir ſein gedenken: denn er war unſer. F.

Ein katholiſcher Literaturkalender.

Keiters katholiſcher Literaturkalender[1]), dem deutſchen Literaturkalender von Joſ. Kürſchner nachgebildet, erſcheint nun im 5. Jahrgange. Dieſes Buch wurde in der katholiſchen Preſſe mit großem Beifall begrüßt, aber eine eingehende Prüfung des Inhalts ſchien nicht nothwendig zu ſein. Keiters wie Kürſchners Literaturkalender geben nur ein mangelhaftes Bild der literariſchen Thätigkeit der einzelnen Schriftſteller, da man mit der oft gar kurzen Titelangabe der Bücher und Broſchüren ſich begnügte, dagegen ganz von den oft wichtigen Beiträgen für Zeitſchriften und Sammelwerke abſieht. Beide Herausgeber ſind keine Gelehrte, ſondern lediglich Männer des literariſchen Handwerks. Es erhebt ſich die Frage: wer iſt als katholiſcher Schriftſteller zu betrachten? Doch nur der, welcher in ſeinen Geiſteserzeugniſſen mehr oder minder für katholiſche Weltanſchauung eintritt. Solche Autoren ſind auf ihren Wunſch bei Kürſchner mit † bezeichnet. Doch Keiter will anſcheinend nicht engherzig ſein, darum ſind ihm auch die ſogenannten Taufſcheinkatholiken willkommen. Da finden ſich aber Namen, deren Schriftſtellerei gar nichts mit Katholicismus zu thun hat, z. B. die drei Juriſten und der Literaturhiſtoriker Seuffert. Sollen aber in dem Literaturkalender überhaupt alle Schriftſteller römiſch-katholiſchen Bekenntniſſes angeführt werden, ſo kann dem Herausgeber nicht der Vorwurf erſpart bleiben, gar viele Namen vergeſſen zu haben. So fehlen u. a. die drei öſterreichiſchen Kirchenrechtslehrer Singer (Prag), Wahrmund (Czernowitz), Thaner (Graz), die Civiliſten Tewes (Graz), Krasnopolski (Prag), der bayeriſche Prieſter Dr. Joſ. Müller und der trotz mancher Wunderlichkeiten doch gut katholiſche Apologet und Geſchichtſchreiber Joh. Nep. Sepp. Seine unter dem Pſeudonym Amort der Jüngere verfaßten Klage- und Reformſchriften haben vieles mit anderen allerdings unter dem Schutze ſtrengſter Anonymität erſchienenen niederer und höherer Geiſtlicher gemein. Quantitativ genommen könnte man nach dem

[1]) Katholiſcher Literaturkalender. Herausgegeben von Heinrich Keiter, Redacteur des „Deutſchen Hausſchatzes". Fünfter Jahrgang. Mit vier Portraits. Regensburg. Verlag von Heinrich Keiter, 1897.

Keiter'schen Literaturkalender schier von einer Blüthezeit katholischer Literatur in den Landen deutscher Zunge sprechen. Es werden nicht weniger als 1614 schriftstellernde Geistliche aufgeführt. Auch die Mitglieder der verschiedenen Orden stellen hierzu ihren Beitrag. Der Gesellschaft Jesu angehörige Autoren werden 105, darunter 28 aus Oesterreich-Ungarn, aufgeführt. Die Benedictiner ersteigen die Zahl 122, darunter 61 aus Oesterreich-Ungarn, 35 aus dem Deutschen Reiche und 26 aus der Schweiz. Auf die Franciscaner (Observanten) und Capuciner fallen 24, beziehungsweise 25 Namen.

Die weiteren Orden vertheilen sich wie folgt: Redemptoristen — fast alle Erbauungsschriftsteller — (12), Cistercienser — alle aus Oesterreich-Ungarn — (23), Prämonstratenser — alle aus Oesterreich-Ungarn — (9), Dominicaner (9), Karmeliter (5), Minoriten (2), Serviten — alle aus Oesterreich-Ungarn — (4), Augustiner (4), Trappisten (0), Karthäuser (0). Unter den Geistlichen verfaßten 56 lediglich Schriften erbaulichen Inhaltes. Eine Reihe priesterlicher Autoren widmen sich nur publicistischer oder profaner Schriftstellerei (Wacker, „der Zähringer Loewe", der Zoolog Altum in Eberswalde, der Jesuit Wasmann, der Philolog Gittlband u. a.). Weibliche Autoren sind 103, darunter zwei Ordensfrauen, verzeichnet, welche fast alle die unterhaltende Literatur pflegen.

Die Schriftsteller aus Luxemburg — der deutschnationale Tony Kellen ist vergessen — schreiben bei weitem mehr in deutscher Sprache als die aus Elsaß-Lothringen. Letztere bethätigen sich häufig in deutscher und französischer Sprache, andere, wie der Reichstagsabgeordnete Winterer, schreiben nur französisch, aber dies thun selbst Geistliche, welche unter deutscher Herrschaft ihre Studien gemacht haben, z. B. August Cognon, Professor am Priesterseminar zu Metz und Redacteur der „Revue ecclésiastique", nebst seinem Collegen Pelt. Daneben findet sich eine Reihe Verfasser englisch abgefaßter Schriften in Nordamerika. Einige Autoren, besonders Jesuiten, bedienen sich nur der lateinischen Sprache.

Heinrich Keiter nahm in seinen Literaturkalender auch Leute auf, welche lediglich ein Schulprogramm, einen Diöcesanschematismus oder eine andere Gelegenheitsschrift veröffentlichten. Dann finden sich Namen, deren Träger überhaupt keine Schrift verfaßt haben und über deren etwaige Beiträge für Zeitschriften und Zeitungen auch nichts bemerkt ist, wie der Reichstagsabgeordnete Ernst Lieber. In der Centrumspresse werden nicht selten die vielen staatlichen Neben- und Ehrentitel für Beamte und Privatpersonen gerügt. Allein bei den deutschen und österreichischen Katholiken ist es da nicht besser bestellt. Bei dem Rechtsanwalt Renning in Wesel sind nur ganz überflüssige Nebentitel angegeben, bei Karl Landsteiner nehmen die früheren und jetzigen Titel drei Zeilen ein, der 89jährige Cistercienser Karl Grillwitzer führt nur 7 Titel und Georg Evers in Trient, Verfasser einer bandwurmartigen Biographie über Luther und anderer polemischer Bücher gegen das Lutherthum, wird als protestantischer Pastor a. D. bezeichnet. Bei Joh. Burgstaller in Linz nehmen die Titel drei und die Werke eine Zeile ein. Manche Autoren haben der Schriftstellerei schon lange entsagt, wie Domcapitular Perger in München seit 1869, Domcapitular Furtner in München seit 1864.

Die Angabe der Büchertitel ist oft sehr flüchtig und ungenau. Bei den vielen Schriften des greisen Breslauer Domcapitulars v. Montbach fehlen die chronologischen Angaben fast ganz, bei dem Innsbrucker Jesuiten Nikolaus Nilles sind die beiden Auflagen des Calendarium utriusque ecclesiae als zwei selbständige Bücher aufgeführt und bei der ersten Auflage noch zudem die Jahreszahl falsch angegeben; neben der Schrift des Grazer Dogmatikers Stanonik über Dionysius Petavius (1876) wird noch eine gar nicht existirende über einen gar nicht existirenden Dionysius Plavius angeführt. Das kommt daher, wenn man Kürschners Literaturkalender zu sehr folgt, wo sich dieser nebst anderen zahlreichen Fehlern auch findet. Kurzum von derartigen Fehlern wimmelt es bei Keiter.

Von den Professoren der katholischen Theologie hat ein Theil die Schriftstellerei schon seit Jahren eingestellt, wie der Exeget Scholz in Breslau, der jüngst verstorbene Canonist Kober in Tübingen, der Kirchenhistoriker Fechtrupp in Bonn. Andere, wie der alte Canonist Hartmann in Münster und der Dogmatiker Englert in Bonn, haben außer einer Dissertation überhaupt nichts verfaßt. Wieder andere, u. a. der Freiburger Canonist Heiner und der Breslauer Dogmatiker König, haben lediglich Compilationen oder Schulbücher an den Tag gebracht, hierher gehören auch nicht wenige Theologieprofessoren aus Oesterreich. Wenn Keiter seinen Fragebogen nicht ausgefüllt zurück erhielt, scheint er sich der Sache nicht weiter angenommen zu haben. So fehlen bei dem Krakauer Jesuiten Augustin Arndt, einem Berliner, die seit 1890 erschienenen Schriften, und der junge Kirchenhistoriker Künstle in Freiburg i. B., ein Schüler von F. X. Kraus, Verfasser einer gediegenen Monographie über die Passio Felicitatis cum VII filiis (1894), ebenso wie der durch seine Abhandlungen in Fachzeitschriften bekannte Botaniker Franz Niedenzu, Professor am Lyceum Hosianum zu Braunsberg, fehlen ganz. Einige Autoren, namentlich solche von erbaulichen Schriften, entfalten eine geradezu unheimliche Vielschreiberei; sie scheinen auf Bestellung zu arbeiten, kein Wunder, denn nicht wenige katholische Verleger würden sich wohl hüten, irgendwelche wissenschaftliche Arbeit in Verlag zu nehmen — läßt sich doch mit Gebetbüchern, Schriften über Muttergottesverehrung, Skapuliere u. dgl. ein weit besseres Geschäft machen.

Es ist hier die süßlich-sinnliche compilatorische Erbauungsliteratur gemeint, deren Erzeugnisse und Erzeuger der berühmte Würzburger katholische Theolog Franz Hettinger so scharf geißelte. Ein älterer Vertreter dieser Richtung war der Münchener Beneficiat in den 80er Jahren Michael Sintzel. Jetzt glänzen hierin vornehmlich die Priester aus der Gesellschaft des allerheiligsten Erlösers, vulgo Redemptoristen, und der hoch betagte Tiroler Jesuit Georg Patiß, dessen von 1848—94 oft wiederholt aufgelegte Schriften bei Keiter nur anderthalb Spalten füllen. Von gleicher Fruchtbarkeit ist der badische Landpfarrer in Gottenheim, Dr. phil. Jos. Anton Keller, geb. 1840, durch dessen Tractätlein Oberflächlichkeit, Dummheit und süßliche Andächtelei nur gefördert werden. Die Mehrheit des badischen Klerus ist mit der Tendenz der Keller'schen weitverbreiteten Erbauungsbüchlein keineswegs einverstanden; hiergegen aber mannhaft aufzutreten, fehlt es an Muth. Als mehr wissenschaftlich-theologischer Autor übertrifft Ceslaus Schneider, der Pfarrer im Eifeldörfchen Floisdorf, an Fruchtbarkeit alle bei Keiter angeführten Personen. Derselbe, Zögling des Collegium Germanicum und Exdominicaner, hat in 12 Bänden unter dem Titel „Die katholische Wahrheit" die Summa theologica des hl. Thomas von Aquino übersetzt und erläutert. Aber dieser deutsche Thomas wird wohl ebenso wenig studirt wie von den meisten der lateinische. „Zurück zu Thomas" ist bei gar vielen gebildeten Katholiken die Losung, aber man begnügt sich mit Büchern über den Aquinaten und Lehrbüchern „secundum mentem divi Thomae". Das wirkliche Studium von Thomas würde wirklich gute Früchte zeitigen, war dieser Fürst der Scholastik doch ein Muster in gründlicher, sachlicher und versöhnlicher Darstellung. Daß Gott allwissend und demnach ihm nichts verborgen ist, gilt glücklicherweise als Axiom aller

Digitized by Google

monotheistischen Religionen. Dies aber ganz genau zu erhärten, hat Ceslaus Schneider ein vierbändiges Opus, „das Wissen Gottes", für nöthig erachtet. Dazu kommen noch von ihm ausführliche kirchengeschichtliche Schriften, Erbauungsbücher und Uebersetzungen aus dem Französischen.

Der Förderung der Wissenschaft im katholischen Deutschland nimmt sich die 1876 in Koblenz gegründete Görresgesellschaft an, deren Vorsitzender der Münchener Universitätslehrer und Reichsrath Georg Frhr. v. Hertling ist. Mit Unterstützung der Görresgesellschaft erscheint seit 1880 das werthvolle „Historische Jahrbuch", das von Gutberlet herausgegebene „Philosophische Jahrbuch", das (jetzt von Julius Bachem in Köln herausgegebene) bald vollendete „Staatslexikon", die „Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte". Endlich unterhält die Gesellschaft in Rom ein historisches Institut. Im August wurden 26 Ehrenmitglieder (solche zahlen mindestens einen einmaligen Beitrag von 300 Mark), 28 lebenslängliche Mitglieder, 2522 Mitglieder, 728 Theilnehmer gezählt. Das Vermögen beträgt ca. 38,000 M.

Aehnlichen Zielen dient die 1892 gegründete Leogesellschaft in Wien mit einem Vermögen von ca. 21,000 fl. Von ihr aus erscheinen das von Franz Schnürer redigirte „Oesterreichische Literaturblatt", Svoboda's „Vierteljahrsschrift für christliche Kunst" (seit 1897), die „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Cultur und Sprache Oesterreichs", redigirt von Hirn und Wackernell, ferner eine Anzahl von Einzelwerken nebst populären Flugschriften.

Zur Pflege der katholischen Presse in Deutschland besteht der 1877 gegründete Augustinusverein mit dem Sitz in Krefeld. Preßvereine gleicher Art gibt es auch in Oesterreich. Dem Stoffbedürfnisse der kleineren Zeitungen wird durch fünf katholische literarische Bureaux aufgeholfen, welche auch angehenden Schriftstellern mit Rath und Prüfung der eingesandten Arbeiten zur Seite stehen.

Katholische Verlagsbuchhandlungen im Deutschen Reiche und Deutsch-Oesterreich werden von Keiter nicht weniger als 171 aufgezählt. Die deutschen Bischöfe sind im allgemeinen wenig schriftstellerisch thätig; von keinem kann gesagt werden, daß er irgendwie bestimmend auf die katholische Literatur einwirkt.

Als Curiosum verdiene hervorgehoben zu werden, daß der Mann — Franz Hülskamp in Münster, Vicar und charakterisirter Päpstlicher Geheimer Kämmerer —, welcher seit 1862 in dem von ihm herausgegebenen Literaturblatte (Literarischer Handweiser) fortwährend Urtheile über das, was ist, und Rathschläge für das, was sein könnte, gibt, eigentlich trotz seiner reichlichen Muße keine einzige Schrift veröffentlicht hat, welche irgendwie aufstrebenden katholischen Schriftstellern zum Leitstern dienen dürfte. Seine Erzeugnisse — alle populärer Art — sind nur Arbeiten im Vereine mit anderen, Neubearbeitungen, Anthologien und Schulausgaben deutscher Classiker. Eine größere Bibliographie der katholischen Literatur in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, etwa von 1700 an, auf biographischer Grundlage, wäre ein dringendes Bedürfniß. Für die katholisch-theologische Literatur liegt in dem auf vier Bände berechneten Systematischen Repertorium — von Dietrich Gla, dessen erster Band 1895 erschienen ist (Paderborn, Schoningh) eine gediegene Arbeit vor. — u —

Mittheilungen und Nachrichten.

Die Mondsee-Wiener Liederhandschrift und der Mönch von Salzburg. Eine Untersuchung zur Literatur- und Musikgeschichte nebst den zugehörigen Texten aus der Handschrift und mit Anmerkungen von F. Arnold Mayer und Heinrich Rietsch. Berlin, Mayer u. Müller 1896. — Der Mönch Hermann von Salzburg lebte im 14. Jahrhundert, er dichtete weltliche und geistliche Lieder. Diese mögen sich in ihrer Zeit eines gewissen Einflusses erfreut haben, denn sie waren conventionell; in ihrer Form nrg verkünstelt, innerlich, für unsee Empfinden, rah. Wenn man einem hübschen Gedanken, einer hübschen Wendung begegnet, so gehören sie sicherlich nicht dem Dichter. Von diesem Hermann nun, seinem Verhältniß zum Erzbischof von Salzburg, seiner literarhistorischen Stellung, von der Handschrift (der Mondsee-Wiener Liederhandschrift), die seine und viele andere Lieder aufbewahrt, erzählt uns F. Arnold Mayer. Er besitzt eine große Belesenheit; doch was er gibt, sind eigentlich nur Sammlungen — auch Conventionelles; er arbeitet mit dem Schema, das für die Behandlung jener Dichter heute üblich ist. Sein Werk wird jedoch als Nachschlagebuch und wegen mancher nützlichen Notizen dem Fachgelehrten willkommen sein. Den eigentlichen Gewinn aus den Liedern des Mönches wird aber die Musikwissenschaft ziehen. Denn dieser Lieder Melodien sind erhalten und in unserm Band nach abgedruckt. Damit ist ein sehnlicher Wunsch von Wilhelm Scherer erfüllt. Als Herausgeber und Commentator war Heinrich Rietsch thätig. Ich darf seine Verdienste nicht beurtheilen, mir fehlt leider musikhistorisches Wissen und musikhistorisches Verständniß.

F. v. d. L.

* Das Germanische Museum zu Nürnberg verzeichnet bis zum 27. December 1896 folgende neue Zugänge:

I. Die Sammlung der Gipsabgüsse der Renaissance erhielt durch eine größere Anzahl von Gipsabgüssen nach Prunkwaffen, deren Originale sich in der berühmten Madrider Waffensammlung (Armeria Real) befinden und für Karl V. und Philipp II. wohl ihrem größten Theile nach von deutschen und zwar Augsburger Waffenschmieden geliefert wurden, eine ziemliche Bereicherung. Diese Stücke haben ihrer künstlerischen und technischen Vollendung wegen einen hohen Werth. Sie zeigen die Eisentreibarbeit in Verbindung mit der Goldtauschirung und Aetzung auf einer Stufe, wie sie kaum vorher und nachher wieder erreicht wurde, und dabei eine so hohe Feinheit in der Composition, wie nur sehr wenige Erzeugnisse dieser Blüthezeit kunstgewerblichen Schaffens. Allerdings ist sicher bei diesen Prunkwaffenstücken insofern schon eine Arbeitstheilung anzunehmen, als die Entwürfe von anderen Künstlern herrührten — es genügt, an die Entwürfe Dürers, des jüngeren Holbein zu erinnern — und eigene Aetzmaler die Aetzung ausführten. — Das interessanteste Beispiel für die Thätigkeit eines solchen Aetzmalers bildet das auf der Stuttgarter Bibliothek befindliche Musterbuch eines derartigen Augsburger Künstlers, der für die berühmtesten Plattner seiner Zeit beschäftigt war. Trotzdem bleibt für den Waffenschmied eine geradezu erstaunliche Aufgabe. Das Treiben im Gesenke war bei diesen reichen figürlichen Compositionen so gut wie ausgeschlossen, jedenfalls war eine weiche Unterlage nöthig, sie wurden in einem Treibkitt, als welcher Pech, Wachs oder bei Stahl zumeist Blei benutzt wurde, ausgetrieben, und es mußten zahlreiche und verschieden gestaltete Punzen verwendet werden, da die Anwendung der Feile nur in geringstem Maße anzunehmen ist. Ja sogar die Zeichnung konnte dem Künstler nur wenig Hülfe gewähren. Er war ganz auf sein Verständniß angewiesen, da er das Bild, das er ausarbeitete, gewöhnlich nicht vor Augen hatte, sondern die Tausende von Schlägen mit dem Treibhammer aber mit der Punze meist von der verkehrten Seite führen mußte. Dazu kam noch die Schwierigkeit, daß bei längerem Kalttreiben, das allein üblich war, das Eisen oder der Stahl spröde wurde und immer neuen Ausglühens bedurfte. Geht auch natürlich im Gipsabguß ein Theil der künstlerischen Feinheit verloren, so lassen doch auch diese von Krettmayr in München musterhaft ausgeführten Nachbildungen ein annähernd getreues Bild derselben erkennen. Die Hauptstücke, die dem Museum jetzt zugingen, sind Helme (Sturmhauben) und Schilde. Zunächst seien Schild und Helm für Karl V. genannt. Der Helm in Form der Sturmhaube mit hohem Grat zeigt auf den Seitentheilen getriebene antike Schlachtscenen. Stirn- und Rückenschild sind aus Rollwerk, das an ersterer Stelle eine Maske umrahmt. Auf dem Grat mythologische Darstellungen, von ornamentaler Einheitung unterbrochen. Der dazu gehörige Schild zeigt in einem figurenreichen, übrigens nicht gerade geschickt componirten Relief die Schlacht bei Ravenna (?), eine Schlacht vor einer Festung. Der Rand ist mit einem Kinderfries mit Fruchtgewinden gebildet. Bewundernswerth ist die technische Durchführung der Treibarbeit, welche hier wie in manchen der folgenden Stücke ein überaus hohes Relief bildet. Die Composition zeigt sich wohl von italienischen Formen beeinflußt, ohne doch den deutschen Charakter ver-

kennen zu lassen. Aehnlich wie der vorangegangene, etwas klarer in der Anordnung und auch in der Composition der Hauptdarstellung — der Entführung der Helena — erweist sich ein zweiter Rundschild für Karl V. Der doppelte Rand enthält im äußern Theil vier Brustbilder, auf dem innern einfaches Rollwerk. Die Meister dieser Stücke sind nicht bekannt, doch dürfte mit ziemlicher Sicherheit Augsburg als Entstehungsort und die Jahre um 1540 als Entstehungszeit anzusehen sein. Unsicherer wird die Zuschreibung bei den einer Pferderüstung zugehörigen Theilen, Roßstirn, Schweiftheil, Vorder-, Hinter- und Seitentheil eines Sattels. Die Roßstirn ahmt in überaus geschmackvoller Weise einen Drachenkopf nach, das Schweiftheil bewegt sich in den gleichen Formen, während die Theile des Sattels in zartem Relief mit bewundernswerther Geschicklichkeit der Raumfüllung Tritonen im Kampfe mit Seeungeheuern in einer für Deutschland fast zu rein classischen Auffassung zeigen. Sicherer deutscher Abstammung ist dagegen eine kleine Tartsche (in ungarischer Form, trapezförmig und rund geschweift), welche in Treibarbeit einen jedenfalls Deutschland darstellenden Ritter vom gallischen Hahn verfolgt zeigt. Der Grund ist gepunzt; die Arbeit, die mit Franz I. in Verbindung gebracht wird, gehört wohl schon dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts an und wurde vom Augsburger Plattner Matthäus Frauenpreis gefertigt, dessen Marke sie trägt. Zusammengehörig sind dann wieder Schild und Helm für Philipp II. Der letztere von außerordentlich schönen Formen trägt an den Seitentheilen bacchische Scenen; Stirn- und Nackenschild geschweift in Rollwerkformen. Der Schild hat in der Mitte einen hoch erhoben getriebenen Faunkopf; diesen umgeben vier Reliefs von Centaurenschlachten, die durch reiche Ornamentfüllungen getrennt sind. Auch der Verfertiger dieses Werkes ist unbekannt. Dagegen gehört die nachfolgende Reihe dem kunstvollsten Plattner Augsburgs um die Mitte des 16. Jahrhunderts an, Desiderius Koimann, dem berühmtesten Sprößling der durch eine Reihe von Generationen blühenden Familie Heimschmied-Koimann. Von einer Rüstung für Philipp II. mit erhabenen, prächtig gezeichneten Ornamenten ein Schienbeintheil und die Schamkapsel, dann aber als Hauptstücke zwei Schilde, der eine in zehn Abtheilungen, die Trophäen und Ornamentfüllungen grotesker Manier, die lebhaft an die gleichzeitigen Ornamentstiche erinnern, enthalten, der andere mit der Inschrift des Verfertigers: Desiderio . Colman . Cayff . Mayo . Harnaschmacher . Ausgemacht . In . Augusta . Den . 15 . Aprilis . Im . 1552 . Jar. Diese Inschrift findet sich mit einem Lorbeerkranz um den hohen, in eine cannelirte Spitze auslaufenden Schildnabel. Das Hauptfeld enthält in vier Medaillons allegorische Darstellungen: die Stärke, die Weisheit, den Krieg und den Frieden. Zwischen den Medaillons in Bogenstellungen Heidengestalten, umgeben von Kriegern, Mascarons und Festoas. Für die Stellung des Künstlers zu seinen zeitgenössischen Concurrenten ist der Rand besonders interessant, darin findet sich ein reich bewegter Jagdzug, auf welchem, wie nachgewiesen wurde, Desiderius sich als wüthenden Stier darstellt, der auf drei Männer anrennt, von welchem einer, zu Boden gesunken, ihm einen Schild mit dem Namen Nigrol (die Mailänder Plattnerfamilie Negroli ist gemeint) entgegenhält. Sodann gibt der mit zahlreichen Freifigürchen geschmückte, zu der oben genannten Rüstung gehörige Degengriff auch von der Fertigkeit des Eisenschneidens, die Desiderius besaß, in den trefflichen kleinen Freifigürchen und dem Ornament Zeugniß. Endlich sei noch einer eigenthümlichen Arbeit gedacht, einer aus Vorder- und Rücktheil bestehenden Halsberge für Philipp II., auf der in flachem, feinstem Relief in vielen hundert kleinen Figürchen die Belagerung von St. Quentin dargestellt ist.

* Die Literaturarchiv-Gesellschaft in Berlin, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, Nachlässe von Gelehrten und Dichtern zu erwerben und zu ordnen, hielt am 14. Februar ihre diesjährige Generalversammlung ab. Aus dem Berichte des Schriftführers entnehmen wir, daß das Literaturarchiv bereits über 11,000 Briefe und etwa 500 größere Manuscripte besitzt. 1896 wurde u. a. der Nachlaß der Helmine v. Chezy erworben, wobei sich die ganze ausgedehnte Briefwechsel dieser interessanten Frau befindet, welcher eine werthvolle Fundgrube für die romantische Periode unsrer Literatur bildet. Den Vorstand der Gesellschaft bilden Geheimrath Weinhold und Professor Mommsen als Vorsitzende, Oberbibliothekar Dr. Meisner als Schriftführer, Bankier Alex. Meyer-Cohn als Schatzmeister und Geheimrath Dilthey, Schulinspector Dr. Jonas, Professor Erich Schmidt, Geheimrath Wattenbach und Legationsrath v. Wildenbruch als Beisitzer. — Die Mittheilungen, welche die Gesellschaft für ihre Mitglieder herausgibt, enthalten u. a. Briefe, Gedichte und Erinnerungen von Arndt, Böckh, Boie, Henriette Herz, Humboldt, Schleiermacher und Voß.

* Gießen. Der Philolog Prof. E. Schwartz hat einen Ruf an Kaibels Stelle nach Straßburg erhalten.

* Berlin. Die „Gesellschaft für vergleichende Rechts- und Staatswissenschaft" hat im vorigen Jahr einen ausführlichen „Fragebogen über die rechtlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse der Natur- und Halbculturvölker" herausgegeben und an eine große Anzahl von Interessenten, Beamte in den Schutzgebieten, Missionare, Forschungsreisende u. s. w. versandt. Auf den Fragebogen, der von jedem Einzelnen nicht vollständig beantwortet zu werden braucht, sind auch schon eine Anzahl von Antworten eingelaufen, doch wäre es sehr erwünscht, wenn durch eine möglichst umfassende Beantwortung das Material über die rechtlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse in unsern Schutzgebieten eine Bereicherung erführe, die anders als im Wege einer Enquete gar nicht möglich ist. Die Gesellschaft richtet daher an alle diejenigen, die in der Lage sind, durch ihre Sachkenntniß zu dem Gelingen des Unternehmens beizutragen, die dringende Bitte, sich der kleinen Mühe zu unterziehen, auch nur eine Auswahl der gestellten Fragen beantworten und ihre Aufzeichnungen an den Vorsitzenden der Gesellschaft, Dr. jur. et phil. Stephan Kekule von Stradonitz (Groß-Lichterfelde bei Berlin, Marienstr. 16) einsenden zu wollen. Weitere Exemplare von Fragebogen stehen durch denselben unentgeltlich zur Verfügung.

* London. Nansen weilt augenblicklich mit seiner Gemahlin in Edinburg, wo er am 12. einen Vortrag hielt. Hier sind gegenwärtig die Photographien, die Nansen auf seiner Nordpolfahrt aufgenommen, sowie einige von ihm selbst gemalte Bilder ausgestellt. Künstler rühmen die mannhafte Originalität, wenn auch die Technik nicht vollkommen ist. Am 20. März gedenkt Dr. Nansen wieder in London einzutreffen und am 23. seine Abschiedsvorlesung zu halten. — Der Kirchenhistoriker George Gresley Perry, Rector von Waddington und Erzdechant von Stow, ist am 11. gestorben. Sein „Students Manual of English Church History" wird in den meisten englischen Schulen gebraucht. Außerdem verfaßte er mehrere gelehrte kirchenhistorische Compendien. — Der Marquis von Bute hat für die schottische Universität von St. Andrews eine Reihe von medicinischen Hörsälen auf seine Kosten bauen lassen. Zugleich hat er einen Lehrstuhl für Physiologie dotirt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Monatliche Nachweise über den Auswärtigen Handel des deutschen Zollgebiets nebst Angaben über Großhandelspreise, sowie über Gewinnung von Zucker und Branntwein. Hgg. vom Kaiserl. Statistischen Amt. Dec. 1896. Nebst vorläufiger Werth-Berechnung für das Jahr 1896. Berlin, v. Puttkammer u. Mühlbrecht 1896. — Verhandlung der 3. Strafkammer des kgl. Landgerichts I Berlin gegen Leckert, v. Lötzow und Genossen vom 2. bis 7. Dec. 1896. Stenographischer Bericht. Hgg. von Otto Cohnen. Berlin, J. Harrwitz Nachf. 1897. — H. v. Helmholtz: Vorlesungen über theoretische Physik. Bd. V: Vorlesungen über die elektromagnetische Theorie des Lichts. Hgg. von Arthur König und Carl Runge. Mit 54 Fig. im Text. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß 1897.

Zum 100jährigen Geburtstage Kaiser Wilhelms I.

H. von PETERSDORFF

Der erste Hohenzollernkaiser

im Dienste preussischer und deutscher Grösse.

Mit einem Bildnis. 8 Bogen 1 M. 50 Pf. (2090)

Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 119. Band. Viertes Heft.

Inhalt: Terracina. — Albertus Bohemus. (Fortsetzung.) — Sechzig Jahre Nürnberger Kunstleben. (Schluß.) — Die Messe von Bolsena. — Zur Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung. — Zeitläufe. Die Duell-Frage in Preußen mit einschlägigen Verhältnissen. Zum Streit Lamprecht-Finke. — Tirols Wappenbuch. (2964)

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 16. Februar. Nummer 37.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Melanchthon als pädagogischer Lebensphilosoph. — Prähistorische Forschung in Bayern. Von Hugo Arnold. — Mittheilungen und Nachrichten.

Melanchthon als pädagogischer Lebensphilosoph.

Man pflegt in der Geschichte des geistigen und materiellen Lebens Deutschlands das Zeitalter der Reformation als den Beginn der Neuzeit zu betrachten; und es ist gewiß richtig, daß die fundamentale Umsetzung der Grundanschauungen und Ausdrucksmittel auf den verschiedenen Lebensgebieten, die das eigentliche Kennzeichen des Ueberganges von der mittelalterlichen zur modernen Entwicklungssphäre bildet, ihre Wurzeln im 16. Jahrhundert hat. Jedoch pflegen sich derartig innere Wandlungen sehr langsam zu vollziehen, und so kommt es, daß viele der Anzeichen des modernen Lebens sich erst viel später mit voller Stärke geltend machen; sie wären zwar ohne die gewaltige religiöse Veränderung des Reformationszeitalters unverständlich und sind nur aus ihr zu erklären, werden aber durch einen so großen Zeitraum von ihr geschieden, daß jemand, der nicht sehr scharf beobachtet, den Zusammenhang überhaupt nicht zu erkennen vermag. So scheint in vielen inneren und äußeren Fragen die Epoche Luthers ganz auf dem mittelalterlichen Standpunkt stehen zu bleiben. Die Umwandlung der Universitäten, z. B. ihr Uebergang aus der mittelalterlichen Form in die noch heute herrschende ist unzweifelhaft durch nichts so gefördert worden, wie durch die Reformation. Trotzdem macht sich diese Einwirkung keineswegs gleich in umfassender Weise geltend, sondern das sechzehnte Jahrhundert hat im wesentlichen die Form der mittelalterlichen Universitäten beibehalten. Einzelne Lehrfächer wurden allerdings ausgeschieden und durch neue ersetzt, durch die stärkere Betonung der grammatischen Studien, der Interpretationen classischer Schriftsteller und der biblischen Exegese wurde unzweifelhaft das Gesammtbild des geistigen Inhaltes der Universitätsbildung wesentlich verändert; aber die Organisation der Universitäten, die doch in ihrer Art ebenfalls ein Product der wissenschaftlichen Entwicklung des Mittelalters war, hat auch die Stürme des Reformationszeitalters überdauert. Zwar fehlte es, namentlich in der tumultuarischen Zeit nach dem Wormser Reichstag, keineswegs an Stimmen, welche eine Aufhebung der bezeichnendsten Einrichtungen des mittelalterlichen Universitätswesens empfahlen, wie denn auch der allbekannte Uebereifer mancher Prädicanten sich gegen die schulmäßige Bildung überhaupt richtete; aber man entschloß sich in Wittenberg und nach dem Vorbilde der sächsischen auch auf den anderen Universitäten, die Würden, die von den mittelalterlichen Hochschulen verliehen wurden, die sog. Grade, beizubehalten. Melanchthon selbst übernahm es, die Nothwendigkeit dieser Einrichtung in feierlicher Rede darzulegen. So blieb die eigenthümliche, von der jetzt geltenden durchaus verschiedene Verfassung der Hochschulen bestehen. Der scharfe Gegensatz zwischen Lehrenden und Lernenden hat sich erst im 17. Jahrhundert durchgesetzt und war dem Zeitalter der Reformation noch nicht bekannt, ebenso wenig die Gleichstellung der artistischen (philosophischen) Facultät mit den übrigen Facultäten, die jener vielmehr übergeordnet waren. Nach wie vor konnte jemand noch Schüler in den drei oberen Facultäten und bereits Baccalaureus oder Magister in der artistischen Facultät sein. Daher kam es, daß noch immer, wie im Mittelalter, die Studenten in sehr jugendlichem Alter die Universität bezogen. Erst nachdem die von Humanismus und Reformation gegründeten Lateinschulen auf eine längere Entwicklungsperiode zurückblicken konnten und es sich in dieser Zeit herausgestellt hatte, daß die Schulen sehr wohl im Stande waren, den für die Universität nothwendigen vorbereitenden Unterricht selbst zu übernehmen, war eine Facultät, wie die artistische, deren wesentlichste Aufgabe eben dieser Vorbereitungscursus war, nicht mehr nöthig. Es wurde dieser Facultät daher ein neuer Wirkungskreis zugewiesen, und sie wurde den drei anderen Facultäten gleichgestellt; doch gelangte diese Entwicklung, wie bereits hervorgehoben, erst im siebzehnten Jahrhundert zum Abschluß.

Aus alledem ergab sich, daß die Aufgaben des akademischen Lehrers im sechzehnten Jahrhundert wesentlich anders geartet waren, als in unsern Tagen. Sowohl das jugendliche Alter der Studirenden als die durch die eigenthümliche Lehrverfassung bedingte Aufhebung des strengen Unterschiedes zwischen Lehrern und Schülern ermöglichten und bedingten einen viel unmittelbareren Zusammenhang zwischen dem Professor und seinen Studenten, als es heute, auch auf kleineren Universitäten, möglich ist. So kam es, daß der Lehrer in den meisten Fällen nicht bloß eine wissenschaftliche Förderung seiner Schüler erstrebte, sondern daß er auch danach trachtete, eine moralische Einwirkung auf sie auszuüben; und nicht selten wurde die zuletzt bezeichnete Aufgabe als die bei weitem wichtigere, ja als das eigentliche Endziel des Universitätsunterrichtes angesehen. Diesen Gesichtspunkt muß man im Auge behalten, wenn man die erzieherische Thätigkeit, die Melanchthon als Universitätslehrer ausgeübt hat, in ihrem vollen Umfange würdigen will. Auch Melanchthon faßte seine Aufgabe als Lehrer keineswegs ausschließlich vom wissenschaftlichen Standpunkt auf, sondern er ergriff jede Gelegenheit mit Freuden, um seinen Schülern Lebensregeln mitzutheilen. Im Laufe der Zeit erweiterten sich ihm diese hie und da eingeflochtenen Winke zu einem förmlichen Abriß der praktischen Lebensphilosophie; wenigstens läßt uns das, was an Sammlungen derartiger kurzer Bemerkungen sich aus seinem Schülerkreise erhalten hat, darauf schließen, daß er einen großen Theil dieser Normen für die richtige Gestaltung des Lebens mit ziemlicher Regelmäßigkeit in den einzelnen Vorlesungen wiederholt hat. Indessen handelte es sich dabei keineswegs um Aufstellung eines lehrhaften Systems, sondern Melanchthon knüpfte an einen Gegenstand seiner Vorlesung an, wie er ihm durch eine bestimmte Stelle des

behandelten Schriftstellers oder den sonstigen Inhalt seiner Darlegungen gebaten wurde, um daraus eine seiner moralischen Vorschriften zu entwickeln. Gerade die gelegentliche Mittheilung und andrerseits in scheinbarem Gegensatz dazu die Thatsache, daß solche Mittheilungen mit ziemlicher Regelmäßigkeit den systematischen Vortrag oder die philologische Interpretation unterbrachen, mußten dazu dienen, die Aufmerksamkeit der Studenten auf diese eingestreuten Bemerkungen zu lenken und sie ihrem Gedächtniß einzuprägen. Auch die Art, in der Melanchthon sie einkleidete, trug dazu bei. In den meisten Fällen gab er nämlich keinen abstracten Satz, sondern eine kurze anekdotenhafte Erzählung, aus ver sich die Lehre ergab, auf die es ihm ankam. Die Verwendung der erzählenden Farm zu pädagogischen Ztaecken war bei Melanchthon überhaupt nichts seltenes, und er liebte es, das Verständniß mancher mehr aber weniger schwierigen Fragen auf diese Weise zu erleichtern. Wenn er seinen Studenten klar machen wollte, welche Grenzen Gatt der Macht des Teufels gezogen habe, dann erzählte er ihnen von einem Wärwalf, der großen Schaden anrichtete, merkwürdigerweise aber nur das Vieh zerriß, dem Menschen dagegen keinen Schaden that. „Da seht ihr", fügte er dann der Erzählung hinzu, „wie der Teufel eine van der gättlichen Macht gleichsam weise eingegrenzte Gewalt hat, sa daß er nicht sa viel schaden kann, wie er will; gewiß würde er auch in diesem Falle den Menschen geschadet haben, aber Gatt erlaubte es ihm nicht; wenn er ihm Freiheit ließe, so würde er das ganze Menschengeschlecht in einer Stunde zu Grunde richten." Ein anderes Beispiel wird noch deutlicher zeigen, wie fein Melanchthan derartiges anekdotisches Material zu verwenden und es in den Dienst seines Unterrichtes zu stellen suchte. Er hatte sicher an den zahllosen Thealagen, die er in Wittenberg ausgebildet hatte, die Erfahrung gemacht, daß die eigentliche Seelsarge im engeren Sinne vielen unter ihnen die größte Schwierigkeit bereitete. Darum wies er darauf hin, daß man bei geistlichem Zuspruch möglichst allgemeine Redensarten vermeiden, sandern vielmehr danach trachten müsse, immer den eigentlichen Kern der in Betracht kommenden Lebensfrage zu erfassen und von hier aus aufzurichten, zu trösten, zu ermahnen oder zu strafen. Deutlicher ais es durch lange Auseinandersetzungen geschehen konnte, prägte Melanchthan einen derartigen Wink ein, wenn er an einem drastischen Beispiel bewies, wie es ein Prediger nicht machen sollte. Er erzählte: der Prediger Gabriel (Zwilling) wurde einst zu einer sterbenden alten Dame gerufen und sprach viel zu ihr über die Süßigkeit des Sterbens. Da sagte die Frau zu ihm: „Lieber Herr, Ihr habt es noch nicht durchgemacht; der Tad ist gar nicht sa süß." Der Prediger schämte sich und erkannte, daß er beim Zuspruch einen falschen Weg eingeschlagen, er hätte ihr von dem Vertrauen auf Gatt sprechen und dadurch Trost einflößen sollen. — Es ist leicht zu verstehen, daß derartige außerardentlich bezeichnende Züge von den Studenten leicht behalten wurden, und es scheint, als habe Melanchthon selbst zur Sammlung derartiger anekdotischer Elemente aufgefordert. Jedenfalls herrschte in Melanchthons Schülerkreise ein reger Wetteifer in der Aufbewahrung gerade dieser Bestandtheile van Melanchthans Vorträgen; eine ganze Reihe von handschriftlichen Aufzeichnungen legt davon Zeugniß ab, und nicht lange nach Melanchthons Tode veröffentlichte Jahannes Mantius eine umfassende Sammlung derartiger Sprüche, Erzählungen und Anekdoten, die zum überwiegenden Theil aus den Varlesungen des praeceptor Germaniae stammen. Wir finden darin auch manches rein Anekdotische, das sich zuweilen wörtlich mit Luthers Tischreden berührt; doch ist die Zahl salcher unterhaltenden Elemente verschwindend gering im Vergleich zu den Stücken, die mit lehrhafter Adsicht vorgetragen sind. Da Manlius die Aussprüche nach Rubriken geordnet hat, so erhält man einen bequemen Ueberblick über diese Seite der Thätigkeit Melanchthons. Daß gerade in Melanchthons nächstem Freundeskreise der Werth von Manlius' Sammlung nicht allzu hach angeschlagen warden ist, kann die hohe Bedeutung, die dem Buche zukommt, nicht wesentlich beeinträchtigen. Denn da sich wiederholt die gleichen Stücke, die Manlius mittheilt, auch in anderen handschriftlichen Fassungen erhalten haben, so ist durch Vergleich ein Urtheil ermöglicht, und dieses wird im wesentlichen dahin gehen, daß Manlius zwar nicht selten falsch verstanden aber kurze Niederschriften später irrig ausgeführt hat, daß aber im graßen und ganzen ihnen im Wesentlichen Glaubwürdigkeit zuzusprechen ist.

Ueberblickt man nun diesen Schatz von Lebensmaximen, die Melanchthan seinen Schülern einzuprägen suchte, so kann man allerdings nicht sagen, daß es ein sehr weiter Anschauungskreis ist, der sich uns in ihnen aufthut. Es sind im wesentlichen die Grundsätze einer etwas eng begrenzten bürgertichen Maral, die hier geprediqt werden. Die wichtigsten Pflichten, ohne deren Erfüllung Familie, Gemeinde und Kirche nicht möglich sind, werden wiederholt und in der mannichfachsten Weise vorgeführt, und die Nathwendigkeit, ihnen gerecht zu werden, thut Melanchthan an immer neuen Beispielen dar. Auch die Begründung dieser Pflichtenlehre geht nirgends besonders tief; sondern sie hält sich in demselben, ausschließlich auf das Praktische gerichteten Geleise. Der Charakter eines vor allem auf klare Verständigkeit abzielenden und sich streng auf das beim täglichen Zusammenleben der Menschen unumgänglich Nathwendige beschränkenden Complexes von Vorschriften ist in allen diesen scheinbar so verschiedenartigen Aussprüchen und Erzählungen zu erkennen. An diesem Grundzug ändert auch das religiöse Element nichts; was Melanchthon an religiösen Varschriften und mit ihnen sich berührenden Fragen vorbringt, überschreitet ebenfalls nirgends die Grenze einer möglichst gemäßigten, ruhigen Verständigkeit; auch auf diesem Gebiet werden keine Ansätze zu einem tieferen Ergreifen der Lebensfragen gemacht, wie wir sie doch bei dem jungen Melanchthan finden; sondern alle hieher gehörenden Betrachtungen tragen einen ziemlich nüchternen Charakter, der sicher nicht bloß durch die Farm zu erklären ist, die Manlius und andere Zuhörer ihnen gegeben haben.

Kann samit dem Inhalt dieser Lebensanschauungen eine tiefer greifende Bedeutung nur in sehr bedingtem Maße zugeschrieben werden, sa ist die Betrachtung dieses Theils der pädagogischen Wirksamkeit des Lehrers Deutschlands dach keineswegs nutzlos. Wenn anch der Gedankengehalt nirgends über das Alltägliche hinausgeht, die Art, in der Melanchthon das Einzelne einkleidet und vorträgt, verräth doch überall sa viel Feinheit im kleinen, so bedächtige Sorgfalt in der Auswahl der nathwendigsten Punkte und schließlich ein sa großes Lehrgeschick, daß eine eingehende Würdigung dieses durch die Schüler überlieferten Materials durchaus gerechtfertigt erscheint. Und das um so mehr, als eigentlich bisher nur ganz gelegentlich auf die in Betracht kommenden reichen Sammlungen hingewiesen und so gut wie gar kein Versuch gemacht warden ist, ihren Werth im Zusammenhange zu erörtern. Zunächst ist es ungemein reizvoll zu beobachten, wie geschickt er im einzelnen Falle seine Beispiele zu wählen weiß. Man müßte eine große Anzahl von Erzählungen durchgehen, um zu zeigen, in welcher treffenden Weise Melanchthan bei aller Schlichtheit des zu Grunde liegenden Gedankenkreises und scheinbar ganz unabsichtlich im einzelnen Falle verfährt. Hier können natürlich nur wenige seiner Beispiele betrachtet werden. So will er z. B. die Unvollkommenheit des Menschen gegen-

Digitized by Google

über der absoluten Vollkommenheit Gottes darthun: auch der vortrefflichste Mensch ändere leicht seine Natur, Gott aber niemals. Dieser Satz wird an der Veränderung klar gemacht, die mit Alexander d. Gr. nach seinen gewaltigen Erfolgen vorging. Wenn er den Satz vorträgt, daß die Philosophie dem Menschen keinen Trost in innerer schwerer Qual gewähren könne, so erinnert er an den jüngeren Cato, der durch die Lectüre Plato's sich in dem Unglück des Vaterlandes hätte aufrichten und erheben wollen, dann aber unwillig das Buch weggeworfen und sich in sein Schwert gestürzt habe. Wenn er darthun will, daß das Verständniß mancher Stellen der hl. Schrift nur dann möglich sei, nachdem man die seelische Erfahrung, aus der die Worte hervorgegangen seien, selbst gemacht habe, so erwähnt er einen schönen Ausspruch, den Katharina v. Bora ihm gegenüber gethan, als er nach der Schlacht bei Mühlberg mit ihr auf der Flucht war: „Erst jetzt in unsern Leiden verstehe ich viele Psalmen, die ich früher im Glück nicht verstanden habe." In derselben Richtung bewegt sich eine andere Geschichte, die Melanchthon von dem bekannten Humanisten Johannes Murmellius erzählt. Als dieser nämlich einen Vers Vergils erklärte, in welchem von der großen Liebe des Aeneas zu seinem Sohne Ascanius die Rede war, sagte er zu seinen Studenten: „Diesen Vers wird keiner von euch verstehen, bevor er selbst Kinder hat." Neben derartigem anekdotischen Material fehlen nun auch zahlreiche, zuweilen recht sinnige, manchmal allerdings auch etwas gesuchte Vergleiche nicht. Da wird z. B. der Prediger mit einer Biene verglichen; Christus mit einem Edelstein oder einer Ceder; der Diamant mit der Macht des Teufels: wie jener (nach einer sehr alten Vorstellung) nur durch Bocksblut erweicht werden kann, so wird die Gewalt des Widersachers nur durch das Blut Christi gebrochen. Auch rein allegorische Elemente fehlen nicht ganz; von den Gleichnissen des Alterthums wird ebenso wie von der Thierfabel wiederholt Gebrauch gemacht.

Im allgemeinen begnügt sich Melanchthon, die von ihm vorgetragenen kleinen Erzählungen und verwandte Darstellungsmittel durch sich wirken zu lassen; auch durch die verhältnißmäßig unsichere Ueberlieferung hindurch vermögen wir noch zu erkennen, wie fein pointirt er derartige Beispiele zu gestalten wußte, so daß der lehrhafte Satz sich gleichsam wie von selbst aus der vorgetragenen Geschichte ergab. Zuweilen aber, namentlich wenn der Gegenstand dazu Veranlassung gab, knüpfte er an die vorgetragene Erzählung noch ermahnende Worte, um so noch eine eindringlichere Wirkung auszuüben. So berichtete er einst seinen Studenten ein schreckliches Ereigniß von einem Brudermörder in Joachimsthal; der nachdrücklich vorgetragenen Geschichte fügte er noch folgende Worte bei: „Dieses Beispiel behaltet im Gedächtniß, daß auch ihr zu Gott beten lernt: Führe uns nicht in Versuchung, das ist: Laß uns nicht den Versuchungen des Teufels erliegen! Der Teufel war es, der jenen Unglücklichen gegen Gott und Gewissen zur Ausübung der Schandthat trieb. Viele Menschen leben trotz ihrer schrecklichen Sünden in sicherer Ruhe, gleich als ob die Zeiten ungefährlich wären und der Teufel schliefe. Laßt uns daher wachsam und aufmerksam sein und Gott anflehen, daß er uns mit seinem heiligen Geist corrigirt und zu Gefäßen seiner Barmherzigkeit macht."

Wenn darauf hingewiesen worden ist, daß der Inhalt dieser Summe von Vorschriften sich innerhalb sehr enger Grenzen bewegte, so ist damit mehr die innere Eigenschaft als der äußere Umfang bezeichnet. Denn Melanchthon bemüht sich sichtlich, auf alle möglichen Lebensverhältnisse einzugehen und die Fragen zu erörtern, die sich bei der Berührung mit dem einen oder anderen Gesellschaftskreise ergeben können. Von den allereinfachsten gesundheitlichen Rathschlägen, die er seinen Studenten gibt, von der Warnung vor Unmäßigkeit oder vor allzu großer Erregung beim Trinken, steigt er immer höher auf, er geht auf die Bildungsfragen ein, auch die Kunst berührt er in seiner Weise, und sehr ausführlich verbreitet er sich über den Staat und seine Einrichtungen. Was er hier vorträgt, würde allein schon genügen, die gelegentlich geäußerte und wiederholt nachgesprochene Meinung zu beseitigen, als ob Melanchthon in seinem späteren Leben republikanische Neigungen gehegt habe. Wenn er auch ähnlich wie Erasmus eine besondere Vorliebe für die großartig verwalteten städtischen Communen gehabt hat, und wenn er auch bei den Kränkungen, die er zuweilen durch Johann Friedrich erfuhr, für einen Augenblick sehnsüchtig nach einem sicheren Plätzchen in einer der großen Handelsstädte ausblickte, so sind doch solche gelegentlich auch Freundesbriefen anvertraute Stoßseufzer eben nichts weiter als vorübergehende Stimmungen gewesen und dürfen jedenfalls keineswegs ausschließlich zur Charakterisirung seiner politischen Anschauungen verwendet werden. Wir sehen denn auch aus seinen Bemerkungen über den Staat, daß er zwischen den verschiedenen Staatsformen principiell einen Unterschied nicht macht, sondern eine jede in ihrer Art für gut erklärt, sofern sie sich nur durch tüchtige Leistungen documentirt. Was er an allgemeinen politischen Grundsätzen vorträgt, geht nicht besonders tief; im einzelnen aber finden sich manche feine und einsichtige Beobachtungen, so z. B. der eindringliche Hinweis auf die Nothwendigkeit des Waldschutzes.

Jedenfalls wird man noch in weit umfänglicherem Maße diese Sammlungen herbeiziehen müssen, wenn man Melanchthons Lebensanschauungen in einer ausreichenden Charakteristik zusammenfassen will. Gerade durch die Fülle bezeichnender kleiner Einzelzüge bilden die in den Vorlesungen gelegentlich geäußerten und festgehaltenen Worte eine werthvolle Ergänzung zu den Briefen, Reden und Handbüchern. Hier konnten nur die Grundzüge dieser reichen Ueberlieferung angedeutet werden; sie eingehender vorzuführen, möge späterer Zeit vorbehalten bleiben.

G. E

Prähistorische Forschung in Bayern.

Als mit der Zunahme des historischen Sinnes und der Entwicklung der geschichtlichen Forschung die Erkenntniß von dem hohen ideellen und mitunter auch materiellen Werthe der Schätze gedieh, welche aus der Vergangenheit auf unsre Tage gekommen sind, traf man auch bei uns in Bayern seitens des Staates, beziehungsweise des Cultusministeriums, umfassende Maßregeln zum Schutze und zur Erhaltung der Alterthümer im Lande; ja es wurde sogar zu diesem Zweck eine eigene Behörde geschaffen, welche unter dem Titel „Generalconservatorium der Kunstdenkmale und Alterthümer Bayerns" besteht und mit großem Nutzen ihrer Aufgabe obliegt. In einer ganz merkwürdig beschränkten Auffassung der Dinge und der Zeiten hob jedoch dabei der Begriff von „Alterthümern" erst mit jenen Resten der Vorzeit an, welche der romanischen Kunst- und Bauperiode angehören, und in einer recht bedauerlichen Weise ist dieser Standpunkt auch für das in großem Rahmen angelegte staatliche Inventarisirungswerk der „Kunstdenkmale des Königreichs Bayern" in Geltung geblieben. Was hinter der romanischen Zeit zurückliegt und bis in die Morgendämmerung der Geschichte zurückreicht, das ist eigentlich für das Generalconservatorium — ebenso für das Inventarisirungswerk — nicht vorhanden und deßhalb genießen die prähistorischen, römischen und germanischen Alterthümer keinen Schutz; für ihre Erhaltung und Rettung bestehen keine Vorschriften, außer denjenigen, welche die Ausliefe-

von Münzfunden betreffen; von der Aufnahme in die „Kunstdenkmale Bayerns“ sind sie ausgeschlossen. Eine Ausnahme in gewisser Beziehung bildet nur eine im Anfang dieses Jahrhunderts erflossene kurfürstliche Verordnung, welche dem Staat ein Miteigenthumsrecht an geschichtlichen Funden zuspricht; dieselbe gilt natürlich nur für jene Gebiete Bayerns, welche damals dem Hause Wittelsbach unterthan waren, und mitunter sind sogar allerlei Zweifel erhoben worden, ob die Gültigkeit dieser Verordnung civilrechtlich noch behauptet werden könne.

In diesen Umständen zunächst sind die Ursachen zu suchen, aus welchen die prähistorische Forschung, die anderwärts eine so hohe Blüthe erreicht hat, in Bayern so geringe Ergebnisse liefert. Man kann sich mit Fug und Recht darüber verwundern, denn es mangelt nicht an Interesse dafür, das im Gegentheil in einem sehr hohen Maße allerorten rege ist oder leichtlich geweckt wird; der Fehler liegt indessen ganz anderswo, nämlich in der Organisation der prähistorischen Forschung, die vollständig zerfahren ist und einer einheitlichen zielbewußten Leitung ganz entbehrt.

Wohl ist seit geraumer Zeit bei der Münchener Akademie der Wissenschaften zur Förderung der prähistorischen Forschung eine eigene „Commission für die Erforschung der Urgeschichte Bayerns“ gebildet worden, aber eine ersprießliche Thätigkeit derselben ist durch allerlei Umstände erschwert oder ververhindert. Schon gegen die Zusammensetzung der Commission ist der Einwand zu erheben, daß den wirklichen Fachmännern kein Stimmrecht zukommt und die meisten ihrer Mitglieder den modernen praktischen Anforderungen der Forschung fremd gegenüber stehen. Bei der Gründung der Commission waltete ferner die Absicht ob, daß sie die Leitung der Forschung im Lande, und zwar einer systematischen Forschung, selbst in die Hand nehmen sollte; so wie die Dinge sich jedoch gestaltet haben, indem die Fachmänner in ihr nichts zu sagen hatten, ist sie lediglich zu einem formalen Geldbewilligungsinstitut geworden. Die Bewilligung der aus staatlichen Fonds fließenden Gelder für Ausgrabungen endlich erfolgt an Vereine wie an Private, ohne daß ihnen, wie man bei der Herkunft der Mittel vermuthen sollte, die bindende Auflage gemacht würde, die mit diesen Geldern erhobenen Funde auch den Staatssammlungen zuzuführen, weßhalb eben die Funde bestenfalls in Vereinssammlungen verstreut werden, wenn sie nicht dem weit schlimmeren Loose zum Opfer fallen, daß sie von den Privaten, durch die sie auf Staatskosten und ohne eigenen persönlichen Geldaufwand ausgegraben wurden, dorthin verkauft werden, wo diese scrupellosen Herren die besten Preise erzielen.

Seit mehreren Jahren besteht eine staatliche prähistorische Sammlung, die ihre Gründung fast ganz der Initiative und der Opferwilligkeit selbstloser Privatleute verdankt. Sie ist nicht dem Generalconservatorium der Alterthümer untergeordnet, wohin sie ressortmäßig eingetheilt sein sollte, sondern eigenthümlicherweise dem mit dem Directorium der Akademie der Wissenschaften verbundenen „Generalconservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen“ (worunter aber trotz der allgemein lautenden Bezeichnung nur die naturwissenschaftlichen Sammlungen zu verstehen sind) unterstellt; dadurch entbehrt sie den unbedingt nothwendigen Zusammenhang mit den äußeren Verwaltungsbehörden, der bei der Unterordnung unter das Generalconservatorium der Alterthümer von selbst gegeben wäre, weil das letztere schon wegen der Aufsicht über die Kunstdenkmale einen vollkommen organisirten und trefflich functionirenden Nachrichtenapparat von außen her besitzt. Dem entsprechend waltet auch der Mißstand ob, daß die Verwaltungsbehörden draußen im Lande in einem Gutachtenfalle rathlos dastehen, weßhalb sie bei der Einholung eines Gutachtens sich meist planlos dem Ungefähr des Zufalls überlassen, sich einmal an einen historischen Verein wenden, ein andermal an einen durch Verdienste oder Reclame oder Geschäfte bekannt gewordenen Privatforscher oder Händler und erst das drittemal an die Staatssammlung.

Die Erwerbungen der letzteren leiden sehr empfindlich sowohl unter der Beschränktheit der dafür ausgeworfenen, lächerlich geringen Mittel, als auch unter der Thatsache, daß verfügbare Fonds für wissenschaftliche Ausgrabungen nicht vorhanden sind, indem die Gelder der Akademie immer ein Jahr voraus bereits festgelegt werden. Plötzlich auftauchende Funde, selbst von der größten Wichtigkeit, können daher vom Staate in der Regel gar nicht berücksichtigt werden, sondern fallen den Händlern anheim, und nur in den seltensten Fällen gelingt ihre Acquisition für den Staat. Ein ausnahmsweise glückliches Beispiel liefern die Vorgänge mit dem hoch berühmten Wittislinger Funde, der infolge günstiger Zufälle und des energischen Eingreifens von Privatpersonen allerdings noch in das Eigenthum des Staates überging und jetzt eine Zierde des Nationalmuseums bildet. Auf die Zugänge des Prähistorischen Staatsmuseums werden wir noch zu sprechen kommen.

Man wird glauben, daß die historischen Kreis- und Localvereine für die prähistorische Forschung eine fruchtbringende Thätigkeit entwickeln. Das war bei den meisten seinerzeit der Fall, namentlich nach deren Gründung, die bei den Kreisvereinen in die Regierungsperiode König Ludwigs I. zurückreicht, und es war dies bei ihrer Stiftung auch in der ausdrücklichen Absicht des weit schauenden Herrschers gelegen gewesen. Allein aus mehrfachen Gründen, deren Darlegung hier zu weit führen würde, sind diese Vereine zu einem großen Theil von derartiger Wirksamkeit mehr oder minder abgekommen und verwenden ihre ohnedieß meist geringen Mittel für Publicationen, die mitunter recht fragwürdigen Werth besitzen. Regelmäßige, systematische Grabungen werden sehr selten vorgenommen, und wenn es geschieht, so werden sie nicht von Fachmännern geleitet, woraus als üble Folge eine bedauernswerthe Mangelhaftigkeit der Fundberichte entspringt.

Bei den Ausgrabungen seitens der Privatleute ist selbstredend gar kein oder wenigstens kein nennenswerther Gewinn für die Wissenschaft zu erwarten. Da der Staat selbst nicht graben läßt, hat sich der sehr üble Usus ausgebildet, daß eine kleine Anzahl von Privatleuten, die auf Grund ihrer Vorbildung und ihres Berufes so gut wie gar keine wissenschaftliche Garantie bieten, Ausgrabungen auf eigene Kosten anstellen und deren Ergebnisse um geradezu ungeheuerliche Preise an den Staat zu verkaufen trachten, der gute Miene zum bösen Spiel machen muß, will er die wichtigsten culturgeschichtlichen Denkmale nicht aus dem Lande wandern lassen. Diese Leute, die gleichsam als concessionirte Ausgräber erscheinen und nebenbei oft noch einen schwunghaften Alterthümerhandel betreiben, empfangen auch staatliche Vorschüsse, stehen aber unter gar keiner Controle, so daß keineswegs alle ihre Funde in die Staatssammlungen gerathen, vielmehr die besseren Stücke gar oft in den Privatcollectionen der betreffenden „Forscher“ zurückbleiben und als Handelsobjecte dienen. Der halbamtliche Charakter, der ihnen mit oder ohne Berechtigung zukommt, und die Drapirung mit vieldeutigen Titeln erleichterte ihnen selbstverständlich sowohl die Vergrößerung ihrer eigenen Sammlungen wie den Geschäftsbetrieb in hohem Grade. Diese Sorte von Sammlern und Händlern treibt dabei die Preise, besonders sobald es sich um den Ankauf für öffentliche Sammlungen handelt, derart in die Höhe, daß in Bayern am theuersten innerhalb ganz Mitteleuropa's gekauft wird. Auf das Gutachten eines solchen Herrn hin

mußte z. B. ein historischer Verein ein Bronzeschwert, das ihm übrigens als unbezweifelbares Staatseigenthum kostenlos hätte überlassen werden können, um die Summe von 500 Mark kaufen, ungeachtet der betreffende Typus in Bayern ziemlich häufig vorkommt und ein solches Exemplar überall um den Preis von 80—100 Mark zu haben ist.

Was die Sammlungen der historischen Vereine betrifft, so muß berücksichtigt werden, daß sie eben aus Zufall entstanden sind; aus Mangel an geeigneten wissenschaftlichen Kräften haben die wenigsten Vereine ihre Funde systematisch geordnet und aufgestellt, sie meistens auch nicht conservirt und restaurirt, nicht katalogisirt und nicht beschrieben.

Von den öffentlichen Sammlungen kommt das Germanische Museum in Nürnberg wegen seines allgemein deutschen Charakters nicht in Betracht. Das königliche Antiquarium in München nimmt Alterthümer, die von bayerischen Fundorten stammen, nicht mehr auf. Es bleiben somit nur das Bayerische Nationalmuseum und die Prähistorische Sammlung des Staates. Obwohl man in ersterem die Hauptmasse der bayerischen Funde suchen sollte, gibt es dort bloß eine Auslese, die zumeist nach technischen und typologischen Rücksichten getroffen ist; die gesammte sehr reiche Steinzeit Bayerns ist z. B. nur durch 2 oder 3 Steinbeile vertreten. Das Haupthinderniß für eine entsprechende Entwicklung dieser Sammlung liegt in der Concurrenz, welche sich der Staat selbst durch seine eigene Prähistorische Sammlung bereitet. Diese wird aber nicht als culturgeschichtliche Sammlung betrachtet, sondern im Zusammenhang mit ihrer Entstehung als Lehrsammlung, als Appendix zum anthropologischen Katheder der Universität, und hierin liegt auch der Grund, warum sie unter dem Generalconservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates und nicht unter dem Generalconservatorium der Alterthümer steht. Die Zugänge zur Sammlung geschehen durch Ankäufe, wofür nur ein sehr unbedeutender Etatansatz ausgeworfen ist (wie bereits erwähnt wurde), und durch Zuweisung von Funden bei Ausgrabungen, die (wie gleichfalls oben schon berichtet wurde) von Privaten auf Staatskosten vorgenommen werden. Da letztere keine Fundberichte abliefern und keinerlei wissenschaftliche und materielle Controle besteht, ist thatsächlich ein Drittheil der im genannten Museum aufgestellten Funde für die Wissenschaft als verloren oder von sehr problematischem Werthe zu erachten. Auch die Sammlungsräume kranken an schweren Uebeln; sie sind viel zu klein und finster, beträchtliche Partien der Funde sind wegen Platzmangels nicht mehr aufzustellen, eine Besichtigung während des kalten Winters ist überhaupt nicht möglich, ein Führer oder gedruckter Katalog kann wegen Geldmangels nicht gefertigt werden u. s. w.

Die Literatur über die prähistorische Forschung zeigt, wie es bei den geschilderten Zuständen nicht anders sein kann, eine vollständige Zersahrenheit. Die Berichte und Notizen über Ausgrabungen und Funde sind im Anzeiger des Germanischen Museums, in den Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, in den Schriften der einzelnen historischen Vereine, im Katalog IV des Bayerischen Nationalmuseums zerstreut und meist 1 bis 2 Jahre nach der Aufdeckung der Funde verfaßt. Mehrere Partien von Hügelgräbern sind in verschiedenen Werken von Dr. Naue, das große germanische und das römische Gräberfeld bei Reichenhall von Dr. v. Ehlingensperg beschrieben; allein erstere bedürfen noch einer genauen Controle in vielen Punkten und letztere können auf wissenschaftlichen Werth keinen Anspruch machen, so daß leider hinsichtlich der bedeutendsten Spatenarbeiten auf dem prähistorischen Boden Bayerns die gebotenen Forderungen nicht erfüllt werden.

Es fragt sich nun, ob und auf welchem Wege den bei uns bestehenden Uebelständen gesteuert werden kann. — Bei dem 25jährigen Jubiläum der Münchener Anthropologischen Gesellschaft hat Virchow betont, die Prähistorie habe einen solchen Umfang gewonnen und sei eine so selbständige culturhistorische Specialwissenschaft geworden, daß sie von der Anthropologie, mit der sie bisher vereint war, getrennt werden müsse. Ebenderselbe Altmeister der anthropologischen und prähistorischen Wissenschaft, sowie andere Autoritäten, wie Grempler, Bartels, Wieser, Hörnes, Frhr. v. Andrian, Tischler, Hettner u. s. w., haben sich darüber ausgesprochen, wie eigenthümlich es berühre, daß in München das nämliche Fach an zwei verschiedenen Staatssammlungen getrennt studirt werden müsse, wozu noch als dritte die Sammlung des Historischen Vereins von Oberbayern komme.

Wir müssen dabei einer kleinen Schrift über „Münchener Kunstsammlungen" gedenken, welche aus ähnlicher Veranlassung die Zusammenlegung der Glyptothek, des Antiquariums, der Vasen- und Gypssammlung in einem eigenen Museum gefordert und zugleich die Fortsetzung, beziehungsweise Wiederaufnahme von Ausgrabungen antiker Kunstgegenstände in Griechenland, in der Türkei u. s. w. auf das dringendste empfohlen hat. Dem letzteren Verlangen gegenüber steht uns die Erforschung der heimathlichen Vorgeschichte wohl um ein bedeutendes näher, zumal hiefür entweder so gut wie gar kein oder doch nur ein sehr geringer Aufwand erwachsen würde, sobald man die Sache in die richtigen Bahnen leitet.

Der Vollzug eines derartigen Vorhabens würde nicht die geringsten Schwierigkeiten bieten, denn es ist nichts dazu nöthig als eine Organisation, für welche wir in Preußen und in Oesterreich, besonders in der Herzegowina und in Bosnien innerhalb der letzten 10 Jahre, Vorbilder mit vorzüglicher Wirkung und besten Erfolgen vor Augen haben. Es bedarf hiezu nur der Angliederung der staatlichen Einrichtungen an das Generalconservatorium der Alterthümer. Für die äußeren Verwaltungsbehörden muß hinsichtlich der prähistorischen Funde die gleiche Meldepflicht geschaffen werden, wie sie betreffs Veräußerung oder Zerstörung von Kunstdenkmalen besteht; die seitens der Akademie der Wissenschaften bewilligten Gelder dürfen nicht mehr verzettelt werden; die Ausgrabungen sollen nicht mehr concessionirten und honorirten Privatgräbern übertragen oder überlassen, sondern in die sauberen Hände eines Beamten (vielleicht nebst 1 oder 2 Assistenten) gelegt werden, für welchen ein bezahlter Posten zu schaffen wäre, dem selbstverständlich ein Alterthumshandel nicht gestattet ist, der aber dafür die Ausgrabungen selbst leitet, wissenschaftliche Fundberichte liefert und rechtzeitig überall zur Stelle ist, wo Wichtiges vor sich geht. Der Gehalt und die Tagegelder dieses Beamten, der seinen Beruf nicht im Nebenamt treiben kann, die Ausgrabungskosten ꝛc. betragen nach zuverlässiger Berechnung kaum den dritten Theil des Aufwandes, den der Staat für den aus Privathänden zu bethätigenden Ankauf eines großen Grabfeldfundes, wie es z. B. der Reichenhaller war, zu machen gezwungen ist. Später könnte vielleicht auch die Schöpfung eines prähistorischen Centralblattes für Bayern in Aussicht genommen werden.

Indem wir einer planmäßigen Organisation der prähistorischen Forschung das Wort reden, halten wir eine unbedingte Centralisation derselben in den Händen des Staates durchaus nicht für nothwendig. Die historischen Vereine und einzelne forschungslustige, nicht des Handels beflissene Privatleute mögen ihre Studien ruhig forttreiben wie bisher; aber soweit der Staat es kann, soll er aus den auf seinem Boden erhobenen, ihm also eigenthümlich zustehenden Funden, sowie aus sonstigen Erwerbungen eine vollkommene Entwicklungsgeschichte der vorzeitlichen Cultur bildlich darstellen. Geschieht das in richtiger Weise nach der wissenschaftlichen und künstlerischen Seite hin, dann wird auch

Digitized by Google

ein gutes Muster für die Provinzsammlungen aufgestellt, welch letztere die für die Localgeschichte interessanten Gegenstände auszunehmen haben.

Wie sich aus dem Vorstehenden ergibt, ist die Vereinigung der prähistorischen Staatssammlung mit der gleichartigen Sammlung des Nationalmuseums die dringlichste Forderung, deren Durchführung nahezu keine Kosten verursacht, voraussichtlich aber den ersprießlichsten Nutzen gewähren wird. Dabei wollen wir ausdrücklich bemerken, daß der für die Entwicklung der prähistorischen Forschung in unserm Lande so segensreich wirkende, hoch verdiente Conservator der erstgenannten Sammlung, der eigene Etat der letzteren, deren Zusammenhang mit dem Lehrstuhl für Anthropologie und mit der akademischen Commission für Vorgeschichte — daß das alles belassen werden kann, wenn nur im gleichen Raume die gleichen Funde des gleichen Besitzers, des Staates, aufgestellt werden. Es ist keine Frage, daß im neuen Gebäude des Nationalmuseums Platz zur Genüge dafür vorhanden ist; dort werden sie dann auch besehen und studirt werden können, was bei den Objecten der Prähistorischen Staatssammlung in ihrem gegenwärtigen Locale nur theilweise möglich ist. Wir müssen uns freilich darauf gefaßt machen, daß unser wohlgemeinter Mahnruf ungehört in der Wüste verhalle, wie mancher andere; in diesem bedauerlichen Falle hätten wir eben ein Capitel mehr zu erzählen aus der bayerischen Geschichte der versäumten Gelegenheiten.

Hugo Arnold.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Heinrich v. Reder: „Mein Wanderbuch". München. Verlag von Max Wohlfart. — Niemand wird uns freien Stücken zu schießen geneigt sein, der Verfasser vorliegender Gedichte sei bereits hart an die Grenze des Lebens herangetreten. Heinrich v. Reder, kgl. bayer. Oberst a. D., geb. 1824, hat mehrfach lyrische Gedichtsammlungen herausgegeben, die erste 1854; sein „Wanderbuch" reiht sich würdig und gleichartig seinen Vorgängern an. Schon die Titel der einzelnen Abschnitte wollen andeuten, wie weit er seinen Wanderstab nach Morgen und Abend gesetzt hat: „Im Odenwald und Spessart", „Im Hochland", „Bayer- und Böhmerwald", „Am Wüemsee", „Im Süden" (Spanien) und so fort. Sein Blick dringt mehr in die Weite als in die Tiefe. Allenthalben zeichnen ihn treuherzige Frische und urwüchsiger Humor aus. Da merkt man nichts von entsagender Altersschwäche, von beiserner Uebellaune oder schwarz sehendem Pessimismus. Kaum einmal überkommt ihn eine leise Wehmuth, daß ihm die Jugend wie ein schöner Traum verronnen sei. Aber diese wehmüthige Erinnerung verfliegt rasch und spurlos, Zagen und Klagen ist seiner kernigen, festen Mannhaftigkeit von Grund aus zuwider. Ebenso wie den Weltschmerztern steht er den superfeinen mystischen Symbolisten von heute und gestern, die immer mehr gedacht haben wollen, als sie gedacht haben, seinem innersten Wesen nach fremd gegenüber. Freilich hat auch er einige mißgeartete Pangeschichten vom Stapel gelassen, der gute bocksfüßige Gott muß gar das moderne Räthsel von der Sphinx zum besten geben; aber das sind glücklicherweise nur ein paar vereinzelte Zaunlänfer. Als Heinrich v. Reder seine ersten Ipeischen Gänge wagte, da war just die Geibel'sche Spätromantik im fröhlichsten Schwange. Noch im „Wanderbuch" vernimmt man deutliche Nachklänge aus jener mehr und mehr vereinsamten Richtung. Die Zwerge und Wichtel, die Wasserfrauen und Nixen, selbst die verschollene Walhallagötterschaft, voran natürlich der redenhafte Donnerer Thor, berücken ihn fort und fort mit ihrem heimlich holden Zauber; der lustige Lenz stößt sein Tandaradei ins Horn, und das versunkene Schloß im Waldsee läßt vor ihm seine schmausenden Ritter und Frauen bei Geigenklang und Kerzenglanz erscheinen. Besonders liebreizend zeichnet er Frau Holle, wie sie in mondenheller „Sunnwend" aus dunkler Fluth emporsteigt und über die ährenschweren Halme den Erntesegen spricht. Alle diese Mären und Märchen sind im schlichten, knappen Volkstone vorgetragen; an das Volkslied ist auch häufig direct angeknüpft — sogar in der etwas bequemen, sorglosen Reimverschlingung, aber noch ungezwungener in der Stoffwahl. Das Motiv des Jägers, der im Walde ein schwarz-braun's Mädchen auffängt, hat er neu ausgestattet, mehrfach mit sichtlichem Behagen und gesunder, etwas derber Sinnlichkeit verwendet. Ueberhaupt streift er gern in Wald und Haide umher und manches hübsche, scharf umrissene Bild bringt er von solchen beschaulichen Wanderungen heim. „Federzeichnungen" waren von jeher seine starke Seite. Eine Glockenblume; eine leuchtende Königskerze; eine lichte Birke unter düstern Tannen; ein morscher Baumstrunk; eine zarte Libelle, die furchtsam über einen Sumpf hinwegschwebt; eine Eidechse, die sich träge im Grase sonnt; ein Kukut; ein verlassenes Crucifix; eine rauschende Wassermühle — alles erregt seine Aufmerksamkeit und wird von ihm realistisch wiedergespiegelt. Derartige skizzenhafte Genregemälde, gewöhnlich in drei einfache Jambenstrophen gefaßt, mit wenigen charakteristischen Strichen kurzig hingeworfen, umschließen manchmal nur ein unmuthiges Stillleben: zuweilen ohne alle ausschmückenden Zuthaten, zuweilen mit einer banten, reizmatischen Pointe. Manchmal enthalten sie lebende Bilder, drastische Scenen aus dem Menschendasein, wie es weint und lacht. So ist „der Feisig" eine ergreifende Tragödie en miniature, in der man wenig von der Bluthat zu hören bekommt und dennoch alles zu sehen vermeint. Am vorzüglichsten aber bewährt sich Heinrich v. Reders Können, wenn er sich in die geheimnißvolle Sphäre der fahrenden Zigeuner, in Zigeunerlust und -leidenschaft versenkt. Alsdann entwickelt er oft eine raffinirt plastische Darstellungskraft, stimmungsvolle Vertiefung und hinreißende Glut; hier stört nirgends irgendwelche beachtenswerthe Abhängigkeit. Andere Partien seines Buches sind ungleichwerthig. Reminiscenzen an Eichendorff in der „Fei", an Körner in der „wilden Fahrt", an Lenau in dem Lenziede hätte er wohl vermeiden können. Auch seine Satire macht gelegentlich Luftdiebe. Aber das Gute überwiegt doch bei weitem, und so rufe ich in Verehrung dem greisen, jugendlich strammen Poeten und Kriegsmann ein herzliches „Grüßgott" und „Baldiges Wiedersehen" auf den Weg. Solchen heiter elastischen Kraftgestalten begegnet man in unsrer trübselig nervösen Epoche mit aufrichtiger Freude und sieht sie nur widerwillig scheiden. Sie sind schier ebenso selten geworden wie weißt Raben.

A. K. T. Tielo.

Eine Gestalt aus Heinse's Ardinghello. Unter obigem Titel hat Karl Johannes Neumann in der Beilage zur Allg. Zeitung 1893, Nr. 109 (Beilage Nr. 91) einen Aufsatz veröffentlicht, in welchem er nachzuweisen sucht, daß der Demetri in Heinse's Ardinghello sich an den „Griechen aus Scio" anlehne, welcher sich in einem Briefe Winckelmanns an Reiske erwähnt findet. Der Aufsatz hat mich gefesselt, als ich ihn zum erstenmale las, und läßt mich auch jetzt nicht los. Es könnte niemanden mehr als mich, den Reiske-Freund, erfreuen, wenn sich die Vermuthung Neumanns bestätigte. Aber — amicus Reiskius, magis amica veritas — ich befinde mich heute in ähnlicher Lage wie vor sieben Jahren, als ich die Behauptung des Reiske-Freundes Moriz Haupt zu bekämpfen hatte, daß das Urtheil Friedrichs des Großen: c'est le plus raisonnable de tous les Professeurs Allemands que j'ai vus encore sich auf Reiske beziehe. Zunächst muß ich allerdings eine Thatsache feststellen, welche eine Vermuthung Neumanns bestätigt. Winckelmann nennt den Griechen nicht, sondern beschreibt ihn nur. Die Worte des Briefes vom 9. December 1767 lauten (D. Johann Jacob Reiskens von ihm selbst aufgesetzte Lebensbeschreibung, Leipzig 1783, S. 815): „Die Vergleichung der Handschriften des Demosthenes in der vaticanischen Bibliothek ist ohne Schwierigkeit zu erhalten; aber die Arbeit würde kostbar seyn. Denn es ist nur eine einzige Person, die hierzu gebrauchet werden könnte und sich gebrauchen lässet, aber kostbar geworden ist, da er aufhöret, dürftig zu seyn. Er ist Professor (oder, wie man hier[1]) redet, Scrittore) der griechischen Sprache bey gedachter Bibliothek. Dem ohnerachtet weis er nur die Sprachregeln, und hat gewiß den griechischen Redner niemals gelesen, ob er gleich ein Grieche aus Scio ist: Denn wenn die Jugend dort den Chrysostomus verstehet, glaubet man alles gethan zu haben. Er hat indessen ein scharfes Auge, arbeitet mit großer Reinlichkeit; und da derselbe mein guter Bekannter ist, würde er sich desto mehr Mühe geben." Da Winckelmann vier Jahre zuvor an Usteri schreibt: „Die Collation des Demosthenes kann Ihnen von Venezza den griechischen Scribtnee gemacht werden; er läßt sich gut bezahlen", so vermuthet Neumann auch für unsern Brief, daß der Name des Griechen Venezza gewesen sei. Er erhielt aber aus Rom statt der er-

[1]) Der Druck bietet statt „man hier" fälschlich: „mancher".

wartete Bestätigung den Bescheid, „der Scrittore Vernazza sei wahrscheinlich ein Genuese, auf keinen Fall ein Grieche gewesen". Dies ist aber unrichtig, wie ich aus den geschäftlichen Acten der vaticanischen Bibliothek, welche dem Gewährsmann Neumanns zugänglich waren, nach den Mittheilungen des jetzigen ausserordentlich liebenswürdigen Präfecten P. Ehrle bemerken kann. Raffaele Vernazza war aus Chios gebürtig. Er nennt sich selbst in einer Eingabe (Archiv der vaticanischen Bibliothek vol. A f. 537r): Nobile di Scio, ecerdote di rito Latino. Er wurde 1742 Scrittore greco sopranumerario (l. c. fol. 542e), nach dem Tode des Francesco Mariani am 21. August 1758 zweiter Scrittore greco (Ruoli n. 183, 1758) und starb als solcher im Jahre 1780, nicht lange vor dem 7. November (Ruoli n. 232).[1]) Also Vernazza ist der Grieche aus Scio in Winckelmanns Briefe. Und durch Notizen im Archiv des Collegio Greco in Rom, welche den Legrand, Bibliographie Hellénique du XVII. siècle, t. III, Paris 1895, p. 281 mitgetheilt worden sind, scheint die Meinung Neumanns betreffend den Demetri Heinse's neues Gewicht zu erhalten. Danach war Vernazza am 13. Februar 1718 in Chios geboren, seine Mutter war Margherita Giustiniani; am 2. Januar 1725 trat er ins Collegio Greco in Rom, welchem er bis zum 16. October 1736 angehörte. Daneben hatte man die Worte im Ardinghello (1. Band, S. 309 der 2. Auflage, Lemgo 1794): „Unten erfuhr ich, daß mein Mann ein Grieche sey aus der Insel Scio, den die Giustiniani als Knaben mit sich genommen hatten. Er hielt sich nun für beständig in Rom auf, und lebte frey von einer kleinen Pension aus diesem Hause; und erwarb sich das übrige damit, daß er griechische Handschriften aus der vaticanischen Bibliothek für auswärtige Gelehrten theils copirte, theils die verschiedenen Lesarten daraus sammelte." Und doch ist die Bestätigung nur eine scheinbare. Von vornherein müßte erwartet werden, daß Heinse Vernazza persönlich gekannt habe. Dieser aber war bereits todt, als Heinse 1781 nach Rom kam. Daß es nur die Kenntniß des gedruckten Briefes Winckelmanns an Reisle gewesen sei, welche Heinse veranlaßte, seinen Demetri zum Griechen von Scio zu machen, muß ich für ausgeschlossen halten. Aber auch die zwischen beiden in der Mitte stehende Annahme, daß Heinse durch Erzählungen anderer auf Vernazza gerathen worden sei, hält nicht Stich. Die Uebereinstimmungen sind geringfügig, und es stehen ihnen sehr bedeutungsvolle Verschiedenheiten gegenüber. Chios stellte von jeher ein ganz besonders starkes Contingent von Zöglingen des Collegio Greco wie von Philologen. Beides trifft z. B. auf Leo Allatius zu. Ebenso wenig liegt etwas besonderes in der Verbindung des Chioten mit den Giustiniani. Waren diese doch bis zum Jahre 1566 — der Ardinghello spielt zwischen 1570 und 1580 — Herren von Chios und auch nachher noch vielfach dort ansässig gewesen. Abschreiben und Vergleichen von Handschriften war zu allen Zeiten eine Quelle des Broterwerbes für Griechen in Italien. Was aber die Verschiedenheiten betrifft, so soll zwar kein großes Gewicht darauf gelegt werden, daß Vernazza nicht, wie Demetri, nach seiner Heimath zurückgekehrt, sondern in Rom gestorben ist; desgleichen nicht darauf, daß Demetri nicht, wie Vernazza, wirklicher Scrittore der Vaticana gewesen ist. Wohl aber ist schwerwiegend die Verschiedenheit der Vornamen. Hätte Heinse an Vernazza anknüpfen wollen, wäre das nächst liegende gewesen, daß er seinem Griechen dessen Vornamen Raffaele gab. Vernazza ist ferner ein tüchtiger Arbeiter und gewissenhafter Schreiber, aber kein Mann der Wissenschaft gewesen. Wir hören nur, daß er beabsichtigte, die unedirten Werke und die Correspondenz von L. Allatius herauszugeben. „Er weiß nur die Sprachregeln," schreibt Winckelmann, „hat aber gewiß nicht einmal den Demosthenes gelesen." In im Briefe an Heyne vom 22. December 1764 findet sich die Aeußerung: „Die beiden griechischen Professoren außer mir, in der Vaticana, können zur Noth einen Kirchenvater langsam buchstabiren." Demetri aber hat dem Ardinghello „manche dunkle Stelle des griechischen dramatischen Dichter, besonders in den Chören ins klarste Licht gesetzt; und meisterhaften Unterricht über den unendlichen Reiz ihrer Sylbenmaße gegeben. Bey seinem Beodgeschäft mit alten Handschriften sind ihm eine Menge besserer Lesarten aufgestoßen; und er könnte wie ein andrer Herkules die Aldinischen und Juntinischen Ausgaben ausmisten, wenn ihm der Spitzbenkrieg am Herzen läge" (II, S. 100). Demetri dichtet selbst (II, 129); endlich „er herrscht in Rom über die Geister, mehr als irgend ein anderer" (II, 99) nach seine Gespräche über Aesthetik und Naturphilosophie, welche einen hohen Geist bekunden. Wie paßt dies zu der Schilderung, welche Winckelmann von „seinem guten Bekannten" Vernazza gibt? Meiner Ansicht nach kann man bei einer Sachlage, wie die unsere ist, in der Annahme von Entlehnungen nicht vorsichtig genug sein. Ich wüßte einen Griechen zu nennen, welcher auf den ersten Blick viel mehr Berührungspunkte mit dem Demetri bietet als Vernazza. Er hatte denselben Vornamen, war auf Chios geboren, als Knabe von 14 Jahren nach Rom gekommen und auf Empfehlung zweier Giustiniani von Chios ins Griechische Collegium aufgenommen worden, war nicht nur in diesem „in lettere greche tenuto eccellente", sondern trug sich auch bald nach der Entlassung aus dem Collegio mit dem Gedanken an eine Bewerbung um die griechische Professur an der Universität, wurde Doctor der Theologie und Medicin, war *ἰατροφιλόσοφος* und Dichter und kehrte in späteren Jahren nach seiner Heimath zurück. Dies ist Demetrios Pepanos. Wenn er hinter Vernazza darin zurücksteht, daß sein Leben — Legrand a. a. O. S. 276 ff. und 514 hat die Nachrichten über dasselbe zusammengestellt — ins 17. Jahrhundert fällt, so wird dieser Mangel dadurch ausgeglichen, daß seine hinterlassenen Werke, 1776 von Chios an den Cardinal Herzog von York geschickt, auf dessen Veranlassung mit lateinischer Uebersetzung in Rom 1781, also gerade in dem Jahre, in welchem Heinse nach Rom kam, herausgegeben wurden. Aber man braucht nicht eben lange in diesen Werken zu lesen, um den Gedanken an eine innere Gemeinschaft zwischen ihrem Verfasser und dem Demetri Heinse's weit von sich zu weisen. Demetri ist in allem Wesentlichen eine Schöpfung des Dichters. Der Römer Ardinghello bedurfte einer Ergänzung durch einen Griechen. Der Priester der Naturreligion auf den glückseligen Inseln mußte ein Grieche sein. Demetrios Trikkinios, der Metriker, und Demetrios Chalkondyles, der Kritiker, mögen genügen, um zu zeigen, wie nahe die Wahl des Vornamens Demetri lag. Einen Vertreter der Anschauungen Demetri's würde Heinse in keinem der Griechen seiner Zeit gefunden haben. Anklänge an dieselben boten eher einzelne zur Zeit der Renaissance in Italien lebende Griechen, wie der Naturphilosoph, Dichter und Philolog Michael Marullus. Daß Heinse von dem, was er in Rom geschaut und erlebt hat, auch manches auf den Demetri übertragen hat, wird ohne weiteres zuzugestehen sein, aber nicht, daß alle diese Einzelheiten von einem der damals in Rom lebenden Griechen entlehnt worden seien.

Breslau. Richard Foerster.

* Das Germanische Museum zu Nürnberg verzeichnet bis zum 27. December 1896 folgende neue Zugänge:

II. Die Sammlung der Gipsabgüsse mittelalterlicher Plastik wurde bereichert durch vier Abgüsse vom Schreine eines in der katholischen Stadtpfarrkirche zu Calcar befindlichen Altars, der von 1483—1493 von Meister Arnold (Arnt) aus Calcar gefertigt wurde. Der Altarschrein enthält nun in seinem Relief gearbeitete Scenen in einem Quadrat angeordnet, denen sich als oberer Abschluß eine zehnte (Himmelfahrt Mariä) zugesellt. Dieselben behandeln das Leben Mariä. Von diesen nahen kamen die Verkündigung, die Geburt Christi, die Anbetung der heiligen drei Könige und die Beschneidung hieher. Trotzdem der Künstler weder in der Gesammtcomposition der Scenen, noch in den Proportionen der Figuren sich von Fehlern frei zeigt, liegt doch in den Typen eine solche Feinheit der Beobachtung, blickt eine so liebenswürdige künstlerische Persönlichkeit heraus, daß sie dem schönsten, was das Museum in dieser Art bisher aufzuweisen hat, zuzuzählen sind.

Von einer Nürnberger Familie, die in gleicher Weise schon früher dem Museum ihr Wohlwollen bekundete, wurde unter Eigenthumsvorbehalt ein silbervergoldeter Buckelpokal und ein Trinkgeschirr in Schiffsform in gleichem Material überwiesen. Bezüglich des ersteren Stückes ist der Zuwachs für das Museum um so erfreulicher, als derselbe die eine Hälfte eines Doppelbechers ist, deren andere schon seit längerer Zeit, von einem andern Zweig derselben Familie deponiert, sich im Museum befindet und dieses nun ein besonders schönes Beispiel dieser seltenen und gesuchten Gefäßform vollständig aufweisen kann, während viele solche in Sammlungen und im Handel nur durch moderne Ergänzung zu solchen geworden sind. Der Doppelpokal ist Nürnberger Arbeit und stammt von Peter Wiber(s). Derselbe wurde 1603 Meister und 1620 Vorgeher des Gewerbes. Es sind von ihm noch eine weitere Reihe von Werken, und zwar meist Buckelpokale, bekannt. Interessant ist, daß dieser gothische Form, die allerdings äußerst vielform ist und auch von unserm Meister mit außerordentlichem Geschick be-

[1]) Vom 7. November 1780 an nahm Elia Baldi seine Stelle ein; der andere Scrittore greco war auch ein Italiener: Giuseppe Spalletti.

handelt wird, sich unverändert bis ins 17. Jahrhundert erhielt. Der Fuß ist achtfach eingezogen und hat einen durchbrochenen Fries mit Renaissanceornament; an dem geschmackvoll profilirten Fuß sind Spangen in Silber angebracht und der Lippenrand trägt gravirt Fruchtgehänge und groteskes Ornament. Späterer Zeit, dem Ende des 17. Jahrhunderts — es ist nur eine Marke (Bäumchen), kein Beschauzeichen vorhanden, doch ist Nürnberger Ursprung anzunehmen — gehört der Schiffspokal. Die Trinkschale wird vom Schiff gebildet, das einen Mast mit voller Takelage enthält, der Mast setzt sich dann unter dem Rumpf am Fuß fort. Auf dem Verdeck und in der Takelage die Mannschaft von sieben Köpfen. Im Fuß sind Wellen und zwei Meerungeheuer getrieben, der Rumpf des Schiffes aber ist mit einer graviren Blattranke geziert.

Ein seltenes Pennistück wurde für die Sammlung der Renaissancemöbel in einer aus Köln stammenden Prachtbettstatt erworben, die, wenn nicht in genannter Stadt selbst entstanden, jedenfalls niederrheinisch ist. Dieselbe ist in gebeiztem Eichenholz ausgeführt und mit reichstem, dabei aber keineswegs überladenem ornamentalen Schmuckwerk versehen. Der Aufbau ist der übliche. Das Kopftheil ist wesentlich höher als das Fußgestell, so daß die Bedachung sich auf zwei längeren und zwei kürzeren Säulen erhebt. Diese sind in der Mitte des Schaftes cannelirt, über den Basen folgt ein Theil mit Ornamentfüllung, an Stelle der Capitäle tritt eine eigenartige Ausbauchung des Schaftes. Das Dach, dessen innere Fläche eine Cassettendecke mit neun Feldern bildet — das mittlere enthält zwei jedenfalls bürgerliche Wappen, die übrigen von Rollwerk eingerahmte Engelsköpfchen —, hat ein Consolgesims über einem Fries mit Ornamentfüllung, die wieder von Consolen mit Köpfen in der Zeittracht unterbrochen werden. Aehnlich sind die Seitentheile ausgestattet, nur daß sie größere Füllungen mit Pfeifen enthalten. Den reichsten Schmuck hat das vielfach gegliederte Kopftheil. Nach oben schließt es mit einer viereckigen, von Karyatiden umrahmten Füllung, an deren Seiten sich stilisirte Sphinxfiguren befinden. Entsprechend, nur einfacher, ist das Unterheil behandelt. Das Bett ist 2 Meter lang, 1.50 Meter breit und 2.35 Meter hoch. Die Entstehung dürfte nach stilistischen Kriterien in die letzten Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts zu setzen sein. Die Ausführung ist vortrefflich, die Zeichnung des Ornaments weich und nicht gerade übermäßig streng, aber gefällig.

* Ueber das früheste Bildniß Immanuel Kants schreibt man der „Köln. Ztg.“: Kant ist bekanntlich nach Abschluß seiner akademischen Lehrjahre während der Zeit von 1746—1755 in drei verschiedenen Familien Hauslehrer gewesen. Zuletzt lebte er im Hause des Grafen Keyserling zu Rautenburg, dessen Gemahlin Karoline Charlotte Amalia, eine geborene Reichsgräfin v. Teuchseß-Waidburg, den Erzieher ihres Sohnes sogleich in seiner Bedeutung zu schätzen gewußt hat. Die geistvolle Frau machte ihn mit den höheren Kreisen der Königsberger Gesellschaft bekannt, in denen er sich die feinen Sitten aneignete, die seiner Person und seinem Umgang nachgerühmt werden, und durch mehr als dreißig Jahre blieb Kant ein stets willkommener Gast in ihrer Familie. Während der Hauslehrerzeit hat die Gräfin nun ein Bildniß des Magisters Kant gezeichnet, das sich in der gräflichen Familie erhalten hat, bisher aber gänzlich unbekannt geblieben ist und erst durch den jetzigen Grafen Keyserling auf Rautenburg weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden soll. Das früheste bisher bekannte Bild des großen Denkers war dasjenige, welches der Buchhändler Kanter 1768 für seinen Buchladen von dem Maler Becker hatte malen lassen; es zeigte Kant in seinem 45. Jahre, nach ihm ist der erste bekannte Stich von Schenau aus dem Jahre 1773 gefertigt worden. Das neue Bildniß zeigt uns den Philosophen in viel jüngeren Jahren; da es spätestens im Frühjahr 1755 gezeichnet wurde, so war Kant damals höchstens 31 Jahre alt. Wenn seine Biographen sein schönes und lebhaftes Aussehen in jüngeren Jahren rühmen, so bestätigt die Zeichnung der gräflichen Freundin diese Angaben. Hoffentlich entschließt sich der Besitzer, dem Bildniß durch photographische Nachbildung allgemeine Verbreitung zu geben.

* München. Als zeitgemäßen Beitrag zur Melanchthonfeier hat das Antiquariat von Ludwig Rosenthal (hier, Hildegardstr. 16) als 78. Katalog das Verzeichniß einer Bibliotheca Melanchthoniana ausgegeben, auf das wir Freunde des großen Theologen und Humanisten hinweisen möchten. Der Katalog enthält unter nahezu 600 Nummern nicht bloß Schriften von und über Melanchthon, darunter eine Reihe seltener Werke, sondern auch Autographen und Bildnisse. Der Katalog wird gratis und franco versandt, ebenso wie die älteren Nr. 38 und 77, die unter dem Titel Bibliotheca Lutherana ebenfalls stattliches Material zur Kenntniß Luthers bieten.

* Tübingen. An der soeben eröffneten Frauenklinik wird am 16. Febr. durch Universität und Stadtgemeinde eine Gedenktafel angebracht mit der Aufschrift: „In dieser Stätte der Burse wohnte und wirkte Philipp Melanchthon, geb. in Bretten 16. Febr. 1497, immatr. an der Universität Tübingen 1512, Magister und Lehrer an der Burse 1514 bis 1518. Schon hier Reformator der Schule, um Reformator der Kirche und Universität zu werden.“

* Berlin. Der 26. Congreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie findet vom 21. bis 24. April hier unter dem Vorsitz des Prof. Bruns (Tübingen) statt. Die Hauptgegenstände der Verhandlungen sind: 1. „Die chirurgische Behandlung des Magengeschwürs“ (Berichterstatter Prof. Leube in Würzburg und Prof. Mikulicz in Breslau). 2. „Die Bedeutung der Röntgenstrahlen für die Chirurgie“ (Dr. Kümmell in Hamburg). 3. „Die operative Behandlung der Prostato-Hypertrophie“ (Prof. Hellerich in Greifswald). Anmeldungen von Vorträgen und Demonstrationen sind an Geh.-R. Gurlt (Berlin, Keithstraße 6) zu richten.

* Bluttuck. Der außerordentliche Professor für Ohren- und Kehlkopfheilkunde Dr. Otto Körner ist zum Ordinarius ernannt worden.

* London. Unter den im Britischen Museum aufbewahrten demotischen Papyri befinden sich einige Heirathscontracte, in denen der Mann verspricht, seiner Auserwählten so und so viel zu zahlen, falls er sein Eheversprechen bricht. Damals gab es in Aegypten auch schon eine Klage wegen Bruchs des Eheversprechens. In einem dieser Schriftstücke wird uns mitgetheilt, daß im fünften Jahre der Herrschaft des Ptolomaeus Euergetes ein gewisser Soter seiner Braut verspricht, ihr 100 Drachmen zu zahlen, falls er die seinerseits eingegangenen Verbindungen nicht erfüllt. Hält er sein Eheversprechen, so soll ihm die gesammte Mitgift mit allem Grundbesitz der Braut am Tage der Hochzeit gehören.

* Wien. Der 24jährige Historiker Romualo Dingler aus Wien wurde am 14. Februar früh in seiner Wohnung todt aufgefunden. Der Befund deutet auf ein abscheuliches Verbrechen.

* Petersburg. Zu Ehrenmitgliedern der hiesigen Universität wurden gewählt der Professor der Makkaner Universität Th. S. Korich und der ehemalige Professor derselben Universität B. N. Tschitscherin. — Auf eine Anfrage des Ministeriums der Volksaufklärung, ob etwaige Hindernisse zur Eröffnung einer juristischen Facultät an der Universität Tomsk im Herbst 1898 vorliegen, ist eine Antwort in dem Sinne erfolgt, daß gleichzeitig mit der Einführung der neuen Gerichtsinstitutionen in Sibirien die Eröffnung einer juristischen Facultät an der Tomsker Universität erwartet werden kann.

Soeben ist erschienen und in jeder besseren Buchhandlung vorräthig:

Zum ewigen Eise.

Eine Sommerfahrt ins nördliche Polarmeer

und Begegnung mit

Andrée und Nansen

von

Georg Wegener.

Mit zahlreichen Illustrationen und zwei Karten.

Oktav. 23 Bogen. Elegant broschiert 6 Mark. Elegant in Calico gebunden 7 Mark 50 Pfennig.

Georg Wegener schildert in diesem vorliegenden neuen Werke seine Reise nach dem interessanten Norden unseres Kontinents, dem nördlichen Norwegen, Spitzbergen und den eisigen Regionen des Polarmeers. Sein Besuch bei dem schwedischen Polarforscher Andrée, sein Zusammentreffen mit dem ganz unerwartet von seiner Nordpolexpedition glücklich zurückkehrenden Fridtjof Nansen und die feierliche Empfangnahme der bis dahin vermißten „Fram“ sind mit solcher Frische und Lebendigkeit dargestellt, daß der Leser sie gleichsam mitzuerleben glaubt.

Ausführliche Prospekte stehen gern gratis zur Verfügung.

Berlin W. 30, Eisenacherstraße 12.

Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

Dr. Hermann Paetel. (3000)

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 17. Februar. Nummer 38.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Der Hexenwahn. I. Von F. Stieve. — Die Besoldungs- und Honorarreform vor der Budgetcommission des preußischen Abgeordnetenhauses. — Eine Erweiterung der hebräischen Bibel. Von Eb. Nestle. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Hexenwahn.

Von F. Stieve.

I.

Als Nebenfrucht seiner großen, ungemein verdienstvollen Geschichte Bayerns hat Sigmund Riezler vor einem halben Jahre ein Buch über die bayerischen Hexenprocesse [1]) veröffentlicht. Den Anlaß dazu gab der in gewissem Sinne zufällige Umstand, daß Riezler bei den Forschungen für sein Hauptwerk zahlreiche, meist noch unbenützte Acten über die Hexenverfolgungen in Bayern fand. Er hat indeß deren Ausbeutung nicht als Nebensache behandelt. Das Grausen, welches jeden bei eindringender Beschäftigung mit Hexenprocessen erfaßt, hat ihn vielmehr überwältigt und die Sache ist ihm zu Herzen gegangen. Das bekundet die Schärfe, womit er sich bisweilen über Vorkämpfer und Entschuldiger der Verfolgungen äußert; eine Schärfe, die nicht nur seinen eigenen Gepflogenheiten widerspricht, sondern auch von dem Brauche unsrer Zeit abweicht, die Gemüthserregungen bei wissenschaftlichen Erörterungen nicht mehr gegenüber schwerem Unrecht und sittlichen Gräueln, sondern nur noch gegenüber Kränkungen der Eigenliebe für wohlanständig erachtet. Dem lebhafteren Empfinden Riezlers haben wir es nun zu verdanken, daß er sich nicht auf die Verwerthung seiner Acten und auf einen Beitrag zur bayerischen Geschichte beschränkt, sondern eine umfassende Untersuchung über die Entstehung und Entwicklung des Hexenwahns angestellt und durch diese eine Reihe neuer, für die allgemeine Geschichte Deutschlands und der Menschheit wichtiger Ergebnisse erzielt hat.

Es kann nicht meine Absicht sein, diese Errungenschaften hier darzulegen; möge man das mit großer Gelehrsamkeit, gewissenhafter Sorgfalt und klarem Urtheil gearbeitete und obendrein noch sehr lesbar geschriebene, nicht erfreuende, aber höchst belehrende Buch selbst zur Hand nehmen. Ich möchte hier nur die Entwicklung des Hexenwahns im allgemeinen verfolgen und dabei einige Fragen berühren, worin ich mich den Aufstellungen Riezlers nicht vollkommen anschließen kann oder über sie ein wenig hinausgehen möchte.

Der Glaube, daß durch Zauberei dem Menschen Heil oder Unheil bereitet werden könne, ist allen Völkern der Erde gemeinsam. Er beruht auf der Vorstellung, daß die Seelen der Verstorbenen ein für uns nicht wahrnehmbares, aber dem leiblichen Leben durchaus ähnliches Dasein fortführen und einerseits die Naturkräfte beherrschen, andrerseits die Fähigkeit, sich in Menschen, Thieren, Pflanzen, Steinen und anderen Dingen einzukörpern, besitzen. Wie sich aus dieser Vorstellung die Religion entwickelt hat, ist von Julius Lippert in seiner trefflichen Culturgeschichte mit zahlreichen Zeugnissen aus allen Ländern dargethan worden. Aus derselben Wurzel ist der Zauberglaube ersprossen.

Da der Trieb, alle Erscheinungen in ursachlichem Zusammenhang aufzufassen, dem menschlichen Geiste mit unüberwindlicher und unzerstörbarer Kraft innewohnt, setzt dieser in den Anfängen seiner Entwicklung überall da, wo er die Ursache einer Erscheinung nicht zu erkennen vermag, die einzige unsichtbare Ursache, wovon er weiß, als wirkend ein. Jede Krankheit, die ihn befällt, schreibt er dem in seinen Leib gefahrenen Geist eines Verstorbenen zu; Sturm und Gewitter, Dürre und Frost, Ungeziefer, Viehseuchen und Mißwachs läßt er durch Geister erzeugen, und Thiere, Pflanzen oder Dinge, die ihn schädigen, glaubt er von Geistern bewohnt.

Können aber Geister schaden, so liegt die Folgerung nahe, daß Geister auch zu schützen und zu nützen vermögen, und auf beiden Voraussetzungen erbaut sich dann die Annahme, daß die Geister die Zukunft, deren Gestaltung sie bestimmen, oder doch tiefdringend beeinflussen, voraus wissen und voraus verkünden, daß sie wahrsagen können. Wie im leiblichen Leben muß es ferner unter den Geistern Unterschiede der Einsicht und Leistungsfähigkeit geben; es müssen die einen stärker sein als die andern.

Aus diesen Schlüssen und aus der Ueberzeugung, daß die Geister wie die Menschen durch Geschenke und Bitten gewonnen werden können, ergaben sich dann nach einander die Folgerungen, daß man durch geeignete Opfer und Gebete oder Beschwörungen Geister zur Hülfe und Segenspendung bewegen, ja zwingen könne; daß man sich durch Geister gegen Geister zu schützen vermöge; daß man durch Geister anderen Menschen Schaden zu bereiten und über die Naturkräfte zu verfügen imstande sei, und daß die Möglichkeit bestehe, sich die Geisterwelt in jeder Hinsicht dienstbar zu machen. Zuletzt endlich entwickelt sich die Anschauung, daß einzelne Menschen in hervorragendem Maße befähigt seien, die Geisterwelt zu beeinflussen, und zwar entweder — was das ältere sein dürfte — dadurch, daß sich ein besonders mächtiger Geist in ihnen eingekörpert hat, oder dadurch, daß sie infolge höheren Wissens oder ererbter Stellung in einem näheren Verhältniß zu allen oder einzelnen Geistern stehen.

Damit sind sämmtliche Factoren der Zauberei gegeben. Diese spaltet sich aber ihren Zwecken und Wirkungen nach in eine segnende und in eine verderbende oder, wie man seit dem Mittelalter im Abendlande sagte, in eine weiße und in eine schwarze Magie. Das deutsche Volk bezeichnete die letztere als Hexerei. Ursprünglich erscheinen, da ja der Nutzen des einen oft der Schaden des anderen ist, dieselben Persönlichkeiten als Träger beider Arten der Zauberkunst, und vorzugsweise schreibt man ihre Kenntniß denen zu, welche auch natürliche Heilkunst üben, wie weise Frauen

[1]) Geschichte der Hexenprocesse in Bayern. Im Lichte der allgemeinen Entwicklung dargestellt von Sigmund Riezler. Stuttgart, Cotta's Nachfolger 1896, 8°, 340 S.

und Hebammen oder die Vertreter des ältesten Handwerks, die Schmiede. Später fällt die Handhabung der weißen Magie überwiegend den amtlichen Dienern und Vertretern der Geister und Götter, den Priestern und Fürsten, zu, während die Hexerei als freiwilliges und geheimes Gewerbe einzelner Privatpersonen aufgefaßt wird. Diese werden nun ebenso gefürchtet, gehaßt und geflohen, wie jene geehrt und gesucht werden. Da man sich ferner im ganzen Sein überall und in jedem Augenblick von Geistern beeinflußt und bedroht glaubt, sieht man für die Hexerei ein unermeßliches Feld der Wirksamkeit offen und jede schädliche Wirkung, die man ursprünglich auf Geister zurückführte, schreibt man allmählich der die bösen Geister beherrschenden Hexerei zu. Um sich zu schützen, zu retten oder zu rächen, spürt man den Hexen nach; wo man die schuldige Person entdeckt zu haben glaubt, sucht man sie durch Qualen, deren keine zu grausam erscheint, zum Geständniß zu bringen; ist aber das Geständniß erpreßt, so wird die Hinrichtung mit einer Wuth vollzogen, die dem wilden Wahnsinn der Angst vor der Hexerei entspricht, und besonders häufig wendet man dabei die Verbrennung an, weil diese als das sicherste Mittel gilt, um die Wiederkehr des Geistes eines Gestorbenen zu verhindern.

Alle die Entwicklungsstufen und Erscheinungen des Zauber- und Hexenglaubens können wir noch heute bei den Negerstämmen beobachten, wie das Wilhelm Schneider in seinem fleißigen Buche über: „Die Religion der afrikanischen Naturvölker" (1891) eingehend zusammengestellt hat. Bei sämmtlichen Völkern der Erde aber finden sich mehr oder minder ausgedehnte Theile oder Nachwirkungen der gleichen Anschauungen. Natürlich ist dabei nicht an Uebertragung zu denken, sondern es erscheint hier der auch auf so vielen anderen Gebieten hervortretende Parallelismus in der Entwicklung der Völker, der darauf beruht, daß der menschliche Geist in allen Menschen dem Wesen nach gleich und von denselben Denkgesetzen beherrscht ist.

Irrig sucht daher die sonst vorzügliche „Geschichte der Hexenprocesse" von Soldan-Heppe nachzuweisen, daß der Hexenwahn der germanisch-romanischen Völker auf die Sumerier und Akkadier, Babylonier und Assyrer, Hebräer, Griechen und Römer zurückzuführen sei. Die Germanen besaßen ihren eigenen Hexenglauben, der nur in vielen Zügen dem der genannten wie aller anderen Völker entsprach. Als Zauber übende Mächte gelten, wie Riezler ohne Zweifel mit Recht annimmt, die Elben und diese dürfen wir gerade deßhalb um so zuversichtlicher mit Eugen Mogk und anderen als Geister der Verstorbenen auffassen. Ursprünglich hießen wahrscheinlich diese selbst Hexen oder Unholde; später ging die Bezeichnung auf die mit ihrer Hülfe Unheil Stiftenden über, wobei vermuthlich die Einkörperung eines Elben im Zaubernden die Vermittlung bildete.

Der Inhalt des altgermanischen Hexenglaubens läßt sich nicht genau umschreiben, da die Quellen zu dürftig fließen und in den uns überlieferten Nachrichten infolge der durch das Christenthum bewirkten Vermischung antiker und germanischer Vorstellungen eine Scheidung beider nach ihrem Ursprunge häufig, wie schon Roskoff in seiner eindringenden Geschichte des Teufels bemerkt hat, unmöglich ist. Wir dürfen indeß nach den uns gewährten Andeutungen unbedenklich annehmen, daß sich der germanische Hexenglaube in allem wesentlichen mit den Vorstellungen deckte, die sämmtlichen Völkern gemeinsam sind. Wir können ferner vermuthen, daß es bei den Germanen ebenso wie bei anderen unentwickelten Völkern üblich war, der Hexerei Verdächtige schonungslos zu foltern und nach erpreßtem Geständnisse zu verbrennen; denn wenn Gregor von Tours berichtet, daß die Merowingerkönigin Fredegunde eine Frau, die ihre Söhne durch Zauberei getödtet haben sollte, foltern und verbrennen, den Majordomus Mummolus aber aus gleichem Grunde so foltern ließ, daß er starb, so dürfte das schwerlich von kirchlichen oder römischen Einflüssen abzuleiten sein. Bei den Sachsen tritt uns sogar eine der bösartigsten Erscheinungen der Hexenverfolgung, die uns bekannt sind, entgegen. Ein für jene erlassenes Gesetz Karls des Großen bedroht nämlich die mit dem Tode, welche glaubten, daß ein Mann oder eine Frau hexe und Menschen verzehre, und welche die beschuldigte Person deßhalb verbrannten oder aufäßen und ihr Fleisch an andere zum Essen vertheilten. Das Verzehren der Menschen von seiten der Hexen haben wir uns ohne Zweifel als ein durch angehexte Krankheit oder Zaubermacht bewirktes Wegnehmen der Lebenskraft zu denken, wie solches den Hexen bei allen Völkern und im Abendlande auch später noch beigemessen wird; das Auffessen der Hexen selbst aber, welches auch bei manchen Negerstämmen üblich ist, bezweckte sicherlich einerseits wie die Verbrennung, die Rückkehr und Rache der Hexenseelen unmöglich zu machen, andrerseits wie der Menschenfraß überhaupt die Stärkung der eigenen Seele durch Einkörperung der fremden.

An nächtliche Zusammenkünfte und Umzüge der Hexen haben die Germanen gewiß ebenso wie alle anderen Völker geglaubt; besteht doch die Masse der Genossen des wilden Heeres ohne Zweifel aus Seelen Verstorbener. Manche Versammlungsörter, die in späterer Zeit genannt werden, sind auch vielleicht uralt. Unzweifelhaft hat jedoch Riezler Recht, daß den Angaben der Hexenprocesse in dieser Hinsicht keine Beweiskraft beizumessen sei, und daß die Ausgestaltung des Hexensabbaths nicht mit altgermanischen Opfern und Volksversammlungen zusammenhänge, sondern durch die christliche Kirche erfolgt sei. Diese übertrug, wie schon Heppe-Soldan bemerkte, einfach die Anklagen, die in den ersten Jahrhunderten des Christenthums zuerst von den Heiden gegen die Christen und dann von deren verschiedenen Secten gegen einander erhoben worden waren, seit dem 11. Jahrhundert auf die Ketzer, welche sie verfolgte, und erweiterte sie in den Inquisitionsprocessen, aus denen sie dann in die Hexenprocesse übergingen.

Schwer ist die Frage zu entscheiden, ob die Vorstellung von der Teufelsbuhlschaft erst durch die Kirche ins Volk hineingetragen worden sei, oder jene auch hier an altgermanische Vorstellungen angeknüpft habe. Letztere Annahme dürfte doch wohl nicht mit Bestimmtheit zu verneinen sein; denn nicht nur zeigt die gothische Sage vom Ursprung der Hunnen, daß den Germanen der Glaube an Geschlechtsverkehr zwischen Geistern und Zauberinnen nicht fremd war, sondern wenn der Tiroler Dichter Hans Vintler im Anfang des 15. Jahrhunderts erwähnt, man glaube, daß der Alp die Leute minne, so liegt da offenbar eine dem Begriffe der Teufelsbuhlschaft fremde, durch körperliche Vorgänge angeregte Volksvorstellung zugrunde; und wenn in Hexenprocessen des 16. und 17. Jahrhunderts mehrmals als Frucht der Teufelsbuhlschaft die Geburt von Elben erwähnt wird, so deutet das doch wohl auch auf eine von den kirchlichen Theorien unabhängige Verbindung mit altem Volksglauben hin. Die Ausbildung der Lehre von der Teufelsbuhlschaft und die vordringliche Rolle, die diese in den Hexenprocessen des Abendlandes spielt, ist dagegen allerdings unzweifelhaft der Kirche beizumessen.

Das Christenthum übernahm aus dem Judenthum eine verhängnißvolle Erbschaft. Im älteren Judenthum hatte der Jahweglaube allmählich in den Anschauungen der leitenden Kreise den ursprünglichen Glauben an viele Götter und zahllose Geister überwunden. Indeß Reste davon zeigen noch die heiligen Bücher in den „Götterſöhnen", die mit Menschentöchtern die Gewaltigen der Erde erzeugen

Digitized by Google

und Jahwe's Umgebung und Boten bilden, und in dem schattenhaft unbestimmten, bösen Geiste Azazel. Im Volke lebte sicherlich noch mehr von den alten Anschauungen fort, und aus ihnen dürften wohl die Ziim und Seirim, die Wüstengeschöpfe und Waldteufel Jesaja's stammen. Obendrein hatte die Bibel die Vorstellung bewahrt, daß die Götter der Israel feindlichen Völker wirkliche, wenn auch Jahwe an Macht nachstehende Gewalten seien. Endlich gestaltete sich in jüngerer Zeit einer der Jahwe umgebenden Göttersöhne, Satan, im Gegensatze zu der fortschreitenden Idealisirung Jahwe's zum Versucher und Anstifter des Bösen aus.

So waren die Anhaltspunkte dafür gegeben, daß seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. der persisch-griechische Dämonenglaube in die jüdische Kirche eindringen und in ihr zur üppigsten Entfaltung gedeihen konnte.

Es dürfte aussichtslos sein, wenn man versuchen wollte, zu scheiden, welcher Antheil an dem Dämonenglauben der hellenistischen Culturwelt den persischen Anschauungen einerseits, den griechischen andrerseits zufalle; denn dem Ursprunge nach gleichartig, haben sich beide auch vielfach gleichartig entwickelt, und nur der schroffe Dualismus Zarathustra's bildet ein scharf sonderndes Merkmal. Bei den Griechen finden wir die Vorstellung, daß die Dämonen Seelen der Verstorbenen seien, noch von Hesiod deutlich ausgesprochen und die Erinnerung an diese ursprüngliche Auffassung erhält sich bis ins 2. Jahrhundert n. Chr.; ja Flavius Josephus weiß um 70 u. Chr. noch, daß die Geister, welche die Besessenen quälen, Seelen Verstorbener seien. Ueberwiegend aber werden in der hellenistischen Zeit die griechischen Dämonen gleich den Amschaspands des Ormuzd und den Daëvas des Ahriman als eigenartige Mittelwesen zwischen Göttern und Menschen und als ihrer Art nach gut oder böse betrachtet, und die einen wirken wie die andern theils als schützende und segnende Engel, theils als verführende und schädigende Teufel.

In dieser Gestaltung wurden sie durch die Bücher von Daniel, Tobias und der Weisheit Salamonis zunächst in die alexandrinische Judenwelt eingeführt, und indem die Uebersetzung der Septuaginta aus den Abgöttern und Geistern der alten Bücher des Judenthums Dämonen machte, wurden für die neuen Anschauungen alte Stützen gewonnen. Das Buch Henoch brachte darauf System in den Dämonenglauben und stellte den Satan als Quell des Bösen und Verführer von Anbeginn Gott gegenüber an die Spitze der bösen Dämonen. Zahlreiche jüngere Bücher aber bauten auf dieser Grundlage weiter und durchtränkten die Juden immer tiefer mit den hellenistischen Anschauungen, aus welchen nun auch die Vorstellung der Besessenheit, die ohne Zweifel den Juden in den Urzeiten ebenso wie allen anderen Völkern eigen gewesen war, wiederbelebt wurde.

Den ganzen Wust von jüdisch-heidnischen Vorstellungen, der in dieser Weise angehäuft wurde, eignete sich darauf unter dem Drucke der die Zeit seiner Entstehung beherrschenden Geistesrichtung das Christenthum an, und es ergänzte ihn, indem es von der Messiasidee aus dem durch Christus begründeten Reiche Gottes das Reich des Teufels entgegenstellte. Es kündigte sich als Ueberwindung des Teufels an, doch thatsächlich entsetzte es Gott der Regierung der irdischen Welt und überlieferte diese dem Satan, der es sogar wagen durfte, den Messias selbst in der plumpsten und einfältigsten Weise zu versuchen.

Mit dem Teufelsglauben wurde zugleich den alten und neuen Vorstellungen des Volkes von Zauberei aller Art Thür und Thor geöffnet, zumal ihnen das Alte Testament in manchen Verboten und Erzählungen Rückhalt bot. Was einst die Seelen der Verstorbenen bewirkt hatten, besorgten nun die Dämonen.

Das Ansehen, welches die Schriften des Neuen und Alten Testaments bei den Christen genossen, erschwerte diesen die Befreiung aus den Fesseln des Teufelsglaubens ungemein. Die folgenden Jahrhunderte trachteten aber auch nicht nach einer solchen, denn die antike Culturwelt wurde immer mehr vom Dämonenglauben überwuchert, den insbesondere die Neuplatoniker und Neupythagoräer pflegten. Wie von der jüdischen Theologie, wurde daher auch von den Kirchenvätern die Dämonenlehre so eifrig ausgebaut, daß man sich bei ihnen, wie J. Buchmann in seinem viel zu wenig beachteten Werke über „Die unfreie und die freie Kirche" mit Recht bemerkt, gründlicher über das Wesen des Teufels und der Engel, als über die damals so lebhaft umstrittene Gottheit Christi unterrichten könnte; und wie die Rabbinen, so zeigen sich auch die Kirchenväter vom einfältigsten Zauberglauben erfüllt. Hält doch sogar Augustinus, der auf die spätere Entwicklung des Christenthums unter allen Kirchenvätern den größten Einfluß ausübte, die Versetzung von Erntefeldern, den Geschlechtsverkehr zwischen Dämonen und Weibern und — wenn auch nicht ohne jeden Zweifel — die Verwandlung von Menschen in Thiere (de civit. Dei VIII, 19, XV, 23, XVIII, 18) für möglich. Man konnte sich nicht zu der Vorstellung erheben, daß die Heidengötter erdichtet seien; man hielt sie für böse Dämonen und man war so kritiklos und wundergläubig, daß man nicht nur Wunder Gottes, Christi und der Heiligen für möglich erachtete, sondern ebenso fest an die Wirklichkeit der durch Götter und Zauberer vollbrachten Wunder glaubte. Man sehe nur, mit welchem für uns überaus komischem Ernste Augustinus die Sagen der Alten behandelt. Daher wurde auch die weiße Magie von der Kirche zum Schutze gegen die bösen Dämonen in ausgiebigster Weise entwickelt und dem maßlosen Wunderglauben der Heiden ein nicht minder maßloser Wunderglaube der Christen entgegengestellt. Die Wunderkraft des Christenthums erschien als das vorzüglichste Beweismittel gegen die Wahrheit des heidnischen Götterglaubens. Gerade dadurch mußte aber auch der Glaube an die Möglichkeit, mit Hülfe der Götter und anderer Dämonen zu zaubern und zu hexen, befestigt und ausgedehnt werden. Der einzige Gewinn, den das Christenthum in dieser Hinsicht brachte, bestand darin, daß es lehrte, der Teufel sei Christus und den an diesen Glaubenden gegenüber ohnmächtig. An die Stelle der heidnischen Deisidämonie setzte es das Gefühl der Sicherheit und Ueberlegenheit, und je länger, desto zuversichtlicher waren die Christen überzeugt, daß der Name Christi und das Zeichen des Kreuzes den Teufel und all seine Tücke überwinde. In manchen Legenden, wie in der des Martinus von Tours, erscheint der Teufel gegenüber der Virtuosität, womit die Heiligen ihn erkennen und bannen, wie ein Hanswurst.

Ein Fortschritt in der Auffassung der Hexerei erfolgte dann in der karolingischen Zeit. Da zuerst, wenn ich nicht irre, wird der Hexenglaube als nichtiger Aberglaube bezeichnet. Wieder stand das Christenthum heidnischem Glauben gegenüber, indeß nicht als kämpfender und bedrückter Verband einem den Staat beherrschenden, auf alle Mittel desselben gestützten Heidenthum, sondern als fest geschlossene, vom Staate geschützte und geförderte, an Cultur weit überlegene Kirche griff sie das rohe und mit den Waffen des Staates überwältigte Heidenthum der Germanen an. Wohl sah sie auch in dessen Göttern Dämonen, aber sie fühlte sich denselben von vornherein unendlich überlegen und darum bezeichnete sie nun auch deren Wunder als eitel Blendwerk und verbot nicht nur wie früher, Zauberei zu treiben, sondern auch an die Möglichkeit der Zauberei zu glauben und Menschen wegen Hexerei zu verfolgen.

Digitized by Google

Verschiedene Synoden und Bischöfe des 8. und 9. Jahrhunderts, namentlich Bischof Agobard von Lyon, der hellste Kopf des Mittelalters, und der um das Jahr 900 entstandene „Canon episcopi“ äußerten sich in diesem Sinne. Es ist durchaus irrig, wenn Janssen in seiner Geschichte des deutschen Volkes (8, 495 fg.) behauptet, der Canon stehe auf dem Standpunkt der altchristlichen Lehre, halte einen Teufelsbund für möglich und betrachte diesen als schlimmste Ketzerei: er bezeichnet den Glauben an Hexerei vielmehr ausdrücklich als heidnischen Wahn. Aber trotz der Unvereinbarkeit mit den Lehren der Kirchenväter behauptete sich seine Auffassung in der Folge. Wie Gregor VII. von ihr aus die Verfolgung der Hexen verbot, so nahm um die Mitte des 12. Jahrhunderts Gratian den Canon episcopi in seine Sammlung des Kirchenrechts, die Decretalien, die rasch maßgebendes Ansehen erlangten, auf, und bis tief ins 16. Jahrhundert hinein vertraten Bischöfe und Synoden die gleiche Anschauung. Ihr entsprechend betrachtete man auch den Glauben an Hexerei und den Versuch, zu zaubern, nicht als Ketzerei und Verbrechen, sondern als Aberglauben und ordnete gegen sie nur Belehrung, Kirchenbuße und höchstens Excommunication an.

Aber man las nach wie vor das Alte und das Neue Testament und bisweilen auch den Augustinus und andere Kirchenväter, sowie vor allem die Heiligenlegenden, und nach wie vor rechnete man es zu den Hauptleistungen der Heiligen, vom Teufel angefochten zu werden, ihn zu entlarven und ihn zu besiegen. Damit erhielt sich in der Kirche, während sie den germanischen Hexenwahn bekämpfte, der aus dem antiken Heidenthum und dem Judenthum überkommene theologische Dämonenglaube, und damit lag die Gefahr nahe, daß diesem auch wieder eine verhängnißvolle Wirksamkeit eingeräumt werde.

Das geschah nun wirklich, als die Kirche sich veranlaßt sah, gegen die Ketzer, die ihre Herrschaft gefährdeten, mit Untersuchung und Strafen vorzugehen. Sehr bald klagte sie diese Ketzer des Teufelsdienstes an. Sie ging dabei nicht vom Hexenwahn des Volkes aus. Entsprechend der Methode der mittelalterlichen Wissenschaft, welche ja auch Thiere und Pflanzen nicht nach eigener Beobachtung, sondern nach dem Buche irgend einer Autorität beschrieb, wurden, wie bereits oben erwähnt, die aus den ersten christlichen Jahrhunderten stammenden Märchen vom Geheimdienst der Secten wiederholt, und lediglich von theologischen Vorstellungen aus entwickelte man dann die Lehre vom Hexensabbath, vom Teufelsbund, von der Teufelsbuhlschaft, vom Stigma u. s. w. Durch die Folter erzwang man für diese Erfindungen die wünschenswerthen Zeugnisse und der für die weitere Entwicklung des Kirchenthums überhaupt so unheilvolle Thomas von Aquin gab ihnen, auf Augustinus gestützt, die dogmatische Hinterlage.

Die Besoldungs- und Honorarreform vor der Budgetcommission des preußischen Abgeordnetenhauses.

L. Durch die von der Budgetcommission des preußischen Abgeordnetenhauses mit Zustimmung der Vertreter der Regierung am 8. Februar gefaßten Beschlüsse ist die Frage der Erhöhung der Gehälter der preußischen Universitätsprofessoren und der Regelung des Honorarwesens zu einer befriedigenden Erledigung gelangt, die voraussichtlich auch ohne weitere Abänderungen die Genehmigung der Kammern erhalten wird. Wenn auch die von dem Regierungscommissar in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 19. Januar gegebenen Erklärungen thatsächlich vollkommen genügten, um die Durchführung des darin dargelegten Systems der Mindestgehälter und Alterszulagen vollständig zu sichern, so ist jetzt noch eine weitere Gewähr für diese Durchführung gegeben, die auch den Mißtrauischsten befriedigen muß: in einem Etatsvermerk sollen mit Bezugnahme auf jene Erklärungen die Anfangsgehälter und die Ordnung der Dienstalterszulagen festgesetzt werden; und was die für erforderlich erachteten Ausnahmen betrifft, so soll über die hinsichtlich derselben beobachteten Grundsätze in zwei Jahren dem Landtag Mittheilung gemacht werden, und dem auch thunlichst bald die Festsetzung derselben ebenfalls durch einen Vermerk im Etat erfolgen. Von einer discretionären Gewalt der Regierung in der Vertheilung der Gehaltszulagen ist also jetzt niemand mehr zu reden berechtigt. Ueberhaupt waren die Befürchtungen dieser Art, wie sie sich namentlich auch in den Petitionen mehrerer Universitäten an das Abgeordnetenhaus äußerten, von vornherein gänzlich unbegründet, denn das Unterrichtsministerium hat in Betreff der Besoldungsaufbesserung nie andere Absichten gehabt, als die, welche jetzt nach dem Antrage der Budgetcommission ausdrücklich im Etat formulirt werden sollen. Diese Thatsache wird durch das Protokoll der Sachverständigenconferenz bewiesen, die am 10. August v. J. in Berlin versammelt war. Zu dieser Conferenz waren auch alle von den Universitäten gewählten Vertrauensmänner eingeladen, und wenn einige von ihnen nicht erschienen sind, so lag die Ursache darin, daß diese bereits ihre Ferienreisen angetreten hatten. Das Ministerium legte damals das jetzt angenommene Project der Alterszulagen vor mit der Erklärung, daß es die Grundlage für die administrative Praxis bilden solle, daß die Regierung sich aber durch Erklärungen in der Budgetcommission und vor der Kammer fest an diese Normen mit Vorbehalt der erforderlichen Ausnahmen binden werde und die Reform dadurch ebenso gesichert sein werde, als wenn ihre Einzelheiten durch ein Gesetz festgestellt würden. Auch wurden schon die allgemeinen Grundsätze für die Ausnahmen besprochen, und die Conferenz erklärte sich schließlich einstimmig mit dem Plane einverstanden, obwohl einige ihrer Mitglieder ursprünglich für die gesetzliche Feststellung desselben eingetreten waren. Durch die erwähnten Etatsvermerke wird jetzt auch solchen Forderungen formell genügt, aber sachlich waren schon dieselben Garantien durch die Erklärungen der Regierung in der Kammer gegeben.

Die Uebertragbarkeit der Besoldungsfonds von einer Universität zur anderen mit Ausschluß von Berlin, die in einigen Petitionen angefochten worden war, ist in der Budgetcommission unbeanstandet geblieben, da man einsah, daß an den kleineren Universitäten der Durchschnitt der wirklich bezahlten Gehälter immer kleiner sein wird, als an den größeren, schon deßhalb, weil an den ersteren die jüngeren Kräfte stets verhältnißmäßig in größerer Zahl vertreten sein werden, als an den letzteren. Wenn also keine Uebertragungen von Besoldungsersparnissen stattfinden dürften, so müßten wieder, wie bisher, verschiedene Durchschnittsgehälter für die Provinzialuniversitäten festgesetzt werden, während die neue Vorlage für alle das gleiche Durchschnittsgehalt annimmt. Natürlich handelt es sich nur um Uebertragung von Ersparnissen, die sonst an den Fiscus zurückfallen würden; an die Uebertragung von Lehrstühlen ist nie gedacht worden.

Was die Honorarabzüge betrifft, so hat die Budgetcommission eine Abänderung der in der Denkschrift des Finanzministeriums angegebenen abzugsfreien Beträge vorgenommen, die mit dem vom Unterrichtsministerium angenommenen Vorschlage der Augusticonferenz übereinstimmten. Diese Beträge sind nämlich von 4000 Mark für Berlin und 2400 Mark für die Provinzialuniversitäten auf bezw. 4500 und 3000 Mark erhöht worden. In Betreff der gestundeten Honorare hatte die Conferenz die Anrechnung

derselben mit 50 Procent vorgeschlagen; nach der Denkschrift sollten sie mit 60 Procent berechnet werden; in der Commission aber hat man sich über das einfachere und zweckmäßigere Verfahren geeinigt, daß die in einem Rechnungsjahr wirklich eingehenden Stundungsgelder, diese aber wie die baar eingezahlten Honorare mit ihrem vollen Betrag nach Abzug der Beiträge zu den Cassenverwaltungskosten, in Rechnung gebracht werden sollen. Die Größe der Abzüge wurde in Uebereinstimmung mit der Vorlage und abweichend von dem Vorschlage der Conferenz sowohl wie von einem weiter gehenden Antrag des Abg. Dittrich auf die Hälfte des Ueberschusses über die oben angegebenen Grenzen festgesetzt. Eine wichtige Aenderung aber wurde in Betreff der Verwendung dieser Abzüge beschlossen. Während die Erträge derselben ursprünglich in erster Linie zur Erhöhung des Dispositionsfonds „zur Heranziehung und Erhaltung ausgezeichneter Docenten" bestimmt waren, sollen sie nach den von der Regierung angenommenen Beschlüssen der Commission in einen neu zu bildenden Ausgabefonds fließen, der zu „jährlichen Zuschüssen an etatsmäßige Professoren mit geringfügigen Nebeneinnahmen" bestimmt ist und in erster Reihe dazu dienen soll, an Professoren, die an Nebeneinnahmen aller Art in einem Rechnungsjahr aus anderen als persönlichen Gründen weniger als 600 Mark bezogen haben, am Schluß des Rechnungsjahres Zuschüsse zur Ausgleichung des Minderbetrags zu gewähren, so weit der Fonds reicht. In den nächsten Jahren werden diese Zuschüsse allerdings noch keine Rolle spielen, da nur wenige der Professoren mit höheren Honorareinnahmen einen Vortheil darin finden werden, sich einen Theil ihrer Collegiengelder abziehen zu lassen, um dafür Antheil an der Alterszulage zu erhalten. Im Laufe der Zeit aber werden die Abzüge nach den neuen Bestimmungen immerhin wohl 250—300,000 Mark jährlich einbringen, und der Fonds wird dann ausreichen, um auch den Professoren mit mehr als 600 Mark, aber vergleichsweise noch immer geringen Nebeneinnahmen Zuschüsse zu gewähren. Gegenwärtig beziehen von den ordentlichen Professoren 30 Procent, von den außerordentlichen aber 53 Procent weniger als 600 Mark jährlich an Collegiengeldern. Läßt man die sonstigen Nebeneinnahmen außer Betracht, so würden etwa 80,000 Mark jährlich erforderlich sein, um die Ausgleichung der Honorare auf 600 Mark zu bewirken. Uebrigens dürften genaue Ausgleichungen auf diese Summe wohl nicht beabsichtigt sein, sondern die Zuschüsse in runder Summe gewährt werden. Beachtenswerth ist auch, daß den außerordentlichen Professoren dieses System verhältnißmäßig noch mehr zustatten kommt, als den ordentlichen.

Schließlich hat die Budgetcommission mit voller Zustimmung des Unterrichtsministeriums noch eine Resolution angenommen, welche die Staatsregierung auffordert, von Aufsichtswegen bei den Universitäten 1. für die Vorlesungshonorare Maximalsätze einzuführen und 2. darauf Bedacht zu nehmen, daß die Stundung der Honorare allmählich durch Einführung eines Erlaßsystems beseitigt werde. Die Erhöhungen der Honorarsätze seitens der Professoren, anfangs nicht ohne Bedenken seitens der Regierung, später mit stillschweigender Duldung zugelassen, haben hauptsächlich seit dem Jahre 1873 stattgefunden und sind zum Theil sehr bedeutend. So werden jetzt an einzelnen Universitäten die juristischen Vorlesungen allgemein mit 5 M. für die Wochenstunde honorirt, während früher 5- und selbst 6stündige Vorlesungen nur einen Friedrichsd'or, also 2.83—3.40 M. die Wochenstunde kosteten. Die Vertheuerung beträgt also in diesen Fällen für die Stunde etwa 60 Procent. Eine Herabsetzung der Honorarsätze könnte wohl nur durchgeführt werden mit Entschädigung der Professoren, die dadurch eine Einbuße erlitten; aber die Festsetzung einer Maximalhöhe zur Verhütung weiterer Steigerungen liegt unzweifelhaft in der Competenz des Ministeriums als Aufsichtsbehörde. Die Ersetzung der Honorarstundung durch ein Erlaßsystem (wie es an den preußischen Universitäten nur in Marburg besteht) wäre ohne Zweifel wünschenswerth, könnte aber zunächst nur für einzelne Universitäten und Facultäten ohne Schwierigkeit eingeführt werden, während bei anderen die gestundeten Honorare einen so bedeutenden Theil des Einkommens vieler Professoren ausmachen, daß ihnen der Erlaß der Collegiengelder nur gegen eine Entschädigung zugemuthet werden könnte. Ursprünglich war auch noch eine dritte Aufforderung an die Regierung beantragt, die die Festsetzung von Maximalzahlen der Zuhörer und Praktikanten betraf. Wenn dieser Punkt auch nicht mit in die Resolution aufgenommen wurde, so ist es doch schon an sich selbstverständlich, daß das Unterrichtsministerium befugt ist, auf Grund seines Aufsichtsrechts vorzuschreiben, daß nicht mehr Praktikanten zum „Belegen" zugelassen werden, als Plätze in dem betreffenden Institut vorhanden sind, und selbst für theoretische Vorlesungen würde es sich empfehlen, die zulässige Zahl der Belegungen auf die Zahl der Sitzplätze in dem für eine solche Vorlesung gewählten Auditorium zu beschränken, so daß also nicht mehr auf einen gewissen Procentsatz von „Schwänzenden" gerechnet werden dürfte.

Eine Erweiterung der hebräischen Bibel.

Vielleicht erinnert sich der eine oder andere Leser noch der Mittheilung, welche die Beilage der „Allg. Ztg." vom 20. Mai v. J. (Nr. 116) bringen konnte, daß Mrs. Lewis, die glückliche Entdeckerin des berühmt gewordenen syrischen Evangelienpalimpsests vom Sinai das weitere Glück hatte, unter anderen orientalischen Handschriften im Frühjahr vorigen Jahres in Aegypten ein Blatt zu erwerben, das von S. Schechter, dem Lector des Talmudischen in Cambridge, als ein Stück des hebräischen Urtextes des Jesus Sirach erkannt wurde. Dasselbe wurde von letzterem in der Julinummer der englischen Zeitschrift „Expositor" herausgegeben. An diese frohe Kunde schloß sich sofort die zweite, daß die Universitätsbibliothek Oxford gleichfalls einige Blätter erworben habe, die sich als Theile derselben Sirachhandschrift herausstellten („Allg. Ztg." 1896, 8. Juli, Beil. 156) und sich genau an das erst bekannt gewordene Stück anschlossen. Es ist dies ein Fund, dessen Tragweite nicht leicht überschätzt werden kann. In einem prächtigen Bande ist er soeben durch die Oxforder Universitätspresse der Gelehrtenwelt zugänglich gemacht worden[1]) und es ziemt sich, auch weiteren Kreisen davon Mittheilung zu machen. Vor allem aber gebührt sich ein Wort des Dankes gegen alle, die an dem Werke mitgearbeitet haben. Denn wer auch nur die zwei in Collatypie trefflich ausgeführten Facsimiles betrachtet, die dem Druck beigegeben sind, noch mehr, wer alle 18 in Collotypie veröffentlichten Seiten zu entziffern versucht, wird die Schwierigkeiten verstehen, die zu überwinden waren, ehe den Gelehrten dieser Text jetzt so bequem in hebräischer Druckschrift mit englischer Uebersetzung und seinen alten griechischen, syrischen und lateinischen Versionen vorgelegt werden konnte. Auf dem zuerst bekannt gewordenen Blatte lesen die neuen Herausgeber fast in jeder zweiten Zeile einen oder mehrere Buchstaben mehr oder anders, als der erste Herausgeber gethan hatte.

[1]) The original Hebrew of a Portion of Ecclesiasticus (XXXIX, 15 to XLIX. 11) together with the early Versions and an English Translation followed by the Quotations from Ben Sira in Rabbinical Literature edited by *A. E. Cowley*, M. A., and *Ad. Neubauer*, M. A. With two facsimiles. Oxford at the Clarendon Press. 1897. 4° (10 sh 6 d).

Aber die Mühe lohnte sich auch. Das Buch des Sirach, wenigstens zu einem starken Fünftel in der Ursprache zu haben, wer hätte das vor Jahresfrist sich träumen lassen?

In der lateinischen Bibel der katholischen Kirche ist dies Buch unter dem Titel Ecclesiasticus, zwischen dem Buch der Weisheit und dem des Propheten Jesaia mitteninne stehend, als integrirender Bestandtheil der canonischen Schriften anerkannt; Luther hat es mit den anderen nicht hebräisch erhaltenen Schriften zu den Apokryphen gezählt, als eines der Bücher, welche der heiligen Schrift nicht gleich zu achten, aber nützlich und gut zu lesen seien; die englische Kirche hat die Apokryphen ganz aus ihrer Bibel ausgeschlossen, daher man in England den Werth des in diesen Blättern gewonnenen Schatzes nicht sofort erkannte. Bis jetzt hatte man von dieser mehr als 2000 Jahre alten Schrift nur die griechische Uebersetzung, welche der Enkel ihres Verfassers im 38. Jahr des Königs Euergetes, d. h. 132 v. Chr., in Aegypten angefertigt hatte; zweitens eine sehr alte lateinische Uebersetzung dieses griechischen Textes, welche in die Kirchenbibel des Mittelalters, in die Vulgata, überging; drittens eine syrische Uebersetzung, welche offenbar direct aus dem hebräischen Original gemacht, aber sehr frei war. Es war eines der verlockendsten Probleme für den Philologen, mit diesen Mitteln das verlorene hebräische Exemplar herzustellen. Leider hat der Kirchenvater Hieronymus, als er um die Wende des vierten und fünften Jahrhunderts die lateinische Uebersetzung des Alten und Neuen Testamentes fertigte, die nachher in der Kirche allgemeine Aufnahme fand und zur „Vulgata" wurde, das Buch von seiner Arbeit ausgeschlossen. Er selber hatte, wie er sagt, das Buch noch hebräisch gesehen, aber da es keinen Theil der hebräischen Bibel bildete, er es also zu den Apokryphen rechnete, hat er sich nicht die Mühe genommen, die ihm vorliegende lateinische Uebersetzung zu revidiren, und so wird es also noch heute in der römischen Kirche in dieser alten vorhieronymischen Uebersetzung gebraucht. Und vom hebräischen Text hat seither niemand in der Kirche mehr etwas gesehen oder gehört.

Noch ein schlimmerer Unstern waltete aber über dem griechischen Text. Vergleicht man den griechischen mit dem lateinischen, so stellt sich heraus, daß zwei lange, genau gleich große Abschnitte c 30,25 bis 33,13a und 33,13b bis 36,16a im Griechischen und Lateinischen an verschiedenen Stellen stehen. Dies erklärt sich so, daß in irgend einem griechischen Exemplar einmal 2 Blätter verwechselt, modern ausgedrückt, „verbunden" worden waren; alle unsre griechischen Handschriften, auch unsre berühmten alten Prachtcodices, der Vaticanus, Sinaiticus und Alexandrinus, gehen auf dieses eine Unglücksexemplar zurück; wäre die lateinische Uebersetzung nicht gewesen, wer weiß, ob man dies überhaupt erkannt hätte? Schon Luther, der das Buch als „ein nützlich Buch für den gemeinen Mann" hochschätzte, schreibt in der Vorrede zu seiner Uebersetzung desselben: „Was uns aber für Arbeit gestanden hat, dies Buch zu verdeutschen, wer das zu wissen begehrt, der mag unser Deutsch gegen alle anderen Exemplare halten, beide griechischer, lateinischer und deutscher Sprache, sie seien alt oder neu, so soll das Werk den Meistern wohl Zeugniß geben. Wir habens wie einen zerrissenen, zertretenen und zerstreuten Brief wieder zusammengelesen und den Koth abgewischt und so weit gebracht, als ein jeglicher wohl sehen wird; Gott sei Lob und Dank Amen. Christen werden uns hierin nicht schelten, die Welt aber wird, wie sie bisher gethan, ihrer Tugend nach uns wohl wissen dafür zu danken." Buchstäblich so, wie Luther es malt, haben es die englischen Gelehrten mit den zerrissenen, zerstreuten, beschmutzten Blättern gethan, die ein glückliches Geschick ihnen zuführte. Und wir Deutsche haben fast Grund, dankbar zu sein, daß dieser Schatz eben nach England kam; denn welche deutsche Universität hat eine Universitätspresse, welche gegen die einheimischen und auswärtigen Gelehrten solche Liberalität übt, wie die Pressen der drei großen englischen Universitäten? Fast gleichzeitig sind dem Schreiber dieser Zeilen in eben diesen Tagen neu veröffentlichte Stücke der Bibel in griechischer, syrischer und jetzt hebräischer Sprache von den drei englischen Universitätspressen Cambridge, Dublin und Oxford schön gebunden und prächtig ausgestattet ins Haus gesandt worden! Doch dies nur nebenbei.

Und nun der Gewinn des neuen Fundes? Daß der Enkel das Werk seines Großvaters schlecht übersetzt, an manchen Stellen mißverstanden hatte, war bisher schon denen aufgefallen, die versucht hatten, das Griechische ins Hebräische zurückzuübersetzen. Nur ein Beispiel. Griechisch, Lateinisch und Deutsch las man bisher C. 49, 8 (10) vom Propheten Ezechiel: commemoratus est inimicorum in imbri, Luther frei: er hat geweissaget wider die Feinde. Auf Grund der syrischen Uebersetzung war so gut wie sicher, daß statt der Feinde (hebr. ojeb) im hebräischen Original der Name des Hiob (hebr. ijob) gestanden hatte: „Ezechiel erwähnte den Hiob", was er 14, 14 wirklich thut; der Vers ist einer der letzten, die zutage kamen, und heißt nun in der That so:

„Auch erwähnte er den Hiob,
Der alle Wege der Rechtschaffenheit festhielt."

Wie der Enkel zum Regenwetter und zu seiner noch dunkleren Uebersetzung der zweiten Vershälfte kam, ist nicht klar.

Ein anderes Beispiel vom Anfang der gefundenen Stücke. 40, 11 las man bisher: omnia quae de terra sunt in terram convertentur et omnia aquae in mare revertentur. Das gab einen guten Sinn, schien sogar einen besseren zu geben, als was der Syrer an Stelle des zweiten Gliedes bot: „und was von der Höhe, das kehrt zu der Höhe zurück." Ein neuerer Herausgeber bemerkt dazu: dieser Gedanke würde kaum biblisch sein. Aber siehe da, das neu gefundene hebräische Original bestätigt den Syrer, und was den Gedanken betrifft, so haben wir ihn fast wörtlich so Joh. 3, 31, wie denn überhaupt die Anklänge an das Neue Testament ganz frappant sind. Doch ehe davon gesprochen wird, noch ein paar hübsche Beispiele, wie dieser neue Fund uns zustatten kommt.

Bisher las man 42, 21 Magnalia sapientiae suae decoravit, qui est ante saeculum et usque in saeculum; in den griechischen Handschriften steht für qui ὅς oder ὡς oder ἕως; das Hebräische zeigt, daß εἷς statt ὅς zu lesen war: „und der Eine — von Gott ist die Rede — ist es von Ewigkeit zu Ewigkeit". Sein Lob kann niemand aussprechen, schließt Sirach diesen Abschnitt, consummatio sermonum: ipse est in omnibus 43, 27, griechisch συντέλεια λόγων · τὸ πᾶν ἐστιν αὐτός. Ein moderner Erklärer sagt: Dies ist ohne Zweifel ein unechter, hellenistischer Zusatz des Uebersetzers. Mit nichten: ganz schön lesen wir jetzt im Original:

„Und der Schluß der Rede ist: Er ist alles."

Von geradezu grundlegender Bedeutung wird das hebräische Original für die Kritik des griechischen Textes werden. Begreiflicherweise waren die bisherigen Bearbeiter desselben geneigt, den alten oben genannten Prachthandschriften des 4. und 5. Jahrhunderts vor obscuren Minuskelhandschriften des 12. oder 13. den Vorzug zu geben. Nun wendet sich das Blatt. Auf eine römische Handschrift des 12. Jahrhunderts, die im Jahre 1514 von Cardinal Ximenes für die erste Druckausgabe des griechischen Alten Testaments benutzt, aber seither völlig vernachlässigt worden war, hat der Schreiber dieser Zeilen vor einigen Jahren hingewiesen, weil sie mehrfach einzig und allein das Richtige zu haben

scheine (Marginalien S. 51, 52, 58); jetzt bestätigt dies das Original an Stellen, wo man ohne dasselbe dies nicht hätte ahnen können, z. B. 43, 26 *εὐοδοῦ ἄγγελος* gegen *εὐοδία* oder *εὐδοκία τέλος*. Ein verworfener Stein wird wieder einmal zum Eckstein. Aber dies ist nur eine Seite.

Von ebenso großer Wichtigkeit ist die Sprache, die das neu gefundene Stück aufweist; denn diese ist ein fast durchaus classisches Hebräisch, das unser Wörterbuch auf einmal um eine ganze Reihe von Wörtern bereichert und das einzelnen neueren Anschauungen, aber auch manchen allen recht unlieb sein wird. Gegen die Annahme, daß ein Theil unsrer Psalmen erst aus der makkabäischen Zeit stamme, hat man nämlich eingewendet, in jener Zeit habe man kein classisches Hebräisch mehr geschrieben und gesprochen. Unser Fund belehrt uns vom Gegentheil. Der „Hymnus auf die Väter“ (C. 44 ff.) reiht sich den Psalmen würdig an die Seite, übertrifft manche. Es wird Jahre fleißiger Arbeit bedürfen, um nach allen Richtungen das auszuschöpfen, was uns hier geschenkt ist. Fast jede Zeile bringt Neues, auch Heiteres. C. 40 stellt Sirach in einer Reihe von Zweizeilern je zwei Dinge zusammen, die von einem dritten, besseren, übertroffen werden. Im ersten dieser Zweizeiler las man:

ζωὴ αὐτάρκους ἐργάτου γλυκανθήσεται
καὶ ὑπὲρ ἀμφότερα ὁ εὑρίσκων θησαυρόν.

Das zweite Glied zeigt, daß das erste mißverstanden ist; der Lateiner half sich damit, daß er *ὑπὲρ ἀμφότερα* ändert:

vita sibi sufficientis operarii condulcabitur
et in ea invenies thesaurum.[1])

Wie heißt das Original?

„Ein Leben mit Wein und Cider ist süß,
Aber besser als beides ist, wer einen Schatz findet.“

Cider (gegohrenes, berauschendes Getränke) — das Wort stammt sogar aus dem Hebräischen — heißt hebräisch sikar, der Taglöhner heißt sakir; da man in alter Zeit im Hebräischen keine Vocale schrieb, hat der Enkel die beiden Worte verwechselt. Vielleicht hat er auch ein solches Dictum seinem Großvater nicht zugetraut, ähnlich wie derjenige, der aus einer andern Handschrift Varianten auf den Rand setzte und zu diesem Wort skr bemerkt: „besser skl“, d. h. Verstand; „ein Leben mit Wein und Verstand“. Aber der alte Sirach verstand das Leben. Gleich nachher schrieb er:

„Wein und Cider machen das Herz fubola,
Aber mehr als beide die Liebe der Liebenden.“

Hier macht der Enkel aus „Wein und Cider“ „Wein und Musik“, indem er statt sikr hier „sir“ las, womit er möglicherweise Recht hat, aber statt der „Liebe der Liebenden“ setzt er philisterhaft: „die Liebe der Weisheit“.

Die Beispiele ließen sich häufen. An einzelnen Stellen hat der Enkel begreiflicherweise noch einen besseren Text vor sich gehabt als derjenige, auf den unsre erst gegen das Ende des 11. Jahrhunderts in Aegypten oder Persien geschriebene Handschrift zurückgeht — sie enthält einige persische Randbemerkungen —; das ist von Fall zu Fall zu entscheiden. Aber die wichtige Frage entsteht nun: was gehört künftig in die Bibel? Das Abgeleitete oder das Original, oder keines von beiden? Das wichtigste vielleicht an diesen neuesten Funden zum Alten wie zum Neuen Testament ist eben dies, daß sie die alte Anschauung von der Bibel sprengen. Wie der Mohammedaner alles das als Offenbarung betrachtet, was zwischen den beiden Buchdeckeln seines Korans sich findet, so identificiren noch heute viele Bibel und Gotteswort. Nur in der Bibel und alles in der Bibel ist ihnen Gottes Wort; als ob nicht auch von diesen Dingen das Wort des Paulus gelte: alles ist euer, ihr aber seid Christi!

Jahrhundert, es ist eine Freude zu leben! rief Hullen aus, als Cicero's Briefe gefunden wurden, und: Holla, die Buchdrucker bekommen zu thun! als Luther seine Thesen anschlug. Und der dritte im Bunde, Melanchthon, gab 1545 die griechische Uebersetzung des Alten Testaments heraus, fast mit einer Entschuldigung, daß er die Uebersetzung herausgebe und nicht das Original. Wie hätte auch er sich gefreut, zum Sirach, der im Reformationsjahrhundert zu einem der gelesensten Bücher gehörte, ein Stück des Originals zu finden! Möglich, daß noch weiteres auftaucht. Einstweilen sind wir an dem Gefundenen froh und können nicht schließen, ohne nochmals allen an der Arbeit Betheiligten den aufrichtigsten Dank und Glückwunsch auszusprechen.

Ulm. Eb. Nestle.

[1]) Luther frei aber hübsch: Wer sich mit seiner Arbeit nährt und läßet ihm genügen, der hat ein fein ruhig Leben; das heißt einen Schatz über alle Schätze finden.

Mittheilungen und Nachrichten.

Die spätromanischen Wandmalereien im Hessenhof zu Schmalkalden. Die Landgrafen von Hessen haben in der uralten thüringischen Burgstadt Schmalkalden, die ihnen seit 1360 zugehörte, als Wohnsitz ihres Amtsmanns, d. h. ihres „Vertreters in Kriegs-, Rechts-, Verwaltungs- und Finanzsachen“, ein stattliches Gebäude errichten lassen, das „Hessenhof“ genannt war. In einem jetzt als Keller benutzten, aus älterer Zeit stammenden Raum dieses Hessenhofes befinden sich Wand- und Deckmalereien, die soeben von Dr. Otto Gerland zu Hildesheim mit Unterstützung des preußischen Cultusministeriums in einem Tafelwerke herausgegeben worden. (Leipzig, C. A. Seemann. 1896.) Die Publication ist schon an und für sich verdienstlich, sie gewinnt aber noch dadurch an Werth, daß sie als Gegenstück zu der aus derselben Zeit stammenden prachtvollen Decoration der St. Severuskirche in Boppard gelten kann, deren Entdeckung „epochemachend“ ist, weil sie das erste vollkommen durchgeführte Beispiel einer romanischen Kirchendecoration in den Rheinlanden ist, die bei aller Einfachheit einen außerordentlich großen und einheitlichen Eindruck hervorruft. — Die Schmalkaldener Fresken sind durch Vernachlässigung und den Schmutz der Jahrhunderte stark mitgenommen. Wegen eine Durchpausung noch eine zeichnerische Aufnahme war möglich, es mußten mit Benutzung der schärfsten Lichtquellen photographische Aufnahmen gemacht werden, die im Lichtdruck wiedergegeben sind. Retouchirte Durchzeichnungen der Contouren sind der Deutlichkeit halber in guten Lithographien beigegeben. — Die Darstellungen hatte der frühere Erklärer derselben, Geh. Baurath Professor C. H. Hase in Hannover, für Scenen aus dem Leben der heiligen Elisabeth gehalten, den Raum selbst hielt er für die Krypta einer Capelle, welche die heilige Landgräfin im Sommer 1227 gelegentlich der Abreise ihres Gemahls, Landgraf Ludwigs IV. von Thüringen, zum Kreuzzuge zu bauen angefangen hatte. Gerland weist die Erklärung Hase's als unrichtig zurück und gibt eine andere, deren Richtigkeit absolut sichre ist und welche zugleich von hoher kunstgeschichtlicher Bedeutung ist. Dargestellt sind in dem Bogenfeld der nördlichen Stirnwand eine Tafelscene, in den Gewölben meist Kampfscenen in fünf Reihen von Bildern, wobei die einzelnen Scenen je nach dem Local durch stilisirte Lindenbäume oder durch Thürme mit Fenstern und hohen Thüren in romanischem Stil von einander getrennt sind. Der Name IWAN unter der öfter wiederkehrenden dominirenden Figur eines siegreichen Ritters, sowie ein Vergleich der Scenen mit dem Heldengedicht „Iwein mit dem Löwen“ von Hartmann von Aue, erbrachte das interessante Resultat, daß wir hier Scenen aus demselben vor uns haben. Es ist somit die geringe Zahl von Fresken mit Darstellungen aus der höfischen Poesie um ein weiteres wichtiges Exemplar vermehrt, und zwar aus ziemlich früher Zeit. Denn „nicht später oder wenigstens nicht viel später als 1215“ müssen die Fresken entstanden sein, da sie ohne Zweifel als ein malerisches Seitenstück zu der auf der Wartburg blühenden literarischen Kunstpflege unter Landgraf Hermann anzusehen sind; derselbe starb 1215. Auch stilistisch und technisch müssen die Darstellungen in diese Zeit

Digitized by Google

gesetzt werden. Mit scharfen rothbraunen Linien sind die Contouren auf den weißen Kollgrund gesetzt; die Farben sind in diese hineingefüllt. Die Bewaffnung der Ritter bietet öfters Analoga zu derjenigen in der Manessehandschrift zu Heidelberg. Auch die kirchliche Bestimmung des Raumes läßt sich nicht halten, es ist derselbe offenbar, und die Tafelscene in der Stirnwand weist auch darauf hin, ein Speisezimmer gewesen, das mit Darstellungen aus dem damals gerade beliebten Heldengedicht ausgeschmückt war. Wir erblicken also einen Vorläufer zu den großartigen, hundert Jahr später ausgeführten, Wand- und Deckenmalereien im Schloß Runkelstein in Tirol, welche ebenfalls die Cultur des höfischen Lebens ihrer Zeit widerspiegeln.

Dr. Edmund Braun.

Diplomatarium Veneto-Levantinum. Ueber die Veröffentlichung des letzten Bandes dieses neulich (Allg. Ztg. Nr. 43 Morgenbl. vom 12. Febr. s. unter Ansbach) erwähnten Werkes von G. M. Thomas bin ich in der Lage Folgendes mitzutheilen. Der verdiente Gelehrte hatte sein Manuscript bereits der „Deputazione Veneta di storia patria“ (welche den vorhergehenden Band in ihren „Monumenti“ 1880 veröffentlicht hatte; die ersten drei Bände sind bekanntlich in den „Fontes Rerum Austriacarum II, 12—14 1856—1857 erschienen) übergeben, als ihn der Tod überraschte. Ich habe mich dann alsbald nach Kräften, schriftlich und mündlich, und unterstützt von verschiedenen Gelehrten, um die Drucklegung dieses Vermächtnisses bemüht, stieß dabei aber bei einem Theile der Mitglieder der „Deputazione“ auf nicht geringen Widerstand; und es bedurfte wiederholter nachdrücklicher Vorstellungen, um denselben schließlich zu überwinden. Die Opposition stützte sich theils auf den Stand der Finanzen der „Deputazione“, theils auf die Thatsache, daß das Manuscript von Thomas doch nicht in völlig druckfertigem Zustande hinterlassen worden war. Er hatte dies sogar selbst zugestanden, da er erklärtermaßen bei einem neuen, durch den Tod verhinderten, Aufenthalt in Venedig noch die letzte bessernde Hand hatte anlegen wollen. Die theilweise von andern gefertigten Abschriften, wie die eigenen, waren nochmals mit den Originalen zu vergleichen, manches hinzuzufügen und zu ergänzen — immerhin keine ganz einfache und leichte Aufgabe für den späteren Bearbeiter. Schließlich beschloß die „Deputazione“, mit der Aufgabe der Fertigstellung des Manuscriptes die Professoren Giov. Müller in Turin und R. Predelli am Staatsarchiv in Venedig zu betrauen. Das Hinscheiden des ersteren brachte eine neue Verzögerung; nur mit Mühe konnte das Manuscript aus dem Nachlaß desselben zurückgewonnen werden. Endlich im Herbst des vergangenen Jahres hat mir der jetzige Vorstand des Venetianischen Archivs, Comm. Stefani, persönlich die Zusicherung gegeben, daß nunmehr die Publication des letzten Bandes möglichst gefördert werden solle; und, wie ich höre, hat die „Deputazione“ auf ihrer letzten Generalversammlung im November vorigen Jahres einen dahin gehenden Beschluß gefaßt, so daß wir nun in der That hoffen dürfen, den neulich hier ausgesprochenen, sehr berechtigten Wunsch nach endlicher Vollendung des Werkes in absehbarer Zeit in Erfüllung gehen zu sehen.

München, im Februar 1897. Dr. H. Simonsfeld.

* Die Zeit für die 69. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte zu Braunschweig ist, nachdem der Vorstand der Gesellschaft seine Zustimmung dazu ertheilt hat, endgültig auf die Tage vom 20.—25. September 1897 mit einer Vorversammlung am 19. September festgesetzt. Es werden 33 wissenschaftliche Abtheilungen gebildet werden (gegenüber 30 Abtheilungen in Frankfurt a. M. 1896). Die drei neuen Abtheilungen sind: 1. Abtheilung für Anthropologie und Ethnologie, die in Frankfurt mit Geographie vereinigt war und nunmehr wieder abgetrennt wird. 2. Abtheilung für Geodäsie und Kartographie, die zuletzt in Wien 1894 bestanden hat, und 3. Abtheilung für wissenschaftliche Photographie, die ganz neu gebildet wird und wohl, als durchaus zeitgemäß, zur ständigen Einrichtung werden dürfte. Die Nahrungsmittel-Untersuchung, die zuletzt mit der Hygiene verbunden war, wird in der Abtheilung für Agriculturchemie berücksichtigt werden. Für Mittwoch, den 22. September, wird vorläufig eine gemeinsame Sitzung der naturwissenschaftlichen Abtheilungen unter Betheiligung eines Theils der medicinischen geplant.

* Ein Berichterstatter der japanischen Zeitung „Osaka Asahi“ hat, wie die „Köln. Ztg.“ erfährt, mit einigen Begleitern den Mount Morrison, den genau auf dem Wendekreis des Krebses liegenden höchsten Berg Formosa's, bestiegen. So viel bekannt, ist noch kein Europäer oder Amerikaner auf diesem Gipfel gewesen. Die Japaner fanden ihn ungemein steil und zackig, so daß sie die Spitze nur mit Mühe erklimmen konnten. Oben pflanzten sie die Flagge der aufgehenden Sonne auf. Der Berg, der nach den letzten Messungen eine Höhe von 3904 Meter hat, ist jetzt der höchste im japanischen Reiche, denn der Fujiyama in Japan ist nur 3771 Meter hoch. Selbstverständlich liegt der Mount Morrison beträchtlich unter der Grenze des ewigen Schnees. Man fand ihn theilweise dicht bewaldet, aber man sah weniger Exemplare des werthvollen Kampherbaumes, als man gehofft hatte.

* Straßburg. Am 18. d. M., Abends 10 Uhr, wird man abermals gleichzeitig hier, in Berlin und in Paris drei Registrirballons zum Zweck meteorologischer Beobachtungen aufsteigen lassen. Außerdem unternehmen noch vier bemannte Ballons die Forschungsfahrt: einer in Straßburg mit den HH. Hergesell und Baron; zwei in Berlin, ein größerer mit den HH. v. Kehler und Dr. Lüdtke, ein kleinerer mit Hrn. Berson; endlich einer in Petersburg mit Hrn. Komanin.

* Frankfurt a. M. Der Physikalische Verein hält vom 22. April bis zum 5. Mai d. J. einen Feriencursus mit folgendem Lehrplan ab: I. Vorlesungen. 1. Physikalische. A. Neuere physikalische Demonstrationen. Prof. Dr. W. König, Docent am Physikalischen Verein und Leiter des physikalischen Laboratoriums, (8—10 Stunden). B. Aus der Entwicklungsgeschichte der elektrischen Principien. Dr. F. Rosenberger, Professor an der Musterschule. (5 Stunden.) 2. Elektrotechnische Vorlesungen: Dr. J. Epstein, Docent am Physik. Verein, Leiter der Elektrotechnischen Lehr- und Untersuchungsanstalt. a. Die Elemente der elektrischen Arbeitsübertragung. (8 Stunden.) b. Besprechung der elektrotechnischen Excursionen. 3. Chemische Vorlesungen: A. Dr. Lepsius, früherer Docent des Physik. Vereins, Director der chemischen Fabrik Griesheim. Ueber moderne Explosivstoffe. (2 Stunden.) B. Prof. Dr. M. Freund, Docent am Physik. Verein, Leiter des chemischen Laboratoriums. Argon und Helium; Verflüssigung von Gasen ꝛc. Besprechung der Excursionen. C. Dr. F. Rößler. Ueber die modernen Methoden der Goldgewinnung. — II. Uebungen. 1. Elektrotechnisches Praktikum. Dr. J. Epstein. 2. Uebungen im Anschluß an die Vorlesungen des Prof. Dr. Freund. — III. Excursionen. Es sind in Aussicht genommen die Besichtigungen der Gold- und Silber-Scheideanstalt, Platinschmelze in Hanau, Chemische Fabrik Griesheim, Dynamitation der Frankfurter Wasserleitung am „Hinkelsteiner Rousseau“, Kürbeckenanlage, Städtisches Elektricitätswerk, Elektrische Centrale in Bockenheim, Sammlungen der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft, Lithographische Anstalt von Werner u. Winter. Weitere Auskunft ertheilt der Leiter des Cursus, Realschuldirector Dr. P. Bode.

* Bonn. Den Privatdocenten in der philosophischen Facultät, Chemiker Dr. Bredt und Botaniker Dr. Noll, ist das Prädicat „Professor“ beigelegt worden.

♂ Budapest. In Anwesenheit eines zahlreichen, meist den Gelehrtenkreisen angehörigen Publicums wurde gestern das fünfundzwanzigjährige Professorenjubiläum des Ordinarius für Augenheilkunde an der hiesigen kgl. Universität, Prof. Dr. Wilhelm Schulek, feierlich begangen. Die verschiedenen, meist von ehemaligen Schülern Schuleks gehaltenen Ansprachen hoben die Verdienste des Jubilars als Lehrer und Gelehrten hervor. Im Namen der Regierung drückte der Staatssecretär Dr. Mich. Zsilinszky die volle Anerkennung aus, der Unterrichtsminister selbst hatte an den Gefeierten eine ausgezeichnete Zuschrift gerichtet. — Die Affaire des Universitätsprofessors Dr. Joseph Kovacs ist noch immer nicht definitiv erledigt. Zwar soll der Senat bereits seine Beschlüsse gefaßt haben, aber diese sind noch nicht veröffentlicht. Dem Vernehmen nach sollen sie für Professor Kovacs ungünstig lauten, also den Beschwerden der Mediciner Recht geben. Diese letzteren haben übrigens ihrerseits den früher gefaßten Boycottirungsbeschluß durchgesetzt. Anläßlich des soeben begonnenen zweiten Semesters ließen sich im ganzen nur sieben Hörer bei Kovacs inscribiren. Das Ministerium wird hier eingreifen müssen. Prof. Kovacs soll für längere Zeit beurlaubt und dann wohl pensionirt werden. Auch wird gemeldet, daß angesichts der ohnedies überfüllten Hörsäle und sonstigen Räumlichkeiten für die bestehenden zwei chirurgischen Kliniken noch eine dritte chirurgische Lehrkanzel an der medicinischen Facultät creirt werden soll.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 18. Februar. Nummer 39.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das neue Museum für österreichische Volkskunde in Wien. Von Adolf Hauffen. — Der Hexenwahn. II. Von F. Stieve. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das neue Museum für österreichische Volkskunde in Wien.

Von Adolf Hauffen.

Am 31. Januar dieses Jahres ist im Wiener Börsengebäude das Museum für österreichische Volkskunde der Oeffentlichkeit übergeben worden. Dieses jüngste Museum Wiens wurde geschaffen durch den seit December 1894 bestehenden Verein für österreichische Volkskunde, der in der kurzen Zeit von zwei Jahren zur Förderung seines satzungsgemäßen Zweckes: „Erforschung aller Aeußerungen des Volkslebens und in Verbindung damit Weckung des Verständnisses für alt überlieferte Sitten und Gebräuche beim Volke selbst", erstaunlich viel geleistet, innere und äußere Erfolge erzielt und in allen österreichischen Kronländern weite Kreise zu reger Betheiligung herangezogen hat.

Der Verein, der seine Thätigkeit auf die österreichische Reichshälfte diesseit der Leitha und auf das Occupationsgebiet Bosnien und die Herzegowina erstreckt, besitzt ein Arbeitsfeld von großer ethnographischer Mannichfaltigkeit. Deutsche, Slaven und Romanen bewohnen das Gebiet in verschiedenen (in ihrer Geschichte und Cultur von einander abweichenden) Schichten und Abschattungen der einzelnen Stämme. Den Polen und Ruthenen, den Tschechen und Slovaken im Norden, den Slovenen, Croaten und Serben im Süden, den Rumänen im fernsten Osten, den Italienern an den Meeresküsten des Reiches steht die deutsche Bevölkerung gegenüber, die, in zusammenhängender Masse den Westen und die Mitte des Reiches einnehmend, in Ausläufern und Sprachinseln nach allen Richtungen sich ausbreitet und auch in verschiedene Stämme zerfällt. Zwar die überwiegende Mehrheit der Deutsch-Oesterreicher, die Bewohner der Alpenländer, Nieder- und Oberösterreichs, des südlichen Böhmen und Mähren gehören dem bayerischen Stamme an, der von Westen her die Ostmark besiedelt hatte; doch die Bewohner Nordmährens, Oesterreichisch-Schlesiens und Ostböhmens gehören dem schlesischen, die Bewohner des mittleren Nordböhmen dem obersächsischen, die Bewohner Nordwestböhmens dem nordgauischen Stamme an. Neben dieser Mannichfaltigkeit ist das Gebiet für den Volksforscher darum besonders ergiebig, weil die österreichischen Völker, namentlich die Bewohner des Hochgebirgs, der Sprachinseln, oder die Slaven der östlichen Provinzen („Halbasiens"), vom Verkehr und der modernen Allerweltscultur minder beeinflußt, die alten volksthümlichen Ueberlieferungen und primitiven Lebensformen reiner und zäher erhalten konnten, als die unteren Schichten in anderen Ländern Mittel- oder Westeuropa's.

Die winkende Aufgabe hat auch viele Forscher gelockt und es sind in neuerer Zeit mehrere Monographien und Ausgaben auf dem Gebiete der österreichischen Volkskunde erschienen,[1]) abgesehen von dem „Kronprinzenwerk", der „Oesterreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild", worin nach dem Muster der von Riehl redigirten „Bavaria" die ethnographischen Verhältnisse der einzelnen österreichischen Kronländer in reichillustrirten Aufsätzen dargestellt worden sind.

Doch in unsrer Zeit der allgemeinen Ausgleichung landschaftlicher Eigenart, die rasch mit den alten Ueberlieferungen des urwüchsigen Volksthums aufräumt, wurde es auch schon in Oesterreich zu einer unabweislichen, dringenden Pflicht, die Reste des alt einheimischen Volkslebens und Dichtens möglichst umfassend und systematisch zu sammeln und zu erforschen, die Thätigkeit der Einzelnen auf diesem Wissensgebiete zu vereinigen, die Lücken der Kenntnisse auszufüllen. Diese Aufgabe hat sich der neue Verein gestellt und bei den reichen Wechselbeziehungen der verschiedenen Volksstämme Oesterreichs die vergleichende Thätigkeit mit Recht in den Vordergrund gerückt.

Im Rahmen der Ethnographie, der Philologie u. s. w. wurde in Deutschland die Volkskunde schon früh, namentlich seit der grundlegenden Thätigkeit der Brüder Grimm, gefördert. In ihrer abgerundeten, auf die Erforschung alles Volksmäßigen gerichteten Thätigkeit, mit dem Ziele, die physische Erscheinung, die Lebensweise, Sitten und Bräuche, Sprache und Poesie eines Stammes zu schildern, in der geschichtlichen Entwicklung und den Beziehungen zu anderen Völkern zu untersuchen, ist die Volkskunde eine verhältnißmäßig junge Wissenschaft. Karl Weinhold in Berlin hat namentlich mit seiner seit 1891 erscheinenden „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde" die früher etwas planlos umherirrende Wissenschaft in ein festes Bett geleitet und die Gefahren dilettantischer Oberflächlichkeit von ihr abgewehrt. In den letzten Jahren nun wurde in den meisten deutschen Ländern von Fachmännern die volkskundliche Sammelthätigkeit im großen mit Heranziehung weiter Kreise eröffnet, so z. B. in Bayern von dem unter der Leitung Professor O. Brenners in Würzburg stehenden Verein für bayerische Volkskunde und Mundartenforschung.

Dieser Art von Thätigkeit, sowie der geplanten Veröffentlichung von Monographien, Gesammtdarstellungen und Ausgaben ist der junge Wiener Verein vorläufig begreiflicherweise noch nicht nachgekommen, doch in seiner von

[1]) Ich nenne beiläufig nur einige neuere, größere Veröffentlichungen: J. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 2. Aufl. Innsbruck 1871. Derselbe, Sagen aus Tirol. 2. verm. Aufl. Innsbruck 1891. A. Schlosser, Deutsche Volkslieder aus Steiermark. Innsbruck 1881. Derselbe, Deutsche Volksschauspiele in Steiermark gesammelt. Halle 1891. L. v. Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen. 3. Aufl. Innsbruck 1894. W. Pailler, Weihnachtslieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol. Innsbruck 1881 und 1884. W. Mitte, Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Mähren. Wien und Olmütz 1893. Ferner die zahlreichen Veröffentlichungen des seit 1890 bestehenden Deutschen Volksgesangsvereins in Wien und, wenn ich mich selbst nennen darf, meine Monographie: Die deutsche Sprachinsel Gottschee in Krain. Graz 1895. Die zahlreichen ethnographischen Arbeiten der Deutschen und Tschechen in Böhmen habe ich charakterisirt in meiner Schrift: Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie. Prag 1896.

Michael Haberlandt trefflich geleiteten „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, die nun in zwei stattlichen Jahrgängen vorliegt, hat der Verein einen Mittelpunkt für alle kleineren einschlägigen Arbeiten geschaffen. Die Zeitschrift bringt eine große Reihe vorzüglicher Abhandlungen, Mittheilungen über Volksbräuche und Feste, Veröffentlichungen von Liedern, Sagen und Volksschauspielen, bildliche Darstellungen von Volkstrachten, Erzeugnissen der Volksindustrie und verschiedenem Hausrath aus allen österreichischen Kronländern, endlich eine Jahresbibliographie der österreichischen Volkskunde, die leider noch nicht vollständig abgerundet ist.

Neben dieser literarischen Thätigkeit hat der Verein auch Vortragsabende, Wanderversammlungen und Aufführungen volksthümlicher Feste, Spiele und Tänze veranstaltet. Als ein Hauptziel des Vereins aber galt von Anfang an „die Anlegung von Sammlungen, die im Laufe der Zeit zu einem Museum für österreichische Volkskunde auszugestalten wären“. Dieser Plan ist nun überraschend früh und in rühmenswerthester Weise verwirklicht worden.

Der jetzige Director des Museums Dr. Michael Haberlandt und seine Mitarbeiter Dr. Wilhelm Hein und Franz X. Größl haben in der eifrigsten und umsichtigsten Weise die Sammlungen zu mehren verstanden. Auf Reisen durch alle Theile der Monarchie haben sie die einzelnen Gegenstände zumeist aus den Händen der bäuerlichen Besitzer selbst erworben, ohne sich unverläßlicher Zwischenhändler zu bedienen. Dadurch ist nicht nur die Echtheit der einzelnen Stücke außer Frage gestellt, sondern es konnte auch über deren Herkunft, Verwendung oder Bestimmung an Ort und Stelle sichere Auskunft erhalten werden. Zahlreiche Freunde der Sache wirkten mit, Geschenke liefen von allen Seiten ein, so daß die Sammlung auf über 6000 Nummern angewachsen ist. In einem großen Saale und einigen Nebenräumen des Börsengebäudes ist die Sammlung aufgestellt, und des beschränkten Raumes wegen konnten die Sammlungen nicht nach ethnographischen Gruppen aus einander gehalten werden. Die kleineren Gegenstände sind in sachlicher Anordnung in verschiedenen Glasschränken untergebracht. Eine Aufstellung, die auch ihre Vorzüge hat, weil sie die Vergleichung erleichtert, die Verwandtschaften und Wechselbeziehungen, sowie die bezeichnenden Merkmale in belehrender Weise vor Augen führt.

Dem ethnographischen Gesichtspunkt aber ist außerdem Rechnung getragen worden durch die Interieurs, die die typische Hauscultur der betreffenden Landschaften und Stämme in ihrer Gesammtheit darstellen. Sechs Bauernstuben (aus Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Schlesien, Mähren und der Slovakei), zwei Bauernküchen (aus Oberösterreich und Istrien) zeigen die durchweg echten Möbel, beziehungsweise die Kucheneinrichtung, also die Gegenstände des täglichen Gebrauches in ihrer richtigen Umgebung und Verwendung und bieten mit der Hauswäsche, den Stickereien und den Trachtenfiguren abgerundete ethnographische Bilder dar.

Auch eine große (nach ihren wichtigsten Bestandtheilen aus dem 18. Jahrhundert stammende) Krippe mit beweglichen Figuren hat im Museum Aufstellung gefunden. Sie rührt aus der Umgebung von Innsbruck her und enthält 400 menschliche und thierische Figuren (die ältesten darunter sind kunstvolle Holzschnitzereien), 24 Baulichkeiten, und führt die wichtigsten Ereignisse von der Geburt Christi bis zur Hochzeit zu Kana auf.

Von der Fülle der einzelnen ausgestellten Gegenstände können wir hier an der Hand des eben erschienenen Katalogs[1]) eine kurze Uebersicht geben. Bei allen Gruppen sind nicht nur die verschiedenen üblichen Formen, sondern auch die einzelnen Länder in möglichst gleichmäßiger Stärke vertreten. Die ersten Schränke enthalten die Bauernkeramik, und zwar sowohl alte Bauernfayencen (darunter einzelne sehr schöne Krüge mit Ornamenten, Inschriften, der Eintragung des Entstehungsjahrs und des betreffenden Meisters), als auch ganz gewöhnliche Schüsseln, Töpfe, Teller und anderes der neuesten Zeit, wenn sie nur von heimischen bäuerlichen Hafnern angefertigt sind. Mittelpunkte der Töpferkunst, die Verbreitungsgebiete besonderer Geschmacksrichtungen und Formen, so die Krainer Krüge mit dem Doppeladler, die istrianischen Weinkrüge, die reiche böhmische Keramik, wurden hiebei besonders berücksichtigt. Auch unter dem reichlich vorhandenen Glas-, Zinn- und Kupfergeschirr, den Eßbestecken u. s. w. finden wir einzelne Stücke mit Inschriften, einfachen, aber anmuthigen, den volksthümlichen Geschmack kennzeichnenden Verzierungen. In den weiteren Schränken folgen Pfeifen, Dosen, Pulverhörner, Kämme, Holzlästchen, Spinnrockstäbe, Spinnräder, Flechtapparate, Webegeräthe aller Art, Spindeln und Spulen, Hanf- und Flachsreißer, Musikinstrumente, Leuchter, Peitschen, Viehglocken, Pferdegeschirr, Ochsenjoche, Schlitten, Pflüge und andere landwirthschaftliche Geräthe, alle in verschiedenen, oft landschaftlich begrenzten Formen und von mannichfaltiger volksmäßiger Ausstattung. Außer den Möbeln, die in den bereits besprochenen Stuben stehen, besitzt das Museum noch alte Wiegen, Kachelöfen und schön bemalte Truhen aus dem 17. und dem Anfang des 18. Jahrhunderts.

Einen großen Theil der Sammlungen nehmen die Volkstrachten ein. Die einzelnen Trachten sind meist vollständig beisammen und figurinen angelegt, so daß sie voll zur Geltung kommen. Am meisten treten darunter hervor die hellen, bunten, fast ganz aus dem Türkischen übernommenen Trachten der Dalmatiner, die so wechselreichen, schmucken Tiroler Trachten und eine ganze Reihe überaus kostbarer, mit Schmuck und Stickereien reich gezierter Ruthenentrachten (ein Geschenk des Unterrichtsministers Frhrn. v. Gautsch). Unter den einzelnen Trachtenstücken sei besonders hingewiesen auf die große Sammlung von Gold-, Silber- und Spitzenhauben der verschiedenartigsten Ausführung, auf die Frauengürtel aus Kettenwerk und auf die ledernen Männergürtel, von denen die älteren aus dem 17. und 18. Jahrhundert mit Zinnstiften beschlagen, die jüngeren mit zersplissenen Kielen von Pfauenfedern ausgestickt sind. Ferner finden wir bäuerlichen Schmuck jeder Art vom einfachsten bis zum köstlichsten Stück, Broschen, Uhren, Halsketten, Ohrringe, Schließen, Haarnadeln, Silberknöpfe, Siegelringe, Petschafte und anderes; vieles darunter landschaftliche Specialität alt ansässiger Goldschmiede. Zur volksthümlichen Kunstindustrie gehören auch Schlosserarbeiten aus Schmiedeeisen, Thürbänder und Wirthshausschilder, Schlüssel und Schlösser, ferner Cruzifixe, Heiligenbilder, Rosenkränze und andere Cultsachen. Sie sind ebenso reichlich vertreten, wie die alltäglichsten Handwerksgeräthe des Volkes. Zu erwähnen wären endlich noch einzelne Gegenstände, die bei volksthümlichen Bräuchen und Spielen ihre besondere Verwendung finden. Braut- und Erntekronen, Nikolomützen, gefärbte und beschriebene Ostereier, Todtenbretter, Kartenspiele, Bauernkalender und die bei den älplerischen Volksschauspielen verwendeten, aus Holz geschnitzten und bemalten Larven (darunter Salzburger Teufels-, Hexen- und Thiermasken).

Das Wiener Museum, dessen Reichthum und Vielseitigkeit hier ohnehin nur in einer flüchtigen Rundschau mit Schlagwörtern angedeutet werden konnte, ist nicht das erste in Oesterreich, das volkskundliche Sammlungen enthält. Ich erinnere nur an die ortsgeschichtlichen Museen in Graz, Linz, Salzburg, Eger und an das tschechische

[1]) Katalog der Sammlungen des Museums für österreichische Volkskunde in Wien. Unter Mitwirkung von W. Hein und F. Größl verfaßt von M. Haberlandt. Wien 1897.

Digitized by Google

ethnographische Museum in Prag; doch abgesehen von seiner Reichhaltigkeit ist es das einzige in seiner Art, weil es alle Länder und Volksstämme Oesterreichs und alle Gebiete der Volkskunde gleichmäßig berücksichtigt.

Im Jahre 1898 wird zur Feier des 50jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers bekanntlich eine große Gewerbeausstellung in Wien eröffnet werden. Im Rahmen dieses Unternehmens will der Verein eine Sonderausstellung für österreichische Volkskunde veranstalten, um das volksmäßige gewerbliche Schaffen, die Erzeugnisse des Hausfleißes und der Hausindustrie der österreichischen Völkerschaften vorzuführen. Hiefür werden natürlich die Schätze des Museums verwendet und zweifellos bedeutend vermehrt werden. Solche Schaustellungen sind in Oesterreich, wo das öffentliche Leben von den politischen Kämpfen und dem Wettstreit der einzelnen Nationen widerhallt, von großer Bedeutung. Hier können es die verschiedenen Völkerschaften lernen, daß sie in Wahrheit nicht durch chinesische Mauern von einander getrennt sind, sondern daß die Fäden tausendfältig hinüber und herüber laufen. Hier können die slavischen Stämme, die den Einfluß der „voranleuchtenden deutschen Cultur" abzuleugnen oder (freilich vergeblich) abzustreifen versuchen, es ersehen, daß auch ihre einfachsten und ursprünglichsten Culturerrungenschaften nicht eine streng gesonderte nationale Entwicklung, sondern vielfach die nächsten Berührungen, wechselseitige Entlehnungen, gemeinsame Verwandtschaften mit dem deutschen Volksthum deutlich aufweisen. Diese Erkenntniß wäre wohl geeignet, auf die Kämpfe des Tages klärend und beruhigend einzuwirken. Von verschiedenen Gesichtspunkten sind wir darum berechtigt, dem neuen Museum für österreichische Volkskunde ein herzliches „Glück auf" zuzurufen.

Der Hexenwahn.

Von F. Sieve.

II.

Daß sich aus den Ketzerprocessen, deren Führung und Ausbildung seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts die päpstliche Inquisition und ihre „Fanghunde", die Dominicaner, übernahmen, die entsetzlichen Hexenverfolgungen der späteren Zeit entwickelt haben, hat schon Döllinger im „Janus" behauptet und Soldan-Heppe eingehend nachgewiesen. Riezler bringt neue Beiege dafür. Offen ist jedoch meines Erachtens noch die Frage, wie es denn möglich wurde, daß im 16. und 17. Jahrhundert die abendländische Welt und insbesondere Deutschland von dem Hexenwahn wie von einer pestartigen Epidemie ergriffen und in eine wüste, ja man muß geradezu sagen bestialische Raserei versetzt wurden.

Riezler vertritt mit Nachdruck und großer Gelehrsamkeit die Ansicht, daß der Hexenglaube im 15. Jahrhundert unter dem Volke nur noch wenig Anhang besessen habe und die große Hexenwahnepidemie der beiden folgenden Jahrhunderte durch die 1484 erlassene Bulle des Papstes Innocenz' VIII. und den „Hexenhammer" der Dominicaner Institoris und Sprenger hervorgerufen worden sei.

Mir erscheinen die Beweise, die Riezler für das Erlöschen des Hexenwahnes im Volke beibringt, indeß nicht zwingend. Gerade Vorstellungen, wie sie jener enthielt, behaupten sich stets mit außerordentlicher Zähigkeit. Noch jetzt ist der Hexenglaube seinem ganzen Bestande nach oder doch in ausgedehnten Theilen beim Volke auf dem Lande und sogar in den großen Städten sehr verbreitet, obwohl ihm seit mindestens einem Jahrhundert durch die Schulen, die Beamten, die Zeitungen und häufig auch durch die Geistlichen entgegengearbeitet worden ist und derartige aufklärende Einflüsse jetzt ihrem Wesen nach viel kräftiger sind und sich viel eindringlicher geltend machen als Bestrebungen gleicher Richtung im Mittelalter. Von Zeit zu Zeit treten uns denn auch in diesem Beweise von der Fortdauer des Hexenwahns entgegen. Im Jahre 1090 stellt trotz allen seit dem 8. Jahrhundert erlassenen Verboten und Belehrungen das Volk um Freising einen Hexenproceß an und geht dabei nach einer ganz ausgebildeten Methode zu Werke. Im Anfang des 15. Jahrhunderts weiß uns Vintler recht viel von Hexen und Hexerei zu erzählen, und es liegt um so weniger Grund vor, das, was sich in seinen Mittheilungen mit dem kirchlichen Aberglauben deckt, aus diesem abzuleiten, als er auch nicht in jenem Vorhandenes berichtet. In den Hexenproceßen des 16. Jahrhunderts hören wir ferner noch von Elben und dem Bilwis und anderem, was nur aus dem alten Volksglauben herstammen kann. Und wie vertraut zeigt man sich mit der Wasserprobe und anderen Gottesurtheilen, welche die Kirche seit lange bekämpft hatte! Die schon von Buchmann nachdrücklich betonte Thatsache endlich, daß die Inquisitoren im 13., 14. und 15. Jahrhundert ihre Ketzerjagden durch die Beifügung der Anklage auf Hexerei volksthümlich zu machen suchten und vermochten, hat doch die Fortdauer lebhaften Hexenwahns im Volke zur Voraussetzung. An und für sich ist es auch nicht denkbar, daß die Seelsorgsgeistlichen, die einzigen Nichtbauern, die mit dem Landvolk näher verkehrten, das Licht der Aufklärung bei diesen hätten leuchten lassen, da sie meist der dürftigsten Bildung entbehrten und selbst wenn nicht dem volksthümlichen Hexenwahne, so doch und zwar seit dem 13. Jahrhundert in stets wachsendem Maße dem kirchlichen Teufelsglauben huldigten. Weßhalb endlich sollten Bischöfe und Synoden bis ins 16. Jahrhundert hinein Verbote und Erklärungen gegen den Hexenglauben erlassen haben, wenn dieser nicht mehr im Volke lebte und mächtig war? Gegen den Teufelsglauben, welchen die Inquisitoren und Theologen großzogen, konnten jene Erlasse doch nicht gerichtet sein.

Wenn ferner die Verfasser des Hexenhammers angeben, die meisten durch sie Angeklagten hätten behauptet, nicht an Hexerei zu glauben, so kann das nicht wundernehmen, da es damals noch Regel war, daß geistliche und weltliche Gerichte den Glauben an Hexen verfolgten. Ebenso war es natürlich, daß damals noch viele Gebildete den seit der Karolingerzeit von der Kirche und vom Staate gebotenen Unglauben festhielten.

Die geringe uns erhaltene Zahl von Belegen für die Fortdauer des volksthümlichen Hexenwahns kann nichts beweisen. Die Processe der weltlichen und geistlichen Gerichte wurden in der Regel nicht schriftlich geführt; die Prediger hatten um so weniger Anlaß, gegen den Volkswahn zu eifern, je mehr sie von dem kirchlichen Teufelswahn durchdrungen waren, und die Schriftsteller kümmerten sich damals noch unendlich weniger um das Volk als heutzutage, wo wir trotz aller Vielschreiberei und trotz aller Zeitungen fast nichts vom Hexenwahn des Volkes erfahren, wenn wir nicht mit diesem unter Ueberwindung seines Mißtrauens zu verkehren verstehen.

Was sodann die Bulle des Papstes und den Hexenhammer angeht, so war erstere allerdings eine feierliche Glaubenserklärung und so gewiß wie nur irgend eine Bulle eine Entscheidung ex cathedra; aber das Ansehen des römischen Stuhles war damals, wenn auch theoretisch bis zur Lehre vom Vicegott gesteigert, doch thatsächlich nicht mehr ein so gewaltiges, daß das Wort Innocenz' VIII. nun plötzlich die dem Hexenwahn entfremdete Welt in diesen zu versenken vermocht haben würde. Hielten doch auch in der Folge noch sogar Synoden an der alten gegentheiligen Ansicht der Kirche fest und wurde doch Institoris

selbst trotz seiner Bulle bald durch Bischof Georg von Brixen aus Tirol verwiesen. In der Regel erfuhr ferner von der Bulle wohl nur der, der den Hexenhammer las. Dieses theuere, dickleibige und lateinisch geschriebene Werk aber war gewiß nicht geeignet, in die weitesten Kreise zu dringen und eine alle Schichten des Volkes aufwühlende Bewegung zu erzeugen. Es erregte allerdings großes Aufsehen. Das beweist die Thatsache, daß es in acht oder neun Jahren mindestens neun Auflagen erlebte. Aber alle diese Auflagen wurden in Deutschland gedruckt. Wie ist es nun zu erklären, daß der Hexenwahn in ähnlicher Weise wie bei unserm Volke zu derselben Zeit in Italien, Frankreich und England um sich griff? Und noch mehr! Es ist eins der wichtigsten, ganz neuen Ergebnisse der Forschungen Riezlers, daß der „Layenspiegel" des neuburgischen Landvogtes Ulrich Tengler die Lehren des Hexenhammers in die Kreise der weltlichen Richter eingeführt hat. Die erste, 1509 veröffentlichte Ausgabe des Werkes enthält indeß noch nichts von ihnen; erst in der zwei Jahre später erschienenen sind sie, wie Riezler nachweist, durch Tenglers geistlichen Sohn eingeschaltet worden. Ueberhaupt endlich wäre es doch ein einzig dastehender Fall, daß ein Buch für das Entstehen einer mächtigen Volksbewegung entscheidend geworden wäre. Die Wirkung eines solchen wird vielmehr stets von dem Vorhandensein einer entsprechenden Zeitströmung abhängig sein, und das war, wie ich meine, auch bei dem Hexenhammer der Fall.

Seit dem 12. Jahrhundert war der Wunderglaube, durch zahlreiche Schriften der Dominicaner und Cisterrienser gepflegt, in stetem Wachsthum begriffen. Seine natürliche Ergänzung bildete, wie schon Roskoff ausgeführt hat, der Teufelsglaube. Diesen entwickelte die Kirche aber auch in den Inquisitionsprocessen und sie pflegte ihn überhaupt, denn eine Kirche, die Zwangsgewalt über die Geister ihrer Angehörigen ausüben will, kann eher Gott als den Teufel entbehren. Dieser muß den Zwang da geltend machen, wohin äußere Gewalt nicht reicht, und jedes Widerstandsgelüste niederhalten. Und wo bliebe ohne ihn der süßeste Trost der kirchlich Frommen, die Hoffnung, einst aus den genußreichen Höhen des Himmels auf ihre im höllischen Feuer schmorenden persönlichen und sachlichen Gegner herabzublicken? Daher war es auch unausbleiblich, daß wie einst Augustinus, der Bekämpfer der Heiden und Ketzer, so jetzt der Dogmatiker des Zwangskirchenthums, Thomas von Aquin, den Teufelsglauben crassester Gestalt in seine Dogmatik aufnahm. Umsonst haben die Minoriten noch Jahrhunderte lang gegen diese Teufelstheologie gekämpft; sie mußte siegen, weil das unbeschränkte Papstthum siegte. Sehen wir doch eine ähnliche Entwicklung aus gleichen Wurzeln seit 1848 in der katholischen und protestantischen Kirche erblühen und bereits die häßlichen Früchte dumpfen Zauberglaubens tragen.

Der kirchliche Teufelsglaube mußte sich im Volke mit dem alten Hexenwahn verbinden. Wohl nur daraus dürfte es zu erklären sein, daß der Sachsen- und der Schwabenspiegel die Zauberei wieder mit der altgermanischen Strafe des Feuertodes bedrohen. Vereint wuchern dann beide weiter, gefördert durch die sich häufenden Inquisitionsprocesse, durch den immer mehr überhand nehmenden Eifer kirchlicher Schriftsteller, durch die sich immer mehr ausbreitende asketisch-schwärmerische Frömmigkeit und durch den abergläubischen Sinn der Zeit, der auch Astrologie, Alchemie, Goldmacherei und Wahrsagekunst immer eifriger pflegt.

So wurde die Welt reif für Processe, welche die Hexerei nicht mehr als Beigabe der Ketzerei, sondern als selbständiges Verbrechen behandelten. Im Jahre 1423 fand ein solcher Proceß zu Berlin statt. Zahlreiche Hexenbrände erfolgen dann seit den dreißiger Jahren in verschiedenen Gebieten Deutschlands und der Schweiz. Bald schließen sich Flandern und Artois an. 1445 und 1451 mahnen päpstliche Bullen zur Verfolgung der Zauberer. Während des Basler Concils hatte bereits der Dominicaner Johann Nider seinen „Formicarius" verfaßt, um Deutschland in die Geheimnisse des Hexenwesens einzuweihen; 1458 bringt sein Ordensgenosse Nikolaus Jaquier das System des Hexenglaubens in seinem „Flagellum" zum Abschluß. 1456 schließt der Rath und Leibarzt Herzog Albrechts III. von Bayern, Dr. Johann Hartlieb, sein „Buch aller verbotenen Kunst" ab, worin er allen möglichen Zauber- und Teufelswahn zusammenhäuft und nicht nur andeutet, daß Zauberei in den fürstlichen Kreisen sehr viel betrieben werde, sondern auch behauptet, daß Fürsten auf Zauberrossen zu reiten liebten. Den ganzen Blödsinn des Hexenwahns breitet dann um 1480 der Pfälzer Hofraplan Matthias v. Kemnat in seiner Chronik Friedrichs I. von der Pfalz aus, und er ist bereits, wie Jaquier, von der Ueberzeugung erfüllt, daß die Hexen eine große, fest geschlossene Secte bilden, die man erbarmungslos mit Feuer vertilgen müsse.

Riezler selbst sagt, Hartlieb zeige einen solchen Glauben an die Macht und mannichfache Wirksamkeit des Teufels auf Erden, daß die gute Aufnahme, die später der Hexenhammer unter den Gebildeten fand, begreiflicher erscheine. Ziehen wir die oben erwähnten Thatsachen in Betracht und erwägen wir, daß wir doch gewiß nur von einem Theile der damals vorgekommenen Hexenprocesse Kenntniß besitzen, so werden uns die Bulle Innocenz' VIII. und der Hexenhammer nicht als Quelle einer beginnenden, sondern nur als Glieder einer im Aufsteigen begriffenen Entwicklung erscheinen. Daß sie dieselben sehr gefördert haben, ist zweifellos; aber ihnen einen entscheidenden Einfluß beizumessen, sind wir, soweit ich sehe, nicht durch ausreichende Belege berechtigt.

Weit größere Bedeutung als ihnen dürfte dem Umstande zuzuschreiben sein, daß man in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch die vor den Osmanen nach dem Abendlande flüchtenden Griechen mit der Dämonenlehre der Neuplatoniker und Neupythagoräer bekannt wurde; daß die Mystik sich entfaltete und immer größeren Anhang gewann, und daß man sich mit dem Talmud, der Kabbala und anderen Schriften des jüngeren Judenthums bekannt machte. Gleichzeitig entwickelte sich in Deutschland jene retigiöse Bewegung, woraus die Reformation hervorging. Wir sind über ihren inneren Verlauf trotz Gotheins trefflichem Buche über die Volksbewegungen vor der Reformation noch nicht erschöpfend unterrichtet, denn man hat, wie Kolde schon vor Jahren rügte, ihre Erforschung sehr vernachlässigt; aber wir dürfen nicht zweifeln, daß sie wie die Werkheiligkeit, den Wunderglauben und andere unheilvolle Erzeugnisse des mittelalterlichen Kirchenthums, so auch den Teufels- und Hexenwahn ausgiebigst gesteigert hat.

Im Beginn des 16. Jahrhunderts beherrscht dieser Wahn bereits die weitesten Kreise in Deutschland. Die hervorragendsten Laien und zwar bezeichnenderweise gerade wissenschaftlich gebildete, wie Albrecht Dürer und der Verfasser der bambergischen Halsgerichtsordnung, Freiherr Johann v. Schwarzenberg, sind völlig von ihm durchdrungen; und wie schon Innocenz VIII. in seiner Bulle versicherte, es würden in vielen Theilen Deutschlands zahlreiche Hexen beiderlei Geschlechts gefunden, und wie schon der Hexenhammer das gleiche zu behaupten vermag, so klagt 1508 der Abt Trithemius von Sponheim, daß kaum ein Oerichen ohne Hexe sei, aber sehr selten gerichtliche Verfolgung stattfinde. Diese letzte Bemerkung beweist zugleich, daß der Hexenwahn damals nicht wie in späterer Zeit durch massen-

hafte Processe ausgebreitet worden war. Wie ein geistiges Fluidum wogte er ansteckend dahin. Noch wird ihm hier und da mit Zweifel begegnet; noch wird hier und da kräftiger Widerspruch erhoben; doch immer mehr breitet er sich aus, verstärkt er sich und erringt er den Sieg.

Die Zustände wurden ähnliche wie die der antiken Welt zur Zeit der Entstehung des Christenthums. In dieser verpesteten Atmosphäre erhob sich nun Luther. Wie einst der Zimmermannssohn von Nazareth, so vermochte auch der Bergmannssohn von Eisleben nicht, sich vom Banne der Zeitanschauungen zu befreien, und wie dem messianischen Reiche das des Satans gegenübergestellt worden war, so sah Luther sich überall dem Teufel gegenüber. Riezler meint, wenn die Hexenbulle Innocenz' VIII. um drei oder vier Jahrzehnte später, als sie erschien, ausgegangen wäre, würde Luther dem Hexenwahne vielleicht schon wegen des päpstlichen Ursprungs der Entscheidung einiges Mißtrauen entgegengebracht haben. Ganz gewiß nicht! Der Hexenwahn lag ihm wie seinen eifrigsten Anhängern im Blute; er hatte ihn mit der Muttermilch eingesogen, und dieser Wahn stimmte zu seinem Teufelsglauben, der einen wesentlichen und unentbehrlichen Bestandtheil seiner Theologie bildete.

Wie nun Luthers persönlicher Teufelsglaube, so mußten und zwar in noch ungleich höherem Grade auch die kirchlichen Kämpfe den allgemeinen Teufelsglauben steigern. Jede Religionspartei erblickte ja in der anderen ebenso die Werkzeuge des Satans, wie die Kirchenväter in den Heiden. Dazu gesellte sich dann bald das Gefühl für die Verwendbarkeit des Teufels zu Zwecken der Kirchenzucht. Je eifriger ein Theolog war, desto emsiger förderte er daher den Teufelsglauben. Aus diesem aber schöpfte wiederum der Hexenwahn wachsende Kraft. Es bildet daher einen naturgemäßen Zug in dem abstoßenden Bilde des Erzhierarchen Calvin, daß er eifrig und schnüblich wie kaum ein anderer gegen die Hexen wüthete, und es war kein Zufall, daß in den Gebieten Deutschlands, wo der Compromißkatholicismus[1]) sich einbürgerte, nur wenige Hexenverfolgungen stattfanden, oder der Hexenwahn geradezu im Sinne der älteren Kirche als nichtiger Aberglaube bekämpft wurde, während in denselben Gebieten die Hexenverfolgungen sofort oder doch sehr bald als Begleiterinnen der Gegenreformation und des Einflusses der Jesuiten auftreten. Eine entsprechende Erscheinung ist es, daß in den durch Glaubenskämpfe erregten Ländern wie Frankreich, England und Polen Hexenwahn und Hexenverfolgung allmählich ebenso überwucherten wie in Deutschland, die glaubenseinigen Länder Italien und Spanien weit weniger von der Zeitkrankheit durchseucht wurden, obgleich sie an Aberglauben gewiß nicht zurückstanden und ihnen die Bulle Innocenz' VIII. und der Hexenhammer nicht weniger zugänglich waren als den anderen Abendländern. Sehr bezeichnend ist endlich auch die Thatsache, daß, während man im Mittelalter dem Christengotte so gern Hebräer geschlachtet hatte und diese besonders als Zauberer verschrieen gewesen waren, jetzt unter den Millionen von Opfern des Hexenwahns nur wenige Juden nachweisbar sind. Die Aufmerksamkeit war in den meisten abendländischen Gebieten durch die innerchristlichen Kämpfe von ihnen abgelenkt worden; nur in Spanien verfolgte man sie neben den Moriscos als Feinde der allein herrschenden Kirche.

Die kirchlichen Einflüsse allein scheinen indeß nicht genügend, um das Ueberhandnehmen der Hexenverfolgungen in Deutschland zu erklären. Wenn deren seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts statt der Inquisitoren die weltlichen Richter sich unterziehen und sie mit einer jene bald weit übertreffenden Wuth betreiben, so müssen dafür doch noch andere Ursachen gewirkt haben. Diese lagen zunächst wohl in der Entwicklung des Gerichts- und Polizeiwesens. Seit der Errichtung des ewigen Landfriedens vom Jahre 1495 sehen wir die Staatsgewalten eifrig um die Ausbildung der Rechtspflege und namentlich des Strafrechts bemüht, und mit gesteigertem Nachdruck sind sie darauf aus, das gesammte öffentliche und private Leben der Unterthanen ihrer Polizeigewalt zu unterwerfen. Da konnte es nun um so weniger ausbleiben, daß sie ihre Thätigkeit auch gegen das „erschreckliche Laster der Zauberei", welches im Lichte des wachsenden Teufelsglaubens immer häufiger zu werden schien, richteten, als sie ja überhaupt die Kirchenhoheit und die geistliche Gerichtsbarkeit im Laufe des 15. Jahrhunderts in ausgedehntem Maße an sich gebracht hatten und bald infolge der Reformationsbewegung völlig in Besitz nahmen. Nach dem großen Bauernaufstande von 1525 und der Täuferbewegung von 1532 gesellte sich ferner die haßerfüllte Furcht vor dem Volke hinzu. Wie Graf Eberhard II. von Erbach zogen alle Herren aus jenen Volksbewegungen den Schluß, daß es gar schädlich sei, die Unterthanen mit Güte zu regieren,[1]) und sie bemühten sich um so angelegentlicher, den „unartigen Pöbel" in Furcht vor der Obrigkeit zu halten, als sie bis tief in den dreißigjährigen Krieg hinein stets von der Sorge erfüllt blieben, daß eine allgemeine Empörung sich wiederholen könne. Was aber war geeigneter, die Gewalt der Obrigkeit umfassend und eindringend im Volke zur Geltung zu bringen und dort Schrecken zu verbreiten, als die Hexenverfolgung? Ketzerprocesse hat man aus den gleichen Gründen gleich eifrig betrieben, aber die Gelegenheit zu solchen war anfangs wegen der herrschenden Verwirrung in den Glaubensanschauungen und dann wegen der Bestimmungen des Religionsfriedens eingeschränkt; den Hexenprocessen stand nichts im Wege. Dem Verlangen der Staatsgewalt nach Einführung und Handhabung guter Zucht möchte wohl auch an der Wiederbelebung der Hexenprocesse in Frankreich und England beträchtlicher Antheil zuzuschreiben sein.

Weiter machte sich in Deutschland geltend, daß die Begründer der neuen Staats- und Rechtsordnung Vorkämpfer des römischen Rechtes waren. Auf sie mußte der Inquisitionsproceß unwiderstehliche Anziehung üben, und darin vor allem liegt wohl die verhängnißvolle Bedeutung des Hexenhammers, daß er den Inquisitionsproceß in Bezug auf die Hexen in vollkommenster Ausbildung darbot und in innigster Verquickung juristische und theologische Gründe für ihre Verfolgung aufstellte. So erschien er als Fleisch vom Fleische und als Bein vom Beine der Romanisten und bezauberte noch den grausigen Carpzov.

Endlich ist wohl auch von vornherein ebenso wie früher bei der Ausbreitung der Ketzerprocesse die Habgier der Herren und Richter von Bedeutung gewesen.

Nachdem aber einmal die weltlichen Richter sich für die Hexenverfolgung erwärmt hatten, trieben ihr berufsmäßiges Festhalten am Buchstaben der Reichssatzungen, ihre bureaukratische Rechthaberei und ihr bureaukratischer Volkshaß sie weiter, und gerade ihre Thätigkeit trug, wie mich dünkt, wesentlich zu der ungeheuerlichen Ausdehnung der Hexenprocesse bei.

[1]) So bezeichne ich den Zustand der Verwirrung, der in äußerlich katholisch bleibenden Gebieten durch die Mischung von dogmatischer Unwissenheit und protestantischen Einflüssen hervorgerufen wurde. Selbstverständlich ist es nicht in dem Sinne zu nehmen, als habe sich eine dritte Kirche neben der protestantischen und katholischen gebildet, und als habe es ein fest formulirtes Bekenntniß des Compromißkatholicismus gegeben. Der Ausdruck ist gewählt, um der älteren Anschauung zu begegnen, daß die Genossen des Wirrsals den Protestanten zuzurechnen seien.

[1]) Vgl. Paul Sauder: Ein Beitrag zur Kritik Peter Harrers, Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1896/97, 162.

Digitized by Google

Wie diese im übrigen durch die Weiterentwicklung des kirchlichen Teufelsglaubens, durch die Steigerung des Volkswahns, durch die Wirkungen der Folter und der mit ihr angestellten Forschung nach Mitschuldigen, sowie durch eine Reihe anderer Umstände gefördert wurden, ist durch Roskoff, Heppe-Soldan und andere dargethan worden. Man meint in der Regel, und auch Riezler vertritt diese Ansicht, daß von 1520 bis 1580 etwa eine Unterbrechung oder doch Einschränkung in den Verfolgungen eingetreten sei. Für die Zeit von 1520 bis 1552 ist das vielleicht richtig, denn da konnten die Lahmlegung der geistlichen Gerichte durch die Reformation, die Glaubensstreitigkeiten und die politischen Unruhen ablenkend und hemmend wirken. Sobald jedoch durch die Herstellung des staatlichen Friedens den Regierungen die Möglichkeit, sich der Herstellung der inneren Ordnung zu widmen, geboten war, dürften auch die Hexenverfolgungen in ausgedehntem Maße betrieben worden sein. Wenn man im Erzstift Trier den Beginn des Hexenwesens später auf die Zeit, wo das Gebiet durch den wilden Markgrafen Albrecht Alcibiades heimgesucht worden war, zurückführte, so liegt dem wohl die Thatsache zugrunde, daß gleich danach die Herstellung der Ordnung und die Hexenverfolgung begonnen hatten. Der Jesuit Canisius schrieb schon 1563: „Ueberall bestraft man die Hexen, welche sich merkwürdig mehren“,[1]) und der wackere Bekämpfer der Verfolgung Johann Weyer[2]) klagt im selben Jahre über die massenhaften Morde Unschuldiger, die man der Hexerei beschuldigte, und erwähnt zahlreiche Processe. 1569 sagt eine Predigt, daß „schier die ganze Welt voll Teufels- und Hexenwerk“ sei; im selben Jahre erschien das in Hinsicht auf die Hexen freilich noch recht gemäßigte Theatrum diabolorum, und aus den Jahren 1564, 1565 und 1567 liegen bereits mehrere Gutachten von Rechtsgelehrten über Hexenprocesse vor. Es werden also wohl schon in diesen Jahren ausgedehnte und zahlreiche Hexenverfolgungen stattgefunden haben, wovon uns nur die Nachrichten fehlen. Ohne Zweifel hat überhaupt Längin in seinem werthvollen Buch über „Religion und Hexenproceß“ 1888 mit Recht vermuthet, daß Hexenprocesse seit dem Ende des 15. Jahrhunderts weit häufiger gewesen seien, als aus den uns überlieferten Nachrichten zu beweisen sei. Die stetig fortschreitende Zunahme des Teufels- und Hexenwahns stützt diese Annahme.

Die Versuche, den Hexenprocessen eine sachliche Grundlage in irgendwelchem Verschulden der Angeklagten oder in krankhaften Zuständen und dergleichen zu geben, darf man als abgethan betrachten. Riezler hat ihnen aufs neue abweisende Erörterung gewidmet. Nur der Hysterie, die in sehr ausgedehntem Maße geherrscht haben muß, wird man mit Weyer und seinem Biographen Binz einige Förderung des Hexenwahns und manche Anregung zu Processen beimessen dürfen. Wenn Janssen (8, 533) sich auf Berichte über nächtliche Orgien beruft, so wendet Riezler (257) gewiß mit Recht ein, daß die geistlichen Herren in solchen Dingen eine sehr lebhafte Einbildungskraft zu entwickeln pflegen und ihnen sogar manches als schändliches Verbrechen erscheint, was ein ungetrübtes Auge als harmlos erkennt. Mit welchen Farben würde ein asketischer Eiferer das Treiben unsrer Haberer und der in der Heimath dieser üblichen Tanzbelustigungen mit den sich anschließenden Genüssen schildern! Rohe Sinnlichkeit hat zu allen Zeiten in den meisten Landschaften bei den Bauern geherrscht, aber von sittlicher Verworfenheit ist sie doch noch sehr verschieden. Die Behauptungen eines Institoris und eines Vilmar als vollgültige Belege anzurufen, hätte sogar Janssen Bedenken tragen sollen. Wer sich mit Hexenprocessen eingehend beschäftigt, muß, wie Riezler (t99) zu dem Ergebniß kommen, daß die Fälle, wo wirkliche Verbrechen Processe veranlaßten, in die dann auch die Anklage auf Hexerei eingemischt wurde, ganz vereinzelte Ausnahmen bildeten, und daß die ungeheure Mehrheit der Anklagen und Verurtheilungen völlig schuldlose oder solche Personen traf, die heute als Curpfuscher um ein paar Mark gestraft werden würden. Als Zeugen hiefür stehen von den Zeitgenossen sogar die Jesuiten Tanner und Spee zur Seite. Wenn überwiegend Leute aus den unteren Schichten des Volkes dem Scheiterhaufen verfielen, so rührte das ohne Zweifel daher, daß das Ordnungsstreben der Obrigkeiten sich vorzugsweise gegen diese Kreise richtete. Auch wußten sich Reiche und Mächtige nicht selten loszukaufen, und mitunter erschraken die Richter oder deren Fürsten selbst vor den Folgen ihres Wüthens, wenn dessen Wirkungen die bevorrechteten Stände erreichten. Oft genug sind indeß dem Hexenwahn auch Genossen jener zum Opfer geworden und bis auf die fürstlichen Familien selbst haben sich die Anklagen erstreckt.

Gerade das ist der grausigste Zug in dem entsetzlichen Bilde der Hexenverfolgungen, daß die Millionen — denn um solche, nicht nur um Hunderttausende handelt es sich —, die nach unsäglichen Martern qualvoll hingerichtet wurden, ohne Zweifel unschuldig waren. Und sie wurden gefoltert und gerichtet im Namen der Religion der Liebe und oft war es, wie auch bei den beiden bayerischen Herzogen, die am eifrigsten die Hexen verfolgten, religiöse Gewissenhaftigkeit, wodurch die Fürsten und Richter zu ihrem Wüthen getrieben wurden. Wahrhaftig, bedenkt man das Wort Christi: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“, so möchte man im Angesicht der Hexenprocesse am Christenthum verzweifeln. Indeß, was auch Kirchenthum und Theologie verschuldet haben, den sittlichen Gehalt des Christenthums haben sie doch nicht zu vernichten vermocht, und wie so manche andere Verirrung hat er auch diese und ihre ebenbürtige Mutter, die Ketzerverfolgung, überwunden, indem er, wie schon Längin mit Recht bemerkt hat, der Aufklärungsbewegung ihre sieghafte Kraft verlieh. Diese war es, die zuerst von allen deutschen Fürsten König Friedrich I. von Preußen gegen die Hexenverfolgungen ernstlich vorgehen ließ und zuletzt auch in Bayern den Hexenwahn, dem noch Kreittmayrs Strafgesetzbuch von 1751 und sogar noch eine 1769 erlassene Proceßordnung huldigten, überwältigte.

Riezler hat auch das Absterben der Hexenverfolgungen in Bayern mit gleicher Gründlichkeit und Sorgfalt wie das Anwachsen und Herrschen der Processe geschildert. Wir legen sein Buch mit dem befriedigenden Gefühl aus der Hand, von ihm so viel gelernt zu haben, daß in Bezug auf die von ihm hier behandelte Seite der bayerischen Geschichte unser Wissen kaum noch wesentliche Erweiterung und sicherlich nicht Vertiefung erfahren kann.

---

[1]) Janssen-Pastor: Gesch. d. deutschen Volkes 8, 652.

[2]) Die verdienstvolle Abhandlung, welche Prof. C. Binz in Bonn 1885 veröffentlichte, ist jüngst in zweiter, umgearbeiteter und vermehrter Auflage erschienen mit dem Titel: „Doctor Johann Weyer, ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwesens. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung und der Heilkunde.“ Berlin, August Hirschwald, 189 SS. Das Lob, welches ihrer ersten Auflage in diesen Blättern gespendet wurde, verdient die neue in vermehrtem Maße. Dem unermüdlichen Forscher ist es jetzt gelungen, alle Schriften Weyers, die gedruckt wurden, einzusehen und zu verwerthen und die Nachrichten über seine Familie und sein Leben zu vervollständigen. Von besonderer Wichtigkeit ist die Ergänzung des schon früher in der „Allg. Ztg.“ 1895, Beil. 34 gegen Janssen geführten Beweises, daß Weyer nicht Katholik war, sondern — und zwar, wie Binz jetzt zeigt, bereits in den sechziger Jahren — der reformirten Kirche angehörte. In den auf die allgemeine Geschichte der Hexenprocesse bezüglichen Mittheilungen ist Binz durch das fast gleichzeitig erschienene Buch Riezlers überholt, doch wird man auch diese nicht ohne Nutzen lesen, da sie in mancher Hinsicht ausführlicher sind als Riezlers zusammenfassende Darstellung.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

D. Albert Hauck: Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Begründet von J. J. Herzog. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Unter Mitwirkung vieler Theologen und Gelehrten herausgegeben. I. Band (*AΩ*—Aretas). Leipzig, J. C. Hinrichs. 1896. Gr. 8°. IV und 801 Seiten. — Herzogs Encyklopädie in neuer, dritter Auflage — das ist ein Ereigniß für die protestantische deutsche Theologie. Zwar kann ein Sammelwerk wie dieses nicht eigentlich dem wissenschaftlichen Fortschritte dienen. Es muß wesentlich geben, was bereits erarbeitet und abgeschlossen ist, und darf das Streben der Gegenwart darüber hinaus nur andeuten. Aber schon damit stiftet ein derartiger theologischer Thesaurus reichen Segen. Wie vielen auf sich selbst gestellten praktischen Geistlichen muß er ganze Bibliotheken ersetzen oder wenigstens, wenn das wissenschaftliche Sehnen den Bannkreis der Compendien durchbricht, dabei Weg und Steg weisen! Ueberdies gereicht er der Wissenschaft unmittelbar — etwa wie der Bodensee dem Rhein — zum Sammel- und Klärbecken, worin die von rechts und links zusammengestossenen Wellen erst zur Einheit verrinnen und einander ausgleichend ergänzen. Zuerst erschien die Encyklopädie (1854—1866) unter ihres Begründers alleiniger Leitung in 21 Bänden (18 des Hauptwerkes, 3 der Nachlese; außerdem Registerband). Zum zweiten Male zog (1877) der inzwischen von Halle nach Erlangen übersiedelte D. Herzog seinen dortigen Collegen D. G. L. Plitt als Gehülfen heran. An Plitts Stelle trat nach dessen frühem Tode (1880) vom achten Bande an Prof. D. Hauck, der bereits zwei Jahre früher, nach Herzogs Austritt (1884), vom elften Bande an das Werk allein fort- und (1888) mit Band XVIII zu Ende führte. Unter ihm als bewährtem Leiter hat nun mit dem im Jahre 1896 vom Stapel gelaufenen ersten Bande die dritte Auflage zu erscheinen begonnen.

Nach D. Hancks Vorwort bleibt der Standpunkt des Werkes derselbe wie früher. Das gilt in kirchlicher wie in theologischer Hinsicht: jetzt wie früher soll die Realencyklopädie der gesammten protestantischen Kirche, nicht einzelnen protestantischen Kirchen oder Schulen dienen. Jeder Beitrag heißt daher dem Herausgeber willkommen, der auf wohl erwogener wissenschaftlicher Ueberzeugung beruht. Andererseits werden jedoch auch Aenderungen angekündigt. Lücken, welche die Kritik in der zweiten Auflage bemerkte — D. Hauck nennt als Beispiel die nicht genügend vertretene Geschichte der sogenannten Gegenreformation —, sollen ausgefüllt werden. Raum will man durch engeren Druck und Beschränkung einzelner Artikel gewinnen. Ob es gelingen werde, damit des Werkes Umfang in den bisherigen Schranken von 18 Bänden zu halten, darf man freilich bezweifeln; Band I erstreckte sich in erster Auflage bis zum Stichwort „Beichtzettel", schloß 1877 mit „Augustinus" und reicht diesmal nur bis „Aretas". Schwieriger als diese äußere Sorge ist die innere, bei aller Mannichfaltigkeit der Mitarbeiter dem Werke die geistige Einheit zu erhalten. Das kann selbstverständlich nur annähernd erreicht werden. Aber man kann nur dankbar anerkennen, daß D. Hancks erfahrene und tactvolle Hand im vorliegenden ersten Theil erfolgreich gewaltet und dafür gesorgt hat, daß trotz des vielstimmigen Chores, der zu Worte kommt, der Grundaccord rein und voll hindurchklingt, der protestantischen Kritik ihr Recht unverkürzt zutheil wird. Dabei trifft man, wenngleich die eigentlichen Extreme von rechts und links fehlen, immerhin so verschiedene Geister wie Ad. Harnack und seine Gehülfen aus dem Streit ums Apostolicum einer-, Uhlhorn, Erdmann, Lemme, Cremer, Zöckler u. andererseits unter den Mitarbeitern. Neben ihnen seien nur noch Namen wie J. Köstlin, Kolde, Kawerau, Nitzsch, Loofs, Schürer, Tschackert, Th. Zahn honoris causa, ohne anderen zu nahe zu treten, genannt.

Einen Maßstab dafür, wie seit 1854 der Stoff auf manchen Gebieten angewachsen ist, bietet gleich der erste Artikel *AΩ*. Kaum zwei Seiten füllte der ursprüngliche Aufsatz von Piper, der in die II. Auflage mit geringen Zusätzen übergeht. Jetzt findet man eine fast überreiche Monographie auf den ersten 12 Seiten von Rudolf Müller. Uebersehen ist, so scheint es, am Schlusse, daß lange vor Schmolck und Freylinghausen schon Phil. Nicolai und längst vor diesem der Dichter des Weihnachtshymnus „In dulci jubilo" die apokalyptische Formel „A und O" in die christliche Poesie übertrugen. Nimmt man hinzu, daß die verwandten Artikel Alme, Ambon (N. Müller) und Amulett (Joh. Ficker) ähnlich angeschwollen sind, so muß man wohl sagen: auf diesem besonderen Gebiete ist des guten etwas viel geschehen. — Ebenso ins breite gediehen ist der gründliche und lehrreiche Artikel Antichrist (Sieffert), der denn noch am Schlusse die nachreformatorische Polemik, die dies gefährliche Stichwort wiederholt hervorlief, recht kurz abfertigt. — Fast ein Buch bilden die drei Aufsätze über das „Abendmahl" von Cremer (Schriftlehre), Loofs (Kirchenlehre), Ritschel (zumal Stähelin: protest. Ritus). — Ganz hat weichen müssen Apollonius von Tyana, der ewige Heide, während unter Ahasverus auf einen künftigen Artikel „der ewige Jude" verwiesen wird. Beide bisherige Auflagen enthielten einen Aufsatz über den neupythagoreischen Heiligen Apollonios (I. von Riedner, II. von Jwon Müller). Ich gebe zu, daß Philostratos mit seinem Lebensbilde des Thaneers keine antichristliche Polemik beabsichtigt zu haben scheint. Aber einerseits ist das nicht allgemein anerkannt (Baur, E. Zeller), andererseits ist seit Porphyrios und Hierokles bis in unsre Tage (Walter, Petersch u. a.) Apollonios immer wieder gegen Jesus ausgespielt worden, so daß die Apologetik sich seiner gar nicht entschlagen kann. Gewiß wird ihn mit mir mancher Leser hier vermissen. Nicht ebenso empfindlich, aber doch auch kaum zu billigen ist das Fehlen von Jakob Alting (1618—1697), dem die II. Auflage neben seinem allerdings wichtigeren Vater Joh. Heinrich (1583—1644) einen kurzen Lebensabriß von 11 Zeilen gönnte. Mindestens hätte seine Lebenszeit ꝛc. in parenthesi angegeben werden sollen, wo er in der Biographie des Vaters als Herausgeber von dessen Schriften erwähnt wird. — Der Artikel „Altkatholicismus" aus der berufenen Feder von J. H. v. Schulte, den die II. Auflage erst im Nachtrage (Bd. XVII, 1886) brachte, ist selbstverständlich nunmehr an seinem eigentlichen Platz gerückt und für das letzte Jahrzehnt ergänzt. Perlen dieses ersten Bandes sind die Arbeiten von Adolf Harnack über die Apostellehre (zuerst im Nachtrage, Band XVII der II. Auflage) und das apostolische Symbolum (wesentlich erweitert gegen die II. Auflage). In der Arbeit über das Symbolum hat der Verfasser die vornehme Ruhe, mit der er über die persönlich erlittenen Angriffe des letzten Lustrums hinweggeht, fast übertrieben. Würdig reihen sich seinen Arbeiten die von Hans Achelis über Apostolische Kirchenordnung und Apostolische Constitutionen und Kanones an.

Doch genug der Einzelheiten! Herzlich darf man den Herausgeber zu dem wohl gelungenen Beginn des großen und schwierigen Werkes beglückwünschen. Auch dem Verleger gebührt besonderer Dank für die Sorgfalt, mit der er trotz engeren Satzes und kleinerer Schrift, die gegenüber der Fülle des Stoffes nun einmal geboten waren, dem Bande sein würdiges Aeußeres durchaus zu wahren wußte. Mögen beide in schönem Erfolge des mühevollen Unternehmens ihren Lohn finden! 8.

* Die Biographischen Blätter, die bisher im Verlage von Ernst Hofmann u. Cie in Berlin durch Dr. Anton Bettelheim herausgegeben und in ihrer Bedeutung wiederholt von uns gewürdigt wurden, sind mit Neujahr 1897 in den Verlag von Georg Reimer in Berlin übergegangen. Die Zeitschrift, die 1895 als Vierteljahrs-, 1896 als Zweimonatsschrift, beidemal im Umfang von je 30 Bogen Lexikon-Octav, erschien, wird fortan als „Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, Neue Folge der Biographischen Blätter", geleitet von demselben Herausgeber, im gleichen Umfang alljährlich spätestens Mitte November als Band von 480—500 Seiten Lexikon-Octav veröffentlicht werden. Wie bisher, sollen biographische Kunst und Forschung theoretisch, kritisch und praktisch gepflegt werden, Abhandlungen, Essays, Biographien, Selbstbekenntnisse, Briefe und Denkwürdigkeiten nach Maßgabe des vorhandenen Raumes eine Stätte finden. Vielseitigen, nun berufensten Fachmännern ausgesprochenen Wünschen gemäß soll indessen fortan das Hauptgewicht auf einen sorgsam und vollständig gearbeiteten Nekrolog der im vorangehenden Kalenderjahr heimgegangenen Deutschen von Bedeutung gelegt werden. Meister der Natur- und Geisteswissenschaften haben übereinstimmend der Klage Ausdruck gegeben, daß seit dem Abschluß des 30. Jahrgangs des Neuen Nekrologs der Deutschen im Jahre 1854 unsrer Literatur ein zuverlässiges, mit Tag und Jahr gebender Nekrolog fehlt. Die Allgemeine Deutsche Biographie konnte, ihrer ursprünglichen Anlage gemäß, diesem Bedürfniß nicht genügen; Wurzbachs biographisches Lexikon für das Kaiserthum Oesterreich schloß schon vor einem Jahrzehnt mit dem 70. Bande ab; die nekrologischen Mittheilungen unsrer Gelehrten- und Tagesblätter entbehren der ordnenden, sichtenden Hand, die das Wesentliche ausheben und in einer Centralstelle zusammenfassen würde. Hier soll der „Deutsche Nekrolog" des Biographischen Jahrbuchs wirksam eingreifen. Genaue, von sachkundigen Bearbeitern herrührende Lebensbeschreibungen der im letzten Jahr verstorbenen

bemerkenswerthen Fürsten, Staatsmänner, Dichter, Künstler, Soldaten, Juristen, Theologen, Mediciner, Gelehrten, Schulmänner, Beamten, Parlamentarier, Industriellen, Schriftsteller, Publicisten, Frauen ꝛc. sollen — je nach der Wichtigkeit des behandelten Charakters — in künstlerisch rund ausgeführten Darstellungen aber in bündigen, alle Angaben aus erster Hand schöpfenden Abrissen unter Benützung und Ausbeutung der gesammten erreichbaren Quellenstellen den Freunden biographischer Kunstwerke, dem Historiker, dem Fachgelehrten, dem Redakteur geboten werden. Außer diesen in erster Reihe stehenden biographischen Nachrichten über die unmittelbar Geschiedenen sollen — nach Maßgabe des vorhandenen Raums — Ergänzungen und Verbesserungen zu den biographischen Sammelwerken der Nation Aufnahme finden; endlich wird die gesammte einschlägige biographische Literatur, wie bisher, bibliographisch und kritisch gewissenhaft und regelmäßig gewürdigt werden. Zum Gedeihen des Unternehmens ist rege Mitarbeit von Kennern, Liebhabern, Sammlern unerläßlich. Betheiligte und Berufene mögen sich behhalb freiwillig mit geeignetem Material wenden an den Herausgeber Dr. Anton Bettelheim (Wien XIX, Karl Ludwigstr. 57) oder an die Verlagsbuchhandlung (Berlin SW., Anhaltstr. 12).

* Zu der letzten Aeußerung des Hrn. Prof. F. X. Kraus in Sachen der „Pfälzer Runeninschrift" (in Beil. Nr. 23 vom 29. Januar) hat uns Hr. Dr. C. Mehlis am 17. ds. Mts. (unterm Zeichen „Drachenfels-Club, Verschönerungsverein für den Canton Dürkheim") unter Anrufung des Preßgesetzes nachstehende „Berichtigung" eingesandt:

„Hr. F. X. Kraus hat behauptet, die Inschrift vom Drachenfels sei unecht. Dem gegenüber stelle ich fest, daß alle Fachmänner, welche dieselbe bisher in der Copie gesehen haben, die Echtheit derselben angenommen haben, z. B. Gaither, Losch u. a. Hr. F. X. Kraus nimmt ferner an, „ein munterer Rheinfranke" hätte die Inschriften am Brunholdisstuhl, am Schloßeck u. s. w. hergestellt (!!), um auf den Drachenfels aufmerksam zu machen. Das ist zum Theil eine Unmöglichkeit, denn die betreffende Inschriftplatte vom Schloßeck wurde von Arbeitern des kgl. Forstamts zu Hardenburg in 2 Meter Tiefe ausgegraben, die Felsenzeichnung am Brunholdisstuhl vor den Augen des Ausschusses des Dürkheimer Alterthumsvereins so freigelegt, wie sie jetzt noch doch zu sehen ist. Zum Theil ist diese Behauptung eine Unrichtigkeit, denn die Jahreszahl am Brunholdisstuhl war von jeher an ihrem jetzigen Platze zu sehen, aber nicht bekannt geworden. Im übrigen haben diese von Hrn. Kraus angezogenen, in den „Bonner Jahrbüchern" vom Einsender publicirten Inschriften mit der Drachenfels-Inschrift absolut nichts zu thun! „Man merkt die Absicht!" Sapienti sat!"

Wir bemerken hiezu, daß uns die von Hrn. Mehlis hervorgehobenen, gewiß vollkommen unbestreitbaren Thatsachen sehr wohl mit der Auffassung des Hrn. Kraus verträglich erscheinen. Niemand bezweifelt, daß es bei der Auffindung oder dem „Bekanntwerden" dieser und anderer ähnlicher „Alterthümer" durchaus mit rechten Dingen zugegangen ist; trotzdem hat die wissenschaftliche Kritik das Recht und die Pflicht, aus inneren Gründen über die Echtheit des Ursprungs von Inschriften, 2 Meter tiefen Funden u. s. w. abzusprechen. Wir erwähnen ferner, daß sich Hr. Mehlis mit unserer brieflichen Darlegung einverstanden erklärt hat, wonach eine „Berichtigung" im Sinne des Gesetzes nur thatsächliche Angaben und kein Urtheil über die Motive des Gegners enthalten dürfe. Demnach sollen sich die Worte: „Man merkt die Absicht!" — wie man aus Büchmann weiß, ein ungenanntes Citat der Verse: „Und wenn sie auch die Absicht hat, den Freunden wohlzutun, so fühlt man Absicht und man ist verstimmt!" — diese Worte sollen sich also offenbar nicht auf eine Absicht des Hrn. Kraus beziehen. Dem Sapienti sat des Hrn. Mehlis endlich schließen wir uns mit Freuden an und erklären unsererseits die Discussion über die „Pfälzer Runeninschrift" für geschlossen, es wäre denn, daß Prof. Gaither, von Hrn. Mehlis als wissenschaftlicher Zeuge aufgerufen, uns den überzeugenden Nachweis ihrer Echtheit freundlich erbrächte. D. Red.

* Eine deutsche Station im südlichen Eismeer wird nächster Zeit im Victoria-Land unter Leitung von Dr. Rudolf Mewes begründet werden. Ihr Zweck ist, zur Vorbereitung für die geplante deutsche Südpolar-Expedition die meteorologischen Verhältnisse des antarktischen Winters zu untersuchen.

* **Karlsruhe.** Dr. Karl Futterer, außerordentlicher Professor der Mineralogie und Geologie an der Technischen Hochschule, wurde zum Ordinarius befördert.

* **Heidelberg.** Der Privatdocent der Physiologie Dr. Karl Kaiser ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Marburg.** Der bisherige Privatdocent an der Universität Berlin und Stabsarzt an der Akademie für das militärärztliche Bildungswesen Prof. Dr. Wernicke ist zum außerordentlichen Professor in der medicinischen, der Gerichtsassessor Dr. Teseger zu Berlin zum außerordentlichen Professor in der juristischen Facultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Leipzig.** Privatdocent Dr. Gustav Weigand, Leiter des von ihm begründeten Instituts für romanische Sprachen, wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Karl Ernst v. Baer: Lebensgeschichte Cuviers. Hggb. von Ludwig Stieda. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1897. — Victor Tilgners ausgewählte Werke. Erläuternder Text von Dr. Albert Ilg. 12 Blatt in Lichtdruck. Lfg. III. Wien, J. Löwy 1896. — G. Brandes: Die Emigrantenlitteratur. (Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. 1. Bd.) Uebersetzt und eingeleitet von Adolf Strodtmann. 5. Ausg. Leipzig, H. Borsdorf 1897. — Victor Hugo: Strahlen und Schatten. Gedichte. Ins Deutsche übertragen von Hildegard Stradal. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1897. — Anna Grasdey: Für uns! Ebd. 1897. — Friedrich Meister: Klar zum Wenden! Seegeschichten und nautische Skizzen. Dresden und Leipzig, Karl Reißner 1897. — Valeska Gräfin Bethusy-Huc: Sühnopfer. Land- und Waldgeschichte. Ebd. 1897. — Hans v. Kahlenberg: Miserc. Roman. Ebd. 1897. — C. v. Wald-Zedtwitz: Ohne Liebe. Roman. Berlin, Otto Janke. — A. Narden (A. Hinnius): Schloß Weißberg. Roman. Ebd. — Georges N. *Hadjidakis:* Du caractère hellénique des anciens Macédoniens. Athènes, Anestis Constandinidis 1896. — A. Z. *Stéphanopoli:* Le facteur grec dans le Problème oriental. Ebd. 1896.

Soeben ist erschienen und in jeder besseren Buchhandlung vorräthig:

Zum ewigen Eise.

Eine Sommerfahrt ins nördliche Polarmeer

und Begegnung mit

Andrée und Nansen

von

Georg Wegener.

Mit zahlreichen Illustrationen und zwei Karten.

Oktav. 23 Bogen. Elegant broschiert 6 Mark. Elegant in Calico gebunden 7 Mark 50 Pfennig.

Georg Wegener schildert in diesem vorliegenden neuen Werke seine Reise nach dem interessanten Norden unseres Kontinents, dem nördlichen Norwegen, Spitzbergen und den eisigen Regionen des Polarmeers. Sein Besuch bei dem schwedischen Polarforscher Andree, sein Zusammentreffen mit dem ganz unerwartet von seiner Nordpolexpedition glücklich zurückkehrenden Fridtjof Nansen und die feierliche Einholung der bis dahin vermißten „Fram" sind mit solcher Frische und Lebendigkeit dargestellt, daß der Leser sie gleichsam mitzuerleben glaubt.

Ausführliche Prospekte stehen gern gratis zur Verfügung.

Berlin W. 30, Eisenbahnstraße 12.

Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

Dr. Hermann Paetel. (3000)

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart.

Singer und Seifriz:

Grosse theoretisch-praktische

Violinschule.

Erster Band 15 Mk. Zweiter Band 16 Mk.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Musikalien-Handlungen.

Kaufgesuch.

Allgemeine Zeitung. Jahrgänge 1872/79. Off. an die Exped. d. Bl. unter Nr. 2898.

Von meinem eben erschienenen

Kunstlager-Katalog XXII,

1541 Nummern, Radirungen, Kupferstiche, Holzschnitte u. s. w. alter und neuer Meister und 89 Nummern Original-Aquarelle und Zeichnungen meist neuerer Künstler, mit deren Verkaufspreisen enthaltend, stehen Sammlern solcher Kunstblätter, auf Wunsch Exemplare zu Diensten.

Dresden, Januar 1897. (2885)

Franz Meyer, Kunsthändler,

Seminarstrasse 13.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 19. Februar. Nummer 40.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Wohin treiben wir? I. — Der heilige Christophorus. Von Friedr. v. d. Leyen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Wohin treiben wir?

Betrachtungen eines Musikers.

I.

1. Richard Wagner und die deutsche Opernbühne vor fünfzig Jahren.

Ein halbes Jahrhundert ist dahin, seit die Opern Richard Wagners auf dem Plan erschienen sind und einen Kampf hervorgerufen haben, der mehrere Jahrzehnte hindurch mit der äußersten Leidenschaftlichkeit und Gehässigkeit geführt wurde. Er erinnert an den Kampf der Gluckisten und Piccinisten im vorigen Jahrhundert, wie ja der Gegenstand des Streites ein ähnlicher, wenn auch nicht vollständig identischer ist. Wie heute, so wurde auch damals mit Erbitterung gestritten, aber der Kampf dauerte bei weitem nicht so lange, wie der in unsern Tagen; denn bald erhob sich die Lichtgestalt Wolfgang Amandeus Mozarts, welcher die Gegensätze versöhnte durch Wunderwerke, in welchen Wahrheit und Kraft des Ausdrucks mit Schönheit und Reiz aufs innigste gepaart waren. Staunend senkten die Kämpfer auf beiden Seiten die Waffen, denn in ihm sahen sie alle die Erfüllung dessen, was sie so stürmisch verfochten hatten. Wird uns ein solcher Götterbote, ein solcher Friedebringer wieder gesandt werden?

Vor mehr als einem Jahrzehnt ist Richard Wagner gestorben; die Staubwolken, welche die Kämpfer um seinetwillen aufgewirbelt haben, fangen an sich zu verziehen; es ist jetzt wohl an der Zeit, nachzusuchen, welche Früchte der Acker trägt, welchen er gepflügt hat; wie sein Einfluß auf die jüngere Künstlergeneration gewirkt hat.

Richard Wagner ist eine mächtige Erscheinung gewesen, ein Mann von unglaublicher Energie des Wollens und deßhalb des Vermögens; eine Herrschernatur, wie es unter den Künstlern wenige gegeben hat. Er hat ein ganzes Heer begeisterter Anhänger um sich zu schaaren gewußt; von den entlegensten Ländern der Welt sind sie zu seinen Festspielen in Bayreuth herangeströmt; eine stattliche Reihe von Fürsten, unter ihnen zwei Kaiser, waren Gäste in der Heimstätte, welche ausschließlich seiner Kunst erbaut und gewidmet war — fürwahr ein Triumph, wie ihn vor ihm kein Künstler gefeiert hatte, ein Triumph, der auch diejenigen deutschen Musiker, welche ihm nicht Gefolgschaft leisteten, um ihrer Kunst willen mit Genugthuung und Stolz erfüllen mußte.

Wie bei allen Herrschernaturen ist seine Ueberlegenheit auf strenge Selbstzucht gegründet. Er hat den Ausspruch Schillers, daß das Genie der Fleiß sei, an sich bewährt und nicht geruht und gerastet, bis er seine Eigenart in der Kunst der Gestaltung und des Ausdrucks auf das bestimmteste ausgeprägt hatte, so daß man fast sagen kann, es sei ihm gelungen, selbst seine Mängel in Vorzüge umzuwandeln.

Wagners Erscheinen fiel in die vierziger Jahre; der Spielplan der deutschen Opernbühnen hat damals ein Bild der Buntscheckigkeit wie die Landkarte unsres Vaterlandes zur Zeit des seligen Bundestages. Von den älteren Meistern wurde Gluck noch hie und da gegeben, am öftesten in Berlin, wo Spontini seine Tradition in Ehren gehalten hatte. Mozart nahm eine bedeutendere Stelle ein als heute, und ich erinnere mich aus der Jugendzeit, daß in meiner Vaterstadt Mainz Don Juan und die Zauberflöte an Sonntagabenden das Haus ebenso dicht füllten, wie gegenwärtig Tannhäuser und Lohengrin. Neben Mozarts Opern wurde Fidelio am höchsten gewürdigt, doch mehr von einer kleinen, begeisterten Gemeinde; dem gewöhnlichen Theaterpublicum war und blieb dies einzige Werk des einzigen Meisters zu ernst, zu hoch und zu tief. Dagegen zog Webers Freischütz durch den so glücklich getroffenen Volkston, durch seine unverwüstliche Jugendfrische und durch die Schauer der Wolfsschlucht damals wie heute alle Schichten des Volkes an; auch Marschners Opern wurden häufig gegeben, und zwar Templer und Jüdin mit den frischen Liedern des Narren und des Bruders Tuck mehr als der noch lange nicht genug gewürdigte ernste Hans Heiling. Sehr geschätzt wurden die Opern Spohrs Jessanda und Faust. Die dii minores der Wiener Schule, Winter und Weigl, erschienen noch hie und da; die Schweizerfamilie behauptete sich (durch die Leistung der Schröder-Devrient als Emmeline) längere Zeit und schmolz unsre Eltern und Großeltern in Thränen dahin. Auch die Kleinmeister, welche an das alte deutsche Singspiel angeknüpft hatten, Dittersdorf, Wenzel Müller, Kauer u. a. waren nicht vergessen; ich selbst habe noch das Donauweibchen und die Schwestern von Prag gesehen; der liebliche Gesang: „In meinem Schlößchen ist's gar fein", und die derben Späße Caspar Larifari's gehören zu meinen frühesten und stärksten Theatererinnerungen. Lortzing, welcher diese Gattung in so liebenswürdiger Weise zur komischen Oper steigerte, war in der Blüthe seines Schaffens; besonders beliebt war der treuherzige Waffenschmied, noch mehr aber Zar und Zimmermann, weil man sich da ungestraft über die hohe Obrigkeit lustig machen durfte; es war in der Zeit vor 1848. Man freute sich an Flotows jeder Fassungsgabe leicht zugänglichem Alessandra Stradella mit den lustigen Banditen, schwelgte im Duft der letzten Rose, welche Martha gepflückt hatte, und nahm auch die meladiöse Musik Conradin Kreutzers zum Nachtlager in Granada dankbar und ohne kritische Bedenken hin.

Von den älteren Werken der Franzosen und Italiener erhielten sich Boieldieu's Johann von Paris und die reizende weiße Dame, Méhuls Joseph in Aegypten, sowie Cherubini's Wasserträger in der Gunst des Publicums. Was aber wollte die Schätzung aller dieser Opern bedeuten, verglichen mit dem frenetischen Jubel, mit welchem auf der deutschen Bühne die Werke der neueren und neuesten Italiener und Franzosen aufgenommen wurden? Die süßen Weisen Rossini's, Bellini's und Donizetti's riefen einen Taumel, einen Rausch des Entzückens hervor; man vergötterte die Sängerinnen,

welche in den Rollen der Rosine, der Norma, Nachtwandlerin und Lucia ihre wunderbare Gesangskunst entfalteten und bei dem bestrickendsten Nachtigallenklang in der Cantilene durch wirbelnde Lerchentriller und das verblüffende Feuerwerk ihrer Coloraturen derart hinrissen, daß sich Enthusiasten statt der Pferde vor ihre Wagen spannten.

In den großen Haupt- und Residenzstädten Deutschlands fanden alljährlich Gastspiele italienischer Sängertruppen statt, welche den Höhepunkt der musikalischen Genüsse für die Höfe, den Adel und für die haute finance bezeichneten. Wo solche Gesammtgastspiele nicht zu haben waren, begnügte man sich mit dem Auftreten einzelner italienischer Sänger und Sängerinnen, gestattete ihnen, inmitten einer deutschen Umgebung ihre Partien italienisch zu singen, und bekundete damit deutlich, daß man an die dramatische Wirkung der italienischen Opern keinerlei Anspruch erhob. Desto pathetischer gab sich die moderne französische große Oper mit ihrem Hintergrund von Historie, mit ihren Massenwirkungen und ihrem Pomp. Spontini's ernsthaft gemeinte Werke verschwanden mehr und mehr; sein Nachfolger und Erbe wurde Meyerbeer, ein hochbegabter Musiker, der sich in allen Gattungen versucht, erst Opern im italienischen Stil geschrieben, dann (in Robert dem Teufel) der Romantik seinen Zoll gezahlt hatte, und der sich nun, nach den großen Erfolgen Rossini's und Aubers mit Wilhelm Tell und der Stummen von Portici auf die historisch, politisch, national und religiös oder social gefärbte Oper warf und von Paris aus die deutsche Bühne mit den Hugenotten und dem Propheten eroberte. Ihm secundirte Halévy mit der Jüdin. Das liberale Bürgerthum der dreißiger und vierziger Jahre wandte seine volle Sympathie den verfolgten Protestanten und Juden zu, welche auf der Bühne erschossen und in Oel gesotten wurden, und es begeisterte sich mit den vom Feudaladel gedrückten Wiedertäufern für den Sturm auf Münster, zu welchem die glänzend aufgehende Sonne — die erste öffentliche Manifestation des elektrischen Lichts — ihre Strahlen lieh. Während die große Oper auf solche Art für die nöthige Emotion und das Schaubedürfniß sorgte, entzückte und fesselte der unerschöpfliche Auber das deutsche Publicum, welches auch nach leichterem Genuß verlangte, durch alljährlich neue Gaben auf dem Gebiete der komischen Oper, der eigentlichen Domäne französischen Geistes. Auch er fand enthusiastischen Beifall. Während so unsre Bühne von den ausländischen Componisten — Meyerbeer gehört zur französischen Schule — vollständig beherrscht war, brachten es die deutschen zeitgenössischen Componisten im eigenen Vaterlande etwa zu einem Achtungserfolg; die Grenzen Deutschlands aber hat mit Ausnahme von Flotow, welchem italienische Sänger auswärts Erfolge bereiteten, wohl keiner von allen mit seinen Werken überschritten. Wie anders ist das heute! Die ganze Welt steht unter dem Zeichen Richard Wagners; er hat selbst die verbitterten und halsstarrigen Franzosen bezwungen.

Ist es das größere musikalische Talent Wagners, welches diesen Umschwung herbeigeführt hat? Ich glaube das nicht; an rein musikalischer Begabung erreicht er seine berühmten Zeitgenossen Rossini und Auber keineswegs, und es läßt sich darüber streiten, ob ihn in dieser Hinsicht nicht selbst Meyerbeer und Marschner übertrafen. Aber er übertrifft alle in dem Ernste, mit dem er an seine Aufgabe herantrat: die Befreiung der deutschen Oper vom Joch der Fremden, an die Hebung derselben, welche zur bloßen Unterhaltung eines gedankenlosen Publicums herabgewürdigt worden war, an die Schöpfung eines deutschen Musikdramas, in welchem die Musik lediglich der dramatischen Wirkung dienen und in dieser ganz und gar aufgehen sollte. Diesem Ziele widmete Richard Wagner alle seine Fähigkeiten — und er war ein vielseitig begabter Mann —, daran setzte er die Zähigkeit, Beharrlichkeit und Ausdauer der felsenfesten Ueberzeugung, welche endlich zum Siege führen muß. Er hat ein Leben des Kampfes geführt; aber als zuletzt der Widerstand der stumpfen Welt gebrochen war, da folgte ihm, dem Ueberwinder — wie das immer zu gehen pflegt — die gefesselte Menge überall hin, wohin es ihm beliebte, selbst auf steile und steinige Wege.

Begleiten wir den merkwürdigen Mann auf seinem Bildungsgange und beobachten wir, wie sich allmählich in ihm und seinen Werken die Umwandlung vollzog, welche wiederum die Umwandlung der Forderungen des Publicums an die Oper, oder sagen wir mit ihm: an das Musikdrama zur Folge hatte.

2. Jugendwerke Wagners. Rienzi und der fliegende Holländer.

Wie jeder junge Künstler, stand Wagner zuerst im Banne fremder Einflüsse. Es war ihm nicht vergönnt, sich wie unsre großen Meister Mozart und Beethoven durch die Erziehung in einer strengen Schule sicher und folgerichtig heranzubilden und stetig zu entwickeln. Er war jung in das Theaterwesen hineingerathen; wir haben soeben gesehen, wie zerfahren es war. Strömungen der allerverschiedensten Art brausten über ihn hin und zogen den noch Haltlosen in ihre Wirbel. In den Feen wurde er von der damals herrschenden romantischen Oper Webers und von dem gerade auftauchenden Marschner beeinflußt. Im Liebesverbot erkannte der Componist später nur noch den Reflex der Eindrücke moderner französischer und italienischer Opern auf sein heftig sinnlich erregtes Empfindungsvermögen. „Wer diese Composition mit der der Feen zusammenhalten würde", schreibt Wagner (IV, 255),[1] „müßte kaum begreifen können, wie in so kurzer Zeit ein so auffallender Umschlag der Richtungen sich bewerkstelligen konnte." Beide Jugendwerke vermochten nicht durchzudringen oder sich zu behaupten. Nach diesen wenig glücklichen Versuchen in der deutsch-romantischen und leichteren französisch-italienischen Schreibweise lockte den jungen Capellmeister die große Oper Meyerbeers und seiner Nebenbuhler zur Nachahmung. Er war infolge einer verfrühten Heirath in das Elend einer besitzlosen Häuslichkeit gerathen; es drängte ihn, aus der Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit der ihn beherrschenden Verhältnisse herauszukommen. Das versprach er sich von dem Erfolge einer großen Oper. Schon früher hatte ihm die Lectüre von Bulwers Rienzi den Gedanken nahe gelegt, diesen Stoff zu bearbeiten; jetzt nahm er die Arbeit in Angriff. Zwei Aufzüge des Rienzi vollendete er in Riga, wo er damals unter Karl v. Holtei Theatercapellmeister war; dann litt es ihn nicht länger dort; er strebte nach Paris, an die Geburtsstätte der großen Oper, um deren Geheimnisse und Wirkungen da zu studiren, von wo aus sie ihren Siegeszug durch die Welt hielt. Die Reise ging zu Schiffe über London. Auf langer, stürmischer Fahrt durch die Ostsee ergriff ihn mächtig die alte nordische Schiffersage vom fliegenden Holländer; allein die Pariser Eindrücke drängten dies Bild vorerst wieder zurück.

Wagners Hoffnungen auf Erfolge in Paris erfüllten sich nicht. Obwohl von Meyerbeer auf das liebenswürdigste und nachdrücklichste wiederholt empfohlen und unterstützt, vermochte er nicht in der französischen Hauptstadt Boden zu gewinnen; vielmehr versank er in tiefes Elend und mußte, um nicht zu verhungern, armselige Handlangerdienste thun, Opernmelodien für cornet à piston bearbeiten und Clavierauszüge von Halévy's Opern machen. Ist es da nicht erstaunlich, daß Wagner dennoch die Spannkraft behielt, nicht nur seinen Rienzi zu vollenden, sondern auch das Gespenst des Holländers in Dichtung und Musik zu

[1] Ich citire nach der zweiten Auflage von Richard Wagners gesammelten Schriften.

Digitized by Google

bannen? Rienzi ist die erste Etappe auf Wagners Ruhmesbahn. Auch hier fiel ihm bei der Textverfertigung noch nichts anderes ein, als ein wirksames Opernbuch zu schreiben. Er erzählt selbst (IV, 258): „Die große Oper mit all ihrer scenischen und musikalischen Pracht, ihrer effectreichen, musikalisch-massenhaften Leidenschaftlichkeit, stand vor mir; und sie nicht etwa nachahmen, sondern mit rückhaltsloser Verschwendung nach allen ihren bisherigen Erscheinungen sie überbieten, das wollte mein künstlerischer Ehrgeiz. — Dennoch würde ich gegen mich ungerecht sein, wenn ich in diesem Ehrgeize alles inbegriffen sehen wollte, was mich bei der Conception und Ausführung meines Rienzi bestimmte. Der Stoff begeisterte mich wirklich, und nichts fügte ich meinem Entwurfe ein, was nicht eine unmittelbare Beziehung zu dem Boden dieser Begeisterung hatte." So wurde Wagner durch die Liebe zu seinem Stoffe über seinen ersten Plan, eine Effectoper zu schreiben, hinaufgehoben; er wurde zum musikalisch-dramatischen Dichter, wenn auch zunächst noch in den Formen der französischen großen Oper. In Meyerbeers Werken war die Historie nur als der malerisch-decorative Hintergrund benutzt worden, auf welchen sich eine anderweitige leidenschaftliche Handlung projicirte; die Verwendung der Volksmassen auf der Bühne erfolgte lediglich mit Rücksicht auf ihre Nutzbarkeit für Chöre oder Comparserie nach den Wünschen des Componisten oder Regisseurs. Im Rienzi dagegen tritt uns eine einheitlich geschlossene Handlung entgegen, welche sich wohl aller äußerlichen Hülfsmittel der großen Oper bedient, aber ohne durch sie den Kern des Dramas überwuchern zu lassen. Die Aufzüge, welche vorkommen, die Verwendung der Volks- und Chormassen stehen in direktem Bezug zum eigentlichen Vorgang und sind keineswegs, wie etwa die Badescene in den Hugenotten oder die Scene der Schlittschuhläufer im Propheten, als lediglich äußerlicher Aufputz zur Befriedigung der Schaulust herbeigezogen. Selbst zu dem in der großen Oper unerläßlichen Ballet hatte Wagner ursprünglich eine sehr sinnige Handlung erfunden: es sollte bei dem Feste, welches Rienzi dem römischen Volke gibt, die Geschichte der Lucretia und die Vertreibung der Tarquinier dargestellt werden.

Wagner hat mit dem Buche des Rienzi einen großen Schritt vorwärts gethan; dagegen läßt seine Musik nur in wenigen Zügen, am meisten in den leidenschaftlichen, recitativischen Scenen den künftigen Meister ahnen. Sie lehnt sich an leicht erkennbare Vorbilder an; unter diesen stehen in erster Linie Aubers Stumme von Portici und Spontini's Cortez. Auch die Freude am brutalen Lärm äußert sich sehr ungenirt; man denke nur an den 3. Act! Einzelne populär anmuthende Melodien, wie der Chor der Friedensboten und Rienzi's Gebet, entschädigen nicht genügend für die Sprödigkeit und Kälte der Musik auf weiten Strecken. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß außerhalb Dresdens, wo der Localpotriotismus Pathe stand, der Rienzi neben den Opern Meyerbeers nicht durchzudringen vermochte; denn in diesen spricht sich trotz oller ihrer Mängel und Fehler eine bedeutende musikalische Erfindungs- und Gestaltungskraft, sowie ein äußerst raffinirter Sinn für Colorit und Abwechslung aus, während der Rienzi mit seinem ewigen Pathos on einer gewissen Monotonie leidet. Er hat sich auf der deutschen Bühne erst eingebürgert, als Wagner die in ihm vorherrschende Ausdrucksweise längst über Bord geworfen, den Tannhäuser und Lohengrin geschrieben hatte und durch diese Werke zum berühmten Monne geworden war, von dem man alle Stücke gibt.

Mit dem Fliegenden Holländer hat Wagner einen zweiten außerordentlich großen Schritt vorwärts gethan. Im Stoffe war ihm zum erstenmal eine Schöpfung der germanisch-nordischen Völkerfamilie nahe getreten, Fleisch von seinem Fleische, Geist von seinem Geiste. In den Seestürmen zwischen den norwegischen Schären hatte er den ewigen Juden des Oceans geschaut; er erkannte, daß sich in dem mythischen Volksgedicht vom fliegenden Holländer ein uralter Zug des menschlichen Wesens mit ergreifender Gewalt ausspreche: „Dieser Zug ist, in seiner allgemeinsten Bedeutung, die Sehnsucht nach Ruhe nach den Stürmen des Lebens." (IV, 265.) Dieser Stimmung war Wagner in Paris ganz verfallen, und so ist es begreiflich, daß es ihn drängte, sich von derselben durch eine künstlerische That zu befreien. Ein Motiv, welches ihm Heinrich Heine zuführte, die Erlösung des ruhelosen Seefahrers durch die hingebende Liebe eines Weibes, gab der Handlung Substanz und Abschluß. Mit der vollen Leidenschaftlichkeit seines Temperaments warf sich Wagner auf die Arbeit und componirte die ganze Oper, mit alleiniger Ausnahme der Ouverture, in sieben Wochen. (I, 18.)

Der Vergleich mit einem Werke verwandter Art, mit Marschners Heiling, drängt sich auf. Der Holländer ist eine Art von maritimem Heiling; allerdings will der eine zu seligem Leben, der andere zu seligem Tode erlöst sein, Heiling aus dem Reich der traurigen Erdgeister, der andere aus dem furchtbaren Einerlei eines ruhelosen Lebens in der Wasserwüste; bei beiden soll sich die Erlösung durch ein Weib vollziehen; beide bestechen durch Schätze, der eine die Mutter, der andere den Vater des gewählten oder gesuchten Mädchens; diese Mädchen aber sind bereits anderen jungen Burschen verlobt, und daraus ergeben sich Scenen der Eifersucht, welche schließlich die Katastrophe herbeiführen. Die ist allerdings in den beiden Stücken grundverschieden. Die muntere und gesunde Anna (im Heiling) ist ihrem Conrad treu, und es scheidet sich am Ende des Stückes das Kind des Lichtes von dem melancholischen Sohn der Tiefe. Zu der traurigen Unterwelt bietet das frische, fröhliche Treiben der Jäger und Bergleute einen wohlthuenden Gegensatz; die heiteren Scenen wechseln in wohl abgewogener Weise mit den dämonischen; es spielt sich vor uns eine phontastische, märchenhafte und doch von realem Leben erfüllte Handlung von großer poetischer Schönheit und dramatischer Gewalt ab. — Die Natur und das Schicksal der Senta ist dem der Anna entgegengesetzt. Wir lernen sie unter den lachenden und singenden Mädchen in der Spinnstube kennen. Starr hängt ihr Blick an dem Bilde des fliegenden Holländers. Obwohl mit einem jungen Burschen verlobt, hat sie ihr ganzes Sinnen und Trachten dem Schicksal des ruhelosen Seefahrers zugewandt; seiner Erlösung weiht sie ihr Leben. Dieser hat auch sie schon vorher im wachen Traum geschaut, so daß sich beider Geschick nicht erst entscheidet, sondern nur erfüllt, als sie sich zum erstenmale begegnen. Erik, Senta's Verlobter, hatte gleichfalls die ganze Geschichte schon geträumt — wir befinden uns in einer durchaus visionären, somnambulen, ungesunden Gesellschaft. Wie Wagner dazu kommt, seine historische Senta als das noch unvorhandene, ersehnte, geahnte, unendlich weibliche Weib, — das Weib der Zukunft zu bezeichnen (IV, 266), ist mir völlig unverständlich. Gott behüte unser Geschlecht vor solchen Weibern und Müttern! Bemerkenswerth ist, daß hier zum erstenmale sein Bestreben zu Tage tritt, Personen zu Symbolen umzudeuten, ein Bestreben, welches ihn später auf bedenkliche Irrwege führen sollte.

Die wild bewegte Musik der Oper spricht es deutlich aus, wie es in dem Künstler brodelte und gährte, so sehr, daß er es nicht vermochte, sich über den Stoff zu erheben, daß er vielmehr ein Werk schuf, welches die Trostlosigkeit seines Zustandes ollzu schmerzlich spiegelte. So ist gleich der erste Aufzug, in welchem die stürmische See, der wilde Charakter des Nordlands, die Verzweiflung des Holländers,

alles grau in grau, ja grau in schwarz gemalt ist, trotz der anfangs fesselnden Stimmung in seinem Verfolg ermüdend und niederdrückend. Der zweite und dritte Act des Fliegenden Holländers enthält dagegen eine Reihe anziehender Scenen und frische Musik; reizend erfunden ist das Spinnlied der Mädchen, die Ballade der Senta; die Matrosenchöre sind von so lebendiger Rhythmik, wie kaum irgend ein Stück aus Wagners späterer Zeit. Furchtbar unheimlich wirken die fremdartigen Accorde aus dem Schiffe des Holländers. Aber es will nicht alles gut zu einander stimmen; der Stil der Musik ist kein einheitlich durchgebildeter; der alte Daland schlägt Töne an, welche zu sehr an den Charakter der leichteren komischen Oper erinnern und deßhalb einen Mißklang mit der Stimmung des traurig-phantastischen Stoffes ergeben. Trotzdem ist und bleibt der Fliegende Holländer eine hoch bedeutende und eigenartige Schöpfung, hervorgegangen aus echtem Schaffensdrang, ein Werk, welches, nach rein künstlerischen Erwägungen gestaltet, frei von jeder Rücksicht auf das gewöhnliche Theaterpublicum, sich lediglich an die wendet, welche einen ernsten Kunstgenuß suchen. Wagner sagt im Hinblick auf seine beiden Pariser Werke: „Soweit meine Kenntniß reicht, vermag ich im Leben keines Künstlers eine so auffallende Umwandlung, in so kurzer Zeit vollbracht, zu entdecken, als sie hier bei dem Verfasser jener beiden Opern sich zeigt, von denen die erste kaum beendigt war, als die zweite fast fertig schon vorlag." (I, 3.) Im Fliegenden Holländee hat Wagner mit seinen früheren Bestrebungen, auf diese oder jene Art Effect zu machen, gebrochen; die Lehr- und Wanderjahre sind vorüber; der Meister steht vor uns. Als solcher sollte er in die Heimath zurückkehren. Die Dresdener Hofoper hatte seinen Rienzi angenommen, die Berliner (auf Meyerbeers Betreiben) den Fliegenden Holländer. Hoffnungsvoll verließ Richard Wagner Paris (1842). „Zum erstenmale sah ich den Rhein", schreibt er (I, 19), „mit hellen Thränen im Auge schwur ich armer Künstler meinem deutschen Vaterlande ewige Treue."

Der heilige Christophorus.

Was weiß man heute noch vom heiligen Christophorus? Daß er den Heiland auf seiner Schulter durchs Wasser trug und darum seinen Namen (Christophorus, der Christusträger) empfing. Denn noch an vielen Orten sieht man Bilder, die den starken Riesen mit dem kleinen Kind auf der Achsel darstellen; zumal hier in Bayern, dann in Tirol, wo man den Heiligen besonders verehrte. Eben dort finden sich übee manchen Hausthüren noch Sprüche, die auf den Christophorus Bezug haben. In Tölz z. B. der bekannte, in vielen Variationen erhaltene:

„Christoph trug Christum,
Christus trug die ganze Welt,
Sag, wo hat Christoph
Damals hin den Fuß gestellt?"

Aber die ganze Christophoruslegende hat man vergessen. Und doch ist sie schicksalsreich und merkwürdig wie wenige, schön und deutsch wie sonst keine! Darum erfuhr ich selten aus einem Buch so viel Ueberraschendes, wie aus einee jüngst veröffentlichten Monographie über Christophorus von Konrad Richter.[1]) Die wissenschaftliche Welt wird diesem Buch ihre Bewunderung nicht versagen. Denn es verräth einen Verfassee von außergewöhnlichen Gaben; einen Verfasser, in dem sich zwei Eigenschaften vereinen, die sich recht selten zusammenfügen, — ein großer Scharfsinn und echt künstlerisches Empfinden. Dieser Christophorus ist gründlich gelehrt und, soweit wie es eben geht, erschöpfend; er behandelt in vier Abschnitten die Vorgeschichte der Legende, ihre Ausbildung in Deutschland, ihre Darstellung in der bildenden Kunst und ihren Niederschlag in Volksbrauch und Volksmeinung. Den Ergebnissen, über die ich urtheilen darf, kann ich hie und da in Einzelheiten nicht beistimmen; die Darstellung scheint bisweilen etwas weitschweifig. Da ihre Resultate vielfach alte Meinungen umstürzen und durch neue, bessere wohlgefällig ersetzen, werden Fachzeitschriften dem neuen Werk außerdem allzu große Selbstbewußtheit und Anmaßung vorwerfen; ich hoffe nur, daß man diese als Jugendthorheiten verzeihen wird, die sich so bald abschleifen.

Die Legende vom heiligen Christoph ist recht alt. Die ältesten Texte, die sie erzählen, reichen freilich über das neunte Jahrhundert nicht zurück — der Name Christophorus dagegen taucht schon im fünften Jahrhundert auf. Die Legende wird im Abendland entstanden sein. Man dachte sich ihre Heimath früher im Orient: weil ihre Persönlichkeit und ihr Colorit dorthin zu weisen schienen, weil viele griechische Texte sie erzählen. Aber diese griechischen Texte sind, wie Richter nachweist, jünger als die lateinischen, und im Osten spielt die Legende, weil dieser für uns Abendländer ebenso gut damals das Land der Wunder war, wie später und heute.

Die erste poetische Darstellung des Christophorusstoffes in seiner alten Gestalt entstand im 10. Jahrhundert in Deutschland: sie ist schwülstig und unerbaulich zu lesen; ihr Verfasser war ein deutscher Geistlicher, Walter von Speyer.

Damals erzählte die Legende etwa folgendes (freilich weichen die einzelnen Darstellungen mannichfach von einander ab, besonders im zweiten Theil, wo man vielfach andere Steigerungen, eine andere Composition findet):

Christophorus hieß eigentlich Reprobus, der Verworfene; nicht zum Zeichen seines bösen Charakters, sondern weil das damals Brauch war. Man sagt, ee habe das Gesicht des Hundes gehabt. Früh verachtete er die heidnische Religion seiner Landsleute und zog darum in die Ferne, einem andern Gotte zu. Als er einmal ermattet auf seiner Fahrt rastet und leise vor sich hinweint, weil er keinen Führer im Glauben fände, vernimmt er plötzlich eine englische Stimme: der Herr habe Großes mit ihm vor, er solle in die Stadt vor ihm gehen und dort alles erdulden, bis die himmlische Barmherzigkeit sich seiner annehme. Damit er stark bleibe, werde ihm die Segnung der Taufe zutheil werden. Der Himmel verfinstert sich, Regen schauert auf ihn nieder, und wieder sagt die Stimme des Engels: „Christophorus sollst du heißen von heut an, weil der Vater dich berufen hat, seines Sohnes Namen in das Volk der Heiden zu tragen." Christophorus betritt nun die Stadt. Sein Aussehen erschreckt die Leute, bald steht ein Haufe Neugieriger um ihn. Da fleht er zum Herrn, ee möge seinen Stecken erblühen lassen, daß das Volk an Gott glaube. Der Stecken erblüht, viele werden getauft.

Christophorus bekehrt nun weiter. Seine Macht scheint unüberwindlich — er verwandelt sogar zwei Buhlerinnen, die ihn verführen sollten, zu Christinnen. Der König in der Stadt dort geräth nun in heftigen Zorn: erst läßt er die beiden bekehrten Buhlerinnen durch fürchterliche Qualen zu Tode martern, und ebenso will er den Christophorus peinigen, wenn dieser nicht den Heidengöttern opfert. Aber nichts vermag dem Heiligen etwas anzuhaben, das Feuer versehrt ihn nicht, die Pfeile prallen von ihm ab — zuletzt schießt der König selbst und siehe! der Pfeil fährt in sein eigenes Auge. Der Märtyrer zeigt dem Tyrannen noch, wie er sich heilen könne — durch den Glauben an Christum,

[1]) Der deutsche S. Christoph. Eine historische Untersuchung von Konrad Richter. (Sonderabdruck aus den Acta Germanica V, 1). Berlin, Mayer u. Müller 1896.

und läßt sich dann enthaupten. Am folgenden Tag geht der König an des Heiligen Grab — er bekehrt sich, findet Heilung und das ganze Volk wird nun christlich. (Vergl. Richter, S. 3 f.)

Dies Martyrium verläuft eigentlich nach dem bei solchen Gelegenheiten officiellen Programm. Man beachte aber die märchen- und mythenhaften Züge, den Niederschlag der volksthümlichen Phantasie in der ganzen Legende (Richter, S. 32): „den Hundskopf und den Riesen, das Nirgendheim und den Nimmerkönig, die Taufe und das Stabwunder", denn daran knüpfte die spätere Ausdichtung.

Sie geschah in Deutschland. Bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts blieb das Ganze unverändert, das schließe ich aus der Art, wie es die Predigten der Zeit erwähnen: sie kennen nur das Martyrium. Ein paar Jahre später ward aus der Legende ein ganz anderes Gebilde und uns blieb noch manches von dem Gedicht erhalten, das die Umwandlung vollzog. Wir besitzen nämlich zwei deutsche poetische Darstellungen des Christophorus. Die erste ist in der uns vorliegenden Gestalt keine Einheit — das weist Richter schön und scharf nach — es ist vielmehr ein Gedicht des 12. (ca. 1170 entstanden) mit Umarbeitungen und Zusätzen aus dem 14. Jahrhundert. Der Rhythmus und das Wesen des alten leuchtet noch hell durch die Schicht hindurch, die sich darüber legte. Die zweite, von der ersten (alten) abhängende Darstellung stammt aus dem 13. Jahrhundert. Sie bringt sachlich nichts neues, hat hie und da gelungene Einfälle und schwelgt darin über Gebühr — leider entstellt sie die Schönheit der Legende durch aufdringliche Gelehrsamkeit und durch ein noch aufdringlicheres Moralisiren. In einen knappen und klaren Bericht brachte schließlich den ganzen Stoff der Legendensammler Jacobus a Voragine — er entnahm verschiedenen, auch ganz alten Versionen, was ihm paßte. So wie er ihn zusammengesetzt, kam dann der Christoph zu den einzelnen Völkern.

Aus dem Namen „Christophorus" erwuchs seine Legende — der Name war ein Symbol und dies Symbol hat man sich versinnlicht.

In dem älteren deutschen Gedicht ward Christophorus — der Sohn eines heidnischen Königs — seiner vordem unfruchtbaren Mutter geschenkt, als sie die Jungfrau Maria um Lösung des auf ihr lastenden Fluches bat. Er heißt nicht mehr Reprobus — dieser Name ist vergessen —, sondern, recht naiv, Offerus; er hat auch seine, dem Deutschen unsympathische, Hundsköpfigkeit eingebüßt. Der junge Recke hört daheim von den Wundern fremder Länder, von Heldenthaten und von Heldenruhm, da duldet es auch ihn nicht länger zu Haus und er läuft dem Vater fort, der ihn zurückhalten will.

Aufs gerathewohl streicht Christophorus in der Welt herum, er wandert den ganzen Tag durch einen tiefen Wald — es wird Abend; er fühlt sich erschöpft und hungrig. Da steht plötzlich vor ihm eine Hütte, in die ein Waldmann Käs und Brod gelegt. Offerus greift zu und schläft dann ganz ermüdet ein. Der liebe Tag und der Vöglein Sang erwecken ihn — er will wieder seines Weges gehen, da hört er großen Schall und Klang im Walde und sieht Jäger und Hunde: ein mächtiger König ist mit großem Gefolge auf der Jagd. Ihm gelobt Offerus zu dienen. Aber er will einen Gebieter, dessen er sich nicht zu schämen braucht und der niemand fürchtet. Als er darum sieht, daß sein neuer Herr erschrocken vor dem Teufel ein Kreuz schlägt, da mag er auch hier nicht verweilen und sucht sich einen mächtigeren Herrn, den Teufel. Der will sich diese Beute nicht entgehen lassen — er kommt dem Offerus bald entgegen und rühmt ihm prahlerisch seine Gewalt und seinen Reichthum. Da findet dieser, daß es „der rechte Teufel" ist und folgt ihm gern. Bald müssen die beiden an einem Kreuz vorbei und Offer sieht, wie der Teufel sich davor fürchtet. Sogleich verläßt er ihn und zieht wieder in den Wald. Gegen Abend kommt er zu einem alten, ehrwürdigen Einsiedler. Und Offer, der einem König und einem Teufel trotzte, beugt sich gern der Weisheit des Alten; der Ungestüme wird sanft und fromm. Er weiß, daß Christus der mächtigste Herr ist, und um seinetwillen thut er gern Knechtesdienste. Gott zuliebe trägt der starke Riese über eine tiefe Furt dicht bei der Hütte des Einsiedlers alle, die ihn darum bitten — ohne Lohn.

In einer Nacht, als Offer müde von des Tages Arbeit ruht, hört er eine zarte Stimme ihn rufen — er sieht drüben ein Kind, lieblich, wie er noch nie eines gesehen —, aber als er hinüberwatet, ist es verschwunden. Er kehrt zurück und legt sich wieder zur Ruh. Nach kurzer Zeit wiederholt sich dasselbe Spiel. Unterdessen bangt den Einsiedler um Offerus — es ist ja tiefe Nacht, wo die Mächte des Bösen Gewalt über den Menschen gewinnen —, der Alte zündet sich eine Kerze an und geht zu seinem Schützling. Auch der will nun heim, weil es ganz dunkel geworden. Da hört er die Stimme zum drittenmal; er geht wieder hinüber und jetzt sieht er das Kindlein. Gutmüthig — wie deutsch ist doch diese unerschöpfliche Langmuth des Starken! — nimmt er es auf die Schulter, ohne Vorwurf; — er will nur eilen, ehe es ganz finster wird, und ihn dauert das Kindlein, das die Mutter so einsam in der Wildniß ließ. „Hundert wie dich trüg' ich leicht", sagt der Riese lachend — doch mitten auf dem Wege legt ihm der Heiland seine Hand aufs Haupt — da beginnen dem Starken die Kniee zu beben und er meint, an Himmel und Erde würde er nicht so schwer zu tragen haben wie an diesem Kind. Christus aber segnet ihn und tauft ihn im Meer: „Offer hießest du und Christophorus sollst du nun heißen" — so verschwindet der Heiland, und zum Zeichen seiner Macht ergrünt des Riesen Stab.

Der Einsiedler hat alles gesehen. Er sah, wie seinem Schützling tausend Engel im goldigen Schein über dem Haupte schwebten — in der schwarzen Nacht — nun wirft er sich vor ihm auf die Kniee: „Christus war es ja, den du getragen".

Der Fluß nebenan trocknet bald aus. Christophorus und der Einsiedler überlegen, was jetzt zu thun sei: der Alte räth dem Jungen, in der benachbarten Stadt die Christen vor den Heiden zu schützen. So ist ein leidlicher Uebergang zum Martyrium gewonnen. Der in der zweiten Fassung scheint organischer und ist, wie ich glaube, auch ursprünglicher: da befiehlt noch im Wasser Christus seinem neuen Jünger, um seinetwillen Martern in der heidnischen Stadt zu erdulden. Diese Martern selbst interessiren uns hier nicht, wenn auch der Dichter der ersten Fassung manches in ihnen vereinfachte und verschönte.

Den Bearbeiter dieser ersten Fassung charakterisirt ein Hang zur „moralischen christlichen Reflexion". Andrerseits glaubt er sich an der Heiligkeit des Christophorus nicht zu versündigen, wenn er in seine Legende „burleske Uebertreibungen" hineinträgt, denen ein stark komischer Effect nicht mangelt, wie das eben die Art deutscher Volksdichtung im 14. Jahrhundert war. „In einem Jahr ist das Kind Offer so groß wie ein dreißigjähriger Mann, zehn Ammen und mehr müssen ihn nähren, und doch noch weint er vor Hunger, . . . kein Heide auch hoch zu Roß reicht ihm nur bis zum Gürtel, und darüber ist er noch zwölf Klafter groß; des Wildprets trägt er mehr als eine Wagenladung auf seiner Schulter von dannen, und die Buben seines ersten Herrn sind froh, als sie ihn los sind: „der hätte uns zuletzt doch noch einmal über die Mauer geworfen." (Richter, S. 104.)

Digitized by Google

Zu der Beliebtheit und Popularität, die der heilige Christoph im 15. und 16. Jahrhundert genoß, hat ihm aber die bildende Kunst verholfen.

Schon der Christoph der alten Legende wurde, wenn auch selten, wie es scheint, dargestellt. Die Reproduction eines solchen, recht gelungenen Bildes enthält Konrad Richters Buch (S. 155). „Der Heilige steht in Vorderansicht aufrecht zwischen zwei schlanken mehrstöckigen Thürmen, er legt die rechte Hand auf eine Zinnenbrücke, die sie — ihm in Brusthöhe — verbindet, die linke auf das eine spitze Thurmdach; seine beiden Füße hat er durch zwei Thoröffnungen in der Mauer gesetzt, deren Zinnen ihm gerade bis zur Hälfte des Unterschenkels reichen, sein Kopf ragt noch über die Höhe der Thürme hinaus. Von der Straße, aus den Fenstern der Thnemwohnungen schauen Männer und Frauen mit staunenden, weisenden Handbewegungen zu ihm hinauf."

Der Christophorustypus jedoch, der uns heute vorschwebt, entstand erst gegen Ende des 14. Jahehunderts. Der erste deutsche Holzschnitl, 1423, ist ein Christophorus; in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderls setzt eine Hochfluth von Christophorus Bildern ein. Auch diese bildliche Darstellung zeigt, „daß es nicht vorwiegend das religiöse Interesse, sondern vor allem das Bedürfniß nach dem Poetischen, dem Wunderbaren, ja dem Märchenhaften war, welches gerade unsern Heiligen zu einem so bevorzugten Liebling der Volksphantasie machte. So meißelte, so malte, so zeichnete man ihn, den großen S. Christoffel: plump, roh, ungeheuer, ein kleines Kind seine Last, ein kleines Kind seine Liebe." (Richter, S. 191.)

Sehr selten erscheinen Christophorus und das Kindlein in der Glorie, er war eben ein Heiliger des Volkes, dieser Riese — man hat sich nicht gescheut, seinem Gesicht bisweilen einen dümmlichen Ausdruck zu geben.

Als deutscher bärtiger Mann schreitet er auf den Bildern dahin, in deutscher Flußlandschaft, das Kindlein auf der Schulter, den festen Stab in der Hand. Meist am hellen lichten Tag — nicht also wie im Gedicht in der Nacht. Wolfgang Huber läßt den Einsiedler sogar mit qualmender Fackel im Schein der Sonne herumlaufen. Die Landschaft wird durch vieles hübsches Beiwerk belebt, immer ist in ihr der Eremit vor seinem Hüttchen zu sehen. Das Wasser reicht dem Heiligen kaum an die Füße — sein weithin wehender Mantel soll uns die Schwierigkeiten veranschaulichen, mit denen er zu kämpfen hat — aus den Fluthen tauchen auch Meerungethüme mit tenfelischen Fratzen empor und wollen den Riesen zum Straucheln bringen.

Hans Memling hat den Christoph oft gemalt; das berühmteste Christophbild, das des Dierick Bouts, hängt in der Münchener alten Pinakothek — es erhebt sich durch seinen Ernst und seine landschaftliche Schönheit über andere. Auch von Dürer besitzen wir viele Christophbildnisse, das imposanteste aus dem Jahr 1521. Den wunderbarsten Eindruck empfing Konrad Richter von Vaillants Christophorus — ich kenne ihn nicht —, von der Stimmung, die diesem Bild entströmt.

Zu ganz anderen Zwecken diente Christophorus den Italienern. Er war ihnen ein „famoses Sujet, um in schöner Körperlichkeit schwelgen zu können". So wird ihnen der Heilige ein jugendlich schöner, bartloser Mann, der seiner Aufgabe mit leidenschaftlicher Hingebung obliegt und siegend dahinstürmt.

Schon in der alten Legende von Christophorus steht der Heilige kurz vor seinem Tod, „daß das Land, in dem sein Leichnam ruhe, bewahrt sein möge vor Hagel und Hungersnoth, vor Fluth und Pest, und welcher Besessene ihn anrufe, daß der geheilt weede, und eine Stimme von oben verkündete ihm die Gewährung solcher Bitte".

Etwa im 8. Jahrhundert begann daraufhin die Verehrung des Heiligen. Ee ward vor allem der größte Pestheilige Europa's — überall sollte er deßhalb gegenwärtig sein —, obwohl die Kirche von diesem Treiben eigentlich nichts wissen wollte. Natürlich entwickelte sein Cult viele locale Functionen, auf die ich aber hier nicht eingehen will.

Die Reformation hat unser Heiliger nicht lange überlebt. Er fiel ihr zum Opfer, wie manch anderes und schönes Stück deutschen Volksglaubens. Auch die katholische Kirche verleugnete ihn; die Texte, die von ihm erzählten, seien gefälscht, behauptete sie. Und weil man das Ganze nicht völlig ausrotten konnte, wegen seiner Popularität, so brachte man es sonst um, indem man es allegorisch ausdeutete. Luther ging darin voran: Christophorus ward das Symbol des gläubigen Christen, das Meee die Welt, die Laterne des Eremiten die heiligen Propheten u. s. w. In der Aet hat der gute alte Heilige noch manches erleben müssen — bis in unser Jahrhundeet hinein, wo er auf einmal eine Gestalt der germanischen Mythologie werden sollte.

Ich will es zum Schluß noch einmal sagen: in keinee Legende ist das Christenthum so deutsch, uns so heimisch geworden, wie in der von Christophorus. Darin wird man forlan ihre eigentliche Bedeutung sehen — dank Konrad Richters Buch.

Feiedr. v. d. Leyen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Ausführliches Lehrbuch der Chemie. Von H. E. Roscoe und C. Schaelemmer, Professoren der Chemie an der Victoria-Uniaersität, Monchester. Braunschweig, Fr. Vieweg u. S. 1884—1896. — Während es für die unorganische Chemie eine größere Zahl umfassender Handbücher gibt (wie Richter, Graham Otto, Rammelsberg, Gorup-Besanez u. v. a.), mangelte es nach dieser Richtung hin für die ungeheure Menge der Kohlenstoffverbindungen. Mit Freuden wurde es daher von den Fachleuten begrüßt, als vor nahezu 15 Jahren der erste Band des in Rede stehenden Werkes, von zwei Autoritäten auf chemischem Gebiete verfaßt, die Presse verließ. Bis zum Jahre 1891 erschienen noch weitere drei Bände (III. Band 2., IV. Band und V. Band 1. Abtheilung); da starb Professor Schaelemmer, und es lag die Gefahr nahe, daß dieses dem forschenden Chemiker wie dem Praktiker gleich nothwendige Nachschlagewerk unvollendet bleiben könnte. Diese Befürchtung wurde erst vor kurzem duch das Erscheinen des V. Bandes 2. Abtheilung, der organischen Chemie, gegenstandslos. An Stelle von Roscoe und Schorlemmer hat der bewährte Chemiker Prof. Jul. Wilh. Brühl in Heidelberg, im Verein mit Prof. Edvard Hjelt und dem Adjuncten Ossian Aschan, beide von der Universität Helsingfors, das Werk fortgesetzt. Der eben erschienene Schlußband der 2. Abtheilung enthält die Naphthalin-, Pyren-, Benzil-, Anthracen- und verwandte Gruppen. Was dieses Buch vor anderen Nachschlagewerken auszeichnet, ist die Literaturangabe, die Anzeige der Quellen und der genaue Nachweis über die Ansichten bezüglich der Constitution der unermeßlichen Zahl von Kohlenstoffverbindungen. Die gewöhnlichen Handbücher der organischen Chemie begnügen sich damit, die Eigenschaften und Darstellungen der zahlreichen Derivate anzugeben. Die Quellen dafür mußte sich der Forscher früher aus den compendiösen Berichten der chemischen Gesellschaften, aus den Akademieschriften u. a. O. mühsam zusammensuchen; während er hier schon einen Wegweiser für die grundlegenden Arbeiten vorfindet, in denen ja die früheren meistens citirt sind. Der geschichtliche Ueberblick, der bei besonders wichtigen Substanzen, wie Aethylalkohol, Schwefeläther, Benzol u. a. ausführlich gegeben wird, dürfte nicht nur dem Forscher, sondern auch dem Laien willkommen sein.

Dr. L. K.

fr. Das Recht des Adels und der Fideicommisse in Bayern. Von Dr. Ludwig Haffmann, Rechtsanwalt. München. J. Schweitzer, 1896. — Die bayerische Verfassungsurkunde regelt die Rechtsverhältnisse des Adels in Bayern, insbesondere auch jene der in Bayern dem Adel ausschließlich vorbehaltenen Familienfideicommisse ziemlich eingehend; im Laufe der Jahre sind aber doch die Rechtswissenschaft und insbesondere die Rechtsprechung manchen Anlaß, das Gesetz zu ergänzen. Der

gegenwärtige Stand ist in dem der Besprechung unterstellten Buch mit anerkennenswerthem Fleiße wiedergegeben. Es enthält eine systematische Zusammenfassung der Rechte des hohen und niederen Adels, eine genaue Behandlung der Familienfideicommisse mit einem Commentar zum bayerischen Fideicommißgesetz und als Anhang die kgl. Verordnung vom 3. März 1857, die Behandlung der Familienfideicommisse betr., sowie einen interessanten Rechtsfall aus diesem Gebiet.

* Die technischen Hochschulen des Deutschen Reichs haben im gegenwärtigen Winterhalbjahr wiederum an Besuchern zugenommen. In den letzten fünf Jahren betrug die Gesammtzahl (Studirende, Hospitanten und bloße Hörer) der Reihe nach 6110, 6670, 7760, 8553, 9209; jetzt ist sie auf 10,128 gestiegen. Ebenso ist die Zahl der eingeschriebenen Studirenden (ohne Hospitanten und Hörer) in denselben Jahren angewachsen von 4883, 5645, 6035, 6301 und 6894 bis auf 7727 im gegenwärtigen Winter. Von diesen 7727 Studirenden besuchen nach einer Zusammenstellung im „Centralblatt der Bauverwaltung" die Technische Hochschule in Berlin 2128 (gegen 1982 im vorigen Jahr), München 1372 (1182), Darmstadt 1049 (756), Karlsruhe 798 (757), Hannover 671 (607), Stuttgart 644 (623), Dresden 548 (507), Braunschweig 262 (249), Aachen 255 (231). Vor zehn Jahren, 1887, betrug die Zahl der Studirenden 2458; sie hat sich seither also mehr als verdreifacht.

* Eine neue Kaninchenart wurde von Merrian auf dem Popocatepetl in einer Höhe von 3000 Meter entdeckt. Das Thier ist ungewöhnlich klein, hat kurze Ohren und keinen Schwanz. Außerdem bewegt es sich nicht wie das gewöhnliche Kaninchen durch Sprünge, sondern wie andere Thiere auf allen Vieren. Die Schlüsselbeine, die sonst bei den Angehörigen der Hasenfamilie gewöhnlich nur unvollkommen entwickelt sind, sind hier vollständig vorhanden. Das Thier hat den Namen Romerolagus Nelsoni erhalten.

γσ. **Berlin.** Die Universität beging am 16. Februar durch Festactus das Gedächtniß des 400sten Geburtstages Melanchthons. Die Aula war durch eine unter reichem Blumenschmuck aufgestellte große Marmorbüste Melanchthons geschmückt, und nach einem Choral des Balthasar Resinarius (1544) bestieg Prof. Dr. Adolf Harnack das Katheder zur Festrede. Die Unterbrechung, die heute die akademische Arbeit erleidet — so etwa führte der Redner aus —, gilt dem Andenken eines Mannes, der für unsere Wissenschaft und Bildung, für die Geschichte der Geisteswissenschaften wie für die des gelehrten Unterrichts von universaler Bedeutung ist: Philipp Melanchthon. Er war kein Feuergeist wie Martin Luther, kein kühler Denker gleich Faust und Servetus, kein Entdecker und kein Erfinder. Aber in ihm lebten die Tugenden des echten Gelehrten. Wissenschaftliches, ernstes Streben, umfassende Kenntnisse, Ehrfurcht vor der Wahrheit, Glaube an die sittigende Macht der Bildung. Eine unvergleichliche Lehrgabe, nie ermüdende Pflichttreue im Dienste eines aufstrebenden Zeitalters haben ihn zum Lehrmeister Deutschlands gemacht. Philipp Melanchthon ist der Typus des deutschen Professors, den er durch seine Person erst geschaffen hat, und wenn auch Martin Luther Professor gewesen ist, so stand er doch höher und allzu hoch, um als Vorbild des nicht priesterlichen Standes der modernen Gelehrten, der akademisch gebildeten Beamten und der höheren Lehrer zu gelten. Durch die Schöpfung eines solchen Standes hat Melanchthon an seinem Theile beigetragen zur Größe protestantischen Gemeindelebens. Empfand es sich niemals als Prometheus, so hat er doch Menschen gebildet. In der Hoffnung, die er aussprecht, es möge wohl seine Lebensarbeit niemandem geschadet haben, klingt die Ahnung dessen nicht durch, was er der Welt geleistet. An Umfang der geistigen Leistung einem Leibniz und Kant vergleichbar, hat Melanchthon beide an Einfluß übertroffen. In der Vorbereitung eines gediegenen Laienbildung, die er von der priesterlichen Bevormundung trennte, ist sein Wirken zur Klammer und zur Brücke in der Culturentwicklung geworden und ihm danken wir, daß kein Bruch in dieser Entwicklung durch die Reformation entstand. Luther, der Prophet, ist ohne den vermittelnden Pädagogen nicht denkbar, und wenn der Reformator selbst ein großer Pädagog war, so lag ihm stets nur das Ziel vor Augen, nicht der mühsame Weg wird von ihm übersehen, auf dem das Ziel erreichbar war. Die Kleinarbeit war nicht Luthers Beruf, hier trat Melanchthon ein; oft schrint er zu human, Kraft, Reiz und Schmelz des frischen Geistes ist oft verschwunden in den Formen. Aber wie Extasen nur flüchtige und bedenkliche Erscheinungen im Völkerleben sind, und das Gute nur in langsamem Fortschritt gedeiht, so hat doch die Geschichte Melanchthon mit Recht neben Luther als den zweiten Reformator gestellt, den Pädagogen in seiner langsam, stetig und dauernd fördernden Arbeit neben den feurigen Propheten, den Gewaltigen des Herrn. Philipp Melanchthon zu Bretten in der Pfalz, wo fränkisches und alemannisches Wesen sich verschmilzt, geboren, hat als Großneffe Reuchlins, ehe er sich zu seinem Ideal des „christlichen Humanismus" durchgerungen, zwei Sturm- und Drangperioden durchleben müssen. Der feine Kopf, der schon mit 14 Jahren Baccalaureus, mit 17 Jahren Magister ward, fühlte sich an der Elbe stets im Exil. „Ad deum immortalem, quam non epem de se praebet ille puer Philippus Melanchthon — —!" rief Erasmus aus und im August 1518 trat Melanchthon als Professor in Wittenberg auf. Noch ein echter Humanist, ganz durchdrungen von dem Streben, den Kampf gegen die Scholastik aufzunehmen, an ihre Stelle die wahre Philosophie, d. h. den echten Aristoteles zu setzen, sprach er de corrigendis adolescentiae studiis. Alle Lehre bisher bezeichnet er als „Dünkel und Possenwerk", er will zeigen, wie der echte Aristoteles an deren Stelle zu setzen ist; noch schwebt ihm das unmögliche Ideal des Erasmus vor, die Kirche und die Gesellschaft durch die Wissenschaft zu reformiren. Es waren für Deutschland jene Frühlingstage des Humanismus, jener klassischen, im Grunde doch so romantischen Bewegung, denen kein Sommer gefolgt ist. Melanchthon hat sich noch nicht gefunden. Schon erkannte er, daß das neue Christenthum Luthers etwas anderes sei, als das Mönchthum, und die Persönlichkeit Luthers bemächtigte sich seiner eigenen; daraus folgte zunächst ein völliges Preisgeben des bisherigen Lebensinhalts. Er lebt völlig in Luther, doch das Persönliche ist hier nicht zu überschätzen, der Glaubensinhalt der neuen Lehre ergriff den jungen Gelehrten. Von Luther, bekennt er später, habe er das Evangelium erst gelernt. Dieses große Erlebniß hat ihn dann an die Sache der Reformation gekettet. Paulus soll nach Luther in Kirche und Wissenschaft gelten, und nun spricht Melanchthon in der ersten evangelischen Dogmenlehre, ohne Rhetorik, in den Loci communes von 1521, das Wesen der neuen Lehre aus: nicht in der Aufstellung eines Schemas, eines Gottdramas oder in der Form einer heiligen Physik liegt ihr Kern, sondern in der Erweckung eines inneren neuen Lebens. Diese von Luther als kanonisch bezeichnete Schrift ermöglichte ihm selbst einen Ueberblick über seine eigenen Gedanken. Melanchthon war das Organon Luthers geworden. Alles Eigne scheint mit Luthers Gedanken verschmolzen, allein die Form gehört dem Schriftsteller. Es ist Luthers Tiefsinn, der hier seinen Ausdruck gefunden auf jenem dunklen Hintergrunde, in dem Antike, Humanismus und Freiheit verschwinden. Als indessen die Schwarmgeister in Wittenberg auftreten, da zeigt sich Luther, der stets mit seinem Gott im Bunde ist, zürnend über die conträren Folgerungen, die aus der Reformation gezogen werden, doch als der Held; während Melanchthon, erschrocken über die Barbarei, die sich mit dem Glauben zu decken sucht, unsicher wird, ob es gelingen könne, mit Paulus allein das neue Christenthum zu bauen. Er ward besorgt und in diese Sorge fand er sich selbst, sie war der Antrieb zu seiner Gewissenhaftigkeit und dauernden Fürsorge für die Studenten, für die Wissenschaft, für den Protestantismus. 1524/25 ist die Entwicklung des Mannes vollendet, nun folgen die 33 Jahre seiner Wirksamkeit als großer und verehrter Lehrer des Protestantismus. Faßt man die Ziele und Wirkungen von Melanchthons kirchlicher und wissenschaftlicher Arbeit zusammen, so ergibt sich: Ihm stand stets voran die Glaubensinnigkeit des reinen Evangeliums, die Pflicht jedes Christen, sein Leben ohne priesterliche Bevormundung zu verfassen; daneben aber lebte in ihm die Ueberzeugung, daß das classische Alterthum eine wahlgefügte wissenschaftliche Erkenntniß Gottes, der Welt und des Menschen sich erarbeitet, eine sichere Methode gefunden hatte, die Wahrheit zu ergründen und sie darzustellen. Diese wissenschaftliche Bildung muß mit dem neuen Christenthum verbunden werden. Sapiens et eloquens pietas! Das wird seine Losung. Die Frömmigkeit im Bunde mit der Wissenschaft adelt das Leben der Gemeinschaft und befördert die Freiheit des Lebens. Langsam, Luther ergänzend, wollte Melanchthon die Welt bessern, während Luther aus einem entscheidenden Erlebniß, das er als festes Capital betrachtete, alles Heilige und Profane zu bestreiten suchte, und es hat stets in allem sicherer entschieden, als Magister Philippus. In Luthers hoher Lehre vom „gebundenen Willen" sah Melanchthon das Streben nach sittlichem Fortschritt bedroht, und die kaum zu entfernenden Augustinischen Hüllen von Luthers Lehren ließen

diese Furcht zumal dadurch stärker werden, daß kleine Geister die gewaltige Musik Luthers mit ihren Mitteln nachzuspielen begonnen; so bequemte sich Melanchthon zur sinnen Mühe, Luthers Gedanken zu beschneiden und zu ergänzen, eine Thätigkeit, die ihm für die Erziehung des gegenwärtigen Geschlechtes nothwendig erschien. Seine Darlegungen des „neuen Gehorsams, der evangelischen Moral" und der in der Augsburgischen Confession der mönchischen Vollkommenheit entgegengestellten „evangelischen Vollkommenheit" zeigen neben Trivialem manches Originale. Melanchthon mußte die Gedanken des neuen Christenthums gestalten, sie mit der Bildung der Zeit in lebendigen Zusammenhang setzen, und er erfüllte trotz seiner Abneigung gegen die eigentliche Theologie diese Pflicht, deren Erfüllung ihm niemand abnehmen konnte. So wie sein Verhältniß zu Luther trotz der Gegensätze der Charaktere des „Waidrechters" und des „säuberlichen Gärtners" aus einer gegenseitigen Vertrauens. Und dennoch ist Luther in seinem gigantischen Naturell der Geduldigere; ob ihm zwar das Philologische zuwider gewesen, doch hat er den Magister als Pädagogen frei schalten lassen und ihm durch Zuspruch oft seine Sorgen erleichtert. Wenn Melanchthon in der Reformation lange nur eine Bekämpfung römischer Mißbräuche sah, so ist er doch sich selbst niemals untreu geworden, wenn er auch bisweilen Luthers Zutrauen schlecht zu rechtfertigen schien. Wenn Melanchthon in der „Augsburgischen Confession" bis zur äußersten Grenze der Concessionen ging, so steht dieser doch die „Apologie des Augsburgischen Bekenntnisses" zur Seite; freilich haben nach dem Kriege der Schmalkaldener engere Köpfe, wie Zwingli und Moritz von Sachsen, den Protestantismus gerettet. Melanchthon hat oftmals die Seelenqualen des Vermittlers erdulden müssen, er litt um Gedanken willen, die nicht seine eigenen waren, aber bei der Ausgestaltung der lutherischen Lehre warf er doch kein Stück über Bord, wie gefährdet uns Schiffstein des Protestantismus zu Zeiten auch gewesen; denn er lebte des Glaubens, die Rüstwelt könne nichts davon entbehren. Fast 200 Jahre ward Melanchthons Name in den protestantischen Kirchen kaum genannt, obgleich schon die Concordienformel seiner Anschauung nahe kam, allein die Möglichkeit der Entstehung von Unionsbestrebungen innerhalb der evangelischen Welt geht auf Magister Philipps Wirken zurück. Ist Martin Luther der ἥρως ἐπώνυμος der Reformation, so ist seine Theologie nicht kanonisch geworden. Und das ist gut. Tritt Melanchthons Person zurück, so hat er die Wissenschaft für den Protestantismus und den Protestantismus für die Wissenschaft erhalten; und das ist gleichfalls gut. Bedenkt man die Strafen, die den Ketzern drohten, Gefängniß, Folter und Tod, so muß der Reformatoren Werk, die Lehre zu begründen und die Kirche unter dem Schutz edler Fürsten zu bauen, bewunderungswerth und bildhaft erscheinen. Die Lauterkeit von Melanchthons didaktischer Begabung hat seinen zahlreichen Grammatiken und Compendien der Dialektik, Rhetorik, der Ethik, Physik und der Geschichte, die er zuerst auf akademischem Katheder vortrug, auf anderthalb Jahrhunderte hinaus die volle Wirkung erhalten. Hält man die wissenschaftliche Bewegung des Reformationszeitalters mit der des 13. Jahrhunderts einerseits und mit der des 18. Jahrhunderts andrerseits zusammen, so steht sie der ersteren näher als der letzteren; denn noch war Wissenschaft nicht Forschung, sondern Lehre und die Form galt fast gleich mit der Sache. Doch das Zurückgehen auf die Originale der Urdenkerlieferung teilt uns im 16. Jahrhundert schon als neues Element entgegen, und so ist die durch Melanchthon so wirksam beförderte Wissenschaft ein Schritt zur einheitlichen Erkenntniß von Natur und Geist, die spätere Tage finden sollten. Eine unwissenschaftliche Theologie erklärte Melanchthon, der in seinem Todesjahre noch 6 Vorlesungen las, für eine „lima malorum". Auch jene sittliche Gemeinschaft der Lehrenden und Strebenden im Dienste der Wissenschaft verdankt die Welt erst dem Magister Philippus, dessen noch Tausenden zählende Briefe uns Kunde geben von seiner Sorge für seine Schüler und von dem geistigen Verkehr mit den Männern, die die Lehrer wurden für das Geschlecht des Protestantismus, das selbst der dreißigjährige Krieg nicht zu vernichten vermocht hat. Melanchthon besetzte die Universitäten in der gesammten gelehrten Welt des Protestantismus; nicht nur in Deutschland, wo er in allen Theilen des Vaterlands gelehrte Schulen zu gründen bemüht war, leitete er die Erziehung der heranwachsenden Jugend im Geiste der lutherischen Lehre, selbst aus Schottland und England, aus Polen und Ungarn wandten sich Fürsten und Magistrate an ihn, um sich geeignete Lehrkräfte empfehlen zu lassen. Deutschland dankt ihm neben der einheitlichen Bildung einen einheitlichen Lehrerstand. Gottesdienst und weltliche Bildung durch ethische Erkenntniß mit einander verknüpft zu haben, das ist die dauernde Wirkung seiner Thätigkeit gewesen. Als Organisator hat er die Wittenberger Universität eigentlich erst eingerichtet, und bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts, bis zur Gründung von Halle, sind seine Grundzüge maßgebend gewesen, ebenso wie die von ihm stammende kursächsische Schulordnung der Organisation des gelehrten Unterrichts auf der mittleren Stufe Vorbild geworden ist. Nicht zum mindesten müssen dem Manne, der sich bewußt war, „das Leben durch die Bildung der Theologen zu veredeln", die theologischen Facultäten der protestantischen Hochschulen dankbar sein. Anders als der Jüngling träumte, hat sich das Leben dieses seltenen Mannes gestaltet, der alles, was die Natur an Kräften in ihn gelegt, in treuem Streben entwickelt hat und dazu all das, was das größte und entscheidende Erlebniß jener Tage, die Reformation, in ihr entzünden konnte, als ein heiliges Feuer gehütet und späteren Geschlechtern zum Segen erhalten hat. Fragen wir nach dem inneren Rechte und nach der Wahrheit des Ideals, wie es Melanchthon vorschwebte, Antike und Christenthum zu verbinden, so ist darauf zu erwidern, daß eben durch diese Verbindung der Zusammenhang der Cultur und Gesittung trotz der Umwälzung unsrer Weltanschauung gewahrt worden ist; denn so wenig der bloße Classicismus heute noch genügt, so wenig die Theologie gegen die fortschreitenden Erkenntnisse ablehnend sich verhalten darf, so hat das humanistische Ideal, das den Adel des Geistes und die Reinheit der Seele erstrebte, doch beigetragen zu einer Bereicherung und Vertiefung unsrer Bildung neben allem dem, was uns während dreihundert Jahren zu lernen vergönnt gewesen. — Es folgte aus Anlaß der feierlichen Gelegenheit die Ernennung des Rectors Prof. Dr. H. Brunner, des Geh. Justizrathes Prof. Dr. Hinschius, des Oberkirchenrathes Braun, des Generalsuperintendenten Faber, des Professors Dr. Müller, des Pastors an St. Moritz Scholz zu Doctoren der Theologie honoris causa, wie die Ernennung des um die Textkritik der Schriften der Gnostiker verdienten Dr. Karl Schmidt zum Licentiaten der Theologie. Den Schluß bildete die älteste mehrstimmige Composition des Reformationsliedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott" nach der Melodie von Johann Walther 1535, dreistimmig von Hans Kugelmann 1540, dessen letzter Vers vierstimmig nach einer Composition von J. S. Bach vorgetragen wurde.

A. Plostock. Bei der Melanchthonfeier an der hiesigen Universität erörterte der Pinsettor der Theologie Dr. Walther als Redner die Bedeutung Melanchthons für Wissenschaft und Universitätsleben. Er hob hervor, daß ein Schüler Melanchthons, Arnold Burenius, an der hiesigen Universität den wissenschaftlichen Geist der Reformation eingeführt und das in Verfall gerathene geistige Leben von neuem erweckt habe. Eine größere Zahl von Jüngern Melanchthons, Aurifaber, Draconitrs u. a. haben dann an der hiesigen Hochschule gewirkt und ihren Einfluß auf alle Disziplinen ausgedehnt. Bei Gelegenheit der Jubelfeier hat die theologische Facultät zu Ehrendoctoren ernannt die Pastoren: Köhler (Schwerin), Schmidt (Sternberg), Schäfer (Altona) und den Bischof der lutherischen Kirche Ungarns, Superintendenten Batik. In den hiesigen Schulen wurde der Geburtstag Melanchthons ebenfalls festlich begangen.

* **Wien.** Bei der philosophischen Facultät ist Dr. Mathias Murko als Privatdocent für slavische Philologie mit besonderer Rücksicht auf Literaturgeschichte zugelassen worden. — An der Universitätsbibliothek wurde Dr. Salomon Frankfurter zum Scriptor befördert, Dr. Joseph Fuster zum Amanuensis ernannt.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kaufmann, C. M., Die Jenseitshoffnungen der Griechen und Römer nach den Sepulcralinschriften. Ein Beitrag zur monumentalen Eschatologie. gr. 8°. (VIII u. 86 S.) *M.* 2.

Rauschen, Dr. G., Jahrbücher der christlichen Kirche unter dem Kaiser Theodosius dem Grossen. Versuch einer Erneuerung der Annales ecclesiastici des Baronius für die Jahre 378—395. gr. 8°. (XVIII u. 610 S.) *M.* 12. (3235)

Jahrgang 1897. München, Samstag, 20. Februar. Nummer 41.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Chinesische und griechische Kunst. Von Heinrich Bulle. — Neue Novellen. — Ein Wörterbuch der deutschen Rechtssprache. — Mittheilungen und Nachrichten.

Chinesische und griechische Kunst.

Als mir von der Redaction der Beilage vor einiger Zeit die Frage vorgelegt wurde, welches mein Verhältniß zur chinesischen Kunst sei, mußte ich mit einiger Beschämung die Antwort geben, daß ich zwar chinesische Kunstwerke gesehen hätte, aber von chinesischer Kunstgeschichte so gut wie nichts wisse. Ob es anderen damit sehr viel besser ergeht, weiß ich nicht. Denn die Entwicklung der chinesischen Kunst ist in der That noch ein nahezu jungfräuliches Gebiet für die wissenschaftliche Forschung. Ein einziges zusammenfassendes Werk existirt, l'art Chinois von M. Paléologue, aber auch das will nicht mehr geben, als einen flüchtigen Umriß; nur etwa die Geschichte des Porzellans darf man schon als einigermaßen fundirt betrachten. Aber wie die wirthschaftliche Erschließung China's unmittelbar bevorsteht, so dürfen wir hoffen, daß uns auch die Geschichte seiner Kunst nach und nach klarer vor Augen geführt werden wird, und zwar durch die zunächst zu dieser Aufgabe Berufenen, die Sinologen von Fach. Wenn ich es unternehme, über einen kühnen Vorstoß in das dunkle Gebiet an dieser Stelle Bericht zu erstatten, über Professor Friedrich Hirths Schrift „Ueber fremde Einflüsse in der Chinesischen Kunst“,[1]) so wage ich es nur, weil diese Arbeit auch dem klassischen Archäologen eine neue Perspective eröffnet, denn sie spinnt mit einem Schlage die Fäden der künstlerischen Zusammenhänge aus dem Culturkreis der hellenistischen Welt um den Erdball bis in das Reich der Mitte.

Es ist bekannt, daß die Chinesen ein Volk von eminent historischem Sinne sind und daß sie in den Annalen ihrer 24 Dynastien ein einheitlich angelegtes Geschichtswerk ersten Ranges besitzen, um das die europäischen Culturvölker sie beinahe beneiden können. Neben dem Interesse an der politischen Geschichte hat sich aber auch der Sinn für die künstlerische Vergangenheit in China schon frühe geregt und bereits im 6. Jahrhundert nach Christus ist eine Beschreibung der wichtigsten ältesten Bronzegefäße verfaßt worden. Das bedeutendste und auch ganz in unserm Sinne mit Abbildungen versehene Werk über die ältesten Bronzen stammt aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts, ist von dem großen Archäologen Wang Fu verfaßt und gehört gewissermaßen zu einer Serie, die in drei Abtheilungen die Beschreibung der Sammlungen des Kaisers Hui-tsung (1101—1126), nämlich der Handschriften, der Gemälde und der Bronzen enthält; im 18. Jahrhundert ist es neu gedruckt worden. Andere illustrirte Kataloge gibt es aus dem vorigen und dem Anfange unsres Jahrhunderts, die aber dem des Wang Fu an Bedeutung für die älteste Zeit nachstehen.

Was wir aus ihnen lernen, ist zunächst die Thatsache, daß die chinesische Kunstindustrie im zweiten und ersten Jahrtausend vor Christus einen durchaus einheitlichen und, wie man gleich hinzufügen kann, nationalen Charakter trägt, weßhalb Hirth sie unter dem Namen der spontanen Entwicklung der chinesischen Kunst zusammenfaßt. Bekannt sind aus jener Zeit vor allem Bronzewerke und Nephritsculpturen mit schwach erhabenem Relief, die theils in zuverlässigen Abbildungen, theils in getreuen, bis auf die heutige Zeit immer wiederholten Bronzecopien erhalten sind. Es sind bauchige, flaschenartige Gefäße, Kessel mit drei Füßen und schlanke Geräthe mit kelchförmiger Mündung, die meist eine alte Hieroglyphenschrift tragen und sich im Opferdienst der Ahnen von Generation zu Generation vererbt haben. Sie sind in der Regel streifenförmig eingetheilt und vollständig mit Ornamenten übersponnen, deren immer wiederkehrender Hauptbestandtheil eine ornamental erstarrte Thierfratze ist, nach der chinesischen Erklärung das Ungeheuer Tau-tié, das Symbol der Gefräßigkeit, „das den Besitzer des heiligen Gefäßes stets zu einem einfachen Leben ermahnen sollte, indem es die Fratze als warnendes Beispiel zeigte“. Um die Theile dieses Gesichts schlingen sich dann in reicher Fülle geometrische Ornamente, die aus den Elementen des griechischen Mäander zusammengesetzt, aber dadurch durchaus von ihm verschieden sind, daß sie nie als ein fortlaufendes Band erscheinen, was bei jenem der Grundgedanke ist. Das Muster heißt bei den Chinesen das „Donner- und Wolkenornament“, und seine Entstehung ist von den Kunstgelehrten des 11. Jahrhunderts aus der Vereinigung der Hieroglyphen für Donner und Wolke hergeleitet worden, eine Erklärung, die Hirth in seinem Aufsatze über den chinesischen Mäander (Chinesische Studien I, S. 231) als glaublich annimmt. Jedenfalls haben wir es in diesen Bronzegefäßen mit einem Decorationssystem zu thun, das aus den allereinfachsten Elementen zusammengesetzt ist, wie sie bei jedem Urvolke spontan gefunden werden, das aber durch jahrhundertelange conservative Uebung in wenigen typischen Formen erstarrt ist.

Daß diese keiner Fortbildung fähig waren, ist ohne weiteres klar. Der gewaltige Aufschwung, der sich unter der Dynastie Han, d. h. seit den ersten beiden Jahrhunderten vor Christus, bemerklich macht, wird daher von Hirth auf einen frischen Anstoß von außen, auf die erste Berührung mit anderen Culturkreisen, und zwar mit denen Europa's zurückgeführt. Die historischen Grundlagen für diese Ansicht sind in den gut bezeugten Handelsbeziehungen China's zu der griechisch-römischen Welt gegeben. Ueber die Einfuhr von Seide und Eisen aus China in die Länder des Westens wissen wir z. B. aus Plinius, doch fließen die chinesischen Geschichtsquellen über die Beziehungen zum westlichen Culturkreis weit reichlicher und klarer. Sie berichten seit dem Jahre 138 vor Christus über zahlreiche Expeditionen, die theils zu kriegerischen, vorwiegend aber

[1]) München und Leipzig, G. Hirths Verlag, 1896.

zu Handelszwecken westwärts entsandt wurden und bis zu dem Lande Ta-yüan vordrangen, nach Hirth einem Grenzland von Baktrien, aus dem im Anfang des ersten Jahrhunderts vor Christus die Weintraube nach China eingeführt wurde. Ueber das Land Ta-tsin, unter dem nach Hirth nicht das ganze Römerreich, sondern nur die östliche Hälfte mit ihrer Hauptstadt Antiochia zu verstehen ist, zeigen sich die chinesischen Annalenschreiber bald leidlich unterrichtet, während den abendländischen Historikern das Land der Sinai immer ein dunkler Begriff blieb. Denn die Vermittlung aller Beziehungen geschah durch die Parther, und erst im Jahre 166 nach Christus taucht die erste „Gesandtschaft" aus Ta-tsin, wahrscheinlich eine kühne Unternehmung syrischer Kaufleute, am chinesischen Hofe auf. (Vgl. Hirth, Chinesische Studien I, S. 1 f.: Zur Geschichte des antiken Orienthandels.)

Von den chinesischen Denkmälern, die für die letzten Jahrhunderte vor Christus sicher datirt sind, nimmt bei weitem die erste Stelle eine große Gruppe von Metallspiegeln ein, von denen zwar bisher noch kein Original bekannt geworden ist, deren sich aber eine große Anzahl in Umrißzeichnung abgebildet findet in Wang-Fu's Werke Po-ka-tu-lu, dann im Si-ts'ing-ku-kién, einer Publication des vorigen Jahrhunderts, und in einer dritten aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. Nach der zweiten sind die besten Stücke bei Hirth wiedergegeben. Es sind runde Scheiben, deren eine Seite spiegelte, während die andere mit Verzierungen ganz bedeckt ist, die wir uns, wie bei den Bronzegefäßen, als Flachrelief zu denken haben, nicht als Gravirung. In der Mitte befindet sich eine buckelartige Erhebung, die meist als ein auf dem Bauche liegendes Thier gebildet und zum Durchziehen einer Schnur durchbohrt ist. Ringsum wird durch concentrische Kreise ein großes Mittelfeld, dann ein breiter Streifen und in der Regel auch noch ein schmales äußeres Band abgetrennt. Dieses letztere, um mit ihm zu beginnen, trägt häufig einen Kranz neben einander gestellter schematischer Gebilde von blüthen- oder blattartigem Aussehen, die wie verkümmerte Palmetten anmuthen und im Zusammenhang mit den gleich zu entwickelnden Gründen vielleicht in der That als diese, hier unverstanden herübergenommene Ornamentform, die in der westlichen Welt von altersher eine so große Rolle spielt, zu erklären sind. Das Mittelfeld und der umgebende Streifen sind geschmückt mit naturalistisch wiedergegebenen Weinranken mit rothen Beeren, zwischen deren Windungen Vögel und Vierfüßler sitzen und laufen, Löwe, Panther, Bock, Pfau, Elster und anderes. Was am meisten darunter erstaunen macht, das ist (auf Abb. 13) ein rennendes Pferd mit Flügeln an den Schultern, ein leibhaftiger Pegasus. Nun dürfte man freilich daraufhin allein keine Schlüsse bauen. Aber auch die Weinranken lenken unsre Gedanken unmittelbar zur griechischen Kunst hinüber. Sie sind zwar im wesentlichen naturalistisch gebildet, aber ihre Anordnung ist doch streng tektonisch, indem sie die zu schmückenden Felder und Streifen in wellenförmig gegliederten Ringen vollständig bedecken, nach einem decorativen Grundsatz der Raumtheilung und Raumfüllung, wie er sich sonst bei den östlichen Völkern nicht in dieser Strenge wieder finden dürfte, und der zum mindesten ganz andere Vorstufen der Entwicklung verlangt, als sie in den älteren Bronzegefäßen vorhanden sind. Auch im einzelnen ist die Umsetzung der Naturbilder in die decorative Form häufig mit einer stilistischen Klarheit und Reinheit vollzogen, die unmöglich in kurzer Zeit bei einem Volke entstanden sein kann, das bis dahin in einer erstarrten halb barbarischen Ornamentik befangen war. Nun kommt hinzu, daß wir innerhalb der griechischen Kunst die Epoche bezeichnen können, in der eine ganz analoge decorative Verwendung der Weinranke üblich wird. Es ist die Zeit, in der sich die griechische Cultur über Vorderasien verbreitet, die Periode der Nachfolger Alexanders. Das älteste Beispiel dürfte der prachtvolle Rankenfries am sogenannten Alexandersarkophag in Konstantinopel und an den beiden kleineren zu ihm gehörigen sein; sehr häufig ist dann die Beerenranke, bisweilen mit picken den Vögeln und laufenden Thieren dazwischen, an den ornamentalen Sculpturen der hellenistisch-römischen Zeit und an den Silbergefäßen, wie z. B. an Stücken des Hildesheimer Silberfundes, die, wenn sie auch zum größeren Theil in römischer Zeit gearbeitet sein mögen, doch in allen wesentlichen Bestandtheilen auf die hellenistische Zeit zurückgehen. Wäre bis hierher — bei Erwägung des Umstandes, daß wir die Spiegel nur aus Zeichnungen kennen, und bei der Möglichkeit der unabhängigen Entstehung realistischer Motive — immer noch zur Vorsicht zu mahnen, so werden die Beziehungen zur griechischen Kunst ganz unleugbar bei dem schon genannten „Pegasus"-Spiegel. Hier ist es in dem mittleren Streifen keine Weinranke, sondern ein Geschlinge, das mit der griechischen „Welleuranke" nicht nur die Grundgliederung gemein hat, sondern in der dünnen Stilisirung der Stengel und der schematisch umgebildeten Blüthen sogar direct etwa mit dem großen Krater des Hildesheimer Fundes verglichen werden kann. Ja, es finden sich sogar die umgebogenen Stützblätter wieder, die mit ihrem gezackten Rande unmittelbar an die Akanthusstützblätter erinnern. Und der ganze Eindruck des Ornaments bestätigt es, daß es sich hier nicht um frisch erfundene, sondern um übernommene Formen handelt, die zum Theil gar nicht verstanden werden. Auch die Spiegel in Abbildung 15 und 16 haben am äußeren Rande ein Ornament, das nichts anderes als eine verkümmerte griechische „Wellenranke" sein dürfte.

Während wir also Hirths Vermuthung von einem Einflusse der griechischen Kunst auf die chinesische bei einer genaueren Vergleichung für sehr möglich halten müssen, führt er selbst die gewichtigsten historischen Gründe für sie ins Feld. Wie schon erwähnt, ist die Traube in den ersten Jahrzehnten des ersten Jahrhunderts vor Christus nach China eingeführt worden, und zwar aus dem Lande Ta-yüan, das um das Jahr 100 endgültig unter den Einfluß China's gekommen war; Ta-yüan aber ist nach Hirth das Nachbarland des damals unter griechischen Herrschern stehenden Baktrien, so daß hier eine unmittelbare Berührung vorhanden ist. Das chinesische Wort für Traube, pu-tao, ist ein Lehnwort aus dem griechischen (*βότρυς*); auch für den zweiten Bestandtheil des Wortes hai-ma-pu-tao, mit dem von den alten chinesischen Kunsthistorikern die Traubenspiegelornamentik bezeichnet wird, versucht Hirth eine Erklärung, indem er hai-ma vermuthungsweise mit dem eranischen Gotte Haoma nebeu einander stellt und in der den Spiegeldarstellungen zugrunde liegenden Symbotik eine Mischung des Dionysoscults mit dem des Haoma vermuthet, die in jenen Grenzdistricten stattgefunden hätte. Die Chinesen hätten das hai-ma, das wörtlich „See-Pferd" bedeutet, als später nicht mehr verstandenes Lehnwort übernommen. Wie aber auch das Wort von sinologischer Seite aufgefaßt werden möge, es scheint mir bei den lebhaften Handelsbeziehungen nicht nöthig, die Ursprünge der „Traubenspiegelornamentik" unmittelbar in den Grenzgebieten zu suchen. Auch zeigt z. B. einer der — abgesehen von den Münzen sehr spärlichen — griechischen Funde aus Baktrien, eine Silberschale im Indiamuseum zu London (abg. Yule, Marco Polo I, S. 147), keinerlei eigene Elemente, sondern nur einen vergröberten hellenistischen Stil. Ehe man freilich auf eine Untersuchung nach den unmittelbaren Vorbildern der chinesischen Spiegel einginge, müßten verschiedene Vor-

fragen erledigt sein. Vor allem müßten die sämmtlichen Spiegel publicirt und die von den chinesischen Gelehrten dazu gegebenen Erklärungen in Uebersetzung zugänglich sein; dann müßten die Stücke unter sich nach stilistischen Gesichtspunkten geordnet werden, wobei man wahrscheinlich eine Reihe erhalten würde, die in ihrem Anfang sich verhältnißmäßig eng an die vorausgesetzten Vorbilder anlehnt, an ihrem Ende dagegen beträchtlich davon entfernt ist. Vielleicht wird es bei einer genauen Analyse möglich sein, neben den griechischen und etwaigen rein chinesischen Elementen auch noch einen dritten Einfluß festzustellen. Ihm möchte ich vor allem eine besondere Eigenthümlichkeit der Spiegel zuschreiben, für die ich keine Parallele weiß, nämlich die vielen in Oberansicht wiedergegebenen Thiere, die mit solchem Geschick gezeichnet sind, daß auch ihnen unzweifelhaft eine lange kunstgeschichtliche Entwicklung vorausliegen muß. Ob sich dem griechischen Strome, der durch Ta-yüan den Chinesen zufloß, vielleicht in Centralasien ein buddhistisch-indischer beigemischt hat, ist eine Vermuthung, die ich dabei kaum als eine Möglichkeit anzudeuten wage. Doch müßte sich die Untersuchung, wie es übrigens auch Hirth ja schon begonnen hat, jedenfalls in dieser Richtung bewegen.

Welcher Art die griechischen Monumente waren, mit deren Hülfe die „Farbenornamentik" in China entstand, kann ohne weitschichtige Untersuchungen ebenfalls nur angedeutet werden. Aus geschichtlichen Gründen liegt es am nächsten, sie in dem griechisch-römischen Osten entstanden zu denken, wo vielleicht das Traubenrankenmuster besonders beliebt und ausgebildet war. Hirth hat dafür auf ein Beispiel aus späterer Zeit, als chronologisch zunächst in Betracht kommen kann, hingewiesen, auf die Weinranken und Thiere einer Giebelfüllung am Sassanidenpalast von Maschita. Auch das gleichfalls späte Mosaik aus Tyrus im Louvre (Renan, Mission en Phénicie Taf. 49), das mit seinen durch Thiere und Gruppen belebten Ranken ohne Zweifel auf alte Vorbilder zurückgeht und mancherlei Analogien zu den chinesischen Spiegeln aufweist, ließe sich nennen. In ältere Zeit dagegen, nämlich in das erste Jahrhundert vor und nach Christi Geburt, führt eine Gattung von phönikischen Bleisarkophagen, deren eine große Anzahl aus Homs in das Konstantinopolitaner Museum gelangt ist. Einer, aus Saïda, ist bei Renan a. a. O. Taf. 60, 1 abgebildet. Bei ihnen gehört eine wellenförmige Weinranke mit Beeren, allerdings ohne Thiere, zu den ständigen Decorationselementen. Wohl möglich aber, daß es das hellenistische Kunsthandwerk in Syrien und Phönikien war, das dem Osten seine Erzeugnisse zusandte. Aber ich muß es solchen, die in den vorderasiatisch-griechischen Alterthümern bewanderter sind, überlassen, den Mittelgliedern zwischen Griechenland und China des näheren nachzuspüren. Zunächst werden wir uns im allgemeinen mit der Erkenntniß begnügen müssen, daß die gewaltige Culturströmung, die mit dem Zuge Alexanders nach Osten anhebt, ihre Wellen nicht nur bis Indien erstreckt hat, sondern daß ihr an der Grenze der hellenistischen Reiche die Sendlinge einer anderen Culturwelt entgegenkamen, um von ihr die Erzeugnisse einer ausgereisten Kunst zur Befruchtung ihres eigenen erstarrten bildnerischen Triebes in Empfang zu nehmen.

Wie weit freilich die Wirkung importirter griechischer Vorbilder sich erstreckt hat — ob wesentlich über diese Classe der Metallspiegel hinaus —, scheint einstweilen nicht entscheidbar. Die Felsreliefs, die in der Provinz Schantung gefunden wurden und die man früher in vorchristliche Zeit datirte, werden jetzt von Chavannes (La sculpture sur pierre en Chine) und Hirth vielmehr in das zweite Jahrhundert nach Christus gesetzt. Es sind flach eingetiefte Darstellungen von Menschen und Thieren in Situationen des täglichen Lebens, in einem Stil, den man am besten als einen archaischen Silhouettenstil bezeichnet, über dessen Entstehung man sich aber des Urtheils enthalten muß, solange seine aus dem zweiten Jahrhundert vor Christus bezeugten Vorläufer nur durch literarische Nachweise bekannt sind. Auch hier kommt übrigens einmal (Paléologue, S. 131) das rennende Flügelpferd vor.

Mit der Einführung des Buddhismus in China im Jahre 67 nach Christus beginnt die Einwirkung der indischen Kunst, die in den folgenden Jahrhunderten mit der Ausbreitung der Religion mehr und mehr zunimmt. Zuerst werden buddhistische Kunstwerke aus Indien gebracht, aber allmählich entwickelt sich im Lande selbst die religiöse Malerei, bisweilen neu angeregt durch einwandernde indische und centralasiatische Künstler. Der indische Einfluß erstreckte sich auch bis Korea und von da weiter bis nach Japan. Daraus erklärt sich die von Gonse, l'art Japonais bemerkte Thatsache, daß die älteste japanische Kunst in der That viel mehr indisch ist als chinesisch.

Es würde hier zu weit führen, den weiteren Gang von Hirths Untersuchung wiederzugeben. Nur das sei noch gesagt, daß mit der Ankunft der ersten christlichen Missionare im Anfang des 18. Jahrhunderts auch die europäische Kunst hie und da auf einzelne Künstler einwirkte. Ein drolliges Beispiel dafür bildet Hirth auf S. 63 ab, einen Holzschnitt aus dem Jahre 1743, auf dem einem echt chinesischen Helden ein Kopf mit langer Lockenperücke und weißen Bäffchen über seinem chinesischen Panzer aufgesetzt ist; der Maler, der an der Aufgabe, einen mit aufgelöstem Haar in den Kampf ziehenden Krieger zu schildern, gescheitert war, hat sich offenbar von einem Europäer ein Vorbild geben lassen. In der neueren Zeit endlich hat eine lebhafte Rückwirkung der japanischen Kunst, besonders auf die Industrieerzeugnisse stattgefunden.

Der lebendig und geistvoll geschriebenen Schrift ist ein chronologischer Anhang beigegeben, der die für die Kunstgeschichte China's wichtigsten Thatsachen in gedrängter Uebersicht enthält, eine höchst dankenswerthe Unterlage für einen weiteren Ausbau. Denn das scheint mir, wenn es einem Nichtsinologen erlaubt ist, hier mitzusprechen, der Weg, auf dem das weite und schwer zugängliche Gebiet am ehesten erobert werden kann: daß man aus der umfänglichen kunstgeschichtlichen und geschichtlichen Literatur zuerst das Gerüst der überlieferten Thatsachen aufbaut. Das kann nur von einem Sinologen geschehen, der diese Quellen vollkommen beherrscht. Dann erst hat die kunstgeschichtliche Betrachtung den festen Boden, um das gewiß unendlich reiche, zum größeren Theil in chinesischen Museen verborgene Material klar zu ordnen und zu würdigen. Zu alle dem aber gehört das, was Hirth in seiner Vorrede gegenüber der Meinung anderer für den echten Sinologen verlangt: eine langjährige Vertrautheit mit chinesischer Sitte und Sprache, eine absolute Fertigkeit im Lesen chinesischer Texte und — bei der ungeheuren Schwierigkeit dieser Dinge — eine vollständige Beschränkung auf diese eine Aufgabe. China rückt immer mehr in den Vordergrund nicht nur des culturellen, sondern auch des wirthschaftlichen Interesses in Europa. England, Frankreich und Holland haben bereits seit langem eigene Professuren für Chinesisch. Wäre es nicht an der Zeit, auch in Deutschland einen Lehrstuhl ausschließlich für das Fach der Sinologie zu errichten? Denn das leuchtet auch dem Laien ein: wenn irgendwo, so ist hier, um dauernde Erfolge zu erringen, die völlige Specialisirung des Studiums nöthig, die darum noch durchaus nicht, wie das Beispiel Friedrich Hirths zeigt, blind zu machen braucht gegen die großen Culturzusammenhänge.

Heinrich Bulle.

Digitized by Google

Neue Novellen.

S. S. „Ein Buch, das man nicht zweimal zu lesen vermag, ist überhaupt nicht werth, auch nur einmal gelesen zu werden", so haben wir an einer anderen Stelle unsre Ansicht vom Lesen einmal ausgesprochen. Sie läßt sich ebensowohl auf alle Individualitäten anwenden, als auf die mannichfachen Zwecke, um derentwillen man liest. Ob ein Buch bloß das Unterhaltungsbedürfniß befriedigen, ob es ästhetischen Genuß bieten soll, oder ob man damit das Wissen vergrößern, auf dem Wege zur Erkenntniß fortschreiten will — immer wird es der Prüfstein für die Wirkung auf den Leser sein, ob er geneigt sein wird, es ein zweitesmal zur Hand zu nehmen. Von den Früchten der Tagesliteratur sind nur wenige solcher Probe gewachsen. Weder für die Unterhaltung, noch für die ästhetische Befriedigung ist in den heutigen Modebüchern sonderlich gesorgt — die Bücher aber, die eine mächtige Einwirkung auf das ganze Denken und Empfinden auszuüben vermögen, gedeihen zu allen Zeiten nur in geringer Anzahl und heute vielleicht noch weniger als ehedem. Gelegentlich wäre wohl auch einmal ein Wort über den Schaden zu sagen, den das Buch als solches durch die Ausdehnung der Zeitungs- und Zeitschriftennovellistik erlitten hat.

Nur wenige von den siebzehn Büchern, die vor uns auf dem Schreibtische aufgethürmt sind und schon seit Wochen vorwurfsvoll an die immer verschobene Besprechung mahnen, vermöchten jene Probe zu bestehen. — Was bei vielen neueren Erzeugnissen unangenehm auffällt, ist der geringe Respect vor der Muttersprache. Die Einsicht, daß man vor allem saubere Toilette gemacht haben muß, wenn man vor das Publicum treten will, ist keineswegs bei allen denen vorhanden, die heute drucken lassen, und manche neue Bücher wimmeln von den stärksten Sprachdummheiten.

Als abschreckendes Beispiel sei zuerst der „realistische Roman": „Die Sünderin" von Max Lust[1]) erwähnt. Es wäre thöricht, dem Realismus seine Berechtigung in der Literatur streitig machen zu wollen; sind doch gerade unsre größten Erzähler, auch die als Idealisten geltenden, zuweilen volle Realisten in dem Gebrauch der Kunstmittel. Was uns aber hier unter dieser Bezeichnung geboten wird, das segelt unter falscher Flagge. Ausgeburten einer ungesunden, schmutzigen Phantasie in fehlerhafter Sprache und ohne jeden Formensinn dargestellt: diese Art von Realismus wird jeder reinliche Geschmack mit Entschiedenheit ablehnen. — Ein junges Mädchen wird in den Jahren ihrer Entwicklung von schwülen Träumen heimgesucht, sie betrachtet sich als eine Sünderin und erleidet große Seelenqualen, denen sie körperliche Kasteiungen zugesellt. Ihre ganze Auffassung vom Leben ist durchaus abnorm; die Schilderung, wie sie heirathet, wie sie Mutter wird, wie die Eifersucht in ihr erwacht, der Ehefriede gestört wird, das alles sind keine Bilder aus dem wirklichen Leben. Und das gilt auch von den Menschen, die uns gezeigt werden, von ihren Gedanken und Erlebnissen. Der Realismus des Verfassers ist schließlich nichts anderes, als eine Geflissentlichkeit in dem Gebrauch von Ausdrücken, die man in der guten Gesellschaft vermeidet, in dem Aufsuchen von Situationen, die einfach widerwärtig sind. Dabei stoßen wir oft auf grobe Geschmacklosigkeiten, zu denen besonders reichlich das Tagebuch des Schriftstellers Licht, des Gatten Ella's, beiträgt. Das böse „voll und ganz" kommt darin auf einer Seite zweimal vor und ein andermal heißt es: „Mein lieber kleiner Imo lebt nicht mehr, ich hätte ihn gerne heranwachsen sehen, er war ja Fleisch von meinem Fleisch und Geist von meinem Geiste." Schreibt ein Vater so, dem sein einziges Kind entrissen wurde?

1) München, August Schupp 1896.

Anna Croissant-Rust wird, wenn wir recht unterrichtet sind, unter den Vertretern der sogenannten „Moderne" sehr geschätzt. Ihre beiden Novellen „Der Kaladn" und „Prinzessin auf der Erbse"[1]) zeigen in der That eine gewisse Kraft, dem Leser die Situation lebendig vorzuführen, in die ihn die Verfasserin versetzen will; die Verzerrungen und Fratzen aber, die sie darbietet, entsprechen ebensowenig dem wahren Antlitz der Natur, als die übermalten und geschniegelten Friseurladenköpfe, die wir bei manchen anderen Autoren sehen. Hat wohl schon einmal jemand im Leben ein so wunderliches Gemisch von Verschrobenheit und guten natürlichen Regungen, eine Person mit so merkwürdig vielseitigem Sittencodex wie diese Frieda getroffen? Die Titel der beiden Novellen, für die sich auch noch andere Benennungen hätten finden lassen, machen den Eindruck, als ob der ahnungslose Leser durch sie nur angelockt werden sollte, etwa wie es mit den großen Placaten der Schaubuden geschieht.

Nach der unerquicklichen Empfindung, die bei uns zurückbleibt, wenn wir uns durch derartige Bücher hindurchgewunden haben, ist es eine wahrhafte Erholung, eine Erzählung von Hans Hopfen zu lesen, der wenigstens gut zu schreiben weiß. „Die Siegerin"[2]) ist nun allerdings kein Kunstwerk. Die Geschichte setzt flott und lebhaft ein, zerflattert dann aber. Sie ist das, was man früher unter der Rubrik moralische Novellen aufzuführen pflegte, eine Geschichte mit einer Moral, der Moral nämlich, daß ein Offizier nur heirathen darf, wenn seine Auserkorene mit genügenden Geldmitteln versehen ist, um die Caution zu stellen, oder wenn er selbst sich in guten Vermögensverhältnissen befindet. Kommt man zu diesem Ergebniß der so hübsch beginnenden Geschichte, so kann man sich eines gewissen Mißmuthes nicht erwehren. Um die Freigebung des Offiziers durch die Heldin zu erreichen, gebraucht der Verfasser übrigens ein kleines Kunststück. Der Anblick eines Postbeamten, in dem sie den früheren Offizier erkennt, und die Vergrämung, die sein ganzes Wesen darüber zum Ausdruck bringt, daß er seinem ehemaligen Stande entsagen mußte, wirkt entscheidend auf den Entschluß der Heldin. Nun hätte sich aber sehr wohl ein zurückgetretener Offizier im friedlichen und glücklichen Familienleben auch bei kleinen Verhältnissen, etwa auf dem Lande, darstellen lassen, und dann wäre Lore Glenk eben wieder anderen Sinnes geworden. Sehr hübsch und lebhaft ist ein großes Volksgedränge gelegentlich der Frohnleichnamsprocession dargestellt. Ob ein katholischer Priester die Rath und Hülfe flehende Andersgläubige so anhören und auch so Antwort geben wird, wie es hier geschieht, das ist ja immerhin möglich, aber doch wohl mehr als unwahrscheinlich.

„Lucrecia" von Konrad Telmann,[3]) dem kürzlich verstorbenen, behandelt im Anfang das Cymbeline-Motiv und läßt eine sich über den Stoffkreis der Telmann'schen Bücher erhebende Ausführung erwarten. Bald nach dem Beginn aber erlahmt das Interesse und es kommt nichts dabei heraus, als die gefrorene Gluth, die wir in den Geschichten dieses Autors so häufig finden.

„Vergelt's Gott", Skizzen und Stimmungen von Marie v. Glaser,[4]) haben wir nicht ohne ein gewisses Bedauern gelesen. Die jugendliche Verfasserin hat ein bedeutendes Schilderungs- und Darstellungsvermögen, aber sie sollte ihre Kraft nicht in solchen Kleinigkeiten, wie den Skizzen aus dem Salonleben, zersplittern, lieber weniger und nur

1) München, August Schupp 1896.
2) „Die Siegerin." Eine Wiener Geschichte von Hans Hopfen. Stuttgart, J. Engelhorn 1896.
3) „Lucrecia." Novelle von Konrad Telmann. Dresden und Leipzig, Karl Reißner.
4) Berlin, Gebrüder Paetel 1896.

Digitized by Google

ausgereiftes drucken lassen, auch vielleicht größeren Aufgaben zustreben.

„Aretin und sein Haus“ von Rudolf v. Gottschall [1]) behandelt eine der merkwürdigsten Gestalten der Renaissancezeit im Tone einer ganz modernen Liebesgeschichte. Wir sind eben durch Konrad Ferdinand Meyer verwöhnt worden und machen an historische Romane und Novellen andere Ansprüche, als es in der Zeit der Tromlitz und Van der Velde geschah. Uns interessirt in erster Linie natürlich das rein Menschliche, das zu allen Zeiten den Hauptinhalt bilden muß, aber wir wollen auch den Geist der Zeit ernst und richtig wiedergegeben sehen, in dem eine Geschichte sich abspielt. Mit ganz unwesentlicher Retouche könnte man aber die Liebesgeschichte zwischen der Tochter Aretins und dem Sohne Arioste's in das das empire oder in noch modernere Zeiten versetzen.

Eine eigene Stellung in der Literatur nehmen die ausgesprochenen Judengeschichten ein. Es ist eine fremde Welt, die in Bernsteins „Voegele der Maggid“ und „Meudel Gibbor“, in Komperts „böhmischen Geschichten“ geschildert wird, und sie übt gewiß einen eigenartigen Reiz auf den Leser aus. Unter den neueren Erzeugnissen dieser Art sind die bei Reclam erschienenen „Bilder aus dem böhmischen Ghetto“ von S. Kohn, darunter als wahres Cabinetsstück die Geschichte des braven einfältigen Kundschaftsgehers David Leb Magdeburger, dem besten, was auf diesem Gebiete erschienen ist, zur Seite zu stellen. Von diesem Autor liegt uns ein neues Buch [2]) vor, das aber lange nicht auf der Höhe des erwähnten steht. Wer sich für derartige Literaturerzeugnisse interessirt, der wird an den alten Ghettobildern, in denen die einzelnen Gestalten besser charakterisirt sind und die ganze Darstellungsweise flotter und frischer ist, größeren Genuß haben, als an diesen neuen, unter denen allenfalls die lustige Schnurre „Ein anderes“ hervorzuheben sein dürfte. Warum der Autor sich als Verfasser des in weiten Kreisen unbekannt gebliebenen „Gabriel“ vorstellt, ist uns nicht recht verständlich.

In dem Novellenband vom Prinzen Emil Schoenaich-Carolath [3]) lernen wir ein ganz merkwürdiges Buch kennen. Abgesehen davon, daß die mittlere der drei Geschichten die Niederwerfung des 1849er badischen Aufstandes zum Hintergrund hat, also in einer Zeit spielt, die dem Gedächtniß der Gegenwart nur noch wie ein undeutliches Traumbild vorschwebt, ist der ganze Ton der drei Erzählungen derart, daß man ihre Entstehung wohl in eine fern liegende Vergangenheit zurückverlegen könnte. „Der Heiland der Thiere“ schildert in ergreifender Weise, wie das Kind, das durch die Milch der guten Bleßkuh gerettet wurde und eine warme, treue Anhänglichkeit an das Thier empfindet, dann bei dem ersten Anblick der getödteten Creatur tiefe Erschütterung erfährt. Wie dann aber der Heranwachsende immer stärker zu dem Glauben kommt, daß er zu dem Heiland der Thiere berufen sei, und wie er daran zugrunde geht, das ist ja ein kühnes, aber doch etwas seltsames Phantasiegebilde. Dieser Autor neigt zum Düsteren und hat seinem Buch als Motto einen italienischen Vers vorangesetzt, in dem es heißt, daß kein Recht auf Unglück hat, wer nicht groß ist.

Auch Otto v. Leitgeb liebt die dunklen Töne. Dieser Schriftsteller, Verfasser der zwei Novellen „Schwester Brigitte“ und „Ein Geigenlied“, [4]) macht den Eindruck eines ernsten Talentes, dessen Erzeugnisse sich über das Durchschnittsmaß erheben. In der Novelle „Schwester Brigitte“ macht sich eine gewisse technische Unbeholfenheit fühlbar, auch übt der gleichmäßig trübe, schwermüthige Ton einen Druck auf den Leser aus; doch ist diese Geschichte eines verlorenen Jugendglückes von starker Wirkung. Rührend ist das Verhältniß zwischen der Heldin und ihrem Vater dargestellt. „Mit aller Kraft ihrer Seele mühte sie sich ab, zu verdecken, wie ihr Leben zusammenbrach. Niemand sollte es erfahren. Einer aber kannte sie ganz genau und wußte alles, auch ohne daß sie ein Wort gesprochen: ihr alter Vater. Er sah, wie verkümmert sein Herzblatt aussah, und wußte, was sie stumm in sich trug. Und so begann ein Spiel der Täuschung zwischen den beiden. Keines wollte dem andern seine Gedanken verrathen, keines sich schwach zeigen. Manchmal war es der süßeste Trost für sie, dieses stumme Verständniß des Vaters. Und dann wieder wurde ihr Schmerz nur größer daran, zehnfach und hundertfach. Sie konnte den stillen traurigen Blick in seinen Augen oft nicht ertragen. Dann bemühte sie sich in ihrem Wesen, ihm Unrecht zu geben, ihn irrezuführen.“ Statt „ertragen“ hieße es besser „ertragen“.

Ilse Frapan hat sich in der Behandlung des Hamburger Wesens eine Specialität geschaffen, in der sie schon manches Tüchtige hervorgebracht hat. „Vom ewig Neuen“ [1]) nennt sich ihr neues Buch und unter dieser Bezeichnung stellen wir uns das vor, was zu allen Zeiten das Menschenherz bewegt. Die durch den Titel erregten Erwartungen vermag der Inhalt der einzelnen Geschichten aber nicht zu rechtfertigen. „Urgroßmutters Freier“ erzählt in breit behaglichem Ton eine Liebesgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert, aus der Zeit der Franzosenherrschaft in Hamburg, und mit Glück weiß die Verfasserin uns in Ton und Stimmung der Zeit zu versetzen. Wie sie der unrichtigen Freier ledig wird, das ist humorvoll, wie sie den rechten bei der Betrachtung einer aufblühenden „Königin der Nacht“ findet, das ist hübsch und poetisch geschildert. Eine ganz reizende kleine Episode ist „Papa sein Jung“, ein Stimmungsbild von lebhafter Wirkung, dem zugleich ein starker socialpolitischer Zug innewohnt. „Ihre Ideale“, die Briefe einer als „Stütze“ in einer schweizerischen Pension thätigen jungen Hamburgerin behandelnd, ist lustig, aber nicht bedeutend; während die letzte Geschichte „Wegscheide“ in der Befreiung und Erhebung der schriftstellernden Heldin durch einen anerkennenden Brief des großen Meisters Theodor Storm ausklingt. Hier hat die Verfasserin wohl ein Stück eigenen Lebens hineinverwebt, was übrigens auch bei anderen ihrer Geschichten der Fall ist. Theodor Storm, der Dichter der Erinnerungen, der vertrockneten Rosenblätter, der verblaßten Pastellbilder, hat, wie es scheint, überhaupt starken Einfluß auf die Verfasserin ausgeübt. Ilse Frapan ist gewiß eine Schriftstellerin von ungewöhnlicher Begabung, sie hat uns immer etwas zu sagen und weiß es in künstlerischer Form zu sagen. Störend wirkt aber zuweilen ein gewisses Zuviel. Gerade in der Knappheit und Selbstbeschränkung könnte sie von dem von ihr so hoch verehrten Meister lernen.

Unter den weiblichen Schriftstellern der Gegenwart ist Hermine Villinger zu den sympathischsten zu zählen. Sie ist immer liebenswürdig, anmuthig und geschmackvoll, und viele ihrer früheren Geschichten, die in engem Raum ein ganzes Menschenschicksal vor uns entrollen, haben wir in bester Erinnerung. Auch das neue Buch „Aus unserer Zeit“ [2]) bringt neue Beweise ihres alten Könnens. Besonders ist in dem Nachtstück „Die Bas“ ein großer Zug. Die grausige Alte und das singende Finele, das ist ein Bild, das in den Märchenvorstellungen aller Völker

[1]) Berlin, Gebrüder Paetel 1896.

[2]) Alte und neue Erzählungen aus dem böhmischen Ghetto von S. Kohn, Verfasser von „Gabriel“. Zürich, Cäsar Schmidt 1896.

[3]) Der Freiherr. Regulus. Der Heilond der Thiere. Drei Novellen von Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. Leipzig, G. J. Göschen 1896.

[4]) Ausklang. Zwei Novellen von Otto v. Leitgeb. Leipzig, H. Haessel 1896.

[1]) Vom ewig Neuen. Novellen von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel 1896.

[2]) Stuttgart, A. Bonz u. Co.

erscheint, ins Wirkliche übersetzt. Hübsch ist auch die Geschichte „Revisors", in der uns die wackere Anni und der lustige Fratz sehr gefielen. In den anderen Novellen hat uns ein gewisses Glattbügeln gestört. „Aus dem Hexenreiche" ist eben nur eine unterhaltende Familienblattgeschichte, in der das Loblied der körperlichen Kraft und Gewandtheit vielleicht etwas zu stark hervortritt, und „Bons" ist leider Kalenderwaare.

Der Titel des Buches „Ist das die Liebe?"[1]) ist vielleicht etwas anspruchsvoll. Die beiden Novellen, die es enthält, machen uns mit einem Autor bekannt, der mit einfachen Mitteln Bedeutendes zu erreichen vermag und bei dem auch die flotte, frische Schreibweise angenehm berührt. Schnitzer ist in verschiedenen Sätteln gewandt. Die fröhliche Geschichte „Der Knopf" erinnert an Thackeray und Dickens, die ernste, „Die Sünde", klingt an die Herbigkeit der nordischen Dichter an. Dabei weiß Schnitzer uns seine Menschen in wenigen Strichen lebendig zu zeigen und auch die Umgebung sehen wir deutlich vor uns. Vom gleichen Autor erschien bereits in dritter Auflage „Käthe und ich",[2]) ein ganz allerliebstes Buch, das in seinen Scenen aus dem einfachen Alltagsleben sich durch den Geist und Humor, von dem es erfüllt ist, weit über die sehr populär gewordenen platten Buchholziaden erhebt. Manches junge Ehepaar wird in den Erlebnissen der liebenswürdigen, herzensguten Frau Käthe, die freilich auch manchmal schmollen kann, und ihres das Pantöffelchen mit Ergebenheit ertragenden Gatten eigene Erinnerungen aufgefrischt sehen. Von den einzelnen Capiteln ist besonders dasjenige ganz prächtig, in dem die junge Frau ihrem Groll gegen die Braut von Messina Luft macht, deren einzelne Sentenzen ihr nur als Aufsatzthemata in schaudernder Erinnerung geblieben sind. Wir haben noch selten eine so gute Satire auf die Art gelesen, wie die Schule der heranwachsenden Jugend das Vergnügen an den klassischen Autoren zu verleiden weiß.

Das beste bei unsrer Besprechung haben wir uns auf zuletzt aufgehoben. Wir kommen nämlich jetzt zu einem Autor, bei dem wir selbst das Recept erprobten, das wir an die Spitze unsrer Betrachtungen gestellt haben. Die Novellen „Peter Paul" und „Einklang" lasen wir zum erstenmal, als sie von der „Deutschen Rundschau" gebracht wurden. Da uns nun das Buch[3]) zuging, lasen wir sie ein zweitesmal und zwar nicht nur mit unvermindertem, sogar mit gesteigertem Interesse. Wie in dem einfachen Titel „Drei Novellen", in der schlichten Widmung „Mutter Sophie zugeeignet", so liegt in dem ganzen Wesen Anselm Heine's ein Zug schlichter Vornehmheit. Die Novellen bewegen sich sämmtlich in der Künstlerwelt, und in den Motiven liegt bei den beiden erwähnten insofern eine gewisse Uebereinstimmung, als es sich in „Peter Paul" um einen blind gewordenen Maler, in „Einklang" um einen Geigenspieler handelt, dessen linke Hand an einer durch Ueberanstrengung hervorgerufenen unheilbaren Erschlaffung der Muskelbänder leidet. Peter Paul hat im Kreise der Kunstfreunde den Ruf, daß er alles könne, er imponirte den Gefährten, die von seiner Phantasie hingerissen wurden und ihm gewaltige Schöpfernatur zutrauten. In der That sind die Bilder, wie er sie mit seiner großen Redekunst darstellt, ganz hervorragend, aber ein eigentlich fertiges Bild von ihm hat noch niemand gesehen, und dasjenige, mit dem er von Paris aus so großen Erfolg erzielte, war nicht sein Eigenthum, war dem Bilde eines im Irrenhaus gestorbenen genialen Malers nachgeahmt. Die stille bescheidene Frau Professorin hatte Recht behalten, als sie frühzeitig seine blinkenden Reden als „Rübezahlgold" bezeichnete, und der Erzähler der Geschichte wird von tiefer Erschütterung ergriffen, da er erkennt, wie glücklich es für Peter Paul war, daß er erblindete und man ihn weiter als das Genie betrachten konnte, das vom grimmen Schicksal verfolgt wird. So wird auch Peter Paul von Entsetzen erfaßt und zu einer Beichte in stiller Nachtstunde dem Freunde gegenüber veranlaßt, da dieser den Plan einer Heilung, der aber mißglückte, in Angriff genommen hatte. Dem hohlen, von erborgtem Glanze lebenden Manne steht in der gediegenen kernhaften Frau Sophie eine bedeutende weibliche Erscheinung gegenüber. Der gleiche Gegensatz zwischen dem zerfahrenen Mann und der tüchtigen, echten und vornehmen Künstlernatur, die sich mit ihm vereinigte, bildet auch den Inhalt der Novelle „Einklang". Früher verkörperten die weiblichen Schriftsteller in ihren Helden die Ideale, die sie in der Brust trugen, und die schönsten Frauengestalten der Dichtung wurden von Männern geschaffen. Doch „solche Thaten sind von ehedem". Deßhalb brauchen wir uns durch die kümmerliche Rolle, die bei Anselm Heine die Männer im Vergleich zu den Frauen spielen, nicht in der Vermuthung beirren zu lassen, für die manche kleine und feine Züge sprechen, daß wir es in ihm mit einem weiblichen Autor zu thun haben. Der Inhalt der Novelle „Einklang" zeigt mit zwingender Gewalt, wie die beiden herrlichen Helden, die beide große Künstlernaturen, in ihrer ganzen Schaffensfähigkeit gelähmt werden, wie ihr Lebensglück vernichtet wird, weil sie sich so ganz auf einander nivellirt hatten. „Mit Absicht hatte er ihr von allem mitgetheilt, was ihn interessirte, nicht allmählich, sondern fast gewaltsam. Sie selbst hatte sich ebenso absichtlich und gewaltsam in seine Anschauungsweise vertieft. Nun hatte sie die Quellen kennen gelernt, aus denen er schöpfte, er bot ihr nur selten noch Unerwartetes." Nur in dem besonderen Falle, den der Verfasser behandelt, mag der düstere Ausgang begreiflich, wenn auch nicht in vollem Maße gerechtfertigt erscheinen. Eine allgemein gültige These darüber, daß in der Ehe völlige Einheit in den Anschauungen nicht herrschen solle, daß es für ein Künstlerpaar besser ist, wenn sie nicht ganz in einander aufgehen, wollte der Verfasser nicht geben und konnte er nicht geben. Von der Darstellungskunst des Autors mag die folgende Schilderung eines Frühlingsabends in der Großstadt ein Bild geben: „Oben auf dem Eisenbahndamm sausten die Züge mit glühenden Augen aus dem Dunkel hervor und tauchten wieder ins Dunkel hinein. Drunten aber rollten, rollten die Droschken, jagten die Equipagen, klingelten die Pferdebahnen, auf deren blankem Verdeck sich der Mond spiegelte. Und überall in den getünchten Steinkolossen geöffnete Fenster, wache Lichter und Menschen, die sich weit hinausbiegen, wie ich, von einer wunderlichen Nachdenklichkeit erfaßt. Denn man spürt den Frühling, so sehr er sich auch verbirgt. Ein Hauch von Veilchen liegt in der Luft und der harzige Geruch junger Blattknospen. Alle Heimlichkeiten werden wach, bei dem einen nur als eine stumme, ermattete Sehnsucht, der die Flügel fehlen — den andern reißt's empor, preßt ihm die verschwiegensten Gedanken aus der Seele und zwingt ihm Ton und Sprache auf, daß er sie hinausschreit, mitten hinein in diese banale, geschäftige Alltagswelt." — Auch in Kunstkreisen, aber in niederen Regionen, spielt die Novelle „Der Rosenstock". Lebendig und poetisch ist darin der Zauber der Frühlingsnacht geschildert, aber für unsern Geschmack ist der Ton in der zweiten Hälfte dieser Novelle zu lehrhaft und die furchtbaren Folgen, die aus der plötzlich entstandenen späten Galanterie des Orchestergeigers gegen seine Gattin sich ent-

[1]) Ist das die Liebe? Zwei Novellen von Manuel Schnitzer. Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft 1896.

[2]) Käthe und ich. Erlebnisse und Erfahrungen aus junger Ehe. Berlin, Friedrich Schirmer 1896.

[3]) Drei Novellen von Anselm Heine. Berlin, Gebrüder Paetel 1896.

Digitized by Google

wickeln, machen etwas zu sehr programmmäßigen Eindruck. Anselm Heine spricht mehrfach in Tönen warmer Verehrung von Gottfried Keller, aber der Stoffkreis seiner Geschichten hat mit dem gesunden Grundzug der Keller'schen Schöpfungen nichts gemein. Vielmehr athmet man bei Heine eine recht beengende Luft. In einem darf der junge Autor mit Keller verglichen werden, darin, daß er den Boden und die Umgebung auch genau kennt, die er schildert.

Während bei den meisten der bis hieher besprochenen Bücher die Arbeit ungleich größer war, als das Vergnügen, haben wir die in neuer Auflage vorliegenden älteren Erzählungen von Marie v. Ebner-Eschenbach [1]) mit reinem Genuß gelesen. Die künstlerischen Vorzüge der Verfasserin treten ja in ihren späteren Büchern gereifter und entwickelter hervor, aber ihre große Seele, ihre Herzensgüte erkennt man auch in diesen älteren Erzählungen und man hat bei ihr immer das Gefühl, daß man sich in der besten Gesellschaft befindet. Welch tiefen Blick in die Volksseele zeigt die Skizze „Die Großmutter", von welch ergreifender Wirkung ist der Inhalt der „ersten Beichte"! In manchen der Geschichten sind ganze Romanstoffe nur kurz behandelt, so in dem Fragment „Ein Edelmann", in dem die Betrachtungen der selbst zum höchsten Adel gehörenden Verfasserin über die Bedeutung des Wortes „Adel verpflichtet" in einem Zeitalter, in dem die Arbeit als Pflicht eines jeden betrachtet wird, zwar anfechtbar sein mögen, aber jedenfalls von einem hohen Sinn zeugen. Die Erzählung „Ein kleiner Roman", [2]) die jetzt auch in dritter Auflage vorliegt, ist eine Art von Gouvernantengeschichte und behandelt Motive, die schon häufiger dargestellt worden sind. Aber wie sehen wir die Menschen vor uns, namentlich die junge Großmutter, die Zofe Francine, die kleine Anka, und wie weiß die Verfasserin den Stoff packend auszuführen! Die Heldin, die als Siebzigjährige ihre Jugendgeschichte erzählt, ist eine anmuthvolle Greisin. „Die großen, hellbraunen Augen haben ihr Feuer längst verloren, aber es spiegelt sich in ihnen der Widerschein eines inneren Lichtes, einer Seele von Güte, Geist und Adel." Anka, die Grafentochter, deren Erzieherin die Heldin ist, ist das Böse in der Menschennatur, eine Figur, die in der Erzählung „Das Schädliche" so erschütternde Ausführung gefunden hat.

Zum Schluß sei noch eines Autors gedacht, der es stolz verschmäht hat, dem Tagesgeschmack zu huldigen und der es darum in seinen Büchern nie auch nur annähernd zu einer so großen Auflage bringen wird, wie die Mode- und Tagesschriftsteller. Aber allmählich ist der Kreis der Anhänger Wilhelm Raabe's gewachsen und diese bringen ihm eine hingebende Treue entgegen, wie sie in solchem Grade vielleicht kaum ein zweiter unter den zeitgenössischen Schriftstellern besitzt. Anders als die anderen ist er auch in dem jetzt vorliegenden dritten Band der „Gesammelten Schriften", [3]) in dem die Sommergeschichte „Vom alten Proteus" selbst dem Raabekundigsten Leser einige Schwierigkeit machen wird, die lustige Frankfurter Geschichte „Eulenpfingsten" ihm fröhliches Behagen bereitet und das Zeitbild „Höxter und Corvey" die Meisterschaft Raabe's in der Wiederbelebung großer historischer Epochen erkennen läßt. „Frau Salome" macht uns mit einigen jener echt Raabe'schen Gestalten bekannt, die zu kennen Gewinn fürs Leben ist, und „Die Innerste", eine Historie von erschütternder Kraft, zählt zu den reinsten Schöpfungen des Meisters. Mit diesem dritten Band liegt die Sammlung der kleineren Erzählungen abgeschlossen vor, in denen die verschiedenen Seiten Raabe's alle zum Ausdruck kommen, Humor und Ironie, Fröhlichkeit und Wehmuth, und in denen uns Menschen entgegentreten von so scharf ausgeprägter Individualität, daß wir sie nicht wieder vergessen, wenn sie uns einmal bekannt geworden sind. Es liegt in der ganzen Art dieses Schriftstellers begründet, daß sich die Ausdehnung seines Leserkreises nur langsam entwickeln kann; aber sicher gibt es kaum einen zweiten Autor, von dem man mit gleichem Recht sagen kann, daß diejenigen, die überhaupt in ein Verhältniß zu ihm kommen, sich mit der einmaligen Lectüre seiner Bücher nicht begnügen, sondern immer wieder zu ihm zurückkehren.

[1]) Marie Ebner v. Eschenbach. Erzählungen. Dritte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.

[2]) Berlin, Gebrüder Paetel 1896.

[3]) Gesammelte Erzählungen von Wilhelm Raabe. Dritter Band. Berlin, Otto Janke 1897.

Ein Wörterbuch der deutschen Rechtssprache.

In den deutschen Wörterbüchern wird die ältere deutsche Rechtssprache etwas stiefmütterlich behandelt. Niemals sind auch nur die wichtigeren deutschen Rechtsquellen systematisch ausgezogen worden, um den unübersehbaren Reichthum der deutschen Rechtssprache lexikalisch zu verwerthen. Das für die Zeit seiner Abfassung anerkennenswerthe Glossarium Germanicum medii aevi, welches Christian Gottlob Haltaus 1758 in zwei Foliobänden veröffentlichte, ist zwar für bestimmte Zwecke noch immer recht brauchbar, aber doch zum Theil veraltet und vermag nach seiner ganzen Anlage heute auch bescheidenen Bedürfnissen nicht mehr zu genügen. Abgesehen davon, wäre von einheimischen Werken nur noch v. Richthofens Altfriesisches Wörterbuch zu nennen, das aus einem projectirten Register zu den von ihm herausgegebenen friesischen Rechtsquellen erwachsen ist. Ein wissenschaftliches Wörterbuch der deutschen Rechtsterminologie fehlt. Und nicht selten steht der Jurist, der Historiker, der Philolog, der Nationalökonom einem deutschen Rechtsausdruck, der ihm in den Quellen begegnet, rathlos gegenüber.

Andere Nationen haben besser für Hebung ihres juristischen Sprachschatzes gesorgt. Schweden hat Schlyters Glossar zum Corpus juris Sveo-Gotorum antiqui, Norwegen erhielt kürzlich das Glossarium zu Norges gamle Love. In England arbeitet eine unter dem Protectorat der Königin stehende Vereinigung seit etlichen Jahren an der Herstellung eines großen Dictionary of Law Terms. In Frankreich ist 1882 das Glossaire du droit français von Ragueau und Laurière neu aufgelegt worden. Der flämischen Rechtsterminologie widmet sich Stallaerts noch unvollendetes Glossarium van verouderde rechtstermen.

Für den Sprachschatz der classischen römischen Jurisprudenz wird seit Jahren mit fast verhängnißvoller Gründlichkeit an einem Vocabularium jurisprudentiae Romanae gearbeitet. Es ist bisher über einen ersten Fasciculus nicht hinausgekommen, der in dem Wortartikel accipio abbricht. Die Nützlichkeit eines solchen Vocabulars soll hier nicht bestritten werden. Doch wird man andrerseits zugeben müssen, daß ein umfassendes Wörterbuch für die deutsche Rechtssprache mindestens ein ebenso dringendes Bedürfniß ist, wie für die römische. Den deutschen Rechtsquellen fehlt eben die Geschlossenheit, wie sie die römischen aufzuweisen haben. Es hängt mit der Zersplitterung unsrer nationalen Rechtsentwicklung zusammen, daß unser juristischer Sprachschatz in zahllosen Denkmälern zerstreut ist. Die arge Vernachlässigung, unter welcher unsre deutsche Rechtsterminologie seit Jahrhunderten leidet, hat es verschuldet, daß unsre Rechtssprache so abstract, so undurchsichtig und blutleer, daß sie dem Volke unverständlich geworden ist. Nicht selten behalfen wir uns mit gekünstelten Uebersetzungen aus dem Lateinischen, die mitunter nur der versteht, dem die Rückübersetzung ins Lateinische geläufig ist.

Digitized by Google

Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß dank der hochherzigen Opferwilligkeit einer Berliner Bürgerin, der Frau Elise Wentzel-Heckmann, jetzt mit der Ausarbeitung eines wissenschaftlichen Wörterbuchs der deutschen Rechtssprache begonnen werden kann. Die Berliner Akademie der Wissenschaften veröffentlicht darüber folgenden, von ihrem Mitgliede Prof. Heinrich Brunner vorgelegten Commissionsbericht:

Die philosophisch-historische Classe der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften hat vor mehreren Jahren die Herstellung eines wissenschaftlichen Wörterbuches der deutschen Rechtssprache in Aussicht genommen, ein Unternehmen, das die germanistische Rechts-, Geschichts- und Sprachwissenschaft schon längst als ein dringendes Bedürfniß empfunden hatte. Nachdem kürzlich das Curatorium der Hermann und Elise geb. Heckmann Wentzelstiftung die für jenen Zweck voraussichtlich erforderlichen Mittel zum Theil fest bewilligt, zum Theil unter gewissen Bedingungen und Voraussetzungen in Aussicht gestellt hatte, wählte die Classe am 5. November 1896 für das Unternehmen eine akademische Commission, die aus den Herren v. Amira in München, Brunner, Dümmler, Gierke, Weinhold in Berlin, Frensdorff in Göttingen und Richard Schröder in Heidelberg besteht. Die Commission einigte sich in ihren Sitzungen vom 3. und 4. Januar d. J. hinsichtlich der Anlage des Wörterbuches über folgende Grundsätze, deren Veröffentlichung beschlossen und von der Classe genehmigt wurde.

I. Nur ein Wörterbuch der deutschen, nicht ein Wörterbuch der germanischen Rechtssprache wird geplant. Damit ist es ausgeschlossen, daß die skandinavischen Quellen systematisch ausgezogen werden. Dennoch erscheint die Berücksichtigung der nordgermanischen Terminologie als geboten, soweit es sich um gemeingermanische Wörter handelt, und soweit die Geschichte und Erläuterung eines deutschen Rechtswortes sie verlangen. Dasselbe gilt von den gothisch-burgundischen Quellen.

II. Dagegen sind die deutschen, d. h. die westgermanischen Rechtstermini sämmtlich aufzunehmen, also auch die langobardischen, friesischen und angelsächsischen. Rechtsterminus ist jeder Ausdruck für eine rechtlich relevante Vorstellung mit Einschluß der Symbole, Maße und Münzen. Ausgeschlossen bleiben Fremdwörter, ebenso Eigennamen, soweit sie nicht, wie z. B. Malberg, Detmold, eine technisch-juristische Bedeutung haben. Dagegen sind zu berücksichtigen einerseits die Lehnwörter des deutschen Sprachschatzes, andrerseits — aber nur auf Grund der vorhandenen Glossare und Wörterbücher — die dem Deutschen entlehnten Rechtswörter der nordgermanischen und romanischen Sprachen.

Zusammengesetzte Wörter werden, wo dies von Interesse sein kann, auch nach dem zweiten Compositionsgliede eingestellt, also z. B. bnlemund, leibgeding, lnndgraf, nfgun unter mund, geding, graf, gun, dagegen nicht erhulen unter holen, nicht eelos untee loe. Aufzunehmen sind alle selbständigen (compositionsähnlichen) Wortverbindungen, z. B. Hab und Gut, Erb und Eigen, Haus nnd Hof u. deegl.

III. Die Quellen sollen bis etwa 1750 systematisch ausgebeutet werden. Deßhalb ist aber die Berucksichtigung jüngerer Quellen nicht grundsätzlich ausgeschlossen.

IV. Jeder Wortartikel soll bringen:

1. Belegstellen in Auswahl, womöglich aus allen Rechtsgebieten und Zeitalter, wichtigere Stellen in extenso. Bei allgemein gebräuchlichen Wörteen genügt es, Anfangs- und Endpunkte des Gebrauches zu fixiren. Besondere Berücksichtigung verdienen Stellen, welche Etymologien, Definitionen, Synonyma, Glossen oder Gegensätze enthalten;

2. die verschiedenen Bedeutungen des Wortes oder der Wortverbindung in möglichst genetischer Ordnung, bei Wörtern mit wechselnder Bedeutung, soweit es durchführbar, belegt durch Beispiele aus jedem Halbjahrhundert. Usuelle und occasionelle Bedeutung sollen aus einander gehalten, auf den Zusammenhang zwischen Wörtern verschiedenen Stammes, auf Synonyma und Gegensätze soll hingewiesen werden;

3. die Etymologie des Wortes, soweit sie festgestellt werden kann;

4. die Altersbestimmung u. a. nach der Lautgestalt, insbesondere bei Entlehnungen aus fremden Sprachen — wie z. B. Kerker (karkâri) aus carcerem, Manger (mangûri) aus mango, Münze (*munitn, agl. mynet, ahd. munizza) aus moneta, Pacht (mhd. phuht, *ahd. pfohtn) aus pactum — oder auf Grund der Entlehnung aus dem Deutschen in fremde Sprachen — z. B. burgus (burgum) im Lateinischen seit dem zweiten Jahrhundert — oder nach Parallelen in verwandten Sprachen, oder von Wörtern, die zum Zweck der Uebersetzung fremder gebildet sind — z. B. Gläubiger (gluubee) nach creditae;

5. Literaturangaben in möglichst deutlicher Gruppirung.

Daß ein Wortartikel zur rechtsgeschichtlichen oder rechtsantiquarischen Monographie auswachse, ist schlechterdings zu vermeiden. Rechtssätze dürfen nicht um ihrer selbst willen angeführt werden. Das Wörterbuch soll weder ein Reallexikon, noch ein antiquarisches Glossar werden.

V. Die Vorbereitung und Ausarbeitung des Werkes wird in zwei scharf zu sondernde Abschnitte zerfallen:

1. die sammelnde Thätigkeit, das Zusammenbringen des zu verarbeitenden Materials. Sie besteht hauptsächlich in dem Excerpiren der Rechtsdenkmäler und der Nebenquellen (d. h. der mittelbaren Erkenntnißquellen des Rechtes, der gelegentlich sogenannten Profanquellen). Urkunden und Nebenquellen werden nur in sachgemäßer Auswahl excerpirt. Ungedrucktes Material systematisch heranzuziehen, wird nicht beabsichtigt. Eine Vorarbeit, welche dem Unternehmen namentlich für die Abgrenzung der Rechtswörter gegenüber dem sonstigen Wortvorrath zustatten kommen dürfte, wird das Rechtswörterverzeichniß darbieten, welches Richard Schröder auf Grund der Wörterbücher und der den gedruckten Rechtsquellen beigefügten Glossare auszuarbeiten begonnen hat.

Für die allerwichtigsten Rechtsquellen sollen auf Perikopenbogen abgeschrieben und hergestellt werden.

Für die Excerptoren hat die Commission eine besondere Instruction festgestellt, welche vervielfältigt werden soll. Zu den Excerpten darf nur ein genau bestimmtes Zettelformular verwendet werden, und zwar das Octavblatt des sogenannten Reichsformats. Das Nähere sagt die erwähnte Instruction.

2. die verarbeitende Thätigkeit, darin bestehend, daß auf Grundlage des gewonnenen Materials die einzelnen Wortartikel abgefaßt, in gehörige Ordnung und in gegenseitige Beziehung gebracht werden. Verweisungen werden sich in beträchtlicher Menge ergeben, weil jede Wortform, soweit sie nicht eine bloß graphische Besonderheit ist, in der alphabetischen Ordnung vertreten sein muß, so daß sie leicht nachgeschlagen werden kann. Wenn angängig, ist der Wortartikel unter der neuhochdeutschen, eventuell unter der älteren hochdeutschen oder unter der dem Hochdeutschen zunächst stehenden Wortform zu bringen, wogegen die Wortformen, die sich nicht an derselben Stelle der alphabetischen Ordnung einreihen lassen, gehörigen Ortes mit kurzer Verweisung auf den Wortartikel aufzunehmen sind, z. B. fries. bon siehe Bann. Die Excerptenzettel erhalten daher ein zweifaches Stichwort, eines, das der Excerptor nach der Wortform der Fundstelle anbringt, ein zweites, das der Herausgeber einsetzt, um auf den Wortartikel zu verweisen, in dem das Excerpt verwerthet werden soll.

Die wissenschaftliche Leitung des Unternehmens und zugleich die Hauptarbeit hat Geh. Hofrath Prof. Dr. Richard Schröder zu Heidelberg (Neuenheimer Landstraße 2) übernommen.

Die Commission ist der Ansicht, daß das Werk in zehn bis zwölf Jahren hergestellt sein, und daß der Umfang des Wörterbuches 600 Druckbogen doppelt gespaltenen Quartformates jedenfalls nicht überschreiten werde.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Adolf Harnacks ausgezeichnete akademische Festrede „Philipp Melanchthon" (über deren Inhalt Beil. Nr. 40 unter „Berlin" berichtet hat) ist im Verlage von Julius Becker in Berlin erschienen.

* **Stuttgart.** In einer Sammlung von Silhouetten von Lehrern und Schülern der Karlsschule im Besitz des Oberbaurathes Zehm. v. Seeger (Urenkels des Schul-Intendanten) erkannte man das früheste Bildniß Schillers (Profil, in Uniform und Zopf), das der Marbacher Sammlung einverleibt werden soll.

* **Heidelberg.** Unser erster classischer Philolog Geh. Rath Prof. Erwin Rohde erhielt eine Danktagung von der philosophischen Facultät dafür, daß er den Ruf nach Straßburg an Kaibels Stelle abgelehnt.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Montag, 22. Februar. Nummer 42.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Neue Beobachtungen hinsichtlich des Abbaues unsrer Weizenarten. Von Otto Cimbal. — Wohin treiben wir? Betrachtungen eines Musikers. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Neue Beobachtungen hinsichtlich des Abbaues unsrer Weizenarten.

Von Otto Cimbal (Frömsdorf).[1])

Wenn unsre Feldgewächse in den für uns werthvollen Eigenschaften zurückgehen, so bezeichnen wir diese Erscheinung generell mit dem Worte „Abbau“. Wir wissen, daß durch die Verwendung minderwerthigen Saatgutes, durch ungenügende Düngung, unzweckmäßige Culturmethoden, durch ungeeignete Bodenlage und nicht zusagende klimatische Verhältnisse die Erscheinung des Abbaues herbeigeführt und beschleunigt werden kann, wenn mehrere der angeführten nachtheiligen Ursachen zusammenwirken. Mit Ausschluß der örtlichen Verhältnisse können wohl alle die anderen Uebelstände beseitigt werden, und gegen unzusagende örtliche Verhältnisse haben wir im Samenwechsel ein Mittel zur Correctur. Aber es gibt auch eine Anzahl Feldfrüchte, welche bei der sorgfältigsten Cultur, bei bester Düngung und peinlichster Auswahl des Saatgutes und unter sonst zusagenden örtlichen Verhältnissen allmählich in ihrer früher gekannten Ertragsfähigkeit zurückgehen und nicht mehr hoch zu bringen sind. Und besonders zeigt sich diese Erscheinung bei unsern alten einheimischen, also schon lange im Anbau befindlichen Weizenarten.

Wie vielen bekannt ist, baue ich nun schon seit einer langen Reihe von Jahren alljährlich eine größere Anzahl von Weizensorten unter ganz gleichartigen Dünge-, Boden- und Culturverhältnissen in meinem Zucht- und Versuchsfelde. Neben mehreren hundert Sämlingen, welche in den letzten 10 bis 12 Jahren aus künstlicher Befruchtung (Kreuzung) hervorgegangen sind, baue ich alle alten bekannten einheimischen Weizenvarietäten, welche ich ihrer erprobten Winterfestigkeit wegen in großem Umfange als Unterlage bei der künstlichen Befruchtung benutze, trotzdem dieselben den durch Kreuzung gewonnenen jüngeren Varietäten im Ertrage meist sehr erheblich nachstehen.

Bei der künstlichen Befruchtung nun, wo jedes Blüthchen auf seine Conceptionsfähigkeit geprüft wird, fiel es mir mit der Zeit auf, daß bei den alten Weizenarten so oft sterile Blüthchen vorhanden waren, was ich bei den jüngeren Varietäten nur selten beobachten konnte. Ich habe daher in den letzten beiden Jahren, welche hinsichtlich der Witterungsverhältnisse sehr abweichend von einander waren, dieser Sache eine größere Aufmerksamkeit zugewandt und genaue Zählungen vorgenommen. Diese haben trotz der Verschiedenheit der Witterung gleichartige und überraschende Resultate gegeben, welche geeignet erscheinen, neues Material zum Capitel vom „Abbau“ zu liefern. Bei den alten, sogenannten abgebauten Weizenarten sind bei normal entwickelten Durchschnittsähren bis 15 Procent und darüber sterile Blüthchen festgestellt worden, während schwach entwickelte Aehren einen noch höheren Procentsatz defecter Blüthchen aufwiesen. Dahingegen waren bei den jüngeren Weizensorten höchstens 2 bis 3 Procent sterile Blüthchen vorhanden. Bei einzelnen Neuzüchtungen waren sogar sämmtliche Blüthchen intact. Die meisten anormalen Blüthchen waren am oberen und unteren Theile der Aehre vorhanden, während in der Mitte der Aehre diese Erscheinung viel weniger zu bemerken war. Und unter den Sexualorganen selbst war es wieder das weibliche Organ, welches die meisten geschlechtlichen Mängel zeigte.

Ich glaube nun in dem Vorkommen einer so großen Anzahl geschlechtlich defecter Blüthchen eine nicht zu unterschätzende Ursache des Abbaues unsrer älteren Weizenarten erblicken zu sollen. Unterstützt wird diese Annahme durch das Vorkommen ähnlicher Erscheinungen bei anderen Culturgewächsen, wovon ich hier einstweilen nur unser Baum- und Strauchobst nennen will. Auch hier ist ein allmähliches Ansteigen, Beharren und Zurückgehen in der Fruchtbarkeit deutlich zu erkennen, und wenn infolge Alters die Fruchtbarkeit verloren gegangen ist, so ist nichts mehr imstande, dieselbe wieder herzustellen.

Dem aufmerksamen Beobachter des pflanzlichen Geschlechtslebens bleiben nach dieser Richtung eine Menge Analogien mit dem animalischen Leben nicht unbekannt. Ich weise nur auf die Aehnlichkeit der pflanzlichen Sexualorgane: Pistill, Narbe, Pollenbeutel und Pollenstaub, hin. Auch in den Secreten der Narbe ist unzweifelhaft eine große Aehnlichkeit mit animalischen Vorgängen zu erkennen. Eine fernere Aehnlichkeit besteht in dem überreichen — ich möchte sagen verschwenderischen Vorhandensein des Pollenstaubes, wie uns dieses bei einem blühenden Roggenfelde, in welches der Wind hineinbläst, zur Erscheinung kommt. Eine weitere Analogie können wir in dem früheren Eintritt der weiblichen gegenüber dem der männlichen Geschlechtsreife und wiederum im früheren Erlöschen der ersteren gegenüber der letzteren erblicken. Diese letztgenannten analogen Erscheinungen habe ich an einer großen Anzahl Weizendutzchen beobachten können. Selbst Gefühlsäußerungen sind vorhanden, wie ich es deutlich bei der künstlichen Befruchtung der Federnarbe des Weizens wahrnehmen konnte.

Wenn wir nun diese Analogien in den pflanzlichen und animalischen Sexualorganen und deren Functionen sehen und uns die Bedeutung des Alters im animalischen Leben nach dieser Richtung hin bekannt ist, so liegt es eigentlich doch recht nahe, daß wir dem Einflusse des Alters auf die Fruchtbarkeit unsrer Culturgewächse — besonders wenn sie Zwitterblüthler sind — mehr Beachtung werden schenken müssen, als wir es bis jetzt gethan haben. Nur

[1]) Vortrag, gehalten im Breslauer Landwirthschaftlichen Verein am 16. December 1896; wegen der Wichtigkeit seines Inhalts aus der „Illustrierten landwirthschaftlichen Zeitung“, amtlichem Organ des Bundes der Landwirthe (Jahrg. 17. Nr. 13 vom 13. Februar 1897) mit gütiger Erlaubniß abgedruckt. D. Red.

Digitized by Google

daß hier nicht das einzelne Individuum, sondern die Art altert.

Weitere Vergleichspunkte zwischen dem pflanzlichen und thierischen Geschlechtsleben bieten sich uns in einer speciellen Form der Züchtung, nämlich der „Inzucht", dar. Dieselbe bildet gerade beim Weizen eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Während bei den meisten Pflanzenarten die Blüthe eine offene ist, d. h. die die Blüthe umschließenden Hüllen, die Spelzen, sich zur Blüthezeit öffnen, so daß Fremdbestäubung durch Wind und Insecten ungehindert vor sich gehen kann, vollzieht sich das Blüthgeschäft des Weizens in der geschlossenen Spelze, welches A. Vilmorin in einer seiner Schriften treffend mit den Worten bezeichnet: „Beim Weizen findet die Hochzeit bei geschlossenen Thüren statt."

Im animalischen Leben haben wir die nachtheiligen Folgen der Inzucht nach verschiedenen Richtungen hin zuerst kennen gelernt. Unter den von ihr verursachten Schäden ist auch eine Verminderung der Fruchtbarkeit wahrzunehmen. Wer wollte es nach den unzähligen Beispielen noch bestreiten, daß bei unsern Hausthieren die Blutauffrischung ein unbedingtes Erforderniß ist, um die Degeneration abzuwenden? Bei dem Wilde zum Beispiel, welches den freien und uneingeschränkten Naturtrieb hat, gleicht der Instinct die Gefahr aus, welcher den Hirsch, das Reh u. a. zur Geschlechtszeit veranlaßt, meilenweit von ihrem Standorte fort, in andere Reviere zu gehen. Wissen doch auch die Besitzer von Wildgärten, und wenn diese noch so groß sind, ganz genau, daß in gewissen Zeiträumen frisches Blut zugeführt werden muß, wenn nicht eine Degeneration des Bestandes eintreten soll. Sehen wir uns endlich das edelste Geschöpf, den Menschen an; was für erschreckende Folgen finden wir da oft bei zu nahen verwandtschaftlichen Verbindungen; mehr als beim Thiere zeigt sich hier die Degeneration in den durch zu nahe verwandtschaftliche Verbindungen hervorgerufenen geistigen Defecten! Bei Heirathen unter nahe verwandten Menschen bestimmen wohl in einer großen Anzahl der Fälle leider nicht der freie Wille und der uneingeschränkte Zug des Herzens, der im allgemeinen solche Verbindungen keineswegs bevorzugt, sondern andere, oft recht materielle Ursachen die Wahl.

Nun, wenn wir überall in der Natur die Veranlagung und Neigung zur Kreuzung sehen, so können wir eine so wichtige Culturpflanze der Landwirthschaft, wie den Weizen, nicht der Inzucht überlassen, sondern es muß künstlich nachgeholfen werden, um die verderblichen Folgen andauernder Inzucht auszuschließen. Ja selbst wenn meine Beobachtungen und Schlüsse auf Täuschung beruhten, wenn der Weizen wider Erwarten von der Natur zur Selbstbefruchtung mit Ausschluß der sonst überall hervortretenden Folgen der Inzucht veranlagt wäre, so würde dennoch der hohe Werth einer verständigen künstlichen Kreuzung bestehen bleiben, wie dies eine Anzahl gelungener Kreuzungsproducte anderer Züchter und meine eigenen evident erweisen und wie es auch die oft geradezu staunenswerthen Resultate der künstlichen Kreuzung der Gärtner an ihren Culturpflanzen uns klar vor Augen führen. Die Gärtner hatten eher als wir Landwirthe das Geschlechtsleben der Pflanzen studirt und dessen Bedeutung hinsichtlich der Verbesserung der Arten auf künstlichem Wege erkannt und benutzt. Ich weise nur auf die gärtnerischen Züchtungserfolge im Obst- und Gemüsebau, in der Blumenzucht, in der Neuzucht der herrlichen Blattpflanzen hin.

Denen, die mir einwenden, daß, wenn meine Schlußfolgerungen richtig wären, der Weizen, sich selbst überlassen, längst zu einem Zurückgehen in seine Urform gelangt und für unsre Culturzwecke nicht mehr geeignet sein müßte — erwidere ich, daß thatsächlich eine ganze Anzahl der ältesten Weizenarten heute fast nicht mehr anbauwürdig oder schon aus dem Anbau verschwunden sind. Ich appellire an die Erinnerung der älteren Herren Berufsgenossen und frage, ob einer heute noch den Weizen erfolgreich bauen kann, welchen er vor 30 bis 40 Jahren mit Erfolg gebaut hat? Und was die Urform anlangt, für welche von einer Seite Triticum repens — die Quecke — von anderer Seite Aegilops ovata angenommen wird, so ist die Sache hier doch noch sehr unaufgeklärt. Bei der Quecke spricht die ganze Bildung der Sexualorgane und auch die der Quecke so reichlich zugemessene Fähigkeit der Bildung von Rhizomen, sowie die perennirende Eigenschaft dieser Pflanze nicht dafür. Bei Aegilops ovata spricht der ganze Typus der Pflanze nicht für eine so nahe Verwandtschaft. Eher könnte noch der äußeren Form nach Aegilops Aucheri der Urahne des Weizens sein. Es läßt sich jedoch nach den Weizenfunden in den Pyramidengräbern annehmen, daß der Weizen, wenn man nicht etwa auf Darwins Urzelle zurückgehen will, nicht aus einer Zwischenform hervorgegangen ist. Auch die einzelnen gelungenen Kreuzungsproducte von Quecke und Weizen beweisen die Verwandtschaft nicht; denn es sind auch noch mit anderen Pflanzen, zum Beispiel mit Roggen, erfolgreiche Kreuzungsversuche erzielt worden, ohne daß man daraus auf die Abstammung des Weizens aus Roggen oder des Roggens aus Weizen geschlossen hätte, da diese Nachkommen heterogener Verwandtschaft — wie im animalischen Leben — nicht weiter fortpflanzungsfähig sich erwiesen haben.

Also, ich halte die Kreuzung für eine Naturnothwendigkeit, welche wir auch dem Weizen concediren müssen, und da derselbe infolge seiner eigenthümlichen Spelzenbildung wenig dazu veranlagt ist, so muß künstlich nachgeholfen werden, wenn derselbe unsern Culturansprüchen voll genügen soll; die Zuchtwahl, welche nur vorhandene Eigenschaften fixiren oder etwas erhöhen, aber nicht neue Formen bilden kann, kann uns die Kreuzung nicht entbehrlich machen.

Wohin treiben wir?

Betrachtungen eines Musikers.

II.[1])

3. Tannhäuser und Lohengrin.

Vor der Rückkehr nach Deutschland, gleich nach Vollendung des Fliegenden Holländers, bekam Richard Wagner das Volksbuch vom Tannhäuser in die Hände. Schon früher war ihm der Stoff durch eine Erzählung von Tieck bekannt geworden, hatte ihn aber in dieser Gestalt wegen der ihm verliehenen mystisch-koketten, katholisch-frivolen Tendenz nicht angezogen. Das echte, einfache Volksgedicht fesselte ihn sofort auf das lebhafteste; was ihn vollends unwiderstehlich anzog, war die Verbindung, in welche das Volksbuch die Tannhäusersage mit dem Sängerkrieg auf der Wartburg brachte. Auch dieses dichterische Moment hatte Wagner schon durch eine Erzählung von E. T. A. Hoffmann kennen gelernt; es hatte ihm damals keinen besonderen Eindruck gemacht. Jetzt packte es ihn; er vertiefte sich weiter in die mittelhochdeutsche Dichtung; er lernte die Sage vom Schwaneuritter Lohengrin kennen, und so war ihm mit einem Schlage eine neue Welt erschlossen, von welcher er vorher keine Ahnung gehabt hatte, welche befruchtend auf seine fernere künstlerische Production wirkte und sie unbedingt bestimmte. Auf der Reise nach Dresden sah er aus dem thüringischen Thale, das er durchfuhr, die Wartburg und begrüßte sie mit seltsam heimlichen Gefühlen; sie sollte der Schauplatz seines neuen Werkes werden, des Tannhäuser, der ihn ganz und gar erfüllte. Gleich nach seiner Ankunft in Dresden, schon vor Beginn

[1]) Vergl. Beilage Nr. 40.

der Proben zu Rienzi, entwarf er das vollständige Scenarium dazu auf einem Ausflug in das böhmische Gebirge.

Der glänzende Erfolg des Rienzi in Dresden machte Wagner mit einem Schlage zu einem angesehenen Künstler; er wurde königlich sächsischer Capellmeister und trat somit in den Verband einer der ersten Opernbühnen Deutschlands. In dieser Stellung lernte er alle die Schattenseiten kennen, welche unserm Theaterwesen anhaften, das Dilemma, in welchem der Leiter eines solchen Instituts sich immer befinden muß, welches Kunstziele verfolgen und dabei doch Rücksicht auf die Wünsche und Liebhabereien des unterstützenden Hofes und des zahlenden, unterhaltungsbedürftigen und Abwechslung begehrenden Publicums nehmen soll. Wagner besaß damals nicht den Humor Goethe's, wie er sich im Vorspiel zu Faust äußert, um darüber hinweg zu kommen, und das ist wohl begreiflich. Er wurde bitter, um so mehr, als sein Rienzi auswärts keine Anerkennung fand und der Erfolg des Holländers selbst in Dresden weit hinter seinen Erwartungen zurückblieb; er wurde ungerecht gegen das deutsche Theater überhaupt, welches bei aller Unzulänglichkeit doch immerhin den Werken Mozarts, Beethovens, Webers eine Heimstätte geboten hatte, und welchem er wenige Jahre nachher die großen Erfolge danken sollte, die ihm die Möglichkeit gewährten, zu erreichen, was noch kein Künstler vor ihm erreicht hatte, den Bau eines eigenen Theaters nur für seine Werke. Später (1862) wurde er gerechter; da spricht er von dem Publicum, das sich so gern und willig für ihn entschied. (VI, 281).

Noch unter dem Eindruck der hoffnungsreichen Stimmung bei seiner Rückkehr in das Vaterland hatte Wagner mit der Bearbeitung des Tannhäuser begonnen. In ihm hatte er den denkbar günstigsten Stoff für sein Talent gefunden. Die Sage versetzt uns in die blühende Zeit der staufischen Kaiser; sie spiegelt den Glanz des Ritter- und Sängerthums und bekundet gleichzeitig in tiefsinniger Weise den Geist des Protestantismus, der unserm Volke schon Jahrhunderte vor der Reformation im Blute lag und sich in der Opposition gegen die kirchliche Autorität, in der Verdammung des päpstlichen Strafurtheils über den bußfertigen Tannhäuser (durch das Ergrünen des dürren Stabes) ausspricht. Die Gestalt des Tannhäuser selbst entsprach ganz Wagners eigenem Naturell: „Es war eine verzehrend üppige Erregtheit, die mir Blut und Nerven in fiebernder Wallung erhielt, als ich die Musik des Tannhäusers entwarf und ausführte", berichtet er (IV, 279). Aus diesem Zustande befreite er sich, indem er Tannhäusers Erlösung aus den Banden gemeiner Sinnlichkeit durch eine edle hohe Liebe zeichnete.

Die Dichtung des Tannhäuser ist meisterhaft aufgebaut. Wenige Scenen in einfachster Anordnung erschöpfen in dramatischer Steigerung den ganzen Inhalt des Stoffes und geben zugleich dem Tondichter Gelegenheit, den Stimmungsgehalt in der für die Musik unerläßlichen Breite auszusprechen. Die Musik ist durchweg heißblütig und schwungvoll; das erste und zweite Finale, die Erzählung Tannhäusers von seiner Romfahrt sind Meisterstücke von der größten dramatischen Wirkung. Neben ihnen verschwinden die Mängel des Werkes; das Ganze ist die Aussprache eines bis in das Innerste ergriffenen Dichterherzens. Rein äußerlich, formal betrachtet, bietet die Oper außerordentlich viel Abwechslung an Einzelgesängen, Ensembles und Chören; auch das ist bei einem solchen Werke ein großer Vorzug.

Wagners Schaffenslust in jener Zeit war unermüdlich. Sogleich nach der Vollendung des Tannhäuser entwarf er die Dichtung zu den Meistersingern von Nürnberg, in welcher er dem Sängerkrieg der edlen Minnesinger als heiteres Nachspiel einen Sängerkrieg bürgerlich zünftiger Meistersinger gegenüberstellte, wie einst die Athener der Tragödie das Satyrspiel folgen ließen. Dies Buch gab dem Werke die Grundlage, welches, lange nachher erst ausgeführt, wohl der größten Zahl von Wagners Freunden als seine beste und liebenswürdigste Schöpfung gilt. Kaum hatte er diesen Plan entworfen und niedergeschrieben, so drängte es ihn schon zur Gestaltung des Lohengrin.

Unterdessen hatte die Direction des Hoftheaters in Dresden mit großen Hoffnungen und bedeutenden Opfern, unbeirrt durch den geringen Erfolg des Holländers, die Aufführung des Tannhäuser vorbereitet. Das Werk wurde von dem Dresdener Publicum, welches ein Spectakelstück im Stile des Rienzi gewünscht und erwartet hatte, abgelehnt. Wagner war wie vernichtet; es war ihm klar geworden, daß er mit seinen Bestrebungen wohl von einigen Freunden, nicht aber von der Menge, welche den Erfolg schafft, verstanden war. Woran lag das? Er erklärte sich die Kälte des Publicums damit, daß die Darstellung seines Werkes nicht genügt habe. In unsrer Oper habe bisher der Sänger mit der ganzen materiellen Wucht seiner Stimme die erste, der Darsteller aber nur eine zweite oder gar nur eine beiläufige Stellung eingenommen, während er, Wagner, gerade das entgegengesetzte verlange: nämlich in erster Linie den Darsteller, und den Sänger nur als Helfer desselben. Die bittere Enttäuschung, welche Wagner erlebt hatte, führte ihn dazu, mehr und mehr über die Ursache derselben zu grübeln und zu theoretisiren; ich werde auf seine Theorien später zurückkommen.

Den Tannhäuserstoff, wie den Stoff zum fliegenden Holländer hatte er gänzlich ohne Reflexion ergriffen, oder vielmehr diese Stoffe hatten ihn ergriffen und zwangen ihn, sie zu gestalten. Darauf beruht die dämonische Gewalt, mit der sie wirken. Denselben Eindruck kann ich von dem nun folgenden Lohengrin nicht gewinnen. Alle Dialektik, welche Wagner in den „Mittheilungen an seine Freunde" anwendet, um ihnen darzulegen, wie auch der Lohengrin Frucht innerer Erlebnisse sei, vermag es nicht, mich davon zu überzeugen. Der Schwanenritter ist und bleibt eine Erscheinung aus fremder Welt: aus Glanz und Wonne wird er hergesandt — er kommt nicht etwa freiwillig —, um eine Unschuldige zu retten. Ich kann es ihm nicht glauben, wenn er nach Elsa's Versprechen, ihn nie nach Nam' und Art zu fragen, ihr sogleich ergriffen und entzückt versichert: „Elsa, ich liebe dich!" Lohengrin ist ein frostiger Held, der erste aus der Reihe der außeemenschlichen Gestalten, mit denen Wagner später vielfach operirte. Glücklicherweise sind ihm in Elsa und Ortrud zwei Weiber von Fleisch und Blut gegenübergestellt. Elsa, obgleich wie Senta etwas visionär, gewinnt unsre Theilnahme von vornherein als die verfolgte Unschuld, erwirbt sie aber mehr und mehr durch edles Betragen gegen ihre Bedränger, sowie dadurch, daß sie von ihren Rechten an den geliebten Mann keines, auch das nicht, zu wissen, wer er sei, aufgeben will, selbst wenn es ihr Verderben bringt. In Ortrud aber sehen wir ein Stück trotzigen Heiden- und Heldenthums. Aus dem Gegensatz der beiden Frauennaturen ergibt sich der Conflict des Stückes. Der Aufbau des Dramas ist wie im Tannhäuser meisterlich, einfach und, bis auf etwas Aufputz zwischen der ersten und zweiten Hälfte des zweiten Actes, knapp. Die Musik, meistens von großer Schönheit, ist einheitlicher im Stil als die zum Tannhäuser. Trivialitäten, wie das Allegro im Liebesduett dieser Oper, kommen im Lohengrin nirgends vor; dagegen hat man in der Nachtscene zu Anfang des zweiten Aufzugs einen Vorgeschmack von der reflectirenden Schreibart Wagners in seiner späteren Zeit; der schön melodische Schluß des Frauenduetts und die herrliche Kirchgangsscene wirken danach allerdings um so erfreulicher. Den größten und

packendsten Eindruck aber macht das lang und wohl vorbereitete und dennoch überraschende Erscheinen Lohengrins im ersten Act.

Das übertrifft an scenischer Wirkung wohl alles, was Wagner geschrieben hat: der sonnige Glanz, der von dem gottgesandten Gralsritter ausgeht, ist blendend, wirklich überirdisch, der Jubel des Volkes hinreißend, überwältigend. Mit dem Lohengrin, einem Werke, das noch heute in der Gunst des Publicums mit dem Tannhäuser um die Palme ringt, schließt die Reihe der Opern Richard Wagners; es beginnt die Aera seiner Musikdramen.

4. Der Ring des Nibelungen.

Tannhäuser war die letzte seiner Opern, welche Wagner in Deutschland hörte, ehe ihn die Ereignisse des Jahres 1848 in das Exil trieben, dessen Bitterkeit er lange kosten mußte und welches ihn dem vaterländischen Musikleben entfremdete. Eine solche Isolirung wirkt stets nachtheilig; einsam in der Fremde, spann er sich mehr und mehr in seine Theorien ein, welche er in einer Reihe von polemischen Schriften, wie „Das Kunstwerk der Zukunft" und „Oper und Drama" verkündete. Sein Schaffen wurde von diesen Theorien beeinflußt; er begann im Gegensatz zu seinem früheren, dem Impuls sich hingebenden Verfahren, nach Grundsätzen zu arbeiten. Diese Grundsätze führten bei ihm zu einer Umwandlung seines dramatischen Gestaltens wie auch seiner Behandlung der Gesangsweise und des Orchesters.

Versuche, aus der Geschichte der Hohenstaufen (Manfred, Friedrich Barbarossa) Stoffe für ein vaterländisches Musikdrama zu gewinnen, gab er auf, weil an diesen Stoffen zu viel Historisch-politisches als unmusikalischer Ballast hing, dessen er nicht Herr zu werden glaubte. Es ist ganz richtig, daß die Bearbeitung eines solchen Stoffes ihn in den Bann der großen Oper zurückgeführt hätte, welche er jetzt so gründlich verabscheute. Durch Lohengrin war er dem deutschen Alterthum näher getreten; er versenkte sich hinein und fand endlich, immer weiter vordringend, „im höchsten Alterthum den jugendlich schönen Menschen in der üppigsten Frische seiner Kraft". — „Was ich hier ersah," fährt Wagner fort, „war nicht mehr die historisch conventionelle Figur, an der uns das Gewand mehr als die wirkliche Gestalt interessiren muß, sondern der wirkliche, nackte Mensch, an dem ich jede Wallung des Blutes, jedes Zucken der kräftigen Muskeln in unleugeengtester, freiester Bewegung erkennen durfte: der wahre Mensch überhaupt." (IV, 312.) Im Mythus glaubte er das „von aller Convention losgelöste Reinmenschliche" (IV, 318) entdeckt zu haben: dies sei gerade, was der Wort-Tondichter auszusprechen habe. Auf dem Boden des Mythus sollte das Musikdrama, und zunächst sein Ring des Nibelungen erwachsen.

Das von aller Convention losgelöste Reinmenschliche existirt aber so wenig, wie der glückliche Idealzustand der Naturvölker ohne Cultur, von dem Rousseau geträumt und gefabelt hatte. Der Mensch ist nun einmal ein „politisches Thier", aufgewachsen unter gewissen Daseinsbedingungen und mit ihnen verwachsen, ihnen unterthan von frühester Jugend auf.

Der Siegfried, in welchem Wagner den nackten, reinen Menschen geschildert zu haben glaubt, ist übrigens keineswegs der Siegfried der Sage, weder der Wälsungensproß der Edda, noch der Held des Nibelungenlieds. Lange vor Wagner war darauf hingewiesen, daß die Beziehungen Siegfrieds zu Brünnhilde im Nibelungenlied auf innigere Beziehungen der beiden in einem älteren Sagenkreise deuteten. Wagner hat es unternommen, diese Sagen und Sagensplitter zu verschmelzen und daraus einen neuen Siegfried zu formen. Wenn wir alle die Localsagen vom olympischen Zeus, welche zur Verherrlichung von Helden- und Herrschergeschlechtern, zum Nachweis ihrer göttlichen Abkunft entstanden sind, zusammentragen, so ergibt sich daraus das Bild eines liederlichen alten Herrn weit mehr als das des weltbeherrschenden Donnerers. So ergab auch die Verschmelzung der beiden Siegfriede durch Wagner im Drama einen Charakter, der nur durch die Einwirkung von Vergessenheits- und Erinnerungstränken erträglich gemacht werden konnte. Wagners Siegfried ist keineswegs der von jeder Convention freie Mensch, der lediglich den Wallungen des Blutes folgt, sondern er bewegt sich vielmehr gemäß der unbedingten Willkür des Dichters, der ihn jedesmal durch Zauber zu der Handlung präparirt, die er begehen soll. Wäre dem nicht so, müßte man die Vergewaltigung der Brünnhilde durch Siegfried (in der Götterdämmerung) auf demselben Schauplatz, auf dem er die Liebende kurz zuvor als Liebender verlassen hatte, nicht als ein Werk bethörenden Tranks (einer Convention zwischen dem Dichter und dem Publicum, das doch an dergleichen nicht glaubt), sondern als Ausfluß seiner Natur und seines Wollens ansehen, so wäre damit Siegfried nicht als der leuchtende Held, sondern als ein wüstes Vieh gezeichnet.

Der Ring des Nibelungen führt uns überhaupt in einen Kreis von Gestalten, die nicht von unserm Fleisch und Blute sind, mit denen uns kein Band gemeinsamen Fühlens eint, Gestalten, uns völlig fremd in ihrem ganzen Gebahren, graue Schatten. Was ist Wagners Wotan? Ein armseliger Gesell, immer fürchtend, daß ihm die Herrschaft entrissen werde, und deßhalb immer auf der Suche nach dem Einen, der ihn ohne sein (des Gottes) Vorwissen, ja gegen seinen Willen von dem drohenden Untergang retten werde; er scheut dabei den Versuch nicht, dem Schicksal ein bischen zu Hülfe zu kommen (corriger la fortune nennt's der höfliche Riccaut de la Marlinière, mogeln der plumpe Deutsche); leider wird er dabei von Fricka ertappt und nicht übel abgelanzelt (Walküre, zweiter Aufzug). Als er endlich gemerkt hat, daß alles nichts hilft, bekommt er auch Anwandlungen von Weltschmerz und Todessehnsucht (Siegfried, Scene mit Erda). Solch eine Jammergestalt ist bei Wagner der Gott geworden, vor dem unsre Väter, das Haupt verhüllend, schauernd niedersanken, wenn er im Wettersturm durch den Eichwald dahinbrauste!

Und Brünnhilde selbst! Sie, die uns am Ende der Tetralogie als das verrathene Weib menschlich näher tritt, und — die einzige aus der ganzen Sippschaft — wirkliche Theilnahme einflößt, bekommt nicht auch sie einen Anflug von Lächerlichkeit, wenn wir uns erinnern, daß das dieselbe Brünnhilde ist, welche sich für ihren künftigen Liebhaber schon vor seiner Geburt interessirte und ihn zum Zwecke seiner Erhaltung im Mutterleibe, sehr zu ihrem eigenen Schaden, protegirte? Ist das etwa die verheißene unverhüllte Natur? Was schiert uns überhaupt das ganze Gesindel von Göttern, Riesen, Drachen und Zwergen, die einander fortwährend belügen, betrügen und todtschlagen, eine Gesellschaft, wahrlich so schlecht, daß es eine arge Zumuthung ist, vier Abende lang mit ihr zu verkehren? Wie steht es endlich mit dem Ringe selbst, um den sich die ganze Geschichte dreht? Er soll seinem Besitzer angeblich die Herrschaft der Welt verleihen, hat aber nicht einmal die Kraft, ihn vor dem Todtschlag zu schützen! (Fasolt im Rheingold.)

Wenden wir uns nun zu der Frage, ob die sinnliche Darstellung der Handlung die Wirkung erreicht, welche Wagner vom „Kunstwerk der Zukunft" verlangt. Er versenkt das Orchester, verdunkelt den Zuschauerraum, um die Aufmerksamkeit des Publicums auf die Bühne zu concentriren, und ruft alle Künste auf, um den Eindruck voller Wahrheit und Natürlichkeit für die Vorgänge auf der Bühne zu erreichen. Ist ihm dies gelungen? Auch das nicht. Zwei Zoll hohe Absätze werden uns niemals die Darsteller der Riesen als solche erscheinen lassen; mag der Regisseur

Digitized by Google

für diese Rollen noch so lange Kerle aussuchen, so wird das Publicum immer noch vielen guten Willen mitbringen müssen, um durch die Phantasie die vorgeblichen Riesen auf einige Fuß Höhe zu ergänzen. Ebenso steht es um Wagners Forderung, daß die Götter erst „ein zunehmend bleiches und ältliches Ansehen erhalten", später aber „wieder die erste Frische gewinnen sollen". Kein Beleuchtungskunststück der Welt wird solche Verwandlung wirklich zur Erscheinung bringen; das Publicum muß sich mit der höchst unvollkommenen Andeutung derselben begnügen und auf Treu und Glauben die Versicherung hinnehmen, daß sie sich vollzieht. Welch eine klägliche Rolle spielt der gute Grane im zweiten Aufzug der Walküre, weil man dazu beileibe kein feuriges Roß, sondern nur ein recht wohlerzogenes, frommes Thier verwenden darf! Auch die beste Darstellung des Walkürenritts wird unzulänglich bleiben, und der Lindwurm wird trotz der größten Kunststücke des Maschinisten niemals der Vorstellung entsprechen, welche man sich von solch einem furchtbaren Ungethüm macht; der Kampf Siegfrieds mit ihm wird daher stets etwas drolliges behalten. Auch habe ich bis jetzt niemals gesehen, daß sich Brünnhilde am Schlusse des Werks „stürmisch" aufs Roß geschwungen hätte und auf ihm mit einem Satz in den brennenden Scheiterhaufen gesprungen wäre.

Ich führe das alles nur an, um aufzuweisen, daß die Erreichung der vollen Natürlichkeit auf der Bühne unmöglich und die dahin gehende Forderung Wagners deßhalb ungerechtfertigt ist.

Betrachten wir die musikalische Behandlung des Dramas, so erkennen wir sofort, daß sich eine vollständige Umwandlung in der Schreibweise Wagners vollzogen hat. Während in seinen früheren Werken das Orchester sich dem Gesange mehr oder weniger unterordnete, ist der Schwerpunkt der Gestaltung nun in das Orchester verlegt, und die Sänger haben dazu meistens nur zu reitiren. Aengstlich dem Wortaccent folgend, hat ihnen Wagner die Aufgabe gestellt, mehr auf bestimmte Töne zu sprechen als eigentlich zu singen. Das Orchester aber stellt ein Gewebe von Motiven dar, welche, für bestimmte Momente des Empfindens oder Handelns erfunden oder gefunden, diese Momente gewissermaßen symbolisirend bezeichnen, (als Leitmotive) vor- und rückwärts deutend an diese Momente erinnern und dadurch die innersten Beweggründe für die Entschlüsse der handelnden Personen klarlegen sollen. Es ist klar, daß dadurch dem Hörer eine fortdauernde geistige, aber vorwiegend verstandesmäßig combinirende Arbeit aufgedrungen wird, mit welcher ihn die früheren Meister verschont hatten.

Wie ist Wagner zu dieser Umwandlung seiner Compositionsweise bestimmt worden? Er schreibt selbst (IV, 324): „Aus der absolut musikalischen Periode meiner Jugend her entsinne ich mich, oft auf den Einfall gerathen zu sein, wie ich es wohl anzufangen hätte, um recht originelle Melodien zu erfinden, die einen besonderen, mir eigenthümlichen Stempel tragen sollten. Je mehr ich mich der Periode näherte, in welcher ich mich für mein musikalisches Gestalten auf den dichterischen Stoff bezog, verschwand diese Besorgtheit um Besonderheit der Melodie, bis ich sie endlich gänzlich verlor." Er fährt fort (IV, 326) zu erklären, daß die Melodie von selbst aus der Rede entstehen müsse: „für sich, als reine Melodie, dürfte sie gar keine Aufmerksamkeit erregen, sondern dies nur so weit, als sie der sinnlichste Ausdruck einer Empfindung war, die eben in der Rede deutlich bestimmt wurde. Mit dieser nothwendigen Auffassung des melodischen Elements ging ich nun vollständig von dem üblichen Operncompositionsverfahren ab, indem ich auf die gewohnte Melodie, in einem gewissen Sinne somit auf die Melodie überhaupt, mit Absichtlichkeit gar nicht mehr ausging, sondern eben nur aus der gefühlvoll vorgetragenen Rede sie entstehen ließ." Dies letztere ist gewiß das richtige Verfahren beim Componiren von Texten, vorausgesetzt, daß der Tondichter so erregt und begeistert sei, daß ihm die Rede zum blühenden Gesang, zur beschwingten und beschwingenden Melodie werde, welche den Sinn der Rede in himmlischer Verklärung und dennoch auf das bestimmteste wiedergibt. Das war das Verfahren aller unsrer großen Meister; es war auch das Verfahren Wagners in seiner früheren Zeit. Dadurch wurde das Wort in die Sphäre der Schönheit und Idealität gehoben und zugleich eine Verschiedenartigkeit des dramatischen Ausdrucks erreicht, wie er der Vielgestaltigkeit und dem bunten Schimmer der Welt entsprach. Wie mannichfaltig und wie treffend zugleich sprechen sich die Charaktere in Mozarts Opern aus! Er läßt seine Personen frisch von der Leber weg singen und ist sicher, jedesmal den richtigen Ton zu treffen. Mit dieser genialen Sicherheit verglichen, die halb unbewußt schafft, ist Wagner mit seinem neuen Verfahren sehr im Nachtheil. Ist vielleicht sein prinzipieller Verzicht auf die absolute Melodie aus der Erkenntniß erwachsen, daß ihm diese Melodie nicht mehr so reichlich zufloß, wie früher, als er sich ihrem Strom vertrauensvoll überließ, und daß er sich dafür einen Ersatz schaffen mußte? Indem er die Gesangsmelodie im alten Sinne verwirft, beraubt er die Sänger der Möglichkeit, sich selbst, persönlich, ohne erklärendes Orchester musikalisch auszusprechen. Er ist denn auch in dem Ring des Nibelungen weit weniger Charakterzeichner als Situationsmaler. Wohl erinnern noch einige schöne Gesangstücke an die alte Weise; ich erwähne nur Siegmunds Liebeslied, das Schmiedelied Siegfrieds, den Gesang der Rheintöchter. Allein diese Stücke sind Oasen in der Wüste; endlos schleppen sich die Scenen dahin, in denen die graue Theorie den frei schaffenden Künstler ganz umgarnt hat, die Scenen des Wotan mit Fricka, mit Erda, mit Mime u. s. w. Dagegen zeigt sich Wagner in voller Größe da, wo er Situationen mit dem Orchester malt, wie in der großartig stürmischen Einleitung zur Walküre, im Walkürenritt, im Feuerzauber, im Trauermarsch bei Siegfrieds Tod. Auf diesen Stücken und auf den vorher erwähnten, aus ihrer öden Umgebung so glücklich hervorstechenden einzelnen Gesangsnummern beruht der Erfolg der Tetratogie, nicht aber auf der Durchführung der Theorie vom Musikdrama. Zugleich mit der absoluten Melodie hat Wagner den modernen Vers verworfen, der mit ihr den Bau symmetrischer Zeilen und das verbindende Klangelement des Reimes theilt. Das Studium der altgermanischen Literatur hatte ihn zu dem Stabreim geführt, welcher ihm in der Betonung der Wurzelsilben eine fruchtbare Förderung seines neuen Gesangstils verhieß. Ich verkenne nicht, daß die Anwendung des Stabreims dem Gedicht eine alterthümliche Färbung, wie sie der Stoff erheischte, verlieh. Ein Meister des Worts wie der Töne, hat Wagner damit Theile von großer poetischer Schönheit geschaffen; aber der Stabreim verleitete ihn oft zu geschraubten und unnatürlichen Wortverbindungen und es ist mir zweifelhaft, ob seine ausschließliche Anwendung während der Dauer von vier Abenden dem Werke zum Vortheil gereicht. Mich will es bedünken, daß der Ring des Nibelungen trotz hervorragend schöner Einzelheiten als Kunstwerk im großen und ganzen, besonders aber als Drama ein verfehlter Versuch, ein genialer Irrthum sei. Hier hat der Theoretiker dem Künstler das Concept verdorben, und ich bin überzeugt, daß der Ring des Nibelungen von allen Schöpfungen Wagners am ersten verschwinden wird. Trotz des furchtbaren Lärms, welchen die Schaar der Korybanten bei der Geburt gerade dieses Kindes erhoben hat, wird es der alte Kronos zu allererst verschlingen. Von den einzelnen Theilen wird sich die Walküre am längsten behaupten, weil darin die meisten „Musikstücke" enthalten sind.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

„Der Einsiedler" von Adolf Pichler. Leipzig, Heinr. Meyer 1896. (Deutsche Novellenbibliothek a. Oesterreich. 6. Band.) — Wenn ein Mann, wie Adolf Pichler, vor das Publicum mit einer neuen Schöpfung hintritt, so kann man etwas Schönes und Tüchtiges erwarten, und wir nahmen auch die vorliegende Erzählung „Der Einsiedler" mit großen Erwartungen entgegen, sonden dieselben aber weit übertroffen duech den schlichten, innigen Ton, den der greise Autor anzuschlagen weiß, duech die frische, lebendige Darstellung dee Begebenheiten und durch den Adel der Gesinnung, der das Ganze durchzieht. Es sind Jugenderinnerungen, welche uns Pichler aus dem reichen Schatze seiner Lebenserfahrungen mittheilt; der heimische Tiroler Boden breitet sich vne uns aus, die Zeiten dee Erhebung des Landes gegen Franzosen und Bayern erstehen in ihrer naiven Glorie vor unsern Augen und das alles knüpft sich an ein einfaches Menschenschicksal an, an das Geschick eines Bauernsohnes aus Kundl, des Jodok Rumpler, der in dem Häuschen am linken Ufer des Zillee, unweit der Brücke bei Steaß, als Einnehmer des Brückenzolls mit den Seinen lebte, ruhig und zufrieden, da er auf ein thatenreiches Leben zurückblicken konnte. — Wir lernen ihn als findigen Burschen kennen, dee schon als Kind beim Obststehlen den Prügeln pfiffig zu entschlüpfen wußte und ein „offenes Köpfel" zeigte, das ihn zum Studium befähigte. Natürlich soll und will er Geistlicher werden, hat er doch als Kind so oft Messe gelesen, wobei ihm die Gretl, die Tochter des damaligen Beckenzollpächters, seine Jugendgespielin, häufig ministrirte. Diese übte auch auf den allmählich Aufwachsenden einen milden, sittigenden Einfluß aus und die beiden jungen Leute liebten einander, ohne es selbst zu wissen, obgleich zu dee Zeit, als Jodok im 16. Lebensjahee in „die Studi" nach Innsbruck mußte, der greise Brudee Michael, der als Einsiedler in der Breitfall lebte, den Blick über das Päßchen streifen ließ und sich lächelnd mit der Hand durch den Bart fuhe. Dieser Mann war bald nach den Türkenkriegen Kaiser Josephs als verwildeeter Kriegsmann ins Dorf gekommen, hatte dem Pfarrer gebeichtet, war dann nach mehreeren Kirchenstrafen, welche ihm diese als Absolution auftrug, Eremit geworden und stand bald so gutem Ansehen bei dee Bevölkerung dee Umgebung. Er war ein gebürtiger Ungar, hatte dort ein geliebtes Weib gefreit, aber schon zwei Wochen nach der Hochzeit in den Türkenkrieg gemußt, wurde gefangen, als Sklave verkauft und kehrte erst nach ein pane Jahren als Flüchtling und Bettler in die Heimath zurück. Dort war sein Gut an seinen Vetter gerichtlich übertragen waeden, da man ihn für todt erklärte, und sein Weib hatte den neuen Besitzer geheirathet. Da wurde Michael Räuber, erschlug seinen Nebenbuhler und ergriff dann die Flucht, ruhelos herum irrend, bis er in Tirol als Eremit einen Zufluchtsoet fand. Das wußte damals freilich niemand und selbst Jodok erfuhr es aus dem Munde des Einsiedlers erst spät und zwar zu einer Zeit, in der ee selber rath- und heimathlos im Leben stand; denn nach des Vaters Tode hatte die neue Stiefmutter dem aus Innsbruck heimkehrenden Stiefsohn das Haus verboten und auch in die Stadt durfte er nicht mehr zurückkehren, denn diese stand damals unter bayerischee Heeresgewalt und er hatte Geetls halber mit einem bayerischen Offizier Streit gehabt, so daß ee flüchten mußte, gefangen genommen und unter bayeeisches Militär gesteckt zu werden. Da that es ihm denn wohl, bei Michael, an den ihn noch überdies Ereckbacher empfohlen hatte, eine Zuflucht zu finden und vereint mit all den Patrioten für die Freiheit seines Heimathlandes eintreten zu können. Ursprünglich trug er, selbst als Eremit gekleidet, insgeheim Botschaften von Vidum zu Vidum und wurde von dem damaligen bayerischen Kronprinzen Ludwig gütig aufgenommen und frei entlassen — was in einer sehr schönen Scene geschildert ist —, bis die Revolution offen losbrach und er nun als Officier der Landesschützen theilnehmen konnte an dem Kampfe bei Klausen, nachdem er noch voe Ausbruch des Scharmützels Greti und ihre Mutter in Sicherheit gebracht hatte. Das Gefecht fiel freilich für die Tiroler schlimm aus, da die Uebermacht der Feinde zu groß wae; aber unserm Jodok gelang es, mit heiler Haut davon zu kommen und nach Kärnten zu flüchten. Den Frauen hatte er gerathen, wiedre nach Hause zuückzukehren, da die Gegend jetzt vor Feinden sichee war. Als nun aber der Waffenstillstand zu Znaim geschlossen wae, „wo Oesterreich sein Tirol vergessen hatte", sah Jodok ein, „daß die Fortsetzung des Kampfes veegebiich, unrecht und verderblich sei", und er entschloß sich, nach Hofers Tode wieder in die Heimath zu ziehen, denn sein Heimweh war allzu groß geworden. Dort wählte er die abgelegene Bettlau zum Aufenthalte und häufig sah man ihn in der Kutte, wie damals, als er auch mit Bruder Michael herumstreifte. Dieser war im Gefechte bei Klausen gefallen, und so war unser Held alleiniger Besitzer der Einsiedelei, von der er gar oft nach Straß hinabeilte, um Geetl und ihre Mutter, welch letztere nach ihres Mannes Tode den Beckenzoll gepachtet hatte, zu besuchen. Das wurde denn von dee Dorfjugend gar bald bemerkt und die erwachsenen lustigen Burschen sangen dem „Klausner" bald den Spottreim:

„Der Einsiedl im Wald
hat nit warm und nit kalt,
hat die Kutten aufg'hängt
und ist 'm Madel nachg'sprengt."

Zwar hieb der darüber erzürnte Jodok ein Paar von den Burschen nieder, aber damit hätte ee doch das „Schandlied" nicht aus der Welt geschafft, wenn ihm nicht von Geetls Mutter die Augen geöffnet worden wären, daß ihm Gretl schon lange gut sei, und daß er ihee Ehre nur durch eine Heirath mit ihr herstellen könne. Da war nun Glück in allen Ecken und Enden und als nach fünfzig Jahren bei der goldenen Hochzeit Jodoks und Gretls von den beiden Alten lächelnd das Liedchen wieder angestimmt wurde, das sie einst zusammenbrachte, da mußte das junge Volk erst fragen, was denn „das Gispl und der Spruch" zu bedeuten habe. „Ach wir glauben für die ganze Welt, für die weite Zukunft zu leben, aber die eigenen Lose müssen nichts von den Thaten und Leiden der Ahnen." Mit diesen Worten schließt Pichler seine reizende Geschichte, die jedem Leser einen hohen Genuß bereiten wird.

Karl Weener.

U. Nachklassisches aus Athen. In der vorletzten Sitzung des deutschen Instituts sprach Soarenas über altgriechische Theatermarken, indem er als solche die kleinen reliefverzierten Metallplättchen erklärte, die in Athen und im Piräus zahlreich gefunden werden und die man bisher als „Symbola" bezeichnete. Zum Theil sind es Eintrittsmarken für das Theater des Dionysos in Athen, und zwar aus der Zeit des Redners und Staatsmannes Lykurgos (ca. 320 v. Chr.). Die Plättchen zeigen entweder einen nach links gewendeten Kopf der Athena (im Gegensatz zu Münzen, wo der Kopf nach rechts gekehrt ist) oder den Kopf eines Löwen oder Buchstaben des Alphabets, sei es einfach, doppelt oder dreifach. Die aus der Zeit des Lykurgos sind die ältesten erhaltenen. — In der Sitzung des deutschen Instituts vom 22. Januar sprach Kawadias über seine Ausgrabungen am Nordwestabhang der Akropolis. Zu den bisher sichtbaren beiden Höhlen, von denen die östlichere, wie kürzlich auch hier mitgetheilt, jetzt als Heiligthum des Apollon Hypakraios erkannt ist, ist weiter östlich eine dritte hinzugekommen, die Kawadias nun für die Pansgrotte erklärt. In der Einsenkung zwischen Akropolis und Areopag haben spätere Ansiedelungen alle älteren Reste zerstört; eine byzantinische Kirche liegt wahrscheinlich an der Stelle eines alten Heiligthums. Nur nach der Seite der Akropolis hin stammen gerade Quadern aus Porosmalkstein von der Stützmauer eines Weges, der in alter Zeit hier zur Burg führte. Dragumis redete über eine archaische Inschrift, die 1895 auf Salamis gefunden worden ist. Er erkannte in ihr die Grabschrift der in der Schlacht bei Salamis gefallenen Korinther. Es ist das schon bekannte Epigramm des Simonides, das aber hier in doerischem Dialekt und korinthischem Alphabet geschrieben ist; erhalten sind auf dem Stein die beiden ersten von den vier Zeilen. Endlich sprach Zahn über das Ostrakon des Themistokles (siehe Beilage Nr. 32). — Die Sitzung der französischen Schule vom 29. Januar eröffnete Hamalle mit einem Hinweis auf den internationalen Archäologencongreß in Athen, der im Zusammenhang mit der Feier des fünfzigjährigen Bestehens des französischen Instituts in Aussicht genommen ist. Dem Aufruf, der von den Vorständen der sämmtlichen anderen ausländischen Institute, sowie von dem Generalephoros der Alterthümer und dem Rector der Universität mit unterzeichnet ist, entnehmen wir, daß der Congreß in den letzten Tagen des April unter dem Protectorat des Kronprinzen von Griechenland stattfinden soll und bestimmt ist, das internationale Zusammenarbeiten der Archäologen zu fördern. Die Sitzungen sollen getheilt werden in solche zur Besprechung wissenschaftlicher Probleme und solche zum Meinungsaustausch über Organisation der Arbeit, Nachrichtenvermittlung u. dgl. Als wichtige Fragen werden zur Discussion angeschlagen: Ausarbeitung von allgemeinen Grundsätzen für die Methode des Ausgrabens; Maßregeln zur Erhaltung der antiken Reste; Grundsätze für die Restaurirungen alter Bauten, besonders des Parthenon. Ferner sollen

zur Erleichterung des internationalen Verkehres berathen werden: der Plan einer jährlichen internationalen bibliographischen Publication und die Gründung einer Ephemeris epigraphica graeca; dann die Herausgabe einer Sammlung der griechischen Inschriften in kleinem Formal und zu geringem Preis u. a. m. Auch die Frage nach der Einführung der Archäologie in den Gymnasialunterricht soll besprochen und die Ansichten über die bisher damit erzielten Resultate sollen ausgetauscht werden. Der Congreß wird darüber bestimmen, wann und wo eine zweite Versammlung gleicher Art stattfinden soll und ob eine ständige Einrichtung daraus zu machen ist. Der Gedanke solcher internationalen Archäologentage ist für ein engeres Zusammenwirken der an der archäologischen Arbeit betheiligten Nationen auf das lebhafteste zu begrüßen. — Ueber den Wagenlenker von Delphi ist noch nachzutragen, daß Svoronos in einer Sitzung der archäologischen Abtheilung der Gesellschaft „Parnassos" ihn für das von Pausanias beschriebene Denkmal des Königs Battos von Kyrene erklärte, aber mit unzureichenden Gründen, so daß Homolle dieser Ansicht unter Hinweis auf die damit nicht vereinbare Inschrift sofort lebhaft widersprach. Homolle hat jetzt bestimmter als früher die Benennung als Geron, nicht Hieron, von Syrakus für ihn aufgenommen. Zwei Ansichten des Kopfes und Oberkörpers sind übrigens, wie neulich leider übersehen wurde, im 24. Bande der Comptes rendus de l'Académie des inscriptions et belles-lettres dem Originalberichte Homolle's beigegeben. — Der große Fund von 3786 Silbermünzen auf der Burg von Mykenai, der im vorigen Jahre gemacht wurde, ist jetzt von Dr. Lambrakalos in Athen verarbeitet und in einer eigenen Abhandlung auf fünf Tafeln veröffentlicht worden. Da sich keine Münzen des achäischen Bundes, wohl aber noch zwei Tetradrachmen des Ptolemaios Soter darunter finden, so schließt der Herausgeber, daß der Schatz um 270 vor Christus vergraben worden sein muß. Es sind vorwiegend Münzen von Lokris, Korinth, Phlius, Argos und Aegypten.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 11. Februar. Vorsitzender Secretar: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Kohlrausch las über eine „Statistik der Löslichkeit einer Gruppe von Salzen in Wasser bei mittlerer Temperatur". Zusammenstellung des Zahlenmaterials für die Löslichkeit der Verbindungen von 11 Metallen mit 12 Säuren und im Anschluß daran Bemerkungen über den Charakter der Löslichkeit. 2. Derselbe legte eine Abhandlung von Hrn. Dr. Halborn in Charlottenburg vor: „Die Magnetisirung von Stahl und Eisen in schwachen Feldern." Es werden 12 Sorten harten und weichen Stahls und Eisens in magnetischen Feldern etwa von 0.02 bis 2 C.G.S. untersucht. Die Magnetisirungs-Coefficienten der gegossenen Sorten sind mit der Feldstärke linear und zwar schwach veränderlich; die geschmiedeten zeigen eine stärkere und verwickelte Abhängigkeit. 3. Hr. van't Hoff überreichte die von Hrn. Dr. Theodor Paul besorgte Uebersetzung seines Werkes: „Vorlesungen über Bildung und Spaltung von Doppelsalzen." Leipzig 1897. 8. 4. Hr. Dümmler überreichte eine mit Unterstützung der Akademie verfaßte Abhandlung des Hrn. Wilhelm Altmann: „Die Urkunden Kaiser Sigmunds (1410—1437)." Innsbruck 1897. 4. — Die Akademie hat zu correspondirenden Mitgliedern ihrer physikalisch-mathematischen Classe gewählt: am 21. Januar den Director der zoologischen Anstalt in Göttingen, Hrn. Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Ernst Ehlers, und am 11. Februar das Mitglied des Institut de France, Hrn. Gaston Darboux in Paris.

Vom Jahre 1896 ist noch nachzutragen, da der Bericht verspätet in unsre Hände gelangte: Sitzungen vom 17. December. Physikalisch-mathematische Classe. Vorsitzender Secretar: Hr. Auwers. 1. Hr. Schwarz hielt einen Vortrag: Zur Theorie der Minimalflächen, deren Begrenzung ein von n geradlinigen Strecken gebildetes n-Seit ist. Der Inhalt betrifft eine von Hrn. Weierstraß aufgefundene Beweismethode. 2. Hr. Planck legte eine Mittheilung vor: Beobachtung elektrischer Resonanz an Wärmestrahlen von großer Wellenlänge, von dem Professor an der technischen Hochschule in Charlottenburg, Hrn. Dr. H. Rubens, und Hrn. E. F. Nichols. — Philosophisch-historische Classe. Vorsitzender Secretar: Hr. Diels. Hr. Hirschfeld las: Ueber Clodius Albinus.

* Im Jahre 1896 wurden im ganzen 24 neue kleine Planeten auf photographischem Wege entdeckt, von diesen erwies sich einer als bereits früher einmal aufgefunden, so daß also 23 neue Planetoiden für das Jahr 1896 bleiben. Von diesen entdeckte Wolf in Heidelberg allein 13, Charlois in Nizza 9, und endlich folgt noch die Berolina, der auf der Berliner Sternwarte „Uranus" von dem Astronomen Witt entdeckte Planet. Die Gesammtzahl der Asteroiden ist damit auf 427 gestiegen.

λ Blümchen, 21. Febr. Kgl. Akademie der Wissenschaften. (Februarsitzungen.) I. In der philosophisch-philologischen Classe legte Prof. Dr. Krumbacher das neueste Heft (Heft 1 des VI. Bandes) seiner mit Unterstützung der Akademie herausgegebenen Byzantinischen Zeitschrift vor und berichtete über dessen Inhalt. Geh. Rath Dr. v. Christ legte zwei neue (für die Sitzungsberichte bestimmte) Abhandlungen des correcsp. Mitglieds Geh. Rath Dr. Unger in Würzburg vor: „Zu Josephos", nämlich IV. über „die Republik Jerusalem" und V. über „das verlorene Geschichtswerk". Prof. Furtwängler berichtete über ein im Druck befindliches Werk über die Sammlung Sompée in Brüssel und hielt weiterhin einen in den Sitzungsberichten mit Lichtdrucktafeln zu veröffentlichenden Vortrag „über neue Denkmäler in Privatbesitz". II. In der mathematisch-physikalischen Classe wurden verschiedene Dankschreiben vorgelegt von Corporationen und Einzelnen, welchen die Classe die von ihr herausgegebenen „Gesammelten Werke Ludwig Otto Hesse's" zum Geschenk gemacht hat. Prof. Dr. Dyck überreichte seinen autographirten Bericht über die im Juli v. J. in London abgehaltene „internationale Katalog-Conferenz", worauf der Vorsitzende ihm für seine gute Vertretung der Classe auf der Conferenz den Dank aussprach. Director Dr. Seeliger überreichte und besprach eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung des Hrn. Dr. August Foppl, Professors an der Technischen Hochschule dahier, „über eine möglicher Erweiterung des Newton'schen Gravitationsgesetzes". Prof. Dr. Pringsheim machte eine gleichfalls in den Sitzungsberichten zu druckende Mittheilung „zur Theorie der Doppelreihen". Hierauf wurden aus der Mitte der Classe verschiedene Anträge gestellt auf Zuwendungen aus den Zinsen der neu gegründeten „Münchener Bürgerstiftung", welche nunmehr an die hiefür eingesetzte akademische Commission zur Berathung und Beschlußfassung gelangen werden. III. In der historischen Classe brachte Prof. Dr. Done den zweiten Theil seiner in der Naembeersitzung vorgetragenen Studien zur Periodologie". Dieselben werden zusammen in den Abhandlungen der Classe in Quart erscheinen. Das bereits im Bericht über die Decembersitzung erwähnte, vom Conservatorium des k. Münzcabinets herausgegebene Werk „Die Medaillen und Münzen des Gesammthauses Wittelsbach, I. Band, 1. Theil, bayerische Linie von der Belehnung Otto's I. bis zum Ende der Regierung Max II. Emanuels" ist nunmehr im Verlag der k. Akademie (in Commission des G. Franz'schen Verlags, J. Roth) erschienen und dessen Widmung von S. k. H. dem Prinz-Regenten persönlich angenommen worden.

* Freiburg. Mit Geh. Rath Prof. v. Kries sind nunmehr die Verhandlungen wegen der Nachfolge auf dem Lehrstuhl du Bois-Reymonds von Berlin aus eröffnet worden. Man nimmt an, daß Hr. v. Kries, der vor zwei Jahren Bedenken trug, an die Spitze des bisher von seinem Lehrer C. Ludwig geleiteten physiologischen Instituts in Leipzig zu treten, sich diesmal für Annahme entscheiden werde.

* Berlin. Mit Karl Weierstraß, der am 19. Februar im 82. Lebensjahr verschied, ist, nach Kronecker und Kummer, der letzte aus der Dreizahl großer Mathematiker dahingegangen, die mit ihren Vorgängern Dirichlet, Steiner und Jacobi zusammen zwei Menschenalter hindurch Berlin den Ruhm eines Mittelpunkts der mathematischen Wissenschaft verschafft haben. Karl Theodor Wilhelm Weierstraß war am 31. October 1815 in Osterfelde im westfälischen Münsterland geboren, studirte 1834—1838 in Bonn Jura und Cameralia, folgte aber mehr seiner Neigung zu mathematischen und physikalischen Studien, denen er sich 1838 bis 1840 auf der Akademie zu Münster gänzlich hingab. Hierauf wurde er Gymnasiallehrer in Münster, 1842 in Deutsch-Krone und 1848 zu Braunsberg in Ermland. Hier wie dort beschäftigten ihn in aller Stille die abstractesten Probleme seiner Wissenschaft, in den Gymnasialprogrammen erschienen beschrieben seine ersten epochemachenden Arbeiten; so besonders die „Beiträge zur Theorie der Abel'schen Integrale" (1849), gleich ausgezeichnet durch die Strenge der Methode, wie durch die Eleganz ihrer die Fachgenossen überraschenden Ergebnisse. Daraufhin ward er 1856 als Lehrer an das damalige Gewerbeinstitut in Berlin und zugleich in die Akademie der Wissenschaften berufen; 1864 erhielt er eine ordentliche Professur an der Universität. Als akademischer Lehrer entfaltete er die ganze Feinheit und Schärfe seines Geistes; an der Gründung und Leitung

des mathematischen Seminars nahm er neben Kummer den wesentlichsten Antheil. Auch seine späteren Arbeiten, die in Crelle's Journal und in den Abhandlungen der Berliner Akademie erschienen, beziehen sich meist auf die allgemeine Functionenlehre. Weierstraß, katholisch und unvermählt — eine Schwester führte ihm den Haushalt — machte früher mit seinem baetlasen, klaren und freundlichen Antlitz den Eindruck eines gescheiten geistlichen Herrn aus Westdeutschland; auch bejahrt bewies er in manchee Hinsicht noch die unternehmende Frische eines Jünglings. Erst gegen Ende der achtziger Jahre befiel ihn ein Herzleiden, das ihn nöthigte, 1890 der Lehrthätigkeit zu entsagen. Zuletzt dannte ihn Wassersucht an den Rollstuhl; doch betheiligte er sich noch lebendig an der von der Akademie veranstalteten Gesammtausgabe seiner Schriften und Vorlesungen. An Ehren hat es ihm auch sonst nicht gefehlt; er war Ritter des pour le mérite und Inhaber der Heimholtzmedaille; der Münchener Akademie gehörte er seit 1863 als auswärtiges Mitglied an.

* **Breslau.** Professor Sombart, Nationalökonom an der hiesigen Universität, sollte laut Beschluß der philosophischen Facultät der Universität Freiburg an die dortige Hochschule berufen werden. Das badische Ministerium hat indeß seine Zustimmung zu dieser Berufung nicht ertheilt; offenbar wünscht man die verschiedenen socialpolitischen Richtungen der heutigen Wirthschaftswissenschaft an den Lehranstalten des Landes nach wie vor in einiger Mannichfaltigkeit vertreten zu sehen.

* **Groningen.** Für Psychiatrie habilitirte sich als Privatdocent Dr. E. Wiersma.

E. St. **London.** Das juristische Studium in England. So mancher junge deutsche Philolog oder Jurist, der sich zum erstenmal in England befindet, drückt unverhohlen sein Erstaunen über den Unterschied des theoretischen Studiums in Deutschland und England aus. Und nicht mit Unrecht. Man hat wirklich Grund, über die geradezu naive theoretische Ausbildung englischer Juristen verwundert zu sein. Den sich dem Studium der Jurisprudenz widmenden jungen Leuten ist es hierzulande freigestellt, entweder das „College" zu besuchen, aber ihre Kenntnisse auf einer der vier Rechtsschulen, sogenannten Inns of court, zu erlangen. Auf diesen Rechtsschulen werden die Studirenden durch Vorlesungen und mehr oder minder praktische Uebungen auf ihren künftigen Beruf vorbereitet und man verleiht ihnen je nach ihrer Dienstzeit Grade. Der Barrister ist der niedrigste Grad und würde dem Baccalaurent entsprechen, während der höhere, der eines Sergeant-at-law, dem deutschen Doctortitel gleichkommt. Die theoretischen Vorbereitungen auf diesen Inns of court währen nur kurze Zeit, die Hauptausbildung erfolgt im Bureau des Advocaten. Nachdem der Jurist 1—2 Jahre in dieser Stellung thätig gewesen ist, wird er nach Ablegung eines „Examens pro forma" gegen ein Entgelt von 1000 M. zum bar oder als Praktikant zugelassen. In neuester Zeit besuchen die meisten Rechtsstudenten erst die Universität, um sich den Grad eines „bachelor" oder eines „doctor of the law" zu erwerben und beziehen alsdann eine der vier Rechtsschulen. Wenn man aber weiß, daß das Aufnahmezeugniß zu diesen ungefähr dem deutschen Einjährig-Freiwilligen-Zeugniß entspricht und daß sich die weitere theoretische Ausbildung nur auf zwei Monate erstreckt, so wird man die Schäden und Schattenseiten, die ein solches System hervorrufen muß, wohl ermessen können. Thatsächlich sind auch in England in letzter Zeit Stimmen laut geworden, die eine gründliche Reform des Studiums der Rechtswissenschaft verlangen. So fand am 24. Januar in Lincolns Inn Hall eine zahlreich besuchte Versammlung statt, in welcher Lord Russel von Killowen, der glänzende Parlamentsredner, die Ziele und Wege einer dringenden Reform auseinandersetzte. Er, als Lord Chief Justice von England selbst ein Mitglied der Lincolns Inn-Rechtsschule, sagte unter anderem: „Unser Recht ist ohne Zweifel unsystematisch in seinem Charakter, es ist ein Labyrinth, es ist insular, und darin liegt theils seine Stärke theils seine Schwäche. Aber seine Fehler sind mehr Fehler der Form und Methode als seines Inhalts. Es trägt die Zeichen seines heimathlichen Ursprungs; es ist nicht ein System, das durch die genialen Geister eines Tages oder einer Generation geschaffen ist. Sein Wachsthum ist gleich dem unsrer Constitution sehr langsam gewesen." Ohne Zweifel treffen im englischen Recht der Geist und die Eigenthümlichkeit der Nation und ihrer Geschichte zusammen, und in der Einfachheit seines Wesens liegt es begründet, daß es langsam, aber sicher sich den socialen, politischen und moralischen Bedürfnissen anschmiegt. Den Inns of court nun wird nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht, daß sie als Rechtsschulen unzulänglich seien, die Professoren kümmern sich fast gar nicht um die Ausbildung der angehenden Juristen, der Unterricht ist zu wenig katechetisch und die Studirzeit ist zu kurz bemessen; kurzum, eine Reform ist durchaus nothwendig. Lord Russels Vorschlag geht dahin, eine neue Rechtsschule zu gründen, in welcher die gewünschte Besserung, nämlich genügender theoretischer Unterricht, durchgeführt werden soll. Was aber vor allem noth thut, ist die Forderung einer gründlichen wissenschaftlichen Basis, die sich nicht in wenigen Monaten erreichen läßt, sondern wozu dem Studirenden ein Zeitraum von mehreren Semestern gewährt werden muß.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Ernst Schreck: Wilhelm der Große, des neuen Deutschen Reiches erster Kaiser. Sein Leben und Wirken, erzählt für Schule, Haus und Heer. Leipz., Heine. Stephanus 1897. — Julius Dubnc: Zwei Zeitgedichte; Zur Frauenfrage, Epistel an die Männerwelt; Zur Judenfrage. Dresden, Hellmuth Henkler 1897. — Derselbe: Anti-Nietzsche. Erweiterter S.-A. aus „Jenseits vom Wirklichen". Ebd. — Theodor Theyer: Das Wiener Bürgerhaus Theyer. S.-A. aus der Serie „Wiener Patricier" in Stiebörs Monatsschrift „Alt-Wien", vermehrt durch Beiträge aus dem Archiv der Familie. Wien, Selbstverlag. — F. W.: 365 Speisezettel für Zuckerkranke und Fettleibige mit 20 Recepten über Zubereitung von Aleurannbrod und Mehlspeisen. 2. Aufl. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1897. — Das Museum. Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst, von Wilhelm Spemann. II. Jahrg. Lfg. 2. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann 1897. — Publicationen aus den k. preußischen Staatsarchiven. 67. Band: F. Priedatsch, Polit. Correspondenz des Kurfürsten Albrecht Achilles. II. Band. 1475—1480. Leipzig, S. Hirzel 1897. — Dr. jur. Emilie Kempin: Rechtsbevoir für deutsche Ehefrauen. Berlin, J. J. Heine 1897. — Dr. C. Petri: Zur Reform der juristischen Vorbildung nach Erlaß des Bürgerlichen Gesetzbuches. Straßburg, W. Heinrich 1897. — Die Rechtsprechung des großherzogl. badischen Verwaltungsgerichtshofes. II. Th. Karlsruhe, G. Braun 1897. — Dr. Lassne-Cohn: Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge. 2. Aufl. Mit 21 Abbildungen. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß 1897. — *Le Monde Moderne.* Tome V. Janvier—Juin 1897. Paris, Albert Quantin. — Cosmopolis. Internationale Revue. Hggb. von F. Ortmans. Vol. V. Nr. 14. Febr. 1897. Berlin, Rosenbaum u. Hart. — Wilhelm Jensen: Vom Morgen zum Abend. Ausgewählte Gedichte. Mit Bildniß. Weimar, Emil Felber 1897. — Georg Wegener: Zum ewigen Eise. Eine Sommerfahrt ins nördliche Polarmeer und Begegnung mit Andrée und Nansen. Mit Abbildungen ꝛc. 2. Auflage. Berlin, Allg. Verein für Deutsche Literatur 1897. — Louis Schmidt-Beauchez: Die Kunst, die französische Sprache in Wort und Schrift nach der naturgemäßen Höre und Sprechmethode durch Selbstunterricht zu erlernen. 4. Aufl. (Die Kunst der Polyglottie. 2. Th.) Wien ꝛc., A. Hartleben. — C. Zöllee-Lianheart: Gewagte Novelle. Jenny Hirsch: Eine Gedankensünde. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Bd. 44 u. 45.) Berlin, Albert Goldschmidt 1897. — Führer durch die große Landwirthschaftswoche Berlins. Im Februar 1897. 5. Jahrg. Neudamm, J. Neumann. — Moritz v. Reichenbach: Gnädige Frauen; An der Grenze; Mohrenwäsche. Ernst Ahlgren: Frau Marianne. August Niemann: Ein Günstling des Volkes. Konrad Fischer-Sallstein: Am Bord der „Königin Elisabeth". Gerhard a. Amyntor: Ein Sonntag. M. Ortmann: Beegiftetes Wasser. Antonie Andreä: Moderner Dämon. Victor Blüthgen: Poiretdouse. Paul Oskar Höcker: Geldheirathen. Max Lay: Auf dem Ulmerhof. (Küchners Bücherschatz. Ausgewählte Sammlung illustrirter Romane. Nr. 6—15.) Berlin ꝛc., Heemann Hilger. — *Revue des Deux Mondes.* François Buloz, fondateur. 67. année. 4. pér. Tome 139, 3. et 4. livr. Fevr. 1897. Paris. — Alpenheim. Monatsschrift fürs deutsche Volk. 2. Jahrg. 2. Heft. Febr. 1897. St. Johann i. Pongau, Gust. Ad. Bibus.

Vervielfältigung (17119)

von Schriftstücken jeder Art, die nur in geringer Anzahl von Abdrücken gewünscht werden, geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie". So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Raumersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an A. Semle in Neuburg a. D.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 23. Februar. Nummer 43.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Hugo Gyldén. Von S. Günther. — Wohin treiben wir? Betrachtungen eines Musikers. III. — Mittheilungen und Nachrichten.

Hugo Gyldén.

Am 9. November vergangenen Jahres verschied, in noch völlig rüstigem Alter, der berühmte schwedische Astronom Johann August Hugo Gyldén, einer der hervorragendsten Vertreter skandinavischen Gelehrtenthums. Der Verewigte stand Deutschland in vielen Beziehungen nahe; an den Astronomen- und Naturforscherversammlungen nahm er mehrfach theil, wie denn auch einer der letzteren der Schreiber dieser Zeilen die persönliche Bekanntschaft mit dem leider so früh abberufenen Forscher verdankte. Es mag deßhalb wohl gestattet sein, letzterem an dieser Stelle einen kurzen, lediglich auf die Hauptmomente seiner Thätigkeit Bezug nehmenden Nachruf zu widmen.[1])

Gyldén stammte aus Finland, in welchem Lande ja noch jetzt die wissenschaftliche Tradition Schwedens eifrig gepflegt wird; es genügt, an den Namen v. Nordenskiöld zu erinnern. Seinen Eltern Nils Gyldén, Professor des Griechischen an der Landesuniversität, und Beate Sophie, geb. v. Wrede, wurde der Genannte am 29. Mai 1841 zu Helsingfors geboren. Natürlich besuchte er auch die Schulen seiner Vaterstadt, und schon mit 16 Jahren war er Student, gleich befähigt für alle Zweige des Studiums, und dazu noch mit ungewöhnlichem musikalischen Talente ausgestattet. Im Jahre 1860 bestand er das Examen der mathematisch-physikalischen Facultät, und nunmehr hielt er sich ein Jahr in Deutschland auf, um sich in der Astronomie, die er mehr und mehr bevorzugte, weiter auszubilden. Sowohl in Leipzig, als namentlich auch auf dem Seeberg bei Gotha, wo der Schleswiger Hansen, der hervorragendste astronomische Rechner der Neuzeit, ihm zum Lehrmeister diente, erreichte er diesen seinen Zweck so vollständig, daß er 1862 in Helsingfors promoviren und gleich darauf eine Stelle als „Adjunct-Astronom“ an der russischen Reichssternwarte von Pulkowa annehmen konnte. Dieses Musterinstitut wurde damals auch von Ausländern gern aufgesucht, um sich in der feinsten Beobachtungstechnik zu vervollkommnen; Winnecke und Schiaparelli z. B. sind in dieser Absicht längere Zeit in Pulkowa gewesen. Zum zweiten Astronomen aufgerückt, blieb Gyldén im ganzen sechs Jahre auf diesem Posten; 1866 erhielt er den Charakter als Hofrath. Allein wenn auch als russischer Unterthan geboren, fühlte er sich doch am meisten von dem stammverwandten Schweden angezogen, und als 1871 ein Ruf aus Stockholm an ihn erging, an Selanders Stelle Astronom der k. schwedischen Akademie zu werden, leistete er bereitwillig Folge. Zwar ergingen auch aus dem Auslande lockende Berufungen an ihn, wie man ihn denn insbesondere für die Professur der Astronomie in Göttingen gewinnen wollte; aber weder diese Stadt, noch auch Gotha, wo er sich einst seine wissenschaftlichen Sporen erworben hatte, vermochten ihn der schwedischen Hauptstadt untreu zu machen.

Eine die Bedeutung Gyldéns zutreffend würdigende Skizze seiner Leistungen kann nur in einer Fachzeitschrift — und auch da nur von einer ihm in jeder Hinsicht congenialen Persönlichkeit — geliefert werden, denn gerade mit den höchsten und schwierigsten Problemen der rechnenden Sternkunde hatten die meisten seiner Arbeiten zu thun, und ohne Berücksichtigung seiner Stellung als Mathematiker ist es unmöglich, ihm völlig gerecht zu werden. Erwähnt muß werden, daß er eine Vorliebe für Probleme der politischen Arithmetik besaß und insbesondere das Versicherungswesen auf eine exacte Grundlage zu stellen bemüht war. Für die Lebensversicherungsgesellschaft „Thule“, welche in ihm ihren eigentlichen Begründer verehrt, arbeitete er das calculatorische Statut aus. Doch leiteten ihn hiebei nicht etwa bloß scientifische Rücksichten, sondern er war überhaupt ein Mann, der für alle socialen Fragen stets lebhafte Theilnahme bekundete. Die culturelle und intellectuelle Förderung des Arbeiterstandes lag ihm stets am Herzen, und an mehreren diesem Zwecke dienenden Institutionen war er unmittelbar betheiligt.

Als Astronom beschäftigte sich Gyldén vorwiegend mit jenem Theile seiner Wissenschaft, welcher unter dem Namen „Mechanik des Himmels“ bekannt ist; in schwedischer, französischer und deutscher Sprache hat er die Ergebnisse seiner tiefgehenden, nicht selten neue Bahnen vorzeichnenden Untersuchungen niedergelegt. Verschiedene Errungenschaften der modernen Mathematik, welche nur in sich selbst ihren Zweck zu finden und rein theoretischer Natur zu sein schienen, erwiesen sich unter seinen Händen fruchtbar für das viel erörterte, fast berüchtigte „Problem der drei Körper“, welches für den Fall, daß zwei sich gegenseitig anziehende Massen um ein gemeinsames Attractionscentrum sich bewegen, die Ermittelung der von den beiden ersteren beschriebenen Bahnen fordert. In dem Werke „Traité des orbites absolues des huit planètes principales“, dessen Widmung König Oscar II. entgegennahm, ist die Bestimmung der Planetenbahnen so weit als möglich durchgeführt. In eine andere Kategorie gehören Gyldéns Studien über die Lichtbrechung innerhalb unsrer Erdatmosphäre, über welche nur dann Klarheit verbreitet werden konnte, wenn man zunächst über die physische Beschaffenheit der Lufthülle und die Anordnung der Dichte in deren Innerem ins reine gekommen war. Nach dieser Seite hin gewährt die Abhandlung auch meteorologisch werthvolle Belehrung. Den Geophysiker fesselt zumal in der neuesten Zeit auch das, was der schwedische Forscher über die Verschiebung der Rotationsachse der Erde durch Massenumsetzungen ermittelt hat; denn während früher solche Betrachtungen nur um ihrer selbst willen zur Kenntniß genommen wurden, sind sie jetzt sehr

[1]) Das biographische Material verdankt der Verfasser seinem geehrten Freunde, Hrn. Bibliothekar Dr. Eneström in Stockholm. Dasselbe stammt aus mehreren schwedischen Zeitungen, unter denen die „Ny Illustrerad Tidning“ werthvollen Stoff darbietet.

actuell geworden, nachdem man in Erfahrung gebracht hat, daß wirklich jene Achse nicht immer die gleiche Richtung einhält, sondern Verrückungen innerhalb des Erdkörpers erfährt. Die Astrophysik endlich bereicherte Gyldén durch seine neue mathematische Theorie des Lichtwechsels veränderlicher Sterne. Einige rein mathematische Aufsätze brachten die „Acta Mathematica".

Welch hohes didaktisches Geschick ihm innewohnte, bethätigte er durch sein eigenartiges, 1874 herausgekommenes Lehrbuch der Sternkunde, von welchem bald auch eine deutsche Bearbeitung erschien (Leipzig 1874). In demselben schließt sich der Autor eng an die historische Entwicklung der Wissenschaft an und erläutert auf diese Weise gar manchen schwierigen Punkt weit besser, als dies irgendwie anders hätte geschehen können. So wird z. B. die moderne Methode der Entwicklung in trigonometrische Reihen in die engste Beziehung gesetzt zu den Epicykeln der Alten, durch welche ja auch, selbstredend in rein geometrischer Form, ein ganz analoger Zweck erreicht werden konnte. Die deutsche Literatur besitzt nur ein einziges Buch, welches sich mit demjenigen von Gyldén vollkommen vergleichen lassen und auch inhaltlich mit ihm messen kann, nämlich Machs Behandlung der mechanischen Grundlehren unter dem geschichtlich-kritischen Gesichtspunkte.

Daß ein solcher Mann nicht bloß am Schreibtische thätig war, sondern auch eine segensreiche Lehrthätigkeit entfaltete, würde man von vornherein annehmen müssen, wäre es nicht auch durch Zeugnisse verschiedener Art ausreichend beglaubigt. Auf manchen Mann von bekanntem Namen hat er als Lehrer seinen Einfluß ausgeübt; wir führen nur Backlund in Pulkowa, Harzer in Gotha, M. Wolf in Heidelberg an. Die Menge derer jedoch, welche nur indirect von ihm lernen konnten, ist freilich die bei weitem größere; aber keiner, der seine Schriften kannte und mit Nutzen gelesen hatte, wird ohne Schmerz die Nachricht vernommen haben, daß Hugo Gyldén so bald schon den Schauplatz gedeihlichster Wirksamkeit verlassen mußte.

S. Günther.

Wohin treiben wir?

Betrachtungen eines Musikers.

III.

s. Tristan und Isolde. Die Meistersinger von Nürnberg. Parsifal.

Die Ausführung des Bühnenfestspiels nahm viele Arbeitsjahre Wagners in Anspruch. Er fühlte während derselben das Bedürfniß, zeitweilig aus dem Reich der Götter in die Welt der Menschen herabzusteigen und sich unter ihnen zu bewegen. So entstanden Tristan und Isolde und Die Meistersinger. Mit beiden Werken verließ er den Boden des Mythus; doch knüpfte er im Tristan an ein mittelhochdeutsches Gedicht an, bewegte sich also in einer Ferne, die schon wieder etwas nebelhaftes annahm, während er in den Meistersingern das trauliche Nürnberg aufsuchte, seine regsame Bürgerschaft in ihrem Thun und Treiben belauschte und sie hinausführte in den Sonnenschein auf der Festwiese an der Pegnitz. Die beiden Werke sind unter einander von der denkbar größten Verschiedenheit.

Tristan ist der Ausläufer einer Reihe von Werken, in denen sich das heftig sinnliche Naturell Wagners in wildem Ungestüm kundgibt; es ist der stürmischste Ausdruck desselben. Unsre früheren Meister haben die Liebe als eine gewaltige, aber veredelnde Macht dargestellt; Tamino und Pamina werden durch die Liebe geläutert und reif für den Zutritt in das Allerheiligste des Tempels; die Gattenliebe wird in der Entführung und in Fidelio verherrlicht; die reine Agathe rettet im Freischütz den verirrten Max, und an Euryanthens Unschuld wird die Bosheit der Hölle zu schanden. Im Tristan dagegen bricht die Liebe herein wie ein Verhängniß oder — um mit Turgenjeff zu reden — wie eine Krankheit; so stellt es der Liebestrank im Gleichniß dar. Rettungslos, widerstandslos erliegt ihr der Mensch; sie macht aus ihm, was ihrer wilden Gewalt beliebt, selbst einen Schurken. Denn zu einem solchen wird der „Held" Tristan, nicht weil er sich in die Braut seines Königs verliebt, sondern weil er nicht den Muth findet, das zu thun, was einzig eines Helden würdig gewesen wäre, mit Isolden vor den König hinzutreten und ihm zu sagen: „Ich liebe Isolde, deine Braut, und werde nicht von ihr lassen. Ich bin dein Mann, nach mir, was du willst! Tödte mich, wenn du darfst!" Statt dessen zieht es der Treuen Treuester vor, den alten Mann schmählich zu betrügen und mit Isolden heimlicher Liebesfreuden zu pflegen. Wir dürfen eben nicht vergessen, daß Mozart, Beethoven und Weber unter dem Einfluß einer idealen Richtung der Dichtkunst standen, während wir in der Zeit der Ehebruchsdramen leben.

Mit welcher Gluth und Leuchtkraft der Farbe aber ist der Taumel der Leidenschaft, welcher beide ergriffen hat, gemalt! Wie ist im Anfang des zweiten Acts die verlockende, laue Sommernacht und das schwül heiße, sinnliche Begehren der Isolde in berückender Weise geschildert! Durch den leise rauschenden Wald klingt das ferne Jagdgetös; wird es bald weit genug entfernt sein, daß sie es wagen darf, den Liebsten zu locken? Verhaltenen Athems lauscht sie; immer noch klingen die auffauchzenden Hörner zu nahe; endlich, endlich — endlich — verstummen sie, und der treuen Brangäne Warnung verachtend, löscht sie die Leuchte, — das mit Tristan verabredete Signal. Aber das Werk birgt auch große Schönheiten anderer Art. Die Musik beim ersten Auftreten Tristans ist schwungvoll und groß, der Schluß des ersten Aufzugs mächtig packend, das Wächterlied Brangänens von ganz eigenartigem Reiz. Das Meisterstück poetischer Situationsmalerei, welches Wagner je geliefert hat, ist die Einleitung zum dritten Aufzug. Mit magischer Gewalt versetzt uns der Tondichter in die tiefe Trostlosigkeit des armen, verwundeten Mannes an der öden, unwirthlichen Küste mit dem Ausblick auf das weite Meer, das ihn von der Liebsten, die er so sehnlich und — ach — schon so lange vergeblich erwartet, trennt. Und mit wie einfachen Mitteln ist das gemacht! Schmerzliches Stöhnen wie aus tiefster Brust in gedämpfter Lage des Streichquartetts; die Geigen tragen die Seufzer hinauf, wie im Winde verhauchend. Eine sehnsüchtige Klage der Hörner und Violoncelle antwortet darauf — es ist wundervoll! Von der lichtesten Farbe und dem süßesten Klangzauber ist dagegen das zarte Quartett der Hörner bei Tristans Vision: „Wie sie selig hehr und milde, wandelt durch des Meers Gefilde", ekstatisch hinreißend der „Liebestod Isoldens".

Aber der Genuß ist kein reiner. Die Handlung, in der Disposition vortrefflich, eine knappe Reihe von klar übersichtlichen Scenen, die alle nur auf Gefühlsmomente basirt sind, ist zu sehr aus einander gereckt; die Sprache ist, wie im Ring des Nibelungen, meistens schwülstig, obwohl der Stabreim durchbrochen ist von endgereimten Zeilen; in der Musik treibt zwischen den tief ergreifenden Stellen die graue Theorie verstandesmäßiger Construction allzu sehr ihr Unwesen. Auch hier tritt übrigens der Charakterzeichner Wagner erheblich hinter den Situationsmaler zurück: die toll gewordene Isolde schreit wie ein Fischweib, statt sich wie eine Königstochter zu äußern; der gute Marke wendet den Spruch: tout comprendre c'est tout pardonner, ungefähr um ein kleines Jahrtausend zu früh an.

Jedenfalls hat sich Wagner am eigenartigsten ausgesprochen in Tristan und Isolde und in dem Werke,

Digitized by Google

welches nach Stoff und Wirkung den größten Gegensatz dazu bildet, in den Meistersingern von Nürnberg.

Ist es nicht, als ob der Meister durch die Berührung mit der heimathlichen Erde neue Kräfte gewonnen und sich verjüngt hätte? Oder hat ihn die Dichtung, die aus seiner besten Manneszeit stammt, auch musikalisch in jene Zeit frischen Schaffens zurückversetzt? Er ist wieder der blühende Erfinder, wie wir ihn im Tannhäuser kennen gelernt haben. In keinem seiner späteren Werke ist so viel frei strömende Melodik wie in den Meistersingern. Man merkt es ihm an, wie wohl ihm war, als er mit einem kühnen Sprung sich aus Niflheim in die Welt der Sonne, unter seine Volksgenossen gerettet hatte, mit denen er auf Du und Du verkehren konnte; wie er glücklich war, nach dem langen Verkehr mit der schlechten Gesellschaft da unten und da oben, wieder einmal mit ehrlichen Landsleuten richtiges und verständliches Deutsch sprechen zu können. Das Herz ging ihm auf; er fand, daß sie in ihrer gemüthlichen, wenn auch durch Sitte und Convention beschränkten Sphäre, tüchtig und liebenswürdig waren, werth, besungen zu werden. Da wurde er ausgelassen lustig und schlug seinen Theorien ein Schnippchen nach dem andern. Er ließ den Mythus Mythus sein, verabschiedete den Stabreim, schrieb moderne Verse mit Endreimen, zeichnete leibhaftig lebende Gestalten, Männer und Weiber, die sich im Lichte der Sonne sehen lassen durften und nicht wie Alberich und ähnliches Gesindel scheu in Höhlen kriechen oder sich in der dunkeln Tiefe der Wasser herumtreiben mußten; er gestattete diesen Kindern der Welt, zu singen, wie ihnen der Schnabel hold gewachsen war, ohne daß jedesmal das Orchester einen langweiligen Commentar dazu gab; ja, er drückte sogar ein Auge zu, als sie sich zusammenthaten, um ein richtiges Opernquintett zu singen, das die Handlung ganz unnöthig aufhielt, aber entzückend schön klang; er schritt mit der frohen Menge im Festzug der Gewerke auf die Wiese, jubelte den Mädeln von Fürth zu und ließ ihnen zum Tanz aufspielen. So sehr vergaß er alle Grundsätze der letzten Jahrzehnte, daß er einen regelrecht vierstimmigen Chor setzte, mit dem das Volk seinen lieben Meister Hans Sachs begrüßen sollte, und zwar auf Worte des theuren Mannes selbst, zu seiner besonderen Ehre.

Es ist ein gar lieber Kreis, in den uns Wagner da einführt: alle die tüchtigen Meister, unter ihnen als würdiges Haupt der herrliche Hans Sachs in seiner Treuherzigkeit; das bis über die Ohren verliebte, schalkhafte Töchterlein Pogners, Eva — fürwahr eine richtige Evastochter; der schmucke, poetisch begabte junge Ritter; die gute Magdalene, ihr zur Seite David, welcher die Liebe so vortheilhaft mit dem Geschmack an einer nahrhaften Kost zu verbinden weiß; endlich der drollige Kauz Sixtus Beckmesser,[1]) die lustigen Lehrbuben und, um alle geschaart, die Menge des ehrbar fröhlichen und begeisterungsfähigen Volks von Nürnberg, der Stadt, bei deren Namen uns die Erinnerung an den Glanz und den Ruhm des stolzen und selbstbewußten Bürgerthums, wie es in Deutschland vor dem Jammer und Elend des Dreißigjährigen Krieges dastand, mit Erfurcht und zugleich mit Sehnsucht erfüllt.

Ja, hier ersteht vor uns ein Bild, in dem wir gerührt und beglückt die Verklärung unsres Volksthums erschauen, ein Bild, das uns auch das eigene Dasein mit allen Mühen und Sorgen des täglichen Berufs vom hellen Glanze der Poesie umstrahlt erscheinen läßt. Ist das nicht mehr, weit mehr, als das Starren in eine uns ganz unglaubhafte, von düstern Nebeln und spukhaften Gestalten erfüllte Welt, in welcher von der sehnsüchtig gesuchten „Natur" nicht eine Spur zu entdecken ist? — Der Erfolg der Meistersinger ist denn auch so groß, die Musik des Werkes so allgemein bekannt, daß es überflüssig erscheint, Einzelheiten besonders zu rühmen. Hätte der Meister sich seiner Theorien völlig zu entschlagen vermocht, in der Dichtung die allzu langen erklärenden, lehrhaften und polemischen Stellen beschränkt, das Orchester, welches bei den eigentlichen Gesangstücken durchaus bescheiden zurücktritt, nicht wieder an anderen Stellen gar zu aufdringlich mit motivischer Arbeit belastet, so besäßen wir in den Meistersingern ein Kunstwerk allerersten Ranges. Die göttliche Freiheit und Heiterkeit, die spielende Leichtigkeit und Anmuth, welche in Mozarts Hochzeit des Figaro und Rossini's Barbier von Sevilla so befreiend wirkt, daß durch sie die Last des Lebens völlig aufgehoben ist und als wesenloser Schein in nichts zerfließt, hat Wagner nicht erreicht; aber die Meistersinger übertreffen alles, was seit einem halben Jahrhundert auf der Bühne erschienen ist; sie gehören zu den köstlichen, unverlierbaren Schätzen, mit denen uns unsre großen Meister bereichert haben.

Wie gern schlösse ich mit der Betrachtung dieses schönen Werkes! In Parsifal, welcher die umständliche Bezeichnung eines Bühnenweihfestspiels trägt, ist Wagner wieder ganz der Reflexion verfallen, und es fehlen die Lichtpunkte, von denen aus im Ring des Nibelungen auch die dunkleren Strecken beleuchtet waren. Die Dichtung ermangelt rein menschlicher Motive; eine Gestalt wie Kundry, welche bald als Cocotte im Dienste Klingsors auf Menschenfang ausgeht, bald wieder als Gralsbotin und büßende Magdalena erscheint, ist lediglich eine willkürliche Construction, weitab von aller „Natur". Durch rein äußerliche Mittel, wie Glockenklang, Sopranstimmen von der Galerie und aus der Höhe der Kuppel, magische Beleuchtung (Erglühen) des Heiligthums und Anleihen bei den Gebräuchen der Kirche, eine wirklich religiöse Stimmung erzeugen zu wollen, ist vergebliches Beginnen, wo die innere Ueberzeugung fehlt, der Glaube, der allein Wunder wirken kann. Parodiren doch die Gralsritter selbst die Transsubstantiation in höchst naturalistischer Weise: „Nehmet vom Brod, wandelt es kühn in Leibeskraft und Stärke — nehmet vom Wein, wandelt ihn neu zu lebensfeurigem Blute!" Das gepriesene erste Finale mit der vorhergehenden Wandeldecoration ist lediglich ein raffinirter Operneffect. Nur einmal gemahnt uns der Parsifal an den Wagner früherer Zeit und offenbart das alte, feurige Temperament: in der Scene der Blumenmädchen. Sonst macht sich überall das Schwinden der Erfindungskraft bemerklich; Neues sagt er uns nicht mehr.

Richard Wagner hat in Arbeit wie in Schicksalen den Inhalt eines langen Lebens ganz erschöpft. Sorge und Glück, Haß und Liebe sind ihm in reichstem Maße zutheil geworden. Er hat eine harte Lehrzeit voll Entbehrungen durchgemacht und die Leiden des Verbannten kennen gelernt. Aber bei der Rückkehr in das Vaterland empfing ihn dieses mit offenen Armen, ein begeisterter junger König bot ihm die Freundeshand; er durfte auf dem Bayreuther Festhügel die ehrwürdige Gestalt Kaiser Wilhelms begrüßen; und als er, ein Siebziger, in Venedig gestorben war, da gestaltete sich die Heimfahrt des Todten zum Triumphzug eines Siegers.

6. Der Theoretiker und der Musiker Wagner. Seine Nachfolger.

Ich habe versucht, die Entwicklung des „Worttondichters", welcher der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts seinen Stempel aufgedrückt hat, an seinen Werken und in seinen Mittheilungen zu schildern. Ich glaube gezeigt zu haben, daß der Componist von dem Theoretiker zu trennen ist. Es ist ferner zu scheiden die Forderung Wagners, daß

[1]) Er schmeckt zwar ein bischen nach Caricatur, riß mich aber in der einzig köstlichen Darstellung Gustav Hölzels unwiderstehlich zum heitersten Gelächter hin.

im Musikdrama die Tonkunst lediglich der Absicht des Dramatikers zu dienen habe, von der Frage, welcher Weg dabei beschritten werden soll, in welcher Weise die Tonkunst ihre Aufgabe zu lösen hat.

Die Forderung, daß die Oper vor allem ein Drama sein soll, hat schon Gluck vor mehr als hundert Jahren erhoben, indem er der Opernmusik die Aufgabe stellte, „die Dichtung zu unterstützen, den Ausdruck der Gefühle und das Interesse der Situation zu verstärken, ohne die Handlung aufzuhalten". Ihm folgte Herder, der, in genauer Uebereinstimmung mit Wagner, ein Kunstwerk verlangte, „in welchem Poesie, Musik, Action und Decoration eins sind". Wagners Verurtheilung der bisherigen Oper gipfelt darin, daß „ein Mittel des Ausdrucks (die Musik) zum Zweck, der Zweck des Ausdrucks (das Drama) aber zum Mittel gemacht war". Ist dieser Vorwurf wirklich begründet Werken gegenüber, wie Iphigenie in Tauris, Der Wasserträger, Fidelio? Das kann wohl niemand behaupten. Ich glaube, daß die Meisterwerke Mozarts, Don Juan und Figaro's Hochzeit mit ihrer Fülle lebenswarmer Erscheinungen, dem Zweck des Dramas, „der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten" (Hamlet), weit näher kommen, als der Ring des Nibelungen. Ich behaupte nicht, daß die formale Gestaltung der Oper mit Mozart und Beethoven ihre letzte Ausbildung erhalten habe. Vielmehr pflichte ich der Ansicht Wagners bei, daß jeder Aufzug eines Musikdramas ein Ganzes, etwa wie ein erweitertes Finale, zu bilden habe. Dadurch ist nicht ausgeschlossen, daß die Acte sich wieder in einzelne Scenen und dem entsprechend in einzelne Musikstücke gliedern; diese aber sollen nicht scharf von einander abgetrennt, vielmehr in inniger Verbindung sein.

Der entscheidende Unterschied zwischen Wagner und seinen Vorgängern liegt darin, daß er die „absolute Melodie" aus dem Drama verbannt haben will. Er meint damit nicht bloß die triviale Melodik schlechter Componisten, sondern die Melodie als solche überhaupt; er macht es Weber zum Vorwurf, daß dieser die Oper darauf gründen wollte. Wohl spricht er gelegentlich (VIII, 130) von der „unendlichen Melodie", welche das ganze Kunstwerk zu beherrschen habe. Hier stellt sich, wo Begriffe fehlen, ein Wort — ein Schlagwort ein. Unendliche Melodie ist ein Unsinn, ein Widerspruch in sich; denn das Wesen der Melodie beruht auf ihrer Begrenzung: auf der Tonalität, d. h. der Beziehung aller Töne zu einem Grundton, und auf fest gegliederter Rhythmik, welche ein geordnetes Verhältniß der einzelnen Satzglieder bedingt. Das spricht auch Wagner auf das allerbestimmteste an anderer Stelle (IV, 114) aus: „Eine Melodie prägt sich nur dadurch dem Gehör faßlich ein, daß sie eine Wiederkehr bestimmter melodischer Momente in einem bestimmten Rhythmus enthält. Kehren solche Momente gar nicht wieder, oder machen sie sich dadurch unkenntlich, daß sie auf Tacttheilen, die sich rhythmisch nicht entsprechen, wiederkehren, so fehlt der Melodie eben das bindende Band, welches sie erst zur Melodie macht." Gerade diese Melodie aber, welche als das Ergebniß einer jahrhundertelangen Entwicklung in Mozart ihren Vollender gefunden hat, ist die duftigste Blüthe und das wirksamste Ausdrucksmittel der modernen Musik; und darauf sollen wir im Musikdrama verzichten? Werde ich dem Schmied den Hammer aus der Hand nehmen? Wird der Feldherr, der eine Batterie auffahren läßt, von den Artilleristen verlangen, daß sie nur mit Revolvern schießen? Eine derartige Forderung stellt Wagner an den Musiker, wenn er den Verzicht auf Melodie, die gerade auf den Höhepunkten des Dramas ihre Schwingen mächtig entfalten sollte, fordert. Und doch beruhen die Erfolge von Wagners Werken auf der glücklichen Erfindung von Melodien: gleich im Tannhäuser wirkt das erste und zweite Finale durch den breiten, rauschenden Gesangstrom. Die dämonische Scene zwischen Ortrud und Telramund im Lohengrin gipfelt in dem festgefügten Unisono: „Der Rache Werk sei nun beschworen", und die folgende lange Unterredung der Frauen findet ihren wirksamen Abschluß durch die schöne, getragene Melodie in G-dur. Wodurch wirkt denn die Kirchgangscene, der Brautchor, das große Duett des dritten Acts und Lohengrins Abschied? Welche Stücke im Ring des Nibelungen und in den Meistersingern sind es, welche diesen Werken den Erfolg bereiten? Immer wieder diejenigen, in denen sich die Empfindung in der Form geschlossener Melodie ausspricht, in denen eben wirkliche Empfindung durchbricht und die öde Reflexion verdrängt.

Auch die viel geschmähte Arie, der „Unsinn der monologischen Arie", hat sein Recht, so gut wie der Monolog im Schauspiel, wie der Gesang des Loge, der Abschied Wotans, der Liebestod Isoldens. Es ist eine Thorheit, die Gründe, welche man mit Recht gegen die concertirende Arie in der Oper oder gegen die schablonenhafte Form schlechter Arien geltend macht, gegen die Arie überhaupt ins Feld zu führen. Wer kann vergessen, welchen ergreifenden Eindruck als wogende Bilder wechselnder Stimmungen und seelischer Vorgänge die Arien des Max und der Agathe im Freischütz, die der Leonore und des Florestan im Fidelio machen? Wer kann sich dem Zauber der kleinen Schmeichelkatze Zerline entziehen, wenn sie ihren Masetto um Verzeihung bittet? Ist diese Arie nicht zugleich eine reizende dramatische Scene? Ist etwa die Verläumdungsarie des Basilio in Rossini's Barbier von Sevilla minder berechtigt als die Erklärung der Tabulatur durch Daoid in den Meistersingern? Ist in allen diesen Arien auch nur eine Spur von Formalismus? Ist nicht vielmehr jede anders gebaut? Ist die Ansprache Elsa's an die Lüfte nicht eine Ariette oder Cavatine im alten Sinn? Wirkt etwa das Auftreten der Elisabeth im zweiten Act des Tannhäuser nicht hinreißend, obwohl sie eine Arie singt?

Wagner sagt ferner (IX, 207), die früheren Meister hätten für ihre rein musikalischen Erfindungen nur die Form der Arie und des Ensemblesatzes vorgefunden. Auch das ist falsch. Wir finden in der Mozart'schen Oper die allerverschiedensten Compositionsweisen: neben der Arie und den Ensemblesätzen das so hoch dramatisch wirkende begleitete Recitativ (Recitativo accompagnato),[1]) eine Kunstform, welche Wagner sehr zu seinem Schaden ganz vernachlässigt hat, endlich eine unglaubliche Mannichfaltigkeit der Ausdrucksweise in den Scenen, in denen das Orchester die führende Rolle übernimmt, während sich auf der Bühne eine fließende Conversation entwickelt. Auch diese Art der Composition ist bei Mozart nicht nur vorgebildet, sondern reich ausgestaltet; aber es werden zu jeder Scene neue charakteristische Motive in unerschöpflicher Fülle erfunden, statt des ewigen Einerlei einer beschränkten Zahl von Leitmotiven bei Wagner.

Die weitere Forderung Wagners, daß das gesprochene Wort aus dem eigentlichen Musikdrama ganz zu verbannen sei, wird wohl jedermann als berechtigt anerkennen. Ob aber der Dialog in der Volksoper und in der komischen Oper entbehrt werden kann, ist damit nicht entschieden. Wagner selbst hat über die Aufführung des Freischütz in Paris zwei Aufsätze geschrieben (I, 207 und 220), in denen er auf das entschiedenste für die Erhaltung des

[1]) Man denke nur an die schlagende Wirkung beider Recitative der Donna Anna im ersten Act des Don Juan und an die lebendige Gestaltung des Dialogs zwischen Tamino und dem Priester in der Zauberflöte! Wo findet sich in der gesammten späteren Literatur auch nur ein Beispiel von solcher Kraft und Präcision in der musikalischen Wiedergabe des Worts?

Dialogs, unter anderm für die „traulichen Plaudereien der Mädchen im Forsthause“ eintritt. Er hat Recht. Auch finde ich, wie Wagner, daß der Eintritt der unheimlichen, wilden Arie Kaspars am Schlusse des ersten Actes an Wirkung unendlich verlieren würde, wenn nicht Prosa vorherginge. Ebenso beruht ein großer Theil der schauerlichen Wirkung der Scene in der Wolfsschlucht auf dem Gegensatz der phantastischen Musik und des trockenen, harten gesprochenen Worts des Hexenmeisters Kaspar bei seinen handwerksmäßigen Vorbereitungen zur Beschwörung. Nur als dieser im Gedanken an die bald ablaufende Frist und bei der Gegenwart Samiels in Angst und Aufregung geräth, läßt Weber ihn singen; ein Meisterzug! Und wie fein hat er es abgewogen, welche Stellen er den Max in der Wolfsschlucht singen, welche er ihn sprechen läßt! Der wilde Jäger singt gar nicht; er spricht mit rauher Stimme, während dumpfe Paukenschläge im Orchester sein rhythmisch gesprochenes Verdict begleiten. Ein singender Samiel wäre nicht halb so schrecklich. Alle diese außerordentlich wirksamen Unterschiede fallen weg, sobald die Prosa verbannt wird. — Wie tief ergreifend ist das kurze Melodram in Beethovens Fidelio beim Eintritt Rocco's und Leonorens in den Kerker Florestans! Wie drastisch wirken die gesprochenen Worte Jaquino's und Rocco's im Tumult der höchsten Aufregung nach dem Ertönen der Fanfare im Quartett! Wie eigenartig berührt die Scene in Marschners Heiling, in der Mutter Gertrud während des Sturmgeheuls das melancholisch-phantastische Liedchen vor sich hinsummt und sich in ihrer Sorge um Anna immer wieder sprechend unterbricht! Wahrlich, um dieser einzigen köstlichen Scene willen möchte ich das gesprochene Wort in der Oper nicht missen.

Ueber das Verhältniß des Dichters zum Componisten hat sich Wagner außerordentlich treffend ausgesprochen. Er setzt nicht voraus, daß die beiden immer in einer Person vereinigt sein müssen; er erklärt dem Musiker (IV, 207), „daß jedes, auch das geringste Moment seines Ausdrucks, in welchem die dichterische Absicht nicht enthalten, und welches von ihr zu ihrer Verwirklichung nicht als nothwendig bedingt ist, überflüssig, störend, schlecht ist.“ Dem Dichter aber sagt er, „daß seine Absicht, wenn sie im Ausdrucke des von ihm bedingten Musikers — soweit sie eine an das Gehör kundzugebende ist — nicht vollständig verwirklicht werden könnte, auch keine höchste dichterische Absicht überhaupt ist; daß überall da, wo seine Absicht noch kenntlich ist, er auch noch nicht vollständig gedichtet hat; daß er daher seine Absicht als eine höchste dichterische nur darnach bemessen kann, daß sie im musikalischen Ausdrucke vollkommen zu verwirklichen ist.“ Er schließt mit dem schönen Ausspruch: „Was nicht werth ist, gesungen zu werden, ist auch nicht der Dichtung werth!“ —

Wir sind mit der Betrachtung von Wagners Dramen und Theorien zu Ende. Sehen wir nun zu, wie er auf seine Zeitgenossen gewirkt hat, auf die Musiker, auf die Darsteller und auf das Publicum!

Unter den Componisten, welche dem Wagner'schen Kreise angehören, sind nur zwei, welche Erfolge auf der Bühne zu verzeichnen hatten und haben: Peter Cornelius und Engelbert Humperdinck. Der erstere, eine zart besaitete Natur, Poet wie Musiker, hatte sich, von der innigen Verbindung der beiden Schwesterkünste in Wagners Werken lebhaft angezogen, ihm angeschlossen. Seine Compositionen, soweit ich sie kenne und soweit sie bis jetzt durchgedrungen sind, zeugen nicht für die Theorie Wagners. Seine kleineren Stücke, Lieder u. s. w. sind durchaus im Geiste der älteren Musik gestaltet; es spricht aus ihnen ein fein waltender, in der strengen Schule S. W. Dehns gebildeter Formsinn. Seine Oper, der Barbier von Bagdad, enthält allerliebste „absolute“ Melodien in reicher Fülle; Cornelius ist in diesem Werke, wie schon die Zeit seiner Entstehung beweist, wohl von dem Componisten des Tannhäuser und Lohengrin, keineswegs aber von dem des Nibelungenrings beeinflußt gewesen. Humperdincks reizendes Märchenspiel Hänsel und Gretel enthält eine Reihe von Duetten und Liedchen, abgerundete Stücke, welche theilweise auf allbekannten Volksweisen beruhen Wohl sind diese Weisen mit dem Glanz der modernen Instrumentirung umkleidet und vom geistreichsten Figurenwerk in Wagners Art umspielt; aber Humperdinck ist ein viel zu guter Musiker, als daß er nicht gewußt hätte, wie weit er auf Wagners Spuren gehen durfte, ohne die einfache Substanz seines zierlichen Werkes durch Ueberladung zu gefährden.

Wenden wir uns zu den eigentlichen blinden Nachbetern und Nachtretern Wagners, so hat nicht eines von den Werken dieser Leute — nomina sunt odiosa — auch nur einen halben Erfolg gehabt. Was ich davon kennen gelernt habe, war von tödtlichster Langerweile, eine neue Species von „Capellmeistermusik' in des Wortes schlimmster Bedeutung, ein endloses Wiederkäuen von Phrasen, wie sie den Componisten die Bekanntschaft mit Wagners Werken soufflirt hat. Sie haben aus der Theorie des Meisters die „edle Verachtung des Gesanges“, welche ja auch die längst vergessenen italienischen Dramacomponisten des 16. Jahrhunderts [1]) beseelt hatte, gesogen. da ihnen überhaupt keine Melodie einfällt, laufen sie nicht Gefahr, an vorhandene zu erinnern, und sie halten sich deßhalb für originell. Aus dem Unterholze des viel verschlungenen Orchestergeflechts erheben sich bei Wagner edel gestaltete, himmelanstrebende Bäume, welche orientiren und zugleich weithin Schatten und Labung spenden. Die fehlen bei ihnen ganz und gar; der trostlose Wanderer verirrt sich in dem wucherudeu Gestrüpp und kann sich daraus nicht befreien, ohne derb von den Dornen zerkratzt und zerfetzt worden zu sein. Die unglücklichen Sänger, die diese Werke interpretiren sollen, taumeln verzweifelt von einer Dissonanz in die andere. Ist es da zu verwundern, daß man jetzt auf den Gedanken verfällt, die Worte gar nicht mehr singen, sondern zur Orchestermusik sprechen zu lassen? Einzelne Scenen von Schauspielen sind bereits früher, z. B. in der Manfredmusik von Rob. Schumann, auf diese Art behandelt worden, noch niemals aber ein ganzes dramatisches Werk. Dies hat jetzt Humperdinck mit den Königskindern unternommen. Ob es seinem Talente gelingen wird, die neue Gattung des gesprochenen Dramas mit Musikbegleitung dauernd einzubürgern? Es wäre seltsam, wenn die Reform der Oper zu einem Ziele führte, weitab von dem, welches sich Wagner gesteckt hatte, — zu dem Ende des gesungenen Dramas.

Der Einfluß Wagners auf die Sänger und die Gesangskunst ist kein günstiger gewesen. Der starke Antheil, welchen früher die italienische Musik an dem Repertoir der deutschen Bühne hatte, zwang die Sänger, sich von der dazu unerläßlichen Fertigkeit wenigstens einiges anzueignen. Die einseitige Pflege des declamatorischen Gesangstils dagegen hat zur Folge gehabt, daß unter den heutigen Sängern nur noch wenige sind, welche eine Gesangsmelodie wirklich gebunden und schön vortragen können. Thatsache ist, daß gute Aufführungen Mozart'scher Opern kaum mehr möglich sind. Mit der Bezeichnung „Wagner-Sänger“ werden zunächst diejenigen belegt, die außer den Wagner'schen Rollen nichts gut zu singen imstande sind. Wie unglaublich bescheiden in seinen Anforderungen an Gesangskunst Wagner selbst gewesen ist, beweist unter anderem die Wahl seines

[1]) Giulio Caccini, Emilio dei Cavalieri, beide Römer, Jacopo Peri aus Florenz.

Digitized by Google

Siegfried für die erste Aufführung des Nibelungenrings in Bayreuth. Er war ein roher Naturalist, der für keine andere Aufgabe genügte. Aus der Bayreuther Gesangschule ist noch kein namhafter Sänger hervorgegangen; dagegen sind Sänger wie Betz und Vogl, die vor der letzten Wagnerepoche sich an andern Gesangsaufgaben herangebildet hatten, immer zugleich die besten Interpreten Wagners gewesen.

Auch auf die Darstellungskunst hat Wagner keinen unbedingt fördernden Einfluß gehabt. Einige seiner Werke, namentlich die früheren, vor allem der Tannhäuser, von den späteren die Meistersinger, stellen große Anforderungen an die Darsteller. In den mythischen Stücken dagegen ist gar keine Möglichkeit gegeben, individuelle Gestalten zu zeichnen; es sind keine Charaktere zu schildern. Für Wotan genügt eine gewisse Würde der Haltung.[1]) Was braucht's, um Fricka, Erda, Donner und das ganze Göttergeschlecht darzustellen? Etwas akademische Pose und den gewöhnlichen Vorrath an conventionellen Bewegungen. Auch der kühle Lohengrin kann mit einem geringen Aufwand schauspielerischer Kunst leidlich dargestellt werden; selbst für Partien wie Elsa ist vor allem eine poetisch-sympathische Erscheinung wichtig; die Qualitäten der Sängerin und Schauspielerin kommen erst darnach in Betracht. Ich habe höchst selten eine ganz schlechte Elsa, fast nie eine gute Donna Anna gesehen; wohl ein Beweis dafür, wie viel größere Anforderungen die Mozart'sche Oper an die Künstler stellt. Nach einer Richtung der dramatischen Leistung hat Wagner sich ein unbestreitbares und sehr großes Verdienst erworben, und zwar in Bezug auf die Inscenirung und das Zusammenspiel. Er war ein Regisseur, wie ihn die deutsche Oper noch nicht gehabt hatte. Ihm standen die scenischen Vorgänge in vollster Deutlichkeit vor den Augen, und er ruhte und rastete nicht, bis er sie ganz verwirklicht sah. Unermüdlich in der Belehrung, unerbittlich in seinen Anforderungen, erzielte er, selbst mit mittelmäßigen Kräften, eine ausgezeichnete Gesammtwirkung, und auf ihr beruht wesentlich die Anziehungskraft der Bayreuther Aufführungen. Er schuf durch diese für die Oper ein Vorbild, wie es die Meininger für das Schauspiel hingestellt haben. Wer da weiß, wie nachlässig und lodderig gewöhnlich die Vorbereitungen und Proben auf den deutschen Operbühnen betrieben werden, kann seinen Einfluß gar nicht hoch genug anschlagen, und ein — wenn auch vorerst noch geringer — Fortschritt ist bereits bemerkbar. Fängt man doch jetzt endlich an, der Mozart'schen Oper einige Sorgfalt in der Inscenirung zu widmen!

Die letzte Frage ist: Hat Wagner das heutige Publicum und seinen Geschmack zum Besseren erzogen? Gewiß hat er einen Kreis von Verehrern, die, von dem hohen Ernst, mit dem er seiner Kunst diente, ergriffen, ihn nach seiner Bedeutung und nach seinen wahren Werth zu schätzen wissen; das ist die Gemeinde echter Kunstfreunde, welche das wahre Auditorium des Künstlers, der sich selbst achtet, bildet. Der Beifall der Menge bedeutet nichts; das große Publicum ist immer unmündig und folgt der Mode; erst eine Reihe von Generationen stellt die dauernde Anerkennung und Schätzung von Werken fest, und es bedarf langer Zeit, ehe man erkennen kann, ob sich eine wirkliche Umwandlung im Geschmack eines Volkes vollzogen hat. Der Enthusiasmus, mit dem in letzten Jahrzehnt Neßlers Bänkelsängeropern und die Brutalitäten des neu-italienischen Verismus aufgenommen worden sind, ist jedenfalls wenig erfreulich — ein bedenkliches Symptom.

[1]) August Wilhelmj sagte sehr witzig von ihm: „Grad' wie mein Gärtner! Der geht den ganzen Tag mit dem Stock in der Hand herum und thut nichts."

Mittheilungen und Nachrichten.

Als Vorläufer der größeren Commentare zum Bürgerlichen Gesetzbuch, deren Erscheinen bereits angekündigt ist, haben sich zwei Handausgaben mit kurzen Anmerkungen eingestellt. Die eine, bei J. Guttentag in Berlin verlegt, ist herausgegeben von A. Achilles, Reichsgerichtsrath a. D., seinerzeit Commissar des Reichsjustizamts bei der Commission für die zweite Lesung des Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuches, unter Mitwirkung von Professor Andeé in Göttingen, Amtsrichter Greiff in Fürstenwalde, Gerichtsassessor Ritgen in Berlin und Staatsanwalt Unzner in München, sämmtlich seinerzeit Schriftführer bei der genannten Commission. Die andere führt als Herausgeber den Breslauer Professor Fischer und den Regierungsrath Henke in München, als Mitarbeiter den Amtsgerichtsrath Ebert in Breslau und den Regierungsrath Schneider in München auf und ist in München bei C. H. Beck erschienen. Die Arbeitstheilung ist bei beiden Ausgaben in weitgehendem Maße zur Anwendung gekommen und hat allein möglich gemacht, die Werke in so kurzer Zeit fertig zu stellen. Die Nachtheile, die sich regelmäßig an sie knüpfen, treten wenig hervor, da der knappe Raum für die Anmerkungen keine Möglichkeit zu eingehenden Meinungsäußerungen gewährte, sondern zu unbedingter Einschränkung auf das nothwendige und feststehende Erklärungsmaterial zwang und damit eine ungleiche oder sich widersprechende Behandlung der einzelnen Theile so gut wie völlig ausschloß. Im ganzen sind die beiden Ausgaben einander ebenbürtig und werden ihre nächste Bestimmung, das Studium des umfangreichen Gesetzes zu erleichtern, bestens erfüllen. Die Beck'sche Ausgabe enthält bei jedem Paragraphen eine Verweisung auf die entsprechenden Stellen des Entwurfs, der Motive und der Denkschrift zur Reichstagsvorlage, was besonders dankenswerth ist. Weiter liegt zum Bürgerlichen Gesetzbuch nun eine kleine Schrift des Reichstagsabg. Gröber vor, in der die Bedeutung des Gesetzes für den Arbeiterstand dargelegt wird (Stuttgart, J. Roth 1897). Sie ist ausgesprochen politischer Natur, hebt die Verdienste des Centrums um die arbeiterfreundliche Ausgestaltung des Werkes hervor und weist auf den Widerstand hin, den andere Parteien hiegegen leisteten. Zu Grunde liegt ihr ein Vortrag des Verfassers auf dem praktisch-socialen Cursus des Volksvereins für das katholische Deutschland in Schwäbisch-Gmünd.

* Verhandlungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Mathematisch-physische Classe, 1896. (Die mit * bezeichneten Arbeiten sind in den „Berichten" gedruckt erschienen.)

Außerordentliche Sitzung vom 6. Juli. Hr. H. Bruns, a. M., legte eine Arbeit des Dr. Hartmann über Mondfinsternisse vor; zur Begutachtung über deren Aufnahme in die Abhandlungen wird eine Commission niedergesetzt. Hr. Ad. Mayer, a. M., legte eine Abhandlung von G. Frege (Jena) vor: *Ueber die Begriffsschrift des Hrn. Peano und meine eigene. — Sitzung vom 27. Juli. Hr. W. Pfeffer, o. M., trug vor: *Ueber die lockere Bindung von Sauerstoff in gewissen Bacterien; nach Untersuchungen des Hrn. Ewart im botanischen Institut. Hr. Pfeffer sprach ferner: *Ueber die Steigerung der Athmung und Wärmeproduction nach Verletzung lebenskräftiger Pflanzen. Hr. Sophus Lie, o. M., trug vor: *Zur allgemeinen Transformationstheorie. 1. Ueber Differentialgleichungen, die eine continuirliche Gruppe gestatten. 2. Einige Bemerkungen über Pfaff'sche Ausdrücke und Gleichungen. Hr. Ad. Mayer, o. M., legte eine Abhandlung des Hrn. F. Engel, a. o. M., vor: Das Pfaff'sche Problem. Hr. P. Drude, a. o. M., las: *Ueber elektrische Anomalie und chemische Constitution. — Sitzung vom 19. October. Hr. Otto Fischer, a. o. M., trug vor: Beiträge zur Muskeldynamik; 2. Abhandlung. Hr. Ad. Mayer, o. M., hielt einen Vortrag: *Die Kriterien des Minimums einfacher Integrale bei variabeln Grenzwerthen. — Sitzung vom 2. November. Hr. Sophus Lie, o. M., las: *Zur Invariantentheorie der Gruppe der Bewegungen. Derselbe legte eine Arbeit von Paul Stäckel (Königsberg) vor unter dem Titel: *Beiträge zur Flächentheorie.

* Gesucht wird der am 18. d. M. von Straßburg aufgelassene unbemannte Registrirballon mit der Aufschrift „Straßburg". Nach einer Nachricht aus Frankenberg in Kurhessen hat er die dortige Gegend am 18. Nachmittags in nordöstlicher Richtung überflogen. Der Finder erhält bei vorschriftsmäßiger Behandlung des Kastens mit den Instrumenten außer Vergütung etwaiger Unkosten 50 M. Belohnung. Telegramme sind zu richten an den „Meteorologischen Landesdienst in Straßburg i. E.".

Digitized by Google

* **Gießen.** Geheimrath C. Eckhard, Professor der Physiologie, begeht am 1. März den 75. Geburtstag.

A. F. **Berlin.** Ueber „Steine vom Himmel“ sprach letzter Tage im älteren Theatee der Urania, Invalidenstraße, Dr. Berzina aus Wien, ein Astronom, der als Verwaltee und Vermehrer dee reichen Wiener Meteoriten-Sammlung befanaees berufen erscheint, dies Thema zu behandeln. Kometen, Feuerkugeln, Sternschnuppea können nach dem Vartragenvea als sehr aerwandte Erscheinungen gelten. Die letzten beidea sind Bestandtheile von Schwärmen kleinerer nnd größerer selbständiger Weltkörper, die in eigenen Bahnen um die Sanne kreisea und aus unbetannten Uesachen sich jeweilig, wenn sie einen Gravitationsmittelpnnkt gefunden haben, zu Kometen ballen, aber anscheinend nach sich wieaee aus dieer lockeren Verbindung, die sie durch ihre Massenanziehung mit eiaander eingegangen, lösen nnd wiederum selbständig ihre Wanderung fartsetzen, so lange bis die Anziehung eines größeren Weltkörpers sie überwältigt nnd sie auf diesen herabstürzen. An dieser Beziehung der genannten drei Himmelserscheinungen zu einander ist kaum mehr zu zweifeln, seitdem wir aon vier großen Sternschnuppenschwärmen bereits wissen, daß sie die Bahn bekannter Kometen aerfolgen, nämlich naa dem im April die Erdbahn kreuzenden Vega-Stram, aon den sogenannten Thränen des heiligen Laurentius, die am 10. Augast fallen, von den Leonidea, welche die Nacht des 12. Naaembee durch ein Brillantfeuerwerk erhellen, und aon dem Schwarm, der sich regelmäßig in der Nncht des 27. Naember einstellt. Von dee Vermehrung dieses letzteren durch die Trümmer eines Kometen sind wir Menschen des 19. Jahrhunderts Augenzeugen gewesen. Der 1772 zum erstenmal gesehene nnd in seinen Bahnelementen bestimmte Biela'sche Komet war seitdem in Uebereinstimmung mit dee ihm eine Umlaufszeit non 6⅔ Jaheen gebenden Berneberechnung in den Jahren 1805, 1826, 1832 wieder gesehen warden. 1839 konnte er nicht entdeckt werden, weil er ia den Strahlen dee Sonne verbogen blieb. 1845 erschienen unerwartet zwei statt eines Kometen, dan binnnder duech eine Entfernung von 300,000 km getrennt, 1852 waren diese beiden Kametenbälften bereits 2½ Millionen km dan einander entfernt, 1859 endlich waren beide aerschwunden, dafür abee entwickelte sich in ver ohnedies alljährlich durch Sternschnuppenfall ausgezeichneten Nacht des 27. Novembee, in welcher der Komet im Jahee 1859 erscheinen sollte, ein kolossalee Schaaer dan die gleiche Bahn verfolgenden Sternschnuppen. Da die gleiche Erscheinung auch in der Nacht des 27. November 1885 zu beobachten wne, in welcher der Biela'sche Komet erscheinen sollte, abee wiederum ausblieb, nnd da in dieser Nacht auch in Mexica ein Meteoe von Kindskopfgröße nnd 4 kg schwer fiel, so ist die Auflösung des ehemaligen Biela'schen Kometen in eine geaße Zahl kleinee Weltkörper nicht mehr zu bezweifeln. Zwischen Feuerkugeln und Sternschnuppen scheint nach nue ein Größen-, kein Qualitätsunterschied zu bestehen. Die kleineren nns als Sternschauppen erscheinenden Weltkörper, wrlche in unsre Atmasphäre eindringen, verglühen in Folge des Luftwiderstands aallkommen, beaor sie den Erdboden erreichen und bleibea, saweit sie sich nicht zu Gas aufgelöst, wahrscheinlich als kosmischer Staub, der sich langsam zur Erde senkt, in dee Luft hängen. Die größeren uns als Feuerkugeln erscheinenden Weltkörper dagegea überwältigen den Luftwiderstand, werden nicht vollständig in kleinste Theilchen aufgelöst und gelangen untee aerschiedenartigsten Erscheinungen auf die Erdaberfläche. Uebereinstimmend ist bei den meisten ihre große Erhitzung in Folge des Luftwiderstands, ihe plötzliches Erglühen una sehr häufig ihr Zerspriagen in viele kleinere Theile. Zumeist tritt wegen des Luftwiderstandes eine allmähliche Verlangsamung dee ursprünglichen Geschwindigkeit dan 400 km in der Secunde ein, womit diese Körpee sich im Weltraum bewegen; ja man hat mehrfach beobachtet, daß diese Geschwindigkeit durch den Luftwiderstand vollständig aufgehoben wird und ein kurzer, zuweilen sogae ein längeree Stillstand des Phänomens in der Luft eintritt, wannch der Meteorit mit gewöhnlicher Fallgeschwindigkeit zur Erde gelangt. In jedem Falle, ab er nun mit einem Rest seiaer kosmischen Geschwindigkeit aber frei fallend aus beträchtlicher Höhe zu Baden kammt, ist seine Wirkung beim Aufprallen geeinger, als man meinen sollte. Das erklärt sich wohl aus dem Umstand, daß ver Meteorit ein Luftkissen vor sich herteeibt, welches den Aufprall sänftigt. Seltea bringen solche Himmelswanderer tief in dea Erdboden ein, Stücke dan 30 kg Gewicht nicht tiefer als 30 cm. Eine am 9. Juni 1866 in Ungarn niedergegangene Feuerkugel von 300 kg Gewicht drang auf einer nassen Wiese nur bis 11 Fuß ein. Nicht immer langen die Meteoriten im glühenden Zustaad auf der Erde an, ja es ist ein Fall aus Ostindien bekannt, wa ein seeben niedergefallenes Meteor so kalt war, daß es nicht angefaßt werden konnte. Wenn hier nicht, bei der ähnlichen physiologischen Wirkung hahee Wärme- und hoher Kältegrade, eine Täuschung narliegt, so kann sich das seltene Phänomen dadurch erklären, daß die Erhitzung des Körpers beim Fliegen durch die Luft seiner besonderen Natue halber nicht erheblich genug war, um die ungeheure Kälte auszugleichen, die er aus dem Weltenraum mitbrachte. Vielleicht mae nur eine Rindenschicht, wie dies häufig gefunden wird, zum Glühen gelangt und bis zue Berührung durch Menschenhand durch die Kälte im Innera des Stückes wiedee auf dessen sehe niedrige Temperatne abgekühlt warden.

Beim Fallen dan Sternschnuppen und mehe noch bei Feuerkugeln wird häufig eine leuchtende Spur am Himmel beobachtet, die secundenlang und auch länger verweilt. Man war frühee anzunehmen geneigt, daß diese Spor nur dee Schwäche unsres Auges ihr Entstehen verdankt, das auch eine im Kreise geschwungene glühende Kohle als leuchtenden Kreis sieht. Diese Erklärung trifft indessen nicht zu. Die leachtende Spue aerdankt ihre Entstehung der Loslösung kleinster Theilchen non dem fallenden Meteoe, welche den Widerstand der Luft nicht zu überwinden vermögen und längs des Weges zurückbleiben. Man kann ähnliches beim Auswerfen aon Ballast aus Luftballons beobachten. Die größeren Sandkörner kommen schnell zur Erde; aber von den feinsten Staubtheilchen bleibt längere Zeit eine deutlich sichtbare Spur längs des Weges, den erstere genommen, in der Luft zurück.

Die Erscheinungsformen, in denen Meteoriten in unsern Luftkreis eintreten, sind nan großer Mannichfaltigkeit. Der Directoe dee Sternwarte zu Athen, Julius Schmidt, beobachtete einen Meteoritenfall, wobei eine große Aazahl einzelner Korper parallel neben einander liegend, die größeren oder vartheilhafter gestatteten die kleineren überholend, den aus einer Mitrailleuse geschleuderten Geschossen glichen. Oefters gleichen Feuerkugeln im Anfang den Sternschnuppen in iheer zurückgelassenen Spur, bis sie plötzlich erglühen, den Horizont taghell erleuchten nnd in dea meisten Fällen nach in der Luft zerspringen. Bei dem oben gedachten, in Ungarn gefallenen Metvoe, das ungebarsten auf dee Erde anlangte und als ein besonders schönes, kugeliges Stück in Wien verwahrt wird, bekundeten mehrere zuverlässige Beobachter, es habe mit dem Schweife gewedelt. Da Gase an mehreren Stellen aus seinem Innern hervorbrechend während des Falles beobachtet warden, ist eine solche Erscheinung recht wohl mäglich. Der größte Meteorfall in jüngster Zeit ist der dan Pultusk im Jahre 1868, wabei 100,000 kg kosmische Masse herunterkamen, die sich auf eine Streuzone aon 17 km Länge nnd 6 km Breite in nazähligen Bruchstücken aertheilten. Während des Phänamens hereschte ein starker Nordweststurm, dee eine deutliche Ablenkung der in nordöstlicher Richtang fallenden Himmelskörper nach Osten zur Folge hatte. Bei diesem Meteorfall, wie noch überzeugender bei einem am 1. Januar 1869 auf dem gefrorenen und beschneiten Mälarsee niedergehenden, konnte genau festgestellt werden, daß die großen Stücke stets am weitesten fliegen. Die 16 auf 5 km betragende Streuzone auf dem Mälaesee zeigte an ihrer äußera Grenze Steine doa mehreren hundert Kilogramm Gewicht, an ihree inneren kleine Stücke bis herab zu seinem Grus. Anderweit sind Streuzonen dan 10 auf 2½ Kilometer beobachtet worden.

Man unterscheidet Stein- und Eisenfälle. Im ganzen kennt man als beglaubigt 560, nämlich 320 Stein- und 240 Eisenfälle. Dan ersteren wurden 280 gesehen, 40 gefunden, nan letzteren nue 7 gesehen, der Rest gefunden. Es gebt hieraus hervoe, wie bedeutend die Stein- die Eisenfälle übertreffen. Daß ja wenige Steinfälle gefunden worden sind, erklärt sich aus der in einigen Jahren bereits eintretenden Verwitterung der Meteorsteine ia der Erde, während das Meteareisen äußerst widerständig ist. Die große Zahl dee gefundenen Eisenmeteariten kann sich daher auf eine sehr lange Zeit vertheilen. Besonders in Mexica hat man viele Eisenmeteoriten gefunden, darunter ein berühmtes, mehrere Metee großes ringförmiges Stück, das in Washington verwahrt wird. Die Häufigkeit von Meteorfällen steht im Verhältniß zur Dichtigkeit der Bewölkung, warans natürlich nur folgt, daß bei dichter Bewölkung größere Wahrscheinlichkeit dafür ist, daß die Phänamene geleben und die herabgefallenen Körper gefunden werden. Wahrscheinlich ist, daß kein Theil der Erde dae dem anderen etwas voraus hat, und daß Meteoriten, salange wie die Erde besteht, auf sie niedergefallen sind und ihre Masse vergrößert haben.

Digitized by Google

Dieser letztere Umstand erklärt es auch zur Genüge, daß sich noch in keinem einzigen Meteoriten andere Grundstoffe gefunden haben, als solche, die uns auch auf der Erde bekannt sind. Organismen, pflanzliche und thierische Reste sind niemals entdeckt worden. Die Hauptbestandtheile sind Silicium, Magnesium, Thonerde, Eisen, Nickel, Kobalt, Schwefel, Phosphor, Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff. Im ganzen beträgt die Zahl der vorgefundenen Elemente etwa zwei Dutzend. Häufig enthalten die Meteoreiten auch Diamanten, selbst recht große Exemplare davon, richtiger gesagt, sie enthielten Diamanten vor ihrem Fallen in das Jammerthal; denn wir erkennen dies nur an der deutlich krystallinischen Structur des auf der letzten Todesreise zu Graphit verglühten ehemaligen Diamanten.

Höchst vielgestaltig ist die Form der Meteoriten. Im allgemeinen ist die Kugelgestalt vorherrschend und die Neigung, sich kugelig zu bilden, auch bei der Veränderung zu bemerken, welche die Körper während ihres Fluges durch das irdische Luftmeer infolge Glühens und Berstens erfahren. Recht verschieden verhalten sich gewöhnlich die vorderen Flächen, die glatt und glänzend erscheinen gegen die hinteren, welche rauh und zerklüftet aussehen, häufig so, daß man ihnen ansieht, daß sich aus zähflüssig gewordener Masse Tropfen loszulösen begonnen hatten, während die Luftreise anhielt. Fast immer zeigt sich eine äußere zerschmolzene Uebergangsschicht zu dem inneren unversehrt gebliebenen Kern. Oefters sind die Meteoriten auch von flacher, schollenartiger Gestalt, ebenso oft sind sie löcherig und ringförmig. Letztere Eigenthümlichkeit scheint von der vorherigen Existenz von Schwefelmetallen bedingt, welche während der Luftreise herausgeschmolzen sind. Ganz eigenartig ist die Formation des Meteoreisens. Darin ist das Eisen fast immer an Nickel gebunden, vorhanden in einer nickelarmen und einer nickelreichen Verbindung. Die erstere wird gewöhnlich von der letzteren eingehüllt und beide zusammen bilden Lamellen von balken- oder säulenartigem Charakter, etwa Basaltgebilden ähnelnd. Diese wunderbare Structur tritt sehr deutlich zu Tage, wenn man Meteoreisen längere Zeit in Salzsäure liegen läßt, wodurch die nickelreiche Hülle sich auflöst und die nickelarmen Lamellenkerne bloßgelegt werden.

Die Meteoriten haben auch ihre Geschichte. Allezeit und überall wurden sie früher heilig gehalten und als vom Himmel gefallen göttlich verehrt. Der nicht eben sehr große schwarze Stein in der Kaaba zu Mekka ist ein Meteorit. Dem römischen Kaiser Heliogabalus tostete ein Meteorfall zu seiner Zeit den Verstand, weil er ihn als eine seiner Person geltende Huldigung des Himmels betrachtete. Jetzt vor etwa hundert Jahren war seit längerer Zeit kein Meteorfall eingetreten, woraus die Gelehrten den Schluß ziehen zu müssen glaubten, daß alles über solche Erscheinungen Berichtete überhaupt Fabel sei. Sehr entschieden trat dieser Ansicht der Wittenberger Professor Chladni, der bekannte Vater der Klangfiguren entgegen, doch lange vergeblich, bis die Natur selbst seine Vertheidigung übernahm und durch einen kolossalen Steinfall in der Normandie im Jahre 1803 die Zweifler eines besseren belehrte. Kein geringerer als Biot erstattete der Akademie Bericht über das Phänomen. Die Zeit der Mythenbildung bezüglich der Meteoriten ist übrigens noch nicht ganz vorüber. Noch vor gar nicht langer Zeit sprach man riesige Stücke von Meteoreisen, wovon Nordenskiöld ein 12,000 Kilogramm schweres aus Grönland nach Stockholm übersiedelt hat, als kosmischen Ursprungs an, obgleich man es in Basalt eingebettet und eingeschmolzen fand. Dieser Umstand wurde damit erklärt, daß das Meteoreisen gerade in den heiß aus der Erde hervorquellenden, zähflüssigen Basalt gefallen sei. Die Ansicht ist gegenwärtig aufgegeben, weil nichts der Annahme im Wege steht, daß Meteoreisen in seiner eigenthümlichen Structur und Zusammensetzung auch im Erdinnern entstehen kann.

* **Utrecht.** Dr. J. de Vries, Docent an der polytechnischen Hochschule zu Delft, ist an Stelle des in Ruhestand tretenden W. Kapteijn zum Professor der Geometrie an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Leiden.** Der Prediger Dr. F. Pijper wurde als Professor der Kirchengeschichte an die hiesige Universität berufen.

* **Oxford.** Professor William Wallace, seit 1882 Lehrer der Moral-Philosophie an der hiesigen Universität, starb am 19. d. M. in Folge eines Schädelbruches, den er sich durch Sturz mit dem Fahrrade zugezogen. Er vertrat auf dem Katheder die idealistische Richtung der älteren deutschen Philosophie und war in seinen Schriften besonders bestrebt, seinen Landsleuten das Verständniß Hegels zu vermitteln.

\#\# **Belgrad.** Die serbische Literatur im verflossenen Jahre. Die Bibliographie der serbischen Literatur wird aus dem Jahre 1896 eine nicht geringe Anzahl neuer Bücher zu verzeichnen haben, und die Vertreter einiger Zweige der Literatur verdienen besondere Beachtung. Stellen wir die Poesie, nach in ihr die lyrische Dichtung, voran! Wenn man in dieser Uebersicht auch nicht alle einzelnen guten Werke anführen kann, so dürfen wir doch einige nicht unerwähnt lassen. Da sind in erster Linie „Die zweiten Gesänge" Zmaj's, „Fürst Arwanit" vom Fürsten Nikola und die Uebersetzung des indischen „Rham" von Sima Popowitsch; endlich die Fortsetzung von Ariosts „Rasendem Roland" von Dragisha Stanajewitsch. Uebersetzungen sind für die serbische Literatur natürlich noch immer von großem Werthe; selbst dann, wenn sie in leichtem Stile gehalten sind und wenn der Uebersetzer, um die Reinheit der Reime zu bewahren, wie im Roland, nicht gerade immer in der Wahl seiner Worte genau ist. — Auf dem Felde der zeitgemäßen Erzählungen erschienen in separaten Ausgaben die Arbriten des Marko Jac und Joseph Versé „S'mara i primorje" (Von dem Meer und der Meeresküste), des Branislav Nuschitsch „Erzählung eines Corporals", des Svet. Djorovitsch „Aus Mostar und Herzegowina". Zu den „Nazarenern" von J. Tumitsch wählte der Verfasser den Stoff aus einer krankhaften Erscheinung im serbischen Volk und erzielte damit bald eine zweite Auflage. In der „Illumination im Dorfe" suchte der Autor Typen aus dem serbischen Leben zu zeichnen, geräth aber schon im Anfang vom echten Erzählerton ab und beginnt zu carikiren, so daß er sich selbst zum Antipoden seines Helden macht. Historische Romane wurden verfaßt von Janko M. Veselinowitsch „Hajduk Stanko", A. Gavrilowitsch „Die Herrschaft des Despoten", und K. Petrowitsch „Neumar". Im religiös-idyllischen Stile erschienen „Heilige Bilder" von J. Jiritsch. — Das Drama ist 1896, wie bisher stets, sehr wenig vorgeschritten. Die unliebsamen Vorfälle, mit welchen das Theater das vergangene Jahr in Belgrad geschlossen hat, ließen es seiner eigentlichen Aufgabe nicht vollkommen entsprechen. S. Matavul versuchte sich nach den Erfolgen seiner Erzählungen auch mit einem Drama „Das Gelübde", welches zwar den Werth seiner bestrn Erzählungen nicht erreichte, sich aber dennoch nach der Premiere auf dem Repertoire erhalten hat. Dasselbe war der Fall mit dem „Landtags-Abgeordneten" des Stan. Nuschitsch. M. S. Djuritschitsch scheint mit seinem „Vuk Brankowitsch" noch weniger Gefalg erzielt zu haben. M. Kulitsch hat mit seinem Lustspiel „Maxim" in dem Concurse der „Sedsta Matica" große Anerkennung gefunden. „Savoe van Stalatsch", Tragödie von M. Zwetitsch, ist ebenfalls nennenswerth. Das sind jedoch alles nur mehr oder weniger glückliche Versuche. — Schon früher begonnene Ausgaben der gesammelten Werke einzelner Schriftsteller wurden vollendet: die grammatikalischen und polemischen Schriften des V. C. Karadžitsch und die sämmtlichen Werke des Ljub. P. Menadowitsch. — In der Literatur für Kinder hat sich besonders die Gesellschaft der Professoren durch sorgfältige Auswahl der Gegenstände und solide Ausarbeitung verdient gemacht.

Die Literatur, und besonders die gelehrte, könnte ohne Unterstützung der Regierung oder Hülfe einzelner Vereine nicht einmal in dem Grade gedeihen, wie es im verflossenen Jahre der Fall war. Die kgl. serbische Akademie hat einige Neuerungen im System der Ausgabe wissenschaftlicher Beiträge eingeführt und ließ in diesem Jahre zweimal ihre „Nachrichten" nach dem neuen System in Druck erscheinen. Mit Hülfe der Stiftung Tschupitsch wurden die Memoiren des M. dj. Militschewitsch: „Fürst Michael", auf Kosten der Stiftung Kniaras der schon früher übersetzte Koran gedruckt. Die „Srbska Matica" hat im verflossenen Jahre zwei regelmäßige Publicationen gebracht: „Letopis" (Chronik) und „Bücher für das Volk". — Unter den Zeitschriften haben „Bosanska Vila" (Die bosnische Fee) in Serajewo, der „Delo" (das Werk) in Belgrad und „Branilva Kalo" in Caslowitz. Der Kalo des Branko hat am meisten seinem Zweck entsprochen. Ein gutes illustrirtes Blatt erwartet die serbische Literatur und Belgrad noch immer. Nur in Serajewo begegnet uns in der „Nada" ein vorzüglich ausgestattetes illustrirtes Blatt. Am Schluß unserer Uebersicht des verflossenen Jahres wollen wir noch bemerken, daß die serbische Literatur sich erst in den vierziger Jahren zu entwickeln begann. Damals, 1847, haben sich auf dem literarischen Gebiet die ersten Schriftsteller, Tzura Daničitschitsch und Branko Radičschewitsch, später Vuk Karadžitsch und Njegusch, hervorgethan. Ihren Werken folgten dann in rascher Entfaltung eine Reihe anderer auf verschiedenen literarischen Gebietrn.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 24. Februar. Nummer 44.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Armenien und die Armenier. — Ein neues Denkmal der gothischen Literatur. Von Prof. Kauffmann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Armenien und die Armenier.[1])

P. H. Ein türkischer Armenier schrieb kürzlich: „Wir hören jetzt auf, von Europa Hülfe zu hoffen.“ Eine solche Resignation wird bei uns in Europa wenig überraschen, man könnte sich im Gegentheil sogar wundern, daß sie nicht schon längst eingetreten ist. Wie der erwähnte Armenier denkt die Mehrzahl seiner Landsleute, die armenische Frage tritt damit in ein neues Stadium, an dessen Schwelle ein Rückblick auf den bisherigen Verlauf nicht uninteressant ist.

Alle christlichen Nationen unter türkischer Herrschaft hatten und haben die gleichen Leiden. Zwar ist der Türke gegen Christen, was die Ausübung ihrer Religion anlangt, durchaus tolerant, toleranter als Christen vielfach unter einander. Er läßt sie in dieser Beziehung ruhig gewähren, wenn sie die Kopfsteuer zahlen. Nur dürfen sie keine Gleichberechtigung mit den Mohammedanern verlangen. Dabei ist der schlummernde Fanatismus des Mohammedaners stets sehr leicht zu wecken; mit der Miene des Biedermannes, der eine heilige Pflicht zu erfüllen glaubt, schlägt er dann Tausende von Christen todt, wie es ein bekannter Schriftsteller kürzlich ausgedrückt hat, aber diese Thaten des Biedermannes sind immer von den rohesten Ausschreitungen begleitet. Das Grundprincip der Religion Mohammeds, daß die Andersgläubigen auf mohammedanischem Grund und Boden nur geduldet sind, mußte den Christen von vornherein eine untergeordnete Stellung zuweisen. Noch heute gilt das Zeugniß eines Christen nichts gegenüber dem eines Mohammedaners. Der Christ gehörte von jeher zu einer minder berechtigten Race als der Muselmann, er war daher verachtet, mochte man ihn in religiösen Dingen auch sonst in Ruhe lassen. Das hat auf den Charakter aller Christen in mohammedanischen Ländern demoralisirend gewirkt. So schildern viele Kenner des Orients besonders die Armenier in den schwärzesten Farben, sie weisen ihnen Verlogenheit und Neigung zum Betrug im höchsten Grade vor und stellen sie in einen schroffen Gegensatz zu den biederen Türken. Nun, der armenische Volkscharakter ist das Product einer Jahrhunderte langen Unterdrückung, die genannten häßlichen Züge haben sich ganz natürlich infolge der Verhältnisse so entwickeln müssen; bei den Armeniern wie bei den meisten Christen im mohammedanischen Orient. Daneben findet man aber bei dem Armenier doch auch andere Seiten. Daß dieses Volk seine Nationalität, Religion und Sprache bis heute unter ungünstigen Verhältnissen so treu gewahrt hat, verdient entschieden Bewunderung, und bei den Armeniern in Zeitun, welche vor Jahresfrist so viel von sich reden machten, und die ihre Unabhängigkeit den Türken gegenüber immer ziemlich aufrecht erhalten haben, trifft man auch Tapferkeit und Biedersinn an, welche man bei den übrigen türkischen Armeniern so oft vermißt. Also der armenische Charakter ist auch besserer Züge fähig; man beseitige die Hindernisse, die seiner Entfaltung im Wege stehen, aber man sage nicht von vornherein abweisend, er verdiene keine Sympathie.

Man hat doch in Europa auch den Griechen, Serben, Bulgaren und anderen Sympathien entgegengebracht, und doch haben diese Völker auch ihre Fehler. Allerdings hatten sie alle vorher schwere Opfer für ihre Befreiung gebracht, ehe die europäischen Mächte für sie eintraten. Die Armenier haben es dagegen zuerst mit anderen Mitteln versucht.

Es war ihnen gelungen, in die Acte des Berliner Congresses einen Paragraphen hineinzubringen, welcher die hohe Pforte zu Reformen in Armenien verpflichtete und den Mächten das Recht gab, die Ausführung dieser Reformen zu überwachen. Das war ein großartiger diplomatischer Erfolg, und die Armenier haben nicht ermangelt, diesen Paragraphen, den 61., den Mächten fortwährend vorzuhalten. Die Aufnahme des Paragraphen bedeutete von vornherein eine neue Verwicklung in der orientalischen Frage. Daß die Pforte die versprochenen Reformen nicht ausführen werde, hat sich doch jeder Diplomat gleich 1878 in Berlin selbst sagen müssen. Dann war aber der Passus von der europäischen Ueberwachung recht heikel; denn man mußte sich gleich von Anfang an auf Gewaltmaßregeln gefaßt machen. Wie aber sollte für solche unter den Mächten die nöthige Einigkeit zustande kommen? Und ein zweiter Krieg Europa's unter sich um der Türkei willen, wie seinerzeit der Krimkrieg, war doch eine ultima ratio, die man der Armenier halber heraufzubeschwören unmöglich denken konnte. Der § 61 verdankt seine Existenz einzig und allein dem Bestreben der Mächte, die Armenier für eine Zeit lang zu beruhigen. Ihren guten Freunden auf dem Congresse, vorzüglich den Engländern zuliebe, nahm man ihn auf; das weitere, dachte man, würde sich ja dann später finden. Der orientalischen Frage sieht man eben nicht gern direct ins Auge, Abwarten und Hinausschieben gilt schon seit langem in ihr als die beste Politik. Der türkische Grundsatz: Javaseli, javasch „Langsam, langsam“ ist in der Behandlung türkischer Dinge auch bei uns zur Norm geworden.

Als die Armenier schließlich einsahen, daß das ewige Citiren des § 61 ihnen nichts helfe, griffen sie allmählich zu andern Mitteln. Im armenischen Volke ist ein Trieb nach der Bildung des Westens weit verbreitet, der Armenier ist geistig regsamer und beweglicher als der phlegmatische Türke. Zahlreiche Söhne, auch aus geringen Ständen, werden in der Akademie zu Etschmiazin, dem Nationalheiligthum des orthodoxen armenischen Volkes, erzogen und dann mit Mitteln zum Studium in Europa ausgestattet. Die türkischen Armenier sehen dann hier sehr bald, welch wenig geachtete Stellung die hohe Pforte im europäischen Concert einnimmt, und sie empfinden die Niederhaltung ihres aufstrebenden Volkes um so härter. Heimlich

[1]) Aus einem Vortrage im Kaufmännischen Verein zu Straßburg i. Els.

in ihrer Heimath, oder öffentlich im Auslande suchen sie nun für eine Besserung der Verhältnisse zu wirken. Die radicaleren Elemente dieser patriotisch gesinnten Jugend haben sich im Laufe der Zeit ganz naturgemäß enger an einander geschlossen und die Propaganda der That auf ihre Fahne geschrieben, als der Zwang zu den versprochenen Reformen von seiten Europa's ausblieb. Das Wirken des armenischen Revolutionscomités ist genügend bekannt. Dasselbe provocirte zunächst die Unruhen in Kleinasien, die zu den massenhaften Armenierverfolgungen führten.

Nun lag aber der Schauplatz dieser Vorgänge viel zu weit „da hinten", als daß in unsrer an Ereignissen so reichen Zeit die Niedermetzelung auch von einigen tausend Menschen einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen könnte. Das armenische Comité verfiel also darauf, einen den Augen Europa's näheren Ort zu wählen, und zwar Konstantinopel. Es kam der Putsch auf die ottomanische Bank, und die enorme Ausdehnung, welche die Armenierausrottung nun in Konstantinopel annahm, war dem Comité sicherlich nicht unlieb. Sein Zweck war vollständig erreicht: die armenische Frage stand plötzlich im Vordergrunde der Ereignisse, alle Welt sprach von den Armeniern. Doch die große Schattenseite fehlte nicht. Die Sicherheit Konstantinopels schien plötzlich selbst gefährdet, und diese Stadt ist denn doch ein zu gefährlicher Schauplatz für Revolutionen. Alle Mächte geriethen in Aufregung und verlangten energisch Wiederherstellung der Ordnung, die dann auf Kosten der Armenier, und zwar wie immer der an dem Vorfalle ganz unschuldigen, erfolgte. Nach der Lage der Dinge kam es nicht zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen die Türkei, da keine Einigkeit unter den Mächten zu erzielen war. Statt dessen kehrte sich die allgemeine Entrüstung gegen die Armenier. Man hatte ihnen schon immer vorgeworfen, ihr Verlangen nach Reformen sei egoistisch und unberechtigt. Den andern Christen in der Türkei ergehe es nicht besser als ihnen, und die eigenen osmanischen Unterthanen der hohen Pforte hätten auf das dringendste eine durchgreifende Besserung ihrer Lage nöthig; aber diese duldeten still. Reformen allein für die Armenier würden die Unzufriedenheit der leer ausgehenden andern hervorrufen, die Armenier müßten also bis zur Durchführung allgemeiner Reformen im gesammten türkischen Reiche warten.

Dieser Gesichtspunkt war gewiß an sich durchaus richtig; aber haben denn die andern Christen des türkischen Reiches, haben die osmanischen Unterthanen der hohen Pforte einen § 61 aufzuweisen, der ihnen Reformen verspricht? Den Armeniern gegenüber hat Europa sich verpflichtet, ihr formeller Anspruch läßt sich daher nicht leugnen. Die Armenier sind eigentlich sogar durchaus folgerichtig vorgegangen: erst bittend, dann zu Gewaltmaßregeln übergehend, wie es die Griechen, Serben, Bulgaren doch auch zuletzt gemacht haben. Die Verhältnisse liegen bei ihnen allerdings in verschiedenen Beziehungen anders, als sie bei den genannten Völkern lagen, aber principiell ist das Thun auf beiden Seiten das gleiche. Die Ansprüche der Armenier auf Reformen sind durch den § 61 anerkannt; wenn man von ihnen verlangt, sie sollten dieselben im Vergleich zu mehr oder weniger gleich berechtigten andern nochmals beweisen, so ist dies im Grunde ungerecht.

Trotz alledem ist das Verhalten der europäischen Mächte gegenüber den Armeniern vollständig berechtigt und kann nach Lage der Dinge kein anderes sein. Die Türkei muß um der allgemeinen politischen Lage willen zur Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts ertragen werden; was nach ihr kommt, möchte doch leicht viel schlimmer als der gegenwärtige Zustand sein. Bei der Complicirtheit der Verhältnisse ist es schlechterdings nicht zu verlangen, daß Europa gewaltsam eingreife, um den Armeniern zu helfen. Politik aus Humanitäts- oder Religionsrücksichten zu treiben, ist heute unmöglich. Kein Staatsmann kann dazu wohl voraussehen, welches Ende ein gewaltsames Einschreiten in die türkischen Verhältnisse nehmen könnte; die Existenz von bisherigen Großmächten, z. B. Oesterreichs, könnte im Verlaufe der Entwicklung in Frage kommen. Schon die Einleitung einer Action gegen die Türkei würde das Leben Hunderttausender von Christen im osmanischen Reiche auf das Spiel setzen. Die Thätigkeit eines friedlichen Congresses wird nie eine Lösung der orientalischen Frage bringen, solche gordische Knoten durchhaut nur das Schwert. Vielleicht wäre es nicht unmöglich, daß Europa sich mit der vollendeten Thatsache abfinden könnte, wenn eines Tages der russische Doppeladler wieder über Konstantinopel wehte — wir sagen wieder, weil er bekanntlich aus dem byzantinischen Wappen entnommen ist, ohne daß jedoch Rußland selbst aus diesem angeheiratheten Gute jemals einen Erbanspruch auf Konstantinopel erhoben hätte. Der Zeitpunkt müßte nur günstig gewählt sein, und die russische Diplomatie hat ja in dieser Beziehung von jeher eine besondere Stärke entwickelt. Aber so weit ist es vorläufig noch nicht. Das mehr und mehr verarmende osmanische Volk wird inzwischen zu einem letzten Kampfe immer schwächer; von ihm ist aber eine Erhebung zu einer Besserung der Verhältnisse und Befreiung von der Effendiwirthschaft, die an seinem Marke zehrt, schwerlich zu erwarten. Die jungtürkische Partei erstrebt ihre Zwecke durch friedliche Mittel; revolutionäre Pläne, die man ihr häufig in die Schuhe schiebt, hegt sie wohl nicht. Wenn aber der Kern nicht aus sich selbst heraus reformirt wird, muß alles andere nur äußerliches Flickwerk bleiben, das stets nur auf kurze Zeit hilft.

Ganz anders als die der türkischen sind die Klagen der russischen Armenier. Während die Armenier bei allen Leiden unter mohammedanischer Willkür als Nation und kirchliche Gemeinschaft unangetastet geblieben sind, zwingt Rußland nach dem Grundsatze, den es allen seinen stammesfremden Unterthanen gegenüber anwendet, seine Armenier zur Anerkennung des Russischen als der Hauptsprache des Reichs und drängt ihnen den griechisch-katholischen Glauben bedenklich nahe. So sind die Armenier, die einst den christlichen Russen als den ersehnten Befreiern vom mohammedanischen Joche zugejubelt haben, im Laufe der Zeit dazu gelangt, in den Russen weit gefährlichere Gegner zu erblicken, als in den Türken.

Da nun auf beiden Seiten den armenischen Wünschen kein Genüge geschieht, so ist in einzelnen Köpfen die Idee eines gemeinsamen, freien, russisch-türkischen Armeniens aufgetaucht, das, wie die Schweiz, durch internationale Verträge als neutral gesichert werden sollte. Ein solches Gebilde ist aber eine Utopie; der Schutz des kleinen Freistaates in der denkbar ungünstigsten politischen Umgebung würde fortgesetzt die größten Schwierigkeiten hervorrufen. Wir brauchen kein Wort weiter über die Sache zu verlieren.

Nun läge es aber doch eigentlich im Interesse der Türkei, die ewigen Klagen ihrer armenischen Unterthanen etwas zu befriedigen; denn diese haben doch allmählich, wie es in der Schrift heißt, mindestens um „ihres unverschämten Geilens" willen in Europa einiges Aufsehen gemacht. Es ist ja wohl gar nicht ausgeschlossen, daß nicht vielleicht gerade die armenische Frage einmal der europäischen Türkei den Hals brechen kann. Nun haben die Armenier die Errichtung einer Provinz Armenien verlangt — bisher ist Armenien bekanntlich nur ein historischer oder geographischer Begriff, da die türkischen Wilâjets, welche die Hauptmasse der armenischen Bevölkerung beherbergen,

Digitized by Google

andere Namen führen. An der Spitze dieser neuen Provinz, welche die Wilâjets Erzerûm und Wân, einige Sandschaks (Bezirke) der Wilâjets Diarbekr, Charput, Bitlis, sowie den Hafen Rizé zwischen Trebizond und Batum in sich schließen sollte, sollte als Gouverneur ein christlicher Armenier stehen; ihm wäre auch der Chef der mohammedanischen Verwaltung, welche der türkischen und kurdischen Bevölkerung natürlich nach ihrem Recht und Glauben belassen werden müßte, zu unterstellen. Eine durch allgemeine Wahlen aus der gesammten Einwohnerschaft zu bildende Körperschaft sollte einmal im Jahre zusammentreten und das Budget prüfen. Die Gendarmerie und Militärmacht der Provinz dürfte keine Kurden, Circassier oder andere Nomaden enthalten. Doch genug, es bedarf keines weiteren Details. Der armenische Vorschlag ist unausführbar. Die Armenier haben den schweren Fehler gemacht, in ihrem Bittgesuche an Lord Salisbury auf dem Berliner Congresse wenn nicht die Zahl ihrer eigenen Landsleute in „Armenien" stark zu übertreiben, so doch diejenige der Mohammedaner viel zu gering anzugeben. Ihren Zahlen (1,330,000 Armenier gegen 530,000 Mohammedaner) stehen ganz andere türkische und auch unparteiische europäische Statistiken gegenüber. Gewiß wird den Armeniern zuzugeben sein, daß die türkische Statistik die Zahl der Armenier zu niedrig berechnet, weil die Armenier selbst ihre Zahl zu verheimlichen suchen, aus Furcht, sonst eine noch höhere Steuersumme zahlen zu müssen. Aber dermaßen in der Mehrheit sind sie sicherlich nicht wie sie angeben, das Gegentheil scheint weit eher richtig. Wir berufen uns hiefür auf das groß angelegte Werk von V. Cuinet, „La Turquie d'Asie" (Paris 1890 folg.). Dann ist es aber vollends unmöglich, das geistige Uebergewicht der numerisch schwächeren Armenier über die Mohammedaner dadurch offen anzuerkennen, daß man aus ihrer Mitte den Gouverneur der gemischten Provinz nimmt. Die bisherigen Râjâs können unmöglich plötzlich über die herrschende Kaste gestellt werden — das wäre eine Bankerotterklärung der hohen Pforte im Herzen ihres Reiches, in Kleinasien, welche ihr Ansehen und ihre Herrschaft auf das stärkste erschüttern müßte. Wenn auch manche Türken eine andere Regierung als die ihrer Paschas wünschen mögen, so wollen sie doch niemals von christlichen Armeniern regiert werden. Auch die anderen Vorschläge sind so nicht durchführbar, wie es die Armenier wünschen; nähme man aber die Abänderungen vor, welche die Rücksicht auf die mohammedanische Bevölkerung gebietet, so würde für die Armenier keine wirkliche Besserung herauskommen.

Da das Zusammenleben von Armeniern und Mohammedanern in einer Provinz sich als unbefriedigend herausgestellt hat, so ließe sich aber doch vielleicht dadurch Rath schaffen, daß man den Armeniern ein bestimmtes Territorium zum alleinigen Wohnsitze anwiese. Die stärkste armenische Bevölkerung sitzt in den Sandschaks Wân (nach Cuinet 64,998 Armenier gegen 50,000 Kurden und 10,500 Osmanen, also zusammen 60,500 Mohammedaner) und Mûsch. Auch das Sandschak Bitlis hat eine starke armenische Bewohnerschaft, aber Bitlis ist ein alter Sitz kurdischer Fürsten und kann den Kurden unmöglich genommen werden. Die 129,000 Armenier des Wilâjets Bitlis könnten aber gegen die 241,000 Mohammedaner (davon 210,000 Kurden) des Wilâjets Wân ausgetauscht werden. Auf Erzerûm als ihre alte Hauptstadt haben die Armenier ein gewisses historisches Recht, das ganze Wilâjet wäre ihnen zu überlassen. Die in den Wilâjets Angora (ca. 100,000), Sivas (84,000), Halep (78,000), Trebizond (47,000), Adana (40,000) ꝛc. wohnenden Armenier könnten in einem abzugrenzenden Gebiete angesiedelt werden, das durch Wegzug der mohammedanischen Bevölkerung frei würde, die ihrerseits auf bisher von Armeniern bewohntem Territorium Unterkunft fände. Die Grenzen dieser Provinz Armenien sollen hier nicht genau abgemessen werden, es genügt, die Idee principiell zu begründen. Die übrigen Christen außer den Armeniern, zumeist Nestorianer, würden so zu stellen sein, daß sie neben jenen in der Provinz bleiben könnten; die Armenier behaupten, dieselben wären zu einer Unterordnung bereit.

Solche zwangsweisen Wohnsitzveränderungen scheinen manchem Leser vielleicht unausführbar? Aber wir befinden uns auf asiatischem, nicht auf europäischem Boden. In Asien sind die Verpflanzungen ganzer Völkerschaften nach weit entlegenen, neuen Wohnsitzen nichts unerhörtes. Schâh Abbâs der Große von Persien hat noch im 17. Jahrhundert zahlreiche Armenierschaaren in sein Reich verpflanzt, sogar bis nach Isfahan hinein, wo sie in der Vorstadt Dschulfa noch heute eine blühende Colonie bilden. Rußland verschickt alljährlich Schaaren seiner Unterthanen zur Zwangsansiedlung nach Sibirien, und noch in neuerer Zeit hat man verschiedentlich die Ueberführung der russischen Juden nach Palästina in Vorschlag gebracht. Sollte daher die Ansiedlung der Armenier in einem ihnen allein reservirten Gebiete eine Unmöglichkeit sein, wo es sich doch um viel geringere räumliche Entfernungen handelt? Wenn der Wille zu einer Aenderung da ist, an der Möglichkeit der Ausführung wird er nicht scheitern. In der Türkei ist man etwas gewaltsame Mittel beim Inswerksetzen von Reformen gewohnt. Als Sultan Mahmud II. im Jahre 1826 die ersten Reformen durchführen wollte, mußte er zunächst die widerspenstigen Janitscharen beseitigen, circa 10,000 oder mehr fielen den Reformbestrebungen des Sultans zum Opfer. Und so blutige Mittel kämen hier nicht in Frage. Selbständig könnte die neue Provinz ohne natürliche, sie sichernde Grenzen nicht werden; sie würde dem Sultan tributpflichtig bleiben, aber durch eigene Verwaltung die Möglichkeit gewinnen, sich aus dem jetzigen Elend zu erheben. Die Armenier, auf eigene Füße gestellt, könnten dann einmal zeigen, was sie als Culturvolk, das sie doch sein wollen, zu leisten imstande sind. Eine aufblühende Provinz Armenien müßte der Pforte selbst willkommener sein als der jetzige Zustand, da der Steuerertrag dann erheblich höher werden würde. Eine Hinneigung zu Rußland wäre nicht zu besorgen, die Meinung der Armenier gegenüber diesem Staate ist oben geschildert worden.

Wenn die Armenier so unter sich wären, so würde die ihnen nachgesagte häßliche Neigung zu Trug und Uebervortheilung gewiß schwinden. Ihr Unternehmungsgeist und ihre kaufmännischen Talente würden sich in mannichfachen reellen Unternehmungen bethätigen können. Z. B. auch in der Hebung der Landwirthschaft, welche die armenische Landbevölkerung ja von jeher betrieben hat. Die Türken haben in Diarbekr vor einer Reihe von Jahren eine Landwirthschaftsbank gegründet, wegen unpraktischer Handhabung der Statuten hat diese den beabsichtigten Zweck aber gar nicht erfüllt. In armenischen Händen und unter gesicherten äußeren Verhältnissen würden solche Institute ohne Zweifel bald in Blüthe kommen.

Die Armenier haben durch eigene Schuld das Unglück gehabt, ähnlich wie der Dichter bei der Theilung der Erde, zu spät zu kommen. Wäre ihr nationales Erwachen früher erfolgt, hätten sie früher ihre Freiheit zu erringen versucht, so stünden sie vielleicht heute besser da, gleich den Griechen und anderen einstigen christlichen Unterthanen der Türkei. Allerdings ist ihre geographische Lage weit ungünstiger als diejenige europäischer Völker, und dazu haben sie die Aussicht, die Türken noch näher zu bekommen, wenn diese einmal aus Europa vertrieben werden sollten. Inzwischen hat auch Europa seine Erfahrungen mit der Befreiung kleinerer Völkerschaften gemacht und die allgemeine politische

Digitized by Google

Lage ist immer complicirter und schwieriger geworden. Deutschland hält an seiner bewährten Politik fest, sich nicht in die orientalischen Händel zu mengen, und die deutsche Regierung hat es deutlich gezeigt, daß sie eine höhere Wogen schlagende Bewegung für die Armenier nicht wünscht. Unsrer Sympathien sind die Armenier aber gewiß ebenso würdig wie die Griechen, Serben ꝛc., die europäischem Eingreifen ihre Freiheit verdanken. Daß die Verhältnisse heute weit ungünstiger liegen, ist nicht Schuld der Armenier.

Wenn die Ruinen der Akropolis von Athen heute wieder auf ein freies Griechenland herniederschauen, so ist das ein Ereigniß, an dem allerdings die ganze civilisirte Menschheit theilnimmt bei dem Gange, den unsre Bildung genommen hat. Ein gleiches allgemeines Interesse können die Armenier zwar nie beanspruchen oder erwarten, wenn auch der Alterthumsforscher noch manchen werthvollen Fund auf ihrem Boden erhoffen darf. Aber die Unmöglichkeit, ihnen zu helfen, darf darum doch nicht zu ungerechter principieller Verurtheilung ihrer Bestrebungen werden.

Ein neues Denkmal der gothischen Literatur.

Von Professor Kaufmann in Kiel.

Auxentius, der Schüler des Wulfila, berichtet uns von diesem seinem gefeierten Meister: grecam et latinam et goticam linguam sine intermissione in una et sola ecclesia Cristi predicavit ... qui et ipsis tribus linguis plures tractatus et multas interpretationes volentibus ad utilitatem et aedificationem, sibi ad aeternam memoriam et mercedem post se dereliquit. Die deutsche Literaturgeschichte hat sich bisher fast ausschließlich auf die gothischen Sprachdenkmäler beschränkt und ist trotz oder vielmehr wegen dieser Beschränkung noch recht weit vom Ziel geblieben. Eine so wichtige Voraussetzung jeder weiteren Forschung wie die Quellenfrage ist durch die in Curs befindlichen unsicheren Vermuthungen keineswegs geklärt worden. Lagarde hat, wie ich neuerdings zu zeigen versucht habe, am ergiebigsten vorgearbeitet. Ihm verdanken wir den Hinweis auf den Zusammenhang der gothischen Bibel, beziehungsweise ihrer griechischen Vorlage mit der Bibel des Johannes Chrysostomos, des großen Homileten von Antiochia und Konstantinopel.

Um die taleinische Literatur der Gothen hatte sich besonders der jüngst verstorbene Bonner Kirchenhistoriker Wilhelm Krafft bemüht, aber seine Behauptungen waren durch W. Bessell zurückgewiesen worden und die deutsche Philologie hat sich nicht weiter darum bekümmert.

Bei meinen der germanischen Religionsgeschichte gewidmeten Studien bin ich auf ein Werk gestoßen, das sicher der gothischen Literatur angehört, vermuthlich den großen Gothenbischof, den Bibelübersetzer selbst, zum Verfasser hat.

Im 56. Band der Migne'schen Patrologie, Series Graeca, ist mit der Chrysostomusausgabe des Montfaucon (1724) ein lateinischer Commentar zum Matthäusevangelium (Cap. 1—13, 19—25) abgedruckt unter dem Titel Opus imperfectum in Matthaeum quad Chrysostomi nomine circumfertur. Von Erasmus bis auf Montfaucon ist über diesen von einer ungeschickten Hand in Homilien zerschnittenen Tractat mancherlei gesagt worden. In der neueren Zeit hat dieses außerordentlich merkwürdige Werk mit einer nachher zu nennenden Ausnahme nur spärliche Beachtung gefunden. Das umfangreiche Fragment ging unter dem Namen des Chrysostomos, bis Erasmus bemerkte, daß der grob ketzerische Charakter des Werkes — Paul IV. hat es auf den Index gesetzt — den Patriarchen ausschließe, daß der Autor Arianer gewesen, ganz hervorragende schriftstellerische Eigenschaften besitze, aber weiter nicht zu identificiren sei.

Man sollte denken, das Werk werde unter des Chrysostomos Namen vornehmlich deßwegen gegangen sein, weil es ihm nicht bloß technisch, sondern auch geographisch und chronologisch zunächst stehe. Man hat auch allerdings gelegentlich unsern arianischen Bischof ans Ende des 4. Jahrhunderts gesetzt, anfänglich suchte man ihn im 10. Jahrhundert unterzubringen, die jetzt übliche Datirung (6. Jahrhundert) geht auf Montfaucon zurück.

Aus gelegentlichen Anspielungen im Commentar geht soviel hervor, daß er unter keinen Umständen älter ist als der Regierungsantritt des Kaisers Theodosius. Wenn ich mir auch bewußt bin, daß wir, solange eine kritische Ausgabe nicht vorliegt, mit dem kirchen- und dogmengeschichtlichen Material, das radicaler Entstellung ausgesetzt gewesen ist, sehr vorsichtig operiren müssen, so ist mir doch nichts aufgestoßen, was nicht mit den Ereignissen der Jahre 381 bis 383 im besten Einklang wäre. Der Bischof spricht von den lebhaften theologischen Debatten im Streit der theologischen Parteien, in denen er offenbar selbst eine Rolle gespielt hat. Er setzt den Erlaß des Theodosius vom Januar 381 voraus, der die Arianer aus ihren Kirchen getrieben, die Orthodoxie zur Herrschaft gebracht und jene trübseligen Aussichten eröffnet hat, die den Hintergrund unsres Werkes bilden. Der Commentator ist tief ergriffen von der furchtbaren Krisis, die seinen Glauben und seine Gemeinde erschüttert hat. Schwere Leidenszeit der Verfolgung liegt hinter ihm. Mit ruhiger Kraft sammelt er die Seinen zum Entscheidungskampf, den die Synode von 383 gebracht, den er wohl selbst nicht mehr erlebt hat. Aber ich wiederhole, die chronologische Frage ist vielleicht bei dem jetzigen Zustande des Textes noch nicht spruchreif.

Es genügt für uns zunächst die Thatsache, daß mit diesem Matthäuscommentar ein Werk wiedergefunden ist, das einen Gothenbischof zum Verfasser hat. Dieser Gothenbischof ist ein Mann von so hervorragenden Eigenschaften, von so reicher Bildung, von so religiöser Tiefe und von so nationaler Kraft, daß es seltsam wäre, wenn eine solche Persönlichkeit nicht auf dem Schauplatz der Geschichte hervorgetreten wäre. Wenn dieser Tractat nicht von Wulfila stammt, so haben die Gothen noch einen zweiten Bischof von der Größe dieses ihres Moses aufzuweisen. Ich betone nur eins. Schon Erasmus hat Luther'schen Geist in dem Buch gewittert und in der That, das Schriftprincip ist mit solchem Nachdruck in den Vordergrund gestellt, wie dies bisher gerade von Wulfila durch Auxentius bezeugt war (vgl. W. Krafft, Die Anfänge der christlichen Kirche bei den germanischen Völkern 1, 334).

Von Gothen ist in dem Comnentar nirgends die Rede, aber es spiegeln sich die Lebensverhältnisse eines, wie ich glaube, auf dem Balkan angesessenen Germanenstammes in so prächtigen Bildern, daß die Entscheidung leicht fällt. Der Commentator sprudelt über von Gleichnißreden, an denen wir einen höchst werthvollen Schatz culturhistorischer Ueberlieferung besitzen. Einige Beispiele sollen hier mitgetheilt werden.

Zu den Worten des Textes: Manasses antem genuit Amos bemerkt der Verfasser: qui interpretatur fortitudo. Et si quidem ante poenitentiam genuit Amos, cum malignaretur in idolis, nan possumus aestimare quasi religionis causa vocaverit eum fortitudinem, sed causa audaciae corporalis: sicut solent et barbarae gentes nomina filiis imponere ad devastationem respicientia bestiarum, ferarum vel rapacium valucrum, gloriosum putantes filios tates habere ad bellum idoneos et insanientes in sanguinem (Migne 56, 626). So vergleicht er den ägyptischen Pharao oder den römischen Imperator

mit dem sanguinarius accipiter (p. 895, 897). Das ist der Stil oltgermanischer Epik. Man erinnert sich sofort entsprechender Scenen der alten Dichter, wenn wir lesen: Joannes in carcere sciens se jam in exitu constitutum volebat discipulos snos Cbristo adjungere, tamquam si providus pater moriens filios suos consignet fideli tutori; oder auch: fugientibus et in via manere necesse est et in silvis latere et per deserta vagari. Fuga enim vestem portare non sinit, domum intrare non permittit, ignem accendere non concedit. In hieme autem quid faciat fugieas? Necesse est ergo aut fugiens frigore pereat aut manens gladio moriatur (p. 772, 912).

Nicht weniger Ausschlag gebend ist die Stelle: sicut videmus in istis mundialibus regnis, quomodo in primis quidem nemo potest facere se ipsum regem, sed popnlus creat sibi regem, quem elegerit; cum rex ille fuerit factus et confirmatus in regno, jam habet potestatem in homlnibus, et non potest populus jugum ejus de cervice sna repellere: nam primum quidem in potestate populi est, facere sibi regem quem vult, factum antem de regno repellere jam non est in potestate ejus et sic voluntas populi postea in necessitatem convertitnr (p. 835).

Wie ein Held kämpft der tapfere Bischof für seine Sache und wählt mit Vorliebe seine Vergleiche aus dem kriegerischen Leben seines Volkes: quando rex terrenus processum aliquem aut expeditionem mandat in populo, dignitates omnes moventur et exercitus exercitatur, tota civitas fervet (p. 920) oder: miles tunc praecipue necessariam habet annonam de rege quando bellum et periculum instat; quando autem pax est, undecumque possunt se milites sustentare ... sicnt autem tnbicen, commisso bello, pugnantem exercitum circuit et bellicos cantus in tuba decantans milites animat ad virtutem: sic et sacerdos persecutione immineate exponens in populo fortissimornm martyrum gloriosa pericnla et inenarrabiles regni coelestis coronas vincentibus praeparatas Christiannm populum ad virtntem paticntiae vehementer accendit (p. 927). Man lese ferner etwa das reizende Genrebild eines Appells (p. 932).

Die Abhängigkeit von Griechen und Römern tritt hervor. Mit lüsternem Auge hielt das junge germonische Blut Ausschau nach den Marmorpaläsien (diversitas splendentium marmorum p. 899) und anderen Herrlichkeiten von Rom und Byzanz. Unser Bischof wornt davor wie vor dem Teufel: diabolus videns homiaem habentem in se thesaurum coelestem ... ostendit illi vestes pretiosas et deliciosos cibos et gloriosos honores, nt per hoc snbjugans eum voluptatibus suis auferat salutem animae ejus et corrumpat gratiam cordis ejus (p. 774). Wo er davon erzählt, daß der Herr Christus auf einer Eselin zu Jerusolem Einzug gehalten habe, erinnert er an die Triumphzüge der Sieger des Weltreichs: non sedet in curru aureo pretiosa purpura fulgens; nec ascendit super fervidum equum discordiae amatorem et litis, qui gloriae jactantia pectus habet repletum, qui de loage odorat bellum et gaudet ad vocem tubae et cum viderit sanguineam pugnam dicit in corde suo, bene est factum... non autem vides in circuitu ejus splendentes gladios aut cetera ornamenta terribilium armorum (p. 837).

Er kennt bloß Soldaten nnd Bauern. Das Gewerbe erwähnt, den Handel verpönt er (qui rem comparatam vendit, mercator est maledictus p. 840). Er stemmt sich gegen die Geldwirthschaft. Viehstand und Ackerbau bilden den Nährboden seines Volkes, über dessen Recht und Sitte, Glauben und Aberglauben, über dessen Eigenthum in Hausroth und Feldflur wir detaillirte Aufklärung erhalten. Auffallend bevorzugt der Bischof die ärztliche Praxis, er interessirt sich für alles in der belebten wie in der unbeleblen Natur. Die Hausthiere sind ihm vertraut wie das Wild. Er gibt z. B. folgende Schilderung einer Jagd im Gebirge: sicut cautus venator bestiam compreheadere volens cum viderit ex una parte illius praecipitem locum, ex altera parte erigit retia, ut ex quacumque parti exsilierit, aut in retia incidat aut in praecipitium cadat (p. 848). Auxentius sagt bekanntlich von Wulfila und seiner Gemeinde: per Daanbium transire fecit et in montibus ... sibi servire decrevit. Man nehme hiezu, was unser Commentator aus Anlaß der Versuchungsgeschichte anführt: quanto magis excelsior fuerit mons, tanto magis aspicienti ex eo spatiosior terra videtur ... nt puta si ascendas super excelsum locum, digito extenso dicam tibi: Ecce ibi est Roma, aut ibi est Alexondria, non sic ostendo tibi ut ipsas videas civitates, sed partes terrae in qnibus positae suat (p. 667): zur Rechten hat dem Autor offenbar Rom, zur Linken Alexandria gelegen, d. h. er war offenbar allzu nahe bei Konstantinopel angesessen, als daß er es in diesem Zusammenhang hätte erwähnen können. Wenn diese Deutung evident ist, wäre die Heimathsfrage erledigt.

Wie will man nun aber die folgende Partie anders verstehen als aus der Geschichte der unter Wulfilo von den heidnischen Volksgenossen ausgewanderten Volkangothen? Pax bona est inter fideles et justos ut, in quibus est nnius fidei mnnus, una sit vitae concordia.... Pax autem mala est inter infideles et iniquos ... in pace iniqnorum et injustitia et iufidelitas staat, fides autem et justitia jacent ... Ideo ergo Dominus bonam misit separationem in terram, ut rumperet malam conjunctionem.... ideo misit Dominus separationis gladium inter illos, id est verbum veritatis.... Nam bonum quamdiu fuerit mixtum cum malo, jacet ... cum autem a malo fuerit separatum, tnnc surgit et vivit ... seductionibus aut persecutionibus fides non corrumpitur sed purgatur. O mira virtns gladii separantis, cui non solum conjunctio extraneorum resistere non potest, quos amicitia voluntaria jungit, sed nec ipsa dilectio violenta naturae carnalis.... Semper fideles ab infidelibns recedunt, non infideles ab fidelibus. Er erinnert an das Wort des Jesaias: exite, exite de medio eorum.... Ideo cum dixeriat infideles: a nobis vos recessitis, non nos a vobis: crede, verum enim est (p. 767).

Noch hängt seine Gemeinde am Heidenthum der Väter: patres nostri idola coluerunt et semper in bonis fucruat et vos, ex qno Christum colere coepimus, nunquam vos bona sequuntur (p. 794). Der Bischof urtheilt selbst milde: si habes patrem infidelem, obsequere ei ... si autem te voluerit in eandem foveam infidelitatis immergere, in qua ipse est, tunc plus dilige Deum quam patrem (p. 769). In diesem Zusammenhang gewinnt nunmehr die Schilderung der Vorgänge bei einem Opferfeste (p. 767) erhöhte Bedeutung. Die Schilderung geht so weit ins einzelne, daß wir darin sofort das Gegenstück zu jenen Opferscenen erkennen, die uns die Acta S. Sabae aus der gothischen Missionszeit überliefern.

Das möge vorerst genügen. Daß der Commentar einen Gothen zum Verfasser hat, wird nicht bestritten werden können und die Hypothese, daß dieser Gothe Wulfila gewesen sei, dürfte zum mindesten zulässig sein.

Von den dogmengeschichtlichen Fragen rede ich lieber jetzt nicht — aus dem bereits hervorgehobenen Grunde. Ich kann es mir jedoch nicht versagen, darauf aufmerksam zu machen, daß in den wesentlichen Punkten schon jetzt volle Uebereinstimmung mit dem sogenonnten Bekenntniß des Wulfila constotirt werden kann. Ich betone namentlich die Auffassung Christi als eines magnas Deus, der Erlösung als eines mysterium und die sowohl gegen Homöusianer als gegen Homöusianer gerichtete Polemik. Eine erschöpfende

Digitized by Google

Darstellung behalte ich mir vor. Zunächst werde ich mir die Herstellung einer kritischen Ausgabe angelegen sein lassen. Die arianischen Fragmente aus Bobbio und was sonst noch hieher gehört, werden dann auch ihre Würdigung finden. Ich möchte nur wenigstens den Stand der Dinge kurz veranschaulichen. Mein verehrter Freund Professor Adolf Jülicher in Marburg verweist mich auf sein Buch: Die Gleichnißreden Jesu (Freiburg i. B. 1888). Er sagt hier S. 239: „Eine interessante, wohl früher als Gregor d. Gr. (gest. 604) anzusetzende Arbeit ist der fragmentarisch erhaltene, lateinisch geschriebene Matthäuscommentar eines Unbekannten, gewöhnlich unter dem Namen Opus imperfectum in Mt. bei den Werken des Chrysostomus mit abgedruckt. Der Verfasser ist ein Arianer, der zugleich in einem selbst für Orientalen ketzerischen Grade Pelagianer war und auch sonst von der „gesunden Lehre" erheblich abwich, aber als Exeget ein scharfsinniger und selbständiger Arbeiter. Seine Parabelauslegung ist einzig in ihrer Art: so energisch ist die allegorisirende Methode wohl von niemandem sonst gehandhabt worden, beßgleichen nie so principiell die Fixirung jedes einzelnen Wortes in der Parabel, ohne Rücksicht auf den Zusammenhang." An anderer Stelle (S. 741) nennt er ihn den „erbarmungslosen Parabelallegoristen aus Arius' Schule". Leider ist die von Jülicher (a. a. O. S. 239 Anm. 1) angekündigte umfassende Untersuchung über diese Schrift noch nicht erschienen. Was die Pelagianischen Elemente betrifft, so hat Richard Simon in seiner Histoire critique des principaux Commentateurs du Nouveau Testament p. 195 gemeint: On y trouve de certaines expressions qui approchent de celles des Pelagiens, aux quelles néanmoins on peut donner un bon sens.

Wenn nun aber Simon chronologische Schlüsse aus dem Bibeltext zieht, so muß auch dabei die größte Vorsicht walten. Es ist vollständig richtig, daß der Commentator nicht die Vulgata, sondern die Itala voraussetzt: ce qui prouve, sagt Simon, que cet auteur qui a écrit en Latin et non pas en Grec est ancien. Matth. 5, 22 lautet bei ihm: si quis iratus fuerit fratri suo sine causa reus erit judicio: das entscheidende sine causa fehlt der Vulgata, ist die Lesart der Itala, der byzantinischen Codices und die Lesart der gothischen Bibel. Matth. 6, 11 hat der Anonymus: panem nostrum quotidianum da nobis hodie gegen die Vulgata, mit der Itala, mit Chrysostomus und Wulfila. Mit diesem stimmt er auch in der Doxologie (Matth. 6, 13); leider fehlt die gothische Uebersetzung zu Matth. 24, 36, wo neque filius unsres Commentars nicht bloß für den arianischen Standpunkt des Verfassers, sondern auch bei der Frage nach seinem Alter ins Gewicht fallen dürfte.

Ich schließe mit den Worten von Simon (a. a. O. S. 204): Ces observations et quelques autres qu'il serait trop long de rapporter, pourraient faire croire que l'Anteur de ce Commentaire a été veritablement Arien, lequel ayant vu son parti abattu sous l'Empereur Theodose, ne put s'empêcher d'en témoigner de grands ressentiments. Trifft dies zu, dann ist nicht bloß unsre deutsche Literatur um ein Werk originalen Charakters reicher, dann ist an einen andern Autor als Wulfila gar nicht zu denken und dann ist eine Quelle erschlossen, aus der wir über des Gothenbischofs geniale Persönlichkeit und sein großartiges Wirken in ungeahnter Fülle Aufklärung erhalten. Jedenfalls aber ist für die germanische Religionsgeschichte ein Werk gewonnen, das wie eine Lichtquelle in eine dunkle, aber welthistorische Periode deutscher Geschichte hineinragt. Die gothische Herkunft des Werkes steht auch für G. Salmon fest, der im Dictionary of christian Biography (s.v. Pseudo-Chrysostomus) an den Gothenbischof Maximin als Verfasser denkt.

Mittheilungen und Nachrichten.

Das Klima von Frankfurt. Aus Anlaß der Naturforscherversammlung, welche im Herbst des vergangenen Jahres in der alten Mainstadt tagte, unternahmen es zwei dortige Gelehrte, die klimatischen Verhältnisse ihres Wahnortes in ausführlicher, monographischer Darstellung zu schildern, und die Schrift [1]), in welcher sie ihre Ergebnisse niederlegten, verdient es wohl, auch außerhalb Frankfurts gekannt und als ein treffliches Beispiel klimatologischer Individualcharakteristik gewürdigt zu werden. An Material fehlte es nicht, denn schon seit 1780 liegen leidlich genaue Temperaturmessungen vor, und gleich nach seiner Gründung im Jahre 1824 richtete der jetzt noch blühende Physikalische Verein einen regelmäßigen Beobachtungsdienst ein, so daß also für die wichtigsten Elemente eine lückenlose siebzigjährige Beobachtungsreihe vorhanden war. Es haben auch von jeher Frankfurter Gelehrte sich mit Studien verwandter Natur eingehend beschäftigt, vor allem einer der beiden Autoren selbst, denn zumal die Niederschläge, die Gewitter und die phänologischen Daten verfolgte Dr. J. Ziegler seit vielen Jahren mit ausdauerndem Eifer. Die fortlaufenden Beobachtungen werden im Senckenbergianum angestellt, doch bestehen für einzelne klimatische Factoren auch noch anderweite Stationen in der Stadt selbst und in ihrer nächsten Umgebung. Daß die Instrumente, welche näher beschrieben werden, allen modernen Anforderungen entsprechen, braucht kaum besonders betont zu werden. In Bayern, als dem Lande, welches mit consequenter Bestimmung der Schneemächtigkeit den Anfang machte, wird die Mittheilung interessiren, daß man in Frankfurt mit einem festen Schneepegel keine guten Erfahrungen sammelte, sondern zu dem scheinbar primitiveren Verfahren der Messung durch da oder dort eingesenkte Meßstäbe zurückkehrte.

Die einzelnen Abschnitte behandeln den Luftdruck sammt den durch dessen Vertheilung bedingten Winden, die Temperatur der Luft, des Grund- und Mainwassers, die Feuchtigkeit und Bewölkung (nebst Thau und Reif), die Regenmenge und Regenhäufigkeit in Verbindung mit der Gewitterfrequenz, die Nordlichter, für welche die erste einwurfsfreie Beobachtung aus dem Jahre 1721 vorliegt, die Wasserstände und die Pflanzenphänologie, betreffs deren namentlich auch auf die neueste Eintheilung der Jahreszeiten von Drude und Ihne Rücksicht genommen ward. Zahlreiche Tabellen und Curventafeln sind beigegeben, und es ist überhaupt der sehr umfassende Stoff, welchen die Beobachtungsregister zur Verfügung stellten, so weit verarbeitet worden, als es beim Mangel rechnerischer Hülfskräfte, wie sie insonderheit für die Selbstregistratoren nothwendig gewesen wären, geschehen konnte. Von den mancherlei merkwürdigen Resultaten, zu welchen sich die Verfasser geführt sahen, wollen wir nur einige wenige hervorheben. Wenn man W. Zenkers zahlenmäßige Kriterien verwendet, so steht das Klima des untersten Maingebietes zu 28 Procent unter continentalem, zu 72 Procent unter oceanischem Einfluß. Die Wärmeunterschiede zwischen Innen- und Außenstadt sind verhältnißmäßig bedeutend, größer z. B. als in München, Wien und Berlin. Die Temperaturverhältnisse des Mains fügen sich gut den von A. E. Foerster für Flachlandflüsse an sich aufgestellten Normen ein. Was die Vegetationserscheinungen anlangt, so bestätigt Frankfurts „phänalogischer Kalender" das günstige Urtheil, welches für das „Nizza am Main" bei jedermann besteht. Volle dreißig Jahre lang sind die Aufblühdaten und einige andere Phasen des Pflanzenlebens von dem nämlichen Beobachter (Ziegler) ununterbrochen verzeichnet worden, so daß mithin die Beziehungen zwischen dem Klima und dem vegetativen Leben hier mit besonderer Schärfe ermittelt werden konnten. S. Günther.

* Ueber neue archäologische Funde zu Worms theilt die „Wormser Ztg." folgendes mit: Nachdem die Ausgrabung römischer Gräber „im Schild", welche seit Sommer v. J. Frhr. v. Heyl zu Herrnsheim zugunsten des Paulusmuseums vornehmen ließ, bis Anfang Februar angedauert hat und während dieser Zeit 295 unversehrte Gräber aufgedeckt und untersucht worden sind, haben Nachforschungen im Südwesten der Stadt ein weiteres, anscheinend ebenso großes römisches Grabfeld ergeben. Während das erstgenannte Gräberfeld an der vom Niederrhein über Mainz und

[1]) Das Klima von Frankfurt a. M. Eine Zusammenstellung der wichtigsten meteorologischen Verhältnisse von Frankfurt a. M., nach vieljährigen Beobachtungen im Auftrage des Physikalischen Vereins bearbeitet von Dr. Julius Ziegler und Prof. Dr. Walter Kenig. Mit 10 Tafeln in Steindruck. Frankfurt a. M. 1896. C. Naumanns Druckerei.

Straßburg nach dem Oberrhein ziehenden römischen Heerstraße sich befindet und noch lange nicht völlig untersucht ist, erstreckt sich das neu entdeckte längs der auf dem linken Ufer des Eisbachs über Horchheim, Heppenheim und Osstein, also nach Westen, ziehenden Römerstraße. Auch diese Straße ist in ihrem ganzen Verlauf von der Mitte der Stadt an bis zu ihrer äußersten Grenze am „Kirschgarten" genau bekannt und in vielen Querschnitten bloßgelegt worden. Sie verläßt über die vorhin genannten Ortschaften nach der nächsten größeren römischen Station Eisenberg in der Pfalz hin, um von hier über das Gebirge nach Kaiserslautern und in die Westpfalz zu ziehen. Eine im Süden der Stadt neu angelegte Straße wurde deßhalb „Eisenbergerstraße" genannt. An der erstgenannten Straße werden im frühen Mittelalter, als die Römerstraßen noch die alleinigen Verkehrswege bildeten, das Kloster Mariamünster und das längst verschwundene „Gatterthaus" erbaut, an der nach Eisenberg ziehenden Straße das Kloster Kirschgarten. Mit letztere Straße zusammen verläßt noch eine dritte Römerstraße die Stadt, welche sich in der Nähe des neu entdeckten Grabfeldes von ihr trennt, um sofort westwärts zu ziehen. Diese, jetzt noch „Hochstraße" genannt, zieht in gerader Linie auf der Höhe hin, an „dem hohen Kreuz" bei Piedersheim vorbei nach Hohen-Sülzen und an der Stelle vorüber, wo seinerzeit die im Mainzer und Bonner Museum befindlichen, berühmten durchbrochenen und geschliffenen Gläser gefunden worden sind. Dieser Straße zu Ehren wurde die neu angelegte, die Eisenberger Straße rechtwinkelig schneidende Straße auch „Hochstraße" genannt. Das jetzt aufgefundene Gräberfeld liegt in seiner ganzen Ausdehnung ebenfalls auf a. Heyl'schem Fabrikgebiete. Frhr. v. Heyl wird es ebenfalls für das Paniusmuseum untersuchen lassen. Es ist dies die jetzt die fünfte der in einem großen Halbkreise um die Stadt gelagerten römischen Nekropolen, an welche sich meist noch größere fränkische Grabfelder anschließen. Mit der Exploirung des neuen Gräberfeldes ist sofort begonnen worden. Es fanden sich bereits Steinsarkophage und Bestattungen in Holzsärgen mit ihren charakteristischen Beigaben.

* **Elberfeld.** Die Farbenfabriken „vormals Friedrich Bayer u. Co." haben zur Ergänzung ihrer reichhaltigen wissenschaftlich-technischen Bibliothek die hinterlassene **Bücher-Sammlung** des Bonner **Chemikers Kekulé** gekauft. Diese, die im Umfang von 13,000 Bänden für die größte der bisher existirenden Sammlungen speciell chemischer Literatur gilt, wird so dem deutschen Boden erhalten, während gerade in den letzten Jahren die meisten Fachbibliotheken verstorbener deutscher Gelehrter nach Amerika gegangen sind.

* **Leipzig.** Die **renovirten Universitätsgebäude** werden, wie das „Tagebl." meldet, am 15. Juni in Gegenwart des Königs Albert, der Prinzen des königlichen Hauses und der Fürsten, die an der hiesigen Universität immatriculirt waren, **eingeweiht** werden.

γσ. **Berlin.** In der Zebraarsitzung der **„Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte"** gedachte Geheimrath **Virchow** des Malers Cyrich, eines vortrefflichen Schädelzeichners, seines langjährigen Mitarbeiters, des um die Erforschung Neu-Guinea's verdienten Geographen Kärnbach, des Turiner Anthropologen Ferraris und des durch Selbstmord aus dem Leben geschiedenen meinesischen Reisenden und Forschers Kubary; auch dem Andenken des Spreewaldkenners Trnagatz Hirschbergin wie des Oldenburger Museumsdirectors Wirpir widmete der Vorsitzende anerkennende Worte. Von Geheimrath **Bastian** ist ein vom 3. Januar aus Batavia abgesandter Brief eingetroffen, in dem der Forscher die Bedeutung des durch Capitän Schulze mit großer Mühe aufgestellten Stammbaumes einer javanischen Familie betont. Er meint, Dutzende oder Hunderte solcher Stammbäume würden unsren Anschauungen über die Acclimatisation der weißen Race in den Tropen erst die sichere wissenschaftliche Grundlage bieten. Capitän Schulze hat auch Arbeiten über Lombok und Nias angefertigt, die die volle Anerkennung Bastians gefunden haben. Dieser selbst ist auf einer Tour nach Bali eingeregnet und so auch durch die Regenzeit von einer Reise nach Ceylon bisher zurückgehalten worden. Dafür fleißiger hat er auf der Bibliothek der „Batavia Genotschap" in Batavia gearbeitet. Er beabsichtigt neuerdings Ausflüge nach Ostjava und nach Bali. Virchow verhält sich in Hinsicht auf den vorliegenden Stammbaum der javanischen Familie deßhalb sehr skeptisch, weil kaum die Zusammenstellung eines zweiten derartigen, geschweige denn Dutzender möglich sein werde, wie aus den Mittheilungen des Capitäns Schulze zu ersehen ist; ferner biete der vorliegende Stammbaum durch die zahlreich auf ihm verzeichneten Mischheirathen zwischen Europäern und asiatischen Racen nicht das, was uns namentlich in der Acclimatisationsfrage interessirt. — Unter anderen Mittheilungen sei noch hervorgehoben die neuerdings nach in Dresden erfolgte Gründung eines „Vereins für Volkskunde". Aus Worms geht die Nachricht von stets neuen Funden aus Gräbern neolithischer Zeit ein. Prof. Dr. Nehring behandelt auf eine Anregung des Schweizer Anthropologen Dr. Kollmann das Vorkommen von Zwergracen neben der normalen Bevölkerung in der Schweiz und geht dabei auf das schon im Streite Virchows mit Quatrefages seinerzeit in seinen Angaben einer Kritik unterzogene nitz Herbertstein'sche Werk zurück, dessen Angaben einer neuen Revision bedürfen. Aus Pommern (Rambower Kreis) und aus der Umgegend von Graudenz sind Funde von Steinzeit- und Hügelgräbern gemeldet. Sanitätsrath Dr. Bartels macht eine Mittheilung über Spinnwirtel; aus Japan liegen ihm Fälle einer Epitlactation vor. Dr. Miller erkannte in Abbildungen, die zweifellos von Japanern stammen, die weiblichen Figuren als Chinesinnen, und gibt eine Zusammenstellung japanischer Hochzeitsceremonien. Prof. Stieda legt gleichfalls einen aus der Provinz Posen stammenden Spinnwirtel vor, der aus Thon gefertigt zum Spinnen des Flachses gedient hat. Dr. Standinger legt Korncolperlen aus Afrika vor, die nicht aus Indien an ihre Herkunftsstelle gelangt sein können; es machte ferner die Mittheilung, daß neuerdings auch für das Enngebecken die Steinzeit durch Instrumente nachgewiesen sei, die dort beim Bahnbau ans Licht getreten sind, sie stellen sich als primitive Instrumente aus Quarz und Kiesel dar. Auch hat man Zinninger am Benue aufgefunden. Die dortigen Eingeborenen sind mit der Technik des Ausschmelzens dieses Metalls vertraut und haben eine Zinnindustrie entwickelt, für die vielleicht, wie jedoch bisher mit Sicherheit nicht nachzuweisen war, früher einmal europäische Vorbilder wirksam gewesen sind. Doch hat solch europäischer Einfluß in neuerer Zeit nicht bestanden. Geheimrath Virchow legte alsdann eine in Hinsicht der Tätowirung der Eingeborenen von der Carpentariabai in Australien interessante Photographiensammlung vor, die der Gesellschaft durch Baron v. Karff zusammen mit einem Schädel aus jener Gegend zugewiesen wurde, und knüpfte an einem von ihm selbst aus Aegypten mitgebrachten Schädel die Richtigkeit seiner jüngst ausgesprochenen Vermuthung bewiesen, wonach die Aegypter, übereinstimmend mit Herodots Bericht, zum Zwecke der Balsamirung die Leichen von der Nase aus anbohrten, um das Gehirn aus dem Schädel zu entfernen. Darauf machte Sanitätsrath Dr. Bartels Vorlagen von Gegenständen des Hausgewerbes aus Bosnien, im Anschluß an eine vor einigen Jahren von ihm vorgelegte Sammlung bäuerischer Hausindustriegegenstände aus Podolien. Wir es höchste Zeit ist, Sammlungen von Volkstrachten und Dingen des Hausgewerbes der Völker Europa's ebenso anzulegen, wie die Dinge bei fremden Racen in allen Erdtheilen zu sammeln, solange der moderne Verkehr sie nicht hinwegfegt und vernichtet, so hegt es auch den Patriotismus, wenn wir pietätvoll das zu bewahren suchen, was unsre Väter einst geschaffen. Der geringe Eifer gerade der gebildeten Kreise der Bevölkerung, der beispielsweise unserm Berliner „Volkstrachtenmuseum" entgegengebracht wird, läßt nur allzu sehr die Furcht gerechtfertigt erscheinen, daß, falls dieses Museum je bestehen aufhören sollte, die Möglichkeit, ein zweites zu schaffen, ausgeschlossen ist. Wie schnell die moderne Cultur die Volkstracht zu verdrängen imstande ist, dafür kann als eines der schlagendsten Beispiele der Umstand dienen, daß doch auf dem Glasinac schon die malerische Nationaltracht der Frauen der heutigen europäischen Mode hat weichen müssen. Die kunstvoll hergestellten bosnischen Waffen, deren Tragen heute nur noch ein Vorrecht ist, werden bald überhaupt nicht mehr verfertigt werden; auch der taschenreiche Lederguet der Bosniaken, in dem die Männer alles aufbewahren, dessen sie bedürfen, sowie die schönen, kunstvollen Schließen und Schnallen am Frauengürtel werden bald genug dem Touristenreisetouristen und billigem Tand aus europäischen Schleuderbazaren Platz gemacht haben. Custos Truhelka vom Museum in Serajewo hat dem Vortragenden eine Sammlung schwer zu erlangender Stücke von altbosnischem Hausgeräth übermittelt, die er mit Erläuterungen der Gesellschaft vorlegte. Neben dem zum Stempeln des Brodes mit einem in einem Kreise stehenden Kreuze versehenen Prischaft, der in seiner Ornamentik an ähnliche in Lydien gefundene Kreuze auf Stein erinnert, sehen wir einen mit Verzierungen in Kerbschnitt reich geschmückten, zum Zusammen-

klappen gemachten Holzlöffel, daza Tassen, gleichfalls aus Holz, mit sechsstrahligen Sternen und dem griechischen Kreuze geschmückt, das ihren serbischen oder orthodoxen Ursprung andeutet. Kunstvoll sind ihren Flöten geschnitzte Doppelflöten, wie sie Prof. Rothnagel ähnlich bei den Morlaken in Istrien fand, erscheinen neben Wäscheschlägeln, auf denen Bandstreifen und Rosetten geschnitzt sind, während die Doppelflöten nicht selten Inschriften, in cyrillischem Alphabet geschrieben, tragen. Die südlösige Spirale erscheint sehr häufig als Ornamentirung. Auch Spinnrocken, die im Kleidergurt von den Frauen getragen werden, zeigen oft reiche Schnitzereien, sind sogar bisweilen mit Perlen ausgelegt, während sich die geschnitzte Rosette zusammen mit dem Kreuz auch auf den großen Steinsarkophagen der sogenannten Bogumilengräber wiederfindet. Auch gestickte Doppelzopfbänder, Wellenbänder und an steinzeitliche Ornamentik erinnernde Darstellungen, etwa auf Wetzsteinbehältern, kommen neben volutenreichen Schnitzereien auf Kästchen vor, auf deren Schmuck selbst Münzen, Perlen und Metalleinlagen verwendet werden. Prof. Jacobsthal sprach im Anschluß an diese Darlegungen über Metalleinlagen in Holz, wie sie auf Gegenständen der Volkskunst häufig sind und technisch sowohl, wie hinsichtlich der Formengebung mit dem Kunstgewerbe in Wettbewerb zu treten geeignet sind. So finden sich Einlagen von Neusilber in Holz oder auf Horn, auf Waffen, Löffeln, Cigarrenspitzen, wie sie orientalische Bazare in Konstantinopel, Brussa, Smyrna aufweisen. Die Linie, das darin eingefügte Blatt und der Punkt sind die Elemente dieser Metallornamentik in Bosnien, während die indische Kleinkunst eine Mischung von Linien und an einander gefügten Ringen aufweist, die in äußerst feiner Ornamentik sich darstellen und nach Publicationen von derartig ornamentirten Stücken aus Lucknow und dem Punjschab im „Journal of Indian Art" bei uns bekannt geworden sind. Aus dem Banat, aus dem Kaukasus, wie aus Daghestan und Damaskus sind solche Producte der Volkskunst mit Metallornamentik oft in der feinsten Form bekannt. Messing, Kupfer, neben einem fast unbekannten weißen Metall und neben Perlmutter, sind für diesen Schmuck zur Verwendung gekommen. Auch die marokkanische Intarsia und die aus Indien über Ampezzo, wohin sie 1881 eingeführt wurde, dann neuerdings bis nach Bremen ausgedrungene Ornamentik der sogenannten Ampezzaner Waaren gehört der Volkskunst an, deren Technik man behalten, aber keineswegs fördern soll. Zum Schlusse erläuterte Professor Dr. v. Luschan einige Vorlagen aus dem Museum für Völkerkunde. Zunächst zwei große, aus gespaltenen Blättern der Dattelpalme äußerst fest geflochtene Matten aus Ostafrika, auf deren einer, bei dem spröden Material eine besonders schwere Arbeit, menschliche Figuren eingeflochten sind, die aus der Entfernung nur als Ornament erscheinen, während in die zweite, aus Loma stammende zwei große Schriftbänder in arabischer Schrift auch in Suahelisprache eingeflochten wurden. Solche Matten, die das Museum nach aus dem malayischen Archipel erhielt, sind äußerst selten. Eine Mumie aus den Neuhebriden stellt wahrscheinlich einen Verstorbenen zu dessen Andenken dar. Auf einem aus Laubfasern hergestellten Skelett sitzt ein deformirter Schädel, der Schmuck besteht aus reichem Flechtwerk aus Laubfasern und aus Muschela. In die Südsee gehört auch das große, aus Yap herstammende, einem Mühlstein ähnliche Geldstück aus Aragonit, das der Vortragende neben einer Reihe sehr prächtiger, aus Lagos stammender, äußerst bunt geschmückter Fetischmasken vorlegte. Auf Speeren, die von den Admiralitäts-Inseln stammen, finden wir den Schaft unterhalb der Stelle, wo die Obsidianspitze aufsetzt, reich mit Ornamenten verziert. Neben Zierbändern erscheinen Vögel und menschliche Gesichter, die zum Theil zu blassen Wellenlinien degeneriren. Auch aus dem Rufidschthal besitzt das Museum solche mit schöner Gravirung verzierte Lanzen. Auf die aus Westafrika stammenden Masken haben europäische Firmen, die dorthin Masken und Papiermaché einführten, nach einer Bemerkung des Dr. Staudinger nicht unwesentlichen Einfluß geübt, daher ist Vorsicht bei deren Deutung geboten. Auch auf die neue, durch Dr. Stuhlmann und Premierlieutenant Schlobach aufgenommene, von Kiepert und Measel ausgeführte Karte des Gebiets der Ulunguruberge sei hier hingewiesen. Sie befindet sich ebenfalls im Besitze der kgl. Museums für Völkerkunde.

* **Berlin.** Die hiesige landwirthschaftliche Hochschule hat neue Satzungen erhalten, die vor kurzem durch kgl. Cabinetsordre bestätigt worden sind. Danach werden mit Beginn des nächsten Semesters auf der Hochschule wie bei den Universitäten mehrere Facultäten mit je einem Dekan an der Spitze eingerichtet. Die drei Abtheilungen sind die für Landwirthschaft, für Geodäsie (Feldmesserei) und Culturtechnik und für die landwirthschaftlich-technischen, d. h. für die Gährungsgewerbe. Den Vorsteher jeder Abtheilung wählen die dem engeren Lehrercollegium angehörenden Abtheilungsmitglieder aus ihrer Mitte. Die Wahl findet alle zwei Jahre nach der Neuwahl des Rectors statt. — Dr. Heilborn, seit mehreren Jahren als Privatdocent für Völkerrecht an hiesiger Universität habilitirt, hat jetzt auf Grund einer Arbeit über den Landfriedensbruch auch für Strafrecht und Strafproceß die venia docendi erhalten.

* **Prag.** Freunde und Collegen des Hofraths Prof. Dr. Johann Kelle, des ausgezeichneten Lehrers der germanischen Philologie an der hiesigen deutschen Universität, eines geborenen Regensburgers, rüsten sich zur Feier seines 40jährigen Professorenjubiläums am 3. März.

* **London.** Sechsmal hat die Fitzgerald'sche Expedition versucht, den Aconcagua in den Anden zu ersteigen. Bei dem letzten Versuch erreichte Fitzgerald nur eine Höhe von 20,000 Fuß, am 3000 Fuß geringer, als er früher bewältigt hatte. Dagegen gelang es einem seiner Gefährten, Mr. Vines, begleitet von einem einzigen Träger, den Gipfel zu erreichen. Beide litten furchtbar von den Wirkungen der verdünnten Luft. Den Gipfel des aus Porphyr bestehenden Berges bildet ein Plateau von etwa siebzig Quadratfuß.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Hugo Spitzer: Kritische Studien zur Aesthetik der Gegenwart. Leipzig u. Wien, Karl Fromme 1897. — Rudolf Krauß: Fürnehmer Geist. Kritik der ... Officiers-Ehrengerichte nebst Beispielen aus der Praxis. Stuttgart, Robert Lutz 1897. — Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene, unter besonderer Berücksichtigung der Pathologie und Therapie. Hggb. von Dr. C. Menze. Kassel, Th. G. Fischer u. Comp. 1897. — Die Wahrheit. Halbmonatsschrift zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens. Hggb. von Chr. Schrempf. Nr. 73—79. Stuttgart, Fr. Frommann 1896/97. — Ludwig Anzengrubers gesammelte Werke. 6.—10. Lfg. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. — Gustav Jühe: Entehrt. Magdeburg, Walther Niemann 1897. — Rudolf Golm: Ein falsches Liebeslied. Novelle. Dresden, C. Pierson 1897. — K. P. Pobedonoszew: Streitfragen der Gegenwart. Autorisirte deutsche Uebersetzung von R. Barchewitz und L. Reichaer. Mit Portrait. Berlin, August Deubner 1897. — Emil Michael: Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. 1. Bd.: Deutschlands wirthschaftliche, gesellschaftliche und rechtliche Zustände während des 13. Jahrhunderts. Freiburg i. B., Herder 1897. — Dr. Max Lenz: Martin Luther. Festschrift. Mit Titelbild. 3. Aufl. Berlin, R. Gaertner 1897. — Steinhausens Waldhornklänge. Jagd- und Waldlieder. 2. Aufl. Neudamm, J. Neumann.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9.

Soeben erschien:

SAMMLUNG VON ABHANDLUNGEN
AUS DEM GEBIETE DER
PÄDAGOGISCHEN PSYCHOLOGIE
UND
PHYSIOLOGIE.
HERAUSGEGEBEN VON
H. SCHILLER (Geh. Obermedicinalrat und Professor in Giessen) UND TH. ZIEHEN (Professor an der Universität Jena).

I. Band, 1. Heft: **Der Stundenplan.** Ein Kapitel aus der pädagog. Psychologie und Physiologie von H. Schiller. Gr. 8°. 69 S. Einzelpreis Mk. 1.50.

Subscriptionspreis für 1 Band von 6—8 Heften im Umfang von mindestens 30 Bogen Mk. 7.50.

Ausführliche Prospekte gratis und franko. (3356)

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 25. Februar. Nummer 45.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Denkmalpflege. — Wohin treiben wir? Betrachtungen eines Musikers. IV. (Schluß.) Von Bernhard Scholz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Denkmalpflege.

Dr. Sch. Anstalten und Einrichtungen zur Erforschung und Erhaltung von Kunst- und historischen Denkmalen, sowie gesetzliche oder behördliche Bestimmungen zum Schutze dieser Denkmale gegen Verfall und Verderben, gegen Vernichtung und Zerstörung, gegen Verschleppung und Verschleuderung gehören in den verschiedenen Staaten der alten Welt erst der neueren Zeit an, ja die meisten dieser Einrichtungen und Verfügungen stammen nur aus der Mitte unsres Jahrhunderts. Derjenige Staat, welcher der Beachtung und Erhaltung von Denkmalen der Kunst und des Alterthums zuerst durch eine eigens dafür getroffene Veranstaltung Geltung zu verschaffen suchte, war Schweden, dessen König Gustav II. Adolf 1611—1632 mehrere Gelehrte mit dem Titel Antiquarier betraute, deren Beruf nachmals ein einziger Antiquarius Regni (Riksantiquarius) übernahm. Nach Schweden folgte Portugal, wo die königliche Akademie für die Geschichte von Portugal angewiesen wurde, für die Erhaltung und Wahrung von Statuen, Denkmalen, Säulen (cippi) und anderen Gegenständen des Alterthums zu sorgen (1721). An dritter Stelle steht Dänemark (1807), dann kommt der Kirchenstaat (1820), Frankreich (1830), Griechenland (1834), Belgien und Bayern (1835), Preußen (1843), Spanien und Norwegen (1844), Oesterreich (1850), Baden (1853) u. s. w.

Wie in diesen Staaten nach der Zeit, so sind auch die daselbst getroffenen Verfügungen und Einrichtungen hinsichtlich der Denkmalpflege verschieden, und es war ein sehr dankenswerthes Unternehmen, dem sich Frhr. v. Helfert in einer soeben veröffentlichten Schrift[1]) unterzog, diese verschiedenartigen, oft einander entgegengesetzten Vorkehrungen zum Schutze und zur Pflege der Kunst- und historischen Denkmale in den einzelnen Ländern in sachlich geordneter Uebersicht zusammenzustellen und sie in ebenso sachgemäßer Weise nach Inhalt, Tragweite und Werth zu beleuchten. Baron Helfert ist seit mehr denn dreißig Jahren (seit 1863) Präsident der k. k. Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale in Wien und hat in dieser seiner Stellung reichliche Erfahrung gesammelt, deren Verwerthung wir auch in dem vorliegenden Werke begegnen.

Das Buch bietet kein Lehrgebäude über die Denkmalpflege, oder eine Unterweisung über die Art der Behandlung von Alterthümern, oder ein kritisches Raisonnement über das, was von verschiedenen Seiten gebracht und geleistet worden. Der Zweck dieser Schrift ist (nach den Worten des Verfassers) „einzig der einer übersichtlichen Registrirung dessen, was nach den einzelnen Arten und Richtungen, die in Absicht auf Denkmale des Alterthums, der Geschichte und Kunst in Frage kommen können, im Gesetzgebungs- und Verordnungswege angestrebt und in Wirksamkeit getreten ist, und welche Erfolge dieser sorgenden und waltenden Thätigkeit sich der Hauptsache nach nachweisen lassen“.

Dem Verfasser stand hiebei ein sehr reichhaltiges, nach den verschiedenen Seiten hin ergiebiges und verwendbares Material zu Gebote, da es ihm gelungen war, im Wege des k. und k. Auswärtigen Amtes durch die bei den auswärtigen Höfen und Regierungen beglaubigten Organe Oesterreich-Ungarns die in den einzelnen Ländern bestehenden einschlägigen Gesetze und Verordnungen, Statuten, Geschäftsordnungen u. dgl. im Original oder in Abschrift sammeln und einschicken zu lassen. Eine volle und detaillirte Benützung dieses umfassenden Materials war jedoch bei Abfassung der vorliegenden Schrift nicht beabsichtigt; hier sollten nur die leitenden Grundsätze und hervortretenden Gesichtspunkte gruppirt, vom Detail aber überall nur das Bezeichnende, Eigenthümliche, in dieser oder jener Hinsicht Charakteristische einbezogen werden.

Der Stoff wurde in drei Haupttheile gegliedert: A. Einrichtungen (Organisation); B. Bestimmungen (Legislative) und C. Erscheinungen (Manifestation). Prägnante Kürze, deutliche Hervorhebung des Wichtigsten, streng chronologische, sachliche und logische Anordnung kennzeichnen die Schrift in allen Theilen. Die große Sachkenntniß des Verfassers auf dem Gebiet der Geschichte und der Alterthumskunde, sowie seine Liebe zum Gegenstande beleben den zuweilen spröden Stoff durch erläuternde Beispiele, Vergleiche und treffende praktische Bemerkungen und Nutzanwendungen.

Im ersten Haupttheile und ebenso in den mannichfachen Unterabtheilungen des zweiten Theiles wurde nach Thunlichkeit eine chronologische Aneinanderreihung eingehalten, weil es nicht bloß (wie der Verfasser sagt) „eine pflichtschuldige Anerkennung ist, jeder staatlichen Maßnahme den Vortritt zu gönnen, welche früher als andere den Denkmalen einer ehrwürdigen Vergangenheit ihre Sorgfalt zugewendet haben, sondern weil sich daraus zugleich ein Bild fortschreitender Entwicklung, Vervollständigung und Vervollkommnung dieser waltenden Obsorge ergibt“.

Aus diesem Grunde führt der Verfasser nicht bloß dasjenige vor, was in den verschiedenen Staaten heute in Kraft und Geltung besteht, sondern es finden lehrreiche Beachtung einerseits auch ältere Verfügungen, die durch spätere Umgestaltungen überholt wurden, aber für die Zeit, in der sie getroffen waren, oder nach ihrem Inhalte von einer gewissen Bedeutung sind, andrerseits charakteristische Versuche und Vorschläge, die zur Stunde noch nicht in Wirksamkeit getreten sind, deren wünschenswerthe Einführung ins Leben aber keineswegs aufgegeben ist.

---

1) Denkmalpflege. Oeffentliche Obsorge für Gegenstände der Kunst und des Alterthums nach dem neuesten Stande der Gesetzgebung in den verschiedenen Culturstaaten von Dr. Joseph Alexander Freiherr v. Helfert, Präsident der k. k. Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale. Wien und Leipzig, W. Braumüller. 1897; gr. 8, XII und 202 S.

Digitized by Google

Was nun die öffentliche Obsorge für Denkmale der Kunst und des Alterthums betrifft, so äußert sich diese nach den in den verschiedenen Staaten dafür getroffenen Einrichtungen und Bestimmungen in dreifacher Weise.

Wie unsre Vorlage im einzelnen nachweist, gibt es Länder, in denen die Gesetzgebung in dieser Richtung ungemein scharf ist: sie erklärt alle in ihrem Bereich vorhandenen Denkmale beweglicher und unbeweglicher Art für Staatseigenthum; sie sieht selbst die Privaten, zu deren Eigenthum derlei Gegenstände gehören, bloß als Besitzer von Nationalgut an und will sie als solche behandelt wissen; sie verbietet die Ausfuhr und belegt jede Uebertretung mit den strengsten Strafen, Geldbußen in erheblichem Betrage, Gefängniß und selbst Zuchthausstrafe. In diese Kategorie gehören die Gesetzgebungen von Griechenland, der Türkei und Aegypten. „Allein die praktischen Erfolge", bemerkt Frhr. v. Helfert, „stehen mit jenen theoretischen Grundlagen in keinem anerkennenswerthen Verhältniß, es läuft auf den alten Satz hinaus: allzu scharf macht schartig. Unterschleife, Umgehungen und Uebertretungen des Gesetzes sind an der Tagesordnung, die hoch fliegende Legislative hat keine Wurzeln im Volke."

Eine zweite Kategorie bilden jene Gesetzgebungen, welche unterscheiden: das Privateigenthum lassen sie, wie dies namentlich in Preußen wiederholt ausgesprochen ist, grundsätzlich unberührt, beschränken sich höchstens auf Vorstellungen und Mahnungen und unterwerfen dem Gesetz bloß die Denkmäler öffentlichen Rechtes, also die im Besitz des Staates, der Gemeinden, weltlichen und geistlichen Körperschaften, von Personen öffentlichen Charakters befindlichen. Innerhalb dieser Grenzen aber wird mit unnachsichtigem Ernste vorgegangen und keine Ueberschreitung der getroffenen Anordnungen geduldet. Zu dieser Kategorie gehören die meisten Staaten.

In eine dritte Kategorie endlich fallen jene Regierungen und Gesetzgebungen, die von einem dictatorischen Eingreifen nicht bloß Privaten, sondern auch Gemeinden und nichtstaatlichen Körperschaften gegenüber völlig absehen. Am zurückhaltendsten ist in dieser Hinsicht Dänemark, das nur sehr wenige gesetzliche Bestimmungen und sehr einfache obsorgliche Einrichtungen hat, dagegen seit Jahren eine ungemein reiche, man kann sagen allseitige Thätigkeit in der Richtung von Belehrung und aufmunternder Anforderung entwickelt. „Die dänischen Alterthümer", sagt unsre Vorlage, „unbewegliche wie bewegliche, befinden sich sehr wohl dabei, und es ist wohl kein Land zu nennen, in welchem die Bestrebungen der Staatsverwaltung und das opferwillige Entgegenkommen des Publicums bis zum gemeinen Mann herab in so erfolgreichem Einverständniß zusammenwirken."

In Dänemark ist solches möglich; der Staat ist von mäßiger Ausdehnung, einheitlich in seinem Volksstamm, in dem Charakter, in der Denkungsart und in den Zielen seiner kernhaften Bevölkerung, die auf hoher Culturstufe sich befindet. Wo diese Bedingungen nicht vorhanden sind, dort ergibt sich die Nothwendigkeit legislativen Eingreifens, um nicht die wichtigsten Vorkehrungen im Interesse werthvoller Denkmale von dem Zufall des Vorhandenseins oder des Mangels richtigen, mit gutem Willen gepaarten Verständnisses abhängig zu machen. In solcher Situation befindet sich heute unter andern auch Oesterreich, wo bis zur Stunde den Behörden in Angelegenheiten der Kunst- und historischen Denkmale, deren Erhaltung und Herstellung keine Executive zusteht. Die Gesetzgebung stellt diesen Behörden keinerlei Strafsanction gegen gemeinschädliches Vorgehen weltlicher und geistlicher Körperschaften, der Gemeinden, geschweige denn von Privaten zu Gebote. Die Behörden können hier nirgends befehlen, sondern nur vorstellen und rathen. Das ist jedenfalls eine bedauerliche Lücke in der österreichischen Gesetzgebung; die Folgen hievon zeigen sich in der leider hier nicht seltenen Verwahrlosung, ja Verwüstung oder Verschleppung werthvoller Denkmale der Kunst und des Alterthums. Der verdienstvolle Präsident der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale in Oesterreich hat in dieser Beziehung zu wiederholtenmalen in Wort und Schrift die Legislative auf diese Lücke in der Gesetzgebung und auf die dringliche Nothwendigkeit einer Abhülfe hingewiesen, ohne jedoch bisher den gewünschten Erfolg erzielen zu können.

Eine beachtenswerthe ernste Mahnung bietet er nun auch in dieser „Denkmalpflege", deren Fülle trefflicher Bemerkungen und Rathschläge, namentlich im dritten Abschnitt des Buches (S. 139—196), die sachgemäße, systematische Darstellung der legislatorischen und behördlichen Bestimmungen, Einrichtungen und Vorkehrungen für die Pflege der Denkmale der Kunst und des Alterthums in ebenso lehrreicher als anregender Weise vervollständigen.

Wohin treiben wir?

Betrachtungen eines Musikers.

IV. (Schluß.[1])

7. Hector Berlioz. Franz Liszt. Johannes Brahms.

Während die Ausbildung der deutschen Oper, vielfach durch fremde Einflüsse gestört, einen sehr unruhigen Gang genommen hatte, war die Entwicklung der Musik als selbständiger Kunst während eines ganzen Jahrhunderts in Deutschland eine stetige und folgerichtige gewesen. Von den Oratorien Händels und den Passionsmusiken und Cantaten Joh. Seb. Bachs bis zu Mendelssohns Elias und Schumanns Paradies und Peri führt eine ununterbrochene Reihe von bedeutenden Chorwerken, und es reichen sich, in stetem Fortschreiten begriffen, in der Instrumentalmusik unsre großen Meister, einen langen Festzug bildend, einen himmlischen Reigen schlingend, die Hände. Man muß nur das Wort „Fortschritt" in seinem eigensten Sinne nehmen, als ein Weiterschreiten, nicht unbedingt als das Erklimmen immer bedeutenderer Höhe. Gewiß bezeichnet nach dem Aufschwung der Instrumentalmusik von J. S. Bach, über seinen Sohn Philipp Emanuel, Haydn und Mozart, der gewaltige Beethoven den Höhepunkt; aber auch beim Herabsteigen von einem Bergesgipfel erblickt der Wanderer neue Gebiete, öffnen sich ihm neue, wenn auch beschränktere Ausblicke, und wir verweilen mit Freuden in den stilleren Thälern, welche uns Schubert, Mendelssohn und Schumann erschlossen haben.

In dem Jahrzehnt 1830—1840 trat der Franzose Hector Berlioz mit einer neuen Lehre auf: die Musik, welche den Deutschen die Herzenskündigerin, die Offenbarung der verborgensten Regungen der Seele, die Sprache des Unbewußten gewesen war, sollte fortan nur insofern noch gelten, als sie etwas bedeute, als sie nicht Empfindung und Stimmung, sondern Erlebnisse, Vorgänge, Thatsachen male. Eine Schaar junger Stürmer begrüßte Berlioz freudig; auch Robert Schumann rief ihm zuerst Beifall zu, fühlte sich aber bald von ihm abgestoßen. Desto entschiedener trat Franz Liszt mit Wort und That für ihn ein. Ein geborener Ungar, war er in Paris durch innigen Verkehr mit den dortigen literarischen Kreisen dem französischen Wesen nahe getreten. Ein geistreicher Mann von lebhaftem Temperament, fühlte er sich diesem näher verwandt, als den Deutschen, welche alles so ernsthaft und schwerfällig nehmen. Der Triumphe, die er als glänzender

[1]) Vergl. Beilage Nr. 43.

Virtuose in ganz Europa gefeiert hatte, war er überdrüssig; sie hatten ihm keine innere Befriedigung gewährt; er dürstete nach Erfolgen als schaffender Künstler. Bis dahin hatte er nur Virtuosenstücke für das Clavier geliefert, Phantasien über beliebte Opernmelodien, Transscriptionen Schubert'scher Lieder u. dgl. Compositionen; er war sich wohl bewußt, daß ihm auf dem Gebiet der eigentlichen Musik der Wettstreit mit unsern großen Meistern unmöglich war; dagegen verhieß ihm der Weg, den Berlioz einschlug, Erfolg. Denn im Grunde genommen bedeuten die Berlioz'schen Compositionen nichts anderes, als die Uebertragung des Virtuosenthums auf die Behandlung des Orchesters. Was Wagner von der Oper behauptet hatte, daß in ihr ein Mittel zum Zweck geworden sei, traf hier vollständig zu: eine brillante Instrumentation war Selbstzweck geworden. In den Vorwand, Gedanken und Vorgänge schildern zu wollen, hüllte sich das Bestreben, Aeußerliches durch lediglich äußere Mittel darzustellen. Die Instrumentirungskunst eines Mozart, eines Beethoven ist nichts anderes als die Aussprache musikalischer Themen und Motive durch diejenigen Organe des Orchesters, welche sie zum schönsten, charakteristischsten Ausdruck bringen. Berlioz stellte die Sache auf den Kopf: die traurige Armuth und Hohlheit seiner musikalischen Erfindung sollte durch den Flitter glänzenden Aufputzes, durch raffinirte Klangcombinationen und barocke Effecte verdeckt werden.

Und welcher Art waren die Aufgaben, welche Berlioz der Musik stellte! Das Programm seiner Sinfonie fantastique lautet: „Ein junger Musiker von krankhafter Empfindsamkeit und glühender Phantasie hat sich in einem Anfall verliebter Verzweiflung mit Opium vergiftet. Zu schwach, den Tod herbeizuführen, versenkt ihn die narkotische Dosis in einen langen Schlaf, den die seltsamsten Visionen begleiten". Die Schilderung dieser Visionen des Opiumrausches, die mit einer Hinrichtung und darauf folgendem Hexensabbat schließen, ist der Vorwurf der Composition. Man lese nur das Detail des Programms, welches Berlioz seinem Werke beigegeben hat, um ein Urtheil darüber zu gewinnen, auf welch einer niedrigen Stufe des Geschmacks er stand. Wagners Ausspruch, daß nichts der Dichtung werth sei, was nicht gesungen werden könne, kehrte er dahin um, daß alles, was zu albern sei, um gedichtet zu werden, noch immer componirt werden könne. Soweit würdigte er die göttliche Sprache herab, in welcher Beethovens Symphonien gedichtet sind![1])

Diesem neuen Evangelium wandte sich Liszt zu; er componirte nunmehr, Berlioz' Spuren folgend, symphonische Dichtungen, die verschiedenen Aufgaben der Poesie und Dichtung verwechselnd.

Wie er Berlioz' Panier erhob, so trat er auch mit Feuereifer für Wagners reformatorische Ideen ein; in seiner Person verknüpften sich zwei Bestrebungen grundverschiedener Art, die sich nur unter dem Gesichtspunkt der Opposition gegen das bisher Bestandene vereinigen ließen; es erinnert diese Association auf musikalischem Gebiete lebhaft an die in unsern Tagen üblichen Verbindungen von zwei divergirenden politischen Parteien zum Zweck der gemeinsamen Bekämpfung einer dritten. Als berühmter Künstler, sehr gewandt mit der Feder, und als ein Mann von bezaubernder Liebenswürdigkeit im Verkehr, war Liszt so recht dazu geeignet, der Mittelpunkt und der Führer streitbarer Jugend zu werden. Er schaarte eine Partei um sich, welche die Trias Wagner, Berlioz, Liszt auf den Schild hob. Durch diese Zusammenstellung aber geschah Wagner bitteres Unrecht; denn er ragte über die beiden anderen Triumvirn himmelhoch empor; außerdem befand er sich im entschiedensten Widerspruch zu Berlioz' Bestrebungen, und hat dies auf das bestimmteste ausgesprochen.

Er hielt eine Weiterentwicklung der reinen Instrumentalmusik nach der neunten Symphonie von Beethoven für ausgeschlossen, eine Meinung, welche Beethoven selbst bekanntlich gar nicht theilte, da er nach dieser Symphonie noch eine ganze Anzahl von Quartetten geschrieben hat und eine zehnte Symphonie zu skizziren begann. Nach Wagners Ansicht aber war das Orchester fortan nur bestimmt, in dem Gesammtkunstwerk der Zukunft mitzuwirken. Er hielt also die Bemühungen Berlioz' für vergeblich; besonders aber war ihm dessen Weise, das Orchester zu bloß äußerlichen Effecten auszubeuten, im höchsten Grade verhaßt. Schon während seines ersten Aufenthalts in Paris war ihm Berlioz begegnet; er bemerkt, daß ihm aller Schönheitssinn abgehe, daß er isolirt stehe und auf seiner Seite nur eine Schaar Anbeter habe, die, flach und ohne das geringste Urtheil, in ihm den Schöpfer eines nagelneuen Musiksystems begrüßten und ihm den Kopf vollends verdrehten. (I, 15.) Ueber die von Berlioz vertretene Richtung der Programmmusik spricht er sich zehn Jahre später noch weit kräftiger aus. Er bezeichnet sie als das Vorgeben der musikalischen Schilderung eines der Natur oder dem menschlichen Leben entnommenen Gegenstandes. Dem Zuhörer werde ein Programm zu Händen gebracht und der Einbildung desselben dann überlassen, der gegebenen Hinweisung gemäß sich alle die musikalischen Sonderbarkeiten zu deuten, „die nun in fesselloser Willkür bis zum buntesten chaotischen Gewirr losgelassen werden konnten". (III, 281.) Er beschreibt den Eindruck, den das Hinstarren auf die letzten Entwürfe Beethovens, „dessen Drang doch wahrlich ganz wo anders hinging, als nach Sättigung phantastischer Willkür und Laune", in Berlioz hervorbrachte, wie folgt: Ihn „faßte der Schwindel; wirr und bunt tanzte ein hexenhaftes Chaos vor seinen Augen, deren natürliche Sehkraft einer erblödeten Vielsichtigkeit wich, in welcher der Geblendete da farbige, fleischige Gestalten zu erblicken vermeinte, wo in Wahrheit nur gespenstische Knochen und Rippen ihren Spuk mit seiner Phantasie trieben. Dieser gespenstisch erregte Schwindel war aber wirklich nur Berlioz' Begeisterung: erwachte er aus ihm, so gewahrte er, mit der Abspannung eines durch Opium Betäubten, eine frostige Leere um sich her, die nun zu beleben er sich mühte, indem er die Erhitzung seines Traumes sich künstlich zurückrief, was ihm nur durch peinlich mühsame Abrichtung und Verwendung seines musikalischen Hausrathes gelingen wollte". Wagner schildert dann weiter, bis zu welchem vorher ungeahnten technischen Vermögen Berlioz seine musikalische Intelligenz getrieben habe, „um mit Hülfe einer unendlich fein gegliederten und auf das mannichfaltigste zugerichteten Mechanik das kund zu thun, was ein einfach menschliches Organ unmöglich aussprechen konnte: eben weil es etwas ganz unmenschliches war. Wir kennen jetzt die übernatürlichen Wunder, mit denen einst die Priesterschaft kindliche Menschen derart täuschte, daß sie glauben mußten, irgend ein lieber Gott gebe sie ihnen kund: nichts als Mechanik hat von je diese täuschenden Wunder gewirkt. So wird auch heutzutage das Uebernatürliche, eben weil es das Unnatürliche ist, dem verblüfften Publicum nur durch die Wunder der Mechanik vorgeführt, und ein solches Wunder ist in Wahrheit das Berlioz'sche Orchester." Wagner erklärt auch, wie Berlioz, durch das Ungesunde, Unmenschliche in der zuvor näher beschriebenen Richtung bis auf den Punkt getrieben wurde, wo er als Künstler in der Mechanik untergehen, als übernatürlicher, phantastischer Schwärmer in einen alles verschlingenden Materialismus versinken mußte. „Das macht ihn" — so schreibt er — „außer

[1]) Auch das Princip von Berlioz' Instrumentation spricht sich am deutlichsten in einem Beispiel aus der Sinfonie fantastique aus; er benutzt eine schrille Clarinette, pour „enenuiller" une mélodie, um eine Melodie gemein zu machen.

zum warnenden Beispiele, um so mehr zu einer bedauernswürdigen Erscheinung, als er noch heute von wahrhaft künstlerischem Sehnen verzehrt wird, wo er doch bereits rettungslos unter dem Wust seiner Maschinen begraben liegt." So Wagner. Schärfer, als er es gethan, kann man sich nicht wohl über die ganze Gattung der orchestralen Programmmusik aussprechen. Sie ist damit principiell verurtheilt.

Berlioz hat außer seinen Orchesterstücken noch eine Anzahl anderer Compositionen verfaßt; den höchsten Rang unter diesen weist er seiner Grande Messe des morts an. Nicht der innere Drang, sich mit dem Tode und seinen Räthseln, mit den letzten Dingen, der Auferstehung und dem jüngsten Gericht zu beschäftigen, hat ihn dazu getrieben. Wenn ihm der Text des Requiem „eine lang begehrte Beute" (une proie des longtemps convoitée) gewesen war, wer hatte ihn gehindert, denselben zu komponiren? Warum wartete er, bis ihm durch einen Auftrag Gelegenheit gegeben wurde, bei der Composition dieses Textes Massen aufzubieten, „wie es vor ihm niemand gewagt, nach ihm niemand versucht habe"? Erst dann, so bekennt er, stürzte er sich „mit einer Art von Wuth" auf seine „Beute", als er die Veranlassung fand, den alt ehrwürdigen Text des Requiem mit der großartigen Sequenz „Dies irae" des Thomas von Celano zu einem unerhörten Effect- und Spectakelstück aufzuputzen. Der Frivolität dieser Gesinnung entspricht das Werk. Außer Solo, Chor und dem gewöhnlichen Orchester nahm Berlioz als außerordentliches Aufgebot 16 Pauken und vier aus Trompeten, Posaunen und Tuben gebildete Nebenorchester in Anspruch. Die Verwendung dieses lärmenden Apparats ist es indessen nicht, welche mich anwidert. Man kann die Idee, die Posaunen des jüngsten Gerichts aus den vier Weltgegenden erschallen zu lassen, wohl rechtfertigen. Dann aber müßten schauerliche Rufe erklingen, wie sie der furchtbaren Größe des letzten Tages entsprechen. Berlioz hingegen weiß die Menge seiner Blechinstrumente zu nichts anderem zu verwenden, als zu ganz gemeinen Cavalleriesignalen. Er faßt, wie es scheint, das jüngste Gericht als eine große Parade auf, die der liebe Gott über die Auferstandenen hält. Auch in den anderen Theilen des Werks ist die Sucht, stets etwas neues, absonderliches, nicht dagewesenes zu bringen, allzu deutlich vorherrschend. Gleich in der ersten Nummer (Introitus) werden die Chorstimmen dem Geiste der Vocalmusik völlig zuwider verwandt; sie zerpflücken die Worte in kurz abgestoßene Silben, um einen Effect ähnlich dem pizzicato der Streichinstrumente zu erzeugen. In der gleichen Weise werden die Bässe in dem Chor a capella (Quaerens me) behandelt; Berlioz sieht hier von einer sinngemäßen Wiedergabe der Worte vollständig ab und reißt die Sätze willkürlich in Fetzen. Auf den Chor a capella folgt eine süßliche Cantilene à l'italienne; auch diese ist den Worten durchaus nicht entsprechend und keineswegs aus dem Worte geboren; die Declamation ist schlecht. Um die triviale Melodie pikant zu machen, spielt gleichzeitig das Orchester einen widerborstigen Rhythmus, der im vollständigsten Gegensatz zu derselben steht und durch nichts, gar nichts gerechtfertigt ist. (Lacrymosa.) Im Offertorium winselu „die armen Seelen im Fegefeuer" während 136, sage 136 Tacten eines moderato im Orchester auf zwei Tönen. Im folgenden Stück (Hostias) soll die Dürftigkeit der Erfindung durch die barocke Wirkung, welche der Zusammenklang von drei Flöten in der höchsten Höhe mit Posaunen in der Tiefe ergibt, maskirt werden. Endlich wird (Sanctus) ein Tenor aufgerufen, um doch auch etwas opernhaften Sologesang anzubringen und dadurch das Wohlgefallen der Menge zu captiviren. Von kirchlichem, oder auch nur von irgend einer Art von religiösem Sinne, von innerer Ergriffenheit und Erhebung nicht die Spurl Effect, Effect um jeden Preis! Das ist Berlioz' Losung. Auch Liszt hat eine Anzahl von Chorwerken geschrieben. Man mag darüber denken, wie man will, so kann man nicht verkennen, daß er ernst in seinem Wollen gewesen ist. Ueber seine Messen ist die Geschichte bereits hinweggegangen. Von seinen übrigen Vocalcompositionen dünkt mich die heilige Elisabeth die beste; kirchliche Intonationen und ungarische Nationalmotive haben einen wesentlichen Beitrag zu der thematischen Substanz geliefert; auf der geschickten Bearbeitung dieser Themen beruhen die besten Theile des Werks.

Blicken wir uns heute im Garten der Tonkunst um, so finden wir, daß die Species der Programmcomponisten trotz Wagners Einspruch noch immer gedeiht und die wunderlichsten Blüthen treibt. Einer derselben hat es jüngst unternommen, uns mitzutheilen, was Zarathustra sprach. Das Programm lautet: „Von den Hinterweltlern. Von der großen Sehnsucht. Von den Freuden und Leidenschaften. Das Grablied. Von der Wissenschaft. Der Genesende. Das Tanzlied. Das Nachtwandlerlied." — Ich habe leider durch diese Composition die Lehre des Zarathustra trotz redlichen Bemühens nicht verstanden; nur eines ist mir klar geworden: er muß vor der Wissenschaft den gründlichsten Ekel gehabt haben; etwas so absichtlich häßliches, wie der Theil, welcher von ihr handelt, ist mir noch nicht vorgekommen. Die eigentlich musikalische Erfindung, die thematische Substanz ist in dem ganzen Werke sehr gering. Neulich meinte ein witziger Kopf, das Talent von Richard Strauß sei so beschaffen wie „des Kaisers neue Kleider", und das liebe Publicum sehe dem bewundernden Volk in Andersens Märchen verteufelt ähnlich.

Welch ein seltsames Geschlecht ist der heutige musikalische Nachwuchs! Nirgends Unbefangenheit und Frische, überall ein dünkelhaftes, philosophisch sein wollendes Gebahren! Statt die Welt mit Liebesarmen zu umfassen, gefällt sich die Jugend in der Pose der Weltabgewandtheit und in der Maske des Pessimismus. Vorzeitig greisenhaft, trübselig und trostlos, sieht sie mit ihren blöden Augen nichts von dem „goldnen Ueberfluß der Welt", der sie umgibt; ihr lächelt die Sonne Homers nicht mehr!

Ich wende mich ab; da gewahre ich einen Künstler, der auf dem Wege, welchen uns die großen Meister gewiesen haben, ruhig weiter schreitend, still vor sich hinsingt und in die Saiten greift. Seines Gottes voll, achtet er nicht darauf, ob ihn jemand folgt. Da bleibt erst einer stehen und lauscht; ein zweiter schließt sich an, und — siehe da — die Gefolgschaft wächst; denn wie die Weisen des Sängers Johannes Brahms von Herzen kommen, so rühren sie die Herzen. Gar manche Saite der Leier hat er zum Erklingen gebracht, an die vor ihm noch keiner gerührt hatte. Aller äußerlichen Musikmacherei abhold, kündet er in der heiligen Sprache der Töne alles, was die Menschen im Innersten bewegt, Erinnerung an die selige Kinderzeit, Liebesglück und Liebesschmerz, stolzen Lebensmuth und Trost in Trauer. Möge er vielen ein Führer und Vorbild werden!

8. Die Clique.

Trotz des Widerspruchs zwischen der innerlichen, deutschen Kunstübung Richard Wagners und der äußerlichen, französischen durch Berlioz und Liszt, schaarte sich um den letzteren, wie ich schon oben erwähnte, ein Kreis von jüngeren Künstlern, welche mit unermüdlicher Geschäftigkeit, mit allen Mitteln, vorzüglich durch eine geschickte Benutzung der Presse für die „neudeutsche Richtung" Propaganda machten. Die Jugend ist immer geneigt, das Neuere für das Bessere zu halten; darauf beruht zum Theil der Fortschritt der Menschheit. Den ernstlich für die neue Lehre, für die vermeintliche Erweiterung der Grenzen ihrer Kunst Begeisterten schloß sich, wie das immer und überall üblich ist, der ganze Troß von

Digitized by Google

Armseligen an, die es für vortheilhaft hielten, sich an die Rockschöße der Stürmer zu hängen, um vorwärts geschleift zu werden. Die ganze Genossenschaft war darin einig, daß alle Andersdenkenden Dummköpfe und Philister seien. Die lebenden Musiker, welche nicht zu ihrer Fahne schworen, wurden schonungslos verhöhnt; auch wurde jedes Gefühl der Pietät für die früheren großen Meister, Bach und Beethoven etwa ausgenommen, beiseite gesetzt; es erschollen die frechen Worte von dem „Elephanteugetrampel Händels", von der „Ammenmusik Haydns" und von dem „überwundenen Standpunkt Mozarts". Wagner hat in den „Censuren" über seine Zeitgenossen (VIII) ein übles Beispiel polemischer Gehässigkeit gegeben; aber über die Meister unsrer classischen Epoche hat er nie anders als mit Achtung, von Mozart und Beethoven mit wahrhafter Begeisterung gesprochen. Wohl gab er zu verstehen, daß selbst deren Werke nur als Vorstufen zu dem Tempelbau der Zukunft, der alle Künste in sich aufnehmen sollte, anzusehen seien. Diese ganz principiell gemeinte Bemerkung wurde nun von seinen Schildknappen so aufgefaßt und gedeutet, als ob nach Wagners eigenem Ausspruch zu ihm die früheren Meister sich nur verhielten, wie etwa die Propheten und Johannes der Täufer — als solchen ließ man Beethoven allenfalls gelten — zu Christus. Wagner schwieg zu diesen Excessen; es war für ihn von Werth, namentlich in der Zeit seines Exils, eine stets kampfbereite Truppe in Feindes Land zu haben; dieser sah er deßhalb manches nach. Alles Cliquenwesen aber schädigt den, der sich daran betheiligt; das erfuhr auch Wagner. Er mußte sich zu einem Rettungsversuche der symphonischen Dichtungen von Liszt verstehen, wobei es ohne eine leichte Verbeugung gegen Berlioz nicht abging. Die Verlegenheit, in der er sich dabei befand, ist aus jedem Satz der gewundenen und geschraubten Erklärung ersichtlich; fand er doch schließlich kein besseres Argument, um die Berechtigung der symphonischen Dichtungen nachzuweisen, als die Berufung auf Liszts Noblesse, welche es ihm unmöglich mache, jemanden zu täuschen. (V, 197.) Innerlich war und blieb er von der Richtigkeit seines früheren scharfen Urtheils über Programmmusik vollständig überzeugt. Ich nehme durchaus nicht an, daß ihn, der stets seine Grundsätze unerschütterlich vertreten hat, Klugheit oder Berechnung zu diesem Rettungsversuche getrieben hätte. Es war ihm vielmehr ein Herzensbedürfniß, dem treuen Freunde und Vorkämpfer auszusprechen, daß er Antheil an seinen Arbeiten nehme. Ich verkenne auch nicht, daß sich Liszt in den Programmen zu den symphonischen Dichtungen sehr vortheilhaft von Berlioz unterscheidet; der geistreiche Mann verfällt nie in die platten Albernheiten des Franzosen, sondern er begnügt sich mit allgemeinen Hinweisen auf seine poetischen Absichten.

Während die kleine Concession, welche hingebende Freundschaft Wagner abgenöthigt hatte, wohl entschuldbar ist, erscheint das Treiben der Jüngeren um so widerwärtiger. Das Cliquenwesen wurde von ihnen in einer Weise ausgebildet, wie es bis dahin im deutschen Musikleben unerhört war. Man schloß sich nicht bloß zusammen, um für ein Princip zu kämpfen, sondern es bildete sich eine Assecuranzgesellschaft zu gegenseitiger Lobhudelei. Von objectivem Urtheil war nicht mehr die Rede: was zur Partei gehörte, wurde in den Himmel gehoben, die anderen in den Schmutz gezogen. Die erste Forderung einer gerechten Kritik, die des gleichen Maßes für alle, wurde mit Füßen getreten: von der Meyerbeer'schen Oper sprach man nur mit der größten Verachtung; vor Rienzi, dessen Musik doch nur eine schlechte Nachahmung derselben war, zog man den Hut; das Chorunisono in der Verschwörungsscene der Hugenotten wurde als ein roher Effect verschrieen; das Liebesmahl der Apostel mit seinem viel roheren Chorunisono wurde als ein Kunstwerk gepriesen. Selbst ein so süßlich fades Salonstück, wie Wagners „Albumblatt", wurde bewundert, weil es von dem Meister stammte. Jeder reisende Virtuose, der zu dem Bunde gehörte, wurde in den Himmel gehoben, während die Leistungen eines Künstlers, wie Joachim, als pseudoclassisch angefochten wurden; war er doch ein Renegat!

Seit Richard Wagner gestorben ist, beginnt die Clique zu zerfallen. Nach des Königs Tode treten die Diadochen auf. Jeder glaubt, „der Würdigste" zu sein; schon jetzt ist der Streit entbrannt, wer von den verschiedenen Herren im Besitz des wahren Ringes, der echten Tradition sei. Der Anspruch, welchen „der Erbe des Namens" erhebt, auch der Erbe der Herrschaft, wenn auch vorläufig unter der Regentschaft der Königin-Mutter, zu werden, hat bis jetzt keine Aussicht auf Anerkennung, am wenigsten in der eigenen Partei. Nicht wenige und gerade die Begabteren haben sich schon von dieser losgelöst.

9. Hans v. Bülow und das deutsche Concertwesen. Pultvirtuosen. Concertprogramme. Schluß.

Der bedeutendste von ihnen ist Hans v. Bülow gewesen. Er bietet mit Berlioz das merkwürdigste Beispiel, wie weit man dem Wesen der Musik durch den Verstand allein beikommen kann. Auch er hatte seine musikalische Intelligenz zu einem ungeahnten technischen Vermögen gestaltet. Er war ein eminenter Claviervirtuose, und sein außerordentliches Gedächtniß ließ ihn ein fast unbegrenztes Repertoire beherrschen. Umsicht, rasche Auffassung, Schlagfertigkeit und Energie, Lehrtalent und Lehrergeduld machten ihn zu einem Dirigenten, welcher seine Intentionen und die der Componisten, welche ihm ihre Werke anvertrauten, unbedingt durch das Orchester zu verwirklichen wußte. Eine Musterleistung war die von ihm unter Wagners Aegide geleitete erste Aufführung der Meistersinger (in München); die Symphonien von Brahms brachte er mit dem Meininger Orchester zur vollendeten Feinheit der Ausarbeitung. Seine Künstlereigenschaften, verbunden mit einer unermüdlichen Leistungsfähigkeit, haben ihm eine bedeutende Stellung in der Musikwelt und ganz besonders im Concertwesen erworben. Eine gewandte Feder und eine scharfe Zunge befestigten diese Stellung, denn er galt für einen gefährlichen Gegner.

Bülow war keiner von den Virtuosen, die ihre Kunst in den Dienst der Eitelkeit stellen. Als Clavierspieler wie als Dirigent setzte er seine Kraft stets nur an Aufgaben, welche er seiner vollen Hingabe für würdig hielt. Allerdings wechselte er diese Aufgaben ganz und gar im Laufe der Jahre. Den Bestrebungen, welchen er in seiner Jugend und in seiner kräftigsten Manneszeit gedient hatte, kehrte er den Rücken; derselbe Bülow, welcher Verdi früher scharf mitgenommen hatte, leistete dem alten maestro ehrenvolle Abbitte; der urbi und orbi verkündet hatte, mit der musikalischen Production der Deutschen sei es aus und vorbei, der den Slaven und Skandinaviern die Vorherrschaft auf dem Gebiete der Compositionen für die Zukunft zugesprochen hatte, wurde ein Verehrer und Apostel von Brahms; von dem „Löwen" Berlioz und von Liszt schwenkte er ab zu dem früher wegen seiner Seichtigkeit belächelten Mendelssohn. Aus diesem Schwanken zwischen diametral entgegengesetzten Richtungen ergibt sich, daß Bülow zu keinem der Meister, welche er der Reihe nach bevorzugte, ein wirklich innerliches Verhältniß hatte. Dazu fehlte ihm die Wärme, oder, wie Wagner sagt, der Geist der Liebe, welcher die Essenz aller Musik ist.

Am fernsten stand ihm wohl Mozart, der überschwänglich sehnsuchtsvolle Sänger der Jugend. Es war Bülow unmöglich, die Zartheit und Weichheit der Contour einer

Digitized by Google

Mozart'schen Melodie nachzuzeichnen und dem Ton die Süßigkeit und Innigkeit zu verleihen, mit der sie gesungen werden muß. Wie anders wurde Anton Rubinstein gerade dieser Aufgabe gerecht! Wenn er das kleine A-moll-Rondeau spielte, wurde das spröde Clavier unter seinen Fingern zur rührenden Stimme.

Die Wiedergabe Beethoven'scher Werke ist nach der Meinung vieler Bülows Stärke gewesen. Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen; auch Beethoven kann bei ihm nicht zu vollem Ausdruck. Dazu fehlte ihm die Tiefe der Empfindung und das dämonische Feuer, welches die Masse schmilzt und dadurch einen reinen Guß verbürgt. Bülows Interpretation Beethovens ging vor allem auf eine klare Darstellung und Auseinandersetzung. Er wies allzusehr auf die absichtlich verhüllte Gliederung der Theile hin, verschärfte die Gegensätze und zerstörte durch eine raffinirte Ausarbeitung von Einzelheiten die Wirkung des Ganzen. Seine Reproductionen, sei es am Clavier, sei es am Dirigentenpult, waren nicht sowohl Vorträge der Werke selbst, als vielmehr Vorträge über die Werke, Demonstrationen an denselben; denn er war mehr eine lehrhafte, als eine Künstlernatur, mehr Anatom, als Bildhauer. Wie wenig das Nachschaffen eines großen Werkes bei ihm ein congeniales Miterleben war, hat er am schlagendsten bewiesen, als er in Meiningen in einem und demselben Concert die neunte Symphonie von Beethoven zweimal nach einander spielen ließ.

Der Einfluß von Bülows analytischem Verfahren hat unter den deutschen Dirigenten viel Unheil angerichtet. Was bei ihm der natürliche Ausdruck seiner Eigenart war, wurde von anderen äußerlich nachgeäfft. Jede von ihm gemachte Nuance wurde übertrieben, neue Willkürlichkeiten wurden ersonnen und hinzugefügt, indem man sich zu Recht oder zu Unrecht auf sein Beispiel berief. Die Pietät vor den Meistern und ihrem klar ausgesprochenen Willen schwand mehr und mehr — sehr gegen die Absicht Bülows —; jeder der Herren Dirigenten hielt sich für berechtigt oder gar verpflichtet, aus den Werken der großen Meister „etwas zu machen", und so bildete sich nach und nach eine Manier heraus, welche diese Werke zu wahren Zerrbildern entstellt. Ist denn eine Symphonie von Beethoven ein Trapez, an welchem jeder Hanswurst seine Purzelbäume schlagen darf? Gegen solche Schändung des Allerheiligsten der Kunst kann nicht laut genug protestirt werden.

So hat denn die liebe Eitelkeit wieder eine neue Species von Virtuosen hervorgebracht, die Pultvirtuosen, welche nicht irgend ein Stück, sondern sich aufspielen. Wenn Bülow auf dem Podium als Dirigent erschien, so nahm er unwillkürlich durch die Bedeutung seiner Person ein allgemeines Interesse in Anspruch. Seine Nachahmer versuchen durch die merkwürdigsten Capriolen die Aufmerksamkeit auf ihre liebe Person zu ziehen. Sie geberden sich, als müßten sie jedem einzelnen Instrument die Töne erst abfordern, als müßten sie die Melodie mit dem Tactstock in die Luft zeichnen; da wird jede dynamische Veränderung durch Körperverrenkungen, Begeisterung durch elegante Schwimm- und Flugbewegung ausgedrückt, und der Solotänzer vor dem Dirigentenpult verdirbt dem armen Hörer den Rest des Genusses, der, unzerstörbar, von dem mißhandelten Werke übrig geblieben war. Wie ruhig und überlegen hat Richard Wagner das Orchester geleitet! Gebietend wie ein König stand er in der Mitte desselben; es folgte seinem Willen auf den leisesten Wink. O, hätte er uns doch auch für den Concertsaal den unsichtbaren Capellmeister bescheert!

Ich muß auf ein weiteres unerfreuliches Zeichen unsrer Zeit hinweisen. Als das Künstlerdreigestirn Clara Schumann, Joseph Joachim und Julius Stockhausen im deutschen Concertwesen tonangebend war, da gab man sich der Hoffnung hin, die Zeit des schlechten Virtuosenthums sei vorüber. Diese drei großen Künstler, von denen leider nur noch einer zum Heile echter Kunst in der Oeffentlichkeit wirkt, wandten ihr Können und Vermögen dazu an, dem Publicum das Beste und Schönste aus den Schätzen der Musik vorzuführen. Ihr Beispiel wirkte so unwiderstehlich, daß auch die Virtuosen gewöhnlicheren Schlages es für angebracht hielten, wenigstens den Schein zu wahren, als ob es ihnen um Musik zu thun sei. Jene Hoffnung hat sich als eitel erwiesen. In den heutigen Programmen der ausübenden Künstler, Sänger und Instrumentalisten, tauchen wieder mehr und mehr die faden Machwerke auf, welche nur auf den Ohrenkitzel berechnet sind, und die brutalen Stücke, welche den Spielern Gelegenheit geben, mit ihrer physischen Kraft zu renommiren; die früher so beliebten, längere Zeit von den Concertprogrammen verbannten Phantasien über Opernmotive erscheinen wieder; sie stehen dadurch, daß sie als „Paraphrasen" über Wagner'sche Themen bezeichnet, oder daß sie von Liszt componirt sind, nicht höher, als diese Gattung eben stehen kann; die Clique aber geht über diesen Unfug glatt hinweg.

So sehen wir auch in den Concertsälen keine Wendung zum Besseren. Ueberall ein Vorwalten des persönlichen Elements vor der Sache, ein Vordrängen des schlechten Virtuosenthums. Den Meisterwerken deutscher Tonkunst wird ein immer kleinerer Raum gegönnt. Während Wagner es als eine Ehrenpflicht angesehen hatte, der deutschen Kunst auf der Bühne die erste Stelle zu erobern, sind die heutigen Leiter der Concertinstitute um die Wette bemüht, den Russen, Polen, Tschechen, Skandinaviern, Franzosen u. s. w. Thür und Thor zu öffnen, und die Concertprogramme des musikalischsten Volkes der Welt sind in demselben Grade international und buntscheckig geworden, wie es unser Opernrepertoire vor 50 Jahren war. Nicht als ob wir die bedeutenden Erscheinungen des Auslandes etwa ignoriren sollten! Das ist wahrlich nicht deutsche Art. Ich selbst rühme mich, zwei hervorragenden Werken ausländischer Componisten, dem Franciscus von Edgar Tinel und den Seligkeiten von César Franck den Weg in Deutschland gebahnt zu haben; aber wir sollten die Vorliebe für das Ausländische, die uns mit Recht vorgeworfen wird, nicht so weit treiben, daß wir durch schlechte Werke fremder Componisten die herrlichen Schöpfungen deutscher Meister verdrängen lassen. Solange dem Publicum von den Bach'schen Cantaten und von den Haydn'schen Symphonien nicht einmal der zehnte Theil bekannt ist, haben Concertgesellschaften keinen Anlaß, das Requiem von Berlioz oder Orchesterstücke von Rimsky-Korsakow aufzuführen.

Sollten wir angesichts der eben geschilderten üblen Zustände verzagen? — Gewiß nicht! Ich vertraue auf den gesunden Sinn unsres Volks. Es wird abschütteln, was seiner einfachen, wahrhaftigen Art nicht gemäß ist, und es wird festhalten an allen den Errungenschaften, welche ihm unsre großen Meister zugebracht haben. Ich hoffe auf das Gesammtkunstwerk, welches Wagner vorgeschwebt hat und welches herrlicher als alles, was wir haben, sein wird; ich hoffe auf ein nationales Drama, in welchem die Musik nicht bloß stammeln, sondern ihren ganzen Reichthum, eine Fülle der duftigsten Blüthen entfalten soll. Ich glaube aber auch an die Weiterentwicklung der Musik als Sonderkunst; der Deutsche kann und wird nicht darauf verzichten, das, was ihn bewegt, unmittelbar in Tönen ausklingen zu lassen. Wir wollen dankbar die hohen Werke, die uns große Meister geschenkt haben, genießen; wir wollen ehrfurchtsvoll zu ihnen als unsern Lehrern und Leitsternen aufschauen; es ist unsre Aufgabe, besonders aber die Aufgabe der Musikschulen, in der heran-

Digitized by Google

wachsenden Jugend das Gefühl des Dankes und der Pietät für diese Meister neu zu beleben; sie soll von ihnen lernen, das Höchste und Tiefste in der klarsten Form auszusprechen. Das Studium der Classiker muß wieder intensiver betrieben werden; der Reichthum der Musikliteratur in seiner Mannichfaltigkeit und in der Fülle der Erscheinungen muß der lernenden Jugend mehr als bisher erschlossen werden; nichts darf ihr fremd bleiben; sie muß mit Ernst und Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß nur durch strenge Arbeit die Meisterschaft erworben wird, auf welcher die Freiheit des Ausdrucks beruht, und daß keiner in einer Sprache dichten kann, die er nicht vollkommen beherrscht. Hat doch der große Beethoven es nicht verschmäht, zur Zeit, als er bereits ein angesehener Clavierspieler und Componist war, nochmals bei Albrechtsberger und Haydn in die Schule zu gehen! Wir wollen aber auch nicht vergessen, daß jede Form nur das Gefäß ist, in welchem die köstliche Labe geboten wird. Zur Zeit als Joh. Seb. Bach das wohltemperirte Clavier schrieb, war es unmöglich, den Wunderbau einer Beethoven'schen Symphonie zu ahnen, und doch ist diese ebenso organisch gestaltet, wie eine Bach'sche Fuge, nur ganz anders. Drum

> ...wollt ihr einen schönen Kern erhalten,
> Müßt ihr euch nicht zu jeder Schale freuen;
> Wenn sich der Geist der Geister will entfalten,
> Wird unablässig er das Wort erneuen.
> Wir aber müssen bei der Arbeit lauschen,
> Wohin die heil'gen Ströme wollen rauschen! [1])

Nicht einen Kanon wollen wir festsetzen, von dem niemand abweichen darf; wir wollen nicht den Sprachgebrauch der früheren Meister als den allein zulässigen und möglichen hinstellen. Aber die Jugend soll an ihren Schöpfungen den Sinn für organische Gestaltung, für Wahrheit, Einfachheit und Größe des Ausdrucks, sowie für den Zauber des Wohllauts heranbilden. Dann dürfen wir es getrost den kommenden Geschlechtern überlassen, neue Formen der Aussprache für das zu finden, was sie bewegt. Ein Ende, ein Abschluß unsrer Kunst ist unmöglich, weil sie das ewig Werdende, die unerschöpfliche Fülle des Lebens spiegelt.

Bernhard Scholz.

Mittheilungen und Nachrichten.

Braunschweigsche Volkskunde von Richard Andree. Man kann sich dieses Buches aufrichtig freuen, auch wenn man Braunschweig fern steht. Andree's Werk ist ebenso gründlich als interessant, ebenso brauchbar als vorbildlich. Die Einleitung geht kurz auf die Geschichte des behandelten Landes, auf das Anthropologische der Bewohner und ihre Sprache ein, dann folgt eine Betrachtung der Orts-, Flur- und Forstnamen; darauf eine Studie Zimmermanns über Siedelungen und Bevölkerungsdichte. Hausbau und Dorfanlage, Beschäftigung in Hof, Feld und Spinnstube finden gleichmäßige Behandlung, ebenso das Geräth, die Kleidung, der Schmuck, die Familien- und Kirchenfeste, der Aberglaube und die Volksdichtung; zum Schluß geht der Autor den Spuren der Wenden in Braunschweig nach. 6 Tafeln, 80 zum Theil farbige Abbildungen, Pläne und Karten zieren den 24 Bogen starken Band. Für die zweite Auflage könnten einige Wünsche von Werth sein. Die sprachlichen Anmerkungen sollten mehr die altsächsische als die gothische Form bevorzugen, den Ortserklärungen könnte hie und da mehr Ausführlichkeit gewidmet sein, so daß die Bedeutung neben dem Namen stände. Die wichtigsten localen Sprichwörter wären anzuführen, und zwar mit dem Hinweis auf ihr anderweitiges Vorkommen; ein solcher Hinweis wäre auch bei den Sitten, Sprüchen, Trachten u. dgl. öfter wünschenswerth, als er gegeben wird. Gerade der Vergleich erhöht die Brauchbarkeit. Auch Angabe der Meinein, Vergleichung der Mundarten mittelst Proben, Aufzeichnungen über Thiere und Pflanzen und deren heimathliche Namen, Gesteine und Bodenbeschaffenheit würden das Buch noch vollkommener machen. Alle diese Wünsche sind von geringer Bedeutung gegenüber dem Werth des Ganzen, das kein Culturhistoriker, Germanist, Ethnolog ohne Dank aus den Händen legen wird. Dem trefflichen Inhalt gesellt sich die würdige Ausstattung von seiten des Vieweg'schen Verlags zu. Zu wünschen wäre, daß in allen Gebieten Deutschlands ebensolche Arbeiten sich der Volkskunde ihrer Provinz annähmen. Das Besondere jedes Volksthums verlischt immer mehr, seit Telegraph und Eisenbahn die Menschen immer näher bringen und in den äußeren Sitten ausgleichen. Noch ist es nicht zu spät, daß Fachkundige das Charakteristische der einzelnen Stämme sehen und finden und die Triebfedern zeigen können, die jene Sitten, ihre Entstehung und ihren Verfall bedingt haben. Dr. F. Tetzner.

* Wie die „Frkft. Ztg." der „Nowoje Wremja" entnimmt, wird das von M. Bartenjew herausgegebene „Russische Archiv" demnächst die Fortsetzung und den Schluß des Puschkin'schen Gedichtes „Russalka" veröffentlichen, von dem man bisher glaubte, es sei nie vollendet worden. Das Manuscript umfaßt 200 Verse und ist in Besitz des Directors des „Russischen Archivs" gelangt; competente Beurtheiler, die es gelesen haben, zweifeln nicht an seiner Echtheit. Ueber die Geschichte des Manuscripts wird folgendes mitgetheilt: Im November 1836 verkehrte Puschkin viel mit dem russischen Dichter Hubert (einem der Uebersetzer von Gorthe's „Faust" ins Russische), für den er eine besondere Vorliebe hatte. Diesem las er die „Russalka" vollständig vor. Hubert war von dem Gedicht so entzückt, daß er Puschkin bat, es noch einmal vorzulesen, was der Dichter denn auch that. Bei dieser Vorlesung war noch eine dritte Person zugegen, die den Text des ganzen Gedichtes niederschrieb. Diese Niederschrift ist nun in den Besitz des Hrn. Bartenjew gelangt. Es ist bekannt, daß nach dem Tode Puschkins alle seine Papiere bei der dritten Section der Privatkanzlei des Kaisers Nikolaus I. hinterlegt wurden. Später wurden sie mit Genehmigung des Zaren dem Dichter Jukowsky überliefert. Die Manuscripte waren aber nicht vollständig, viele waren nicht mehr vorhanden und von der „Russalka" fand man nur Bruchstücke vor. Jetzt, nach fünfzig Jahren, hat man das vollständige Gedicht wieder aufgefunden. Wie die „Nowoje Wremja" mittheilt, ist es ihr nicht gestattet, den Namen der Person, welche das werthvolle Manuscript Hrn. Bartenjew übergeben hat, zu nennen. Der interessante wird aber in der Vorrede, die er zu dem Gedicht für das „Russische Archiv" geschrieben hat, über die Dichtung noch verschiedene interessante Details mittheilen.

A. F. Mutter Natur als Verführerin zu einem soliden Rausch. Daß die Natur vielen Thieren kleine Listen an die Hand gibt, um sich vor ihren Feinden zu schützen, ist eine bekannte Thatsache: manche Schmetterlinge gleichen mit zusammengefalteten Flügeln einem trockenen Blatt der Bäume, auf denen sie besonders gern sitzen, gewisse Raupen und Larven sehen zum Verwechseln den Zweigen ihrer Nährpflanze ähnlich. „Mimikry" hat die biologische Wissenschaft dieses merkwürdige Versteckspiel in der Thierwelt genannt. Bekannt ist auch, daß die schönen Farben der Blumen einem viel näher liegenden Zwecke dienen, als das Herz des Menschen zu erfreuen, der in seiner Anmaßung so gern glaubt, die Natur sei nur für ihn da. Farbe und Duft sollen (?) an erster Stelle die Insecten anlocken, damit sie den Blüthenstaub von einer Blüthe auf die andere übertragen und die Erhaltung der Art sicherstellen. Daß in der zärtlichen Fürsorge für ihre Geschöpfe Mutter Natur zuweilen auch noch stärkere Listen als die in der äußeren Erscheinung von Thier und Pflanze begründeten anwendet, hat dem „Journal of Botany" zufolge Lloyd Williams durch eine wunderbare Beobachtung an Hummeln wahrscheinlich gemacht. Zu den das Befruchtungsgeschäft bei den Korbblüthlern (Kornblume, Distel, Cichorie) vermittelnden Insecten gehört vorzüglich die Hummel. Lloyd Williams sah nun, daß die an den Blüthen von Centaurea Scabiosa Honig sammelnden Hummeln bald wie gelähmt zu Boden rollten und sich erst nach einiger Zeit erhoben, um aufs neue ihrem Geschäft an den gleichen Blüthen und mit gleichem Erfolge nachzugehen. Ferner erwiesen sich solche Hummeln mit Blüthenstaub bedeckt, der sich bei ihren taumelnden und rollenden Bewegungen über die Blüthenköpfe hinweg an ihrem behaarten Körper festsetzte und später auf andere Blüthen übertragen wurde. In ihrem bewegungs- und hilflosen Zwischenzustande machten die Hummeln den Eindruck des Verendens; aber die Erholung stellte sich doch bald ein, ein Beweis, daß das aus der Blüthe aufgenommene Gift nur vorübergehende Betäubungserscheinungen herbeiführte — ganz die kennzeichnenden Begleiterscheinungen des Rausches und des Katzenjammers. Es liegt nahe, die Absicht (?) der

[1]) Aus dem Gedichte „Landwein" von Gottfried Keller.

Mutter Natur bei diesem Vorgang in der reichlichen Hinwegführung und Uebertragung von Blüthenstaub zu suchen, und dass sich lange Zeit wiederholende Spiel beweist, dass die Hummeln durch den erlittenen Schaden ebenso wenig klug werden, als der Mensch, der trotz vielfältigen Katzenjammers sich den Freuden des Rausches immer wieder hingibt. Wieviel edler aber ist der von der Natur angestiftete Rausch der Hummel, als der des Menschen, welcher sich höchstens durch Zerstörungen bethätigt, während die berauschte Hummel sich zu überaus nützlich macht!

* Die jüngste Phase des Jubiläumsschwindels unserer Zeit umfasst bekanntlich die Gedächtnißfeiern mit gänzlich unbekannter chronologischer Unterlage. Das Beispiel von Mainz, das aus diesem geheimwissenschaftlichen Grunde eine neue Gutenbergfeier für das Jahr 1900 rüstet, findet nun auch in Italien gelehrige Nachahmung. Die Stadt Cividale del Friuli, das alte „Forum Julii", in der Provinz Udine, feiert schon jetzt Vorbereitungen zu einer würdigen Gedächtnißfeier des 1100jährigen Todestages ihres größten Sohnes, des Geschichtschreibers der Langobarden Paulus Diaconus. Todesjahr und -tag des liebenswürdigen und literarisch einflußreichen Autors sind zwar niegend überliefert; allein warum sollte er nicht vielleicht in der That im Herbst 799 gestorben sein? Es kommt hinzu, daß die Chronologie die schwache Seite seiner eigenen historischen Arbeiten war, so daß es geradezu als zarte Rücksicht erscheint, den Gedenktag eines solchen Mannes zu Festzwecken vollkommen willkürlich anzusetzen. Das Festcomité, an dessen Spitze der Bürgermeister N. Moegante steht und dem Gelehrte und andere angesehene Männer aus der Stadt selbst, sowie aus der Provinzialhauptstadt Udine, aus Padua, Bologna, Pisa, Florenz, Rom ꝛc. angehören, hat ein lateinisches Rundschreiben an die Gelehrten aller Länder erlassen, in dem sie zu einer Zusammenkunft im September 1899 nach Cividale eingeladen werden. Diese soll zu mündlichem und schriftlichem Austausch von Ansichten und Forschungsergebnissen, betreffend das Leben und die Werke des großen Historikers, Gelegenheit geben. Neuere Schriften jeder Art, gedruckt oder ungedruckt, die Paulus Diaconus und seine Zeit behandeln, werden von dem Comité mit Dank entgegengenommen. Nicht minder dankbar werden ohne Zweifel die Gastwirthe von Cividale sein, wenn der „Austausch von Ansichten" über ihren großen Landsmann sich recht lebendig gestaltet. Inzwischen empfehlen wir den Magistraten deutscher Kleinstädte die Lectüre von Wattenbachs „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter"; sie werden darin eine Menge noch ungefeierter Jubiläen von Geschichtschreibern des 5. bis 13. Jahrhunderts mit und ohne bestimmtes Datum verzeichnet finden.

* **Bonn.** In der medicinischen Facultät habilitirte sich für Pharmakologie Dr. Hermann Wendelstadt aus Köln mit einer Antrittsrede über die Serumtherapie.

* **Weimar.** Ein Botanisches Museum ist hier von Prof. Hansknecht auf eigene Kosten errichtet worden. Es ist dazu ausersehen, ein „Centralinstitut für Forschungen in der systematischen Botanik" zu sein, und wird unter der Aufsicht des thüringischen botanischen Vereins stehen.

* **Wien.** Nach dem Frequenzausweise, den das Unterrichtsministerium veröffentlicht hat, sind im Wintersemester 1896/97 die Universitäten in Wien, Innsbruck, Graz, Prag, Lemberg, Krakau und Czernowitz zusammen von 16,196 Studirenden, die Wiener Universität ausserdem von 525 Frequentanten besucht. Von der Gesammtsumme sind 13,215 ordentliche und 2981 ausserordentliche Studirende. Den theologischen Facultäten gehören 1189, den rechts- und staatswissenschaftlichen Facultäten 8078, den medicinischen Facultäten 4728 und den philosophischen Facultäten 2201 Studirende an. Die Universität in Wien weist die höchste Frequenz von 6104 Studirenden aus, wozu, wie erwähnt, noch 525 Frequentanten der medicinischen Facultät hinzuzurechnen sind. Von den Studirenden, 4620 ordentlichen und 1484 ausserordentlichen, besuchen 185 die theologische, 3087 die rechts- und staatswissenschaftliche, 1936 die medicinische, 906 die philosophische Facultät. Die nächst höchste Frequenz zeigt die böhmische Universität in Prag mit 2787 Studirenden, 2398 ordentlichen, 389 ausserordentlichen. An dritter Stelle steht die Universität in Graz mit 1667 Studirenden, 1325 ordentlichen, 342 ausserordentlichen. Dann kommt Lemberg mit 1556 Studirenden, 1401 ordentlichen, 155 ausserordentlichen. An fünfter Stelle steht die deutsche Universität in Prag mit 1393 Studirenden, 1122 ordentlichen und 271 ausserordentlichen. Es folgt Krakau mit einer Frequenz von 1296 Studirenden, 1158 ordentlichen und 138 ausserordentlichen. Die siebente Stelle nimmt Innsbruck mit 1004 Studirenden ein. Den Schluß macht die Universität in Czernowitz mit 391 Studirenden, darunter 342 ordentliche, 49 ausserordentliche. Die isolirten katholisch-theologischen Facultäten in Salzburg und Olmütz zählen zusammen 317 Hörer. Davon entfallen auf Salzburg 71, auf Olmütz 246 Hörer. Die evangelisch-theologische Facultät in Wien zählt an ihren drei Jahrgängen zusammen 30 Hörer; gegen das vorige Jahr ist die Frequenz um 10 Hörer gestiegen. Die stärkste Frequenz behaupten, wie immer, die juridischen Facultäten, die medicinische erleidet heuer einen, wenn auch minimalen, Rückgang, in Wien war die Frequenz in den letzten Jahren etwas stärker; auffallend stark ist sie an der Prager tschechischen Facultät. Einer überaus auffälligen Steigerung erfreut sich die philosophische Facultät; es gab Jahre, die nicht einmal die Hälfte der jetzigen Hörerzahl aufzuweisen hatten. Der Grund der gesteigerten Frequenz ist nicht weit zu suchen. Die schon jetzt günstigere Stellung der Mittelschullehrer, die eine Substituirungsgebühr zu ihrem Normalgehalt beziehen, an der auch die Supplenten participiren, und die bevorstehende Durchführung der Beamtengehaltsregulirung steigert die Hoffnung auf eine befriedigende Position und führt dem Lehrstande ein ansehnliches Contingent von Studienbeflissenen zu.

* **Paris.** Der bekannte Professor der Pflanzenphysiologie am Naturgeschichtlichen Museum, Georges Ville, ist am 22 ds. im Alter von 73 Jahren gestorben. Er hat sich insbesondere durch die Erfindung mehrerer chemischer Düngmittel um die Landwirthschaft Frankreichs verdient gemacht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Ant. Bullinger: Meine Schrift „Das Christenthum im Lichte der deutschen Philosophie" vertheidigt nach rechts und links. Mit offenem Brief an Prof. Dr. Fr. Michelis und Vorwort gegen Dr. Ed. Zeller. München, Theod. Ackermann 1897. — Die Einweihung der dritten protestantischen Kirche St. Lukas in München. Hggb. von den betheiligten Geistlichen. Ebd. 1897. — Albert Frothul: Astronom und Bergmann. Dichtung, angelehnt an geschichtliche Ereignisse in Schweden aus dem 15. Jahrhundert. Halle a. S., Fr. Starke. — Franz Servaes: Goethe am Ausgang des Jahrhunderts. Berlin, S. Fischer 1897. — Hermann Bahr: Renaissance. Neue Studien zur Kritik der Moderne. Ebd. — Joseph Dineo-Dénes: Vergangenheit und Zukunft, Studien und Eindrücke. Ebd. — Hans Helmer: Das Symbolische in Gerhart Hauptmanns Märchendrama „Die versunkene Glocke", Breslau ꝛc., L. Frankenstein 1897. — Hermann v. Helmholtz: Vorträge und Reden. 4. Aufl. 2 Bände; mit Bildniß und Holzstichen. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1896. — August Schmarsow: Barock und Rokoko; kritische Auseinandersetzung über das Malerische in der Architektur. (Beiträge zur Aesthetik der bildenden Künste II.) Leipzig, S. Hirzel 1897. — Geehned Rauschen: Jahrbücher der christlichen Kirche unter Kaiser Theodosius d. Gr. Versuch einer Erneuerung der Annales ecclesiastici des Baronius f. d. J. 378 bis 395. Freiburg i. Br., Herder 1897. — Erzherzog Stephan: Briefe an Wilhelm Haidinger. Mit Einleitung u. Portrait. Wien, S. Kende 1897. — Professor Dr. Adolf Harnack: Philipp Melanchthon. Akademische Festrede. Berlin, Julius Becker 1897.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Kaiser Pauls I. Ende. (1801.)

Von

X. X.

Preis geheftet 4 Mark.

Das Werk behandelt einen der interessantesten Stoffe aus der Geschichte Rußlands im neunzehnten Jahrhundert und erregt ebenso lebhafte Spannung im Leser, als es dessen Wissensbedürfnis ausgezeichnet befriedigt. Der Verfasser, ein vertrauter Kenner der neueren russischen Geschichte, beherrscht den Gegenstand in vollstem Maße; seine Darstellung ist so gewandt und anziehend, daß das Buch bei allen Freunden historischer Literatur beifällige Aufnahme finden wird. (3327)

— In beziehen durch die meisten Buchhandlungen. —

Jahrgang 1897. München, Freitag, 26. Februar. Nummer 46.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.- (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Frauenvererbung und Levirat. Von Dr. Karl Friedrichs. — Minnedämonen in Alt- und Neugriechenland. — Michael Bernays †. — Mittheilungen und Nachrichten.

Frauenvererbung und Levirat.

Von Dr. Karl Friedrichs, Rechtsanwalt in Kiel.

Auf dem ganzen Gebiet der Völkerkunde ist nicht leicht etwas so mannichfaltig und zugleich so sehr geeignet, neben dem wissenschaftlichen Interesse der Gelehrten auch das allgemein menschliche Interesse der großen Lesewelt anzuregen und zu rühren, wie das Schicksal, das die Wittwe nach dem Tode des Mannes bei den verschiedenen Völkern erleidet.

Sehen wir sie hier, frei wie sie gekommen, in das Elternhaus zurückkehren und daselbst der neuen Aufgabe warten, die das Leben an sie stellen mag, so folgt sie dort freiwillig, oder mehr oder weniger gezwungen, ihrem Gatten in das kühle Grab oder auf den glühenden Holzstoß; oder sie muß, wenn sie diesem Schicksal entgeht, ihr ganzes übriges Leben in trauriger Abgeschiedenheit hinbringen, ohne Lebenszweck und ohne Lebensfreude, mehr verachtet als bemitleidet und immer gemieden. Sehen wir sie hier als geehrte Matrone, als Leiterin des Hauswesens unter dem Schutz der Söhne weiter leben, so entspinnt sich dort unter den Erben ein widriger Streit um ihren Besitz, oder sie wird nach bestimmten Regeln mit dem übrigen Vermögen an einen bestimmten Hinterbliebenen verabfolgt.

Diese letzte Einrichtung, die Frauenvererbung oder Wittwenvererbung, ist der Gegenstand der nachfolgenden Ausführungen. Gerade sie ist in den ethnologischen Schriften sehr vielen Mißverständnissen zum Opfer gefallen, besonders dadurch, daß sie so gut wie regelmäßig mit dem Levirat verwechselt wird. Es erscheint daher besonders wünschenswerth, die wesentlichen Unterschiede beider einmal deutlich hervorzuheben und jedes von ihnen an einigen besonders deutlichen Beispielen möglichst anschaulich vor die Augen zu führen.

Das Levirat, seine Regeln und seine Bedeutung sind uns am ausführlichsten und klarsten im Alten Testament und in den alt-indischen Gesetzbüchern beschrieben worden.

Bei den Juden hat es eine eigenthümliche Entwicklungsgeschichte durchgemacht, die sich von den ältesten Zeiten bis auf die heutige verfolgen läßt. Schon vor der mosaischen Gesetzgebung finden wir es in der Geschichte von Juda's Schwiegertochter Thamar angewandt. Wir sehen, daß nach dem kinderlos erfolgten Tode des eines Sohnes der nächst älteste Bruder von dem Hausvater angehalten wird, sich an die Wittwe zu halten, um mit ihr einen Sohn zu erzeugen, der als Nachkomme des Verstorbenen gelten soll, und daß, nachdem diese Verbindung keinen Erfolg hatte, der Hausvater für verpflichtet gehalten wird, einen anderen Sohn zu diesem Zweck zu delegiren. Das mosaische Recht hat das Levirat in demselben Sinn aufgenommen und ausführlich geregelt. Der Zweck ist derselbe geblieben; die Verpflichtung erstreckt sich auf „Brüder, die bei einander wohnen“, neu ist aber die Chalizah, das Schuhausziehen, der der Wittwe oder richtiger dem Andenken des Verstorbenen gewährte Schutz. Wenn sich nämlich der verpflichtete Schwager ohne Grund weigert, so soll die Wittwe ihn vor die Aeltesten fordern und durch diese eine Vermittlung versuchen. Ist auch dies erfolglos, so ist sie berechtigt, ihm den Schuh auszuziehen und ihn anzuspeien. Zu bemerken ist noch, daß eine Ehe zwischen der Wittwe und dem Schwager, wenn die Voraussetzungen des Levirats nicht vorliegen, verboten ist. Die Einführung der Chalizah ist jedenfalls nicht als eine Milderung, wie Michaëlis in seinem sonst so ausgezeichneten „Mosaischen Recht“ annimmt, sondern als eine Verschärfung der Leviratspflicht anzusehen, da vorher, wie wir aus dem Beispiel Thamars sehen, kein Mittel gegeben war, den Schwager zur Erfüllung seiner Pflicht zu zwingen.

Zur Zeit Ruths hat das Levirat denselben Charakter beibehalten. Wir finden nur ausdrücklich ausgesprochen, worüber die mosaische Gesetzgebung schweigt, daß die Verpflichtung nicht nur Brüdern, sondern allen agnatischen Verwandten (Schwertmagen) obliegt, und daß nach dem Wegfall des einen der nächste an die Reihe kommt. Indessen hat das Levirat in der Zwischenzeit in zwei Beziehungen eine Fortbildung erfahren: die Chalizah ist nicht mehr eine Beschimpfung für den pflichtvergessenen Schwager, sondern er kann sich selbst den Schuh ausziehen und sich dadurch von seiner Pflicht befreien. Ferner bekommt der, welcher das Levirat vollzieht, die bisher von der Wittwe verwaltete Erbschaft des Verstorbenen in sein Vermögen und muß dafür die Leviratskinder auch an der Erbschaft aus seinem Vermögen theilnehmen lassen. Auch ist die Leviratsverbindung jetzt eine wirkliche Ehe, woran man für die frühere Zeit zweifeln kann. Ihr Zweck ist aber, wie nach den ausdrücklichen Worten Boas' nicht bezweifelt werden kann, derselbe geblieben wie im mosaischen Recht.

Auch zur Zeit Jesu ist das Levirat, wie wir aus der in drei Evangelien erzählten Anfrage der Sadducäer an Jesus wegen der Auferstehung der Todten sehen, noch in demselben Sinn wie zur Zeit Ruths in Uebung, und auch sein Zweck ist noch im klaren Bewußtsein des Volkes. Auffallend ist aber dem gegenüber die Fassung der Geschlechtsregister in den Evangelien Matthäi und Lucä. Boas und Ruth hatten einen Sohn Obed, der seinerseits Großvater des Königs David und somit auch ein Vorfahr Jesu war. Nach der Consequenz des Leviratssystems hätte nun in den Geschlechtsregistern Mahlon, Ruths erster Mann, dem zu Ehren das Levirat eingegangen war, als Stammvater Jesu und Davids aufgeführt werden müssen. Statt dessen wird hier der natürliche Vater Boas genannt und von Mahlon wird kein Wort gesagt. Boas hat also den Zweck seiner Verbindung mit Ruth: „daß er dem Verstorbenen einen Namen erwecke auf sein Erbtheil und sein Name nicht ausgerottet werde unter seinen Brüdern und aus dem

Thor seines Orts", nicht erreicht. Von Boas redet alle Welt, und der Name Mahlons ist verschollen.

In der talmudischen Fortbildung des Levirats verliert es seine praktische Bedeutung immer mehr. Die Chalizah wird Regel. In Europa steht der Ausübung des Instituts auch noch ein besonderer Umstand entgegen. Das jüdische Recht hat zwar zu keiner Zeit die Vielweiberei verboten, und außerhalb Europa's kommt sie auch heutzutag noch regelmäßig vor. Aber in Europa leben seit etwa 900 Jahren die Juden in ebenso strenger Monogamie, wie die Völker, unter denen sie sich aufhalten. Da nun das Levirats-verhältniß schon seit der Entstehung des Buches Ruth, jedenfalls seit der Zeit Jesu als wirkliche Ehe aufgefaßt wird, so kann es einfach nicht zur Verwirklichung kommen, wenn die betheiligten hinterbliebenen Brüder schon verheirathet sind.

Indessen kommt das Levirat noch vor und es ist vorgesehen, daß der Anverwandte, der die Wittwe heirathet, seinen Vater und seine Brüder von einem Theil der Erbschaft nach dem Verstorbenen ausschließt.

In Deutschland wurde das Levirat von der Wittwe in erster Linie als eine Last empfunden. Es bildete sich daher die Sitte heraus, daß die Schwäger von der Wittwe eine Geldentschädigung dafür verlangten, daß sie sich freiwillig die Schuhe ausziehen ließen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden daher in den Eheverträgen gewöhnlich die Brüder des Bräutigams zu der schriftlichen Zusage veranlaßt, daß sie sich im Falle des kinderlosen Versterbens ihres Bruders der Chalizah ohne Vergütung unterziehen wollten.

Im Orient ist die Entwicklung nicht so weit vorgeschritten, da die wirthschaftlichen und Lebensverhältnisse hier denen des Alterthums noch näher stehen, als bei uns. Ob noch irgendwo das Levirat in dem biblischen Sinn, dem Verstorbenen einen Nachkommen zu geben, ausgeübt wird, ist mir nicht bekannt. Doch kann in Oman und in Aleppo die Wittwe von den jüngeren Brüdern ihres verstorbenen Gatten verlangen, daß sie sie zur Ehe nehmen, und in Aleppo steht ihr der Rabbiner mit seiner Strafgewalt zur Seite.

Eine so lange Entwicklung und eine so ausführliche Nachricht wie in Ansehung der Juden ist uns von keinem anderen Volk überliefert. Doch verdient jedenfalls das altindische Recht noch eine etwas eingehende Betrachtung.

Ich halte mich hier hauptsächlich an die Bestimmungen des Manawa dharma schastra, des Gesetzbuches Manu's. Dieses enthält Vorschriften, die in einer solchen Weise mit einander in Widerspruch stehen, daß eine und dieselbe Feder sie nicht einmal aus Versehen hat in dasselbe Gesetzbuch schreiben können. Die einzig mögliche Erklärung ist die, daß ein Theil der Vorschriften von späteren Theologen hineingefügt — interpolirt — ist, die an den Bestimmungen infolge einer eingetretenen Veränderung in den wirthschaftlichen Verhältnissen und sittlichen Anschauungen Anstoß nahmen, aber nicht den Muth hatten, den alt ehrwürdigen Text zu ändern oder zu streichen, und daher zu dem Mittel griffen, ihn durch Zusätze, gewissermaßen durch Ausführungsbestimmungen zu ergänzen, durch welche die Befolgung von Manu's Vorschriften indirect unmöglich gemacht wurde. Es ist dasselbe Spiel, durch das dem Juden Shylock sein Recht vereitelt wurde und das in tausend und abertausend Fällen zu allen Zeiten und an allen Orten als eines der wichtigsten Mittel zur Fortbildung des Rechtes gedient hat.

Das indische Recht nennt das Levirat: Niyoga „Auftrag" und versteht unter diesem Namen außer dem Levirat auch noch den von den Arabern sogenannten Nikâch-al-istibdah, die Vertretung des unfähigen lebenden Mannes durch einen Freund. Schon aus diesem Worte sehen wir, daß es sich auch hier beim Levirat darum handelt, dem Verstorbenen einen Nachkommen zu verschaffen.

Wenn man von der oben dargelegten Annahme der Interpolation ausgeht, so gestaltet sich das ursprüngliche Recht so, daß eine kinderlose Frau oder Wittwe sich beauftragen lassen darf, durch den Verkehr mit einem Bruder oder einem anderen nahen Verwandten ihres Mannes die erwünschte Nachkommenschaft zu erlangen. Dieser Verkehr soll aber auf die Erzeugung eines Sohnes beschränkt bleiben und dann aufhören, vor allem sollen sich die Betheiligten nicht durch die Sinnlichkeit zu einem weiteren Verkehr, als nothwendig ist, hinreißen lassen. Ohne diese Voraussetzungen ist der Verkehr der Frau oder Wittwe mit ihrem Schwager verboten und wird selbst dann bestraft, wenn ihnen der Auftrag zum Levirat ertheilt war, ohne daß dessen Voraussetzungen vorliegen. Wenn eine Braut, die gegen Zahlung eines Brautpreises verlobt ist, ihren Bräutigam durch den Tod verliert, so soll sie ihrem Schwager ohne wiederholte Zahlung eines Brautpreises zur Frau gegeben werden, wenn sie selbst damit einverstanden ist. In den eingeschobenen Stellen wird der Niyoga als eine dem ewigen Rechte ins Gesicht schlagende Handlung und eine nur für das Vieh passende Sitte bezeichnet, die nur einmal, unter dem gottlosen König Vena, geherrscht habe. Wenn ein Bräutigam gestorben sei, so könne dessen Bruder die Braut unter den üblichen Förmlichkeiten heirathen und so lange als ihr Gatte mit ihr leben, bis er einen Sohn mit ihr erzeugt habe. Endlich wird auch das Geben und Nehmen eines Brautpreises verboten.

Die anderen alt-indischen Rechtsbücher stimmen in ihrem Inhalte mit der ursprünglichen Fassung Manu's überein und setzen eine gewisse Reihenfolge fest, in der die nächsten Angehörigen des verstorbenen Mannes zum Levirat herangezogen werden sollen. Der aus dem Levirat stammende Sohn heißt Kschetradscha (auf einem fremden Acker gewachsen). Er wird als Kind des Verstorbenen betrachtet; nur in Ansehung der Ehehindernisse wird er beiden Familien als Angehöriger zugerechnet und darf weder in der Familie seines verstorbenen Hausvaters noch in der seines wahren Erzeugers heirathen.

Daß das Levirat in der älteren Zeit praktisch geübt worden ist, kann nicht bezweifelt werden, auch in der Sage wird es erwähnt; doch ist es schon früh aus der Gewohnheit gekommen und heute bei keinem indischen Volke in Uebung.

Außer diesen beiden Völkern haben die Calchaquis-Indianer in Brasilien, die Malyaschen, die Osseten im Kaukasus und nach dem Zeugnisse eines von dem römischen Kaiser Zeno erlassenen Gesetzes hatten auch die alten Aegypter das Levirat in wesentlich derselben Weise wie die alten Juden und die alten Inder. Damit ist der Kreis der Völker, bei denen zuverlässigerweise das Levirat besteht, erschöpft. Annähernd ähnliche Sitten bestehen noch bei den Dinka-Negern am oberen Nil, den Kaffern Natals und den Be-Tschuana im Innern Süd-Afrika's. —

Desto weiter ist der Kreis der Völker, welche ihre Frauen vererben lassen.

Die regelmäßige Form der Erscheinung ist die, daß der Erbe eines Mannes auch dessen sämmtliche Frauen erbt; sei es, daß sie auch ohne weiteres seine Frauen werden, sei es, daß es ihm zur Wahl gestellt wird, sie entweder zu heirathen oder zu verheirathen. Wenn der Erbe ein Sohn des Erblassers ist, so wird regelmäßig auch die Beschränkung aufgestellt, daß er seine eigene Mutter nicht heirathen kann, so daß diese entweder von der Vererbung ganz ausgeschlossen bleibt oder, wenn der Erbe auf sie Anspruch machen will, an einen andern verheirathet werden muß. Von anderen Völkern wird berichtet, daß der Bruder (vielfach nur der jüngere Bruder) berechtigt ist, die Wittwen seines verstorbenen Bruders zu heirathen, oder daß er,

Digitized by Google

wenn er sie mit ihrer Einwilligung heirathet, den Braupreis nicht noch einmal zu zahlen braucht.

Von einer großen Reihe von Völkern andrerseits geht der Bericht dahin, daß der Bruder, oder nur der jüngere Bruder, oder der Schwester Sohn oder der Sohn des verstorbenen Mannes verpflichtet sei, die Wittwen zu heirathen.

So hat bei den Darden in Vorderindien der Bruder eines verstorbenen Mannes einen Anspruch darauf, die Wittwen zu heirathen, und wenn er selbst die Ehe ablehnt, so darf die Wittwe ohne seine Erlaubniß keine andere Ehe eingehen. Ist der Bruder noch nicht heirathsfähig, so muß die Wittwe warten, bis er alt genug ist, um sich erklären zu können. Wenn mehrere Brüder und mehrere Wittwen hinterbleiben, so pflegen die Brüder sich in die Wittwen zu theilen. Für die Wittwen ist dies ein strenges, unumgehbares Gebot, aber andrerseits ist es auch eine Ehrenpflicht des Schwagers, die Wittwe zu heirathen. Dies führt oft dazu, daß ein Knabe von zehn Jahren seine Schwägerin heirathet, obgleich sie mehr als zweimal so alt ist als er.

Bei den Chins in Hinterindien hat der Bruder des Verstorbenen das Recht, die Wittwe zu heirathen; nur wenn er in drei Jahren nicht erklärt, von seinem Rechte Gebrauch zu machen, ist sie frei. Die Wittwe wird zwar zur Ehe nicht gezwungen, wenn sie sich aber weigert, so verliert sie allen Anspruch auf das eheliche Vermögen (wie in Birma, so herrscht auch hier die Errungenschaftsgemeinschaft). Andrerseits hat auch die Wittwe ein Recht darauf, von ihrem Schwager geheirathet zu werden, und wenn er sich weigert, muß er eine Buße zahlen. Wenn ein Mann verwittwet wird und die verstorbene Frau eine unverheirathete Schwester hinterläßt, so soll der Wittwer diese heirathen. Doch kann die Schwägerin die Ehe ablehnen und auch der Wittwer kann von dem Vater des Mädchens die Ermächtigung zu einer anderen Ehe erhalten. Hiebei ist zu bemerken, daß die Chins keine eigentliche Polygamie haben. Der Mann kann ohne Einwilligung seiner Frau keine zweite Frau nehmen; oder wenn er es doch thut, so kann sie sich von ihm scheiden. Der Schwager, der an sich verpflichtet sein würde, seine Schwägerin zu heirathen, ist daher frei, wenn er schon verheirathet ist. Wenn eine Wittwe keine unverheiratheten Schwäger mehr hat, so kann der Schwiegervater, wenn er verwittwet ist, mit ihrer Einwilligung an deren Stelle treten.

Bei den Usbeken werden alle Wittwen Eigenthum des nächsten Bruders des verstorbenen Mannes. Er kann sie selbst heirathen oder in eine anderweite Ehe verkaufen, doch muß er sie im letzteren Falle vorher seiner Familie anbieten, da diese ein Vorkaufsrecht hat.

Bei den Arawaken im nördlichen Südamerika hat der nächste Erbe des verstorbenen Mannes ein Anrecht darauf, die Wittwe zu heirathen. Wenn ein anderer Mann sich um ihre Hand bewerben will, so muß er sie dem Erben abkaufen. Eine Ehe unter Umgehung der Erben ist zwar gültig, aber wenn sie geschieht, so gibt sie Anlaß zu blutigen Zwistigkeiten.

Bei den Kuri am Tschadsee in Afrika kann der Bruder des verstorbenen Mannes, wenn die Wittwe es ablehnt, ihn zu heirathen, von ihrer Familie die Rückgabe des für sie gezahlten Brautpreises verlangen.

Bei den Ewe-Negern in Westguinea geht die Wittwe ohne besondere Hochzeitsfeier an den jüngeren Bruder des Verstorbenen und wenn kein solcher am Leben ist, an den Haupterben (Sohn oder Adoptivsohn) als Ehefrau über.

Bei den Wa-Digo in Deutschostafrika wird die Wittwe nebst ihren Kindern als Theil des Nachlasses vererbt; die Reihenfolge der Erben ist: a) der Bruder, b) die Schwester, c) die Mutter, d) der Mutterbruder, e) die Mutterschwester, f) der Schwestersohn, g) die Schwestertochter, h) die Großmutter und nach ihr deren Bruder oder Schwester oder sonst der nächste uterine Verwandte. Jeder Nachlaß fällt nur an einen Erben und der nach der Primogeniturordnung näher stehende schließt alle ferner stehenden aus. Ist der Haupterbe ein Mann, so kommen die Wittwen mit dem übrigen Nachlaß an ihn. Ist der Haupterbe aber eine Frau, so fallen die Wittwen nicht an sie, sondern an den nächst berechtigen Mann (o. d. s. u. s. w.). Die Wittwe kann sich der Heirath mit dem Erben entziehen. Wenn sie zu ihrer Familie zurückkehrt, so muß der für sie gezahlte Brautpreis an den Erben zurückgegeben werden, es sei denn, daß sie sich mit dem Erben dahin einigt, daß sie statt des Brautpreises ihre Kinder bei ihm zurückläßt. Wenn die Wittwe einen anderen Verwandten des verstorbenen Mannes heirathen will, so muß die Zustimmung des Erben eingeholt werden. In diesem Falle braucht der Brautpreis nicht zurückgezahlt zu werden, aber alle Kinder gehören dem Erben.

In St. Louis am Senegal gibt es Frauen, die sich für Amtsfrauen halten. Wenn der Beamte, mit dem eine solche Frau verheirathet war, gestorben ist, so wartet sie auf die Ankunft seines Amtsnachfolgers und beansprucht dann bei ihm dieselbe Stellung, die sie bei seinem Vorgänger gehabt hat.

Zum Schlusse dieser Aufzählung noch die Bemerkung, daß auch das alte Griechenland dem Gedanken der Frauenvererbung nicht fremd gegenüber gestanden hat. Im trojanischen Hofhalt scheint Helena von Paris auf Deiphobos und Andromache von Hektor auf Heleuos vererbt zu sein, und im alten Athen konnte der Mann seine Frau (wie seine Tochter) mit einem Theil seines Nachlasses testamentarisch an einen Freund vermachen.

Nach dem Vorstehenden kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß Levirat und Frauenvererbung zwei ganz verschiedene Dinge sind, daß sie verschiedene Voraussetzungen haben, verschiedenen Zwecken dienen und daß bei ihnen die Rollen des Berechtigten und des Verpflichteten verschieden vertheilt sind.

Und dennoch haben die meisten Schriftsteller, ja vielleicht alle mit Ausnahme von Joseph Kohler und C. N. Starcke beide mit einander verwechselt.

Eine solche Verwechslung wird vollends unmöglich werden, wenn wir uns von den Erscheinungen selbst zu den Ursachen wenden, die zu ihnen geführt haben.

Bei allen Völkern, die nicht zum Kreise der modernen hoch entwickelten Industriestaaten gehören, also bei allen Natur- und Halbculturvölkern, ist das Leben ohne Ehe fast ausgeschlossen. Weder ein Mann, noch eine Frau finden die Bedingungen überhaupt vor, um ohne Ehe leben zu können, es sei denn, daß sie von ihren Eltern unterhalten werden. Mag die Ehe auch noch so leicht trennbar sein, mag sie auch aller rechtlichen Wirkungen entbehren, so daß man, juristisch gedacht, von Eherecht und Ehe nicht sprechen könnte, so ist wirthschaftlich das Garçonleben ausgeschlossen. Der Mann ist entweder Hausvater und hat eine oder mehrere Frauen, die von ihm unterhalten werden und dafür die täglichen häuslichen Arbeiten verrichten, oder er ist Hausssohn oder dienender Schwiegersohn und wird von dem Hausvater unterhalten und von den Hausgenossinnen verpflegt. Ein Weib muß, wenn es nicht umkommen will, als Gattin, Sklavin oder Haustochter einem Hausstande angehören. Ueberall ist die häusliche wirthschaftliche Thätigkeit in Männer- und Frauenarbeiten vertheilt, mag auch die Art der Vertheilung bei den verschiedenen Völkern noch so verschieden sein. Eine Regel besteht aber auch hier. Im großen und ganzen ruhen auf dem Manne die Arbeiten, welche mehr Kraft und Unternehmungslust erfordern, auf

Digitized by Google

dem Weibe die regelmäßigen, täglich wiederkehrenden, Ausdauer verlangenden Beschäftigungen. Vielfach fällt dem Manne die Gewinnung der Unterhaltsmittel, die Production, dem Weibe die Consumtion, die Bearbeitung und Zubereitung der täglichen Mahlzeiten, die Pflege der Wohlfahrt im Hause zur Last. Aber während der Mann nur in den seltensten Fällen im Haushalt thätig ist, so ist es eine durchaus häufige Erscheinung, daß die Weiber auch im productiven Sinne wirken. Der Kleinhandel am Ort und in der nächsten Umgebung wird ebenso oft von Frauen wie von Männern betrieben; die gewerbliche Weberei und Töpferei ist vielfach Frauenarbeit, und der Landbau (Ackerbau und Gartenbau) wird da, wo er ohne Zugthiere betrieben wird, hauptsächlich oder gar ausschließlich von den Frauen besorgt, indem vielfach die Männer sich nur bei dem Ausroden des Waldlandes betheiligen.

Die Frage: „kannst du eine Frau ernähren?“ tritt dem heirathslustigen Manne bei den meisten Völkern der Welt nicht entgegen. Die Frau ist keine Last, sondern ein Gewinn. Daher denn auch die weit verbreitete Polygynie (Vielweiberei), die, mit Ausnahme weniger vereinzelter Völker, nicht der rohen Sinnlichkeit, sondern der Wirthschaft dienen soll, und an deren Stelle überall da, wo die Frau keinen wirthschaftlichen Nutzen bringt, die Polyandrie (Vielmännerei) zu treten pflegt. Daher denn auch die weite Verbreitung der Sitte des Frauenkaufes. Der Mann sieht in dem Erwerb der Frau einen so großen wirthschaftlichen Gewinn, daß er gern dafür auch ein wirthschaftliches Opfer bringt, und wenn er sie nicht kaufen kann, so sucht er sie durch Geschenke oder durch Dienste zu erwerben. Wo nun die Frau bezahlt ist, da läßt die Familie dieses Mannes, die oft genug mit vereinten Kräften zur Bezahlung des Brautpreises beigesteuert hat, die Frau auch nach dem Tode des Mannes nicht zu den Ihren zurück. Wenn die Frau durch Raub geheirathet ist, so herrschen dieselben Beweggründe vor, und wenn es nicht an der nöthigen Macht fehlt, so wird sie gewaltsam, wie sie erworben ist, auch zurückgehalten. Jedenfalls haben die Erben des Mannes die thatsächliche Macht über die Wittwe und haben alles Interesse daran, die Macht in dem Sinne auszuüben, daß sie die für ihre Familie einmal erworbene schätzbare Arbeitskraft ohne Noth nicht wieder aus den Händen lassen.

Das Interesse der Wittwe selbst läuft vielfach mit dem der Erben zusammen. Ein Leben als Rentnerin ist bei allen den Völkern, die für diese Sitte überhaupt in Betracht kommen, ausgeschlossen. Die Wittwe muß daher, wenn sie nicht auf dem Grabe ihres Gatten verbrannt wird, irgend einem Hausstande eingegliedert werden. Die Rückkehr in das Elternhaus hat für die Wittwe wahrscheinlich zu allen Zeiten etwas drückendes. Wenigstens ist anzunehmen, daß die Umstände, die ihr unter unsern Verhältnissen eine solche Rückkehr zur Qual machen, bei allen Völkern mehr oder weniger obwalten. Bei wandernden Völkern scheitert die Rückkehr selbst dann, wenn sie gewollt oder erwünscht wäre, an der Unmöglichkeit, ihren Heimathsstamm sofort aufzufinden. Wenn also der Mann keine erwachsenen Söhne hinterlassen hat, unter deren Schutz sie als Matrone weiter leben kann, so ist sie auf eine Wiederheirath angewiesen, und zwar auf eine Wiederheirath in der Familie des verstorbenen Mannes. Wenn also die Rechtsordnung die Bestimmung einführt, daß sowohl die Wittwe als auch der Erbe einen Anspruch auf Fortsetzung der Ehe hat, so kommt sie den Interessen der beiden betheiligten Seiten entgegen. Wenn daher von einem Volke nur die eine Seite als die allein berechtigte bezeichnet wird, so liegt vielfach die Vermuthung nahe, daß doch die Ehevererbung herrscht und daß nur die Beobachtung einseitig oder ungenau gewesen ist. Vielfach aber besteht die Berechtigung in Wirklichkeit nur auf der einen Seite, und wenn man ganz genau gehen will, so muß man von Levirat und Wittwenvererbung noch den Anspruch der Wittwe auf eheliche Versorgung als etwas drittes trennen.

Wer der berechtigte und verpflichtete Erbe ist, bestimmt sich in der Regel nach der herrschenden Erbfolgeordnung überhaupt. Wo also das Matriarchat die eingeführte Familienverfassung ist, da sind es die Brüder, die Schwestersöhne, die Mutterbrüder u. s. w.; im Patriarchat sind es die Söhne, die Brüder, der Vater ꝛc. Aber diese Regel ist nicht ohne Ausnahme; denn vielfach werden die Brüder den näheren Erben vorgezogen, und zwar im Patriarchat vielfach aus dem Grunde, weil die Ehe mit der Stiefmutter für etwas unzulässiges gilt, und in allen Fällen wohl auch deßhalb, weil das passende Altersverhältniß bei dem Bruder eher vorhanden zu sein pflegt, als bei den anderen Verwandten. Es ist also unzulässig, aus dem Umstande, daß der Bruder der zunächst betheiligte ist, die Folgerung zu ziehen, daß dieser auch der nächste Erbe sei oder gar, daß das betreffende Volk im Matriarchat lebe.

So weit diese Regeln überhaupt gelten, macht es auch keinen wesentlichen Unterschied, ob ein Volk in loser Familie, im Matriarchat oder im Patriarchat lebt, ob es sich durch Jagd oder Früchtesammeln, durch Viehzucht oder Ackerbau ernährt.

Ganz anders steht es aber mit dem Levirat. Während die Frauenvererbung und die Wittwenversorgung nur dem praktischen Interesse der Ueberlebenden dienen, hat das Levirat einen von diesen Rücksichten ganz absehenden idealen Zweck. Die Zahl der zum Stamme gehörigen Haushaltungen soll erhalten werden, der Name, das Todtenopfer und das Angedenken des Todten sollen nicht verloren gehen und diesem Zwecke müssen die Wittwe und der Schwager dienstbar werden.

Und während die Wittwenvererbung in jedem Culturverhältniß möglich ist, kommt das Levirat nur bei dem älteren Patriarchate vor und verschwindet hier allmählich mit dem Fortschreiten der Cultur und dem Uebergange zur Elternfamilie.

Mittagsdämonen in Alt- und Neugriechenland.

Durch die Concertsäle waudert zur Zeit ein symphonisches Tonstück — Programmmusik — des berühmten böhmischen Componisten Anton Dvořak, das auch durch den ihm zugrunde liegenden Text Aufsehen erregte. Es heißt „Die Mittagshexe“ und die böhmische Sage ist von Jaromir Erben als Unterlage der Tondichtung zurechtgemacht. Das Programm erregte besonderes Aufsehen, weil man nicht gewohnt war, für die Mittagszeit sich vorzustellen, daß auch diese den Dämonen, Geistern und Hexen ebenso gelegen für Erscheinungen und Spuk sein könnte, wie die übliche Mitternacht. Eine Mutter droht in dem Dvořak-Erben'schen Text ihrem unruhigen Kinde mit der bösen Mittagshexe, und diese bringt dann auch beim Mittagläuten dem Kinde den Tod durch Ersticken. Die für manchen neue Geisterzeit der Mittagsstunde ist aber nichts so ungewöhnliches, und namentlich Alt- und Neugriechenland ist reich an ihren Dämonen, wie auch diese Geisterstunde vielfach erwähnt ist.

Trotzdem nur von Griechenland die Rede sein soll, darf man mit Psalm 90 (91), 6 beginnen, wo im Gegensatz zu den Schrecken der Nacht von der Seuche, die um Mittag wüthet, die Rede ist. So übersetzt Luther. Aber die griechisch-alexandrinische Uebersetzung der Zweiundsiebzig spricht von dem „Dämon der Mittagsstunde“. Denn der alte griechische Dämonenglaube läßt die unheimlichen Geister auch am Tage auftreten und namentlich um die Mittagsstunde gelten sie für ebenso gefährlich als um Mitternacht.

Nach hellenischer wie römischer Volksansicht war die Mittagszeit die heilige Stunde der Götter: da schreiten sie auf Erden umher, besuchen die ihnen geweihten Stätten oder gehen ihren Belustigungen nach, andere wiederum huldigen dem süßen Schlummer. Eben die große Stille der Mittagsstunde ist es, welche sie den Göttern so theuer macht; da sind sie vor Störung von seiten der Menschen am sichersten. Denn wenn die Sonne hoch am Himmel steht und die ganze Natur zu feiern scheint, da fühlt auch der Mensch das Bedürfniß, von seinem Tagewerk auszuruhen. Da muß man sich hüten, die Götter auf ihren Wegen oder Pan in seiner Ruhe zu stören. Götter und Gespenster wandeln da in Stille über die Erde, Nymphen und Satyrn führen in Wald und Flur ihren Reigentanz auf, und an verschwiegenen Stellen badet Artemis selber ihre weißen Glieder. Der große Meister der glühenden Farbe, Arnold Böcklin, hat diese heiße Föhnstimmung der Felslandschaft charakterisirt in seinem „panischen Schreck": Heerde und Hirt steigen bergab, oben steht lächelnd der in seiner Mittagsruhe gestörte, waldschützende Pan. Hüte man sich, wenn, wie Lagarde sich ausdrückt, „Pans Schlaf die Seele ängstigt"; denn in Griechenland gilt nicht nur die Nacht, sondern auch des Mittags gluthhelles Sonnenlicht als Geisterzeit.

Aber auch die bildende Kunst des Alterthums hat die Gefahren der Mittagsstunde schon dargestellt. Tafel 61 der Schreiber'schen Reliefbilder zeigt unter dem Titel „Das räthselhafte Symplegma eines Silen und einer Sirene" einen im Freien schlafenden bärtigen Mann, dem sich ein, abgesehen von seinen Krallenfüßen und Schwingen, höchst formvollendeter und angenehmer Dämon, eine bildhübsche Sirene, nähert. In dem vortrefflichen Aufsatz von Otto Crusius, „Die Epiphanie der Sirene", im fünfzigsten Band der Zeitschrift Philologus, ist zuerst dies hellenistische Relief richtig als die Heimsuchung eines Schlafenden durch die Sirene als Mittagsdämon, als eine Art wollüstig grausames Wesen gedeutet. Derselbe Tübinger Gelehrte erklärt an gleicher Stelle eine von E. Braun herstammende Zeichnung eines Reliefs, 1859 von Brunn veröffentlicht, aber ganz anders ausgelegt, für einen ganz ähnlichen Gegenstand: Wandersmänner lagern feldbritt an einem heißen Mittag im Freien — die Sonnenuhr charakterisirt den hohen Stand des Tagesgestirns und das Local. Da hören sie die Lieder der Sirenen; das ist schlimmes Anzeichen, denn diese Wesen haben eine auf den Tod und den Hades hinweisende Bedeutung, und in hellenistischen Versionen der Sirenensage gehören sie zum Kreis der Persephone, wofür der Tübinger Gelehrte mannichfache Belegstellen aufführt.

An den erwähnten Aufsatz von Crusius, sowie an Bernhard Schmidts tief geschöpfte „Darstellungen aus dem Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum", welchen beiden Gelehrten ich hier durchaus folge, wurde ich bei den erklärenden Worten zu Dvoraks Mittagsdämon aus den böhmische Wäldern lebhaft erinnert.

Schon in der Odyssee weht beim Erscheinen der Sirene die schwüle Mittagsluft. Die plötzlich eintretende Windstille ist nicht bedeutungslos:

„Schnell dann ruhte der Wind besänftiget, und das Gewässer
Schimmerte ganz windlos; denn ein Himmlischer senkte die Wallung."

Der darin zutage tretende Glaube wurzelte somit gewiß von altersher im Volk, wenn er auch in der Literatur und Kunst — wie Crusius nachgewiesen hat — erst in der Hellenistenzeit die rechte Geltung gewinnt. Bei Theokrit singt der Ziegenhirt: Nicht ist es richtig, o Hirte, um die Mittagszeit die Flöte zu blasen. Wir haben den Pan zu fürchten; jetzt ist seine Zeit, von der Jagd zu ruhen. — So erzählt Eukrates in Lucians Philopseudes: „Es war um die Erntezeit. Ich hatte die Arbeiter weggeschickt und ging um die Mitte des Tages in Gedanken versunken in den Wald." Da hört er Hundegebell ꝛc. und mit dem Lärm, den man sonst dem Erscheinen des wilden Jägers zuschreibt, sieht er Hekabe als ungeheures Weib. — Ausonius berichtet in seiner Moselbeschreibung: wenn der feurige Ball mitten am Horizont steht, vereinigen sich Satyrn und des Waldes Nymphen zum Reigen; denn dann hält der Hitze größere Gluth die Menschen fern. — Lucan erzählt in seiner Pharsalia von einem Hain, den, gerade wie zur Nachtzeit, wenn Phoebus medio in axe est, der Priester selbst nicht besucht, aus Furcht, den Herrn des Haines zu stören.

In der Mittagsstunde betrat man überhaupt keine Tempel. Diejenigen, welche Götter oder Dämonen zu sehen bekamen, sahen sie zur Mittagszeit, deren Stille die Dichter ausdrücklich und ausführlich betonen; so, wenn Jason die libyschen Nymphen sieht (Apollonius); so, wenn Tiresias die mit seiner Mutter, der Nymphe Chariklo, badende Pallas erblickt (Kallimachus); so, wenn Aktäon bei Ovid die badende Artemis schaut. Spätere sprechen geradezu von Mittagsdämonen. In einer Beschwörungsformel bei Allatius, die gegen die Gello (Nr. 7 der bei Schmidt aufgeführten Dämonen) gerichtet ist, heißt es: Bewahre uns, Herr, vor jeder Plage und vor jedem nächtlichen und mittäglichen Dämon. Der Lateiner spricht vom daemon meridianus.

So hat der Aberglaube der Griechen bis auf unsre Tage fortgefahren, die Mittagsstunde als Geisterstunde anzusehen. Man geht um diese Zeit nicht gern ins Freie und namentlich den Kindern wird das Verbot, die Wohnung zu verlassen, nachdrücklich eingeschärft. Nach kretischem Glauben darf man zur Mittagsstunde nicht einmal in der Thüre stehen; es geht dem schlecht, der's thut. Wer gar dabei pfeift oder singt, der büßt es mit dem Verlust der Stimme. Mittags auf der Flöte zu spielen, ist nicht weniger gefahrvoll als des Nachts.

Die Neraïden — an die sich im Volk der Glaube forterhalten hat — üben einen sehr schädlichen Einfluß auf den Menschen um die Mittagsstunde, zumal im Sommer aus, und es ist gefährlich, zu dieser Zeit an einem Brunnen, einer Quelle, einem Fluß und überhaupt am Wasser, ebenso wie im Schatten von Bäumen, auch an Mühlen und auf Wegscheiden, wo diese Wesen gern Mittags verweilen, sich anzuhalten. Auf Zakynthos erzählte man dem Verfasser des Volkslebens der Neugriechen, wie eines Tages ein gesunder und kräftiger Bauersmann, den sein Weg zur Mittagszeit an einem einsamen Brunnen vorüberführte, sich erschöpft neben demselben niederließ und im Grase einschlief: da stiegen Neraïden aus dem Wasser des Brunnens und thaten's ihm an; als er erwachte, vermochte er anfangs weder zu gehen noch zu reden, endlich gelang es ihm, bis zu seinem Dorf sich zu schleppen, allein er war und blieb von jener Zeit an irrsinnig. — Die Lamien, die in gewissen Theilen Griechenlands als eine dämonische Macht des Meeres angesehen werden, darf man um die Mittagszeit auch nicht reizen. In der Umgegend des Parnassos — für welche Gegend Schmidt durch Dr. Georgios Kremos aus Arachoba viel Interessantes erfuhr — glaubt man, daß, wenn ein Jüngling, zumal ein wohlgestalteter, um Mittag oder Mitternacht am Strande singt oder die Flöte bläst, die Lamia des Meeres aus der Tiefe emportaucht und denselben unter Verheißung eines glücklichen Lebens zu bewegen sucht, ihr Gatte zu werden und mit ihr ins Meer zu kommen: weigert sich der Jüngling, so tödtet sie ihn.

Doch hat die andere Auffassung der Lamia, nach welcher sie eine auf dem Lande hausende, wilde, menschen-

Digitized by Google

freſſende, zumal den Kindern ſehr gefährliche Unholdin iſt, größere Verbreitung. In Epirus iſt es heute noch üblich, die Kinder durch Erwähnung dieſes Schreckgeſpenſtes zum Gehorſam zu bringen, wie man es zu Ariſtophanes' Zeiten auch ſchon gethon hatte. Auf plötzlich verſtorbene Kinder geht eine bezeugte Redensart: dos Kind, dos die Lamio erſtickte. Hier berührt ſich der griechiſche Volksglaube mit der Soge von der böhmiſchen Mittagshexe, wenn auch die Lomia als ein großes und ſtorkes Weib und nicht als dünn und geſpenſtiſch geſchildert wird. — 14 verſchiedene Arten von Dämonen in 14 beſonderen Abſchnitten behandelt Schmidts intereſſantes „Volksleben der Neugriechen", zu dem ſeine „griechiſchen Märchen, Sagen und Volkslieder" eine nicht minder zu ſchätzende Ergänzung bilden.

Bei der ſtarken Vermiſchung der griechiſchen Bevölkerung mit ſlaviſchen Elementen ſcheint ein Zuſammenhong der griechiſchen und böhmiſchen Soge nicht fern zu liegen. Aber im griechiſchen Volk lebt der Gloube on die Dämonen der Mittagszeit ſelt der cloſſiſchen Vergangenheit fort, denn, wie Jacob Grimm zueiſt gezeigt hat, „es pflegen in den Vorſtellungen und Gewohnheiten niederer Volksſchichten die Anſchauungen einer weit zurückliegenden Vorzeit unvergänglich fortzudauern". M.

Michael Bernays †.

a/D. Am 25. Februor iſt Michoel Bernoys zu Karlsruhe in Baden im 63. Lebensjahr unerwartet roſch an den Folgen einer Lungenentzündung geſtorben; mit ihm ſcheidet eine eigenartige Geſtalt aus dem Kreiſe der deutſchen Gelehrten und Schriftſteller. Geboren am 27. Novomber 1834 in Hamburg als Sohn iſraelitiſcher Eltern und jüngerer Bruder des ſcharfſinnigen claſſiſchen Philologen Jakob Bernays, hielt er nicht gleich dieſem an einem betonten Judenthum feſt, ſondern trat zum chriſtlichen Bekenntniß über und wondte ſich zugleich, ohne das Studium des Alterthums zu verabſäumen, mit gewaltigem Eifer der Erforſchung moderner Literatur, vor allem Goethe's, zu. Von früh an ſchwebte ihm die Idee vor, die Methode der cloſſiſchen Philologie in ganzer Strenge ouf dos Gebiet der neueren Literaturhiſtorie zu übertrogen und dieſer ſo diſciplinirten Wiſſenſchaft einen voll berechtigten Plotz unter den übrigen akademiſchen Lehrfächern zu erringen. Doß beide Ziele während ſeiner Lebenszeit im allgemeinen erreicht worden ſind, iſt freilich bei weitem nicht allein durch ihn bewirkt worden — es lag vielmehr ebenſo auf dem Wege der germoniſtiſchen Sprachforſchung, der Bernays innerlich ferner ſtand, nach und nach auch die moderne Literoturkunde philologiſcher Zucht zu unterwerfen und ſie dergeſtalt on unſern Univerſitäten einzubürgern —; immerhin jedoch hot er in ſeiner Weiſe kräftig dozu mitgeholfen und in Schrift und Lehre monch glänzendes Beiſpiel für die neue Richtung oufgeſtellt. An wohrhaft großen Leiſtungen haben ihn perſönliche Eigenſchaften gehindert, darunter ſelbſt Vorzüge von gefährlicher Natur.

Mit einem ungloublich weiten und ſtorken Gedächtniß begabt, ſommelte er frühzeitig in ſeinem Kopf eine ungeheure Maſſe von genauem Wiſſen, deſſen Laſt auf die productive Regung ſeines Denkens lähmend drückte. Dazu kam ein überaus feines und verwöhntes Ohr für die Form der Rede, den Klang des Worts, das ihn einerſeits wiederum obhängig machte von dem einmal claſſiſch Ausgeſprochenen und ihn andrerſeits, wo er ſeine eigenen Gedonken ſelbſtändig darzulegen unternahm, zu ſchwelgeriſchem Ergehen in die Breite trieb. Am präciſeſten gefaßt iſt wohl ſeine erſte Schrift: „über Kritik und Geſchichte des Goethe'ſchen Textes", gediegen und ſchlagend ouch beſonders ſeine zweite Arbeit: „Goethe's Briefe an Friedr. Aug. Wolf". Hernach gelangen ihm am beſten kurze und eilig verfaßte Artikel kritiſchen Inhalts (in der Wochenſchrift „Im neuen Reich"), oder Ausführungen, die der Zwang des angewieſenen Raumes zuſammendrängte, wie die Skizze über Gottſched in der „Allgemeinen deutſchen Biogrophie". Als Herausgeber, ſei es der älteſten Geſtalt der Voßiſchen Odyſſee, oder der revidirten Schlegel-Tieckſchen Ueberſetzung Shakeſpeare's, hat er Muſterhaftes geleiſtet. Wo er ſich ober gehen ließ, wie in dem Buche „zur Entſtehungsgeſchichte des Schlegel'ſchen Shakeſpeore", in der ausgedehnten Einleitung zu Hirzels „jungem Goethe", oder in anderen ſpäteren Erörterungen, wie „zur Lehre von den Citaten und Noten" in dieſer Beilage vom Juni 1892, in den Bemerkungen über den „franzöſiſchen und den deutſchen Mahomet" (die er nebſt ähnlichen Stücken 1895 im erſten Bande ſeiner geſammelten „Schriften zur Kritik und Literaturgeſchichte", Stuttgart bei G. J. Göſchen 1895 publicirt hat), do zerſtört er durch das Streben noch Vollſtändigkeit des Inhalts, durch Abrundung der Form noch oußen, ſtatt nach innen zu, die einleuchtende Wirkung ſeines wohl durchdachten Vortrags. Nicht ſelten erſtickt er das Weſentliche durch das Nebenſächliche und verſchüttet die Tiefe durch die Fülle; von dem unendlich Vielen, das er gelernt, vermag er nichts zu vergeſſen — indem er den Gegenſtond zu erſchöpfen ſtrebt, erſchöpft er den Leſer. Ueberall erſcheint er als Kenner und Wiſſer, faſt nirgends als wahrhoft urſprünglicher Denker; ſelbſt an ſeinem Stil fällt mehr das Vorbild ſpätgoethiſcher Diction ins Auge, als die Züge der eigenen ſchriftſtelleriſchen Perſönlichkeit.

Bedeutendes hat er als Lehrer erreicht, wiewohl auf ungewöhnlichem, mehr künſtleriſchem als wiſſenſchaftlichem Wege. Michael Bernays gehörte zu unſern vornehmſten Recitatoren. Ein biegſames, kroftvolles, nur in der Ausſprache der Doppelvocale allzu ſaftiges Organ und ein durchſtudirtes Geberdenſpiel geſellten ſich zu jenem unvergleichlichen Gedächtniß, das ihm jedes erwünſchte Citat augenblicklich zur Verfügung ſtellte und ihm erlaubte, Dichtungen vom Umfong Hermann und Dorothea's oder des Taſſo von Anfang bis zu Ende frei, ohne Ermatten, ja in geſteigertem Ton eindringlich herzuſogen. Mit ſolcher Ausrüſtung betrot er das Katheder, um ein Jahr ols Leipziger Docent, ſiebzehn Jahre als Münchener Profeſſor Generotionen von Studenten, ein Prediger im Dienſte der Poeſie, für Genuß und Verſtändniß unſrer Meiſter zu erwärmen. Der lauſchenden Jugend entging dos Gewollte an ſo hoher Kunſt, das Selbſtgefällige on ſo vielem Reize keineswegs; aber der im Grunde echte Schwung der Begeiſterung riß ſie nichtsdeſtoweniger mit ſich fort — in dieſer Weiſe ward ihr ähnliches niemols geboten. Die Verleger haben es in ihrer Buchführung geſpürt, wie entſchieden ſich die Nachfrage nach unſern Claſſikern im Laufe ſeiner Lehrthätigkeit in Boyern gehoben.

1890 verließ er den akademiſchen Beruf und zog ſich noch Karlsruhe in ein wohlhobendes und beſchouliches Privatleben zurück, nicht ohne zuweilen mit Sehnſucht der Toge ſeiner Rednerſiege zu gedenken. Ganz Deutſchland kannte ols ſeine Schwäche eine nolv groteske Eitelkeit; aber wer ihm nohe getreten, wußte auch, daß ſie durch Vorzüge ſeines Charokters ausgewogen ward: er war frei von Neid, zu dankbarer Anerkennung jedes onderen Verdienſtes gern bereit, ollem Großen in wirklicher Verehrung zugethan, unbeſtechlich in der Kritik dem Unſchönen oder geiſtig Unvollkommenen gegenüber; ein Menſch von warmer Empfindung, dem es freilich nicht gegeben war, ſich in reiner Natürlichkeit zu äußern. Auf ſeinem ganzen Leben und Weſen lag ein Abglanz der Literatur; beim Wein, beim Frühling, in der Liebe wie der Freundſchaft fielen ihm die klongvollſten Verſe, die ſinnigſten Sprüche aller Zeit-

Digitized by Google

hunderte ein. Er genoß die Welt in dieser seiner Kunde, aber indem er sich darin selber zu sonnen schien, hat er doch eigentlich allezeit demüthig höheren Geistern gehuldigt und an dem Ehrgeiz, sie näher als andere zu kennen, sich innerlich genügen lassen. Wenn man will, ein Hoherpriester des Museencults mit allen erbaulichen und abstoßenden Seiten eines bewußten Priesterthums. Mit dem wahren Glauben an unsre classische Zeit sind nun auch seine Erdentage vorübergegangen.

Mittheilungen und Nachrichten.

F. H. Da jetzt eben neue Bewegungen der Derwische von sich reden machen und man in den nächsten Monaten wieder einen Vorstoß der englisch-egyptischen Truppen erwarten darf, so ist es wohl am Platze, die Aufmerksamkeit der Leser auf die vor Kurzem erschienene neue Auflage des bekannten Buches von Slatin Pascha, „Feuer und Schwert im Sudan", zu lenken. Wenn ein dickleibiges, fast 600 Großoctavseiten füllendes Werk, wie es hier der Fall ist, in etwas mehr als Jahresfrist acht Auflagen erlebt, so kann das nicht nur an dem sensationellen Interesse der im Frühjahr 1895 die Gemüther erregenden Befreiung Slatins und der daran sich knüpfenden Neugierde liegen. Denn in unsrer so viel Neues erlebenden Zeit verraucht eine derartige, wenn auch noch so aufklärliche Neugierde auch sehr bald; auch erzählten ja unsre Tageszeitungen wie auch Unterhaltungsblätter seinerzeit anschaulich und eingehend von den wichtigsten Erlebnissen Slatins, so daß auch die weitesten Kreise ihre Wißbegierde nach Slatins merkwürdigen Schicksalen genügend befriedigen konnten. Es muß vielmehr der Grund eines so ungewöhnlichen literarischen Erfolges noch wo anders liegen. Und das ist die fesselnde und bis zur letzten Seite in athemloser Spannung erhaltende Art, mit der Slatin es verstanden hat, seine Felzüge im Sudan, seine langjährige Gefangenschaft im Lager des Mahdi und seine endlich gelungene, fast märchenhaft erscheinende Befreiung zu schildern. Zugleich hellt dieses einzigartige Buch einen überaus wichtigen Abschnitt der neu-islamitischen Geschichte und höchst interessante Partien der Länder- und Völkerkunde zum erstenmal in klarer Weise auf, so daß es zugleich eine unerschöpfliche Fundgrube reicher Belehrung bildet und noch nach vielen Jahren bilden wird. Ja es ist berufen, den Commentar für noch kommende Phasen der Geschichte der mohammedanischen Welt abzugeben. Der bescheidene Wunsch, den der Verfasser in den letzten Zeilen ausspricht, es möchten seine Erfahrungen sich einst verwerthbar erweisen, wenn die Zeit zum Handeln gekommen sein wird, ist voll berechtigt. Kein Buch ist so geeignet, das richtige Verständniß für die Vorgänge im Orient (nicht bloß im Sudan) zu erschließen, als gerade dieses.

Was nun die vorliegende achte Auflage anlangt, so ist zwar auch in ihr der Text unverändert zum Abdruck gelangt; denn es wäre sammetschade, an einem so frisch und lebendig, gewissermaßen noch aus den Erlebnissen heraus, in einem Zuge niedergeschriebenen Werke legend eine Abänderung oder gar Neubearbeitung vorzunehmen. Aber doch besitzt diese 8. Auflage einen willkommenen Vorzug vor den früheren Ausgaben, welcher wir den Verfasser selbst das Wort ergreifen lassen wollen. Er sagt nämlich im Vorwort: „Ich habe in der 1. Auflage meines Buches die arabischen Worte nach der im Sudan allgemein üblichen Aussprache rein phonetisch niedergeschrieben.[1]) Nach Erscheinen des Buches schien es mir aber noch angezeigt, in dieser Richtung einige Verbesserungen vorzunehmen. Mein ehemaliger Lehrer und verehrter Freund, Dr. Eduard Glaser in München (der nach den Lesern dieses Blattes rühmlichst bekannte langjährige Erforscher Südarabiens), hat auf mein Ersuchen die Güte gehabt, die hierauf bezüglichen Correcturen zu übernehmen und die arabischen Worte bei thunlichster Beibehaltung meiner ursprünglichen Schreibweise mit der arabischen Schriftsprache etwas mehr in Einklang zu bringen. Doch wurde hiebei vor allem auf den weiteren Leserkreis, für den das Buch seiner ganzen Anlage nach bestimmt ist, Bedacht genommen und nicht auf den Arabisten von Fach, so daß eine streng wissenschaftliche Transscription der arabischen Worte und Namen natürlich nicht erwartet werden darf." Zum Schluß möchte ich nur meinem Bedauern Ausdruck geben, daß Dr. Glaser im vermeintlichen Popularitätsinteresse in etwas die Hände gebunden waren, so z. B. daß fast nie lange (und darum betonte) Silben arabischer Wörter in Verwendung kommen sollten. Aber auch das größere Publicum soll gerade heutzutage dazu erzogen werden (um hier nur ein einziges Beispiel von vielen anzuführen), Scherif (mit betontem langem i) und nicht Scherrif, trotz des englischen sherreif, zu sprechen; schreibt man wie Slatin nur Scherif ohne jede Längenbezeichnung, dann betont der Laie natürlich stets irrig die erste Silbe.

Flechsig: Die Localisation der geistigen Vorgänge, Vortrag, gehalten an der 68. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Frankfurt a. M. Mit Abbildungen im Text und einer Tafel. Leipzig, Veit u. Comp. 1896, 88 S. M. 1.60. — Der schon vielfach besprochene Vortrag des Leipziger Forschers ist mit diesem Hefte der Oeffentlichkeit übergeben und verdient nicht nur von seiten der Fachgenossen, sondern in weitesten Kreisen volle Beachtung und Würdigung. Die neueren Arbeiten Flechsigs schließen sich eng an seine in der „Beilage" früher schon von mir eingehend besprochenen Untersuchungen an. Der leitende Gedanke aller dieser Arbeiten ist, durch anatomische Untersuchungen die Grundlage für eine „natürliche Seelenlehre" zu gewinnen. Im vorliegenden kommt der Verfasser seinem Ziele insofern näher, als er nachweist, daß die ersten Bahnen, welche in dem Organ des seelischen Lebens leitungsfähig werden, diejenigen sind, welche dem sich entwickelnden Organismus Nachrichten über den Zustand des eigenen Körpers bringen. Die Priorität in der Entwicklung derjenigen nervösen Leitungen, welche zur Körperempfindsphäre des Seelenorgans führen, ist die anatomische Grundlage für die Behauptung, daß das Bewußtwerden der eigenen Persönlichkeit das erste ist, was im entstehenden Organismus an Vorstellungen zustande kommt. Wenn sich so der werdende Mensch zunächst seiner selbst bewußt geworden ist, dann erst treten die Sinneseindrücke, welche die äußere Welt zum Bewußtsein sendet, an die Persönlichkeit heran, um von ihr verarbeitet zu werden. Die Folgerungen, die aus diesen exact naturwissenschaftlich gewonnenen Ergebnissen zu ziehen sind, müssen die Philosophen ebenso beschäftigen wie die Fachgenossen. Möge uns ein vorurtheilsfreies Nachprüfen und Weiterarbeiten auf diesem Gebiete bald weitere Aufschlüsse über diese grundlegenden Fragen aller Geisteswissenschaft bringen! Nicht theoretische Bedenken, sondern exacte Untersuchungen haben hier das Wort. Dr. L. H.

-yx- Gedruckte Katalogzettel. Auf die Eingabe, welche das Institut International de Bibliographie um allgemeine Einführung gedruckter Katalogzettel im November vorigen Jahres an den Börsenverein der deutschen Buchhändler in Leipzig gerichtet hat (vergl. Beil. 1896 Nr. 270), ist uns kurzem die Antwort des Vorstandes dieses Vereines in Beilage eingelaufen. In derselben heißt es, „daß eingehende Erwägungen den Vorstand zu dem Ergebniß geführt haben, daß die Verwirklichung des ..... Unternehmens, ein allgemeines bibliographisches Repertorium ..... beizustellen, zwar im höchsten Grade wünschenswerth erscheint, daß aber der Durchführung große Schwierigkeiten entgegenstehen dürften". Auf den Kernpunkt der Sache, die Katalogzettel selbst, wird nicht weiter eingegangen, jedoch bemerkt, daß die Eingabe des Instituts den Mitgliedern des Börsenvereines zur Kenntniß gebracht werden wird. Inzwischen haben aber eine Anzahl großer Firmen des deutschen Buchhandels sich bereit erklärt, ihren neuen Erscheinungen gedruckte Katalogzettel beizulegen, und es sind schon eine Reihe von Büchern in dieser Ausstattung theils erschienen, theils im Druck befindlich. Die Herren Gebrüder Paetel in Berlin haben von vornherein erklärt, daß sie „gern bereit sind", vom Jahre 1897 ab allen Neuerscheinungen ihres Verlags gedruckte Katalogzettel beizufügen und der der eben erschienenen Schrift Schleiniger: „Der Sitter von Salzburg", beigelegte Katalogzettel ist in typographischer und bibliographischer Hinsicht in vorzüglich ausgestattet, daß selbst der pedantischste Bibliothekar an demselben nichts auszusetzen haben dürfte. Auch die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart ist auf den Vorschlag des Institutes völlig eingegangen. Die Dietrich'sche Buchhandlung in Stuttgart, die Langenscheidt'sche in Berlin, die Herder'sche in Freiburg, die Wagner'sche in Innsbruck,

---

[1]) Dazu ist ergänzend zu bemerken, daß Slatin Pascha, wie das nicht anders zu erwarten, das gesprochene Arabisch in vollstem Umfang beherrscht, aber während seines Berufes und seiner Gefangenschaft nicht die Gelegenheit hatte, die Anwendung der arabischen Schrift zu lernen und damit zugleich einen tieferen Einblick in die Bildungsgesetze dieser schwierigen Sprache zu gewinnen, so daß infolge dessen in den ersten sieben Auflagen gar manche Wörter und Namen in nur annähernder, für den Kenner des geschriebenen Arabisch fast unkenntlicher Art wiedergegeben waren, was besonders bei Identificierung von Ortsnamen oft störend wirkte.

Digitized by Google

die Herren Duncker u. Humblot, Ferdinand Hirt u. Sohn in Leipzig, Gerold u. Co., Ed. Hölzel in Wien ꝛc. ꝛc. haben sich dem Institut gegenüber sympathisch geäußert und die Einführung gedruckter Katalogzettel in Aussicht gestellt. — Auch von seiten der Bibliothekare scheint diese Angelegenheit in jeder Hinsicht gefördert zu werden. Hr. Dr. v. Laubmann hat sich sehr wohlwollend darüber geäußert und die große Arbeitserleichterung, welche bibliographisch genaue Titelcopien den Bibliothekaren brächten, betont. Sein Schüler, Hr. Dr. Schaper v. Carolsfeld, hatte selbst schon vor längerer Zeit dieselbe Idee propagirt. — Das Institut International de Bibliographie hat seither die gewandten Katalogzettel auch in Italien und Frankreich empfohlen und bei einzelnen Verlegern, darunter Le Soudier in Paris, warme Unterstützung gefunden. Auch in anderer Hinsicht schreiten die Arbeiten des Institutes günstig fort. Ein durch das österreichische Secretariat, Wien III, Hauptstraße Nr. 6, gratis zu beziehender Separatabdruck eines in Nr. 1 des „Börsenblatts für den deutschen Buchhandel" (1897) erschienenen Aufsatzes gibt eine orientirende Uebersicht über die Bestrebungen und bisherigen Publicationen der Gesellschaft.

‖ **Mundu.** Eine eigenthümliche Sitte, welche für die Sicherheit der Person Gewähr leisten soll, herrscht bei dem Stamme der Kaupui im westlichen Manipur, dem kleinen Staate, welcher zwischen Vorderindien und dem eigentlichen Birma liegt und im Norden durch das Barailgebirge von Assam geschieden ist. Stirbt eine Frau dieses Stammes, so hat der Ehemann ihrem Vater ein Wergeld, Mundu, zu zahlen, das in der Regel in einem Büffel besteht. Ist der Vater der Frau nicht mehr am Leben, so tritt an seine Stelle der nächste männliche Verwandte. Der Empfänger hat dafür ein Schwein zu schlachten. Auch beim Tode eines Kindes muß der Vater Mundu zahlen. Stirbt eine Frau im Wochenbett, so ist das Kind mit ihr zu begraben. Für Personen, welche vom Feinde oder von wilden Thieren getödtet worden sind, oder die an Pocken und Cholera gestorben sind, ist kein Wergeld zu zahlen.

Zur Pfälzer Runeninschrift. Nachdem ich in der Beilage Nr. 39 zum Zeugen aufgerufen wurde, sehe ich mich zur Erklärung gedrungen, daß ich die Echtheit der Inschrift nie behauptet habe. Hr. Dr. Mehlis legte mir und anderen Fachgenossen eine Copie dieser aus lateinischen und runenähnlichen Zeichen gemischten Inschrift vor. Unser Briefwechsel, auf den der Hr. Verfasser S. 10 ff. seines Gymnasialprogramms sich bezieht, betraf einige von ihm vorgeschlagene Lesungs- und Deutungsversuche, die ich aus sachlichen und sprachlichen Gründen als unmöglich ablehnen mußte. Dr. W. Golther.

* **Heidelberg.** Der Privatdocent der Mathematik, Dr. Georg Landsberg, ist zum außerordentlichen Professor in der naturwissenschaftlich-mathematischen Facultät ernannt worden.

* **Berlin.** Die Verhandlungen des Cultusministeriums mit Prof. v. Kries in Freiburg wegen Uebernahme der durch du Bois-Reymonds Tod erledigten Professur für Physiologie haben der „Nat.-Ztg." zufolge noch zu keinem Ergebniß geführt. Professor v. Kries, der in den letzten Tagen in Berlin weilte, ist wieder abgereist, ohne daß eine Entscheidung getroffen wurde. Wie man hört, handelt es sich zunächst noch darum, mehrere wichtige Vorfragen zu erledigen, welche die Aenderung der bisherigen, sehr schwerfälligen Organisation des physiologischen Instituts, gewisse bauliche Umwandlungen im Innern desselben ꝛc. betreffen. Da Prof. v. Kries bestenfalls erst im Herbst seine Wirksamkeit an der Berliner Universität eröffnen würde, so lag keine Veranlassung vor, diese Fragen zu überstürzen. Uebrigens ist zu erwarten, daß die Verhandlungen einen günstigen Verlauf nehmen.

* **Kiel.** An Stelle des nach Bonn berufenen Professors der Chemie Th. Curtius ist Professor Claisen von der Technischen Hochschule in Aachen wieder berufen worden. Er ist aus der Schule Kekulé's und Baeyers hervorgegangen und wird seine neue Stellung erst im Herbst antreten.

* **Wien.** Am 22. starb hier im 72. Lebensjahr der Domherr von St. Stephan, Karl Krüll, Doctor der Theologie, Domherr des Metropolitancapitels zum hl. Stephan, Hausprälat Sr. päpstlichen Heiligkeit, k. u. k. Hofcaplan, gewesener Dekan und Professor der theologischen Facultät der k. k. Wiener Universität, Besitzer des päpstlichen Ehrenzeichens pro Ecclesia et Pontifice ꝛc.

* **London.** Letzte Woche forderte eine Abordnung von englischen Gelehrten Lord Salisbury zur Gründung eines nationalen Laboratoriums für wissenschaftliche Untersuchungen auf. In der Abordnung befanden sich der Chirurg Lord Lister, der Physiker Lord Rayleigh und der Chemiker Sir Henry Roscoe. Der Physiker Professor Rücker vom Royal College of Science erklärte dem Premierminister, daß die Zeit gekommen sei, ein Institut nach dem Muster der „Physikalisch-Technischen Reichsanstalt" in Berlin für England zu schaffen. Platz und Gebäude würden wahrscheinlich 30,000 Pfd. St. kosten, der Betrieb 5000 Pfd. St. jährlich. Finanzielle Bedenken wird man gegen einen solchen Plan im Lande Newtons kaum erheben dürfen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

C. P. Tiele: Geschichte der Religion im Alterthum bis auf Alexander d. Gr. Deutsche autoris. Ausgabe von C. Gehrich. 1. Bd. 2. Hälfte: Gesch. der Rel. in Vorderasien. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1896. — Dr. Philipp Zorn: Das Staatsrecht des Deutschen Reiches: II. Bd. Das Verwaltungsrecht einschließlich des äußeren Staats-, des Militär- u. Seerechts. 2. Aufl. (Sammlung von Lehrbüchern des deutschen Rechtes VI.) Berlin, J. Guttentag 1897. — Dr. Karl Dickel: Bemerkungen zu dem Entwurfe des neuen Handelsgesetzbuches; mit bes. Berücksichtigung der Land- und Forstwirthschaft. Berlin, Franz Vahlen 1897.

Im Verlag von Gnad & Cie. zu Würzburg erschien das zur Belehrung in der z. Z. brennenden Frage des M. Str. Pr. für jeden Interessenten unentbehrliche Werk: (3346)

Die

Oeffentlichkeit im Militärstrafprozesse

zusamt den ihr verwandten Materien

beleuchtet von

Friedrich Zenk, K. B. Oberstabsauditeur.

(M. Gr. Schultheiß.)

2. stark vermehrte und verbesserte Auflage.

gr. 8°. XVI u. 308 S.

Preis ungebd. 6 M., eleg. in Leinwand gebd. 7 M.

Stimmen der Presse hierüber: **Heereszeitung** Nr. 370: „Das Werk ist das gediegenste, das bisher überhaupt über den Mil. Str. Pr. geschrieben worden ist." — **Armeebl.** Nr. 50: „Von besonderem Interesse sind die rechtshistorischen und rechtsvergleichenden Ausführungen, welche uns in dem in jeder Beziehung ausgezeichneten Werke geboten werden. Das Werk von Zenk ist für legislative Arbeiten im hohen Grade brauchbar." — **Streffl. Litbltrdt.** Nr. 9: „Große Vorzüge des Werkes anzuerkennen." — **Mil. Ztg.** Nr. 50: „Eine sehr gediegene, unparteiische Arbeit." — **Jahrb. f. d. deutsche Armee und Mar.** Nr. 302: „Das Werk, Fundgrube von Belehrung, gehört zu den besten Werken unserer Litteratur, bildet ein Ereigniß für das Militärrecht." — **Jurist. Litteraturbl. Nr. 79:** „Rechtsvergleichung und Entwicklungsgeschichte mit einer Sachkenntniß und Gründlichkeit bearbeitet, wie bisher für den M. Str. Pr. noch nicht zu finden." — **Gerichtssaal** Bd. 58 Heft 5: „Jeder, der sich für die Sache interessiert, erhält aus der Schrift die umfassendsten Aufschlüsse." — Aehnlich günstig die Urteile der Tagespresse.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Münchener Volkswirtschaftliche Studien.

Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz.

Einundzwanzigstes Stück:

Das Münchener Schreinergewerbe.

Eine wirtschaftliche und soziale Studie von

Dr. Fritz Thurneyssen.

Preis geheftet 3 Mark 60 Pf.

Der Verfasser beschreibt die wirtschaftlichen Verhältnisse, unter denen das Münchener Schreinergewerbe besteht, wobei er auch besonders die Frage beleuchtet, wie sich die Tischlerei gegenwärtig zur Maschinentechnik und zum Großbetriebe verhält, und gibt ein anschauliches Bild der Lage der Arbeiter in diesem Gewerbe sowie ihres Korporationswesens. Durch Vorführung der wesentlichsten Tatsachenmaterial ist es ihm gelungen, das Getriebe eines wichtigen Gewerbes für weitere Kreise klarzulegen. (3323)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1897. München, Samstag. 27. Februar. Nummer 47.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Bestrebungen für einen staatlich geregelten Pflanzenschutz. Von Dr. Frhr. v. Dobeneck. — Unsre Umgangssprache. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Bestrebungen für einen staatlich geregelten Pflanzenschutz.

Von Dr. Frhr. v. Dobeneck.

Vor wenigen Wochen lief durch die Tagespresse die kurze Notiz, daß es einem französischen Forscher gelungen sei, die Phylloxera vermittelst Elektricität zu tödten, ohne dabei dem Weinstock selbst zu schaden. Was diese Errungenschaft, wenn sie ihre Feuerprobe bestanden haben wird, für den französischen Weinbau bedeutet, geht einigermaßen daraus hervor, daß von der Pariser Akademie der Gesammtschaden, den die Reblaus französischen Weinbergen zugefügt hat, schon vor Jahren auf mehrere Milliarden Francs berechnet wurde. Dem entsprechend setzte die Akademie seinerzeit auch den hohen Preis von 200,000 Francs für die beste Bekämpfungsmethode gegen die Phylloxera aus. Im Anschluß an diese Nachricht möchte ich nun die Leser der Allgemeinen Zeitung mit Bestrebungen bekannt machen, welche schon seit geraumer Zeit allerdings mehr im stillen die Fachkreise beschäftigen, die aber wegen der hohen volkswirthschaftlichen Bedeutung des Gegenstandes, um den es sich dabei handelt, wohl das Interesse weiterer Kreise verdienen. Ich meine die Bestrebungen, welche überhaupt darauf abzielen, die enormen Ernteverluste, die alljährlich durch Pflanzenkrankheiten und elementare Culturbeschädigungen aller Art entstehen, durch eine internationale Organisation des Pflanzenschutzes zu vermindern.

Man muß wahrlich nicht nothwendig ein Pessimist sein, um bei einem „Gang ins Grüne" überall auf Schritt und Tritt die zahllosen feindlichen Mächte zu entdecken, die unablässig bemüht sind, die Früchte menschlichen Fleißes wieder zu vernichten. Ahnungslos schreiten wohl viele an all den Verwüstungen vorüber, die Schmarotzer und Parasiten aller Art an der Vegetation anzurichten pflegen; sie hören nicht den heißen, erbitterten Kampf, den auch die grüne Welt um ihr Dasein gegen Feinde und Krankheiten aller Art auszufechten hat und dem alljährlich viele Milliarden von Nutzpflanzen erliegen. Dem kundigen Auge aber offenbart sich hier die Quelle eines unermeßlichen volkswirthschaftlichen Verlustes. Freilich ist es schwer, die Höhe solcher Verluste auch nur einigermaßen zahlenmäßig zu fassen; wohl aber kann und soll auch versucht werden, wenigstens ein grob skizzirtes Bild von dem Umfang derselben zu entwerfen, da gerade die Unfähigkeit, die Verluste in präcisen Zahlen auszudrücken, als ein Hauptgrund dafür anzusehen ist, daß diesen enormen Schädigungen des Volksvermögens bisher noch nicht die gewünschte Aufmerksamkeit zutheil geworden ist.

Das statistische Centralbureau Schwedens beziffert die Haserernte des Jahres 1889 für Schweden um 3,260,000 Centner geringer als dem Mittel der 10 vorhergegangenen Jahre entsprach, und schreibt diese Verminderung wesentlich der in diesem Jahre heftiger aufgetretenen Rostkrankheit zu. Der Verlust bedeutet aber lediglich das Mehr gegenüber den vorhergegangenen Jahren und bezieht sich nur auf die Haserernte. Was auch der deutsche Getreidebau unter dieser verbreiteten Pilzkrankheit, dieser Geißel für alle Culturstaaten, für den amerikanischen Farmer in gleicher Weise wie für den Plantagenbauer unter den Tropen, zu leiden hat, besagt eine Schätzung, nach welcher der durch die Rostkrankheit allein im Deutschen Reich bedingte Körnerausfall bei Getreide hinreichen würde, um die ganze deutsche Armee zu erhalten. Dem Jahresbericht des Sonderausschusses für Pflanzenschutz an der deutschen Landwirthschaftsgesellschaft ist zu entnehmen, daß in 119 dem Sonderausschuß bekannt gewordenen Fällen der Rost die Ernte durchschnittlich um 18.9 Proc. geschmälert hat. Der noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts mehr als der Rost verbreitete Brand dagegen ist dank den vorzüglichen Bekämpfungsmethoden, die gegen diese Pilzkrankheit bekannt geworden sind, bereits so weit zurückgedrängt, daß die durchschnittlichen Ernteverluste aus 74 festgestellten Fällen nur noch 7.3 Proc., also kaum die Hälfte der Rostschäden ausmachen. Nach dem Jahresbericht des Generalcomités des Landwirthschaftlichen Vereins in Bayern waren von 60,321,658 Centner Kartoffeln, dem Gesammtertrag in Bayern, 18 Proc. vom Phytophthorapilz befallen. Auch diese Krankheit bedeutet einen Verlust von Millionen. Die hier genannten Parasiten sind aber nur einige aus der großen Liste von Pilzkrankheiten willkürlich herausgegriffene Vertreter.

Welches Unheil von den thierischen Feinden der Culturen die Reblaus in Frankreich gestiftet, wurde bereits gesagt. Im Deutschen Reich hatten die Bundesregierungen bereits bis zum Schluß des Etatsjahres 1888/89 an Entschädigungen und Desinfectionskosten in Sachen der Reblausvertilgung 2,518,627 Mark verausgabt. Die Ausgaben stehen aber in keinem Verhältniß zu dem wirklich verursachten Schaden. Was die Reblaus für den Weinbau, das ist ferner unter den thierischen Schädlingen für den Rübenbau die Nematode, für den Getreidebau sind es die Fritfliege und ihre Cumpane, für den Kleebau der Tylenchus, für den Obstbau der Blüthenstecher, Obstwickler, Frostspanner ꝛc. Die dem bereits erwähnten Sonderausschuß mit näheren Verlustangaben 1894 bekannt gewordenen 104 Fälle von Fliegenschäden im Getreide ergaben z. B. einen Durchschnittsernteverlust von 34.7 Proc. Gewiß bilden danach die Getreidefliegen ein würdiges Gegenstück zum Roste. Wäre man weiterhin befähigt, auch die auf allen Culturen vagabundirenden Schädlinge, wie Maikäfer, Engerlinge, Drahtwürmer, Erdraupen, Pflanzenläuse, Heuschrecken, Milbenspinnen, Wurzelälchen ꝛc. hinsichtlich ihrer Zerstörungsarbeit in ihrer Gesammtheit ebenso zu überblicken: gewiß würde man zur Einsicht gelangen, daß die durch sie bedingten Ernteausfälle in volkswirthschaftlicher

Hinsicht weit mehr in die Wagschale fallen, als jene local begrenzten und daher intensiver erscheinenden Beschädigungen einzelner Culturen. Da bisher nur von landwirthschaftlichen Schadeninsecten die Rede war, möchte ich schließlich auch noch kurz auf die gewiß ebenso große Anzahl von thierischen Forstschädlingen hinweisen, unter denen z. B. die Nonne wegen ihrer heillosen Verwüstungen zu Anfang der 90er Jahre noch in aller Erinnerung leben dürfte.

Als dritten im Bunde gesellen sich zu den Pilzkrankheiten und thierischen Feinden der Culturgewächse noch die Unkräuter. Eine auf theoretischer Grundlage vorgenommene Schätzung ergibt beispielsweise für eine einzige Art, die Kleeseide (Cuscuta), daß dieselbe im Deutschen Reich einen jährlichen Verlust von 8 Millionen Centner Kleeheu verursacht, eine Futtermenge, hinreichend, um 152,000 Stück Großvieh das ganze Jahr hindurch reichlich zu ernähren. Gewiß gibt es noch hunderte von Quadratmeilen auf friedlichem Wege zu erobern, wenn es gelingt, den Bodenraum, der gegenwärtig von Unkräutern aller Art in Besitz genommen ist, den Culturpflanzen zugänglich zu machen, und daß dies, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, möglich ist, darüber herrscht wohl ebenso wenig in sachkundigen Kreisen ein Zweifel, als darüber, daß auch dem culturwidrigen Einfluß der Pflanzenkrankheiten ein Ziel gesteckt werden kann, sofern man nur ernstlich daran denkt, ihnen durch gemeinsames Vorgehen zuleibe zu rücken. Manche bereits in dieser Richtung gewonnene Erfolge liefern überdies auch schlagende Beweise, doch würde es zu weit führen, hierauf näher einzugehen.

Alle Bestrebungen für den Pflanzenschutz laufen nun auf die Verhütung oder wenigstens Verminderung der vorbezeichneten Ernteverluste hinaus. Die volkswirthschaftliche Bedeutung dieser Bestrebungen liegt auf der Hand. Sie beruht jedoch nicht allein darauf, daß der Pflanzenschutz sich zur Aufgabe gestellt hat, den einzelnen Producenten vor Schaden zu bewahren, und sofern er dies für die Summe der Einzelnen thut, auch zur Erhöhung der Gesammternte, der natürlichsten Quelle für das nationale Einkommen, wirkt — sondern die volkswirthschaftliche Bedeutung des Pflanzenschutzes reicht noch weiter und damit wird ein Punkt berührt, welcher leicht übersehen wird, welcher es aber in erster Linie rechtfertigt, wenn bei der Regelung des Pflanzenschutzes an die Mithülfe des Staates appellirt wird. Es gibt nämlich ein Interesse, welches ausschließlich das Gemeinwohl an der Sache des Pflanzenschutzes hat, während das private Interesse nur wenig dabei berührt wird. Man denke sich eine Krankheit, eine elementare Culturbeschädigung gleichmäßig über das ganze Land verbreitet, welche allüberall die Ernte um einen steten Procentsatz verringert. Dies trifft z. B. für die bereits genannte Rostkrankheit am Getreide zu, die in allen getreidebauenden Ländern mit annähernd gleicher Heftigkeit beobachtet wird und Gesammternteverluste von vielen Milliarden zur Folge hat. Der Einzelne kann nichts oder nur wenig gegen die Ueberhandnahme der Krankheit thun, wenn nicht der getreue Nachbar das gleiche thut. Zwang hiezu fehlt, ebenso die Einsicht. Was wird die Folge sein? Die Bekämpfung der Krankheit bleibt dem Wohlwollen der Natur überlassen. Das private Interesse verlangt nicht einmal die Bekämpfung, denn jeden Einzelnen tröstet das Bewußtsein, daß alle Concurrenten vom gleichen Uebel getroffen sind und daß sich der erlittene Verlust durch den höheren Preis der Producte wieder ausgleichen werde. In logischer Aufeinanderfolge ergeben sich dann die Thatsachen: Ueberhandnahme der Krankheit, verminderte Production, Steigerung des Preises im Weltmarkt — oder — Beschränkung der Krankheit, gesteigerte Production, Verminderung des Preises im Weltmarkt. Der Reinertrag aus den einzelnen Wirthschaftsbetrieben aber bleibt nach wie vor der gleiche. Mehr oder weniger modificirt, gilt diese Betrachtung für die meisten viel verbreiteten Krankheiten und Culturbeschädigungen, gegenüber welchen der Einzelne machtlos ist. Es ist somit, so paradox es auch klingen mag, das Interesse der einzelnen Producenten an der Vertilgung der Culturfeinde um so geringer, je verbreiteter diese Feinde sind. Das Gemeinwohlinteresse steht hiezu in directem Gegensatz, dasselbe verlangt bedingungslos die Bekämpfung aller Culturschädlinge, und zwar um so mehr, je verbreiteter dieselben sind. Es erhellt auch hieraus, daß die Bestrebungen für den Pflanzenschutz nicht im ausschließlichen Interesse der Producenten, vielmehr im Interesse der gesammten volkswirthschaftlichen Production liegen.

Was kann nun zur Verhütung bezw. Verminderung der bezeichneten Ernteverluste geschehen?

1. Zunächst gilt es, das Wesen der Pflanzenkrankheiten gründlich zu erforschen, deren Ursachen festzustellen, die Bedingungen zu erkennen, unter denen besondere Krankheiten auftreten, die Lebensgewohnheiten der Culturfeinde zu studiren und durch Versuche festzustellen, was fördernd oder hemmend auf die Entwicklung dieser Organismen einwirkt. Alsbald werden sich bestimmte Bekämpfungsmaßregeln für einzelne Krankheiten ergeben.

2. gilt es, das bereits erforschte, zur Zeit noch in den verschiedensten Gebieten verschiedener Disciplinen zerstreut niedergelegte Beobachtungsmaterial zu sammeln und mit Rücksicht auf den land- und forstwirthschaftlichen Betrieb zu verarbeiten. Aus der Zusammenfassung solcher membra disjecta zu einer „Hygiene der Culturpflanzen" lassen sich zweifellos noch große Erfolge für den praktischen Betrieb erwarten.

3. gilt es, dahin zu wirken, daß bewährte Bekämpfungsmaßregeln sowohl zur Kenntniß der betheiligten Kreise gelangen, als auch soweit als möglich praktische Anwendung finden. Zu diesem Zweck ist die Organisation eines Aufklärungsdienstes anzustreben.

4. gilt es, eine Art von Ueberwachungsdienst zu organisiren, derart, daß es gelingt, innerhalb bestimmter geographischer Bezirke Nachrichten über Ausdehnung und Verbreitung aufgetretener Pflanzenkrankheiten und Culturbeschädigungen in eine Hand zu bringen, dann die Richtung zu ermitteln, welche epidemische Krankheiten auf ihren Wanderungen einschlagen, die Abhängigkeit gewisser Krankheiten von örtlicher Lage, vom Klima oder von besonderen Culturmaßregeln zu erkennen, kurz, statistisches Material zu sammeln, auf Grund dessen die weiteren Dispositionen zur Bekämpfung getroffen werden können.

5. ist im Anschluß an den genannten Ueberwachungsdienst auch die Organisation eines Nachrichtendienstes anzustreben. Derselbe soll es ermöglichen, gemachte Beobachtungen rechtzeitig zur Kenntniß der betheiligten Kreise zu bringen; insbesondere sollen bedrohte Bezirke rechtzeitig vor der Gefahr gewarnt und zu entsprechenden Gegenmaßregeln veranlaßt werden.

6. gilt es, dem ausübenden Land- und Forstwirth in einzelnen Fällen intellectuelle und materielle Unterstützung zutheil werden zu lassen.

7. Endlich ist auf dem Gebiete der Gesetzgebung dahin zu wirken, daß das gemeinsame Vorgehen in Sachen der Vertilgung von Culturfeinden durch geeignete feldpolizeiliche Verordnungen erleichtert werde.

Was in den verschiedenen bezeichneten Richtungen in den verschiedenen Culturländern bereits gethan ist, soll nun kurz dargestellt werden.

1. Es wäre ungerecht, wollte man der Forschung den Vorwurf machen, daß sie unthätig auf dem Specialgebiete der Pflanzenhygiene gewesen sei. Thatsächlich besitzen wir

eine große Anzahl werthvoller Aufschlüsse über das Wesen der Pflanzenkrankheiten und Verwandtes und besitzen auch schon manche praktisch verwendbare und sichere Bekämpfungsmethode. Auch werden noch alljährlich werthvolle Resultate aus diesem Forschungsgebiete bekannt. Gleichwohl erweist ein Blick in die Literatur überall leicht ausfüllbare Lücken. An diesem Mangel trägt nun hauptsächlich der Umstand schuld, daß man im Specialgebiete des Pflanzenschutzes nur auf gelegentliche Forschung angewiesen ist. Die Forschungsresultate im Gebiete des Pflanzenschutzes werden fast ausnahmlos gelegentlich an Instituten mit allgemeinerer Bestimmung erlangt; Institute mit dem speciell bestimmten und ausschließlichen Zweck der Erforschung von Pflanzenkrankheiten und Verwandtem existiren bei uns noch nicht, die in dieser Richtung thätigen deutschen Forscher sind nicht in der Lage, ihre ganze Arbeitskraft dieser Disciplin zu widmen. Den vereinten Bemühungen des Vereins der Rübenzuckerindustrie des Deutschen Reiches, sowie der Localvereine Egeln, Halle und Anhalt ist es nunmehr allerdings gelungen, mit Unterstützung des preußischen Landwirthschaftsministeriums eine Versuchsstation ausschließlich für Nematodenvertilgung in Halle zu gründen. Obwohl im Sinne des Pflanzenschutzes thätig, trifft dieses Institut doch nicht ganz die hier in Frage kommenden Wünsche, welche sich auf das Gesammtgebiet des Pflanzenschutzes beziehen.

Von außerdeutschen Staaten besitzt, so viel mir bekannt, zunächst nur Italien seit Anfang der 70er Jahre bei der Universität in Pavia eine besondere für den Pflanzenschutz in Italien thätige Station (Laboratorio di Botanica Crittogamia di Pavia), welche gegenwärtig theis vom Staate, theils von localen Corporationen unterstützt wird. Eine ähnliche Station befindet sich in Rom und schließlich eine landwirthschaftlich entomologische Station in Florenz.

In den Vereinigten Staaten Nordamerika's gibt es 46 landwirthschaftliche Versuchsstationen, welche sämmtlich unter der Aufsicht einer besonderen Abtheilung des Landbaudepartements stehen. Bei vielen dieser Stationen werden phytopathologische Untersuchungen durch dafür besonders angestellte Beamte ausgeführt. Die Staatsmittel, welche für diese Untersuchungen ausschließlich in Anspruch genammen werden, betragen jährlich mehr als 20,000 Dollars. In Ungarn wird in diesem Jahre eine phytopathologische Versuchsstation an der landwirthschaftlichen Akademie zu Ungarisch Altenburg errichtet werden. Ebenso ist in allerjüngster Zeit auch in Holland eine solche Station ins Leben getreten. An der Universität in Amsterdam besteht eine Professur für Phytopathologie.

Da nun auf dem erwähnten Gebiete der Forschung noch ein weites Feld der Thätigkeit offen steht und bei der hohen volkswirthschaftlichen Bedeutung, welche dem Pflanzenschutz nicht abzusprechen ist, wäre es wohl an der Zeit, daß auch in Deutschland die Begründung, wenn auch zunächst nur weniger, oder selbst eines einzigen speciellen Instituts für Pflanzenschutz ins Auge gefaßt würde, um auch dem deutschen Forschergeiste Gelegenheit zu geben, seine Kräfte in dieser Richtung zu versuchen.

Thatsächlich wurde die Begründung solcher Specialinstitute auch schon oft genug aus den Kreisen der Landwirthe heraus angeregt. So wurde in der VIII. Sitzungsperiode des deutschen Landwirthschaftsraths im Januar 1880 zu Berlin die „Begründung einer wissenschaftlichen Centralstelle behufs Beobachtung und Tilgung der Feinde der Landwirthschaft aus dem Reiche der Pilze und Insecten" beim Reiche befürwortet. So wurde gelegentlich der vierten Wanderversammlung der deutschen Landwirthschaftsgesellschaft zu Magdeburg die Begründung mehrerer über das Reich vertheilter „Pflanzenschutzstationen" angeregt; so wurde namentlich gelegentlich des denkwürdigen internationalen land- und forstwirthschaftlichen Congresses zu Wien 1890 zur Resolution erhoben: „In Anbetracht ꝛc. ist es wünschenswerth, daß in den verschiedenen Culturstaaten besondere phytopathologische Versuchsstationen eingerichtet werden."

2. Die Begründung der erwähnten Specialinstitute würde weiterhin ganz von selbst zur Folge haben, daß auch der oben an zweiter Stelle aufgeführten Aufgabe des Pflanzenschutzes genügt würde. Es würde sich ganz von selbst eine Gesundheitslehre der Culturpflanzen als ein besonderer Wissenszweig ausbilden, der weiterhin zum Segen der Landbauer gepflegt werden könnte. Der Anfang ist ohnehin schon durch einige Sammelwerke über Phytopathologie und Verwandtes gemacht, und erst neuerdings gesellte sich diesen Werken auch eine phytopathologische Zeitschrift unter der Leitung des um die Sache des Pflanzenschutzes so verdienten Professors Dr. Sorauer hinzu, welche sich zur Aufgabe gemacht hat alle einschlägigen Forschungsresultate zu sammeln. Der einzige Wunsch, welcher sich hieran knüpfen ließe, wäre der, daß sich mehr Arbeitskräfte für dieses Gebiet gewinnen ließen. Die landwirthschaftliche Forschung befindet sich zur Zeit in einem Zustand, in welchem zugunsten des Ausbaues einer Pflanzenernährungslehre manche andere biologische Studien zur Seite geschoben werden. Diese chemisch-physiologische Richtung behauptet sich schon seit dem Auftreten Liebigs bis heute mit merkwürdiger Zähigkeit und hat auch zur Vernachlässigung des Pflanzenschutzes das ihre beigetragen. Das volkswirthschaftliche Interesse verlangt aber gerade jetzt das Studium der Culturhemmnisse um so mehr, als gerade durch die Fortschritte auf dem Gebiete der Ernährungslehre auch den Pflanzenfeinden von Tag zu Tag der Tisch reichlicher gedeckt wird. Suchen wir nicht mehr die landwirthschaftliche Production mit aller Macht und allen Mitteln zu heben, ohne auch dafür zu sorgen, daß die Früchte landwirthschaftlichen Fleißes auch vor den immer mehr wachsenden feindlichen Einflüssen erhalten bleiben!

3. Bezüglich des oben an dritter Stelle geforderten Aufklärungsdienstes genügen wohl die bestehenden Einrichtungen vollkommen. In erster Linie dienen diesem Zweck die Schulen. In landwirthschaftlichen Schulen selbstredend, aber auch in den Volksschulen sollten gewisse Capitel aus dem Gebiet des Pflanzenschutzes gelegentlich gelehrt werden, so namentlich jene Abschnitte, welche vom Schutz nützlicher Thiere, als der Feinde der Culturfeinde, handeln. In französischen Schulbüchern finden sich in dieser Beziehung nachahmenswerthe Sätze. „Tödte keinen Igel, tödte keinen Maulwurf, erhalte die Singvögel, der Regenwurm ist sehr nützlich" ꝛc. wird dort den Schulkindern als Leseübung vorgesetzt. Weiterhin kommen dann Wanderlehrer, die landwirthschaftlichen Vereine, Zeitungen und Zeitschriften in Betracht, oder es kann, wie es neuerdings von seiten der deutschen Landwirthschaftsgesellschaft mit Erfolg geschieht, durch Verbreitung leicht faßlicher Broschüren aufklärend in Sachen des Pflanzenschutzes gearbeitet werden. Hinsichtlich dieser letzteren Art der Aufklärung möchte ich auch auf die Nachricht verweisen, nach welcher schon im Jahre 1831 die k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Wien die Herausgabe eines umfassenden Werkes „Belehrungen über die gemeinschädlichen Insecten und über die Abhülfe der durch sie entstehenden Verheerungen" besorgt und in mehrere Sprachen übersetzt in landwirthschaftlichen Kreisen zur Vertheilung gebracht hat. Auch die Nachricht, daß seinerzeit durch den Landwirthschaftsminister in Preußen auf Wunsch des Landesökonomiecollegiums ein Preis ausgesetzt wurde für das beste Werk über die Schädiger der Pflanzencultur und ihre Vertilgung, welches Werk alsdann zur Verbreitung gelangte, dürfte hier zu erwähnen sein.

4. In Sachen des Ueberwachungsdienstes ist der Stand der Dinge bei uns der folgende: Als im Januar 1880 der deutsche Landwirthschaftsrath sich über die Begründung einer wissenschaftlichen Centralstelle für Pflanzenschutz aussprach, war der erwähnten Centralstelle auch gleichzeitig der Ueberwachungsdienst zugedacht. Die in dieser Hinsicht gefaßte Resolution lautete: „bei der Reichsregierung in Anregung zu bringen, daß durch ein Centralorgan alle Beobachtungen über Erscheinung, Verbreitung und Bekämpfung der von Thieren, Pilzen und anderen Ursachen herbeigeführten Beschädigungen unsrer landwirthschaftlichen Culturpflanzen gesammelt und eine systematische Zusammenstellung und Bearbeitung solcher Beobachtungen alljährlich der Oeffentlichkeit übergeben werde." Auf diese Anregung ist damals von seiten des Reiches nicht eingegangen worden. Bei der Dringlichkeit des Gegenstandes sah man sich deßhalb gezwungen, eine Art Selbsthülfe zu versuchen. Zunächst bildete sich auf rein privatem Wege eine internationale phytopathologische Gesellschaft, welche zunächst die Forscher auf diesem Gebiete verbinden und den Austausch der Forschungsresultate erleichtern sollte, welche andrerseits aber unablässig das eine Ziel, „die Organisation eines Ueberwachungsdienstes auf internationaler Grundlage", in den verschiedenen Culturstaaten verfolgen sollte. Was diese Gesellschaft in außerdeutschen Staaten bereits erreicht hat, davon an anderer Stelle. In Deutschland gelang es ihr zunächst, die außer der deutschen Landwirthschaftsgesellschaft größte deutsche Vereinigung von Interessenten der Pflanzencultur, den deutschen Pomologenverein, zu veranlassen, eine Section für Krankheiten, speciell der Obstbäume zu gründen, mit der Aufgabe, die auf diesem Specialgebiet bereits hervorgetretenen Erfahrungen und Beobachtungen zu sammeln und der Oeffentlichkeit zu übergeben. Bald darauf, im Juni 1890, constituirte sich auch innerhalb der deutschen Landwirthschaftsgesellschaft ein Sonderausschuß für Pflanzenschutz, der es übernahm, alljährlich in einem Bericht über Verbreitung und Intensität aufgetretener Krankheiten innerhalb des Deutschen Reiches nach bester Möglichkeit Rechenschaft zu geben. Die ersten Fäden eines über alle Culturstaaten verbreiteten Ueberwachungsnetzes sind also bereits gespannt, sie laufen zusammen in der internationalen phytopathologischen Gesellschaft, welcher Vertreter fast aller Culturstaaten angehören. Innerhalb einzelner Staaten wiederum ist dieses Netz verschiedenartig ausgebreitet, am vollkommensten wohl zur Zeit in Nordamerika. Auch innerhalb des Deutschen Reiches sind die ersten Fäden bereits gespannt. Sie gehen aus von den unten näher bezeichneten Auskunftsstellen der deutschen Landwirthschaftsgesellschaft und treffen sich im erwähnten Sonderausschuß dieser Gesellschaft. Wohl den geregeltsten Ueberwachungsdienst besitzt Nordamerika. Dortselbst ist dem U. S. Department of agriculture je ein Staatsentomolog, der sich ausschließlich mit Schadeninsecten, und ein Staatsmikroskopiker, der sich mit parasitären Pflanzenkrankheiten zu befassen hat, beigegeben. In den Händen dieser beiden Beamten laufen die Fäden eines über das ganze Land verbreiteten Beobachtungsnetzes zusammen. Alljährlich haben sie Bericht an den Präsidenten der Vereinigten Staaten abzuliefern. In analoger Weise besitzen dann auch viele Einzelstaaten (Missouri, Wisconsin, Illinois 2c.) Staatsentomologen und Mikroskopiker. Auf eine ähnliche Einrichtung in Rußland werden wir gleich zu sprechen kommen.

5. Bezüglich des Nachrichtendienstes im Sinne obiger Forderung besitzen wir in Deutschland noch keinerlei Organisation, man müßte denn den amtlichen Verkehr zwischen den verschiedenen Forstbehörden als einen solchen ansehen. In landwirthschaftlicher Beziehung bleibt es gänzlich dem Zufall überlassen, ob und wie gemachte Erfahrungen über die Ausbreitung und Vertheilung aufgetretener Krankheiten zur Kenntniß der betheiligten Kreise gelangen. Was den Nachrichtendienst in außerdeutschen Ländern anbelangt, so wäre auf eine dahin gehörige Einrichtung in Rußland hinzuweisen, welches bisher nächst Amerika wohl die weitest gehenden Anordnungen zur Erforschung und Bekämpfung der Culturschädlinge getroffen hat. Nach amerikanischem Muster sind in Rußland bei dem Landbaudepartement zwei Entomologen als Beamte angestellt, welche die Aufgabe haben, die von nahezu 4000 über das ganze Land vertheilten Correspondenten eingesandten Schadeninsecten zu bestimmen und Notizen über den Umfang der Verheerungen zu sammeln. Andrerseits geht aber von seiten dieser Staatsentomologen auch wieder die Anregung zur Bekämpfung der Schädiger durch die mit ihnen in ständigem Verkehr befindlichen Correspondenten hinaus in die große Praxis. In ähnlicher Weise wäre wohl auch bei uns die Organisation des Nachrichtendienstes anzustreben, wobei die mehrfach erwähnte Centralstelle der Pflanzenschutzstation als Ausgangspunkt, landwirthschaftliche Vereine, einzelne Land- und Forstwirthe als Correspondenten fungiren könnten.

6. Bezüglich der Unterstützung, welche dem ausübenden Land- und Forstwirth in einzelnen Fällen sowohl in intellectueller wie materieller Hinsicht gewährt werden möchte, sehen wir die Behörden stets mit großer Bereitwilligkeit eintreten. Das meiste, was zur Förderung des Pflanzenschutzes überhaupt geschehen ist, lag in dieser Richtung. Gelangten die Nachrichten von wesentlichen und ausgebreiteten Erkrankungen zur Kenntniß der Behörden, so wurden meist sofort Specialisten an die Krankheitsherde abgeschickt. So hat die französische Regierung bereits mehreremal erprobte Männer mit der Erforschung einzelner Fälle beauftragt, 1864, als die südfranzösische Seidenraupenzucht durch eine Epidemie und eine Krankheit an den Maulbeerbäumen aufs schwerste geschädigt wurde, dann, als Phylloxera devastatrix den Weinbau in jenen Gegenden bedrohte. In Dänemark hat seit dem Jahre 1887 der berühmte Pilzkenner Rostrup fast jährlich im Auftrage des Finanzministeriums Reisen durchs Land unternommen; in Schweden hat man seit 15 Jahren einen Staatsentomologen, welcher in den Sommermonaten nach den verschiedenen Landestheilen Reisen unternimmt, um Rathschläge in Sachen des Pflanzenschutzes zu ertheilen.

In Rußland sind zur Bekämpfung der Reblaus zwei ständige entomologische Commissionen in Odessa und Tiflis und eine Subcommission in Jalta (Krim) thätig. So hat auch England zur Bekämpfung der Kartoffelkrankheit Sachverständige hinausgeschickt, und so werden auch bei uns, wo es nöthig erscheint, Männer mit der Erforschung einzelner Fälle betraut. Auch sind für einzelne besonders bedrohte Bezirke bei uns Sachverständige aufgestellt, welche dem ausübenden Landwirth mit Rath und That zur Seite stehen sollen. So hat Bayern in Lindau, in der Pfalz und in Unterfranken Sachverständige zum Schutz des Wein- und Obstbaues. Auch die deutsche Landwirthschaftsgesellschaft hat den Landwirthen Auskunftsstellen in Sachen des Pflanzenschutzes erwirkt und namhaft gemacht, von denen drei auf Bayern fallen.

Ferner werden selbst Mittel flüssig gemacht, um den Landwirthen im Kampf gegen das Ungeziefer beizustehen. So hat am 7. März 1888 die Deputirtenkammer zu Paris nicht weniger als 1,700,000 Frcs. zur Vertilgung der Reblaus bewilligt. Wieviel auch bei uns zur Vertilgung dieses Schädlings bereits gethan, wurde oben schon erwähnt. In Schweden wurden 1890 auf Ansuchen der Landbauakademie 10,000 Kronen zur Erforschung der Rostkrankheit gewährt. Genug, an Unterstützung in speciellen Fällen fehlt es ebenso wenig, als wohl auch am Willen,

Digitized by Google

zu helfen; es fragt sich nur, ob all diese Unterstützungen nicht wirksamer sein könnten, wenn eine Centralstelle bestünde, von welcher aus ein geregelter Ueberwachungs- und Nachrichtendienst ausginge, der sich auf das Gesammtgebiet des Pflanzenschutzes erstreckt.

7. Ebenso ist auch bezüglich der Gesetzgebung schon manches im Interesse des Pflanzenschutzes geschehen, kann aber wohl auch noch manches gethan werden. In Frankreich erschien beispielsweise am 28. Dec. 1888 ein Gesetz (Loi concernant la destruction des insectes, cryptogames et autres végéteaux nuisibles à l'agriculture); ich erinnere ferner an die Verordnungen, betreffend den Verkauf der Weinreben ohne Wurzelballen, betreffend die Vertilgung der Maikäfer (Oesterreich-Ungarn), betreffend den Verkauf seidehaltiger Kleesaat (Oesterreich, Schweiz), betreffend das Ausmerzen des Berberitzenstrauches, der Raupennester 2c.

Es erübrigt nunmehr nur noch, mitzutheilen, wie man sich die Organisation des Pflanzenschutzes für das Deutsche Reich im besonderen denkt.

Mit dem Zusammentritt der internationalen phylopathologischen Gesellschaft, zu welcher fast alle Culturstaaten ihre Vertreter geliefert haben, wäre derjenige Knoten geschlagen, an welchen alle weiter einzuleitenden Maßregeln angeknüpft werden können. Die genannte Gesellschaft gab denn auch die Anregung dazu, daß auf dem bekannten Wiener land- und forstwirthschaftlichen Congreß des Jahres 1890 eine internationale Commission gewählt wurde, mit dem Auftrage, in den verschiedenen europäischen Staaten diejenigen Schritte anzubahnen, welche für eine staatliche Regelung des Pflanzenschutzes erforderlich sind. Was diese Commission in außerdeutschen Staaten erreicht hat und mit welchen Plänen sie sich dort wohl trägt, kann uns somit hier nicht weiter interessiren, ist auch zum Theil schon gelegentlich erwähnt worden. Es genügt wohl, den Plan aufzurollen, nach welchem man die Regelung des Pflanzenschutzes innerhalb der Grenzen des eigenen Vaterlandes sich denkt und wünscht. Zunächst würde es sich darum handeln, eine Centralstelle für Pflanzenschutz zu schaffen, eine Centralwarte für das Deutsche Reich, von welcher aus das Auftreten und die Verbreitung von Pflanzenkrankheiten und Culturschädlingen überseben und überwacht werden könnte und die mit ähnlichen Centralstellen des Auslandes einen ständigen Connex zu unterhalten hat. Nur so können noch krankheitsfreie Staaten rechtzeitig benachrichtigt werden, damit sie umfassende Vorbeugungsmaßregeln treffen können. Dieser Centralstelle ist eine ähnliche Thätigkeit zugedacht wie etwa den meteorologischen Centralstationen hinsichtlich der Ueberwachung meteorologischer Vorgänge. Der an der deutschen Landwirthschaftsgesellschaft bestehende Sonderausschuß für Pflanzenschutz, der nur als eine Art Nothbehelf ins Leben getreten ist, bietet für uns den geeigneten Anknüpfungspunkt.

Da aber die gedachte Centralstelle unmöglich für sich allein imstande wäre, sich den gewünschten Ueberblick über alle einschlagenden Verhältnisse zu verschaffen, so wäre in zweiter Linie an die Aufstellung besonderer „Correspondenzstellen" zu denken. Als solche können sowohl einzelne für die Sache des Pflanzenschutzes besonders interessirte Personen, als auch landwirthschaftliche Vereine, landwirthschaftliche Schulen oder andere bereits bestehende Institutionen gedacht werden. Besonders käme aber in Betracht, die bestehenden landwirthschaftlichen Versuchsstationen oder zunächst auch nur einzelne derselben durch eine besondere phytopathologische Abtheilung zu erweitern, in besonders bedrohten Bezirken wohl auch selbständige Stationen, theilweise sogar mit speciellen Aufträgen, wie zur Vertilgung der Reblaus, der Nematoden, der Phytophthora, des Rostes 2c., zu errichten und alle diese Stationen in von vornherein geordneten Verkehr mit der Centralstelle zu bringen.

Sofern nun durch eine zu große Anzahl solcher Correspondenzstellen, wie sie für das ganze Gebiet des Deutschen Reiches wohl nothwendig wären, um den Ueberblick genügend zu sichern, der Verkehr für die gedachte Centralstelle zu umständlich und weitläufig würde, dürfte es sich weiterhin empfehlen, für die einzelnen Bundesstaaten je nach ihrer Größe ein oder mehrere, für Bayern etwa eine links- und zwei rechtsrheinische, besondere Pflanzenschutzstationen für begrenzte geographische Bezirke zu errichten, die gewissermaßen als Filialen der Centralstelle wie als Centralen für die in ihrem Bezirke gelegenen Correspondenzstellen fungirten. So wäre in auf- und absteigender Richtung einerseits zur Beobachtung und Ueberwachung, andrerseits zur Aufklärung und Benachrichtigung eine Verbindung hergestellt, welche die Interessenten der Pflanzencultur aus aller Herren Ländern einander zur Lösung einer großen volkswirthschaftlichen Aufgabe näherte.

In gleicher Weise wie mit der großen Praxis müßte die Centralstelle aber auch mit der Staatsverwaltung in ständiger Fühlung stehen. Gemeinsames Vorgehen ist nirgends so für den Erfolg entscheidend, als gerade in Sachen des Pflanzenschutzes. Mit gebundenen Händen steht der Einzelne machtlos der Ausbreitung einer Krankheit seiner Culturen gegenüber. Was ermuthigt ihn dazu, Gegenmaßregeln zu treffen, wenn er keine Gewähr dafür hat, daß der Nachbar das gleiche thut? Eine geringfügige feldpolizeiliche Verordnung kann hier oft Wunder wirken. Die Aufgabe der Centralstelle wäre es, hier der Staatsregierung mit sachkundigen Vorschlägen an die Hand zu gehen.

Die Aufgabe der Forschung auf dem Gebiete der Pflanzenhygiene fiele dann in erster Linie den Pflanzenschutzstationen zu, da der Centralstelle mehr die Thätigkeit einer Aufsichts- und Verwaltungsbehörde zugedacht ist, den Correspondenzstellen aber in den meisten Fällen die entsprechenden Einrichtungen fehlen dürften. Die Pflanzenschutzstationen wären dem entsprechend zweckmäßig an den Sitz von Universitäten und Hochschulen zu verlegen und mit dem nöthigen Personal (Mykolog — Entomolog) und den nöthigen Einrichtungen (Laboratorium und Versuchsgarten) zu versehen. Von hier aus würde dann nach einheitlichem Plane, wofür die Oberaufsicht von seiten der Centralstelle eine gewisse Gewähr gibt, und durch gemeinsames Vorgehen, worauf die Correspondenzstellen hinzuwirken hätten, zur Bekämpfung der Culturschädlinge geschritten. Alle hiezu erforderlichen Vorbereitungen, die Einsendung erkrankten Materials, die Untersuchung desselben 2c. müßte dem Einsender kostenlos vorgenommen werden und ebenso müßten demselben kostenlos die erforderlichen Rathschläge zur Bekämpfung ertheilt werden.

Ueber die Rentabilität der hiefür und für die Organisation des Pflanzenschutzes überhaupt erforderlichen Aufwendungen von seiten des Staates, die überdies bei Benutzung bestehender Institutionen nicht allzu hoch sein könnten, kann nach allem Gesagten kein Zweifel bestehen. Selbst bei bescheidensten Hoffnungen darf man durch die Organisation, wenn auch keine Beseitigung, so doch eine Beschränkung der alljährlichen Ernteverluste erwarten; und schon eine geringe Beschränkung beläuft sich sofort auf Millionen, wenn man sie auf die Gesammternte des Landes bezieht.

Zum Schlusse sei noch eines Vergleichs gedacht zwischen den volkswirthschaftlichen Verlusten, welche zufolge der Pflanzenkrankheiten, und denen, die zufolge der Krankheiten unsrer Hausthiere entstehen. Sofern wir diesem Vergleiche nachgehen, werden wir zu der Erkenntniß geführt, daß zur Erforschung und Bekämpfung der Krankheiten unsrer Hausthiere doch unendlich viel mehr geschieht, als zur Erforschung und Bekämpfung der Krankheiten unsrer Culturgewächse, während beiden doch in volkswirthschaftlicher

Digitized by Google

Hinsicht zum mindesten die gleiche Bedeutung zuerkannt werden muß. Während eine große Anzahl von Thierärzten den Landwirthen helfend zur Seite steht, während zahlreiche Veterinärschulen und Hochschulen mit der Erforschung der Veterinärhygiene und Veterinärmedicin und mit der Verbreitung dieser Lehren betraut sind, besitzen wir hinsichtlich der Krankheiten unsrer Culturgewächse noch nicht die leisesten Ansänge ähnlicher Einrichtungen. Selbst in unsern täglichen Anschauungen sind wir auf diesem Gebiete noch entschieden zurück. Manchem mag schon der Gedanke an eine Pflanzenhygiene als speeielle Wissenschaft, an eine pflanzenärztliche Schule ꝛc. etwas abenteuerliches haben. Im Grunde ist aber durchaus nicht einzusehen, weßhalb man dieselbe Sorgfalt, welche man den Erkrankungen unsrer Nutzthiere zu widmen gewöhnt ist, nicht auch den Erkrankungen unsrer Nutzgewächse zutheil werden lassen sollte, da die aufgewandte Sorgfalt in beiden Fällen doch nur den Zweck hat, wirthschaftlichen Verlusten vorzubeugen. Aber auch das zaghafteste Gemüth wird zugestehen müssen, daß die durch Pflanzenkrankheiten verursachten Verluste den durch Erkrankung der Hausthiere hervorgerufenen in ihrer Höhe nicht nachstehen, dieselben voraussichtlich sogar um ein vielfaches übersteigen.

Unsre Umgangsprache.[1])

Die deutsche Umgangsprache ist zusammenhängend noch nie untersucht worden — und es leuchtet ein, wie fruchtbringend eine solche Untersuchung sein kann. Als ihre erste Aufgabe wird sie es betrachten, die Unterschiede zwischen Schriftsprache und Umgangsprache darzustellen, die eigentlich alle sich aus der Verschiedenheit des Zweckes ergeben, dem beide „Sprachen" gelten: die Umgangsprache richtet sich an das Ohr der Zuhörer, die Schriftsprache an das Auge der Leser. Darum ist die lebendige Rede nicht a priori die „Norm", an der man die Schriftsprache, oder wie man jetzt häufig sagt „den papiernen Stil" messen muß. — Allerdings strebt die Schrift die natürliche Ungezwungenheit der Rede gerade in unsern Tagen lebhaft an — und es ist von Interesse zu beobachten, auf welchen Wegen sie sich ihrem Ziele nähert.

Hermann Wunderlich, der Verfasser des Buches über den „deutschen Satzbau", gerieth auf den glücklichen Gedanken, Art und Eigenart der Umgangsprache zu schildern — seine Schrift will nur ein erster Versuch sein und entsprechend beurtheilt werden. Aber auch für einen ersten Versuch scheint mir das Ganze etwas zu rasch zusammen geschrieben, der Stil ist mitunter unklar, mitunter wenig erbaulich — der Verfasser hätte auch ohne viel Mühe sein Material wesentlich bereichern und so seine Beweisführungen überzeugender gestalten können. Ferner schadet dem Verständniß der für mein Gefühl zu umfangreiche wissenschaftliche Apparat — der hat sich, so weit es eben geht, bescheiden in die Anmerkungen zu verkriechen, wo er keinen stört.

Wäre das Buch, wie es eigentlich sein müßte, so sollte es jeder lesen, der Verlangen spürt, über seine Sprache nachzudenken — so wie das Buch ist, stellt es viele Probleme, löst wenige und erfreut durch eine große Anzahl hübscher und amüsanter Beobachtungen. Allerdings gehören nicht alle gerade in diese Untersuchung, z. B. nicht die über die thörichten Warnungstafeln in öffentlichen Gärten. Alles in allem ist die Schrift für den Fachmann anregend, für den Laien gefährlich. Der Wissenschaft erwächst aus ihr vornehmlich eine Aufgabe: eine historische Darstellung des Einflusses, den Schrift- und Umgangsprache im Laufe der Jahrhunderte auf einander ausübten. Auch der Dialektforschung wird Wunderlichs Buch manchen Gewinn bringen. Denn es zeigt oft, wie die Mundarten in ihrer Satzbildung sich unterscheiden und gleichen — es führt auf diesem Wege in die Erkenntniß ihres Wesens gewiß tiefer hinein als die bisherigen Untersuchungen, die beim Wortschatz oder beim Lautstand stehen und stecken blieben.

Nun ein kurzer Ueberblick über das, was Wunderlich eigentlich bietet!

Die Umgangsprache richtet sich, wie wir sahen, an Zuhörer und hat diese Zuhörer vor sich — sie hilft den Worten durch Geberden und Gesten nach — darum braucht sie vieles nicht auszudrücken, was die Schriftsprache umständlich auseinandersetzen muß. Beim Reden geschieht es ferner oft, daß die Sprechenden einander nicht zu Worte kommen lassen — durch Schweigen oder räthselhafte Andeutungen werden ebenfalls große Wirkungen erzielt — daher die Kürze, die Sparsamkeit, die vielen Verstümmelungen in der Umgangsprache, daher vor allem die vielen, so ungemein ausdrucksreichen Interjectionen.

Andrerseits ist die Rede ausführlicher und verschwenderischer als die Schrift. Unterschiede in Sprache, Stand, Sitte u. s. w. erschweren oft das Verständniß und können erst durch ein großes Aufgebot von Worten beseitigt werden — man muß ferner im Gespräch oft schnelle Auskunft über Dinge geben, die eigentlich ein längeres Nachdenken erfordern, und da sagt man denn dasselbe mehr als einmal, nur in verschiedener Form. Außerdem ist die Rede für den Augenblick bestimmt, darum wägt man ihre Worte nicht so ängstlich, scheut ebensowenig vor Widerrufen, Nachträgen, Einschränkungen zurück. Wie eindringlich wirken doch auch die Wiederholungen, Steigerungen und ähnliches!

Die Umgangsprache nivellirt vielfach und schleift ab — so verblassen die Bedeutungen — und nun beginnen allerorten Verwechslungen, Vertauschungen, neue Gebrauchsanwendungen — man denke nur daran, welche Schicksale Tempora und Modi der Verben erlebten! Die Beobachtungen Wunderlichs in dieser Richtung halte ich für besonders glücklich.

Aber die Umgangsprache war auch von jeher die dem Menschen natürliche — vor Jahrtausenden wie heute — und darum bewahrt sie noch manches Alterthümliche, was die Schriftsprache verdarb — namentlich eignet ihr noch immer eine Abneigung gegen Nebensätze (gegen die sogenannte Hypotaxe). Sehr vieles, was heute Grammatiker und Lehrer in der Schule als Mißbrauch bekämpfen, erscheint uns nun, hier wie sonst, als das eigentlich Richtige und Naturgemäße — wie lange wird es wohl dauern, bis sich der Unterricht dieser Erkenntniß adequemt?

Mich interessirten in Wunderlichs Buche vornehmlich die Theile, die erörtern, wie die Umgangsprache ihre Eigenheiten über die verschiedenen Wortclassen vertheilt. Im Eingang der Untersuchung lohnt sich namentlich die Lectüre der Stellen, welche die Mittel — den ganzen Apparat von Ausrufungszeichen, Gedankenstrichen u. s. w., die raffinirte Interpunction ꝛc. — besprechen, welche die Schrift versammeln muß, wenn sie genau wie natürliche Rede wirken will. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß mit solchen Mitteln große Stilisten auch noch andere Zwecke verfolgen — sie zeigen mit deren Hülfe, wie ihre Prosa vorgetragen sein will. Und wer solche Prosa in dieser Art vorträgt, der empfindet alsbald, welch ein großes Kunstwerk schöne Prosa ist — nach Nietzsche's Ansicht ein größeres als schöne Poesie.

Das Material Wunderlichs, der nicht will, daß man seinen Beobachtungen Subjectivität vorwerfe, ist nicht die Conversationssprache selbst, sondern die Werke, in denen gesprochen wird wie im Leben — also Erzählungen im Dialekt, die Dramen der Sturm- und Drangzeit und vor

---

1) Unsre Umgangsprache in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt von Hermann Wunderlich. Weimar und Berlin, Emil Felber 1894.

allem die der „Modernen“. Es fällt auf, wie schnell die Modernen in die Wissenschaft Eingang finden — in die Literaturgeschichte, in die Philosophie, die Psychologie und nun auch in die Grammatik! Man könnte manches folgern aus dieser Thatsache — aber dazu scheint mir hier nicht der Ort. F. v. d. L.

Mittheilungen und Nachrichten.

Adolf Hauffen: Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. I. Bd. 1. Heft.) 1896. — Der systematische Betrieb der Volkskunde hat in Deutschland, nach dem Vorgange der Engländer, Franzosen, Skandinavier und Tschechen, erst seit den letzten Jahren sich eingebürgert; ihre theoretische Ausscheidung aus den Wissenschaften der Ethnographie und Anthropologie, der Sprach- und Culturgeschichte ist besonders gefördert worden durch die Umwandlung der von Lazarus und Steinthal begründeten Zeitschrift für Völkerpsychologie in die „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“ unter der Leitung Karl Weinhalds. Umfassende Veranstaltungen zur Sammlung und Registrirung des gesammten volksthümlichen Besitzes sind in Baden, Sachsen, Bayern u. s. w. in Angriff genommen, unter dem Eindruck, daß es gegenüber der immer stärker wirkenden Nivellirung der landschaftlichen Eigenthümlichkeiten hohe Zeit geworden ist, die noch vorhandenen Reste wenigstens für die wissenschaftliche Kenntniß zu bergen. Für Deutsch-Böhmen hat im Auftrag der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen Prof. Dr. Hauffen an der deutschen Universität in Prag sich der Aufgabe unterzogen, uns nun in Theilen des Landes Mitarbeiter zur Beschaffung des Materials für eine spätere deutsch-böhmische Volkskunde zu gewinnen. Zu diesem Zweck wurden über 2000 Fragebogen ausgesandt; das vorliegende Heft entstand in Folge mehrfacher Aufforderungen, deren knapp gehaltene Gesichtspunkte zu erläutern, und es ist so zu einer Einführung in die deutsche Volkskunde überhaupt geworden, die auch außerhalb Böhmens das Interesse für die junge Wissenschaft zu erwecken geeignet erscheint. Als deren Aufgabe ist es von Hauffen bezeichnet, die physische Erscheinung, die Lebensweise, Sitte und Recht, Sprache, Poesie und Glauben eines Volkes zu erforschen und zu schildern und alle diese Erscheinungen in ihrer geschichtlichen Entwicklung, sowie in ihren Beziehungen zu verwandten und fremden Völkern zu verfolgen — jedoch unter Beschränkung auf die unteren und vorzugsweise die ländlichen Schichten. Diese Beschränkung ist nun freilich fast der einzige Unterschied von Wilhelm v. Humboldts Definition der Philologie. So erklärt sich auch die hohe Zahl der bisherigen Arbeiten und Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, die die Bibliographie verzeichnet — 1184 —, es handelt sich eben mehr um die Zusammenfassung unter einen Gesichtspunkt, als um neue Wissensgebiete. Das zeigt auch die Aufzählung der Aufgaben der deutschen Volkskunde: Mundarten und Wortschatz, Namen, Ortsanlagen, Hausbau, Dorfkirchen, Volkstracht, Volkskunst und Industrie, Sitten und Bräuche, Volksschauspiele, Volksrecht, Sagen und Märchen, Volkslieder, Volksmusik, Volksbücher, körperliche und psychische Eigenart. Wie haben eben nicht mehr „Falkloce“, die Beschäftigung mit den volksthümlichen Ueberlieferungen, vor uns, sondern eine umfassende Wissenschaft des deutschen Volksthums auf der Grundlage der Beobachtung und exacten Scheidung des Typischen und des Zufälligen oder Individuellen. Es wird noch ein weites Weg sein, bis dieses Ziel auch nur annähernd erreicht ist, und der Einzelne wird sich vorläufig mit dem Bibelspruch trösten müssen: „Unser Wissen ist Stückwerk“. Aber mit Recht hofft der Verfasser von der Betheiligung weiterer Kreise an der Sammelthätigkeit eine segensvolle Wirkung; vielleicht, meint er, werde die Beschäftigung mit der Volkskunde auch unsre gebildeten und gelehrten Kreise dem Volke wieder näher führen, von dem sie sich seit dem 16. Jahrhundert in Geschmack, Verständniß und Lebensauffassung immer weiter entfernt haben; vielleicht wird die unerschöpfliche Jugendkraft des Volksthums unsre gesammte Kunstübung und Cultur von neuem beleben und befruchten. Dr. F. O. Schultheiß.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Sitzungen vom 18. Februar. Physikalisch-mathematische Classe. Vorsitzender Secretar: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Warburg las: „Ueber die Verzögerung bei der Funkenentladung.“ Es wird der Einfluß der Feuchtigkeit und die Wirkung des Magnetfeldes auf die Verzögerung besprochen und aus der letztgenannten Wirkung abgeleitet, daß in der Verzögerungsperiode ein schwacher, lichtloser elektrischer Strom die Funkenentladung einleitet. 2. Hr. van't Hoff las eine zweite Mittheilung über die von ihm und Hrn. Dr. Meyerhoffer gemachten „Untersuchungen über die Bildungsverhältnisse der oceanischen Salzablagerungen, insbesondere des Staßfurter Salzlagers.“ Mittheilungen über die Hydratbildung und Löslichkeitsverhältnisse bei Chlormagnesium; es handelt sich dabei speciell um die Beobachtungen unterhalb 0°, das Auftreten der Verbindungen $MgCl_2 . 8H_2O$ und $MgCl_2 . 12H_2O$, sowie um die kryohydratischen Erscheinungen. 3. Hr. Vogel legte eine Mittheilung des Hrn. Dr. O. Lohse in Potsdam vor: „Untersuchung des violetten Theils einiger linienreicher Metallspectra.“ Spectren der Metalle Cerium, Lanthan, Didym, Thorium, Yttrium, Zirkon, Vanadium und Uran. Die Untersuchungen erstrecken sich auf den violetten Theil des Spectrums zwischen den Wellenlängen 400 und 460 Millionteil Millimeter. — Philosophisch-historische Classe. Vorsitzender Secretar: Hr. Kahlen. 1. Hr. Dümmler las „Über den furor Teutonicus“. Ursprung, Bedeutung und Verbreitung dieses antik-mittelalterlichen, sprichwörtlich gewordenen Ausdrucks wird nach den Quellen dargelegt. 2. Hr. Kosee legte den 23. Band der politischen Correspondenz Friedrichs des Großen vor.

* Wie die „Nordd. Allg. Ztg.“ bemerkt, ist der wissenschaftliche Bericht über den Taifun, in dem der „Ilis“ zugrunde ging, jetzt von dem Observatorium Zi-ka-wei bei Shanghai veröffentlicht worden. Der Wirbelsturm ging zunächst in unmittelbarer Nähe an Shanghai vorüber, so daß eine große Zahl meteorologischer Beobachtungen sowohl von Schiffen, die aus Landstationen nach dem Observatorium gelangten, durch welche die Ausdehnungen und der Verlauf der großen atmosphärischen Störungen vollkommen festgestellt werden konnten. Der Veröffentlichung dieser Beobachtungen werden einige Bemerkungen hinzugefügt, welche für Schiffsführer in Fällen solcher Gefahr von praktischem Nutzen sein werden. Der Wiederwind, dessen Lauf bekanntlich vom 22. bis 25. Juli 1896 verfolgt wurde, schlug eine ungewöhnliche Bahn ein, zeigte aber sonst an dieser Küste häufige Verhältnisse; er wuchs bis zur Kraft eines Orkans an und bedeckt sie an einigen Orten über 12 Stunden lang bei. Mit Genugthuung wird darauf hingewiesen, daß die Annäherung des Sturms durch die Observatorien in Manila und Hongkong nach Shanghai gemeldet wurde — für die beklagenswerthe Besatzung des deutschen Kanonenboots leider nicht früh genug. Dagegen wurden zwei andere Schiffe, „Pelin“ und „Yarra“, welche den Hafen von Shanghai eben verlassen wollten, durch die eingetroffene Warnung dazu bestimmt, daselbst zu bleiben; ohne diese hätten sie wahrscheinlich das Schicksal des „Ilis“ getheilt.

* In Beil. Nr. 288 vom 12. December 1896 hatten wir die von anderen Blättern gebrachte Nachricht wiederholt, daß in diesem Jahr unter der Leitung des Physikers Meyer auf Victorialand eine deutsche antarktische Station errichtet werden solle, die zum Nutzen der für 1899 geplanten deutschen Südpolarexpedition die klimatischen Verhältnisse festzustellen habe. Als Theilnehmer an der auf zwei Jahre berechneten Unternehmung wurden damals genannt: Privi. Schöner in Würzburg als Geograph, Dr. Richard Buck als Arzt und zwei Assistenten. Im 2. Heft des 43. Bandes von „Petermanns Mittheilungen“ constatirt jetzt H. Wichmann, „daß kein Würzburger Professor, sondern ein Elementarlehrer Schöner aus Schweinfurt die Reclame für das ganz unreife Project besorgt, welches mit dem von der Deutschen Commission für die Südpolarforschung geplanten Unternehmen in keinem Zusammenhang steht. Nach der Wiener Geographischen Rundschau (XIX, Nr. 4, S. 190) soll für die Gründung der meteorologischen Station auf Victorialand eine Commission zusammengetreten sein unter Vorsitz des Hrn. L. Schöner (Schweinfurt), während zum zweiten Vorsitzenden der bekannte Kartograph B. Haardt v. Hartenthurm in Wien „in Anerkennung seiner durch die Ausarbeitung einer Karte des Südpolargebiets erworbenen Verdienste“ ernannt worden ist; die meteorologische Abtheilung soll dem Vorsteher der Meteorologischen Station in Aachen, Hrn. Polis, die technische Abtheilung dem Oberingenieur Hrn. Schauer anvertraut worden sein. Diese Nachrichten scheinen den Beweis zu liefern, daß das Interesse für die deutsche Südpolarforschung allmählich in weitere Kreise dringt; dagegen ist es zu beklagen, daß der Dilettantismus sich der Propaganda bemächtigt, weil dilettantischer Uebereifer geeignet ist, die Anhänger und Vertheidiger einer guten Sache in Gegner derselben zu verwandeln, wenn die voreilig geweckten Hoffnungen

und Erwartungen nicht in Erfüllung gehen. Die Verwirklichung der von der Südpolarcommission geplanten Expedition liegt noch in sehr weiter Ferne; sie ist aus dem Stadium der Promemorias und Vorträge noch nicht herausgekommen und kann es daher nicht vertragen, daß das Interesse für sie durch Geldsammlungen für ein concurrirendes Unternehmen abgeschwächt wird."

* **Freiburg.** Professor Dr. C. J. Fuchs in Greifswald, der von der Facultät an zweiter Stelle als Nachfolger des Nationalökonomen Max Weber vorgeschlagen war, hat nunmehr von der Regierung einen Ruf erhalten, den er wahrscheinlich annehmen wird.

* **Worms.** Ein römisches Kindergrab aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. wurde am „Bollwerk" geöffnet. Man fand bei der kleinen Leiche, wie die „Worms. Ztg." mittheilt, außer verschiedenen schönen Gläsern, welche die vornehme Herkunft vermuthen lassen, einen ganzen Satz kleiner, unsern Brummkreiseln ähnlicher Sachen, dabei noch aus blauem und grünem Glase gefertigte Spielmarken, ferner einen kleinen, eine Ente vorstellenden Vogel aus Thon und zwei niedliche Schälchen aus Glas in der Größe unsrer Uhrgläser.

* **Aachen.** Auf den Lehrstuhl für darstellende Geometrie und graphische Statik an der hiesigen Technischen Hochschule, der durch die Berufung des Prof. Dr. Schur nach Karlsruhe am 1. April frei wird, ist der bisherige Privatdocent an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, Prof. Dr. Ernst Kötter, unter Ernennung zum etatsmäßigen Professor berufen worden. Vom gleichen Zeitpunkt ab ist dem bisherigen ständigen Assistenten an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, Ingenieur Richard Vatee, die seit dem Weggange des Regierungsbaumeisters v. Iberieg erledigte Docentur für Maschinenlehre und Baumaschinen übertragen worden.

* **Berlin.** Bei der juristischen Facultät ist Dr. jur. Anschütz als Privatdocent eingetreten. Er liest über preußische Verfassung, über preußisches und deutsches Verwaltungsrecht.

* **Potsdam.** Der ständige Mitarbeiter am hiesigen Geodätischen Institut Dr. L. Krüger ist zum Professor ernannt worden.

* **Breslau.** Nach langjährigem Leiden ist dieser Tage der fürstlich Pleß'sche Oberförster Adolf Sträßler gestorben, der beste Kenner der Rosen, Distrie und Weiden Schlesiens. Besonders wurde sein Name in wissenschaftlichen Fachkreisen dadurch bekannt, daß es ihm Anfang der achtziger Jahre gelang, auf den großen Mooren Oberschlesiens eine bis dahin nur in Nordamerika und Japan bekannte Hartheuart (Hypericum) zu finden. Die Hartheue sind eine aus ungefähr 150 Arten bestehende Pflanzengattung, zu der auch das Johanniskraut, auch gemeines Hartheu genannt, gehört. Das überaus werthvolle Herbarium Sträßlers wird hoffentlich in den Besitz der hiesigen Universität übergehen.

* **Wien.** In der letzten Versammlung der Gesellschaft der Aerzte demonstrirte Docent Dr. Monnaberg, wie die „Wiener klinische Wochenschrift" mittheilt, die Herstellung von Röntgenstrahlen ohne Röntgen-Apparat, vielmehr einfach durch eine Influenzmaschine. Der Apparat besteht aus einer Windhurst'schen Influenzmaschine. Mittelst Kabel sind die Elektroden dieser Maschine mit der Crookes'schen Röhre verbunden. Das Verfahren eignet sich wegen seiner Einfachheit auch für den praktischen Arzt. Die Durchleuchtungsbilder zeigen an Deutlichkeit keinen wesentlichen Unterschied gegenüber den mit großen Ruhmkorff'schen Apparaten gewonnenen Bildern. — An Blutvergiftung starb der Professor des Neugriechischen an der Orientalischen Akademie Dr. Konstantin C. Dawianos.

* **Brünn.** Dem Director des Gewerbemuseums, Julius Leisching, gelang es, auf Grund eines von ihm im Stadtarchive gemachten Fundes den großen Feisenbrunnen auf dem hiesigen Krautmarkt als Werk des älteren Fischer v. Erlach festzustellen. Director Leisching fand die ganze Correspondenz darüber aus den Jahren 1690—1696, darunter drei interessante Briefe von Fischers Hand, die um so wichtiger sind, als man bisher von ihm nur zwei, noch dazu ziemlich inhaltlose Schreiben kannte.

* **Paris,** 25. Febr. Heute wird einer der jüngst ernannten Unsterblichen, der Marquis Costa de Beauregard, feierlich in die französische Akademie aufgenommen. Er war der Candidat der Partei der „Herzoge" und als solcher, wie die meisten Bevorzugten dieser aristokratischen Gruppe, den gewöhnlichen Sterblichen nur wenig oder gar nicht bekannt. Der Geschichtschreiber aus Savoyen, Verfasser des Werks „Un homme d'autrefois", wird daher dem Publicum von den Morgenblättern vorgeführt mit der lockenden Versicherung, so viele vornehme Gäste werde man seiten unter der Kuppel des Palais Mazarin versammelt gesehen haben, wie in der heutigen Sitzung. Die meisten erzählen, da von dem Schriftstellee nicht viel zu sagen ist, folgenden Zug aus dem deutsch-französischen Krieg: Marquis Costa de Beauregard war damals Major bei der Mobilgarde aus Savoyen und wurde in einem Gefecht an der Loire verwundet. Als er auf einer Tragbahre im Hof einer Meierei ausgestreckt lag, trat ein preußischer General an ihn heran, salutirte und sagte: „Herr Major, lassen Sie mich Ihnen die Hand drücken! Sie und Ihre Soldaten sind wahre Helden."

* **Petersburg.** Professor Alexander Fischer v. Waldheim in Warschau ist zum Director des hiesigen Botanischen Gartens ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Das Museum; Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. II. Jahrg. Lfg. 3. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. — K. Baedeker: Spanien und Portugal; Handbuch für Reisende. Leipzig, Karl Baedeker 1897. — Neue Handkarte vom Aegäischen Meer mit Kreta. Maßstab 1:1,750,000. Glogau, Carl Flemming. — A. Seidel: Neugriechische Chrestomathie. Mit Wörterbuch ꝛc. Wien ꝛc., A. Hartleben. — Briefwechsel des Ministers Theodor v. Schön mit G. H. Pertz u. J. G. Droysen; hggb. von Franz Rühl (Publ. des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen). Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — Die Flurbereinigung in Bayern. Geschäftsbericht der Commission im k. b. Staatsministerium des Innern f. d. Jahre 1887—1897. München, Ernst Stahl. — Dr. Stephan Ehses: Festschrift zum einhundertjährigen Jubiläum des deutschen Campo Santo in Rom. Mit Tafeln und Abbildungen. Freiburg, Herder 1897. — *Jules Martin:* Nos auteurs et compositeurs dramatiques. Portraits et Biographies; préface par *Maurice Donnay.* Paris, Ernest Flammarion 1897.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen (8324)

Bernoulli's

Vademecum des Mechanikers

oder

Praktisches Handbuch für Mechaniker, Techniker, Gewerbsleute und technische Lehranstalten

bearbeitet von

Heinrich Berg,

Professor an der K. Technischen Hochschule Stuttgart.

Einundzwanzigste Auflage.

Preis elegant gebunden 6 Mark.

Die Herausgabe dieses „fertigen Begleiters und Ratgebers des Mechanikers" hat nach dem Tode des bisherigen Bearbeiters, Direktor Autenheimer, Herr Professor Berg übernommen. Neben manchen anderen Verbesserungen, welche das Buch erfahren, hat der Herr Herausgeber den Abschnitt „Elastizität und Festigkeit der Materialien" einer vollständigen Neubearbeitung unterzogen und dem Abschnitt „Konstruktionslehre" mehrfache Abänderungen und Verbesserungen angedeihen lassen. So wird diese neue Auflage des vortrefflichen Buches den Kreis seiner Freunde gewiß wieder erheblich erweitern.

— In beziehen durch die meisten Buchhandlungen. —

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 119. Band. Fünftes Heft.

Inhalt: Terracina. (Schluß.) — Alte und neue Illusionen. — Die Verschiebung der Landbevölkerung in Preußen seit 1882. — Zeitläufe. Die Duellfrage in Preußen mit einschlägigen Verhältnissen. II. — Aesthetische Fragen. — Die Vereinsgabe der Gesellschaft für christliche Kunst. [3561]

Jahrgang 1897. München, Montag, 1. März. Nummer 48.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dahn in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XXI. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XXI.

„Die religiöse Geschichte unsres Landes wird charakterisirt durch die zwei Extreme: unausgesetzte Verherrlichung der religiösen Freiheit, und ebenso unausgesetztes Bemühen, diese Freiheit zu ersticken.“

Colton Thoughts on the religious State of the Country, p. 204 f.

New-York, 10. Febr. Es sind nun nahezu genau vierhundert Jahre, daß der amerikanische Continent entdeckt und es werden in diesem Jahre einhundertundzehn Jahre, daß die Verfassung der Vereinigten Staaten geschrieben und damit ein neues Weltreich begründet wurde. Wir stehen damit immer noch am Anfang einer Entwicklung, die unübersehbar ist und deren Rückwirkung auf die alte Welt zwar schon seit 1789 empfunden, aber in ihrem ganzen Umfange und ihrer vollen, vielleicht unendlich verhängnißvollen Bedeutung wohl erst von weitem und von wenigen geahnt und gewürdigt wird. Was aber von der politischen und socialen Zukunft gilt, das gilt hier auch von der kirchlichen. Man war so lange gewohnt, Amerika in religiös-kirchlicher Beziehung nur als einen Appendix Europa's anzusehen, daß die Vorstellung den meisten wohl nie gekommen ist, es könne uns auf unserm alten Continent noch aufgespart sein, religiös-kirchliche Anregungen statt vom Osten auch einmal vom äußersten Westen zu empfangen und in Dingen, in welchen man bisher nur dem fernen Orient und der grauesten Vorzeit eine Autorität zugestanden, auch noch gar diesen „eben erst“ entdeckten Welttheil mitreden zu lassen.

Und doch fängt dieser lang gestreckte Welttheil just an, in solchen Angelegenheiten mitzureden, vorläufig allerdings noch nicht in dem Maße, wie es seiner ungeheuren Ausdehnung zuzukommen scheinen könnte: denn das mittlere und südliche Amerika sind in religiös-kirchlicher Hinsicht auch heute noch nur eine quantité négligeable, und es gehört nicht zu den Ruhmestiteln der Spanier und Portugiesen, daß das Geistesleben in den von ihnen begründeten Reichen sich nur durch seine vollkommene Abwesenheit bemerklich macht. Vor uns liegt ein anonymer Stich, anscheinend des 17. Jahrhunderts, mit der Unterschrift: „Insigne Mascarade des Jésuites d'Angelopolis dans le Mexique, en MDCXLVII.“ Man sieht den großen, von Kirchen und Palästen umstandenen Marktplatz der Stadt; auf dem Platz tummeln sich unter der Führung je eines der ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu Gruppen von Maskeraden in den grotesksten und offenbar dem mexicanischen Geschmack sehr angemessenen Vermummungen. Rechts in der Ecke steht die Kirche und das Haus der Jesuiten, aus dessen Fenstern die ehrwürdigen Väter sehr befriedigt dem Schauspiel zusehen. Panem et circenses, was braucht das Volk mehr?

Nein, höheres geistiges Leben bietet nur der Norden, und die erste Regung eines solchen ist zugleich dasjenige Factum, welches wie die Signatur einer neuen Zeit über den künftigen Vereinigten Staaten aufgeht. Englische Katholiken gründeten 1632 unter der Führung des Lord Baltimore die Colonie Maryland; sie hat den Ruhm, zuerst das Princip der Gewissensfreiheit ausgesprochen und die Gleichberechtigung der Confessionen anerkannt zu haben. Das hat freilich keine lange Dauer gehabt, denn schon nach einigen Decennien stürzten die zahlreich eingewanderten Protestanten diese Ordnung, führten die etablirte Kirche Englands ein und erließen schwere Strafgesetze gegen die Ausübung der katholischen Religion, wie ja noch im Jahre 1700 in New-York katholischen Priestern unter Todesstrafe jede Function untersagt war. Das wurde im Grunde erst mit dem Erlaß der Verfassung anders. Sie verfügt, daß zu keinem öffentlichen Amte ein religiöses Bekenntniß erforderlich sei; sie stellt sich allen kirchlichen Confessionen gegenüber neutral, indem sie sich untersagt, die freie Ausübung einer Religion zu verwehren, ebenso aber auch, sie zu schützen. Die Verfassungsurkunde der Vereinigten Staaten ignorirt officiell vollkommen die Existenz des Christenthums; sie will dadurch der Rivalität der einzelnen Secten und Denominationen vorbeugen und das Emporkommen einer sich und ihrer Hierarchie die Staatshülfe theoretisch oder praktisch zuwendenden Staatskirche verhindern. Das hat sie bisher wenigstens auch zu leisten vermocht und sie hat in der That das zuwege gebracht, daß der großen Mehrzahl der Nordamerikaner der Begriff der „Kirche“ als einer geschlossenen Gesellschaft im europäischen Sinn eigentlich ganz abgeht. Was sie aber nicht verhindert hat, ist, daß mit der Vorstellung, die angelsächsische Race sei die auserwählte und sei auch für die Vereinigten Staaten die allein maßgebende, sich auch die sehr bestimmte Ueberzeugung ausgeprägt hat, alles Religionswesen in Nordamerika habe sich diesem nationalen Charakter zu fügen. Das ist der Punkt, auf welchem heute der „Amerikanismus“ mit dem europäischen Katholicismus, bezw. dem Ultramontanismus zusammenstößt. Ihm gesellen sich andere Elemente bei, aus denen die heutige Situation der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten hervorgegangen ist. Dieser und unser nächster Brief soll der Betrachtung dieser Dinge gewidmet sein: wir werden uns namentlich angelegen sein lassen, über die neuesten Vorgänge, über die Absetzung des Rectors der katholischen Universität zu Washington Licht zu verbreiten und diese Dinge in ihrer wirklichen, durch den Parteigeist entstellten oder versteckten Gestalt aufzuweisen. Seinen Lesern darf der Spectator die Versicherung

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 25 vom 1. Februar d. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark festgesetzt. D. Red.

Digitized by Google

geben, daß er in Hinsicht dieser Vorgänge seine Informationen aus bester Quelle bezogen hat, sein Urtheil aber von keiner der streitenden Parteien beeinflußt ist. Man wird sehen, daß wir auch hier bemüht sein werden, einer jeglichen Partei ihr Recht zu lassen, aber auch keiner Partei da, wo wir sie im Unrechte glauben, zu schmeicheln.

Unter den vielen erstaunlichen Dingen, an welche uns Amerika gewöhnt hat, ist das rasche numerische Anwachsen der katholischen Bevölkerung der Vereinigten Staaten sicher eines der erstaunlichsten. Eine genaue Statistik der zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung in denselben wohnenden Katholiken gibt es zwar nicht. Aber wenn wir von den ursprünglich französischen Niederlassungen absehen, war die Zahl der Katholiken gewiß sehr klein. Der erste apostolische Vicar John Carrol gibt in seinem ersten Bericht an die Propaganda (1785) in Maryland 15,800, in Pennsylvania 7000, in Virginia 200, in New-York 1500 Katholiken an. 1789 errichtete Pius VI. den ersten Bischofssitz in Baltimore; der Sprengel dieses Bischofs umfaßte das ganze Stück der Erdkarte von Florida bis Canada, vom Atlantischen Ocean bis zum Mississippi. Im Jahre 1892 gab der Staatscensus (der die Getauften unter 9 Jahren nicht aufführt) 6,250,045 Katholiken in den Vereinigten Staaten an, während die auf den Diöcesanangaben beruhenden Notizen von Hoffmanns Catholic Directory aad Clergy list quarterly (Milwaukee) 8,647,221 angibt; heute wird die Gesammtzahl wohl an 10 Millionen betragen, wie auch Bischof Keane im Tablet (1889, Juae 6) sie schon geschätzt hat. An Stelle des einen apostolischen Vicars sehen wir jetzt 13 Erzbischöfe, 68 Bischöfe und 4 apostolische Vicare, nebst zwei Erzäbten und 10 infulirten Aebten. Im Jahre 1893 betrug die Zahl der Weltpriester 6945, die der Ordenspriester 2443, die der Kirchen und Capellen 10,240, die der Missionsstellen 8485. An geistlichen Seminarien werden 54, an Colleges (Gymnasien) 138, Akademien (das sind höhere Töchterschulen) 655, an katholischen Pfarrschulen 3587 mit 788,269 Schulkindern aufgeführt. Der Episkopat zählt einen Cardinal, den Erzbischof von Baltimore, in seinen Reihen. Die meisten Orden sind in Nordamerika eingebürgert: die Benedictiner mit etwa 880 Patres (Hauptsitz der Abtei S. Vincent in Beatty, Penns.), die Jesuiten mit 1162 Mitgliedern; mit den „Exulanten" wird aber ihre Anzahl auf 1639 berechnet. Die Zahl der Ordensschwestern ist nirgends angegeben; sie muß sehr bedeutend sein, wie denn New-York allein 89 Frauenklöster, die Diöcese New-York 2372 Ordensschwestern, Chicago 57 weibliche Ordensinstitute, die Diöcese Boston 55 Frauenklöster mit 961 Schwestern hat.

Mit diesem enormen numerischen Anwachsen hat freilich die Entwicklung des geistigen Lebens nicht gleichen Schritt gehalten. Es wäre unbillig, das ohne weiteres zu verlangen. Ganz Amerika befindet sich in einem Zustand des Werdens, der Unfertigkeit, welcher für die geistigen Kämpfe und die Verhandlung rein wissenschaftlicher Fragen weder Raum noch Athem läßt. Noch im Jahre 1861 konnte Döllinger (Kirche und Kirchen, S. 327) sagen: „Eine solide wissenschaftliche Theologie ist in der jetzigen Lage für Amerika eine Unmöglichkeit", und er mußte dem einzig bedeutenden Theologen, welchen der Protestantismus der Vereinigten Staaten damals aufzuweisen hatte, Mr. Nevin, zustimmen, welcher meinte: „Die amerikanische Theologie sei mit allen ihren Ansprüchen und fromm klingenden Phrasen doch zum größten Theil bloße Schulknaben-Pedanterie, verglichen mit der deutschen." Das konnte wie von der protestantischen so auch von der katholischen Theologie Nordamerikas gelten. Zwar hatten die Katholiken in dem „The U. S. Catholic Miscellany" schon seit 1822 ein katholisches Journal, dem dann 1829 der „Jesuit", 1831 noch „The Catholic Telegraph", ferner der „Boston Pilot" und andere englisch oder deutsch geschriebene Zeitschriften („Kath. Kirchenzeitung von New-York", „The U. S. Catholic Magazine" 1842 bis 1849, Brownsons „Quarterly Review 1844—1875, „The American Catholic Quarterly" 1. 1876) folgten. Ueber theologische Gegenstände schrieben die Erzbischöfe Kenrick, Spalding, Bischof Hughes schon seit Mitte der dreißiger Jahre, doch beschränkte sich ihre Thätigkeit so ziemlich auf das Gebiet der Controverse; keiner dieser Schriftsteller war hervorragend genug, um der Theologie Nordamerika's einen Platz in der Weltliteratur zu erobern oder über dem amerikanischen Gesichtskreis zunächst liegende Controversen hinaus den Blick auf größere und den gesammten Organismus der Kirche angehende Fragen zu richten. Der erste, dem dies nachzurühmen ist, war der Herausgeber der „Quarterly Review", O. A. Brownson, der bekannte Convertit, Verfasser von „Onkel Jack und sein Neffe", welcher 1844 in Boston zum Katholicismus übergetreten war und 1875, 17. April, starb. Dieser merkwürdige Mann ist die erste ausgeprägte und bedeutende Persönlichkeit, welche die katholische Publicistik Amerika's aufzuweisen hat. Wie Newman in seiner berühmten „Apologia" gab er Rechenschaft über seine Trennung von dem Presbyterianismus, welchem er 22 Jahre angehört hatte: seine Conversionsschrift[1]) ist nächst der eben erwähnten des späteren Cardinals Newman weitaus die bedeutendste, welche das 19. Jahrhundert aufzuweisen hat. Mit ihr beginnt der amerikanische Geist sich den großen innerkirchlichen und kirchenpolitischen Problemen zuzuwenden, welche für die Zukunft der Gesellschaft so bedeutsam sind. Und er thut das in einer Weise, welche zwar nicht immer ein vollkommen richtiges, aber jedenfalls ein durchweg unabhängigeres Urtheil verräth, als man es bei kirchlichen Schriftstellern und vollends bei Convertiten im allgemeinen zu finden gewohnt ist. Da Brownsons Buch jetzt ziemlich vergessen und sicher den meisten unsrer Leser vollkommen unbekannt geblieben ist, erlauben wir uns, einige seiner Auslassungen über den geistigen Zustand der nordamerikanischen Katholiken in den 50er Jahren hier als Einleitung zu dem, was wir über diesen Gegenstand selbst zu sagen haben, mitzutheilen. Man vergesse, um dies gleich zu sagen, nicht, daß seine Darstellung sich in erster Linie auf die katholischen Iren bezieht, welche bis dahin den weitaus größten Theil der Einwanderung ausgemacht, während die Immigration katholischer Deutscher hauptsächlich in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts fällt.

„Ich behaupte nicht", sagt Brownson, „daß ich das katholische Volk vollkommen oder daß ich an ihm oder an mir selbst nicht mancherlei Mängel, nicht dieses oder jenes zu tadeln oder zu bedauern gefunden habe; aber ich habe dieses Volk höher stehend gefunden, als ich es erwartete, einsichtsvoller, gebildeter, sittlicher, thätiger und kräftiger. Ohne Zweifel hat die katholische Bevölkerung unsres Landes, größtentheils ein Zusammenfluß aus den niederen Classen der Katholiken in der alten Welt, manche Züge in ihrem Charakter, ihren Sitten und ihrem Betragen angenommen, welche für den nichtkatholischen Amerikaner äußerlich wenig anziehendes, ja etwas abstoßendes haben. . . . Der größere Theil unsrer katholischen Bevölkerung besteht aus ungelehrten Bauern, armen Handwerkern, Dienstmädchen und Tagelöhnern aus verschiedenen Theilen Europa's. . . . Der katholische Adel, die gebildeteren, wohlhabenderen Classen, die besseren Schichten des Gewerbestandes sind nicht hieher gewandert. . . . Und dennoch, sehen wir, was diese

[1]) *Brownson:* The Convert; or Leaves from my experience. New-York 1857. Deutsch von G. Schündelen u. d. T. „Erinnerungsblätter eines Convertiten", Köln 1858 (in der Bachem'schen Sammlung von class. Werken d. neueren kath. Lit. Englands XV).

Bevölkerung ist, und was mit jedem Jahre mehr aus ihr wächst, so können wir nur staunen über ihre Willenskraft und ihre Fortschritte.... Ich behaupte nicht, daß die katholische Bevölkerung unsres Landes literarisch hoch stehe oder daß ihr als einem Ganzen überhaupt nur in einigermaßen strengem Sinne geistige Bildung zugeschrieben werden dürfe." Gleichwohl constatirt Brownson das Aufkommen eines achtbaren Schriftthums und unter der Geistlichkeit trotz aller Mängel mehr Wissenschaftlichkeit und bessere Kenntnisse als bei den zahllosen Secten. Was er unangenehm empfindet, ist dies: „Ich finde", heißt es, „in der Denk- und Handlungsweise zwar lange nicht aller, aber doch nur zu vieler wie zur andern Natur geworden einen Mangel an Muth, an männlichem Muth, an Willenskraft und Gewandtheit, was mir als eine ebenso große Unklugheit erscheint, wie es für die besser gesinnten unter den Engländern und Amerikanern etwas abstoßendes hat. In Dingen, die nicht zum Glauben gehören, herrscht unter uns weniger Einmüthigkeit und weniger Hochsinn, weniger Schicklichkeitsgefühl und weniger Neigung, alle berechtigten Meinungsverschiedenheiten sich frei aussprechen zu lassen, als man erwarten sollte." Brownson leitet dann diese unangenehmen Erscheinungen davon ab, daß die eingewanderten Bevölkerungen lange Zeit unter dem schweren Druck despotischer Regierungen gestanden; daher sei so manches an ihnen haften geblieben, was an die persönliche und staatliche Verkommenheit der Bourbonen und Stuarts erinnere. Zwar seien diese Eingewanderten nun ihrer großen Mehrzahl nach den republicanischen Einrichtungen des Landes zugethan, aber „ihr Inneres Leben hat sich noch nicht zu vollem Einklang mit denselben umgestimmt und sie sind geneigt, entweder in ihrem Eifer für die amerikanische Demokratie sich in den äußersten Radicalismus zu verlieren oder im Eifer für Gesetz und Ordnung dem übertriebensten Conservativismus zu huldigen."

Brownson kommt ferner auf die Zustände der alten Welt zu sprechen; er gibt den Verfall der katholischen Staaten zu, meint aber, es lasse sich derselbe auf wirthschaftliche, staatliche, gewerbliche und andere Verschuldungen zurückführen, die von der Wirksamkeit der Religion unabhängig seien. „Ueberdies," fügt er hinzu, „habe ich als Katholik keinerlei Verpflichtung, die Politik oder die Verwaltung sogenannter katholischer Regierungen zu vertheidigen, nicht einmal die Politik und das Verwaltungssystem der weltlichen Regierung in den päpstlichen Staaten.... Ich kenne keine kirchliche Bestimmung, keinen Grundsatz im Katholicismus, der mich verpflichtete, den Papst in bloßen Verwaltungssachen, welche unser Heiland der menschlichen Klugheit anheimgegeben hat, für unfehlbar zu halten.... Es ist eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, daß ein großer Theil von dem, was am katholischen Europa zu tadeln oder zu beklagen ist, dem Geist und dem Verfahren der Regierungen zur Last fällt, welche seit dem Ausbruch der Revolution und der Kirchentrennung dort Bestand gehabt, und das Haupthinderniß sowohl der Neubelebung und des Fortschrittes einer katholischen Civilisation in katholischen Staaten, wie der Wiedergewinnung des großen Heeres europäischer Liberalen, die jetzt dem Katholicismus in so bitterer Feindschaft entgegenstehen, für die Kirche, liegt, daran ist ebenso wenig zu zweifeln, in den durch staatlichen und bürgerlichen Despotismus erzeugten Sitten und Gewohnheiten.... Die Geistlichkeit ging, wie das beim Landeskirchenthum überall der Fall ist, ganz ein in die Denk- und Empfindungsweise der Zeit und des Volkes und hatte daher wenig Lust — und hätte sie die gehabt, es würde ihr nicht erlaubt worden sein —, auf die Belebung des Geistes und der Freiheit in den Herzen der Gläubigen hinzuarbeiten. Die Schulen wurden gehoben, aber die Erziehung sank; sie kränkelte unter dem Hauche des Despotismus. Aller Freimuth war verpönt, und kaum ist ein Schriftenthum zu finden, das zahmer, das weniger eigenthumlich, frisch und lebendig wäre, als wie es im katholischen Europa das ganze 18. Jahrhundert hindurch fast bis auf unsre Zeit herab sich gebildet hat (sic!)." Als Resultat der französischen Revolution, die im Grunde nur die Erhebung eines schlecht regierten Volkes gegen weltliche Gewaltherrschaft gewesen, habe sich nun bei dem noch gläubigen Volk und dem Klerus ein gründliches Mißtrauen gegen alle Freiheit eingestellt, „so daß jetzt fast überall die Scheidelinie streng gezogen und einerseits die Liberalen fast ohne Ausnahme bitter antikatholisch geworden sind, wie andrerseits die Gewalthaber es dahin gebracht zu haben scheinen, daß Kirche und Cäsarismus, Freiheit und Unglaube für sich deckende Begriffe gehalten werden".

„Da die Religion dem Menschen und der Gesellschaft das höchste Bedürfniß, da sie unendlich wichtiger ist als staatliche Freiheit und bürgerliches Wohlergehen, so bin ich allerdings nicht imstande, zu sagen, wie unter den gegebenen Verhältnissen die Katholiken anders hätten handeln können. Das Mißliche auf ihrer Seite lag darin, daß sie es gleich anfangs an Wachsamkeit und Umsicht fehlen, daß sie den politischen Cäsarismus im Staat hatten aufkommen und sich befestigen lassen, daß sie nicht auf ihrer Hut gewesen waren bei den ersten Versuchen der Herrscher, der katholischen Welt jene falsche Doppellosung aufzuzwingen oder sie, die Vertreter der Kirche, in eine so unnatürliche und verwickelte Stellung zu bringen. Wie sie nun in der alten Welt sich aus diesen Schlingen losmachen werden, das vermag ich nicht vorauszusagen; denn mit jeder Bewegung auf beiden Seiten sehe ich die Sache nur schlimmer werden. Auf menschlichem Wege jedoch können, so viel ich sehe, im Innern der katholischen Staaten Ruhe und Friede nicht hergestellt und die Liberalen nicht eher der Kirche zurückgewonnen werden, bis die katholische Partei von ihrem Widerstande in etwas nachgelassen, bis sie sich von der durch die Fürsten ihr aufgedrungenen Verantwortlichkeit losgemacht und bis sie sich selbst an die Spitze gestellt haben wird, um auf gesetzlichem und ordnungsmäßigem Wege den gegenwärtigen Bestand des bürgerlichen Gemeinwesens sich dahin umgestalten zu lassen, daß die Gesammtheit des Volkes eine mit entscheidende Stimme erhalte in der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten. Empörungen müssen natürlich, sobald sie auszubrechen drohen, niedergehalten werden; aber zugleich sollte man auch alles thun, um die Religion von der Sache des Despotismus loszutrennen und jede Quelle gerechter Klage zu verschließen. Alle Versuche, dem Uebelstande dadurch abzuhelfen, daß man die Freiheit in Verruf bringt, daß man der parlamentarischen Regierungsform und ihren Anhängern mit Schmähungen oder auch mit gründlich gelehrten Abhandlungen zuleibe geht, daß man immer neue Waffen legt in die Hände der Gewalt, daß man die Presse knebelt, die Freiheit des Gedankens und des Wortes einhegt oder zu bloß repressiven Maßregeln greift, die wohl Schweigen, nicht aber Ueberzeugung bewirken, die erbittern, statt zu heilen, — das alles ist Kurzsichtigkeit und falsche Staatskunst. Es können solche Mittel höchstens auf kurze Zeit das Uebel verdecken, die Wurzel desselben lassen sie unberührt; sie lassen das Gift nur erst recht durch den ganzen Körper schleichen, bis es mit übermächtiger Gewalt und Gluth von neuem zum Ausbruch kommt."

Brownson stellt dann fest, wie weit diese den europäischen Katholiken eingeimpften Vorstellungen von denen der republikanischen Amerikaner abweichen und wie infolge dessen die Eingewanderten nur zu leicht geneigt sind, in jedem Eingeborenen einen Mann zu sehen, dessen Herz dem Geiste des Umsturzes, wo nicht dem Unglauben, verfallen

sei. „Die Eingewanderten", sagt er, „haben keinen rechten Maßstab für den amerikanischen Charakter, der sich immer vor dem Gesetze, nie aber vor Personen beugt und der immer sorgfältig zu unterscheiden pflegt zwischen dem Mann und dem Amte.... Ohne Zweifel wird unsre katholische Bevölkerung — großentheils aus den verschiedensten Ländern Europa's hierher eingewandert, ein buntes Gemisch aller Arten von Volkseigenthümlichkeiten in Gesinnung, Charakter, Geschmack, Lebensart und Gewohnheit, bis jetzt noch in nichts anderem, als in der Religion zu einem Ganzen verwachsen — allerdings wohl Züge an sich tragen, die dem seinem eigenen Volksthum von Herzen zugethanen und erst vor kurzem zum katholischen Glauben bekehrten Amerikaner mehr oder weniger abstoßend erscheinen." „Aber in wenigen Jahren werden sie die Amerikaner der Amerikaner sein, und auf sie wird es ankommen, ob das herrliche Werk der Erhaltung amerikanischer Civilisation durchgeführt und die Hoffnungen der Gründer unsres großen und wachsenden Freistaates in Erfüllung gehen werden."

Brownsons „Convert" ist (1857) zu einer Zeit geschrieben, wo der europäische Katholicismus sich noch unter dem zwischen Napoleon III. und der Curie abgeschlossenen Compromiß bewegte: Cäsar besorgte die Geschäfte der Kirche, und die Kirche besorgte dafür die Geschäfte dieses „Retters der Gesellschaft". Der amerikanische Republikaner empfand diesen Compromiß als schmachvoll und verderblich; aber er ahnte nicht, daß er verurtheilt sein sollte, noch etwas weit schmachvolleres und weit verderblicheres in dem Compromiß zu erleben, welchen der heutige Ultramontanismus mit der abjectesten aller Regierungsformen, mit der demokratischen Ochlokratie, eingehen sollte. Brownson ist, das läßt seine ganze Darstellung erkennen, der Meinung, die Katholiken hätten nichts vernünftigeres zu thun, als das Band zu zerschneiden, welches ihre Kirche an den Absolutismus knüpfte, und sich ehrlich und entschieden auf die Seite des Rechtsstaates zu schlagen. Mit anderen Worten, Hr. Brownson war prinzipiell ein Liberaler, und was auch pharisäische Tücke und ultramontane Verlogenheit in diese Bezeichnung hineingedichtet hat: der Begriff des echten Liberalismus erschöpft sich in der Ueberzeugung, daß der Rechtsstaat die einzig würdige und vernünftige Form des nationalen Daseins ist und daß in diesen Rechtsstaat weder polizeiliche, noch kirchliche Willkür, weder Gewissenszwang geistlicher, noch weltlicher Machthaber hineingehöre. Brownson sah ganz genau den Conflict kommen, der heute vorliegt zwischen dem specifisch republikanisch-constitutionellen Amerikanismus und dem von außen importirten ultramontanen Fremdwesen — nennen wir es einmal mit den Amerikanern „Germanismus". Aber was er nicht ahnte, das war die seiner Erwartung offenbar ganz entgegengesetzte Thatsache, daß ein großer Theil der Katholiken, statt seiner Meinung beizutreten, sich in den denkbar schärfsten Gegensatz zu den Vertretern des Rechtsstaates stellen und durch die Allianz mit dem vierten Stande den als Hauptträger des Rechtsstaates dastehenden dritten Stand, sagen wir das gute Bürgerthum, als Hauptfeind erklären werde und daß diese unnatürliche Allianz als das Zukunftsprogramm der Kirche seitens gewisser Kreise adoptirt werde.

Aber in demselben Jahre, in welchem Brownson, man sagt mir, tief gebeugt und um viele Illusionen ärmer, dahinstarb, stand ein anderer Schriftsteller inmitten der amerikanischen Kirche auf, durch dessen Gehirn die Ahnung der seltsamen Dinge, denen wir heute zuschauen, hindurchblitzte. Im Jahre 1875 wurde eine Schrift gedruckt, welche, wie es scheint, nur vertheilt, aber nicht veröffentlicht wurde. Die bekannte französische Schriftstellerin, Madame Pauline Craven, geb. de la Ferronnays, die Verfasserin von „Le Récit d'une soeur", übersetzte dieselbe ins Französische; sie sollte ursprünglich im „Correspondant" erscheinen, ist aber, soviel uns erinnerlich, auch in diesem nicht zum Abdruck gelangt, sondern gleich dem Original nur engen Kreisen zugänglich geworden.[1]) Der Verfasser, P. Hecker, Stifter und Oberer der religiösen Genossenschaft der Paulisten,[2]) war vermuthlich deutscher Abstammung, und hat sich auch ein oder einigemale bei uns in Deutschland gezeigt, doch scheint er sehr unvollkommene Vorstellungen von dem geistigen Zustande unsres Vaterlandes gehabt zu haben. Seine Abhandlung geht von der Thatsache aus, daß gegenwärtig die Kirche allenthalben „en souffrance" sei (wir können nur nach dem französischen Texte citiren); worin liegt der Grund dieser Erscheinung? Ist er da zu suchen, wo ihn die Gegner der Kirche finden, nämlich in der angeblichen Verschlechterung der Gesellschaft durch die kirchlichen Einflüsse, der Erschöpfung des kirchlichen Prinzips, oder besteht vielmehr noch Aussicht, daß sich die Kirche mit Erfolg der Interessen der menschlichen Gesellschaft wieder annehmen und ihre Leitung von dieser acceptirt werden wird? In der Beantwortung dieser Fragen zeigt sich der Verfasser zunächst als Vertreter der extremsten curialistischen Theologie. Die drei letzten Jahrhunderte sieht er ganz von dem Kampfe gegen die Rebellion der menschlichen Vernunft erfüllt, welcher Kampf seiner Ansicht nach mit der Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit prinzipiell abgeschlossen ist — depuis cette définition, la controverse est close. Diese Definition ist, sagt er (S. 9), das logische Ergebniß der Gründung der Gesellschaft Jesu, das letzte Wort des Sieges der Wahrheit über den Irrthum, den zu bekämpfen die Jesuiten berufen worden waren. Aus dieser Kampfeslage ergab sich, daß die Katholiken der Neuzeit vorzugsweise die Tugend des Gehorsams zu üben hatten (scheint uns auch); dabei mußte sich nothwendig quelque peu d'énergie personelle verlieren und eine Verminderung ihrer Actionsfähigkeit auf dem Gebiete der natürlichen Ordnung ergeben (S. 10). Aber dieser heutige Zustand, das Ergebniß dieser besonderen Betonung des Autoritätsprincips ist weder fatal noch endgültig, er ist nur eine der zahlreichen Episoden in der Geschichte der Kirche Gottes (S. 63), und wird als solche empfunden, wie die allgemeine Unruhe der Katholiken beweist. Man sucht auf sehr verschiedenen Wegen aus diesem Zustand herauszukommen; aber der Ausweg kann nur in einer stärkeren, lebhafteren Ergießung des hl. Geistes als der schöpferischen und erneuernden Kraft liegen; wir haben Männer nothwendig, deren Geist und Wille durch die Gaben des hl. Geistes in ganz besonderem Maße erleuchtet und gestärkt sind: eine einzige solche Seele brächte mehr zustande, als tausend andere, „ces hommes, il faut le faire comprendre au siècle, sont les seuls qui trouveront le chemin de la vraie renaissance, de la réconciliation sincère et du véritable progrès". In der tiefen Erregung der Gläubigen, wie sie sich in den zahlreichen Wallfahrten und Vereinigungen ausspricht, glaubt der Verfasser die Ankündigung zu finden, daß solche Auserwählte schon auf dem Wege zu uns seien, und es scheint ihm das Wort de Maistre's sich zu erfüllen. „ou une religion nouvelle est au moment d'apparaître, ou les forces du christianisme vont être renouvelées d'une manière extraordinaire." Das Kriterium für solche Sendung findet er dann in der treuen Liebe zur Kirche und deren Autorität, indem er Augustins Wort citirt: quantum quisque amat ecclesiam Dei, tantum habet Spiritum Sanctum. Nachdem er dann die Rolle untersucht

---

1) L'Église en présence des Controverses actuelles et des besoins de notre siècle. Paris, Impr. Simon Racon & Co. 1875.

2) Die Missionary Society of St. Paul the Apostle in the State of New York hat ein Haus, S. Thomas of Aquin College, in Washington; nach dem Directory von 1891 (p. 613) hat sie 25 Mitglieder, deren Vorstand P. Augustine Hewit ist.

hat, welche die verschiedenen Racen der Menschheit innerhalb der Kirche gespielt, gelangt er zu dem Ergebniß, daß wesentlich die anglo-sächsische Race Trägerin der neuen Bewegung sein werde. Er sieht im Zerfall des Protestantismus und der außergewöhnlichen Zunahme der katholischen Bevölkerung der Vereinigten Staaten schon ein Unterpfand für die Annahme, daß diese Race demnächst zum Katholicismus zurückkehren werde, und er schließt mit dem Ausspruch: „Mußte in den letzten Jahrhunderten der Einfluß der Kirche hauptsächlich bedacht sein, die menschliche Thätigkeit zu zügeln (à refréner l'activité humaine), so wird jetzt schon und in Zukunft dieser Einfluß nur dazu dienen, um im Gegentheil diese Thätigkeit anzuspornen und zu fördern. Der erstbezeichnete Einfluß war nothwendigerweise ein repressiver und daher unpopulär; der zweite wird expansiver und populärer Natur sein; der eine rief den Antagonismus hervor, der andere wird der Kirche die Sympathie und die freudige Mitwirkung der Welt einbringen. Die Repression der abgelaufenen Periode galt übrigens nicht sowohl der menschlichen Thätigkeit an sich, als der Uebertreibung dieses Factors. In Zukunft wird im Gegensatze hiezu diese menschliche Thätigkeit durch die Kirche im Sinne einer gottgewollten Expansion stimulirt werden und damit um so reicher und glückbringender sich gestalten. Die Europa und die Vereinigten Staaten bevölkernden Racen, die civilisirtesten dieses Erdballs, werden, sobald sie einmal den göttlichen Charakter der Kirche erkannt haben und sich ihrer besonderen Ausrüstung zu bedienen wissen, das providentielle Werkzeug, durch welches sich das Licht des Glaubens auf der ganzen Welt verbreiten und die große christliche Familie sich constituiren wird. So werden sich die Voraussagungen der Propheten, die Verheißungen und Gebete Christi, so das tiefe Sehnen aller edlen Seelen erfüllen. Das ist, wenn es das nur verstehen wollte, was dieses Jahrhundert verlangt, erwartet, sucht: der innere Kern seiner zahllosen Theorien, seiner unabsehbaren Reformprojecte."

Steigen wir etwas von der Höhe dieser Betrachtungen in die Niederungen der prosaischen Kritik herab, so will der P. Hecker offenbar dieses sagen: nachdem mit dem großen Ereigniß von 1870 die Aera der intellectuellen Verirrungen abgeschlossen und die Menschheit durch das Decret vom 18. Juli gegen weitere Ueberhebungen auf dem Gebiete der Ideen bewahrt ist, kann sie sich ruhig der größten Freiheit und unbeschränkten Action auf dem materiellen (socialen) Gebiete hingeben. Von dem Kopf ist nichts mehr zu fürchten, Arme und Beine dieses Organismus haben demnach freiere Bewegung.

Ohne es wahrscheinlich zu ahnen, hat der amerikanische Ordensmann damit ein großes, aber im Grunde längst bekanntes Gesetz der geschichtlichen Entwicklung ausgesprochen. Die Seele der menschlichen Gesellschaft verhält sich einem auf oder über ihr liegenden Gewicht gegenüber ähnlich wie die Quecksilbersäule unsres Barometers. Dem Druck der Atmosphäre entspricht genau das Auf- und Niedersteigen dieses flüssigen Körpers. Das Freiheitsbedürfniß des Menschen kann nicht auf einem Punkte niedergehalten werden, ohne sich auf einem anderen Luft zu verschaffen. Despotien, welche jede geistige Freiheit erstickten, waren immer der günstigste Nährboden für die gröbsten Ausschweifungen der Sinnlichkeit. Wir sind weit entfernt, die Lage der Kirche damit in Parallele zu stellen. Ob die Bindung des intellectuellen Lebens seit 1870 eine wirkliche oder vermeintliche war, lassen wir ganz dahingestellt. Wir lassen die Proclamation vom 18. Juli 1870 hier gänzlich außer Rechnung. Aber die Thatsache ist nicht zu leugnen, daß die innere Entwicklnug des Katholicismus seit einem halben Jahrhundert als eine zunehmende Bindung des intellectuellen Lebens empfunden wurde — ob mit Recht, ob mit Unrecht, lassen wir wieder ganz dahingestellt; aber diese Thatsache reichte vollkommen hin, um das in dem ungeheuren Organismus vorhandene Actions- und Freiheitsbedürfniß auf eine ganz andere Seite, und zwar auf die Seite der socialen Fragen zu stoßen. Die Zuwendung eines großen Bruchtheils des Katholicismus auf die Seite der Demokratie und selbst des Socialismus war die ganz natürliche Folge. Die Zustimmung maßgebender Kreise zu dieser Evolution ist gewiß vielen schwer geworden. Aber die Eröffnung dieses Ventils schien zu erwünscht und zu gelegen. Mit den Feuerköpfen auf der Straße denkt man doch immer leichter fertig zu werden, als mit den Vertretern des Gedankens. Irische Fenians sind noch immer nicht so schlimm, wie deutsche Philosophen und Historiker. Damit war im Grunde die neue Politik gegeben. Was wir seit zwanzig Jahren in Irland und Nordamerika erlebt haben, ist der sprechende Commentar zu dieser Wendung der Dinge, welche der P. Hecker dunkel vorausgesehen hat. Man ist äußerst correct in der Dogmatik und verzichtet beherzt auf jede neue oder eigene Idee auf diesem für immer abgeschlossenen Gebiet; dafür entschädigt man sich durch die allerweiteste Freiheit auf dem Gebiet der gesellschaftlichen Moral, d. h. des socialen Lebens: man reichte der Volksherrschaft in ihren weitest gehenden Formen die Hand, und eines Tages erwachten wir thörichte alte Conservative, die noch an die zehn Gebote Gottes glauben, und fanden, daß wir mit unsern Ansichten über das vierte, siebente, neunte und zehnte Gebot des Dekalogs gänzlich außer der Mode gekommen und beinahe schon nicht mehr als „kirchlich" angesehen werden.

Wie rasch diese Dinge sich entwickelten, zeigte die chronische Revolution in Irland, wo der Parnellismus von einem großen Theil des katholischen Klerus und gewiß dem größten Theil des katholischen Volkes getragen wurde und ein Bischof in einer amtlichen Verkündigung das Eigenthum als Diebstahl bezeichnen durfte. Vergebens hat damals noch Leo XIII. versucht, dieser Bewegung einen Dämpfer aufzusetzen. Die Mission Mgr. Persiani's scheiterte. Die Iren, welche in den Vereinigten Staaten neben den eingewanderten Deutschen den Hauptbestandtheil der Katholiken darstellen, zeigten sich hier rasch von der socialistischen Bewegung angesteckt. Es erhoben sich die „Ritter der Arbeit" und Mr. Henry George ward der Sprecher einer Partei, welcher bald die immense Mehrheit der nordamerikanischen Arbeiterwelt zufiel. Ein Theil der amerikanischen Bischöfe war beängstigt und wünschte durch Erzielung einer Verurtheilung der George'schen Principien ihre katholische Bevölkerung vor der Ansteckung zu bewahren. Rom war auf dem Punkt, diese Lehren George's zu verurtheilen, als der hervorragendste Prälat der amerikanischen Kirche, Cardinal Gibbons, Erzbischof von Baltimore, dazwischen trat und durch seine Intervention beim hl. Stuhl die Verurtheilung verhinderte. Auch der Cardinal Manning ergriff, wie wir seinerzeit gesehen haben, Partei für George. Gibbons' Verhalten ist in Europa einer sehr scharfen Kritik unterzogen worden; hier in Amerika urtheilt man anders darüber. Die Kirche hat hier keine Stütze in dem Adel, der nicht existirt, noch in der Beamtenhierarchie, die man hierzuland nicht kennt, noch in der Classe der Arbeitgeber, die meist emporgekommene und religionslose Geldprotzen sind — man muß nicht vergessen, daß nach den wahrscheinlichsten Berechnungen überhaupt nicht bloß, wie Döllinger 1860 berechnet hat, die Hälfte aller Erwachsenen in Amerika keiner religiösen Gemeinschaft angehört, sondern heute wohl zwei Drittel aller Bürger der Vereinigten Staaten wenn nicht durchaus religionslos sind, so doch jeder kirchlichen Gemeinschaft und also auch der katholischen

Digitized by Google

fern stehen. Letztere hat ihre Anhänger hauptsächlich unter den kleinen Leuten, welche seit einem Jahrhundert aus Irland, Deutschland, Italien eingewandert sind. Aus ihnen recrutirten sich ausschließlich die Knights of labour, und wenn, sagt man hier allgemein, die katholische Hierarchie sich gegen sie ausgesprochen hätte, so hätte sie sich mit dem einzigen Element überworfen, auf welches sie in den Vereinigten Staaten rechnen kann und welches durch seine Beiträge den ganzen Apparat der kirchlichen Verwaltung trägt. Diese Argumentation ist gewiß richtig, sie erklärt vollkommen das Verhalten so kluger und geistvoller Männer, wie des Cardinals Gibbons und des Erzbischofs Ireland. Unterdessen sind aber diese Dinge weiter gediehen. Einestheils haben die „Knights of labour" Mr. George als zu gemäßigt über Bord geworfen; andrerseits ist Hr. Henry George in einen ostensiblen Gegensatz gegen den hl. Stuhl getreten. Bekanntlich hat Leo XIII. in der Encyklica vom 17. Mai 1891 (Rerum novarum) die sociale Frage behandelt, und zwar in einer Weise, welche nur im Grunde einfach das auseinandersetzte, was der Katechismus jedem Christen von jeher gesagt hat. In dem Satze der Encyklica, „mit Recht habe die Menschheit immer im Naturgesetz die Grundlage für den Sonderbesitz und für die Theilung der irdischen Güter gefunden" und sie habe „durch ihre praktische Anerkennung Jahrhunderte hindurch das Eigenthumsrecht sozusagen geheiligt als einen Ausfluß der Weltordnung und als eine Grundbedingung friedlichen Zusammenlebens", mußte Henry George eine Kritik seines Systems erkennen, und so setzte er der Encyklica seinen offenen Brief an Papst Leo XIII. zur Erlösung aus socialer Noth (The Condition of Labour, deutsch Berlin 1893) entgegen, in welcher Schrift er seine Theorie am klarsten auseinandersetzt. Er erklärt darin, daß er und die Seinigen ein Recht auf privates Eigenthum am Erdboden nicht gelten lassen, dagegen bereit sind, ein Recht auf privaten Besitz und private Benutzung von Grund und Boden zuzugestehen. Die Anhänger der single tax, wie sie sich nennen, stellen sich nicht die, wie sie selbst zugeben, ganz unmögliche Aufgabe, das Land in gleiche Theile zu zerstücken und es so vertheilt zu halten; sie machen vielmehr den Vorschlag, den Grund und Boden in persönlichem Privatbesitz zu belassen, mit der vollen Freiheit des Besitzers, denselben zu verschenken, zu verkaufen oder zu vererben; sie wollen nur eine Grundsteuer erheben, welche dem jährlichen Pachtwerth des ererbten Bodens gleichkommt, ohne daß dabei die Art und Weise seiner Verwendung, noch seiner Bebauung und Verbesserung in Anschlag gebracht wird. Diese Grundrentensteuer würde nach der Ansicht Mr. George's für alle Bedürfnisse von Staat und Gemeinde genügen, so daß man gleichzeitig sämmtliche Steuern auf die Arbeitsproducte und auf die Erwerbsthätigkeit erlassen könnte — Steuern, welche er, weil sie an dem Lohne der Arbeit zehren, für Verletzungen des Eigenthumsrechtes hält.

George hat nicht ermangelt, dieser seiner Theorie eine religiöse Grundlage zu geben, für welche er sich auf die Conclusionen des Bischofs von Menth berufen konnte: „Es war Gottes völlig freier Wille, der uns erschuf, aber indem er uns erschaffen, hat er sich durch diese That verpflichtet, uns mit den nöthigen Existenzmitteln zu versehen (!). Das Land ist die einzige Quelle derselben, welche wir jetzt kennen. Der Grund und Boden ist daher in jedem Lande gemeinschaftliches Eigenthum seines Volkes, weil sein wirklicher Eigenthümer, der Schöpfer, welcher denselben erschaffen, ihn den Menschen als eine freiwillige Gabe überlassen hat. Terram autem dedit filiis hominum. Dieweil nun aber jeder Einzelne ein Geschöpf und ein Kind Gottes ist, und dieweil alle seine Geschöpfe gleich sind in seinen Augen, so wäre jede Vertheilung des Grundes und Bodens eines Landes, welche auch nur den Antheil des letzten Menschen von dem gemeinsamen Erbe ausschließen wollte, nicht nur eine Kränkung und eine Ungerechtigkeit für denselben, sondern sie würde außerdem ein gottloser Widerstand gegen die wohlwollenden Absichten des Schöpfers sein."

Wir wissen nicht, was Se. Heiligkeit zu dieser sonderbaren Argumentation gesagt hat, welche natürlich auch jedem Kirchenbesitz noch viel gründlicher als einstmals die Theorien der Franciscanerspiritualen den Boden unter den Füßen wegzieht; die amerikanischen Prälaten sind seither, wie es schon Manning in seinen letzten Jahren gegangen war, entschieden kühler gegen die George'schen Tendenzen geworden, die übrigens auch dem Grundzug des angelsächsischen Wesens und damit dem eigensten Element derjenigen Bewegung widerspricht, welche in den letzten Jahren mehr und mehr in den Vordergrund trat nnd um welche sich die Kämpfe des heutigen Tages drehen. Diese Bewegung ist die amerikanistische, im Gegensatz zu dem fremden Wesen, welches die stricten Amerikaner durch die Einwanderung, vornehmlich der Deutschen, in die Vereinigten Staaten und insbesondere in die kirchlichen Angelegenheiten hineingetragen sehen. Dieser Gegensatz hat sich vor allem auf dem Gebiet der Schule bedeutsam erwiesen; er hat eine principielle, er hat auch persönliche Seiten. In Deutschland hat man gemeinhin angenommen, die im Herbst erfolgte Absetzung des Rectors der katholischen Universität zu Washington, des geistvollen und hoch verdienten Bischofs Keane, sei eine Concession an die deutsche Einwanderungspartei und ein Schlag für den bisher von dem apostolischen Stuhl und dessen Legaten, dem jetzigen Cardinal Sattoli, begünstigten Amerikanismus. Wir werden in unserm nächsten Briefe zum erstenmal eine authentische Darlegung der Vorgänge geben, welche zu dem Rectoratswechsel in Washington geführt haben: man wird sehen, daß auch in diesem Punkt die öffentliche Meinung bei uns absichtlich in die Irre geführt worden ist. Man wird noch etwas anderes sehen. Die vollständige Trennung von Staat und Kirche, wie sie in der die Kirche absolut ignorirenden Verfassung der Vereinigten Staaten vorgesehen ist, ist lange Zeit von unsern Doctrinairs als das Non plus ultra politischer Weisheit und als das sicherste Unterpfand einer gesunden Entwicklung, so des staatlichen wie des religiösen Princips, gepriesen worden. Die Ausgestaltung des kirchlichen Wesens in Nordamerika hat schon jetzt, nach hundert Jahren, diese kirchenpolitische Weisheit vollkommen ad absurdum geführt. Sie hat gezeigt, daß das ganz sich selbst überlassene Kirchenwesen nicht imstande war, die Gefahren zu vermeiden, denen es in der alten Welt seine Entartung verdankte, daß dafür aber andere Gefahren sich eingestellt haben, denen gegenüber das amerikanische Staatswesen mit seinem absoluten Freiwilligkeitsprincip, mit der durch die Verfassung vom 17. September 1787 und das Amendement vom 15. Dec. 1791 garantirten völligen Freiheit der Religionsgenossenschaften von jeder Einmischung oder Aufsicht des Staates sich durchaus rath- und hülflos sieht. Das ist das Ergebniß der kirchlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert; das zwanzigste wird als Corollar zu dieser Beobachtung den Nachweis zu bringen haben, ob die Union aus der durch die absolute Trennung von Staat und Kirche sich ergebenden Situation kraft ihres Freiheitsprincips einen guten Ausgang finden, oder ob es sich auch hier bestätigen wird, daß die angebliche Panacee des philosophischen Doctrinarismus, wie er im Zeitalter Rousseau's und Franklins die Köpfe erfüllte, eine Medicin ist, die, so wohlschmeckend sie erscheint, auf die Dauer von keinem Staatswesen vertragen wird.

SPECTATOR.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. S. „Stephan Ludwig Roth. Sein Leben und seine Schriften. Von Franz Obert, Stadtpfarrer in Kronstadt. Zweite Band: Stephan Ludwig Roths Schriften." Wien, Karl Graeser 1896, gr. 8. IV und 337 S. — Unter Hinweis auf unsern Artikel über den siebenbürgisch-sächsischen Volksmann und Märtyrer Stephan Ludwig Roth in dieser „Beilage" zur Allg. Ztg. (1896, Nr. 270 und 271) führen wir an, daß ein daselbst angekündigte Herausgabe der Schriften Roths mittlerweile erfolgt ist. Die Schriften Roths sind an der Zahl und im Umfang nur bescheiden; es sind im ganzen zehn Aufsätze von größerer oder geringerer Ausdehnung, welche hier diesen mäßigen Band von 337 Seiten füllen. Allein trotz dieser äußeren Bescheidenheit und Armuth diesen diese „Schriften" einen seltenen Reichthum von Ideen, an gesunden Gedanken, wichtigen Beobachtungen und Klugen, heilsamen Vorschlägen. Es ist vorwiegend das Feld der geistigen, sittlichen und wirthschaftlichen Reform, auf welchem Roth mit der Schärfe seines Geistes, oft auch mit ätzender Kritik, mit Spott und Humor sich bewegt. Seine Sprache ist stets lebhaft, schlagkräftig, von volksthümlicher, zuweilen hinreißender Beredsamkeit, durch eine Fülle geistreicher Bilder und Vergleiche gewürzt. Mag vieles von dem, was Roth hier angreift und tadelt, heute nicht mehr vorhanden sein, mögen seine Rathschläge in manchen Punkten überholt, verändert oder längst ausgeführt erscheinen, so bleibt dennoch ein Schatz fruchtheingender Anregungen übrig und auch das nicht mehr Zeitgemäße wirkt belehrend, da es zeigt, mit welch prophetischem Blick Roth in die Zukunft geschaut hat. Von seinen Idealen ist vieles erfreuliche Wirklichkeit geworden; aber auch von seinen ernsten Befürchtungen hat sich gar manche erfüllt. Wer die patriotische Schutzschrift: „Der Sprachkampf in Siebenbürgen" vom Mai 1842 liest, der erkennt mit aufrichtiger Bewunderung, daß hier ein einfacher sächsischer Dorfpfarrer auch in der Tagespolitik das Richtige vorausgesehen hat. Diese Schrift besitzt noch für die Gegenwart aktuelle Bedeutung, denn sie enthält unvergängliche Wahrheiten. Daß man diese Schrift dem Manne zum Verbrechen machen konnte, zeigt mehr als alles von der haßerfüllten Verblendung und feindseligen Leidenschaft im Nationalitätenstreite der Jahre 1848/49. Ist es aber in der Gegenwart um vieles besser geworden? Die täglichen Erscheinungen und Thatsachen sprechen nicht dafür. Roth schloß seine Schrift mit dem Psalmwort: „Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen." Um diese ironischen Sentenz willen wurde er des Landesverrathes beschuldigt und hingerichtet! Die „Schriften" Roths sind schon jetzt eine beliebte Hauslectüre der Siebenbürger Sachsen und es steht zu hoffen, daß sie dies auch in Zukunft sein und bleiben werden. Denn es müßte schlimm werden um die Existenz dieses Volkes, wenn es sich von dem geistigen Erbe dieses Mannes abwenden oder dasselbe auch nur vernachlässigen würde. Durch die handliche und wohlfeile Ausgabe der „Schriften" Roths ist deren allgemeine Verbreitung sehr erleichtert, und wir schmeicheln uns mit der Hoffnung, daß auch außerhalb des kleinen Kreises auf dem siebenbürgisch-sächsischen Königsboden Stephan Ludwig Roths „Schriften" Leser und Anerkenner finden werden. Der Herausgeber und sein Verleger haben sich um das Siebenbürger Sachsenvolk dauernde verdient gemacht. Für weitere Kreise wäre es allerdings wünschenswerth gewesen, wenn Hr. Stadtpfarrer Obert die einzelnen Schriften mit erläuternden Einleitungs- und Begleitworten versehen hätte. Dem Nicht-Siebenbürger ist vieles schwer verständlich oder ganz fremd; ja auch der Einheimische von heute kennt die Zustände, Verhältnisse und Einrichtungen vor fünfzig Jahren meist nur vom Hörensagen und vermag ohne Anleitung sich kaum zurechtzufinden.

* Unter der Ueberschrift: „Vom physikalischen Institut der Universität Bonn" bringt die „Köln. Ztg." folgende Mittheilung: „Der Director des physikalischen Instituts, Professor Dr. Kayser, erkrankte vor einigen Wochen anscheinend an Influenza. Nunmehr ist aber festgestellt, daß die Krankheit nur eine eigenthümliche Infection zurückzuführen ist, die durch die hygienisch sehr mangelhaften Zustände des Instituts hervorgerufen ist. Derselben Krankheit, die bei Professor Kayser glücklicherweise nur in leichter Form auftritt, ist sein Vorgänger, der berühmte Physiker Hertz, erlegen. Aehnliche Erscheinungen, gleichfalls leichterer Form, sind bei dem Assistenten des Professors Kayser im Sommer vorigen Jahres aufgetreten und haben diesen veranlaßt, die Wohnung im Institut aufzugeben. Eine Commission von Aerzten hat nunmehr das Institut untersucht und ist zu dem Schlusse gekommen, daß thatsächlich der Zustand desselben gesundheitsgefährlich sei. Schon früher, nach dem Tode von Hertz, sind ähnliche Bedenken laut geworden, ohne daß man behördlicherseits sich entschließen konnte, die alten Räume gänzlich unbenutzbar zu machen. (!) Nur einige Umbauten sind vorgenommen worden, die aber, wie das Beispiel zeigt, nicht den gewünschten Erfolg gehabt haben. Es steht zu hoffen, daß jetzt radical vorgegangen und ein sowohl den Ansprüchen der Hygiene als den Bedürfnissen der modernen Wissenschaft entsprechendes Institut für die zweitgrößte preußische Universität geschaffen werde. Denn nach in letzterer Beziehung genügen die alten Räume (ein Seitenflügel des alten kurfürstlichen Schlosses, das jetzt die Universität bildet) nicht einmal den allerbescheidensten Anforderungen." Man kann diese Zeilen nicht ohne die tiefste Erschütterung lesen: Heinrich Hertz, der einzige Genius ersten Ranges in der jüngeren Generation unsrer Naturforscher, im 37. Lebensjahr zum Opfer gefallen einem erst kurz zuvor (!) an durchaus nervenreicher Stelle frischsinnig aufgeführten staatlichen Bau! Man stellt nach seinem Tode die mörderische Natur dieses Baues nunmehr fest, will aber doch noch lieber mit der Abhülfe warten, bis sich etwa neue Unglücksfälle ereignet haben! Wie dies geschieht, hilft es auch jetzt bloß quietistisch: „es steht zu hoffen, daß jetzt radical vorgegangen werde"! Wie unsrerseits fragen erstaunt, ob die Bonner Universität unter preußischer oder unter türkischer Verwaltung steht. (D. Red.)

* **München**, 1. März. Die Universität Freiburg i. B. holte als Nachfolger des nach Heidelberg berufenen Nationalökonomen Prof. Max Weber die HH. Sombart in Breslau, E. J. Fuchs in Greifswald und Walther Lotz in München in Vorschlag gebracht. Die bairische Regierung berief in erste Linie Professor Lotz. Es ist ihrer den vereinten Bemühungen der Facultät und Senat beim kgl. Cultusministerium gelungen, die hiesige Universität vor dem drohenden Verluste zu bewahren. Se. kgl. Hoh. der Prinz-Regent hat soeben die Ernennung des Prof. Lotz zum Ordinarius vollzogen. Die Ernennung gewinnt an persönlicher Bedeutung, indem sie mit dem Hochzeitstag des vortrefflichen Gelehrten und Lehrers zusammenfällt.

H. Z. **München.** Geographische Gesellschaft. In der allgemeinen Versammlung vom 25. Februar hielt Professor Dr. J. M. Sepp einen Vortrag über Kreta und die Kretäer. Der erste Vorsitzende, Prof. Günther, begrüßte den Redner mit der Versicherung, daß er es als die Aufgabe der Geographischen Gesellschaft betrachte, nach actuelle Fragen der „politischen Geographie" in den weiten Bereich unsrer wissenschaftlichen Erörterungen zu ziehen, wenn sie von sach- und landeskundiger Seite wie in diesem Fall nun einem ergrauten Kenner des Orients behandelt würden. Professor Oberhummer gab hierauf eine kurze Schilderung des über Kreta vorhandenen Kartenmaterials, aus dem er besonders die von Capitän Spratt 1852 aufgenommene und vom Hydrographic Office in London 1862 publicirte Land- und Seekarte hervorhob. Zugleich hatte der *σύλλογος πρὸς διάδοσιν τῶν Ἑλληνικῶν γραμμάτων* in Athen seine beiden vorzüglichen Wandkarten des Hellenismus zur Zeit Alexanders des Großen und im byzantinischen Mittelalter gesandt, die zwar von H. Kiepert entworfen sind, aber im nicht griechischen Europa zu den größten Seltenheiten gehören. Hierauf ergriff Hr. Sepp das Wort und gab zunächst ein Bild von der Schönheit der Cykladen und ihrer „vom Himmel ins Meer gefallenen Perle", der gebirgigen Kandia. Schon Apollodor führte den Namen der mit Cypern denselben Breitegrad, doch nicht dasselbe Klima theilenden Insel auf die schöne Mischung der Luft, *Κρήτη παρὰ τὸ εὖ κεκρᾶσθαι τὸν περὶ τὴν νῆσον ἀέρα*, zurück. Von Hippokrates wurde sie den Aerzten zur Cur empfohlen, und der beste Kenner der Insel, der strenge Reisende Sadoly, pries das Klima der „Insel der Seligen" (*Μακαρόνησος*) als das schönste und gesündeste der ganzen Welt. Selbst nicht der höchste Berg, der Ida, trägt ewigen Schnee und niemals sinkt das Thermometer unter + 4° C. Charakteristisch für die Zugehörigkeit dieses insulaten Querriegels des Archipels zum nördlichen Festlande ist die kritisch viel besprochene Stelle bei Strabo X, 4: „Nachdem wir zuerst die Inseln um den Peloponnes, sowohl die übrigen als besonders jene in und vor dem Korinthischen Busen durchgegangen haben, müssen wir sofort auch von Kreta sprechen; denn auch diese gehört zum Peloponnes." Alles, was wir aus Sage und Geschichte über Kreta hören, weist auf den Zusammenhang mit dem Mutterlande. Die Gesetzgebung des Minos wiederholt sich in Sparta, Dädalos' Kunst wandert von Athen nach Knossos und von Kreta zurück nach Attika. Ephemenus zieht mit

den homerischen Helden nach Troja, unter den „hundert Städten“ der gesegneten Insel, die selbst dem Zeus zur Geburtsstätte auserlesen wurde, waren die meisten Colonien der Dorier. Kreta war neben Lesbos ein Hauptausgangspunkt der griechischen Musik, speciell der Orchestik. Von Kreta verbreitete sich dann der religiöse Tanz und Gesang nach Delphi und Sparta; nach Delphi brachte ihn in alter Zeit der kretische Sänger Chrysothemis, nach Sparta Thaletas aus Gortyn. Epimenides entsühnte durch seine Gesänge Athen vom kylonischen Frevel. Seit der dorischen Eroberung hat Kreta bis zum Verluste seiner Selbständigkeit niemals wieder einen Einheitsstaat gebildet; gleich dem „Mutterlande“ zerfiel es in ein Aggregat von einzelnen, neben einander bestehenden Städtestaaten, welche ihr eigenes Gebiet, ihre eigenen Beamten, ja sogar ihren eigenen Kalender besaßen, ihre eigenen Münzen prägten, unter einander und mit dem Auslande Krieg führten und Verträge abschlossen. Diese unbegrenzte Freiheitsliebe und die unvergleichlich zentrale Lage im Mittelmeere hatte freilich auch ihre Schattenseiten. Einerseits schossen sich die Kreter von dem directen Antheil an dem Gange der antiken Weltgeschichte aus, obwohl gerade ihre Schleuderer und Bogenschützen die meisten Schlachten schlugen und entschieden — die „Kreth’i“ waren die Schweizer des Orients —, aber andrerseits waren sie im Seeraub die Nachfolger der Tyrrhener; so fielen sie im Seeräuberkriege unter die Herrschaft der Römer. Wie ein Hohn auf die Gegenwart klingt es, wenn Strabo (a. a. O.) schreibt: „Der kretische Gesetzgeber scheint den Verfassungen der Städte als größtes Gut die Freiheit untergelegt zu haben; denn sie allein macht die Güter erst zum Eigenthum ihrer Besitzer; Güter in Knechtschaft gehören den Herrschern, nicht den Beherrschten.“ Der Apostel Paulus, der das herbe Urtheil des Epimenides nach Kallimachos über ihre Landsleute nachspricht, hat vor Kreta Schiffbruch gelitten, aber dennoch den „lügnerischen“ Kretern seinen Lieblingsjünger Titus zum Bischof gegeben. Seitdem erblühte in oströmischer und byzantinischer Zeit die christliche Religion in hundert Kirchen und Capellen, in tausenden von Hymnen und Gesängen. Kreta nimmt in der byzantinischen Literaturgeschichte einen breiten Raum ein, die Volkslieder aus neuerer Zeit hat Jnanarakis gesammelt und herausgegeben; aber gerade diese bilden einen lebenden Commentar zur Leidensgeschichte der Insel. Diese begann, als die Byzantiner den Venetianern und diese unter Morosini den Türken 1645 das Feld und die reich bewaldete, fruchtbare Götterinsel räumten. Aber auf den Bergen wie an der Küste blieb die glaubensstarke Bevölkerung selbst unter dem Zwange des Jslam griechisch. Mit der Zeit der griechischen Befreiungskriege, die auch das verlassene Kriti aus dem Schlafe rissen, hab für das viel begehrte Paschalik das Uebermaß der Leiden an, das Jahrhundert der Aufstände und ihrer wiederholten Niederwerfung. Die Jahre 1821, 1841, 1866 und 1886 sind die blutigen Marksteine auf diesem Wege. Vergebens machte König Ludwig I. von Bayern für seinen Sohn Otto die Angliederung der Insel an das neu geschaffene Königreich zur unerläßlichen Bedingung. (Der Schluß des Vortrags lief nach dem uns gütig eingelieferten Bericht auf die Forderung Kreta's für das Königreich Griechenland hinaus. Von „politischer Geographie“ ist hier nicht mehr die Rede, vielmehr höchstens von geographischer Politik. Ob die Münchener Geographische Gesellschaft eine solche Politik, die dem Völkerrecht, dem Weltfrieden und dem einmüthigen Willen der Großmächte zuwiderläuft, im Ernst zu der ihrigen machen wollte, müssen wir dahingestellt sein lassen; die Politik der Allgemeinen Zeitung ist das jedenfalls nicht und noch weniger hat es mit den Interessen der Wissenschaft zu thun, denen diese Beilage dient. D. Red.)

* **Göttingen.** Der Assistent im agriculturchemischen Laboratorium des hiesigen landwirthschaftlichen Instituts Dr. Raae ist an die kgl. bayerische Station für Nahrungsmitteluntersuchung in München berufen worden.

* **Berlin.** Der Assistent am kgl. Museum Dr. phil. Winnefeld, früher Professor der classischen Archäologie an der Akademie zu Münster, ist als Privatdocent in den Lehrkörper der hiesigen Universität eingetreten.

* **Groningen.** Zum Nachfolger des Gynäkologen Sänger ist Professor A. Wöderlein, bisher Extraordinarius in Leipzig, berufen worden.

* **Wien.** Dr. Emil Bloch, der Demonstrationen mit Röntgenstrahlen veranstaltet, hat dieser Tage an der Mumie einer jungen Aegypterin die den modernen Fälschungen gegenüber bisweilen erwünschte Echtheitsprobe vorgenommen. Er hat die Mumie, die sich im Besitz des bekannten Sammlers Graf befindet, mit X-Strahlen photographirt und der Redaction der „N. Fr. Pr.“ das Bild gezeigt. „Man sieht,“ so schreibt das Blatt, „daß die Strahlen die große Menge von Leinwand, welche fest um den Körper gewickelt ist, durchdrungen haben, und erblickt scharf und deutlich nur das Knochengerüst, während der Kopf verschwommen auf die Platte gekommen ist. Der zarte Bau der Rippen zeigt, daß in der Mumie der Körper eines etwa 16jährigen Mädchens steckt, einzelne dunkle Punkte zwischen den Rippen deuten wohl die Amulette an, welche die Aegypter ihren Todten auf die Brust legten.“

* **Wien.** Am 26. Februar starb hier im 72. Lebensjahr Hofrath Dr. Joseph Kolbe, seit 1854 fast 40 Jahre lang Professor der Mathematik an unserer Technischen Hochschule. Er veröffentlichte mathematische Abhandlungen in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften und hat auch als Meteorolog schriftstellerisch gearbeitet. Den Behörden lieferte er zahlreiche Berichte und Gutachten didaktischen und versicherungstechnischen Inhalts.

y. **Dorpat.** Am 16. Februar verstarb hier der Astronom Geheimrath Wilhelm v. Ddellen. Geboren in Mitau (Kurland) am 13. April 1820, studirte er in Dorpat Astronomie, wurde schon mit 20 Jahren Assistent Mädlers und interimistisch Observator an der hiesigen Sternwarte. Im Jahre 1844 wurde er an die Sternwarte zu Pulkowa bei Petersburg berufen, wo er bis zum Jahre 1890 als Mitarbeiter des berühmten Otto Wilhelm Struve thätig war. Neben der wissenschaftlichen Forschung, deren Früchte er in den Veröffentlichungen der Pulkowaer Sternwarte niederlegte, widmete er seine Kraft dem Beruf als akademischer Lehrer, indem er als Professor den nach Pulkowa abgeordneten Generalstabsoffizieren Vorträge hielt. Zugleich verwerthete er seine Kenntnisse für die Praxis als berathender Astronom des Ministeriums. Der nautischen Astronomie wandte er auch in der letzten Zeit seines Lebens seine wissenschaftliche Arbeit mit besonderer Vorliebe zu. Noch nach seiner Emeritur erschien seine durch neue Gesichtspunkte hervorragende Schrift „Anfrul zur Umgestaltung der nautischen Astronomie“ 1893 und 1896. Eine vornehme Gelehrtenerscheinung, paarte er mit diesem wissenschaftlichen Ernst eine gewinnende Liebenswürdigkeit. Seiner „alma mater“ hing er mit dankbarer Treue an, was er durch die Uebersiedelung nach dem einstigen Dorpat bewies, um hier seinen Lebensabend zu beschließen. — Zum Nachfolger des aus seinem Amt scheidenden Professors der Pharmakologie Kobert ist der bisherige Assistent am pharmakologischen Institut zu Moskau Dr. Tschirminski ausersehen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Grundlagen der Nationalökonomie.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende.

Von

Wilhelm Roscher.

Zweiundzwanzigste vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von Robert Pöhlmann.

Mit Roschers Bildnis.

Preis geheftet 11 Mark. In Halbfranz gebunden 13 Mark.

Die 22. Auflage dieses Buches ist die erste, welche nach Raschers Tode erscheint. Der Herr Herausgeber hielt es für seine Aufgabe, die Brauchbarkeit des Buches dadurch zu erhalten, bezw. zu erhöhen, daß er überflüssig Gewordenes beseitigte, das historische und statistische Material ergänzte und das selbständige Weiterforschen durch Hinweise auf die neueste Literatur oder deren Resultate ermöglichte — alles unter sorgfältiger Schonung der Eigenart des Werkes, auf der in dessen Wert und kulturgeschichtliche Bedeutung beruht.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. (3326)

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 2. März. Nummer 49.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ein Jahrhundert der Nigerforschung. I. — Die Baukunst Frankreichs. Von H. Semper. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein Jahrhundert der Nigerforschung.

I.

H. S. Im Juli des Jahres 1796 entdeckte der schottische Arzt Mungo Park den oberen Niger[1]) bei der Stadt Segu; im October des Jahres 1896 erreichte der französische Schiffslieutenant Hourst nach einer verdienstvollen Fahrt den Niger von Timbuktu abwärts die Küste: damit ist — ein Jahrhundert, nachdem sie begonnen — die Nigerforschung zu einem gewissen Abschluß gelangt. Die von Hourst befahrene Strecke des großen Stromes, der Mittel- und Unterlauf, war zwar nirgends mehr gänzlich unbekannt; die Fahrt als Reiseleistung aber, sowie der anscheinende Werth der dabei gewonnenen Resultate rechtfertigen es, wenn wir hier, gerade aus Anlaß der Hourst'schen Expedition, einer Säcularerinnerung der Afrikaforschung nachgehen.

Auch im Gang der älteren Entdeckungsgeschichte Afrika's läßt sich eine gewisse Planmäßigkeit nicht verkennen. Obwohl es freilich kaum angängig ist, die einzelnen Perioden nach den gerade vorherrschenden Zielen scharf zu trennen und die Erforschungsgeschichte des dunklen Welttheils in Ober- und Unterabtheilungen zu zergliedern, um sie sozusagen in Paragraphen zu zwängen, so haben doch gewisse Probleme Jahrzehnte lang im Vordergrunde des Interesses gestanden und wenn auch bei weitem nicht die ganze Kraft der Pioniere, so doch einen erheblichen Theil davon auf sich concentrirt. In diesem Sinne kann man wohl von einer Geschichte des Nigerproblems, der Nil- und Congofrage reden. Das älteste und stets populärste war das Nilproblem; da man seine Lösung aber für ganz besonders schwer hielt, so kam es erst dann an die Reihe, nachdem die scheinbar leichter zu bewältigende Nigerfrage im großen und ganzen erledigt war. Die Entdeckung und Erforschung des Niger war die Hauptaufgabe der im Jahre 1788 gegründeten afrikanischen Gesellschaft in London (Association for promoting the discovery of the interior parts of Africa); ihr bedeutendster Pionier, der schon genannte Mungo Park, legte eine gewaltige Bresche in das unbekannte Innere hinein und sah als erster Europäer den Oberlauf des geheimnißvollen Stromes, dessen Erforschung er dann sein Leben weihte und opferte.

Die uns heute geläufigen Namen von Flüssen, Seen und Staaten des Sudan waren auch vor hundert Jahren zum nicht geringen Theil schon wohl bekannt; man studirte gründlich die Schriften der alten arabischen Geographen und Reisenden, namentlich des Leo Africanus, und verwerthete die daraus geschöpften Kenntnisse zu sonderbaren Conjecturalkartengebilden, in denen der Niger die wichtigste Rolle spielte. Am Südrande der Sahara entlang floß er auf jenen Karten von West nach Ost. Ihn nach der westafrikanischen Küste hinzuleiten, getraute man sich jedoch nicht; er mündete entweder in einen Binnensee, den See von Bornu, oder auch wohl in den Nil. Und auch die Resultate der ersten Park'schen Reise von 1795—1797 änderten daran zunächst noch wenig, wie ein Blick auf die von Rennell construirte Karte zu seinem Reisewerke lehrt. — Park kam nach Ueberwindung furchtbarer Schwierigkeiten nach Segu, der bekannten großen Stadt am oberen Niger; er ging diesen ein Stück abwärts, über Sansanding hinaus bis Silla, wo die charakteristische Versaserung des Hauptstromlaufs beginnt, die sich bis Timbuktu fortsetzt. Krank und gänzlich mittellos mußte dann Park in Silla am 30. Juli 1796 umkehren; er verfolgte auf der Rückreise noch den Strom aufwärts bis Bammaku und wandte sich von da wieder zur Küste, zum Gambia. Das Nigerstück, das er recognoscirt hatte, war etwa 450 km lang und hatte eine West(südwest)-Ostnordostrichtung. Er berichtet, daß „Dschinneh zwei Tagereisen von Silla (abwärts) auf einer (von zwei Nigerarmen gebildeten) Insel liegt und zwei Tagereisen weiter der Fluß sich zu einem See, genannt Dibbih (Deboeh) oder der schwarze See, ausbreitet. Zwölf Tagereisen hinter (abwärts) Dschinneh liegt Timbuktu und elf Tage davon Haussa“, worunter Park ein einziges Reich versteht. Die Kartographen in der Heimath zeichneten also den nun bekannten Theil des Nigerlaufes ein und ließen den Strom in östlicher Richtung weiter in unbekannte Fernen fließen. Wo ungefähr die Quelle zu suchen, wußte man jetzt.

Im Januar des Jahres 1805 trat Park seine zweite Reise an. Vom Gambia aus erreichte er im August den Niger bei Bammaku, wo er ihn vor neun Jahren verlassen, und in einem Boot trat er nun seine berühmte Nigerfahrt an, auf der er bis Bussang (2300 km abwärts, unter 10° n. Br.) gelangte. Er hatte also den ganzen Nigerbogen verfolgt. Leider sollte es Park nicht vergönnt sein, sein gewaltiges Werk zu krönen und die nun verhältnißmäßig nahe Mündung zu gewinnen; denn unterhalb Bussang ertrank im Jahre 1806 (?) der Reisende, dessen That in der Entdeckungsgeschichte der Erde einzig in Orellana's Zug den Amazonas hinab und in Stanley's großer Congofahrt an Kühnheit und Erfolg ihresgleichen findet. Der Name Bussang wurde erst nach mehreren Jahren aus dem Tagebuche eines geretteten schwarzen Dieners Parks constatirt, über die Richtung des Stromlaufs aber, sowie über die Lage jenes Ortes gab dieser Bericht keinen sicheren Aufschluß.

Noch bevor Park von seiner ersten Reise heimgekehrt, hatte die Afrikanische Gesellschaft einen zweiten Pionier ausgeschickt, den Deutschen Hornemann, dessen Ziel ebenfalls die Lösung des Nigerproblems war. Hornemann war kaum weniger erfolgreich, aber auch ebenso unglücklich wie Park. Mehrere Jahre bedurfte es zunächst, ehe es ihm gelang,

[1]) Wir halten hier an dem Namen Niger, der durch langjährigen Gebrauch gewissermaßen geheiligt, fest, obwohl unser Strom kaum der Niger der Alten ist. Neuerdings bürgert sich die Bezeichnung Nigir ein, die vielleicht richtiger. Die einheimischen Namen des Flusses sind zahlreich (u. a. Dscholiba, Quorra, Issa).

von Aegypten fortzukommen und auf gefahrvollem Zuge über die bisher unbekannten Oasen Siwah und Audschila als erster Europäer Murfuk und Fessan zu betreten. Hier überschritt er dann im April 1800 die Schwelle der geheimnißvollen zentralen Wüste. Hornemann blieb seitdem verschollen; erst nach Jahrzehnten vermochte man seine Spuren zu verfolgen, und es stellte sich heraus, daß er den Tschadsee entdeckte, Bornu betrat und die Haussastaaten bis zum Niger durchzog, den er etwa bei Nabba (9° n. Br.) erreicht haben wird. Im Jahre 1802 oder 1803 ist der deutsche Forscher in Bokane in der neuerdings viel genannten Landschaft Nupe an der Dysenterie verstorben — nur eine kurze Strecke vom Endpunkte der Stromfahrt Parks entfernt. Wie letzterer der Entdecker des oberen Niger, so war Hornemann der Pfadfinder zum Unterlauf desselben; aber die Ergebnisse der glänzenden Entdeckungsreise des Deutschen gingen ebenso verloren wie die des Schotten. Infolge dessen hat man jenen bald vergessen und ihn auch später nie nach Verdienst gewürdigt. Parks und Hornemanns Arbeit mußte daher noch einmal gethan werden. Der Nigerlauf blieb vorläufig unbekannt und offen jeder Hypothese.

Schon im Jahre 1802 hatte ein Deutscher namens Reichard die richtige Vermuthung ausgesprochen, der Niger münde als Formosafluß (heutige Nunmündung) in der innersten Ecke des Busens von Guinea. Der Umstand jedoch, daß Reichard einer Nation angehörte, deren Betheiligung am Werke der Afrikaforschung bis dahin gleich Null war, ließ diese Anschauung den Engländern überhaupt nicht discutabel erscheinen — vielleicht war sie ihnen auch nicht einmal bekannt geworden. Manche hielten den Congo für den Ausfluß des Niger; andere nahmen nach wie vor an, er gehe zum Tschadsee oder zum Nil. Zu Beginn der 20er Jahre gewann nun aber doch endlich die der Wahrheit nahe kommende Vermuthung allen anderen gegenüber an Boden. Denham, Hornemanns Nachfolger und ebenfalls von der Afrikanischen Gesellschaft ausgesandt, gelangte auf dessen Route von Tripolis im November 1822 nach dem Tschadsee und von da mit seinem Begleiter Clapperton bis nach Sokoto, der Hauptstadt des großen Sultanats gleichen Namens. Es ergab sich, daß der Tschad keinen Zufluß von der wahrscheinlichen Bedeutung des Niger hatte, und andrerseits hörte Clapperton in Sokoto, daß dieser Strom im Westen südwärts ginge und in den Busen von Benin münde. Auch der Engländer Laing, der 1822, also etwa gleichzeitig, von der Sierra Leoneküste bis in die Nähe der Nigerquellen vordrang und auf Grund seiner Erkundigungen zu ziemlich richtigen Anschauungen über den Lauf des Stromes kam, meinte, daß er in den Meerbusen von Benin fließe. Beide, Clapperton wie Laing, hielten jedoch die Voltamündung (5° westlich vom Nigerdelta) für die des Niger. Daß der Volta aber nicht der Niger sein könne, war das Ergebniß einer zweiten Reise Clappertons (1825—1826), die ihn zusammen mit Richard Lander und Badagry an der Sklavenküste über den Unterlauf des Niger hinaus und wiederum nach Sokoto führte. Es stand nun fest, daß die Nigermündungen in dem flußreichen Küstengebiet zwischen Benin- und Biafrabai zu suchen seien. Daß übrigens europäische und amerikanische Sklavenhändler jene schon lange gekannt, ist wohl sicher; von diesen aber wurden die Geographen begreiflicherweise nicht ins Vertrauen gezogen.

Schon die nächste englische Expedition brachte nun völlige Klarheit über die Nigermündung. Richard Lander, der Begleiter Clappertons, ging im Jahre 1830 im Auftrage der Regierung noch einmal auf der alten Route von Badagry landeinwärts; er kam bei Jauri, etwas oberhalb Bussang, an den Niger und befuhr ihn stromabwärts bis zum Meere. Hier wurde er mit seinem Bruder zwar von den Eingeborenen gefangen und als Sklave verkauft, doch erlöste ein glücklicher Zufall die beiden Entdecker und sie kehrten im nächsten Jahre nach England zurück. Es war nun also festgestellt, daß der Niger in einem Delta in den Guineabusen mündet, gleichzeitig aber auch, daß er eine bequeme Wasserstraße tief ins Innere bilde. Die praktischen Engländer verfolgten daher energisch die glücklich gewonnenen Resultate der beiden Lander und ließen den Stromlauf noch in den ersten 30er Jahren durch Laird und Oldfield genauer untersuchen.

Mittlerweile hatte die geographische Welt auch über den Ober- und Mittellauf des großen Stromes, wohin seit mehr als zwei Jahrzehnten niemand mehr vorgedrungen war, neue Kunde erlangt. Laing hatte, wie oben berührt, schon einmal im Dienste der Nigerforschung einige Erfolge errungen. Auf einer zweiten Reise, die er im Jahre 1825 von Tripolis aus unternahm, wollte er von Norden aus den mittleren Niger entschleiern. Ihn lockte gleichzeitig ein anderes großes Ziel, die mit sagenhaftem Nimbus umgebene Wüstenhandelsstadt Timbuktu, die noch kein Forscher betreten hatte. Ueber Rhadames und Tuat durchquerte er die Wüste und gelangte in der That im nächsten Jahre (1826) glücklich nach Timbuktu. Er mußte die Stadt jedoch bald wieder verlassen und wurde dann im September zwischen Timbuktu und Araban ermordet — ein neues Opfer, das die Nigerforschung forderte. Von Laings Aufzeichnungen ist nichts gerettet. Einzelnes soll 1828 nach Rhadames zurückgekommen und dort verschwunden sein. Lenz berichtet (Timbuktu II, S. 93), daß in Araban im Jahre 1880 noch einige Effecten des Reisenden aufbewahrt wurden, darunter auch „geschriebene Bücher".

Nachrichten über den oberen Nigerlauf brachte bald darauf der Franzose René Caillié heim. Mit Rücksicht auf eine eventuelle spätere Bedeutung Timbuktu's für die damals noch wenig ausgedehnte französische Colonie am Senegal hatte die jüngst gegründete Pariser Geographische Gesellschaft einen Preis von 10,000 Francs für die Erreichung jener Handelsstadt ausgesetzt. Diesen Preis verdiente sich Caillié. Mit arabischer Sprache und Sitte vertraut, doch sonst ohne die für Forschungsreisen nöthige Vorbildung, ging Caillié zumeist in Begleitung einheimischer Handelskarawanen und in unscheinbarer Verkleidung 1827 von der Sierra Leoneküste westwärts ins Innere. Er passirte den oberen Niger (Dscholiba) etwa unter 10° n. Br. und kam nach schweren Mühsalen und nach bedeutenden Umwegen, die ihn in weitem, nach Norden offenem Bogen über Jinne und Tengrela führten, 1828 von neuem an den Niger und zwar bei der schon aus Parks Berichten bekannten Stadt Dschinneh. Im Boot fuhr er von hier den Niger 760 km weit abwärts bis Kubara, dem Flußhafen Timbuktu's. In Timbuktu hielt Caillié als armer Pilger sich einige Wochen auf und suchte sich über die Stadt, so gut es gehen wollte, zu informiren. Mit einer marokkanischen Karawane gelangte Caillié noch im selben Jahr mit vollständig vernichteter Gesundheit nach Tanger. Er erhielt den Preis, sowie ein Jahrgeld, und der bekannte Geograph Jomard, der Präsident der Pariser Geographischen Gesellschaft, gab sein Tagebuch und seine Karte heraus. Von vielen Seiten, namentlich aber von den Engländern, wurde die Glaubwürdigkeit Caillié's und seine ganze Reise in Zweifel gezogen, denn jenseit des Canals war man damals und noch viel später von der Anschauung durchdrungen, ein anderer als ein Engländer sei gar nicht imstande, in Afrika durchzukommen. Immerhin waren Caillié's Resultate, wenn auch in rein wissenschaftlicher Hinsicht ohne sonderliche Bedeutung, anerkennenswerth, und Heinrich Barth blieb es vorbehalten, die relative Zuverlässigkeit seiner Mittheilungen, wie die Thatsache selber zu bestätigen, daß ein Franzose in der Nigerforschung den

Digitized by Google

Briten hier wirklich den Rang abgelaufen. Die Franzosen haben das dem Deutschen Barth nie vergessen und stets neidlos in ihm den Heros der Afrikaforschung bewundert. Auf Caillié's Karte — daneben auf Barths Erkundigungen — beruhte noch bis vor einem Jahrzehnt die Zeichnung des Nigerlaufes zwischen Dschinneh und Timbuktu.

Alle die zahlreichen englischen Nigerexpeditionen von Parks erster Reise an dienten zwar zunächst der geographischen Forschung und der Feststellung des Nigerlaufs, und das gilt namentlich von den Unternehmungen der Afrikanischen Gesellschaft; bald aber trat diese zurück, und die englische Regierung erhob deren Aufgabe zu der ihrigen. Der Vorgang ist derselbe, wie er sich in der Geschichte einer anderen bedeutenden Vereinigung zur Erforschung Afrika's, der 1889 aufgelösten „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" wiederholt. Wie hier nach dem Beginn der Colonialpolitik die vom Reiche unterstützte Gesellschaft überflüssig wurde und die deutsche Regierung selber das Forschungswerk in die Hand nahm und ihm die Richtung gab, die ihren praktischen Zielen angemessen erschien — so gewann vor siebzig Jahren die britische Regierung die Ueberzeugung, daß sich aus der theoretischen Nigerforschung der wissenschaftlichen Gesellschaft für den englischen Handel und die künftige Ausdehnung des englischen Colonialreichs sehr praktische Resultate und Vortheile ergeben müßten. So entschlief denn die Afrikanische Gesellschaft, und die späteren Reisenden seit Lander, die Expeditionen von der Nigermündung aus und selbst die Richardson-Barth'sche Unternehmung hatten auch stets nebenher die Devise: Abschluß von „Friedens-" und Freundschaftsverträgen, Anbahnung, Erweiterung und Sicherung englischer Handelsbeziehungen. Daß die Erdkunde dabei früher wie nachher nicht zu kurz kam, ist selbstverständlich; denn zunächst mußte man ja das Terrain kennen lernen, auf dem man praktisch operiren wollte.

Das Jahr 1830 bildet nach allem einen gewissen Abschnitt in der Nigerforschung; fassen wir daher die geographischen Ergebnisse der bisherigen Bemühungen zusammen. Abgesehen davon, daß man gleichzeitig einige Kenntniß der Sahara und des Sudan erlangt hatte, war der Nigerlauf zum großen Theil wenigstens provisorisch und in seinen allgemeinen Linien festgelegt. Man wußte, daß die Nigerquellen im Hinterland der Sierra Leonekuste liegen mußten, daß der Hauptstrom bis Timbuktu eine im ganzen nordöstliche Richtung innehält, daß er (nach Caillié) von Süden her auf dieser Strecke mehrere große Nebenflüsse empfängt, und daß er unterwegs sich vielfach verzweigt und zur Insel- und Sumpfbildung neigt. Die 1700 km lange Strecke Timbuktu-Bussang war zwar noch gänzlich unbekannt, doch mußte hier der Strom einen gewaltigen, nach Süden offenen Bogen beschreiben; denn bei Bussang hatte er eine südliche Richtung, in der er mit einer südöstlichen Abweichung zwischen Rabba und der Benuemündung bis zum Meere weiter floß. Die kartographischen Resultate waren freilich noch recht mäßiger Art. Im Oberlauf konnte nur das Stück, das Mungo Park aufgenommen, als leidlich zuverlässig in den Einzelheiten gelten. René Caillié's Route, deren wichtigster Theil die Stromreise von Dschinneh bis Kubara (Timbuktu), hatte Jomard, so gut es möglich war, nach den Tagebüchern des Franzosen construirt, und es war zweifelhaft, wie sie einst die Probe bestehen würde. Doch diese Flußstrecken hatten vorderhand noch keine praktische Bedeutung; dagegen war der Unterlauf, der ja für Handelszwecke und für die Schiffahrt zunächst in Betracht kam, durch die Laird-Oldfield'schen Expeditionen mit einer solchen Genauigkeit und in so großem Maßstabe festgelegt, daß diese Aufnahmen vorläufig unter die Admiralitätskarten der englischen Marine eingereiht werden konnten. Weitere Untersuchungen sollten hier bald folgen.

Die Zahl der Expeditionen und Unternehmungen, die in den nächsten beiden Jahrzehnten den unteren Niger zum Ziele hatten, ist ziemlich groß, und wir brauchen hier nicht weiter auf sie einzugehen. Erheblich nämlich über die Mündung des Benue, dessen Werth als Wasserstraße man vorläufig noch nicht erkannte, gingen sie nicht hinaus, da die Schwierigkeiten einiger Stromschnellen bei Rabba überschätzt wurden. Diese Fahrten, unter denen nur die von Allen 1841—1842 genannt sei, verfolgten auch mehr mercantile und philanthropische Zwecke, als wissenschaftliche, so daß die Nigerforschung selber in allen Theilen des Flusses keine nennenswerthen Fortschritte machte. Auch am Oberlauf ruhte sie längere Zeit, da die zahlreichen Versuche der Franzosen, vom Senegal zum Niger vorzudringen und ihren Einfluß weiter ins Innere zu tragen, Jahrzehnte lang nicht den gewünschten Erfolg hatten. Es bedurfte erst einer erneuten, besonderen Anregung, um die Engländer zu weiter gehenden Forschungen am Unterlauf zu veranlassen. Die Führung der großen handelspolitisch-wissenschaftlichen Expedition Richardsons, die 1850 von Tripolis zum Sudan aufbrach, war nach dem Tode ihres Leiters auf den deutschen Forscher Heinrich Barth übergegangen. Dieser machte 1851 einen Vorstoß nach Süden, der ihn zu einem bedeutenden, westwärts fließenden Strom, dem Benue, führte. Barth kam damals nur bis Jola, der Hauptstadt von Adamaua; er verfolgte seine Entdeckung nicht weiter, da er andere Pläne hatte, er berichtete aber an die englische Regierung darüber und empfahl die Untersuchung des Stroms, der einen wichtigen Zugang ins tiefe Innere Afrika's zu eröffnen versprach. Barth vermuthete auch eine periodische und möglicherweise fahrbare Wasserverbindung des oberen Benue mit dem Schari und dadurch mit dem Tschadsee, und dieser Gedanke gewährte in der That viel verheißende Ausblicke für den englischen Handel. Die Benuemündung war ja schon bekannt; hie und da hatte man auch die sonderbare Anschauung vertreten, der Fluß komme direct aus dem Tschadsee und ihn deßhalb Tschadda genannt — eine Annahme, die allem widersprach, was man durch die Denham'sche Expedition über jenen See und seine Zuflüsse erfahren hatte. Die britische Regierung sandte darauf im Jahre 1854 das Dampfschiff „Pleiad" unter Führung des Dr. Baikie aus, um die Barth'sche Entdeckung auszunutzen. Baikie befuhr den Benue etwa 620 km aufwärts bis zu einem Punkte, der ungefähr noch 80 km unterhalb Jola liegt und knüpfte überall Verbindungen an. Für die Wissenschaft aber von Bedeutung war die genaue und mustergültige Aufnahme des Benue, die im ganzen der Zeichnung dieses Flusses noch heute zugrunde liegt. Eine gleiche Wichtigkeit für den unteren Niger von der Benuemündung aufwärts bis Rabba hatten ferner die Fahrten Baikie's mit der „Daysprung" 1857—1858. Ueber diesen Theil des Flusses lagen bisher nur die oberflächlichen Aufnahmen Landers vom Jahre 1830 vor. Nachdem die „Daysprung" in den Stromschnellen bei Rabba gescheitert, unternahm Baikie von hier aus mit seinen Begleitern verschiedene Vorstöße in die Uferländer und stromaufwärts. Bei dieser Gelegenheit wurden einige Nebenflüsse recognoscirt und selbst Bussang erreicht, wo Mungo Park seinen Tod gefunden. Baikie war dann auch in den folgenden Jahren eifrig für die Ausdehnung der englischen Handelsbeziehungen in jenen Gebieten thätig, und dabei fiel auch für die genauere Erforschung des Stromlaufs mancherlei ab. Ein reger Verkehr nigerabwärts entwickelte sich zu Beginn der 60er Jahre; u. a. wurde am rechten Ufer des Niger, der Benuemündung gegenüber, die bekannte Handels- und Missionsstation

Digitized by Google

Lokodscha gegründet, die bald durch das Wirken des schwarzen Bischofs Crowther eine gewisse Berühmtheit erlangte. Gedacht sei hier auch kurz des unglücklichen Eduard Vogel, der Mitte der 50er Jahre von Jacoba südwärts zum Benue vordrang und die Wasserscheide zwischen diesem und dem Tschad berührte. Genaueres wissen wir über Vogels Erfolge nicht, da er später in Uadai ermordet wurde.

Die Baukunst Frankreichs.[1])

Der französische Architekt Letarouilly, der Verfasser des berühmten Werkes „Édifices de Rome moderne", bemerkt mit Recht in der Einleitung zu seinem Text (auf S. 8 Anm. 1) im Gegensatz zu Rousseau, welcher den ganzen Werth einer architektonischen Publication nur auf den Grundriß, die Schnitte und genaue Vermessungen legte, während er perspectivische Ansichten bloß als Spielerei für Laien und Unwissende ansah, — daß bei aller Wichtigkeit der exacten Aufnahmen von Bauwerken für das Studium doch auch die perspectivischen Ansichten derselben nicht nur für die Laien, sondern auch für den Fachmann unentbehrlich seien, um sich ein klares Bild von der wirklichen Erscheinung und dem Gesammteindruck der Bauwerke zu verschaffen und darnach lernen zu können, welche Wirkungen er zu suchen oder zu vermeiden habe.

Diese Wahrheit ist jetzt zwar wohl allgemein anerkannt, wie schon die Concurrenzarbeiten und Entwürfe der Architekten, wie auch ihre zeichnerischen Publicationen beweisen, in denen neben der geometrischen stets auch perspectivische Darstellungen, und zwar mit möglichst naturgetreuer Betonung der Licht- und Schattenwirkungen, eine hervorragende Stelle einnehmen; immerhin dürfte es aber nicht überflüssig sein, auf diese jetzt anerkannte Wahrheit auch mit Rücksicht auf die photographischen Aufnahmen architektonischer Monumente, sowie auf die daraus abgeleiteten mechanischen Reproductionsverfahren hinzuweisen. Denn sowohl die photographischen Aufnahmen wie die sich darauf stützenden Herstellungsweisen von Druckplatten haben heutzutage einen so hohen Grad der Vollendung erreicht, daß mit ihrer Hülfe nicht nur die Linearperspective in der Erscheinung der aufgenommenen Bauten fast mit mathematischer Genauigkeit wiedergegeben werden kann, sondern auch die Wirkungen der Lichter, Schatten und Halbschatten mit solcher Kraft, Bestimmtheit und Klarheit erzielt werden, daß man geradezu die betreffenden Bauten selbst von einem bestimmten Punkt aus vor sich zu sehen glaubt.

Nimmt man nun hinzu, daß solche von der Sonne selbst gezeichnete Wiedergaben von Kunstwerken über jede Einzelheit eine gewissermaßen quellenmäßig genaue Rechenschaft und Kunde geben, so kann man mit Bestimmtheit behaupten, daß gute photographische oder auf photographischer Grundlage hergestellte perspectivische Aufnahmen von architektonisch-plastischen Monumenten jeder noch so sorgfältigen perspectivischen Zeichnung nach solchen weit vorzuziehen sind, indem selbst bei der sorgfältigsten Zeichnung die individuelle Auffassung des aufnehmenden Künstlers unvermeidlich ist und die wahre Wirkung des Monumentes selbst oft wesentlich verändern, ja entstellen kann. Aus diesem Grunde kann es nicht freudig genug begrüßt werden, daß nicht nur die Photographie in stets steigendem Maße und in fortwährender Vervollkommnung zur Aufnahme architektonisch bedeutender Bauten verwendet wird, sondern daß auch die der Photographie entsprungenen, vermöge ihrer Dauerhaftigkeit aber derselben weit überlegenen Druckverfahren, als Lichtdruck, Lichtätzung und Autotypie, eine stets wachsende Vervollkommnung und Verwendung für die Wiedergabe von Kunstwerken erfahren. Macht auch eine Mappe von Lichtdruckwiedergaben architektonischer Werke vielleicht einen weniger vornehmen und monumentalen Eindruck als ein gutes Architekturkupferwerk, so besitzen erstere doch, abgesehen von ihrer größeren Genauigkeit, auch noch den nicht zu verachtenden Vorzug bedeutend größerer Wohlfeilheit, derzufolge sie beim studirenden Publicum eine weit größere Verbreitung finden und daher einen viel tiefer greifenden Einfluß ausüben können, als die kostbaren Prachtwerke in Kupferstich, welche meist nur größeren öffentlichen Bibliotheken und Instituten, sowie besonders wohl gestellten Privaten zugänglich sind. Auch gegenüber den Photographien haben Lichtdruckwerke, besonders wenn sie von sachverständiger Hand zusammengestellt und geordnet sind, den Vortheil, daß sie dem Käufer die oft vergebliche Mühe des Sammelns einzelner Blätter ersparen und ihm die Garantie einer gewissen Vollständigkeit des jeweilig ins Auge gefaßten Materials und außerdem schöne Aufnahmen in Foliosormat zu einem Preise für das einzelne Blatt (durchschnittlich 1 M.) bieten, welcher von Photographien desselben Formats um das 5- bis 15fache überboten wird. Um die Vorzüge solcher Sammlungen darzuthun, möchten wir fragen, wer wohl je Muße und Geduld gehabt hätte, sich durch Anschaffung einzelner Photographien einen solchen Schatz von architektonisch interessanten Ansichten anzulegen, wie sie das Werk von Fritsch in schönen Lichtdrucken von deutschen Renaissancebauten oder das Prachtwerk von Isendyck bezüglich niederländischer Bau- und Kunstdenkmäler darbietet? Als andere glänzende Beispiele solcher Publicationen seien das bei Heinrich Keller in Frankfurt a. M. erschienene Werk über das Heidelberger Schloß oder das in der Gilbers'schen kgl. Hofverlagsbuchhandlung (J. Bleyl) in Dresden erschienene Prachtwerk von Junghaendel und Gurlitt: Die Baukunst Spaniens, erwähnt. Letztere vorzüglich ausgestattete Publication stellte auch jenen Bibliotheken, Instituten und Privaten, welche nicht in der Lage sind, das ein ganzes Capital kostende Werk: Monumentos Arquitectónicos de España zu erwerben', ein reichliches und vorzügliches Material über sämmtliche Epochen spanischer Baukunst zur Verfügung, welches ein eingehendes, auch durch Grundrisse und Durchschnitte gefördertes Studium derselben ermöglicht.

Diesem Werke über Spaniens Architektur schließt sich nun in würdiger Weise ein in demselben Verlage erscheinendes Werk über „Französische Baukunst" an, welches unter der sachkundigen Leitung des Prof. Dr. Cornelius Gurlitt (des Verfassers der ausgezeichneten Geschichte des Barockstils) zusammengestellt und von ihm auch mit einem erläuternden Text versehen wird, der am Schluß der Publication folgen soll. Bis jetzt sind im ganzen 2 Lieferungen von je 25 Tafeln erschienen, welche durchweg eine treffliche Auswahl französischer Monumente der verschiedenen Architekturepochen vom Alterthum bis zur Neuzeit zeigen und bereits die Reichhaltigkeit und Wichtigkeit der ganzen, auf ca. 200 Tafeln berechneten Publication ahnen lassen. Mit Recht wird zwar im Prospecte dieses Werkes selbst hervorgehoben, daß der Patriotismus und die Kunstliebe der Franzosen schon seit Jahrhunderten darauf bedacht war, die wichtigsten Monumente und Bauwerke des Landes in zum Theil kostbaren Sammelwerken und Monographien zu veröffentlichen, durch welche dem Studium eine fast unübersehbare Fülle von Material zu Gebote steht, die aber nur an den allerersten Bibliotheken vollzählig vereinigt sein dürfte. Ja wir können hinzufügen, daß auch schon ähnliche Unternehmungen, wie die in Rede stehende, begonnen wurden, wie z. B. das (wie es scheint aber nach der 4. Lieferung eingegangene) bei Monnier u. Cie. in Paris erschienene

[1]) Herausgegeben von Cornelius Gurlitt, Dr. phil. a. o. Prof. a. d. k. Techn. Hochschule in Dresden. c. 200 T. gr. F. mit Text. — Verlag der J. Gilbers'schen Hofbuchh. (J. Bleyl) Dresden.

Digitized by Google

Werk: „Monuments historiques de France", oder das unter dem gleichen Titel bei Guérinet in Paris und in deutscher Ausgabe bei Bruno Heßling in Berlin erschienene Werk, das zwar recht wohlfeil ist, aber weder durch sein Quartformat, noch durch die Güte der einzelnen Tafeln mit der Publication Gurlitts oder auch mit derjenigen Monniers sich messen kann. Gurlitts Werk kann somit fortan als eine unentbehrliche Ergänzung selbst der umfassendsten Kupferwerke über Frankreichs Architektur angesehen werden, indem es nicht nur durch seine unvergleichlich schönen Aufnahmen eine unmittelbare Anschauung der Monumente und dadurch eine wesentliche Belebung des Studiums derselben ermöglicht, sondern auch eine ziemliche Anzahl von sehr charakteristischen Bauwerken vorführt, die bisher gar nicht oder ungenügend beachtet oder veröffentlicht waren.

Zur näheren Begründung des Gesagten sei es nun gestattet, den Inhalt der bisher erschienenen 2 Lieferungen noch etwas im einzelnen durchzugehen. Hierbei werden wir uns möglichst an die Reihenfolge der Stilepochen halten, welche im wesentlichen zwar auch in der Numerirung der Tafeln, aber in jeder Lieferung wieder besonders eingehalten wurde, wahrscheinlich um sofort eine Anschauung von der Anlage des ganzen Werkes zu geben, sowie noch vor Abschluß des Werkes das Material zu einem vergleichenden Studium der verschiedenen Stilepochen zu liefern.

Das römische Alterthum ist in der ersten Lieferung (Tafel 1) durch die Porte noire von Besançon, dieses in seiner Structur trefflich erhaltene römische Thor mit dem seltenen Motiv der doppelten Säulenstellung über einander, sowie in Lieferung 2 (Tafel 26) durch die Ueberreste des römischen Theaters in Besançon vertreten, die allerdings nur aus einzelnen, noch aufrecht stehenden Säulen mit Gebalkstücken bestehen.

Die romanische Stilperiode Frankreichs veranschaulichen uns vorläufig die Tafeln 2, 3, 5 der 1. und die Tafeln 27 und 29 der 2. Lieferung. Tafel 2 bietet uns einen instructiven Blick auf die Kuppel und den reich gegliederten, mit vier durchbrochenen Arcadengeschossen versehenen Glockenthurm der Kathedrale von Angoulême; Blatt 3 führt uns deren ernste Innenanlage vor, die sich an das byzantinisirende Vorbild S. Front zu Perigueux anschließt. Tafel 5 gestattet uns einen hoch interessanten Blick auf die reich gegliederte Chor- und Querschiffanlage, sowie den imposanten Kreuzungsthurm von S. Saturnin zu Toulouse. Bietet der Chorbau dieser Kirche eines der frühesten und schönsten Beispiele der französischen Chorumgänge mit Capellenkranz, so vertritt der Thurm jene Gruppe von achtseitigen Vierungsthürmen der Schule von Perigueux, wie sie Viollet le Duc S. 310 Bd. III des näheren beschreibt. Tafel 27 der 2. Lieferung gibt uns eine interessante Innenansicht der Kathedrale von Avignon mit ihrer für die romanischen Bauten der Provence charakteristischen polygonen (statt halbrunden) Apsis ohne Umgang und Capellenkranz, mit ihrem spitzbogigen Tonnengewölbe, sowie den antikisirenden Gesimsen und Gewölbestützen. Freilich drängen sich auf derselben Ansicht auch die Capellenöffnungen und die Emporengalerien auf, welche erst im 17. Jahrhundert eingebaut wurden.

Reichlicher als der romanische ist der gothische Baustil in den bisher erschienenen zwei Lieferungen vertreten, wie es auch der Heimath des gothischen Stils und der herrlichsten gothischen Kathedralen gebührt. Freilich fehlen vorläufig einige der berühmtesten Kathedralen, was aber der ergänzenden Tendenz der Publication nur entspricht, da letztere schon unzähligemale behandelt und abgebildet sind. Wenn in dieser Sammlung vorläufig also auch die Kathedrale von Paris selbst fehlt, so entschädigt uns dafür einstweilen ihre stattliche Tochter, die Kathedrale von Mantes, ebenfalls aus der Isle de France, von welcher auf Tafel 33 eine schöne Uebereckaufnahme der Façade und der rechten Seite, auf Tafel 34 ein prächtig gewählter Ausblick in den eleganten Chorumgang, das Mittelschiff und rechte Seitenschiff, sowie die durch die Außenfenster Licht erhaltende Triforiengalerie geboten wird.

Die Normandie ist durch drei Tafeln vertreten: auf Tafel 31 sehen wir den mit Umgang versehenen Chor und den massenhaften, in den gothischen Bauten der Normandie traditionellen Vierungsthurm der Kathedrale von Coutances; Blatt 35 zeigt uns den eleganten Querschiffthurm von S. Pierre zu Caen, welcher ein treffliches Beispiel für die in der Normandie häufig noch im 13. und 14. Jahrhundert vorkommenden Vorhallen im Erdgeschoß des Thurmes liefert. Ein zierlich gegliedertes und elegant ornamentirtes Portal der Kathedrale von Lisieux mit romanischen Nachklängen, wie sie in der Normandie lange nachwirken, sehen wir auf Blatt 32. Ein constructiv wie stilistisch hoch interessanter Bau ist die auf Blatt 5 abgebildete Façade der Kathedrale von Dijon mit dem schönen Pfeilerschafte im Erdgeschoß. (Vergl. Viollet le Duc VII p. 285 und IV p. 99.)

Ein seltenes Beispiel spätgothischer Architektur aus dem 17. bis 18. Jahrhundert bietet uns Blatt 9 mit der Kathedrale von Orleans, deren reiche Zierformen, besonders an den durchbrochenen Säulengalerien der unfertigen Frontthürme, uns kaum auf ein so spätes Datum (vgl. Lübke II, 66) schließen ließe, wenn nicht mitten zwischen dem gothischen Zierath, besonders an der Front des Querschiffes, barocke Rahmenfüllungen und Ornamente angebracht waren. Auch das seltsame strahlenförmige Maßwerk der Rose der Querschifffront verräth den späten Ursprung.

Blatt 6 gibt uns im Innern der Abteikirche S. Julien zu Tours ein schönes Beispiel der frühgothischen Pfeilerbildung in Frankreich, nach Art derjenigen des Langhauses der Kathedrale zu Paris, wonach die Arcadenstützen aus Rundpfeilern bestehen, über deren Capitälen erst die Dienste ansetzen, welche die Gewölberippen tragen.

Auf Tafel 28, welche uns das Innere der Kathedrale von Poitiers vorführt, interessirt uns vor allem die eigenthümliche Frühform der in allen drei Schiffen gleich hohen Gewölbe, welche in ihrer Construction noch an die romanischen Kuppeln der Guyenne und des Perigord (S. Front zu Perigueux) erinnern, indem die Rippen nur wie dünne Stäbchen daran befestigt sind und von der Wölbung gehalten werden, statt sie zu tragen. Auch die noch romanisirenden Blendarcaden unter den Fenstern der Seitenschiffe, welche eine Empore unter diesen stützen, ebenso wie die Pfeilerbildung sind charakteristisch für diesen Bau vom Ausgang des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts.

Ein Beispiel für das späte Eindringen der Gothik in den Südprovinzen Frankreichs gibt uns das auf Blatt 30 abgebildete Hauptportal von S. Seurin in Bordeaux, welches inschriftlich vom Jahre 1247 stammt, im halbromanischen Stil der Figuren aber noch weit zurücksteht hinter den classischen Sculpturen Nordfrankreichs aus dieser Zeit und auch in den Architekturformen noch romanische Anklänge (so z. B. im rundbogigen Dreipaß, welcher an Stelle von Consolen den schmalen Sturz trägt), sowie eine etwas befangene und unorganische Anwendung des gothischen Systems zeigt.

Ein schönes Beispiel südfranzösischer Spätgothik mit reichem Maßwerkschmuck im elegantesten Flamboyantstil liefert uns auf Blatt 7 die Façade der Kathedrale von Vienne mit ihren zwei leider unausgebauten Frontthürmen.

Aus dem Spanien benachbarten Languedoc endlich führt uns Tafel 8 den prachtvollen Chorlettner der Kathedrale von Albi vor, welcher in der, an die feinste Holzschnitzerei

Digitized by Google

gemahnenden, wunderzierlichen, spitzenartig durchbrochenen Blatt- und Maßwerkornamentik in der That sich den spanisch-flandrischen Steinsculpturen der plateresken Spätgothik des 16. Jahrhunderts unmittelbar anreiht. Man vergleiche damit z. B. die Façade der Paulskirche zu Valladolid, das Portal des Findelhauses zu Cordoba oder die inneren Wandverzierungen der Kirche San Juan de los Reyes zu Toledo (in Junghaendels Werk Tafel 68 bis 70), oder auch in Belgien den herrlichen Chorlettner von Aerschot, Walcourt, Tessenderloe, S. Gommaire zu Lierre u. s. f. (bei Ysendyck).

Ein echt flamländisches Kunstwerk im Platereskstil des 16. Jahrhunderts ist ferner das auf Tafel 36 abgebildete reich geschnitzte Chorgestühl der Kirche von Brou, welche im Auftrage der Erzherzogin Margarethe von Oesterreich als Familiengrabcapelle durch den Niederländer Ludwig van Boghem erbaut wurde.

Während der romanische und gothische Stil in der vorliegenden Sammlung von Aufnahmen fast nur durch kirchliche Gebäude und Decorationen und bloß wenige spätgothische Häuser aus Tours (Blatt 37) und Dijon (Blatt 11) vertreten ist, so sind umgekehrt die nachfolgenden Perioden, wie es in der Natur der Sache liegt, weniger durch kirchliche Monumente, als zahlreiche Privat- und Palastbauten veranschaulicht.

Unter ersteren erwecken unser besonderes Interesse die von einem Reichthum zierlichster Decoration strotzenden Uebergangsbauten von der Gothik zur Renaissance, welche beide in der Geschichte der französischen Architektur eine hervorragende, ja fast einzige Stelle einnehmen: der Chor von S. Pierre zu Caen (Blatt 40) und der Thurm von S. Gatien zu Tours (Blatt 18). Ein steinerner Altaraufsatz, ganz im Stil der italienischen Renaissance vom Anfang des 16. Jahrhunderts, in der Peterskirche zu Avignon ist auf Blatt 44 abgebildet. Auf demselben Blatt ist noch ein Grabmonument des 17. Jahrhunderts aus N. D. des Doms in Avignon abgebildet. Außerdem ist von kirchlichen Bauwerken nur noch die S. Madeleine aus Besançon in zwei Blättern (49 und 50) dargestellt, welche die Façade und den majestätischen Innenraum dieser im Classicismus des 18. Jahrhunderts gehaltenen Kirche zeigen.

Von Wohnhäusern und öffentlichen Gebäuden sei zunächst das im zierlichsten Stil François' I. durchgeführte Hotel Gouin zu Tours genannt, welches Lübke in seiner Geschichte der französischen Renaissance nicht erwähnt. Auch der Palast des Cardinals Grancella in Besançon (Blatt 38) zeigt noch die zierlichen Formen der französischen Frührenaissance in Verbindung mit gothisirenden Fensterstöcken.

Das Palais de Justice in Besançon (auf Tafel 17) gibt uns dagegen ein gutes Bild des etwas trockenen, barockisirenden Spätrenaissancestils Louis' XIII., zu Anfang des 17. Jahrhunderts.

Eine reiche Ausbeute an künstlerisch ausgezeichneten Privatwohnungen und Palästen bot Dijon für das vorliegende Werk. Ein zierlicher Renaissancebau im Stil François' I., den W. Lübke ausführlich beschrieb (pag. 199), wird auf Tafel 14a in einer Zeichnung vorgeführt; auf demselben Blatt findet sich ein mit Karyatiden geschmücktes Haus in Rue Chaudronnière, aus der Zeit Louis' XIII., die überhaupt in Dijons älteren Häusern reich vertreten scheint. Dahin dürften nämlich auch die interessanten Erkerbauten auf Blatt 41, das Hotel Vogüe (auch von Berty und Rouyer publicirt) auf Blatt 19, sowie das schöne, stark flandrisirende Gitter des Palais de Justice (auf Blatt 45) gehören.

Dem pompösen Stil Louis' XIV. nähert sich schon eine mit kräftigem plastischen Schmuck versehene Façade in Rue des Forges, 38 (Blatt 18), während der Plafond des Palais de Justice (Blatt 20) denselben schon in ausgeprägter Weise zeigt. Ein stattlicher Bau des 18. Jahrhunderts ist das Stadthaus von Dijon, dessen classische Eckpavillons mit den kräftigen dorischen Säulenhallen auf hohem Unterbau, die ein Giebeldach tragen, scharf contrastiren mit der in dieser Verwendung seltenen plastischen Rococoornamentik, welche das Hauptportal einrahmt.

Neben Dijon ist es besonders die südliche Stadt Toulouse, welche auf den bisher erschienenen Tafeln des Gurlitt'schen Werkes durch eine Reihe interessanter nichtkirchlicher Bauten der Renaissance vertreten ist.

Wenn wir auch diese wieder nach der zeitlichen Reihenfolge anführen wollen, ist zunächst das schöne Frührenaissanceportal des bei Lübke nicht erwähnten Palastes Lasbordes (François I.) zu nennen, dessen zierliche Ornamentik von italienischen Steinmetzen herrühren dürfte (Blatt 13); eine gewölbte Vorhalle im Hofe desselben Hotels mit reichem Reliefschmuck über dem Portal (Blatt 42) weist dagegen schon auf die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts hin. Derselben Epoche gehört das Hotel Assezat in Toulouse an, welches die Inschrift 1555 trägt. Von seinem Hof, welchen Berty (La renaissance monumentale en France. Vol. I Pl. 36—46) mit Recht zu den Meisterwerken der toulousanischen, stark italienisch beeinflußten Schule zählt, zeigt Blatt 43 eine Detailaufnahme mit einem schönen Portal.

Die Zeit Henri' IV., d. h. der Uebergang von der Spätrenaissance zum Barockstil, ist durch das pompöse Portal des Palais du Capitole (Blatt 16) mit der Statue des genannten Königs zu oberst in einer Nische vertreten, welches bei Lübke (p. 318) eingehende Würdigung fand.

Dasselbe Streben nach kräftiger plastischer Wirkung der architektonischen Decoration macht sich, wie dort, auch in der Hoffaçade des Hotels Caulet (Blatt 46) geltend, welches schon den ausgesprochenen Charakter des Barockstils zeigt.

Derselbe ist auch der Façade des Münzgebäudes in Avignon (Blatt 21) eigen, an welcher die zwei fensterlosen oberen Stockwerke durch schweren plastischen Schmuck verziert sind.

Zum Schlusse sind noch einige Tafeln zu erwähnen, welche nach alten Stichen oder Handzeichnungen französischer Architekten reproduzirt sind.

Die Säulenordnungen aus Andrè du Cereeau's Kupferwerk auf Blatt 15 wären nach unsrer Ansicht entbehrlich, da sie doch nichts ganzes bieten und das Originalwerk leicht zugänglich ist. Von um so größerem Interesse sind dagegen die Blätter nach Originalhandzeichnungen, so der auf Blatt 47 in Chromolithographie reproducirte prächtige Plafond des Daniel Marot (1660—1710), ferner die Röthelzeichnung einer Fontaine von G. M. Oppenord (auf Blatt 48); zwei reizende Pauneaux im Stil der Regence, ebenfalls in Röthel gezeichnet, von Jean Berrain (1638 bis 1711) auf Blatt 22; endlich der Aufriß und Durchschnitt einer ovalen Kuppelkirche im classicistischen Zopfstil von Jean de la Fosse (auf Blatt 25).

Aus dieser flüchtigen Musterung der bis jetzt vorliegenden fünfzig, durchweg musterhaft ausgeführten Tafeln, welche schon eine solche Fülle von neuen Anschauungen und Belehrungen gewähren, dürfte zur Genüge hervorgehen, daß das auf 200 Tafeln berechnete Werk ein ungemein reiches und werthvolles Material für das Studium sämmtlicher Hauptepochen französischer Baukunst bieten wird, das trotz der schon vorhandenen Kupferwerke und geometrischen Aufnahmen in allen Kunstschulen und kunsthistorischen Instituten ein wichtiges, ja unentbehrliches Hülfsmittel für den Anschauungsunterricht sein wird.

Innsbruck. H. Semper.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

Kgr. Robert Browning, Der Handschuh und andere Gedichte. Uebersetzt von Edmund Ruete. Bremen, M. Heinsius' Nachfolger 1897. — Seiner geschickten Burnsübersetzung hat Ruete kürzlich einen Band Browning'scher Gedichte folgen lassen. Man kann nur schwer aus der spärlich fließenden Lyrik Englands das herausscheiden, was dem Deutschen gefallen soll; einige Skizzen des Gabriel Rossetti, seltsam anziehend in der spröden Symbolik ihrer Linien, ein paar Balladen von Morris, und aus der guten alten Zeit ein Liedchen von Moore, das macht so ziemlich alles aus, was man in unserer Sprache gesungen hören möchte. Tennysons weiches, lotosseliges Wesen will auf dem Continent nicht recht verfangen; vielleicht trägt aber zu dieser Geringschätzung auch der weit verbreitete, stille Unwille gegen das Laureatenthum bei; wir wollen uns nun einmal nicht von oben herab unsre urtes liberales dictiren und uns in ästhetischen Dingen bevormunden lassen. Den Browning zu übersetzen, war ein gewagtes Unternehmen, diesen Dichter von der dunklen Art, der das Leben fast nützlich kräftig zu durchdringen und zu erfassen strebte, so daß seinen tastenden Händen oft gerade die besten Stücke der Beute wieder entwischten; er liebte die unregelmäßige Beleuchtung und verlauste wenig Licht gegen lange Schatten. Aber Ruete war allen Schwierigkeiten gewachsen. Die Auswahl der Gedichte bezeugt einen vornehm wählenden Geschmack und die Uebertragung selber eine angeborene Meisterschaft, die nicht erst durch frühere Versuche mühsam erworben worden ist. Die Hand seines großen Landsmanns Otto Gildemeister, der uns die Weltepitee verdeutscht hat, den Dante, Ariost und Byron, ruht segnend und sichtbarlich auf Ruete. Er hat anhaltend den wohlklingenden Versen des Originals gelauscht, von dessen poetischen und lautlichen Einfällen ihm kaum einer entgangen ist, und, den Text mit so hingebender Treue wiedergegeben, daß man nicht genug die Freiheit und Leichtigkeit in der Ueberleugung bei solcher Abhängigkeit vom Original bewundern kann. Wie um den deutschen Leser mit einem bekannten Thema einzuladen, hat Ruete an die Spitze seiner Auswahl den „Handschuh" gestellt, eine Romanze, die das bekannte Schiller'sche Gedicht psychologisch ganz überraschend weiter führt. Denn Browning gibt dem Mädchen, das Delorge so rauh verläßt, in schalkhafter Dialektik ein Recht zu der schlimmen Probe, die sie verlangt hatte:

„Sie sprach: „Zu eng in Worten bloß
Verhieß er Thaten, wundergroß: . . .
Sollt' ich nun zweifeln? Sollt' ich trauen
Und, ohne seine That zu schauen,
Als Lohn für so viel Liebeszeichen
Erzwungen bald die Hand ihm reichen?"

Der Scheim im Dichter hat auch das gelungene Räthselspiel zwischen Salomo und der Fürstin von Saba erdacht, in deren weise Worte so lustig unsre menschlich-herzlichen Regungen und kleinen Schwächen hineinu tiriliren. Pathetischere Thewata liefert das römische Kaiserthum, der Wechsel der heidnischen und christlichen Zeit spiegelt sich in ergreifenden Bildern. Sehnsucht nach der Heimath klingt aus dem Gedicht an Nelson, Drang in die Ferne aus einem bezaubernd schönen spanischen Liede wieder, und die Sorgen der Liebe wogen in zierlichen Strophen auf und ab. So schillert die Persönlichkeit des Dichters nach allen Seiten hin; die scharfen Situationen und schnellen Pointen, vollends sein leidenschaftliches Gefühl lassen aber noch mehr wünschen und dringend nun Ruete nun auch eine Auslese der Dramen Brownings nach dem Muster der Bodenstedt'schen Zeitgenossen Shakespeare's fordern, die sein erlesenes Urtheil gewiß sichre zu treffen und zu umgrenzen wissen wird.

* Am 23. Februar ward zu Brugg in der Schweiz Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy, weiland Professor der Geschichte an der Universität Freiburg i. Br., durch den Tod von dem schweren physischen Leiden erlöst, das ihn 1874 befallen und seinem Beruf vorzeitig entrissen hatte. Geboren am 7. Februar 1838 in Leipzig als ältester Sohn des großen Componisten, schloß er sich bei seinen Studien besonders an Gervinus an und wählte, von diesem angeregt, die neugriechische Geschichte zum Gebiet seiner Forschung; ihre Darstellung in 2 Bänden der Hegel'schen Sammlung der Staatengeschichte der neuesten Zeit bildet sein Hauptwerk. 1863 hatte er Griechenland persönlich bereist, 1864 habilitirte er sich in Heidelberg und ging 1867 als Professor nach Freiburg über.

* **Karlsruhe.** Freitag, den 26. Februar, versammelte sich im Hause des verstorbenen Literaturforschers Michael Bernays ein auserwählter Kreis von Verehrern und Freunden, um mit den Hinterbliebenen gemeinsam eine würdige Todtenfeier zu begehen. Der Großherzog, der noch am Tage vor dem Tode ao Bernays' Krankenlager geweilt, war persönlich erschienen; außerdem Graf Rhena, Staatsminister Dr. Nokk, der preußische Gesandte v. Eisendecher, Oberstkofmeister v. Edelsheim, Präsident v. Grimm, Zolldirector Seubert, Geh. Rath Arnsperger, Geh. Rath Director Wendt. An dem mit Blumen reich geschmückten, im Studirzimmer des Entschlafenen stehenden Sarge hielt Cabettenpfarrer Rawin eine tief empfundene Gedächtnißrede. Die friedliche Beerdigung erfolgte Samstag Vormittag auf dem Neuen Friedhof. Bei der Einsegnung in der Friedhofcapelle war u. a. Prinz Karl, Staatsminister Dr. Nokk, Oberbürgermeister Schnetzler und Professor Witkowski aus Leipzig anwesend. Hr. Romin hielt eine ergreifende Grabrede. Am Grabe legte Professor Muncker aus München im Namen der Schüler und Collegen des Verstorbenen einen prachtvollen Kranz nieder. — Die überaus reichhaltige Bibliothek des großen Kenners unserer classischen Literatur soll nicht nur in ihrem jetzigen Bestande erhalten bleiben, sondern auch nach dem hochherzigen Entschlusse der Wittwe allen, die sich ihrer zu ernsten Studien bedienen wollen, zugänglich sein. Um ihre Benutzbarkeit für die Gelehrtenwelt noch zu erhöhen, ist die Abfassung und Druckegung eines Katalogs geplant.

z. **Darmstadt.** Die außerordentliche Steigerung der Zahl der Besucher der hiesigen Technischen Hochschule (1100—1200) macht die Errichtung mehrerer neuer Professuren und die Annahme neuer Assistenten (für das physikalische und das elektrotechnische Institut) nöthig. Eine den Landständen zugegangene Vorlage fordert die Bewilligung der Mittel dazu vom 1. April d. J. an im Betrag von 29,200 M. Es werden in Aussicht genommen neue Professuren für höhere Mathematik, darstellende Geometrie, Mechanik, organische Chemie und elektrotechnische Construktionen.

St. Nam. Vom 29. Januar bis zum 31. März ist im Kupferstichsaal der im vorigen Jahre eröffneten Nationalgalerie (Palazzo Corsini) eine Ausstellung römischer Bronten eröffnet worden, die das Interesse der weitesten Kreise in Anspruch nehmen muß. Das ewige Rom und seine zahllosen Denkmäler, wie es seit fast vier Jahrhunderten gezeichnet und gestochen wurde, wird hier in einer äußerst reichhaltigen, mit vorzüglichem Geschmack gewählten, nach historischen Gesichtspunkten genommenen Folge dem Auge vorgeführt. Die Metamorphose der erhabenen Trümmerwelt der einzigen Stadt von 1550 etwa bis auf unsre Tage, das Forum Romanum, den Palatin, den Aventin, die Thermen, Brücken, Mauern, Tempel lernt man aus diesen unzähligen Stichen weit besser kennen, als aus den nicht weniger zahlreichen, nicht weniger ehrwürdigen Führern durch das alte und neue Rom von Francesco Albertini bis auf Gsell-Fels, denen in der Nationalbibliothek ein besonderes Gemach eingeräumt worden ist. Man verfolgt aber auch in dieser Ausstellung, wie aus dem alten St. Peter der neue geworden ist, wie es in den letzten Jahrhunderten in den römischen Villen und Palästen aussah, und endlich spiegelt sich in diesen Stichen das von jeher an seltsamen Contrasten überreiche Leben und Treiben der Quiriten wieder von einer päpstlichen Segensspendung von etwa 1475 bis zum fröhlichen Carnevalstreiben im Anfang dieses Jahrhunderts.

Die Anordnung, in welcher der so wohl verdiente Director und Gründer des Römischen Kupferstichcabinets, Dr. Kristeller, die reiche Sammlung ausgestellt hat, ist äußerst glücklich gewählt. Von dem Schatze römischer Bronten, welche die Corsiniana besitzt, konnte nur eine kleine Auswahl gegeben werden, aber sie bietet ohne Zweifel das wichtigste dar, und es ist zu hoffen, daß in späteren Detailausstellungen die einzelnen Gegenstände in aller Vollständigkeit illustriert werden. Wie dankbar würde z. B. die Aufgabe sein, den Vatican und St. Peter und alles, was sich hier in intimen Staatsactionen, in geräuschvollem kirchlichen Gepränge zutrug, durch die letzten Jahrhunderte hindurch in einer Ausstellung für sich zu schildern! Wie in den malerischen und plastischen Werken vor allem der Florentiner Künstler, die sich seit Donatello an den Monumenten Roms inspirierten, so tritt auch in den Stichen Rom zuerst in idealer Erscheinung im Hintergrunde auf.

So hatte es Ghirlandajo über der Cappella Sassetti in Florenz gemalt, so schilderte es Botticelli in dem nach seiner Zeichnung entworfenen berühmten Stich der Himmelfahrt Maria's, welcher die ganze Reihe beginnt. Die Pyramide des Cestius, Trajans-Säule, Pantheon und Colosseum, das sind die Merkmale, an welchen man allein die Stadt der Städte erkennt, die dann in ähnlich freier Weise Marc-Anton für den Schauplatz des Bethlehemitischen Kindermordes und der Predigt Pauli in Athen für

wählt hat. Eine Anbetung der Könige des hier zum erstenmal dem Publicum vorgestellten Lucantonio degli Uberti bietet eine der ältesten Ansichten des Castells von St. Angelo: Stiche nach Heemskerk, dem bekannten holländischen Meister, dessen römisches Skizzenbuch in Berlin bewahrt wird, zeigen in etwas phantastischer Anordnung die Antikensammlung des Cardinals della Valle, die Basilica von S. Giovanni di Laterano u. a. m. in ihrem poetischen Ansehen im 16. Jahrhundert.

Die Serie, welche sich auf St. Peter und den Vatican bezieht, ist auch in der kleinen Auswahl eine der interessantesten Episoden der eigenthümlich fesselnden Ausstellung, die sich schon durch den Gegenstand, für welchen nur in Rom das Material gefunden werden konnte, weit über alles Gewöhnliche erhebt. Eine Papstprocession vom Jahre 1575 hat Giovanni Battista Cavalieri gestochen. Wir sehen den hl. Vater von tausendköpfiger Volksmenge umringt, wie er eben durch den Vorhof von Alt-St. Peter getragen wird, hinter dem sich Michelangelo's nur bis zum Tambone vollendeter Kuppelbau dräuend erhebt. Ein höchst lebendiges Bild des Belvedere mit seinen reizenden Ziergärten, Wäldern und Springbrunnen, wie ihn die Päpste von Innocenz VIII. bis auf Pius V. mit dem Schönsten ausgestattet haben, was Natur und Kunst ihnen bot, hat Brambilla 1579 gestochen; ebenfalls aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammen die beiden berühmten Stiche eines Turniers unter Pius IV., von welchen der eine ausgestellt ist. Bei dieser Gelegenheit hat sich im weiten grasbewachsenen Hof des Belvedere, der heute so todt und einsam daliegt, eine Pracht entfaltet, die keine Feder beschreiben kann; dieser Stich erweckt aber auch darum heute besonderes Interesse, weil er eine der besten Außenansichten des Appartamento Borgia wiedergibt, an dessen teppichbehangenen Galerien sich unzählige Zuschauer versammelt haben, die auch alle Seitengalerien füllen und bis auf den eben vollendeten Tambour der Peterskuppel geklettert sind, das glänzende Schauspiel zu genießen.

Eine Segenspendung gleichfalls aus dem 16. Jahrhundert von der grandiosen Benedictionskanzel Pauls II. bietet ein außerordentlich fesselndes Bild des alten Petersplatzes und der frommen Römer, die ein nicht viel späterer Stich auf dem alten Corso dem größten Carnevalvergnügen, dem Wettrennen der Pferde, huldigend uns vor Augen führt.

Auch die Ciceroni haben in Rom ihre Geschichte und ehrwürdige Ahnen. Ein stämmiger Schweizer G. Grosso aus Luzern wurde schon im Jahre 1613 sehr sorgfältig von Villamena gestochen. „Ce zeigt das alte und das neue Rom", heißt es im Lobgedicht unter dem Stich, dem ältesten vielleicht, welches das Metier des Guida verherrlicht, der heute weniger anspruchslos auftritt und wahrscheinlich auch weniger gelernt hat.

In einer dritten Gruppe sind die Stiche vereinigt, in denen die Trümmer Roms, vor allem im 17. und 18. Jahrhundert, von malerischen Gesichtspunkten aus zu einem wirkungsvollen Ganzen componirt und infolge dessen ziemlich willkürlich zusammengestellt wurden. Blätter von Paul Brill, von Claude Lorrain, reizende kleine Beduten von Stefano della Bella, von Israel Silvestre, von Vanvitelli und anderen illustriren diese Richtung aufs beste, als deren seltsamste Producte eine Serie von Visitenkarten aus dem 18. Jahrhundert ausgestellt sind, auf welchen zwischen einer römischen Trümmerscenerie der stolze Name eines Duca oder Nobile erscheint.

Die Stiche Panini's und Piranesi's verkünden die Rückkehr zu einer streng archäologischen Auffassung in der Kupferstecherkunst am Ausgang des 18. Jahrhunderts; wir finden einige köstliche Abdrücke der Tiberinsel und des Vestatempels, die heute so viel von ihrem malerischen Reiz verloren haben.

Einige der ältesten und seltensten Pläne Roms ergänzen die Sammlung aufs wünschenswertheste und endlich sind für sich eine Reihe römischer Landschaftsskizzen von Guercino, Claude Lorrain, Salvator Rosa, Vitelli u. a. ausgestellt, eine kleine charakteristische Auswahl von Röthelstudien und Federzeichnungen, von denen die Corsiniano einen wahren Schatz besitzt.

Als Ganzes betrachtet gehört diese Ausstellung zu dem besten, was dem Publicum in diesem Festjahr in Rom geboten wird, und die Fremden erkennen diese sinnreiche Belehrung über das Rom der letzten Jahrhunderte mit gebührendem Danke an; von römischer Seite allerdings wäre dem unermüdlichen Veranstalter der Ausstellung, der dem ersten wohl gelungenen Versuch sehr bald einen zweiten folgen lassen wird, von Herzen eine regere Theilnahme zu wünschen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Friedrich Chrysander: Händels biblische Oratorien in geschichtlicher Betrachtung; Vortrag. Hamburg, Otto Meißner 1897. — Statistik des Sanitätsverhältnisse der Mannschaft des k. u. k. Heeres im Jahre 1895; hggb. von der III. Section des k. u. k. Technischen Militärcomités. Wien 1897. — Ernst Sträßing: Mirabeau; Schauspiel. Berlin, Freund u. Jeckel 1896. — Wilhelm Roscher: Grundlagen der Nationalökonomie. 22. Auflage, bearbeitet von Robert Pöhlmann. Mit Roschers Bildniß. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1897. — Dr. Annibale Fiori: Neues praktisches Taschenwörterbuch, Italienisch-deutsch und Deutsch-italienisch. 2. Aufl., umgearb. von Professor G. Cattaneo. Stuttgart, Paul Neff; Mailand, Ulrico Hoepli. — Politische Correspondenz Friedrichs des Großen. 23. Bd. Berlin, Alexander Duncker 1896. — Heinrich Friedjung: Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859 bis 1866. 1. Bd. Mit 3 Karten. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897. — R. R.: Kaiser Pauls I. Ende. 1801. Ebd. 1897. — Henri *Welschinger:* Le roi de Rome (1811—1832). Avec 1 portrait. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. 1897. — Dr. F. Knoke: Das Varuslager im Habichtswalde. Nachtrag. Berlin, R. Goertner 1897. — Dr. Heinrich Finke: Genetische und kritische Geschichtsauffassung. Antwort an Dr. Karl Lamprecht. Münster i. W., Regensburg 1897. — Berthold Volz: Wilhelm der Große, Deutscher Kaiser und König von Preußen. Sein Leben und Wirken. Mit 107 Textabbildungen und 9 Beilagen. Leipzig, Otto Spamer 1897. — Kaiser Wilhelms I. Vermächtniß an sein Volk. Enthaltend seine Reden, Proclamationen, Kriegsberichte, Briefe ꝛc. in dem Zeitraum von Uebernahme der Regentschaft bis zu seinem Tode. Mit Bild und Facsimile. 10. Stereotyp-Aufl. Berlin, Erwin Staude 1897. — Herman a. Peteesdorff: Der erste Hohenzollernkaiser im Dienste preußischer und deutscher Größe. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1897. — Dr. Theobald Ziegler: Philipp Melanchthon, der humanistische Genosse Luthers. Vortrag. Straßburg, C. F. Schmidt 1897. — Dr. Hans Plehn: Der politische Charakter von Matheus Parisiensis. Beitrag zur Geschichte der englischen Verfassung und des Ständethums im 13. Jahrhundert. (Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen, hggb. von Gustav Schmoller. Bd. 14, Heft 3.) Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. — Stefan v. Tiszo: Ungarische Agrarpolitik. Die Ursachen des Preisfalls der landwirthschaftlichen Producte und die Mittel der Abhülfe. Autoris. deutsche Ausg. Ebd. 1897. — Adolf Hanseath: Karl Holsten. Worte der Erinnerung. Vortrag. Heidelberg, Otto Petters 1897. — Dr. Eugen v. Philippovich: Grundriß der politischen Oekonomie. 1. Bd. Allgemeine Volkswirthschaftslehre. 2. Aufl. (Aus Handbuch des öffentlichen Rechts: Einleitungsband.) Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr 1897.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Der

Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland.

1859—1866.

Von

Heinrich Friedjung.

Erster Band.

Mit drei Karten.

Preis geheftet 10 Mark. In Halbfranz gebunden 12 Mark.

Das auf zwei Bände berechnete Werk bietet zum ersten Male eine umfassende, abgerundete Darstellung des Konfliktes zwischen Preußen und Oesterreich nach bisher unerschlossenen österreichischen Geschichtsquellen, so nach den Akten des Wiener K. K. Kriegsarchivs, nach Briefen Benedeks und anderer mithandelnder Persönlichkeiten. Der Verfasser schildert als Deutsch-Oesterreicher den Krieg von 1866 unbefangen vom gesamtdeutschen Standpunkte. Zahlreiche Karten und ein reicher Anhang, ungedrucktes Material sowie Mittheilungen Bismarcks, Moltkes, Roonbergs u. A. an den Verfasser enthaltend, erhöhen den Quellenwert der Darstellung. [3541]

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 3. März. Nummer 50.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zur Geschichte des Bergbaues und der Stadtverfassung in Sachsen-Meißen. I. Von F. Thudichum. — Ein Jahrhundert der Nigerforschung. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Geschichte des Bergbaues und der Stadtverfassung in Sachsen-Meißen.

Von F. Thudichum (Tübingen).

I.

Unter den 17 Quartbänden des Urkundenbuchs des Königreichs Sachsen (Codex diplomaticus Saxoniae regiae) nehmen die drei Bände des Urkundenbuchs der Stadt Freiberg (Abtheilung II, Band 12—14, erschienen 1883—1891), bearbeitet von Archivrath Dr. Hubert Ermisch in Dresden, eine besonders hervorragende Stelle ein, sowohl als nachahmungswürdiges Muster für die Anlage eines städtischen Urkundenbuchs, wie auch wegen ihres Gegenstandes. Freiberg war während des 13. bis 15. Jahrhunderts das wichtigste Silberbergwerk Deutschlands, es entwickelte sich hier ein ausgebildetes Bergrecht, welches für viele andere Staaten Vorbild geworden ist; seit 1476 wurden hier alle wichtigeren Bergstreitigkeiten aus ganz Kursachsen entschieden, 1766 die erste Hochschule für Bergbau, die Bergakademie, errichtet. Ebenso lehrreiche Seiten zeigt das bürgerliche Leben der Stadt. Geschützt durch mächtige Landesherren, konnten sich die Bewohner ungestört der Arbeit hingeben und haben es mit einer Ausdauer und in schlechten Zeiten mit einer Genügsamkeit gethan, die unsre Bewunderung erregt; obwohl die Bürgerschaft wohl bewaffnet war, lebten durch alle Jahrhunderte hindurch alle Classen mit einander in gutem Frieden, es wird von keinem Aufstand weder gegen die Besitzenden, noch gegen die Landesherrschaft berichtet, sondern nur von allseitigem guten Einvernehmen; und auf solchem Boden konnten schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Knappschaftscassen entstehen, welche das Vorbild für die neue Bismarckische allgemeine Arbeiterversicherung geworden sind.

Man wird es einem Rechtshistoriker zugute halten, wenn er bei seinem Bericht die juristische Ausbeute des Freiberger Urkundenbuchs etwas stärker betont, als es der bloße Culturhistoriker vielleicht thun würde, und wenn er auch bei wichtigeren Fragen auf die in Bezug genommenen Urkunden genauer hinweist, um dem Leser die Nachprüfung zu erleichtern;[1]) denn nicht viele werden Zeit finden, sich durch eigenes Studium in den drei großen Quartbänden heimisch zu machen, wenn auch das vortreffliche Sachregister und Glossarium von G. Berlit und Ermisch am Schluß des dritten Bandes die Orientirung wesentlich fördert. —

Eine Urkunde Otto's, Markgrafen von Meißen, vom Jahre 1185 bekundet: in den Besitzungen des Klosters Altzelle seien Silberadern gefunden worden, und da er nun vom Reiche das Einkommen von allen Metallen in seiner Mark Meißen zu Lehen erhalten habe, so sei zwischen ihm und dem Kloster ein Gütertausch vereinbart und seien ihm die Klosterdörfer Dudendorf, Christiansdorf und Bertoldisdorf, sowie 118 aus Wald angerodete Güter überlassen worden. Dem Dorfe Christiansdorf legte der Markgraf darauf den Namen Freiberg (Vriberc) bei, wohl weil es unter seine Freiheit fiel, dort auch gegen den Willen der Grundeigenthümer Bergwerke zu verleihen. Wahrscheinlich kamen um die nämliche Zeit Bergleute von Goßlar nach Freiberg, weil Heinrich der Löwe im Jahre 1180, um dem Kaiser Friedrich I. Schaden anzuthun, den Stollen (folles) der Goßlarer und ihre Hüttenwerke mit Gewalt angefallen und zerstört, auch die Bewohner in äußerste Noth gebracht hatte (Mon. Germ. Scr. 23, 157), so daß viele fort nach Freiberg zogen, wo eben Silber gefunden worden war. Auf jeden Fall heißt schon im Jahre 1241 der südöstliche Theil der Stadt urkundlich „civitas Saxonum" und führt den Namen „Sächs-Stadt" bis auf diesen Tag. Diese Sachsen bildeten aber allezeit nur den kleineren Theil der Bevölkerung der Stadt, da alle Urkunden und Stadtbücher nicht in sächsischer Sprache, sondern in einer hochdeutschen Mundart geschrieben sind, die der in Nordböhmen herrschenden ähnlich ist, also den Nachkommen der alten Markomannen angehört. Der fränkische Name „Scheffe" für Urtheilfinder kommt erst seit dem Jahre 1409 in Gebrauch, ist also neu eingeführt; vermuthlich kannte die ganze Landschaft auch keine „Zenten", „Zentgrafen", die außerhalb Frankens nicht vorkommen. Slavische Ansiedler werden nicht erwähnt; denn wenn auch der Gau, in welchem Freiberg liegt, den slavischen Namen Dalaminzi führte, so kann das nur von einer ehemaligen slavischen Oberherrschaft herrühren, da alle Dorfnamen weit und breit deutsche Namen haben, Deutsche also hier von jeher sitzen geblieben oder nachher als Colonisten eingezogen sind.

Der Name „Friberch" kommt im Jahre 1218 zum erstenmal vor (3, 477 Nachträge zu Bd. 1); im Jahre 1223 wird es zuerst ausdrücklich „Stadt" (civitas) genannt (1, 2 Nr. 4); wann und durch wen die Erhebung zur Stadt erfolgt ist, bleibt wie bei vielen anderen Städten in Dunkel gehüllt. Wenn man aber hört, daß im Jahre 1225 bereits 5 Pfarrkirchen und ein Hospital bestanden, so darf man unbedenklich auf ein höheres Alter des Stadtrechts und auf eine außerordentlich große Bevölkerung schließen, die natürlich aus den verschiedensten Landschaften herbeiströmte.

Der Bergbau war im Anfang offenbar sehr gewinnbringend, weil die Silberadern zutag standen; mit jedem Jahrhundert aber mußte man mehr in die Tiefe gehen, Schachte und Stollen anlegen, und damit sanken auch die Erträge. Die Markgrafen besaßen wohl zu Zeiten auch selbst Gruben und Hütten, wie z. B. 1379 solche erwähnt

[1]) Ich werde die drei Bände und ihre Seitenzahlen mit arabischen Ziffern citiren, die Seiten der „Einleitungen" mit vorgesetztem E., also z. B. statt Codex dipl. Sax. regiae, Abtheilung II, Band XII, Einleitung Seite LXXXVIII, kurz: I, E. 88.

Digitized by Google

werden (1, 96); die meisten Gruben aber wurden von Privaten oder besonderen Genossenschaften betrieben.

Das Verhütten der Erze bildete einen Gewerbszweig für sich, mit dem sich wiederum Einzelne oder Genossenschaften abgaben, die sogenannten „Walt-Worchte". „Worcht" ist so viel wie Werk, daher z. B. im Stadtrecht von 1300 von der Innung der „Schuworchten", d. h. der Schuhmacher, Schuwerker, die Rede ist; ob „Walt" = Walze oder = Wald, silva, ist, mögen Sprachforscher entscheiden; das Glossar in Bd. 3 S. 680 macht keine Erklärung. Das Einschmelzen der Erze geschah natürlich mit Holz, welches die ausgedehnten Waldungen in der Nähe lieferten und das auch auf dem Muldefluß aus größerer Entfernung herbeigeflößt werden konnte. Wem die umliegenden Waldungen gehörten, ist bis jetzt nicht ermittelt.

Landesherren von Freiberg waren allezeit die Markgrafen von Meißen aus dem Hause Wettin, und zwar öfters mehrere zusammen, da bei Landestheilungen Freiberg wegen seiner Silberbergwerke und seiner allgemeinen Wichtigkeit keinem einzelnen überlassen werden sollte. Nur in der Zeit von 1296 bis 1307 blieb die Herrschaft der Markgrafen unterbrochen. Auf Grund eines Verkaufs seitens des Markgrafen Albrecht, den dessen Söhne nicht anerkennen wollten, rückte Kaiser Adolf von Nassau im Jahre 1294 mit einem Heere in Thüringen und Meißen ein, um es in Besitz zu nehmen, eroberte es auch großentheils, im Februar 1296 auch die Stadt Freiberg, vermochte es aber nicht zu behaupten, zumal er am 23. Juni 1298 abgesetzt und Albrecht von Oesterreich zu seinem Nachfolger gewählt worden war. Albrecht setzte schon 1299, unter der willkürlichen Behauptung, daß jene Länder von Adolf für das Reich erkauft worden seien, den König Wenzel von Böhmen zum Reichsstatthalter über dieselben ein [1]) und brach im Jahre 1307 selbst mit großem Heer dahin auf, um den Markgrafen völlig zu vertreiben, erlitt aber am 31. Mai 1307 bei Lucka (bei Altenburg) eine völlige Niederlage, die dann den Schweizern das Zeichen zur Auflehnung gegeben hat.

In jene Zeit des Kampfes um den Besitz dieser Länder fallen nun wichtige Urkunden über die Verfassung der Stadt. Markgraf Friedrich der Freidige, welcher 1291 in den Alleinbesitz der Stadt gelangt war, stellte am 27. Mai 1294 eine deutsch abgefaßte, mit seinen lieben Bürgern verabredete Urkunde aus (1, 38): „Unsere Geschwornen sollen Gewalt haben, unsere Rechte zu verfolgen (zu jagene) und alles, was uns und unserer Stadt und unserem Bergwerke nützlich ist, festzusetzen, und wessen wir mit ihnen übereinkommen, das soll niemand widersprechen. Da (wenne) sie uns das gelobt haben, so geloben wir ihnen das wieder, daß sie ihres Leibes, ihres Gutes immer ohne Gefahr vor uns sein sollen. Vergeht sich jemand gegen uns, das wollen wir verfolgen und verhandeln (teidingen) nach ihrem Rathe." — Hiermit ertheilte der Landesherr den Geschwornen der Stadt die Gewalt, die Rechte des Landesherrn, Vermögensansprüche sowohl als obrigkeitliche Rechte, wie z. B. Münzrecht, namentlich Verfolgung von Verbrechern, wahrzunehmen, natürlich als Beauftragte, namentlich auch Vergehen gegen den Landesherrn, abzuurtheilen, wobei es dieser belassen will.

Die zweite Ermächtigung geht dahin, Satzungen zu machen über alles das, was dem Landesherrn, seiner Stadt Freiberg und seinem Bergwerke nützlich ist, so jedoch, daß die Zustimmung des Landesherrn dazu überall vorbehalten bleibt.

Diese Vollmachten sind den Geschwornen offenbar gegeben worden mit Rücksicht auf die schweren äußeren Gefahren, die gegen den Markgrafen heranzogen und ihn voraussichtlich nöthigen würden, das Land oder die Stadt zu räumen. Ihre Bedeutung für die Zukunft ist schwer zu erkennen; auf jeden Fall aber blieb das Gesetzgebungsrecht an die landesherrliche Bestätigung gebunden.[2]) Im 15. Jahrhundert begannen die Landesherren das Gesetzgebungsrecht ohne Befragen des Raths zu üben, wie ihr Gesetz über das Erbrecht der Geschwister vom Jahre 1427 beweist (1, 140).

Der Landesherr bezog von allem geförderten Silber den Zehnten, d. h. den zehnten Theil des Rohertrags, und von den Hüttenwerken einen Hüttenzins, entweder als Gewerbesteuer oder als Vergütung für das unentgeltlich oder gegen niederen Preis verabfolgte Holz aus landesherrlichen Waldungen. Sicheres läßt sich nicht sagen, bevor man weiß, wem die Wälder gehörten.

Alles Silber mußte in die landesherrliche Münze zu Freiberg zur Ausprägung gebracht werden; nach Abzug des Zehnten, des Hüttenzinses und des Schlagschatzes erhielten die Eigenthümer das Silber gemünzt zurück. Niemand durfte also Rohsilber außer Landes verkaufen oder in einer fremden Münzstätte prägen lassen, außer wenn die Münzanstalt das Prägen ablehnte. Wenn später von einem Vorkaufsrecht der Landesherrn in Bezug auf alles geförderte Silber die Rede ist, so kam das im Grunde auf dasselbe hinaus.

Die Münzanstalt wird im Jahre 1244 zum erstenmal urkundlich erwähnt; sie stand unter einem landesherrlichen Münzmeister. Im Jahre 1556 wurde sie nach Dresden verlegt, kam aber im Jahre 1887 wieder nach Freiberg zurück.[2])

Ueber alle Bergwerke bei Freiberg und des ganzen Landes war bis 1466 ein einziger landesherrlicher „Bergmeister" gesetzt, welcher die Bergwerksrechte in bestimmten Grubenfeldern mit dem dazu nöthigen Gelände im Namen des Landesherrn verlieh und diese Rechte in „Bergbücher" oder „Tafeln" (die Benennung Tafel dürfte aus Böhmen-Mähren entlehnt sein) eintrug. Leider sind diese Bücher verloren (2, E. 31), die sonst höchst schätzbare Auskunft geben würden, auch darüber, seit wann in anderen Theilen des Landes Silbergruben eröffnet worden sind. Vorläufig ist anzunehmen, daß es deren wenige gab und die um Freiberg allein ins Gewicht fielen, bis um 1466 das Bergwerk auf dem Schneeberg bei Zwickau in Aufschwung kam und die Freiberger Werke in Schatten stellte. Jetzt wurde ein zweiter landesherrlicher Bergmeister „für die Bergwerke außerhalb der Pflege Freiberg" angestellt, der aber anfänglich auch in Freiberg wohnte (2, E. 61). Auch die von diesem geführten Bergbücher sind verloren (2, E. 13 und 31), da die Acten des Schneeberger Bergamts 1719 verbrannten (2, E. 60).

Der Bergmeister setzte über die einzelnen Bezirke „Bergrichter" ein, als Unteraufseher, wohl auch um Missethater im Bergrecht zur Rüge zu bringen; ferner ernannte er die „Berggeschwornen", welche unter seinem Vorsitz im Berggericht das Urtheil fällten; ferner andere niedere Aufseher oder Hüter, hutlute, Gaughauer, ganchower. Aber alle diese Ernennungen mußten mit Rath der übrigen landesherrlichen Amtleute in Stadt und Land und der Gewerken, d. h. der Bergwerksinhaber, geschehen.[3]) Einem Richter konnte er auch seine eigene Gewalt „über etliche

[1]) Am 11. August 1298 unterwarfen sich Bürgermeister, Rathleute und ganze Gemeinde der Stadt Freiberg diesem Statthalter (3, 477).

[2]) Krumbiegel 13. Vgl. auch Pückert, 29., Das Münzwesen Sachsens 1518—1525. 1862.

[3]) Verordnung Markgraf Friedrichs vom 18. Mai 1528 (?, v. Nr. 873): „Wir wollin auch das, das der bergmeister mit rate unsir andirn amechluten und der gewerckin ryehter und geswore, hütlute, ganchower secze." — Für den Schneeberg wurden im Jahre 1471 12 „Bergschöppen" als Urtheiler vorgeschrieben (2, E. 63).

Berge“ übertragen; später heißt der Stellvertreter „Unterbergmeister“.

Das Berggericht war zuständig zunächst in Streitigkeiten über Bergwerkssachen, also zwischen Gewerken unter einander, oder mit Grundeigenthümern oder mit Lohnarbeitern, wohl auch mit dem Münzmeister; außerdem aber über alle Privatrechtsstreitigkeiten und alle Verbrechen, welche innerhalb der Bergwerke und auf den dazu gehörigen Anlagen vorkamen, indem dieselben als exemtes landesherrliches Territorium galten;[1]) bezüglich der im Wikbilde der Stadt gelegenen Werke kam ihm jedoch diese Gerichtsbarkeit nur zu wegen Sachen, die im Innern der Bergwerke vorfielen.[2])

Das Gericht konnte der Bergrichter in der Stadt oder in dem Wikbilde halten, wo er wollte; er durfte Schwert und Messer bei sich tragen, die Bergrichter und Geschwornen aber, die von den Bergwerken zum Gericht kamen, nicht, außer mit Erlaubniß des Stadtraths.[3]) Alle Amtleute und Schultheißen mußten dem Bergrichter Rechtshülfe leisten.

Das hier Vorgetragene findet seine Bestätigung in einer „Freiberger Berggerichtsordnung“, welche in Abschriften aus dem Ende des 15. Jahrhunderts überliefert ist (2, 299 bis 302). Bergurtheile des Berggerichts sind aus älterer Zeit nicht erhalten.

Wenn der Bergmeister selbst Partei war, so hatte der Bürgermeister zu Freiberg vom Landesherrn Vollmacht, an Stelle des Bergrichters die Sache verhandeln zu lassen;[4]) sonst kam dem Stadtrath keinerlei Gewalt über den Bergrichter zu.

Der landesherrliche Bergrichter hatte ferner ähnliche Aufgaben wie unsre heutigen Fabrikinspectoren; er sollte die Lohnarbeiter gegen ihre Arbeitgeber schützen und zu erforschen suchen, ob etwa die Arbeiter aus Furcht sich scheuten, ihre Noth zu klagen.[5])

Bereits im 15. Jahrhundert werden die Knappschaften erwähnt, ohne Zweifel wie später Verbände zur Unterstützung arbeitsunfähiger Bergarbeiter oder ihrer Hinterbliebenen; die „Hauer-Knappschaft“ führte im Jahre 1443 ein eigenes Siegel mit Schlägel und Eisen im Schilde, die „Schmelzer-Knappschaft“ im Jahre 1485 ein Siegel mit Forkel (Gabel, Rühreisen) und Stecheisen (1, E. 35). Diese Knappschaften sind das Vorbild für unsre neue Arbeiterzwangsversicherung geworden.

Seit 1476, nachdem das Schneeberger und andere Bergwerke in Schwung gekommen waren, gaben die Landesherren dem Stadtrath zu Freiberg Auftrag und Vollmacht, wichtigere Bergwerksstreitigkeiten aus dem ganzen Lande zu entscheiden, wozu einmal die Erfahrung der Freiberger in Bergsachen, dann aber auch das Interesse der Einheitlichkeit der Rechtsprechung bewogen haben mögen.[1]) Auch wurde in dieser Zeit, welche Schriftlichkeit der Verhandlungen zu lieben begann, nicht selten, z. B. auch im Herzogthum Württemberg, den Gerichten der Hauptstädte die Ausübung einer Gerichtsbarkeit über ganze Provinzen aufgetragen. Die Urtheile, welche der Freiberger Rath in den Jahren 1476 bis 1485 gegeben hat, sind im ältesten Bergurtelbuch erhalten und 2, 303—373 abgedruckt; ein zweites ungedrucktes reicht bis 1535 (2, E. 36—38). Späterhin entschied nicht mehr der ganze Rath, sondern der jetzt sogenannte „Berg-Schöppenstuhl“,[2]) bestehend aus dem Bürgermeister der Stadt, dem Bergmeister, Bergschreiber, Stadtrichter und zwei rechtskundigen Stadträthen, wozu nach 1766 der Lehrer des Bergrechts an der neuen Bergakademie trat. Erst 1856 ist der Berg-Schöppenstuhl aufgehoben worden.[3])

Das Gesetzgebungsrecht über Bergwesen behielten sich die Landesherren allezeit ausschließlich vor; die den Freiberger Geschwornen unterm 27. Mai 1294 ertheilte Ermächtigung war, wie oben gezeigt, bloß vorübergehend. Aus dem 13. Jahrhundert ist aber keine landesherrliche Ordnung übrig, aus dem 14. Jahrhundert eine solche vom 18. Mai 1328 (2, 5—7, Nr. 873) und einige minder wichtige. Die Berggeschwornen fanden eben das Recht nach dem Herkommen, welches bei der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Rechtspflege damals durchaus fest gewesen ist. Nachdem um das Jahr 1310 ein unbekannter Verfasser das Freiberger Stadtrecht aufgezeichnet hatte (vgl. unten), welches einiges wenige über das Berggericht enthält, stellte in den Jahren 1310—1327 ein ebenfalls Unbekannter das im Berggericht zu Freiberg gehandhabte Bergrecht zusammen; ein anderer arbeitete dasselbe in der Zeit zwischen 1346 bis 1375 vollständig um und benutzte dabei das Bergrecht von Iglau in Mähren.[4]) Von diesen beiden Freiberger Bergrechten, sowie auch von der in Freiberg verwahrten alten, dem 14. Jahrhundert angehörigen Ausfertigung des Iglauer Rechts gibt Ermisch neue sorgfältige Abdrücke. Diesen schließen sich als Anhang II (2, 456—529) Abdrücke der ältesten Schneeberger und Annaberger Bergordnungen von 1466—1509 an (vgl. 2, E. 59—67). Die Annaberger Ordnung von 1509 übersandte Herzog Georg im Jahre 1511 dem Rathe zu Freiberg mit der Weisung, in Zukunft sich nach derselben zu richten, und nur in Fällen, die darin nicht vorgesehen seien, sich „der gemeinen Bergrechte“ wie bisher zu gebrauchen (2, E. 67).

Ueber die übrigens wenig wichtige Streitfrage, ob in der Markgrafschaft Meißen im 14. Jahrhundert „Bergfreiheit“ bestanden habe, darf ich auf meine Geschichte des deutschen Privatrechts, 1894, S. 392—393, verweisen, füge aber weiter bei, daß nach der Freiberger Berggerichtsordnung, die in Handschrift aus dem 15. Jahrhundert vorliegt, der Bergmeister zwar bei Verleihungen unparteiisch sein, sie dem Armen wie dem Reichen thun soll, daß aber seine Entscheidung endgültig bleibt: „wem er die Lehen bekennt, der behält sie mit Recht, und wem er sie abschlägt, der muß sie entbehren“ (2, 299). Bemerkenswerth ist auch der Sprachgebrauch dieser Ordnung, wonach der Bergmeister „meiner Herren Freies“ verleiht, also die noch unverliehenen

---

1) Freiberger Stadtrecht um 1500, Cap. 37 § 1: „Der Bergmeister hat auch Gerichte und Gewalt über Leib und über Gut auf allem Gebirge in des Königs Lande, das in die Münze zu Freiberg gehört, und wem er sie (die Münze) überlassen will.“ Daß hier der König statt des Markgrafen genannt wird, erklärt sich aus der Abfassung des Stadtrechts zur Zeit der Herrschaft König Adolfs oder Albrechts I. (vgl. hierüber unten). Unter „allem Gebirge“ ist nicht das ganze Erzgebirge verstanden, was ja ganz unmöglich wäre, sondern „alle Bergwerke“ im Lande, welche verpflichtet waren, ihr Silber in die Münze zu Freiberg zu liefern. Daß „Gebirge“ so viel wie „Berg“ und Bergwerk ist, lehrt klar die Freiberger Berggerichtsordnung aus dem 15. Jahrhundert § 2 und 3, wo es heißt: „wenn der Bergmeister kommt auf ein Gebirge oder in Hütten oder in Kawen“ (Ueberbau über einen Schacht), und: „ob Einer den Andern schlüge in der Grube oder in der Kaw oder auf dem freien Gebirge“ (2, 300). Vgl. auch Grimm, D. Wörterbuch 4, 1, 1, S. 1778 und 1784.

2) Stadtrecht 1300 Cap. 37 § 2.

3) Stadtrecht 1500 Cap. 37 § 1, 9.

4) Markgräfliche Verordnung 18. Mai 1328 (2, 7).

5) Landesherrliche Verordnung 18. Mai 1328 (2, 7).

1) Ein im Staatsarchiv zu Dresden vorhandenes Schreiben aus dem Jahre 1476 bezeichnet „die von Freiberg“ als diejenigen, „bey den man sich in unser gnaden fürstenthum oberste und endliche berckgerichts pfleget zu erholen“ (2, E. 86).

2) Der Name wird 1609 zum erstenmal gebraucht (2, E. 35, Anm. 175).

3) Krumbiegel, F., Zur Lage und Entwicklung der Stadt Freiberg 1889, S. 10.

4) Daß der Stadtrath zu Freiberg das Iglauer Recht habe kommen lassen, ist unbewiesen; es kann es auch ein Gewerke von dort geholt haben; wann, ist ganz unsicher.

Erzgänge, über welche die Landesherren und nicht die Grundeigenthümer Verfügungsfreiheit, jus regale, haben.

Nachdem man im Jahre 1453 auf dem Schneeberg bei Zwickau Silber gefunden und seit 1466 eine reiche Ader aufgedeckt hatte, dann seit 1492 am Schreckenberg ein blühendes Bergwerk und eine neue Stadt entstanden war, die von Kaiser Maximilian I. im Jahre 1501 den Namen St. Annaberg erhielt, nach der damals in besondere Verehrung gekommenen Mutter der heiligen Jungfrau Maria (2, 64), ging der Bergbau in Freiberg zurück, zumal die Schächte immer tiefer getrieben werden mußten und die Kosten sich also steigerten. Doch machte man stets die größten Anstrengungen und legte namentlich mittelst der Gebirgsbäche und der Stollenwasser umfangreiche künstliche Wasserleitungen an, die zur Ausbildung eines merkwürdigen Wasserrechts führten.

Allmählich wurde der Betrieb in den Händen des Staates centralisirt; zuerst gingen die Privathüttenwerke, deren noch im Jahre 1612 neun gezählt wurden, ein, nachdem sich im Jahre 1712 sämmtliche Gewerken bereit erklärt hatten, ihre Erze an die landesherrlichen Hütten abliefern zu wollen, wo sie nach Probirung ihres Gehalts nach festen Taxen bezahlt wurden;[1]) und das 19. Jahrhundert sah dann die großartigen Hüttenwerke entstehen, welche Erze aus der ganzen Welt verhütten. Aber auch die Silberbergwerke kaufte der Staat allmählich an, das wichtigste im Jahre 1886, und trieb mit Aufwand von 11 Millionen Mark einen Hauptstollen ein, der 5 Kilometer Länge hat und dessen Wasserkraft 1100 Pferdekräfte beträgt.

In Freiberg wurde 1766 die erste Bergakademie, Hochschule für Bergbau, errichtet, 1776 auch eine Bergschule für Ausbildung von Unterbeamten, im Jahee 1868 erhielt hier das Bergamt für das ganze Königreich seinen Sitz und 1886 die Oberdirection der königlichen Erzbergwerke.

Die Landesherren erhoben an den Thoren der Stadt Eingangszölle von Vieh,[2]) ferner von Bier und Wein, wie es scheint auch eine Steuer von dem in der Stadt gebrauten Bier. Die Verwaltung der letztgenannten Abgaben hieß das Schrotamt.

Dafür genossen aber alle in Freiberg wohnhaften Bürger Zollfreiheit in der ganzen Markgrafschaft, laut Bewilligung Landgraf Albrechts vom Jahre 1291; die ins Land eingeführten Salzvorräthe konnten an keinen andern Ort gebracht werden als nach Freiberg, von wo dann der Weiterverkauf stattfand; auch mußten alle nach Böhmen gehenden Wagen nothwendig ihren Weg über Freiberg nehmen. (Privileg vom Jahre 1318.)

Ein Jahehundert der Nigerforschung.

II.

H. S. Inzwischen war die Nigerforschung am Mittellauf um ein gewaltiges Stück gefördert, und zwar durch keinen geringeren als Heinrich Barth. Das letzte Ziel, das sich der große deutsche Afrikaforscher noch gesteckt, war Timbuktu und die Aufnahme des mittleren Niger, wo seit Mungo Park kein Weißer mehr gesehen worden. Ueber Sokoto erreichte ihn Barth im Juni 1853 bei Say, halbwegs zwischen der Benuemündung und Timbuktu; dann durchzog er den ganzen großen Nigerbogen in nordwestlicher Richtung, der Welt auch hier die Kenntniß ungeheurer, bisher nicht besuchter Länderstrecken vermittelnd. Am 7. September 1853 betrat er die Märchenstadt, in der er mit kurzen Unterbrechungen acht Monate hindurch verblieb und forschte. Wie überall, wohin Barth seinen Wanderstab setzte, so sammelte er auch in Timbuktu eine Fülle geographischen, völkerkundlichen und geschichtlichen Materials, das bisher noch nicht überholt ist und zum großen Theil nicht mehr überholt werden wird. Seit einem halben Jahrzehnt saß herrschen heute die Franzosen in Timbuktu; Barths geographische Forschungen haben sie natürlich erweitert, alles übrige aber, was sich in den letzten beiden umfangreichen Bänden des Barth'schen Reisewerkes über diese Gegenden aufgespeichert findet, gilt heute wie damals. Im Mai 1854 verließ Barth Timbuktu und verfolgte zu Lande, zuerst auf dem linken, dann auf dem rechten Ufer den Stromlauf, jeder seiner Krümmungen sorgsam nachgehend. Nach 2½monatlicher Wanderung war Barth Ende Juli wieder in Say, von wo der schon todt geglaubte über Kano und Kuka endlich die Heimreise antrat: sein einzig dastehendes Forschungswerk war vollbracht. — Wer die Karte Tafel 14 im 4. Bande des Barth'schen Reisewerkes, die seine Routen zwischen Say und Timbuktu und die Aufnahme des mittleren Niger enthält, einer Durchsicht unterzieht, wird die ganze Tragweite der Timbuktureise Barths für die Kenntniß des Stromes ermessen. Aufnahmen, die denen des deutschen Forschers an Umfang und Genauigkeit auch nur entfernt nahe kamen, besaß man bis dahin von keinem Theile des Nigerlaufs; nur der untere Strom und der Benue waren durch Baikie und einzelne seiner Vorgänger mit der gleichen Zuverlässigkeit auf den englischen Admiralitätskarten niedergelegt. Die Detailarbeit der Barthschen Nigeraufnahme ist erstaunlich, ein wohl ausgerüstetes Vermessungscorps hätte in der gleichen Zeit auf einer Stromfahrt kaum mehr leisten können, als dieser einzelne Wanderer, der unterwegs auch alle anderen Theile seines Forschungsgebietes nicht zu kurz kommen ließ. Die Barthschen Routen haben noch die schärfste Controle ausgehalten. Hier am Niger hatte ee bisher keinen Nachfolger; man wird nunmehr das Urtheil und die Karten Hourst's abwarten müssen, der Barths Spuren folgte. Daß nicht erst jeder Reisende die Routen eines Barth kritisiren und berichtigen darf, ist selbstverständlich; Hourst jedoch scheint die Befähigung hiezu zu besitzen. — Im übrigen war nunmehr der ganze Nigerlauf im allgemeinen bekannt. Barth fand jedoch keine Nachfolger, da der mittlere Strom seiner Schnellen wegen keine günstige Wasserstraße abzugeben schien.

Wie angedeutet, war der obere Niger seit Park von Westen her nicht wieder erreicht worden. Der erste, dem das gelang, war der französische Marineofficier Mage, der sich seit 1860 durch erfolgreiche Reisen im Norden des Senegal Verdienste erworben hatte. Mage kam im Februar 1864, also 68 Jahre nach Mungo Park, ebenso wie dieser bei Segu an den Niger, wo er sich in halber Gefangenschaft zwei Jahre hindurch aufhielt. In räumlicher Beziehung fanden infolge dessen seine Forschungen keine Ausdehnung über die Stromtheile hinaus, die Park auf seiner ersten Reise kennen gelernt. Doch konnte er einzelne kleine Strecken des Flusses genauer aufnehmen, dem sehr empfindlichen Mangel an astronomischen Ortsbestimmungen abhelfen und Beobachtungen über die Schwellzeiten des Niger anstellen. Außerdem brachten seine Erkundigungen manches Neue über die Nigerquell- und -zuflüsse und einige Klarheit über deren Lage zu einander. Seitdem sind französische Reisende mehrfach zum Niger gelangt, u. a. Gallieni 1880, niemand aber vermochte nach Norden hin den Wegen Caillié's weit zu folgen. Doch erfuhr die Zeichnung der Nigerläufe zwischen Dschinneh und Timbuktu, die bis dahin eine nahezu gestreckte nordöstliche Richtung auf den Karten hatten, durch den Rückweg des deutschen Reisenden Lenz von Timbuktu zum Senegal (1880) eine Aenderung. Lenz hat den Niger zwar nirgends zu Gesicht bekommen, doch behielt er

---

1) Neumbiegel 1889, S. 13.

2) Im Jahre 1290 gibt Markgraf Friedrich (Tuto) von Landsberg dreien seiner Vasallen den Viehzoll zu Freiberg zu Lehen.

ihn mehrere Tagereisen weit in nur geringer Entfernung zur Linken. Dem Verlauf seiner Route die Richtung des Niger anpassend, gaben die Kartographen nunmehr der Strecke Issaku-Ssa — d. h. dem mittleren Drittel des Stromlaufs zwischen Sansanding und Timbuktu — eine süd-nördliche Richtung; auch verschwand infolge neuerer Erkundigungen der See Dibbih, von dem Park und René Caillié berichtet hatten.

Etwa gleichzeitig, d. h. Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre wurde auch die Aufnahme des mittleren Niger unterhalb Say und des oberen Benue ergänzt und zwar durch Eduard Flegel, den bekannten verdienstvollen Sendling der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Auf einer Reise nach Sokoto im Jahre 1880 legte er die Strecke Rabba-Gomba, circa 450 km, für die nur ältere Lander'sche und Baikie'sche Recognoscirungen vorhanden waren, genauer mit allen Einzelheiten fest, nachdem er kurz vorher (1879) Gelegenheit gefunden hatte, den Benuelauf zwischen dem fernsten Punkt Baikie's über Jola hinaus bis Ribago, circa 200 km, aufzunehmen. August 1882 erreichte Flegel nördlich und in der Nähe von Ngaumdere die Benuequelle auf seinem ersten Zuge ins Innere Adamaua's, wobei er gleichzeitig constatirte, daß eine irgendwie verwerthbare Wasserverbindung zwischen Benue und den Scharizuflüssen des Tschad nicht vorhanden ist, wiewohl für beide Stromsysteme hier in den Tuburisümpfen die Wasserscheide sich verwischt. Im Anschluß hieran sei vorweggenommen, daß das in seiner Lage um fast einen Längengrad schwankende Jola, das für die Kartographie des oberen Benue von höchster Bedeutung ist, durch den Deutschen Passarge (Mitglied der Uechtritz'schen Expedition) 1893 endlich durch verläßliche astronomische Ortsbestimmungen fixirt wurde.

Es sei bei dieser Gelegenheit noch einer vereitelten Nigerreise gedacht. Der Italiener Marquis Buonfanti wollte nämlich ums Jahr 1880 von Tripolis aus quer durch die Wüste zum Nigerbogen gelangt, den Strom dann hinabgefahren sein und aufgenommen haben. Doch wurde bald der Verdacht rege, daß Buonfanti diese Reise nie gemacht, zumal seine Nigerkarte auffällig von der als zuverlässig bekannten Karte Barths abwich. Auch hatte in Tripolis niemand von dem Aufbruch einer Buonfanti'schen Karawane etwas gemerkt. Buonfanti hielt die Wahrheit seiner Behauptungen aufrecht; er war mittlerweile in die Dienste des Congostaats getreten und kündigte von dort aus einen ausführlichen Beweis für seine Nigerreise an. Bevor er jedoch seine Zusage halten konnte, ist er gestorben. Ein Zweifel darüber, daß es sich in der That hier um einen Schwindel à la Damberger gehandelt, besteht nicht mehr.

Wir wenden uns noch einmal zum oberen Niger und bemerken, daß die Franzosen Zweifel und Mouttier im Jahre 1879 die Quelle des Flusses — des Dscholiba, seiner Hauptquellader — im Hintertande der Sierra Leone und etwa 250 km in gerader Richtung von der Küste entfernt bei den Darobergen entdeckten. Auch hier sei gleich erwähnt, daß im Jahre 1896 der englische Oberst Trotter, Mitglied der englisch-französischen Grenzcommission, von neuem die Nigerquelle erreichte und deren Lage durch seine Bestimmung um etwa 50 km nach Nordwesten verschob (nach 9° 5′ n. Br. und 10° 50′ w. L.).

Bevor wir der letzten Forschungen gedenken, sei noch kurz der Stand unsrer Kenntniß vom Nigerstrom ums Jahr 1880 berührt. — Einen besonderen Abschnitt der Nigerforschung, wie etwa das Jahr 1830, bezeichnet der genannte Zeitpunkt nicht; immerhin wird die Wende des 7. zum 8. Jahrzehnt unsres Jahrhunderts, wie bemerkt, durch die Entdeckung der Quelle des Hauptstroms, sowie der seines größten Nebenflusses, des Benue, einigermaßen charakterisirt. Von einem Nigerproblem im Sinne der alten Nigerfrage, von einem Problem der Entdeckungsgeschichte, konnte natürlich schon seit 2½ Jahrzehnten nicht mehr die Rede sein, und wenn es auch noch an Aufgaben von secundärer Bedeutung nicht fehlte, so war ihre Lösung das Nebenergebniß politischer Unternehmungen, die seitdem bis heute immer mehr den Gang der Afrikaforschung beeinflußt haben. — Unbekannt in ihrem Lauf waren noch die zahlreichen bedeutenden Zuflüsse, die der obere Niger von rechts, d. h. von Süden her, erhält. Man wußte freilich von ihrer Existenz und trug sie nach Caillié und den Erkundigungen der französischen Reisenden seit Mage auf den Karten ein. Auch die Kenntniß des Mittellaufs bis Timbuktu genügte nicht mehr ganz den modernen Ansprüchen. Dann folgte der von Barth mit Sorgfalt und vielen Details aufgenommene Theil bis Say. Von Say bis Gomba, ca. 300 km, hatte seit Park noch niemand den Lauf des Flusses recognoscirt; er war in die Karten gestrichelt eingezeichnet, d. h. noch als gänzlich unerforscht. Von hier ab hatten den Strom Flegel und die Engländer bis zur Mündung mit allen Einzelheiten genau aufgenommen, ebenso den Benue. Von Timbuktu bis Say geht der Niger den Südrand der Wüste entlang, er empfängt von hier aus keine Zuflüsse; die von Süden kommenden Tributäre des Mittellaufes sind von nur untergeordneter Bedeutung, und ihre Zahl ist sehr gering. —

In den 80er Jahren beginnt namentlich seit der Gründung der deutschen Colonien der Wettlauf der Engländer, Franzosen und Deutschen auch im Nigergebiet. Den Franzosen lag daran, ihren Einfluß am oberen Flusse zu befestigen und auch das Land im Nigerbogen in ihre Gewalt zu bekommen; sie träumten nicht nur von einem großen Colonialreiche, das Senegambien, Algerien, das Nigergebiet und den Congo français umfaßte und verband, sie handelten auch, um diese Träume zu verwirklichen. Die Engländer, die bereits seit Jahrzehnten am unteren Nieger und Benue festen Fuß gefaßt hatten, waren infolge dessen mit allen Mitteln bestrebt, jene Absichten zu stören und von Süden her einen gewaltigen Keil in das französische Afrikareich der Zukunft hineinzutreiben. Die Deutschen, die zu diesem Wettstreit durch die Besetzung von Togo und Kamerun die Veranlassung gegeben hatten, waren in ihren Zielen bescheidener, ja zu bescheiden; sie verfolgten sie daher auch mit nur geringem Nachdruck und Erfolg. Der Ausdehnung des Schutzgebietes Kamerun waren bald Schranken gesetzt, die nach Lage der Sache, d. h. nach dem Gange, den die deutsche Colonialpolitik lange Zeit genommen, wohl definitiv und nicht mehr zu beseitigen sein dürften. In Togo dagegen war noch die Gelegenheit zu weiterer Ausbreitung im Nigerbogen gegeben, und diese Gelegenheit wird ja in den letzten Jahren mit Energie ausgenutzt. Hier betheiligen sich also nunmehr auch die Deutschen an jenem Wettlauf. Ohne Zweifel wird er Erfolg haben, das Hinterland der Togocolonie wird sich vielleicht dereinst nordostwärts bis an den Niger erstrecken, wenn auch im günstigsten Fall die politische Abgrenzung des Schutzgebiets immer nur wenig glücklich sein kann: ein winziger Küstenstreifen als Oeffnung eines großen, tiefen „Sackes" von Ländern im Innern, ohne eine ausschließlich durch deutsches Gebiet führende Wasserstraße. Die Gestalt Togo's erinnert schon jetzt an die des Congostaates, dessen unermeßliche Territorien auf einen Küstenstreifen von wenigen Kilometern Länge verwiesen sind; hier bildet freilich der Congo eine Wasser- und Verkehrsstraße, die jenen Nachtheil einigermaßen auszugleichen geeignet ist. — Wir gedenken dieser neuesten, politischen Periode der Nigerforschung — wenn von einer solchen im eigentlichen Sinne noch die Rede sein kann — hier im Rahmen unsrer Betrachtung nur wenige Bemerkungen

Digitized by Google

zu widmen; sie ist in ihren Einzelheiten ohnehin bekannter als die ältere Epoche.

Wie bemerkt, erreichte Gallieni, der spätere Gouverneur von Senegambien, den Niger im Jahre 1880. In seinem weiteren Vordringen scheiterte er. Seine nächsten Nachfolger waren Oberst Debordes und Bayol (1881/82 und 1883), die unter steten Kämpfen den französischen Einfluß am oberen Niger befestigten und süd- und südostwärts kleine Strecken über den Hauptstrom in das Gebiet seiner großen Nebenflüsse vorstießen, woraus sich auch manch werthvoller Beitrag für die Kartographie dieser Länder ergab. Ein anderes ihrer vornehmsten Ziele, Timbuktu, erreichten die Franzosen im Sommer 1887. Es gelang dem Schiffslieutenant Caron, ein Kanonenboot bei Bammaku auf dem Niger flott zu machen. Auf diesem drang er bis Timbuktu vor und befuhr somit einen Theil des Stromes, der seit Caillié, also 60 Jahre hindurch, nicht wieder besucht war. Seine und seiner Nachfolger Aufnahmen halfen einem dringenden Desideratum ab; der Niger erhielt hier wieder die alte Nordostrichtung, auch die Seen und Erweiterungen, die er bildet und die für einige Zeit von den Karten verschwunden waren, wurden aufs neue constatirt und damit Parks, Caillié's und Barths Mittheilungen bestätigt. Gleichzeitig kamen andere französische Offiziere an die oberen Nigerzuflüsse, wo sie u. a. mit Samory, der dort ein gewaltiges Reich gegründet, in anfangs freundschaftliche Beziehungen traten. Bald darauf (1888) brach Binger auf seinem viel bewunderten Zuge vom oberen Niger zur Guineaküste durch, während Monteil in westöstlicher Richtung den Nigerbogen kreuzte und später über Bornu nach Tripolis gelangte, der erste französische Afrikadurchquerer. Von Togo aus drangen die Deutschen, u. a. G. A. Krause (1887) und v. François (1888) weit nach Norden vor, ohne jedoch bis an den Niger selbst zu kommen. Den Oberlauf des mächtigen Nigerzuflusses Bagoë erreichte der Franzose Marchand im Februar 1894 von der Elfenbeinküste aus nach einem Marsche durch gänzlich unbekanntes Land. Er betrat Tengrela, das einst sein Landsmann René Caillié berührt hatte auf seinem denkwürdigen Zuge nach Timbuktu. Nun wurde auch endlich das Nigerstück Say-Gomba durch die „Concurrenzexpeditionen" der Deutschen Gruner und v. Carnap und der Franzosen Decoeur und Toutée bekannt. Gruner und v. Carnap befuhren diese Flußstrecke in der Zeit vom 21. Februar bis 5. März, Decoeur in den Tagen vom 5. bis 22. Februar 1895. Die Aufnahmen der deutschen und französischen Reisenden liegen noch nicht vor. Beide Expeditionen stehen heute noch immer im Vordergrunde colonialpolitischer Erörterung, wie auch der Feldzug der englischen Nigercompagnie gegen Nupe.

Wir gelangen zum Schluß und zur Hourst'schen Stromfahrt. Hourst, der die Nigerflotte vor dem nunmehr französischen Timbuktu commandirte, hatte während seines dortigen Aufenthalts im Jahre 1895 den Niger etwa 36 km weit abwärts verfolgt und darüber eine genaue Karte nach Europa geschickt. In demselben Jahre machte er einen Vorstoß in die nordwestlich von Timbuktu liegenden Gegenden und entdeckte hier, wo man bisher Wüste vermuthet hatte, mehrere große, lang ausgezogene Seen, von denen der eine sich nicht weniger als 110 km weit erstreckt. Wichtig war auch Hourst's astronomische Bestimmung der Lage von Timbuktu. Barth hatte seine Route durch astronomische Positionen nicht stützen können; den Mangel an solchen suchte er jedoch, und mit Erfolg, durch peinliche Genauigkeit in der Aufnahme seines Reiseweges wettzumachen. Die Petermann'sche Construction der Routen Barths ergab für Timbuktu eine westliche Länge von 3° 5' und eine nördliche Breite von 17° 37½'. Spätere Karten verschoben namentlich die Breite etwas nach Süden, die Länge ein wenig nach Osten. Hourst's Beobachtung constatirte nun eine Länge von 2° 40' w. von Greenwich und eine Breite von 16° 45'. Vorausgesetzt, daß die Prüfung und Nachrechnung der Elemente diese Bestimmung bestätigt, dürfte die Lage der wichtigen Stadt sich um ein beträchtliches Stück, um etwa 110 km nach Südosten verrücken. Auch die erwähnte Aufnahme eines kurzen Nigerstücks unterhalb Timbuktu stimmt in ihren Einzelheiten mit der Barths nicht überein, doch erklärt sich das daraus, daß letzterer der Sümpfe wegen dort in erheblicher Entfernung vom Strome reiste, während Hourst diesen selber befuhr. — Im Januar 1896 trat Hourst mit mehreren weißen Begleitern in eigenen Booten die Thalfahrt an, die, wie eingangs erwähnt, im October desselben Jahres glücklich beendet war. Er hat naturwissenschaftliche und meteorologische Beobachtungen und linguistische Forschungen angestellt und den Strom von Timbuktu bis Bussang im Maßstabe von 1:50,000 kartirt. Auf seine Karte darf man daher gespannt sein. In welch vortheilhaftem Andenken übrigens im ganzen Sudan heute noch, nach mehr als 40 Jahren, der Name unsres berühmten Landsmannes Heinrich Barth steht, beweist von neuem der Umstand, daß man Hourst in Timbuktu rieth, auf der Fahrt in kritischen Lagen sich für den Neffen Abd el Kerims — das ist der Reisename Barths, unter dem er in halb Afrika bekannt war — auszugeben, und daß dieses Vorgeben dem französischen Reisenden in der That sehr nützlich gewesen ist und ihm die erfolgreiche Vollendung seiner Fahrt gesichert hat. Hourst erkennt das dankbar an, und wir Deutsche haben allen Grund zur Genugthuung darüber. Ohnehin sind ja, wie schon oben angedeutet, Barths unvergängliche Verdienste von den Franzosen (zuletzt noch von dem Afrikadurchquerer Monteil) stets voll Bewunderung ehrlich zugestanden worden, was man von den Engländern keineswegs behaupten kann, deren Urtheil über den deutschen Forscher stets von Mißgunst und Aerger über seine Erfolge getrübt gewesen ist.

Ob der Niger in seinem ganzen Mittellaufe jemals als Wasserstraße von Bedeutung sein wird, muß zunächst noch unentschieden bleiben. Für die Deutschen ist die Frage ohnehin nicht von Belang. Unsre Nation hat an dem Strom, dessen Entdeckungsgeschichte wir hier verfolgt haben, mehr ein theoretisches, wissenschaftliches Interesse; sind doch, vieler anderer nicht zu gedenken, die Namen dreier hervorragender deutscher Forscher — Hornemann, Barth und Flegel — mit seiner Enthüllung auf immer ruhmvoll verknüpft.

Mittheilungen und Nachrichten.

Religiöse Lyrik, ausgewählt von Richard Weltbrecht. Illustrirt von Hans Looschen. Leipzig, Hermann Seemann. — Richard Weltbrecht beginnt die Einleitung seiner kleinen, aber gehaltvollen Auslese: „Religiöse Lyrik will das nachfolgende Bändchen geben, das heißt also: nicht christliche oder geistliche Dichtungen, sondern eine Auswahl des Religiösen aus der deutschen Lyrik. Und zwar des Religiösen im weitesten Sinne, vom innigsten Gefühl eines persönlichen Gottes bis zum pantheistisch angehauchten Gemüthe." Mit diesem Princip kann man sich wohl zufriedenstellen. Wer speciell eine confessionelle Erbauung sucht, greift zu seinem gewohnten Gesangbuch. Von einem freieren Geiste wird die vorliegende Sammlung nach Stunden nervöser Unruh und uthemloser Unruhe dankbar entgegengenommen werden. Freilich ist der rein religiöse Standpunkt nicht genügend gewahrt worden. Die leise Bevorzugung jener Dichtungen, in denen das Vertrauen auf die ewige Güte, Liebe, Gnade Gottes und des Heilands, die Hoffnung auf ein Wiedersehen im Jenseits und auf ein seliges Auferstehen ausgesprochen wird, läßt auf den starken, glaubensfreudigen Protestantismus des Herausgebers zurückschließen. So ist die „religiöse Lyrik", wie streng genommen jede Anthologie, ein Glaubensbekenntniß; aber in seiner weit- und weitherzigen Toleranz enthält es nirgends verletzende Pedemit oder blinden Zelotismus. — Die deutschen Dichter sind von Uhland, Rückert, Lenau und Eichendorff aufwärts bis auf

J. Hart, W. Arent, Hulz und die Johanna Ambrosius ziemlich vollzählig vertreten; man wird höchstens Knapp und Victor v. Strauß vermissen. Die Anordnung ist nicht chronologisch, sondern zwanglos nach innerem Zusammenhang erfolgt: I. Naturstimmung, II. Weihestunden, III. Herzenstöne, IV. Menschenschicksal, V. Lebenserfahrungen. — Theoretisch kann man diese wie die religiöse Lyrik überhaupt in zwei Hauptgattungen scheiden, I. Eigentlich religiöse Lyrik, ausschließlich dem Cultus eines persönlichen Gottes gewidmet. a) Schlicht lehrhafte Gedankendichtung, gekennzeichnet durch einen dogmatischen und nie tendenziösen Grundton, endlich durch den offenbaren Mangel körperlicher Anschaulichkeit. Ihren tiefsten und reinsten Ausfluß repräsentirt das Kirchen- und Gemeindelied, häufig eine vollgültige Umsetzung der Grundidee in unmittelbares Gefühl. Man vergleiche Sturms Lied vom Stillesein S. 92 und J. G. Fischers „Letzte Zuflucht" S. 150. b) Schwungvoll rhetorische Gedankendichtung, entweder liedartig und alsdann gern mit einem concentrirenden Refrain ausgestattet oder hymnenartig in freien Rhythmen; mit individuellerer Durchdringung: „Es ist genug" von Johanna Ambrosius S. 115 und „Lobet den Herrn" von Blüthgen S. 88. II. Naturdichtung mit vorwiegend pantheistischer Grundlage. a) Aus liebevoller Naturbetrachtung quillt eine Erkenntniß oder ein Vorgefühl der Ewigkeit oder beseligenden Friedens: Kinkels „Trost der Nacht" S. 30 und Rodenbergs „Sonntag am Meere" S. 82. b) Feine Naturempfindung, ohne direct aus plastischer Beschreibung hervorzugehen, erscheint mit ursprünglicher Herzensfülle verquickt. Diese „innere Anschauung" und Anschaulichkeit, wie sie am vollkommensten Goethe geglückt ist, dürfte als der Gipfel religiöser Lyrik gelten. Siehe Mörike's „Zum neuen Jahr" S. 65 und „Denk es, o Seele" S. 122. Natürlich wird diese wie jede andere Theorie in der Praxis wieder und wieder durchbrochen; man wird zahlreiche Gedichte herbeiziehen können, welche dieser wie jener Kategorie angehören, oder im großen und ganzen mag sie eine sachliche und übersichtliche Gruppirung der religiösen Lyrik erreicht haben. R. K. L. Tiele.

Hygiene des Auges von Dr. R. Wittnex, Augenarzt, Wien. Medicinische Hausbücher, Nr. 1, herausgegeben vom Wiener Volksbildungsverein. 1897. Wien, Szelinski. 86 S. Preis 1 M. — Ein sehr anziehend geschriebenes Büchelchen, dessen Lectüre viel Segen stiften könnte. Dringend zu empfehlen ist dem Verfasser für die hoffentlich bald nöthige zweite Auflage gründliches Aufräumen mit unnöthigen Fremdwörtern: Contact, Utensilien, Eventualität, Infection, attaquirt, Affection, repräsentirt, vindicirt (!). Wie leicht ist dieses alles deutsch auszudrücken! Rathsam erschiene es dem Referenten, Ausdrücke wie Glaukom u. dgl. grundsätzlich zu vermeiden, um diese den Fachleuten aus nahe liegenden Gründen vorzubehalten. Dr. L. H.

* Von verschiedenen Seiten ist bei dem Vorstande des „Vereins für Reformationsgeschichte" angeregt worden, es möge in diesem Jahre eine Herausgabe derjenigen Werke Melanchthons, die in das Corpus Reformatorum nicht aufgenommen und zumeist überhaupt noch nicht gedruckt worden sind, in Angriff genommen werden. Nach Verhandlungen mit verschiedenen Gelehrten hat der Vorstand des Vereins sich des Planes angenommen. Genauere Prospecte werden erst später ausgegeben werden können. Der erste Band wird etwa in Jahresfrist erscheinen. Im Interesse eines Zusammenschlusses aller Arbeiten, die dem Unternehmen dienen können, wird der Vorstand des Vereins für Reformationsgeschichte (Adr.: Oberconsistorialrath Prof. D. Kästlin, oder Prof. D. Loofs in Halle a. S.) für jede Mittheilung über Stadien und Handschriften, die dem Plane zugute kommen können, dankbar sein.

* Ueber die Gefahren der X-Strahlen sagt Prof. Dr. Moriz Benedikt in der „Wiener Medicinischen Wochenschrift": „Einige Zufälle bei der Verwendung der X-Strahlen haben eine naheliegende Discussion erlangt. Es ist vorgekommen, daß ein Ingenieur, der die Güte der zahlreichen von ihm construirten Röhren an seiner Hand erprobte, eine Hautentzündung bekam, und einmal sollen die Kopfhaare einer Versuchsperson ausgefallen sein. Ersteres ist in der That zu befürchten, wenn jemand der Einwirkung der geladenen Lampen wachen- und stundenlang ausgesetzt ist. Es sind aber dabei die Röntgen-Strahlen gewiß unschuldig; wirksam ist vielmehr die Spannungselectricität des Glases, welche ein empfindliches Prickeln auf der Haut erzeugt. Da jetzt die Lampen durch eine Vorrichtung fortwährend entladen werden, so ist diese Gefahr auch bei der rücksichtslosesten Exposition beseitigt. Was das Ausfallen der Haare betrifft, so ist höchstens bei sehr langen und gehäuften Sitzungen eine Wirkung zu erwarten; wenn dies einmal rasch geschah, lag gewiß ein Zustand des Haarbodens vor, auf dem die Haare bald von selbst zu husten aufgehört hätten. Mehr als von mir und meinem Sohne wurde wohl nirgends ärztlich geröntgent, und wir haben nie einen Unfall erlebt. Ich habe mich selbst bis fünf Viertelstunden an einer behaarten Stelle zum Behufe der Photographie ausgesetzt, ohne daß einem meiner Haare „ein Haar gekrümmt" wurde. Das Verfahren birgt also bei seiner Verwendung an Kranken nicht die mindeste Gefahr in sich."

l. München. Die in Beil. Nr. 48 gebrachte Nachricht, daß der Assistent am agriculturchemischen Laboratorium des Göttinger landwirthschaftlichen Instituts, Dr. Rane, an die kgl. bayerische Station für Nahrungsmitteluntersuchung in München „berufen" sei, ist dahin richtig zu stellen, daß von der kgl. Untersuchungsanstalt für Nahrungs- und Genußmittel die Wiederbesetzung der 3. Assistentenstelle ausgeschrieben war. Dr. Rane hat sich gemeldet und die Stelle erhalten.

* Rothenburg ob der Tauber. Die diesjährige (26.) Abgeordnetenversammlung des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieurvereine wird gemäß Vereinbarung des Verbandsvorstandes mit der Vorstandschaft des bayerischen Architekten- und Ingenieurvereins am Freitag und Samstag, den 27. und 28. August, in unserm Städtchen stattfinden.

* Heidelberg. Am 19. März feiert Geh. Rath Kuno Fischer sein 50jähr. Doctorjubiläum. Die Studentenschaft will ihm eine Huldigung darbringen, die in der letzten Vorlesung des Semesters veranstaltet werden soll. In festlich geschmücktem Hörsaal soll dem Gefeierten der Glückwunsch der dankbaren Schüler übermittelt werden.

* Berlin. Bei der Technischen Hochschule zu Charlottenburg ist Dr. Schoch in der Abtheilung für Chemie und Hüttenkunde als Privatdocent zugelassen worden. Er wird über moderne Aufbereitung und über Baumaterialienkunde in chemischer Hinsicht lesen.

-yx- Wien. Am 27. Febr. fand in einem Hörsaale der hiesigen Universität unter dem Vorsitz des Directors der k. k. Hofbibliothek, Hrn. Hofrath R. v. Zeißberg, die zweite Generalversammlung des österreichischen Vereins für Bibliothekswesen statt. Nachdem der Vorsitzende die ziemlich zahlreiche Versammlung und insbesondere die aus der Provinz gekommenen Mitglieder begrüßt hatte, erstattete der Schriftführer, Hr. Scriptor Dr. Rudolf Geyer, den Rechenschafts- und Hr. Scriptor Dr. Himmelbaur den Cassenbericht. Der junge Verein, welcher derzeit 148 Mitglieder zählt, hielt im ersten Jahre seines Bestehens fünf Versammlungsabende ab, an welchen bibliothekarische Fragen im Anschluß an Vorträge oder in geselligen Vereinigungen besprochen wurden. Der Ausschuß war außerdem zweimal in die Lage gekommen, von der Regierung zur Abgabe von Gutachten aufgefordert zu werden. Hierauf gelangte eine Reihe von Anträgen zur Verhandlung. Fast einstimmig wurde beschlossen, künftig Vereinsmittheilungen, und zwar vorerst noch in einer den geringen finanziellen Mitteln des Vereins entsprechenden bescheidenen Form, herauszugeben, welche insbesondere den Nachrichten an die Mitglieder, der Aufnahme von Jahresberichten österreichischer Bibliotheken, amtlichen Erlassen, aber auch von Aufsätzen gewidmet sein und in jährlich sechs zwanglosen Heften erscheinen sollen. Auch werden im Anschluß an einen Antrag des P. Manrus Kinter (Raigern, Mähren) Angebote werthvoller Bücher und eventuell sachmännische Urtheile über den Werth solcher in diesen Mittheilungen Aufnahme finden. Auf Antrag des Hrn. Scriptor Dr. Ortner (Klagenfurt) wurde die Errichtung eines österreichischen Museums für Bibliothekswesen einstimmig beschlossen und der Ausschuß beauftragt, die Statuten desselben auszuarbeiten und die Detailfragen zu berathen. Auch die gedruckten Katalogzettel kamen zur Sprache. Hr. Dr. Donabaum referirte über einen Antrag des Secretärs für Oesterreich des Internationalen Instituts für Bibliographie Hrn. Karl Junker, und die Versammlung erklärte „es für sehr wünschenswerth, daß allen künftig erscheinenden Schriften ... je drei gedruckte Titelcopien zu Katalogszwecken beigelegt würden", und ersuchte den Vorstand, „auf die Verwirklichung dieses Vorschlags seitens der österreichischen und deutschen Buchhändler in geeigneter Weise hinzuwirken." Der Antrag, den Hr. Amanuensis Dr. S. Frankfurter laufolge seines im December hier gehaltenen Vortrags auf einheitliche Einführung der Titel: Director, Oberbibliothekar, Bibliothekar und Unterbibliothekar für die österreichischen Bibliotheksbeamten, die sich heute nach der verschiedensten und theilweise sehr veralteten Titel zu erfreuen haben,

gestellt hatte, und der Zusatzantrag des Hrn. Dr. Doublier wurden zwar für sehr wichtig erklärt, doch konnte sich auf die Ausführungen des Hrn. Regierungsraths Dr. Grossauer und des Hrn. Custos J. Meyer mit Rücksicht auf die jüngst nach langen Kämpfen erreichte Regalirung der Beamtengehalte die Versammlung nicht entschließen, den Ausschuß aufzufordern, eine Action in dieser Richtung bei der Regierung einzuleiten. — In Anbetracht der Wichtigkeit der Schaffung einer speciellen Bibliothekarenversammlung stimmte die Versammlung dem Referat des Hrn. Professor von Zwiedinek-Südenhorst (Graz) zu, wonach der Ausschuß sich nicht hatte entschließen können, wie dies Hr. Dr. Eichler (Graz) gewünscht hätte, den Vereinsmitgliedern die Betheiligung an der im September dieses Jahres in Dresden abzuhaltenden 44. Philologenversammlung besonders zu empfehlen, auf welcher eine Section für Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen gegründet werden soll. — Der weitaus wichtigste Antrag war aber jener des Ausschusses auf Herausgabe eines jährlichen Generalkatalogs sämmtlicher in den im österreichischen Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern erschienenen Druckschriften. Der Ausschuß verlangte, ohne vorerst auf weitere Details eingehen zu können, durch ein sehr interessantes Referat des Hrn. Dr. Himmelbaur zur Herausgabe eines solchen Generalkatalogs ohne Inanspruchnahme der Vereinsmittel die principielle Zustimmung des Vereins. Diese wurde ihm auch nach langen Debatten mit überwiegender Majorität ertheilt. Dieser Beschluß kann nicht freudig genug begrüßt werden, da es jedenfalls als eine Ehrenpflicht eines jeden Staates erscheint, die geistige Production mindestens ebenso sorgfältig festzustellen und zugänglich zu machen, wie materielle und unvollständige nationale Bibliographien nicht nur wünschenswerth und nothwendig sind, sondern auch die nützlichste Grundlage einer Weltbibliographie bieten, wie sie die Royal Society für das Gebiet der exacten Wissenschaften, das Institut International de Bibliographie für alle Wissenszweige plant. Die ausscheidenden Mitglieder des Ausschusses wurden schließlich per Acclamation wieder gewählt.

* **Krakau.** Am 28. Febr. starb nach langwierigem Leiden der Professor der gerichtlichen Medicin Dr. Leon Hilban. Auf seinem speciellen Gebiete erreichte der Ruf des Verstorbenen weit über die Grenzen seiner Heimath hinaus. Seine in großen Criminalprocessen abgegebenen Gutachten werden vielfach als typische Muster der Gelehrsamkeit und des Scharfsinns angeführt; zahlreiche Schriften in deutscher und polnischer Sprache legen ebenfalls Zeugniß davon ab. In den medicinischen Encyklopädien begegnet man seinem Namen überall, wo gerichtliche Medicin und Augenheilkunde in Betracht kommen. Seine näheren Bekannten beklagen überdies den Verlust eines Mannes, dessen Geist und umfassende allgemeine Bildung ihnen stets einen höchst anregenden Verkehr geboten.

* **Lemberg.** Das Professoren-Collegium beschloß, Frauen, welche sich mit Lehramtszeugnissen auszuweisen vermögen, als außerordentliche Hörerinnen, und Frauen, welche die Maturitätsprüfung abgelegt haben, als ordentliche Hörerinnen zu den Universitätsvorlesungen zuzulassen. Der Beschluß wird dem Unterrichtsministerium zur Genehmigung vorgelegt werden.

HK. **Oxford.** Unter den neuen Bereicherungen an Kunstschätzen, die das hiesige Ashmolean-Museum in jüngster Zeit der Freigebigkeit des unlängst von uns genannten Dr. Fortnum verdankt (s. Beil. Nr. 26 vom 3. Febr.), dürfte auch die seinerzeit von dem verstorbenen Professor Westwood angelegte und sorgfältig beschriebene große Sammlung von Elfenbeinsculpturen das besondere Interesse kunstgebildeter Leser erregen und kurze Erwähnung verdienen. Die Anzahl der einzelnen Kunstgegenstände beträgt nicht weniger als 970. Nach den Originalwerken der verschiedenen europäischen Museen mit nicht geringem Aufwand in getreuen Abgüssen hergestellt, ist uns hier vielleicht die reichhaltigste und wichtigste Sammlung vereinigt dargeboten, welche auf diesem Gebiete zu finden ist und sich durch vollendete Reproduction auszeichnet. Sicherlich vermag die kunstgeschichtliche Erforschung dieses besonderen Sculpturzweiges, der einen ununterbrochenen Zeitraum von über 1500 Jahren in sich schließt, aus dieser stattlichen Sammlung den größten Gewinn zu ziehen. Nach ihrer Herkunft und Entstehungszeit sind die verschiedenen Sculpturproben in folgenden Hauptgruppen geordnet: 1. Aus der römischen Kaiserzeit bis c. 800; 2. Byzantinisch vom Jahre 800 an; 3. Romanisch; 4. Gothisch; 5. Renaissance.

* **Petersburg.** Die kais. Militär-medicinische Akademie begeht 1898 ihr 100jähriges Jubiläum. Da bei dieser Gelegenheit eine Geschichte ihrer Thätigkeit herausgegeben werden soll, wendet sich die Akademie an alle Besitzer von schriftlichen Documenten mit der Bitte, ihr dieses historische Material zur Verfügung zu stellen. Sendungen sind an den Director Geheimrath W. W. Paschutin zu adressiren.

* **Mexico.** Der Congreß hat ein Gesetz angenommen, wonach die Zerstörung oder Beiseiteschaffung von mexicanischen Alterthümern bei Strafe verboten ist. Außerdem werde alle Ländereien, auf denen sich archäologisch merkwürdige Denkmäler befinden, so weit zu Staatseigenthum erklärt, als dies zur Erhaltung der Alterthümer nothwendig ist, zu deren Ueberwachung besondere Beamte bestellt werden sollen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. Ernst Jaeger: Der Concurs der offenen Handelsgesellschaft. Ebd. 1897. — Heinrich Berg: Bernoulli's Vademecum des Mechanikers oder Praktisches Handbuch für Mechaniker, Techniker, Gewerbsleute und technische Lehranstalten. 21. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897. — Wiener Rundschau. Hggb. von Rudolf Strauß. Bd. 1. N. F. Febr. 1897. Leipzig, August Schulze. — Monatsschrift des Historischen Vereins von Oberbayern. 6. Jahrg. Nr. 2. Febr. 1897. München, D. C. Wolf u. Sohn. — Wiener Photographische Blätter. Hggb. vom Cameraclub in Wien. Redig. von A. Einsle. 4. Jahrg. Nr. 1. Jan. 1897. Wien, R. Lechner. — Himmel und Erde. Illustrirte naturwissenschaftl. Monatsschrift. Hggb. von der Gesellschaft Urania. Redig. von Dr. M. Wilh. Meyer. 9. Jahrg. 4. Heft. Jan. 1897. Berlin, Herm. Paetel. — Karl Penka: Zur Paläontologie Mittel- und Südeuropa's. (S.-A. aus Bd. 27 der Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.) Wien, Selbstverlag der Anthr. Ges. 1897. — Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870/71 von Karl Klein. Illustrirt von Ernst Zimmer. 8. bis 12. Lfg. München, C. H. Beck. — Dr. Julius Hahn: Börsengesetz für das Deutsche Reich vom 22. Juni 1896. Mit Erläuterungen und Ausführungsbestimmungen. Ebd. 1897. — Germania. Kriegsbilder von Julius Grosse. Für Aufführung bei patriotischen Anlässen bearb. von Hermann Riotte. Leipzig, Dramaturg. Centralbureau. — Alb. Schäffle und Paul Lechler: Neue Beiträge zur nationalen Wohnungsreform. 2. Aufl. Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 1897.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen

Münchener Volkswirtschaftliche Studien.

Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz.

Zwanzigstes Stück:

Die handelspolitischen und sonstigen völkerrechtlichen Beziehungen

zwischen

Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika.

Eine historisch-statistische Studie von

Dr. George M. Fisk.

Preis geheftet 5 Mark 60 Pf.

Die Veröffentlichung dieser Schrift dürfte gerade jetzt, wo man mit lebhafter Spannung neue handelspolitische Maßnahmen der Vereinigten Staaten erwartet, allseitiges Interesse erregen. Der Verfasser gibt eine wertvolle Schilderung der oben bezeichneten Beziehungen von der ersten Anknüpfung zwischen den Vereinigten Staaten und Friedrich dem Großen bis zur neuesten Zeit und konnte hiefür auch unveröffentlichte Aktenstücke der amerikanischen Botschaft in Berlin benützen. Instruktive Uebersichten über die Aus- und Einfuhr der hauptsächlichsten Artikel sind der Arbeit beigegeben, welche für Historiker, Nationalökonomen und Groß-Kaufleute von besonderem Nutzen sein wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. (3325)

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 4. März. Nummer 51.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Syrien und Kanaan um 1400 v. Chr. Von Carl Niebuhr. — Zur Geschichte des Bergbaues und der Stadtverfassung in Sachsen-Meißen. II. Von F. Thudichum. — Mittheilungen und Nachrichten.

Syrien und Kanaan um 1400 v. Chr.

Von Carl Niebuhr.

Der Herbst des vergangenen Jahres hat den Freunden altorientalischer Geschichte ein längst mit Spannung erwartetes Werk gebracht. Von Eberhard Schraders Keilinschriftlicher Bibliothek erschien der 5. Band, die Thontafeln von Tell-el-Amarna in Umschrift und deutscher (in besonderer Ausgabe auch englischer) Uebersetzung enthaltend. Dr. Hugo Winckler, der sich seit Entdeckung dieser Tafeln (Ende 1887) ihrer Erforschung widmete und die Originaltexte — von einer kleineren Anzahl im Britischen Museum abgesehen — schon 1889—1890 als Publication der Berliner Museen herausgab, hat nunmehr auch die oben genannte Arbeit geleistet und damit die reichen Schätze des Fundes den Historikern aufgethan. Handelt es sich doch um nichts geringeres, als um ein Staatsarchiv der beiden Pharaonen Amenophis' III. (1419—1383 v. Chr.) und seines gleichnamigen Sohnes, der gegen 1370 v. Chr. starb. Letzterer huldigte religiösen Reformbestrebungen, wobei er aber mit der Priesterschaft Amons in Theben zerfiel und sich nun bei dem heutigen Weiler El-Amarna in Mittelägypten eine neue Residenz erbaute. Nicht lange nach seinem Tode gewannen jedoch die Anhänger des Amon wieder Oberwasser und zerstorten diese Gründung Amenophis' IV. vollständig. Beim Herannahen der Feinde hat dann ein Beamter noch rasch einen Theil des königlichen Archivs vergraben können, das von da ab 33 Jahrhunderte in der Erde ruhte und erst vor einem Decennium durch Zufall zutage kam.

Alle Thontafeln des Fundes, über 300 an der Zahl und von sehr verschiedener Größe, sind dicht mit Keilschriftzeilen bedeckt und fast sämmtlich in der semitischen Sprache Babyloniens abgefaßt. Da auch der Briefwechsel zwischen den ägyptischen Königen und ihren asiatischen Statthattern in gleicher Weise geschehen ist, so muß das Babylonische als die damals gebräuchliche Diplomatensprache angesehen werden. Nur ein paar Kanzleivermerke mit rother Tinte in hieratischem Aegyptisch zeugen äußerlich dafür, daß die Empfänger sich sonst der Zunge bedienten, welche durch die Hieroglyphen und spätere Zeugnisse als im Nilthal herrschend festgestellt war. Unter solchen Umständen fiel also die wissenschaftliche Bearbeitung der Tafeln nicht den Aegyptologen, sondern den Keilschriftforschern zu; aber auch diese fanden sich bald sehr ungewöhnlichen Schwierigkeiten gegenüber. Mit Ausnahme der Schreiben vom babylonischen und assyrischen Königshofe, sowie der Briefe eines Königs Duschratta von Mitani, sind die Correspondenzen durchweg von Leuten verfaßt, denen es in recht merklicher Art an hinreichender Vertrautheit mit der fremden Sprache fehlte. Hierin liegt der Hauptgrund, weßhalb trotz mannichfacher Vorarbeiten die erste Uebersetzung des Gesammtinhalts erst jetzt erfolgt ist, und zwar unter der bescheidenen Ansage, daß nur der Anfang zu einer Erklärung dieser Texte gegeben sei. In Wirklichkeit hat Winckler schon manche Meile der terra incognita selbständig erschlossen, jedenfalls also einen sehr stattlichen Anfang gemacht. Besonders dankenswerth ist dabei, daß die gewaltige Aufgabe nicht in bequeme Theile zerlegt wurde, sondern unverzettelt als ein Ganzes dargeboten wird.

Frieden und Freundschaft athmen die Schreiben der Könige unter einander, namentlich während Amenophis III. in Aegypten herrscht. Reiche Geschenke werden ausgetauscht und in Verschwägerungen leisten die Höfe alles, was von Leuten mit polygamen Anschauungen irgend zu erwarten ist. Aber die Hülle regelrechter Curialien und herzlich klingender Wendungen wird bisweilen dennoch undicht: dann fühlt man bald heraus, wie groß die Eifersucht jedes asiatischen Souveräns gegen den Nachbar, wie empfindlich sowohl der Pharao als sein „Bruder" in Babel oder dem fernen Alaschja (an der cilicischen Küste) schon bei Kleinigkeiten zu sein pflegt. Nach der Thronbesteigung Amenophis' IV. macht sich bald ein Wechsel des politischen Systems fühlbar. König Duschratta von Mitani wird in seinen nicht sehr uneigennützigen Freundschaftshoffnungen schwer enttäuscht; es hilft ihm nichts, daß er fortwährend jammert: „Zehnfach mehr als ich mit deinem Vater sollten wir, mein Bruder, mit einander uns vertragen." Aehnliche Beschwerden erfolgen auch von den übrigen Herrschern, und nur mit dem damals unbedeutenden Assyrien, das obenein den Babyloniern unterthan ist, verbessern sich die ägyptischen Beziehungen. Wirft man aber einen Blick auf die Briefe, welche aus Syrien und Kanaan beim Pharao einlaufen, so erscheint dessen Schroffheit dem Auslande gegenüber ziemlich gewagt. Denn überall in diesen Provinzen des Reiches ist der Teufel los, wohin immer unser erstauntes Auge reicht. Jedes Schreiben fängt zwar mit demuthigem Preise des Königs an und ergeht sich in schwülstigen Betheuerungen, aber der thatsächliche Inhalt besteht regelmäßig aus Meldungen von Gewaltthaten, Fehden, Ueberfällen, Raub, Mord und Brand. Den solidesten Eindruck wissen gerade die Berichte der schlimmsten Missethäter zu erwecken. So schreibt Abd-Aschera, dessen Geschlecht eben dabei ist, sich alle königlichen Länder an der Nordgrenze zuzueignen: „An den König, die Sonne, meinen Herrn, — Abd-Aschera ist dein Knecht und Staub an deinen Füßen. Zu Füßen des Königs, meines Herrn, sieben- und noch siebenmal falle ich nieder. Siehe, ich bin ja ein Diener des Königs und seines Hauses Hund; das ganze Amoriterland bewache ich für den König. Wie oft habe ich gesagt zu Pachanate, meinem Vorgesetzten, daß er Pidt-Truppen (ein Citicorps) bringe, um die Länder des Königs zu vertheidigen. Der König frage ihn, ob ich nicht die (eben vom Schreiber widerrechtlich besetzten) Städte Sumur und Ullaza bewache."

Das ägyptische Gebiet umfaßt damals in Asien die Küste von Gaza an bis Arvad in Nordphönizien, schließt

dann im Hinterlande noch Kadesch am Orontes ein und reicht mit einem Nordostzipfel nach der Stadt Nii, welche etwa halbwegs zwischen Euphrat und Orontes zu suchen ist. Hamath gehört nicht dazu, wohl aber Damaskus, das große Libanonthal und wahrscheinlich ein Theil des aus der Bibel bekannten Landes Basan. Im Süden sind Galiläa, die Paßlandschaft zwischen Karmel, Tabor und dem späteren Skythopolis, endlich das Gebirge Juda in ägyptischer Hand, das Bergland von Ephraim hingegen nicht. Hier befindet sich vielmehr, wie aus Briefen des Statthalters von Jerusalem hervorgeht, ein Hauptstützpunkt der sogenannten „Habiri", mit denen wir uns noch näher beschäftigen werden. Die Art nun, in welcher der Pharao seine asiatischen Länder verwalten läßt, ist merkwürdig genug. Die Städte und Gaue sind den kleinen einheimischen Dynastengeschlechtern überlassen geblieben, wie sie schon vor der ägyptischen Eroberung, die erst zwischen 1510 und 1460 stattfand, an Ort und Stelle saßen. Mächtigere darunter führen den Königstitel, andere erheben sich nicht über den Rang eines Amtmanns oder gar Dorfschulzen; dafür scheint aber ihre gemeinsame Unterthänigkeit bewirkt zu haben, daß selbst der Geringste dem stärkeren Nachbar keinerlei Suprematie gestatten will. Wenn die Umstände günstig sind, nimmt dann freilich jeder Große dem kleinen Kläffer sein bischen Gebiet ohne Federlesen weg; oft wächst dann der Appetit beim Essen, und zuletzt gewinnt wohl der Machtzuwachs eines solchen Fürsten auch aus der Ferne ein bedrohliches Aussehen. Neben mehreren dieser Lehnsmänner steht je ein fiscalischer Beamter aus Aegypten, welcher unter Umständen, ganz zweifellos z. B. in Tributangelegenheiten, Befehle ertheilen kann. Die Gauherren nennen in ihren Briefen alle diese Oberzöllner mit dem Titel „Rabisu", der einen ganz allgemeinen Sinn haben muß und daher am besten mit dem Worte Commissar zu verdeutschen ist.

Ein beliebtes Mittel, diese Commissare gefügig zu machen, finden die größeren Dynasten Syrien-Kanaans darin, daß sie einen mächtigen Würdenträger, Staatsrath oder General, am ägyptischen Hofe in ihr Interesse ziehen. So hat der ländersüchtige Amoriterfürst Aziru, Abd-Aschera's Sohn, in Dudu, Rib-Addi von der phönizischen Stadt Gebal (Byblos) in Amanappa dort seinen Gönner. Bisweilen aber stecken diese Gewaltigen wohl ihre Geschenke ein, thun jedoch nicht viel fürs Geld. Außerdem ist noch eine Mittelsperson vorhanden, die für den Verkehr aller Asiaten mit dem Könige von erster Bedeutung ist, nämlich der Generalgouverneur des Nildelta, von Libyen und höchst wahrscheinlich auch der syrisch-phönizisch-palästinensischen Provinzen, ein gewisser Janhamu. Alle Briefe müssen ja sein Gebiet passiren, er hat in allen Streitfragen vorher sein Gutachten abzugeben; einmal leitet er sogar persönlich und ziemlich unsanft die Executive gegen Milki-El von Gath. Wem Janhamu übel will, den muß schließlich auch sein theuer erkauftes „Väterchen" bei Hofe fallen lassen, wie das der unglückliche Rib-Addi erfuhr. Die Geschichte dieses letzteren ist überhaupt charakteristisch für das Wesen der ägyptischen Herrschaft in Vorderasien. Wie es scheint, besaß die Stadt Gebal einige Reservatrechte, die mit dem Cult der Stadtgöttin in Zusammenhang standen, und wovon noch ein sehr später Nachhall in der Lucian zugeschobenen Schrift „Von der syrischen Göttin" enthalten sein dürfte. Der Gebalitenfürst Rib-Addi hat nun offenbar, im Vertrauen hierauf, seine Beziehungen zu Janhamu nicht genug gepflegt und dadurch den Haß dieses gefährlichen Mannes erweckt. Abd-Aschera und seine Söhne fangen bald an, obgleich Rib-Addi ihrer Macht zunächst gewachsen war, das Gebiet Gebals anzugreifen, und finden überall Vorschub, während ihr Gegner selbst bei seinen Freunden auf Lauheit stößt. Ein fester Punkt nach dem andern geht im Laufe der Zeit für Rib-Addi verloren; Janhamu aber sperrt, als durch den Krieg alle Feldbestellung in Nordphönizien unterbleibt, die Getreidezufuhr aus dem Lande „Jarimuta", wie das Nildelta in den gebalitischen Beschwerdebriefen heißt. Die Anhänger Rib-Addi's verarmen durch den Zwang, ihre Lebensbedürfnisse theuer zu bezahlen, ohne sich für ihren Unterhalt regen zu können. „Wenn ich an den König ging," schreibt Rib-Addi, „so hörte man nicht auf meine Worte. Siehe, dreimal haben sich über mich gesenkt diese Jahre, und seit zweien liegt das Gefilde brach. Was soll ich meinen Bauern zu essen geben? Dahin sind ihre Söhne, Töchter und das Holzwerk ihrer Häuser, weil wir alles weggeben mußten nach (dem holzarmen) Jarimuta für Proviant. Der König, mein Herr, erhöre die Bitte seines treuen Knechtes, sende Getreideschiffe und rette unser Leben." — „Sage doch zu Janhamu," heißt es ein andermal, „siehe, es ſri Rib-Addi in deiner Hand, und alles, was ihm zugefügt wird, das treffe dich!" — Endlich fallen die gequälten Gebaliten von ihrem Fürsten ab und liefern seine Familie an den Feind aus; er selbst irrt als Flüchtling umher, bis er schließlich ebenfalls durch Verrath in die Hände eines Gegners geliefert worden ist. Ob er dabei sein Ende fand oder erst nach Aegypten gebracht wurde, um dort seine Sache weiter zu führen, läßt sich nicht mehr deutlich verfolgen.

Einige Aehnlichkeit mit dem soeben Berichteten bieten die Schicksale des Lapaja, der am Westabhang des palästinensischen Berglandes einen Gau oder mehrere besessen hat. Nur daß dieser kleine Graf größere Energie zeigte, als der altersschwache Rib-Addi. Seinen vereinigten Widersachern in Megidda erlegen und als Gefangener schon dem Tode entgegensehend, weiß Lapaja doch noch den Mächtigsten im Bunde, Surata von Akko, zu gewinnen, daß er ihn heimlich gegen eine Bestechungssumme entwischen läßt. Spätere Briefe melden jedoch das Ende des Vielgewandten bei weiteren Kämpfen, in denen überall die schon genannten Habiri eine große Rolle spielen.

Das Wort Habiri, nur in den Schreiben des Stadtfürsten Abdihiba von Jerusalem mit Lautzeichen ausgedrückt, wird sonst durch ein kombinirtes Begriffszeichen wiedergegeben, dessen Sinn auf „Räuber", Wegelagerer u. dgl. hinausläuft. Und in der That entspricht ihre Rolle in diesen Briefen der Bezeichnung aufs genaueste; fast durchweg gelten gerade sie als Feinde des Königs, und alle Städte, welche sie nehmen, sind dem König verloren. Dennoch stellt sich heraus, daß es nur ein nahe liegendes und rein gewohnheitsmäßig verwendetes Wortspiel bedeutet, wenn die Fürsten für den Namen Habiri die Sigle „Räuber" wählen. Rib-Addi benutzt gelegentlich einen Habiru als Boten, obgleich er sonst von ihnen als Feinden spricht, der Statthalter Namjauza aber, der ein Gebiet im Libanonthal verwaltet, schreibt: „Siehe, ich sammt meinen Kriegern und Streitwagen, meinen Brüdern, meinen Habiri und meinen Sute-Beduinen stehe den ägyptischen Pidttruppen zur Seite, wohin auch der König, mein Herr, uns zu gehen befiehlt." Es handelt sich also um Leute, die als Reisläufer jene Länder durchziehen, sie unsichrr machend oder auch im Dienste der Obrigkeit beschützend, wie sich's gerade trifft. Verschiedene Umstände treten nun dafür ein, in den Habiri die Hebräer zu sehen, welche auch nach der biblischen Zeitrechnung während dieser Epoche Kanaan besetzt haben sollten. Daß sie hier, im Licht der historischen Wirklichkeit, sich etwas anders ausnehmen, als nach dem Schema des Alten Testaments, wo stets ängstlich nach Stämmen gerechnet wird, ältere und sehr junge Auffassungen durch einander gleiten, kann nicht weiter befremden. Die Depeschen Abdihiba's aus Jerusalem scheinen doch wohl den Ausschlag zu geben. Es heißt darin: „Das

Digitized by Google

waren Thaten der Söhne Milki-Els und der Söhne Lapaja's, welche das Land des Königs den Habiri ausliefern. — Siehe, das Land Seïr bis zur Stadt Gintikirmil, verloren sind seine Fürsten, sie gehen alle zugrunde, denn jetzt besetzen die Habiri alle Städte des Königs. Wenn keine Pidttruppen noch in diesem Jahre erscheinen, dann sende der König (wenigstens) seinen Rabisu, daß er mich sammt meinem Geschtecht abhole. Denn wir wollen sterben beim König, unserm Herrn". Ein anderer Brief sieht aus, als wolle er über den Verlust des Jordanthals berichten; wenn sich das bestätigte, so würde man nicht mehr zweifeln können, daß die Hebräer unter den Habiri zu verstehen sind. Die Wahrscheinlichkeit ist schon jetzt sehr groß.

Von Interesse bleibt das Verhalten des bereits erwähnten Namjauza und seiner einheimischen Bundesgenossen, zu denen der König von Hazor — im Josuabuche ein Feind Israels — und der Lehnsfürst Akizzi von Katna zählt. Sie kämpfen gegen den Fürsten Itagama von Kadesch am Orontes, dem wiederum Aziru ein Hülfscorps schickt. Eine ganze Menge kleinerer Grafen hat hiebei Partei ergriffen, von denen ein gewisser Biridaschja sich dem Namjauza besonders lästig macht, weil er im Rücken des Bundes operirt. Endlich wird dieses Hinderniß bewältigt, denn Biridaschja muß nach Akko flüchten, und ein ägyptischer Commissar verlangt sogar seine Auslieferung von dort. Der Hauptkampf tobt um Damaskus „im Lande Ubi", das einmal als Hoba schon in Abrahams Geschichte vorkommt. Itagama stellt die Lage folgendermaßen dar: „Mein Herr, ich bin dein Knecht, aber es verleumdet mich Namjauza bei dir, mein Gebieter. Und dabei hat er mein ganzes väterliches Land Kadesch besetzt und meine Ortschaften mit Feuer verbrannt. Siehe, Namjauza hat alle Städte des Königs im Lande Kadesch und in Ubi den Habiri überantwortet. Aber ich will ausziehen, und wenn deine Götter und deine Sonne (Amenophis IV. beabsichtigte, einen monotheistischen Sonnendienst in Aegypten einzuführen) vor mir hergehen, dann will ich die Städte den Habiri abnehmen, und der König wird sich über seinen Knecht freuen. Den Namjauza aber will ich vernichten." Bald genug ist diese Drohung in Bezug auf das Land Ubi auch erfüllt, und nun klagt Akizzi von Katna dem Pharao: „O Herr, Teuwatta von Lapana und Arzawia von Ruhizi halten zu Itagama, und im Lande (Ubi), das meinem Herrn König gehört, sengt und brennt er. O Herr, wie Damaskus im Lande Ubi nach deinen Füßen die Hand ausstreckt, so streckt auch Katna seine Hand nach deinen Füßen (bittend) aus."

Wie groß auch immer die Schuld Janhamu's an der Fortdauer solcher Zustände gewesen sein mag, die Lässigkeit der ägyptischen Regierung muß in erster Reihe dafür verantwortlich gemacht werden. Das ist auch die Meinung der fremden Souveräne, deren Gesandtschaften selten unbehelligt durch diese Provinzen hindurchdringen konnten. So bemerkt König Burnaburiasch einmal: „Was Salmu, meinen Gesandten, anbetrifft: zweimal ist sein Zug geplündert worden. Zuerst that es Biriamaza, und nachher Pamahu. Da es in einem von dir, mein Bruder, abhängigen Lande geschehen ist, so nimm dich der Sache an, damit man Salmu sein Lösegeld ersetze und den Schaden vergüte." Ein anderer Fall, in dem eine babylonische Handelsgesellschaft von mehreren Stadtfürsten aus ihrem Zufluchtsort herausgeholt und theils niedergemetzelt, theils verstümmelt in die Sklaverei geschleppt wurde, ruft ernstere Sprache hervor. „Kanaan ist dein Land, du bist der König. In deinem Lande hat man gegen mich (den König von Babel) Gewalt verübt, bändige die Thäter. Räche das Blut und erstatte den Raub, sonst wird jeder Verkehr aufhören."

Es ist nur ein ärmlicher Auszug aus den wichtigen, historisch wie kulturgeschichtlich höchst bedeutsamen Tafeln, welchen die vorliegende Skizze geben konnte. Die weitere Durchforschung und Vergleichung des jetzt erschlossenen Fundes wird zweifellos noch ungeahnte Aufschlüsse über das Wesen des alten Orients gewähren.

Zur Geschichte des Bergbaues und der Stadtverfassung in Sachsen-Meißen.

Von F. Thudichum (Tübingen).

II.

Daß Freiberg im Jahre 1223 als „civitas" bezeichnet wird, ohne Zweifel aber schon viel früher Stadtrecht erhalten hatte, ist schon oben erwähnt worden; das älteste Stadtsiegel, welches seit 1227 an Urkunden hängt und die Inschrift „Sigillum burgensium in Vriberch" trägt, liefert den Beweis, daß die Stadt damals bereits wohl befestigt war, da das Siegel drei Thürme mit Zinnen und Dächern und ein Stadtthor in romanischem Stil zeigt. Auf dem Thor ist ein gespaltener Schild abgebildet, mit dem meißnischen Löwen und dem Landsberger Pfahl (1, E. 32).

Daß alle Bürger Waffen besaßen und besitzen mußten, ist außer Zweifel; im Jahre 1382 wird den Schuhmachern die Pflicht auferlegt, 24 Panzer zu halten (3, 271). Im Jahre 1413 beschloß der Rath, daß innerhalb der Stadt große Waffen, wie Spieße und Schwerter, auch Messer über eine bestimmte Länge nicht getragen werden sollten (1, 127 § 4), und 1437, daß Fremde, die in die Stadt kämen, ihre Waffen in der Herberge zu lassen hätten (1, 154, 156, §. 10). Außerhalb der Stadt aber durften Freiberger Bürger, arme und reiche, wenn sie auf Bergwerken im Lande zu schaffen hatten, Schwert, Messer, Armbrust u. s. w. tragen.[1]) Die Stadt selbst sorgte für die künstlicheren Waffen; im Jahre 1379 wird angegeben, daß im Zeughaus 38 balistae, Stegreifarmbruste, die durch Treten in einen Bügel gespannt werden mußten, und 19 Ruckarmbruste vorhanden seien. Kanonen werden meines Erinnerns nie erwähnt, und wahrscheinlich gestatteten die Landesherren der Stadt deren Besitz nicht.

Wie in fast allen Reichs- und Landstädten war das Bürgerrecht nicht an irgend einen Besitz geknüpft, sondern ein persönliches Recht; 1387 heißt es ausdrücklich: „die ganze Gemeinde arm und reich zu Freiberg in der Markgrafschaft Meißen" (1, 101).[2])

Im Jahre 1268 verlieh Markgraf Heinrich der Erlauchte seiner Stadt Freiberg das Recht, einen Jahrmarkt abzuhalten, der am Tag nach Jakobi beginnen und 14 Tage dauern solle, nach alle dem Recht und mit den Vortheilen, welche andere Städte des Markgrafen in Hinsicht der Märkte bisher gehabt haben (1, 18). Im Jahre 1365 verkürzte Markgraf Friedrich der Strenge den Jahrmarkt auf 8 Tage und gewährte zugleich auf die Dauer von 2 Jahren Freiheit von den Marktabgaben an die landesherrliche Casse (1, 85). Daß für die Ertheilung des Marktrechts eine kaiserliche Genehmigung eingeholt worden sei, wird nicht berichtet, wie denn überhaupt aus allen Jahrhunderten Fälle namhaft gemacht werden können, daß die Landesherren selbständig Marktrechte verliehen. Der Satz des Sachsenspiegels 26, 4, der auch in den Schwabenspiegel Laßb. Cap. 192 b übergegangen ist, daß Zustimmung des Königs erforderlich sei, die durch Uebersendung eines Handschuhs erklärt werde, ist lediglich Papierrecht geblieben.

---

1) Stadtrecht 1300, Cap. 37 § 10 und genauer Cap. 39 § 6.

2) Vgl. hierüber Thudichum, Gesch. des deutschen Privatrechts 85, Anm. 6. 1894.

Digitized by Google

Es ist in der neueren Zeit die Behauptung aufgestellt worden, daß die Erhebung eines Ortes zur Stadt ursprünglich gleichbedeutend gewesen sei mit Ertheilung eines Marktprivilegs an denselben, das Marktrecht also das wesentlichste Merkmal des Stadtrechts ausgemacht habe. Freiberg widerlegt diese Lehre; es war schon 40 oder 60 Jahre eine große Stadt, ehe es im Jahre 1263 einen Markt erhielt, und ähnliches läßt sich für andere Städte nachweisen. Sindelfingen erhielt im Jahre 1263 vom Grafen von Tübingen Stadtrecht mittelst eines ausführlichen Privilegiums, welches die Rechte der Bürger genau aufzählt, aber Marktrecht nicht nennt;[1]) erst zweihundert Jahre später, im Jahre 1450, unter württembergischer Herrschaft hat Sindelfingen von den Grafen das Recht erhalten, einmal im Jahr einen Jahrmarkt zu halten; ebenso erhielt Cannstatt, das seit 1330 Stadt war, erst im Jahre 1393 von dem Grafen von Württemberg einen Jahrmarkt,[2]) deßgleichen Büdingen, sicher seit 1321, wahrscheinlich aber schon früher Stadt, erst im Jahre 1330 einen Wochen- und Jahrmarkt, und zwar mit Erlaubniß des Kaisers Ludwig,[3]) während die Verleihungen an Sindelfingen und Cannstatt ohne kaiserliche Erlaubniß erfolgt sind. Ueberhaupt aber haben ja in Deutschland tausende von Dörfern Marktrecht erhalten und sind Dörfer geblieben und von anderen Dörfern späterhin durch die Bezeichnung „Marktflecken" unterschieden worden.

Mit viel mehr Grund ließe sich behaupten, daß die Umgebung eines Ortes mit Befestigungen ihn zur Stadt gemacht habe, da Städte ohne Befestigungen bis jetzt von niemand nachgewiesen sind, die städtischen Wappen oder Siegel auch meines Wissens überwiegend Thürme enthalten, woraus zu schließen, welches Gewicht die Bürger selbst auf ihre Festung legten; auch der Name Bürger, latinisirt „burgenses", setzt eine Burg, eine Befestigung voraus. Dieselbe gewährte den Bewohnern eine viel größere Sicherheit, führte nothwendig dazu, daß die Bürger sich wehrhaft machten, und ermöglichte so das Aufblühen von Handel und Gewerbe und die Ausbildung einer größeren Selbständigkeit der Stadtgemeinde. Viele Städte haben aber vom Tag ihrer Gründung an nach zahlreiche andere wichtige Privilegien gehabt, namentlich Freiheit von jeder Leibeigenschaft und eigenes Stadtgericht, weßhalb man sagen muß, daß es einen gleichmäßigen Begriff von Stadtrecht niemals gegeben hat.

In den Jahren 1296—1300, also während der Herrschaft des Kaisers Adolf und des Reichsstatthalters Wenzel von Böhmen, verfaßte ein Unbekannter in deutscher Sprache ein sehr ausführliches „Buch über das Freibergische Recht", welches in einer gleichzeitigen Handschrift auf Pergament, die im Rathsarchiv aufbewahrt wird, erhalten ist (3, E. 22 bis 23). Von einem Beschluß des Raths über dieses Rechtsbuch oder einer kaiserlichen Bestätigung sagt dasselbe kein Wort; es ist also Privatarbeit, die aber aller Wahrscheinlichkeit nach das Recht aufzeichnete, wie es galt, und daher in der Folge bei der Rechtsprechung als Quelle benutzt worden ist. Drei andere Handschriften von 1433, 1458 und aus der Mitte des 16. Jahrhunderts beruhen auf einer anderen alten verlorenen Vorlage und haben in einer Anzahl von Stellen bessere Lesarten, die der Herausgeber daher in den Text seiner Ausgabe aufgenommen hat (3, E. 23 bis 33). Sie bezeichnen übereinstimmend den „König" als Landesherrn; auch die Freiberger Handschrift hat an einer Stelle Cap. 39, § 6 noch den „König"; an den anderen ist das Wort ausradirt und Markgraf an die Stelle gesetzt (3, E. 16). Daraus geht mit Sicherheit hervor, daß die Aufzeichnung in den Jahren 1296—1307 erfolgt ist.

Die Verfassung der Stadt im 14. und 15. Jahrhundert ist ziemlich klar, obwohl Unbestimmtheiten bleiben, weil bei den großen Bränden in den Jahren 1375, 1386 und 1471 wohl doch viele Urkunden zugrunde gegangen sein mögen.

Die Landesherren hatten in der Stadt ihren Vogt (advocatus), welchem der militärische Oberbefehl,[4]) der Vorsitz in den hohen Gerichten über Blut und liegendes Eigen, sowie die Vollstreckung der Urtheile zukam, und der auch die den Landesherren gebührenden Bußgelder, oder den den Landesherren daran zukommenden Antheil einzog. Bei Verurtheilungen wegen Friedbruch erhielt er 60 Schillinge, in anderen Sachen 4 Schillinge.[2]) Er ernannte einen Untervogt oder Aftervogt, dem er seine Amtsgewalt als Stellvertreter übertragen konnte, der aber gewöhnlich nur die niederen Gerichte abhielt. Dieser Untervogt mußte vor Antritt seines Amts dem Stadtrath einen Amtseid leisten und wurde damit anerkannt oder „bestätigt".[3]) Ein willkürliches Verwerfungsrecht kam dem Rath nicht zu. Mehrfach übertrugen die Landesherren einer und derselben Person das Amt des Münzmeisters und des Stadtrichters (Obervogts), z. B. 1362 und 1364 (2, 18 und 21), seit 1368 sogar oftmals die Aemter des Münzmeisters, Stadtrichters und Landrichters zu Freiberg.

Vertreter der Gemeinde waren: der Bürgermeister (magister civium, magister consulum, proconsul), der seit 1291 urkundlich vorkommt[4]) und bei den Rathsverhandlungen in Gemeindesachen den Vorsitz führte; sodann die Rathsleute, consules, deren Zahl (wahrscheinlich den Bürgermeister eingeschlossen) 12 betrug. Im Eingang des Stadtbuchs von 1378—1404 werden mit Namen aufgeführt der proconsul und die „ceteri consules", an der Zahl 11 (3, 266); ebenso in der Urkunde von 1404 der Bürgermeister und 11 „geschworne Rathsleute" (3, 478). Die Rathsleute hießen auch schlechthin „Geschworne", jurati, deßgleichen „geschwarne Bürger"[5]), und „Bürger", „burgenses" schlechthin.[6]) In einer Urkunde des Markgrafen Heinrich vom 24. April 1279 nennt dieser unter den Zeugen nach den Rittern 12 Personen mit dem Beisatz „burgenses nostri" (3, 26. 7), woraus geschlossen werden darf, daß die Zahl der geschworenen Bürger auch damals, im Jahre 1279, nur 12 betrug.[7])

---

[1]) L. Schmid, Gesch. d. Pfalzgrafen v. Tübingen. Urk.-Buch S. 26. 1853.

[2]) Sattler, Württemberg unter den Grafen 4, Nr. 57—59. S. 261—263.

[3]) F. Thudichum, Rechtsgesch. d. Wetterau I, 15. 1867. Drei weitere Beispiele bei Steinee, J. W. Chr., Gesch. d. Rodgaus 1833. S. 65 u. 70.

[4]) Er erhielt der Vogt im Jahre 1453 wegen eines bevorstehenden Angriffs des Georg von Podiebrad vom Kurfürsten Friedrich II. Befehl, alle „unbeschlossten Mannen" des Kurfürsten und andere in seiner Pflege, denen besondere Schreiben des Kurfürsten nicht zuzugehen pflegen, zum Kriegszug aufzubieten (1, 202).

[2]) Stadtrecht v. 1300, Cap. 34. § 3.

[3]) Stadtrecht v. 1300, Cap. 32. § 1.

[4]) 1, 36. 45, 73; auch 3, 431 Zeile 34 u. 477.

[5]) Am 24. Juni 1305, also zur Zeit der Herrschaft König Albrechts I. über die Stadt, machten die „geschwornen Bürger" eine Satzung und versprachen sie zu halten bei dem Eid, „den die Geschwornen schwören ihrem Herrn und der Stadt" (1, 43). In Urkunden werden sie auch doppelt als Geschworne und Rathleute bezeichnet, wohl weil sie die doppelte Eigenschaft der Stadtvertretung und der Urtheilsprecher im Gericht hatten; so 1309 „jurati ac consules" (1, 45), 1371 „Burgere und Geschworne" (1, 90); 1376 „rmtlude und geschworne" (1, 95); auch das Stadtrecht um 1300, Cap. 48, § 1 hat: „die Burger, die zwelf Geschwornen" (3, 146).

[6]) 1344: „Dies ist die Willkür der Burger zu Freiberg und der Gemeinde und der Handwerke" (3, 157). Dafür, daß auch in anderen Städten der Name „Burger" geradezu für Mitglieder des Raths gebraucht worden sei, vermag ich Beweise nicht beizubringen; dagegen sollen in Straßburg und Ulm vornehme Patrizier Burger genannt worden sein im Gegensatz zu den Handwerken (Grimm, D. Wört. 2, 537).

[7]) Die gewöhnliche Annahme ist, daß in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. der Rath aus 24 Personen bestanden habe. Dieselbe fußt

Die Bezeichnung „Scheffe“, „Scheppe“ war zu Freiberg im 13. und 14. Jahrhundert unüblich; eine Urkunde von 1300 über eine Schenkung an das Kloster Altzelle hat allerdings „jurati seu scabini civitatis Vriberg“, also nur in erläuternder Weise (3, 42); und sie ist überdies verdächtig.

Die Geschwornen wurden jedes Jahr am 2. Februar neu gewählt, aber wesentlich durch die abgehenden Geschwornen selbst; dieselben hatten nämlich 6 aus der Gemeinde zu wählen, und diese 6 wählten dann aus der Mitte der bisherigen Geschwornen 6 zu ihnen; das bedeutete also jährliches Ausscheiden von 6 bisherigen Mitgliedern. Die Gewählten leisteten dann dem Markgrafen und der Stadt den Eid.[1]) Nachweislich seit 1362 mußten die neu gewählten Bürgermeister und Rathmannen, ebenso auch die Innungs- oder Handwerksmeister (rectores manualium) vom Markgrafen bestätigt werden;[2]) im Jahre 1362 gaben Markgraf Friedrich, im Jahre 1369 die drei gemeinsam regierenden Markgrafen ihrem Münzmeister zu Freiberg, dem sie auch das Stadtgericht übertrugen, sogar Vollmacht, „Rathsleute daselbst zu kiesen und zu setzen“, die dann die Markgrafen noch zu bestätigen haben (2, 18 u. 31). Die Selbständigkeit des Stadtraths war also keineswegs so groß, wie es gewöhnlich dargestellt wird, vielmehr geringer als in vielen anderen Landstädten. Daß alle seine Satzungen landesherrlicher Bestätigung bedurften, wurde schon oben bemerkt.

Seit 1409 tritt eine Aenderung in der Gerichtsverfassung ein, indem jährlich neben Bürgermeister und Rathsleuten zuerst vier, dann seit 1417 regelmäßig sieben scabini vom Landesherrn bestätigt werden. Im Jahre 1422 werden sie genannt „die scheppen in der bank“; bis 1433 werden ihre Namen immer nach den Namen der bestätigten Handwerksmeister genannt, seitdem aber vor diesen. Seit 1471 kommen als weitere landesherrlich bestätigte Beamte die „Gassenscheppen“ vor, für jede Pfarrei in der Stadt etwa vier (3, 431—459), ohne Zweifel mit Zuständigkeit nur für kleine Sachen.

Nach dem Stadtrecht um 1300 wurden die hohen Gerichte unter Vorsitz des Raths am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend gehalten, wenn Fälle vorlagen und das Gericht besonders geboten wurde, die kleinen Gerichte um Schuld, Schaden und Frevel am Montag, Mittwoch und Freitag, oder seit 1344 bloß am Mittwoch. (Cap. 31, § 1, 2 und Privileg des Markgrafen von 1344, 1.69 und 3,156.) Die Geschworenen saßen bei Gericht „in den Bänken“; wenn einer von ihnen ein Urtheil gefunden hatte, konnte es der „gemeine Mann“ schelten und einen Gegenvorschlag thun; wurde dieser aber verworfen, so mußte der Scheltende jedem Geschworenen 30 und dem Rath 60 Schilling büßen, eine enorme Strafe, die genügend abschreckend wirkte. Auch ein Mann auswendig der Bänke konnte eines Urtheils gefragt werden. Vor das hohe Gericht gehörten auch die Berufungen gegen Entscheide des kleinen Gerichts (Cap. 31).

Vor das Stadtgericht gehörten alle Streitigkeiten über liegendes Gut, über Schuldansprüche unter Stadtbewohnern und über alle Verbrechen und Vergehen, welche im Stadtgebiet vorfielen. Zum Stadtgebiet gehörte auch das „Wikbilde“ (Weichbild), ein Begriff, der nirgends genauer angegeben wird, aber jedenfalls eine größere Gemarkung umfaßte, da von Bergwerken im Wikbilde die Rede ist. Nun liegt ein vom Bürgermeister und Rath im September 1474 an den Landesherrn eingesendeter Bericht über die Bevölkerung und die Einkünfte der Stadt vor (1, 286—288), worin es heißt: in der Stadt seien 311 besessene Wirthe (Hausväter), 118 seien verstorben, 91 Hofstätten seien verbrannt und wüst. Vor der Stadt gebe es 37 besessene Gärtner, 19 seien verstorben, 3 Gärten wüst. Dann heißt es unter der Ueberschrift „Zugehörungen und Nutzungen der Stadt“: die zwei Dörfer Bertelsdorff und Mudigisdorff, welche der Stadt zugehörten, hätten 62 besessene Husner und Gärtner, die 83 Hufen geringen Feldes und einen Garten bauten und näher bezeichnete Zinse an die Stadt entrichteten. Dann folgt unter der Ueberschrift „Des Spitals zu Freiberg Zugehörungen“: das Dorf Boberitz, das Dörfchen Sara und etliche Leute zu Lichtenberg hätten 83 besessene Husner und 7 Gärtner mit 112 ¼ Hufen geringen Ackerlandes und zinsten dem Spital 20 Schilling, 15 Gr. 6 Pf. 1 H. an Geldzins; die beiden Dörfer und die Vormark Haylsbach und Tutendorf lieferten 114 Scheffel Korn, 14 Scheffel Gerste und 112 Scheffel Hafer.

Bis zum Beweis des Gegentheils darf angenommen werden, daß die genannten Dörfer und Vorwerke zum Stadtgebiet, zum Wikbilde gehörten, die Besitzungen des Spitals noch aus dem besonderen Grunde, weil die Stadt den Verwalter des Spitals ernannte (1, 13). In diesen Orten hatten Freiberger Bürger ohne Zweifel auch Bergwerke. Wenn nun im Stadtrecht von 1300 an verschiedenen Stellen die Rede ist „von dem Gebirge, das her in die Stadt gehört“, oder „in das Stadtgericht“ gehört, und gesagt wird, daß dem Vogt und Stadtgeschworenen die oberste Gewalt und Gerichtsbarkeit gebühre (Cap. 1, § 1; 18, § 1; 32, § 7 und besonders 48, § 1), so sind eben die genannten Dörfer, Vorwerke und Bergwerke gemeint.[1])

Ein ganz anderer Begriff war das Gebirge, „das in die Münze zu Freiberg gehörte“.

---

auf Urkunden von 1227 (1, 5—7) und vom 6. Juli 1255 (1, 14—16). Die letztere ist in zwei Ausfertigungen erhalten, und es bestätigt darin Markgraf Heinrich der Stadt und den Bergleuten in Freiberg die Rechte, „welche jene 24 von Freiberg bei ihrem Eide als hergebracht behaupten und bestätigt hätten“ (quales illi viginti quatuor de Vriberc suo juramento et fidelitate, qua nobis tenentur, sani fuerint obtinere et eciam confirmare). Aus diesem Satze folgt noch nicht nothwendig, daß die 24 alle Rathsglieder (Bürger) gewesen sein müßten, da es auch gerade so gut sein kann, daß sich der Landesherr von einer größeren Zahl von Einwohnern, in der alle Classen vertreten waren, ein Weisthum geben ließ. Aber die zweite Ausfertigung mit mangelhaftem Siegel enthält einen Zusatz folgenden Wortlauts: „Volumus preterea, ut, si quid in Vriberg vel in montibus judicandum fuerit vel tractandum, quod hoc fiat coram advocato et illis viginti quatuor et burgensibus nostris de Vriberc, et propter hujusmodi causas neminem ipsorum trahere volumus ad nostram curiam quoquo modo“. Hiernach wären die 24 allerdings Geschworne gewesen; es fragt sich aber nur, ob diese zweite Ausfertigung Glauben verdient. Im Rathsarchiv zu Freiberg werden noch zwei von einander abweichende Ausfertigungen einer Urkunde von 1227 aufbewahrt, wonach Heinrich Vogt zu Freiberg dem Spital daselbst seine Einkünfte aus dem Schrotamte und Gütee zu Kleinschirma geschenkt haben soll, an deren Schluß 12 Zeugen mit Namen genannt werden, worauf es weiter heißt: „et hii, qui XXIIIIor dicuntur de civitate, et burgenses omnes“; hiernach hätte ein städtisches Collegium den Namen der „Vierundzwanzig“ (viginti quatuor) geführt (3, 5—7). Allein diese Urkunden sind, wie auch Ermisch zugibt, verdächtig; es könnte bei ihrer Fälschung der Ausdruck der Urkunde von 1255 nachgeahmt worden sein. Von der Echtheit der besprochenen Urkunden hängt die Beantwortung der Streitfrage ab. Wichtig ist sie nicht, da jedenfalls schon im Jahre 1279 nur 12 Geschworne vorhanden waren.

[1]) Stadtrecht um 1300, Cap. 48, § 4 (3, 146): Bemerkenswerth sind die Worte: Die zwölf Neugewählten „sollen dann schwören und sollen das Jahr Bürger sein“. Das Privilegium Markgraf Friedrichs des Freidigen vom 19. Nov. 1307 (1, 44) lautet sonst genau ebenso.

[2]) Verzeichniß der Bestätigungen von 1378—1408 (3, 431—486).

[1]) Das Stadtrecht um 1300 folgert aus diesem Grundsatz mit Recht: die in Freiberg mit Eigen und Erbe Angesessenen dürften im Gebirge nicht gepfändet werden, sondern man müsse sie in der Stadt belangen; dagegen der im Gebirge angesessene Bergmann müsse in der Stadt antworten, wenn man ihn da pfände. (Cap. 2, § 10.) In § 12 wird das dann von der ganzen „Bannmeile“ gesagt, ein Begriff, der nirgends näher bestimmt wird; die Meile, heißt es in § 12, gehöre von alterher in die Stadt, so daß niemand dort backen oder brauen dürfe, also Brod und Bier in Freiberg, oder von Freibergern kaufen müsse. Vgl. auch Cap. 5, § 19. Ferner Urkunde von 1430 (1, 144).

Die Gerichtsbarkeit über die umliegenden Dörfer, außerhalb des Weichbildes, übte der markgräfliche „Landrichter" mit seinen Schultheißen, also den Schultheißen der Dörfer, und zwar gewöhnlich „vor der markgräflichen Burg" zu Freiberg. Auch Bürger der Stadt, welche im Bezirk des Landgerichts gefrevelt hatten, wurden vom Landgericht abgeurtheilt; aber wegen der angesetzten Bußen konnte der Landrichter im Stadtbezirk nicht pfänden, sondern mußte das Stadtgericht darum ersuchen. (Stadtrecht 1300, Cap. 39). Eine genaue Karte über das Landgericht und auch andere benachbarte Gerichte würde die ganze Gerichtsverfassung klarstellen.

Aus dem Freiberger Strafrecht und Strafproceß mögen folgende wenige Punkte herausgehoben werden: Nach dem Stadtrecht um 1300, Cap. 1, § 20 wird das Vermögen eines flüchtigen Verbrechers weder eingezogen, noch auch mit Beschlag belegt, sondern bleibt der Familie;[1]) daraus erklärt sich auch, daß ein Flüchtiger die Sala seiner Güter einem Salmann zu Eigenthum hingeben konnte unter der Verpflichtung der Rückgabe bei der Heimkehr (Flucht-Sala)[2]). — Die Verurtheilung zum Tod, wohl auch das Aussprechen der Acht hieß „verzählen"; zur Erkennung dieser Strafe waren Bürgermeister und geschworene Bürger zuständig. (Vgl. Urk. vom Sept. 1381 bei Ermisch 3, 270, Nr. 24); im nämlichen Jahr, am 30. April 1381 wird eine bedingte Verurtheilung ausgesprochen, wie sie neuerdings wieder in verschiedenen Staaten Europa's in Uebung gekommen ist (3, 269). — Im Jahre 1412 erging folgender Beschluß der Stadt: „Ein Ehemann, der in den Frauenhäuschen betreten wird, oder darin gewesen zu sein überführt wird, soll den Bürgern 1 Mark Groschen geben; hat er das Geld nicht, so soll er an dem Prauger (prooger) stehen, oder auf die Schuppe gesetzt werden" (1, 119). Die Schuppe war ein Balken oder Brett über einem Wasser, auf die der zu Bestrafende gesetzt und dann in das Wasser geschuppt oder geschwippt wurde, eine ungefährliche, aber beschimpfende Strafe. Das Beachtenswerthe an der Bestimmung ist, daß Besuch eines Frauenhauses nicht als Ehebruch behandelt wurde.

Unterm 31. Jan. 1500 erfuhr die Verfassung des Raths eine gänzliche Umgestaltung durch eine Verordnung des Herzogs Georg, der damals für seinen alten Vater Albrecht in Freiberg regierte. Die Zahl der Rathsglieder wurde von 12 auf 22 vermehrt, das Amt lebenslänglich gemacht und bestimmt, daß abwechselnd immer 12 Rathsleute regieren, 10 ruhen sollten, in der Weise, daß im nächsten Jahr die 10 nebst 2 von den im vergangenen Jahr regierenden die Regierung übernehmen sollten. Der gesammte Rath wählte aus seiner Mitte auf ein Jahr den Bürgermeister (3, C. 62). Eine weitere Veränderung der Rathsverfassung trat im Jahre 1725 ein.

Das alte Freiberger Stadtrecht wurde 1573 ganz abgeschafft und die allgemeinen sächsischen Gesetze an die Stelle gesetzt.[3])

Fürstliche Residenz ist Freiberg erst viel später geworden dadurch, daß Herzog Heinrich, Sohn Albrechts des Beherzten und der Sidonie Podiebrad und jüngerer Bruder Georgs, von 1505—1539 hier lebte, ein der Reformation zwar von Anfang an nicht abgeneigter, aber doch erst 1536 zu ihr förmlich übergetretener Fürst. Sein berühmter Sohn Kurfürst Moritz ist hier am 21. März 1521 geboren; Herzog Heinrich ließ sich auch 1541 in der Kirche zu Freiberg beisetzen, und von da an bis 1694 wurde dieselbe Erbbegräbniß der protestantischen Albertinischen Landesherren.

Ueber Schul- und Kirchenwesen enthält das Urkundenbuch außerordentlich lehrreiche Nachrichten, aus welchen ich nur einzelne Punkte hervorheben kann, den Wissensbedürftigen im übrigen auf das Sachregister verweisend, mit dessen Hülfe man alles finden kann; z. B. auf die Worte Klöster, Begine, Polternonne, Selhaus, Leviten, Ketzer. — Von alters her befand sich an der Kirche Unser Lieben Frauen eine Schule „darynne man die Kyndere leret", die der jeweilige Pfarrer zu „leihen" hatte, d. h. mit einem Schulmeister besetzte. Nachdem nun um 1382 der Versuch von andern gemacht wurde, Schulen einzurichten (von Beguinen?), erließen auf Beschwerde des Pfarrers die Markgrafen einen Befehl, daß weder in noch außer der Stadt eine weitere Schule sein dürfe (1, 97).

Als der Papst gegen Georg Podiebrad den Kreuzzug verkündigt hatte, sammelte sich im Jahre 1468 auch bei Freiberg ein „Kreuzheer", d. h. einige tausend sogenannte Kreuziger, Gesindel aller Art, welches auf Beute ausging, wurde aber von den Markgrafen und der Stadt aus einander getrieben. Viele interessante Urkunden hierüber stehen 1, 235—261 und 275. Archivrath Ermisch hat einen Auszug daraus in einer besonderen Schrift veröffentlicht.[1])

Für die Geschichte der Reformation liefern die im ersten Band veröffentlichten Klosterarchive reichen Stoff; hier sei nur noch auf einen Vorgang aus einer vorangegangenen Zeit erinnert:

Um das Jahr 1465 beschwerten sich die Pfarrer von drei oder allen fünf Pfarrkirchen zu Freiberg beim Bischof Dietrich von Meißen gegen die Bettelmönche der Stadt, Franziskaner (Minoriten) und Dominikaner, daß sie das Volk durch erdichtete Wunder betrögen und verleiteten. So hätten sie ausgesprengt, ein Kind, welches eine halbe Stunde lang todt gelegen wäre, sei wieder ins Leben gerufen worden, als man es vor ein Heiligenbild gebracht habe; einem Stein hätten sie ein Antlitz gemalt und ihm viele Wunder zugeschrieben; dann hätten sie ein Stück Holz vorgezeigt, als ein Stück vom heiligen Kreuz, an welchem auch noch Blut Christi hänge, das ihnen „von einer Frau" gegeben worden sei; das hätten sie mit großer Feierlichkeit, Räucherwerk und Kerzen im Chor aufgehängt, mit Vorhängen umgeben, und empfohlen, dieses Holz mit dem Blute anzubeten „als Gott selbst"; dasselbe thue angeblich auch große Zeichen; es sei z. B. ein Besessener, den niemand zu erlösen vermochte, „als man dem davon zu trinken gegeben habe" (!), von Stund an erlöst worden. Ein solches Kleinod gebe es in ganz Thüringen und Meißen und von her bis Nürnberg nicht mehr und sei mehr werth als 1000 Gulden. Ferner hätten die Bettelmönche mehrere der Pfarrer öffentlich „Juden" geschimpft. Der Bischof, baten sie, möge sie zur Ordnung, namentlich auch zur Erhaltung eines unter dem vorigen Bischof geschlossenen Vergleichs anhalten.

Bischof Dietrich kam hierauf am 9. Januar 1465 selbst nach Meißen, in Begleitung des Domdekans und einiger Kanoniker, beschied die Vorsteher der Klöster und drei Stadtpfarrer vor sich, und machte folgenden Entscheid: die Mönche sollten nur an näher bestimmten Tagen predigen dürfen; bei öffentlichen Processionen sollten die Minoriten und Predigermönche den Vortritt haben; dieselben hätten in Zukunft zu unterlassen, von den Kanzeln in ihren Klöstern Zeichen und Wunder zu verkündigen, die noch nicht von dem Diöcesanbischof dem Rechte nach gebilligt (approbirt) seien, sich auch der Herabwürdigung der Pfarrer und der Abwendigmachung der Laien vom Besuch der Pfarrkirchen zu enthalten, bei zeitlicher und ewiger Strafe. (Ermisch, Urk. B. 1, 345—347.)

---

[1]) Thudichum, F., Gesch. d. Deutsch. Privatr. S. 63, 1894.
[2]) Thudichum, F., Sala. Sala-Gau. Lex Salica S. 16, 1895. Schwabenspiegel, Laßb. § 314.
[3]) Stobbe, O., Gesch. d. D. Rechtsqu. 2, 226—227.

[1]) Ermisch, Hub. Studien zur Gesch. d. sächsisch-böhmischen Beziehungen in den Jahren 1464—1471. S. 64—76. 1881.

Die im Vorstehenden gegebenen Auszüge werden jedermann überzeugen, welch große, weit über die Ortsgeschichte hinausragende Bedeutung gut gearbeitete Urkundenbücher wichtigerer Landstädte haben, und den Wunsch rechtfertigen, daß auch über die Geschichte anderer deutscher Städte zum Nutzen der deutschen Rechts- und Culturgeschichte ähnliche kurze Uebersichten gegeben werden möchten.

Mittheilungen und Nachrichten.

Karlsruhe. Am 27. Februar wurden die irdischen Ueberreste von Michael Bernays auf dem Karlsruher Friedhof in die Erde gesenkt. Tags zuvor hatte eine kirchliche Feier im Sterbehause die Freunde des Verblichenen am seine Bahre versammelt. Auch der Landesfürst, der Bernays seit seiner Uebersiedelung in die badische Residenz stets huldvolles Interesse entgegengebracht hatte und noch in den letzten Lebenstagen an das Lager des hoffnungslos Darniederliegenden getreten war, erwies dem Todten die letzte Ehre, indem er sich persönlich an der Feier betheiligte. Auch bei der Beerdigung war der Hof durch die Anwesenheit des Prinzen Karl von Baden vertreten. Von auswärts waren zur Bestattung Franz Muncker aus München, Georg Witkowski aus Leipzig und Eduard Reuß aus Wiesbaden herbeigeeilt. Auffallend aber, ja beschämend gering war die Theilnahme an dem Begräbniß von seiten der Karlsruher Einwohnerschaft. Nicht nur, daß Corporationen wie die Technische Hochschule u. a. ohne alle und jede Vertretung geblieben waren; auch aus dem weiteren Kreise der Gebildeten hatte sich nur eine verschwindend kleine Schaar an dem Grabe zusammengefunden. Es ist bezeichnend, daß die Karlsruher Presse nicht durch einen einzigen Vertreter an dem Begräbniß betheiligt war, daß der in Karlsruhe bestehende „Schriftsteller- und Journalisten-Verein" nicht einen einzigen officiellen Vertreter an das Grab entsandt hatte. Man schien nicht zu wissen, wer mit Michael Bernays aus dem Leben geschieden war. Wohl lag die öffentliche akademische Thätigkeit dem Bernays, die den eigentlichen Schwerpunkt seines Wirkens bildete, hinter ihm, als er im Herbst des Jahres 1890 die Universitätstadt mit der badischen Residenz vertauschte. Doch hat auch das stille Heim, das er sich am Hardtwaldsaum gründete, Gebildete aus allen Ständen zu mancher traulichen Stunde um den rezitirenden und in klassischen Tönen wie in dem Wohllaut der eigenen Rede sich bewunchernden Meister versammelt. Aus der Abgezogenheit seines stillen literarischen Wirkens trat er noch einmal an die Oeffentlichkeit mit einer dem Gedächtniß Scheffels gewidmeten Festrede, die allerdings der durch Vorwurf und Veranlassung gebotenen Popularität entbehrte, aber als eine akademische Darstellung von höchster Feinheit und ausgeprägtem individuellen Reize gelten mußte. Ja selbst dem Theater vermochte er trotz der Geringschätzung, die er gegenüber der bunten Welt des Scheines wohl dann und wann zur Schau zu tragen beliebte, sein im Grunde doch unaustilgbares Interesse nicht zu entziehen und ließ auch in Karlsruhe dem oder jenem Bühnenkünstler warme Theilnahme und fördernde Unterweisung zutheil werden. Mit einem seenischen Prolog zu Ehren Mozarts, der vornehmstes dichterisches Gepräge trägt und wahrhaft künstlerischen Weihe athmet, trat er gelegentlich der Centenarfeier im December 1891 an die Oeffentlichkeit. Trotz alledem blieb die Persönlichkeit von Bernays für Karlsruhe im wesentlichen nicht viel mehr als eine Curiosität; man bespöttelte sie auch dem flüchtigen Beobachter alsbald in die Augen springenden Eigenheiten, man colportirte mit philisterhaftem Behagen die unzähligen Anekdoten, die wie anderwärts, so auch hier allerorten über Bernays im Umlauf sind und in der Illustrirung seiner Eitelkeit ein buntes Gemenge von Wahrheit und Dichtung repräsentiren. Daß nur so wenige es vermochten, durch die äußere Schale hindurch etwas tiefer in das Innere zu dringen, zu erkennen, daß die persönlichen Schwächen weit aufgewogen wurden durch hervorragende Eigenschaften des Geistes und des Herzens, wie sie selten in einem Manne vereinigt sind, ist ebenso beschämend wie niederdrückend und wurde in überaus peinlicher Weise bei dem Begräbniß von Bernays empfunden. Von gar seltsamen Gedanken über Werth und Unwerth menschlicher Dinge mußte das kleine Häuflein derer sich bewegt fühlen, die an dem Grabe mancher gefeierten Tagesgröße vorüber der Bahre von Bernays das letzte Geleit gaben zum dunklen Wohnort. Dankerfüllt schweifen ihre Gedanken zurück an schöne und unvergeßliche Stunden, welche die Freunde des Todten in seinem gastfreien Heim vereinigt hatten, da werthvollste geistige Anregung und Förderung, welche jede Berührung mit dem Heimgegangenen mit sich gebracht, an die ehrende und erhebende Freundschaft eines Mannes, der bei all seinen irdischen Mängeln eine ungewöhnliche, namentlich und bedeutende geistige Erscheinung gewesen ist. Eugen Kilian.

γσ. **Berlin,** 28. Febr. Die gestrige auf den Stiftungstag der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre" fallende Monatssitzung gab dem Vorsitzenden, Landgerichtsrath Dr. Felix Meyer, Gelegenheit zu einem Rückblick über die Entwicklung der Vereinigung im verflossenen Jahre und zur Darlegung ihrer ferneren Aufgaben. Gemäß dem Charakter unsrer Gegenwart, in der die nationale Wirthschaft zur Weltwirthschaft geworden und wo die Geistesschöpfungen sich unter den Augen des Kosmos entfalten, hat die Gesellschaft durch ihre allen Erdtheilen und allen Culturnationen zugehörigen Mitglieder, die nun schon die Zahl von 700 überschritten, durch Cartelle mit den juristischen Gesellschaften in St. Petersburg, Moskau, Madrid und Budapest das internationale Moment zu fördern gesucht. Die seit 1869 bestehende, 1400 Mitglieder zählende société de législation comparée in Paris ist der Vereinigung als ordentliches Mitglied beigetreten, und wie zeitgemäß die Bestrebungen sind, die sie fördert, das wird durch die Thatsache bezeugt, daß inzwischen auch in England eine society of comparative legislation und ähnliche Vereinigungen in Rußland und in Italien sich zu bilden im Begriffe stehen. Das jüngst im Haag von mehreren Großmächten unterzeichnete Protokoll hinsichtlich gewisser civilprocessualischer Formen der Collision von Rechten, wie die Tausch- und Tarifconventionen der letzten Jahre, bei denen freilich Deutschland etwas abseits gestanden hat, zeigen in praxi das Wirken internationaler Bestrebungen auf dem Gebiete des Rechts, denen freilich die nationalen stets zu Grunde liegen müssen. Durch inductive Forschung zum Zwecke verbessernder Thätigkeit der eigenen Gesetzgebung wie durch Beschaffung des Materials für eine vergleichende Rechtswissenschaft im umfassendsten Sinne ist die Vereinigung bestrebt, ihre Aufgabe zu erfüllen, und wenn ihr auch eine Centralstelle zum Austausch officieller Drucksachen Deutschlands und des Auslandes zu errichten bisher noch nicht gelungen ist, so hofft sie, in nächster Zeit einen Katalog alles für die vergleichende Rechtswissenschaft auf den deutschen öffentlichen Bibliotheken vorhandenen Materials publiciren zu können. Die „Uebersichten" über Gesetzgebung und wirthschaftliche Entwicklung des Auslandes, die so zahlreich in dem zweiten Theil des „Jahrbuchs" der Vereinigung vertreten sind, sollen den Leser zur Vergleichung anregen. Auch durch die Preisaufgabe über die „Grundsätze des Bodenerwerbs in den Colonien der wichtigsten Staaten" hofft die Vereinigung ihre Bestrebungen zu fördern. Die Lösung dieser Aufgabe wird bis zum 1. April 1898 erwartet und für eine 1898/99 zu stellende zweite Aufgabe ist der Vereinigung durch Syndikus Dr. Hilse schon jetzt die Summe von 1000 Mark in Aussicht gestellt worden. Als Redner des Abends sprach Professor Dr. Ludwig Mitteis (Wien) über: „Schadenhaftung ohne Verschulden". Die Schadenhaftung ohne Verschulden ist auch den Ausführungen des Vortragenden ein sehr modernes, heute noch ungelöstes und unlösbares Problem, das vor 30 Jahren noch als Paradoxon erschienen wäre und vielleicht nach 30 Jahren von heute als Banalität erklärt werden wird. Wie die ältere Jurisprudenz bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts dies Problem nicht kannte, so kann sie unter Zuhülfenahme von Fictionen und ohne Unbequemlichkeiten zu empfinden, wenn etwa von Rechtsgefühl aufschrie, mit dem alten Satze thun: casus a nullo praestantur. Das ist kein Vorwurf für jene Tage; denn die Wirkung von Suggestion von Vorstellungen auf die Menschen ist kaum in ihrer Bedeutung zu überschätzen, und wenn man einst die Geschichte des menschlichen Denkens schreiben wird, so dürfte die Darlegung der Entwicklung der Perceptionsfähigkeit in den Einzelwissenschaften, namentlich in den Naturwissenschaften, gegenüber den juridischen Dingen eines der interessantesten Capitel dieser Geschichte enthalten. Die Schadenersatzpflicht erscheint als Strafe für den Schaden und niemand empfindet eine Strafe als gerecht, wo er sich keiner Schuld bewußt ist. Der römische Rechtssatz kommt also unserm ein wenig pharisäischen Natur entgegen. Doch in der Neuzeit entstann die Empfindung, man müsse über den Satz: casus a nullo praestantur, hinausschreiten und die wirthschaftliche Entwicklung unsres Jahrhunderts, wo die Einzelwirthschaften keine Möglichkeit eines Sonderlebens mehr haben, wo Collisionen der Einzelwirthschaften in der Entfaltung des mit Dampf und elektrischer Kraft arbeitenden Groß-

Digitized by Google

Betriebs täglich sich ereignen, bietet durch ihren Betrieb in der Großindustrie eine Fülle von Gefahren, frühere kaum geahnte Gefahren für benachbarte Betriebe, so daß die Forderung einer Haftung für Betriebe, die solche Gefahren im Gefolge haben können, sich als vollkommen psychologisch verständlich erweist, und man fordert nicht nur eine Haftung für den durch subjectives Verschulden erzeugten Schaden, sondern auch eine solche für ohne Verschulden entstandenen Schaden. Erst wenn es gilt, hier feste Grundsätze aufzustellen, treten die ungelösten Schwierigkeiten uns entgegen. Zwei Wege bieten sich dar: Schadenersatz und Schadenvertheilung; denn wie für viele ein Schaden leichter zu tragen ist, als für den Einzelnen, so hebt der Antheil vieler am Schadenersatz zugleich die Sicherheit des Einzelnen für seinen Betrieb, durch erhöhten Aufschwung des Betriebs wird ihm die Restitution eines Schadens dann erleichtert. Hierauf beruhen alle die Berufsgenossenschaften, Associationen mit Zwangsversicherung, die Kranken-, Arbeiter-, Unfall-, Invaliditätsversicherungen, die Bruderladen. Im Innungs- und Zunftwesen des Mittelalters schon vorhanden, ist der Gedanke noch neuerdings ausdehnungsfähig in der modernen Gesellschaft, und das freilich nie zu erreichende, so nicht einmal wünschenswerthe Ideal wäre eine Versicherung aller für alle und für alles, dieses Ideal würde den römischen Satz umkehren in das casum ab omnibus praestantur. Mit einer solchen Haftung hört auch zugleich alles Streben auf. — Es wird also stets Gebiete geben, die den Schadenersatz ausschließen, schon weil die Technik einer solchen Haftung sich erst wird entwickeln müssen, und dies jetzt daraus, daß wir Erfahrung kennen lernen, die bisher kaum bekannt waren, und es also auf uns nehmen, Versuchsobjecte für die Zukunft zu sein. Soll nun entweder der Satz gelten: casus a nullo praestantur, oder soll man eine Schadensüberwälzung statuiren, auf jemand, der den Schaden leichter tragen kann als ein anderer? Vor dieser Wahl stehen wir. Aufgegeben ist das rohe, mit Unrecht dem deutschen Rechte zugeschriebene Princip: wer den Schaden verursacht hat, d. h. dessen äußere Causalität darstellt, hat ihn zu ersetzen, selbst wenn er ihn ohne Verschulden verursacht hat. Diese Anschauung ist nicht allein dem deutschen Recht eigenthümlich, sondern dem griechischen und römischen Recht, überhaupt allen alten Rechten so gleicher Weise conform, da sie die That für den Willen nehmen, nicht in die Psychologie der That eindringen. Dieses Princip wird heute ganz nackt von niemand mehr vertreten. Besser begründet ist das am schärfsten von Rudolf Merkel formulirte Princip des sogenannten „activen Interesses". Wer durch eine in seinem idealen oder realen Interesse gelegene Handlung mit anderen rechtmäßigen Interessen in Collision kommt, hat jeden, auch den zufälligen Schaden zu ersetzen, der so entsteht. Dem eigenen Interesse entspricht die eigene Gefahr. Mit Maß angewandt, kann dieses Prinzip fruchtbare Gedanken enthalten. Die Schäden sind als Passivposten des Betriebs einzustellen. Erhebt man indessen dieses Princip des „activen Interesses" zum allgemeinen Princip für den Schadenersatz, so muß dieser Versuch als verfehlt abgewiesen werden; denn in solcher Allgemeinheit ist dies Princip absolut unanwendbar, es führt zu weit. Denn da es keine Handlungen gibt, die ich nicht in meinem activen Interesse vornehmen kann, so fehlt jede Grenze für meine Haftbarkeit und jede Einschränkung dreht das Princip als solches doch auf. Nur da, wo eine gewisse Relation zwischen dem verursachten Schaden und dem activen Interesse, das ihn verursacht hat, vorhanden ist, da kann dieses Princip nie geeigneter Motor einer Schadenersatzpflicht statuiren, in anderen Fällen nicht. Wenn man, wie Gierke, die Haftung innerhalb der Vermögenssphäre fordert, so scheint historisch und dogmatisch das als ein berechtigtes Princip Geltung beanspruchen zu müssen, nur ist oft die Vermögenssphäre schwer zu begrenzen. Gegenüber dem Satze des jüngeren Rümelin, es solle nach dem Maße der Gefährdung für Fremde gehaftet werden, ist Reserve geboten, da jede Handlung die Gefährdung Fremder mit sich bringen kann. Haftet der im Lohnkampf streikende Fabrikant für den Schaden, der seinem Arbeitsherrn dadurch zugefügt wird, daß Arbeiter dem Fabrikanten die Fenster seiner Mietswohnung einwerfen? — Der Richter, der der Gattin des Gajus Gracchus Schadenersatz aus dem Vermögen ihres im Tumult getödteten Gatten zusprach, weil bei diesem Tumult ihre Mitgift geschädigt worden war, war der erste vielleicht, der die Schadenhaftung ohne Verschulden anerkannt hat. Denn durch seine politische Thätigkeit hatte Gracchus das Vermögen seiner Gattin gefährdet, wenn er auch am Tumult direct nicht schuld war. Irren sich indessen die Arbeiter in der Wohnung des Fabrikanten und beschädigen eine fremde Wohnung, ist da der Fabrikant haftbar für den Schaden? Nun sieht, solche Forderung ist unbillig, und nur so gewissen Schranken kann man diese „Gefährdungshaftung" zulassen. Alle diese Theorien haben den Fehler, daß sie als Passacce zu allgemeine und vage Principien aufstellen; weil sie eine ununterbrochene Haftung als Folge nach sich ziehen, sind sie methodisch unzulässig. Eine individualisirende Untersuchung aller Fälle in Rücksicht auf ihre Haftung aus juristischen und volkswirthschaftlichen Gesichtspunkten aus ist geboten, dann erst können vorsichtig, unter Mitwirkung der oben erörterten Principien, Rechtssätze aufgestellt werden. Diesem negativen Ergebnisse stellte der Vortragende den positiven Gedanken zur Seite, daß bei der Aufstellung elastischer Rechtssätze hinsichtlich der Schadenhaftung der Gedanke der Schadenvertheilung, wie ihn das alte österreichische Recht und das preußische Landrecht für bestimmte Fälle schon kennt, zur Geltung kommen soll. Der Redner bedauert den Fortfall des § 752 der zweiten Lesung des „Bürgerlichen Gesetzbuchs", der eine Heranziehung zur Haftung nach dem Vermögen bei Fällen ohne Verschulden dem Richter gestattete, und übt an den Motiven, die den Wegfall dieses Paragraphen begründeten, scharfe Kritik. Denn in vielen Fällen hat nicht einer den Schaden verursacht, einer soll ihn deshalb auch nicht ganz tragen; oft haben ihn Mandatar und Mandant zusammen verursacht, und der Schaden ist keineswegs gleich leicht von jedem zu tragen. Daher kann das Prinzip, daß ihn ein einziger trägt, zu sozialer Ungerechtigkeit führen. Der Schaden muß deshalb unter Umständen vertheilt werden, doch soll dies keineswegs ein allgemeines Prinzip sein; so können die Eisenbahnen bei ihrer bisherigen Haftung gehalten bleiben. Das Princip der Vertheilung soll nur als Regulator und Ventil bei der Lösung der Schwierigkeiten dienen. Will der Vertragende auch alle Fälle, wo Verschulden darliegt, von dieser Latitude der Schadenvertheilung ausgenommen wissen, so ist doch nicht jede Schuld als gleich zu behandeln. Keine Entnahme von der Haftung und keine Schadenvertheilung läßt der Vertragende zu, wo Contractr gegen Entgelt der schadenstiftenden Handlung zu Grunde gelegen haben. Dagegen will er in solchen Fällen keinen Schadenersatz statuiren, wo der Schadenstiftende ein „unbewußtes Medium des Schicksals" gewesen ist. Beim Schaden, der durch das Mandat entsteht, soll nach Prüfung aller Umstände des Falls entweder auf Abweisung der Forderung auf Ersatz oder auf nur theilweise zu leistenden Ersatz erkannt werden. Was die Haftung für Dienstleute angeht, so stehen sich hier gegenüber der code civil Artikel 1084 mit der vorbildlichen Haftung des maître et commettant und das „Bürgerliche Gesetzbuch" § 831, das nur, wenn culpa in eligendo und in inspiciendo vorliegt, die Haftung fordert. Hier erscheint Schadenvertheilung im einzelnen Falle als gerechtfertigt, jedenfalls für den Vermögenden oft die blasse Haftung aus der culpa in eligendo aber in inspiciendo dem Armen gegenüber als social ungerecht. Eine richterliche Latitude kann hier den Härten begegnen. Nur für Luxusthiere wünscht der Vortragende eine unbedingte Haftung zu statuiren, für andere Thiere die Haftung zu bestimmen, soll dem Ermessen des Richters überlassen bleiben. Mit dem Hinweise darauf, daß auf allen Gebieten des Obligationenrechts im Contractrechte die Römer vom jus strictum zum jus aequum und zur bona fides fortgeschritten sind, mit Ausnahme der Haftung auf Schadenersatz — der Grund, weshalb wir in diesem Falle heute noch so stehen und weshalb der § 752 der zweiten Lesung des Bürgerlichen Gesetzbuchs fiel — betonte der Redner die Pflicht der Gegenwart, auch auf diesem Gebiete, ohne Furcht davor, als Kathedersozialisten gescholten zu werden, den Schritt zur Billigkeit hin zu thun. Das Problem der Haftung ohne Verschulden ist anders nicht zu lösen. — Sodann hielt Dr. Hilse einen Vortrag über die Bedeutung der Schadenstatistik für die Lösung des Problems und constatirte die Unbrauchbarkeit der auf dem Gebiete des Haftrechts gegenüber der deutschen, da bei uns der Einwand der fremden Schuld nicht beachtet wird.

* **Berlin.** Die Ausführung des **Arndt-Denkmals** soll dem Bildhauer Prof. Ernst Herter übertragen werden.

* **Wien.** Dr. August Hauffen ist als Privatdocent für semitische Sprachen an der philosophischen Facultät der hiesigen Universität zugelassen worden.

* **Prag.** Zugelassen ward als Privatdocent für österreichische Geschichte an der philosophischen Facultät der böhmischen Universität Dr. Josef Pekar.

* **Wien.** Hier starb der Archäolog Karl v. Torma, wirkender Professor an der Universität zu Budapest und Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 5. März. Nummer 52.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ethik als Lebenskunde aufgefaßt. Von Hans Buchner. — Die neuesten Papyrusfunde. Von O. Crusius. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ethik als Lebenskunde aufgefaßt.

Von Hans Buchner.

„In einer praktischen Philosophie ist es nicht darum zu thun, Gründe anzugeben von dem, was geschieht, sondern Gesetze von dem, was geschehen soll, ob es gleich niemals geschieht."

Kant.

Schopenhauer bezeichnete in seiner Kritik der Kantischen Ethik den vorstehenden Ausspruch als das πρῶτον ψεῦδος, als eine entschiedene petitio principii, denn „wer sagt euch, daß es Gesetze gibt, denen unser Handeln sich unterwerfen soll? Wer sagt euch, daß geschehen soll, was nie geschieht?" Im Gegensatz hiezu müsse der Ethiker, wie der Philosoph überhaupt, sich begnügen mit der Erklärung und Deutung des Gegebenen, um zu einem Verständniß desselben zu gelangen, und hieran habe er ohnehin vollauf zu thun. Schopenhauer selbst begründete seine Ethik bekanntlich auf die Thatsache des Mitleids, und es ist ja gewiß, daß aus dieser Wurzel viele und herrliche Motive für menschliche Handlungsweise entspringen können. Aber für den modernen Menschen genügt das längst nicht mehr, wie sofort einleuchtet, wenn wir nur die Pflichten gegen den Staat ins Auge fassen, für deren Befolgung das Mitleid von Mensch zu Mensch sich doch als ein nicht ausreichender Beweggrund erweisen müßte.

Weit moderner dachte und fühlte hier der von Schopenhauer so sehr verlästerte Fichte, wenn er als Ziel des Strebens und Handelns den modernen Völkern hinstellte: „alle ihre Verhältnisse mit Freiheit nach der Vernunft einzurichten". Aber, obgleich die modernen Culturvölker sich die äußeren Formen zu vernünftiger Selbstregierung geschaffen haben, zeigen sie sich noch äußerst wenig fortgeschritten auf dem Wege einsichtiger Selbstbestimmung. Auf die Frage: „Welches sind nun die nächsten Ziele, die das deutsche Volk in seiner freien Selbstbestimmung zu erreichen hat? Wie haben wir demgemäß unser Leben zu ordnen?" — würden die meisten die Antwort schuldig bleiben, oder die Antwort würde so ausfallen, daß sie der Kritik nicht standhält.

Zwar besitzt der moderne Mensch Ideale. Außer der Liebe für seine Nation, die bei unserm deutschen Volk heute wie vor fünfundzwanzig Jahren — wenn es noth sein sollte — wiederum ebenso in Thaten aufopfernder Hingabe sich erweisen würde, besitzt ein guter Theil der Volksgenossen Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, für Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, für die Bethätigung altruistischer Gesinnungen u. s. w. Aber, wenn wir hievon und von demjenigen kleineren Theil des Volkes absehen, dem die Religion nicht nur als äußerlich angeerbte Gewohnheit, sondern als lebendige innerliche Triebkraft wirklich im Mittelpunkte der Lebensauffassung steht, so bleibt eine jedenfalls recht große Zahl übrig, für die, eingestanden oder nicht, die Befriedigung des Erwerbstriebes, um Mittel für Genußzwecke zu erlangen, die eigentliche Lebensaufgabe darstellt. An und für sich wäre nun dieses Streben nach Lebensgenuß gar nicht so schlimm, vorausgesetzt, daß es nicht auf niedrigem Niveau ausschließlich seine Bethätigung sucht, vorausgesetzt, daß dieses Streben überhaupt gemischt mit anderen höheren Idealen auftritt. Es gibt ein Glückseligkeitsstreben, das auf die Bezeichnung als „ideales" vollen Anspruch hat. So tritt uns beispielsweise aus dem viel gelesenen Büchlein B. Carneri's „Der moderne Mensch" jener ideale Eudämonismus in liebenswürdigster Form entgegen. Benthams „größtes Glück der größten Zahl" kann ein hohes und strebenswerthes Lebensziel für ein Volk bedeuten, aber nur dann, wenn eben das „Glück" in hohem, in idealem Sinne aufgefaßt wird. An und für sich liegt in dieser von einem so großen, vielleicht immer noch wachsenden Theil unsrer Volksgenossen adoptirten Lebensregel gar nichts Ideales, und es wäre beispielsweise wohl sehr schwer, aus Bebels Buch „Die Frau" Belege dafür zu sammeln, daß hier die Glückseligkeitslehre in einem idealen Sinne gemeint sei. Jedenfalls, da Benthams Satz zwischen „Glück" und „Glück", Genuß höherer und niederer Ordnung, im Prinzip keinen Unterschied zu machen weiß, so wird die Gefahr immer drohender, daß bei einer solchen Lebensmaxime die Massen in Zukunft einfach das zunächst liegende, rohe sinnliche Genießen als das ihnen zusagende „Glück" betrachten, gegen das Höhere, gegen die ganze kostbare Errungenschaft unsrer Cultur aber sich gleichgültig, ja immer feindlicher erweisen werden.

Aehnliches ist schon oft gesagt worden. Aber der Staat, dessen eigenstes Interesse es wäre, diesen Aufgaben nachzugehen und für die Verbreitung, zum mindesten für die Kenntniß höherer Lebensziele im Volk zu sorgen, thut in dieser Beziehung nichts, obwohl ihm die Volks- und Mittelschulen uneingeschränkt zur Verfügung stehen. Die Sorge für die sittliche Heranbildung der Nation, worunter doch auch die Pflichten gegen die Gemeinschaft, eben gegen den Staat selbst, in einer Epoche des allgemeinen Wahlrechts von ernstester Bedeutung sind, überläßt der paritätische Staat ausschließlich dem Religionsunterricht, d. h. den verschiedenen Kirchengemeinschaften, obwohl dadurch unwillkürlich die Meinung im Schüler erweckt wird, als ob dogmatischer Glaube, sittliche Lebensführung und Pflichterfüllung sich gegenseitig in dem Grade bedingten, daß beim etwaigen Wankendwerden des Dogmenglaubens nun auch die Sittengesetze keine Verbindlichkeit mehr besäßen.

Frankreich, wo seit 1882 der Moralunterricht an den Schulen obligatorisch eingeführt ist, hat gegenüber uns Deutschen hier den Vorrang gewonnen. Wie contrastirt das mit den Anforderungen des edlen Freiherrn v. Stein, der so klar erkannte, daß das nothwendige Gegengewicht gegen die gewährten Volksfreiheiten einzig und allein in einer entsprechenden Volkserziehung gesucht werden müsse,

worüber sein politisches Testament vom November 1808 hinlänglich Aufschluß gibt! Freilich kann der Staat eine hoch bedeutsame Entschuldigung zu seinen Gunsten anführen. Gibt es denn überhaupt eine haltbare Ethik anders als auf religiöser Grundlage? Sind nicht alle die Versuche einer methaphysischen und doch für alle verbindlichen Begründung der Ethik als gescheitert zu betrachten? Was soll also der Staat lehren lassen?

Auf diese tief einschneidende Frage gibt ein Buch[1]) Antwort, das wenigstens vom Standpunkt des Hygienikers und Naturforschers aus als epochemachend bezeichnet werden muß, weil es, endlich wieder den Menschen als Ganzes erfassend, die körperliche und die sittliche Tüchtigkeit im Sinne der Guts-Muths, Jahn u. s. w. als ein untrennbar Zusammengehöriges und als das Hauptziel des Strebens bei der Erziehung, als den Inhalt einer wahren umfassenden „Lebenskunde" hinstellt. Die Grundlage für diese Forderungen aber gewinnt Verfasser — dessen Werk, nebenbei bemerkt, jenseit des Oceans in weltferner Abgeschiedenheit und still patriotischer Gedankenarbeit heranreifte — aus der Naturwissenschaft, was um so merkwürdiger berühren muß, als die für gewöhnlich beherrschendste Idee der Naturwissenschaft, der Darwinismus, zu allem eher tauglich scheint, als gerade um ethische Grundsätze darauf aufzubauen.

In der That hat Verfasser die eigentliche Darwin'sche Lehre von der Allgewalt und Allverbreitung des Daseinskampfes wesentlich nur benutzt, um zunächst ein Negatives daraus zu folgern, nämlich, daß zweifellos „größtes Glück der größten Zahl" nicht das Ziel und der Inhalt des vor unsern Augen sich abspielenden Naturprocesses sein kann. Des Daseinskampfes wichtige Aufgabe besteht dagegen bekanntlich nach Darwin darin, durch Auslese der jeweils Tüchtigsten die Erhaltung der Gattung dauernd sicher zu stellen. Hier haben wir denn das eine Fundament von des Verfassers Ethik und die Antwort auf die entscheidende Frage, die, wie er sagt, jeder denkende Mensch zu allererst aufwerfen wird: Warum und wozu soll ich (als Individuum wie als Nation) sittlich sein und handeln? Darauf ist zunächst zu erwidern: um der Erhaltung des Ganzen (Volk und Menschheit) willen, bedingt durch die Erhaltung der Einzelnen, womit offenbar gemeint sein soll, daß der beim Culturmenschen in seiner rohen, brutalen Form in Wegfall kommende Daseinskampf bezüglich seines unentbehrlichen Einflusses auf die Erhaltung der Gattung irgendwie ersetzt werden muß, was nur durch bewußtes Wollen, durch bewußte Sittlichkeit geschehen kann. Das Motiv „um der Erhaltung willen" bezieht sich in erster Linie auf den Einzelnen — und ist hier um so wichtiger, als beim Culturmenschen eine Menge von Schranken nicht mehr so wie beim Naturmenschen schon durch den bloßen Instinct gezogen sind —, ebenso aber auch, wie erwähnt, auf das (Volks-) Ganze und dadurch auf die Menschheit.

Dem eudämonistischen Grundsatz: „größtes Glück der größten Zahl" stellt Verfasser so den für eine gedeihliche sociale und nationale Politik viel fruchtbareren „größte Tüchtigkeit der größten Zahl" als Ziel dieses ersten Theiles der Sittenlehre gegenüber, den er zum Unterschied von der reinen Ethik als „Praktik" bezeichnet. Zu den Mitteln der Ausbildung des „tüchtigen" Menschen und Bürgers rechnet er dabei die Gesundheitslehre und die Wirthschaftlichkeitslehre; im erweiterten Sinne, wenn es sich um Erhaltung eines „kräftigen" und „tüchtigen" Volksthums und Staatswesens handelt, die öffentliche Gesundheitspflege mit ihren Hauptzielen eines gesunden Familien- und Volkslebens, dann die nationale Wirthschaftslehre, welche die normale und gerechte, für die Tüchtigkeit und Wohlfahrt der Nation heilsamste Art der Erwerbung und Vertheilung der wirthschaftlichen Güter anstrebt.

Alles dies betrifft jedoch nur die Vorstufe und Grundlage der eigentlichen „Ethik". So wie in der Natur, im organischen Schöpfungsproceß, das Problem der Erhaltung der Arten als ein verhältnißmäßig untergeordnetes sich darstellt gegenüber dem unendlich viel großartigeren ihrer Entstehung, gegenüber jenem wunderbaren aufwärts gerichteten Entwicklungs- und Vervollkommnungsgang, von dem uns die Reste früherer, hingeschwundener Pflanzen- und Thiergeschlechter im Vergleich mit den späteren Kunde geben — ebenso kann es für den Culturmenschen kein genügendes Lebensziel sein, sich nur gesund, kräftig und tüchtig zu erhalten. Indem er die allgemeine aufwärts gerichtete Tendenz im Schöpfungsgange auf sein eigenes Wesen überträgt, auch hier mit Bewußtsein und sittlichem Wollen das fortsetzend, was die Natur bis dahin unbewußt zwangsweise geschaffen hatte, gelangt er zum ethischen Hauptziele seines Daseins, und dies ist die „Veredelung" des Einzelnen sowohl als des (Volks-)Ganzen und dadurch der Menschheit. Dies also, die bewußte Fortsetzung des bisherigen natürlichen Entwicklungs- und Vervollkommnungsganges der Menschheit, als des höchsten und erhabensten Naturgesetzes, das uns Menschen geoffenbart ist, auf der Stufe der Cultur, da wir mit Freiheit nach der Vernunft unsre Ziele wählen sollen, ist der eigentliche Inhalt der Ethik.

Ihre Aufgabe verwirklicht dieselbe durch die Anstands- und Tugendlehre beim Einzelnen, bei der Nation durch die Herausbildung eines gerechten und edlen Volksthums und Staatswesens, wozu die nationale Rechts- und Staatslehre als Grundlage gehören. Im weitesten Sinne — Menschheitsfortschritt — reiht sich hieran die Humanitätslehre, deren letztes Ziel es sein muß, alle Individuen ohne Unterschied von Race, Volk und Classe, soweit sie sich dazu fähig und willig zeigen, zu wahren Menschen, d. i. zu vernünftigen und freien Persönlichkeiten heranzubilden. Je mehr aber die Menschen zu Vernunft, Freiheit und Humanität fortschreiten, desto mehr nähern sie sich dem höchsten, letzten Ziel alles Culturlebens, der Herstellung einer sittlichen Weltordnung, welche einen durch die Menschen selbst zu schaffenden, die Erde umspannenden Gemeinschaftszustand ohne Neid und Streit, ohne Gewalt und Zwang, in Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit bedeutet. So phantastisch und fern auch die Verwirklichung dieser letzten höchsten Idee der praktischen Vernunft dem heutigen Denken erscheinen mag, so erweist sie sich im Grunde doch nur als die Fortführung eines seit ungezählten Jahrtausenden angebahnten unioersellen, später generell-humanen, d. i. auf die Menschheit beschränkten Entwicklungsprocesses, einer erst unbewußt-natürlichen, dann bewußt-moralischen Evolution.

Aus Ziel und Richtung dieses Entwicklungsganges ergibt sich nun auch ohne weiteres, was unter der „Vernunftidee des Guten" zu verstehen ist. Gut (objectio) ist demnach alles (Gesinnung und That), was dazu beiträgt, die Erhaltung und Veredelung der Gesammtheit (Volk und Menschheit) unmittelbar (durch socialethische Einrichtungen und Handlungen) oder mittelbar (durch Erhöhung der Tüchtigkeit und Tugend der Einzelnen) zu fördern. Wie Verfasser im Zusammenhang hiemit und von den gleichen Grundanschauungen ausgehend die Vernunftideen der Wahrheit, der Freiheit und Gleichheit, des Rechts und der Gerechtigkeit, die Idee des Staates und die Forderungen der Staatsidee, die Verwirklichung socialer Gerechtigkeit und die bürgerlich-sittliche Erziehung der Jugend behandelt, auf dies, sowie auf den ganzen übrigen reichen Gedankengehalt des Buches näher einzugehen, müssen wir uns hier leider versagen.

[1]) Grundlegung für eine moderne, praktisch-ethische Lebensanschauung (Nationale und ideale Sittenlehre) von Dr. Johannes Unold. Leipzig, C. Hirzel 1896. 398 S. 5 M.

Digitized by Google

Statt dessen noch ein Wort über die Zulässigkeit der wissenschaftlichen, richtiger naturwissenschaftlichen Grundlage, von der Unold, wie wir sahen, ausgegangen ist. Da der Mensch seiner ganzen Natur und den Bedingungen seiner Existenz nach, wie zufolge seiner Entwicklung ein Lebewesen ist, wenn auch bei weitem das höchste und vollkommenste von allen, so muß eine wissenschaftlich haltbare Lebenskunde nothwendig auf die einfachsten Wahrheiten und Grundthatsachen der Wissenschaft von eben diesen Lebewesen begründet werden. Das scheint uns so selbstverständlich und so überzeugend, daß wir zuversichtlich hoffen, dieser Gedanke, einmal ausgesprochen, werde auch in weiteren Kreisen Wurzel fassen und bald als der einzig richtige anerkannt werden. Der ungeheure Vortheil andrerseits, wenn es bei einer solchen Grundlegung für die Ethik gelänge, körperliche und moralische Jugenderziehung unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zu fassen, als ein innerlich Zusammengehöriges und als die Grundlage der ganzen zukünftigen Lebensführung dem heranwachsenden Menschen nicht nur vor Augen zu stellen, sondern auch tief in sein Gemüthsleben einzupflanzen, muß namentlich jeden Arzt und Hygieniker, aber, wie wir glauben, auch jeden Erzieher von vornherein für dieselbe einnehmen. Und in der That haben wir ja bereits sehr kräftige Bestrebungen in diesem Sinne, wobei ich nur auf die bedeutenden Erfolge des Centralausschusses zur Förderung der deutschen Jugend- und Volksspiele hinzuweisen brauche, der unter der verdienstvollen Leitung seines Präsidenten, des preußischen Landtagsabgeordneten Frhrn. v. Schenkendorff, immer deutlicher auch die ideale, ethische Seite seines Wirkens in den Vordergrund rückt. Nicht zu vergessen ferner jenes in der Geschichte der Volkserziehung ewig denkwürdigen Erlasses des preußischen Cultusministers v. Goßler vom 27. October 1882, dem hauptsächlich die erfolgreiche Wiederbelebung der Jugendspiele in Deutschland zu verdanken ist, und worin u. a. gesagt wird, die Schule müsse „das Spiel als eine für Körper und Geist, für Herz und Gemüth gleich heilsame Lebensäußerung der Jugend mit dem Zuwachse an leiblicher Kraft und Gewandtheit und mit den ethischen Wirkungen, die es in seinem Gefolge hat, in ihre Pflicht nehmen, und zwar nicht bloß gelegentlich, sondern grundsätzlich und in geordneter Weise". Und daß diese Ueberzeugungen nicht etwa gegenwärtig an maßgebender Stelle schwächer geworden und nicht mehr im gleichen Maße vorhanden seien, das beweist ein neuer wichtiger Erlaß des derzeitigen Cultusministers vom Mai 1894, worin ausdrücklich Bezug genommen wird auf das Rundschreiben seines Amtsvorgängers und neuerdings betont wird, daß es sich bei der Förderung der Leibesübungen „um ein wichtiges Gebiet der Volkserziehung überhaupt handelt" und daß es bei den Schwierigkeiten der praktischen Durchführung in größeren Städten der Mitwirkung aller bedürfe, „denen die körperliche Gesundheit, die geistige Frische und die sittliche Kräftigung der Jugend am Herzen liegt".

Wir glauben und vertrauen also, daß die Ideen des Verfassers, dem es gelang, das gleichsam Selbstverständliche in einer grundsätzlichen und für die Vernunft verpflichtenden Form auszusprechen, in Deutschland vielfach auf wohl vorbereiteten Boden fallen und sich rasch Anerkennung erringen werden. Das, was seine „Lebenskunde" so scharf von den Anschauungen vieler modernen „Vertreter ethischer Cultur" unterscheidet, nähert ihn um so mehr den hier zuletzt berührten Bestrebungen; dahin gehört seine Werthschätzung der körperlichen Ausbildung und Tüchtigkeit, und dann seine Begeisterung für die nationale Idee, die als nothwendige nächste Stufe über das Einzelpersönliche hinaus auf dem heutigen Culturzustand der Menschheit noch für unabsehbare Zeiträume keineswegs entbehrt und durch gar nichts ersetzt werden kann. Und auch darin unterscheidet sich des Verfassers Anschauungsweise von derjenigen mancher anderer Ethiker, daß er durch seine Lebenskunde keineswegs etwa die bisherige, auf religiöser Grundlage ruhende Ethik zu ersetzen und zu verdrängen beabsichtigt. „Durch die Unterweisung aller Kinder in einer wissenschaftlich begründeten nationalen und idealen Sittenlehre soll der Religionsunterricht nicht ersetzt, sondern nur ergänzt werden." Wir können uns nicht versagen, über diesen Hauptpunkt noch den Verfasser selbst zu Wort kommen zu lassen, wie er in einem anziehenden Bilde seine Ueberzeugung zum Ausdruck bringt. „Als wir," so sagt er, „vor sechs Jahren aus der Magallanesstraße hinausfuhren in den großen Ocean, dort am Cap Pilar, wo höchster Wogengang angesichts der klippenreichen Felsküste die Schiffahrt zu einer sehr gefährlichen macht, da wurde, um dem Dampfer größeren Halt zu geben gegen den Anprall der Wogen und um ein Andrängen an die Felsklippen zu verhüten, auch das auf dem Hinterdeck befindliche Reservesteuer in Bereitschaft gesetzt, bemannt und mit dem Hauptrad durch starke Ketten verbunden, damit so durch doppelte kräftige Steuerung das Schiff im rechten Curs gehalten würde. Ich mußte seither oft an diesen Vorgang denken. Nimmt nicht auch unser Staatsschiff gegenwärtig seinen Lauf durch stürmisch erregte Wogen und zwischen drohenden Klippen? Erscheint nicht unsre nationale Existenz wie unsre ideale Cultur von mehr als einer Seite ernstlich gefährdet durch verbohrte Reaction wie durch fanatischen Radicalismus, durch unversöhnliche äußere Feinde wie durch unstillbare innere Gährungen, durch entnervenden Materialismus wie durch selbstsüchtigen Egoismus, durch Racen-, Partei- und Classenhaß, durch Mangel an Nationalgefühl und Gemeinsinn? Erheischt da nicht weise Vorsicht und patriotisches Pflichtgefühl, die Steuerung durch Religion und Kirche, die sich offenkundig all diesen Wogen und Klippen gegenüber als zu schwach erweist, zu verstärken durch die Hülfe, welche Wissenschaft und Vernunft vermittelst allgemeiner sittlicher Erziehung bieten?

„Der Curs und das Ziel ist zum Glück dasselbe für die religiöse wie für die wissenschaftliche Ethik: tüchtige und edle Menschen zu bilden in einem und für ein gerechtes und geordnetes Gemeinwesen. Versuche man es daher, das Hülfssteuer gleichfalls in Thätigkeit zu setzen, selbst auf die Gefahr hin — die übrigens noch in weiter Ferne schwebt —, daß es nach und nach als das Hauptsteuer sich erweisen sollte! Jedenfalls besteht so größere, ja die einzige Hoffnung, den Curs einhalten und das Ziel erreichen zu können, welches heißt: Erhaltung und Veredelung unsres Volks- und Staatswesens durch größte Tüchtigkeit, Einsicht und Tugend aller seiner Bürger!"

Wir können diesen Worten des Verfassers nur von Herzen beistimmen, indem wir vom Standpunkte des Arztes hinzufügen: Möge sich wieder jene innigere Fühlung zwischen Ethik und Gesundheitslehre, beruhend auf der Einsicht in die enge Wechselbeziehung zwischen leiblicher und seelischer Gesundheit anbahnen, wie sie unser ältester deutscher Hygieniker Hufeland und der edle Seelenarzt v. Feuchtersleben in ihren noch heute viel gelesenen Werken darstellten! Erst durch diese gleichmäßige Beachtung der Bedingungen leiblicher und seelischer Gesundheit in Theorie und Praxis, in Lehre und Erziehung würden die entnervenden und aufreibenden Wirkungen des gesteigerten Culturlebens vermieden und die menschliche Culturthätigkeit würde wieder zu dem gemacht, was sie wirklich sein kann und sein soll, zum wirksamsten Mittel für die Erhaltung und Veredelung der Einzelnen und des Volkes!

Digitized by Google

Die neuesten Papyrusfunde.

Von O. Crusius.

Im April vorigen Jahres berichteten wir über die beiden glänzenden Papyruspublicationen von Grenfell und Mahaffy, durch die mehr als ein großes Problem aus der Geschichte und Literatur der Hellenistenzeit gelöst oder auch erst gestellt worden ist.[1]) Es ist nicht mehr als billig, daß wir die Leser dieser Blätter nun auch auf die „neuen classischen Fragmente und anderen Papyri" hinweisen, deren Bearbeitung C. P. Grenfell in Gemeinschaft mit A. S. Hunt mit bewundernswerthem Fleiß und Scharfblick innerhalb Jahresfrist zu bewältigen verstanden hat.[2]) Es fehlen zwar Schlager, wie das Erotic fragment und der große Finanzpapyrus; die älteren literarischen Stücke sind klein an Umfang und schlecht erhalten, da sie meist, wie die Papyri von Flinders Petrie, aus dem Papiermaché einer Mumienhülle losgelöst sind; in manchen Fällen ist wohl auch die wissenschaftliche Triebkraft der Fragmente unwiederbringlich zerstört; in anderen aber blieb sie, wie man schon jetzt sagen darf, ungebrochen durch zwei Jahrtausende, und es läßt sich noch gar nicht absehen, wozu sich die unscheinbaren Samenkörner, die hier ausgestreut werden, dereinst auswachsen mögen.

Weitaus überwiegen wieder die „nicht literarischen" Papyri: Briefe, Kauf- und Pachtcontracte, Schuldscheine, Militärpapiere, Actenfascikel, Rechnungen und Quittungen, Beschwerden und Erklärungen an die Präfecten und zahllose andere Beamte. Da hören wir einen weitläufigen Bericht über die Vorbereitungen, die in einem kleinen Neste für den Empfang eines hohen Würdenträgers getroffen werden. Ein Sohn gibt seinem Vater ein umständliches Verzeichniß von Schreibutensilien; er hat Schreibhefte, Schreibrohre, Tinte, Sand, Griffel (für die Wachstafel), Brodbeutel,[3]) Bronzen, Wachs nöthig; der Großvater scheint für die Enkel sorgen zu sollen (S. 64). Ein Ehepaar, das durch „einen bösen Dämon" entzweit zu sein bekennt, trennt sich durch einen offenbar in herkömmlichen Formeln abgefaßten Ehescheidungscontract, wonach die Frau ihre Mitgift, der Mann alles, was er der Frau anvertraut hat, wieder erhält, und beide Theile nun eine neue Ehe eingehen können. Ein Grieche, Melas, wohl ein Arzt, hat einen erkrankten jungen Mann verpflegt bis zu seinem Tode; er schickt die Leiche mit einem sehr energisch abgefaßten Begleitschreiben „durch den Todtenbestatter" (νεκροτάφος) den Brüdern des Verstorbenen, die zwar seine Habseligkeiten weggeholt, aber die Leiche zurückgelassen haben; „ich weiß nun", heißt es am Schluß, „daß ihr nicht des Todten wegen gekommen seid, sondern wegen seiner Habe" — dann folgt eine gepfefferte Rechnung (LXXVII, S. 121). Stimmen aus mehr als zehn Jahrhunderten schlagen an unser Ohr. Hier spricht ein griechischer Beamter oder Offizier der Ptolemäerzeit; dort beschwert sich ein Eingeborener in halb barbarischem Griechisch bei der Behörde; der Zahlmeister eines römischen Reiterregiments stellt eine Quittung aus in einem Latein, das an Blüchers Deutsch erinnert. Ein arabischer Beamter bestätigt in einem zweisprachigen Document einem offenbar des Griechischen, nicht aber des Arabischen mächtigen Eingeborenen den Empfang der Steuer. Ein Patriarch von Alexandrien gibt Vorschriften über die Feier der kirchlichen Feste. Christliche Priester inventarisiren den reichen Besitz einer Kirche an heiligen Geräthen und anderen Kleinodien. Ein koptischer Schreiber stammelt den griechischen Text einer merkwürdigen kirchlichen Litanei nach, deren Sinn er offenbar nicht recht versteht. Das ganze bunte Leben in dem Nillande wird vor dem Auge des Lesers lebendig. Er sieht die Fellachen in saurer Frohnarbeit die Deiche ausbessern, sieht die „vielrudrigen" Schiffe den Strom hinunter treiben nnd die Kameelschaaren der Karawanen in die Ferne ziehen. Dem Geschichtschreiber, der in vielleicht nicht zu ferner Zeit Sharpe's kümmerliche Geschichte Aegyptens zu ersetzen unternimmt, geben die Papyrusfunde ein Material, das ihm gestattet, den cultur- und wirthschaftsgeschichtlichen Hintergrund mit einer Klarheit nnd Lebensfulle darzustellen, als handelte sich's um gestern und heute. Der Zufall des Finderglücks ist hier wirklich wie von der Vorsehung gesandt; denn gerade auf die Probleme, die hier unsern Arbeitern gestellt werden, führt die oft bis zur Einseitigkeit gesteigerte Neigung unsrer Zeit.

Der Vortritt ist, wie in dem vorigen Bande, den „Classical fragments" eingeräumt. Die schon bekannten Stücke aus Homer und Demosthenes gehen vor allem den Fachmann an. Immerhin sei auch hier darauf hingewiesen, daß mehrere Iliasfragmente aus dem dritten vorchristlichen Jahrhundert, mit der Vulgata verglichen, wiederum nicht nur starke Abweichungen im einzelnen zeigen, sondern auch, ganz wie die Flinders-Petrie-Papyri, zahlreiche bis jetzt unbekannte Verse enthalten, die allerdings in den meisten Fällen kaum eine wirkliche Bereicherung des Textes sind. Immer klarer tritt die Thatsache zu Tage, daß vor der durchgreifenden Thätigkeit der großen alexandrinischen Philologen die Form der alten Epen viel unsicherer und schwankender war, als man bislang glaubte. Einigemal werden durch diese ältesten Zeugen auch Vermuthungen moderner Gelehrter bestätigt, so XXIII, 198 ein Vorschlag Naucks; die „transscendentale" Textkritik wird aus solchen Erfolgen wieder frischen Arbeitsmuth schöpfen.

Unter den neuen poetischen Stücken können nur zwei Fragmente aus einer Komödie allgemeineres Interesse beanspruchen; vielleicht gelingt es noch, die Umrisse der ganzen Scene wiederherzustellen.[1]) Daß die Komödie etwa in den Kreis Menanders gehört, ist klar; aber Versreihen von gleichem Umfang und in besserem Zustande besitzen wir schon manche, so daß dieser Gewinn nicht gerade viel bedeuten will. Die Hoffnung, endlich einmal eine tüchtige wohl erhaltene Partie aus Menander oder Philemon zu entdecken, die einen directen Vergleich mit ihren römischen Nachfolgern zuließe, wird leider immer wieder zu Schanden.

Die Perle unter den Classical fragments ist ein Stück alterthümlicher ionischer Prosa (XI, S. 22); ein Citat bei Clemens von Alexandrien gestattet den sicheren Nachweis, daß wir es mit einem der ältesten griechischen Prosaiker zu thun haben, mit Pherekydes von Syros, dem Theologen. „Da machen sie (die Götter) ihm (Zens) Häuser viele und große; und nachdem sie dies alles ausgerichtet hatten, und auch Geräthe und Diener und Dienerinnen und alles, was da noth thut — nachdem also alles bereit ist, da veranstalten sie das Hochzeitsfest. Und als der dritte Tag des Hochzeitsfestes da ist, da macht Zas (Zeus) ein Gewebe, ein großes und schönes, und stellt in ihm dar die Erde und den Ogenos (= Okeanos) und des Ogenos Häuser ... (Und Zas gab ihr das Gewand zum Geschenk und sprach: „Am heutigen Tage — denn) es ist deine Hochzeit, die wir feiern — ehr' ich dich mit dieser Gabe; du aber sei mir gegrüßt und bleibe bei mir." Dies war, so erzählt man, die erste Brautgabe (Entschleierung); seitdem aber kam die Sitte in Schwang bei den

---

[1]) Allgemeine Zeitung, 7. April 1896, Beilage Nr. 80.

[2]) New classical fragments and other Greek and Latin Papyri, edited by Bernard P. Grenfell ... and Arthur S. Hunt ... With five plates. Oxford, at the Clarendon Press 1897.

[3]) XXXVIII, 11 ist wohl χλανιδάρια zu verstehen.

[1]) Das zweite Fragment (S. 19) ist ein lebhafter dramatischer Dialog; gleich im ersten Verse, der sich vollständig herstellen läßt, tritt vierfacher Personenwechsel ein.

Göttern, wie bei den Menſchen. Die Beiwohnung aber (findet ſtatt, wenn die Braut das Gewand) erhalten hat." Selbſt aus dieſer Uebertragung wird der Leſer den Eindruck empfangen, daß wir eine Schöpfung höchſt alterthümlicher, naiver Erzählungskunſt vor uns haben, wenn ſich auch die eigenartige Unbehülflichkeit des Stils kaum ganz getreu nachbilden läßt. Wer Herodot geleſen hat, fühlt es deutlich heraus, daß hier ein Vorgänger Herodots redet.[1]) Gar zu ſchnell hat man früher die Zweifel an der Echtheit des Pherekydeiſchen Buches nachgeſprochen, die ſelbſt ein ſo blinder Parteimann, wie der Jude Joſephus, nicht geradezu zu vertreten wagte. Von dieſer falſchen Skepſis hat man ſich neuerdings, nach einer genaueren Analyſe der Fragmente, völlig befreit; Männer wie Bergk, Zeller, Diels, Gomperz halten durchaus an der Echtheit der „Theologie" oder des „Pentemychos" feſt. Das neue Fragment bringt die willkommenſte Beſtätigung.

Der Inhalt und die ganze Haltung des Fragments iſt überraſchend genug; dem Bilde des alten „Theologen" werden ganz neue Züge eingezeichnet. Es iſt klar, daß wir die Erzählung als eine ätiologiſche oder prototypiſche Legende aufzufaſſen haben. Die menſchliche Hochzeitsſitte wird hergeleitet von der „heiligen Hochzeit" des höchſten Gottes, das irdiſche Herkommen wird begründet und gerechtfertigt durch das himmliſche Vorbild. Wie treu ſich die Legende dem beſtehenden Brauch anſchmiegt, möge eine Einzelbeobachtung zeigen, die ſich die Herausgeber haben entgehen laſſen. Nach Heſych findet die Ceremonie der „Entſchleierung" oder Hochzeitsgabe am dritten Tage der Hochzeitsfeierlichkeiten ſtatt;[2]) und am dritten Tage bietet Zeus der Braut ſein Geſchenk dar. Die Darſtellung iſt ſchlicht, einfach, nüchtern; das Gewand, von dem die Rede iſt, hat offenbar ganz und gar keinen tieferen allegoriſchen Sinn, keine *ὑπόνοια μυστική*, wie man bislang anzunehmen pflegte. Clemens von Alexandrien hat es, wie ſchon Grenfell bemerkt hat, mit dem Schilde des Hephäſt verglichen. Mehr und mehr ſtellt es ſich heraus, daß Pherekydes unter den älteſten Philoſophen nicht viel mehr zu ſuchen hat, als etwa Heſiod oder Akuſilaos.

Den literariſchen Fragmenten hinzuzufügen iſt der Aufſatz eines Schuljungen, den die Herausgeber Nr. LXXXIV, S. 13 f. unter die byzantiniſchen Briefe und Urkunden eingereiht haben. Es iſt nicht etwa eine Improviſation des Schülers oder ſeines Lehrers, ſondern behandelt ein auch ſonſt literariſch ausgemünztes Thema: die Erzählung von dem Mörder, der glücklich in die Wüſte entkommt, aber dort von der göttlichen Rache erreicht wird. Bei näherem Zuſehen wird man leicht zwei vollſtändig erhaltene jambiſche Trimeter beobachten. Der Schüler hat offenbar — ganz wie ſein ein paar Jahrhunderte älterer College in Palmyra, deſſen Dictatheft auch in dieſen Blättern beſprochen wurde (1894, Nr. 49 S. 8) — eine poetiſche Vorlage frei paraphraſirt; möglicherweiſe ſtammte ſie aus derſelben Aesopia trimetria, wie die jambiſche Fabel, die Weil in den palmyreniſchen Wachstafeln nachgewieſen hat. Immer deutlicher werden die Umriſſe eines jambiſchen Fabelbuches, das die Byzantiner neben den Fabeln des Babrius benützt haben,[3]) ohne daß man bislang über den Verfaſſer auch nur eine Vermuthung aufſtellen könnte. Die nächſten literariſchen Verwandten dieſes Stückes finden ſich in den Aeſopea (48 Halm, 32 Schneider, 160 Koraïs) und der Anthologie (XI, 348); die epigrammatiſche Geſtaltung des Grundgedankens iſt vermuthlich die älteſte.

[1]) Die Anklänge an daktyliſchen Rhythmus werden auf Zufall beruhen.

[2]) Saglio, (Dict. I, 261) hat die Zuverläſſigkeit dieſer Notiz, die ſich jetzt ſo glänzend bewährt, mit völlig unzulänglichen Gründen angezweifelt.

[3]) Vgl. Babrii fab. rec. Crusius, p. 234 sqq.

Im Anhang geben die Herausgeber Nachträge zur erſten Abtheilung. Zu dem „erotiſchen Fragment", das jüngſt in dieſen Blättern eingehend beſprochen wurde, hat ſich noch ein neuer Fetzen hinzu eingefunden; leider iſt er ſo wenig belangreich, daß die Räthſel, die der Schluß aufgibt, dadurch einer Löſung kaum näher gebracht werden. Wir haben hier vor Jahresfriſt die Anſicht vertreten, daß das von Grenfell als Proſa behandelte Fragment eine lyriſch-dramatiſche Dichtung, eine Hilarodie ſei[1]) in gleichem Sinne haben ſich ſeither Erwin Rohde und U. v. Wilamowitz geäußert. Grenfell hält mit ſeinem Urtheil immer noch zurück; das iſt doch eine gar zu weit getriebene Vorſicht. Grenfell meint hoffen zu dürfen, daß beim weiteren Ausarbeiten der Papyrusbeſtände auch der Reſt dieſes beſonders intereſſanten Stückes noch ans Licht kommen werde; es ſei zweifellos, daß der Papyrus erſt nach ſeiner Entdeckung durch unvorſichtige Hände zerbrochen wurde. Hoffentlich erfüllt ſich dieſe Prophezeihung; es wäre in der That für die antike Literaturgeſchichte und Poetik im höchſten Grade erwünſcht, wenn man auch über den fragmentariſchen Reſt der in ihrer Art einzigen Dichtung völlig ins reine käme.

Von wenigen Stücken abgeſehen, haben die Herausgeber die Papyri, die jetzt in der Hauptſache den Schätzen des Britiſh Muſeum und der Bodleiana eingereiht ſind, ſelbſt in Aegypten erworben. Auch dieſen Winter wanderte Grenfell wieder nach ſeinen Jagdgründen am Nil; möge ihm ſein altes Glück treu geblieben ſein!

Mittheilungen und Nachrichten.

Litteraturwiſſenſchaft und Poetik in den romaniſchen Landen während der letzten Jahre. Von Dr. Karl Vossler (München). (Probe aus dem 1. Heft des III. Bandes des Jahresberichtes über die Fortſchritte der romaniſchen Philologie, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Vollmöller.) I.

In einer Ueberſicht über den Stand der Literaturwiſſenſchaft in den romaniſchen Ländern muß natürlich Frankreich, das alte „literariſche Inſtitut von Europa", den Vortritt haben. Wie erörtern nicht ſeine Berechtigung hiezu vornehmlich in unſerer Zeit. Wir conſtatiren nur die alte Thatſache — ſogar in unſerer Zeit.

Das claſſiſche Land der Moden bietet im Jahrzehnt des (zur europäiſchen Deviſe gewordenen) fin de siècle ein bemerkenswerthes Bild literariſcher Herbſtſtimmung. Die beiden Schreckgeſpenſter aller Märkte, übermäßiges Angebot und mangelnde Nachfrage, werden an der Centrale des literariſchen Modenmarktes am läſtigſten. Auf der einen Seite die Beklemmenheit, was man mit den in allen Farben ſchillernden Maſſen der ſich drängenden und ſchiebenden Ueberproduction eigentlich anfangen ſolle. Auf der andern der quälende Stachel, doch endlich legend etwas aufzutreiben, was dem im gleichen Verhältniß zu der ſteigenden Literaturfluth geſunkenen literariſchen Intereſſe wieder aufhelfen könnte. Für Frankreich ſind das keine bloß akademiſchen Fragen. Erwägt man, was der nun bald ein Jahrtauſend weltbeherrſchende literariſche Exportartikel Frankreichs, in dem ſein literariſches Intereſſe culminirt, was der Romanvertrieb für eine Rolle als baare nationale Einnahmequelle im ökonomiſchen Sinne vertritt, ſo wird man das brennende Verlangen, auf dieſem Gebiete das alte Preſtige nicht einzubüßen, wohl noch klarer verſtehen. Es iſt der Kern der viele Bände füllenden literaturwiſſenſchaftlichen Erörterungen, welche durch die tonangebenden franzöſiſchen Revuen — die des Salons: Revue des deux mondes, den Familientiſches: Revue politique et littéraire („Revue bleue"), und die des Clubs und Kaffeehauſes: die Nouvelle Revue der Mad. Adam — durch das erſte Luſtrum dieſes Jahrzehnts durchgeführt werden. Eng verbunden mit dem Schickſal des Romans und in unſrer bühnen- und tantiemenreichen Zeit faſt von gleicher ökonomiſcher Bedeutung iſt das des Dramas. Frankreich läuft Gefahr, das Monopol der Senſation auf beiden Gebieten einzubüßen. Auf dem Felde des Romans macht ihm hier das coloniengewaltige England ſehr ſelbſtändig, auf dem des Dramas gleichgeartige germaniſche Schüler des Zola, Dumas fils und Sardou erfolgreich Concurrenz.

[1]) Genauer ausgeführt Philologus 1896, II. (Crusius, Papyrusſtudien, Göttingen, Dietrich 1897.)

Lehrreich sind in dieser Hinsicht die prophetischen Theorien über den Zukunftsroman, d. h. den Roman, welchem die Zukunft gehört, wie dem naturalistischen Roman der Balzac und Zola die Vergangenheit. Der Vertrieb dieser ihrer letzten literarischen Mode unter den germanischen Nationen scheint die Franzosen nicht so zu befriedigen wie sonst. Sie munkeln etwas von Renommisterei und Barbarenthum. Der von Paris ausgegangene und von Berlin aus dorthin rückimportirte dramatische Modeartikel „Ibsen" hat dort eine auffallend kurze Rolle (etwa 1890—1893) gespielt. So sehr nun bei diesem literarischen Verhalten der Franzosen nicht bloß nationale, sondern direct nationalökonomische Rücksichten mitspielen mögen, so begründet und angezeigt ist es vom Standpunkt der allgemeinen Literarwissenschaft.

Wir geben in gedrängter Kürze einige Nachweise zu diesem Gesammteindruck: 1891 Edouard Rod: Les idées morales du temps présent, erörtert sein Thema an Zola, Toistoi, Dumas fils. In enger Beziehung dazu beklagt Jean Honiey uno vertue qui n'en va (l'admiration, an deren Stelle sich Pessimismus und Skepticismus gesetzt haben). Paul Stapfer gibt von diesem Standpunkt (der gegenwärtigen Literaturmisere) eine auch für die strenge Literarwissenschaft bemerkenswerthe allgemeine Historee des réputations littéraires. Den äußeren Anlaß zu diesen und ähnlichen theoretischen Erörterungen über die literarischen Werthe scheint Renans literarwissenschaftliches Aphorismenbuch L'avenir de la Science gegeben zu haben. Den inneren Anlaß jedoch gibt ununterbrochen das stetige Ansteigen der literarischen Sintfluth der Gegenwart, in welcher das maß- und grenzenlose Schlechte das wenige und verstreute Gute vollständig verschlingt und zu ertränken droht. Stapfer geht von Boileau's Aussprache der These vom literarischen Nachruhm im Gegensatz zu der Nichtigkeit des Zeitruhms aus. Es fragt sich, wie dies in einer Zeit noch haltbar sei, die die literarischen Größen der Vergangenheit kaum noch kenne, geschweige denn lese. Bestehe die Unsterblichkeit in drei Zeilen einer Encyklopädie? „Die Nachwelt, die sich genöthigt sieht, alles zu lesen, liest nichts mehr." Er tröstet mit einem Ausspruch Théodore de Banville's („une des premières conditions de succès est d'avoir écrit en tout un petit volume"). Die eigentliche Volksliteratur kümmere sich gar nicht um die Persönlichkeiten (impersonnalités den vere). Dennoch sei schon der bloße Name des Autors entscheidend für das literarische Schicksal („Rutebeuf rudement œuvre — Qui est dit de rude et de boeuf"). Voltaire habe gut gethan, seinen Namen Arouet (rouerie!) zu ändern und den Adel anzunehmen. Rousseau's Demokratie erkläre sein plebejischer Name. Le mort des livres habe schon im Alterthum gewüthet (die Bestände der Alexandriaischen Bibliothek; ihre Unica; Liste de Kallimachus, Bibliothekars unter Ptolemäus Euergetes; des Livius Vorwort über seine geringe Aussicht auf Nachruhm unter der Ueberfülle von Berühmtheiten"). Die alten Classiker haben sich nur durch ihre pädagogische Verwendung erhalten und sind so der „loi de la nimplification" entgangen (St. Beuve: Portraits contemporains V. Euphorion ou de l'injure du temps). Wo kommen die sterbenden Bücher hin? François Coppée fragt: Wo kommen die sterbenden Vögel hin? Was sei von der Ueberfülle der französischen Farcenliteratur im Mittelalter geblieben? Nach Petit de Julleville nicht der hundertste Theil! Also résignation à l'oubli nach dem évangile de saint Renan! Kein Wunder, daß unser Literaturelegiker auf die Umstände des Zeitruhms — l'occasion und la comédie du hasard! — hinauskommt und über „être né trop tard, être né trop tôt" eine ganze biographische Astrologie zusammenstellt, bei der auch die pessimistische Genietheorie Schopenhauers einwirkt. Manche werden immerhin finden, daß jener alte weise König mit seinem Ausspruch über das Bücherschreiben schon zu seiner Zeit den Inhalt dieser Literaturwissenschaft kürzer und schlagender ausdrückt. Ernster und heftiger nimmt das mal d'écrire unsrer Zeit ein ständiger Autor der Nouvelle Revue, Antoine Albalat, nämlich als Psycholog und Nationalfranzose (Une inévitable décadence menace les lettres françaises. Jolons donc le cri d'alarme et essayons d'arracher notre pays à l'invasion de Barbaree). Derselbe erklärt bei Erörterung des stile contemporain et ses procédés den anarchischen Zustand der Literatur damit: „la multiplicité des procédés a embrouillé les genres et violenté les règles". An Stelle der Schulen sind die Cliquen getreten. Metier, Reclame, Schnellproduction sind die nothwendigen Folgen Goncourt-Zola'scher Literaturprincipien. Die Kritik versäumt mit ihrem blassen Constatiren des Thatsächlichen ihr Amt und fördert den Dilettantismus. L'art réniliste et la critique ist gleichfalls der Gegenstand Theophile Thoré's in der Revue des deux mondes, der den Realismus in die Vergangenheit setzt und Taine von der unmittelbaren Einwirkung auf ihn zu entlasten sucht. Kein Wunder, daß auf Grund unsres „Rembrandt als Erzieher" nunmehr der Deutsche, und zwar „der brutale märkische Junker", am Realismus schuld sein soll. Auch F. Brunetière erklärt la „littérature" en danger de périr und gibt der mystischen Kunstverachtung die Schuld daran. Aber die Ideen seien Mächte und die Literatur mehr als eine Unterhaltung für Mandarinen. Er behandelt nach 1892 „in Etudes sur le XVIII. siècle: I. La formation de l'idée de progrès, scheint diese Idee aber inzwischen (seit einer Audienz beim Papste 1894) ganz anders auffassen gelernt zu haben, als es sonst unserm Revuen- und Zeitungspublicum genehm ist. (Vgl. die kirchenpolitischen Briefe des Spectator der Beil. zur Allg. Ztg., 2. März 1896.) Sur le caractère essentiel de la littérature française äußert sich F. Brunetière im Jahrgang 1892 der Revue bleue. Seine Definition essentiellement sociable ou sociale hat ihm bei uns schon Kant in der trefflichen Charakteristik der europäischen Nationaltypen in seiner Anthropologie vorweggenommen. L'universalité de la langue française (Buch von Rivarol), die Brunetière daraus ableitet, findet heute eine einschränkende Ergänzung in der politisch-literarischen Solidarität der langues néolatines, über die sich J. Lefèbure verbreitet. Le roman de l'avenir ist nach dem französischen Literaturorakel (Brunetière gegen Marcel Prevost im Figaro) weder im Naturalismus, noch Symbolismus, noch der Romantik zu suchen, sondern „en ce sens [c'est d'abord avoir des idées] le roman de demain sera sans doute idéaliste". A. Albalot bestimmt in seiner Revue dies Orakel etwas greifbarer „dans la fusion de Flaubert et de Stendhal".

Eine versöhnliche Ergänzung zu diesen manchen Deutschen vielleicht da und dort ein wenig eitel und pharisäisch berührenden Selbstbespiegelungen des französischen Literaturgeistes gewährt die fleißige und gewissenhafte Uebersicht Fritz Meißners über den Einfluß des deutschen Geistes auf die französische Literatur des 19. Jahrhunderts bis 1870. Die Bewältigung dieses (durch das plötzliche Eintreten Deutschlands in das allgemeine Gesichtsfeld des französischen Geistes von selbst abgegrenzten) Themas kann zugleich über manches aufklären, was uns jetzt bei der Schlußabrechnung des literarischen Jahrhunderts nicht ganz stimmen will. Nicht immer steckt der Rechenfehler auf der französischen Seite. Wir wissen von manchem nicht, was drüben geschieht, und sind durchaus nicht immer weder die allein Soliden, noch die Unschuldigen und Verführten im Verkehr der beiden Nationen. Wer aus Daten sich Bilder zu machen versteht, der wird aus dieser vollständigen Sammlung französischer Urtheile (seit der Staël und dem Globe) über die lückenlose Reihe der deutschen Geisteserzeugnisse dieses Jahrhunderts manche neue oder gänzlich berichtigte Anschauung entnehmen.

Nicht das gleiche läßt sich von einer anderen deutschen Studie über den Einfluß jenes fennzösischen Geistes sagen, der in Emil Zola als Kunstkritiker (Mes haines) in Erscheinung tritt. Sie bringt mit der natürlichen lauten Sicherheit des Spatzen im Chore seiner Collegen auf allen Dächern das alte (nun schon wirklich bald ein Jahrhundert alte) Lied vom kleinen, bösen, tyrannischen Boileau und Winckelmann und vom großen, guten, ohne unterdrückten und verkannten Balzac und Manet (das ist nämlich der „Balzac der Maler"). Plein air! vérité; tempérament! wo wären sie ohne den großen Kritiker des Evènement, den Weltdichter „fin de siècle", den Riesen Emil Zola? „Comme toute chose, l'art est un produit humain, une sécrétion humaine; c'est notre corps qui nue la beauté de nos œuvres." (Man merkt's!) „Nos sociétés sont comme une meute lancée contre nne bête fauve. Nous sentons la vérité qui court devant nous, et nous courons." (Lauft ihr nur!) „Au delà de la mornle, nu delà des pudeurs et des pureté, j'aperçoin tout au fond une grande lueur qui sert à éclairer l'ouvrage entier, la lueur du génie humain en enfantement." Das sind doch Worte. Das ist doch „Neu-Idealismus!" Das ist die Theorie der immer verkannten, immer unterdrückten und immer jungen Modeherren, die nie um ein Schlagwort und ein neues Mäntelchen verlegen ist, aber jede, auch nue die bescheidenste Auskunft über ihre Saldirung schuldig bleibt. Das Ideal des Künstlers und des Kunstkritikers in unserm „Weltdichter" ist der Neugierige, un curieux impitoyable. Daß ihnen die Neugierde vor der Fülle ihrer Kunst und Dichtung nicht vergehe! Man muß in ihre

Sonder- und Eiaerausstellungen mit ihrer anmaßenden übel riechenden Langweile gehen oder ihre öden, stinkenden, pöbeldienerischen Romane und Dramen zur Hand nehmen, um zu erfahren, was die Herren wollen und ihre „freie Lust", ihre „Wahrheit" und ihr „Temperament" zu bewundern. Was sich wohl der geschäftskundige Romanschneider mit der „wissenschaftlichen" Reporterphantasie bei dem Neo-Idealismus de ces bêtes Allemands denken mag, die ihn immer noch nicht langweilig finden, wie seine Landsleute schon längst. Aber dieser steht unter dem Banne von Richard Muthers im Erscheinen begriffener, vorzüglicher Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert (vgl. S. 4). Man ist sie ja vollständig erschienen. Ob auch viele Berliner Oberlehrer so für sie und Zola schwärmen?

Sehr zu ungunsten Frankreichs verschiebt sich auch das Bild in der literarischen fin de siècle-Studie Siegmar Schulze's: Der Zeitgeist der modernen Literatur Europa's. Hier zeigt sich die grenzenlose Verwüstung, welche die Pariser Boulevardliteratur im Geiste des anfangs auf solcher Höhe stehenden Jahrhunderts angerichtet hat, im grellsten Lichte. Denn darüber kann doch bei allen großen Worten und socialen Theorien, welche auf diese Erscheinung verschwendet werden, für den unbetheiligten Beobachter kein Zweifel obwalten, daß letzten Endes „la vente" (wie es der cynische Zola offen nennt), die crasse Gewinnsucht einer literarischen Speculation um jeden Preis ihre innerste Erklärung bildet. Welcher Art die Factoren sind, welche den literarischen Gewinn (den die Masse macht), bestreiten, darüber kann gleichfalls kein Zweifel sein. Daß aber das mit seinen Rohmeskränzen wenig haushälterische sinkende Jahrhundert den in diesem literarischen Börsenspiel Emporgekommenen nun auch noch die billigen Triumphe eines mit ihnen solidarischen Preßpöbels anstandslos hingehen läßt, ja garantirt, das wird ihm einen Schandfleck in der Geistesgeschichte und nicht bloß das Gelächter, sondern den Ekel künftiger edlerer Geschlechter eintragen. Neben der nüchternen literarischen Marktberechnung eines Zola, der in seinem Wirken noch alle jeweiligen Marktconjuncturen (von Nana bis Lourdes!) schlechthin ausgenutzt hat, erscheint die Sucht, um jeden Preis das Aufsehen des Tages zu erregen — „die Moderne" —, sogar noch als das Niedrigere und Verächtlichere. Es ist der Vorzug von Siegmar Schulze's Arbeit, daß sie uns mit den sämmtlichen Werken dieser „Dichter und Denker" und den obligaten „Analysen" ihrer sogenannten „poetischen Gestalten" verschont, vielmehr resolut das wissenschaftliche Facit aus all diesem Unflath (gleichsam seine chemische Zusammensetzung) gibt und im allgemeinen die richtigen Worte dafür findet. Den Zusammenhang von manchem, was sich früher wirklos in der dumpfen Massenbewegung abspielte, mit dieser „Erlösungsliteratur" (Tolstoi) aufzudecken, ist Schulze orientirt genug. Sie ausführlich in die Geschichte der Culturfeinde einzuordnen, muß besseren Zeiten überlassen bleiben. Bei aller Klarheit und Vernunft seines Standpunktes nimmt Schulze vieles, die Geistesaristokratie eines Nietzsche und den Mysticismus französischer Idioten und Pornographen, zu ernst; manches (wie Turgenjew) scheint er nicht ganz richtig hier einzuordnen; die diabolische Begriffsvertauschung und Gefühlsverwirrung eines Ibsen wird nur im Zusammenhang bemerkbar, aber nicht eigens aufgedeckt. Die ganze Oede dieser Geisteswüste, in der nur die ewigen Worte des Studentenspruchs von der Liebe und dem — „Alkoholismus" wiedertönen, tritt in einer solchen Uebersichtskarte hervor.

* Die „Köln. Ztg." läßt ihrer (in Beil. Nr. 48 abgedruckten) aufregenden Notiz nachstehende Abschwächung folgen: „Ueber das physikalische Institut der Universität Bonn haben wir eine Zuschrift erhalten, wonach eine Erkrankung des Directors Prof. Dr. Kayser auf eine eigenthümliche Infection zurückzuführen wäre, die durch die hygienisch sehr mangelhaften Zustände des Instituts hervorgerufen sei. Es wurde hinzugefügt, derselben Krankheit, die bei Hrn. Kayser nur in leichter Form aufgetreten, sei sein Vorgänger, der bewährte Physiker Hertz, erlegen. Auf Wunsch geben wir hiezu von einer maßgebenden Erklärung Kenntniß, daß diese Mittheilung insofern nicht zutreffe, als es sich bei der Erkrankung des Hrn. Professor Kayser um eine schwere Erkältung gehandelt habe. Allerdings aber sei nach dem Urtheil der Aerzte die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß diese Erkrankung in einem ursächlichen Zusammenhang stehe mit dem gesundheitsschädlichen Zustande, in dem sich das genannte Institut zu befinden scheine. Die Forderung, daß hier radicale Abhülfe zu schaffen ist, wird durch diese Erklärung natürlich nur verstärkt, und wir haben auch Anlaß zu glauben, daß die Universitätsbehörden in dieser Richtung neuerdings wieder Schritte gethan haben." Wir constatiren, daß durch diese gewundene Auslassung die Sachlage wenig gebessert erscheint. Nicht geleugnet wird, daß der Tod des Prof. Heinrich Hertz — der „bewährte Physiker" ist eine befremdend kühle Bezeichnung — durch Infection ausgehen des „in scheinbar gesundheitsschädlichem Zustand befindlichen" Instituts herbeigeführt worden. Nicht bestritten wird die neulich von der „Köln. Ztg." behauptete Thatsache, daß im Sommer 1890 der Assistent des Prof. Kayser in leichterer Form von der gleichen Infection befallen worden sei. Für nicht ausgeschlossen endlich wird erklärt, daß auch die jetzige Erkrankung des Prof. Kayser selbst „in ursächlichem Zusammenhang" mit dem Zustande des Institutes stehe. Zum Trost wird angeführt, daß „die Universitätsbehörden neuerdings wieder (!) Schritte (!) in der Richtung (!) auf radicale Abhülfe gethan haben". Es handelt sich hier wahrhaftig nicht um wiederholte „Schritte in einer Richtung", sondern um augenblickliche Vollziehung einer heilsamen That, wie sie schon nach dem ewig beklagenswerthen Hingang eines Hertz geboten gewesen wäre. Welchen Sinn hat eigentlich die Bestellung eines Curators für eine Universität, wenn er nicht dazu da ist, in solchen Fällen die Dinge über die Hinternisse des Hinundhererwägens, -schreibens und -berathens energisch hinwegzuheben?

* Die Abplattung des Planeten Mars war bisher nicht mit Sicherheit bestimmt, es mußte sogar noch als offene Frage behandelt werden, ob eine Abplattung der Planetenkugel überhaupt vorhanden wäre. Durch eine neue Vorrichtung an dem Augenstück des Heliometers an der Sternwarte zu Göttingen, die es ermöglicht, jeden beliebigen Durchmesser der Planetenscheibe genau zu messen, ist es Prof. Schur gelungen, die Abplattung des Mars genau festzustellen. Nach dem Mittel von vier Beobachtungstagen im December v. J. wurde die Abplattung an den Polen zu 1/47 gefunden. Da alle Fehlerquellen sorgfältig in Rechnung gebracht sind, wird dies Ergebniß große Zuverlässigkeit aufsprechen können.

* **Freiburg.** Privatdocent Dr. Rudolf Merkel ist zum etatmäßigen außerordentlichen Professor für französisches Civilrecht, bezw. badisches Landrecht, für Civilproceß, sowie für die Mitvertretung des deutschen Civilrechts (Bürgerlichen Gesetzbuchs) ernannt worden; Privatdocent Dr. Ernst Gaupp (Anatom) erhielt den Charakter als außerordentlicher Professor.

* **Greifswald.** Der Nationalökonom Prof. Fuchs wird dem an ihn ergangenen Ruf nach Freiburg in Baden folgen.

* **Innsbruck.** Der außerordentliche Professor des Kirchenrechts an der hiesigen Universität, Dr. Walther v. Hörmann zu Hörbach ist zum außerordentlichen Professor desselben Fachs an der Universität in Czernowitz ernannt worden.

* **Prag.** Der Prorector an der tschechischen technischen Hochschule, Prof. Karl Vosyka, hat sich aus unbekannten Gründen durch einen Revolverschuß entleibt. Vosyka vertrat das culturhistorische Fach und stand im 55. Lebensjahr.

* **Krakau.** Der Privatdocent an der hiesigen Universität, Dr. Ladislaus Szymonowicz, wurde zum außerordentlichen Professor der Histologie und Embryologie an der Universität in Lemberg ernannt.

† **Budapest,** 3. März. Ja Nazio ist (wie in Beil. 51 aus Rom gemeldet wird) der gelehrte Archäolog Karl v. Torma, pensionirter ord. Professor für Numismatik und Archäologie an der königl. Universität zu Budapest, im Alter von 79 Jahren gestorben. Karl v. Torma war zu Anfang der sechziger Jahre Mitglied des ungarischen Abgeordnetenhauses, dessen Vicepräsidentenstelle er auch einige Zeit bekleidete. Er stand mit Franz Deák in intimen freundschaftlichen Beziehungen. Später wurde er Obergespan des Inner-Szolnoker Comitats, dann Professor an der Universität Klausenburg, später in Budapest. Seine meiste Zeit und Kraft widmete Torma seinen archäologischen Forschungen und Studien, namentlich war Dacien der Gegenstand seiner eingehenden Untersuchungen. Seine Arbeiten, welche für die Topographie Daciens zum Theil bahnbrechend und entscheidend sind, erschienen zumeist in ungarischer Sprache. Seiner Anregung und Mitwirkung verdankt man auch die in neuerer Zeit systematisch betriebenen Ausgrabungen in Aquincum (Alt-Ofen). — Karl v. Torma war der Bruder der in weiteren Kreisen der Alterthumsfreunde wohl bekannten Sophie v. Torma, deren Forschungen auf prähistorischem Gebiete die Aufmerksamkeit und den Beifall der Fachgelehrten in hohem Maße auf sich gezogen haben. Frl. Sophie v. Torma hat in ihrer Heimath, im Comitat Hunyad (Siebenbürgen) zu Vinos ein reichhaltiges

Museum weist prähistorischer Funde angelegt und über ihre Studien wiederholt beachtenswerthe Mittheilungen veröffentlicht. Das gelehrte Geschwisterpaar hatte übrigens Anlagen und Neigungen für wissenschaftliche Thätigkeit vom Vater Joseph v. Torma geerbt, der auch im öffentlichen Leben Siebenbürgens eine hervorragende Rolle gespielt hat und im Jahre 1864 gestorben ist. Joseph v. Torma hatte sich mit historischen Arbeiten befaßt, von denen er mehrere theils in wissenschaftlichen Zeitschriften, theils selbständig publicirte.

St. Ram. Die Restaurationsarbeiten im Appartamento Borgia sind zum Krönungsfest des Papstes endlich fertig geworden, und sobald eine wärmere Witterung es erlaubt, wird Leo XIII. dem alten Palast seiner Vorgänger einen Besuch abstatten. Als das Cardinalcollegium am 1. März dem siebenundachtzigjährigen Kirchenoberhaupt die feierlichen Glückwünsche zum zwanzigsten Jahrestag seiner Erhebung darbrachte, gab der hl. Vater seiner Freude Ausdruck, daß ihm dies Werk noch gelungen sei, welches, seit mehr als einem Jahrzehnt geplant, nun endlich nach vierjähriger rüstiger Thätigkeit zu einem über alle Erwartungen glücklichen Abschluß gelangt ist. In der That, der ehrwürdige Papst darf die Wiederherstellung des Appartamento Borgia unter seine schönsten Ruhmestitel zählen, die ihm Mit- und Nachwelt mehr danken werden, als das meiste, was unter seinen Vorgängern in Rom an monumentalen Denkmälern der Sculptur und Malerei geleistet worden ist.

Wann dem Publicum der Zugang in das neue Museo Borgiano eröffnet werden wird, ist z. B. auch nicht bestimmt, doch dürfte es gleich nach der Einweihung durch den Papst geschehen, so daß die Fremden, welche zu Ostern nach Rom kommen, ehe sie im oberen Stockwerk des Borgia-Palastes die Stanzen Raffaels besuchen, im unteren Stockwerk Pinturicchio's prächtige Wandmalereien bewundern können. Der Zutritt geschieht vornehmlich durch die Loggien Raffaels, von denen man zunächst in den Saal der Päpste tritt, der durch die eben vollendete Decoration einer der herrlichsten Festsäle der Welt geworden ist und seine ursprüngliche Pracht, als hier noch Kaiser und Könige speisten und der Papst hier seinen Hof zu glänzenden Festlichkeiten um sich scharte, wieder erreicht haben mag. Ein überaus prächtiger Majolikaboden bedeckt die Erde, die hold zerstörten Wandmalereien Pius' IV. wurden durch eine geschmackvoll gewählte Teppichfolge aus der zweiten Hälfte des Cinquecento verdeckt, und daneben fand in diesem weiträumigen Saal die ganze päpstliche Waffensammlung Platz. Dort, wo einst der päpstliche Thron sich erhob, steht man heute eine Marmorbüste Leo's XIII. auf hohem Piedestal, und gegenüber an der Fensterwand verkündet in Marmor geschrieben eine Inschrift die Verdienste des Papstes um die Restauration. Die schönste Zierde aber dieses Saales bleiben Giovanni da Udine's reizende Deckengemälde — die Götter Griechenlands — und diese, das einzige Werthvolle und Erhaltungswürdige aus alten Tagen, ließ die moderne Restauration wohlweislich unberührt.

Einen ganz intimen Charakter trägt der Saal des Morgenlebens, den nur ein einziges mächtiges Fenster erhellt. Weder die goldschimmernde Deckendecoration, noch die Gemälde an den Hochwänden und die reizenden Teppichmalereien darunter machen den Eindruck, als wäre hier irgend etwas erneuert worden; so ehrfurchtsvoll hat man alles, was erhalten war, nur gesichert, nicht wiederhergestellt, so sicher hat man aus noch vorhandenen Resten in der Gesammtwirkung den richtigen Ton getroffen. Die reizenden gemalten Wandnischen sind überall wiederhergestellt, hier und dort erblickt man auf den Wandbrettern goldenes Geräth, Bücher und Schreibgeschirr und einmal sogar die gold- und perlenverzierte Tiara mit der Stola und einen edelsteingeschmückten Juwelenkasten.

Auf die Decoration des nächsten Gemaches hat Pinturicchio seinerzeit die höchste Sorgfalt verwendet; die Malereien an Decke und Hochwänden sind hier besonders gut erhalten und dort, wo wir heute die noch alten Mustern wieder aufgefrischten gemalten Tapeten hängen sehen, sah man einst goldgewebte Teppiche.

Die reizende Spalliera aus der Bibliothek Sixtus' IV., die gerade darunter liegt, fand in diesem Gemach die würdigste Aufstellung, es ist eine an allen vier Wänden entlang laufende Bank mit hoher in feinster Intarsiaarbeit ausgeführter Wand, die einst zum Gebrauch der Studirenden hergerichtet war.

Der Saal der freien Künste, in dem ebenfalls nur das Alte mit voller Sorgfalt wiederhergestellt wurde, wird zunächst mit einigen Tellern und Terracotten ausgestattet werden, die sich noch in der Bibliothek vorfanden; was man später einmal in diesen herrlichen Räumen aufstellen wird, ist zur Zeit noch ungewiß.

Die Torre Borgia, welche sich an diese Zimmer anschließt, hatte am meisten gelitten, hier waren nicht einmal mehr die wundervollen Deckendecorationen unversehrt geblieben und an den Wänden fand sich von alter Malerei kaum eine Spur. Trotzdem ist die Wirkung im ersten wie im zweiten Gemach ganz ausgezeichnet. Sowohl die Teppichmalereien Morani's wie diejenigen Frenguelli's sind auf Leinwand gemalt und bedecken die ganzen Wände, die ersteren zierliche Goldarabesken auf blossem grünen Hintergrunde mit zart getönten Grotesken an den Rändern, die zweiten fein gezeichnete Granatblumenmuster auf goldenem Grunde mit dem Wappen der Pecci und der Borgia in der Mitte. Für die Fußböden fanden sich Anhaltspunkte, sie wurden alle getreu nach den alten Mustern von der Florentiner Firma Cantagalli ausgeführt.

Wer den Verlauf der Arbeiten im Appartamento Borgia in den letzten Jahren verfolgen durfte, kann allein die unsägliche Mühe ermessen, die es machte, mit dem Schutt der Jahrhunderte aufzuräumen, die Bibliotheken von Päpsten und Cardinälen zu entfernen, die völlig verwahrlosten und zum Theil vernachlässigten Gemächer auch nur äußerlich wieder in einen menschenwürdigen Aufenthalt umzugestalten. Das Resultat übertrifft, wie gesagt, jede Erwartung und wird dem rastlos thätigen Leiter der schweren, verantwortungsvollen Arbeit, dem Commendatore Seitz, ungeschmälertes Lob und die dankbare Anerkennung auch derer einbringen, denen die geringste Restauration an einem Kunstwerk des Quattro- und Quinquecento ein Sacrileg erscheint.

Gewiß, schon die historischen Erinnerungen an Alexander VI. und seinen Hof, welche sich mit diesen Räumen verbinden, werden ganze Völkerschaaren ins Museo Borgiano locken, das jahrhundertelang unzugänglich gewesen ist; aber was Pinturicchio und die Seinen hier in der Decorirung päpstlicher Prunkgemächer geleistet haben, muß auch ferner Stehende überraschen. Repräsentiren die Stanzen Raffaels die auf ernste monumentale Größe gerichtete Zeit, welcher Julius II. den Stempel seines Geistes aufgedrückt, so spiegelt sich in Pinturicchio's unbeschreiblich formen- und farbenreicher Decoration der Borgia-Gemächer das glänzende Genußleben unter Alexander VI. so klar und anmuthig wieder, daß wir meinen, die Vergangenheit wäre wieder Gegenwart geworden, wenn wir nur diesen Bildern stehen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Otto Schulze: Die Wahl von Teppichen, Portièren, Möbelstoffen und Gardinen bei der Einrichtung unserer Wohnräume. Darmstadt, Albert Koch 1896. — Fritz Gregarovius: Der Hotelprofessor. Genrebildchen aus dem Universitätsleben. Gera, Julius Becker 1897. — Adolf Bartels: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Literaturgeschichtliche Studie. Leipzig, Ed. Avenarius 1897. — Dr. Max Banner: Pädagogische Aphorismen und Aufsätze. Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselring. — Hauptmann A. K.: Zur Duellfrage. Ein Blick in die Vergangenheit und Zukunft. (S.-A. aus Streffleurs österr. milit. Zeitschrift.) Wien, Wilh. Braumüller 1897. — Dr. S. Frankfurter: Die Organisation des höheren Unterrichts in Oesterreich. Dr. M. Kormann: Die Organisation des höheren Unterrichts in Ungarn. (S.-Abdrücke aus Dr. A. Baumeisters „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen". München, C. H. Beck 1897. — C. Schultz: Leitfaden der Körperberechnung für gewerbliche Schulen, sowie zum Selbstunterricht für den Maschinentechniker. Essen, G. D. Baedeker 1897.

Antiquarische Bücher-Kataloge

der Buchhandlung von **Paul Lehmann** in **Berlin W. 56.**

Nr. 88: Geschichte, allgem. und spec. Geographie, Reisen. — Nr. 87: Architektur und Kunst. Aeltere und neuere illustrirte Werke. — Nr. 86: Theologie u. Philosophie. — Nr. 85: Medizin u. Naturwissenschaft. — Nr. 84: Staatswissenschaften, Antiquitäten, Nationalökonomie. — Nr. 83: Rechtswissenschaft. — Nr. 82: Deutsche Literatur, ältere und neuere. Literatur- u. Sprachwissenschaft. — Nr. 81: Militaria, Genealogie, Heraldik, Numismat. — Nr. 80: Classische Philologie, Sprachwissensch. Orientalia. — Nr. 18: Neuere ausländ. Literatur und Sprache. Ankauf grösserer und kleinerer Bibliotheken; auch in Tausch. (3990)

Jahrgang 1897. München, Samstag, 6. März. Nummer 53.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Platens Tagebücher. — Arbeit und Rhythmus. Von Georg v. Mayr. — Mittheilungen und Nachrichten.

Platens Tagebücher.[1]

B. Die Platenfeier hat merkwürdig wenig bedeutende Kundgebungen über den Dichter hervorgebracht. Die Presse konnte das Ereigniß nicht gänzlich todtschweigen, aber die Artikel, die aus diesem Anlaß erschienen, waren — mit wenigen Ausnahmen —[2]) flüchtig und ohne Liebe für den Gegenstand, offenbar lediglich dem Conversationslexikon, den Literaturgeschichten und den Vorreden der gesammelten Werke entnommen. Man fühlte, daß den Verfassern derselben die Stimmung fehlte, welche der Genuß und die Beurtheilung eines Lyrikers erheischen, daß sie ohne Vorbereitung an den Gegenstand herantraten und nicht in der Lage waren, aus dem Vollen zu schöpfen. —

Die so emsige deutsche Literaturgeschichte hat sich in den sechzig Jahren seit Platens frühem Tode viel weniger mit diesem Classiker beschäftigt, als mit mancher Größe zweiten und dritten Ranges. Gleich als ob es sich darum handle, das Versäumte jetzt mit einem Schlage nachzuholen, erschien aus Anlaß der Feier des hundertjährigen Geburtstages des Meisters der Form ein dickes Buch von 875 Seiten im Pandectenformat — der erste Band der Tagebücher Platens. — Man besaß zwar seit dem Jahre 1860 einen Auszug aus dem ersten Theile derselben (1796 bis 1825), aber L. v. Scheffler hat diese von dem Theologen Engelhardt in Erlangen hergestellte und von Karl Pfeufer herausgegebene Fassung mit vollem Rechte „die grausamste Verstümmlung des Originaltextes" nennen dürfen.

Der Originaltext wurde als eines der Bücher mit sieben Siegeln in der Manuscriptensammlung der Münchener Hof- und Staatsbibliothek verwahrt. Er war zwar nicht gänzlich unzugänglich, aber die Benützung war doch an gewisse Cautelen geknüpft und mit Schwierigkeiten verbunden. Der Grund dieser besonderen Vorsicht lag darin, daß die Tagebücher — dieß kann nun einmal nicht in Abrede gestellt werden — an verschiedenen Stellen die typischen Aeußerungen der sogenannten conträren Geschlechtsempfindung enthalten, die aber Platen niemals, wenigstens soweit der vorliegende erste Band dies erkennen läßt, die Sittenstrenge seiner ganzen Lebensführung vergessen macht.

Es ist das Verdienst des Directors v. Laubmann, eines ausgezeichneten Beamten und Gelehrten, dem so viele wissenschaftliche Bestrebungen Förderungen verdanken, die nicht mehr zeitgemäßen Bedenken aufgegeben und zu einer würdigen Herausgabe dieser Documente beigetragen zu haben.

„Ich habe," schrieb Platen am 6. Juni 1816 in sein Tagebuch, „nie etwas Gutes gemacht; doch wenn je etwas Ersprießliches aus meiner Feder floß oder fließen wird, so sind es diese Diarien, die immer einen gewissen Werth behalten, wenn sie auch von dem unbedeutendsten Menschen handeln, da sie aufrichtig sind und seine allmähliche Entwicklung deutlich entfalten." — In der That besitzt die deutsche Literatur wenig Biographien, welche so tiefe und intime Einblicke in das Seelenleben eines Mannes gewähren, der nicht nur als Talent, sondern auch als Charakter nichts weniger als unbedeutend war. —

Platen war nicht ein früh reifes Talent, aber er war ein früh reifer Charakter. Oft, wenn wir seine schwärmerischen Freundschaftsergüsse lesen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß wir einen Jüngling von 17—20 Jahren vor uns haben; wie, wenn er uns seine oft überraschend zutreffenden Urtheile über Dinge und Menschen kund gibt und uns zum Zeugen seines unermüdlichen Strebens nach moralischer und intellectueller Vervollkommnung macht. In seinen frühen Jahren ist dieses Streben stark religiös gefärbt und er tritt als überzeugter Protestant ins Leben ein. „Diese Schrift", schrieb er nach der Lectüre von „Rosaliens Nachlaß" (von Jacobs) im December 1815, „widerlegt die Anklagen, die man dem Christenthum macht. Durch eine so seelenvolle Lectüre wurden alle meine guten Vorsätze gestärkt. Ich schwur und schwöre Gott Bestrebung nach Heiligung und Tugend, eifriges Bestreben der Annäherung an ihn, Fleiß und Berufstreue, Wahrheitsliebe und strenge Sitten; möge er, der himmlische Vater, mir reinen Glauben verleihen und seine Gnade!"

Platen war kein äußerlich liebenswürdiger Mensch; es blieb ihm versagt, aus sich selbst herauszutreten und andere durch den Ueberschuß seines Gemüthes und seiner Phantasie zu erwärmen und zu beglücken. Die norddeutsche Geschlossenheit war bei ihm bis zur Steifheit potenzirt und zu den sonstigen Hemmungen in seinem Wesen gesellte sich sehr häufig das, was er selbst „eine herrschsüchtige Melancholie" nannte. Beredt war er nur einem, oder wenigen Freunden gegenüber, in einem größeren Kreise fühlte er sich unbehaglich und blieb stumm.

Man hat ihn häufig nach einigen Hyperbeln seiner Gedichte auch einer übermächtigen Selbstüberhebung beschuldigt. Wie ganz unbegründet ein solcher Vorwurf war, erhellt aus zahlreichen Stellen der Tagebücher. Viel eher findet man darin Verzagtheit und Kleinmuth; er entdeckt fast gar keine guten Eigenschaften in sich und zweifelt insbesondere an seinem Dichterberufe, von dem er freilich auch vor seinem zwanzigsten Jahre wenig beweiskräftige Proben gegeben hat. — „Wenn ich gewiß wüßte, daß ich keineswegs zum Dichter geboren ward, würde ich sogleich alle meine Versuche ins Feuer werfen; und weiß ich das nicht fast gewiß? Meine Gedichte gefallen mir selbst nicht, und das ist alles gesagt." (1814.) „M. de Harnier a lu une petite chanson que j'avais donnée a Issel „Des Flüchtlings Wiederkehr" et m'en fit des éloges. Je pourrais

[1]) Die Tagebücher des Grafen August v. Platen. Aus der Handschrift des Dichters herausgegeben von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler. Erster Band. Stuttgart, Cotta Nachfolger 1896.

[2]) Wir rechnen hierher besonders einen Essay von Opitz, in den Blättern für liter. Unterhaltung, dann die Festreden u. s. w. in der Vaterstadt des Dichters.

Digitized by Google

me féliciter si je les avais merités. Mais tout ce que j'écris ne sont que des rimes, des imitations, des fatuités amoureuses sans valeur ni esprit." — (17. Juli 1814.) „Ich fühle immer mehr und mehr, welch ein schwacher und kleiner Mensch ich bin. Jetzt, da sich meine Geschäfte drängen und vervielfältigen, da ich weder Zeit noch Muße mehr habe; jetzt, da ich mich völlig ermannen sollte, werde ich vollends muthlos." (1815.) „Ich bin wieder in meiner alten schwermuthsvollen Stimmung, die in dieser Stadt auf mir ewig zu lasten scheint. Ich fühle so tief meinen Unwerth, meine Unwissenheit, meine Unvollkommenheit." (München, den 14. December 1815.) „Ich habe wieder trübe Stunden, in denen ich ganz an mir selbst verzweifle. Ich fürchte, daß ich weder Verstand, noch Geist, noch Talent, noch überhaupt etwas besitze, das über die gemeinsten Menschen erhebt. Zum mindesten schmeichle ich mir, daß ich gut bin, und sei ich auch in allen Stücken ein Idiot und noch überdies ein erbärmlicher Dichter, so habe ich doch ein Streben zu etwas Besserem." — (12. Januar 1816.) „Nichts fühle ich mehr und deutlicher, als meinen Unwerth. Warum leben solche Menschen auf Erden, wie ich, die nichts sind und nichts sein können? Wenn ich das schlechte Urtheil betrachte, das ich selbst über mich fälle, so schaudere ich, wenn ich daran denke, was andere von mir halten mögen. Ich bin eine links angehängte, nichts geltende Null" . . . „Wenn ich meine verschiedenen Arbeiten durchblättere, wie wenig ist darin! Unter all den vielen einzelnen Gedichten, die ich geschrieben habe, kenne ich keines, das einiges Lob verdiente, obgleich manche, aber gewiß nur aus Höflichkeit und in Betracht auf meine Jugend, gelobt worden sind. Ich bin versichert, daß alle, die von meinen Versen gelesen haben, sich hinterher über mich lustig machen. Ich werde auch von Niemand geliebt." (10. Mai 1816.) „Ich gestehe gern, daß ich kein liebenswürdiger Mensch bin. Ich bin stolz, empfindlich, launisch, ich, der ich mich in aller Menschen Stolz, Launen, Empfindungen schmiegen sollte, um nur gelitten zu werden." (14. Juni 1816.) Und so auch noch später: „Ich kann mir durchaus keinen Gesichtspunkt denken, unter dem ich irgend jemand gefallen könnte. Dazu kommt, daß manche Leute vortheilhafte Begriffe von mir faßten. Ich wünschte es all meinen Bekannten laut verkünden zu dürfen, daß ich nichts bin und durchaus keine Ansprüche mache." (7. April 1817.)

Platen war sogar seiner ganzen Lebensführung und vielen seiner Aeußerungen nach ganz ohne Adelsstolz, obwohl gerade darin seine Geburtsstadt sich von jeher hervorgethan haben soll. Seine politische Gesinnung ist eine liberale und deutsche. Er tadelt den damaligen „undeutschen Volksgeist der bayerischen Nation", die Excesse des Katholicismus erregen häufig seinen Widerwillen und er fühlt sich überhaupt nicht so recht heimisch in dem neuen „Mußvaterland". — „Wenn ich Deutschland mein Vaterland nennen könnte, würde ich nie gedacht haben, daraus zu entfliehen; aber so kann ich nur hoffen, Bayern zu dienen, das mir doch nur durch die Caprice und Ungerechtigkeit der Fürsten zum Vaterland geworden ist." (Oct. 17.)

Besonders eine Reise in die Schweiz, die er vom 28. Juni bis 3. August 1816 unternahm, gibt ihm zu Vergleichen und patriotischen Aussprüchen Anlaß. „Wo sind", ruft er nach einem Besuche von Wilhelm Tells angeblichem Geburtsorte aus, „wo sind deine Tellskirchen, o Deutschland, wo sind deine Denkmale? Selbst der Stein von Lützen ist nur ein Zeichen deiner Schmach, deiner unheilbaren Trennung. Wo ist der Mann, den du den Urheber des freien Standes nennen könntest? — In jener rohen Seele des Tell klopfte das wahre Gefühl für Freiheit, das angeborene, aus keinem Mirabeau, keinem Rousseau geschöpfte. Das Wort nicht, die That!" —

Gegen das bedeutende menschliche Interesse, welches die Tagebücher Platens an der eigenartigen Persönlichkeit des Verfassers erwecken, tritt das culturhistorische in den Hintergrund. Aber auch die Schilderungen des damaligen, wie es scheint, etwas rauhen Erziehungssystems im Cadettenhause zu München, die Eindrücke, welche der jugendliche Page von den bedeutendsten Persönlichkeiten des königlichen Hofes empfing, die Erlebnisse des jungen Lieutenants auf dem unblutigen Kriegszuge nach Frankreich vom 15. April bis 4. Juli 1815 verdienten, der Vergessenheit entrissen zu werden.

König Max I. wird noch ganz vom Pagenstandpunkt aus beurtheilt. „Er versteht zu wenig abzuschlagen und ist mehr splendid, als er sein sollte. So hat er zum Beispiel, als er (1810) in Paris war, sämmtlichen Edelknaben des Kaisers ansehnliche Präsente geben lassen, während der Kaiser in München nur diejenigen beiden Pagen beschenkte, die bei ihm Dienst hatten." „Auch gegen uns konnte der König sehr artig sein. Als einmal einer von uns erkrankt war und wegen der Nähe des Leibarztes ein Zimmer im Schloß erhielt, besuchte ihn der König fast täglich und nahm auch manchmal die Königin mit. Zuweilen erlaubte er sich aber auch eine Spötterei, so zum Beispiel hörte ich ihn einmal einen meiner Cameraden ausziehen, weil er einen großen Fuß hatte. Auch ein glimpflicher Scherz wird sehr häßlich in eines Königs Mund; nicht nur weil man ihm nichts darauf erwidern kann, sondern auch, weil schon zwanzig Mäuler in Bereitschaft stehen, zu lachen, sobald er witzig sein soll." —

Viel reifer klingt das Urtheil über den späteren König Ludwig I.: „Der erste Lobspruch, den man unserm Kronprinzen geben kann, ist, daß er ein ausgezeichneter Mann sein würde, auch ohne Prinz zu sein. Er hat eine vortreffliche Erziehung erhalten und sich wissenschaftlich gebildet. Sein Aeußeres ist nicht vortheilhaft; er stottert etwas und hört nicht gut; auch mag er oft ziemlich oberflächliche Gespräche führen, denen ein Prinz nicht entgehen kann. Er ist von jenen Menschen, die man, wie ein Shakespeare'sches Trauerspiel, näher betrachten muß, um ihren Werth zu erkennen. Sein ganzes Streben geht dahin, sich zu einem großen und verdienstvollen Regenten zu bilden. Nichts darf ihm fremd bleiben; von allem verlangt er genaue Wissenschaft; das Größte wie das Geringste interessirt ihn. Er kennt und spricht nicht nur die neueren Sprachen, sondern studirt auch die alten, und oft sah man ihn in Salzburg, den Homer in der Hand, die Berge besteigen. Er ist aufgeklärt, unterwirft sich aber den Gebräuchen der Volksreligion. Er ist nicht nur ein Bayer, sondern auch ein Deutscher, glüht für den Gesammtverein von Deutschland, liebt auch die deutsche Tracht. Die französische Tyrannei haßte er von jeher. Er verehrt auch die Musen, macht sogar selbst Verse, die gut genug für einen Prinzen sind. Seine Kunstliebe ist bekannt." — „Er lebt sehr gut mit seiner Gemahlin. Seine erste Liebe besaß eine Sängerin des Münchener Hoftheaters, die freilich verheirathet war. Uebrigens scheint er sich keine Ausschweifungen zu erlauben; er ist sehr mäßig, liebt die starken Getränke nicht, trinkt sehr wenig Wein; alles nicht unwichtige Dinge für einen König. Einige Ziereien mißfielen mir an ihm." —

Gar keine Gnade in den Augen des Pagen Platen fand der Bruder des damaligen Kronprinzen, der ritterliche Prinz Karl (1795—1875), der sich bekanntlich in seinen späteren Lebensjahren allgemeiner Beliebtheit erfreute. „Wenn", schreibt Platen über ihn, „ein ziemlich hübsches, obgleich ausdrucksloses Gesicht, eine schlanke Gestalt, schöne Beine, viele Artigkeit und sinnliche Neigung gegen die Damen und der höchste Grad von männlicher Koketterie Verdienste geben, so hat niemand so viel Verdienst als

Digitized by Google

dieser Prinz. Er würde einnehmend sein, wenn nicht seine Affectation unerträglich wäre. Er ist ein vollendeter Geck. Alles, was er thut, verräth eine große Eitelkeit, daß er sich mindestens für den schönsten Mann im Königreich halten muß und Schönheit für die beste Auszeichnung." — „Uebrigens soll er Bravour als Offizier haben und wohnte den beiden Feldzügen 1814 und 1815 gegen die Franzosen bei, weßwegen ihn sein Bruder beneidet." Aber „er ist auf militärische Kleinigkeiten erpicht." „Einmal ist er einem Offizier bis in das Innere eines Hauses, wohin sich jener vor ihm geflüchtet hatte, nachgeschlichen, weil er an ihm den Hemdkragen über das Halstuch hervorstehend bemerkt hatte und er ihn auf einem so gesetzwidrigen Verbrechen ertappen und beschämen wollte." —

Offenbar war es das Militärische in dem Wesen des Prinzen, was Platen besonders unsympathisch berührte. Daß eine Dichternatur, wie die seine, nicht für den Militärstand paßte, ist ja begreiflich und er hatte ihn denn auch nur aus äußerlichen Erwägungen und in Ermangelung eines besseren gewählt. „Dieses Jahr", schrieb er vom Jahre 1813, „wird besonders durch einen lebenswichtigen Entschluß bezeichnet, den ich faßte, den Militärstand zu ergreifen. Er war nicht die Frucht der Ueberlegung und mancherlei Gründe, die mich dazu bewogen, dichtete ich erst später dazu. Es war damals eine allgemeine Zeit des Krieges, während bei Civilämtern schon wegen der Menge der Candidaten wenig zu hoffen war. Jener Stand, wußte ich, würde mir mehr Muße geben, als jeder andere; er würde mich in Stand setzen, die Welt zu sehen."

Anfangs ging die Sache noch leidlich. Der junge Dichter freut sich, „theilzunehmen an den Thaten des entflammten Westens" und ergibt sich in sein Schicksal. „Heute", trägt er am 25. März 1814 in sein Tagebuch ein, „hatte ich zum letztenmale Tafeldienst beim König. Von was ich mich ungern trenne, fast ist es kindisch, es niederzuschreiben, ist nichts anderes, als mein Galakleid, das mir so theuer ist, als weiland Werthern sein blauer Frack, in dem er Lotten zum erstenmal gesehen hatte." — Der Uebertritt aus der Pagerie in die Armee war damals mit gewissen Ceremonien umgeben. „Heute endlich (31. März 1814), nachdem wir equipirt sind, traten wir in unsre Functionen. Des Morgens 8 Uhr gingen wir zu Herrn v. Keßling (dem Vorstand der Pagerie), der uns viele Ermahnungen gab, uns vor dem Spiel, den Weibern und Ausschweifungen, kurz allem dem zu hüten, was junge Leute ins Verderben stürzt. Er überreichte uns hierauf unsre Degen mit der dabei üblichen Ceremonie, indem er uns nämlich einen Backenstreich gab, hinzufügend, man solle dies von ihm, doch keinem andern leiden. Wir vertauschten dann unsre Pagenröcke mit der Uniform des ersten Regiments und Herr v. Keßling führte uns zu Sr. Majestät. Der König empfing uns im Vorsaal der Königin. Er ist der gütigste Monarch von der Welt und es ist mir leid, nicht so oft mehr in seiner Nähe sein zu können." —

Nach einem einjährigen Garnisondienst in München mit dem ersten Eintritt in die Welt erfolgte am 15. April 1815 der Ausmarsch. Platen brachte fünf Monate in Frankreich zu und kam in vier Provinzen des Königreichs: Lothringen, Champagne, Isle de France und Burgund. Die Franzosen, deren Sprache er damals, wie die französisch abgefaßten Theile des Tagebuches beweisen, nur mangelhaft beherrschte, waren ihm keineswegs sympathisch. Es reizte ihn in ihrem Charakter „ein gewisser Stolz, der keinen Grund hat, eine Geringschätzung des Fremden, ein gewisses halbspöttisches, herzloses Wesen". Er fand, daß es dieser Nation „nicht gegeben sei, in die Tiefe der Dinge einzudringen" und führte in seinen verschiedenen Quartieren manch lebhafte politische Discussion mit ihren Vertretern, insbesondere über Bonaparte, den Platen „auf das äußerste haßte", während er damals im französischen Volke noch tiefe Wurzeln hatte.

„Mutter und Tochter," schreibt er aus Nancy von einer seiner Wirthinnen am 1. Juli 1815, „thaten nichts, als die Thaten Bonaparte's preisen, erstere nur mit wenigen Worten, aber mit vieler Bitterkeit, letztere mit ziemlicher Weitläufigkeit. Ich nannte ihn aber einen Verräther, einen Verbrecher, einen Eidbrüchigen, einen Henker der Völker. „Nous l'aimons," sagte mir meine schöne Gegnerin, „parce qu'il est grand, parce qu'il a fait bien de belles choses, parce qu'il vonlait aggrandir la France" ꝛc. Was sind denn diese belles choses, die er gemacht hat? Etwa die Ermordung des Herzogs von Enghien, oder die Scheidung von seiner Frau, oder der schreckliche Verrath an dem König von Spanien, oder die Verleumdungen gegen die herrliche Monarchin von Preußen, oder die unschuldigen Opfer, welche er in den Kerkern schmachten ließ?" — Und so auch in Melun, am 16. Juli 1815: „Gestern Abend hatte ich noch einen großen Streit mit meinem Landlord, seiner Mutter und Schwester, die mir nichts zu hören gaben als Lobpreisungen des Corsen. Ich sagte ihnen aber die ganze Wahrheit in Hinsicht der Gräuelthaten Bonaparte's und gestand, daß ich die Franzosen nicht lieben könnte. Sie meinten, daß der große Wechsel in Deutschland nur durch das englische Geld bewirkt worden sei, und nennen den Kaiser Franz einen Barbaren, weil er das Glück seiner Nation dem Glück seines eigenen Kindes vorzog. Ihre Herzen sind zu niedrig, ein solches Opfer zu fassen." — Deßgleichen auch in Nemours (23. Juli 1815). „Mit meinem Hausherrn und einem andern Franzosen, der bei Tische war, hatte ich gestern einen sehr lebhaften Streit über Politik. Sie sagten, daß nichts weniger als Patriotismus, sondern das englische Geld die deutsche Nation und die anderen hätte aufstehen machen. Und solche Dinge soll man geduldig anhören! Sie fanden auch alles höchst gerecht, was Bonaparte je gethan hatte; sie fragten mich, inwiefern er ein Tyrann gewesen sei? Mit einem Worte, sie machten mich so böse, daß ich außer mir war und vom Tisch aufstand. O diese Franzosen! Noch im Feuer über diesen Zank schrieb ich ein Gedicht nieder: ‚An Ludwig XVIII'."

Noch schlimmer als die Franzosen erschienen dem patriotischen Lieutenant die Lothringer, da „sie die deutsche Beharrlichkeit mit französischer Falschheit verbinden". „Ihr ganzes Streben geht dahin, sich so sehr zu französiren als möglich." — „Aber Gott sey Dank!" schreibt er am 13. Nov. 1815 in Dieuze erleichtert nieder, „heute Nacht werden wir schon die deutsche Sprache hören. Dieuze ist eine Stadt von ungefähr 4000 Seelen. . . . Es scheint ehemals Dietz geheißen zu haben, so wie Messe: Metz, Verdun: Verden, Nancy: Nanzig, Menehould: Minnehuld. Es ist himmelschreiend, daß man diese ursprünglich deutsche Provinz nicht wieder mit unserm Reich vereinigt, sowie auch Elsaß, da jetzt eben der rechte Zeitpunkt hiezu wäre. Mit der Zeit würde man sogar die französische Sprache aus ganz Lothringen verbannen können." —

Erstaunlich ist, wie viel Platen schon in jungen Jahren gelesen hat und wie ihm in allen Lagen des Lebens immer seine Fortbildung die Hauptsache bleibt. Die eingehende Beschäftigung mit der Literatur zeigt sich auch in seiner eigenen Darstellungsweise. Mehr als die zahlreichen zum Abdruck gelangten ersten poetischen Versuche verkünden den künftigen Lyriker die seelenstimmigen, meist elegisch angehauchten Stimmungsbilder, welche durch das ganze Tagebuch zerstreut sind und zum Theil kleine stilistische Meisterstücke genannt werden dürfen. Der unüberwindliche Drang zur ausschließlichen Beschäftigung mit der Literatur und Wissenschaft

tritt immer bestimmter hervor. Gab ihm der Oberst schon während des Ausmarsches „manche harte und spitzige Reden, daß er nicht für einen Soldaten gemacht sei“, so werden ihm im Frieden „die Paraden, die Wachen, der steife Dienst, die steifen Worte und die steife Kleidung“ vollends unerträglich und kein Opfer dünkt ihn zu groß, sich all dem zu entziehen. Nicht selten treten Selbstmordgedanken an ihn heran, er plant, nach Amerika auszuwandern und will sich einer englischen Prinzessin als Begleiter zu einer Reise nach Persien anbieten. —

Die Herausgeber haben den Text der Tagebücher in eine sehr lesbare und übersichtliche Form gebracht. Die beigegebenen Anmerkungen gehen einerseits wohl etwas zu weit, indem sie Angaben über die allerbekanntesten Schriftsteller enthalten, lassen aber andrerseits die Lebensdaten einiger Persönlichkeiten vermissen, welche im Leben Platens eine Rolle gespielt haben. Man darf billig auf den zweiten Band gespannt sein, welcher die Fortsetzung der Lehrjahre und Wanderjahre bis zu deren jähem Abschluß enthalten wird. Hoffentlich wird dem umfangreichen Werk auch ein vollständiges Namenregister beigegeben.

Arbeit und Rhythmus.

Von Georg v. Mayr.

Bei der wirthschaftsgeschichtlichen wie überhaupt bei aller geschichtlichen Forschung ist der durchschlagende Erfolg der wissenschaftlichen Arbeit dadurch bedingt, daß der Forscher es versteht, sich nicht mit der zuverlässigen Feststellung der einzelnen Zustände und Erscheinungen zu begnügen, sondern darüber hinaus deren Zusammenhang mit der ganzen Culturentwicklung darzulegen. Führen solche Forschungen über die Zeiten hinaus, für welche in Schrift niedergelegte Urkunden vorhanden sind, so wird die Aufgabe einer glaubwürdigen Darstellung solcher als prähistorisch bezeichneten Zustände und Erscheinungen besonders schwierig. Und doch ist hier der sorgsame Forscher nicht ohne alle Hülfsmittel. Fehlt es auch für solche Zeiten an geschriebenen Inschriften, so weiß er an deren Stelle das zu finden und zu deuten, was man vielleicht die socialen ungeschriebenen Inschriften nennen dürfte, deren Entstehung in längst vergangene vorgeschichtliche Zeiten fällt. Solche ungeschriebene sociale Merkzeichen der Vergangenheit liegen in gewissen noch heute wohl erkennbaren, in bestimmten äußeren Erscheinungen der Gegenwart sich ausprägenden Ueberresten des socialen Lebens einer früheren Entwicklungsstufe. Dabei ergibt sich eine Zweitheilung dieser überrestlichen Erscheinungen in der Art, daß sie in ihrer ursprünglichen allgemein menschlichen Gestaltung bei den von der Cultur unberührten Naturvölkern der heutigen Zeit mit einer gewissen größeren Deutlichkeit sich erhalten haben, während sie bei den culturell entwickelteren Volksgemeinschaften nur in abgeschwächten, von Tag zu Tag sich vermindernden Spuren erhalten sind.

Wer es versteht, solche ungeschriebene sociale Inschriften uralter Zeit aus gewissen socialen Erscheinungen bei den heute lebenden Natur- und Culturvölkern zu entziffern, der vermag es, sichere Anhaltspunkte für das Verständniß urzuständlicher, durch directes historisches Zeugniß nicht zu klärender Erscheinungen der menschlichen Entwicklung zu gewinnen.

Was eine tief greifende und durchaus selbständige Forschung in solcher Weise zu leisten vermag, das hat kürzlich K. Bücher[1]) für eines der wichtigsten Probleme, für die Frage nämlich nach dem Ursprung der Arbeit, gezeigt. Das Schlußergebniß dieser arbeitsreichen Forschung über die Arbeit bezeichnet knapp und scharf der Titel der Schrift, den auch dieser Aufsatz trägt, dessen Zweck es ist, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den nicht bloß für die Nationalökonomen und Statistiker, sondern für die Gebildeten aller Stände bedeutungsvollen Inhalt der Bücherschen Schrift zu lenken.

Was Bücher uns hier an neuer Erkenntniß über den Ursprung der menschlichen Arbeit bietet, war nicht unmittelbar das Ziel seiner Forschung. Wie er uns selbst belehrt, haben wir es vielmehr mit einem mittelbaren Ergebniß einer bestimmt umgrenzten anderweitigen Specialforschung zu thun. Bei Gelegenheit einer Untersuchung über die älteren Formen der Arbeitsvereinigung drängte sich dem Forscher eine Reihe von Beobachtungen auf, deren er auf dem Wege einer rein ökonomischen Untersuchung nicht vollständig Herr zu werden vermochte, da sie einerseits auf das Gebiet der Physiologie und Psychologie, andrerseits nach der Sprachwissenschaft und Musik hinüberleiteten, und namentlich für die Geschichte der Poesie, speciell der Metrik wichtig zu werden versprachen. In der vorliegenden Schrift hat Bücher das ihm erreichbare Material gesammelt und mit diesem die Untersuchung so weit geführt, daß sie von den in Betracht kommenden Fachwissenschaften übernommen und weiter verfolgt werden kann.

Das Schlußergebniß der vorliegenden Untersuchung darf kurz folgendermaßen zusammengefaßt werden. Hart an der Grenze des Gebiets, wo pfadloses Dunkel die Urgeschichte der Menschheit deckt, findet man die Arbeit noch ungeschieden von Kunst und Spiel. Es gibt nur eine Art der menschlichen Thätigkeit, welche Arbeit, Spiel und Kunst in sich verschmilzt. In dieser ursprünglichen Einheit der geistig-körperlichen Thätigkeit des Menschen erkennen wir bereits die spätere wirthschaftlich-technische Arbeit und alle Künste, sowohl diejenigen der Bewegung, als auch diejenigen der Ruhe, in ihren Keimpunkten eingeschlossen. Wollen wir unsre heutigen Begriffe auf diesen Zustand übertragen, so müssen wir sagen: die Künste der Bewegung — Musik, Tanz, Dichtkunst — treten beim Vollzug der Arbeit mit zutage, und die Künste der Ruhe — Bildnerei, Malerei — erscheinen in den Ergebnissen der Arbeit, wenn auch zunächst nur in der Gestalt der Ornamentik, verkörpert. Das Band aber, welches diese nach unserm Empfinden so verschiedenartigen Elemente zusammenfaßt, ist der Rhythmus: die geordnete Gliederung der Bewegungen in ihrem zeitlichen Verlauf. Der Rhythmus entspringt dem organischen Wesen des Menschen. Alle natürliche Bethätigung des thierischen Körpers scheint er als das regulirende Element sparsamsten Kräfteverbrauchs zu beherrschen. Der Rhythmus erweckt Lustgefühle; er ist darum nicht bloß eine Erleichterung der Arbeit, sondern auch eine der Quellen des ästhetischen Gefallens und dasjenige Element der Kunst, für das allen Menschen ohne Unterschied der Gesittung eine Empfindung innewohnt. Durch den Rhythmus scheint in der Jugendzeit des menschlichen Geschlechts das ökonomische Princip am einfachsten zur Geltung zu kommen, welches uns befiehlt, möglichst viel Leben und Lebensgenuß mit möglichst geringer Aufopferung an Lebenskraft und Lebenslust zu erstreben.

Daß heute die Werthschätzung des Rhythmus nicht mehr so groß ist, wie etwa noch im classischen Alterthum, steht außer Zweifel. Und selbst die neueste Zeit ergibt eine fortschreitende Abschwächung seiner Bedeutung. Zutreffend weist Bücher darauf hin, wie in unsrer Erziehung der Rhythmus keine Rolle mehr spiele, wie er bei den Körperbewegungen kaum beachtet werde und wie er selbst in der Tonkunst so sehr hinter Melodie und Harmonie

[1]) K. Bücher, Arbeit und Rhythmus. (Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. XVII. Bd., Nr. V.) Leipzig 1896.

Digitized by Google

zurückgetreten sei, daß sogar Musikgelehrte (Hanslick) Miene machen, ihm nur eine Nebenrolle zuzuerkennen.

Diese Umkehr der Anschauungen führt Bücher auf die durchgreifende Veränderung unsrer Arbeitsweise, insbesondere aber auf den Einfluß zurück, den der Gebrauch künstlicher Arbeitsinstrumente auf die Haltung und Bewegung des Körpers ausübt.

So lange dem Menschen für Arbeitszwecke nur seine Gliedmaßen und die einfachsten ersten Werkzeuge zur Verfügung stehen, ist es ausschließlich der arbeitende Mensch selbst, welcher die Bewegungen selbständig regulirt. Die ganze Gestaltung des Arbeitsverfahrens ist noch durchaus individuell. Alle Orts- und Formveränderung ist dabei ein äußerst mühsames, langwieriges Geschäft. Beide Umstände wirken darauf hin, daß die übergroße Menge der Arbeitsvorgänge sich von selbst rhythmisch gestaltet. Mit der Anwendung von Werkzeugen aus hartem, stark schwingendem Material ergeben sich rhythmisch verlaufende und darum musikalisch wirkende Arbeitsgeräusche, die auf den primitiven Menschen einen incitirenden Einfluß üben, weil sie Lustgefühle erregen, die er zu wiederholen und zu verstärken strebt. So gesellt sich zum Klang des Werkzeugs der nachahmende Laut der Stimme: es entsteht der Arbeitsgesang.

In dieser Möglichkeit rhythmischer Gestaltung der primitiven Arbeitsprocesse liegt ein wichtiges culturförderndes Element; insbesondere bei dem Aufgebot von Menschenmassen zur Bewältigung größerer Arbeitsaufgaben bewährt sich die rhythmische Gestaltung der Arbeit als ein Factor von zusammenfassender Kraft. Das gesellige Arbeiten unter Gesang und Scherz, das schon bei den Naturvölkern überaus häufig ist, erhält sich auch bei den Culturvölkern, namentlich auf dem Lande bis in späte Zeiten hinein, so insbesondere bei der Ernte, bei der Bearbeitung der Spinnstoffe, beim Hausbau. In dieser tactmäßigen Gestaltung der Thätigkeit und dem Begleitgesang ist ein wichtiger Factor für die Ausbildung der Arbeitsvereinigung und auch ein Erziehungsmittel zur Arbeitsamkeit gegeben. Besondere Bedeutung mußte der tactmäßige Vollzug der Arbeit bei der Sklavenarbeit deßhalb erlangen, weil in diesem Fall keiner zurückbleiben konnte.

Mit der Erfindung besserer Arbeitsinstrumente und mit der zunehmenden Indienststellung von Naturkräften mußten Arbeitsrhythmus und Gesang an Wichtigkeit für die menschliche Wirthschaft zunächst zurücktreten. Die körperliche Thätigkeit des Menschen wirkte jetzt vielfach nur noch indirect auf den Stoff. Mit der eingreifenden Arbeitstheilung scheidet sich die Arbeit von den Künsten der Bewegung, dem Spiel, der Religionsübung, sie wird zu einem ernsten Geschäft, zu einer Lebensaufgabe. Die Benützung verbesserter Werkzeuge in den einzelnen Handwerksbetrieben wird nunmehr gegenüber dem früheren Zustand ungetheilter Arbeit mehr constant, und damit öffnet sich dem Arbeitsrhythmus ein neues Feld; es bildet sich für jedes Handwerk sozusagen ein eigener Arbeitstact aus. Durch diese Sammlung gleichartiger, der Rhythmisirung zugänglicher Arbeit in den Werkstätten der Berufsarbeit ist zugleich der Maschine vorgearbeitet worden. Viele der ältesten Arbeitsmaschinen haben einen rhythmischen Gang, indem sie die Hand- und Armbewegungen des bisherigen Arbeitsverfahrens bloß nachahmen. Mit der weiteren Entwicklung des Maschinenwesens aber und insbesondere mit dem Uebergang von der wage- oder senkrechten zur gleichförmigen rotirenden Bewegung geht der Rhythmus verloren. Es schwindet die alte, in der rhythmisch gehenden Maschine noch erkennbare Musik der Arbeit; bei der raschen Bewegung der Triebwerke bleiben nur noch wirre, ohrenbetäubende Geräusche, die für unsre Wahrnehmung nicht mehr rhythmisch sind und darum auch nur Unlustgefühle erwecken können. Was dabei an Handarbeit des Menschen noch übrig bleibt, schließt nicht nothwendig eine rhythmische Gestaltung der Körperbewegungen aus, aber diese neuen Arbeitsrhythmen sind von den alten sehr verschieden. Der arbeitende Mensch ist nicht mehr Herr seiner Bewegungen, das Werkzeug sein Diener, sondern es ist Herr über ihn geworden; es dictirt ihm das Maß seiner Bewegungen; das Tempo und die Dauer seiner Arbeit ist seinem Willen entzogen; er ist an den todten und doch so lebendigen Mechanismus gefesselt. Darin liegt das Aufreibende der Fabrikarbeit und das Niederdrückende; der Mensch ist ein Knecht des nie rastenden, nie ermüdenden Arbeitsmittels geworden, fast ein Theil des Mechanismus, den er an irgend einer Stelle zu ergänzen hat. Damit ist auch der Arbeitsgesang verschwunden.

Unverkennbar macht diese, hier in großen Zügen wiedergegebene Darlegung Büchers über das Wirken einer der verborgenen Kräfte, welche in der wirthschaftlichen und socialen Entwicklung der Menschheit seit Jahrtausenden wirksam gewesen sind, in ihrem schließlichen Hinweis auf die heutige Fabrikarbeit keinen herzerfreuenden Eindruck. Das steht in Uebereinstimmung mit der zum Schluß betonten gesammten socialen Entwicklung. Das Leben des Einzelnen ist in gewisser Hinsicht ärmer, nüchterner geworden; die Arbeit ist nicht mehr Musik und Poesie zugleich, und die Kunst selbst geht nach Brod. Die beruflich ausgestaltete Thätigkeit ist nicht heiteres Spiel und froher Genuß, sondern bitterer Ernst und oft schmerzliche Entsagung.

Gegenüber diesen Schattenseiten der Cultur macht uns aber Bücher in einigen kurzen Schlußworten auch auf deren Lichtseiten aufmerksam, nicht ohne dabei einer künftigen besseren Wiedervereinigung von Technik und Kunst in prophetischem Sinn zu gedenken. Was die Gesammtheit bei dem ganzen Entwicklungsproceß gewonnen hat, läßt sich dahin zusammenfassen, daß Technik und Kunst sich durch Differenzirung zu einer ungeahnten Leistungsfähigkeit entwickelt haben, daß die Arbeit productiver und unsre Ausstattung mit wirthschaftlichen Gütern reicher geworden ist. Hiezu will der Verfasser — und wir können alle nur wünschen, daß er Recht behalten möge — die Hoffnung nicht aufgeben, daß es gelingen werde, Technik und Kunst dereinst in einer höheren rhythmischen Einheit zusammenzufassen, die dem Geiste die glückliche Heiterkeit und dem Körper die harmonische Ausbildung wiedergibt, durch welche sich die besten unter den Naturvölkern auszeichnen.

Was ich im Vorstehenden aus der Bücher'schen Arbeit den verehrten Lesern dieser Blätter vorgeführt habe, sucht das Endergebniß der uns gebotenen neuen Forschungen über den Rhythmus als ökonomisches Entwicklungsprincip darzulegen, wie solches im letzten Abschnitt der Arbeit enthalten ist. Für jeden, der dieser allgemeinsten Culturfrage näher treten will, genügt aber die Kenntnißnahme von den Endergebnissen der Forschung nicht; er muß auch den grundlegenden Beobachtungen und Erwägungen, auf welchen die Schlußergebnisse sich aufbauen, nachgehen. Dazu bietet Bücher in vortrefflicher Weise und mit reichlicher dokumentarischer Darlegung des Materials die erforderliche Unterlage in den vier ersten Abschnitten der Arbeit. Leider darf ich hier auf die Einzelheiten dieser Abschnitte aus räumlichen Rücksichten nicht eingehen. Aber in aller Kürze auf die Schätze hinzuweisen, welche für den Culturforscher dort zu haben sind, halte ich für meine Pflicht.

In dem ersten Abschnitt werden wir nach einer gehaltvollen Einleitung über das Wesen der Arbeit, in welcher diese als historische Kategorie klar gelegt wird, im allgemeinen über die Arbeitsweise der Naturvölker, insbesondere

Digitized by Google

auch über die Bedeutung des Tanzes der Wilden unterrichtet. Im zweiten Abschnitt wird die rhythmische Gestaltung der Arbeit erörtert, mit Unterscheidung des Bewegungs- und des Tonrhythmus, unter Darlegung des Beweises des Arbeitsrhythmus, seiner Verbreitung unter den Naturvölkern und seiner social-ethischen Bedeutung. Das größte Interesse wird in den weitesten, namentlich auch in musikalischen Kreisen der dritte Abschnitt über die Arbeitsgesänge erwecken. In weit ausgreifender und sorgfältig gesichteter Forschung führt Bücher die verschiedenen Arten der Arbeitsgesänge uns vor, wie sie sich bei der Einzelarbeit und bei der Gesellschaftsarbeit finden, und weiter mit Unterscheidung der Arbeit im Wechseltact und der Arbeiten im Gleichtact. Aus den verschiedensten Zeiten und Ländern, herrührend von Natur- und von Culturvölkern werden in Betracht gezogen: Mühtenlieder, Flachsreff- und -brechgesänge, Spinn- und Webelieder, Handwerkslieder, Dreschgesänge, Stampfgesänge, Arbeitsgesänge von Schiffleuten, Rudertieder u. s. w. Und das geschieht alles nicht etwa in der Art, daß uns Text, Rhythmus und Tonfall nur beschrieben würde; nein, wir haben eine reiche Auswahl der Gesänge mit voller Wiedergabe des Wortlautes und der Noten vor uns, ein wahrhaft prächtiges Studienmaterial für den Musikverständigen. Es ist begreiflich, daß eine solche Vertiefung in die künstlerische Seite der socialen Arbeitsentwicklung den Verfasser dazu brachte, den daraus sich ergebenden besonderen Gedanken noch einen selbständigen vierten Abschnitt zu widmen, indem er mit dem Ursprung der Poesie und Musik sich beschäftigt.

Bücher verkennt durchaus nicht die seinem Material trotz dessen Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit innewohnenden Mängel und die Schwierigkeiten, welche einer zusammenhängenden vergleichenden Würdigung desselben entgegenstehen. So viel aber steht ihm fest, daß sich Arbeit, Musik und Dichtung in engster wechselseitiger Verbindung zeigen. Die weitere Frage ist nur: wie sind sie ursprünglich zusammengekommen? Waren diese drei Elemente vorher, jedes für sich unabhängig vom andern sein Sonderdasein führend, wie in unsrer heutigen Culturwelt bereits vorhanden, und erscheinen sie hier nur zufällig mit einander verbunden? Oder sind sie etwa alle drei zusammen entstanden und nur später durch einen langsamen Differenzirungsproceß von einander getrennt worden? Und wenn dies der Fall ist, welches von den drei Elementen bildet in ihrer ursprünglichen Vereinigung den Kern, um den die anderen sich anschließen? Die Antwort, deren logische Erzielung ich hier nicht im einzelnen vorführen kann, geht dahin, daß Arbeit, Musik und Dichtung auf der primitiven Stufe ihrer Entwicklung in eins verschmolzen gewesen sein müssen, daß aber das Grundelement dieser Dreieinheit die Arbeit gebildet hat, während die beiden anderen nur accessorische Bedeutung haben. Was sie verbindet, ist das gemeinsame Merkmal des Rhythmus, das in der älteren Musik wie in der älteren Poesie als das Wesentliche erscheint, bei der Arbeit aber nur unter bestimmten, in primitiven Wirthschaftsverhältnissen allerdings weit verbreiteten Voraussetzungen auftritt. In den weiteren Ausführungen begründet Bücher seine Auffassung — insbesondere in den Untersuchungen über den Ursprung und die Weiterbildung der Poesie, unter Darlegung des Ausgangspunktes der Entwicklung in dem Zusammenhang zwischen Körperbewegung und gebundener Rede, wobei das Arbeitsgeräusch als rhythmisches Mittelglied erscheint. Weiter werden die arbeitstechnischen Grundlagen der Metrik und die Entstehung der dramatischen Poesie klargelegt. In der höheren Lebenssphäre der Festverherrlichung erfährt das natürliche aus der Arbeit erwachsene Dreigebilde von Körperbewegung, Musik und Dichtung eine rein künstlerische Ausgestaltung. Schließlich wird, was früher die bloße Nachahmung einer Arbeitsverrichtung war, zur Darstellung eines ganzen Menschenschicksals, das die bloße Mimik des tanzenden Chors nicht mehr völlig zu veranschaulichen vermag. Es tritt der Schauspieler hinzu und so entsteht das attische Drama. Nach anderer Richtung verselbständigt sich die Musik, indem Arbeitsinstrumente zu Musikinstrumenten werden und nunmehr Tanz, Musik und Dichtung als neues Dreigebilde erscheinen. Die Lyrik knüpft an die volksthümliche Form des Tanzliedes an. Bei der Epik sind Spuren des historischen Zusammenhanges mit Arbeitsgesängen nachweisbar; doch ist es für die epischen Gesänge zweifelhaft, ob sie jemals so innig mit der Körperbewegung zusammenhingen, wie die dramatischen und lyrischen Gesänge, was nach Büchers Meinung — ganz im Gegensatz zu der herrschenden Auffassung — die Epik entwicklungsgeschichtlich als eine jüngere Formation erweist.

Das ist in kurzen Zügen der weite Ausblick, welchen Bücher mit hervorragendem combinatorischen Talent an die Sammlung positiven Materials knüpft.

Dabei wird dem Leser zum Schluß der ganzen Erörterung auch der Zweifel nicht verhehlt, ob nicht etwa die Möglichkeit einer umgekehrten Construction des ganzen Entwicklungsgangs bestehe, in der Art, daß das rhythmische Gefühl der Menschen sich zuerst selbständig entwickelt hätte und erst hinterher für die Erleichterung der Arbeit ausgenützt worden wäre. Bücher führt gute Gründe zur Widerlegung dieses Zweifels an, gibt aber bereitwillig zu, daß auf diesem Gebiete der Vermuthung noch ein weites Feld verbleibe. In der That werden gerade diese Specialisirungen entwicklungsgeschichtlicher Vorstellungen auf dem Gebiete der Poesie und der Musik es sein, welche nach der in der Vorbemerkung zu dieser Schrift niedergelegten Auffassung Büchers von den in Betracht kommenden Fachwissenschaften zu überuehmen und weiter zu führen sein werden. Es bleibt deßhalb nur zu wünschen, daß die Vertreter dieser Fachwissenschaften die hier gegebene bedeutsame Anregung nutzen mögen.

Die übrige Gemeinde allgemein Gebildeter, welche nicht bloß diese oder jene Einzelheit der in der Bücher'schen Arbeit enthaltenen wissenschaftlichen Errungenschaften interessirt, sondern die sich für die Gesammtheit des selbständigen und weit greifenden Ueberblicks über den viel verschlungenen Zusammenhang von Arbeit und Rhythmus aufrichtig freuen darf, wird meines Erachtens dem bewährten Forscher auch dafür besonders dankbar sein, daß er ihr einen werthvollen Beitrag zu einer Lehre geliefert hat, welche die edelsten Genüsse in unserm armen Menschenleben vermittelt, nämlich zur Lehre von der denkenden Beobachtung, nicht bloß welterschütternder Ereignisse, sondern auch alltäglicher, auf Schritt und Tritt uns begegnender Geschehnisse.

Mittheilungen und Nachrichten.

Literaturwissenschaft und Poetik in den romanischen Landen während der letzten Jahre. Von Dr. Karl Borinski (München). (Probe aus dem 1. Heft des III. Bandes des Jahresberichtes über die Fortschritte der romanischen Philologie, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Voltmötter.) II.

Mit Erleichterung treten wir nach dieser Studie über die Auswüchse der essentiellen Gesellschaftsliteratur auf italienisches Gebiet über. Das Element der Stille scheint unter den romanischen Nationen dem italienischen Genius so anzuarten, wie unter den germanischen dem deutschen; daher nur sie beide die Musik ausbilden konnten, deren Voraussetzung die Stille ist. Ihr Harmoniebedürfniß erklärt beider unüberwindliche Neigung zur Metaphysik, welche Franzosen und Engländer verhorresciren. Fast will es uns scheinen, als ob die Ueberwindung des positivistischen Geistes, der von Frankreich und England aus über ein halbes Jahrhundert die

Welt beherrschte, in Italien ebenso im Werke sei, als in unserm Vaterlande. Unser Gebiet vermag die Stichprobe darauf zu geben. Die Frage, ob Geisteswissenschaft überhaupt möglich sei (nebenbei der Keim aller socialen Fragen der Zeit), steht und fällt mit der Ueberwindung der positivistischen Doctrinen.

Pasquale Villari's hierher bemerkenswerthe Studie La Storia è una scienza? hat in einer tüchtigen deutschen Uebersetzung alsbald auch bei uns Eingang gefunden. Der berühmte Historiker, der unter schwierigen Umständen das Ministerium des Unterrichts in seinem Vaterlande übernahm, hat damit sicherlich zugleich eine Art von Directive für seine Stellungnahme zum Geiste der Zeit geben wollen. Er knüpft an die deutsche Bewegung vom Ausgang der achtziger Jahre an, um über die prinzipielle Rathlosigkeit im Betriebe der Geisteswissenschaften, deren oberster Ausdruck Villari's Frage darstellt, hinwegzukommen. Die schlechthin sogenannte historische Methode war den von den technischen Erfolgen der Naturforschung geblendeten Geisteswissenschaften vom Positivismus an die Hand gegeben worden, um es ebenso zu machen. Thatsachen und Gesetze in der Geschichte alles Geistes (Recht, Sprache, Kunst, Wissenschaft u. s. w.) sollten erforscht werden, beileibe nicht der Geist selber. Eine wunderliche Maßnahme, aus einem Geschäfte den Gegenstand eliminiren zu wollen, um den es sich dreht! Um ihre thatsächliche Befolgung brauchte man nicht bange zu sein. Alle Erfolge auch des historischen Betriebs der Geisteswissenschaft beruhen auf ihrer Umgehung. Allein ihre prinzipielle Geltung mußte sich endlich rächen. Ihrer inneren Würde und ihres philosophischen Zusammenhangs beraubt, stellte die Geisteswissenschaft nach wie vor keine anderen „positiven" Ergebnisse in Aussicht, als etwa die kläglichen historischen Gesetze Buckle's für die Politik, die traurigen Prognostika der Taine'schen Milieus für Literatur und Kunst, die Experimentalstudien der Wirthschaftshistoriker für die Lösung der socialen Frage und gar die selbstherrlichen Lautgesetze der Sprachhistoriker für die Volapüks und Sprachdummheiten unsrer Zeit. Statt der „historischen Gesetze" machte zum Aerger der positivistischen Franzosen und Engländer Bismarck Geschichte. Was aus den Milieus für Kunst und Poesie herauskommt, sehen wir mit Schauder. Die sociale Frage ist nach wie vor ungelöst. Die einzige Weltsprache ist leider immer noch — das Geld. Ließen diese positiven Leistungen zu wünschen übrig, so stellten sich dafür negative Erfahrungen bei dem neuen Betriebe der Geisteswissenschaften in Menge ein. Dilettantenlosigkeit, Zerklüftung, Verödung im ausschließlichen Specialistenthum, Niedergang des ästhetischen und historischen Interesses. Abwendung der Jugend von den Studien, Verlust der Schule an Mathematik und Naturwissenschaften, neben denen die neueren Sprachen in der unwürdigen Rolle von Handlungsdienern figuriren. Die unausbleibliche Einkehr in sich selbst, die in Deutschland schon früher herausgefordert wurde, stellen nun auch auf romanischem Gebiete Schriften wie die vorliegende dar, die in synkretistischer Wortverblümung mit ministerieller Verbindlichkeit die Consequenzen aus dem dargelegten Stand der Dinge zieht. Daß die Geschichte (im weitesten Sinne) die Lehrerin für unsern universellen Weltstand (magistra vitae) sei und ihre „Gesetze" ganz wo anders als draußen, nämlich in uns selbst zu suchen habe, das ist in Kürze wohl die Antwort der ministeriellen Schrift auf die ungeduldige Frage der an ihrer „Wissenschaftlichkeit" verzweifelnden und sie zur „Kunst" verweisenden Skeptiker des Positivismus.

Enger auf das die Leser dieses Jahresberichts angehende Gebiet concentriren das historische Problem einige theoretische Erörterungen über literarische Kritik, die von dem Ernst, der Sachkenntniß und der Selbständigkeit der Italiener in den heutigen Lebensfragen der Philologie erfreuliches Zeugniß ablegen. B. Zumbini hat in zwei Bänden eine Sammlung seiner Studien über ausländische und italienische Literatur veranstaltet. Der zweite enthält umfangreiche Beiträge zur vergleichenden Kenntniß der italienischen Literatur, eine leider etwas schmale Skizze über den heute von den Italienern (auch von Villari u. a. O.) als Vorläufer der modernen historischen Bewegungen mit Recht wiedererneuten Verfasser der scienza nuova G. B. Vico (1668—1749) und endlich die umfangreiche theoretische Vernichtung von Settembrini's Literaturgeschichte, welche (zuerst 1868 erschienen) dem Verfasser die Anerkennung von de Sanctis eintrug und seinen Ruf begründete. Durch die Ueberwindung der Einseitigkeiten dieses jungitalienischen Manifests auf literarhistorischem Gebiete, der antiputiu per la Germania und einer radicalen Literaturgeschichtsphilosophie, die das Lebensprinzip der ältesten und allgemein wichtigsten romanischen Literatur starr auf die lotta fra il Papato e l'Impero zurückführt, durch diese That hat Zumbini sich gerade die deutsche Wissenschaft verbunden. Wir können daher nicht so bedingungslos in die absprechende Kritik einstimmen, die nunmehr wieder ein Vertreter unserer Generation, Benedetto Croce, an dem Lebenswerke des Vorgängers übt. B. Croce hat sich gerade in den letzten Jahren durch eifrige literarhistorische Forschung über die spanischen Beziehungen zu seiner Heimath (anscheinend Neapel) bemerkbar gemacht, zuletzt gemeinsam mit dem als ersten Kenner auf diesem Gebiete auch in Deutschland bewährten Arturo Farinelli. Croce's theoretische Ausführungen würden ihren Werth, der schon aus ihrer allseitigen, wesentlich auf deutschem Boden gewonnenen Orientirung hervorleuchtet, in nichts einbüßen, auch wenn sie sich nicht gerade auf der Folie des armen B. Zumbini abhöben. Es mag sein, daß interne Gründe des gegenwärtigen italienischen Literaturbetriebs, die uns verschlossen sind, ihn zu seinem rücksichtslosen Vorgehen gegen diesen Kritiker veranlaßt haben. Der theoretische Standpunkt, den er gerade dabei einnimmt, die strenge Wahrung der rein formalen Bedeutung der ästhetischen Urtheilskraft gegenüber seiner dilettantischen und naturalistischen Vermischung mit materialen Beweggründen, dieser kritische Standpunkt, den er mit de Sanctis theilen will, erscheint auch uns als der einzig angemessene. Aber wir hätten gewünscht, daß die ihn tragende philosophische Gesammtanschauung (deren allgemeinen Verlust in unsere Zeit er im Vorwort beklagt) klarer und positiver in Croce's freier, über alle Gebiete der Geisteswissenschaft hinwegsegelnder Kritik zum Ausdruck käme. Gewiß ist Kritik auf unserm Felde die letzte und höchste Wissenschaft. Die Frische und Schneidigkeit, mit der sie hier geübt wird, bestrickt. Aber sie hält nicht immer nur und bei näherem Zusehen zeigt sie sich auch mit sich selbst uneinig. Indem sie frei auf allen Seiten bei allen Arten von Geistern (bis auf unsern unbewußten Vielschreiber E. v. Hartmann) das Gute zu finden hofft, geräth sie auf disparate Momente. Croce hat wohl nicht in allem Recht, was er tadelt. Und er hat in ziemlich an allem auszusetzen, was die Theorie der Geisteswissenschaft, die der Romane (statt der früher üblichen belles lettres) mit dem nach Croce's Beweis freilich ungenannen Begriff critica letteraria deckt, überhaupt ausmacht. Er bringt auf eine Auseinanderhaltung der Operationen im Geschäft des Kritikers (Geistesforschers). Die erste, die er Exposition nennt, ist wesentlich künstlerisch. Sie beträfe wesentlich die gelehrte Vor-(Quellen-)arbeit; eine Paradoxie, die — unter Umständen — ihre geistreiche Bedeutung hat. Die zweite sei die Werthung nämlich der Geschmäcke, die, fern davon, sich zu normativen Urtheilen erheben zu können, lediglich den Ausspruch auf die Bedeutung von (gleichen?) Werthen erheben könne. Doch gleichviel, ob „relative" oder „absolute" Werthe! Ich frage, wer werthet, was setzt die Werthe zum wenigsten in Relation? Die dritte Operation endlich ist die Geschichte (eine merkwürdige Einordnung des zu Erklärenden in die Definitiva), welche danach nun nicht viel anders als Sammlung und Interpretation der Thatsachen darstellen kann. Hiebei wird auch noch der uns hier speciell interessirenden Geschichte der Literatur (und Kunst) der Begriff der Gattungen (generi) weggenommen, ohne Frage unter dem Einfluß Darwins, von dem wir uns schon lange wundern, daß er nicht auch schon längst mit den übrigen Entwicklungsschlagwörter, die von den bloßen Varietäten (im Gegensatz zu den guten Arten), auf unserm Gebiete entfesselt hat. Praktisch sind die „Dichter" unsrer Tage längst zu weit. Es soll keine Kunstgattungen mehr geben, keine Dramen, Epen und Lieder, sondern nur noch Impressionen, gleichviel welcher Art. Sind es zufällig mehrere Scenen, so gibt das eben ein sogenanntes „Drama". Das geht nun aber den Literarhistoriker gar nichts an, was literarische Gamins sich gerade heute für zeitweilige Späße erlauben. In der Geschichte der Poesie existiren eben die Arten, und was würde der Historiker sagen, dem man verbieten wollte, über Territorien zu schreiben, weil die ja auf der Erdoberfläche nicht vorhanden (abgegrenzt) sind? Das Resultat Croce's, der so viel gerade an den Classificationen unsrer Aufgabe bei den Deutschen (Paul, Köeting, Gaspary u. a.) auszustellen hat, bleibt wieder eine Classification (der drei Operationen). Er gibt aber an Stelle der alten, bewährten Grundbegriffe unsrer Wissenschaft, auf die sich jene Forscher hiebei stützen, kein neues Fundament. Vielleicht baut er daran. Eine sorgsame Psychologie des Schaffens auf unseren Gebieten verräth sein Buch. Die Aufgabe aber fordert mehr. Sie ist objectiv: Theorie der Geisteswissenschaft.

Wir bedauern von dem Buche G. Buzzelotti's (von dem wir eine lesenswerthe Studie über den Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum im italienischen Geiste, dessen Peripetie

Savonarola darstellt, anmerken) über Ippolito Ad. Taine keine nähere Vorstellung geben zu können, da wir es gegenwärtig nur vorübergehend einsehen konnten. Es schien uns, daß darin mit vollem Recht mehr Taine selbst, als die jetzt unter seinem Namen gehende problematische Theorie, zum Problem gemacht wird. Wir können unsern Bericht nicht schließen, ohne auf die eifrige und gediegene Thätigkeit hinzuweisen, die in Spanien der gelehrte und geistreiche D. Marcelino Menendez y Pelayo auf dem Felde der Literaturwissenschaft in seinem weitesten Umfang entfaltet. Seine groß angelegte Historia de las ideas esteticas en España schreitet fort und erscheint in den ersten Bänden bereits in zweiter Auflage. Ein großer Aufsatz von ihm, Estudios sobre los orígenes del Romanticismo Francés, erörtert in kundiger Weise die Bedeutung Deutschlands für die literatura del mundo. Auch die Verdienste Arturo Farinelli's um die gegenseitigen Beziehungen der spanischen und deutschen Literatur, die der italienische Gelehrte seit dem Anfang der 90er Jahre sowohl in deutscher Sprache (in der Zeitschrift für vergl. Literaturgeschichte und in seinem Buche über Lope und Grillparzer), als in der spanischen verfolgt, dürfen hiebei nicht übergangen werden. Ref. darf denn auch hier am Schluß seine Arbeit über den spanischen Weltschriftsteller des 17. Jahrhunderts, Balthasar Gracian, den Autor des oraculo manual, erwähnen, der literarhistorisch für die deutsche Hofliteratur (Thomasius) im 17. Jahrhundert und wiederum für den Heros der allermodernsten Salonliteratur, Schopenhauer, von grundlegender Bedeutung ist. Die Fragen, um die es sich hier handelt (das Aufkommen und die Verbreitung der Maximen der Weltlehre und des Geschmacks), sind gerade für die allgemeine Literaturwissenschaft von Wichtigkeit. Nur aus diesem Grund fällt auf den in den Mittelpunkt des Buches gestellten spanischen Autor, den man gewöhnlich nur als den Classiker des Cultismo kennt, mehr Licht, als er sonst wohl ertragen würde.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 25. Februar. Vorsitzender Secretar: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Stumpf las: „Zur Theorie der Consonanz." Kritik der v. Helmholtz'schen Consonanzdefinition und anderer Erklärungen. Der Begriff der Unverschmelzung (des verschiedenen Grades der Einheitlichkeit bei Mehrklängen) wird zur Definition herangezogen. Er läßt sich experimentell und historisch begründen. Er ist auch auf die Succession der Töne übertragbar und steht nicht im Widerspruch mit dem wesentlich melodischen Charakter der Musik bei den Naturvölkern und in den früheren Epochen der Musikgeschichte. 2. Hr. Diels legte vor: „Zur Pentemychos des Pherekydes." Die soeben ausgegebene 2. Serie von Grenfells Greek Papyri enthält unter anderen werthvollen classischen Stücken (alte Homerexemplare, Xenophon Mem. I, 3, 15 ff. u. a.) Bruchstücke aus der Pentemychos des Pherekydes aus Syros, die einer genaueren Analyse unterzogen werden. 3. Hr. Mommsen überreichte „Prosopographia Imperii Romani Saec. I. II. III. Pars I. II." 4. Hr. Conze überreichte „Karten von Attika, auf Veranlassung des Kais. Deutschen Archäologischen Instituts mit erläuterndem Text herausgegeben von E. Curtius und J. A. Kaupert". Heft IX, Lieferung 1. Berlin 1897. 4. — Die Akademie hat am 19. Febr. c. das ordentliche Mitglied der physikalisch-mathematischen Classe Karl Theodor Weierstraß durch den Tod verloren.

* Heidelberg. Die letzte Vorlesung, die Kuno Fischer in diesem Semester hielt, ward von seinen Zuhörern im Hinblick auf sein am 19. d. M. bevorstehendes 50jährigs Doctorjubiläum zu einer begeisterten Huldigung benutzt. Frisches Grün zierte den großen Hörsaal im Erdgeschoß des Universitätsgebäudes, ein Rosenstrauß lag auf dem Katheder des Jubilars. Candidat Pfeiffer begrüßte ihn in seinem wissenschaftlichen Bestreben, die ästhetischen Ideen Goethe's mit den kritischen Kants zu vereinigen, und knüpfte daran den wärmsten Glückwunsch der dankbaren Schüler. Kuno Fischer, der eine öffentliche Feier seines Ehrentages abgelehnt hat, dankte von Herzen. „Als ich vor 50 Jahren in Halle den Doctortitel erworben hatte," sagte er, „wollte ein vertrauter, der Philosophie geneigter Freundeskreis mich zur akademischen Laufbahn veranlassen, und auch meinen Wünschen war der Gedanke nicht fremd. Aber äußere Verhältnisse lagen hindernd im Wege, und ich ging den Weg, den mancher große Mann vor mir eingeschlagen hat, und wurde zu großem Nutzen für meine akademische Laufbahn Hauslehrer im nahen Pforzheim. Noch steht der Tag vor mir und noch suche ich in stillen Stunden gern die Stelle auf, wo ich zum erstenmale das schöne Heidelberg und die Landschaft bis zum leuchtenden Rheinstrom von der Schloßterrasse aus bewunderte und wo die Sehnsucht nach einem Lehrstuhl an der alt berühmten Universität in mir erwachte. Mein Wunsch ward erfüllt, und ich durfte bald die Bedenken vergessen, welche andere über das Unternehmen äußerten, an der „Pandektenuniversität" Philosophie zu lehren. Ich war so glücklich, einen stets wachsenden Zuhörerkreis zu finden, dessen Glieder mir in Wahrheit Commilitonen, Mitkämpfer wurden. Es kamen unglückliche politische Zeiten und Hemmungen, für die ich niemand verantwortlich machen will. Ich suchte in Berlin und fand dann in Jena ein Feld der Wirksamkeit. Nachdem ich von dort dem wiederholten Rufe nach Heidelberg zurückgefolgt war, blieb ich hier, getreu meinem ersten Eindrucke von Heidelberg, obgleich man mich nach Wien, Leipzig und Berlin berief. Tausende sind seitdem meine Hörer gewesen, und obgleich ich in hohem Alter stehe, fühle ich mich rüstig und verdanke das zum großen Theil dem mit jedem Semester sich verjüngenden Kreise meiner Hörerschaft, Ihnen, meine Herren! Denn es besteht eine sehr tiefe Gemeinschaft zwischen Geben und Nehmen, und die große Gemeinde meiner Zuhörer ist mir allezeit gegenwärtig. Ich genieße das verjüngende Glück, daß der akademische Lehrer hat, wenn er in innerster Gemeinschaft mit seinen Hörern lebt. Frisches Grün, Zweige und Blumen, die den Saal schmücken, sind Ihr Sinnbild, meine Herren! Lassen Sie sich von ganzem Herzen danken und Ihren Wunsch erwidern in den Worten: Es lebe das schöne Heidelberg, seine Universität und ‚die Bäume, die sich täglich neu begrünen', Heidelbergs akademische Jugend!"

* Zürich. Ein internationales Comité von 20 Mathematikern, an deren Spitze Oberst Blenier steht, ladet die Mathematiker aller Länder der Erde auf den 9. bis 11. August 1897 zu einer Conferenz nach Zürich ein zur Besprechung von Fragen allgemeinen Interesses mit principieller Bedeutung.

* New-York. Aus Chicago berichtet der „New-York Herald" vom 1. März, daß John D. Rockefeller sich verpflichtet habe, seine der dortigen Universität gemachte Stiftung von 8 auf 18 Millionen Dollar zu erhöhen. — Der verstorbene Mr. William Sumpson von Leroy im Staat New-York hat fast sein gesammtes Vermögen im Betrag von annähernd Millionen Dollar der Yale-Universität in New Haven im Staate Connecticut vermacht.

* Bibliographie. Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Briefe Samuel Pufendorfs an Christinn Thomasius. (1687 bis 1693.) Hggb. von Emil Gigas. (Histor. Bibl. Hggb. v. d. Redaction der Histor. Zeitschrift. 2. Bd.) München und Leipzig. R. Oldenbourg 1897. — Hermann Armee: Detailreisen und Hausirhandel nach der Gewerbeordnungsnovelle. 2. Aufl. Breslau, Wilh. Koebner 1897. — Otto v. Montetun: Die Politik in der Armee oder die stille Kriegsschule. Berlin, R. Felix 1897. — Das Wetter. Meteorologische Monatsschrift für Gebildete aller Stände. Hggb. von Dr. R. Aßmann. 14. Jahrg. 1. Heft. Jan. 1897. Berlin, Otto Salle. — Karl Bleibtreu: Der Kampf bei Mars la Tour. Berlin, Schall u. Grund.

Vervielfältigung (17119)

von Schriftstücken jeder Art (sowohl in großer als auch in geringer Zahl von Abdrücken) geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie". So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Raumersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an A. Semle in Neuburg a. D.

Alte Kupferstiche.

Ein Herr sucht alte englische Kupferstiche nach Hoppner, Romney, Reynolds, Morland, Wheatley, Ward u. A. zu hohen Preisen zu kaufen. Beschreibungen rc. unter O. 1265 befördert Rudolf Mosse, München. (4009)

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart.

Singer und Seifriz:

Grosse theoretisch-praktische

Violinschule.

Erster Band 14 Mk. Zweiter Band 16 Mk. Zu beziehen durch die meisten Buch- und Musikalien-Handlungen.

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg erschien soeben:

Kuno Fischer

Der Philosoph des Pessimismus.

Ein Charakterproblem.

(Kl. Schriften 7.) 86 brosch. M. 1.20.

Dieser Essai über Arthur Schopenhauer erscheint als Vorläufer der 2. Auflage des Hauptwerkes (Geschichte der neuern Philosophie, Bd. IX). (15839)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Montag, 8. März. Nummer 54.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Renaissance und Romantik. I. Von Dr. Karl Federn. — Kashmir und Chitral. — Mittheilungen und Nachrichten.

Renaissance und Romantik.

Ein Versuch von Dr. Karl Federn (Wien).[1])

I.

Die moderne Zeit, der man so gern Poesielosigkeit vorwirft, ist unter den höchsten Gesängen ins Leben getreten, sie hat mit einer Fluth von Poesie begonnen, wie sie seit Jahrhunderten nicht gehört worden, wie sie überhaupt in Europa in der christlichen Zeit nur zweimal vorher sich erhoben hatte. Man hat sich schon oft bemüht, Gesetze dafür aufzustellen, zu welchen Momenten im Leben der Nationen große Dichter aufzutreten pflegen. Als das Deutsche Reich gegründet ward, da erwartete man allgemein, daß auf den politischen Aufschwung ein gleiches Emporblühen in Poesie und Kunst folgen werde. Das ist bisher leider nicht der Fall gewesen, und man kann nun von dilettantisirenden Geschichtsphilosophen es häufig klar bewiesen hören, daß es auch gar nicht sein konnte, daß solch eine Blüthezeit stets dann einzutreten pflege, wenn die politischen und socialen Kämpfe noch ruhen, und man führt eben die Zeit der deutschen Classiker als Beweis hiefür an. Aber in Hellas kam die höchste Blüthe nach den Perserkriegen, in England nach der Beendigung des Rosenkriegs zugleich mit dem Aufschwung der politischen und commerciellen Macht des Landes, in Italien währte sie durch zweihundertfünfzig Jahre inmitten der heftigsten Kämpfe und der tiefsten Zerrissenheit, in Rom trat sie ein, als das Reich zu verfallen begann, in Deutschland, als die Verfallszeit zu Ende ging und die politische Wiedergeburt nahte, in Skandinavien hundertundfünfzig Jahre nach dem Fall der politischen Macht. Wir thun am besten, zu gestehen, daß wir nichts darüber wissen; unsre sogenannten historischen „Gesetze" stehen alle auf sehr schwachen Füßen. Die Ströme geistiger Bewegungen gleichen jenen Höhlenflüssen im Karst: wir können sie verfolgen, soweit wir ihnen entlang gehen können, dann verschwinden sie plötzlich und wir können nur zur Noth ausspüren, wo sie wieder ans Tageslicht treten; wo sie in der Zwischenzeit ihren unterirdischen Lauf nehmen, das vermögen wir nicht genau zu sagen. So viel indeß ist gewiß: einer der poetischen Culminationspunkte der Weltgeschichte trat um die Wende des vorigen, im Anfang dieses Jahrhunderts ein.

Diese Epoche wird in den Literaturgeschichten der Engländer, der Franzosen, der Italiener als die Zeit der romantischen Schule bezeichnet und besprochen. Nur in Deutschland wird sie, da die hervorragendsten Dichter eine andere Entwicklung nahmen, das classische Zeitalter genannt, obgleich die Literaturgeschichte auch bei uns eine parallel gehende romantische Bewegung verzeichnet. Der Aufschwung tritt so gleichzeitig, so gewaltig und trotz dem erwähnten Unterschied mit so ähnlichen Charakterzügen in allen romanischen und germanischen Ländern auf, daß an der Einheitlichkeit der Bewegung nicht gezweifelt werden kann. Daß sie aber gerade in Deutschland in eine classische und eine romantische auseinander fällt, ist ein Phänomen von tiefer welthistorischer Bedeutung. Auch die Engländer, die Franzosen, die Italiener unterscheiden in ihrer Literatur Werke der classischen und der romantischen Schule; das besondere ist, daß diese beiden Richtungen in Deutschland gleichzeitig auftreten, bei den anderen — wenigstens nach der üblichen Auffassung — trennende Jahrhunderte zwischen der Blüthe der einen und der Herrschaft der anderen liegen. Die Frage, was diese Unterscheidung, die all diese Nationen in gleicher Weise machen, bedeute, ist unzähligemale gestellt und erörtert worden. Aber andere Fragen, die vielleicht noch wichtiger sind, die Frage, woher diese Verschiedenheit der literarischen Entwicklung des deutschen Volkes und der seiner Nachbarn kommt, die Frage, inwiefern sich die classische und die romantische Richtung in Frankreich und England in analoger Weise zu einander verhalten, wie die gleich benannten Bewegungen in Deutschand, oder ob nur zufällig hüben und drüben gleich klingende Worte gebraucht worden sind — diese Fragen sind, so viel ich weiß, kaum hie und da gestreift worden. Und hieran muß ich die weitere Frage schließen, wie es zu dieser Theilung und zu dieser Nomenclatur überhaupt gekommen ist, das heißt nicht, von wem und wann die Worte zuerst gebraucht worden,[1]) sondern welche tiefen psychologischen und culturhistorischen Strömungen in den Geisteswerken, die so classificirt wurden, und in den Kritikern, welche sie derart classificirten, zum Ausdruck gekommen sind.

Goethe hat das Wort und den Begriff der „Weltliteratur" gegeben, aber eine Geschichte der Weltliteratur müßte erst geschrieben werden. Ich meine hiemit nicht ein encyklopädisches Werk über die gesammte Literatur aller Völker und Zeiten, das ja jedes Maß menschlichen Könnens übersteigen würde. Aber die Entwicklung derjenigen Völker, welche die Schöpfer und Träger unsrer heutigen Cultur sind — und das sind die germanischen und romanischen Völker —, steht in so engen und unlösbaren Wechselbeziehungen, daß eine Literatur- und Culturgeschichte eines einzelnen derselben eigentlich gar nicht möglich ist. Es ist,

[1]) Als Vortrag gehalten im Wiener Goetheverein am 11. Nov. 1896.

[1]) Die Worte sind freilich vieldeutig und ungreifbar. In seiner „Geschichte der romantischen Schule in Frankreich" zählt Georg Brandes gelegentlich auf, wie viel verschiedene Definitionen des Wortes „Romantisme" die französischen Schriftsteller der zwanziger Jahre allein aufgestellt haben. Sie hatten es aus Deutschland übernommen, wo Friedrich Schlegel es zuerst als Schulbegriff gebraucht hatte. Ueberzeugt gibt das Wort „romantisch" zu weniger Mißverständnissen Anlaß, da fast allen Anwendungen etwas gemeinsames zugrunde liegt, auch dort, wo diejenigen, die es gebrauchen, sich dessen gar nicht bewußt sind. Das Wort „classisch" hingegen, das in seinem ursprünglichen lateinischen Sinn nichts anderes als „Schriftsteller ersten Ranges" — etwa das, was die Engländer „standard authors" nennen — bedeutet, ist hier natürlich nur in seiner zweiten Bedeutung verstanden, in der es einen bestimmten, mehr oder minder an die Antike sich anlehnenden Stil bezeichnet.

als ob man ein Stück aus einem Teppich herausschneiden und mit einem künstlichen Saum versehen würde, um es für ein Ganzes auszugeben: das Ornament wird als unverständliches Bruchstück erscheinen; oder als ob man beim Studium der Geschichte eines Krieges sich auf die Bewegungen eines einzelnen Armeecorps beschränken würde. Die germanischen und romanischen Völker haben eine Geschichte. Es schreibt allerdings heute niemand mehr die Literaturgeschichte eines Volkes, ohne der fremden Einflüsse zu gedenken, aber bisher ist nur Taine's Geschichte der englischen Literatur von einem wirklich welthistorischen Standpunkt verfaßt.

Goethe hat die Geschichte der Wissenschaften mit einer großen Fuge verglichen, in der die Stimmen der Völker erst nach und nach zum Vorschein kommen; und mit diesen Worten Goethe's leitete Hettner seine Geschichte der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts ein. Aber sein Werk galt nur drei Stimmen, denen der Engländer, der Franzosen und der Deutschen. Die machtvolle Stimme, die diesen vorantönte, und die er, ob sie gleich in den Rahmen des achtzehnten Jahrhunderts nicht mehr gehörte, dennoch als die Grundlage aller modernen Cultur in der Einleitung hätte erwähnen müssen, die Stimme Italiens, die hat er augenscheinlich nicht recht gewürdigt. Er hat den Strom nicht weit genug zur Quelle hinauf verfolgt. Und dies war auch früher nur schwer möglich. Wir finden wohl hie und da ein Wort, das den Verlauf andeutet, wie den von Hettner selbst citirten Satz Pope's: „Von Italien aus breiteten sich die Künste über die nördliche Welt"; aber die Urheber solcher Sätze legten ihnen gar nicht das Gewicht bei, das sie in Wahrheit hatten, der Zusammenhang war ihnen keineswegs klar; erst das bahnbrechende Werk Jacob Burckhardts hat uns Neueren das volle Verständniß für den Zusammenhang der europäischen Culturbewegung möglich gemacht. Da im folgenden der Versuch gemacht werden soll, diesen Zusammenhang zu skizziren oder, um bei dem früher gebrauchten Bilde zu bleiben, den Lauf der unterirdischen Strömung anzudeuten, so müssen wir zunächst zum Ursprung und zu den Quellen zurückgehen.

Nach dem Untergang des römischen Reiches durch die Völkerwanderung kam über Europa jene Reihe culturvernichtender und entsetzlicher Jahrhunderte, die Taine „l'affreuse nuit du moyen âge" nennt. Entsetzlich war die Zeit allerdings zumeist für die alten Culturländer, denn in den übrigen Theilen Europa's hat es wohl vorher nicht besser ausgesehen, und was für das Gebiet der Antike hereinbrechende Nacht ist, das ist für das nördlichere Europa die erste Morgendämmerung: wir sehen bei einem trüben Licht zum erstenmal da hinein, wo früher vollkommene Finsterniß und Chaos war. Was uns ein entsetzliches Morden und Vernichten, kaum gemildert durch die neue unbegriffene Religion erscheint, das ist in der That das erste Gewoge der Gährung im mittleren Europa: die Cultur der Mittelmeerländer verschiebt sich nach dem Norden hinauf, das Norduser wird zur Südgrenze, die der Süduser verfällt ganz. In den Stürmen und Kriegen dieser Jahrhunderte werden die Reste des entarteten antiken Wesens vollends vernichtet und zertreten. Germanen, Hunnen, Normannen, Ungarn, Sarazenen sind der Reihe nach allenthalben mit der Zerstörung und dem Niederbrennen beschäftigt, aber während dieser langen barbarischen Kämpfe geht ihre eigene Entwicklung fort, und die begabteren Racen unter ihnen nehmen selbst diese letzten Trümmer der antiken Cultur als erste Keime der eigenen auf. Und da es neue Völker sind, die in der Weltentwicklung dominiren, und da ein neuer Glaube, das heißt eine ganz neue Weltanschauung, ihre Seelen beherrscht, so trägt diese erwachende Cultur einen ganz neuen Charakter oder vielmehr zwei neue, ganz disparate, aber wunderbar verschmolzene Charakterzüge: sie ist aus semitisch-orientalischen und arisch-germanischen Elementen wundersam zusammengesetzt, das frühe Mittelalter trägt ein wesentlich christlich-germanisches Gepräge.[1])

Germanen haben allenthalben die alten lateinischen Länder unterworfen, die Racen aufgemischt und regenerirt, die politischen und socialen Formen von Grund aus verändert. Aus den Trümmern der antiken Welt hat sich eine Institution gerettet, selbst eine im Innersten unantike orientalische Schöpfung — die römische Kirche. Ihr verdanken die kraftvollen germanischen Barbaren den ersten civilisirenden Einfluß, sie gibt ihnen zugleich den Schlüssel zur antiken Cultur, die lateinische Sprache, in die Hand. Sie hat diesen Schlüssel bewahrt, ohne sich seines Werthes recht bewußt zu sein, sie ist der kaum beendigten Kämpfe gegen das Heidenthum noch viel zu sehr eingedenk, als daß sie die Beschäftigung mit seiner Literatur gutheißen könnte. Durch sechs Jahrhunderte währt dieser finstere Dämmerungszustand; vergeblich hat die überragende Genialität Karls des Großen eine Erneuerung der alten Studien, eine durchgreifende Hebung der allgemeinen Bildung durchzusetzen versucht; eine Bewegung, die von diesem einen großen Mann und seiner nächsten Umgebung ausging und die man manchmal die „mittelalterliche Renaissance" genannt hat: die Zeit war nicht reif dazu, seine Einrichtungen verfielen alsbald wieder, nur von einzelnen wenigen begriffen und fortgesetzt, die uns da und dort wie flimmernde Lichter erscheinen, und die Barbarei des 9. und 10. Jahrhunderts erscheint womöglich noch größer als die der vorhergehenden. Aber in diesen sechs Jahrhunderten ist die Umwandlung Europa's eine vollständige geworden. Die herrschenden germanischen Schichten sind von den zahlreicheren unterworfenen Latinern und latinisirten Kelten gleichsam absorbirt worden, ihr germanisches Gepräge hat sich verloren, nur die deutschen Namen der adeligen Geschlechter und die verwandelten politischen und socialen Institutionen, vor allem die allgemeine Durchführung des Lehenswesens, zeigen wie mächtig die germanische Infusion in allen Ländern Europa's gewirkt hat. Der latinische Sprachstamm hat sich in die romanischen Stämme aufgelöst. Die christlich-feudalen Staaten mit ihrem Ritterthum, ihrer Kreuzbegeisterung, ihren wilden, kampfgierigen, rohen Bevölkerungen, ihren abenteuerlichen, derben, grotesken Formen sind entstanden. Denn diese Welt hat wohl Formen, und zwar sehr ausgeprägte, nur nicht solche, die wir eine Cultur nennen würden. — Und nun wird es an einer Stelle licht. Im südlichen Frankreich, in dem glanzvollen weltlich gesinnten Ritterthum der Provence, in dem blühenden Bürgerthum ihrer Städte, in ihrem kühnen religiösen Freisinn, in ihren verfeinerten Lebensformen und endlich in der völlig neuartigen Poesie, die sie erzeugte, ist im 11. Jahrhundert die europäische Cultur thatsächlich zur Welt gekommen. Es gibt ja in der Weltgeschichte keine scharfe Abgrenzung der Epochen, aber dort und zu jener Zeit beginnt jene Umwälzung, die wir später, da sie sich in volleren Formen entwickelt und durch ein zweites Element von unvergleichlicher Bedeutung verstärkt wird, die Renaissance nennen. Denn diese neue provençalische Cultur ist von der Antike fast gänzlich unbeeinflußt geblieben. Diese Cultur ist eine Frucht der mittelalterlichen Entwicklung. Ihre Poesie, die uns als ihr Denkmal erhalten ist, ist wesentlich

[1]) Taine hat darauf hingewiesen, wie sehr die Germanen prädestinirt waren, das Christenthum begeistert aufzunehmen, wie tief trotz allen scheinbaren und wirklichen Unterschieden die Seelenverwandtschaft der germanischen und semitischen Race durch den gemeinsamen Hang zur Verinnerlichung, zum religiösen Ernst und zu schwärmerischem Enthusiasmus ist. Taine, Hist. de la litt. Angl. vol. I. chap. I. „Les Saxons".

eine Efflorescenz des Ritterthums, und bereits Diez hat sie die „älteste romantische Poesie" genannt.

Es ist bekannt, wie diese Cultur auf Veranlassung der Kirche, der sie über den Kopf zu wachsen drohte, von den roheren und frömmeren Bewohnern des nördlichen Frankreichs in den Albigenserkriegen mit barbarischer Wuth wieder vernichtet wurde. Aber vergeblich ward die Flamme an dieser einen Stelle ausgetreten, sie loderte bereits in ganz Europa empor. In seelischen Qualen, die verzweifelten Krämpfen gleichen, hatten die größten Geister der früheren Jahrhunderte — Berengar von Tours, Abälard, Roger Baco — ihre Erkenntniß, ihre Logik mit dem Dogma zu vereinen gesucht, ohne deßhalb der Verfolgung, ja dem Scheiterhaufen zu entgehen. Die kühneren Denker des 13. Jahrhunderts zogen alle Consequenzen und bald wimmelte die Welt von Zweiflern und Ketzern. Das freie Denken war erwacht und man braucht nur das trotzig an den Schöpfer gerichtete Sirventes des Peire Cardinal zu lesen, um zu sehen, bis zu welchen tiefen Fragen die Dichter schritten und wie kühn sie sie zu beantworten wagten.[1])

Allenthalben waren die Städte emporgeblüht. Die Demokratie ward geboren und im Jahre 1155 starb der erste Märtyrer der Freiheit, Arnaldo von Brescia, auf dem Scheiterhaufen. In wilden Schlachten zwangen die Lombarden den mächtigsten Kaisern und den tapfersten Kriegern der Welt ihre Freiheit ab. „Das 13. Jahrhundert", sagt Gregorovius, „ist eine fortgesetzte große Revolution" — Revolution, Reformation und Renaissance sind drei Worte, die durch Sinn und Inhalt aufs innigste zusammenhängen. Wenn sich einer kurz fassen wollte, so enthalten diese drei Worte die Geschichte Europa's vom Ausgang des 12. Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag. Und alle drei Bewegungen haben ihre Wurzel in jener Zeit. Im Uebergang von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft fand der ungeheure Umschwung seinen ökonomischen Ausdruck. Die Menschen beginnen sich wieder an der Welt zu freuen, und sogleich verlockt es sie auch, dieser Freude Worte zu geben, die tausend Formen des sie umgebenden Lebens darzustellen, und das kräftig empfundene Dasein findet in der wieder erwachenden Kunst und Poesie seinen mächtigen Ausdruck. Die Provence, Castilien, Frankreich, die Höfe Siciliens und der Lombardei, wie die des Deutschen Reiches ertönten von den Liedern der Troubadours und der Minnesänger.

Es ist klar, daß diese neue Kunst die Ideen und Vorgänge zum Gegenstand nahm, welche durch so viele Jahrhunderte das Leben des Mittelalters beherrscht hatten und welche erst jetzt einer allmählichen Umwandlung zu unterliegen begannen. Diese Stoffe und ihre Auffassung, das Glaubensfrohe, Fabelgläubige, Groteske, Abenteuerliche — man müßte das ganze äußere und geistige Leben des Mittelalters hier aufzählen — all dies in seiner Eigenart und mit seinem Gepräge ist das, was man heute „romantisch" nennt. Kurz alle Elemente, welche das Mittelalter in unsre Cultur, die damals zu erblühen begann, gelegt hat, die Quintessenz alles culturell Werthvollen, was es enthielt, gibt dem Worte „Romantik" seinen viel umfassenden Inhalt. Wer „Romantik" sagt, sagt „Mittelalter". Der architektonische Ausdruck, den jene Zeit in der Bauart ihrer Gebäude, das heißt für die Heimstätten ihrer politischen Körperschaften, ihres Gottesdienstes, ihrer Fürsten fand, ist der sogenannte gothische Stil, der specifisch romantische Stil. Das Wort „gothisch" wurde im vorigen Jahrhundert wiederholt in der Bedeutung von „romantisch" gebraucht,[1]) und wie sehr die „Romantiker" unsrer Zeit auf die Gothik und das Mittelalter überhaupt zurückgriffen, ist bekannt. Gregorovius vergleicht die Divina Commedia mit einem gothischen Dom. Carlyle nennt Dante den Sprecher des Mittelalters, sagt, daß zehn schweigende christliche Jahrhunderte in seinem Gedicht ihre Stimme gefunden. Burckhardt hat ihn als den ersten modernen Dichter charakterisirt. Und diese scheinbar so widerspruchsvollen Anschauungen beweisen nur, wie sehr er im Wendepunkt zweier Weltalter steht, und wie sehr jene Zeit des Umschwungs in ihm ihren Ausdruck gefunden hat. Dante ist der Dichter der Frührenaissance, und die Renaissance, das heißt das Wiederaufleben der Völker Europa's zur Lebensfreude, zur Freiheit und zur Kunst, trug in ihren frühesten Anfängen ein wesentlich romantisches Gepräge.

Vielleicht in keinem Lande, wenn man von Italien absieht, war die Blüthe der Romantik eine so herrliche wie in Deutschland. Die provençalische Poesie kann sich mit der deutschen weder an Reichthum noch an Tiefe messen. Einem Wolfram von Eschenbach, einem Walther von der Vogelweide hat die Provence niemanden an die Seite zu stellen. Aber so hoch die Blüthe stand, so rasch und vollständig war der Verfall. Die Kirche fühlte die Gefahr, welche die steigende Cultur für sie brachte. Das selbständige Denken und die Weltfreude vertrugen sich nicht mit ihrem System. Ein früher nie geahnter religiöser Freisinn gewann allenthalben Verbreitung; die ersten Dichter und Denker predigten eine humane Toleranz, wie sie erst das achtzehnte Jahrhundert wieder aufnahm, und es ist historisch völlig correct und für die Analogie und den Zusammenhang der Zeiten hoch bedeutsam, daß Lessing den Schauplatz seines Nathan in das dreizehnte Jahrhundert verlegte. Die Welt drohte sich schon damals von der Kirche zu emancipiren. — Aber immer, wenn die Hierarchie und der geistige Absolutismus der römischen Kirche am schärfsten bedroht war, kamen ihr freiwillige Armeen schwärmerischer und begeisterter Bruderschaften zu Hülfe; so wie im sechzehnten Jahrhundert die Jesuiten, so verfochten im dreizehnten die Franciscaner und Dominicaner die geistliche Reaction. Dem siegreichen Kampf der Päpste gegen die Hohenstaufen ging ein geistiger Kampf des Klerus gegen das Ritterthum parallel. Die Inquisition und die Ketzergerichte waren rasche und entsetzliche Waffen, die Predigermönche wirksame Werkzeuge — und in der Provence wie in Deutschland ist der kühne ritterliche Geist und seine Poesie schnell und gründlich erstickt worden.[2]) Die deutsche Poesie erholte sich nicht wieder, ehe das achtzehnte Jahrhundert kam, sie hat durch fünf Jahrhunderte nichts künstlerisch vollendetes hervorgebracht. Und das ist ein furchtbarer Riß, der durch die deutsche Culturgeschichte geht, die schöne Stetigkeit der Production, wie wir sie in Frankreich, in England, in Griechenland finden, ist nicht vorhanden. Der deutschen Frührenaissance ist die Fortentwicklung versagt geblieben.

In einem anderen Lande wurde die große Aufgabe durchgeführt. In den Republiken Italiens entwickelte sich die moderne Civilisation. Die Päpste, welche die demo-

[1]) S. Diez, Leben und Werk der Troubadours, „Peire Cardinal"; und über den religiösen Freisinn der Zeit: Lange, Gesch. des Materialismus, „die Uebergangszeit", und vor allem Hermann Reuter „Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter".

[1]) Das, was Hettner Shakespeare's „mittelalterliche Romantik" nennt, das nannte Shaftesbury seinerzeit Shakespeare's „gothische Roheit". Pope verglich Shakespeare mit einem „alten erhabenen, aber gothisch geschmacklosen Bauwerk". Rousseau, den Hettner treffend als den Vorläufer der späteren sentimentalen Romantik bezeichnet, spricht in der Vorrede zur „neuen Heloise" von der „gothischen" Tonart seiner Dichtung.

[2]) Siehe die trefflichen Ausführungen in W. Scherers Gesch. d. deutschen Lit. in den Abschnitten „Ritterthum u. Kirche" und „Sänger und Prediger". — Deßwegen soll nicht übersehen werden, daß jene Orden andrerseits viel gutes geleistet und wie sehr wenigstens in Italien „die Wirksamkeit des hl. Franciscus zur Verneuung des geistigen Lebens beitrug". (Gaspary.)

Digitized by Google

kratischen und revolutionären Bewegungen allenthalben bekämpften, welche die Magna Charta Englands, kaum erschienen, mit dem Bann belegten, begünstigten die republikanische Entwicklung in Italien, weil sie ihnen als Bollwerk gegen die Kaiser diente. Auch hat die Hierarchie nirgends so wenig wirkliche Macht besessen, als in Italien. Und zu alledem wurde die italienische Geistlichkeit ziemlich rasch von den Ideen der neuen Culturbewegung ergriffen und durchtränkt, sehr zum Schaden ihrer religiösen Haltung, aber zum unermeßlichen Nutzen der Literatur und Kunst, die hier von allen Machtfactoren gefördert wurden. In den mannichfachsten Formen der Freiheit blühten die Städte zu einem Reichthum empor, wie ihn das arme Europa des Mittelalters nie gekannt hatte. Florenz wurde der Mittelpunkt des neuen Lebens. Schon die Minnepoesie und das Epos haben hier eine ganz andere Höhe erreicht, einen ganz anderen Verkehr gefunden, als im Norden. Der Dichter, der hier das Mittelalter mit der neuen Zeit, die Romantik mit der Renaissance verbindet, der den Tiefsinn und die Innigkeit des katholischen Mysticismus und die düstere Herbheit der Gothik mit der Psychologie und Plastik der modernen Poesie vereint, steht in seiner Lyrik wie in seiner Epik unerreichbar hoch über allen europäischen Dichtern seiner Zeit.

Wenngleich sie keinen zweiten Dichter wie Dante hervorbringt — immer höher steigt nach ihm die italienische Cultur. Immer reicher wird die Blüthe der Städte, immer verfeinerter das Leben, und wie hundert kleinere Flammen schließen sich die glanzvollen Tyrannenhöfe um das große Licht, das von Florenz ausstrahlt. Und nun und hier tritt das zweite Element in das erwachende Culturleben Europa's ein. Alles bisherige war fast durchaus Frucht und Ausdruck der mittelalterlichen, der ritterlich-religiösen, der christlich-feudalen Vergangenheit, eine Frucht des eben verflossenen Jahrhunderts, kurz, es war reine Romantik gewesen. Und nun tritt mit überwältigender Wirkung die nun erst von den heller gewordenen Sinnen wieder verstandene antike Cultur, das Werk eines früheren Jahrtausends, neu ins Leben ein; die Frucht, die so lange ungeschätzt, aber unverdorrt dagelegen hatte, ging jetzt in tausendfachem Samen auf. Die stille Gestalt Petrarca's geht hier als Pfadfinder vorüber. Die Schriftsteller der Antike werden der Reihe nach entdeckt und studirt, die Kunstwerke ausgegraben, mit dem Fall Konstantinopels kommen die Lehrer des Griechischen nach Italien, an Stelle des Aristoteles, der die Philosophie des Mittelalters beherrschte, tritt ein weit künstlerischerer Philosoph: Plato. Eine heftige Reaction gegen die Askese des mittelalterlichen Christenthums, gegen das Mönchthum, gegen die Betrachtung der Erde und dieses Lebens als eines werthlosen Daseins der Prüfung und der Vorbereitung erhebt sich. Eine wilde Freude am Leben, an der Schönheit, an der Kraft, an der ganzen Fülle der Natur und des Daseins charakterisirt die Epoche. Eine schrankenlose Entwicklung des einzelnen Individuums, ein tiefes Bedürfniß jedes Einzelnen, sein Wesen in den Dingen um ihn her auszudrücken — und dies eben ist der künstlerische Trieb im Menschen — sind ihr eigen. Nie hat es eine Zeit gegeben, die so wie diese zur Kunst geschaffen war, nie eine, in der sie sich so überreich entfaltet hätte.

Man hat die Renaissance oft einseitig als die Wiederbelebung der Antike aufgefaßt. Sie hat stets beide Elemente in sich vereinigt. Sie war ein Neuaufleben der Völker Europa's, zunächst des italienischen Volkes; und dies ungestüme neue Leben, das sie durchdrang, neigte sie von selbst der heidnisch-sinnlichen Schönheit der Antike zu. Aber sie vergaß nie ihrer christlich-mittelalterlichen Vergangenheit. Sie vereinte die culturell werthvollsten Elemente beider Weltanschauungen zu einer prachtvollen, wundersam componirten Cultur. Zwei herrliche Ströme flossen gleichsam in einem Becken zusammen. Sie nahm alle Schätze des Alterthums: seine reine classische Sprache, seine hohe Kunst, seine klare Philosophie, seine weltbeherrschenden Traditionen begeistert auf — aber die eigene leidenschaftliche Begabung der italienischen Race, ihre eigene neue melodische Sprache, die tiefen Mysterien der christlichen Religion, der künstlerische Charakter des katholischen Gottesdienstes, die Erinnerungen des Ritterthums, seines Kampfes- und Liebeslebens spielen keine geringere Rolle. Stets schreitet neben der Classik die Romantik einher.[1]) Petrarca selbst, der seinen Zeitgenossen den Weg der Antike wies, der jenen neuen Strom aus seinem tausendjährigen Eise gelöst hat, der Europa die Classik gebracht hat, führte gleichzeitig die neuere romantische sentimentale Liebespoesie, die das Alterthum nicht gekannt hatte, in seinen Lauraliedern fort. Und alle die großen Dichter, die auf ihn folgten: Bojardo, Ariost, Pulci und Tasso schrieben romantische Epen, wenn auch „vom Geiste der Renaissance durchtränkt" (Gaspary). An Ariost hat Wieland angeknüpft, als er im vorigen Jahrhundert das Wort „romantisch" zu einer neuen Geltung brachte. Noch mehr gilt dies von der bildenden Kunst, die so durchaus von christlichen Stoffen beherrscht war, insbesondere von den Malern der Frührenaissance; denn bei den Späteren ward der christliche Stoff von der heidnischen Behandlung überwältigt. Und so zeigt es wieder nur den historisch klaren Zusammenhang, wenn die retrospectiven Romantiker unsres Jahrhunderts gegenüber den großen Malern der Hochrenaissance, gegenüber Michelangelo und Raphael, die Präraphaeliten zu erheben begannen. Durch zweihundertfünfzig Jahre schritt Italien strahlend von Pracht und furchtbarer Schönheit an der Spitze der europäischen Cultur, und alle die Barbarenländer im Westen und Norden nahmen von seinen Gaben auf. Spät und langsam ergriff auch sie die Bewegung, und die Art, wie dieselbe sich ausbreitete, und die Resultate, die sie auf neuem Boden und in andern Racen hervorrief, sind interessant genug.

Nach Deutschland schlug eigentlich nur eine Welle der Renaissance, die gelehrte, der Humanismus. Alles andere, ob in glücklichen Anfängen vorhanden, — die durchweg der Romantik angehören, — wurde von einer andern Bewegung verschlungen, die auf germanischem Boden ihre Hauptquelle hat und die der Renaissance, so feindlich sie sich ihr gegenübergestellt hat, näher verwandt ist, als man gemeiniglich glaubt. Ich meine die Reformation. Renaissance und Reformation waren wie zwei Geschwister, die, kaum ins Leben eingetreten, sich schon bekämpften und bekämpfen mußten. Taine sagt mit Recht: „Alle Früchte der Renaissance wären verloren gewesen ohne die Reformation." Das Opfer des nothwendigen Conflicts war vor allem Deutschland. Hier nahm man die Sache von beiden Seiten am ernstesten und bittersten. Nirgends sind die Religionskriege so lange und so wüthend geführt worden, wie in Deutschland. Jede keimende Cultur wurde dadurch niedergetreten und fast um drei Jahrhunderte blieb der geistige Aufschwung Deutschlands hinter dem der anderen Länder zurück. In Deutschland hat der Geist der Renaissance erst mit Goethe seinen

---

[1]) Diese Zwiespältigkeit der europäischen Cultur ist schon oft angedeutet worden; hier wird zum erstenmal der Versuch gemacht, sie durch die ganze Entwicklung, wenn auch nur in einer raschen Skizze zu verfolgen. Voigt z. B. „Wiederbelebung des classischen Alterthums" (Einleitung p. 5) sagt: „Die Aufgabe Italiens, war es, den Duft antiker Kunst mit der Blüthe des christlich-romantischen Lebens zu vermählen, die Form und sinnliche Schönheit als Erbe der classischen Völker mit dem Geiste der Romantik zu vereinigen." Emerson in „Fortschritt der Cultur" (1867): „Nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches hatte jede Nation Europa's ihre romantische Aera." Springer in den „Kunsthistorischen Briefen" bezeichnet Europa, im Gegensatz zum Orient als „das Land der Classik und Romantik".

Einzug gehalten. Frankreich, d. h. das nördliche — denn der südliche, provençalische Theil hatte eine Cultur für sich und gehörte politisch zum Deutschen Reich — hatte schon im 12. und 13. Jahrhundert einen gewissen Einfluß auf Europa ausgeübt: die Pariser Universität war zur Zeit der Scholastik der wissenschaftliche Mittelpunkt Europa's gewesen, und manche Vorläufer des neuen Geistes haben dort gewirkt und sind dort verfolgt worden. Die Gothik soll in Frankreich entstanden sein. Die ritterlichen Epen — die beliebtesten Stoffe der Romantik — fanden hier ihre erste Redaction, allerdings in so trockener und nüchterner Weise, daß selbst französische Literarhistoriker ihre poetische Werthlosigkeit zugestehen. Daß sie nichtsdestoweniger in der ganzen Welt eifrig gelesen wurden, beweist nur die Roheit des mittelalterlichen Geschmacks.

Mit Franz I. sodann hielt die Renaissance in Frankreich ihren Einzug, eben zu der Zeit, da sie in Italien erlischt. Ihre Kunst gab dem Hof eine leichte Vergoldung, ihr Geist drang tief in die Seelen der Menschen, sie erregte einen „Sturm von hundert Jahren", den künstlerischen Ausdruck jedoch fand sie nicht. Mit einer einzigen großen Ausnahme — Rabelais — verfielen die Poeten der Zeit rasch einem beschränkten und faden Classicismus. Der stets wachsende despotische Einfluß des Hofs vermehrte die Conventionalität und Steifheit des Ausdrucks und ertödtete den ungebundenen Geist der Natur und des Lebens, der kaum wiedergefunden war.

Und so finden wir, daß die Renaissance sich nur im Nordwesten Europa's mit ähnlicher Fülle und Kraft auslebte wie in Italien, und zwar sonderbarerweise strengdurch das Meer getheilt. In Flandern die bildende Kunst, die niederländische Renaissance, die in Rubens ihren Höhepunkt findet, in England die Poesie. In England hatten die protestantischen Bewegungen längst begonnen, waren mit Gewalt niedergedrückt worden, hatten im Volke weiter geglimmt, und jetzt unter Heinrich VIII., als man von der höchsten Stelle aus der Reformation plötzlich entgegenkam, was in keinem andern Lande der Fall gewesen war, wurde England wie mit einem Schlage protestantisch. Die Religionskämpfe in England lassen sich — obgleich genug Leute enthauptet und verbrannt wurden — an Heftigkeit mit denen des Festlandes kaum vergleichen. So trat denn in England die Blüthe der Renaissance erst nach der Reformation ein, aber zu einer Zeit, wo der protestantische Geist die höheren und geistig maßgebenden Kreise noch nicht durchdrungen hatte, wo sie vielmehr noch von voller künstlerisch-sinnlicher Lebensfreude erfüllt waren. Die Fruchtbarkeit der Epoche war ganz unvergleichlich, die Literaturgeschichte der englischen Renaissance zählt an dreihundert Dichter von Namen und mehr als fünfzig, die in kleinen Ländern oder literaturarmen Zeiten für große Dichter gelten würden. Einer hat sie alle überragt: Shakespeare und siehe: Carlyle sieht in ihm die höchste Frucht des Katholicismus in England, Taine den vollendetsten Ausdruck der Renaissance, Hettner die verkörperte Romantik des Mittelalters. Und alle haben Recht, denn all diese Elemente sind in ihm vereinigt. Renaissance und Romantik vermählen sich überall, wo eine vollkommene Frucht entstehen soll. Shakespeare steht am Ausgang der mittelalterlichen Geschichte Englands, wie Dante an der Pforte der neuen Zeit in Italien. An zwei Dingen ging die italienische Renaissance zu Grunde, an ihrer eigenen wilden Zügellosigkeit, an dem Mangel jedes sittlichen Halts und an der Verfolgung durch die katholische Gegenreformation. Ebenso ging die englische Renaissance zu Grunde an ihrem eigenen Uebermaß und an der wachsenden Herrschaft des puritanischen Geistes. Beide Reactionen fingen aufs engste zusammen. Ein solcher Zustand, wie der der Renaissance, konnte sich nicht halten. So wenig ein einzelner Mensch den fortgesetzten Rausch ertragen kann, den Rausch der Leidenschaften, des Genusses und am wenigsten den erschöpfendsten von allen, den der geistigen und poetischen Production, der das Hirn beständig in Feuer hält, so wenig kann ein ganzes Volk das aushalten. Die Erschöpfung mußte eintreten, und sie trat auch ein. Andere Interessen treten in den Vordergrund, vornehmlich religiöse und politische. An die Renaissance und die Reformation reiht sich wieder die Revolution an. Fragen des Rechts und des Glaubens verdrängen alle andern. Es kommt die Zeit der Puritaner, die Zeit Cromwells, und zum erstenmal wird ein König von seinem Volke gerichtet.

Kashmir und Chitral.

][Die sogenannten Gazetteers, welche die einzelnen Länder und Provinzen des indobritischen Reiches schildern, sind Encyklopädien über alles Wissenswerthe auf dem darin behandelten Gebiet. Selten werden sie den Historiker und Archäologen, den Naturforscher, den Nationalökonomen oder Statistiker, kurz jeden, der sich mit irgend einer Seite des Volkslebens oder des Bodens auf dem es erblüht, zu beschäftigen hat, im Stiche lassen. Zu dieser Classe von Werken kann man auch das Buch von Lawrence[1]) rechnen, welches das Thal von Kashmir schildert.

Da auch die besten Werke nur wenig zuverlässige Nachrichten über das eigentliche Kashmir und sein Volk bieten, so darf die Bereicherung der Literatur auf diesem Gebiet mit besonderer Genugthung begrüßt werden, zumal der Verfasser durch den steten regen Verkehr, in den er vermöge seiner Stellung zu der ländlichen Bevölkerung getreten ist, die beste Kunde von Land und Volk erworben hat und sich seiner Aufgabe voll gewachsen zeigt. In seinem stattlichen, mit 17 photographischen Aufnahmen und einer Karte geschmückten Bande führt uns Lawrence die Geologie, Flora, Fauna, Archäologie, Geschichte, Religionen, ethnische Gliederung u. s. w. des Landes vor. Kashmir ist ein sehr altes Land mit altmodischer Bevölkerung, die sich, trotz der zeitweiligen Einfälle und Besitznahme ihres Landes seitens der Moghuls, Pathân und Sikhs, kaum von der zur Zeit der alten Hindukönige unterscheidet. Die Chronik von Kashmir rühmt das Land als dasjenige, in dem die Sonne mild scheint, und fährt dann fort, „geräumige Schulen, Saffran, Eiswasser und Trauben, die selbst im Himmel selten, sind hier gewöhnlich. Kailâsa ist der beste Ort in der Dreiwelt, Himâlaya der beste Theil des Kailâsa und Kashmir der schönste Fleck des Himâlaya." Trümmer zahlreicher alter Städte bergen noch reiche Schätze der interessantesten Periode indischer Kunst, der indogriechischen Schule von Gandhâra. Die wechselnden Schicksale, welche das Thal im Laufe der Jahrtausende erlebt, die Namen der Völkerschaaren, welche es auf ihrem Wege nach Indien durchzogen, auch nur andeuten zu wollen, würde hier zu weit führen, es genüge der Hinweis auf den bezüglichen Abschnitt, der zum größten Theil auf den zuverlässigen Forschungen Steins beruht.

Das Volk wird nach alten Bräuchen beherrscht und ist gefügig und geneigt, alles zu thun, was die Bewahrung alter Sitte zu fördern geeignet ist. Dem Beamtenthum freilich steht es mit einem unbegrenzten Mißtrauen gegenüber, das durch die Erfahrung der Vergangenheit nur zu gerechtfertigt ist. Dann erscheint der Kashmiri als der unverbesserliche Lügner, als welcher er verschrieen ist. Und doch ist er ehrlich und von seltener Zuverlässigkeit. Lawrence hat während der sechs Jahre, welche er im Lande zubrachte, nie von einem Diebstahl unter der ländlichen

[1]) *Walter. R. Lawrence*, the Valley of Kashmir. With illustr. London, H. Frowde. sh. 12. —

Bevölkerung gehört, obgleich er davon vermöge seiner Stellung zuerst hätte erfahren müssen. „Seit 1890“, schreibt er, „sind alle Processe über Ländereien dem gewöhnlichen Gericht entzogen und mir zur Entscheidung überlassen. Mein Verfahren bestand darin, solche Klagen in dem Dorfe anzunehmen und zu entscheiden, wo der Rechtsanspruch entstanden war. Unter einem Chenär-Baum, in Gegenwart des versammelten Dorfes bringt der Kläger seine Sache vor, und der Angeklagte steht Rede. Dann geben die Aeltesten des Dorfes und der Obmann der Nachbarschaft ihr Gutachten ab, und ein kurzes Protokoll von mir bringt den Fall zum Abschluß. Dieser Weg, über Ansprüche an Grund und Boden zu entscheiden, mag bequem und roh erscheinen, aber bis jetzt hat noch niemand gegen meinen Schiedsspruch appellirt. Wollte der Kläger vor das Gericht nach Srinagar gehen, so würde sich bald die dunkle Seite seines Charakters offenbaren. Advocaten und Gerichtsbeamte würden seinen einfachen Anspruch fälschen, und auch sein Widerpart würde die Offenheit und Wahrhaftigkeit abwerfen, die ihnen die Anwesenheit seiner Nachbarn bei der Verhandlung im Dorfe einflößt, er würde in überraschendster Weise lügen. Fünf Jahre hindurch habe ich dieses Verfahren der Untersuchung an Ort und Stelle geübt, und dem Umstand, daß weder Geld ausgegeben, noch böses Blut durch Processiren erzeugt worden ist, messe ich auch das ruhige Gedeihen der Dörfer bei. Mein System ist das alte System der Dorf-Pañcâyats. Selbst der unentwickeltste Verstand kann aus den Gesichtern der Bauern ablesen, ob die gestellte Forderung berechtigt ist, und der genius loci hält beide Parteien bei der Sache und bei der Wahrheit.“

Nordwestlich von Kashmir, zwischen Peschawar und Pamir liegt Chitral, der Schauplatz von Kämpfen, welche im Jahre 1895 eine beträchtliche englische Heeresmacht zur Uebersteigung des Malakand-Passes und zur Ueberwindung schier unbesieglicher Schwierigkeiten nöthigte. Mitten im strengsten Winter mußte eine Armee von 15,000 Mann mit aller Bagage über die jähen Hänge des unwegsamen vereisten Gebirges der in Chitral eingeschlossenen Besatzung zu Hülfe eilen, während ein kleineres Detachement unter Oberst Kelly von Gilgit her in westlicher Richtung vorrückte. Im Stabe der von Süden einrückenden Hauptarmee, unter General Sir Robert Low, befand sich Captain George Younghusband. Diesem und seinem Bruder, Captain Frank Younghusband, welcher als mehrjähriger britischer Resident in Chitral mit Land und Leuten wohl vertraut ist, verdanken wir eine lebhaft geschriebene Darstellung des Feldzuges.[1]) Das hübsche, mit einer Karte und zahlreichen Photographien gezierte Buch gibt Nachricht über die Ursachen des Krieges, die Thronstreitigkeiten, welche zum Kampfe mit der indischen Regierung führten, über die ersten mißglückten Versuche, den Entsatz von Chitral zu bewerkstelligen, und über die Märsche und Kämpfe, welche endlich zu dem erstrebten Ziele führten. Neben der Darstellung der militärischen Operationen fesseln den Leser die Schilderungen der wilden Gebirgsnatur und ihrer nicht minder wilden und unabhängigen Bewohner. Neben der Angliederung des Gebiets von Chitral an das indobritische Reich hat die Expedition in das abgelegene Gebirgsland noch eine Folge gehabt, welche für die Geschichte des Buddhismus und insbesondere der buddhistischen Kunst noch manche schöne Frucht zu zeitigen verspricht. Wir meinen die Occupation des Swât-Thales, des alten buddhistischen Königreichs Udyâna, mit seinen Stûpas und anderen Baudenkmälern, nebst zahlreichen Sculpturen im Gandhârastil, die zum Theil bis ins erste Jahrhundert zurückreichen.

[1]) *G. J.* and *Frank E. Younghusband*, the Relief of Chitral. With map and illustrations. London, Macmillan and Co. 8 sh. 6 d.

Mittheilungen und Nachrichten.

Litteraturwissenschaft und Poetik in den romanischen Landen während der letzten Jahre. Von Dr. Karl Borinski (München). (Probe aus dem 1. Heft des III. Bandes des Jahresberichtes über die Fortschritte der romanischen Philologie, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Vollmöller.) III.

Die Poetik tritt heute neben der prosaischeren Theorie der Literatur als Wissenschaft stark in den Hintergrund. Wer wollte nach der Dichtung als Kunst fragen, wo die Kunst im allgemeinen immer mehr ihren Begriff mit dem der Technik vertauscht? Die Poetik sieht sich also heute im wesentlichen auf ihre reiche und große Geschichte angewiesen. Hier aber erfreut sie sich, wie zur Entschädigung, eines um so stärkeren Betriebes. Man darf behaupten, daß seit den letzten 10 Jahren mehr und umfangreichere Arbeiten auf diesem Gebiet erschienen sind, als vordem überhaupt.

Es fehlt nicht an Versuchen, die Zeitungsästhetik, die gleichwerthige Bundesgenossin der Sensationskunst und Specialitätenliteratur, in ihre sehr bornirten Schranken zu weisen. Mit wie wenig Erfolg, kann man — wohl noch auf lange hinaus — aus der Constellation der Zeit und allgemeinen Lage der Gesellschaft leicht abnehmen. Von recht gutem Willen, etwas zur Klärung der sich in ihrer Verwirrung gefallenden Kunstbegriffe unsrer Zeit beizutragen, zeugen in Frankreich Arbeiten, wie das Buch des Freundes und Kenners unsrer Literatur Victor Cherbuliez' über l'art et la nature. Es concentrirt sich im bewußten Gegensatz zu dem Modeschlagwort seines Titels auf das ästhetische Vergnügen, das Wesen der Einbildungskraft, ihre Bedrängnisse durch die Natur und deren Befreiung durch die Kunst (pour affranchir de la tyrannie des passions il faut que je les remplace par des passions plus douces (?), sensualistische Erklärung der Katharsis!). Es gipfelt in einer Theorie der künstlerischen Persönlichkeit, deren physiologische Bedingungen (nach Heimholtz' Optik) in der bildenden Kunst (ebenso der Musik!) schon die rein idealistische Bedeutung der Kunst erweisen. „La beauté n'a rien de réel“, „tout art est une protestation contre la nature qu'il imite“, sowie allerlei „griefs contre cette admirable nature“, das sind Cherbuliez' Ergebnisse bei der Erörterung des künstlerischen Zeitthemas. Aber das ist eben das Leiden, daß die Zeit die Schönheit nicht mag (was offenbar auf Gegenseitigkeit beruht), sich an die Prinzipien der Kunst nicht kehrt und jene „griefs“ mit Behagen auf ihr nervöses Publicum abwälzt. Eugène Melchior de Vogüé setzt das Thema von der Seite poésie et vérité und wendet sich dabei gegen die kritiklose enquête documentaire der Literarhistoriker. F. Brunetière greift in dem Titel seiner Vorlesungen über L'évolution de la poésie lyrique wirklich jene aber nie eine Tendenz der heutigen Literarwissenschaft gekennzeichnete Theorie der rein äußerlichen évolution des genres auf. Doch hält die vorliegende Bearbeitung dieser Theorie an der Literaturgeschichte des Jahrhunderts (au XIX. siècle) den Begriff der lyrischen Gattung schon im Titel fest. Außer einigen Titulaturen über Rousseau'n Einfluß auf die Lyrik, l'émancipation du Moi par le Romantisme, la transformation du lyrisme par le roman de George Sand, la renaissance du naturalisme u. ä. bringt das Buch durchaus nur Charakteristiken von Lyrikern, statt einer evolutionistischen Theorie der Lyrik, welche der Titel vermuthen lassen könnte.

Eine Grundfrage der allgemeinen poetischen Theorie, die nach der Begründung und Bedeutung des Bildlichen in der Sprache, erörtert Alfred Biese in dem (uns verspätet vorliegenden) Buche: Die Philosophie des Metaphorischen in Grundlinien dargestellt. Schon der Titel verräth, was Eintheilung und Anlage der Materien beim ersten Einblick bestätigen, daß es sich hier mehr um eine Art Apologie und encyklopädischer Vertretung des Vorwurfs, als um seine Erklärung und Herausarbeitung rein für den philologischen Zweck handelt. Das Metaphorische wird — recht als „neutrale“ Abstraction — den kurz gemusterten grammatischen Tropen und ihren Defaitisten mit der Etikette: „wechselseitige Uebertragung des Innern und Aeußern“, gegenübergestellt und kurzweg als primäre Anschauungsform behandelt. Diese „primäre Anschauungsform“ wird dann chapsodisch in der kindlichen Phantasie, in Sprache, Mythus, Religion, allen Künsten, darunter auch zuletzt der Poesie, und endlich durch die größere Hälfte des ganzen Buches in der Philosophie, der alten und neuern, nachgewiesen. Man könnte fragen, warum nicht auch im Recht (wobei wir auf Iherings Geist des römischen Rechts verweisen), in der Heilkunde, ja in der Physik? Der Verfasser bekennt den anthropocentrischen Standpunkt im „Metaphorischen“ und setzt sich in seiner Vertretung unbedingter

Digitized by Google

Bildfreudigkeit mehrfach mit Max Müller, K. Bruchmann auseinander. Na reichen, gelegentlich etwas dunklen Belegen für seine Anschauungen läßt er es nicht fehlen, ebenso wenig an Gewährsmännern (Herder, Uhland, Vischer, Carriere), an deren Spitze auch der oben besonders notirte Neapolitaner G. B. Vico steht. Trotz alledem und gerade weil der Verfasser sich zu der immer mehr schwindenden Partei der Vernunft und des Geschmacks in unsrer Zeit hält, kann man seines „Metaphorischen" nicht recht froh werden. Vielleicht, weil man dadurch zu sehr an die Frohschammer'sche „Weltphantasie", an Hartmanns „Unbewußtes" u. dgl. erinnert wird. Dadurch, daß man das Denken sich in Bilder verflüchtigen läßt, erklärt man es nicht, und am wenigsten, wie der Gedanke zum Bilde kommt und wie es ihn vermittelt. Auch wird es schwer werden, alsdann irgend welche Kriterien auch nur für Quantität und Qualität der zulässigen Dosen des alles erschöpfenden „Metaphorischen" aufzufinden. Der Verfasser bestätigt diesen ganz äußerlich greifbaren Grundmangel seines Buches durch den Gleichmuth, mit dem er die Sonne seiner Bilderehrung über „mehr oder weniger glückliche, schöne oder häßliche metaphorische Bildungen" leuchten läßt. Gelegentlich, wie z. B. in der echt „modernen" Kritik aus einer Tageszeitung (S. 80), spiegelt sie sich in einer Lache.

Um wie viel glücklicher, anschulicher und für die Poetik ergebnißreicher werden die Fragen der poetisch-symbolischen Bildlichkeit in einem Buche, wie Charles Joret's La Rose dans l'antiquité et au moyen âge behandelt! Auf diesen fast fünfhundert Seiten ist lediglich von einem einzigen bildlichen Motiv der Poesie und Symbolik die Rede. Allerdings von einem anziehenden, mächtigen und im Orient, im classischen Alterthum und in der Kirche gleich einflußreichen! Welche reiche und mannichfaltige Beziehungen des Einsetzens, der Associationen, der Uebergänge und Contrastwirkungen der Bildlichkeit in der freien Poesie und der strengen Symbolik deckt dies eine Motiv auf, das uns an den Portalen der Dome, in dem Ausdruck etwas sub rosa sagen, in den zahllosen Verbindungen unsrer Blumenorakel und Blumenpoesie stets gegenwärtig ist! Fast will es scheinen, daß wie alles Vergängliche nur ein Gleichniß, so auch das Gleichniß selbst wieder zu vergänglich ist, um die abstracte Festsetzung in einem System des Metaphorischen zu dulden. Während es dort mit kahlen Abstractionen zahlt und zu metaphysischen Uebergriffen verführt, lohnt es hier mit einer Fülle organischen Lebens und unverfänglichen Tiefsinns. Aus dem Gegenstand des bildlichen Motivs, der schönsten Blume, daher der Blumenkönigin, aus ihrer Verbreitung, Pflege, Verwendung im Cultus, festlichen und häuslichen Leben, in Küche, Keller und Toilette sehen wir das Rosengleichniß und Rosensymbol sich vorbereiten. Wie verfolgen dann leicht seine verschiedenen Verbindungen mit dem Gedanken (Venuscult, Liebesorakel, Liebesmysterium, Verschwiegenheit, Harpokrates); seinen Eintritt in die Sphären der Ahnung, Sehnsucht und Hingebung zur Deutung des Unvergleichlichen (Maria, die Tugendrosen), Unerhofften (die Rosenwunder, der in Rosen blühende Stab beim Verdammten und großen Sünder), des Unverdienten, Ueberverdienstlichen (die Rosen der Wundmale Christi, des Blutes der Märtyrer). Als Gegensatz des Gleichnisses und Folie des Symbols steht hier neben der Königin der Blüthen, der schimmernden, weichen, duftenden Liebesblume der dürre, dantle, stachliche Dorn des Hasses, der sie trägt: „Keine Rose ohne Dornen!", Haidensklein, Dornröschen. Die verbotene Liebe (der Rosenstock auf Tristan und Isoldens Grab) und die unglückliche oder heroische Liebe (bis auf der Rose Pilgerfahrt, bezauberte Rose) finden in gleichermaßen ihr Symbol in der Rose im Dorn (Liebe im Haß). Ja schließlich wird auch die himmlische Liebe durch ihre Erscheinung auf jüdischem Stamm dadurch illustrirt: das Judenthum der Dornbusch („Jud im Dorn!"), Maria die Rose, Christus die Frucht. Es ist eine in der Symbolik häufige Contrastwirkung, die hier durch die himmlische (jenseitige) Bedeutung der Rose und ihre Farbe (des Blutes), noch gestützt wird, daß das Symbol des Lebens und der Liebe auch zum Orakel plötzlichen, unzeitigen Todes wird (Rosen im Winter, Rosen im Traum). Joret's Monographie behandelt das berühmte Symbol nur so weit, als es für die Poetik constitutiv ausgestattet wird, also bis zum Ausgang des Mittelalters. Die neuere Bildungszeit operirt hier nur mit dem bis dahin festgesetzten Material. Dem trefflichen Kenner gerade unsrer neuen deutschen Literatur wäre es ein leichtes gewesen, das Motiv historisch bis auf unsre Tage weiter zu verfolgen. An schlagenden Belegen und interessanten Fortbildungen fehlt es bekanntlich nicht, weder im 17. Jahrhundert noch im 19., wo die Romantik der Blumenpoesie wieder einen starken Impuls gab. Allein in methodischer Hinsicht wäre der Zuwachs geringfügig. Joret's Buch, das mit philologischer Einsicht und Umsicht jene künstlerische Schlichtheit der Darstellung verbindet, durch die Jacob Grimm diesen Untersuchungen solchen Reiz zu geben weiß, macht seine französischen und deutschen Ergänzungen in der Behandlung des Themas als erschöpfende Zusammenfassung in vollendeter Form überflüssig.

* Zu rechter Zeit trifft die Universitätsbuchhandlung von Karl Winter in Heidelberg Anstalt zu einer Jubiläumsausgabe von Kuno Fischers „Geschichte der neueren Philosophie", die in 9 Bänden von Descartes bis auf Schopenhauer herabreichen und in 40 Monatslieferungen zum Subscriptionspreise von je 3 Mark erscheinen wird; die erste Lieferung mit der Einleitung bis zum Ausgang Descartes' liegt bereits vollendet vor. Fischers Hauptwerk verbindet, wie bekannt, in einer in Deutschland seltenen Weise geistige Schärfe mit ästhetischer Rundung, Wissenschaft mit Eleganz; es gehört zu den Büchern, deren Verbreitung zum Maßstab für die Verbreitung feinerer Bildung im weiteren Publicum dienen kann.

* Deutscher Geographentag. XII. Tagung zu Jena in der Osterwoche 1897. — Vorläufige Tagesordnung. Dienstag, 20. April. Abends von 8 Uhr an: Begrüßungsabend im großen Saale des Burgkellers. — Mittwoch, 21. April. Vorm. 9 Uhr: I. Sitzung im akademischen Rosensaal, wo auch die folgenden stattfinden. Eröffnung des XII. Deutschen Geographentages. Wirkl. Geh. Adm.-Rath Prof. Dr. G. Neumayer, Director der Deutschen Seewarte in Hamburg: „Bericht über die Thätigkeit der vom XI. Deutschen Geographentag in Bremen ernannten Commission für Südpolarforschung." Vorträge: Dr. Hermann Meyer (Leipzig): „Ueber seine Expedition nach Central-Brasilien." Dr. Heinrich Zimmerer (München): „Ueber deutsche Forschung in Klein-Asien." Roman Oberhummer jr. (München): „Ueber seine Reise durch Syrien und Anatolien im Jahre 1896." Nachm. 3 Uhr: II. Sitzung. Berathungsgegenstand: „Schulgeographie". Vorträge: H. Fischer, Oberlehrer am Louisenstädt. Realgymnasium in Berlin: „Zur äußeren Lage des Geographieunterrichts in Preußen." Prof. Dr. W. Sievers (Gießen): „Größere geographische Unterrichtsreisen mit Studirenden." Prof. Dr. Joh. Palacky (Prag): „Ueber die Einrichtung geographischer Herbarien zum Zwecke des Unterrichts in geographischer Botanik." Geschäftliche Mittheilungen. Vorberathung über die Wahl des nächsten Tagungsortes. Abends 7 Uhr: Gemeinsames Festessen im Theaterfoyl. — Donnerstag, 22. April. Vorm. 9 Uhr: III. Sitzung. Berathungsgegenstand: „Geophysische Fragen." Vorträge: Prof. Dr. G. Gerland (Straßburg): „Ueber den heutigen Stand der seismischen Forschung." Prof. Dr. A. Supan (Gotha): „Vorschläge zur systematischen Erdbebenbeobachtung in den einzelnen Ländern." Dr. Ad. Schmidt (Gotha): „Geographische Probleme der erdmagnetischen Forschung." Privatdocent Dr. E. Naumann (München): „Geotektonik und Erdmagnetismus." Nachm. 3 Uhr: Besichtigung der optischen Werkstätte von C. Zeiß und der Jenenser Glashütte von Schott u. Genossen. Abends 8 Uhr: Gesellige Zusammenkunft im „Paradies". — Freitag, 23. April. Vorm. 9 Uhr: IV. Sitzung. Berathungsgegenstand: „Biologische Geographie." Vorträge: Prof. Dr. Semon (Jena): „Ueber die Fauna Australiens." Dr. Eduard Hahn (Lübeck): „Transportthiere in ihrer Verbreitung und Abhängigkeit von geographischen Bedingungen." Prof. Dr. O. Schneider (Dresden): „Die Thierwelt der Insel Borkum mit besonderer Rücksicht auf thiergeographisch wichtige Beobachtungen." Nachm. 3 Uhr: V. Sitzung. Bericht der Centralcommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland. Vorträge: Prof. Dr. J. Walther (Jena): „Thüringer Landschaftsformen erläutert aus ihrem geologischen Bau." Dr. K. Penck (Wien): „Der Bergschatten und seine Wirkungen in Alpen und Mittelgebirge." Geschäftliche Mittheilungen. Wahlen. Beschlußfassung über den Ort der nächsten Tagung. Beschlußfassung über Anträge. Schluß der Sitzungen. Abends 8 Uhr: Festcommers, gegeben von der Stadt Jena im Tarnsnol. — Samstag, 24. April. Gegen Mittag: Fahrt mit Sonderzug nach Weimar, Besichtigung der dortigen Sehenswürdigkeiten. Abends: Festvorstellung im großherzgl. Hoftheater. — Sonntag, 25. April. Geologisch-geographische Ausflüge in das Saalthal, sowie Besuch des Schlachtfeldes.

* In der letzten weimarischen Landtagssitzung interpellirte Abg. Schönemann die Staatsregierung über die Frage der Prüfung der Candidaten der Medicin in der Ohrenheilkunde. Er führte aus: man müsse sich wundern, daß bis jetzt Ohrenkranke von einem Civilarzt behandelt werden dürfen,

ohne daß er eine Prüfung in der Ohrenheilkunde abgelegt oder eine Ohrenklinik besucht habe. Notorisch aber leiden 75 Procent der Säuglinge an innern Ohrenentzündungen und 25 Procent der Schulkinder hören nicht normal. Im Deutschen Reiche bestehen 86 Taubstummen-Anstalten mit 38,000 Zöglingen. Noch abschreckender ist die Thatsache, daß diese Unglücklichen meist an einem erworbenen Uebel leiden, dem bei richtiger Behandlung hätte vorgebeugt werden können. Die Militärärzte müssen längst eine Prüfung in der Ohrenheilkunde bestehen. Soll das Civil weniger geschützt werden als das Militär? Es frage sich, ob die Vorschläge der Reichsregierung genügten, die nur allgemeine Kenntnisse verlangen, die in einem Examen von einem Chirurgen nachzuweisen seien. Er beantrage: die Candidaten der Medicin müssen mindestens ein Semester eine Ohrenklinik besucht haben, um sich neben der allgemeinen Kenntniß die einschlägigen praktischen Kunstgriffe zu erwerben; die durch einen Ohrenarzt vorzunehmende Prüfung muß sich auf den Ausweis nicht bloß allgemeiner Kenntnisse, sondern einer speciellen Vorbildung erstrecken. — In gleichem Sinne haben bekanntlich unlängst sämmtliche Docenten der Ohrenheilkunde an deutschen Universitäten eine Eingabe an den Reichskanzler gerichtet. Eine Antwort darauf ist bis jetzt noch nicht erfolgt.

U. Akademie der Wissenschaften in Budapest. Allgemeine Sitzungen. — Sitzung vom 5. Oct. 1896. Der Generalsecretär meldet das Ableben der Mitglieder Theodor Margó und August Kanitz. Durch das Hinscheiden beider Gelehrter hat die ungarische Wissenschaft einen schweren Verlust erlitten. Der Professor der Zoologie an der Universität in Budapest Margó veröffentlichte eine Reihe von Arbeiten in den Sitzungsberichten der Wiener und Budapester Akademie über die Muskelfasern der Mollusken, Untersuchungen über die Entwicklung, das Wachsthum, die Neubildung und den feineren Bau der Muskelfasern, über die Endigung der Nerven in der quergestreiften Muskelsubstanz u. s. f. Bedeutende Verdienste erwarb er sich durch die Einrichtung des Zoologischen und vergleichend anatomischen Instituts der Universität. — Der Professor der Botanik in Klausenburg August Kanitz, der Genosse Neilreichs in der Bearbeitung der ungarischen Flora, war ein Gelehrter, dessen Name in Fachkreisen wohl bekannt ist. Sein Arbeitsfeld erstreckte sich hauptsächlich auf die Geschichte der Botanik und auf die Floristik. Bezüglich der ersteren verfaßte er zwei größere Werke: Geschichte der Botanik in Ungarn (Hannover 1863) und Versuch einer Geschichte der ungarischen Botanik (Halle 1865). Die floristischen Arbeiten erstrecken sich über Ungarn, Slavonien, Montenegro, Herzegovina und Bosnien, Albanien, Serbien, Rumänien und die Dobrudscha. Kanitz bestimmte auch die Pflanzen, welche Graf Béla Széchenyi von seiner Expedition nach China mitgebracht hatte, wobei er eine große Anzahl neuer Arten feststellen konnte. Kanitz war lange Jahre der Herausgeber der „Ungarischen botanischen Blätter". Zahlreiche gelehrte Gesellschaften des Auslandes hatten ihn in die Reihen ihrer Mitglieder aufgenommen. — Das ordentliche Mitglied Pmf. Ifid. Fröhlich berichtet über das am 15.—17. Juni 1896 in Glasgow gefeierte Lord Kelvin-Jubiläum, bei welchem es die ungarische Akademie vertrat, ferner legte der Oberbibliothekar der Akademie, das ord. Mitglied Prof. August Heller, seinen Bericht vor über die im Juli 1896 in London abgehaltene „International Catalogue Conference", an welcher er in Vertretung der ungarischen Regierung theilgenommen hat. Zweck dieser Conferenz ist das Zustandebringen eines mit dem Jahre 1900 beginnenden fortlaufenden vollständigen Katalogs der auf dem Gebiete der Mathematik und der Naturwissenschaften erscheinenden sämmtlichen Arbeiten auf internationaler Grundlage. Ueber die Verhandlungen dieser Conferenz, welche das Zustandekommen eines höchst nothwendigen, in seiner Vollständigkeit imposanten Werkes in erfreuliche Aussicht stellt und an welchem Viele sich sämmtliche Culturnationen in gleicher Weise betheiligen werden, wurde in diesen Blättern, in den Sitzungsberichten der k. bayerischen Akademie schon des weiteren berichtet. — Die Akademie beschließt, aus den in ihrem Besitz befindlichen Schriften des Gründers der Akademie, des Grafen Stephan Széchenyi, aus seinen Werken und auf ihn bezüglichen Reliquien eine Széchenyisammlung im Gebäude der Akademie einzurichten. — Sitzung vom 26. Oct. Das ord. Mitglied Dr. Jul. Kauh, Gouverneur der Oester.-ungar. Bank, hält die Gedächtnißrede über das verstorbene auswärtige Mitglied der Akademie, den Nationalökonomen Wilhelm Roscher, seinen einstigen Lehrer, dessen System er in einigen in ungarischer, sowie in deutscher Sprache erschienenen Werken verbreitete. — Sitzung vom 30. Nov. Der Generalsecretär meldet das Ableben des ord. Mitgliedes, des Altmeisters der ungarischen Floristik, Friedrich Hazslinszky's, der sich große Verdienste um die Kenntniß der obertungarischen Flora, besonders aber um die Kryptogamenflora und um die Mykologie erworben, dessen Namen zahlreiche Botaniker in paläontologischen, lichenologischen und mykologischen Benennungen verewigten. — Sitzung vom 21. Dec. Das corr. Mitglied Dr. Géza Némethy hält die Gedächtnißrede auf das verstorbene Mitglied Ignaz Baron, den formgewandten Uebersetzer des Horaz, Juvenal und Vergil. — Sitzung vom 25. Jan. 1897. Das ord. Mitglied Dr. Géza Horváth hält die Gedächtnißrede auf das verstorbene Mitglied, den Zoologen Johann Trianoszky, der sich besonders um die entomologische Fauna Ungarns und der Balkanhalbinsel verdient gemacht hat. — Erzherzog Joseph richtet an den Präsidenten der Akademie ein Schreiben, in welchem er die Aufmerksamkeit der Akademie auf die deutschen Uebersetzungen ungarischer Dichter des Fräuleins Marie Rückert, Tochter des deutschen Dichters Friedrich Rückert, lenkt. Die Akademie beschließt, die Prüfung der Uebersetzungen vornehmen zu lassen und im Fall günstiger Beurtheilung die Herausgabe zu ermöglichen. — Der Generalsecretär meldet das Ableben des auswärtigen Mitgliedes Emil du Bois-Reymond; mit der Abhaltung der Gedächtnißrede wird die III. Cl. der Akademie betraut. — Um eine Verlegung der Gräber des ungarischen Dichters Baksányi und seiner Gemahlin, der deutschen Dichterin Gabriele Baumberg, welche im Linzer Friedhof beerdigt liegen, zu verhüten, erwirbt die Akademie die Grabesstelle auf weitere fünfzig Jahre.

* **Bonn.** Der Senior der juristischen Facultät, Prof. Dr. v. Schulte, Lehrer des Deutschen und des Kirchenrechts, seit 1870 einer der Führer der altkatholischen Bewegung, vollendet am 23. April d. J. das 70. Lebensjahr. — Privatdocent Dr. Max Förster, Lector des Englischen, ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt worden.

* **Berlin.** Hofrath Prof. v. Keles in Freiburg hat nunmehr den Ruf an die Stelle du Bois-Reymonds endgültig abgelehnt. — Theodor Mommsen erlitt dieser Tage den Unfall, beim Ueberschreiten eines Fahrdammes in Charlottenburg von einem Radler umgerannt zu werden, glücklicherweise ohne ernste Folgen. — Dr. G. Jeep, bisher Assistent an der kgl. Bibliothek, wurde zum Hülfsbibliothekar ernannt.

* **Cambridge.** Der vom Senat der Universität eingesetzte Ausschuß hat sich in seiner Mehrheit dafür entschieden, den Studentinnen die akademischen Grade eines B. A. (baccalaureus artium) und eines M. A. (magister artium liberalium) zu verleihen. Von den 14 Mitgliedern des Ausschusses stimmten nur 5 dagegen. Mit Ausnahme von Oxford, Cambridge und Trinity College in Dublin sind überall in Großbritannien Studentinnen berechtigt zum Empfang dieser akademischen Ehren. Uebrigens hatte sich auch die Minderheit im allgemeinen für Graduirung von wißbegierigen Damen ausgesprochen, sie wünschte nur das genus femininum auch im Titel; mugintra in literis oder in scientia, kenntlich ausgedrückt zu sehen. Beide Theile stellen die Vorbedingung, daß weibliche Studirende ebenso wie männliche in Cambridge wohnen, wofür in der That längst durch einige Ladies Colleges gesorgt ist, die sich eines jährlich zunehmenden Besuches erfreuen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. Joh. Grosse: Die freie Arztwahl bei den reichsgesetzlichen Krankencassen. Auf Grund von Rundfragungen des deutschen Aerztevereinsbundes dargestellt. Ebd. 1896. — Meisterwerke der zeitgenössischen Novellistik. Hggb. von Lothar Schmidt. 1. Jahrg. 1. Bd. Breslau 2c., L. Frankenstein 1897. — A. Auerbachs hauswirthschaftliche Bibliothek, Heft 1—5: Kinderpflege in den ersten Lebensjahren. Rathgeber für junge Mütter, von einem praktischen Arzte; Die praktische Hausfrau; Koche billig und nahrhaft; Das tüchtige Dienstmädchen, gute Führung und Leistung im Hause; Die Hygiene der Krankenstube, von einem praktischen Arzte. Berlin-Steglitz, A. Auerbach. — Karte der Insel Kreta. Maßstab 1 : 1,250,000. Wien, G. Freytag u. Berndt. — Dr. H. Willenbücher: Alberius und die Beschwörung des Sejan. Mit Stammtafel. Dr. Richard Büttner: Der jüngere Scipio. Mit Plan von Karthago. (Gymnasialbibliothek, hggb. von Dr. C. Podlmey und Hugo Hoffmann. 25. und 26. Heft.) Gütersloh, C. Bertelsmann 1896/97. — Friedrich Fürst Wrede: Pflicht. Dramatische Studie. Salzburg, Hermann Kerber 1897.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 9. März. Nummer 55.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das griechische Theater. Von Dr. Wecklein. — Renaissance und Romantik. II. Von Dr. Karl Federn. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das griechische Theater.

In einer künftigen Geschichte der Philologie wird das letzte Viertel dieses Jahrhunderts mit dem Namen eines Nichtphilologen zu kennzeichnen sein. Schliemann hat der Philologie neue Stoffe zugeführt und den Blick in eine untergegangene Welt eröffnet. Sein Beispiel hat aneifernd gewirkt und allerorten sehen wir den Spaten thätig, um die im gütigen Schoß der Erde aufbewahrten Denkmale der Vergangenheit und Schätze alter Kunst zu Tage zu fördern.

Einer der glücklichsten Schatzgräber dieser Art ist Dörpfeld, erster Vorstand des deutschen archäologischen Instituts in Athen. Er war in Olympia betheiligt, er hat die Schliemann'schen Ausgrabungen an anderen Orten weitergeführt und uns auch die richtige „Burg des Priamos" hervorgeholt; er hat in Athen eine Wasserleitung aus der Zeit des Pisistratos ans Licht gebracht; er hat vor allem dank eigenen und fremden Ausgrabungen in den verschiedensten Gegenden der alten griechischen Welt eine neue Theorie über das Theater der großen griechischen Tragiker und Komiker und die Aufführung ihrer Stücke gewonnen.

Als zuerst die neue Lehre, daß das griechische Theater keine Bühne gehabt habe, in gelegentlichen Mittheilungen und kleinen Aufsätzen bekannt wurde, schüttelten viele ungläubig den Kopf und wollten sich die Vorstellung, daß hinter dem Chor in der Orchestra die Schauspieler auf einer erhöhten Bühne gestanden seien, nicht nehmen lassen. Ohne das in Aussicht gestellte Theaterbuch, das freilich als gut Ding Weile brauchte, abzuwarten, ließ man Aufsätze und Bücher erscheinen, welche die alte Theorie zu halten suchten. Nur diejenigen, welche unter der Leitung Dörpfelds die verschiedenen griechischen Theater besucht hatten, kamen gewöhnlich voll überzeugt aus Griechenland zurück. Nun ist das lang erwartete Buch erschienen[1]) und die wunderbare Kunst, mit welcher hier der Architekt die Baureste behandelt und aus den geringsten Spuren, die dem Laien ganz entgehen würden, Schlüsse zu ziehen versteht, die Sicherheit, mit der die ursprünglichen Formen reconstruirt und die verschiedenen Perioden angehörigen Reste aus einander gehalten werden, die volle Wucht der Beweise, welche der moderne Baumeister gegen den alten Baumeister Vitruv, den Gewährsmann der griechischen Bühne, ins Feld führt — alles das dürfte geeignet sein, die letzten Zweifel zu zerstreuen und der neuen Lehre allenthalben Eingang zu verschaffen.

[1]) Das griechische Theater. Beiträge zur Geschichte des Dionysostheaters in Athen und anderer griechischer Theater von Wilhelm Dörpfeld und Emil Reisch. Mit 12 Tafeln und 99 Abbildungen im Text. Athen, Barth und v. Hirst. Leipzig, C. Fr. Fleischer, 1896.

In dem Fortschritt der Wissenschaften wiederholt sich so häufig die Geschichte vom Ei des Columbus. Wenn eine Wahrheit erkannt wird, meint man, das hätte jeder wissen können. In einem der ältesten Stücke, die uns erhalten sind, in den „Schutzflehenden" des Aeschylos, hat der Chor der Danaostöchter den schützenden Altar bestiegen. Der König ruft den Chor herab zu sich, augenscheinlich nur zu dem Zwecke, damit der Chor in der Orchestra das dort folgende Lied singen und den dazu gehörigen Tanz aufführen kann. Also steht der König, der Schauspieler, selbst in der Orchestra. In einem der letzten Stücke des Sophokles, im Philoktet, sagt Neoptolemos zum Chore: „Nun willst du vielleicht die Höhle des Dulders dir betrachten, sieh sie dir unbesorgt an." Es müßte sich sonderbar ausnehmen, wenn der aus 15 Mitgliedern bestehende Chor auf einer Treppe ein zehn bis zwölf Fuß hohes Gerüst — diese Höhe der Bühne gibt Vitruv an — besteigen und bei dem Nahen des Philoktet wieder über diese Treppe hinab in die Orchestra voltigiren sollte. Auch der Befehl des Neoptolemos: „Wenn der Mann kommt, zieh dich von dieser Grotte zurück und sei immer meines Winkes gewärtig, um mir deine Dienste zu leihen", schließt eine Trennung des Neoptolemos und des Chores aus. In einer Komödie des Heniochos, welche der Mitte des 4. oder vielleicht sogar des 3. Jahrhunderts zuzuweisen ist, sagt der Sprecher des Prologs, welcher den Schauplatz der Handlung angibt: „Diesen ganzen Platz im Umkreis stellt euch als Olympia vor." Er befindet sich also selbst in der Orchestra. So weisen Stücke aus allen Perioden der dramatischen Literatur der Griechen auf die enge Verbindung von Chor und Schauspieler hin. Eine Scene, wie der Schluß von Aeschylos' Agamemnon, wo Chor und Schauspieler mit gezogenem Schwerte kampfbereit an einander heranrücken, würde sich unnatürlich ausnehmen, wenn nicht beide Theile auf der gleichen Ebene stünden.

Dieser Sachverhalt ist bereits von J. Höpken in einer Bonner Dissertation vom Jahre 1884 aufgedeckt worden; aber man war in den alten Vorstellungen so befangen, daß man die aus den Dramen gezogenen Schlüsse als „unsicher" bezeichnete. Dieser Schuld muß sich Schreiber dieser Zeilen selbst anklagen. Zur Entschuldigung mag dienen, daß damals der schlagende Beweis fehlte, welchen eben erst die Ausgrabungen bringen sollten.

In den ziemlich zahlreichen Theateranlagen griechischen Ursprungs ist nirgends die Spur einer Bühne gefunden worden. Dem Abschnitt, welcher über die Ausgrabungen in Megalopolis handelt, merkt man das sichtliche Behagen an, welches Dörpfeld darüber empfindet, daß das Theater, welches seine Theorie umstürzen sollte, schließlich einen starken Beweis für dieselbe lieferte. Als nämlich Gardner und andere Mitglieder der englischen archäologischen Schule in Athen in den Jahren 1890—1892 die Orchestra, das Skenengebäude mit seiner Umgebung und den unteren, noch erhaltenen Theil des Zuschauerraums bloßlegten, verkündeten sie der philologischen Welt mit großer Befriedigung,

Digitized by Google

daß sie eine niedrige Bühne gefunden hätten. Aber die vermeintliche Bühne mit ihren fünf oder sechs Stufen wurde von Dörpfeld als Unterbau einer über 8 Meter hohen Säulenhalle erkannt. Zugleich wurde von ihm über das große Gebäude, welches neben dem einen Zugang zur Orchestra aufgedeckt wurde und welches durch mehrere darin gefundene Ziegel mit eingepreßtem Stempel als Skenothek gekennzeichnet wird, eine vortreffliche Aufklärung gegeben. Es befindet sich nämlich im Innern des 34.70 Meter langen und 8.33 Meter breiten Saales eine Längsmauer, die in der Höhe des Fußbodens mit harten Kalksteinen abgedeckt ist. In dieser hat Dörpfeld die Unterlage für ein bewegliches Proskenion, eine verschiebbare Decorationswand erkannt. „Diese Erklärung der Skenothek und ihrer Innenmauer genügt schon allein, um die Bühnenfrage für Megalopolis und damit auch für die anderen griechischen Theater zu entscheiden; denn die verschiebbare Skene liegt genau in derjenigen Höhe und in dem Abstande von dem Mittelpunkt der Orchestra, wo der Hintergrund für die dramatischen Aufführungen liegen muß. Mit einer Bühne von irgend einer Form und Höhe läßt sich die auf dem Boden der Orchestra laufende verschiebbare Decorationswand von Megalopolis absolut nicht vereinigen."

Aber freilich sagten und sagen die Anhänger der alten Auffassung: in dem Theater von Epidauros liegt ja die Bühne, wie sie Vitruv beschreibt, vor aller Augen. Zum Glück ist dieser Theil in dem Theater von Oropos durch eine Inschrift als Proskenion festgestellt. Während nämlich in den älteren Theatern die veränderliche Decorationswand von Holz hergestellt wurde, zeigen jüngere Theater ein steinernes Proskenion. „Je mehr das Drama in der hellenistischen Zeit zum Familiendrama wurde, das sich gewöhnlich vor dem Wohnhaus abspielte, um so geringer brauchten die Veränderungen zu sein, die für die verschiedenen Stücke an dem Proskenion vorzunehmen waren. Dieselbe Decoration, welche ein gewöhnliches Haus darstellte, konnte für viele Stücke unverändert bleiben. Dadurch wurde der Gedanke nahe gelegt, das Proskenion aus besserem Material als festen Bau zu errichten." Erklärlicherweise sträubt man sich dagegen, einen hervorragenden Baumeister, wie Vitruv war, eines so großen Irrthums zu bezichtigen. Aber wie wir, an die Vorstellung einer erhöhten Bühne gewöhnt, leicht dazu kommen, das Proskenion des Theaters von Epidauros als eine wenn auch etwas hohe Bühne zu betrachten, so mochte ebenso Vitruv von der römischen Bühne her diesem Irrthum zugänglich sein. Dörpfeld will die Bezeichnung „Sprechplatz" (Logeion), welche Vitruv dem Proskenion gibt, gelten lassen und meint, der Name sei dadurch üblich geworden, daß auf dem Dache des Proskenion nicht bloß die Götter in den Dramen (Theologeion), sondern auch die Redner in den Volksversammlungen aufzutreten pflegten. Allein die Bezeichnung weist deutlich auf den Standpunkt der Schauspieler hin und Vitruv gibt ausdrücklich an, daß er den Namen so versteht. Die delischen Inschriften, aus denen der Leiter der französischen Ausgrabungen, Homolle, die Identität von Logeion und Proskenion erweisen wollte, sind in ihrer Beziehung zu unklar, um einen sicheren Anhaltspunkt zu bieten. Da gegen die Annahme, daß die Schauspieler auf dem 3—4 Meter hohen Proskenion, der Chor unten in der Orchestra gespielt hätten, am meisten die Höhe sprach, so wollte man den Chor nicht auf dem Boden der Orchestra selbst, sondern auf einem Gerüst von ungefähr halber Höhe das Proskenion auftreten lassen. Aber der Boden in der Orchestra ist so hergerichtet, daß er als Tanzboden wohl geeignet erscheint, und „selbstverständlich sind die Reigentänze des Chors, so gut wie die Volkstänze im heutigen Griechenland, auf geglättetem Erdboden, nicht aber auf dem Dielenboden eines hohlen Gerüstes ausgeführt worden, auf welchem das Gepolter der Schritte den Gesang übertönt haben würde". Endlich haben die Anhänger des Bühnenspiels eine niedrige Bühne aus Holz angenommen, und zwar gestützt auf Stellen der Dramen, wo von einem mühsamen Emporsteigen die Rede ist. Indeß wo diese Auffassung nicht auf einem Mißverständniß des Textes beruht, z. B. im Herakles des Euripides, bezieht sich das Emporsteigen nur auf die Decoration. So ist die Höhle des Philoktet in einiger Höhe angebracht, und in den „Schutzflehenden" des Aeschylos steigt nicht bloß der Chor, sondern auch Danaos auf den Götteraltar.

Die liebe Gewohnheit läßt es uns fast als nothwendig erscheinen, daß die Schauspieler hinter dem Chor einen erhöhten Standplatz haben. Wir vergessen dabei, daß die Zuschauer des griechischen Theaters nicht in der Ebene hintereinander, sondern in einem ansteigenden Raume saßen. Auch für die untersten Sitzreihen waren die Schauspieler durch den Chor nicht verdeckt, da in dem weiten Rund der Orchestra der Chor nach Bedürfniß in Halbchöre aus einander trat und die Schauspieler auf dem Kothurn standen. Der nach der alten Vorstellung unbegreifliche und unnütze Kothurn wird jetzt erst als zweckmäßig erkannt.

Der stärkste Beweis für die neue Theorie ist der jetzt nachweisbare natürliche und so zu sagen organische Verlauf in der Entwicklung des griechisch-römischen Theaters, von welcher Vitruv keine Ahnung hat, wenn er die Unterschiede des griechischen und römischen Theaters neben einander stellt. Das griechische Drama hat sich aus Chorgesängen und Chortänzen zu Ehren des Gottes Dionysos entwickelt. Für den Chor war ein kreisrunder Platz hergerichtet und dieser kreisrunde Platz, die Orchestra, mit dem Altar in der Mitte, ist immer der Mittelpunkt des griechischen Theaters geblieben. Der Vorsänger oder Chorführer unterbrach den Gesang mit der Erzählung der Schicksale des Gottes und trat dabei auf die Stufe des Altars, an welchem auch der den Chorgesang begleitende Flötenbläser seinen Sitz hatte. Das eigentliche Drama begann damit, daß Thespis als erster Schauspieler zum Chor hinzutrat und Zwiesprach mit dem Chorführer hielt. Dörpfeld läßt auch den ersten Schauspieler auf die Stufe des Altars treten. Allein der Schauspieler gehört nicht in die Mitte des Chors. Er redete zum Chor und trat wieder ab, er hatte also seinen richtigen Platz an einer Tangente des Kreises und die Zuschauer, welche bisher die Orchestra im Kreise umstanden hatten, mußten von der Seite, wo der Schauspieler sich aufstellte, etwas zurückweichen, um das Gesicht des Schauspielers sehen zu können. Die Skene ist doch wohl ursprünglich nicht als Spielhaus zu betrachten, wie Dörpfeld annimmt, sondern als An- und Umkleideraum für die Schauspieler, mußte also hinter dem Schauspielee an der von Zuschauern freien Seite des Orchestrarundes angebracht werden. Eine Decoration war anfänglich entweder gar nicht vorhanden oder sie bestand in Setzstücken, die zwischen dem Schauspieler und der Skene aufgestellt wurden. In dee zweiten Periode, der Blüthezeit des griechischen Dramas (5. Jahrhundert), haben diese ursprünglichen Elemente festere Gestalt gewonnen. Die Orchestra blieb in ihrer Gestalt fast unverändert und bildete einen vollen Kreis mit einem Altar in der Mitte. Die Einführung eines zweiten und später eines dritten Schauspielers gab keinen Anlaß, den Spielplatz von Grund aus zu verändern. „Es ist ein verhängnißvoller Irrthum, der selbst auf unser heutiges Theaterwesen noch ungünstig einwirkt, wenn man meint, daß es schöner und besser sei, die sprechenden und handelnden Schauspieler nur von einer Seite zu sehen. Das Spiel in der Orchestra, bei dem die handelnden Personen zwar auch vor einem Hintergrunde, aber doch auf einem größeren Platze von drei Seiten gesehen werden, wird mehr den

Digitized by Google

Eindruck einer wirklichen Handlung hervorrufen und somit die Illusion vermehren. Das Orchestraspiel ist vollkommener als das Bühnenspiel." Als an die Stelle der Setzstücke eine Schmuckwand trat und die Decorationsmalerei aufkam, wurde die Schmuckwand in engste Verbindung mit der Skene gebracht. So entstand das Proskenion, die bewegliche Schmuckwand. Die Skene braucht nur eine Thüre, das Proskenion hat deren gewöhnlich drei. Ist die Skene ein festes Gebäude, so hat sie vielfach Vorsprünge (Paraskenien), welche der Anbringung der Decorationswand dienlich waren. Mehr als die Hälfte der Orchestra ist von einem großen Zuschauerraum umgeben, der zwar hölzerne Sitze hat, aber, soweit nicht der Abhang eines Hügels das passende Gelände bietet, durch Erdanschüttungen und große Stützmauern hergestellt ist. Zwischen dem Zuschauerraum und der Skene, beziehungsweise den Paraskenien sind zwei seitliche Eingänge zur Orchestra (Parodoi), durch welche die Zuschauer eintreten und auch der Chor und diejenigen Schauspieler, welche aus der Stadt oder aus der Ferne, nicht aus dem Innern des Hauses kommen, in die Orchestra gelangen. Auf der dritten Stufe seiner Entwicklung, im 4. Jahrhundert, wird das Theater aus einem einfachen Bau mit hölzernen Sitzen und hölzerner Skene zu einem großartigen Gebäude mit steinernen Sitzen und einer stattlichen Skene. Ob Athen die erste Stadt war, in welcher ein großartiger, ganz aus Stein bestehender Zuschauerraum und eine steinerne Skene im 4. Jahrhundert errichtet und durch Lykurg vollendet wurde, steht nicht fest. Der größte Zuschauerraum wurde in Megalopolis erbaut; er konnte 20,000 Zuschauer fassen. Im übrigen trat keine wesentliche Veränderung ein. Die beweglichen Proskenien bestanden noch aus Holzpfosten mit bemalten Tafeln, oder aus großen, nur gemalten Schmuckwänden. Die wesentliche Aenderung, welche das Theater in der 4. Periode, der hellenistischen Zeit, erfuhr, bestand darin, daß auch das bisher bewegliche Proskenion aus festem Material hergestellt wurde, wovon schon oben die Rede war. Dies bezeichnet eine Vereinfachung und Einschränkung der skenischen Ausstattung; denn wo es der Inhalt der Dramen irgendwie gestattete, blieb die Decoration unverändert. Endlich kam das römische Theater, zwischen dem und dem griechischen Theater nach der gewöhnlichen Ansicht wie nach der Darstellung des Vitruv ein großer Unterschied bestehen soll. Dörpfeld hat in scharfsinniger Weise dargelegt, daß das römische Theater mit allen seinen Verschiedenheiten mit Nothwendigkeit aus dem griechischen entstehen mußte, als nach dem Fortfall des Chors die Orchestra in zwei Theile zerlegt wurde. Es wurde nicht eine erhöhte Bühne errichtet, sondern die eine Hälfte der Orchestra zwischen Altar und Zuschauerraum, welche für die dramatischen Aufführungen überflüssig geworden war und zu einer Arena für Gladiatorenspiele oder zur Aufstellung von Sitzen für Senatoren und andere bevorzugte Personen verwendet werden konnte, wurde tiefer gelegt. Der Schauspieler, welcher sich auf der römischen Bühne befindet, steht noch in derselben Entfernung von den Zuschauern, in derselben Höhe und vor derselben Säulenwand wie früher, als er im griechischen Theater in der kreisrunden Orchestra vor dem Proskenion spielte. Die glänzende Aufdeckung dieses Zusammenhangs bietet den besten und schon allein entscheidenden Beweis für die Unrichtigkeit der alten Theaterlehre. Die übrigen Aenderungen, welche in der römischen Zeit an dem Bauplane des griechischen Theaters vorgenommen wurden, führt Dörpfeld auf die Absicht zurück, das Theater als einen einheitlichen, mit einem Dach aus Holz oder von Segeltuch zu versehenden Bau zu gestalten. Die Richtung auf das Kühne und Großartige, welche die römische Architektur kennzeichnet, bemächtigte sich auch der Theaterbauten.

Das epochemachende Werk Dörpfelds gewährt uns zugleich die Befriedigung, daß das deutsche archäologische Institut in Griechenland sich des Erfolges rühmen kann, der deutschen Wissenschaft im Auslande Ehre zu machen.

Dr. Weclein.

Renaissance und Romantik.

Ein Versuch von Dr. Karl Federn (Wien).

II.

Seit dem Niedergang der italienischen Renaissance führen vornehmlich England und Frankreich die Entwicklung fort, und Frankreich wird tonangebend. Der Geist der Renaissance ist verflogen, ein hohles Residuum der Form ist geblieben. Mit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sind wir allenthalben ins Zeitalter des Classicismus eingetreten. Von der Antike hatte man eine gewaltige, von der Schablone befreite Naturauffassung gelernt, ein Zurückgehen auf die tiefsten Elemente der Menschennatur in der Poesie, ein Studium der wirklichen Natur in der Kunst. Aber der Eindruck war zu stark, als daß er nicht durch sich selbst geschadet hätte. Anstatt von der Antike dauernd zu lernen, wie man die Natur zum Modell nimmt, nahmen sie alsbald die Antike zum Modell, und so ward die Antike ihrerseits zur Schablone. Anstatt von den Alten eine Methode zu lernen, wie es die ersten echten Schüler gethan hatten, ahmten sie einfach das alte Muster nach. Besonders in der Literatur. In ganz Europa und vor allem in Italien und Deutschland entstand eine lateinische Poesie, welche die Formen der lateinischen Classiker nachahmte, eine todt geborene Literatur, welche Bibliotheken füllt, und erst in unserm Jahrhundert ein allmähliches Ende nimmt. Aber auch in den Vulgärsprachen, je mehr der gewaltige Zug der Renaissance sich verlor, je schwächer die Inspiration wurde, je mehr der Geist der Antike schwand, desto strenger nahm man ihre Form, ihre sogenannten Regeln, die für die moderne Zeit und ihre Stoffe nicht paßten, und die überdies in der Antike gar nie Regeln gewesen waren. Und diese Literatur, welche glaubt, die Regeln der alten Classiker zu befolgen, ist die sogenannte „classische" Literatur in England und Frankreich. Eine Literatur, in der mehr Stil ist als Poesie, mehr Eleganz als Inspiration, mehr Rhetorik als Leidenschaft, mehr Verstand als Gefühl — kurz eine Poesie, die sehr bald aufhört, Poesie zu sein. Selbst sehr begabte Leute wie die französischen Dichter unter Ludwig XIV. büßen ihr bestes Können durch diese unglückseligen Regeln ein. Die „classische" Zeit, die wir hier zum Unterschied vom wirklich classischen Geist „classicistisch" nennen wollen, hat große Schriftsteller, aber eigentlich keinen Dichter. Es fehlt ihr der Enthusiasmus, die Begeisterung, ohne die eine Poesie nicht möglich ist, ohne die alles Hohe nicht möglich ist. Es ist überhaupt eine traurige Zeit, die Zeit vom Anfang des 17. zum Ende des 18. Jahrhunderts. Eine öde, drückende Zeit, in der geboren zu werden für einen begeisterten Menschen ein Unglück war, eine Zeit voll Frivolität und Roheit, die alles Poetische in ihm ersticken mußte. Wenn man die besten Dichtungen dieser Epoche, wenn man die geistreichen lockeren Gedichte Wallers, oder Pope's, oder Voltaire's mit den Gedichten der Renaissance vergleicht, ob sie nun von Lorenzo de' Mediel seien, oder von Greene, oder von Shakespeare — ich nenne absichtlich bedeutende und unbedeutende Dichter neben einander —; wenn man diese Lebensgluth, diese Freude an der Natur, an der Liebe, an den schönen Frauen, an allem Schönen überhaupt, diese naive ehrliche Freude sieht, und daneben die tödtliche Bitterkeit Swifts, den kühlen Scherz Voltaire's, die stete geistreiche Ironie, das

beſtändige „über der Leidenſchaft ſtehen“: es wirkt wie elektriſches Bogenlicht neben dem Sonnenlicht, wie papierene Roſen neben wirklichen — man ſieht wohl, die Zeiten ſind ſchlimmer geworden, die Menſchen trockener, es iſt viel Elend über ſie hingegangen und ein langer Katzenjammer nach dem Rauſche eingetreten. Man denke nur, was das heißen will: ein Zeitraum von 150 Jahren, der kein wirkliches „dionyſiſches“ Gedicht hervorgebracht hat, wie flügellahm die Menſchheit geweſen ſein muß. Denn ſogenannte Dichter gab es wohl, doch es ſind nach einem ſchönen Worte Emerſons „Raupen mit Flügeln, aber keine Schmetterlinge“. Sie ſagen alles mögliche in eleganten Verſen, was man ebenſo gut in Proſa ſagen könnte; und es iſt das Zeichen des echten Gedichts, daß man es in Proſa nicht wiedergeben kann, ohne alles das abzuſtreifen, was ihm Werth gibt. Im vorigen Jahrhundert glaubte Buffon ein Gedicht zu loben, indem er davon ſagte, die Verſe ſeien ſo ſchön „comme de la belle prose“.

Es war eine Epoche der Proſa und der Wiſſenſchaft. Der menſchliche Geiſt war keineswegs unthätig. In raſtloſer Arbeit fägte die Wiſſenſchaft und mit ihr die politiſchen und philoſophiſchen Schriftſteller die Grundpfeiler all der Autoritäten durch, die den erſten erſchütternden Stoß im 13. Jahrhundert erhalten hatten.

Und die Renaiſſance kam wieder. Die Menſchen ſind noch einmal zur Natur und zur Inſpiration zurückgekehrt. Wiederum iſt es eine revolutionäre Bewegung auf allen Gebieten. In der Mitte ſteht die politiſche und ſociale Revolution, die in Frankreich ihren blutigſten Ausdruck findet; gleichfalls eine Rückkehr zur Natur, ein Umſtürzen unnatürlich gewordener Herrſchaftsverhältniſſe. Aber auch in Frankreich folgt eine literariſche Revolution auf die politiſche, während der Verlauf in Deutſchland der umgekehrte iſt. Und wieder trägt die Bewegung in ganz Europa, wie im 13. Jahrhundert, die Zeichen der Demokratie, des religiöſen Freiſinns und der künſtleriſchen Freiheit. Wieder wird, wie im 13. Jahrhundert, die Toleranz der Religionen und Anſchauungen gepredigt, wieder, wie im fünfzehnten, das Wort „Humanitas“ der Ausdruck für das Ziel aller Bildung.

Der Bahnbrecher der Bewegung in Deutſchland iſt Leſſing. Sein Proſaſtil verdankt den Franzoſen ſehr viel, ſeine Dramen ſind anfangs den claſſiciſtiſchen engliſchen Stücken nachgebildet. Aber er geht nicht nur auf die engliſche Claſſiciſtik; er geht viel weiter, er geht vor allem auf Shakeſpeare, alſo auf die engliſche Renaiſſance zurück, gerade ſo wie er in der Hamburger Dramaturgie der franzöſiſchen Claſſiciſtik die wahre claſſiſche Antike entgegenhält. Dies iſt typiſch für die Zeit. Ein ähnliches Zurückgreifen auf die Antike zeigt ſich auch in England und Frankreich, doch hat es dort bei weitem nicht dieſelbe culturhiſtoriſche Bedeutung gewonnen wie in Deutſchland. [1])

Mit dieſer Bewegung geht eine zweite parallel: ſo wie die eine zur Antike, führt die andere zum Mittelalter, zu ſeiner Geſchichte und ſeiner Kunſt zurück. In Deutſchland begeiſtert man ſich für das Nibelungenlied und die Minnedichtung, in England für die Sammlungen des Biſchofs Percy und die Fälſchungen Macphersons, in Frankreich beginnt man die provençaliſche und altfranzöſiſche Literatur zu ſtudiren. Wir haben eine Renaiſſance der Romantik neben einer Renaiſſance der Claſſik — oder vielmehr in jeder Epoche geiſtigen Aufſchwungs machen ſich beide Elemente der europäiſchen Cultur intenſiver geltend.

[1]) Im Jahre 1762 geben Stuart und Revett die „Antiquities of Athens“ heraus, im Jahre 1769 erſcheinen die „Ionian Antiquities“. Die Engländer waren die erſten, die das Land der claſſiſchen Kunſt ſelbſt erforſchten. — In Frankreich erſchien bereits 1745 die erſte Shakeſpeareüberſetzung, eine zweite folgte im Jahre 1776.

Ein „stilo nuovo“ wird verkündet, wie im 13. Jahrhundert in Florenz. Man will Neues bringen auf allen Gebieten, man ſucht das Ungewöhnliche, das Wilde im Gegenſatz zur Klarheit und Engheit der claſſiciſtiſchen Kunſt, das Fremde und Abenteuerliche, das Phantaſtiſche im Gegenſatz zur Verſtandesliteratur, man wählt die Stoffe aus dem Mittelalter, aus dem Orient, aus allen erdenklichen Gebieten, man will mit Stimmung und Leidenſchaft, mit ſtürmiſchem Pathos wirken, und die Schriftſteller, die dieſer neuen Schule angehören, werden in ganz Europa die Dichter der romantiſchen Schule genannt. Man zählt zu ihnen in England: Southey, Coleridge, Scott, Moore und Byron. Wir finden ſie um eine Generation ſpäter — denn die erſte ward von der Politik abſorbirt — in Frankreich durch Chateaubriand, durch Victor Hugo, Theophil Gautier, Alfred de Muſſet vertreten und durch viele andere. Wir finden ſie in Italien, wo Manzoni ihr Haupt iſt. Und ſeltſam, all die genannten franzöſiſchen Autoren nennen und bekennen ſich mit Stolz als „Romantiker“, ſie ſetzen ſich in bewußten Gegenſatz zu den „Claſſikern“, d. h. den Claſſiciſten, und ſie knüpfen direct an die — Renaiſſance an. Der Kritiker der neuen Dichtung, Sainte-Beuve, ſchreibt, „um der romantiſchen Poeſie nationale Ahnen nachzuweiſen“ [1]), ſein „Tableau de la poésie française au seizième siècle“, wie um darzuthun, daß die neue Zeit des Enthuſiasmus und der Genialität nur eine Fortſetzung jener Bewegung iſt, die vom 13. zum 16. Jahrhundert Europa erweckte.

Am eigenthümlichſten verläuft die Bewegung in Deutſchland, und hier, glaube ich, iſt ihre Bedeutung im welthiſtoriſchen Zuſammenhang noch nicht recht gewürdigt worden. Wir finden auch hier zunächſt die gleiche Empörung wider „der Regeln Zwang“, d. h. wider die claſſiciſtiſchen Formen, ja man möchte, wie man es in Deutſchland nur zu gern thut, am liebſten jede Form verwerfen. Je überſchwänglicher und übermüthiger, deſto beſſer. Es iſt die Zeit von „Sturm und Drang“. Auf verhältnißmäßig unbedeutende Vorläufer folgen drei gewaltige Werke, die alle zum Sturm und Drang gehören: Götz, Werther, die Räuber. Aber Goethe im Götz, im Clavigo, im Werther, Schiller in den Räubern, im Fiesco, Wieland im Oberon und ſo viele andere ſind im europäiſchen Sinn Romantiker, ſo gut wie Scott und Coleridge und Byron in England. Ja, dieſe letzteren ſind bereits von ihnen beeinflußt. Mit einer Ueberſetzung des Götz von Berlichingen beginnt Walter Scott ſeine literariſche Laufbahn, Coleridge's erſtes Drama iſt eine ſchwache Nachahmung der Räuber — es iſt alles eine Bewegung, der „Sturm und Drang“ iſt nur die erſte Fluthwelle der Romantik, die über Deutſchland hinſchlägt, und wenn man ſie hier nie ſo bezeichnet hat, ſo iſt theils eine Verkennung des Zuſammenhangs ſchuld, theils der zufällige Umſtand, daß das Wort bei uns ſpäter als Schulbegriff für eine zweite Welle derſelben Bewegung aufkam, die bei uns im engeren Sinne die „romantiſche“ genannt wird.

Daß der Verlauf bei uns ein ganz anderer ward, das hat zwei Gründe, oder um beſcheidener zu ſprechen, da wir ja von den Gründen nichts wiſſen, es laſſen ſich zwei Erklärungen dafür finden, zwei Erſcheinungen, die übrigens correſpondiren, ja vielleicht im weſentlichen eins ſind. Das eine iſt, daß bei uns zwei viel größere Menſchen an die Spitze der Bewegung traten, als in allen anderen Ländern, zwei Männer, die einer viel umfaſſenderen, freieren, allſeitigeren Entwicklung fähig waren und aus dem Rahmen der Romantik völlig heraustraten: Schiller und Goethe.

[1]) Georg Brandes: „Die Romantiſche Schule in Frankreich“, p. 356.

Das andere Phänomen liegt im Verlauf der deutschen Geschichte. Es ist schon früher erwähnt worden, daß die Renaissance in Deutschland nie zum Durchbruch gekommen ist, daß die Religionskriege die keimende Cultur zertreten und niedergehalten haben. Aber es scheint, daß historische Bewegungen zum Durchbruch kommen müssen. So wie auf politischem Gebiet unterdrückte Revolutionen, wenn nicht immense unberechenbare Gegenereignisse eintreten, früher oder später dennoch ausbrechen, so ist es auch auf geistigem, insbesondere wenn in allen Nachbarländern die Frucht gereift ist und der Wind den Samen unaufhörlich herüberträgt, so daß nur der günstige Moment zu kommen braucht, und der immer erneute Same kann in Saat aufgehen. Die Antike war von den Gelehrten pedantisch genug, aber doch immerhin fortgepflegt worden, Shakespeare kam nach Deutschland, die besten Deutschen kamen nach Italien: und so wurden alle Samen der Renaissance in deutsche Künstlerseelen getragen, und es kam Winckelmann und Lessing und Herder und Goethe, und in ihnen haben wir, besonders in Goethe, die deutsche Renaissance. Gewiß, es hat sich manches geändert in den vier Jahrhunderten, um welche die deutsche Renaissance zu spät kam, aber der Geist ist derselbe; wer genau zusieht, wird alle Grundelemente wiederfinden.

Darum haben wir in der wieder auferstandenen deutschen Literatur den zwiefachen Zug, darum theilt sich die romantische Schule bei uns sofort in eine der Antike sich nähernde Gruppe, die wir unsre Classiker nennen, während die Träger der alten Bewegung sich ihnen als die eigentlichen Romantiker gegenüber stellen.[1]) Und so geht es Deutschland wie einem Kinde, das sich spät und plötzlich entwickelt: es muß all die Perioden, welche die anderen Völker in drei Jahrhunderten durchlaufen haben, in einem durchmachen. Und darum haben wir neben einander die Renaissance, d. h. die classische Richtung derselben und ihren freien, schönheitstrunkenen Geist, bald auch hohle classicistische Nachahmer genug, und die Neoromantik, die in anderen Ländern so lang nachher gekommen sind. Es ist in Deutschland alles verschoben und zusammengeschoben, was in den anderen Ländeen sich in langer Linie entwickelt hat.

Wenn wir den Lebensgang des Dichters verfolgen, der den höchsten Gipfel dieser merkwürdigen Zeit einnimmt, der ihre gesammte Cultur in sich vereint, Goethe, so finden wir, daß seine Anfänge ganz der Romantik angehören: er interessirt sich für den gothischen Stil, für das Ritterthum, für die Faustsage, er schreibt Werke, auf welche die Romantiker aller Länder sich berufen haben.

Dann biegt er völlig ab, der Antike und mit ihr der Renaissance zu. Dies im einzelnen nachzuweisen, könnte man ein ganzes Buch von Belegen schreiben. Goethe's Verhältniß zur Antike zu berühren, ist wohl nicht nöthig. Wie sympathisch er sich in die Renaissance versenkt, lehrt die italienische Reise, die Uebersetzung des Benvenuto Cellini und die Anmerkungen, die er zu dieser schrieb; insbesondere charakteristisch ist die Bemerkung, in welcher er Savonarola einen „unreinen Enthusiasten, ein fratzenhaftes, phantastisches Ungeheuer" nennt, „das sich diesem großen, schönen, heitern Leben undankbar, störrisch, fürchterlich und pfäffisch entgegenstellt"; wie er denn auch zu dieser Zeit von der Gothik und vom Christenthum nichts wissen wollte. Sein ganzes heidnisch-sinnliches, schönheitsfreudiges, gesundes Wesen, seine Allseitigkeit ist Renaissance. Ihm gegenüber ist Schiller, wie sehr er auch mit ihm der Antike zustrebt, weit mehr Romantiker. Vor allem in der Wahl seiner Stoffe; nicht ohne Grund hat er selbst die Jungfrau von Orleans eine romantische Tragödie genannt. Die Wahl und die Ausführung mag bei diesem Stück, bei der Braut von Messina, bei der Maria Stuart, beim Wallenstein noch so sehr auf ästhetisch-antikisirenden Motiven beruht haben, Stoff und Geist sind romantisch. Goethe fühlte dies sehr klar und an einer merkwürdigen Stelle in den Gesprächen mit Eckermann[1]) führt er den ganzen Gegensatz auf sich und Schiller zurück, indem er behauptet, daß Schlegel, der den Schulgegensatz von „Classisch" und „Romantisch" zuerst aufgestellt, denselben Schillers Gegenüberstellung von „naiver" und „sentimentalischer" Dichtung nachgebildet hätte, während Schiller seinerseits in diesem Aufsatz den Gegensatz zwischen ihm und Goethe hätte beleuchten wollen. Um 1800 fangen die beiden Richtungen an, scharf ausgeprägt zu sein; die Romantiker, die von Goethe ausgegangen sind, entfernen sich immer mehr von ihm und gravitiren naturgemäß dem Mittelalter und dem Katholicismus zu. Aber auch Goethe nimmt wieder romantische Elemente auf. Im Schluß der Wahlverwandtschaften, im West-östlichen Divan, im Faust, insbesondere im Schlusse desselben, kam er der Romantik weit entgegen, so wie er sich zuletzt auch wieder für die Gothik interessiren ließ. Er selbst sagt, daß er im zweiten Theil des Faust beide Elemente zu vereinen gesucht, daß „schon in den früheren Acten das Classische und das Romantische anklinge", bis „in der Helena beide Dichtungsformen entschieden hervortreten und eine Art von Ausgleichung finden".[2]) Er repräsentirt eben die deutsche Renaissance, die wiederum beide Elemente in ihren Besten vermählte.

Wenn es unserm Jahrhundert vorbehalten war, das Wesen und die culturgeschichtliche Bedeutung der Renaissance recht zu erkennen, wenn das Werk Jacob Burckhardts eine ganze Literatur hervorgerufen hat, die jene fernen Quellen unsrer Cultur zu erforschen und zu verstehen bestrebt ist, so ist das, glaube ich, nicht zum mindesten dem Umstand zuzuschreiben, daß Goethe, durch die Bildung, die er uns gegeben, ein so unmittelbares Verständniß für den Geist der Renaissance in uns möglich gemacht hat.

Wenn ich eine Uebersicht über das Gesagte versuche, so ergibt sich folgendes: die ganze Bewegung vom Beginn der Renaissance bis auf Goethe und Byron und Nietzsche und uns, die wir von ihr ergriffen sind[3]), so verschiedengestaltig und lückenhaft sie erscheint, ist nur eine. Die Zeit erscheint uns nur darum so lang, weil sie unmittelbar hinter uns liegt, weil sie uns so nah ist, weil uns die Perspective der Entfernung fehlt. Von Shakespeare zu Goethe sind zweihundert Jahre, von Dante zu Goethe fünfhundert Jahre. Was bedeuten zweihundert, was fünfhundert Jahre für die Weltgeschichte? Zwischen dem Einfall der Cimbern und Teutonen, hundert und dreizehn Jahre vor Christi Geburt, und dem Einfall der Langobarden in Italien im Jahre 568 nach Christus liegen siebenhundert Jahre, und wir wissen, es sind Anfangs- und Enderscheinungen ein und derselben welthistorischen Bewegung: der Völkerwanderung. Zwischen der Reise des Apostels Paulus nach Rom und der des Apostels Bonifacius nach Deutschland liegt ungefähr dieselbe Zeit, und es sind Erscheinungen ein und derselben Bewegung: der Ausbreitung des Christenthums im Abendlande. So ergeht es auch mit dieser Bewegung, die wir kurzweg die europäische Culturbewegung nennen können: sie erwacht in der Provence und auch in Deutschland, sie kommt zur vollen Blüthe in Italien und England und schläft, was die Kunst anbetrifft, wieder ein, weil sie von

[1]) Auch Wilhelm Scherer bemerkt (Gesch. d. deutsch. Lit., 7. Aufl., S. 615): „Die Tendenzen der literarischen Revolution der siebziger Jahre hießen jetzt Romantik." — Aehnlich Georg Brandes (Romantische Schule in Deutschland, S. 29): „Die Sturm- und Drangperiode wiederholt sich in feineren Formen."

[1]) II, 140.

[2]) Ebenda II, 110.

[3]) Wir fühlen uns von einer Bewegung, die in Nietzsche ausmünden soll, nicht ergriffen. D. Red.

religiösen und politischen Bewegungen, die zu ihr gehören, abgelöst wird; sie führt zur Reformation und Gegenreformation, im 17. Jahrhundert in England zur Revolution; ein gleicher Versuch in Frankreich mißlingt, aber es glimmt fort, und die Revolution kommt hier 1789 zum Ausbruch und setzt sich von da über ganz Europa fort; in Deutschland wurde der Keim immer wieder niedergehalten und die künstlerische Renaissance kam bei uns zum erstenmal im 18. Jahrhundert zur Blüthe, während sie in den anderen Ländern gleichzeitig wieder erwachte. Wir stehen alle noch in dieser Bewegung, und die beiden Grundlagen unsrer Cultur haben sich bis heute stets beide geltend gemacht: was in unsrer Cultur dem Mittelalter seinen Ursprung verdankt oder dem Mittelalter und seinen Ideen zustrebt, das nennen wir romantisch, was uns von der Antike kommt, das nennen wir classisch. Wer „romantisch" sagt, sagt „Mittelalter", wer „classisch" sagt, sagt „Alterthum".

Nun aber ist, seit die Renaissance im 13. Jahrhundert eingetreten, also seit die Neuzeit begonnen — und die Neuzeit begann in den verschiedenen Ländern Europa's zu ganz verschiedenen Zeiten — wiederum eine ganze Reihe von neuen Culturelementen ins Leben getreten, die sich nun ihrerseits geltend machen, die wir weder dem Mittelalter, noch der Antike zuschreiben können, die weder classisch, noch romantisch sind. Der künstlerische Ausdruck solcher neuer Culturmomente gelingt, wie wir es beim Mittelalter sehen, oft erst, wenn die eigentliche Entwicklung ihren Abschluß findet. Das Jahr 1800 — als Mittelpunkt für das Ganze genommen — bildet solch einen Abschluß, wie ihn das Jahr 1200 gebildet hat. Das Jahr 1800 sah die ungeheuersten dreifachen Bewegungen, wie sie das Jahr 1200 gesehen hatte. Wieder wie nach dem Jahre 1200 gingen Revolution, Reformation und Renaissance mit einander. Und so wie im 13. Jahrhundert hat sich im 19. eine völlige wirthschaftliche Umgestaltung vollzogen. Künftige Zeiten, die unsre veralteten Eintheilungen verwerfen werden, werden vielleicht in diesen beiden Zeitpunkten die Grenzen historischer Abschnitte fixiren.[1])

Wir sind noch nicht in der Lage, unsre Zeit, die moderne Zeit, zu kritisiren. Wir können jedoch bereits erkennen, daß ein extrem individualistisches und ein extrem socialistisches Princip sich in ihr kreuzen, und daß beide in ihren begabtesten Geistern oft in sehr merkwürdiger Combination auftreten.

Es ist aber berechtigt und historisch völlig erklärt, wenn die Dichter unsrer Zeit fühlen, daß sie einer neuen Cultur Ausdruck zu geben haben, daß sie weder classisch noch romantisch, sondern modern sind. Sie müssen sich vorläufig so nennen, weil ein Name, der mehr sagen würde, sich für diese Cultur noch nicht gebildet hat. Auch Dante nannte den neuen Geist seiner Zeit einen „modernen". Unsre Autoren wollen das dritte neuartige Leben, das Leben unsrer von der antiken wie der mittelalterlichen so verschiedenen Gesellschaft zur Darstellung bringen. Die Versuche sind bisher in Deutschland meist recht hülflos ausgefallen; und auch das wird wohl seine Erklärung haben, vielleicht haben wiederum Politik und Wissenschaft die besten Köpfe absorbirt. Andrerseits würden diejenigen, die sich ihres „Modern"-seins allzusehr bewußt sind, gut thun, ein vortreffliches Wort Maximilian Hardens zu bedenken: „Die ganz Großen haben Amerika entdeckt, als sie nach dem alten Indien zu fahren meinten."

Es war im Jahre 1832, wenige Tage nach Goethe's Tod, daß Carlyle schrieb: „Mit ihm begann eine neue poetische Aera, deren Ende oder fernere Tendenzen bisher noch nicht abzusehen sind. In seinen Büchern liegt eine neue Zeit; hier ist der Grundstein eines neuen socialen Gebäudes für das Menschengeschlecht gelegt, fest wie zuvor auf dem natürlichen Fels." „Diese Worte" fügte er hinzu, „werden heute manchem seltsam erscheinen, vielleicht werden sie, wenn man noch ein Menschenalter Goethe gelesen und über ihn nachgedacht hat, nicht so seltsam erscheinen."

Ein Engländer und ein Franzose waren es, die zuerst anerkannten, daß von Deutschland durch Goethe und seine Zeitgenossen eine geistige Bewegung ausgegangen ist, gewaltig wie die Renaissance oder die Reformation. Wir stehen noch zu sehr in ihr, um das leicht wahrzunehmen. Viele, die in Goethe's Riesenschatten wandeln, meinen darum, er habe das volle Licht noch nicht gehabt. Er wird in die Jahrtausende hineinragen und viele, die uns heute groß erscheinen, werden in der Perspective ferner Zeiten neben ihm völlig verschwinden. Er steht an der Wende der neuen Zeit, wie einst Dante und Shakespeare in ihren Ländern, nur hat er den Fuß viel weiter aufs neue Gebiet gesetzt. Sein Geist war umfassender, sein Blick frei von allen Vorurtheilen seiner Zeit. Der Vereiniger der Culturen der Vergangenheit, ist er zugleich, wie Taine ihn nennt: „le père et le promoteur de toutes les idées modernes."

---

[1]) Ich kann es mir nicht versagen, hier eine Stelle aus dem früher erwähnten Buch von Sainte-Beuve anzuziehen, einem Buch, das mir in die Hände fiel, als dieser Aufsatz im wesentlichen vollendet war, das im Jahre 1828 zum erstenmal erschienen ist, und an dessen Schluß ich folgenden bemerkenswerthen Absatz fand: „A envisager les choses de haut, il est aisé de discerner dans l'histoire d'Europe, depuis les temps anciens jusqu'à nos jours deux grands ordres sociaux, savoir: l'antiquité grecque et romaine d'une part, et le moyen âge de l'autre. Entre ces deux mondes il y a un prodigieux abîme, creusé et comblé par le christianisme et par les barbares. Le second état de la société, le moyen âge, peut être considéré comme fini. Voici trois siècles environ, que l'humanité est en voie de recommencer une troisième ère. Jusqu' ici, pourtant, elle a été plus occupée à détruire qu'à fonder, et les ruines du croulant édifice n'ont point encore cessé partout de peser sur elle." Sainte-Beuve, Tableau de la poésie franç. au XVI. siècle. Conclusion. 278.

Mittheilungen und Nachrichten.

Literaturwissenschaft und Poetik in den romanischen Landen während der letzten Jahre. Von Dr. Karl Borinski (München). (Probe aus dem 1. Heft des III. Bandes des Jahresberichtes über die Fortschritte der romanischen Philologie, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Vollmöller.) IV. (Schluß.)

Mit seinem Titel „Wesen und Entwicklung des komischen Dramas" scheint Franz Bettinger eine erschöpfende Theorie dieser Dichtungsgattung zu versprechen. Er bietet aber nur eine kleine ausgewählte Privatsammlung „gottvoller" („gottvoller?" s. S. 59 bis 63 dreimal!) Späße aus Komödien aller Zeiten und Völker nach recht äußerlichen Gesichtspunkten („rein äußerliche, körperliche Abnormitäten, Standeseigenthümlichkeiten, individuelle Eigenthümlichkeiten(?) und Abnormitäten"). In dem blechen Theorie hinten und vorn hat man das jetzt nicht allzu seltene Schauspiel, wie ein gebildeter und leidlich vernünftiger Philolog der ästhetisch ganz neuen „Jetztzeit" (S. 6) feierlich ihre Berechtigung zugestellt mit dem kleinen Vorbehalt, daß ihre „neue Kunst" vorläufig schrecklich sei. Er läßt sich von „Darwin und anderen Physiologen durch zahlreiche Beispiele beweisen, daß Lachen der natürliche Ausdruck des Wohlbefindens sei" (S. 86), und erklärt die tragischen Helden namentlich Faust und die Jungfrau von Orleans als „Opfer ihrer Anpassungsunfähigkeit" (S. 96). Nach welcher „alten Theorie" „soll pharisäische Genugthuung den Menschen erfüllen, wenn er sieht, wie ein sympathischer Held seine Fehler, die oft schwer nachzuweisen sind, sühnt?" (S. 95). Die tragische Theorie, die unter den Alten zuerst Aristoteles nach bisherigem Glauben ziemlich geschickt ausgesprochen hat, ist es sicher nicht. Von Urtheilen im einzelnen notiren wir die ewig grüne Stürmer- und Drängertheke, daß „bei Schiller in höherem Alter(!) die Kraft seiner Phantasie abgenommen habe (Wallenstein gegen die „wahren Prachtgestalten seiner jugendlichen Phantasie", Karl Moor, Fiesco). Geradezu rügen aber müssen wie die völlige Verkennung des Molière'schen Alceste (Misanthrope) S. 74 f., die in einer Literatur nicht möglich

sein sollte, welche Goethe's klassische Erfassung dieser erhabenen Komödienfigur besitzt.

Auf historischem Gebiete liefert gleich eine positive Antwort auf die Frage nach der Bedeutung der Arten in der Poetik die Heidelberger Dissertation von Gustav Eckert: „Ueber die bei altfranzösischen Dichtern vorkommenden Bezeichnungen der einzelnen Dichtungsarten." Es ist eigentlich eine der Evolutionistik auf unsern Gebieten geradezu hohnsprechende Thatsache, daß, je höher man in der Geschichte der menschlichen Culturen hinaufsteigt, desto reicher, mannichfacher und eigenthümlicher Arten und Gattungen aller Erscheinungsformen von einander abgegrenzt werden. Es hat auch keineswegs den Anschein, als ob diese Scheidungen sich aus einheitlichen Grundstämmen abzweigen, sondern sie schießen als eigenthümliche Bildungen concurrirend hervor, um Gruppen von Erscheinungsformen bis in ihre feinsten Unterschiede zu begreifen und auseinander zu halten. Später läßt dies frische Interesse an solchem Schuß der geistigen Bildung nach. Die Unterschiede werden gleichgültiger empfunden und verwischen sich. Die Bezeichnungen veröden und sammeln sich schließlich auf das farbloseste, meist völlig abstracte Schlagwort. In welchen Fülle richtiger und feiner Unterscheidung erging sich wiederum die neue Dichtungsblüthe im Mittelalter zur Kennzeichnung ihrer Hervorbringungen, die sich jetzt in die Sammelnamen für alle Sorten Dichtung: chanson-Lied und poème-Gedicht, zurückgezogen haben! Auf fällt hiebei besonders, daß der Reichthum an charakteristischen Artbegriffen zugleich den einzelnen solche bezeichnende Kraft beließ, daß sie den Begriff der Gattung zu durchbrechen vermochte. Eine vorwiegend beliebte Art, wie in gewissen Perioden der Poetik die Pastourelle, unser Hirtengedicht, kannte Lyrik, Epos und Drama unter sich begreifen. Bei Eckert findet sich ein Beleg bei dem viel umstrittenen Worte lai, das, wenn man ihm seine vulgäre Verwendung als lai d'amours als seine Grundbedeutung zuspricht, lyrisches oder episches Liebesgedicht bezeichnet. In diesen Fällen überwuchert die materielle Bestimmung die formale in der Unterscheidung, was wiederum ein allgemeines Kennzeichen der frühen Bildungen auf unserm Gebiete, jedoch nicht der späteren ist. Die Abstraction der rein formalen Unterscheidung bleibt schließlich allein übrig. Den Unterschied eines Liebesliedes, einer Liebesgeschichte (Nouelle) und einer „Komödie" (Liebesdramas) würde keine Stallmagd heute bei uns außer Acht lassen. Auch das entspricht nicht den evolutionistischen Theorien. Denn danach müßte es umgekehrt sein. Das Materielle als das Entscheidende für den animalischen Existenztrieb müßte das Formale gänzlich verdrängen.

Einen Beitrag zur Geschichte der Renaissancepoetik in Frankreich liefert A. Rosenbauer in seinem Buche: „die poetischen Theorien der Plejade nach Ronsard und Dubellay." Seitdem Referent vor nunmehr zehn Jahren zuerst den Begriff der Renaissancepoetik im Zusammenhang der Literaturen aufgedeckt und in der deutschen durchverfolgt hat, ist der Gegenstand von allen Seiten aufgegriffen und bis in seine einzelnsten Punkte monographisch behandelt worden. Einer der wichtigsten, das eigentliche französische Rinascimento in der nationalen Dichtung (unserer Opitzischen Schule entsprechend), welches von dem späteren Neoclassicismus durch eine tiefe Kluft geschieden ist, steht in der Mitte des vorliegenden Buches. Wie Ronsard und seine Schule von Malherbe „überwunden", von der Europa beherrschenden Hofdichtung des grand siècle vornehm vergessen wurde, so ist sie erst in unsrer diesen Classikern feindlichen Zeit (zuerst durch Sainte-Beuve 1828) wieder zu Ehren gebracht worden. Auch unser Monograph ihrer mit schwerem humanistischen Gepäck und Geschütz leichte Verslein armirenden Theorien steht unter dem Bann der archaistisch-nationalen Begeisterung des gelehrten Frankreich für seinen eigentlichen nationalen Classicisten, der gewiß vor den kosmopolitischen Hofdichtern schon die Vorzüge des aufrechten Charakters voraus hat. Rosenbauer sieht in dem kampfhaften Bestreben jener Schule von Gymnasialsternen, die Alten mit Haut und Haaren in ihre „gallischen" Beete aufzunehmen und damit intemptatum audere, eine nationale „Affinitätswirkung" und modernes Originalitätsbewußtsein. Andere werden in jenem nach wie vor ein gut Theil Pedanterie, in diesem aber gerade Epigonenthum und Dilettantismus erkennen. Dem gegenüber stehen Boileau und seine Freunde erst wieder frei auf eigenen Füßen. Aber das große Verdienst der Plejade werden sie in ihrem durch seine erhabene Naivetät geradezu rührenden Dichterbewußtsein erkennen, welches alles Buhlen um die Gunst der Menge stolz verschmäht und sich selbst und den „vel duo, vel nemo" im Publicum genug ist. Dadurch haben Ronsard und seine Freunde die „haute littérature" der Neueren begründet, die denn doch bis in unsre Zeit des „Massenabsatzes schlechter Schriften" vorhielt. Und darin liegen auch im einzelnen ihre Verdienste um die Poetik.

Mit Malherbe's Reinem beschäftigen sich eine Reihe Schriften, deren Titel wir anführen: Ch. Dejob, de l'antipathie contre Malherbe, wendet sich gegen Brunot, la doctrine de M. Unter seinem neben erörterten Schlagwort behandelt F. Brunetière, am umfangreichsten G. Allais, Malherbe et la poésie fr. à la fin du XVI siècle. Das Haupt der durch Boileau's Schule ersetzten akademischen Literatur, Jean Chapelain, behandelt als literarischen Kritiker A. Mühlau, die an Corneille's Cid zur Action gelangte akademische Kritik L. Stieff, die Beobachtung der Regel von den Einheiten bei Racine J. Reichel. H. Breitlagers les unités d'Aristote avant le Cid de Corneille erschien in zweiter Auflage. Boileau fand neue Eingearbeit in P. Morillot und G. Lanson, sein art poétique einen Essay bei uns durch H. Eggers, eine Ausgabe mit Noten für den Schul- und Privatgebrauch durch Wilh. Ulrich, in Frankreich mehrere Neuausgaben, die beweisen, daß der „antike" Poetiker der „natürlichen" raison trotz seiner Noblesse und Bienséance auch in unserm „modernsten" Zeitalter noch seine Wirkung übt. Dagegen kommt der deutsche Antipode dieser grande littérature, Lessing, zu seinem Recht in dem Geschichtschreiber der doctrines littéraires et esthétiques en Allemagne E. Gruder, der le Laokoon de Lessing als Bruchstück eines größeres Werkes „L. und sein Zeitalter" voranschickt. Les théories dramatiques de Diderot erörtert A. Benoist, seinen Bérnnet (Diderot et la réforme de théâtre au 18. siècle). Den durch die französische Literatur vermittelten Einfluß der ars poetica des Horaz auf die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts behandelt J. J. Bind, the art of poetry nach the poetical treatises of Horace, Vida and Boileau (with translations by Homen Pitt and Soame) A. S. Cook. Fénelons lettre sur les occupations de l'Académie Française edirte M. E. Despois. Den wenngleich nicht auffallendsten und bedeutendsten, so doch liebenswürdigen und bis auf die Gegenwart beliebtesten Einfluß der grande littérature auf Deutschland berühren A. Noelle's Beiträge zum Studium der Fabel mit besonderer Berücksichtigung Jean de la Fontaine's. Diese umfangreiche Arbeit bringt Bereicherungen der vergleichenden Fabelkunde (Babrios, Aesop, Phaedros bis auf Catel und Abr. Fröhlich) und gediegene Bemerkungen zur Poetik der Fabel; so über die moralische Bedeutung der Thierwelt in der Fabel als experimentum in corpore vili („zur Vorbeugung eines unreinigen Mitleids" nach Lessing), ihren Humor, ja ihr Seelenleben, das den Verf. sogar zur Heranziehung von „Prof. Garners" Affensprachstudien, aber auch zur Uebersetzung von Lafontaine's Lehrgedicht zum Schutz der Thierseele gegen die Cartesianer antreibt. Die mitgetheilten Proben eigener Uebersetzungen La Fontaine's (zur Parallele mit Babrios in Choliamben!) sind recht gelungen und lassen den Verlust der (von der Verlagshandlung zum Abdruck verweigerten sehr theuren) Ernst Dohm'schen Uebertragungen an dieser Stelle verschmerzen.

Auf italienischem Gebiete liegt uns ein schöner Beitrag zur Danteforschung vor, der jedoch die Poetik weniger berührt, als sein Titel zu versprechen scheint. Enrico Mestica, La Psicologia nella Divina Commedia berührt nicht zuvalt die psychologische Kunst des Dichters Dante in der inneren und äußeren Charakteristik seiner Personen, auch nicht etwa die Methode, die sein Allegorismus auf Grund psychologischer Gesetze einhält: sondern er bietet eine in der Auswahl ihrer Belege sehr glückliche, in Disposition und Vortrag klare Darstellung der psychologischen Theorien bei Dante. Bei der großen Bedeutung, welche Dante's selbständige Durchdringung der scholastischen Seelenlehre auch für die Ausgestaltung seiner rein poetischen Ideen (die Zustände und Aussichten der Seelen an den jenseitigen Oertern, ihre Rückblicke auf das Erdenleben) besitzt, wird diese elegante Darstellung eines schwierigen Capitels der Dante'schen Vorschule gerade dem nicht rein philosophischen aber theologischen Dantefreunde willkommen sein. Nach einer gelehrten Einleitung über den Stand der Commentare zu seinem Thema beginnt der Verf. mit einer Uebersicht des für Dante geltenden Wissenschaftssystems. Dann entwickelt er von der Dreitheilung der Dante'schen Seelentheorie (vegetativa, sensitiva e razionale) ausgehend, die empirische Psychologie, um alsbald zu der in jener Behandlung davon untrennbaren rationalen (Intellect, Wille, dessen Freiheit und Determination, Einheit und Unsterblichkeit der Seele) aufzusteigen. Neben den Belegen aus den Prosaschriften erhalten die poetischen aus dem großen Gedicht jeden geübteren Leser des letzteren auf dem laufenden.

Digitized by Google

Psychologische Fragen (der dichterischen Persönlichkeit) sind es im wesentlichen, die den Kern der (für den gegenwärtigen Stand der Poetik nicht eben ehrenvollen) Bacon-Shakespeare-Controverse ausmachen. Da die communische Philologie durch die meist in ihren Bereich fallenden Nachweise der Shakespeare'schen Bildung (allein schon des Amyot'schen Plutarch!) bei der Abwehr der baconischen Angriffe gegen die Persönlichkeit des britischen Weltdichters wesentlich interessirt ist, so verzeichnen wir hier die gut gemeinte Zusammenstellung aller Bodenlosigkeiten in den „Beweisen" der Gegner des angelehrten Shakespeare von L. Schippel. Daß ihre Hypnthese von der Dichterschaft (und welcher!) des nüchternsten aller empirischen Gelehrtenköpfe dnnoch in der Luft schwebt, kann auch der diesem speciellen Gebiet ferner stehende Philolog mit Bequemlichkeit daraus ersehen. Das Weitere (daß nämlich die Hypothese sich in sich selbst verflüchtigt), besorgen die poetischen Baconverehrer selbst, indem sie seine Mechanik, Optik und Dunglehre als „Hyponoia" in Shakespeare's Dramen nachweisen und uns seine unseligen Haftrimereien unter die Nase halten.

Auf spanischem Gebiet ist eine renommirte, auch bei uns (durch Bouterwek) sehr empfohlene Poetik der späteren Renaissance, die philosophia antigua poetica des Arztes Alonso Lopez Pinciana von D. Pedro Muñoz Peña in einem Neudruck mit Anmerkungen herausgegeben worden. Wir kennen die Edition jedoch vorläufig nur nach einer Anzeige von E. Mérimée.

* Die Thätigkeit des Provinzialmuseums in Trier richtete sich im vergangenen Jahre namentlich auf die weitere Untersuchung der römischen Stadtbefestigung. Zunächst wurde der Uebergang über das Thal des Olewiger Baches untersucht. Bisher hatte man angenommen, daß dieses Thal nicht von der Mauer durchzogen sei, sondern daß an deren Stelle die gewaltigen Dämme aufgeschüttet seien, deren Reste jetzt noch daselbst zu sehen sind. Die Untersuchung stellte aber fest, daß diese Dämme nicht aus römischer Zeit, sondern aus dem 16. oder 17. Jahrhundert stammen. Es fanden sich nämlich, wie der „Staats-Anz." berichtet, Scherben von römischem Steinzeug dieser Zeit in beträchtlicher Tiefe in den Dämmen vor. Die weitere Grabung ergab dann, daß die römische Befestigung als Mauer das Thal durchquerte; die Mauer wurde vor und innerhalb jener Dämme in prächtiger Lehnitung gefunden und zeigte überall auch die sonst übliche Breite und Bauart. Während des letzten Vierteljahres 1896 wurden auf der Ostseite der Stadtmauer, nördlich vom Amphitheater, die Reste eines Festungsthurmes ausgegraben, der gleich den anderen Stadtthürmen als halber Rundthurm gebaut war. Ebenda war auch der Eintritt der vom Ruwerthale herkommenden römischen Wasserleitung in das römische Stadtgebiet untersucht. Als wichtige Entdeckung erwies sich ferner ein bereits früher kurz erwähnter Fund an der Porta Nigra. Um die Grundmauer der runden Thurmausbauten des Thores mit derjenigen der entsprechenden Theile an dem früher ausgegrabenen Südtheile zu vergleichen, wurde ein Theil derselben an dem westlichen Thorthurm freigelegt. Dabei fanden sich unerwartet 7 römische Brandgräber, die theilweise mit großen Dolienscherben überdeckt waren und aus je einer Urne mit Knochen und Krügen, Tellern, Näpfchen und Lämpchen bestanden. Eines der Gräber, die ihrem Inhalte nach alle derselben Zeit angehören, enthielt eine Bronzemünze der älteren Faustina († 141 n. Chr.). 6 Gräber waren unversehrt, eines war theilweise zerstört, und es fanden sich von seiner Urne nur noch einige Scherben und geringe Knochenreste vor. Ließ schon dieser Umstand darauf schließen, daß die Zerstörung des Grabes bei Anlegung der Grundmauer der Porta Nigra erfolgt sei, so wurde diese Vermuthung bei weiterer Vertiefung des Grabes zur Gewißheit, da sich nämlich senkrecht unter der Stelle, wo das Grab gestanden, einen halben Meter tiefer, Scherben der zerstörten Urne und Knochen ihres Inhalts in dem Mörtel der Grundmauer des Römerthores eingebacken fanden. Damit ist nach Ansicht der Sachverständigen der Beweis erbracht, daß die Porta Nigra jünger ist als jene Gräber und demnach nicht vor der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung erbaut sein kann. Dieses Ergebniß ist insofern von Bedeutung, als sich früher gewichtige Stimmen für eine sehr frühe Erbauung der Porta Nigra (bereits unter Augustus oder bald nach ihm) ausgesprochen hatten, während wieder andere Gelehrte den Bau sogar bis in die Merowingerzeit herabrückten.

* Im Anfange des Pariser Astronomen Janssen, der bekanntlich auf dem Montblanc eine Beobachtungsstation eingerichtet hat, unternahmen kürzlich drei Bergführer von Chamonix eine Besteigung der 3050 Meter hoch gelegenen Grand-Mulets, um sich von dem Zustande des meteorologischen Instruments zu überzeugen. Da der Schnee außerordentlich günstige Verhältnisse aufwies, brauchten sie nur sechs Stunden zum Aufstieg und kamen andern Tages wohl behalten wieder zurück. Sie stellten fest, daß das selbstregistrirende Thermometer diesen Winter nicht unter 19 Grad C. Kälte heruntergegangen war, während in Chamonix, genau 2000 Meter niedriger, wiederholt 20 Grad Kälte beobachtet wurden. Die Instrumente befanden sich alle in gutem Zustande.

* **Gießen.** Fast 44jährig, ist hier der Professor für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft Dr. Peter Brandt gestorben. Seine Schriften behandeln Fragen aus der indo-persischen Religionsgeschichte, sowie Methode und Ergebnisse der arischen Alterthumswissenschaft.

* **Bonn.** Der Privatdocent der Literaturgeschichte Dr. Arnold E. Berger, dessen erster Band einer Luther-Biographie 1895 mit Beifall begrüßt ward, ist nach Berlin an die Seite des Prof. Dr. Paul Pietsch in die Redaction der monumentalen Gesammtausgabe von Luthers Werken berufen worden, die seit 1883 im Auftrag des preußischen Staates erscheint und voraussichtlich erst in einigen Jahrzehnten ihren Abschluß erreichen wird.

* **Barmen.** Nahezu 64jährig starb hier am 7. ds. Mts. nach längerem Leiden Emil Rittershaus. Einer hiesigen Fabrikantenfamilie entstammt und zum Kaufmann bestimmt, schwang er sich nebenher zum rheinischen Tagesdichter auf. Wein, Liebe Vaterland und maurerischer Freisinn bildeten die Themata seiner heiteren und gewandten Muse. Ein liebenswürdiger, gewandter, fröhlicher Mensch, half er in unserer der erwerbenden Arbeit hingegebenen Provinzialgesellschaft Licht und Flamme des Geistes und Herzens nützeit lebendig erhalten.

* **Würzburg.** Sanitätsrath und Titularprofessor Dr. O. v. Hessinger, Privatdocent für Kinderkrankheiten und gerichtliche Medicin, ist zum Extraordinarius in der medicinischen Facultät ernannt worden.

* **Petersburg.** Die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften bringt zur allgemeinen Kenntniß, daß in diesem Jahre die Zuerkennung des C. E. v. Baer-Preises bevorsteht. Zur Bewerbung sind zugelassen Werke über Anatomie, Histologie, Embryologie und Physiologie des Menschen, der Thiere und Pflanzen, systematische Zoologie und Botanik und Paläontologie vom biologischen Gesichtspunkt. Arbeiten über die Fauna und Flora sind zum Concurs nur in dem Falle zugelassen, falls sie sehr ausgedehnte, noch nicht erforschte und schwer zugängliche Gebiete des russischen Reichs behandeln. Der letzte Termin zur Einreichung der Werke ist auf den 1. Mai d. J. anberaumt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Robert Leinz: Im Schmiedefeuer. Dichtungen. Mannheim, Bruckhoff a. Schwalbe 1896. — Skeptische Briefe. Gießen, J. Ricker 1896. — Moderne Aechtekunst, Prof. Otto Wagner und die Wahrheit über beide. Wien, Spielhagen u. Schurich 1897. — Karl August Trefful: Wie erlerne ich das Hypnotisiren? Berlin, Hermann Briegar 1897. — Dr. Christoph Schmöle: Unvergänglichkeit und Freiheit der Individualität. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. — Gemsen-Eier. Alpin-Humoristisches in Wort und Bild. Zweite Portion. Kempten, Jos. Kösel. — Simon Pollack: Die Verbilligung der Telephon-Frequenz. Prag, Selbstverlag 1896. — Dr. Th. Troche-Mittler: Zum Jahrestage der Kaiserproclamation. Nachträge zur Darstellung der Kaiserproclamation in Versailles am 18. Jan. 1871. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1897. — Bernhard Elsässer: Opfer. Schauspiel in 3 Acten. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer 1897. — Dr. Hans Semper: Die Sammlung nilotischer Tafelbilder im erzbischöflichen Klerikalseminar zu Freising. München, G. Franz 1896. — Die Evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Hrsgb. von Julius Richter. 3. Jahrg. 2. Heft. Febr. 1897. Gütersloh, C. Bertelsmann. — C. Rheinländer: Kaiser Wilhelm der Große. Für die deutsche Jugend und das deutsche Heer. Düsseldorf, L. Schwann. — Hundertjährige Irrthümer auf astronomischem und naturwissenschaftlichem Gebiete und Rückführung derselben auf ihre wahren Verhältnisse. Bearb. von einem Freunde einfacher Naturerklärungen. Wien, Hyppenplatz 6, 1896. — Rede des Prinzen Ludwig von Bayern, gehal. am 4. April 1892 in der Kammer der Reichsräthe, nebst erläuternder Unterbietung durch Seb. Schneider. Mit 1 Photogenphie. München 1892.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 10. März. Nummer 56.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

König Wilhelm in Ferrières und Versailles. I. Von J. v. Pflugk-Harttung. — Die Glocken im Herzogthum Anhalt. Von Dr. K. Th. Zingeler. — Mittheilungen und Nachrichten.

König Wilhelm in Ferrières und Versailles.

Von J. v. Pflugk-Harttung.

I.

Der Untergang des kaiserlichen Heeres bei Sedan und die Erklärung der Republik bewirkten für König Wilhelm einen Wandel der Arbeit. Die großen Schläge und schnellen Erfolge hörten auf, an Stelle des frischen Vorwärtsdrängens kam ein ermüdendes, angespanntes Erwarten; der Feldkrieg wurde zum Festungskrieg, bei dem die beweglichen Heere nur in ihrem Verhältniß zu Paris Bedeutung erlangten. Und neben die militärischen Erwägungen traten mehr und mehr Sorgen der Politik: der Politik nach außen, und die Frage der Neugestaltung Deutschlands. Die eigentlich schwere Zeit begann erst jetzt, als die Dinge stockten und eine Schwierigkeit sich über der andereu erhob.

Am 14. September 1870 wurde auf weiter und anstrengender Fahrt Château-Thierry, am folgenden Tage Meaux erreicht, wo der König vier Tage verblieb. Man befand sich nur noch etwa 50 Kilometer von Frankreichs Hauptstadt entfernt. Die in Reims begonnenen Berathungen wurden hier fortgesetzt. Am 16. kam der Kronprinz und wohnte erst dem Generalsvortrage bei, dann dem des Bundeskanzlers. Noch Abends 11 Uhr hatte Bismarck einen zweiten Vortrag beim König. Von Paris war unter englischer Vermittlung die Anfrage gekommen, ob man mit Jules Favre, dem jetzigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, über die Bedingungen eines Waffenstillstandes verhandeln wolle. Auch der württembergische Kriegsminister v. Suckow kam nach Meaux und besprach sich mit Bismarck; demnach stand die deutsche Sache in Württemberg gut, in Bayern aber noch nicht.

Am 19. September früh 8 Uhr erhielt der König die Meldung, daß sich ein großes französisches Lager hinter Claye befände, und es wohl mit dem Feind zum Gefecht kommen würde. Da nun Meaux für die Ereigniſse der Umgebung von Paris zu entfernt lag, so befahl der König eine Verlegung des Hauptquartiers nach Ferrières. Dieses stolze Schloß des Barons v. Rothschild genügte aber nicht für das ganze Hauptquartier; es sollten deßhalb die Fürstlichkeiten der zweiten Staffel in Lagny Quartier nehmen. Nachdem der König noch einen Generalsvortrag gehört hatte, begab er sich um 10½ Uhr die Marne entlang durch die Ebene von Gonesse bis in die Gegend von St.-Denis, um dem zu erwartenden Kampfe beizuwohnen. Aber bald zeigte sich, daß der Feind nicht gesonnen sei, dort ernsten Widerstand zu leisten. Die Truppen konnten also zur Einschließung schreiten, während der König lange und nachdenklich die Landschaft betrachtete. Links erhoben sich die Höhen von Romainville mit zwei Forts, dann folgte weiter rechts der Montmartre; im Hintergrund ragte der Mont-Valérien, und dazwischen die emporstrebenden Thürme der Kirchen von Paris, während halbrechts St.-Denis zu sehen war. König Wilhelm dachte zurück an 1814, wie er damals hier gehalten und dem letzten Kampfe zugeschaut hatte. Wie ganz anders, wie unvergleichlich glorreicher war alles jetzt! Erst spät fuhr der König zurück über Lagny nach Ferrières, wo er sich gleich zur Ruhe begab.

Inzwischen hatte Bismarck mit Jules Favre verhandelt. Am nächsten Morgen erstattete er hierüber dem König Bericht und empfing darauf den Franzosen noch einmal zu kurzer Unterredung. Dann kam der Kronprinz am 22. September mit dem General v. Blumenthal, die einem Generalsvortrag beiwohnten, in welchem namentlich über die Sicherung der Rückengebiete Beschlüsse gefaßt wurden. Als der König am folgenden Tag von einem Besuch seines Bruders, des Prinzen Karl, aus Lagny zurückkehrte, erhielt er die erfreuliche Kunde von der Uebergabe der Festung Toul, welche bis dahin ein arges Bahnhinderniß geboten hatte. Nachdem am Sonntag, den 25. September, ein feierlicher Gottesdienst in der Dorfkirche stattgefunden hatte, machte der König am Montag einen Recognoscirungsritt auf der Ostseite der deutschen Stellungen vor Paris, der ihn bis Champigny führte und ihn die bereits hergestellten Sicherungsarbeiten einsehen ließ. Am 28. wurde ein Ausflug nordwärts im Bereiche des XIII., Garde-, und IV. Corps gemacht. Ueberall standen die Soldaten, um ihren Kriegsherrn zu sehen, in Sévran begrüßte ihn der Kronprinz von Sachsen sammt seinem Stab. Mit jenem gemeinsam besichtigte er die ganze Vorpostenstellung des Gardecorps von Aulnay bis Gonesse, wo die Truppen große Vorbereitungen zum Empfang getroffen hatten: Guirlanden, Festons, Gipsfiguren, Haubenstöcke mit schwarzen Frauenschürzen und weißen Unterröcken, welche zusammengenäht preußische Fahnen vorstellen sollten. Alle möglichen und auch einige unmögliche Inschriften! Jubelrufe und Hurrah! Kurz zuvor hatte der König die Nachricht von der Uebergabe Straßburgs erhalten, die er im Park des Landschlosses zur allgemeinen Kenntniß brachte und damit die Freude aufs höchste steigerte. Hatte man doch jetzt eine Art äußerer Bürgschaft, daß das Elsaß deutsch werde, und hatte doch gerade die Garde so schwer in diesem Kriege und damit für dieses Ergebniß geblutet. Der Ritt wurde bis Pont-Tolon ausgedehnt, von wo sich die ganze Ebene bis Aubervilliers überſehen ließ. Erst um 11 Uhr Abends erfolgte die Rückkehr nach Ferrières.

Am 30. September ging es hoch her im Schlosse. Es war Galatafel zum Geburtstagsfest der Königin. Alle Fürstlichkeiten kamen aus Lagny zur Gratulation, alle im vollen Schmuck ihrer Orden und Ehrenzeichen. Erst spät fand der Kronprinz sich ein. Unterwegs hatte ihn ein Ausfall der Franzosen bei Villejuif aufgehalten. Er konnte also gleichzeitig zum Geburtstag und zu einem neuen Siege Glück wünschen. Der 30. September war äußerlich der

Höhepunkt in Ferrières. Am 3. October beritt der König wieder die Truppen, diesmal nach Süden zu bis Brevannes und Valenton, um alsdann am 5. October mit dem Hauptquartier nach Versailles überzusiedeln. Der Gründe für diese Verlegung waren mancherlei. Vor allem fühlte sich der Höchstbefehlende in Ferrières zu abgelegen von den Ereignissen der Front; er wollte dieser und seinen Truppen näher sein, um schneller an Ort und Stelle eilen zu können. Die Eintönigkeit begann langweilig zu werden. Dann brachte die Zertheilung der beiden Staffeln des Hauptquartiers in zwei verschiedene Orte mit geringen Hülfsmitteln ebenfalls viele Nachtheile. Der gegenseitige Verkehr war erschwert und Lagny ein öder, unbedeutender Ort, der den Bedürfnissen der hohen Herren der zweiten Staffel wenig entsprach. Solche und andere Dinge wirkten zusammen.

Das Hauptergebniß des 14tägigen Aufenthalts in Ferrières war die Gewißheit, daß Paris ernsten und längeren Widerstand leisten würde, und daß man entschlossen war, ihn mit Kanonen zu brechen. Hatte man anfangs vielfach gehofft, die Stadt werde sich schon nach einigen Tagen ergeben, so besaß man jetzt Nachricht, daß sie auf sechs Wochen verproviantirt sei; in Wirklichkeit sollte man noch nahezu vier Monate festgebannt bleiben.

Am 5. October begab sich der König nach Versailles. Diesseits der Pontonbrücke bei Villeneuve-St. Georges erwartete ihn der Kronprinz mit dem Stab der dritten Armee, auf dem anderen Ufer der General v. Tümpling, in dessen Quartier er ein Gartenfrühstück einnahm. Das gesammte VI. Corps war, unter Belassung der Vorposten, an verschiedenen Stellen zur Begrüßung des Königs aufmarschirt. Bei herrlichstem „Hohenzollernwetter" ging die Fahrt weiter nach der Stadt Ludwigs XIV. Hier war großer Empfang. Am Gitterthor der Präfectur harrten 300 Offiziere, im Vordergrund eine Anzahl deutscher Fürsten. In Reih und Glied standen die Truppen mit ihren Fahnen und Musikcorps; außerdem hatte sich alles eingestellt, was dienstfrei war. Auch Einwohner, selbst elegant gekleidete Damen, waren neugierig herbeigeeilt. Erst kamen Wagen von Hofstaaten, dann gegen 6 Uhr ein Trupp Ulanen, dem der König im Wagen folgte, zur Linken den Kronprinzen. Wohin er kam, empfing ihn ein betäubendes Hurrah. Er war heiter gestimmt, begrüßte die Offiziere, schritt die Ehrenwache entlang, reichte den Generalen und Fürstlichkeiten freundlich plaudernd die Hand und betrat schließlich seine nunmehrigen Wohnräume. Den Abend verbrachte er beim Kronprinzen. Es war derselbe 5. October, wo im Jahre 1789 der Pariser Pöbel nach Versailles gezogen war, um den König Ludwig XVI. und seine Gemahlin nach Paris zu führen. Jetzt weilte dort ein Hohenzoller, um den Pariser Pöbel zu züchtigen. Der erste Ausgang am nächsten Tag galt seinen verwundeten Kameraden im Schloß, welches zu einem großen Lazareth umgewandelt war. Theilnehmend erkundigte sich König Wilhelm, tröstete und sprach Muth zu. Um 1 Uhr betrat er den großen Platz hinter dem Schloß, wo sich das ganze Hauptquartier, Offiziere und Soldaten eingefunden hatten, um die „großen Wasser" springen zu sehen, welche heute auf Befehl des deutschen Fürsten ihre Pracht entfalteten. Eine Menge Einwohner umgab ihn staunend in dichtester Nähe. Abends fand ein großer Zapfenstreich statt von den Musikcorps sämmtlicher in Versailles und dessen näherer Umgebung stehender Regimenter. Im Hof der Präfectur spielten sie patriotische Lieder, die unter den dicht gedrängt stehenden Soldaten einen unbeschreiblichen Jubel erregten. Wiederholt erschien der König am hell erleuchteten Fenster. Mit elementarer Kraft brauste die deutsche „Wacht am Rhein" durch die sonst so stillen Straßen.

Das Alltagsleben begann; ein Leben voller Arbeit und Aufregungen und doch in einförmig ermüdender Umgebung. Morgens 8 Uhr pflegte der König schnell das erste Frühstück zu nehmen, um sich sogleich an den Arbeitstisch zu begeben, der mit Briefen und Telegrammen bedeckt war. Um 9 Uhr erschien der diensthuende Flügeladjutant, um Meldungen abzustatten und nach Befehlen zu fragen, gleich nach ihm kamen die Hofchargen. Schon um 10 Uhr begannen die Vorträge, die gewöhnlich mehrere Stunden dauerten. Regelmäßig war der Generalsvortrag des Generals v. Moltke, dem gewöhnlich die Generale v. Roon, v. Podbielski und der Chef des Militärcabinets, bisweilen der Kronprinz, vereinzelt auch Blumenthal oder Fachgenerale beiwohnten. Hier wurden die Maßnahmen für den Krieg beschlossen. An Wichtigkeit ihm gleich erwiesen sich die Vorträge Bismarcks oder seines Vertreters über die auswärtige und innere Politik, die aber nur nach Bedürfniß und deßhalb seltener stattfanden. Dazu kamen die Vorträge der Chefs des Militär- und des Civilcabinets, technische Vorträge über Einzelheiten, Vorstellungen, Besuche, Audienzen, Meldungen und vieles andere. In einer Pause von 5 bis 10 Minuten wurde zwischendurch das zweite Frühstück genommen. Gegen 2 Uhr fuhr der König gewöhnlich aus, um sich bis 3½ Uhr in der frischen Luft zu erholen. Zu Mittag speiste er um 4 Uhr, meistens im Kreise von einigen 30 Personen. Nach der Tafel pflegte der Monarch allein zu bleiben, nicht aber um der Ruhe zu pflegen, sondern stets am Schreibtisch zur Erledigung der umfangreichen Correspondenz. Mitunter gab es auch jetzt noch Empfänge und wichtige Vorträge. Um 9 Uhr war Thee im kleineren Kreis, bald nach 10 Uhr zog der König sich zurück, auch jetzt gewöhnlich noch arbeitend. Im einzelnen erlitt die regelmäßige Lebensweise mancherlei Abweichungen, je nach den Bedürfnissen des bewegten Augenblicks.

Das Wetter begann herbstlich rauh zu werden. Immer deutlicher zeigte sich, daß die Pariser es ernst mit ihrem Widerstand nahmen, zugleich kamen von Süden, von der Loire, bedenkliche Nachrichten. Um zu sehen, was es gebe, wurde der Generalstabsoberstlieutenant v. Brandenstein dorthin gesandt. Es hieß: die umlagerte Stadt und die Heeresansammlungen außerhalb gleichzeitig und scharf im Auge zu behalten. Am 11. October empfing der König den Obersten Rief und General Schulz von der Artillerie, um über ein etwaiges Bombardement von Paris zu verhandeln. Zur selben Zeit traf die Nachricht vom Siege bei Artenay ein, dem bald die Besetzung von Orleans folgte. Mit den Pariser Plänen hing wohl zusammen, daß König und Kronprinz am 15. October einen Ritt von Baueression über Garches durch die hügelige Gegend machten, um sich von den diesseitigen Vertheidigungsanlagen zu überzeugen. Man fand sie weit vorgeschritten und in bester Verfassung, was um so erwünschter war, als Nachrichten aus Paris die Stärke der Besatzung auf 600,000 Mann angaben. Als am 17. die Meldungen sich mehrten, es scheine ein Ausfall bevorzustehen, fuhr der König mittags über Ville-d'Avray nach der Villa Stern, von wo aus sich das ganze Gelände um Paris bis St.-Cloud übersehen ließ. Aber es geschah nichts.

Mehrere Tage vergingen. In diese aufregende Zeit des Harrens fiel der Geburtstag des Kronprinzen, an dem der König auf Bitten seines Sohnes zum erstenmal das Eiserne Kreuz erster Classe anlegte. Bescheiden hatte er sich bis dahin mit der zweiten Classe begnügt. So kam der 21. October. Er schien friedlich vergehen zu sollen, wie seine Vorgänger. Der König hörte den üblichen Generalsvortrag, Moltke machte eine Spazierfahrt. Da traf Mittags die Nachricht ein, daß die Vortruppen der

Digitized by Google

10. Division bei Malmaison und Bougival mit dem Feinde handgemein geworden wären. Anhaltender Kanonendonner bestätigte die Meldung. Sofort wurde alarmirt und die in und hinter Versailles stehenden Regimenter in Bewegung gesetzt. Der Kronprinz trat aus seiner Wohnung, um zu Pferde zu steigen, als der Ordonnanzoffizier des Generals v. Kirchbach angesprengt kam. „Das wird wohl der große Ausfall werden, den wir erwarten", meinte der Hohenzoller; schwang sich ruhig aufs Pferd und ritt zum König. Dieser bestieg um 2½ Uhr die bereits haltende offene Kalesche und fuhr davon in größter Schnelligkeit, von den Reitpferden gefolgt. Bei Beauregard stieg er in den Sattel, aber da sich rings waldbedeckte Höhenzüge befinden, war es schwer, eine Uebersicht zu gewinnen. Durch das Nachlassen des Feuers und die Richtung, aus der es kam, gewann man bald den Eindruck, daß der Feind zu erlahmen beginne. Um besser beobachten zu können, begab sich der König mit Moltke nach dem Aquäduct von Marly und bestieg die Plattform des starken viereckigen Thurmes. Der Aquäduct ist ein großer massiver Bau für die Hebewerke der Wasser in den Gärten von Versailles. Von seiner Höhe aus läßt sich weithin die Umgebung, zumal die von St.-Cloud und des Mont-Valérien überschauen; sie wurde deßhalb zum Hauptaussichtspunkt für die in Versailles anwesenden Herren. Auch jetzt fanden sich auf der Plattform noch der Kronprinz, Prinz Luitpold von Bayern, der Großherzog von Sachsen und der Herzog von Coburg nebst einigen Offizieren zusammen. Wetter und Beleuchtung waren günstig. Zu Füßen der Beschauer brannte es in Busancy. Auf dem Abhang des Mont-Valérien stand französische Artillerie in langer Linie, durch starke Infanterie gedeckt. Ihr lebhaftes Geschützfeuer wurde deutscherseits nur schwach erwidert. Offenbar befand sich das Gefecht im Erlöschen. Plötzlich blitzte es auf vom anderen Seineufer, es waren Batterien des IV. Corps, welche eingriffen. Der in ihrer Schußrichtung befindliche Flügel des Feindes begann eilig den Rückmarsch, dem sich nach und nach die übrigen Abtheilungen anschlossen. Allmählich sank die Dunkelheit herab, aus der die Flammen von Busancy emporleuchteten. Der König kehrte nach Versailles zurück. Zufällig waren die Offiziere des Königsgrenadierregiments an diesem Tage zur Tafel befohlen. Die Zeit drängte; direkt aus dem Dienst mußten sie auf die Präfectur eilen; ein greller Gegensatz: draußen Tod und Dunkelheit, hier Glanz und Prachtsäle. Noch während der Tafel kamen die Regimenter aus ihrer Reservestellung zurück; sie marschirten an den hell erleuchteten Fenstern vorüber und sangen weithin vernehmbar die Wacht am Rhein. Mehrmals erschien der König am Fenster, von begeistertem Hurrah begrüßt. Aber drüben verzehrten die Offiziere des Generalstabs ihr Essen in aller Eile, um dann noch lange auf dem Bureau bei der Arbeit zu sitzen.

Inzwischen entwickelte sich auch die Frage der Neugestaltung Deutschlands weiter, und zwar keineswegs glatt und ohne volle Geneigtheit des preußischen Königs, der hier mehr geschoben wurde, als daß er selber handelte. Am 23. empfing er den bayerischen und württembergischen Kriegsminister, welche sich eingestellt hatten, um die zukünftigen Verhältnisse ihrer Wehrkräfte zu berathen. Sie bildeten die Vorläufer anderer süddeutscher Minister, welche kamen und gingen. Zu Versailles schwebte der Einheits- und Kaisergedanke eigentlich in der Luft; seine Bewerkstelligung machte jedoch viele Mühe und saure Arbeit und bewirkte mancherlei Enttäuschung, bis sie nach neun Wochen zur Thatsache wurde.

Um sich von seiner vielerlei und aufreibenden Arbeit zu erholen, besichtigte der König einigemale die berühmte Gemäldegalerie des Schlosses. Als er eine Anzahl Bilder, welche Ereignisse von Preußens tiefstem Falle aus den Jahren 1806 und 1807 darstellten, mit Bretterverschlägen versehen fand, ließ er diese abnehmen und betrachtete sie sinnend und lange. Wie hatte sich alles gewandelt! — Inzwischen waren in manchen Kreisen Friedenshoffnungen aufgetaucht. Thiers war von seiner erfolglosen Reise an die europäischen Cabinette zurückgekehrt und fand die Verhältnisse in Tours keineswegs nach Wunsch. Er erbat deßhalb im Einverständniß mit Gambetta die Erlaubniß, sich nach Versailles und Paris begeben zu dürfen. Das wenigste, was er wollen konnte, war ein Waffenstillstand, und für den fiel mächtig ins Gewicht, daß Metz sich ergab. Am 27. Mittags berichtete der Telegraph das Bevorstehen des gewaltigen Ereignisses, das in seinen Zahlen Sedan noch übertraf. In einer Zusammenkunft, der auch der Kronprinz beiwohnte, wurden die Bedingungen der Uebergabe durchberathen. Schnell verbreitete sich die Kunde durch ganz Versailles, in den Straßen wurde es lebendig; es bildeten sich lebhafte Gruppen, bei den Deutschen war die Freude groß, bei den Franzosen Zorn und Bestürzung. Der Jubel stieg von Stunde zu Stunde und erhielt Abends seinen Ausdruck durch einen Zapfenstreich. Als die Musik in den Hof der Präfectur einbog, begleitete sie so ziemlich alles, was sich von Militär in Versailles befand. Lauter Lärm erbrauste; da plötzlich begann die Musik den Choral: „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut!" und alles schwieg, entblößte das Haupt und hörte andächtig zu. Drobeu saß der König gerade mit den Ministern und Kaiserboten aus Deutschland bei Tisch und trank auf das Wohl der Armee vor Metz und ihres Führers, des Prinzen Friedrich Karl. Zweimal zeigte sich der König, nach allen Seiten dankend, am Fenster, unter begeistertem Zurufe. Früh 2 Uhr kam die Depesche von der vollzogenen Uebergabe, noch in der Nacht wurde sie dem König überbracht. An diesem Tage, den 28., ernannte er den Prinzen und seinen Sohn zu Feldmarschällen und erhob den General v. Moltke in den Grafenstand. Die beiden Prinzen erhielten damit eine Auszeichnung, wie sie noch keinem solchen im Königreich Preußen zutheil geworden war.

Unter diesen Eindrücken kam Thiers nach Versailles, immer noch geistreich und amüsant, aber windelweich. Er hatte eine kurze Unterredung mit Bismarck, den er bat, ihn nach Paris hineinzulassen, was er bewilligt erhielt. In Paris fand er die provisorische Regierung nicht mehr als Herrn der Sachlage. Die Radicalen schlugen gegen sie los und konnten erst mit Gewalt wieder gebändigt werden. Friedensverhandlungen hätten somit den Sturz der Regierung bedeutet. Schon am Abend des nächsten Tages kehrte Thiers wieder zurück — mit leeren Händen, still und gebrochen. Paris war entschlossen, den Widerstand bis aufs äußerste fortzusetzen. Er verhandelte trotzdem eifrig mit Bismarck, wollte aber nur haben und vermochte nichts zu bieten. Am 5. November begab er sich noch einmal über die Vorpostenkette und besprach sich mit Jules Favre und General Ducrot, wieder erfolglos. Es blieb beim alten. Und in der That, die Sachen der Franzosen schienen sich zu bessern. In Paris gelang es, einen großen Theil der bewaffneten Mannschaft mehr und mehr zu Soldaten zu machen und dadurch sowohl die Widerstands- wie die Angriffskraft zu steigern. Im übrigen Frankreich begann Gambetta's Feuereifer mächtig zu wirken. Im Norden, in der Bretagne und vor allem an der Loire erschienen Heere, wie aus der Erde gewachsen. Dies alles wirkte um so überraschender, als namentlich Podbielski den Satz verfochten hatte, Frankreich sei unfähig, große Anstrengungen zum Entsatze von Paris zu machen. Wesentlich der Kronprinz, der frühere Vorgesetzte v. d. Tann's, ist es gewesen, der fortwährend auf Verstärkung desselben

gedrungen. Endlich am 7. November setzte er sie durch. Gern hätte er den Oberbefehl der neu zu bildenden Armeeabtheilung dem Herzog von Coburg gegeben, aber das Militärcabinet machte dagegen die große nervöse Aufregung des Fürsten in kritischen Augenblicken geltend, worauf der Großherzog von Mecklenburg, der sich als Generalgouverneur von Reims bewährt hatte, die Führung erhielt. Es war noch eben zu rechter Zeit.

Am 9. November herrschte eine eigenthümliche Stimmung im Hauptquartier, denn man wußte, daß an der Loire nicht alles zum besten stünde. Die Franzosen hatten dort bedeutende Massen zusammengezogen und schienen gegen Orleans vorzugehen, während v. d. Tann nur ungenügende Streitkräfte besaß. Der nächste Tag brachte denn auch die Kunde von seiner Niederlage bei Coulmiers, welcher alsbald die weitere folgte, er habe sich mit der 22. Division vereinigt. Das wichtige Orleans ging wieder verloren. König Wilhelm hatte längst die Sachlage richtig beurtheilt, er bemerkte seinem Flügeladjutanten, dem Grafen v. Waldersee: „Die französische Armee an der Loire hat sich allmählich mehr und mehr verstärkt und besser organisirt. Ich habe das ja kommen sehen und den Herren oft genug gesagt; allein sie wissen ja immer alles besser als ich und behaupten, der eigentliche Krieg sei zu Ende. General v. d. Tanns Aufstellung in und um Orleans entsprach nicht meinen Auffassungen, seine Stellung war zu gefährdet und er mußte mit Verlusten zurückgehen."

Es waren reich bewegte Tage. Noch war Prinz Friedrich Karl mit seinen von Metz herbeieilenden Truppen nicht heran. Am 10. telegraphirte ihm das Obercommando: „Starke feindliche Streitkräfte von der Loire bei Orleans im Vormarsch, daher Beschleunigung des Vorrückens der zweiten Armee nöthig. IX. Armeecorps muß Ruhetag am 11. ausfallen lassen und am 14. Fontainebleau zu erreichen suchen." Daß auch die Pariser nicht daran dachten, sich zu fügen, bewies ihr steles Geknalle von den Forts und das Einüben ihrer Truppen im Freien. Dem gegenüber hatte man den Einschließungsring durch die Truppenabzweigung nach Süden schwächen müssen. Zu den militärischen Schwierigkeiten gesellten sich politische. Es hieß: England und Oesterreich wollten vermitteln, die deutsche und englische Presse geriethen heftig an einander, die italienische Armee hatte Rom besetzt, was viele Katholiken in Deutschland verstimmte. Erzbischof Ledochowski fragte an, ob der Papst Aufnahme in Preußen finden würde. Rußland überraschte die Welt durch Lossagung von den Bedingungen des Friedens von 1856 und erzwang sich freie Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer. Dies machte Preußen der Mitwissenschaft verdächtig und stellte bedenkliche Verwicklungen in Aussicht. Die deutsche Reichssache erlitt eine plötzliche Unterbrechung: in Bayern bekam die Sonderströmung Oberhand, schon wollten die württembergischen Bevollmächtigten unterzeichnen, als sie plötzlich Gegenbescheid erhielten und abreisten. Auch die preußischen Particularisten, hauptsächlich durch Podbielski vertreten, wollten nichts von einem Kaiserthum wissen und redeten in die deutschen Angelegenheiten mit hinein. Ueberall Verstimmung und Gegenströmung, der Kriegsminister wurde ernstlich krank, Bismarck fühlte sich unwohl und draußen begann am 10. November der Winter; es schneite stundenlang bei ziemlicher Kälte. Am St. Martinstage lag der Schnee auf allen Straßen und Dächern. Während des 12. November gelangten die ersten Verwundeten von Coulmiers in die Lazarethe von Versailles. Ueber die Absichten der französischen Loirearmee herrschte immer noch Ungewißheit. Selbst die ihr entgegengestellte Armeeabtheilung erwies sich als ungenügend an Zahl und vermochte den Schleier, welchen vorgeschobene Truppenkörper und Franctireurbanden bildeten, nicht zu lichten, weßhalb sie sich zu anstrengenden Hin- und Hermärschen genöthigt sah. Am 14. November traf die Nachricht ein, daß sich in Dreux und Houdan, nur 6 Meilen westlich von Paris, französische Streitkräfte gezeigt hätten.

Ungewöhnlich lange dauerte der Generalsvortrag. Für den 15. erwartete selbst Moltke einen Ausfall in größerem Stile als bisher. General v. d. Tann war weiter zurückgewichen, als nothwendig erschien, der Großherzog von Mecklenburg zu stark nach Westen gerathen, so daß dem Feinde der Weg nach Paris offen stand. Vorsichtige Leute des Hauptquartiers begannen ihre Sachen zu packen, selbst Bismarck sprach von der Möglichkeit einer zeitweiligen Räumung von Versailles. Der Magistrat der Stadt wurde widerspenstig und verweigerte die bisherige Art der Zahlung für Offiziere. In der Nacht vom 17. zum 18. gingen Meldungen ein, welche zeigten, daß die feindliche Loirearmee recht nahe heran sei. Straff gespannt lagen die Verhältnisse. Aber schon hatte die rückläufige Bewegung eingesetzt. Gegen Dreux war Reiterei, Garde-Landwehr und die 17. Division gesandt, welche letztere in den bisherigen Chef des Militärcabinets, General v. Treskow, einen zuverlässigen Führer erhielt. Am 17. November warf die Division den Feind bei Dreux zurück, der 18. verstrich, ohne daß die Loirearmee weiter vorrückte. Der gefährliche Augenblick, wo das Einschließungsheer durch die Abzweigungen geschwächt und die Provinzarmee nahe war, blieb von den Franzosen unbenutzt, und inzwischen kam Friedrich Karl in Gewaltmärschen heran und schob sich zwischen den Rücken der Belagerer und die Loirearmee. Schon an jenem oben beregten 14. November konnte Moltke an General v. Stiehle, den Generalstabschef der zweiten Armee schreiben: „Für das schnelle Anrücken des Prinzen Friedrich Karl sind wir sehr dankbar, es hat uns über eine Art Krisis hinweggeholfen." Immerhin schleppten sich die Dinge ohne eigentliche Entscheidung weiter. Als die 17. Division auf Le Mans marschirte, vernahm man von einem neuen Feinde, der 25,000 Mann stark in einem befestigten Lager rechts vom Großherzog stehen sollte. Bei Châtillon-sur-Seine erfocht Garibaldi einen Erfolg. Von Paris aus war der 20. November als Tag des Ausfalls bestimmt, dieser blieb zwar aus, bewirkte aber ununterbrochene Anstrengung der Beobachtungskräfte. „Wir brauchen einen eclatanten Sieg", sagte Blumenthal, und bezeichnete hiemit treffend die Sachlage. Man stand auf dem Punkte des Versumpfens. In der Frage der Beschießung von Paris war man unschlüssig, die Einschließungstruppen wurden unmuthig, daheim in Deutschland murrte man, die Franzosen faßten mehr und mehr Muth und die übrige Welt begann am Ausgang des Krieges zweifelhaft zu werden. Selbst der Rath des Königs zeigte eine gewisse Zerfahrenheit. Nach den Aufzeichnungen des Kronprinzen trug Moltke alles klar vor, aber Roons Achselzucken und Spucken und Podbielski's olympische Sicherheit blieben nicht ohne Wirkung. Das Schleppende der deutschen Frage kam hinzu.

Am 23. November sollte der Reichstag eröffnet werden, bei der Wichtigkeit der Berathungen hatte Bismarck die Absicht, nach Berlin zu reisen. Aber er mußte sich sagen, dies gehe über seine Kräfte, und der König fragte ihn sorgenvoll: „Sie werden mich doch hier mit den Europäern nicht allein lassen?" Die Noten und Depeschen, die nur der Eingeweihte beurtheilen und beantworten konnte, jagten sich derartig, daß Bismarck thatsächlich in Versailles unabkömmlich war. Ueber all diesen Dingen erlahmte die Kraft des Königs. Zum 14. November schrieb der Kronprinz: „Der König ist nervös, da er gleichzeitig den Unterhandlungen (in der deutschen Frage) und Operationen folgen

soll; dabei fehlt ihm jede zerstreuende Unterhaltung, da die täglichen Gäste recht eintönig werden."

Endlich gegen Ende November erfolgte der Umschwung. Der Großherzog von Mecklenburg erhielt in dem General v. Stosch einen hervorragenden Generalstabschef, und um Einheit in die kriegerischen Bewegungen zu bringen, wurde die „Armeeabtheilung" dem Prinzen Friedrich Karl unterstellt. Im Norden war die erste Armee von Metz aus eingetroffen. Am 26. November kamen Nachrichten von Gefechten unfern Amiens. Als Moltke zwei Tage später bei Tisch saß, erhielt er die Depesche: „Amiens genommen, Nordarmee geschlagen." Derselbe Tag brachte dem König die Meldung, daß die Pariser einen Ausfall nordwärts, nach der Seite von L'Hay, gegen das VI. Corps machten. Er wollte sofort dahin fahren, als eine dritte Mittheilung aus der Gegend von Orleans eintraf, nach welcher das X. Corps bei Beaune-la-Rolande im Gefecht stehe. Also Kampf auf drei Seiten: im Centrum, im Norden, im Süden. Dazu Beschießung seitens der Forts mit verdoppelter Kraft, selbst die Kanonenboote auf der Seine feuerten anhaltend. Es war ein Höllenlärm — aber er wirkte erfrischend nach der Zeit dumpfen Harrens und Befürchtens. Wieder klirrten die Waffen und nur neue deutsche Siege konnten sie verkünden. Die bei l'Hay gemachten Gefangenen zeigten sich sehr selbstbewußt und prahlten, daß von nun an täglich nach allen Seiten Ausfälle gemacht würden, bis es gelänge, den Entsatzheeren die Hand zu bieten. In der That zeigte sich am 28. fast überall Plänkeln und Scharmuziren. Fortwährend strömten Meldungen in das Cabinet des Königs, nicht bloß von Paris, auch von der Gegend bei Dijon, von Amiens und aus der Loiregegend. Letzteres waren freilich nur Nebendinge; der eigentliche Ernst des Krieges trat in der unmittelbaren Nähe zutage, als mit dem 30. November der große Ausfall der Pariser Besatzung erfolgte, den die Gefangenen und Zeitungen schon seit langem verkündet hatten. Er wirkte um so überraschender, als viele den belagerten Feind einer solchen Kraftäußerung nicht für fähig gehalten hatten. Am 29. focht die Besatzung mit kleineren Abtheilungen. Seit Dunkelwerden begannen die Forts ein fast ununterbrochenes Feuer. Alle Fenster in Versailles zitterten von dem Getöse. Trotz der Kälte erhoben sich viele vom Lager und stiegen auf die Höhen, um das Aufblitzen der Geschütze und der elektrischen Lichter zu sehen. Am 30. um halb 1 Uhr schwieg plötzlich die Kanonade und zugleich traf die Meldung von der Ostseite ein, daß das XII. (kgl. sächsische) Corps und die württembergische Division von einem starken Gegner angegriffen seien. Sofort fuhr der Wagen des Königs vor, die englischen und nordamerikanischen Reporter eilten fort, die jüngeren Offiziere des Generalstabs begaben sich nach den verschiedenen Beobachtungsstationen. Für den König hätte die Fahrt zum Schlachtfelde etwa fünf Stunden erfordert, und dann wäre es dunkel gewesen. Sie unterblieb deßhalb um so mehr, als auch von Westen allerlei bedenkliche Nachrichten eintrafen und man unsicher wurde, wohin sich schließlich die Hauptkraft des Feindes wende. Spät Abends wurde General v. Moltke noch einmal zum Könige befohlen: die Franzosen hatten die Dörfer Brie und Champigny genommen und bisher behauptet. Gegen Erwartung blieb es am 1. December verhältnißmäßig ruhig. Wohl wollte das Obercommando den Feind wieder zurückdrängen, doch das verspätete Eintreffen des II. Corps und der frühe Einbruch der Dunkelheit verhinderte dies. Um so eifriger arbeitete an diesem Tage der Telegraph; fast von der ganzen Einschließungslinie war etwas zu berichten; es vergingen kaum fünf Minuten, wo der König nicht eine Meldung erhielt. Noch Abends nach 10 Uhr kam Moltke mit dem Oberstlieutenant v. Verdy, der auf dem Schlachtfelde gewesen war, und erstattete eingehende Mittheilungen. Die Pariser zeigten sich hartnäckig wie nie zuvor. Am 2. December nahmen sie den Angriff der Deutschen in der zweiten Schlacht bei Villiers (Champigny) auf und behaupteten sich in Brie, obwohl jene bedeutende Kräfte einsetzten. Wieder hatte man einen der spannenden Augenblicke, denn auch die große Loirearmee war in Bewegung gekommen. Noch am 4. Dec. meinte Moltke: „Wenn der Feind bei Villiers durchbrechen sollte, so wird die Cernirung auf der Nordseite von Paris aufgehoben, bis die aus Rouen heranrückende erste Armee sie wieder aufnehmen kann." Bereits am Morgen des 2. December war eine Depesche vom Großherzog von Mecklenburg eingetroffen, welche das Mißgeschick der Bayern bei Villepion und die Absicht eines diesseitigen Angriffs auf den Feind meldete. Noch denselben Tag telegraphirte Moltke an den Prinzen Friedrich Karl, daß der Großherzog das weitere Vordringen des Feindes vielleicht nicht verhindern könnte. Seine Majestät erachte deßhalb für unbedingt erforderlich, daß die Zweite Armee direct zum Angriff auf Orleans schreite, um die Entscheidung herbeizuführen. Als dieser Befehl ankam, war die Arbeit bereits gethan. Der Großherzog hatte bei Loigny-Poupry gesiegt und damit die Offensivkraft der Franzosen gebrochen, welche nun durch den gemeinsamen Stoß des Prinzen und des Großherzogs zermalmt und zersprengt werden konnte. Auch bei Paris ging die Gefahr vorüber. Ueberanstrengt, durch schwere Verluste und starke Kälte erschüttert, zog sich die Ausfallsarmee am Morgen des 3. in ihre Frontlinie zurück, so daß dieser Tag die Franzosen gleichzeitig im Centrum und im Süden weichen sah. Es war der Geburtstag der Großherzogin von Baden. Schon früh verfügte sich der König zu seinem Schwiegersohn, um ihm seinen Glückwunsch zu bringen. Nachher wäre dazu keine Zeit mehr gewesen, weil fortwährend Generals- und andere Vorträge stattfanden. Am 4. December schrieb Verdy: „Die letzten Kämpfe um Paris sind wieder außerordentlich heftig und blutig gewesen. Ich schätze unsern Verlust allein auf etwa 5000 Mann. Ob die Franzosen nun für einige Zeit hier genug haben oder an einer anderen Stelle ihr Glück versuchen wollen, ist vorläufig nicht zu übersehen. Die jetzige Zeit ist recht aufreibend. Fortwährend Spannung nach verschiedenen Seiten hin, fortwährende Aufregung und dabei wichtige Arbeiten und Befehle, die nicht exact genug sein können. Das Kriegführen in der Zeit der Telegraphen strengt die Nerven viel mehr an, als in früheren Jahren." Wie ernst selbst der König und Moltke die Sachlage immer noch ansahen, beweist ein Schreiben des letzteren an den Kriegsminister vom 8. December, worin die Nothwendigkeit weiterer Truppenbildungen in der Heimath, zumal die des Ersatzes für die Feldarmee betont wurde. Er halte die Aeußerung einer gewissen militärischen Kraftanstrengung deutscherseits für unbedingt geboten, wenn nicht die Operationsstärke der Feldarmee und hiermit der bisherige Erfolg ernstlich in Frage gestellt werden sollte.

Für den König gesellten sich zu den kriegerischen Ereignissen noch die der Politik, vor allem die Frage der Neubegründung des Deutschen Reichs. Da war der Graf Holnstein aus Versailles zum König von Bayern geeilt und brachte von ihm einen Brief, worin er König Wilhelm ersuchte, die Kaiserwürde anzunehmen. Am 3. December überreichte Prinz Luitpold dieses Schriftstück dem Hohenzollern. Derselbe zog Bismarck sammt dem Kronprinzen zu Tisch, hörte dessen Vortrag und fand das Schreiben so zur Unzeit wie möglich. Bismarck erwiderte, die Kaiserfrage habe nichts mit dem augenblicklichen Stande der Kämpfe zu thun. Der König fügte sich, und damit war Kaiser und Reich neu begründet. Es geschah am Tage

von Loigny und Villiers. Für König Wilhelm aber brachten alle diese Dinge schwere innere Kämpfe, denn er war dem Kaiserthum nicht zugethan und fügte sich dem Drängen seines Sohnes, seines Kanzlers, den Forderungen seines Volkes und der Verhältnisse mehr gezwungen, aus Pflichtgefühl, als frohen Herzens. Und bei alledem mußte noch ein Flügeladjutant des Kaisers von Rußland empfangen werden. Während des ganzen Tages stand der Wagen des Königs zum Ausfahren bereit — umsonst, der Gebieter fand sich so überbeschäftigt, daß er ihn nicht besteigen konnte. Nach am 4. früh eingehenden Meldungen schien der Kampf im Osten an der Marne wieder zu entbrennen. Starke feindliche Heeresmassen marschirten auf zwischen Brie und Champigny. Aber sie wagten sich nicht über den Feuerbereich der Kanonen ihres Forts hinaus, und so blieb es ruhig. Immer günstiger lauteten jetzt auch die Nachrichten von der Loire; das Entsatzheer dort wurde zersprengt und Orleans wieder erobert. Unter der Kälte und dem Eindruck der Ereignisse bei Villiers, denen sich die von der Loire zugesellten, wurde es um Paris wieder still. Nur dann und wann fiel ein vereinzelter Kanonenschuß aus den Forts, zwischen denen Truppen exercirten. War dadurch für den König eine Art militärische Ruhezeit gekommen, so dauerten die politischen Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten fort. Sehr betroffen fühlte er sich, daß Delbrück den Brief des Königs von Bayern im Reichstage vorgelegt hatte, während dessen dort gehaltene Reden schwach und schwunglos blieben. Seine Erregung stieg noch, als der König von Sachsen ihm seine Ueberraschung aussprechen ließ. Dann fürchtete König Wilhelm die Reichstagsdeputation, weil es scheinen könne, als ob die Kaiserfache vom Reichstage ausginge. In diesen Schwierigkeiten traf ihn noch ein schwerer Trauerfall. Am 6. Dec. starb seine Schwester, die Prinzessin Friedrich der Niederlande. Weil der König sehr an dieser begabtesten seiner drei Schwestern hing, so wurde ihm die Trauerbotschaft so lange vorenthalten, bis der Kronprinz sie persönlich ihm schonend überbrachte. Es kamen die zahlreichen Beileidsbesuche. Mittags aß der König allein mit seinem Bruder, dem Prinzen Karl, und blieb während des ganzen Tages einsam in seinem Zimmer. Am nächsten Tage besuchte er die aus Orleans angekommenen Verwundeten. Es wurde allgemach öde um ihn her. Der Kronprinz schrieb: „Beim Thee ist so wenig Unterhaltung, daß die Hälfte eigentlich regelmäßig schläft, man sieht die aus St. Cloud geretteten Kupferwerke immer wieder an.“ Aber die Pflichten des Amtes riefen, und der König gehorchte. Am 8. Dec. empfing er die anwesenden russischen Offiziere zur Feier des St. Georgsordens und gab dem zu Ehren ein großes Diner. Noch einmal kamen lebhafte Telegramme von der Loire und berichteten von der mehrtägigen Schlacht bei Beaugency, aber irgend eine Gefahr für den Gürtel um Paris barg sie nicht. In Versailles war allgemach die Ankunft der Kaiserdeputation Tagesgespräch geworden. Den König bewegte die Angelegenheit lebhaft. Erst wollte er nichts vom Empfange der Abgeordneten des Reichstages wissen, doch allgemach lebte er sich in den Gedanken ein. Ungünstig erwies sich, daß Bismarck gerade fußleidend war, wodurch sein unmittelbarer Einfluß nachließ. Um so lebhafter setzte der des Großherzogs von Baden ein. Er wirkte wie ein guter Genius, so schrieb der Kronprinz. Am 17. entschloß sich der König endgültig, die Abgeordneten zu empfangen, und zwar in würdig feierlicher Weise. Der Divisionspfarrer Rogge erhielt den Auftrag, dabei die Predigt zu halten. Als er sich beim Könige meldete, schärfte dieser ihm ein, nicht von seiner Person und auch nicht von Kaiser und Reich zu sprechen, da die Zustimmung der süddeutschen Kammern noch theilweise ausstünde.

Die Glocken im Herzogthum Anhalt.

Die Literatur über Glocken ist schon recht ansehnlich geworden, und neben dem tüchtigen Werk von Blavignac[1]) besitzen wir Deutsche wohl das beste Buch über diesen Gegenstand in der „Glockenkunde“ von Heinrich Otte (Leipzig 1884, 2. Aufl.). Jüngst ist nun ein Werk erschienen, dem auf diesem Gebiet unbedingt der erste Platz angewiesen werden muß.[2]) Durch die vielen Inventarisationswerke ist die Kenntniß der auf den Thürmen unsrer Kirchen befindlichen Glocken wesentlich gefördert worden, und mancher werthvolle Beitrag zur Glockenstatistik ist jenen zu verdanken. Was uns aber in dem vorliegenden Buche des Hofpredigers in Ballenstedt a. H. geboten wird, das ist weit mehr als eine Statistik der Glocken im Herzogthum Anhalt, das ist ein Werk, das für die allgemeine Glockenkunde von hohem Werth ist. Dabei ist das Buch mit einer Gründlichkeit, einer Akribie, einem eingehenden Verständniß, sagen wir überhaupt mit einer Liebe zur gestellten Aufgabe gearbeitet, daß man es von Seite zu Seite lieber gewinnt. Zunächst ist nicht zu verkennen, daß das Herzogthum Anhalt zu einer solchen Arbeit sich durch den Reichthum an interessanten Glocken vortrefflich eignete. Der Verfasser führt nicht weniger als 594 Glocken an, die sich auf 250 Thürme vertheilen. Um schon von vornherein den reichen Gehalt des Werks zu charakterisiren, sei erwähnt, daß von nicht weniger als 281 In- und Aufschriften, sowie Bildern der Glocken Abbildungen gegeben werden, wozu noch über 20 sonstige Abbildungen kommen. Der archäologische Werth der Anhalter Glocken springt ins Auge, wenn wir sehen, daß von den 594 Glocken nicht weniger als 182 der Zeit bis 1500 angehören und die älteste mit Jahreszahl versehene von 1098 stammt. Bei Otte ist die älteste von 1144, mithin die von 1098 der Nestor aller Glocken und zwar, was beigefügt zu werden verdient, nicht nur in Deutschland, sondern wohl von ganz Europa. Der Pfarrort Drohndorf, Kreis Bernburg, rühmt sich dieses Schatzes. Auch seine andere Glocke, dem 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts angehörig, bietet besonderes Interesse. Von den 594 Glocken haben sodann 82 keine In- und Aufschriften, für den Kenner von vornherein ein Hinweis, diese Glocken zu den älteren und ältesten zu zählen; denn gerade die ältesten Glocken, die der romanischen und frühgothischen Periode, sind am wenigsten mit In- oder Aufschriften versehen, während mit dem Vorschreiten der Zeit die Aufschriften an Ausdehnung wachsen, bis sie im 18. Jahrhundert beinahe zur Schwatzhaftigkeit sich entwickeln. Mit Bedacht betone ich In- und Aufschriften; denn hierzwischen ist sehr wohl zu unterscheiden. Wenn der Kenner die Glockenstube betritt, wird er sogleich schon an der Form der Glocken ihr ungefähres Alter schätzen können. Sieht er, daß sie die Schrift eingedrückt, also Inschrift, trägt, dann steigert sich sofort sein Interesse; denn weitaus die geringste Zahl aller Glocken hat Inschriften. Die größte Mehrzahl hat erhabene Schrift, Aufschrift. Man solle deßhalb bei Angabe der Schrift stets die zutreffende Bezeichnung anwenden.

Wer sich mit Erforschung der Glocken in ihren hohen Wohnungen befaßt hat, der weiß, welche Schwierigkeiten sich da einem entgegenstellen, und daß das Entziffern der In- und Aufschriften und erst recht das Abdrücken derselben bisweilen geradezu mit Lebensgefahr verbunden ist. Ich habe selbst mehr als 250 Kirchthürme bestiegen behufs

---

[1]) *Dr. J. Blavignac*, La cloche. Etudes sur son histoire et sur ses rapports avec la société aux differents âges. Genève 1877.

[2]) Die Glocken im Herzogthum Anhalt. Ein Beitrag zur Geschichte und Alterthumskunde Anhalts und zur allgemeinen Glockenkunde. Von Friedrich Wilfried Schubart. Mit über 300 Abbildungen, gezeichnet von W. Peters. Dessau, Paul Baumann 1896.

Digitized by Google

genauer Besichtigung der Glocken und darf mich wohl rühmen, nach dieser Richtung hin ein Urtheil zu haben.[1]) Aber gerade deßhalb stehe ich auch mit Staunen vor der Leistung Schubarts. Die naturgetreue Wiedergabe all dieser In- und Aufschriften, sowie der Bilder ist bewunderungswerth. Und es mag sogleich hier angeführt werden, daß dem Verfasser in W. Peters auch ein ganz vorzüglicher Zeichner zur Seite stand, der sich in den Geist der gestellten Aufgabe trefflich hineinfand; denn wie ganz vorzügliche Zeichner noch lange nicht deßhalb auch heraldisch gut zeichnen können, so verhält es sich auch mit der Wiedergabe solcher Glocken- in- und -aufschriften in Buchstaben und Bildern. Es wäre leicht, hier eine große Zahl von Glocken anzugeben, deren In- und Aufschriften von höchstem Interesse sind. Ich nenne nur die Schriftwiedergaben Abbildung 4, 6, 7, 14, 36, 48, 49, 56, 64, 67, 83, 91 u. v. a. m., dann die von Bildern wie Abbildung 2, 10, 13—20, 29, 37, 55, 57, 72, 75, 78—82 u. v. a. m. Wer diese sämmtlichen, oft ungemein schwer zu entzifferndeu In- und Aufschriften so durchstudirt, daß sie ihm keine Schwierigkeiten mehr machen, der kann auf manche Glockenstube steigen, ohne daß er, wie etwa vorher, vor lauter Räthseln steht. Und nach dieser Richtung hin ist das Werk ein paläographisches Lehrbuch von hohem Werth, wie wir bis jetzt keines besitzen. Dabei muß der Scharfsinn bewundert werden, mit dem Schubart die schwierigsten Fragen löst. Er läßt sich nicht durch Autoritäten führen, er forscht selber und so lange, bis seine Conjecturen fast unangreifbar sind. Man beachte nur allein die Entzifferung der Inschrift der Glocke von Drohndorf vom Jahre 1098 (1099?) S. 204 fg. Auch in ikonographischer Beziehung bieten die Anhalter Glocken einen ganz auffallenden Reichthum von vieler Originalität. Daß das Werk infolge seiner gründlichen Bearbeitung auch eine Menge wichtiger und interessanter Beiträge liefert zur Kirchen-, Welt-, Kunst-, Orts- und Familiengeschichte, ist nicht zu verwundern. Die Anlage des Buches erscheint auf den ersten Anblick etwas breit, umfaßt es doch 600 Seiten. Vertieft man sich aber in dasselbe, dann erkennt man bald, daß dem nicht so ist und daß die Anlage, was die Anordnung des überreichen Stoffes anbetrifft, vielmehr vorzüglich ist. Hervorzuheben ist sodann die objective Art und Weise, mit der Schubart sein Werk geschrieben. Während Otte polemisirt, unterläßt das Schubart nicht nur, sondern zeigt vielmehr ein feines Verständniß und Gefühl auch für katholische Gebräuche. Den Schluß des Werkes bildet eine ganz vortreffliche Abhandlung über den uralten und auf den Glocken des Mittelalters am häufigsten vorkommenden Spruch: O rex glorie Christe veni cum pace. Was Schubart in diesem gehaltvollen Aufsatze behauptet, kann man alles unterschreiben. Ganz besonders ansprechend ist seine Ansicht, die er auch überzeugend belegt, daß dieser einfache schöne Spruch mit der Einführung der treuga Dei, des Gottesfriedens, in Verbindung zu bringen ist. Bei uns in Deutschland war es Erzbischof Sigwin von Köln, der 1083 zuerst den Gottesfrieden, die treuga Dei einführte und dadurch bei dem armen, von den beständigen Fehden und Kriegen hart bedrückten Volke eine solche Begeisterung hervorrief, daß „universi tanto ardore accensi palmis extensis ad Deum: pax, pax, pax! unanimiter clamarent".

Es wäre ungerecht, wenn die Besprechung des Werkes schlösse, ohne der ganz vorzüglichen Ausstattung desselben durch die Verlagsbuchhandlung zu gedenken. Solche Bücher gereichen dem deutschen Buchhandel zur Ehre. Und nun möchte ich schließlich das prächtige Werk des evangelischen Hofpredigers nicht nur allgemein, sondern auch seinen katholischen Berufsgenossen warm empfehlen; sie werden viel schönes und wahrhaft erbauliches darin finden und nichts, was ihnen Anstoß erregt. Ich habe nur einmal den Ausdruck „Marienanbetung" gefunden, wie mir scheint, ein lapsus calami, ohne jede polemische Absicht. Das Buch hat so viel sympathisches, daß es sich sicher Freunde erwirbt bei allen, die mit Glocken zu thun haben.

Sigmaringen. Dr. K. Th. Zingeler.

[1]) Vgl. meinen Aufsatz: „Etwas über Glocken" in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895, Nr. 308, und: Die Bau- und Kunstdenkmäler in den Hohenzollern'schen Landen. Bearbeitet von Dr. Karl Theodor Zingeler, fürstl. hohenz. Hofrath, und Wilhelm Friedrich Laur, Architekt.

Mittheilungen und Nachrichten.

Historische Studien aus dem pharmakologischen Institut der kais. Universität Dorpat. Herausgeg. von Prof. Dr. Rudolf Kobert. Halle, Tausch u. Grosse 1896. — Der vorliegende V. Band der historischen Studien enthält vier Arbeiten: 1. Das Receptbuch des Scribonius Largus. Zum erstenmal theilweise ins Deutsche übersetzt und mit pharmakologischem Commentar versehen von Felix Rinne. Diese Arbeit enthält in ihrem ersten Theile eine Uebersetzung der Vorrede und der ersten 79 Capitel des Receptbuches, im zweiten Theil einen außerordentlich fleißig ausgearbeiteten und klar geschriebenen Commentar. 2 und 3 beschäftigen sich mit der Geschichte zweier Nationalgetränke, des Kwaß und des Biers, und stammen aus der Feder des Herausgebers. Die Abhandlung über den Kwaß umfaßt 9 Capitel, und mit welcher Gründlichkeit der Gegenstand behandelt ist, kann nur der verstehen, der die Arbeit im ganzen studirt hat. Das 9. Capitel enthält nicht weniger als 43 Recepte für verschiedene nicht moussirende und 13 für moussirende Kwaßsorten. Koberts Arbeit über das Bier zerfällt naturgemäß in zwei Abschnitte, indem zuerst das ungehopfte Bier in seinen bei verschiedenen Völkern sehr differirenden Sorten Besprechung findet, worauf der zweite Theil von dem Hopfen und den Hopfenbieren, wie sie bei den verschiedenen Nationen sich finden, handelt. 4. Die letzte hoch interessante Abhandlung des Werkes: „Die normale und pathologische Anatomie des Talmud" von L. Kazenelson, eine russische Dissertation ins Deutsche übersetzt von N. Hirschberg, handelt in den ersten Capiteln von dem Aerztewesen bei den Hebräern bis zum 5. Jahrhundert n. Chr. Nachdem hierauf Verf. noch den Begriff der talmudischen Literatur festgestellt hat, gibt er, in den Rahmen der madeenen anatomischen Eintheilung des menschlichen Körpers gefügt, eine vollständige Uebersicht über die im Talmud enthaltenen anatomischen Thatsachen. — Referent kann zum Schluß nicht umhin, das hoch interessante Buch jedem, der sich für Geschichte der Medicin im allgemeinen und für die in den drei letzten Arbeiten behandelten culturgeschichtlichen Themata im speciellen interessirt, zum genauen Studium zu empfehlen; es wird wohl keiner dasselbe unbefriedigt aus der Hand legen. Dr. J. Schuh.

x. **Romfahrten.** Von Friedrich v. Weech. Karlsruhe, Müller 1896. — Studien im vaticanischen Archiv haben den Verfasser in den Jahren 1892 bis 1896 wiederholt zu längerem Aufenthalt nach Rom geführt. Die mannichfaltigen Eindrücke, die sich ihm bei seinen Wanderungen durch Stadt und Land geboten, hat er in dem unlängst erschienenen lesenswerthen kleinen Buch gesammelt. Bilder aus der römischen Gesellschaft, farbenreiche Skizzen aus dem bunt bewegten Volksleben wechseln mit stimmungsvollen Schilderungen landschaftlicher Schönheit und treffenden Bemerkungen über die großen Kunstwerke der Vergangenheit. Da der Verfasser auf römischem Boden heimisch geworden ist und ebenso fein zu beobachten, wie fesselnd zu erzählen weiß, so wird man sich seiner kundigen Führung gern anvertrauen und für die willkommene Gabe dankbar sein, die den jüngsten Beitrag zu einem alten, unerschöpflichen Thema bildet.

* Die Artikel von Bernhard Scholz: „Wohin treiben wir? Betrachtungen eines Musikers", (Beil. N. 40, 42, 43 und 45 vom 19. bis 25. Februar d. J.) sind jetzt auch als Ganzes in Form einer Broschüre im Verlage von Bernhard Firnberg in Frankfurt a. M. erschienen.

ll. **Akademie der Wissenschaften in Budapest.** Classensitzungen: Philologische Classe, 5. Oct. 1896. Das correspondirende Mitglied Dr. Franz Badics legt eine Arbeit vor über Samuel Pápay (1770—1827), der als einer der ersten ungarischen Literarhistoriker zu betrachten ist. — 8. Nov. 1896.

Das auswärt. Mitgl. Prof. Emil Setälä von der Universität zu Helsingfors legt persönlich eine Arbeit vor: über ein prähistorisches ungarisches, resp. finnisch-ugrisches Lautgesetz. Das ausw. Mitgl. Prof. Georg Wolf spricht über die Heimath des Kirchenslavischen in Beziehung auf die Besitzergreifung Ungarns durch den magyarischen Volksstamm. Der Autor geht von dem Standpunkte aus, daß die Frage über die Heimath des Altslovenischen oder Kirchenslavischen bloß mit Hülfe der in der ungarischen Sprache und in ungarischen Ortsnamen erhaltenen altslovenischen Elemente gelöst werden könne. Im Gegensatze zu den neueren slavischen Philologen, besonders zu Wretislaw Jagić, welche die Heimath der kirchenslavischen Sprache in Macedonien suchen, von wo dieselbe als liturgische Sprache zu den pannonischen und marabaatischen (altmährischen) Slaven durch die slavischen Apostel Kyrillos und Methodios verpflanzt worden seien, verficht der Vortragende die Ansicht, daß vielmehr die Meinung von Berthold Kopitar, von Miklosich und Paul Safarik Glauben verdiene, derzufolge die kirchenslavische Literatur im Schoße der marabanischen und pannonischen Slaven entstanden sei und daß dieses Volk jene Sprache gesprochen habe, welches Volk nachher durch seine Verschmelzung mit den Neuankömmlingen, den Magyaren, die Sprache der letzteren mit zahlreichen, heute noch wohl erkennbaren Worten und Namen kirchenslavischen Ursprungs bereichert hat. Im Sinne dieser Erörterungen wären somit die Ungarn als die ältesten der jetzt noch vorhandenen Bewohner von Ungarn zu betrachten. — 23. Nov. 1896. Das correspondirende Mitglied Universitätsprof. Dr. Wilh. Pecz entwirft auf Grund von Konstantinos Porphyrogennetos' „De administrando imperio" eine genealogische Tafel der Familie des landesfürstlichen Fürsten Árpád. — Zum Schlusse wird der neu erschienene Band der Correspondenz Kazinczy's, umfassend die Jahre 1809—1810, vorgelegt. — 4. Jan. 1897: Das corr. Mitgl. Ignaz Kunos legt seine Arbeit „über ungarische Elemente in der türkischen Sprache" vor, ferner wird die Abhandlung von Prof. Ludw. Kutony „über die Literatur der ungarischen Mythologie" vorgelegt.

Philosophisch-historische Classe. 12. Oct. 1896. Das correspondirende Mitglied Remigius Békefi spricht über die Schulung der Cisterziensermönche des Mittelalters in Paris, dessen Universität zu jener Zeit auf theologischem Gebiete die Führerrolle hatte, und weist nach, wie das Pariser Collegium der Mönche von Citeaux für die culturelle Entwicklung Ungarns, wo der Orden seit 1142 ansässig war, von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen ist. Zlarian Mátyás, corr. Mitgl., spricht über Irrthümer, welche sich bezüglich einiger Daten der ungarischen Geschichte eingeschlichen haben. — 9. Nov. 1896. Das corr. Mitgl. Prof. Ignaz Kunez spricht über die staatliche Autonomie, das corr. Mitgl. Dr. Ladislaus Fayer über den strafrechtlichen Gesetzentwurf des Jahres 1843. — 7. Dec. 1896. Das corr. Mitgl. Ladislaus Réthy theilt über den Romanismus in Illyrien vor, das corr. Mitgl. Eugen Gaal über Thomas Carlyle's socialpolitisches System. — 11. Jan. 1897. Das corr. Mitgl. Ernst Nagy liest seine Abhandlung über die Annahme des österreichischen Kaisertitels.

Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. 19. Oct. 1896. Das corr. Mitgl. Eugen Daday legt eine Arbeit vor über die Süßwasser-Nematoden Ungarns. Gegenwärtig sind 59 Arten und 5 Varietäten bekannt, von welchen 42 bloß in Süßwasser, 9 in süßwassergetränktem Boden vorkommen; 30 Arten sind als ausschließliches Eigenthum der ungarischen Mikrofauna bekannt. Am reichsten ist der Plattensee, dessen sandige Uferstellen wahre Brutstätten der verschiedensten Arten von Fadenwürmern sind, welche hinsichtlich der Größe der Individuen jene der Gebirgsseen übertreffen. — Das corr. Mitgl. Dr. Rudolf Kövesligethy spricht über Perturbationen in mehrgliedrigen Planetensystemen; das corr. Mitgl. Dr. Jul. Pálfy über mehrfache Associationen; das corr. Mitgl. Thomas Kasutány über Gewichts- und Volumänderung während der alkoholischen Gährung. — 16. Nov. 1896. Das corr. Mitgl. Eugen Daday legt eine Abhandlung vor über die Mikrofauna der Tátra-Seen, welche bisher bloß durch den Krakauer Professor A. Wierzejski untersucht worden waren. Der Vortragende fand in 18 Seen im ganzen 112 Arten, unter welchen 8 für die Wissenschaft und für die Mikrofauna Ungarns neu sind. — Das ord. Mitgl. Dr. Jul. König spricht über die Theorie der algebroidischen Formen; das ord. Mitgl. Dr. Karl Than legt eine Arbeit von Dr. Herzfeld über einen ungarischen Chemiker des 16. Jahrhunderts, über den Klausenburger Johannes Cementes, vor. — Es werden noch vorgelegt die Arbeiten von Fr. Gebhardt über den Einfluß einer oder mehrmaliger Nahrungsaufnahme auf den Stoffwechsel, und von Arthur Irsai über die Physiologie der Schilddrüse. — 14. December 1896. Das corr. Mitgl. Prof. Ratnn Khernbl überreicht eine Abhandlung über die graphische Darstellung der Kräfteverhältnisse an mehrfach gestützten Bögen und starren Hängeträgern; das ord. Mitgl. Dr. Josef Jnvor spricht über seine Untersuchungen betreffend das alkalische Verhalten des Blutes. — Außer diesen werden noch Arbeiten vorgelegt von Alfred Richter über das Vorkommen der Nymphaea des Nils in der ungarischen Flora; von Rudolf Fraccé über die Structur der Chloragoninmarken; von Desiderius Karda über die mikroskopische Untersuchung der Eignung des Stahles zu Elektromagneten. — 18. Januar 1897. Es werden die folgenden Arbeiten vorgelegt: von Stephan Bugurszky über die Aenderung der freien Energie bei chemischen Reactionen; von Ludwig Steiner über die Bahn des Kometen von 1892; von Edmund Ernyei über das Tellurhydrogen und von Emerich Szurvasy über die Wirkung des Methylalkohols auf das Magnesiumnitrid.

* **Frankfurt a. M.** Am 6. d. M. beging Consistorialpräsident und Landgerichtsrath Dr. Wilhelm Gwinner den 50jährige Doctorjubiläum, wozu ihm die juristische Facultät der Universität Heidelberg durch Erneuerung des Diploms ihren Glückwunsch abstattete. Der literarischen Welt ist er bekannt als einer der wissenschaftlichen Apostel Schopenhauers und Verfasser der ersten eingehenden, lange Zeit maßgebenden Biographie des tiefsinnigen Geistesgrams. Auch den Lesern der Beilage zur Allg. Ztg. ist er in früheren Jahren als Verfasser philosophischer Aufsätze und Recensionen begegnet.

* **Münster.** Der Professor der Geschichte an hiesiger Akademie Dr. Georg v. Below, wissenschaftlich ausgezeichnet als Verfasser scharfsinniger Untersuchungen zur Verfassungsgeschichte deutscher Städte und Landschaften, weiteren Kreisen bekannt durch gelehrte Streitschriften und eine lebendig geschriebene Broschüre wider das Duell, hat einen Ruf an die Universität Marburg erhalten und angenommen.

* **London.** Pastor E. Cobham Brewer, Verfasser des in England in mehr als hunderttausend Exemplaren verbreiteten „Dictionary of Phrase und Fable", ist, 87 Jahre alt, gestorben. Brewer hat außer diesem literarischen Citat-Nachschlagebuch, einem englischen „Büchmann", noch eine ganze Anzahl populärer Bücher verfaßt. — Professor Crookes hat die Röntgen'schen Strahlen jetzt dazu angewandt, falsche von echten Diamanten zu unterscheiden; er erklärt dies für die einfachste und sicherste Methode.

* **Paris.** Gaston Bonnier, Professor an der Sorbonne, ist mit großer Mehrheit zum Mitglied der Académie des sciences zum Ersatz für Trécul gewählt worden. Er ist der Gründer des Laboratoriums für Biologie der Pflanzen im Gehölz von Fontainebleau und hat sich besonderen Ruf erworben durch seine Untersuchungen über Einwirkung des elektrischen Lichts auf die Gewächse, wie über den Einfluß der Berghöhe oder daher geographischer Breite auf deren Entwicklung, von er in Paris selbst in den Kellern der Hallen experimentell zu studiren wußte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Der ärztliche Praktiker. Zeitschrift für die wissenschaftlichen und praktischen Interessen des Arztes. 10. Jahrg. Nr 1. Jan. 1897. Dresden-A. B. W. Esche. — Arthur Schulz: Mehr Kenntnisse, weniger Zeit. Vorschlag zur Neubildung unsrer Schule. Berlin, Richard Heinrich 1897. — Schmeding (Duisburg): Alexander Meraicle „Cultur und Schule". (S.-A. aus dem Pädagogischen Archiv, 39. Jahrg. 1897. Nr. 1.) Osterwieck a. H., A. W. Zickfeld. — Ernst Schulze: Volkshochschule und Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung. Mit Einleitung von Dr. Eduard Reyer. Leipzig, Gg. Freytag 1897. — Knax: Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71. 1. und 2. Heft. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1897. — Dr. Wilhelm Onden: Unser Heldenkaiser. Festschrift. Hrsgb. vom Comité für die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche zum Besten des Bausands. Bilderschmuck unter Leitung von W. Nye. Berlin, Schall u. Grund. — Mittheilungen des Statistischen Amtes der Stadt Dresden. 6. Heft. Febr. 1897. Dresden, v. Zahn u. Jaensch 1897. — Sport im Bild. 3. Jahrg. Nr. 9. Febr. 1897. Berlin. — Kuno Fischer: Geschichte der neueren Philosophie. Jubiläumsausg. 1. Lfg. (1. Bd. Descartes. 4. Aufl. Bogen 1—10.) Heidelberg, Karl Winter 1897.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 11. März. Nummer 57.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

König Wilhelm in Ferrières und Versailles. II. Von J. v. Pflugk-Harttung. — Die „Tänzer“ am Rhein und in den Niederlanden im Jahre 1374. — Mittheilungen und Nachrichten.

König Wilhelm in Ferrières und Versailles.

Von J. v. Pflugk-Harttung.

II.

Der 18. December kam; ein Sonntag. Dichte Gruppen von Deutschen und Franzosen bewegten sich vor der Präfectur. Auf dem Schlosse wehte die schwarzweiße preußische Fahne, auf der Präfectur, gerade über dem Hauptsaale die purpurne Königsstandarte. Der König brachte den Morgen bis zum Kirchgang und auch die Zeit nach demselben bis 2 Uhr allein zu. Tief bewegt hielt Pastor Rogge die Predigt nach der Sonntagsepistel „Der Herr ist nahe“. Er wies hin auf die Freude im Herrn, die mit der Adventszeit unsre Herzen erfüllen soll, und ging dann auf die besondere Freude über, zu der dieselbe diesmal, an diesem Tage, an dieser Stätte ermuntere. Die Predigt ließ merken, daß dem Empfange Gewicht beigelegt würde. Fürsten und Generale wünschten ihm beizuwohnen; der König war anfangs erstaunt darüber, gab es aber schließlich zu. Alle erschienen, die königlichen Adjutanten wurden noch im letzten Augenblick bestellt. Wohl nicht ohne Zuthun des Kronprinzen wurde die vom Könige schlicht bürgerlich gedachte Handlung eine feierliche Haupt- und Staatsaction. Im Präfecturgebäude waren große Vorbereitungen getroffen. Außer der gewöhnlichen Infanteriestabswache war auch die Cavalleriestabswache zur Posten im Innern herangezogen. Etwas vor 2 Uhr begannen die fürstlichen Herrschaften, die Generalität und hohen Staatsbeamten vorzufahren und begaben sich in den Mittelsaal, während die Deputation sich in einem Nebenraum versammelte. Pünktlich 2 Uhr kam Se. Majestät unter dem Vortritt der Grafen Pückler und Perponcher und nahm seinen Platz auf der nach dem Garten zu liegenden Schmalseite des Saales, die Prinzen des Hauses stellten sich zur Rechten, die regierenden Fürsten zur Linken. Nun wurde durch die geöffnete Seitenthür die Deputation eingeführt und stellte sich auf der entgegengesetzten Schmalseite im Halbkreise auf. Der Präsident des Reichstags, Dr. Simson, trat vor, hielt eine schwungvolle Anrede und verlas die Adresse des Reichstags des Norddeutschen Bundes, worin es hieß: „Dank den Siegen, zu denen Ew. Majestät Deutschland in treuer Waffengenossenschaft geführt hat, steht die Nation der dauernden Einigung entgegen. Vereinigt mit den Fürsten Deutschlands, naht der Norddeutsche Reichstag mit der Bitte, daß es Ew. Majestät gefallen möge, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen. Mächtig und siegreich hat sich das vereinte Deutschland im Kriege bewährt unter seinem höchsten Feldherrn, mächtig und friedliebend wird das geeinigte Deutsche Reich unter seinem Kaiser sein.“ Der König nahm die Antwort aus den Händen des Bundeskanzlers entgegen und verlas sie; er dankte darin dem Reichstage für seine opferbereite Unterstützung und seine nationale Haltung. „Mit tiefer Bewegung hat mich die durch Se. Majestät den König von Bayern an mich gelangte Aufforderung zur Herstellung der Kaiserwürde des alten Deutschen Reiches erfüllt. Sie, meine Herren, bringen mir im Namen des Norddeutschen Reichstages die Bitte, daß Ich Mich dem an Mich ergehenden Rufe nicht entziehen möge. Ich nehme gern aus Ihren Worten den Ausdruck des Vertrauens und der Wünsche des Norddeutschen Bundes entgegen. Aber nur in der einmüthigen Stimme der deutschen Fürsten und Freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter werde Ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem Ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf.“

Als der greise König die Erwiderung begann, erstickten Thränen dergestalt seine Stimme, daß er eine ganze Weile mit aller Kraft sie niederkämpfen mußte und im Lesen stockte. Wohl niemand athmete in der großen Versammlung, der sich nicht erschüttert fühlte. Wettergrauen Generalen liefen die Thränen über die Wangen. Es war einer der erhabensten Augenblicke der ganzen Kriegszeit. Noch tief erregt ließ der König sich die Abgeordneten nach dem Verlesen vorstellen, sprach huldvoll mit ihnen, um dann unter allseitigem Hochrufe den Saal zu verlassen. Der ganze Vorgang war nicht jubelnd und sprudelnd, sondern ernst und ergreifend gewesen.

Draußen standen dichte Menschenmassen und aus der Ferne dröhnte ununterbrochen das Geschützfeuer des Mont-Valérien. Die Deputation begab sich nach der Feierlichkeit zum Kronprinzen und Abends zu großem Diner beim Könige. Dieser war heiter, schien erleichtert und befriedigt. Es folgte eine ruhige Woche. Vorstöße des Feindes am 21. December wurden unschwer zurückgewiesen. Den heiligen Abend feierte der König in größerem Kreise. Von militärischen Dingen war während der letzten Zeit die hart umstrittene, vielfach heiß ersehnte Beschießung von Paris in den Vordergrund getreten. Endlich am 27. December öffneten die deutschen Festungsgeschütze ihren ehernen Mund, zunächst gegen die Befestigungen des Mont-Avron, und leiteten damit den letzten Abschnitt der Belagerung und des Krieges ein. Mehr als 70 Feuerschlünde bewirkten schnell deren Räumung. Bald bekämpften solche im Norden den Feind und mit dem 5. Januar auch dessen Südfront. Ueberall, wo Batterien errichtet wurden oder in Thätigkeit traten, gab es Arbeit und Bewegung. Die Wirkung des deutschen Feuers war geradezu vernichtend, der Widerstand der Franzosen unerwartet schwächlich. Es war, wie wenn sie mit den ersten deutschen Kanonenschlägen die Hoffnung auf Erfolg verloren hätten. Die Batterien konnten weiter vorgeschoben, der Kampf mit dem Hauptwalle aufgenommen und ein Theil der Stadt selbst beschossen werden.

Am 5. Januar früh 8¼ Uhr fiel auf diese der erste Kanonenschuß unter dem Rufe: „Es lebe Seine Majestät der König!“ Nacht und Tag vernahm man das dumpfe

Digitized by Google

Rollen in Versailles, die Gemüther begannen wieder erregt, die Sinne neugierig zu werden. Das Interesse des Königs war der Geschützthätigkeit lebhaft zugewandt. Jeden Morgen 8 Uhr erhielt er einen Bericht von dem Commando des Artillerieangriffs über die Ergebnisse des vorigen Tages. Am 31. December wohnten dem Generalsvortrage bei: der Prinz Kraft von Hohenlohe für die Artillerie und General v. Kamele für die Ingenieurangelegenheiten. Wiederholt besichtigte der König Batterien und Verschanzungen oder begab sich nach der Villa Stern, von wo aus ein bedeutender Theil des beschossenen Geländes zu überschauen war. Mehr und mehr trat hervor, wie der Fall von Paris nur noch eine Frage der Zeit sei, wodurch brennend wurde: Behandlung der Hauptstadt, Waffenstillstand und Friedensbedingungen. Einige Ausfälle der Besatzung in der Nacht vom 13. zum 14. und vom 14. zum 15. Januar wurden mit leichter Mühe abgewiesen. Dann rafften sich die Belagerten am 19. Januar zur letzten großen Anstrengung empor. Aber auch in der Provinz hatte die Gewißheit, daß Paris nicht mehr lange widerstehen könne, noch einmal einen gewaltigen kriegerischen Aufschwung bewirkt. Zuerst wurde es im Norden lebendig. Schon während des December waren dort die Rüstungen bis zu einem Vorstoß gediehen. Am 23. December wurde er an der Hallue zurückgeschlagen. Dem Könige bereitete dieser Sieg ein schönes Weihnachtsgeschenk. Ruhelos arbeitete Faidherbe an der Wiederherstellung seiner Truppen, bereits am 2. und 3. Januar rang er abermals erbittert bei Bapaume und am 19. bei St.-Quentin. Umsonst. Alle Mühen blieben erfolglos. Inzwischen hatte General Chanzy im Westen bei Le Mans sich erfrischt und verstärkt und drohte mit Angriff. Aber bevor dieser einsetzte, traf ihn schon der Stoß des Prinzen Friedrich Karl, ein wahrer Todesstoß. In siebentägigen schweren Kämpfen führte der hohenzollersche Feldmarschall die Seinen bis Le Mans, welches am Abend des 12. Januar genommen wurde. Noch größere Erfolge versprach man sich französischerseits von einem Unternehmen Bourbaki's im Osten. Dieser sollte Belfort entsetzen, die Verbindungslinien der deutschen Heere durchbrechen, in Süddeutschland einfallen und so indirect die Aufgabe der Umschließung von Paris erzwingen. Da die Truppenverlegung Bourbaki's geheim betrieben wurde, wußte die deutsche Heeresleitung anfangs nicht näher, was er beabsichtige. Als man es zu durchschauen begann, war „Blumenthal glücklich über den Unverstand". Aber immerhin sollte er sorgenvolle Tage bereiten. Ehe es gelang, dem zwar bewährten General Werder Verstärkungen zu senden, konnte er von der Uebermacht erdrückt sein. Es fragte sich deßhalb, ob es nicht gerathen sei, dem entscheidenden Kampfe zunächst auszuweichen. Aber der alte Offensivgedanke brach doch wieder durch; am Nachmittag des 15. Januar wurde an Werder telegraphirt, die Schlacht in fester Stellung anzunehmen. Noch bevor die Depesche eintraf, stand der General bereits an der Lisaine im Feuer und ließ am 15., 16. und 17. Januar den französischen Ansturm zerschellen. So war der Januar also reich an blutigen Schlägen; der Krieg hatte eine räumliche Ausdehnung angenommen, wie nie zuvor, alles Dinge, die auch den König aufs tiefste berührten und nie zur Ruhe kommen ließen. Sylvesterabend feierte er in zahlreicher Gesellschaft. Wer hatte am Tage von Sedan gedacht, daß der Jahresschluß noch vor Paris in der Stadt des Sonnenkönigs Ludwig ertebt würde? Und doch war es so und das Ende noch zweifelhaft. Am 1. Januar sollte eigentlich die feierliche Kaiserproclamation erfolgen. Weil die bayerische Kammer aber noch nicht zugestimmt hatte, verbot der König jede öffentliche derartige Kundgebung. Die Neujahrsgratulation fand in derselben Art und Reihenfolge statt, wie sonst zu Berlin.

Erst beglückwünschten den König das „Haus", der Hofstaat, die Flügel- und Generaladjutanten, die Chefs des Militär- und Civilcabinets, dann die Fürstlichkeiten (ihrer 33). Seinen Sohn, den Kronprinzen, begrüßte der König ernst und bewegt mit dem Wunsche, daß es ihm dereinst vergönnt sein möge, die Friedenssaat der jetzigen Arbeit zu erleben. Er, der König, könne sich freilich nicht denken, daß die dauernde Einigung Deutschlands bestehen bleibe, da leider die wenigsten Fürsten so handelten und gesonnen seien, wie es zu wünschen wäre, und denen der Großherzog von Baden ein so edles Beispiel gebe. Roon schrieb: „Der König war bewegt, aber heiter und scherzte mit mir gegen seine sonstige Gewohnheit." Nach der Gratulation im Präfecturgebäude besuchte der König die Kirche, in welcher Divisionspfarrer Richter die Festpredigt hielt. Dann begab er sich, von den Fürstlichkeiten gefolgt, in den großen Spiegelsaal des Schlosses, wo sich alle Offiziere und Militärbeamten der in und bei Versailles stehenden Truppentheile versammelt hatten. In feierlicher Ansprache dankte er ihnen für ihren Heldenmuth und ihre Ausdauer, aber noch wäre man nicht am Ziele. Ein ehrenvoller Friede sei gewiß, wenn ferner gleiche Thaten vollbracht würden. Getrost schaue er in die Zukunft. Die ehrenreiche Ansprache des greisen Helden erweckte die freudigsten Gefühle in jeder Brust. Alles war begeistert, als er huldvoll grüßend und plaudernd die lange Galerie hinunterschritt, jeder gelobte sich im Innern, auszuharren mit Anspannung aller Kräfte. Bei Tische sprach er in ähnlichem Sinne: „Auf das vergangene Jahr blicken wir mit Dank, auf das beginnende mit Hoffnung." Der Großherzog von Baden antwortete im Namen der anwesenden Fürsten mit schwungvoller Rede: „Das deutsche Heer hat unter Ew. Königl. Majestät glorreicher Führung die Einheit der deutschen Nation gegen den äußeren Feind erkämpft. Schon heute erblicken wir in Ew. Königl. Majestät das Oberhaupt des deutschen Kaiserreichs und in dessen Krone die Bürgschaft unwiderruflicher Einheit. Ich rufe die Worte, die der König von Bayern zu geschichtlicher Bedeutung erhoben hat: „Hoch lebe Se. Majestät, König Wilhelm der Siegreiche!" Der Hintergrund der bedeutsamen Rede war, daß mit dem 1. Januar die deutsche Reichsverfassung, welche Kaiser und Reich verkündete, in Kraft trat. Während der nächsten Zeit blieb die deutsche Angelegenheit vorwaltend. Da waren die Fragen zu erledigen wegen der Insignien, der Titulatur, der Thronfolge, des Verhältnisses vom Kaiser- zum Königthum u. v. a. König Wilhelm nahm alles gewissenhaft vor, aber ohne inneren Selbsttrieb. Am 15. Januar konnte der Kronprinz schreiben: „Der König ist endlich einverstanden mit der Proclamation am 18. in der Salle des Glaces, aber will mit den Vorbereitungen nichts zu thun haben, auch nichts über Insignien bestimmen." Am 17. Januar fand eine Sitzung beim König statt von Bismarck, dem Minister Schleinitz und dem Kronprinzen, welche drei Stunden dauerte. In der Angelegenheit des Titels machte Bismarck geltend, daß er den bayerischen Bevollmächtigten den Titel „Deutscher Kaiser" zugestanden habe, allerdings ohne Se. Majestät vorher zu fragen. Die Bezeichnung mißfiel dem König ebenso wie dem Kronprinzen, aber vergeblich. Ueber die Stellung des Kaiserthums zum Königthum und der Hohenzollernfamilie wurde keine Einigung erzielt. Reichsminister sollten nicht ernannt, wohl aber Bismarck Reichskanzler werden, diese gleichnamige Bezeichnung mit der Beusts war ihm so zuwider, daß er rief, er käme dadurch in eine zu schlechte Gesellschaft. Die Reichsfarben machten wenig Bedenken, da wie der König sagte, sie nicht aus dem Straßenschmutz entstiegen; doch werde er die Cocarde nur neben der preußischen dulden; er verbat sich die Zumuthung eines kaiserlichen Heeres. Man sah, wie schwer es ihm wurde, morgen vor

Digitized by Google

dem alten Preußen, an dem er so festhielt, Abschied nehmen zu sollen. Als der Kronprinz auf die Hausgeschichte hinwies, wie die Hohenzollern vom Burggrafen emporgestiegen seien, erwiderte er: „Mein Sohn ist mit ganzer Seele bei dem neuen Stand der Dinge, während ich mir nicht ein Haar breit daraus mache und nur zu Preußen halte. Ich sage, er wie seine Nachkommen seien berufen, das gegenwärtig hergestellte Reich zur Wahrheit zu machen.“ Und an demselben Tage äußerte er zum Divisionspfarrer Rogge, es falle ihm schwer, sich in den neuen Titel zu finden, den er lieber erst seinem Sohne vorbehalten hätte. Den folgenden Tag fand die feierliche Kaiserproclamation statt, am 18. Januar, wo vor 170 Jahren der Kurfürst von Brandenburg zum König von Preußen geworden war. Der König begann den Tag in gedrückter Stimmung. Am Morgen hörte er Generalsvortrag in gewöhnlicher Weise. Moltke verlas eben die Depesche von Werders Sieg an der Lisaine, als rauschende Musik erklang; es war die, welche die 60 Fahnen und Standarten zur Feierlichkeit nach dem Schlosse geleitete. Der König blickte durchs Fenster; ein Sonnenstrahl durchbrach die Wolken. Die verschiedenen Eindrücke wirkten erleichternd auf den Greis und stimmten ihn heiterer. Der Weg zum Schlosse stand dichtgedrängt voll Soldaten im Ordonnanzanzuge. Punkt 12 Uhr betrat Seine Majestät die Cour d'honneur in der Uniform des 1. Garderegiments zu Fuß mit dem Bande des Schwarzen Adler-Ordens. An der Treppe wurde er vom Kronprinzen empfangen. Sämmtliche preußische Prinzen und in Versailles anwesenden Fürstlichkeiten waren zugegen, es fehlten nur Albrecht Vater und Sohn, jener krank, dieser vor dem Feinde stehend, Prinz Friedrich Karl, ebenfalls vor dem Feinde, und der Fürst von Hohenzollern, welcher, kränklich, der Erfüllung seines heißesten Wunsches nicht beiwohnen konnte. Der Spiegelsaal war gefüllt, der Wiederschein aus den Spiegeln vergrößerte noch die Menge, als der König den Festraum betrat, voran die beiden Hofmarschälle, gefolgt von den Prinzen und Fürstlichkeiten. Eine Jubelhymne begrüßte ihn, es folgten Gesang der Gemeinde, Predigt und wieder Gesang. Nunmehr betrat der König mit den Fürstlichkeiten eine Estrade und verlas eine kurze Rede, worin er sagte, daß er sich der an ihn gerichteten Aufforderung angeschlossen habe, mit Wiederherstellung des Deutschen Reiches die deutsche Kaiserwürde für sich und seine Nachfolger an der Krone Preußen zu übernehmen. Als er geendet hatte, verlas der nunmehrige Reichskanzler Graf Bismarck die königliche Ansprache an das deutsche Volk. Er that es in etwas tonloser, ja geschäftlicher Art; nur bei den Worten „Mehrer des Reichs“ bemerkte man eine zuckende Bewegung in der ganzen Versammlung, die sonst lautlos zuhörte. Nun trat der Großherzog von Baden mit der ihm eigenen, natürlich ruhigen Würde vor und brachte mit klarer männlicher Stimme das Hoch auf den Kaiser aus. Unendlicher deutscher Jubelruf klang brausend durch die Hallen des stolzesten Schlosses. Die Fesseln waren gelöst. Der Kaiser umarmte seinen erlauchten Schwiegersohn. Die Fürsten drängten herzu. Der Kronprinz ergriff die Rechte seines Vaters, ließ sich auf das Knie nieder und küßte sie ehrfurchtsvoll. Der Vater hob ihn auf und beide küßten sich mehrmals so leidenschaftlich wie selten im Leben zwei Männer. Und von unten herauf dröhnte nachhallend das Hurrah der Truppen.

Am nächsten Tage erhielt das Deutsche Kaiserreich seine Bluttaufe durch den letzten großen Ausfall der Pariser Besatzung am Mont-Valérien. Der Stoß traf die preußische Stellung zunächst Versailles. Schon früh wurden hier die Truppen alarmirt. Im Galopp rasselten die Batterien aus der Stadt. Die Windrichtung ließ den Kanonendonner erst von 11 Uhr an deutlicher hörbar werden. Er schien sich zu nähern. Schließlich vernahm man auch das Salvenfeuer der Infanterie. Schon am Vormittag erschien der nunmehrige Kaiser vor der Präfectur, besichtigte die auf der Place d'Armes in Reserve stehende Landwehr und begab sich dann nach dem Aquäducte von Marly, wo er Moltke mit mehreren Generalstabsoffizieren fand. Unten vor sich erblickte er die Batterien der Garde-Landwehr heftig feuernd, vom Mont-Valérien aus heftig beschossen. In den Ortschaften und Parkanlagen wogte das Infanteriegefecht, wobei man die feindlichen Bewegungen von der Flanke und fast im Rücken sah. Verschiedenemale brachen starke französische Massen vor gegen die Stellung des V. Corps, westlich St.-Cloud, flutheten aber stets wieder zurück. Allmählich erlahmten die Angriffe und hörten schließlich auf. Deutlich ließ sich der Abmarsch einzelner Truppentheile nach Paris erkennen. Nachmittags 4 Uhr traf der Kaiser wieder in Versailles ein. An demselben Tage gewann General v. Göben die Schlacht bei St.-Quentin. Der erste Tag des Kaiserthums brachte ihm zwei große Siege und damit den Zusammenbruch der letzten Kraftanstrengungen des Feindes. In Paris war die Wuth groß und richtete sich gegen die Machthaber; die Lebensmittel wurden knapper, am 21. Jan. begann der Artillerieangriff auch auf der Nordseite aus 96 Geschützen. Die Riesenfestung lag in den Zuckungen des Todes.

Als der Kronprinz am 20. Januar beim Familiendiner saß, wurde er herausgerufen. Graf d'Hericourt war von Trochu gesandt, um einen Waffenstillstand oder doch wenigstens eine 48stündige Waffenruhe zu erbitten. Als der Kronprinz dies dem Vater meldete, sah er ihn einen Augenblick starr an, beide fühlten, ein solcher Schritt sei der Vorläufer großer Dinge. Kaiser und Kronprinz begaben sich zu Bismarck und man vereinbarte die Antwort, daß die Vorposten sich über die Bestattung der auf dem Schlachtfelde Gefallenen in gewohnter Weise zu vereinbaren hätten, alles andere könne nur schriftlich verhandelt werden. Während der Kaiser am 23. die Beschießung von der Villa Stern beobachtete, fuhr der Wagen Bismarcks nach der Gegend von Sèvres und brachte einen wichtigen Gast nach Versailles — es war Jules Favre. Abends 8 Uhr traf er ein beim Reichskanzler. Die Verhandlungen dauerten bis 10½ Uhr, dann fuhr Bismarck noch zum Berichte auf die Präfectur. Als er gegen Mitternacht den Kaiser verließ, trat er in das Zimmer des Flügeladjutanten ein, sagte aber kein Wort, sondern pfiff nur die Halali-Jagdfanfare. Das Wild war gestellt. Am nächsten Tage, dem Geburtstage Friedrichs des Großen, herrschte höchste Aufregung im Hauptquartier und in Versailles. Kurz vor 10 Uhr begab Bismarck sich wieder zum Kaiser Wilhelm und hatte eine Besprechung mit Moltke, Roon und dem Kronprinzen. Er brachte vor, daß Favre Waffenstillstand schließen, die Forts ausliefern und die Waffen strecken wolle. Die Verhandlungen dauerten bis 1 Uhr. Als er zurückkam, meinte er, bisher habe ich immer gedacht, die parlamentarische Behandlung von Staatsangelegenheiten wäre die langsamste. „Jetzt denke ich nicht mehr so. Dort gibt's doch noch die Retinu mit dem Schlußantrage. Hier aber bringt jeder vor, was er gerade denkt, und wenn man sich der Hoffnung überläßt, nun wäre es endlich abgemacht, kommt einer mit einem Gedanken, den er schon vorher vorgebracht hat, und der widerlegt ist, und man ist wieder, wo man zu Anfang war.“ Am 26. fand die letzte entscheidende Besprechung beim König wegen eines Waffenstillstandes bis zum 19. Februar statt. Die Bedingung, daß die Deutschen vor Ablauf desselben nicht nach Paris hinein sollten, machte den König zornig. Es ging aber nicht anders, weil niemand für die

Sicherheit der Fremden bei der Erbitterung der Pariser einstehen konnte. Der Reichskanzler trug beim Kaiser an, das Bombardement möge von deutscher Seite aufhören, wenn es um Mitternacht seitens der Franzosen eingestellt würde. So gelangte am Abend des 26. die Ordre an sämmtliche Forts und Truppentheile von Paris: „Um Mitternacht Waffenstillstand. Das Feuer wird im ganzen Umkreise der Befestigung eingestellt. Es ist auf die strengste Ausführung dieses Befehls zu halten." Die außerhalb der Stadt befindlichen französischen Truppen rückten in dieselbe ein und am 28. begann die Besetzung der Forts durch die Deutschen. Der Krieg war thatsächlich zu Ende, nur noch im Südosten glomm seine Fackel, um auch dort schnell zu erlöschen, als die Bourbaki'sche Armee geschlagen die schweizerische Grenze überschritt.

An demselben 26. Januar, an welchem der Waffenstillstand zustande kam, besuchte der König die Lazarethe in Versailles. Er wollte seine Dankbarkeit denjenigen bezeigen, welche die gewaltigen Erfolge mit ihrem Blute bezahlt hatten. Die brennende Frage wurde jetzt, ob der König noch bis zum Waffenstillstande vor Paris bleibe oder nicht. Bismarck und Roon wünschten es dringend, militärisch aber wäre er abkömmlich gewesen. Am letzten Tage des Monats begab er sich auf den nunmehr von deutschen Truppen besetzten Mont-Valérien, den er so oft von fern gesehen hatte. Ueber ihm, von dem kleinen Telegraphenthurme, wehte die schwarz-weiß-rothe Fahne. Alles prüfte er auf das genaueste und blickte durch die Geschütze wie durch Riesenfernrohre hinab auf die bezwungene Hauptstadt, die unten lag, halb in Nebel verhüllt, wie trauernd ob ihrem Schicksal.

Das Werk war vollbracht. Mit großartiger Gesundheit und Geistesfrische hatte der Greis und Held alle Aufregungen und Anstrengungen ertragen; jetzt war es, wie wenn die Natur ihr Recht fordere, wie wenn der Körper nach der Arbeit zusammensinke. Am 5. Februar befiel Seine Majestät ein schmerzliches rheumatisches Uebel (Hexenschuß), welches jede Bewegung lähmte. Tags zuvor hatte er die Forts Issy und Vanvres besichtigt und dort lange in tiefem, eisigem Schmutze gestanden. Bis zum 9. Februar dauerte das Uebel, erst dann machte er bei einladendem Sonnenschein wieder eine kleine Spazierfahrt. Die Krankheit nöthigte ihn sogar längere Zeit zum Krummgehen: ein bei ihm ganz ungewohnter Anblick. Zwar ließ der Schmerz der ersten Tage nach, aber es traten mehrfache Rückfälle ein, die erst mit der Ankunft auf heimathlichem Boden aufhörten. Gerade als ein solcher ihn quälte, kam sein jüngster Bruder Prinz Albrecht schwer leidend nach Versailles. Alle Welt sprach von Heimkehr, nicht aber der König, der nicht liebte, über Unsicheres Pläne zu machen. Am 22. Februar empfing er den von der französischen Nationalversammlung gewählten Präsidenten Thiers. In des Kaisers Umgebung fürchtete man, der hohe Herr könne den Klagen und Phrasen des Besuchers vielleicht zu viel Gehör schenken, aber er behandelte ihn sehr ernst und fest, so daß dem verschlagenen und gewandten Franzosen die vorbereiteten schönen Worte größtentheils in der Kehle stecken blieben. Es folgten Tage gespannter Erwartung, hin und her schwankten die Friedensverhandlungen. Noch am Mittag des 26., beim Befehlsempfange, sagte General v. Blumenthal dem Ordonnanzoffizier: „Um Mitternacht läuft der Waffenstillstand ab. Die Vorposten müssen auf der Hut sein." Genau zu derselben Zeit wurden die Präliminarien unterzeichnet. Lauter Jubel durch ganz Versailles, rings um Paris! Der König feierte das freudige Ereigniß an großer Tafel, die zu Ehren des Königs von Württemberg stattfand.

Obwohl er das glückliche Ergebniß des Krieges in der letzten Zeit nicht mehr bezweifelt hatte, so war er doch von dessen Wirklichkeit fast überwältigt. Als Roon in den Versammlungssaal der Diner-Gesellschaft trat, eilte der Kaiser auf ihn zu, umarmte ihn mit großer Bewegung und küßte ihn dreimal. Dasselbe widerfuhr Moltke, der später kam, in so plötzlicher und überraschender Weise, daß man an ihm zum erstenmal ein völlig verdutztes Gesicht sah. Der Hohenzoller war dabei so bewegt, daß der Gegensatz desto stärker wirkte. Bei Tische war des Zutrinkens kein Ende.

Längst hatte man eifrig den Einzug der deutschen Truppen in Paris besprochen; die verschiedensten Meinungen waren laut geworden, jetzt stand fest, daß sie am 1. März einen vereinbarten Theil der Hauptstadt besetzen würden; um dies den Franzosen weniger hart erscheinen zu lassen, bezeichnete man dienstlich den Einzug als „Bequartierung des Cantonnements Paris". Zum Commandanten von Paris wurde General v. Kameke ernannt, zum Chef seines Stabes der Flügeladjutant Oberst Graf v. Waldersee. Als sie sich am 28. beim Kaiser meldeten, blieb noch sehr fraglich, ob sie nicht ernstliche Arbeit erhalten würden, denn die Stimmung der Pariser war äußerst gereizt, seitdem sie wieder mehr zu essen bekamen. Am 28. ging es in Versailles hoch her: Mittags große Tafel beim Kaiser, Abends großer Zapfenstreich von allen Regimentsmusiken.

Der lang ersehnte Einzugstag kam heran. Auf dem Longchamp sammelten sich die Truppen, um vor der weltgeschichtlichen Thatsache vom Kaiser besichtigt zu werden. Aber ein trübes Gewölk schwebte am Himmel der Ereignisse: der oberste Kriegsherr litt so an rheumatischen Schmerzen, daß es fraglich war, ob er sich den Seinigen zeigen könnte. Männlich überwand er seine Leiden und erschien auf dem Longchamp, nicht zu Wagen, sondern zu Pferde, von allen Fürstlichkeiten und Generalen des Hauptquartiers umgeben. Mit den Schritten nie Besiegter zogen die Truppen an ihrem greisen Feldherrn vorüber, doch der begab sich nicht mit nach Paris hinein, sondern kehrte nach Versailles zurück. Er wollte zwei Tage später mit den Garden einziehen. In den Friedensbedingungen hieß es, Paris solle sofort von den Deutschen geräumt werden, sobald der Friede unterzeichnet sei. Man hatte gemeint, darüber könnten wenigstens 8 Tage verstreichen. Aber es war wieder einmal der Patriotismus der Franzosen unterschätzt. Schon früh am 2. März erhielt der Kaiser Nachricht, daß die Nationalversammlung in einer Sitzung der verflossenen Nacht den Frieden angenommen habe. Mit schmerzlichen Gefühlen unterzeichnete auch er das Friedensdocument. Welch einen Eindruck mußte es auf sein Heer machen: diese kurze Theilbesetzung der lange umstrittenen Hauptstadt! Dieser schnelle, fast scheue Abzug! Wenigstens wollte auch er noch das Innere der Hauptstadt sehen und sich seinen enttäuschten Truppen zeigen. Doch auch dies war ihm nicht beschieden. Der Weg, den der Wagen einschlug, zeigte sich verbarricadirt oder sonst unbenutzbar, schon zum nächsten Thore rollte er wieder hinaus in das abgeholzte Bois-de-Boulogne und dann heim nach Versailles. Am 3. März verließen die Deutschen unter dem Gejohle der Gassenbevölkerung die Hauptstadt, während auf dem Longchamp eine große Parade des Gardecorps mit seiner ganzen Landwehr vor dem Kaiser stattfand. Tief empfunden dankte er seiner heldenmüthigen Armee: „Daß das große Werk der Einigung Deutschlands und der Sieg über den schlimmsten Feind so überaus glücklich erreicht worden, das rechne ich mir keineswegs als Verdienst an. Ich weiß wohl, daß ich nur Werkzeug in der Hand dessen bin, der alle Schlachten lenkt und die Schicksale der Völker bestimmt." Zum Schlusse verabschiedete er sich mit den Worten: „Leben Sie wohl bis zum Wiedersehen in der Heimath!"

Für den Kaiser brachte der Friede zunächst noch keine

Ruhe. Die Vorträge erfolgten nach wie vor, nur daß in ihnen nicht von Gefechten und kriegerischen Maßnahmen, sondern von Räumungen, Rückmärschen, Beurlaubungen und Auflösungen die Rede war. Dazu kamen massenhafte Abmeldungen und Abschiedsaudienzen. Die Anstrengungen waren derart, daß sich der Gesundheitszustand des Kaisers namentlich seit dem 4. März wieder verschlechterte. Drei Tage später, am 7., geschah die erste Verlegung des großen Hauptquartiers nach rückwärts — der Heimath entgegen. Um ½9 Uhr früh standen im Hofe des Präfecturgebäudes die Offiziercorps der gesammten Garnison, auf den Straßen die Soldaten im Ordonnanzanzuge. Der Kaiser erschien, stieg in den Wagen, sprach noch einmal seinen Dank und seine Anerkennung aus und verabschiedete sich dann. Umbraust von Hurrah und Scheidegruß verließ der Hohenzoller die Stadt Ludwigs des XIV., in der er so lange, lange Monate zugebracht hatte. Die Fahrt ging über Villacoublay, welches er wiederholt besucht hatte, als dort die Belagerungsgeschütze unthätig lagen, dann durch die zahllosen Faschinen- und Schanzkorbvorräthe des großen Hauptingenieurdepots, durch Sceaux bis Vitry über das Gelände, auf welchem die Franzosen ihre Offensivwerke vorgetrieben hatten. Ueberall standen die Truppen am Wege: Bayern und Preußen. Dann wurde das Schlachtfeld von Villiers befahren; im Park dieses Ortes stieg der Kaiser zu Pferde, um die Parade von drei Corps der Maasarmee unter dem Kronprinzen von Sachsen abzuhalten. 45,000 Mann waren hier versammelt; die Parade dauerte mehr als zwei Stunden. Das Nachtquartier wurde in Ferrières bezogen. Wie viel war erlebt, seit man Rothschilds Schloß verlassen hatte! Ermattet kam der König an; zu den rheumatischen Schmerzen hatte sich ein allgemeines Uebelbefinden gesellt. Pflichtgetreu sprach er noch mit den versammelten Offizieren und schrieb die Anrede nieder, welche er heute, nach Beendigung der Parade, dem Kronprinzen von Sachsen gehalten hatte, bevor er sich zu Bette begab. Am nächsten Tage hütete er das Zimmer, nahm aber Generalsvortrag entgegen, dem auch der Kronprinz beiwohnte. Sein gesunder Körper erholte sich schnell. Schon am 9. März fand er sich genug gekräftigt, um Mittags mit seinem Sohne eine Ausfahrt in die Umgebung von Paris zu machen. Erst ging es nach dem Fort Nogent, wo das 2. württembergische Infanterieregiment versammelt war, welches König Karl ihm bei seiner Anwesenheit in Versailles verliehen hatte. Vor seiner Heimreise wollte der Kaiser es als dessen Chef begrüßen. Von da aus begab er sich in die Gegend von Pautin, wo er im Jahre 1814 dem Kampfe vor Paris beigewohnt hatte. Für ihn war es ein Ort der Erinnerung. Zwar erwies er sich viel stärker angebaut als zu Anfang des Jahrhunderts, aber sein gutes Gedächtniß ließ den Greis doch vieles wiedererkennen, was er seinem Sohne zeigen konnte — der Sieger dem Sieger. Auf Umwegen ging es zurück, durch ein fast ununterbrochenes Spalier von Soldaten, welche von ihrem Heldenführer Abschied nehmen wollten, dem sie Ehrenpforten gebaut und Guirlanden gewunden hatten. Abends kam wieder ein Rückfall der Krankheit und am folgenden Tage blieb der Kaiser bis spät Mittags zu Bette und verließ auch dann das Zimmer nicht. Noch war eine Reise desselben nach Rouen und Amiens zur Besichtigung des I. und VIII. Corps geplant; der Leibarzt empfahl aber dringend Schonung. Als der Kaiser nun auch keine gute Nacht hatte, ließ er früh Morgens den Kronprinzen kommen und ertheilte ihm den Auftrag, statt seiner zu reisen, was sofort geschah. Es ist dem alten Herrn gewiß schwer geworden, hier seine Pflicht nicht erfüllen zu können; aber was half es? Auch heute blieb er den ganzen Tag in seinem Zimmer, gab aber Befehle für die Heimreise am 13.

Sie wurde angetreten vom Bahnhofe in Lagny, wo sich eine große Anzahl von Offizieren eingefunden hatte, um den Kaiser scheiden zu sehen. Nach einer Pause von fast dreiviertel Jahr fuhr man wieder, wie sonst üblich, auf der Eisenbahn. In Nancy und Metz wurde Halt gemacht. Bis zur Grenze von Altdeutschland zeigten sich überall die Spuren des Krieges. Kaum aber war die Grenze überschritten, so änderte sich alles wie mit Zauberschlag, rings herrschte Jubel, Sieges- und Friedensfreude. Der erste Ort, welchen der Kaiser berührte, war Saarbrücken, dasselbe Saarbrücken, wo der Krieg begonnen hatte. Hier überreichte eine Abordnung rheinischer Städte und Gemeinden ihm einen prachtvollen goldenen Lorbeerkranz mit schwungvoller Ansprache. Der Kaiser war tief ergriffen über diesen ersten Gruß aus der deutschen Heimath auf preußischem Boden. Weiter ging's über Mainz, Frankfurt nach Berlin.

Am Nachmittage des 17. März rollte derselbe offene Wagen mit dem Kaiser und der Kaiserin durch das Brandenburger Thor, durch welches der König und die Königin hinausgefahren waren, als es zum Kriege ging. Wieder durchdröhnte tosender Jubel die Luft, er galt dem Sieger, dem Friedenbringer.

Die „Tänzer" am Rhein und in den Niederlanden im Jahre 1374.

Vor kurzem ist der zweite Band des von dem Genfer Universitätsprofessor Paul Fredericq mit Beihülfe seiner Schüler herausgegebenen Corpus documentorum inquisitionis haereticae pravitatis Neerlandicae erschienen. Er enthält 203 Ergänzungsstücke zu dem 1889 herausgekommenen ersten Bande. Damit liegen die Quellen für die Geschichte der ketzerischen Bewegungen und deren Verfolgung in den Niederlanden innerhalb des Zeitraums 1000—1520 vollständig und in einer für eindringendes, gewissenhaftes Studium sehr bequemen und zuverlässigen Form vor. Mit einem von begeisterter Hingabe an die mitunter wohl recht mühselige Arbeit zeugenden Bienenfleiße und kritischer Akribie zusammengestellt und mit vortrefflichen Inhaltsangaben versehen, sind hier die Quellenstellen in streng chronologischer Folge an einander gereiht. Nirgends ist eine subjective Bemerkung, die dem Leser das Urtheil trüben könnte, dazwischengestreut; die Quellen allein reden und stützen und beleuchten sich gegenseitig; so stellt sich nichts zwischen den Leser und die unmittelbaren literarischen Niederschläge der in Betracht kommenden Ereignisse und Bewegungen. An einem Beispiele möchte ich zeigen, wie leicht es nunmehr ist, sich über irgend eine „Ketzerei" jener Periode zu orientiren; ich wähle die am Rhein und in den Niederlanden 1374 grassirende Tanzwuth (Choreomanie). Für diese Tänzer (Dansers, Choris[z]antes, Dansatores, Tripudiantes) enthalten Material aus dem ersten Bande die Stücke 221[1]), 222[2]), 223, aus dem zweiten die Stücke 93—104[3]).

Die Tanzwuth brach aus bei einer Kirchweih in Aachen am 16. Juli 1374. „Menschen beidertei Geschlechts, von Dämonen besessen, halb nackt, schmückten sich die Häupter mit Kränzen, führten Tänze auf nicht nur in den Straßen, sondern auch in den Kirchen und Häusern ohn' alle Scham; Namen von Dämonen, bisher noch nie gehört, führten sie

[1]) = Beilage I bei Hecker, die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter, Berlin 1832.

[2]) Vgl. E. G. Förstemann, die christlichen Geißlergesellschaften, Halle 1828, S. 231 ff.

[3]) Zu Stück 100 wäre die schon von Förstemann S. 235 und Hecker S. 3, Anm. 2 gebrachte Correctur zu vermerken gewesen: salivat statt salvat.

bei ihren Gesängen im Munde. Waren die Tänze beendet, peinigten die Dämonen sie mit den heftigsten Brustschmerzen, so daß, wenn man sie nicht mit Tüchern mitten um den Leib fest zusammenschnürte, sie mit lautem und furchtbarem Geheul schrieen, sie müßten sterben." So berichtet ein Zeitgenosse, der 1403 gestorbene Dekan von Tongern, Radulphus de Rivo.[1]) Sein Bericht ist der ausführlichste und genaueste, weßhalb wir auch im folgenden ihn zugrunde legen werden. Was hier von Dämonennamen erzählt wird, die die Besessenen ausgerufen hätten, ist ein Mißverständniß. Um sich bei ihren wahnwitzigen Tänzen gegenseitig anzuspornen, riefen die Unglücklichen einander zu: „Frisch, frisch!" — wie sich aus dem von einem andern Zeitgenossen, dem 1390 gestorbenen Mönch von Floresse bei Namur, Petrus de Herenthals (der übrigens selbst gleichfalls an Namen von Dämonen denkt), wiedergegebenen Gedichte,[2]) dem Berichte des 1504 gestorbenen Joannes a Leydis[3]) und der Kölner Chronik (geschrieben 1494, gedruckt in Folio 1499) Fol. 277 ergibt, wo es heißt: Wenn sie tanzten, riefen sie: Here sant Johan, so so, vrisch ind vro, here sant Johan.[4]) Frisch, Frisch, Friskes ist also kein Dämonenname. Die von Radulphus de Rivo gemeldeten Züge begegnen uns fast übereinstimmend in den übrigen Quellen. Interessant ist, was der Lütticher Mönch Cornelius Zantfliet († um 1462) hinzufügt: „Sie haßten besonders diejenigen, welche rothe Kleider trugen, und die Schnabelschuhe, und zwar so sehr, daß den Schuhmachern in Lüttich verboten wurde, solche Schuhe mit Schnäbeln künftig noch anzufertigen." Die Schnabelschuhe kamen mit der abscheulichen Zaddeltracht im 14. Jahrhundert zu allgemeinerer Verbreitung und wurden erst Ende des 15. von einer andern Modethorheit auf dem Gebiete der Fußbekleidung, dem sogenannten Entenschnabel, abgelöst. Gegen die maßlose Ueppigkeit und Prunksucht im Kleiderwesen erhoben sich sehr bald drohende Stimmen; besonders eiferten die wandernden Bußprediger[5]) gegen den Modeteufel. Es ist eine ansprechende Vermuthung Hecker's, daß die fanatische Opposition der Tänzer gegen die Schnabelschuhe durch eine irgendwo gehörte zündende Bußpredigt erregt worden sei. Wenn die Tänzer ferner die rothe Farbe nicht sehen konnten, so bedeutet dies eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung mit den Wuthzuständen gewisser Thiere; wahrscheinlich hängt dies auch mit den Visionen zusammen, die sie während der wilden Tänze hatten: es kam ihnen so vor, als steckten sie in einem Blutstrom und müßten hoch aufspringen, um nicht im Blute zu ertrinken.[6]) Von Aachen verbreitete sich die Bewegung nach Maastricht, Tongern, Lüttich (im September).[7]) Auch nach Flandern — in Gent wurden die Tänzer am 22. October ausgewiesen[8]) — und Brabant[9]), Gelderland[10]), Hennegau und Frankreich hinein[11]) sprang der Funke. „Vom September bis October erwuchs die Secte zu einer Menge vieler Tausender; denn sowohl flutheten aus Deutschland täglich hierher Tänzer, als auch wurden im Bisthum Lüttich und den Nachbarprovinzen viele von gesunden Sinnen von den Dämonen ergriffen, reichten den Tänzern die Hand und schlossen sich ihnen an." Anschaulich ist hier geschildert, wie unheimlich diese Krankheit ansteckt. „Das Volk mißt die Schuld den unkenschen Priestern bei, weil die Kinder durch sie nicht gültig getauft würden. Aber um zu beweisen, daß die Taufe gottloser Priester ebenso gültig ist als die rechtschaffener und die Schmäher zum Schweigen zu bringen, beschenkte Gott die Weltgeistlichen mit der Gnade, welche er andern, Ordensgeistlichen, versagte, derartige Besessene durch kirchliche Ceremonien und Exorcismen zu befreien." Beachtenswerth ist, wie hier Radulphus de Rivo indirect zugibt, daß es unter den damaligen Weltgeistlichen zahlreiche Concubinarier gegeben habe,[1]) aber den echt mittelalterlichen Glaubenssatz von der Unabhängigkeit der Wirkung der Sacramente von der moralischen Beschaffenheit, der Spender durch Gott selbst bestätigt werden läßt. Er berichtet nun über das erste Auftauchen der Tanzwuth in Lüttich: „Zu Lüttich in der Kreuzkirche, als an der Kirchweih der Vespergottesdienst abgehalten wurde, fing auf einmal der Ministrant, dessen Function es war, mit dem Weihrauchgefäß den Chor der Kirche zu umgehen, an, zu allgemeiner Verwunderung das Rauchfaß possirlich hin- und herzuschwenken, plump zu tanzen und unverständlich und unrhythmisch zu singen. Als ihn dann ein Priester aufforderte, das Paternoster herzusagen, weigerte er sich, und als er das Credo hersagen sollte, sagte er: Ich glaube an den Teufel. Da legte ihm der Priester die Stola um den Hals, recitirte die kirchlichen Exorcismen, befreite ihn von dem Dämon und brachte ihn mit Leichtigkeit dazu, das Vaterunser und den Glauben tadellos und mit großer Andacht aufzusagen." Als Exorcist zeichnete sich besonders aus der Priester Ludwig Loves in der U. L. Frauencapelle in der St. Lambertuskirche; aber auch in den andern Kirchen, den Collegiatkirchen zum hl. Kreuz und St. Bartholomäi und den Pfarrkirchen U. L. Frauen und St. Andreä, fanden Exorcisationen statt. Unser Chronist gibt auch sorgfältig die Gespräche wieder, die die Priester mit den Teufeln vor der Austreibung führten. Am eingehendsten schildert er eine an einem Mädchen in Aachen von einem Priester namens Symon vorgenommene Dämonenaustreibung. „Der Priester bekleidete es mit der Alba und der Stola und tauchte es dann in ein bis zum Rande mit Weihwasser gefülltes Becken. Darauf beschwor der Priester den Dämon, zu sagen, seit wie langer Zeit er das Mädchen besessen hielt; er antwortete: seit zwei Jahren. Wiederum gezwungen, zu sagen, wo er wäre, wenn jene zu Ostern communicire, sagte er: da habe ich mich in die Zehenspitzen verkrochen. Beschworen, bald auszufahren, bat er um die Erlaubniß, eine nahe Burg beziehen zu dürfen, indem er versprach, dort Tag und Nacht gegen Räuber und Kundschafter Wächterdienste zu thun. Gefragt, ob er das Horn blasen könne, antwortete er: ausgezeichnet! und blies laut, so daß alle, die dabei standen, es hörten. Endlich, als ihm weder der Eintritt in jene Burg, noch in das Bad Karls d. Gr. gestattet wurde, entwich er, nachdem er zuvor durch den Mund des Mädchens eine schwarze Kohle ausgeworfen hatte, mit großem Lärm und Gepfeife. Als nun bald darauf zwei oder drei in besagtem Karlsbad ertranken, hieß es, dieser Dämon habe sie erstickt, und deßhalb wurde das Bad für immer geschlossen." Uebrigens erhoben sich doch auch gleich von Anfang an Stimmen, welche die richtige Diagnose stellten, daß es sich hier um ein rein körperliches Leiden, ähnlich der Gehirnentzündung oder

---

1) Corpus I, Nr. 222.
2) Corpus I, 221.
3) II, 93.
4) Hecker, S. 88. — Nach dieser Stelle scheint sich der (in den niederländischen Quellen nicht begegnende) Name: Choren St. Johannis, Danse de St. Jean — ähnlich wie der Ausdruck: St. Veitstanz — daraus zu erklären, daß die Besessenen Johannes den Täufer zu Hülfe riefen. Förstemann S. 215 weist dagegen zur Erklärung darauf hin, daß sie von den Exorcisten vielfach durch Verlesung der ersten Verse des Johannesevangeliums geheilt wurden (cf. Corpus I, p. 234 unten).
5) Capistrano!
6) Corpus I, 221.
7) I, 222, 223. II, 93, 94, 95, 101, 102.
8) II, 99.
9) 96, 97, 98, 103.
10) 104.
11) I, 221. II, 102, 104.

1) Karl Grube, Gerhard Groot und seine Stiftungen, Köln 1883, S. 30 u. Anm. 89 auf S. 96.

Digitized by Google

der Fallsucht, handle und durch die Aerzte Abhülfe geschafft werden müsse.[1]) — Daß die Bewegung durch die Erbitterung im Volke gegen den verwilderten Klerus mindestens geschürt wurde, beweist die fast von allen Quellen[2]) gebrachte Nachricht, in dem Flecken Herstall bei Lüttich habe sich um Allerheiligen (1. November) eine große Menge von Anhängern dieser Secte, Männern wie Frauen, zusammengerottet, um von hier aus nach Lüttich zu ziehen und alle Kleriker zu tödten; aber durch rechtschaffene Leute seien sie zu den Priestern geleitet und von diesen geheilt worden. — Schon gegen Ende des Jahres 1374 erscheint die grausige Epidemie nahezu erloschen. mn.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Von dem Zustande des Physikalischen Instituts an der Universität Bonn entwirft die „Köln. Ztg." neuerdings folgende eingehende Schilderung: „Gelegen im südlichen Flügel des alten Kurfürstenschlosses, wurden seine Räumlichkeiten Jahrzehnte als Klinik benutzt. Die Räume zur ebenen Erde sind kellerartige, feuchte Gewölbe, zum Theil Aufenthalt für den Assistenten, zum Theil Arbeitsräume. Die oberen Räume, zum Theil groß und hell, aber feucht, dienen zur Aufbewahrung der Apparate und zum praktischen Arbeiten. Eine Centralfeuerung ist nicht vorhanden und die Heizung mit Oefen benachtheiligt das Arbeiten mit feinen Instrumenten durch den nicht zu vermeidenden Staub. Der Hörsaal ist so gelegen, daß von 10 Uhr ab kein Sonnenstrahl ihn beleuchtet, daß Versuche mit directem Sonnenlicht nicht gemacht werden können. Die Lage in dem verkehrreichsten Theile der Stadt, sowie die Nähe der Eisenbahn bewirken durch das Fahren der Wagen und Züge ein fortwährendes Zittern des ganzen Gebäudes, so daß feine Messungen und exacte Beobachtungen nicht gemacht werden können. Von dem Universitätspersonal wird mit Recht erwartet, daß er neben der Lehrthätigkeit auch durch eigene Forschung sich am Ausbau seiner Fachwissenschaft betheilige. Der jetzige Director des physikalischen Instituts, Heinrich Kayser, hat die Spectralanalyse zum besonderen Studium gewählt und auf diesem Gebiete Hervorragendes geleistet. Die von ihm und seinem Mitarbeiter, C. Runge, gefundenen Gesetzmäßigkeiten über den Bau der Spectra der Elemente lassen die wichtigsten Aufschlüsse für die Molecularphysik, sowie für die Astrophysik erwarten. Weitere Untersuchungen auf dem genannten Gebiete gehören aber in dem Bonner physikalischen Institut zu den Unmöglichkeiten wegen der fortwährenden Bodenerschütterungen, die nur in den Stunden nach Mitternacht von 12—4 Uhr einigermaßen nachlassen. Thatsächlich wird diese Zeit denn auch von einigen Studirenden zu Spectralbeobachtungen benutzt. (!) ... Durch die Aeußerungen einer Commission von Aerzten, sowie durch vorgenommene Untersuchungen über den Feuchtigkeitsgehalt des Mauerwerkes der betreffenden Räume scheint deren Gesundheitsgefährlichkeit nur zu wohl begründet. ... In der heutigen Zeit, in der man die Fürsorge für gesunden Aufenthalt der Arbeiter in Fabriken durch Vorschriften regelt, für gesunde Casernen sorgt und die Fürsorge bis auf die Zuchthäuser auszudehnen bestrebt ist, darf (!) man vertrauensvoll (!) erwarten, daß auch (!) in dem vorliegenden Falle rasche (?) Abhülfe geschafft werde."

* **Halle.** In der medicinischen Facultät habilitirte sich Dr. Sobernheim als Privatdocent für Hygiene mit einer Antrittsvorlesung über Grenzen und Aussichten der Serumtherapie.

γσ. **Berlin.** Die Märzsitzung der „Gesellschaft für Erdkunde" ward durch Geheimrath v. Richthofen mit Gedächtnißworten an Dr. Kärnbach eröffnet, der im Dienst der Neu-Guinea-Gesellschaft sich durch Forschungen in Australien ausgezeichnet hat. Als erster Redner erstattete Dr. Hermann Meyer (Leipzig) den Bericht über seine 1895 nach Centralbrasilien unternommene Expedition. Dr. Meyer hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die fundamentalen Ergebnisse, die Karl von den Steinen auf seinen 1884 und 1887 ausgeführten Chinguexpeditionen gewonnen, zu ergänzen, und war in Begleitung des Dr. Ehrle (München), dem die Expedition das linke Auge gekostet hat, und dem in Brasilien verstorbenen Photographen Heinrich Dahl October 1895 aufgebrochen. Nach den Darlegungen des Redners konnte man während der Regenzeit die Expedition, deren Ausgangspunkt Cuyabá in der Provinz Mattogrosso war, nicht beginnen, und erst Anfang April 1896 begann von Cuyabá aus die Fahrt. Die etwa 8000 Köpfe zählende Bevölkerung von Cuyabá, dem Endpunkt des Telegraphen- und des Dampferverkehrs, lebt von dem in der Umgegend zahlreich gewonnenen Kautschuk. Die Forschungsexpedition mußte mit Essen und Lasten ausgeführt werden, es lag die Gefahr einer Versprengung solcher Karawane vor, welches Schicksal 1886 einer Goldsucherexpedition in den Gegenden des Jatobá zugestoßen war. Mit 40 Mauleseln brach man am 17. Mai 1896 von Cuyabá auf. Der Weg, erst nordwärts, dann nach Osten gewandt, führte über Buschsteppen. Als Nahrungsmittel dienten getrocknetes Fleisch und Bohnen, aber auch Affen und selbst Ameisenbären gaben frisches Fleisch. Drei deutsche Colonisten von Rio Grande do Sul, die Brüder Dein und deren Neffe, waren die sehr schätzbaren Begleiter unsrer Reisenden, die bei allen Schwierigkeiten ihrer Reise doch den einen Vortheil hatten, stets reines, klares und gutes Wasser genießen zu können. Die Temperatur im April schwankte zwischen 2 Grad Nachtkälte und oft 30 Grad Mittagshitze. Nach vierwöchiger Reise, während welcher man oft Mangel wegen des Ausbleibens der Nachts auf Nahrung ausgehenden Maulesel hatten mußte, gelangte die Expedition über Limoeira zum Gebiete der Paranatinga-Indianer, doch war die erste Ansiedelung der zahmen Bakairi noch weit entfernt, zu der Dr. Meyer auf einem 5 Personen fassenden Faltboot aus Segeltuch einen Abstecher unternahm, um Bakairileute für den Canoebau und als Ruderer anzuwerben. Dann ging es nordwärts über breite Steppen bis zum Zusammenfluß des Bugio mit dem Jatobá, woselbst die Mauleselkarawane Mitte Juni zurückgelassen ward, und bis zum 28. Juni 7 Canoes mit allem Nothwendigen ausgerüstet wurden, um darauf in die eigentliche terra incognita, den Lauf des Jatobá abwärts, vorzudringen. Der Jatobá geht in den Nonuru, ebenso wie der Batovy, den von den Steinen hinabfuhr, östlich vom Jatobá. Hohe, steile Lehmufer wie Höhenzüge mit dichtem Busch bestanden, ziehen sich an den Ufern des Jatobá hin, der sehr reich an Wasserfällen ist und ungemein viele Fische bietet. An den starken Wasserfällen, wie am „Salto Ehrenreich" und am „Salto Vogel", mußte alles ausgeladen werden, man mußte die Canoes hindurchlassen und nicht selten war alles im Wasser; viel von den Geräthschaften ging durch diesen Transport zugrunde, hinter den Fällen jedoch erreichte die Flußbreite nicht selten 150 Meter. Die Geräthschaften, Instrumente, Bücher, kurz alles mußte am Flußufer in der Sonne oft erst trocknen, ehe die Weiterfahrt beginnen konnte. Die Bakairileute erwiesen sich als gute Erfahrten, namentlich als sehr geschickte Taucher. Da die Boote infolge des Verlustes zweier Canoes zu schwer beladen waren und keine neuen gebaut werden konnten, auch die Nahrungsmittel auf die Neige gingen, entschloß man sich, 5 Leute über Land zu einem Fischplatz der Bakairi zu senden, der in der Nähe liegen sollte. Nach zwei Tagen erreichte man ein Batovydorf, wo Manioca und saftige Fische, die Nahrung der Bewohner, auch der Expedition willkommen waren. Hier wurden gegen 2 Aexte 2 Canoes eingetauscht, und da man von den Eingeborenen die Auskunft erhielt, ein großer Strom sei nur 3 Tagereisen weit, so setzte man die Fahrt fort. Allein erst nach achttägiger Fahrt ward der große Fluß, der Nonuru, erreicht. Während der Nächte mußte man im Walde lagern, wo Mosquitos, Zecken, Schnecken und Ameisen wenig angenehme Gesellschaft waren. Bananenfische und Fladen aus Maniocamehl bildeten die Nahrung. Der Nonuru ist sehr tief und etwa 200 Meter breit an dieser Stelle, reich an Fischen und mit herrlich bewaldeten Ufern umgeben. Ein von links einmündender Fluß ward der „Rio von den Steinen" genannt. Am 23. August erreichte man die ersten wilden Indianer am Chiagu-Nobleuz, wie Karl von den Steinen den Theil des Chingu genannt hat, der zwischen der Mündung des Batovy in den Nonuru nördlich und dieses in den Chingu, sowie der Einmündung des Kutuene südöstlich in den Chingu liegt. Es waren die Kamayurá, die den Reisenden einen freundlichen Empfang bereiteten und sich unter vielen Gesticulationen als Katú, d. h. „gute Freunde", vorstellten. Sie bemalen sich roth und schwarz, tragen im Haar rothe Streifen und kennen, wie alle diese Naturvölker Centralbrasiliens, kein Metall. Knöpfe und Uhren erregten ihr besonderes Interesse. Man hatte nun einen Fischplatz der Kamayurá erreicht, ihr Dorf lag drei Tagereisen entfernt. Sie kennen keine Kleidung. Die Frauen tragen nur ein kleines Bastdreieck, das kaum als Bekleidung bezeichnet werden kann. Fischgebisse und Bastkörbchen,

[1]) I, 223.
[2]) I, 221, 222. II, 93, 94, 102.

Digitized by Google

Bogen mit Rohrpfeilen, Schnurfederbüsch und Hängematten aus Palmfasern und Baumwollfäden verfertigt, bildeten die Geräthe der Kumaburú an diesem Fischplatze. Kürbisschalen dienen als Wasserbehälter. Getrocknete Fische und Maniocafladen dienten als Willkomm für die Reisenden. Aufmerksam beachteten sie alles an der Expedition, und Vorsicht gegen Diebstahl war geboten. In den Gesprächen wußten sie Karl von den Steinens Freigebigkeit zu loben. Nach ihrer Angabe wohnten die Trumai aufwärts am Kuluene. Steinen war freundlich mit ihnen zusammengestoßen. Am Tage nach der Ankunft an dem Fischplatz brach man zu ihnen auf, auch dort ward den Reisenden friedlicher Empfang bereitet. Die Trumai haben mongoloiden Typus, schmücken sich gern mit Federn und leben in kleinen Ansiedelungen. Sieben Stroh- und Rohrhütten stehen um eine Festhütte, in der die bei religiösem Dienst gebrauchten Tanzmasken bewahrt werden, und die von Frauen nicht betreten werden darf. Den Reisenden diente die Festhütte zum Wohnraum. Der Vortragende gab von den zahlreichen von ihm zuerst besuchten Stämmen, die sich ethnologisch oft nicht unbedeutend unterscheiden, eine allgemeine Darstellung ihres Lebens und Tagewerks. Mit der Versicherung der Vorzüge des Stammes von seiten des Häuptlings empfing man stets die Reisenden, bot ihnen Maniocafladen und Wasser in Kürbisschalen zum Empfang und war namentlich von seiten der Frauen nach Geschenken sehr begierig. Die Hütte ruht auf zwei Stützen, in ihr sind die Schlafstellen für die einzelnen Familien getrennt. In jeder Hütte ist ein Feuerplatz angelegt. In Körbchen an den Wänden hängen die Geräthe, Bogen und Pfeile und Speisen, die man aufbewahrt. Die Frauen bereiten die Fladen, während die Männer Wurzeln reiben. Gegen Perlen und Schmuckketten konnte Dr. Meyer eine nicht unbedeutende ethnographische Sammlung von den Trumai erwerben. Die Reisenden lebten mit dem Stamme friedlich zusammen, nahmen Abends gemeinsame Bäder im Fluß, wohnten den Tänzen zur Pandflöte bei und sahen den Frauen beim Spinnen zu. Dr. Meyer beobachtete ein sonderbares Heilverfahren. Er sah, wie ein junger Vater seinem kranken Kinde eine schmerzhafte Stelle des Körpers auszusaugen versuchte. Innerhalb des Dorfes achten die Trumai das Gastrecht, und jeder Diebstahl ist verpönt, doch gilt dies nicht mehr, wenn die Fremden aus dem Dorfe fort sind. Bei den Komaprá wie bei den am Kulisehu, einem Nebenfluß des Kuluene, wohnenden Aueti wurden Sammlungen angelegt und zu den zwischen Kuluene und Kulisehu wohnenden Nahuqua- und Aluluistämmen, die vorher noch niemals von Europäern besucht worden waren, wurden Excursionen vom Lager der Aueti aus unternommen. Krankheiten zwangen zur Rückkehr. Am 26. September legte man am Kulisehu ein Lager an. Die Bakairileute waren schon vorausgeeilt. Da die Regenzeit begann und der Fluß schnell stieg, so mußte man auf schnelle Rückkehr bedacht sein, auch traten Nahrungssorgen ein. Der Unfall des Dr. Ronke verzögerte die Rückkehr, zudem waren Stromschnellen zu überwinden, die dem Kranken unsägliche Schmerzen beim Transport verursachten. Nach 34tägiger Fahrt ward Karl von den Steinens altes Lager bei Independencia erreicht, und im dritten Balairidorfe traf man auf die vorausgegangenen Leute, die die gesammte Trumaisammlung mit sich führten. Hier brannten die angeworbenen Aueti mit dem besten Canoe der Expedition durch, ohne daß eine Verfolgung möglich gewesen wäre. Von Independencia aus suchte man die im ersten Bakairidorf zurückgebliebene Eselkarawane herbeizuholen. Nachdem man am Paranatinga die Lebensmittel erneuert hatte, gelangte die Expedition am 2. Dezember wieder nach Cuyabá, woher man fast sieben Monate früher ausgegangen war. Als Ergebnisse der Expedition muß man den Besuch und die Verfolgung eines großen Stücks eines bisher unbekannten Flusses ansehen, daneben die Entdeckung eines neuen Flußlaufs. Neben einem vollständigen Itinerar hat Dr. Meyer reiches linguistisches, anthropologisches und ethnologisches Material zusammengebracht. Dr. Ronke hat über 200 Körpermessungen ausgeführt und ein meteorologisches Journal aufgezeichnet; daneben steht die ethnographische Sammlung der Bakairidörfer. Doch bleibt in jener Gegend Centralbrasiliens für die Ethnologie und Geographie noch manches zu thun übrig. Nördlich des Kuluene mündet in den Ehingu der Paranaynba, an dem nach den Angaben der Eingeborenen 18 Stämme wohnen sollen, die eine völlig eigene ethnographische Provinz bilden. Diese Stämme am Paranaynba der Wissenschaft zu erschließen und die dort noch verborgenen Räthsel zu lösen, betrachtet Dr. Meyer als das nächste Ziel seiner Forschung. Eine große Anzahl landschaftlicher und ethnographischer Photographien, die mittelst des Projectionsapparats der Gesellschaft vorgeführt wurden, diente zur Illustration der Mittheilungen. — Darauf führte Prof. Feeth-well aus Providence (Rhode-Island) gleichfalls mit Hülfe des Skioptikons eine Reihe von Photographien vor, in denen der Einfluß der Eisfinn auf die Gebirgswelt von New-Foundland dargestellt war. Die französische Ansiedlung La Ploisance (Placentia) ist bedeutend günstiger für die Schiffahrt und Fischerei in den dortigen Gewässern gelegen, als das englische St. Johns, in dem die Engländer im Winter völlig eingeschlossen sind und auf das einstmals fünf französische Angriffe erfolgten. Eisbilder aus Labrador und von Fjorden, ein Bild von der sogenannten Rencontre-Bay, die von 1700 Fuß hohen Granitblöcken eingeschlossen wird, Darstellungen von Kupferbergwerken und von den berühmten Posthunden gaben eine Anschauung dieser eigenartigen Landschaft. Die Franzosen beanspruchen das ihnen seit dem Utrechter Vertrag zustehende alleinige Recht der Fischerei auf den Kabeljau in den Gewässern von New-Foundland und wachen über dieses Privileg äußerst eifersüchtig. New-Foundland ist fruchtbar und reich an Wasserkräften und könnte, falls es der intensiven Bearbeitung erschlossen und angebaut würde, reiche Erträge liefern. Der südliche Theil des Landes ist als Jagdgrund während des August und September bei den englischen Offizieren sehr beliebt, die hier auf das durch schönes Geweih ausgezeichnete Karibu pirschen. Diese Jagderlaubniß wird nur gegen Zahlung von 500 M. gegeben und es ist verboten, mehr als 8 Thiere zur Strecke zu bringen.

* **Kiel.** Der Professor der alten Geschichte Dr. Georg **Busolt**, als Forscher auf griechischem Gebiete bewährt, hat einen Ruf nach Göttingen erhalten, dem er zu Ostern folgen wird. Mit ihm tauscht der bisherige Vertreter der alten Geschichte in Göttingen, Prof. Dr. Christ. **Volquardsen** den Platz.

* Wie das „Berliner Tageblatt" mittheilt, hat sich die russische Regierung endgültig dahin entschlossen, **jüdischen Aerzten**, die den **ärztlichen Congreß in Moskau** im August besuchen wollen, das Visum für einen auf sechs Wochen beschränkten Aufenthalt im russischen Reich zu ertheilen.

Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Griechische Kunstgeschichte

von

Heinrich Brunn.

Zweiten Buch:

Die archaische Kunst.

Herausgegeben von A. Flasch.

Gr. 8°. 18 Bogen. Preis brosch. 7 M. 50 Pf.

Führer durch die Antiken in Florenz

von

Walther Amelung.

8°. 300 Seiten und 40 Tafeln Abbildungen.

Preis eleg. geb. 5 M.

Das hübsch ausgestattete, handliche Buch soll dem Archäologen wie dem gebildeten Laien zur Orientierung in den Florentiner Museen dienen, ihn auf alle wichtigeren Stücke aufmerksam machen und ihm das Verständnis derselben durch kurze Erklärungen erleichtern. [16076]

Jahrgang 1897. München, Freitag, 12. März. Nummer 58.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Lord Byrons Beziehungen zu Amerika. Von Dr. ph. Heinrich Kraeger. — Der Stachel als Waffe im Thierreich. Von Dr. C. Müller. — Mittheilungen und Nachrichten.

Lord Byrons Beziehungen zu Amerika.

Von Dr. ph. Heinrich Kraeger (Bremen).

Amerika hat eine merkwürdige Rolle in der europäischen Phantasie als das Land der Verheißung gespielt. Bevor der almighty Dollar ihre vagen Vorstellungen berichtigte, glaubte die alte Welt mit einer rührenden Zuversicht, daß ihre jeweiligen Ideale da drüben bereits mühelos verwirklicht seien. Die Sehnsucht nach den Urzuständen und nach besseren Menschen rief freundliche Träumereien über Canada mit seinen sittenreinen Wilden hervor; das Republicanerthum besang in Hymnen den Staatenbund, die Abenteuerlust fabelte von wunderbaren Jagdgründen der Indianer und das Bedürfniß nach süßer Erotik malte in Amerika verschwenderische Gegenden hin, die den Menschen ganz seinen Sinnen überlassen sollten — bis die Zahl der Verunglückten und Enttäuschten größer und größer wurde und sich zum Europasatten als Gegenstück der Amerikamüde einfand. Es wäre eine lohnende Aufgabe, in den Literaturen der alten Welt einmal das immer wechselnde Antlitz Amerika's nachzuzeichnen, das so hold beweglich den Phantasten und allen, die nur sehen wollten, was sie wünschten, zulächelte, und grausam schließlich die meisten, die ihm blindlings vertraut hatten, versteinerte, zugleich Sirene und Meduse. Licht und Schatten sind über dieses Capitel aus der Völkerpsychologie reichlich ausgebreitet; auf Hoffnung und Jubel folgt endloser Jammer. Das nüchterne Amerika mag dann über die Liebeserklärungen der alten Welt lächeln; genug, daß Europa den Spott in dieser riesenhaften Donquichottiade zu tragen haben wird. Für einen einzigen ist eine solche historische Aufgabe kaum zu bewältigen, ehe nicht die Materialien von vielen Seiten gesammelt und die neuen Literaturen der Küstenvölker Europa's von Spanien bis hinauf nach Deutschland, das wohl den Löwenantheil von Beiträgen liefern wird, in dieser Richtung durchgearbeitet sind. Dann mag einer mit genialem Blick die Massen ordnen und kühn das großartige geschichtliche Gemälde von dem Verhältniß des gealterten Europa zum jungen Amerika entwerfen.

Ueber Byrons Beziehungen zu Amerika liegt eitel Sonnenschein. Er stand freilich mit seiner Vorliebe unter den englischen Zeitgenossen fast vereinsamt, da die meisten die Unabhängigkeitserklärung noch nicht verwunden und mit mehr Neid als Neigung das Wachsthum der Republik verfolgt hatten; aber was die große Menge that, blieb ihm Zeit seines Lebens zuwider; so liegt denn auch ein wenig Trotz der Amerikomanie zugrunde, die Byron als die leidenschaftliche Ueberzeugung seines Herzens in so bestrickenden Worten verfocht. Er hatte schon als Knabe die ausgedehnteste Lectüre betrieben und sich mit seiner kindlichen Phantasie auf weite Wanderfahrten begeben. In einem Bücherverzeichniß, das er mit 19 Jahren anfertigte, spricht er selber von den Quellen, denen er seine erste Kenntniß Amerika's verdankte: Robertson und Andrew's American War. Auch über die Literatur des neuen Landes saß der zukünftige Verfasser der „English Bards“ schon damals zu Gericht. Dann brechen die Beziehungen zu Amerika für eine Zeit lang ab, denn seine Theilnahme war inzwischen von Griechenland und dem Orient vollständig in Anspruch genommen.

Im Jahre 1813 hörte Byron von dem Neffen seines Freundes Dallas, einem Sohne des amerikanischen Attorney general, wie beliebt seine Gedichte in den Vereinigten Staaten wären, und aus dem Tagebuch des Schauspielers Cooke erfuhr Byron, daß, als er selber sich gerade in Kleinasien aufhielt, jener in einem öffentlichen Lesezimmer in Amerika die „English Bards & Scotch Reviewers“ ausgelegt gefunden und gelesen hatte. So klang von den Ohiousern des Ruhms lockender Silberton an die Ohren des Dichters, der an die Stelle der räumlichen Entfernung die zeitliche setzte und in dem Urtheil Amerika's bereits die Stimme der Nachwelt zu vernehmen glaubte, wohlthätig verschieden von dem Geschrei seiner Umgebung, das mit dem Tage kam und auch verhallte.

In verzeihlichem Uebermuth dachte sich Byron aus, daß es nur einer Rede wider den afrikanischen Sklavenhandel und einer Grabschrift auf seinen Hund in der Londoner Morningpost bedurft hätte, um gleichzeitig in allen Welttheilen im Mund der Leute zu sein und mit dem vertex sublimis das Newton'sche System umzuwerfen. Die Ausgabe eines Tagebuches aus seiner frühesten Zeit, die man unautorisirt in Amerika veröffentlicht hatte, wünschte Byron als Curiosum der transatlantischen Druckerei zu sehen. Diese Indiscretionen und eine absprechende Beurtheilung des Dichters in der American Critical Review 1817 gehörten zu den wenigen Unannehmlichkeiten, die ihm drüben bereitet wurden, aber seiner Liebe keinen Einhalt thun konnten.[1])

Als in Venedig, October 1819, die Angelegenheiten der jungen Gräfin Guiccioli, der Geliebten Byrons, eine heikle Wendung nahmen, wollte der Dichter den Namen wechseln und sich mit ihr und seiner natürlichen Tochter Allegra in Frankreich oder Amerika niederlassen. Er sagte schon seinem Verleger Murray für die nächste Zeit einen Besuch in London zu, „en passant to Bolivar“. Die alten Pläne von einem insularischen, pflanzerhaften Leben, das er sich früher einmal auf einem der schönsten Eilande im griechischen Archipel einrichten wollte, hatten zureden; als aber die Gräfin doch nach Ravenna zu ihrem Gemahl zurückkehrte, gab Byron vorderhand die Fahrt wieder auf, las aber noch einige, freilich parteiisch und gewöhnlich geschriebene Bücher über Amerika und folgte aufmerksam den

[1]) Mehreremale wirft er Amerika vor, daß es Europa mit den galanten „great pox“, oder dem „new disease“ beschenkt hätte. Byron in der Chando-Poets Ausgabe, Don Juan 1, 131 und p. 523.

Thaten Bolivars in Columbia, dessen Namen er auch seiner neuen Yacht beilegte.[1]) Im Mai 1822 erwachte der Wandertrieb aufs neue. Bei Livorno lag ein amerikanisches Kriegsschiff vor Anker, staatlicher als die englischen desselben Typs und unter dem Commando liebenswürdiger Offiziere, die ihn für die Unbill entschädigten, die seiner Yacht damals von einer englischen Schaluppe widerfahren war. Auch eine Anzahl amerikanischer Damen und Herren befand sich an Bord. Byron folgte gelegentlich der Einladung zum Essen und wurde auf dem Schiffe mit fast übertriebener Höflichkeit empfangen. Eine Rose, die ihm noch am Morgen von einer Italienerin geschenkt war, mußte er am Mittag wohl oder übel einer Amerikanerin überlassen, die sie als Andenken mit nach drüben nehmen wollte. Capitain Chauncey zeigte dem Dichter eine zierliche amerikanische Ausgabe seiner Werke und bot ihm freie Ueberfahrt nach den Vereinigten Staaten an. Byron war von all diesen Freundlichkeiten um so tiefer bewegt, als er die Verstimmung der Amerikaner gegen alles Englische kannte und, ohne es zuzugeben, sich deßhalb im stillen schmeichelte, daß die Huldigungen ausschließlich seiner Person und „Poeshie" galten. Zur selben Zeit, als eben in England Mrs. Byron ihrer Tochter Ada testamentarisch auf viele Jahre untersagt hatte, das Bildniß ihres Vaters überhaupt anzusehen, erbat sich ein amerikanischer Künstler, Mr. West, von Byron im Namen der Academy in New-York die Erlaubniß, sein Portrait abzunehmen, was gern gestattet wurde. Ein anderer junger Amerikaner, Mr. Rowcroft, übermittelte Byron die freudige Nachricht aus Deutschland, daß dort für eine Uebersetzung der beiden ersten Gesänge des Childe Harold ein Preis ausgeschrieben sei. Ein dritter, der 20jährige Mr. Coolidge, hatte in Rom von Thorwaldsen die Byronbüste copiren und nach Amerika senden lassen und besuchte den Dichter in Ravenna. So rührten sich die Fremden überall, und Byron erwog ernstlich, ob er sich nach dem Norden oder Süden jenes einzigen Landes, „which is a sanctuary for liberty", wenden sollte. Am Ende entschied er für die Tropen und ließ sich, um keinen unbedachten Schritt zu thun, von einem kundigen Freund über die Zustände in Columbien berichten. Mr. Ellice sollte ihm den nächsten Weg beschreiben, Empfehlungen nach Angostura mitgeben und unbefangen und wahrhaft erzählen, ob man dort wirklich für einige tausend Dollars weite Landstrecken erwerben und mit einem mäßigen Einkommen erträglich und unabhängig im Genuß der bürgerlichen Rechte leben könnte. Der Freund rieth bei der Unsicherheit der südamerikanischen Zustände entschieden ab. Im Verkehr mit Trelawney gefiel es Byron, auch den Erwerbssinn zu Wort kommen zu lassen; je nachdem, wollte er auf einer etwaigen Besitzung in Chile oder Peru Gold- und Silberminen und in Mexico mindestens Kupferlager antreffen.[2]) — So ruhig, wie er es oben schildert, würde sich Byron damals keinesfalls in Amerika eingerichtet haben; denn nach der langen Zeit der Liebe und Erschlaffung in Italien drängte sein Leben nach einer Entladung in politischen Thaten, die ihm freilich selber noch nicht in klaren Umrissen, aber wie etwas helles und leuchtendes vor der Seele standen. Die weite Reise und die Rücksicht auf die Geliebte hielten ihn zurück; er ging nach einem näher gelegenen Schauplatz, nach Griechenland, ab, nicht ohne wieder vorher gerade den amerikanischen Consul zu fragen, wie man die Griechen am besten unterstütze.[3])

Byron nahm dann den letzten Abschied von Amerika, als er im Sommer 1823 auf der Fahrt von Italien nach Griechenland „Colonel Hippelley's Expedition to South America" las.

Einige amerikanische Absonderlichkeiten brachte Byron in Don Juan an, wo er es ja mit allen seltsamen und lächerlichen Formen des Lebens zu thun haben wollte. Die von dem Deutschen Rapp in Amerika begründete Secte „Harmonie", die der Ehe innerhalb ihrer Mitglieder Beschränkungen auferlegte, welche zu allerlei drolligen Consequenzen führten, war ihm zu diesem Zwecke nicht entgangen. Dagegen schien der Hinterwäldler Boon in Kentucky, der noch als 70jähriger Greis seine Hütte abschlug und tiefer in die Wildniß verlegte, unserm Dichter der glücklichste Mensch auf der Erde zu sein. Das Leben des alten rüstigen Mannes im grünen Wald, inmitten frischer Söhne und Enkel, das sagte Byron zu, der selbst ein Stück wildjauchzender Urnatur in sich barg, die sich vom Zwang der Stadt und Menschen gern befreit hätte.[1]) Die Großartigkeit des amerikanischen Landes, das dem Europäer damals nicht annähernd so beschrieben war, wie später von Lenau, Kürnberger und Dickens,[2]) konnte Byron aus den bescheidenen Reisebüchern nur ahnen, aber er sah doch einen gewissen Zusammenhang zwischen diesen weiten Wäldern und Flüssen und dem freien, stolzen Geist der Männer, die Amerika leiteten.

Die Polargegenden Amerika's geriethen durch Vermittelung des Engländers Parry, der sie in seinem Buche „Search of the North West Passage" beschrieben hatte, in Byrons Naturschilderungen. Das sagenhaft schöne Funkeln und Leuchten in der Luft, die durch Nebel und Wolken phantastisch verkleideten Gestirne, der glitzernde Schnee auf kühl blauen Gletschern — weckten in dem Dichter zahllose Erinnerungen an die Sonnenauf- und Untergänge des Orients und die vereisten Berge der Schweiz.

Es bleibt ewig schade, daß Byron damals die Einladung nach Nordamerika nicht angenommen und uns um eine der erhabensten Beschreibungen des Niagara ärmer gemacht hat. Diesem Wunderwerk der Natur, angesichts dessen die meisten Menschen verstummen oder wider ihren Willen, wie durch das Gesetz vom Gegensatz getrieben, albernere und schwunglosere Reden loslassen, als sie verantworten können — wären durch Byron die allertiefsten Geheimnisse entrissen worden, und in der Sprache der Menschen gäbe es hinfort ein Lied, so gewaltig, fortreißend und erschütternd zugleich, wie der Sturz der Wasser über die Niagarafelsen.

Die Lehre Rousseau's, der die Sünden der Barbarei neuer Civilisation vorzog, die zu den alten noch neue Laster hinzuthue, half auch Byrons Antithese von Europa und Amerika bauen. In einem Gefühl der Scham redete er von den Kriegen des 16. Jahrhunderts in Peru und Mexico und begrüßte die Freiheitskämpfe Spaniens gegen Napoleon geradezu als eine Sühne für die alten Gräuel der Cortez und Pizarro.[3]) Er hörte mit Lust, daß es sich rings in Südamerika regte, und beneidete seinen Landsmann Lord Cochrane, der an den großen Vorgängen in Lima theilnehmen durfte; Byron glaubte, als ihm bei einer freudigen Umschau über die Erde auf allen Bergen die Fahnen entgegenwehten, daß sich die Zeiten, auf die er sehnsüchtig gehofft hatte, nun endlich erfüllen würden. Es war ja der alte Geist, dem Byron immer und immer

---

1) Moore p. 145, 403; Byron p. 139; Elze, Lord Byron 3, Berlin 1886, p. 275; Medwin, Conversations, London 1824 p. 408.

2) Auch Patagonien war ihm wegen seiner fossilen Ungeheuer und des riesenhaften Menschenschlags durch Cuviers Bücher bekannt geworden, Byron, Don Juan, 6, 28; 9, 46.

3) Brief Byrons an Mr. Church, Medwin, p. 407.

1) Byron, Don Juan 15, 34 ff; 8, 61 ff.

2) Campbells *Gertrude of Wyoming*, die in Pennsylvanien spielt, gibt kaum mehr als einen geographischen Begriff, da sich der Dichter zu Byrons Aerger um gar kein Localcolorit gekümmert hatte.

3) Byron, p. 139; 162; 309. Moore 456. Gegen die Geldgier der Europäer in Peru: Byron 497; 139. Don Juan, 2, 5.

wieder durch die Geschichte nachgegangen war, der in Griechenland die Schlacht bei Marathon geschlagen, in Spanien die Belagerung von Numantia ausgehalten, der als Cid gegen die Mauren gewetterleuchtet hatte, und der nun auf dem Athos und auf den Anden sich zu neuen Thaten bereitete. Den rief Byron, der die Völker allemal bei ihren heiligsten Erinnerungen zu packen wußte, in zündenden Versen an, da er trunken in dem Vorgefühl unendlicher Freiheit es überall gen den Tag nahen sah.[1])

Byron war Weltbürger von reinem Schlage; durch den Nomadentrieb einmal von England weggeführt, vertheilte er sein Interesse freigebig an alle Völker. In völliger Fesselloſigkeit, so wie er sich sein Leben willkürlich zurecht gezimmert hatte, im Bewußtsein des Stolzes und der Freiheit sollte sich die Menschheit erholen und entwickeln. Wie er sich einen solchen Zustand eigentlich dachte, hat der allem Detailliren feindliche Mann weder erörtert, noch erörtern können. Und nur aus seinem Weltbürgerthum läßt sich die Vorurtheilslosigkeit und Kühle begreifen, mit der er zu Zeiten England mit allen seinen Schwächen betrachtete. Das war nicht die Liebe eines Sohnes, der die Fehler der Eltern vor anderen Leuten birgt, sondern die Objectivität des Beobachters, dem es nur um die Analyse der Thatsachen zu thun ist und bei dem Befunde weder wohl noch wehe in der Seele wird. Und das wollte man in England nicht verstehen; wenn andere Völker ihr Vaterland liebten, ohne von den Nachbarn zu verlangen, daß sie es auch für das Land „über alles in der Welt" erklärten —, so war gerade unter den Engländern, die frühzeitig das Meer nach allen Richtungen überschritten und sich mit dem Begriff eines worldwide empire vertraut gemacht hatten, ganz von selbst die viel kräftigere Ueberzeugung von dem unantastbaren Werthe ihrer Nation groß geworden. Aber Byron schalt den Lord Elgin, der die Kunstwerke des Parthenon nach London verladen hatte, in der unzweideutigsten Weise einen Räuber und hieb mit Cicero's Beredsamkeit auf den modernen Verres ein: er nannte Englands Benehmen in Indien einfach eine Schmach und war empört über die völkerrechtswidrige Beschießung Kopenhagens; er erzählte offen — was damals kein Engländer zugab —, wie Amerika von Georg III. benachtheiligt worden war; er spottete über die Yankeefresser, die sich seit dem letzten Kriege in der hohen englischen Gesellschaft mit dem Vorrecht bärbeißiger Originalität herumtrieben, und gab im Don Juan einen typischen Vertreter dieser Kaste dem Gelächter preis. Byron ist der erste Dichter gewesen, der in den Schicksalen Venedigs und Hollands Parallelen zu der Geschichte Englands entdeckte und den Untergang des übermächtig ausgedehnten Reiches schwermüthig weisſagte:

. . . „ia the fall
Of Venice think of thine, despite thy watery wall."
Ch. Harold, 4, 17.[2])

Und wenn er in politischen Sachen, sobald er selbst mit zugriff, auch mehr Anfänger und unbesonnener Schwärmer war, so muß er als Prophet doch ernst genommen werden, denn sein „only think — a free Italy" wurde schon 50 Jahre später zur Wahrheit. — Widerspruchsvoll wie Byron war — für jede Behauptung läßt sich bei ihm, der zu extremisiren liebte, auch das Gegentheil beweisen —, begründete er sein Klägeramt wider England auch aus dem Gefühl einer gesteigerten Verantwortlichkeit für das Vaterland, das er über alle Schwächen belehren und vom Untergang retten wollte. Denn das großartige Drama, das von Gibbon über den Fall Roms concipirt worden war, hatte Byrons Augen für alle Zeichen des Niedergangs geschärft. Die Weltrolle, so glaubte er, müsse Europa bald abgeben, und sah mit einer Zuversicht, die dem Amerikaner schmeicheln muß, diesem Tausche entgegen: „In a century or two the new English and Spanish Atlantides will be masters of the old countries, in all probability, as Greece and Europe overcame their mother Asia in the older or earlier ages!" (Moore, p. 496.)

Byrons Anschauungen wurden merkwürdig auch durch die großen Männer Amerika's beeinflußt, die friedlich und still für das Heil ihres Vaterlandes und der Welt gearbeitet und auf den Kanonendonner ganz verzichtet hatten, mit dem die zeitgenössischen Feldherren der alten Welt sich eine in seinen Augen rasch vergängliche und zweifelhafte Berühmtheit erwarben. — Byrons Helden —. wir behalten die nähere Ausführung einer größeren, demnächst erscheinenden Abhandlung vor — lassen sich auf ein einziges Ur- und Vorbild zurückführen. Es ist auffällig, daß Macaulay — der in den Essays doch über Milton und über Byron handelt und den Satan des Paradise Lost so glänzend charakterisirt als den Nachfolger des äschyleischen Prometheus —, völlig übersah, wie Byron eigenthümlicherweise in allen seinen Helden — scheinbar ausgeschlossen ist nur der letzte, keckste und beste, der anmuthig verwegene Don Juan — den Typus des Prometheussatan genial wiederholte und erweiterte. Auch in die deutsche Literatur ist der trotzige Titane Altgriechenlands nach seiner Wanderung durch England gedrungen und durch Klopstocks Vermittlung, der sich in breiter, lässiger Haltung an Milton lehnte und den englischen Satan fast naturgetreu als deutschen Abadonna im Messias konterfeite, schließlich in Schillers Dromen gerathen, wo er als Räuberhäuptling zu Lande, als Karl Moor, genau auf derselben Entwicklungsstufe steht, auf die ihn Byron in seinen Piraten, den Häuptlingen zur See, gestellt hat. Bereits in frühester Jugend beschäftigte sich Byron mit dem Prometheus; das Drama des Aeschylus wurde überdies in Harrow den Schülern nicht weniger als dreimal im Jahre vorgesetzt; die Uebersetzung eines Chores steht unter Byrons ersten poetischen Versuchen und eine Anrede an den Titanen unter den reifsten Gedichten seiner späteren Jahre, ja er selbst bekennt: „The Prometheus if not exactly in my plan, has always been so much in my head, that I can easily conceive its influence over all or any thing that I have written" (Moore 347). Mit Milton war er ebenso vertraut, nannte ihn den „prince of poets", und wenn er sein großes religiöses Epos auch noch dem zwanzigsten Jahre nicht mehr las, hatte er es früher desto öfter verschlungen und dankte noch 1819 dem Dichter in dem ersten seiner zehn poetischen Gebote: „Thou shalt believe in Milton, Dryden, Pope." — Byron hat in seiner Jugend ein empfängliches, eindrucksfähiges Gemüth gehabt, das alles, was ihm von außen zugetragen wurde, mit einer seltenen Zähigkeit für sein ganzes, späteres Leben bewahrte. Der Typus des Prometheussatan traf in ihm auf eine verwandte Stimmung, die eigentlich sein ganzes Dasein beherrschte und die seine Poesie mit einer nie zu verkennenden melancholischen Einseitigkeit immer wieder erörterte.

Die Selbständigkeit des Titanen, der gegen Jupiters ausdrücklichen Befehl das Feuer vom Olymp entwendete und so dem höchsten Willen im Himmel und auf Erden eigenmächtig zuwiderhandelte — jene schrankenlose Begierde in der schönsten Gestalt der christlichen Mythologie, in Lucifer, dem Morgenstern unter den Engeln, der Aufruhr stiftete, um nicht immer neben Gott der zweite zu sein —, das entsprach Byrons eigener damonischer Vermessenheit, die an ein aut Caesar, aut nihil glaubte und beinahe mit

[1]) Medwin 355; Byron 139, 140; vgl. auch die Vereinigung der Carbonari zum Zweck der Befreiung Italiens, die Byron in Pisa als capo leitete. Sie nannten sich (A)Mericani.

[2]) Byron, Don Juan 10, 81, von England „who butchered half the earth (India!) and bullied t'other (America!) — Byron, p. 131 f. — Don Juan 13, 88, general Firesace!

ästhetischer Freude diesen stolzen Geschöpfen zusah, die sich dem Höchsten so gewachsen fühlten, um es auch herausfordern zu mögen. Dagegen Prometheus, der klaglos ingrimmig seine Ketten trägt und allen Trost abweist, und Lurifer, der nach seinem Fall als Fürst des Inferno bald von Wuth über sein mißglücktes Unternehmen knirscht, bald es tief bereut, innerlich elend und zerrissen bei aller höllischen Glorie um ihn herum — „ruin in majesty“ —, das reizte Byron fast noch mehr, weil die gefallene Größe als Größe seine Bewunderung, als gefallen sein Mitleid herausrief. Solche gefallene Helden sind seine Piraten, der Corsair, Lara, Alp-Manfred oder der Mörder Kain, die sich zwar nicht unmittelbar gegen Gott, aber doch gegen die bindenden Gesetze der Menschheit in dem trotzigen Bewußtsein ihrer edleren Natur und ihres Uebermenschenthums auflehnen, die dafür, von der Gesellschaft verstoßen, sich durch allerlei grandiose Frevel rächen und bei ihrem verbrecherischen Handwerk doch grenzenlos unglücklich in der Seele sind. Byron war auf diese antik-miltonische Schablone so eingearbeitet, daß er ihr unbewußt jede größere Erscheinung, die ihm in der Geschichte oder im Leben begegnete, unterwarf. Sie paßte besonders gut für Napoleon, der sich halbgottartig einen ganzen Erdtheil unterworfen hatte. Byron sah den Schlägen dieser fleischgewordenen Geißel Gottes mit Bezeisterung zu. Aber so groß vorher, so klein benahm sich Napoleon bei der Entscheidung 1815, wo er ohne „dignity in fall“ vor seinen Gegnern zusammenbrach und den erhebenden Vergleich mit dem nie vom Unglück gebeugten Prometheus zu Byrons Bedauern nicht bis zu Ende aushielt. Seine „Ode“ ist voller Klagen, daß sich Napoleon mit Fürsten und Parasiten schließlich doch gegen die neuen Menschenrechte verschworen und sich aus Ehrgeiz und Eitelkeit zu einem jämmerlichen Kaiser gemacht hatte, statt nach der wilden Säuberung des Erdtheils auf alle äußeren Ehren zu verzichten. Byron verstand es nicht, wie Napoleon seine Schande überleben und sich obendrein seinen Feinden noch zu einem Schaustück äußerer und innerer Gebrochenheit anbieten mochte. Später, als sein Aerger über die unheroische Abdankung in Fontainebleau verflogen und Napoleon auf einem Felsen im Meer den Wechsel der Schicksale zu Muße und Buße an sich erfahren hatte, brach in Byron die Bewunderung wieder durch, und Napoleon deckte sich in seiner Vorstellung abermals mit dem Prometheus vinctus.

Damals aber, als Napoleon so kläglich versagte, sah sich Byron überall nach Ersatz um, und lernte plötzlich in Amerika einen ganz andern und neuen Schlag von Helden kennen, die weder einer Schuld, einer Gottesrivalität und wilden Trotzerei gegen alles Bestehende, noch blutigen Thaten ihre Stellung vor den anderen verdankten. Es ist dies das einzigemal, daß sich die heroworship des Dichters mit derjenigen seines großen Gegners Carlyle deckt, und daß er verstand, was es heißt, sich als Träger einer göttlichen Sendung zu fühlen und im Einverständniß mit den Gesetzen, statt ihnen entgegenzuhandeln. Der Rebell ging in den Vater und Beschützer des Landes über: „To be the first man, not the Dictator, not the Sylla, but the Washington or the Aristides, the leader in talent and truth, — is next to the Divinity“ (Moore 193). Und wie Byron gern die Gegenwart an eine ruhmvolle Vergangenheit knüpfte, identifizirten sich in ihm die großen, modernen Republikaner mit Männern des Alterthums, wie Leonidas. Hatte doch Washington uneigennützig gleich Epaminondas jede irdische Belohnung ausgeschlagen und darum besser gehandelt, als Wellington, von dem Byron feindselig behauptete, daß er sich von dem schon pecuniär zerrütteten England seine Siege noch mit Pensionen bezahlen lasse:

„Great men have always scorn'd great recompenses:
Epaminondas saved his Thebes and died,
Not leaving even his funeral expenses:
George Washington had thanks and nought beside
Except the all cloudless glory (which few men's is)
To free his country.“ (Don Juan 9, 8.)

So wob für den neuen Erdtheil Byron recht eigentlich an einer Art von Geschichte, die man dort immer schmerzlich vermißt hatte, an einer Geschichte der Gedanken, die das Land vertrat, und die er bis nach dem alten Hellas zurückverfolgte. Für den Engländer Wilberforce, der sich um die Negerfrage in Nubien verdient gemacht hatte, wußte er kein empfehlenderes Beiwort, als: the moral Washington of Africa. Auch von Franklin wußte Byron und kam dank seiner Erfindung bei einem heftigen Gewitter in Genua, wo der Blitz in Byrons Haus schlug, noch leidlich davon.

Aber auch das ganze Land Amerika gab ihm das Vertrauen in die Menschheit wieder, das er nach dem Falle Napoleons verloren hatte. Er sah in der Reactionszeit alle Früchte der Revolution wieder verkommen, die Beweglichkeit der Völker Europa's gehemmt. Der „heilige Name“ Congreß — denn Byron dachte an den Congreß von Washington, auf dem einst Staaten frei gemacht worden waren — wurde von jener Monarchenzusammenkunft in Verona 1818 mißbraucht und entweiht; er schrieb sein carmen seculare, ein Trauerlied, den stürmischen Zeiten, die er selbst miterlebt hatte, ins Grab nachgesungen, und zugleich ein Spottgedicht auf das Fürstentrio, das ihnen gefolgt war. Die Freiheit hatte keine Stätte mehr in Europa, und selbst die Schweizer Republik, die sonst in schwerer Zeit seine Stütze gewesen war, glaubte Byron binnen kurzem im Rachen der brüllend umhergehenden Tyrannis verschwunden. In dieser Noth sah er nach Amerika hinüber und ward getröstet:

„Still one great clime in full and free defiance,
Yet rears her crest, unconquer'd and sublime,
Above the far Atlantic . . .
. . . over the deep
Fly, and one current to the ocean add,
One spirit to the souls our fathers had,
One freeman more, America, to thee!“ [1])

Der Stachel als Waffe im Thierreich.

Von Dr. C. Mütter.

Wie die allgütige Natur die Kinder der Pflanzenwelt durch mancherlei Schutzvorrichtungen zu dem nie rastenden Kampfe ums Dasein befähigt hat, so hat sie auch die Angehörigen der Thierwelt zu diesem Zwecke auf das mannichfaltigste ausgerüstet, sie durch Waffen aller Art in den Stand gesetzt, in diesem Kampfe zu bestehen. Es ist ein reichhaltiges Arsenal, eine große Rüstkammer, voll der feinsten und sichersten Waffen, über welche die Thiere verfügen, und sie wissen sie, wie Marschall sagt, zur Erhaltung und Vertheidigung ihrer Person, oft auch ihrer Nachkommen, ja ihrer Gemeinwesen, aufs trefflichste zu benutzen. Zwei große Gattungen von Waffen sind es, die unterschieden werden können, solche der Vertheidigung und solche des Angriffs, oder besser gesagt, da die letzteren auch oft zur Vertheidigung mitwirken, passive, bloß schützende, und active Waffen, die nicht nur den Gegner defensiv abhalten können, ihn vielmehr dabei auch aggressiv zu schädigen vermögen und zugleich als Jagdgeräth die Beute bewältigen helfen.

Zu den im Thierreich am weitesten verbreiteten Waffen, die hier dem Schutze, dort auch dem Angriffe dienen,

[1]) Vgl. The age of Bronze, und die Ode on Venice.

Digitized by Google

gehören die Stacheln. So ist die Haut des Igels mit spitzigen Stacheln besetzt, und im Verein mit der Fähigkeit, seinen Körper zu einer Kugel zusammenrollen zu können, weiß er seinen Feinden erfolgreichen Widerstand zu leisten. In ähnlicher Weise, aber weit besser noch, ist das Kletterstachelschwein des brasilianischen Urwalds bewehrt. Seine Stacheln sind nämlich an ihrer Wurzel so fein und stecken so lose in der Haut, daß sie bei einem ganz unbedeutenden Zuge herausfallen: sie bleiben daher in dem fremden Körper haften, sobald sie nur mit der Spitze eingedrungen sind. „Ergreift also ein Hund das ruhig am Boden liegende Kletterstachelschwein, welches, seiner Furchtbarkeit sich wohl bewußt, nicht daran denkt, zu entfliehen, so bohren sich ihm nicht nur unzählige Stacheln in die Weichtheile des Rachens und bleiben darin sitzen, sondern dringen auch vermöge ihrer Widerhaken und durch die Bewegungen des Hundes immer tiefer ein. Das unglückliche Thier kann den Rachen nicht schließen und muß, wenn nicht bald Hülfe kommt, nach qualvollen Leiden durch Anschwellung der Rachenhöhle und des Kehlkopfes ersticken oder verhungern. Unter solchen Umständen ist es wohl erklärlich, wenn der Jäger des Urwaldes kein Geschöpf, selbst nicht die Giftschlangen, so haßt und fürchtet wie das Stachelschwein.

Ein Stachelkleid schirmt den australischen Ameisenigel, und ein Reptil desselben Erdtheils, der Moloch (Moloch horridus) wird von den Ansiedlern „Stachelechse" oder Dornteufel genannt, weil rosendornähnliche Stacheln dem Thiere Schutz gewähren. Der Stichling und viele andere Fische werden durch die zu Stacheln gewordenen Flossenstrahlen geschützt; mit Stacheln, die durch Aufblasen des Körpers aufgerichtet werden können, ist die Haut einiger Kugelfische besetzt, und unter den Wirbellosen sind es einzelne Seesterne, vor allem aber die Seeigel, denen die Natur zum Schutze ein Stachelkleid gegeben hat.

Häufig stehen nun diese Waffen noch in Verbindung mit Giftdrüsen, am häufigsten wohl bei den Fischen, wo sie nach Günther trotzdem aber ausschließlich die Bedeutung von Vertheidigungswaffen zu haben scheinen. Solche Werkzeuge findet man bei den Stachelrochen, deren Schwanz mit einem oder mehreren mächtigen, mit Widerhaken versehenen Stacheln bewaffnet ist. Obgleich sie keine nachweisbare, giftabsondernde Drüse und keinen Canal in oder an dem Stachel besitzen, wodurch die giftige Flüssigkeit geleitet werden könnte, sind doch die durch die Wunde vom Stachel eines Rochens hervorgerufenen Wirkungen derartig, daß sie nicht durch die bloße mechanische Zerreißung des Fleisches erklärt werden können. Der Schmerz ist sehr heftig und die darauf folgende Entzündung und Anschwellung der verwundeten Theile geht nicht selten in Brand über. Offenbar besitzt der von der Oberfläche des Fisches abgesonderte und durch den gezähnelten Stachel eingeimpfte Schleim giftige Eigenschaften. Schon Gesner kannte übrigens die Gefährlichkeit dieser Stachelrochen: „Der Giftroch beschirmet sich allezeit und kämpfet mit seinem Pfeil: verwundet auch zu Zeiten die Fischer, oder andere, so sie unbehutsam oder freventlich angreiffen. So schädlich und giftig ist der Stich des Pfeils solcher Thiere, daß ein Mensch, so also beschädiget, von dem Gift und Schmertzen den Todt erleiden muß, wo ihm nicht mit Artzney zu Stund geholffen wird. Deßgleichen so ein frischer grüner Baum mit diesem Pfeil am Stamme verwundet wird, so sol er zu Stund verdorren."

Schomburgk hat auf seinen Reisen in Südamerika Gelegenheit gehabt, die Wirkungen der Verwundungen durch den Stachel der Rochen beim Menschen zu beobachten, und es haben nach ihm die Krankheitszeichen sehr viel Aehnlichkeit mit denen, die den Schlangenbiß begleiten. Nach Wyatt Gill, der über Stachelrochen aus der Südsee eingehend berichtet (s. Brehm, Bd. VIII, S. 471), bricht die Spitze des Stachels, wenn sie in das Fleisch getrieben ist, fast immer ab. Bleibt sie in dem Körper stecken, so ist keine Hoffnung auf Erhaltung des Lebens vorhanden. Erwähnt werden mag hier, daß es nach dem genannten Reisenden in Samoa früher zu den Vorrechten Malietoa's gehörte, sich seiner Feinde vermittelst dieses furchtbaren Stachels zu entledigen. Zu diesem Behufe wurde der Stachel mit einem Messer in drei Theile gespalten. Jeden Splitter nannte man „Aitu tangata", d. h. ein Menschengott, mit der Bedeutung, daß die Götter des Menschen Geschick in ihrer Hand halten, und der Oberhäuptling Malietoa als ihr Stellvertreter handle. Gelangte ein solcher Splitter in den Rumpf eines Menschen, so hatte er das Bestreben, bei jedem Athemzuge des Verwundeten sich immer tiefer einzubohren; war dann ein edler Theil erreicht, so trat sicher der Tod ein. Das dabei beobachtete Verfahren war folgendes: ein zuverlässiger Vertrauter Malietoa's erhielt die Weisung, einen solchen Splitter aufrecht in die Schlafmatte des Opfers, oder in das als Unterlage dienende Heu dergestalt zu stecken, daß der Betreffende, wenn er sich einmal umdrehte, sich den todbringenden Splitter einstoßen mußte.

Was von den Rochen gilt, gilt auch von vielen Drachenköpfen (Scorpaena) und dem Petermännchen, bei welchem die Rücken- und Kiemendeckelstacheln dieselbe Wirkung ausüben, wie bei jenen die Schwanzstacheln, doch mit dem Unterschiede, daß bei dem Petermännchen der Stachel tief gefurcht und die Furche mit dünnem Schleim gefüllt ist. Eine von diesen Fischen hervorgerufene Verwundung hat peinliche Schmerzen und heftige Entzündung zur Folge, und nicht bloß der verletzte Theil, sondern das ganze Glied pflegt anzuschwellen.

Noch entwickelter als bei vorgenannten Fischen ist das Giftorgan bei dem vom Rothen Meere an bis zur Südsee verbreiteten Zauberfisch oder Laff (Synanceia verrucosa). Jeder Rückenstachel ist bei diesem Thier in seiner Endhälfte an jeder Seite mit einer tiefen Furche versehen, an deren unterem Ende ein birnförmiger, das mitchähnliche Gift enthaltender Sack liegt. Dieser setzt sich in einen häutigen, in der Furche des Stachels liegenden und an dessen Spitze offenen Gang fort. „Wenn ich," sagt K. Möbius, „den Hautüberzug eines Stachels langsam niederdrückte, bis die Spitze frei hervortrat, so spritzte die Flüssigkeit 2—3 cm weit über diese hinaus. Wird ein Laff an den Seiten oder auf dem Rücken gereizt, so spritzt er auch aus den Spitzen der Hautwarzen eine milchige Flüssigkeit aus." Der Zauberfisch ist demnach ein sehr gefährliches Thier, und seine Verwundungen sollen heftige Erkrankungen, in einzelnen Fällen sogar den Tod herbeigeführt haben. Nach Wyatt Gill besteht das beste bekannte Mittel in den zerstoßenen Blättern und Trauben des „Pohun" (Convolvulus brasiliensis) zusammen mit den Blättern des „Miro" (Thespesia populnea), welches Gemenge erhitzt und dann als Umschlag auf die wunde Stelle gelegt wird.

Die vollkommensten bisher bei Fischen entdeckten Giftorgane sind nun aber jene von Thalassophryne, einer Froschfischgattung von den Küsten Mittelamerika's. Bei diesen Fischen bilden nach Günther (Brehm Bd. VIII, S. 9) wieder der Kiemendeckel und die zwei Rückenstacheln die Waffen. Der erstere ist sehr schmal, senkrecht gestellt, griffelförmig und sehr beweglich; er ist rückwärts mit einem etwa 16 mm langen Stachel bewaffnet, von derselben Gestalt wie der hohle Giftzahn einer Schlange und an seiner Wurzel und Spitze durchbohrt. Ein die Wurzel des Stachels bedeckender Sack entleert seinen Inhalt durch die Oeffnungen und den Canal in das Innere des Stachels. Der Bau der Rückenstacheln ist ähnlich. In den Häuten

des Sackes finden sich keine absondernden Drüsen; die Flüssigkeit muß deßhalb aus ihrer Schleimhaut abgeschieden werden. Die Säcke besitzen keinen äußeren Muskelbelag und liegen unmittelbar unter der dicken, losen Haut, welche die Stacheln bis an ihre Spitze einhüllt. Die Ausspritzung des Giftes in ein lebendes Thier kann daher nur, wie bei Synanceia, durch den Druck bewirkt werden, dem der Sack in dem Augenblicke unterworfen ist, wo der Stachel in einen fremden Körper eindringt.

Von dem Stachelwels, einem in Cayenne, Surinam, Para und Westindien vorkommenden Fisch, theilt Schomburgk mit, daß er vermittelst einzelner Flossenstrahlen Verwundungen beibringen kann, die nicht allein an und für sich sehr schmerzhaft sind, sondern auch durchgängig eine bedeutende Geschwulst und Entzündung hervorrufen. Nach den Untersuchungen Günthers besitzen einige Welsarten einen Sack mit mehr oder minder weiter Oeffnung in der Achselgrube der Brustflosse, und es erscheint nicht unwahrscheinlich, daß dieser eine Flüssigkeit enthält, die mittelst des Brustflossenstachels eingeimpft werden kann. Ob aber diese Absonderung bei allen mit einem Achselgrubensacke versehenen Arten gleich giftig ist, oder ob sie überhaupt giftige Eigenschaften besitzt, ist eine Frage, die nur durch Versuche, die mit lebenden Fischen anzustellen sind, entschieden werden kann.

Waren in allen bisher besprochenen Fällen die Stacheln lediglich Schutzwaffen, ihre Wirksamkeit passiver Art, so tritt uns im Stachelschwein (Hystrix cristata) ein Thier entgegen, das zwar in erster Linie durch seine Körperbedeckung ohne weiteres Zuthun geschirmt wird, die schützenden Organe aber auch als Angriffswaffen, also activ, zu benutzen weiß, indem es, rückwärts laufend, seinem Gegner durch seine Stacheln Wunden beizubringen sucht. Noch thatkräftiger weiß sich ein nordamerikanisches Kletterstachelschwein, der Urson (Erethizon dorsatum), seiner Stachelbekleidung, vornehmlich der des Schwanzes, zu bedienen, indem es mit diesem kräftige Schläge austheilt und so seinem Angreifer Wunden beibringt, die um so gefährlicher sind, als auch hier, wie bei dem anfangs erwähnten Baumstachler, die Stacheln überaus leicht abbrechen und in der Wunde sitzen bleiben. „Bedenkt man, daß der ganze Unterrücken mit ebenso feinen Stacheln wie der Schwanz bedeckt ist und letzterer gegen den Unterrücken geschlagen wird, so ist wohl zu begreifen, daß es nicht leicht eine zweckdienlichere Bewaffnung geben kann, als der Urson sie besitzt. Wehe dem unglücklichen Raubthier, welches mit seiner Schnauze oder auch nur mit einer seiner Pranken zwischen diese beiden natürlichen, im rechten Augenblicke gegen einander klappenden Hecheln geräth: es ist bestraft für immer!"

Erwähnt werden mag hier das australische Schnabelthier, bei dem das Männchen an den Hinterfüßen mit einem spitzigen beweglichen Sporn versehen ist, wennschon die Verwendung desselben als Waffe noch weiterer Beobachtung bedarf. Nach neueren Untersuchungen Stuarts muß das genannte Organ als Giftstachel bezeichnet werden, denn es steht nach diesem Forscher mit einer Drüse in Verbindung, deren Inhalt wenigstens zu gewissen Jahreszeiten giftig ist. Für vier Hunde war nach den angestellten Beobachtungen das Gift tödtlich, während sich beim Menschen die Wirkungen einer Verwundung allmählich verlieren. Ein Hund, der sich erholt hatte, nachdem er einen Stich erhalten, ertrug einen zweiten und dritten Stich, als ob er sich an das Gift gewöhnt hätte, mit geringen, oder gar keinen Störungen seines Befindens, während er das erstemal an heftigen Schmerzen und Schlafsucht gelitten hatte.

Vergessen werden darf auch im Rahmen dieses Aufsatzes nicht der Stechmmen, die ihren Stachel als Vertheidigungswaffe, zum Theil aber auch, um dem Beutethiere die tödtliche Verwundung beizubringen, zu verwenden vermögen. Manchem der Leser, der sich unvorsichtig einem Wespennest genähert und dadurch seine leicht erregbaren Insassen zum Angriffe gereizt hat, wird die Wirkung ihrer Wehr nicht unbekannt sein, und mit Genugthuung wird ihn noch heute vielleicht der Gedanke erfüllen, daß jeder Stich durch den Tod des Angreifers gesühnt worden ist. Wir wollen hier nicht auf eine ausführliche Beschreibung dieser Waffe eingehen, nur erwähnen, daß mit dem Stiche zugleich ein Gift in die Wunde tritt, welches aus der Mischung von zweierlei Flüssigkeiten besteht, die sich in zwei Drusen am Grunde des Stachels ansammeln. Die eine derselben enthält Ameisensäure, die andere eine schwach alkalische Flüssigkeit.

Als Besitzer eines Giftstachels seien auch noch die Scorpione genannt, Thiere, die dieserhalb schon im Alterthum die Aufmerksamkeit des Menschen erregt haben. Ihr Stich ist ungemein schmerzhaft und brennend, erzeugt örtliche Entzündung, Lähmung, Fieber und Uebelkeit, je nach der Größe des Thieres, durch welche ein kräftigerer Stich und mehr Gift bedingt wird, je nach der Reizbarkeit und je nach den Witterungsverhältnissen der Gegend; denn bekanntlich nehmen alle Entzündungen in heißeren Ländern einen bösartigeren Charakter an, als in gemäßigten Gegenden. Die europäischen Arten verwunden am schwächsten, die afrikanischen und asiatischen am heftigsten.

Zum Schlusse mag noch bemerkt werden, daß die Stiche der Mücken, Fliegen und Wanzen nicht durch einen Stachel vorbesprochener Art, sondern vermittelst der zu Stechborsten umgewandelten Kiefer beigebracht werden. Jedenfalls ist, wie die angeführten Beispiele zeigen, der Stachel eine weit verbreitete Waffe im Thierreich, eine Waffe, die häufiger dem Schutze und der Vertheidigung, als dem Angriffe dient, die mehr passiv als activ wirksam ist. In mancherlei Form ist sie uns entgegengetreten, als Schutzkleid, in größerer Zahl dicht neben einander stehend, in anderen Fällen einzeln oder nur in wenigen Exemplaren vorhanden, dort mit Widerhaken versehen, hier mit einer Giftdrüse in Verbindung, immer aber geeignet, seinen Besitzer zum Kampfe ums Dasein zu befähigen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Buch der Hoffnung. Neue Folge der gesammelten Essays aus Literatur, Pädagogik und öffentlichem Leben von Otto Ernst. Hamburg 1896. Verlag von Conrad Kloß. — Das Buch der Hoffnung ist das Werk eines frischen, kampfesfrohen Optimisten; es bringt über die Modernen, Tendenzdichtung, poetische Wahrheit, Friedrich Hebbels und Ludwig Anzengrubers Dramen und Gottfried Kellers Verse ebenso umfangreiche wie inhaltreiche Aufsätze. Die geistvolle Diction geht nirgends in leeren Wortschwall und banale Schönrednerei über. Gelegentlich ist ein erläuterndes Anekdötchen eingeschoben; das ist Heine'sche Art. Aber der Autor verfällt niemals in die Heine'sche Unart, mit derartigen ausgeklügelten Witzchen glänzen und dabei die Nebensache nebenmerkt in die Hauptsache verkehren zu wollen. Er bleibt bei seinem Thema, und es zeugt nur für die Gediegenheit seines flüssigen Stiles, daß man nach Belieben schön geschliffene Sentenzen hervorheben kann; diese aphoristische Weisheit scheint sich ihm ganz ungezwungen ergeben zu haben. Ich greife auf gut Glück ein paar spruchartige, charakteristische Bemerkungen heraus: „Es ist ein Zeichen eines kleinlichen und beschränkten Geistes, ein Buch deßhalb zu vermeiden, weil es conservativ, liberal, socialdemokratisch, orthodox, atheistisch oder sonstwie ist." — „Der Humor ist ein milder, freundlicher Welterlöser, der an einem stillen Freitag am Kreuze menschlich gelitten hat und menschlich gestorben ist, aber an einem Frühlings- und Ostermorgen strahlend und göttlich wieder erstanden ist und nun in Ewigkeit zur rechten Hand des Vaters sitzt." — „Es muß Leute geben, die zu Zeilen mit vollkommener Concentration ihrer sämmtlichen Kräfte und mit gleichzeitiger Selbstgenügsamkeit eine Commode zimmern. Das einzige, was ich von ihnen verlange, ist,

daß sie ein Gedicht von Heine nicht auch für eine Commode halten." — Aus dem letzten Citat allein erkennt man, daß dem Autor selber ein wackerer Humor eigen ist. Darum findet er auch an der Gewinkelyrik des Meisters Gottfried ein so ergiebiges Gefallen. Wie dieser erweist er sich mehr denn einmal als eine ehrliche, eisenfeste Natur; es ist ein Kerl, der seine literarischen und politischen Gegner ohne Umstände bei den langen Ohren packt und ohne die geringste „vorzügliche Hochachtung und Ergebenheit" noch die Thüre wirft. Den Keller liebt er, und den Köller haßt er von ganzem Herzen. Freilich ist er in seiner leicht begreiflichen Bewunderung etwas zu weit gegangen; Kellers „Winternacht" mit dem einfachen Abschluß:

„Ich vergeß' das dunkle Antlitz nie,
Immer, immer liegt es mir im Sinn,"

kann ich eben wegen dieses einfachen Abschlusses keineswegs als „ein lyrisches Meisterwerk ersten Ranges" anerkennen. Aber das ist nur mein subjectives Gutachten. — Jedenfalls wird das Buch der Hoffnung, wenn man auch hie und da zum Widerspruche geneigt ist, manche fruchtbare Anregung bieten. Und mehr wird man kaum vom Vernünftigen verlangen. A. K. L. Tielo.

Beneke'sche Preisstiftung. Der rechtzeitig eingelieferten Bearbeitung der Preisaufgabe für das Jahr 1897 konnte ein Preis nicht zuerkannt werden. — Die neue Beneke'sche philosophische Preisaufgabe für das Jahr 1900 ist folgende: „Der Einfluß Gerlach Adolphs von Münchhausen auf die Hebung des geistigen Lebens in Hannover." Bewerbungsschriften sind in einer der modernen Sprachen abzufassen und bis zum 31. August 1899, auf dem Titelblatt mit einem Motto versehen, an uns einzusenden, zusammen mit einem versiegelten Briefe, der auf der Außenseite das Motto der Abhandlung, innen Namen, Stand und Wohnort des Verfassers anzeigt. In anderer Weise darf der Name des Verfassers nicht angegeben werden. Auf dem Titelblatt muß ferner die Adresse verzeichnet sein, an welche die Arbeit zurückzusenden ist, falls sie nicht preiswürdig befunden wird. Der erste Preis beträgt 3400 Mark, der zweite 680 M. Die Entscheidung erfolgt am 11. März 1900 in öffentlicher Sitzung. Die gekrönten Arbeiten bleiben unbeschränktes Eigenthum ihrer Verfasser.

Göttingen, 11. März 1897. Die philosophische Facultät:
Der Decan: Th. Liebisch.

* Ueber den Zustand des Physikalischen Instituts der Universität Bonn erhalten wir ferner folgende directe Zuschrift:

„Daß der Zustand des Bonner Physikalischen Instituts jetzt noch, nach dem zum Zweck der Verbesserung vorgenommenen Umbau, gesundheitsgefährlich ist, steht nach dem Gutachten der Commission fest. Folgende erbauliche Thatsachen mögen nun als Belehrung dienen, wie es nur zur Zeit von Hertz ausgesehen haben muß. Als der Assistent des Professor Kayser erkrankte, und zwar nach der Meinung des Arztes, der Hertz behandelt hat, an derselben Krankheit wie dieser, wurden unter anderem Untersuchungen über den Feuchtigkeitsgehalt der Räume angestellt. Es ergab sich dabei, daß in den Arbeitsräumen und in den Zimmern des Assistenten, die im Erdgeschoß liegen, der Feuchtigkeitsgehalt der Luft 98 bis 100 (hundert) Procent betrug. Die Mauern enthielten 24 (vierundzwanzig) Procent Wasser. Daß in diesem Meer von Flüssigkeit unzählige Bakterien sich tummelten, ist selbstverständlich. Der Ueberfluß an Fäulnißproducten wurde noch durch einen Garten vermehrt, dessen Erdreich den inneren großen Hof des Gebäudes bis zur Höhe des ersten Stockwerks ausfüllte, so daß die Wände des Erdgeschosses an feuchte Erde grenzten und naturgemäß sich wie ein Schwamm vollsogen. Es ist ja möglich, daß diese Wassermassen und Zersetzungsproducte nach Wegräumung des Gartens mit der Zeit verschwinden; vorläufig kann man aber noch die interessantesten Studien über die Pilzflora in den alten Räumen machen. Uebrigens diente das Institut in früheren Jahren als Klinik. Daß einzelne Zimmer ständig ansteckende Kranke beherbergten, und z. B. einige der Räume die syphilitische Station waren, ist gewiß keine Annehmlichkeit für die jeweiligen Inhaber der Zimmer. Was endlich das Institut in Bezug auf seine Bestimmung, nämlich die Ausführung physikalischer Messungen leistet, ist in der „Köln. Ztg." eingehend auseinandergesetzt worden. Exacte Arbeiten, die eine erschütterungsfreie Basis erfordern, erschütterungsfrei in dem Sinne, daß man wenigstens nur den gröbsten Störungen sicher ist, können nur nach Mitternacht in den Stunden von 12 bis 4 Uhr ausgeführt werden. Und auch dann vermag eine Nachtdroschke oder eine unvermuthete Rangirlocomotive das Resultat einer Nachtarbeit zu vernichten. Ob aber eine solche Thätigkeit, die oft monatelang festgesetzt werden muß, für die Gesundheit der Studirenden förderlich ist, ist eine andere Frage. Wie sehr die wissenschaftliche Thätigkeit durch derartige Zustände behindert wird, vermag nur der zu ermessen, der weiß, wie nothwendig bei einer großen Anzahl von Arbeitsmethoden auf den verschiedensten Gebieten der Physik eine sichere Aufstellung der Instrumente ist." — Vident curatori!

wma. München. Anthropologische Gesellschaft. Sitzung vom Februar 1897. Der österreichisch-ungarische Gesandte Graf Zichy sprach über Wiederentwicklung einer scheinbar verkümmerten Race von Hirschen. In einem ca. 3 Quadratmeilen großen, nicht zusammenhängenden Walde des Redners in Ungarn siedelten sich eine Anzahl Hirsche, die aus einem nahen umzäunten Thiergarten ausgebrochen waren, an. Im Thiergarten selbst war nach dem Ausweis der Schußlisten die Race innerhalb 10 Jahren stark verkümmert; z. B. war das Gewicht der ausgewachsenen Hirsche auf 90 Kilogramm im Durchschnitt gesunken. Die wieder frei gewordenen Hirsche entwickelten sich aber wieder nach jeder Richtung in etwa 20 Jahren, so daß das Gewicht jetzt 170 bis 190 Kilogramm beträgt. Die Entwicklung glaubt Graf Zichy in der Möglichkeit des freien Herumziehens der Thiere an ihrem jetzigen Aufenthaltsort begründet; denn, da weit und breit kein Wald oder Gebirge ist, herrscht bei jenen Hirschen ähnlich wie im Thiergarten Inzucht; ihre Nahrung ist besonders im Winter schlechter und die Ruhe durch Jagden und Holzarbeiten häufig gestört. Der willkürliche Standortwechsel trägt jedenfalls am meisten zur Entwicklung bei; auch die Hirsche im Algäu, die die kräftigsten in Bayern sind, entstammen aus dem Nymphenburger Thiergarten. In den Territorien, wo durch Ausdehnung und Schutz des Culturlandes der Wald kleiner wird, geht nachweislich die Hirschrace zurück. Prof. Joh. Ranke weist auf ähnliche Erscheinungen bei Menschenracen hin, deren Lebensbedingungen sich verbesserten. So seien die Leute der zuletzt in München aufgetretenen Lappenkarawane viel entwickelter gewesen, als die der zwei vorhergehenden Trupps, da besonders die Frauen und Kinder im Winter jetzt in Dörfern sich festhaft machten. Geh. Rath v. Zittel legte den Beobachtungen des Hrn. Grafen Zichy besonderes Gewicht bei, da im Gegensatz hiezu die Erfahrung ja gelehrt habe, daß Pflanzen und Thiere durch Domestication ihre Race verbesserten, bei der Rückkehr aber in die ursprünglichen Lebensbedingungen einen Rückfall erlitten. Prof. H. v. Ranke erinnerte daran, daß man bei Verbesserungen von Thierschlägen vom Import höher stehender Thiere zurückgekommen sei, vielmehr die besseren einheimischen Stücke auswähle, sie besser pflege und mit ihnen dann auch dauernde Züchtungserfolge aufweisen könne. Bei Heerdenthieren sind übrigens innerhalb der einzelnen Familien trotz ganz gleicher Lebensbedingungen merkliche Racenunterschiede festzustellen. — Hierauf sprach Prof. Selenka über fossile Affen, speciell über den auf Java gefundenen Pithecanthropus erectus Dubois, die dann ihrem Entdecker construirte Zwischenform zwischen Mensch und Affe, über welche in den Kreisen der Anatomen, Zoologen, Paläontologen und Anthropologen so widersprechende Ansichten kund geworden sind. Nach Aufklärungen über die Fundgeschichte und die geologische Beschaffenheit der Fundstelle stellte Prof. Selenka fest, daß alle vier in Frage stehenden Fundstücke, eine Schädelkapsel, ein Oberschenkelknochen und zwei Zähne, wenngleich zerstreut gelagert, doch nur dem nämlichen Thier entstammen könnten. Die Contouren der Schädelkapsel in der Oberansicht finden sich allerdings vereinzelt bei Menschenschädeln wieder; im Profil gleicht sie aber mit ganz geringen Abweichungen dem Schädel eines Gibbon (Hylobates); nur erreichen die heute noch auf Java und Sumatra vorkommenden Affenracen bloß etwa ein Drittel der Größe ihres fossilen Vorfahren. Die Gibbons sind unter den menschenähnlichen Affen die einzigen, welche wirklich auf der Sohle der hinteren Extremitäten laufen und gehen und dabei ihren Kopf aufrecht halten. Die zwei gefundenen Zähne erweisen sich als einem Affen angehörig durch ihre Kronenbildung und die weit aus einander stehenden Wurzeln. Aus dem Oberschenkelknochen läßt sich die Größe des Thieres auf ca. 1.7 bis 1.8 Meter bestimmen. Gegenüber der Durchschnittscapacität des Menschenschädels zu ca. 1350 Kubikcentimeter beträgt die berechnete Capacität der gefundenen Schädelkapsel ca. 900 Kubikcentimeter, welches Gehirnvolumen das eines Gibbons von der oben bestimmten Größe immerhin bedeutend übersteigt. Prof. Selenka formulirte zum Schluß seine Ansicht über diese neu entdeckte Zwischenform in dem Ausdruck, daß man es beim Pithecanthropus erectus mit einem fossilen Gibbon, aber mit einem von ganz außerordentlich

großem Gehirnvolumen zu thun habe. Geh. Rath v. Zittel stellte sich auf den gleichen Standpunkt und erkannte in dem P. e. ebenfalls eine Zwischenform zwischen Mensch und Affe. P.-D. Dr. Röse schrieb die zwei Zähne ganz sicher einem Affen zu, wenngleich ähnliche Formen auch vereinzelt beim Menschen auftreten. Seine anfangs noch schwankende Meinung hat Hr. Prof. Dr. J. Ranke beim Studium des Abgusses der gefundenen Schädelkapsel dahin festgestellt, daß er im Pithecanthropus erectus keine Zwischenform zwischen dem Menschen und dem Affen erblicken könne, sondern in ihm einen reinen Affen sehe. Die Kaidung des Hinterhauptbeins mit dem kräftigen Ansatz für den Muskelmechanismus biete genügenden Anhalt zur Erkenntniß, daß der Schädel des Pithecanthropus wie eben der jedes Affen an den Halswirbeln gleichsam aufgehängt sei und nur durch besondere Muskelthätigkeit aufrecht auch vorn blickend gehalten werde; dem gegenüber ist für den Menschen das in der flachen Schädelbasis begründete freie Balanciren des Hauptes auf dem Rückgrat charakteristisch, wodurch erst der wirklich aufrechte Gang möglich werde.

* **Freiburg i. B.** Bei der philosophischen Facultät hat sich Dr. Jonas Cohn als Privatdocent für Philosophie und Psychologie habilitirt.

* **Neustrelitz.** Am 11. März starb im hohen Alter von 88 Jahren Professor Daniel Sanders, der sich durch praktische Pflege der lebenden deutschen Sprache einen literarischen Namen gemacht. Dem historisch tiefsinnigen Wörterbuch der Gebrüder Grimm setzte er ein anderes „Wörterbuch der deutschen Sprache" in zwei Bänden entgegen, das sich auf den Brauch des 19. Jahrhunderts beschränkte und in seiner handlichen Form einen gewissen Erfolg erwarb; heute ist es durch den dreibändigen Heyne, der die Vorzüge der Grimm'schen und der Sanders'schen Arbeit mit einander verbindet, auf den Aussterbeetat gesetzt. Sanders hat dann noch eine Menge anderer Schriften zur modernen deutschen Sprachlehre veröffentlicht, sämmtlich nicht ohne Werth, aber doch den seitdem erfreulicherweise auch der modernen Sprache zugewandten Leistungen der eigentlich wissenschaftlichen Germanistik nicht an die Seite zu setzen. Bei dem gescheiterten Versuch des preußischen Ministers Puttkamer, die deutsche Rechtschreibung amtlich festzulegen, ward auch Sanders als Sachkenner zugezogen. Im übrigen widmete er auch dem Neugriechischen grammatische und literarhistorische Arbeiten und trat auch mit eigenen Spruchdichtungen hervor, für die er eine an salomonischem und sprachlichem Muster gebildete Gabe besaß.

* **Bern.** Der außerordentliche Professor Dr. Eduard Fischer ist zum Ordinarius und Director des botanischen Gartens ernannt worden.

t. **Zürich.** Die „Schweizerische Rundschau" wird auf Juni zu existiren aufhören, da ihr bisheriger literarischer Leiter, Hr. Alfred Beetschen, seinen Rücktritt von dem nun im siebenten Jahrgang stehenden Unternehmen erklärt hat. Die schweizerische Presse bedauert allgemein das Verschwinden der ursprünglich dreisprachigen, von Prof. F. Vetter gegründeten Monatsschrift. So gibt das „St. Galler Tagbl." seinem Unmuth über dieses wenig erfreuliche „Zeichen der Zeit" u. a. in folgenden, leider nur allzu berechtigten Worten Ausdruck: „In der eisigen Literatorotmosphäre, welche das deutschschweizerische Publicum um sich verbreitet, geht die „Rundschau" zugrunde, wie ungezählte Vorgänger." A. Beetschen gedenkt seine schriftstellerische Thätigkeit von München aus fortzusetzen.

* **Rotterdam.** Zum Director des zoologischen Gartens wurde der bisherige Conservator am Reichsmuseum für Naturwissenschaft in Leyden J. Büttikofer ernannt.

* **Cambridge,** 12. März. Die hiesige Universität hat den amerikanischen und den französischen Botschafter in London, ferner den Professor der Mathematik in Göttingen Felix Klein und den Professor der Theologie in Erlangen Theodor Zahn zu Ehrendoctoren ernannt. Die feierliche Verkündigung erfolgte gestern Abend durch den Sprecher der Universität, der in lateinischer Rede die Verdienste der Promovirten hervorhob.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Nera: Das Buch meines Sohnes. Rathschläge einer Mutter. Autoris. Uebersetzung von Kath. Brenning. Dresden u. Leipzig, Karl Reißner 1897. — Arthur Achleitner: Der Stier von Salzburg. Kulturbild aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Berlin, Gebr. Paetel 1897. — Dr. Julius Lazarus: Krankenpflege. Handbuch für Krankenpflegerinnen und Familien. Berlin, Julius Springer 1897. — Otto v. d. Pfordten: 1812. Schauspiel in 5 Aufzügen. Heidelberg, Karl Winter 1897. — Dr. E. M. Prem: Der Lyriker Hermann v. Gilm. Vortrag. 3. Aufl. Imst, C. Lampe 1897. — Dr. Armin Reiche: Die künstlerischen Elemente in der Welt- und Lebensanschauung des Gregor von Nyssa. Beitrag zur Philosophie der Patristik. Jena und Leipzig, Otto Roßmann 1897. — Protestantische Monatshefte. N. F. der Protestantischen Kirchenzeitung. Hggb. von Dr. Julius Webskv. 1. Jahrg. 2. Heft. Febr. 1897. Berlin, Eg. Reimer. — Erwin Barmann: Der Kampf um Shakespeare. Humoristisches Märchendrama. Leipzig, Selbstverlag 1897. — K. A. H. Reuter: König Otto II. Deutsches Schauspiel in 5 Aufzügen. Frankfort a. M., Reinhold Mahlau 1897. — Erinnerungen des Generals der Cavallerie Grafen Wartensleben-Carow, während der Kriegszeit 1866 Major im Gr. Generalstab. Berlin, E. S. Mittler u. S. 1897. — Joseph Börsch und Karl Philipp: Heil Wilhelm dem Siegreichen! Lieder und Vorträge für die hundertjährige Geburtstagsfeier des Kaisers Wilhelm I. Köln, Hübscher u. Teufel 1897. — Dr. Gottlob Egelhaaf: Kaiser Wilhelm I. 1797—1888. 3. Aufl. Stuttgart, Karl Krabbe 1888. — Gustav Hergsell: Duell-Codex. 2. Aufl. Mit 7 Tafeln. Wien ꝛc., A. Hartleben. — Felix v. Steegell: Leidenschaft. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft 1896.

Im Verlag von **Gnad & Cie.** zu **Würzburg** erschien das zur Belehrung in der z. Z. brennenden Frage des M. Str. Pr. für jeden Interessenten unentbehrliche Werk: (3346)

Die

Oeffentlichkeit im Militärstrafprozesse

zusamt den ihr verwandten Materien

beleuchtet von

Friedrich Zenk, K. B. Oberstabsauditeur.

(M. Gr. Schnlthoiß.)

2. stark vermehrte und verbesserte Auflage.

gr. 8°. XVI u. 308 S.

Preis ungebd. 6 M., eleg. in Leinwand gebd. 7 M.

Stimmen der Presse hierüber: Heereszeitung Nr. 370: „Das Werk ist das gediegenste, das bisher überhaupt über den Mil. Str. Pr. geschrieben worden ist." — **Armeebl.** Nr. 30: „Von besonderem Interesse sind die rechtshistorischen und rechtsvergleichenden Ausführungen, welche uns in dem in jeder Beziehung ausgezeichneten Werke geboten werden. Das Werk von Zenk ist für legislative Arbeiten im hohen Grade benachbar." — **Streffl.' Militärbl.** Nr. 9: „Große Vorzüge des Werkes anzuerkennen." — **Mil. Ztg.** Nr. 50: „Eine sehr gediegene, unparteiische Arbeit." — **Jahrb. f. d. deutsche Armee und Mar.** Nr. 302: „Das Werk, Fundgrube von Belehrung, gehört zu den besten Werken unserer Litteratur, bildet ein Ereigniß für das Militärrecht." — **Jurist. Litteraturbl. Nr. 79:** „Rechtsvergleichung und Entwicklungsgeschichte mit einer Sachkenntnis und Gründlichkeit bearbeitet, wie bisher für den M. Str. Pr. noch nicht zu finden." — **Gerichtssaal Bd. 48 Heft 5:** „Jeder, der sich für die Sache interessiert, erhält aus der Schrift die umfassendsten Aufschlüsse." — Aehnlich günstig die Urteile der Tagespresse.

In **Carl Winter's Universitäts-buchhandlung** in **Heidelberg** erschien soeben:

1812.

Schauspiel in fünf Aufzügen von

Otto von der Pfordten.

8°. brosch. 2 M., eleg. Lwd. 3 M.

Das Stück behandelt die Kapitulation Yorks und schildert diesen Konflikt im Rahmen der Zeitgeschichte, die durch Darstellung Napoleons vor und nach dem russischen Feldzuge, die Schilderung des Rückzugs der großen Armee und den seelischen Konflikt eines bayerischen Rittmeisters zur Anschauung kommt. Aufgeführt im Königl. Schauspielhaus (ca. 40mal) und in zahlreichen Theatern, wie auch zur Aufführung angenommen. [15839]

Zur

Vorbereitung auf den Eintritt in Latein- und Realschulen!

Sammlung

von Aufsätzen und Aufgaben aus der Orthographie, Grammatik und Arithmetik bei den Aufnahmeprüfungen in die oberste Latein- u. Realschulen 1887—1896.

Gr. 8°, 94 und 12 Seiten, 90 Pfg., elegant broschirt gegen Einsendung von M. 1.— in Marken franco.

Bayreuth.

Heinrich Heuschmann's Kunstn.

Das Werkchen gewährt einen Einblick in die Forderungen dieser Schulen an die eintretenden Schüler und dient als vortreffliches Hilfsmittel zur Vorbereitung in d bezeichneten Anstalten.

Die Aufgaben pro 1896 sind auch separat zu beziehen unter Einsendung von 20 Pfg. in Marken. (4179)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 13. März. Nummer 59.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Pflanzenfabel in der orientalischen und classischen Literatur. I. Von Aug. Wünsche. — Der Stammbaum der Luxemburger auf Schloß Karlstein. Von Berthold Riehl. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Pflanzenfabel in der orientalischen und classischen Literatur.

Von Aug. Wünsche.

I.

Obgleich die Pflanzenfabel in ihrem Entwicklungsproceß in der Weltliteratur der Zahl nach hinter der Thierfabel weit zurücksteht, so darf sie doch ein ebenso hohes Alter wie diese für sich in Anspruch nehmen. Zwar in den drei berühmten Fabelwerken der indischen Literatur, dem Pantschatantra (Fünfsammlung), sowie in den anderen zwei ihm verwandten Werken, dem Hitopadesa (freundliche Unterweisung) und Kalila und Dimna oder den Fabeln des Brahmanen Bidpai findet sich keine einzige Pflanzenfabel; auch in der arabischen und persischen Literatur ist uns eine solche weder unter den 41 Fabeln Lokmans, noch unter den moralischen Erzählungen und Gleichnissen Sadi's im Rosen- und Fruchtgarten bekannt, dagegen bietet uns die hebräische und syrische Literatur eine ganze Reihe. In der hebräischen Literatur begegnen uns zwei schon im Alten Testament. Einige Forscher zwar wollen dieselben zu Gleichnissen stempeln, allein ihr Gepräge ist der Art, daß sie sich vortrefflich unter den jetzt gebräuchlichen Begriff der Fabel bringen lassen. Daß gerade das Alte Testament auch Fabeln enthält, darf um so weniger wundernehmen, als ja die Verfasser desselben es lieben, übersinnliche, abstracte Ideen und Gedanken in ein sinnliches Gewand zu hüllen, um sie dadurch dem Auffassungsvermögen nahe zu bringen und dem Gedächtniß einzuprägen. Wie abstracte Begriffe durch Vergleiche und Bilder sozusagen versichtbart werden, so treten auch moralische Ideen, in das Gewand der Parabel oder Fabel gekleidet, dem Menschen lebendiger vor Augen. Vor allem gehörte es mit zu der Aufgabe der Dichter und Propheten, das, was sie dem Volke zu sagen hatten, durch die verschiedensten Sinnbilder und Embleme zu conretisiren. Treffend bemerkt in dieser Beziehung Herder in seinem Werke: Vom Geiste der ebräischen Poesie (Leipzig 1825 II, S. 263 f.): „Der Orient ist voll solcher moralisch-politischer Fabeln. Was die Geschichtschreiber europäischer Völker in Aphorismen vortragen, kleideten sie in das Gewand der Dichtung oder des Märcheus. Der Tyrann, der ihnen die freie Stimme nahm, mußte ihnen wenigstens die Fabel, das Sprichwort, das alberne Geschichtchen lassen, das sich dann nicht nur der Seele des Volkes empfahl, sondern sich gar zuweilen dem Ohr des Monarchen in demüthiger Verkleidung zu nähern wagte. So erzählte Nathan dem Könige nach dem Herzen Gottes eine kleine Parabel vom einzigen Schaf des armen Mannes (2. Sam. 12, 1); so sang Jesaias seinem geliebten Freunde, dem Volk, ein Fabellied von einem anderen geliebten Freunde (Jes. 5, 1), das nichts anderes enthielt, als daß jenes ein unfruchtbarer, unnützer Weinberg sei, dem dieser, der Herr des Weinberges, die schnellste Verwüstung drohe. Die Propheten malen Symbole an die Wand oder werden selbst zum Symbol, zu einer lebendigen Fabel, und wenn dann die Neugier fragte: Was ist das? Was will die alberne Figur sagen? so erzählte ihnen der Prophet liebreich die Bedeutung."

Die beiden im Alten Testamente vorkommenden Pflanzenfabeln stehen im Dienste des öffentlichen Lebens des Volkes und wollen das Unrecht einer politischen Handlung versinnbildlichen. Die erste, die wir im Buche der Richter 9, 7—15 lesen, ist wahrscheinlich ein Bruchstück der Heldengeschichte aus der ältesten Königszeit und gehört sicher dem 9., wenn nicht gar dem 10. vorchristlichen Jahrhundert an. Ausführlich wird die Veranlassung der Fabel geschildert. Nach dem Tode des Siegeshelden Gideon (Jerubbaal), des Sohnes des Joas, vergaßen die Israeliten sehr bald seine großen Verdienste, die er sich um sie durch die völlige Besiegung der heidnischen Midianiter erworben hatte. Von seiner aus 70 Söhnen bestehenden Nachkommenschaft stammte einer, Namens Abimelech, von einem illegitimen Weibe aus Sichem. Derselbe begab sich eines Tages zu den Brüdern seiner Mutter und redete sie und ihr ganzes Geschlecht also an: „Fragt doch alle Bürger von Sichem, was mehr fromme, wenn alle siebzig Söhne eines Vaters über euch herrschen, oder wenn ein Mann über euch herrscht? Dazu bedenket, daß ich von eurem Fleisch und Bein bin." Die Brüder seiner Mutter, denen diese Rede gefiel, verfuhren, wie Abimelech ihnen gesagt hatte, und brachten es dahin, daß ihm die Gunst der Sichemiten zufiel. Abimelech dang hierauf eine Rotte nichtsnutziger, leichtfertiger Menschen und machte sich zu ihrem Anführer. Er begab sich nach Ophra, dem Palaste seines Vaters, und ermordete auf einem Steine alle seine Brüder bis auf Jotham, der sich versteckt hatte. Die Sichemiten wählten hierauf Abimelech bei der Eiche des Denksteines vor Sichem zum Könige. Als das Jotham hinterbracht wurde, stellte er sich auf den Gipfel des Berges Garisim und erzählte mit hoch erhobener Stimme angesichts der Bürger von Sichem folgende Fabel:

„Einst gingen die Bäume hin,
über sich einen König zu salben,
und sie sprachen zum Oelbaum:
Wohlan, sei du König über uns!
Aber der Oelbaum sprach zu ihnen:
Soll ich etwa meine Fettigkeit lassen,
um derentwillen mich Götter und Menschen ehren,
und hingehen, um über den Bäumen zu schweben?
Da sprachen die Bäume zum Feigenbaum:
Wohlan, sei du König über uns!
Aber der Feigenbaum sprach zu ihnen:
Soll ich etwa meine Süßigkeit lassen
und meine köstliche Frucht,
und hingehen, um über den Bäumen zu schweben?
Da sprachen die Bäume zum Weinstock:
Wohlan, sei du König über uns!
Aber der Weinstock sprach zu ihnen:

Soll ich etwa meinen Most lassen,
der Götter und Menschen fröhlich macht,
und hingehen, um über den Bäumen zu schweben?

Da sprachen die Bäume alle zum Stechdorn:
Wohlan, so sei du König über uns!
Der Stechdorn aber sprach zu den Bäumen:
Wenn ihr mich in Wahrheit
zum König über euch salben wollt,
so kommt und bergt euch in meinem Schatten!
Wo nicht, wird Feuer vom Stechdorn ausgehen
und die Cedern des Libanons verzehren."

Jotham schloß seine Erzählung mit den Worten: „Nun denn, wenn ihr in Treue und Lauterkeit gehandelt habt, indem ihr Abimelech zum Könige machtet, und schön gethan habt an Jerubbaal und an seinem Hause, und wenn ihr nach seiner Hände Thun ihm vergolten habt, — ihr, für die mein Vater gekämpft und sein Leben gewagt hat und die ee aus der Gewalt der Midianiter errettete, während ihr euch heute gegen meines Vaters Familie erhoben, seine Söhne, siebzig Mann, auf einem Steine ermoedet und Abimelech, den Sohn seiner Sklavin, zum Könige über die Bürger von Sichem erwählt habt, weil ee euer Stammgenosse ist — wenn ihr also heute in Treue und Lauterkeit an Jerubbaal und an seinem Hause gehandelt habt, so freuet euch Abimelechs und er möge sich euer auch freuen! Wenn aber nicht, so gehe Feuer von Abimelech aus und verzehre die Bürger Sichems und die Insassen des Millo,[1]) und es gehe Feuee aus von den Bürgern Sichems und den Insassen des Millo und verzehre Abimelech!"

Nachdem Jotham also geredet, ergriff er die Flucht und brachte sich vor seinem Bruder in Sicherheit. Doch der Usurpator sollte sich nicht lange der Herrschaft erfreuen. Nach Verlauf von drei Jahren, wie der Geschichtsbericht weiter erzählt, gerieth er mit den Bürgern von Sichem in Streit. Es gelang ihm zwar, mit seinem Anhang die Stadt zu erobern und in Brand zu stecken, als er aber gegen die Stadt Thebez rückte und den Thurm derselben bestürmte, schleuderte ein Weib einen oberen Mühlstein auf sein Haupt und zerschmetterte ihm den Schädel. Da er aber nicht tödtlich getroffen worden war, rief er seinen Waffenträgee herbei und befahl ihm: „Zücke dein Schwert und gib mir vollends den Tod, damit es nicht von mir heiße: ein Weib hat ihn getödtet." Da durchbohrte ihn sein Diener, und er starb.

Wie bereits bemerkt, knüpft die Fabel an eine Begebenheit im israelitischen Staatsleben an und ist als Lehre dem Volke gesagt, wie etwa die Fabel des Menenius Agrippa im Kampfe der Patricier mit den Plebejern. Jotham wollte den verblendeten und undankbaren Bürgeen von Sichem zu verstehen geben, daß sie mit der Wahl des Abimelech zum König einen sehr dummen Streich begangen hätten, der die schlimmsten Folgen nach sich ziehen würde sowohl für das Volk, als auch für Abimelech selbst. Die Bäume, die sich einen König wählen, stellen die Sichemiten dar, die edlen und guten Bäume, wie dee Oelbaum, der Feigenbaum und dee Weinstock, die die Keone ausschlagen und liebee in der Stille Früchte tragen wollen zum Nutzeu und zur Freude dee Götter und Menschen, als im Glauze der Herrscherwürde über den Bäumen schweben, bezeichnen denjenigen Theil der israelitischen Beoölkerung, der unter den alten Staatsverhältnissen verbleiben und in Einfachheit und Bescheidenheit ferner seines Berufes walten will. Mit dem Stechdorn ist Abimelech gemeint, der unebenbürtige Sohn Gideons. Ohne nur im geringsten die Eigenschaften und Fähigkeiten zu besitzen, das Volt zu regieren und glücklich zu machen, ergreift er die ihm angebotene Herrscherkrone und in hochmüthig prahlerischem Tone verheißt er den Unterthanen, wenn sie sich willig und gefügig zeigen, Schutz und Zuflucht in seinem Schatten, im anderen Falle kündigt er ihnen durch ein von ihm ausgehendes Feuer schonungslos Verderben und Untergang an. Herdee (a. a. O. II, S. 263) bemerkt zu der Fabel: „Die Fabel lebt ganz in den wilden Zeiten autonomischer Freiheit. Im Geist und Gefühl dieser stellt sie die ruhige Glückseligkeit einzelner frucht- und saftvoller Bäume dar, die alle keine Königshöhe begehren. Sie stellt die Göttergaben ans Licht, durch die eben der Dornbusch zur Königswürde gelangt und die er beim ersten Antrag in sich fühlt. Sie zeigt die innere Art dee Königswürde, nämlich kalt und dürr, ohne Oel und Freude über blühenden Bäumen zu schweben. Endlich erzählt sie auch die ersten Gnadenbezeigungen des Dornbusches, seine Capitulation mit den Cedern auf Libanon, daß sie sich entweder unter seinen, des Dornbusches, Schatten begeben, odee von ihm, dem Dornbusch, mit Feuer getroffen werden sollten. Schöne Fabel! voll trauriger Wahrheit in mehr als einer Beziehung!"

Die zweite Pflanzenfabel im Alten Testament, ebenfalls mit politischer Tendenz, befindet sich 2. Könige 14, 9 f. Die Veranlassung zu derselben bot folgender Umstand. Sowohl wegen seines Sieges über die Edomiter, als auch wegen verschiedener Unthaten der heimziehenden israelitischen Söldner hatte Amazja, der König von Juda, durch Boten dem Könige von Israel, Jehoas, eine Herausforderung zum Kriege mit den Worten überfandt: „Wohlan, wir wollen uns mit einander messen (wörtlich: wir wollen uns ins Angesicht sehen)!" Dee mächtige Jehoas, der Sohn des Joahas, antwortete auf diese kecke Anmaßung des südlichen Nachbars mit der Fabel: „Der Dornstrauch auf dem Libanon sandte zur Ceder auf dem Libanon und ließ ihr sagen: Gib meinem Sohne deine Tochter zum Weibe! Aber das Wild auf dem Libanon lief über den Dornstrauch und zeetrat ihn."

Die Schrift gibt uns auch zu dieser Fabel die Anwendung selbst. In Vers 10 fährt Jehoas gegen Amazja fort: „Weil du glücklich die Edomiter geschlagen hast, so reißt dich nun dein Hochmuth fort. Habe den Ruhm und bleibe daheim! Warum willst du das Unglück herausfordern, daß du zu Falle kommst und Juda mit dir?"

Der Dornstrauch und die Cedee, welche die Subjecte der Fabel bilden, sind von ganz ungleicher Größe, Achtung und Würdigkeit. Beide wohnen auf dem Libanon und stehen infolge ihrer Nachbarschaft in einer gewissen Beziehung zu einander. Der Dornstrauch ist Bild des hoffärtigen und übermuthigen Amazja, die Ceder dagegen Bild des mächtigen und starken Jehoas. Das den Dornstrauch niedertretende Gewild versinnbildlicht den Sturz Amazja's durch eine feindliche Macht, wahrscheinlich durch die Syrer, die mit Jehoas, der hohen Cedee auf dem Libanon, im Bunde standen. Der Vorschlag des Dornstrauches, durch Verheirathung seines Sohnes mit der Tochter der Ceder in eheliche Verbindung zu treten, weist auf die Unterwerfung des Nordreiches unter das Südreich hin. Amazja betrachtet sein Reich Juda gewissermaßen als seinen Sohn und Israel, das Reich des Jehoas, als seine Tochter, die zu ihrem ursprünglichen Eheherrn als abtrünnig gewordene Gemahlin wieder zurückkehren soll. Der Libanon kann als Bild des einheitlichen Königthums aufgefaßt werden.

Auch in dee nachbiblischen Literatur kommt die Pflanzenfabel noch in einigen Beispielen vor. So enthält der aus dem 5. odee 6. nachchristlichen Jahrhundert stammende Midrasch Bereschith rabba drei Pflanzenfabeln. Die erste: „Das Eisen und die Bäume", die wie im 5. Abschnitt daselbst zu den Worten 1. Mos. 1, 13: „Es wurde Abend und Morgen, dee dritte Tag" lesen, wird durch die Bemerkung: an diesem Tage wurden die Helden erschaffen, die

[1]) Wahrscheinlich die Burg oder Cidatelle von Sichem.

Ezech. 23, 23: Schalischim (LXX: τριστάται, tres primi)[1]) genannt werden, vorbereitet.

„Als das Eisen erschaffen wurde, fingen die Bäume an zu zittern (weil sie dachten, sie könnten mit ihm abgehauen werden). Da sprach das Eisen zu ihnen: Warum zittert ihr? Geht kein Holz (als Stiel) von euch in mich hinein, so wird keiner von euch in Schaden kommen."

Wie viele Erzählungen aus fremden Literaturen in die talmudische midraschische Literatur Eingang gefunden haben, so auch diese Fabel. Es ist die bekannte Aesopische Fabel: „Die Eichen und Zeus" (in der Halm'schen Ausgabe Nr. 122), die wir hier mit geringfügigen Abweichungen vor uns haben. Daß die hebräische Fabel auf die griechische zurückgeht, dafür spricht schon die im Jalkut zu 1. Mos. 68 vorkommende Variante, nach der Gott zu den Bäumen spricht: Wenn sich kein Holz mit ihm (dem Eisen) verbindet, wird keiner von euch zu Schaden kommen.

Die Fabel, der wir in den Bearbeitungen von Friedländer, Paul Möbius u. a. in deutschen Lesebüchern begegnen, will die allgemeine Wahrheit zum Ausdrucke bringen, daß viele Menschen selbst schuld sind, wenn ihre Feinde sie ins Unglück bringen, indem sie denselben die Waffen gegen sie in die Hand drücken.

Die zweite Pflanzenfabel, die wir „Das Rauschen der Bäume" benennen wollen, findet sich in dem genannten Midrasch im 16. Abschnitte zu den Worten 1. Mos. 2, 14: „Und der Name des vierten Stromes ist Phrath."

„Man fragte die Fruchtbäume: Warum rauscht ihr nicht (wörtlich: warum erhebt ihr eure Stimme nicht)? Sie antworteten: Wir brauchen es nicht, denn unsre Früchte zeugen für uns. Darauf fragte man die wilden Bäume: Warum rauscht ihr so (wörtlich: Warum laßt ihr eure Stimme so laut hören)? Sie antworteten: Damit man uns hören und sehen soll."

Die Fabel, die in dem genannten Midrasch mit der Fabel von den Paradiesflüssen Phrath und Hiddekel im Zusammenhange steht, will sagen, daß gerade Menschen ohne Verdienst und Bedeutung sich am meisten rühmen, während solche von großen Verdiensten bescheiden zurücktreten.

Die schönste, mit einer gewissen dramatischen Lebendigkeit ausgestattete Pflanzenfabel: „Vom Stroh, der Stoppel, der Spreu und dem Weizen" lesen wir in demselben Midrasch Ende des 83. Abschnittes als Erläuterung der Worte 1. Mos. 36, 43: „Der Stammfürst Magdiel, der Stammfürst Iram."

„Das Stroh, die Stoppel und die Spreu geriethen einmal mit einander in Streit, ein jedes behauptete: Um meinetwillen ist das Feld besät worden. Da sprach der Weizen: Wartet nur, bis ihr auf die Tenne gebracht werdet, da werden wir erkennen, um wessentwillen das Feld besät worden ist. Als sie mit einander auf die Tenne gelangten und der Hausherr kam, um zu windschaufeln, da führte die Spreu der Wind fort, das Stroh nahm der Hausherr und warf es auf die Erde, die Stoppel raffte er zusammen und verbrannte sie, den Weizen aber brachte er in einen Haufen, und wer ihn sah, küßte ihn, wie es heißt Ps. 2, 12: „Küsset das Getreide (bar)."[2])

Die Anwendung der Fabel schließt sich unmittelbar an den Text an. So verhält es sich auch mit den Völkern der Welt. Ein jedes spricht: Ich bin der Grund (die Hauptsache) und meinetwegen ist die Welt erschaffen worden. Da spricht Israel zu ihnen: Wartet nur, bis der bestimmte Tag (gemeint ist der Tag des Weltgerichts) kommt, da werden wir erkennen, um wessentwillen die Welt erschaffen worden ist, so heißt es Male. 3, 19: „Denn fürwahr, der Tag kommt, brennend wie ein Ofen." Auf sie geht das Wort Jes. 41, 16: „Du wirst sie worfeln und der Wind wird sie davonführen und der Sturmwind wird sie aus einander segen, du aber wirst frohlocken über den Ewigen, des Heiligen Israels wirst du dich rühmen."

Die Fabel will den ewigen Bestand des Volkes Israel vor den heidnischen Völkern darthun. Die heidnischen Völker gleichen der Stoppel und der Spreu. Sie brüsten sich, die Herren der Welt zu sein und glauben, um ihretwillen sei die Welt ins Dasein getreten; doch der Tag des Weltgerichts wird sie ernüchtern und ihre Nichtigkeit und Werthlosigkeit offenbaren, denn an demselben werden die Israeliten das Wohlgefallen Gottes erfahren, während sie Untergang und Verderben treffen wird.

Fast in wörtlicher Uebereinstimmung begegnen wir der Fabel in späteren haggadischen Werken des Judenthums, so im Midrasch Schir ha-schirim (zum Hohenliede) zu Cap. 7, Vers 3, im Midrasch Tehillim (zu den Psalmen) zu Ps. 2, 12 und im Jalkut zu 1. Chron. 1, Nr. 1074; nur in dem Buche Agadath Bereschith, Cap. 23 (vergl. Jellinek, Bet ha-Midrasch IV, S. 36) erscheint sie mit folgenden nicht unwesentlichen Veränderungen.

„Der Lolch (Afterweizen) sprach zum Weizen: Ich bin ebenso gut wie du, denn deinet- und meinetwegen kommt der Regen herab und die Sonne scheint über uns beide. Der Weizen antwortete: Nicht also, wenn der Hausherr mit der Wurfschaufel kommen wird, wird er mich in das Schatzhaus bringen, dich aber wird er den Vögeln zu fressen geben. So streiten sich auch die Völker und die Israeliten um die Welt, wie es heißt Ps. 106, 35: „Sie ließen sich unter die Völker mischen und lernten ihre Werke." Die Völker der Welt sprachen nämlich zu den Israeliten: Wir sind ebenso gut wie ihr, denn unsert- und euretwegen scheint die Sonne. Die Israeliten antworteten: Nicht also, es kommt ein Tag, da werdet ihr erkennen, daß Gott die Gerechten ins Paradies, die Frevler aber in die Hölle führt, wie es heißt Dan. 12, 2: „Und viele von denen, die im Erdenstaube schlafen, werden erwachen, die einen zum ewigen Leben, die anderen zur Schmach und zu ewigem Abscheu." Das will die Schrift sagen Jes. 66, 14: „Da wird sich die Hand des Ewigen seinen Knechten offenbaren, aber aufbrausen wird er gegen seine Feinde."

Während in der älteren Version vier Dinge einer und derselben Pflanze, das Stroh, die Stoppel und die Spreu mit dem Weizen um ihren Vorzug streiten, führen in der jüngeren diesen Streit zwei verschiedene, wenn auch dem Aussehen nach ähnliche Pflanzen mit einander. Dieser Unterschied ist so wesentlich, daß man versucht sein könnte, in ihr eine neue Fabel zu erblicken, wenn sie nicht in der Tendenz mit jener zusammenfiele.

Die in den von Dr. Julius Landsberger 1859 herausgegebenen syrischen „Fabeln des Sophos" enthaltenen Pflanzenfabeln werden wir bei der Betrachtung der Aesopischen Fabeln gehörigen Orts würdigen, wir wenden uns sogleich zu der neu aramäischen Pflanzenfabel: „Der Streit des Weizens mit dem Golde," die Mark Lidzbarski in seinem kürzlich erschienenen Buche: „Geschichten und Lieder aus den neu aramäischen Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin" (Weimar 1896) S. 304 ff. in Prosa bringt. Ohne dem Original Abbruch zu thun, haben wir dieselbe in ein poetisches Gewand gekleidet.

Es traten einst voll edler Kampfbegier
Zwei streitende Genossen zum Turnier:
Der edle Weizen stritt sich mit dem Golde,
Wem wohl der höh're Preis geziemen sollte,

Das Gold hub an: Ich diene zum Geschmeid,
Der Jüngling wirbt mit mir um seine Maid,

Vgl. Nr. 69.

[1]) Die drei Großen im Reiche nächst dem Könige.

[2]) Der Midrasch nimmt das dunkle Textwort: bar, das gewöhnlich mit „Sohn" übersetzt wird, im Sinne von: Getreide, welche Bedeutung es auch im Chaldäischen hat.

Der König selbst auf seinem Fürstenthrone
Schmückt sich mit einer gold'nen Königskrone.

Ich gründe Wohlstand in des Menschen Haus,
Mich zeichnet auch die größte Fürstin aus,
Ich gründe Städte, stolze Völkerreiche,
Mein Name schon dient Oden zum Vergleiche.

Nichts Herrliches wird ohne mich vollbracht,
Ich treibe an, was langsam geht und sacht,
Dich aber wirst man auf die Rednerbühne!
Gelt, rühmst du dess'ren Lobes dich zur Stelle?

Da öffnete der Weizen seinen Mund:
Vor allen Menschen thue ich es kund
Und rufe alle Welt an, zu bezeugen:
Mein Werth braucht sich vor deinem nicht zu beugen.

Wenn sich im Jahreslauf der Frühling naht,
Vertraut man mich dem Bodengrund als Saat,
Der Bauer tränkt mich, um die Saat zu pflegen,
Der Himmel sättigt sie durch milden Regen.

So liege ich im Erdengrund versteckt,
Bis mich die Sonne und der Regen weckt,
Dem Kinde gleich im jungen Mutterschoße,
Doch wie ein Mann erstrebend künft'ge Loose.

Beginnt der Mond aufs neue seinen Lauf,
So sproßt der junge Keim vom Boden auf,
Und wie der Landmann inne wird des Regens,
Erfreut er sich, erfreu' ich mich des Segens.

Bald decke ich das braune Ackerland
Und kleide mich in grünendes Gewand,
Gleich einer Braut im frischen Kranz der Myrte
Steh' ich, ein Bild der Freude und der Würde.

Und wieder geht der Mond den Wechselgang,
Da stehe ich in Halmen schwer und lang;
Sie tragen auf dem Haupte volle Aehren,
Um Lohn dem Fleiß des Landmanns zu gewähren.

Wohl zucken Blitze aus der Wolken Schoß,
Der Donner grollt, des Sturmes Macht bricht los,
Doch dankt der Mensch auch dies Geschenk dem Spender,
Sein Regen tränkt, ernährt, erquickt die Länder.

Das Korn ist reif, die Zeit der Ernte naht;
Das Volk der Schnitter rüstet sich zur Mahd.
Sie zieh'n hinaus und singen ihre Weise
Sich selbst zur Lust und Gott dem Herrn zum Preise.

Die blanke Sense pfeift durch's Aehrenfeld,
Die Halme fallen nieder, feucht geschwellt,
Man bebt sie wieder, bindet sie in Garben
Und führt sie in die Scheuer, goldigfarben.

Nun ist des Ackermannes Mühe neu:
Er drischt das Korn und trennt es von der Spreu,
Im Speicher wird die edle Frucht geborgen,
Um für den Winter Speise zu versorgen.

Zum Gottestempel trägt der Priester Schaar
Ein Antheil hin und bringt das Opfer dar,
Und bei dem Klang der Cymbel und der Leier
Begehen sie dankbare Ernteseier.

An Köstlichkeit bin ich der Perle gleich,
Den Ackerbauer mach' ich froh und reich,
Und wo ich fehle, mangelt allerwegen
In Stadt und Land der beste Gottessegen.

Doch, wo ich weile, zieh' ich, schnödes Gold,
Dich nach und nehme dich in meinen Sold,
Und wandre ich, so bin ich noch kein Stündlein,
Da folgst du mir, wie seinem Herrn das Hündlein.

Unsel'ges Gold, demüthige dein Haupt,
So werthvoll bist du nicht, wie du geglaubt,
Da hast geprahlt und deine Worte waren
Vor allen Menschen thörichtes Gebahren.

Ich bin auf dem Altar im Gotteshaus,
Man spendet mich als Leib des Heilands aus,
Ich bin die wichtigste von allen Gaben,
Die Menschenleib und Menschenseele laben.

Die Fabel stellt einen Wettstreit zwischen dem Weizen und Golde dar, jedes macht seine Vorzüge geltend. Das Gold hebt zunächst hervor, daß es zu Geschmeiden verwendet werde, mit denen sich Bräute und Könige schmücken; sodann fülle man mit ihm die Schatzkammern und es bevölkere die Städte. Zu allen Dingen sei es nothwendig, es geschehe nichts, ohne daß es dabei nicht eine Rolle spiele. Deßhalb müsse der Weizen, weil er werthlos sei und nur auf den Düngerhaufen gehöre, vor ihm das Haupt beugen. Auf diese großsprecherische Rede des Goldes nimmt der Weizen das Wort und entrollt in farbenprächtiger Schilderung zunächst seine Entwicklungsgeschichte durch alle Monate des Jahres hindurch, von dem Augenblick an, wo er in den Schoß der Erde gelegt, bis zu dem, wo er von den Menschen genossen und im Sacramente des Herrn als Hostie verwendet wird. Mit besonderem Nachdruck schildert er sein Erwachen aus der Erde, sein Sprossen und Grünen zur Freude der Menschen, sein Reifen und Geerntetwerden; das Gold muß schweigen und dem Weizen den Vorrang lassen.

Wenn auch der Fabel sicher kein besonders hohes Alter zukommt, so haben wir in ihr doch ohne Zweifel eine Originaldichtung, die kein Prototyp in einer anderen Literatur hat.

Der Stammbaum der Luxemburger auf Schloß Karlstein.

Als vor einem Jahre die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen durch Neuwirths umfangreiche Publication der Wandgemälde auf Burg Karlstein in die deutsche Kunstliteratur eingeführt wurde, lag der Wunsch nahe, daß diesem ersten wichtigen Beitrag zur Kunstgeschichte Böhmens bald weitere folgen möchten.[1]) Der Wunsch ging rasch in Erfüllung durch eine weitere Arbeit desselben Verfassers, die einen wichtigen Nachtrag zu den Karlsteiner Wandgemälden bringt.[2])

Den Stammbaum der Luxemburger führte Neuwirth in dem Werk über Karlstein unter den für uns verlorenen Wandgemälden des Schlosses auf. Während der Regierung Rudolfs II. war er zwischen 1588 und 1597 zerstört worden und jede Hoffnung fehlte, irgend welche zuverlässige Nachricht über das Werk zu erhalten. Es war dies um so mehr zu bedauern, als gerade die profanen Stoffe bei den Wandgemälden der Burgen unsre Beachtung verdienen, weil durch sie der Gesichtskreis der Künstler erweitert wurde, der sich sonst in der Wandmalerei damals nur mit kirchlichen Stoffen beschäftigte. In den Burgen des 14. Jahrhunderts aber gewinnen diese weltlichen Bilder noch eine besondere Bedeutung als Vorboten jenes Aufschwungs der profanen Kunst im 15. Jahrhundert, der ein wesentlicher Factor des großen Aufschwunges unsres Kunstlebens am Ende des Mittelalters ist.

Bei den Wandgemälden in Schloß Karlstein traten infolge der eigenartigen, überwiegend kirchlichen Bestimmung der Burg die profanen Gemälde mehr zurück als sonst. Drei der Cyklen befinden sich in Kirchen, eine in dem Zugang zu einer solchen, in ihnen haben wir natürlich einfach Werke kirchlicher Kunst. Drängte aber auch die kirchliche Bestimmung der Burg den weltlichen Zweck und damit die weltliche Kunst etwas zurück, so besaß diese andrerseits in Karlstein doch eine ganz besondere Bedeutung, da dies zugleich die kaiserliche Burg war, welche die Reichskleinodien bergen und schirmen sollte.

---

[1]) Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1896 Nr. 24.

[2]) Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens. Veröffentlicht von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. II. Der Bilderzyklus des Luxemburger Stammbaumes auf Karlstein. Von Joseph Neuwirth, Prof. der Kunstgeschichte an der deutschen Universität Prag. Prag 1897. Textband und 16 Lichtdrucktafeln. Folio.

Von ganz besonderem Interesse ist es daher, daß Neuwirth von der einzigen Folge weltlicher Wandgemälde in Karlstein, nämlich von jenem kaiserlichen Stammbaum eine treffliche Copie entdeckte, die über dessen cultur- und kunstgeschichtliche Bedeutung ausführliche Aufschlüsse bringt.

Diese Copie findet sich in der Handschrift der Wiener Hofbibliothek Nr. 8330 und wurde zwischen 1569 und 1575, also kurz vor der Zerstörung der Gemälde, höchst wahrscheinlich für Kaiser Maximilian II. gefertigt. In sorgfältig ausgeführten Miniaturen enthält sie: ein Titelblatt mit den Portraits Karls IV. und seiner Gemahlin Anna, den Stammbaum der Luxemburger, nämlich 56 Portraits der Vorfahren, sowie das Karls IV. und seiner Gattin Blanca, ferner zwei Bilder, die sich auf Karls Reliquienverehrung beziehen, ein zweites Titelblatt mit den Portraits Max' II. und seiner Gattin Maria und schließlich die Wappen der böhmischen Ländergebiete und des böhmischen Adels.

Mit Ausnahme der böhmischen Wappen werden diese Miniaturen in dem vorliegenden Werk durch 2 Textbilder und 16 Lichtdrucktafeln ganz vortrefflich reproducirt.

Neuwirths Text führt den Nachweis, daß die vorliegenden Miniaturen Copien jenes Stammbaumes der Luxemburger sein müssen, den Karl IV. zwischen 1355 und 1357 wahrscheinlich durch Nikolaus Wurmser von Straßburg in Schloß Karlstein malen ließ.

Da Neuwirth Nikolaus Wurmser auch als den Meister der Wenzel- und Ludmilalegende im Zugang zur Kreuzcapelle in Karlstein vermuthet, so sucht er diese Zutheilung weiter durch eine eingehende Vergleichung beider Cyklen zu stützen. Durch den Unterschied gegenüber den Gemälden des Thomas von Modena und des Theodorich von Prag in Karlstein erhält diese Zutheilung auch eine gewisse Wahrscheinlichkeit, während der Vergleich jener Wandgemälde mit diesen Miniaturen nur wenig Beweiskraft besitzt. Denn ist es schon wegen der Entwicklungsstufe der Malerei des 14. Jahrhunderts nur selten möglich, hier einen bestimmten Künstler sicher zu erkennen, so wird dies im vorliegenden Fall noch weiter erschwert durch das Uebersetzen der Wandgemälde in Miniaturen, die obendrein trotz aller Treue den Stil nicht unerheblich alteriren und in denen mancher feine, gerade für solche Untersuchungen maßgebende Zug verloren ging.

Der Text bringt ferner eine eingehende Beschreibung aller einzelnen Figuren des Stammbaums, sowie sorgfältige Untersuchung über die Tracht und führt interessant aus, wie der Stammbaum durch die Tendenz geleitet wurde, vom Glanz der Abkunft des Kaisers zu erzählen. Alle möglichen bedeutenden Personen aus Bibel, Mythe, Sage und Geschichte werden beigezogen, um den Glanz Karls IV. zu erhöhen, sie werden deßhalb unter seine Vorfahren eingereiht, die mit Noah beginnen, durch Griechen und Merowinger auf Karl den Großen und durch die Lothringer bis auf ihn herab verfolgt werden.

Wie das dem Charakter der „Forschungen" und Neuwirths gediegener Art zu arbeiten entspricht, sind alle Untersuchungen mit größter Gründlichkeit geführt. Neuwirth beherrscht trefflich den Stoff und alles, was aus verwandten Gebieten beigezogen werden kann, um zu zeigen, wie das Kunstwerk aus den Anschauungen der Zeit erwächst; durchweg sieht man, daß er nicht die einzelnen Kunstdenkmale der Zeit Karls IV. studirt, sondern sich in diese ganze Zeit wirklich eingelebt hat. Dabei ist besonders anzuerkennen, daß der Verfasser stets mit positivem Material arbeitet, was die Folge hat, daß seine Arbeiten, wie auch die vorliegende, zu einem erfreulichen positiven Resultat führen; dieser Vorzug muß gegenwärtig um so mehr anerkannt werden, als er leider bei den Kunsthistorikern wieder seltener zu werden beginnt. Nur eine etwas knappere Fassung würde ich dem Texte wünschen, die peinliche Gründlichkeit führt den Verfasser dazu, beständig zu wiederholen und jeden Nebengedanken in voller Breite auszuführen. Durch Kürzungen würde die Arbeit nicht an Gründlichkeit verlieren, aber die Darstellung würde lebendiger, die sorgfältig ausgearbeiteten Beweise würden, wenn weniger methodisch, sogar klarer und deßhalb zwingender wirken.

Die in diesen Lichtdrucken vorliegenden Copien des 16., nach den Wandgemälden des 14. Jahrhunderts sind kunsthistorisch besonders für Stilstudien höchst lehrreich, zumal im Zusammenhalt mit jenen Malereien, die heute noch die Wände des Schlosses Karlstein zieren.

Das häufige Copiren älterer Kunstwerke in der deutschen Kunst des Mittelalters und der Renaissance wurde bisher nur höchst selten beobachtet, obgleich es in das Kunstleben jener Zeiten manchen wichtigen Einblick gestattet. Schon seit den ersten Anfängen deutscher Kunst läßt es sich nachweisen, am häufigsten in der Miniaturmalerei, wiederholt aber auch in der Plastik.

Bei diesen Copien sind, wie ich glaube, zwei Gruppen wohl zu unterscheiden. Nämlich erstens das Copiren älterer Werke durch Künstler, denen selbständige Gedanken fehlen und die deßhalb Anleihen bei den Vorgängern machen. Da ihr Kunstwerk einer neuen Zeit, einem neuen Zwecke dienen soll, gestalten sie das alte Werk um und übersetzen es in den Stil ihrer Zeit; sie hüllen es damit in ein modisches Gewand. So copirt beispielsweise jener Maler, der zwischen 1002 und 1014 das Missale für Heinrich II.[1]) herstellte, das Dedicationsbild des codex aureus Karls des Kahlen, indem er als Hauptfigur einfach Heinrich II. statt Karl setzte, wozu ihm einige leise Veränderungen am Kopfe genügen; aber er übersetzt die ganze Miniatur aus dem karolingischen Stil in jenen des beginnenden 11. Jahrhunderts, was den künstlerischen Eindruck wesentlich ändert.

Wiederholt begegneten mir derartige Copien auch bei Grabsteinen. In Berchtesgaden ist der Grabstein des 1495 gestorbenen Propstes Ulrich Vernauer offenbar eine Nachbildung jenes des Propstes Petrus Pyentzenauer von 1435, und zwar folgt er dem Vorbild nicht nur in der allgemeinen Anordnung, dem decorativen Beiwerk, der Haltung des Verstorbenen, sondern auch bis in die einzelnen Gewandfalten; und doch, trotz allem Anklammern an das überlegene Vorbild, sieht man an ihm deutlich die Stilwandlungen und damit die Fortschritte der Kunst des späten 15. Jahrhunderts gegen jene der ersten Hälfte desselben.

Am Westpfeiler der nördlichen Arkade von Obermünster in Regensburg steht der Grabstein der am 8. December 1479 gestorbenen Aebtissin Kunigunde von Eglofstein, der in einem tüchtigen, leider stark beschädigten Relief das Portrait der Verstorbenen vor einem von zwei Engeln gehaltenen Teppich zeigt. An demselben Pfeiler sehen wir den Grabstein der Katharina von Redwitz, die 1533 starb, der wieder eine unverkennbare Copie des eben genannten Grabsteins ist.

Zeigen solche Copien gegenüber den Originalen eine gewisse Freiheit, die sie zuweilen wohl auch absichtlich suchen, so liegt die Sache anders bei jenen Copien, die ein möglichst treues Abbild ihres Originals geben wollen. Auch solche besitzen wir aus dem Mittelalter, wie aus den folgenden Perioden, und zwar häufiger, als man gewöhnlich glaubt; ich möchte hier nur an das wichtigste Beispiel, nämlich an die Copien berühmter Wallfahrtsbilder erinnern. Der Madonna von Altötting, dem volksthümlichsten Wallfahrtsbilde in Oberbayern, begegnen wir an unsern Bauernhäusern, in Feldcapellen, wie in stattlichen Kirchen, in unzähligen Nachbildungen vom Ausgang des Mittelalters

1) Münchener Hof- und Staatsbibliothek cod. cim. 60, Cat. 4456.

bis ins 19. Jahrhundert. Sie sind alle, bald mit mehr, bald mit weniger Talent, nur bestrebt, das bekannte Original wiederzugeben, aber wir sehen trotzdem den meisten sofort an, in welcher Zeit sie entstanden: der Künstler kann seine Zeit nicht verläugnen, je nach dem Geschmack derselben beobachtet er die Figur anders und gibt sie anders wieder. Wir belächeln darin vergangene Zeiten und glauben es unendlich viel weiter gebracht zu haben. Daß wir durch feineres Studium und Einleben in den Stil älterer Perioden große Fortschritte machten, wird man gewiß freudig anerkennen müssen; aber doch werden künftige Kenner bei unsern Nachbildungen mittelalterlicher Kunst unsre Zeit ebenso herausfühlen, wie wir aus jenen der Romantik, die dem Mittelalter mit so inniger Liebe zugethan war, es so treu wiederzugeben glaubte.

Auch bei den Copien des Stammbaums der Luxemburger wollte man eine einfache Nachbildung und zwar eine möglichst getreue geben; nicht bloß der Inhalt, wie das die meisten Copien der Zeit thaten, sollte beibehalten werden, sondern auch die Form. Daß diese veraltet war, war dem Genealogen wohl gerade recht, das Alterthümliche gab dem Stammbaum einen gelehrten Anstrich, erhöhte seine Beweiskraft.

Daß sich die Copien im allgemeinen sehr eng an die Karlsteiner Originale anschließen, zeigt vor allem das Costüm, aber auch der Stil, die Haltung und Bewegung der Figuren, ebenso die Köpfe mit ihrer derben, ganz äußerlichen Charakteristik, was alles deutlich auf das 14. Jahrhundert hinweist.

Neuwirth beweist die Zuverlässigkeit der Copien ferner noch durch die eingehendste Vergleichung jener drei Copien mit den Karlsteiner Gemälden, deren Originale noch vorhanden sind. Es sind dies zwei Bilder der Marienkirche, die sich auf Karls Reliquienverehrung beziehen, sowie das Portrait Karls IV. und seiner Gattin Anna in der Katharinencapelle, welches für das Titelblatt der Wiener Handschrift benützt wurde. Daß der treuen Wiedergabe dieser Portraits besondere Sorgfalt zugewendet wurde, ist selbstverständlich; in wie weit bei den übrigen Bildnissen des Stammbaums Genauigkeit der Copie erstrebt ist, läßt sich nicht sagen, ist aber auch ganz gleichgültig, da außer Karl IV. und dessen Gattin die Bildnisse natürlich willkürlich, jedoch mit erfreulicher Mannichfaltigkeit erfunden sind.

Daß in den Copien kleine Mißverständnisse und Flüchtigkeiten vorkommen, daß hie und da ein Gewandzipfel falsch gelegt, oder etwa der eine auf Karl IV. zuschreitende Fürst mit zwei linken Händen ausgestattet wird, ist leicht erklärlich und hat wenig zu bedeuten; durchweg erhält man doch den Eindruck, daß wir es mit selten treuen, sicher vor den Originalen gefertigten Copien zu thun haben, wodurch die Folge auch ein selten reiches, fast ganz zuverlässiges Bild der fürstlichen Tracht des 14. Jahrhunderts bietet.

Und doch, trotz dieses engen Anschlusses an sein Original kann der Künstler nicht verleugnen, daß er im 16. Jahrhundert lebt. Höchst interessant ist, wie in diesen Copien der Maler des 16. Jahrhunderts immer wieder durchblickt und wie die Züge, die ihn verrathen, so sorgsättig sie auch zurückgedrängt werden, doch deutlich von der großen Stilwandlung innerhalb den mehr als zweihundert Jahren erzählen, vor allem von dem Ausbilden eines wirklich malerischen Stils gegenüber der einfachen, nur durch Farben ausgefüllten Umrißzeichnung des Mittelalters.

Neuwirth betont, daß die Schlagschatten der Figuren wie der Postamente, ebenso einige Details Zuthaten des Copisten sind; ich glaube aber, daß sich dieser noch durch manch andere Züge verräth. Der Thron, auf dem mehrmals die Fürsten sitzen, zeigt die einfache, im 14. Jahrhundert häufige Gestalt, aber die Profilirung des Postaments, auf dem die Figuren stehen und sitzen, gehört, wie dessen malerische Behandlung, erst dem 16. Jahrhundert an, und vor allem auch die Perspective, die hier unleugbar mit einer gewissen Vorliebe zur Schau gestellt wird, und von der, was selbstverständlich, die Karlsteiner Malereien noch keine Ahnung haben. Vor allem aber gibt der Maler des 16. Jahrhunderts den Gestalten plastische Rundung, vertieft daher auch die Falten, die der Künstler des 14. Jahrhunderts, wie gerade die Wandgemälde mit Karl IV. in Karlstein zeigen, größtentheils noch gar nicht oder nur in den Haupttinien beobachtet. Die Falten zeigen auch zahlreiche Details, für die unsern Künstlern erst seit dem Ende des 15. Jahrhunderts die Augen aufgingen, die man in dieser rein malerischen Weise sogar erst seit dem 16. Jahrhundert beobachtete und malte. Gerade das scheint mir für das stilistische Studium wichtig, daß trotz des engen Anschlusses an das Original doch jede Figur der ganzen Folge charakteristische Züge des 16. Jahrhunderts besitzt.

Für Stilstudien ist daher das vorliegende Werk, besonders wegen der genauen Datirung von Original und Copie, außerordentlich wichtig, und es ist deßhalb namentlich auch für die kunsthistorischen Lehrapparate unsrer Universitäten zu empfehlen. Denn nicht dadurch, daß man, wie das oft noch so gern geschieht, die Kennerschaft als unwissenschaftlich belächelt, sondern nur dadurch, daß wir sie durch exacte Begründung wissenschaftlich gestalten und nutzbar machen, können wir die Kunstgeschichte fördern. Für die große Aufgabe aber, unter Beobachtung des gesammten Entwicklungsganges unsrer Kunst die festen Anhaltspunkte zu genauer Datirung zu gewinnen, wie für die wichtige Scheidung von Original und Copie ist ein eingehendes Studium solcher Werke von großem Werth.

Aber nicht nur der Kunsthistoriker, an den sich die vorliegende Arbeit ja in erster Linie wendet, wird Neuwirth und der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen, welche dieselbe in so gediegener Ausstattung erscheinen ließ, Dank wissen, sondern auch weitere Kreise werden wie den ersten, so diesen zweiten Band der Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens mit Interesse begrüßen. Vervollständigt er doch das Bild der in ihrer Art einzigen Wandgemälde auf Schloß Karlstein um einen wesentlichen Zug, der gerade so interessant erzählt von der großen, eigenartigen Bedeutung dieser für ihn und seine Zeit so charakteristischen Schöpfung eines deutschen Kaisers. Berthold Riehl.

Mittheilungen und Nachrichten.

K. Sch. **Aus elassischem Süden.** Dreimal schon seit 7 Jahren ist eine größere Anzahl älterer und jüngerer badischer Schulmänner mit Unterstützung des Großherzogs und der Regierung nach dem Süden gezogen, um unter Führung von Hochschulprofessoren die Stätten der alten Geschichte und die Denkmäler der Kunst aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die erste Reise galt Ober- und Mittelitalien, die zweite Griechenland und Kleinasien (einschließlich Konstantinopel); die dritte (1896) war nach Unteritalien, Sicilien und Karthago gerichtet, und alle drei Expeditionen haben den denkbar günstigsten Verlauf genommen. Was die Theilnehmer an Anregungen heimgebracht haben, wird und soll natürlich in erster Linie der Schule zugute kommen. Wie aber das erste Unternehmen, so hat auch das jüngste noch ein Reisewerk gezeitigt, welches auch für weitere Kreise von Interesse erscheint.

Der Gesellschaft hatte sich von auswärts auch ein Meister photographischer Kunst angeschlossen, Hr. J. Röhring aus Lübeck, welcher eine große Anzahl schöner und charakteristischer Punkte aufnahm. So entstand der Gedanke, eine Auswahl dieser Ansichten mit einem begleitenden Text zu allgemeinerem Nutzen herauszugeben. Das badische Cultusministerium ebnete dem Werke, in Berücksichtigung seiner Bedeutung auch für die Schule, in liberalster Weise

den Weg, und so liegen nun zu einem stattlichen Bande vereinigt („Aus dem classischen Süden", Lübeck, J. Rörhing, 1896. Fol. 40 M.) 150 Lichtdrucktafeln vor, welche unstreitig mit zu dem schönsten gehören, was auf diesem Gebiet geleistet worden ist. Den reichen Inhalt des Werkes können wir nur kurz andeuten. Vom Palatin, wo die gewaltigen Trümmer der Kaiserpaläste und die malerische Umgebung der Villa Mills unsern Blick fesseln, schauen wir herab auf die Stadt der sieben Hügel. Unter uns liegt das Forum, daneben erhebt sich das Capitol, drüben der Quirinal. Wir lernen die einzelnen Theile des Forums kennen, die Triumphbögen und das reizende Vestatempelchen nebst dem Brunnen Vizzacheri's. Jetzt stehen wir auf der höchsten Spitze des Cap Misen und sehen zu unsern Füßen liegen, wie auf einer Reliefkarte, jenen herrlichen Theil des Golfs mit seinen schroffen Landzungen und hafenbildenden Wasserbecken, wo sich neben vielen heiteren auch so manch düsteres Bild römischer Geschichte abgespielt hat. Nun pilgern wir durch den prächtigen Arco felice zu dem Burgberg des alten Cumae mit seiner einzig schönen Lage am brandenden Meer oder durchwandern die stillen Gassen des wieder erstandenen Pompeji, während ringsherum blühendes Leben, üppigste Vegetation herrscht. Recht griechischer Geist umweht uns, wenn wir Poseidons Stadt betreten und uns der hehren Schönheit seiner Tempel hingeben. In Bari und Bitonto bewundern wir die kirchlichen Bauten der Normannen- und Stauferzeit mit ihrer durchsichtigen Gliederung und ihrem reichen plastischen Schmuck, und auf Castel del Monte stehen wir patriotisch bewegt vor dem herrlichen, weit in die Lande schauenden Jagdschloß Friedrichs des Zweiten. Auf der Spitze des salentinischen Vorgebirgs erblicken wir die letzte hohe Säule von dem einst berühmten Heratempel, als Wegzeichen den Schiffern in das Meer hinausragend. Mit dem ziemlich modernen, aber köstlicher Umgebung sich erfreuenden Reggio haben wir das fretum Siculum erreicht und nun reiht sich Perle an Perle, Taormina mit seinem unvergeßlichen landschaftlichen Zauber, Syracus mit den wehmüthigen Erinnerungen seiner großen Vergangenheit, die Tempelpracht Girgenti's, die anmuthig weihevollen normannischen Bauten Palermo's, der gewaltige Tempel Segesta's in großartiger Gebirgseinsamkeit, das gigantische Trümmerfeld von Selinus; weiterhin die Stützpunkte karthagischer Macht: das mauerumgürtete Lilybäon und die sturmumtoste Erycinische und zum Schluß Karthago selbst mit seinem Byrsahügel und den jetzt verschwindend kleinen Hafenbecken, und Tunis, das weiße, mit seinen Flachdächern, Kuppeln und Minarets und all dem Zauber und Flitter orientalischen Lebens. Rom sind 12 Tafeln gewidmet, Cumae 3, Pompeji 20, Paestum 7, Tarent 3, Bari und Bitonto 6, Reggio 3, Taormina 8, Syracus 17, Girgenti 9, Palermo 14, Selinus und Campobello 14, Eryx 6, Karthago 3, Tunis 4, Uthina 3, Cagliari 3. Von anderen Orten sind Misenum, Metapont, Castel del Monte, Kroton, Messina, Castrogiovanni, Segesta, Lilybäon, Motye durch je 1—2 Ansichten vertreten. Die meisten Aufnahmen sind trefflich gewählt und vorzüglich gelungen, nur einige wenige haben durch die Ungnade des Juppiter Pluvius eine Beeinträchtigung erfahren. Sie zeichnen sich namentlich durch große Schärfe und Klarheit aus neben der durch die virtuose Handhabung der Lichtdrucktechnik hervorgebrachten malerischen Weichheit. Wer sie mit dem Auge des Malers betrachtet, wird eine überraschend große Zahl stimmungsvoller Bilder von echt südlichem Charakter finden, die eines jeden Entzücken bilden müssen, und auch dem Archäologen ist manch neue Ansicht geboten, die er bis jetzt vermißt hat. Den größten Gewinn dürfte aber die Schule daraus ziehen, wenn sie beim Geschichtsunterricht ein solches Bilderbuch in geschickter Weise heranzieht. Den Werth des Werkes erhöhen, namentlich nach der lehrhaften Seite, 10 von Oberbaudirektor Durm, dem Mitführer in Sicilien, entworfene Tafeln, welche Grundrisse verschiedener Tempel, interessante architektonische Einzelheiten und einige topographische Uebersichtskärtchen bringen. An der Abfassung des jedem Gebildeten verständlichen Textes haben sich sämmtliche Reisegenossen betheiligt und ihre nicht ganz leichte Aufgabe unter gewissenhafter Verwerthung der einschlägigen Literatur im allgemeinen geschickt gelöst. Man merkt den Schilderungen so recht die Freude der Berichterstatter an, „die Atmosphäre von Classenzimmern und Studirstube mit Luft und Licht, Bergen und Meer des Südens zeitweilig vertauscht" zu haben, wie sich Professor v. Duhn, der Führer der Reisegesellschaft, Mitarbeiter und Redacteur des Werkes, im Vorwort ausdrückt.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 4. März. Physikalisch-mathematische Classe. Vorsitzender Secretar: Hr. Waldeyer. 1. Hr. van't Hoff las: „Ueber die Bildungsverhältnisse der ozeanischen Salzlager. Dritte Mittheilung. Die Existenzbedingungen und Löslichkeitsverhältnisse des Carnallits." Der Carnallit zeigt sich in seiner Existenz begrenzt durch zwei Umwandlungen, die bei bez. —12° und 167° stattfinden. Einerseits tritt unter Wasseraufnahme Bildung von Magnesiumchloridoctohydrat und Kaliumchlorid auf. Andererseits findet eine Theilschmelzung statt, wobei 75 Procent des Chlorkaliums ausfallen, während die Schmelze sämmtliches Magnesiumchlorid und den Rest des Chlorkaliums enthält. 2. Hr. Klein legte eine Mittheilung des Hrn. Prof. E. Cohen in Greifswald vor: „Das Meteoreisen von Forsyth Co., Georgia, Vereinigte Staaten." Das in Rede stehende Eisen gehört zu den Ataxiten und zeigt insofern merkwürdige Structurverhältnisse, als die eine Partie des Blocks körnig, die andere dicht ist. Die chemische Zusammensetzung beider ist annähernd die gleiche und beträgt im Mittel etwa 98.87 Procent Nickeleisen (Kamazit), 1.36 Phosphornickeleisen, 0.11 Troilit, 0.16 Lawrencit. 3. Von dem correspondirenden Mitgliede Hrn. L. Königsberger in Heidelberg wurde vorgelegt: „Ueber verborgene Bewegung und unvollständige Probleme." Die Fälle von Bewegungsgleichungen, welche Helmholtz in einer Arbeit über die physikalische Bedeutung des Prinzips der kleinsten Wirkung als Fälle mit verborgener Bewegung und als unvollständige Probleme bezeichnet, werden zum Ausgangspunkte einer allgemeinen Untersuchung genommen, aus welcher unter anderem sich die Helmholtz'schen Fälle als singuläre ergeben. — Philosophisch-historische Classe. Vorsitzender Secretar: Hr. Vahlen. 1. Hr. Weinhold las „Über die mystische Nennzahl bei den Deutschen". Die Neunzahl, die Vervielfachung der Drei, wird zuerst in mythischen und profanen Gruppenbildungen nachgewiesen, dann im Opferwesen und in den Segnungen, die sich an ursprüngliche Opfergaben hefteten. Es werden dadurch übernatürliche Begabungen gewonnen, die sich namentlich in dem Zauberwesen und in der Abwehr der Krankheiten äußern. Es wird dann übergegangen auf die Neun in der Zeittheilung, in Raum- und Maßbestimmungen und schließlich im Rechtswesen. Mit einem Hinweis auf die Zurückdrängung der indogermanischen Neun durch die orientalische und kirchliche Sieben wird geschlossen. 2. Hr. Harnack überreichte eine Abhandlung des correspondirenden Mitgliedes Hrn. C. Schürer in Göttingen „über die Juden im bosporanischen Reiche und die Genossenschaften der σεβόμενοι θεὸν ὕψιστον ebendaselbst". In dieser Abhandlung wird gezeigt, daß die σεβόμενοι θεὸν ὕψιστον im bosporanischen Reich einer Mischreligion angehörten, auf die das Judenthum starken Einfluß ausgeübt hat. Diese Mischreligion wird an der Formel Θεὸς ὕψιστος (παντοκράτωρ) bis ins 4. Jahrhundert nno bis zur Secte der Hypsistarier in Cappadocien verfolgt.

* Wie die Oesterreichische Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen mittheilt, befinden sich die tiefsten Schächte der Erde in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, und zwar am Oberen See: Red Jacket, Calumet und Hecla 1493 m, Tamarak 1356 m; dann folgen zwei belgische Kohlenschächte: Produits-Kohlengrube (Mons) 1200 m, Viviers-Schacht (Gilly) 1163 m. Die tiefsten in Deutschland sind Kaiser Wilhelm II. (Clausthal) mit 902 m und Einigkeit Lugau (Sachsen) mit 799 m. Die südafrikanischen Goldgruben gehen noch nicht über 607 m hinaus.

* **Stuttgart.** Prof. Eb. Fraas am hiesigen kgl. Naturaliencabinet wird dieser Tage eine Reise nach Südostafrika antreten. Fraas wird eine Expedition als Geolog begleiten und voraussichtlich ein halbes Jahr sich den in Aussicht genommenen Untersuchungen widmen. Außer geologischen Forschungen soll auch der Thierwelt des Landes Berücksichtigung geschenkt und besonders Reptilien und niedere Thiere nach Möglichkeit gesammelt werden. Dr. Mangold wird die Expedition als Arzt begleiten.

* **Berlin.** Wie die „Berl. W. Corr." vernimmt, habe sich das Cultusministerium an die medicinische Facultät gewendet mit dem Ersuchen, ihm neue Vorschläge für die Besetzung des Lehrstuhls du Bois-Reymonds zu machen. Die Facultät soll sich in ihrer Sitzung am 9. ds. Mts. über neue Vorschläge geeinigt und sie dem Ministerium bereits zugesandt haben. Ursprünglich waren, wie man sich erinnert, von der Facultät vorgeschlagen: die Professoren Kühne (Heidelberg), v. Kries (Freiburg) und Hermann Munk (Berlin). Prof. Kühne hat soeben, nach längeren Verhandlungen die Berufung abgelehnt. Mit Prof. Munk ist das Ministerium überhaupt nicht in Verhandlungen eingetreten.

* **Paris.** Der Unterrichtsminister hat eine Commission einberufen, die sich mit dem Studium der Frage der Decimaluhr beschäftigen soll. Elf Fragen sind der Commission vorgelegt worden,

Digitized by Google

die sich folgendermaßen resumiren lassen: „Weshalb ist bei der Revolutionsumgestaltung der Maße ꝛc. das Decimalsystem nicht auf die Zeitmessung ausgedehnt worden? Ist eine solche Reform für die verschiedenen Wissenschaften, Verwaltungen, Gewerbe ꝛc. wünschenswerth? Welches System (10, 20, 24 oder 40 Stundenuhr) ist das beste? Wenn das Publicum der Einführung der Zehnstundenuhr sich widersetzen sollte, wäre dann die Einführung derselben für den wissenschaftlichen Gebrauch anzurathen? Wäre im Falle der Annahme eines Reformprojects zunächst eine internationale Verständigung anzustreben? Von wann an würde die Reform in Wirksamkeit treten? Wenn eine unmittelbare Reform verfrüht erscheine, welche Maßregeln wären dann zu ergreifen, um die Massen von vornherein an sie zu gewöhnen und die materiellen Hindernisse allmählich aus dem Wege zu räumen? Wäre es angezeigt, mit Versuchen vorzugehen, um die verschiedenen vorgeschlagenen Reformen zu erproben? Wenn eine allgemeine Reform undurchführbar wird, wäre es dann angezeigt, eine theilweise Reform vorzunehmen und Tabellen zu veröffentlichen, auf denen gewisse Ansetzungen in Bruchtheilen von Tages ausgedrückt würden?" Die Commission hielt am 5. ds. ihre erste Sitzung. Möglich, daß man bald auch in Frankreich, wie in Italien und Belgien, die Tageszeit von 0 bis 24 Stunden zählen wird; vor dem Unsinn einer Decimaluhr wird dagegen selbst der republicanische Theil der Welt hoffentlich bewahrt bleiben. (Wir gedenken dabei des Prachtstücks einer großen Stutzuhr aus der Zeit der ersten französischen Republik, das im Hause des Hrn. A. Boysen in Westerland auf Sylt bewahrt wird, wohin es ein Vorfahr als Schiffscapitän aus Frankreich gebracht. Die Uhr zeigt außer den Stunden den gesammten republicanischen Kalender, zehntägige Woche, Namen u. s. w. an; es würde sich empfehlen, sie für ein Museum zu erwerben. D. Herausg.)

* **Turin.** Der kgl. Akademie der Wissenschaften wurden im Jahre 1896 den Auswärtigen Daubrée (Paris), Ernst Curtius (Berlin) und A. Kekule (Bonn) durch den Tod entrissen. Die Mathematiker J. J. Sylvester (Oxford) und J. L. Bertrand (Paris) wurden zu auswärtigen Mitgliedern ernannt, zu correspondirenden: die Mathematiker C. Jordan (Paris), G. Mittag-Leffler (Stockholm), der Geodät F. R. Helmert (Berlin), die Physiker J. J. Thomson (Cambridge) und L. Boltzmann (Wien), der Historiker J. Bryce (London), der Philosoph A. Pinloche (Lille).

* **Petersburg.** Die Vorbereitungen zum VII. Internationalen geologischen Congreß, der am 29. August bis 4. September d. J. hier tagen soll, gehen rüstig vorwärts. Man beabsichtigt, unmittelbar vor dem Congreß eine große geologische Excursion nach dem Ural zu unternehmen. Kleine Excursionen sollen nach Estland und Finland stattfinden. Gleich nach dem Congreß wird eine Hauptexcursion nach dem Kaukasus und in die Krim organisirt. Die Eisenbahn wird die Congreßmitglieder auf russischem Gebiet umsonst befördern. Als Präsident des Organisationsbureaus fungirt der Vorsteher des geologischen Comités, Prof. A. P. Karpinsky, als Generalsecretär der Obergeolog und Akademiker Th. Tschernyschew, als Schatzmeister der Obergeolog und Bergingenieur A. D. Michalski.

Neue Kataloge: B. G. Teubner, Leipzig: Mittheilungen aus dem Verlag. 30. Jahrg. Nr. 1. — Hermann Dege, Leipzig: F. C. Heinemanns Gartenbibliothek Nr. 16. — M. Spirgatis, Leipzig: Antiquar. Verzeichniß Nr. 48: Philosophie. — Paul Neff, Stuttgart: Lehrmittel für höhere Lehranstalten. — Theod. Thomas, Leipzig: Kat. zur Jubel-Feier des 400jährigen Geburtstages Philipp Melanchthons, bearb. von Karl Stange. — Ulrico *Hoepli*, Milano: Cat. No. 111: Roma pagana e cristiana. — S. Kende, Wien: Wiener antiquar. Büchermarkt. 1897. Nr. 1; Kal. Nr. 26: Wiener berühmte Persönlichkeiten. (Portrait-Sammlung v. Felder, 5. Abth.) — Richard Jordan, München: Kat. Nr. 16: Physik. — Maaer u. Müller, Berlin: Kat. Nr. 161: Nordische und deutsche Philologie und Literatur. — J. Ricker, Gießen: Antiquar. Kat. Nr. 22: Deutsche Literatur nebst Uebersetzungen. — Karl W. Hiersemann, Leipzig: Kat. Nr. 178: Archäologie, classische Philologie; Nr. 179—182: Bibliotheca Americana; Nr. 183: Gesammte Naturwissenschaften. — E. Friesleben, Straßburg i. E.: Antiquar. Verz. Nr. 14, Febr. 1897. — Monthly bulletin of books added to the *Public Library* of the *City of Boston*. Vol. II. Nr. 1/2. Jan.—Febr. 1897. Boston, publ. by the trustees. — W. *Muller*, London: New book list 1897, Nr. 1.

Im Verlage von B. Firnberg in Frankfurt a. M. erschien soeben:

Wohin treiben wir?

Betrachtungen eines Musikers.

Von

Bernhard Scholz. (4220)

Preis 1 Mark.

(Zuerst in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" erschienen.)

Neuigkeit 1897.

Die Augen der Erinnerung und Anderes.

Von **Heinrich Seidel.**

Band 14 der Gesammelten Schriften.

Geb. 4 Mark. (4243)

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhdlg. Oskar Beck in Münche.

Soeben ist erschienen:

Kahn, Dr. Julius, Rechtsanwalt u. Sekretär der Handelskammer für Oberbayern: **Börsengesetz** für das Deutsche Reich vom 22. Juni 1896 erläutert und mit Ausführungsbestimmungen herausgeg. 20 Bog. kl. 8°. In Leinwand geb. 3 M.

Der „Deutsche Oekonomist" schreibt in seiner Nummer vom 6 März d. J. über Kahn's Bearbeitung des Börsengesetzes: „Soweit eine vorläufige Durchsicht ein Urteil gestattet, müssen wir sagen, daß das Kahn'sche Buch unbedingt das beste aller bis jetzt erschienenen Ausgaben ist. Wer mit dem Börsengesetz zu thun hat, darf das Buch nicht entbehren." — Die Berliner Börsenordnung ist sowohl im Anhang abgedruckt als durchgängig im Text verwendet. (4215)

R. Gaertner's Verlag, H. Heyfelder, Berlin SW.

Soeben erschienen:

Ludwig Keller. Die Anfänge der Reformation und die Ketzerschulen. Untersuchungen zur Geschichte d. Waldenser beim Beginn d. Reformation. (Auch unter d. T.: Vorträge u. Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. IV. Jahrg. 1. und 2. Stück.) IV und 61 S. gr. 8°. 1,50 M.

Die Schrift enthält Beiträge zur Entstehungsgeschichte der Reformation auf Grund neuen Aktenmaterials und bringt neue geschichtliche Beweise für die von dem Verfasser früher vertretenen Anschauungen über die geschichtlichen Zusammenhänge der Religionskämpfe des 14. bis 16. Jahrhunderts. (4231)

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg erschien soeben:

Gmelin-Kraut's Handbuch der Chemie. Anorganische Chemie. 6. Aufl. II. Band. II. Abtheil. Lfg. 15—17 (Schluss). Herausg. u. bearb. von Prof. Dr. A. Hilger unter Mitwirkung von Dr. Rud. Weinland. 8°. Brosch. Mk. 4.50. (15839)

— — 6. Aufl. II. Band. II. Abth., cplt. Herausg. von Prof. Dr. K. Kraut, fortges. von Prof. Dr. A. Hilger. Bearbeitet von Prof. Dr. S. M. Jörgensen, fortges. von Prof. Dr. A. Hilger unter Mitwirkung von Dr. Rud. Weinland. 8°. Brosch. Mk. 26. —

Verlag von Ernst Hofmann & Co., Berlin S.W. 46, Hedemannstr. 2.

Soeben erschienen:

Deutsche (4234)

Charaktere.

Von

Dr. Richard M. Meyer.

(Verfasser von „Goethe".)

Geh. M. 5.50; Halbfranzbd. M. 7.—

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reit in München.

Jahrgang 1897. München, Montag, 15. März. Nummer 60.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Ueberſicht.

Eine deutsche Colonie an der Mosquitoküste. Von Dr. H. Polakowsky. — Die Pflanzenfabel in der orientalischen und classischen Literatur. II. Von Aug. Wünsche. — Mittheilungen und Nachrichten.

Eine deutsche Colonie an der Mosquitoküste.

Da die Vereinigten Staaten seit Jahren bestrebt sind, die europäische Einwanderung zu erschweren, vor der Auswanderung nach englischen Colonien in Deutschland mit einem gewissen Recht immer gewarnt worden ist, unsre Colonien in Afrika und Polynesien doch nicht ernhaft in Betracht genommen werden können, wenn es sich um praktische Unterbringung der Leute handelt, die aus Deutschland auswandern wollen, so herrscht auf dem Gebiet der deutschen Auswanderung ein wahrer Nothstand. Die Leute wissen nicht, wohin sie gehen sollen, und fallen deßhalb leicht jedem Schwindler, der ihnen eine verlockende Schilderung von einem fernen Lande entwirft, in die Hände.

Dieses beklagenswerthe Schauspiel hat sich in diesem Winter in Dortmund (Westfalen) und Umgebung wiederholt. In den Monaten August bis October des Jahres 1896 trat in Dortmund ein früherer Lehrer, Rob. Krämer, auf, der von der Mosquitoküste der Republik Honduras kam, wo er angeblich große und fruchtbare Terrains erworben hatte und durch Vorträge und Briefe ꝛc. für die Auswanderung „vermögender Bauern“ nach Mosquitia agitirte. Weitere Kreise und auch Verfasser erfuhren von der Sache erst durch die Broschüren,[1]) die Hr. Krämer im October, ganz kurz vor seiner Rückreise nach Honduras, erscheinen ließ. — Diese Broschüre zeigt, daß Hrn. Krämer die wissenschaftliche Literatur über das von ihm empfohlene Gebiet ziemlich unbekannt war und er selbst zur Beurtheilung des Bodens, Klimas und der Verhältnisse der Republik Honduras unfähig ist, oder die Thatsachen absichtlich (zur Anlockung von Käufern für sein (?) Land) entstellt.

In der Einleitung wird gesagt: die deutsche Auswanderung solle in Massen nur nach solchen Gebieten gelenkt werden, wo die Möglichkeit dereinstiger deutscher Staatenbildung nicht ausgeschlossen sei. Dies sei der Fall „in allen selbständigen Gebieten, in denen Klima und Bodenverhältnisse günstig und die gegenwärtige Einwohnerzahl gering ist“. Zu diesen Ländern rechnet nun Hr. Krämer auch Mosquitia. So bezeichnet er das Departement Colon der Republik Honduras in Mittel-Amerika. Er schreibt, daß dieses Gebiet, welches fast so groß wie die Provinz Westfalen ist, nur 2800 Einwohner habe, von denen über 2000 Zambos und Indianer (meist Caraiben) seien. Nach dem letzten (zweiten) Census der Republik vom Jahre 1889 hat aber Colon 11,474 Einwohner; wovon 2839 Indianer und 8615 Ladinos, d. h. Mischlinge von Weißen und Indianern sind. 117 dieser Einwohner waren Engländer, d. h. fast ausschließlich Neger und Mulatten aus dem englischen Westindien, nur 21 Franzosen und 2 Deutsche wurden gezählt. 9627 Einwohner hatten keinerlei Unterricht genossen. Hr. Krämer sagt weiter richtig: gute Häfen fehlten an der ganzen Ostküste von Honduras, bescheidene Hafenanlagen seien aber möglich, auch an der Mündung des Rio Negro (Black River) und an der Laguna Palacio (Caiba), in deren Nähe „Neu-Dortmund“ liegt. Nachdem Hr. Krämer „die geringe Differenz der Temperaturhöhe der einzelnen Jahres- und Tageszeiten unter einander“ gerühmt hat, ohne nur anzudeuten, daß gerade diese gleichmäßige Wärme den Europäer unfähig zu stärkerer körperlicher oder geistiger Arbeit macht, schreibt er: „aber weder die trockene noch die Regenzeit hindert den Deutschen an fleißiger Arbeit im Freien.“ Oteich ungeheuerlich ist die Angabe: es halte nicht schwer die Bewohner von Mosquitia, friedliche Leute, zur Arbeit zu erziehen. Wie ungünstig es factisch um die Arbeiterfrage an jenem Theile der Küste steht, zeigt der officielle Bericht im statistischen Jahrbuch.[1]) Man müßte die ferner von der geplanten Colonie wohnenden, uncivilisirten Indianer (Caraiben) zur Arbeit heranziehen. Hr. Krämer empfiehlt zunächst Bananenbau und behauptet: „unser eigener Export in Bananen ist wohl geordnet“. Ich bezweifle dies, bis Hr. Krämer angibt, welche Schiffe regelmäßig den sehr schlechten, gefährlichen Hafen bei seiner Colonie anlaufen und die Bananen abholen. — Er prophezeit weiter Mosquitia eine große Zukunft, da diese Provinz an dem Seewege Hamburg-Kingston-Greytown-Colon gelegen sei. Daß dies falsch ist, die ganze Nordküste von Honduras weit ab vom „Weltverkehr“ liegt, zeigt ein Blick auf die Weltkarte. Auf die Nordamerikaner scheint Hr. Krämer schlecht zu sprechen zu sein. Er behauptet aber, daß sie „jetzt anfangen, sich mehr für Mittel-Amerika zu interessiren“. Die Engländer werden als klügere, bessere Menschen gepriesen, die den Werth von Mosquitia eher erkannt hätten. Diese wenigen Sätze zeugen von einer trostlosen Unwissenheit. England wollte sich hier nur eine Machtsphäre schaffen, um beim Nicaraguacanal ein gewichtiges Wort mitsprechen zu können, und die Nordamerikaner meiden Honduras und die ganze Mosquitoküste, seit sie jene Länder genauer kennen und zahlreiche Amerikaner durch schwindelhafte Gründungen und Speculationen (an denen die Bewohner von Honduras allerdings unschuldig sind) ihr Geld dort verloren haben. Die Metallschätze des Landes sind nicht zu heben, da es an Wegen und an Sicherheit für fremde Capitalanlagen fehlt.

Ueber die Gründung der Colonie schreibt Hr. Krämer, daß er im Jahr 1893, angeregt durch die Schilderungen eines in Mittel-Amerika ansässigen Deutschen, mit einigen gleichgesinnten deutschen Männern in Mosquitia, an der Küste, ungefähr da, wo sich der 85° westl. Lg. v. Gr. und der 16° nd. Br. schneiden, mehrere hundert Acker Urwald gekauft habe. Die Leute gingen im Herbst 1893 heraus und 1896 hätten diese wenigen deutschen Ansiedler bereits

[1]) Rob. Krämer: Mosquitia und die Colonie Neu-Dortmund. Dortmund, F. W. Ruhfus, 1896.

[1]) *Antonio R. Vallejo:* Primer Anuario Estadistico corresp. al año de 1889. Repúbl. de Honduras. Con ilustracion. Tegucigalpa, 1893, Fol.

gegen 500 preuß. Morgen Land urbar gemacht, bepflanzt und Ernten erzielt. Hr. Krämer selbst folgte 1894 nach. Er behauptet, er habe „von der kgl. Regierung die Weisung erhalten, sich die Pflege des Deutschthums in der jungen Colonie angelegen sein zu lassen". Hr. Krämer erklärt, daß er den berüchtigten Bericht der Mosquitocommission[1]) erst nach seinen 1896 in Dortmund gehaltenen Vorträgen gelesen habe, und ist hoch erfreut, daß seine Ansichten durch jenen Bericht bestätigt werden. — Der Platz für die Colonie ist entschieden nicht schlecht gewählt und falls eine größere, capitalkräftige Gesellschaft hier eine Fahrstraße nach Süden erbaut, wie sie auf den besten Karten[2]) des Landes schon markirt ist, den Hafen verbessert und für regelmäßige Schiffsverbindung mit Trujillo und später mit New-Orleans sorgt, kann hier sicher Bananen- und Kaffeebau, auch Viehzucht mit Erfolg getrieben werden. — Ueberschwänglich wird der bisherige Erfolg der Colonie, ihr Gesundheitszustand und sogar die öffentliche Sicherheit gerühmt.

Für die Seichtigkeit dieses Theiles genügt es, die Phrase zu citiren: „Leben und Eigenthum in unsrer Colonie erfreuen sich des Schutzes der humanen Landesgesetze und der besonderen Fürsorge der Regierung." Köstlich ist auch der Satz, daß alle mittelamerikanischen Staaten „noch immer hin und wieder durch revolutionäre Erhebungen zu leiden haben". Daß die Geschichte von Honduras eine ununterbrochene Kette der erbärmlichsten, grausamsten und widerwärtigsten Revolutionen und Bürgerkriege ist, die nur durch kurze Pausen vollständiger Erschöpfung unterbrochen wird, daß die Corruption der regierenden Classen geradezu bodenlos ist, scheint Hr. Krämer nicht zu wissen. Wir glauben gern, daß er und seine Leidensgefährten durch diese Revolutionen bisher nicht gestört worden sind. Eine bewaffnete Bande wird diese dünn bevölkerten, armen, unwegsamen Gebiete von Mosquitia nie heimsuchen, da sie dort nichts rauben kann, ja verhungern würde. Köstlich ist auch der Satz: „Schon jetzt betrachten die in der Colonie wohnenden Nordamerikaner unsre Bestrebungen mit eifersüchtigen Augen und machen große Anstrengungen, uns zuvorzukommen." Hr. Krämer erklärt es für wünschenswerth, daß sich „sofort" eine deutsche Gesellschaft mit einem Capital von etwa 50,000 M. bilde, um am Tocomachofluß einige hundert Acker Land und einen kleinen Flußdampfer zu erwerben. In einigen Jahren könnte dieses Anlagecapital aus dem Fruchterlöse zurückgezahlt werden. Weiter fordert Hr. Krämer die Schaffung eines deutschen Consulats in seiner Colonie und räth zur Erwerbung großer Theile von Mosquitia, damit die Nordamerikaner und Engländer mit ihrem Capital uns nicht zuvorkommen. Das ist lächerlicher Unsinn. Mit großem Capital ist — wenn erst geordnete Zustände und eine starke, ehrenhafte Regierung in Honduras existiren — entschieden auch an der Mosquitoküste mit hohem Gewinn Plantagenbau ꝛc. zu treiben. Da aber zur Zeit Capital in ähnlichen Unternehmungen an mindestens hundert anderen Stellen im spanischen Amerika (in Mexico, Guatemala, Costa-Rica, Venezuela, Uruguay, Argentinien und Chile) viel sicherer angelegt werden kann und viel schneller höheren Gewinn bringen wird und muß, so überlassen die Engländer und Nordamerikaner gern den werthlosen Brocken „Honduras" der Ausbeutung durch Hrn. Krämer und die von ihm Verführten. Das Großcapital in Deutschland bedarf keiner Warnung. In diesen Kreisen, wie in denen der wirklichen Amerikanisten, erregen Stilübungen wie die des Hrn. Krämer nur Heiterkeit und dann Mitleid mit den Hineingefallenen.

In der neuen Wochenschrift: „Die Umschau" (Frankfurt a. M., Nr. 4 vom Jahr 1897) sagte ich in wenigen Zeilen meine Ansicht über die Broschüre des Hrn. Krämer. Am 17. Februar bereits fand ich in der „Kreuz-Ztg." eine kurze Warnung, von vier Opfern des Hrn. Krämer in Dortmunder Zeitungen erlassen. Die Leute waren so klug gewesen, möglichst schnell zurückzukehren. Ich schrieb nun an einen der Herren und erhielt eine Anzahl von Zeitungen aus Dortmund von Mitte Februar mit leider anonymen und ziemlich lückenhaften, unklaren Angaben und polemischen Erzählungen der Geschädigten. Hr. Krämer hütete sich wohl, in seiner Broschüre zu sagen, wie man zur Zeit nach „Neu-Dortmund" gelangt, wie es dort um Schule, Kirche, Arzt und Hebamme, um Verkehrswege nach dem Innern, um Polizei, nächstes Gericht ꝛc. steht. Aber auch die zurückgekehrten Opfer seiner Agitation gaben hierüber bisher keine Auskunft. Auf die persönlichen Beziehungen und Erlebnisse der Geschädigten mit Hrn. Krämer können wir hier nicht eingehen. Das ganze Gebahren des Hrn. Krämer und seine Broschüre lassen es als glaubhaft erscheinen, daß die ganze Coloniegründung nur eine unlautere Finanzoperation ist, Krämer nur Dumme sucht, die ihm sein Land abkaufen. Die Zurückgekehrten behaupten übrigens, daß das Land Hrn. Krämer noch gar nicht gehöre, daß er keine anerkannten, unbedingten Besitztitel habe. Es ist unbegreiflich, daß Polizei und Justiz Hrn. Krämer in Dortmund einige Monate ungestört für den Verkauf seiner Ländereien in Honduras öffentlich agitiren ließen und den Mann nicht nach seinen Documenten und Besitztiteln oder nach seinem Vertrage mit der Regierung fragten, Vorlegung dieser Papiere forderten. Dann würde man ersehen haben, daß die Regierung jedem Europäer, der sich in jenen Gebieten ansiedeln will, ein kleines Landgut schenkt.

Die beste der mir vorliegenden anonymen Erklärungen der Geschädigten ist die in Nr. 49 des „General-Anzeigers" (Dortmund) vom 19. Februar d. J. Es wird darin einem Vertheidiger des Hrn. Krämer heimgeleuchtet und gesagt: „Die erste Unwahrheit des Hrn. Krämer war, daß er erzählte, das Klima wäre dort gesund. Antwort: Kein Deutscher kann dem Klima lange widerstehen, dort angestrengt arbeiten. Zweite Unwahrheit: Deutsche Ackerbauer können dort durch schwere Arbeit prosperiren. Antwort: Bezahlte Farbige machen das Land urbar und pflanzen die Bananen. Dritte Unwahrheit: Die Ernte findet guten Absatz. Antwort: Diese verrufene Küste besucht kein Handelsdampfer. Hiezu sei bemerkt, daß die Küste zwischen Puerto Cortez und Trujillo, an welcher der Bananenbau in stets steigendem Umfange betrieben wird, seit etwa 1890 regelmäßig von den Dampfern angelaufen wird, welche zwischen New-Orleans und den genannten Häfen der Nordküste von Honduras verkehren. Diese Nachricht finden wir im Honduras Mining Journ., einer officiellen und also sehr optimistischen Zeitschrift. Daß Dampfschiffe über Puerto Burchard (San Goloya) den in der Nähe von „Neu-Dortmund" belegenen, sehr mangelhaften Hafen anlaufen, habe ich nirgends angegeben gefunden. Größere Schiffe würden dort, da es an arbeitenden Bewohnern und ausgedehnten Culturen, größerer Viehzucht ꝛc. fehlt, auch keine Ladung erhalten.

Vierte Unwahrheit: Hr. Krämer erklärte, er glaube an die Zukunft der Colonie. Als Antwort wird ausgeführt, daß Krämer bereits in New-York als Seelenverkäufer bekannt sei. Die German Society in New-Orleans, La., Jacksonsquare, St. Peterstreet, sei bereit, Auskunft über Hrn. Krämer und seine „Colonie" zu geben, wird in einer Eingabe eines der Opfer des Hrn. Krämer an die preußische Regierung gesagt. — Sechste Unwahrheit: Die bisherigen

---

[1]) Bericht über die im höchsten Auftrage Sr. Kgl. Hoh. d. Prinzen Karl von Preußen bewirkte Untersuchung einiger Theile des Mosquitolandes. Berlin, Al. Duncker, 1845.

[2]) *A. T. Byrne*, Nueva York, Colton y Comp., 1886, 1:1 Mill. und Bianconi: Cartes Commerciales, 7me Sér. Num. 4, Republ. de Honduras et de Salvador, Paris, Impr. Chaix, 1891.

Digitized by Google

Ansiedler prosperiren. Antwort: Die Mehrzahl ist bald ausgerissen. Weiter wird Hrn. Krämer vorgehalten, daß es unverantwortlich sei, zwei junge deutsche Frauen nach „Neu-Dortmund“ zu führen, wo sie „in ihrer schweren Stunde“ weder Arzt noch Hebamme finden würden. Siebente Unwahrheit: Es ist bei Neu-Dortmund Land urbar gemacht worden. Antwort: Krämer hat überall Schulden, die er mit dem Gelde der neu Angekommenen zu bezahlen gedenkt. „Das meiste, was einer seiner Leute drüben überhaupt urbar gemacht hat, sind 4 Morgen.“ Das Land, welches Krämer verkaufen will, hat er geschenkt bekommen. Es liegt stundenweit von der Küste entfernt und ist völlig werthlos, weil man von dort die Producte nicht an die Küste bringen kann. Hat man sie aber wirklich an der Küste, so versanken sie vort, weil kein Dampfer sich sehen läßt. Ein Hafen ist nicht vorhanden. Letztere Angabe ist nur bedingt richtig; die guten Karten von Honduras und die englischen Seekarten zeigen, daß an dieser Küste im Osten von Cap Cameron mit relativ geringen Kosten ein Hafen geschaffen werden kann. Aber die Regierung hat hierzu weder Geld noch Credit, und eine fremde Pflanzergesellschaft wird die Mittel nicht wagen, da die politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse von Honduras die denkbar ungünstigsten sind. Sagt doch der zeitige Präsident, Policarpio Bonilla, in einem Ende Januar 1897 an alle Beamten der Republik gerichteten Circular, daß eine neue Revolution zu befürchten sei, da die herrschende liberale Partei nicht einig sei und die besiegte conservative Partei des früheren Präsidenten, General Vasquez, dadurch immer mächtiger werde. Auch die Beamten seien uneinig und gehorchten der Regierung nicht. (S. Estr. de Panamá v. 4. Februar.)

Die obigen Proben der Klagen der heimgekehrten „Colonisten“ dürften genügen. Was an ihnen wahr ist, dürfte durch die bald zu erwartende Untersuchung, welche die Regierung anstellen wird, und durch die gerichtliche Vernehmung der Geschädigten, die durch die Reise nach „Neu-Dortmund“ je 1000 bis 1200 M. verloren haben, leicht festgestellt werden. Eine weitere Agitation für „Neu-Dortmund“ wird aber die Polizei wohl in ganz Deutschland jetzt verhindern. — Diese Geschichte der geplanten neuesten deutschen Colonie zeigt aber, wie nothwendig die Schaffung eines Auswanderergesetzes und einer Behörde oder eines Bureaus zur Ueberwachung und Ordnung der deutschen Auswanderung ist. Dieses Bureau müßte unter Aufsicht der Regierung (von dieser subventionirt) von competenten und völlig unabhängigen Herren geleitet werden und sich besonders frei halten von jeder Beeinflussung durch die Interessenten, d. h. die Regierungen, welche die deutschen Auswanderer anzulocken wünschen.

Dr. H. Polakowsky.

Die Pflanzenfabel in der orientalischen und classischen Literatur.

Von Aug. Wünsche.

II.

In weit zahlreicheren Beispielen als in der morgenländischen Literatur tritt uns die Pflanzenfabel in der classischen Literatur der Griechen und Römer entgegen. Unter den dem Aesopus zugeschriebenen Fabeln kommen allein 14 Pflanzenfabeln vor.

Ueber die Person und Lebensumstände dieses Dichters sind wir auf die kurzen, dürftigen Notizen bei Herodot II, 143 und Plutarch (Verzug der göttlichen Strafen Cap. 12) angewiesen. Die ausführlichen Nachrichten, die wir über ihn aus der dem griechischen Mönche Maximus Planudes [1]) im 14. Jahrhundert zugeschriebenen, aber wahrscheinlich bis ins 10. Jahrhundert zurückgehenden Lebensbeschreibung erhalten, grenzen vielfach ans Romanhafte. Der Sage nach war Aesop ein Phrygier und lebte um das Jahr 570. Als Sklave geboren, stand er zuerst im Dienste des Demarchos (Timarchos) in Athen, kam dann in den Dienst des Lydiers Xanthos auf Samos, endlich in den des Philosophen Jadmon daselbst. Nach Plutarch wurde er bezichtigt, in Delphi eine goldene Opferschale gestohlen zu haben, weßhalb er vom Abhange des Felsens Hyampa herabgestürzt worden sein soll. Niedergeschrieben sind sicher die Fabeln von Aesop selbst nicht, sondern sie pflanzten sich durch Tradition von Geschlecht zu Geschlecht fort, wodurch natürlich zahlreiche Abweichungen von der ursprünglichen Gestalt entstanden. Somit besitzen wir die Fabeln des Aesopos nicht dem Wortlaut, sondern nur dem wesentlichen Inhalt nach. Vor allem rühren die Fabeln, die sich nur als Recension einer anderen erweisen, wie nicht minder die Bearbeitungen eines und desselben Stoffes nicht von Aesop her, sondern sind dichterische Erzeugnisse von Lehrern oder Schülern der Philosophen- und Rednerschulen, die nach dem Untergange des griechischen Staates durch die Römer fast in allen bedeutenden Städten entstanden. So wissen wir von dem zu Anfang des vierten Jahrhunderts in Antiochien lebenden Redner Aphthonius, daß er vierzig Aesopische Fabeln in Prosa bearbeitet hat. Auch die den Fabeln angehängten trockenen und bisweilen den Sinn der Dichtung ganz und gar nicht treffenden Epimythien gehen nicht auf Aesop zurück, sondern sind erst später hinzugekommen, vielleicht in der Weise, wie etwa heutzutage die Lösungen unter Räthsel geschrieben werden. Liegt doch gerade der Reiz der Fabel für die Hörer und Leser darin, daß sie gezwungen werden, die moralische Belehrung selbst zu finden.

Im ersten vorchristlichen Jahrhundert goß unter der Regierung des Kaisers Augustus der Dichter Babrios, [2]) wahrscheinlich syrischer Herkunft, die Aesopischen Fabeln in correcte und elegante Choliamben um. Obwohl die babrianischen Fabeln noch im 12. Jahrhundert vorhanden waren, gingen sie doch bald darauf bis auf einige Fragmente verloren, und erst der Neuzeit ist es gelungen, sie wieder ans Licht zu ziehen. Nachdem nämlich der Engländer Tyrwhitt zahlreiche Citate des Babrianischen Choliambus bei Suidas nachgewiesen, entdeckte der Grieche Minas im Jahre 1843 auf dem Berg Athos eine Pergamenthandschrift des Babrios,

---

[1]) Maximus Planudes haben wir auch eine Sammlung Aesopischer Fabeln in Prosa zu verdanken, die in zwei Recensionen auf uns gekommen ist. Die eine, welche 144 Fabeln enthält, veröffentlichte nebst der lateinischen Uebersetzung des Nunnius aus Arezzo zuerst 1479 in 4° Bonus Accursius (Buonaccorso) aus einer ihm gehörigen Handschrift zu Mailand, die andere Robert Stephanus (Etienne), Paris 1546. Bald kamen neue Fabeln hinzu, zunächst aus der Bibl. Palatina durch Nevelet, Frankf. 1610, dann aus Florentiner Handschriften von de Furia, Flor. 1809; ferner aus dem Codex Augustanus von J. G. Schneider 1812, und zuletzt aus dem Codex Bodlejanus von Pius Knoll 1877. Vergl. Wilhelm Christ, Gesch. der griech. Literatur § 97.

[2]) Die Sammlung des Babrios umfaßt 123 Fabeln in zwei Büchern, sie ist aber nicht vollständig, da sie mitten im Buchstaben O abbricht. Nach Babrios geht die Fabel auf die Lydier zurück. Er redet im ersten Prooimum und in der 74. Fabel einen gewissen Branchos an, den er im Prooimium zum zweiten Buche näher als Sohn des Königs Alexander bezeichnet. Es heißt da:

„Die Fabel, o Sohn des Königs Alexander, ist eine alte Erfindung der Syrer, die ehemals zur Zeit des Ninus und des Belos lebten. Zuerst hat sie den Ablömmlingen der Hellenen der weise Aesop und dann den Libyern Kybisses erzählt.“

Wer aber dieser König Alexander gewesen, darüber gehen die Meinungen der Gelehrten sehr auseinander. Bergk denkt an Alexander Aetolos, der im 3. Jahrhundert lebte und von Antigonos vergiftet wurde, Bachmann an den Herodianer Alexander, den Vespasian als Regent über Iſtlas und Cilicien setzte, Boissonade und Crusius an den römischen Kaiser Alexander Severus. Wahrscheinlich aber ist der Seleucide Alexander I. Balas gemeint, der von 150—147 v. Chr. regierte.

die sich jetzt im britischen Museum als Cod. gr. 22087, mit 123 Fabeln befindet. Auf einer zweiten Reise im Jahre 1857 wurde Minas die Copie einer zweiten Handschrift des Athos mit 95 neuen Fabeln des Dichters angeboten, dieselbe stellte sich aber bei genauem Zusehen als Fälschung plumpster Art heraus. Neuerdings jedoch hat Pius Knöll im Cod. Vat. 777 noch eine Reihe Fabeln des Babrios entdeckt.

Auch in der nachchristlichen Zeit haben die Aesopischen Fabeln noch Bearbeiter gefunden. So veröffentlichte Phaedrus aus Pierien, ein Freigelassener des Kaisers Augustus, unter Tiberius und dessen Nachfolgern, seine fünf Bücher Aesopischer Fabeln, in wohl gebauten, fließenden jambischen Senaren, und in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts verfaßte Avianus 42 Aesopische Fabeln in elegischem Versmaße, die er dem Kaiser Theodosius widmete. Daß ihm die Aesopischen Fabeln in der That vorgelegen haben, geht mit Sicherheit aus einer Stelle des Widmungsschreibens an den Kaiser hervor.

Während des Mittelalters übertrug Syntipas die Fabeln Aesops ins Syrische, und Michael Andreopulos übersetzte sie aus dem Syrischen wieder zurück ins Griechische; erstere gab Jul. Landsberger, Posen 1859, letztere Christ. Friedr. Matthäi, Leipzig 1781 aus zwei Moskauer Codices unter dem Titel: *Συντίπα τοῦ φιλοσόφου ἐκ τῶν παραδειγματικῶν αὐτοῦ λόγων* heraus. Im 9. Jahrhundert fanden die Fabeln noch in Ignatius Dioskorides († 878 als Patriarch in Konstantinopel) einen Bearbeiter, er hat 53 Fabeln in choliambische Tetrameter umgedichtet.

Außerdem entstanden während des Mittelalters noch verschiedene Paraphrasen oder Prosaauflösungen, die speciell die Fabeln des Phädrus zur Voraussetzung haben und von denen die des Romulus mit ihren späteren Ausflüssen und Erweiterungen, dem Werke des sogenannten Anonymus, meistens auch Anonymus Neveleti genannt, sowie des Steinhöwelschen Aesop, für die Gestaltung und Entfaltung der mittelalterlichen Fabeln die wichtigste und einflußreichste geworden ist.

Während die Fabeln des Aesop sich durch Kürze, Bündigkeit, Leichtigkeit und Schärfe der Darstellung auszeichnen, können die des Babrios in gewissem Sinne schon als verkünstelte Prosa gelten. Diesen Charakter erhalten sie durch den Choliambus, der die Mitte zwischen Poesie und Prosa hält. Die Fabel des Phädrus ist zwar fließend, wird aber bisweilen schon redselig. Obwohl ihr eine gewisse Heiterkeit des Tones eignet, ist sie doch nicht frei von mancherlei Derbheiten der Anschauung. Sehr malerisch treten die Begebenheiten in den Fabeln des Avianus mit ihren eleganten Versen hervor, wenngleich die Dichtungen als solche von ihrer ursprünglichen Einfachheit und Popularität viel eingebüßt haben,

Die erste Pflanzenfabel des Aesop (in der Halm'schen Textausgabe Nr. 32): „Der Fuchs und der Dornstrauch" richtet sich gegen diejenigen, die sich unwürdige Helfer suchen.

Ein Fuchs stieg auf einen Zaun, und als er eben ausgleiten wollte, klammerte er sich an einen Dornstrauch an. Als er sich die Fußsohle abschürfte und dabei schrecklich zugerichtet wurde, schalt er ihn, da er von ihm, zu dem er als seinem Helfer geflohen, schlimmer behandelt worden sei, als von dem Nachsetzenden. Der Dornstrauch jedoch fiel ihm ins Wort und sprach: Du bist in deinem Sinne getäuscht worden, da du dich an mir festhalten wolltest, der ich selbst alles festzuhalten pflege. — So sind auch die Menschen Thoren, die ihre Zuflucht zu Helfern nehmen, denen Unrecht zu thun angeboren ist.

Bei Babrios (vergl. Gitlbauer Nr. 187) hat die Fabel diese Fassung: Als ein Fuchs getödtet werden sollte und in einen Zaun sich verkrochen hatte, blieb er am stachelreichen Dornstrauch hängen. Mit zerkratztem Fell und unter großen Schmerzen sprach er zu ihm: Weh mir! ich flüchtete mich zu dir als zu einem Retter, und du spielst mir allzu übel mit. Der Dornstrauch aber fiel ihm ins Wort und sprach zu ihm: Wahrhaftig, du täuschest dich in deinem Sinn, als du mich erfassen wolltest, der ich alles erfasse. — So thöricht sind offenbar diejenigen unter den Menschen, die zu solchen Rettern laufen, denen vielmehr angeboren ist, anderen zu schaden. — Die Darstellung bei Babrios ist insofern deutlicher, als wir erfahren, daß der Fuchs auf der Flucht sich befindet und sich vor seinen Verfolgern, die ihm nach dem Leben trachten, zu retten sucht. Der Dornstrauch liefert ein treffliches Bild für die Menschen, die darauf ausgehen, aus der Noth anderer für sich Nutzen zu ziehen. — Durch die Bearbeitung Lessings hat die Fabel folgende Gestalt erhalten (s. Fabeln II, 22): Ein verfolgter Fuchs rettete sich auf eine Mauer. Um auf der anderen Seite gut herabzukommen, ergriff er einen nahen Dornstrauch. Er ließ sich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen schmerzlich verwundeten. Elende Helfer, rief der Fuchs, die nicht helfen können, ohne zugleich zu schaden!

Die zweite Aesopische Pflanzenfabel (bei Halm Nr. 102): „Der Landmann und der Baum", bekämpft die Gewinnsucht. Auf dem Acker eines Landmanns war ein Baum, der keine Früchte trug, sondern nur ein Zufluchtsort für Sperlinge und lärmende Cicaden war. Der Landmann wollte deßhalb ihn als unfruchtbar fällen; er nahm ein Beil und führte einen Schlag gegen ihn, die Cicaden und Sperlinge aber baten, ihren Zufluchtsort doch nicht zerstören zu wollen, sondern ihn stehen zu lassen, um auf ihm singen zu können und den Landmann selber dadurch zu ergötzen. Dieser aber kümmerte sich nicht um sie, sondern führte einen zweiten und dritten Schlag. Als er darauf den Baum aushöhlte, fand er einen Bienenstock und Honig in ihm. Nachdem er diesen gekostet hatte, warf er das Beil weg, verehrte den Baum als heilig und pflegte ihn. — Die Menschen lieben und ehren von Natur nicht so sehr das Gerechte, als sie den Gewinn verfolgen. — Während der Landmann hier als Bild der Menschen verwendet ist, welche die Dinge nur auf den Gewinn hin anschlagen, gleichviel ob sie dem Angenehmen und Schönen dienen, erscheint der Baum als Bild des äußerlich Werthlosen, aber bei genauerer Prüfung innerlich Werthvollen. — Bei Babrios kommt die Fabel nicht vor, sei es, daß er sie nicht bearbeitet hat, oder daß sie uns verloren gegangen ist.

Die dritte Aesopische Pflanzenfabel (bei Halm Nr. 122): „Die Eichen und Zeus" geißelt die, welche die Schuld ihres Unglücks auf Gott schieben. Die Eichen beklagten sich bei Zeus und sprachen: Ohne Grund sind wir in unserm Leben verkürzt, denn wir sind mehr als alle Gewächse gezwungen, den Hieb auszuhalten. Zeus antwortete ihnen: Ihr seid selbst schuld an solchem Mißgeschick; denn wenn ihr nicht die Stiele erzeugtet und für das Zimmerhandwerk und die Landwirthschaft brauchbar wäret, so würde keine Axt euch abhauen. — Manche, die selbst an ihrem Mißgeschicke schuld sind, schieben dasselbe in ihrem Unverstande Gott zu. — Wenig verändert lesen wir die Fabel bei Babrios (bei Gitlbauer Nr. 140): Die Eichen machten einst dem Götterberather Vorwürfe und sprachen: Wozu hast du uns mitsammt allen Bäumen und Pflanzen erschaffen? Zeus antwortete: Ihr seid selbst schuld daran, daß ihr gefällt werdet, denn wenn ihr nicht die Stiele erzeugtet, so hätte der Bauer keine Axt in seinem Hause. — Viele die an ihrem Mißgeschick selbst schuld sind, richten unverständigerweise ihren Tadel gegen Gott. — Gitlbauer hat Nr. 275 nachfolgendes Fragment zu dieser Fabel: . . . So sprachen sie (die Eichen); der Herrscher aber war nicht still, sondern sprach: Ihr seid selbst schuld, denn welche Kraft hätte das Eisen, wenn ihr nicht

Digitized by Google

den Stiel dazu hergäbet? — Wie bereits oben bemerkt, ging diese Fabel in die jüdische Literatur über. In verwandtschaftlichem Zusammenhange mit ihr, weil von derselben Grundidee getragen, steht die vierte (bei Halm Nr. 123): „Die Holzhauer und die Eiche". Holzhauer spalteten eine Eiche, nachdem sie Keile aus ihr gemacht hatten. Sie aber sprach: Ich tadle nicht so sehr das Beil, das mich schlägt, als vielmehr die Keile, die aus mir gemacht sind. — Schrecklicher ist die Trauer, wenn man von Verwandten leidet, als von Fremden. — Babrios hat der Fabel eine etwas ausgeschmücktere Gestalt gegeben (bei Gitlbauer Nr. 38): Holzhauer, die eine hohe Eiche spalteten, trieben Keile in sie, damit sie auseinander getrieben und ihnen später die Mühe (Arbeit) leichter würde. Die Eiche sprach seufzend: Wie sollte ich die Axt tadeln, welche nicht an meine Wurzel kam, als vielmehr diese sehr schlechten Keile, deren Mutter ich bin? Indem der eine wie der andere hineindringt, treibt er mich auseinander. — Die Fabel zeigt uns, daß man von fremden Menschen nicht so schrecklich leidet, wie von Verwandten. — Die Eiche ist hier Bild der Menschen, die, so wie so schon in Noth, von ihren eigenen Verwandten dem völligen Ruin entgegengeführt werden. Was in dieser Fabel von der Eiche gesagt ist, wird in einer anderen Recension (bei Halm Nr. 123 b) auf die Fichte übertragen. Jäger spalteten einmal eine Fichte, indem sie (die Zimmerleute) Keile aus ihr machten, mit denen sie leicht Bretter abspalteten. Sie aber klagte und jammerte folgendermaßen: Ich tadle jetzt nicht so sehr die Axt, die mich durch die Hände der Menschen schlägt, als die aus mir verfertigten Keile. — Die Erzählung lehrt, daß viele Menschen durch Freunde ins Unglück gerathen; wenn ihnen aber etwas von Anverwandten widerfährt, erscheint es ihnen schlimmer und schwerer, selbst wenn es nur ein kleines Leid ist.

Die fünfte Pflanzenfabel (bei Halm Nr. 124) „Der Oelbaum und der Feigenbaum" straft die Anmaßung. Ein Oelbaum verspottete einen Feigenbaum, weil er selber zu jeder Jahreszeit blühe, der Feigenbaum dagegen die Blüthenpracht mit den Jahreszeiten ändere. Als nun Schnee auf sie herabfiel, fand er den Oelbaum prangend, setzte sich in den Zweigen fest und vernichtete ihn mitsammt seiner Schönheit ganz und gar; den Feigenbaum aber fand er von Blättern entblößt und schadete ihm nicht, sondern floß zur Erde herab. — Schönheit, die bei dem Erworbenen sich nicht bescheiden beträgt, wird zuschanden. — Fast unverändert finden wir die Fabel bei Babrios (bei Gitlbauer Nr. 254): Einen Feigenbaum verspottete (einst) ein Oelbaum (mit den Worten): Ich blühe zu jeder Zeit, du aber wechselst mit den Jahreszeiten deine Blüthe. Da rieselte Schnee auf sie herab, setzte sich auf die Blätter des einen und vernichtete sie. Da er den anderen aber ganz leer von Blättern fand, rieselte er zur Erde nieder und schadete nichts. Unnütze Schönheit bringt ihren Besitzern Schaden. — Die Fabel fällt in die Kategorie der Rangstreite. Der Oelbaum dünkt sich vorzüglicher und besser als der Feigenbaum zu sein, weil er das ganze Jahr hindurch seinen Blätter- und Blüthenschmuck behält, kommt aber bald zur Einsicht, daß ihn gerade das, was ihn vor dem Feigenbaum auszeichnet und worauf er seinen Stolz setzt, zum Nachtheil gereicht. Im Syrischen (vgl. Landsberger Nr. 47 S. 84 f.) hat die Fabel folgenden Wortlaut: Ein Feigenbaum stand im Winter kahl, weil die Blätter abgefallen waren. Ein Oelbaum, der in seiner Nähe sich befand, sprach deßhalb zu ihm: Siehe, ich glänze nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter, ja zu jeder Zeit, du dagegen bist nur im Sommer schön, im Winter aber stehst du kahl da, ohne Schmuck und Schönheit. Alles dies sagte der Oelbaum, es hatte das aber der Gott des Todes gehört, und sogleich spaltete ihn ein heftiger Blitzstrahl und verbrannte ihn bis auf die Wurzel, der Feigenbaum aber blieb unversehrt. Lehre: Die Menschen, die sich brüsten und auf Reichthum und Glück pochen, rennen in den Tod. — Die wichtigste Abweichung zwischen der griechischen und syrischen Relation besteht darin, daß dort der Oelbaum durch herabfallenden Schnee vernichtet wird, während hier ein Blitzstrahl ihn trifft und bis auf die Wurzel verbrennt, wobei bezeichnend hervortritt, daß das elementare Ereigniß vom Todesengel, der die prahlerische Rede des Oelbaums gehört hatte, ausgeht. Die griechische Relation stellt das Ereigniß nicht als durch eine überirdische, strafende Macht veranlaßt, sondern als im Naturlauf begründet dar.

Die sechste Pflanzenfabel: „Die Tanne und der Dornstrauch" (bei Halm Nr. 125) preist die Armuth, die frei ist von unwürdigen Fesseln gegenüber dem geknechteten Reichthum. Eine Tanne sprach prahlend zum Dornstrauch: Du bist in keiner Beziehung brauchbar, während ich zu Dächern und Häusern verwendet werde. Der Dornstrauch antwortete: O bejammernswerthe, wenn du dich der Beile und Sägen derer, die dich fällen, erinnertest, hättest du Grund, zu wünschen, ein Dornstrauch zu sein und nicht eine Tanne. — Besser ist Armuth, frei von Furcht, als Reichthum, verbunden mit Mühsalen und schmählicher Behandlung. — Bei Babrios (s. Gitlbauer Nr. 64) erscheint die Fabel äußerlich in einem schöneren redneriſchen Gewand, innerlich, dem Sinn und Gedankengang nach, bietet sie keine Abweichungen. Eine Tanne und ein Dornstrauch hatten einmal mit einander einen Streit. Die Tanne rühmte sich in mehrfacher Beziehung (und sprach): Ich bin schön und mein Maß ist von ansehnlicher Länge und ich wachse, eng verbunden, bis in die Wolken hinein. Ich bilde das Dach der Häuser und den Kiel der Schiffe; überhaupt bin ich die stattlichste unter der ganzen großen Zahl der Bäume. Der Dornstrauch antwortete: Wenn du der Beile gedenkst, die dich abhauen, und der Sägen, die dich stets zerschneiden, so würdest du sicher vorziehen, ein Dornstrauch zu werden. — Die Fabel geht auf diejenigen, welche stolz sind auf ehrenvolle Aemter und sich deßhalb über ihre Mitmenschen erheben, die mit sich zufrieden leben und deßhalb großen Gefahren entgehen. — Bei Gitlbauer (Nr. 288) findet sich noch ein Fragment zu dieser Fabel. Mit einer hohen Tanne stritt einmal ein Dornstrauch. . . . (Sie sprach): Zerschnitten kann ich noch Schiffe und Masten bilden. . . . Der Streit veranlaßte die Tanne, Freventliches zu thun. — In ähnlicher äußerlicher Ausschmückung begegnet uns die Fabel auch bei Avianus (vgl. Robinson Ellis, The fables of Avianus, Oxford 1887, Nr. 19, S. 21 f.): de abiete et dumis: Eine sehr schöne Tanne verspottete die stachlichten Dornsträucher. Als sie zum Ruhm ihrer Gestalt ein großes Gezänk erhoben, hielt sie es ihrer unwürdig, mit ihnen sich in einen Wettstreit einzulassen, da ihre Würde mit den Verdiensten derselben nicht im Einklang stehe. (Sie sprach): Indem mein schlanker Körper zu den Wolken emporstrebt, richtet er das aufrecht stehende Haar meines Scheitels zu den Sternen hinauf. Wir werden an die Hinter- und Vordertheile der Schiffe mitten auf den Sitz gestellt und die Luft entfaltet an mir die aufgehängten Segel. Aber an dir, weil dornicht deine Gestalt entstellt, gehen alle Männer verächtlich vorüber. Der Dornstrauch erwiderte: Jetzt meinst du zwar, allein Vorzüge zu besitzen, und weidest dich gebieterisch an unsern Nachtheilen, wenn aber die drohende Axt deine schönen Glieder abhauen wird, wirst du wünschen, meine Dornen gehabt zu haben.

Die siebente Pflanzenfabel (bei Halm Nr. 127): „Der Hirsch und der Weinstock", richtet sich gegen die Undankbaren. Ein Hirsch verbarg sich auf der Flucht vor den

Digitized by Google

Jägern unter einem Weinstock. Nachdem jene eine Weile vorübergegangen waren, glaubte der Hirsch bereits völlig unbemerkt zu bleiben und fing an, die Blätter des Weinstocks abzufressen. Indem nun diese sich bewegten, wandten sich die Jäger um und dachten, was ja auch wirklich der Fall war, daß irgend ein Thier sich unter den Blättern verborgen habe, und sie tödteten durch Pfeile den Hirsch. Der aber sprach sterbend folgendermaßen: Ich leide gerecht, denn ich durfte den nicht verletzen, der mich rettete. — Die Erzählung lehrt, daß die, welche ihren Wohlthätern Unrecht thun, von Gott bestraft werden. — Fast denselben Wortlaut hat die Fabel bei Babrios (s. Gitlbauer Nr. 234): Ein Hirsch, von Jägern verfolgt, verbarg sich unter einem Weinstock. Als diese aber vorübergegangen waren, wandte er sich um und fraß die Blätter des Weinstocks ab. Als sich aber einer von den Jägern umwendete und ihn erblickte, verwundete er ihn mit dem Jagdspeer. Im Sterben begriffen sprach der Hirsch zu sich selbst: Ich leide mit Recht, da ich meinen Wohlthäter abgefressen habe. — Diese Fabel geht auf die Menschen, welche den Wohlthätern Uebles thun und von Gott gestraft werden. — Während der Hirsch das Bild eines Undankbaren bildet, ist der Weinstock das Bild eines Wohlthäters, dem aber seine Wohlthaten mit Undank vergolten werden.

Die achte Pflanzenfabel (bei Halm Nr. 179): „Die Schilfrohrstengel und die Eiche" geht auf die heilsame Unterordnung der Kleinen unter die Großen. Der Wind entwurzelte eine Eiche und warf sie in einen Fluß. Wie sie so von den Wogen dahingetragen wurde, fragte sie die Schilfrohrstengel: Wie kommt es, daß ihr, die ihr so schwach und zart seid, von den heftigen Winden nicht entwurzelt werdet? Diese antworteten: Ihr kämpft mit den Winden und widersetzt euch ihnen und deßhalb werdet ihr entwurzelt; wir aber unterwerfen uns jedem Wind und deßhalb bleiben wir unbeschädigt. — Man darf sich den Mächtigen nicht widersetzen, sondern muß sich ihnen unterordnen und gehorchen. — Diese Fabel kommt noch in zwei Recensionen vor, zunächst (bei Halm Nr. 179 b) mit der Ueberschrift: „Das Schilfrohr und der Oelbaum". Das Schilfrohr und ein Oelbaum stritten einst über ihre Ausdauer, Ruhe und Stärke. Als das Schilfrohr von dem Oelbaum geschmäht wurde, daß es kraftlos sei und von allen Winden leicht niedergebeugt werde, erwiderte es nichts. Nach einer kleinen Weile aber, als ein heftiger Wind entstanden war, wurde das Schilfrohr durch die Winde zwar heftig geschüttelt und gebogen, rettete sich aber leicht. Der fest gewurzelte Oelbaum dagegen wurde, da er den Winden Widerstand leistete, gewaltsam zerbrochen. Nun überführte das Schilfrohr den Oelbaum, daß er thörichterweise sich mit seiner eigenen Kraft gebrüstet hätte. — Die Erzählung lehrt, daß die, welche sich den Zeitumständen und den Mächtigeren nicht widersetzen, stärker sind, als die, welche mit Mächtigeren wetteifern. Eine Variante des Epimythions lautet: Die Erzählung lehrt, daß man den Mächtigeren nicht widerstreben soll. — Sodann (bei Halm 179 c) mit der Ueberschrift: „Die Bäume und die Schilfrohrstengel". Als einmal die von den Winden zerschmetterten Bäume die Schilfrohrstengel unbeschädigt dastehen sahen, richteten sie die Frage an sie: Wie kommt es, daß wir, die wir doch stark und fest sind, zerknickt werden, während euch, die ihr zart und schwach seid, nichts widerfährt? Sie antworteten: Wir geben im Bewußtsein unsrer Schwachheit dem Anprall der Winde nach und weichen so den Angriffen aus; ihr dagegen sucht, im Vertrauen auf eure eigene Kraft, euch zu widersetzen, und werdet deßhalb zerbrochen. — Die Erzählung lehrt, daß bei schwierigen Umständen Nachgiebigkeit besser ist als Widerstand. — Beide Recensionen unterscheiden sich nur dadurch von der ursprünglichen Gestalt der Fabel, daß in der ersten an Stelle der Eiche der Oelbaum tritt und in der zweiten die Bäume im allgemeinen erscheinen. — Babrios hat der Fabel durch kleinere rednerische Wendungen hie und da noch ein anschaulicheres Gepräge verliehen (s. Gitlbauer Nr. 36). Der Wind riß eine fest gewurzelte Eiche von den Bergen herab und warf sie in einen Fluß. Er schüttelte sie brausend, er, das ungeheure Geschöpf der uralten Menschheit. Auf beiden Seiten (des Flusses) stand viel Schilfrohr und trank, so schwach es auch war, das Wasser des Flußufers. Erstaunen erfaßte die Eiche darob, daß das schwache und kraftlose Schilfrohr nicht gestürzt war, während sie trotz ihrer Größe entwurzelt dalag. Weise sprach das Schilfrohr: Wundre dich nicht darüber; du bist im Kampf mit den Winden besiegt worden, wir aber werden nach unsrer schwachen Art schon hin und her gebogen, wenn auch nur ein schwacher Wind unsre Spitzen bewegt. So das Schilfrohr. — Die Fabel zeigt, daß man mit den Mächtigen nicht kämpfen, sondern ihnen nachgeben soll. — Babrios hat noch ein Fragment einer anderen Recension dieser Fabel (bei Gitlbauer Nr. 268): Ein tosender Sturm warf die Eiche kopfüber . . . sie aber (die Schilfrohrstengel) standen fest und wurden nicht einmal durch den trockenen Staub geschädigt. — Auch bei Avianus hat die Fabel durch Berücksichtigung von kleinen Nebenzügen ein dichterisches Gepräge erhalten (s. Robinson Ellis, The fables of Avianus, Oxford 1887. Nr. 16. S. 18 f.). Von sehr hohen Bergen stürzte eine Eiche entwurzelt herab, besiegt durch den mächtigen Wirbel des Windes. Ein über Hügel herabstürzender Fluß nahm sie auf und riß sie in einen rasch dahin fließenden Strom, wo die Stolze an verschiedene Ufer getrieben wurde; in zerbrechlichem Schilf endlich blieb die große Last hängen. Sie wunderte sich, daß das Schilfrohr an flüssigen Stellen fest stand, auf kleinem Rasen die Zweige verflechtend. Während sie mit dem großen Stamm sich nicht aufrecht halten konnte, habe dieses mit dünner Hülle das Unwetter ertragen. Das schwirrende Rohr antwortete bald dem schmeichelhaften Geflüster und lehrte, daß es gerade durch seine Schwachheit so geschützt sei. Du, sprach es, verachtest die reißenden Winde und wüthenden Stürme und leistest ihnen mit allen Kräften Widerstand, ich aber halte die allmählich sich erhebenden Ostwinde auf und gebe vorsichtig selbst den leichten Winden nach. In deine Kraft ergießt sich der plötzliche Regen, in meinen Bewegungen geht der spielende Wind verloren. — Das Gesagte erinnert uns, den Großen als Schwache Widerstand zu leisten und so allmählich die trotzigen Drohungen zu überwinden. — Wahrscheinlich haben die Worte des am Ende des vierten und Anfang des fünften Jahrhunderts wirkenden Macrobius (Ambrosius Theodosius) Saturnalia VII, 8. 6 auf unsre Fabel Bezug:

Habes et hoc exemplum non dissonum, quod potentior mola ampliora grana confringit, integra illa quae sunt minutiora transmittit: vento nimio abies aut quercus avellitur, cannam nulla facile frangit procella.

Wie in der Aesopischen Fabel die vom Wind entwurzelte, in den Fluß gestürzte und von den Wogen fortgetragene Eiche ihre Verwunderung über das unbeschädigt gebliebene Schilfrohr ausspricht, so erhebt im indischen Epos Mahabhârata XII, 4198 das Meer die Klage, daß ihm die großen Ströme zwar Baumstämme, aber nicht das biegsame Rohr zuführen. Im Talmud Thoanit fol. 20b werden Ceder und Schilfrohr einander gegenübergestellt und dem Menschen als Bilder des hoffärtigen und bescheidenen Betragens vorgehalten. „Der Mensch sei immer biegsam wie das Rohr, aber nicht hart wie die Ceder."

Mittheilungen und Nachrichten.

üb. Sterblichkeits- und Gesundheits-Verhältnisse während des Monats Januar 1897. Gemäß den Veröffentlichungen des Kaiserl. Gesundheitsamts sind im Monat Januar von je 1000 Einwohnern, auf das Jahr berechnet, als gestorben gemeldet worden: in Augsburg 22.5, München 22.5, Nürnberg 20.5, Würzburg 20.4, Altona 18.4, Berlin 17.3, Breslau 22.6, Frankfurt a. M. 14.7, Hannover 15.3, Kassel 19.0, Köln 19.0, Königsberg 22.7, Magdeburg 17.2, Stettin 21.3, Wiesbaden 14,5, Dresden 18.9, Leipzig 18.5, Stuttgart 18.2, Karlsruhe 16.6, Braunschweig 14.7, Hamburg 16.6, Straßburg i. E. 20.0, Metz 19.1, Amsterdam 17.6, Brüssel 22.0, Budapest 22.2, Christiania 15.4, Edinburg 21.1, Glasgow 21.8, Kopenhagen 18.9, Krakau 35.4, London 17.9, Lyon 21.0, Moskau 33.2, Odessa 24.2, Paris 20.2, Petersburg 30.0, Prag 24.6, Rom (Dezember) 17.6, Stockholm 17.9, Triest 31.2, Turin (December) 16.7, Venedig 21.8, Warschau 24.9, Wien 20.9, New-York 17.0. (Für die nichtdeutschen Städte ist der Zeitraum von 5 Wochen, vom 29. November bis einschl. 2. Januar, zusammengefaßt und den Berechnungen zugrunde gelegt worden.)

Im Monat Januar war der Gesundheitsstand in der überwiegenden Mehrzahl der deutschen sowohl wie der ausländischen Städte günstig und die Sterblichkeit niedrig, dem Dezember ähnlich. Die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pro Mille) zeigte eine kleine Steigerung von 20 auf 22. Es erfreuten sich einer solchen geringen Sterblichkeit die Vororte Berlins Schöneberg und Groß-Lichterfelde, ferner Beuthen O.-S., Charlottenburg, Frankfurt a. M., Giebichenstein, Glogau, Hagen, Kalk, Kiel, Koblenz, Kreuznach, Nordhausen, Ohligs, Quedlinburg, Ratibor, Remscheid, Wiesbaden, Wilhelmshaven, Ludwigsburg, Konstanz und Braunschweig. Dagegen sank die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer über 35.0 pro Mille) von 5 im Dezember auf 2 (in Beek und Langenbielau). Das Sterblichkeitsmaximum, das im Dezember 40.7 betrug, erreichte im Januar Beek mit 38.3 pro Mille. — Fast ebenso groß wie im Dezember, wo ihre Zahl 105 betrug, war die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 15 bis 20.0 pro Mille) 106; wir erwähnen: Ansbach, Aschaffenburg, Erlangen, Kaiserslautern, Ludwigshafen, Pirmasens, Altona, Barmen, Berlin (mit Vororten Borsigwalde, Steglitz und Weißensee), Bielefeld, Celle, Dortmund, Essen, Flensburg, Frankfurt a. O., Elberfeld, Görlitz, Erfurt, Hannover, Hildesheim, Kassel, Köln, Krefeld, Magdeburg, Osnabrück, Paderborn, Potsdam, Spandau, Stralsund, Trier, Annaberg, Bautzen, Dresden, Leipzig, Plauen, Reichenbach, Zittau, Cannstatt, Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Pforzheim, Darmstadt, Mainz, Rostock, Wismar, Weimar, Bremen, Gotha, Hamburg, Colmar, Metz, und von nichtdeutschen Städten Amsterdam, Christiania, Kopenhagen, London, Stockholm, New-York, und aus dem December Rom und Turin. — Die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer bis 23.0 pro Mille), war ein wenig größer als im Januar (60 gegen 57); es seien genannt: Augsburg, Fürth, Hof, Kempten, München, Nürnberg, Passau, Speyer, Würzburg, Aachen, Breslau, Beuthen, Danzig, Düsseldorf, Duisburg, Halberstadt, Brandenburg, Halle, Harburg, Königsberg, Minden, Stendal, Stettin, Freiberg i. S., Zwickau, Eßlingen, Freiburg i. B., Heidelberg, Dessau, Lübeck, Mülhausen und Straßburg i. E., und von nichtdeutschen Städten Brüssel, Budapest, Edinburg, Glasgow, Lyon, Paris, Venedig und Wien.

Die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war im allgemeinen noch etwas geringer als im Dezember: von je 10,000 Lebenden starben, auf's Jahr berechnet, in Hamburg 41, in Stuttgart 46, in Berlin 48, in Dresden 58, in München 87 Säuglinge. Diese geringe Säuglingssterblichkeit beruhte wiederum zumeist auf dem auch in diesem Monat seltenen Vorkommen von acuten Darmkrankheiten, die nur in einer kleinen Zahl von Orten, darunter Augsburg, München, Nürnberg, Danzig, Köln, Leipzig, Magdeburg, Plauen, Erfurt, Amsterdam, Budapest, London etwas mehr Sterbefälle, als im December, hervorriefen. — Dagegen hat fast allgemein infolge der kalten, mit häufigen Temperaturwechseln herrschenden Witterung das Vorkommen von acuten Entzündungen der Athmungsorgane zugenommen und diese haben auch vielfach eine größere Zahl von Sterbefällen veranlaßt, so namentlich in Würzburg, Barmen, Beek, Berlin, Bochum, Düsseldorf, Essen, M.-Gladbach, Halle, Hannover, Kiel, Posen, Chemnitz, Stuttgart, Freiburg, Mannheim, Bremen, Mülhausen und Straßburg i. E., Amsterdam, Christiania, Glasgow, Kopenhagen, Moskau, Odessa, Prag, Warschau u. a. und im December in Rom. In Augsburg, München, Nürnberg, Charlottenburg, Köln, Stettin blieb die Zahl der Sterbefälle fast die gleiche, in Aachen, Altona, Breslau, Elberfeld, Frankfurt a. M., Königsberg, Magdeburg, Dresden, Leipzig, Braunschweig, Hamburg, Brüssel, Budapest, London, Paris, Petersburg, Stockholm, Triest, Wien, New-York wurde sie etwas kleiner. — Häufiger kamen auch, besonders in deutschen Städten, Erkrankungen und Sterbefälle an Influenza zum Vorschein. Mehrfache Todesfälle an Influenza meldeten jedoch nur Altona, Elberfeld, Frankfurt a. O., Hirschberg, Magdeburg, Braunschweig, Rom (December) je 2, Elbing, Halberstadt, Warschau je 3, Hamburg 4, Budapest und Kopenhagen je 6, Barmen, Leipzig je 8, Paris, New-York je 10, Moskau 26, Berlin 31, London 60. — Sterbefälle an Lungenschwindsucht zeigten gegen den vorigen Monat keine wesentliche Veränderung.

Der Cholera erlagen in Calcutta in der Zeit vom 20. Dec. bis 16. Jan. 81 Personen. Auf dem in Plymouth am 9. Jan. aus Calcutta eingetroffenen Dampfer sind außer den bis 10. Jan. erfolgten 3 Todesfällen weitere Cholerafälle nicht vorgekommen. — Das Gelbfieber herrschte um Mitte Januar auf Cuba, besonders in Havana, noch in hohem Grade. Vom 18. December bis 21. Januar erlagen demselben 204 Personen bei ca. 570 Erkrankungen; besonders zahlreich waren die Erkrankungen beim Militär. Auch in Sagua la Grande, Cienfuegos, Santiago, Cardenas, Matanzas, Pará forderte die Epidemie im December und Anfang Januar noch zahlreiche Opfer. In Rio de Janeiro erlagen der Seuche in der Zeit vom 22. November bis 26. December n. pr. 10 Personen. — Die Pest in Indien zeigte im Januar noch keinen sichtlichen Rückgang. In Bombay und Karachee war die Zahl der Sterbefälle noch sehr erheblich. In Poona hat die Zahl der Erkrankungen zugenommen. Neuerdings scheint sich die Epidemie mehr nach dem Innern Indiens auszubreiten; es wurden aus Agra und Punjab Pestfälle gemeldet. Auch ist in Djoudir (am Persischen Golf) die Seuche Ende Januar ausgebrochen.

Von den anderen Infectionskrankheiten kamen von Masern, Diphtherie, Keuchhusten mehr, von Scharlach, Typhus und Pocken weniger Sterbefälle als im December zur Mittheilung. Zahlreich verbreitet waren auch in diesem Monat Masern und verliefen auch in vielen Orten häufig tödtlich, besonders in Bamberg, Berlin, Hamburg, Fürth, Düsseldorf, Leipzig, München, Nürnberg, Budapest, Glasgow, Dublin, Kopenhagen, London, Moskau, Paris, Petersburg, Prag, Wien. Erkrankungen kamen aus den meisten der genannten Städte, sowie aus den Regierungsbezirken Arnsberg, Aurich, Düsseldorf, Königsberg, Lüneburg, Osnabrück, Posen, Stade, Stettin in großer Zahl zur Anzeige. — Das Scharlachfieber hat in Berlin, Breslau, Dresden, Budapest, Glasgow, Kopenhagen, London, Odessa, Petersburg, Prag, Warschau und Wien weniger, in Königshütte, Posen, Krakau, Moskau, New-York mehr Todesfälle als im December hervorgerufen. Erkrankungen wurden aus Breslau, Berlin, München, Budapest, Edinburg, Kopenhagen, London, Paris, Petersburg, Stockholm in nicht seltenen Fällen beobachtet. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup war in Kaiserslautern, München, Berlin, Magdeburg, Heidelberg, Leipzig, Amsterdam, London, Moskau, Odessa, Paris, Petersburg, Warschau, New-York geringer, in Breslau, Charlottenburg, Düsseldorf, Halle, Köln, Eberfeld, Chemnitz, Bremen, Hamburg, Straßburg i. E., Prag, Wien größer und blieb in Stettin, Dresden, Budapest, Kopenhagen, Triest fast gleich groß wie im vorigen Monat. Erkrankungen zeigten sich in München, Berlin, Hamburg, Kopenhagen, London, Paris, Petersburg, Wien und in den Regierungsbezirken Arnsberg, Düsseldorf, Schleswig häufig. — Todesfälle an Unterleibstyphus kamen meist seltener zur Mittheilung; nur in Petersburg hat die Zahl derselben abgenommen, nur in Königsberg und Weimar war ihre Zahl etwas gesteigert. Sterbefälle an Flecktyphus kamen nur in wenigen vereinzelten Fällen (Küstrin, Warschau), mehrfache Erkrankungen nur aus Petersburg zur Anzeige. — Erkrankungen an Genickstarre blieben meist vereinzelt (Lübeck, Nürnberg, Kopenhagen, Regierungsbezirk Düsseldorf, Lüneburg, Posen, Schleswig). Todesfälle wurden nur aus Prag 1, aus New-York 14 mitgetheilt. — Dem Keuchhusten erlagen in Berlin, Glasgow, London mehr Kinder als im December. — Todesfälle an Pocken gemeldet aus Paris 1, aus Petersburg 3, aus Moskau 7, aus Odessa und Warschau je 33 zum Bericht. Erkrankungen kamen aus Berlin, Nürnberg, Budapest und dem Regierungsbezirk Königsberg in vereinzelten Fällen, aus Antwerpen in 3, aus London in 8, aus Petersburg in 36, aus Paris in

54 Fällen zur Anzeige. In Madrid hat die Epidemie im December erheblich abgenommen; es erlagen derselben aber im December immer noch 199 Personen = 12,2 Procent aller im Monat daselbst Gestorbenen. Auch auf den Canarischen Inseln befand sich die Pockenepidemie auf dem Rückgang.

* Ueber das physikalische Institut in Bonn wird der „Köln. Ztg." neuerdings geschrieben: „Nachdem die im Jahre 1895 vom Ministerium angeordneten umfangreichen Arbeiten zur Verbesserung der Räume des physikalischen Instituts zum großen Theil fertig geworden sind, hat der Curator der Universität aus dem schon bekannt gewordenen Anlaß der Erkrankung des jetzigen Directors des Instituts, Prof. Kayser, beantragt, daß von neuem dieses Gebäude daraufhin untersucht werde, ob es den an gesunde Aufenthaltsräume zu stellenden Anforderungen genüge. Der Cultusminister hat deßhalb den Prof. Finkler beauftragt, diese Untersuchung unter Mitwirkung des chemischen Assistenten am Berliner Institut für Infectionskrankheiten, Prof. Proskauer, vorzunehmen und zur Festsetzung des Untersuchungsplanes sich mit dem im Ministerium beschäftigten Oberstabsarzt Dr. Kirchner zu benehmen. Die so zusammengesetzte Commission hat am 9. d. M. ihre Arbeiten begonnen, indem die Herren zunächst eine eingehende Besichtigung des Gebäudes vornahmen." Das klingt erfreulicher, aber durchaus noch nicht erbaulich. Man fasse einen großen Entschluß, reiße den alten Schlaßflügel nieder, der keinen anderen Zweck hat, als den einer längst aus der Mode gekommenen Symmetrie, und errichte zum Andenken an Heinrich Hertz ein neues Institut in stiller Gegend auf gesundem Fleck!

* In Bezug auf den Internationalen Aerztecongreß in Moskau berichtigt das „Berliner Tageblatt" seine jüngste falsche Mittheilung jetzt dahin, daß den jüdischen Aerzten zur Theilnahme am Congreß vielmehr zeitlich unbeschränkter Aufenthalt bewilligt worden sei.

* **München.** Wir machen auf das heutige Inserat über das erste Ausschreiben der Frohschammer-Preisstiftung auch an dieser Stelle aufmerksam.

Halle. Am 12. März ist hier der Vorsteher der zahnärztlichen Poliklinik der Universität, Prof. Dr. Ludwig Hallander, der ehedem eine Zeit lang im Auslande gewirkt, im 64. Lebensjahr gestorben.

* **Berlin.** Zur episodenreichen Geschichte der Wiederbesetzung des physiologischen Lehrstuhls bringt die „Nat.-Ztg." neuen Stoff. Danach hätte Prof. Hermann Munk, der von der Facultät seinerzeit an dritter Stelle vorgeschlagen war und bekanntlich außer seiner Professur an der Berliner Thierärztlichen Hochschule auch bereits ein Extraordinariat an der hiesigen Universität inne hat, an den Cultusminister das Gesuch gerichtet, ihn von seinem Lehrauftrag an der Universität zu entbinden. Gründe dafür hat Hr. Munk nicht angegeben, die „Nat.-Ztg." vermuthet daher, daß verletzter Ehrgeiz und Groll darüber, daß man nicht vor Kries mit ihm über die Berufung verhandelt habe, ihn zu diesem Schritte bestimmt haben. Nachdem der Cultusminister sich nunmehr genöthigt sah, eine neue Liste von der Facultät zu erbitten, hat diese den zürnenden Achill Prof. Munk jetzt abermals, und zwar in erster Reihe, vorgeschlagen. Außerdem sollen noch die Professoren Kossel (Marburg), Bunge (Basel) u. a. genannt sein. (In früheren Zeiten brachte man derartige Dinge wohlweislich nicht als unreife Früchte auf den Markt der Oeffentlichkeit. D. Red.)

* **Salzburg.** Das Vermögen des Vereins zur Gründung einer katholischen Hochschule hierselbst ist mit der letzten Jahreseinnahme von 72,000 M. nunmehr auf 480,000 M. gestiegen.

* **London.** Professor Henry Drummond, Verfasser des bekannten Werkes „Das Naturgesetz in der geistigen Welt", ist am 10. d. M. in Glasgow gestorben. Minder bekannt im Auslande sind seine übrigen Werke: „The Ascent of Man", „Tropical Africa" u. a. Der Verstorbene erhielt seine theologische Ausbildung auf den Universitäten Edinburg und Tübingen. Seit vielen Jahren bekleidete er eine Professur am „Free Church College" in Glasgow. — Letzter Tage erschien in London ein Werk von Dr. Donaldson Smith über „Somaliland und die Abessynier". Der Verfasser ist der erste Reisende gewesen, der den Rudolfsee auf der Somali-Galla-Route erreicht hat. Dr. Smith beabsichtigt demnächst einen Zug durch Korea und die angrenzenden russischen Gebiete.

* **Rom.** Die R. Accademia dei Lincei hat im Jahre 1896 außer ihren berühmten italienischen Mitgliedern Menabrea, Palmieri ꝛc. folgende auswärtige Mitglieder durch den Tod verloren: L. Say, G. A. Daubrée, J. Simon und H. Résal (Paris), H. E. Beyrich und E. du Bois-Reymond (Berlin), A. Kekulé (Bonn), A. Kanitz (Klausenburg), M. Schiff (Genf), J. Prestwich und W. Grove (England). Ergänzt hat sie sich durch die neu Gewählten: den Mathematiker C. Neumann (Leipzig), den, inzwischen wieder verstorbenen, Astronomen Gyldén (Stockholm), die Physiker Boltzmann (Wien) und Carnu (Paris), die Historiker E. Dümmler (Berlin) und Jacob Burkhardt (Basel), die Socialpolitiker A. Marshall (Cambridge) und P. Leroy-Beaulieu (Paris).

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Neue Gedichte.

Von Emil Rittershaus.

5. Auflage.

Preis elegant gebunden mit Goldschnitt 6 Mark 50 Pf.

Allen Freunden und Verehrern des heimgegangenen Dichters empfehlen wir die obige, bereits in 5. Auflage erschienene Sammlung, welche eine Auswahl seiner besten lyrischen sowie Zeit- und Gelegenheits-Gedichte enthält. (4254)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Preisausschreiben.

Der am 14. Juni 1893 verstorbene Professor der Philosophie Dr. Jakob Frohschammer hat durch testamentarische Verfügung vom 9. December 1890 an der k. Ludwig-Maximilians-Universität **München eine Frohschammer-Preis-Stiftung** begründet. Aus den Zinsen derselben soll alle vier Jahre ein Preis von **1600 Mark** einer hervorragenden philosophischen Arbeit zuerkannt werden, und zwar sollen dabei hauptsächlich Arbeiten über Naturphilosophie, Religionsphilosophie, Psychologie, Ethik und Pädagogik Berücksichtigung finden. Dieser Preis steht zum erstenmal zur Verfügung am 1. Januar 1900. Die mit Ausschreibung eines Preisthemas betraute philosophische Facultät erster Section wünscht für diesen Termin

eine eingehende **psychologische Analyse der Thatsache des Wollens.** Der Bearbeiter des Themas kann sich seine Grenzen eng oder weniger eng stecken. Er kann mehr auf das Gemeinsame alles Wollens oder aller Willensthätigkeit sich beschränken oder in höherem Grade zugleich die mancherlei Möglichkeiten und Modificationen des Wollens systematisch ins Einzelne verfolgen. Er kann ausschließlich bei der Frage verweilen, was das Wollen sei, oder zugleich in höherem Maße auf die Bedeutung eingehen, die das Wollen oder das Bewußtsein des Wollens auf den verschiedenen Gebieten des psychischen Lebens besitzt, auch denen, welche von den psychologischen Disciplinen der Logik oder Erkenntnißlehre, der Aesthetik, der Ethik u. s. w. behandelt werden. Er kann endlich auf die Kritik vorhandener Anschauungen sich einlassen, beziehungsweise von denselben ausgehen, oder geflissentlich auf solche Kritik verzichten. Die wissenschaftlich vollständige, bis zu den letzten aufstindbaren Thatsachen und Gesetzen des psychischen Lebens zurückgehende Feststellung des allgemeinen Wesens des Wollens soll in jedem Falle den Kern der Arbeit ausmachen.

Die Bearbeitungen dieses Themas sind in der für Preisarbeiten üblichen Form **bis zum 1. October 1899** an das k. Universitätssecretariat einzusenden, worauf am 1. Januar 1900 die eventuelle Preiszuerkennung erfolgen wird. Falls keine der eingelieferten Arbeiten den Anforderungen der Facultät genügen sollte, bleibt dieser das Recht vorbehalten, nach eigenem Ermessen noch einem anderen bis dahin erschienenen philosophischen Werke, welches den obigen Bedingungen entspricht, den Preis zu ertheilen.

München, im März 1897.

Der Dekan der philosophischen Facultät
erster Section der K. Ludwig-Maximilians-Universität.
Dr. Ernst Kuhn. (4236)

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 16. März. Nummer 61.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Der Stand der Landwirthe in Bayern. — Die Pflanzenfabel in der orientalischen und classischen Literatur. III. (Schluß.) Von Aug. Wünsche. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Stand der Landwirthe in Bayern.

Von einem Unbetheiligten.

Trotz der gegenwärtigen Gleichstellung von Bürger und Bauer in allen staatsbürgerlichen und rechtlichen Beziehungen dauert die naturgemäße Gliederung des Volkes nach den Berufsständen fort, und die Interessen der Landbebauer sind verschieden von denen der Fabrikarbeiter, Handwerker, Fabrikanten, Kaufleute, Großhändler und Bankiers. Der häufige Widerstreit dieser Interessen unter einander und die einseitige Verfechtung derselben in Versammlungen, Vereinen (Bünden) und Volksvertretungen bildet den Grundzug des öffentlichen Lebens am Ende des 19. Jahrhunderts und legt den Staatsregierungen die schwere Pflicht auf, die Gegensätze möglichst auszugleichen und damit die Stände zum Zweck des allgemeinen Wohles der Bevölkerung und des Staates zu versöhnen. Dazu aber ist es nothwendig, die Interessen jedes Standes in einem Staatsgebiete genau zu kennen und richtig zu würdigen.

Wir wollen hier versuchen, die Verhältnisse der Landwirthe, des sogenannten Bauernstandes, in Bayern zu untersuchen. Wer auf der Eisenbahn Bayern kreuz und quer durchreist, sieht rechts und links nichts als Aecker, Wiesen und Wälder, er wird sich vorstellen, welche Menge von Menschen hier wirthschaften und arbeiten, sowie von dem Ertrag des Bodens leben müssen. Er kommt damit von selbst zur Erkenntniß von der Wichtigkeit des Bauernstandes in unserm Lande, sowie zur Einsicht, daß die Grundlage der bayerischen Landwirthschaft auch in Zukunft der Getreidebau bleiben müsse, weil die Natur es so gebietet.

I. Die gesammte zur Landwirthschaft — also ohne Forstwirthschaft — benützte Bodenfläche in Bayern betrug im Jahre 1893 volle 4,635,314 ha oder 61 Procent des Staatsgebietes (7,586,465 ha). Diese Anbaufläche ist seit 30 Jahren um 10.12 Proc. gestiegen (anno 1863 waren es 4,579,513 ha). Weitaus der größte Theil des bebauten Landes ist mit Getreide und Hülsenfrüchten[1]) besetzt, nämlich 60.5 Proc. desselben; dann kommen die Hackfrüchte und Gemüse[2]) mit 14.2 Proc., Ackerweide mit Brache mit 10.9 Proc., Futterpflanzen[3]) mit 10.5 Proc., Handelsgewächse[4]) mit 1.5 Proc. Die Getreidefläche ist seit 1863 etwas, die der Handelsgewächse[5]) ganz bedeutend zurückgegangen, ebenso aber auch die Weide und Brache. Dagegen haben sehr zugenommen die Hackfrüchte[1]) und das Gemüse, sowie die Futterpflanzen. An Getreide wird hauptsächlich Roggen gebaut, dann Hafer, Gerste, Weizen, Spelt, und zwar:

	1893	1863
Roggen . .	554,426 ha	588,480 ha
Hafer . .	450,538 „	451,753 „
Gerste . . .	353,682 „	338,863 „
Weizen . .	323,711 „	290,255 „
Spelt . . .	81,298 „	132,032 „
Summa . .	1,763,655 ha	1,801,383 ha

Sehr an Ausdehnung zugenommen hat die Wiesenfläche. Im Jahre 1863 betrug sie 1,198,531 ha, im Jahre 1893 aber 1,284,462 ha. Dies steht in Verbindung mit der Zunahme des Rindviehs allerorten.[2])

II. Die Anzahl der Personen, welche sich in Bayern mit Landwirthschaft, Viehzucht und Gärtnerei beschäftigen, betrug nach der deutschen Berufszählung von 1882 im ganzen 819,273 Menschen, das sind 15.56 Proc. oder $^1/_6$ der Gesammtbevölkerung des Königreichs zu 5,268,761. Davon sind 406,739 selbständige Geschäftsleiter, 411,926 Knechte, Gehülfen und landwirthschaftliches Gesinde, 422,674 verheirathet. Dieser zahlreiche Bauernstand kann wohl eine entsprechende Berücksichtigung seitens der Staatsgewalt beanspruchen, da ja unzweifelhaft als eine der Staatsaufgaben die Pflege der allgemeinen Wohlfahrt gilt, diese aber nicht erfüllt ist, wenn ein Hauptberufsstand Noth leidet.

III. Was die directen Leistungen des Bauernstandes an die Staatscasse betrifft, so erscheinen zunächst die seit 1828 fast gleich gebliebene

Grundsteuer mit	11,494,000 M.
und die Arealhausteuer mit	744,000 „
6 Procent der Miethhaussteuer mit	316,200 „
dann die aus dem früheren Feudalsystem herstammenden Grundgefälle (Bodenzinse) mit	7,215,600 „
	19,769,800 M.

Diesen Leistungen stehen gegenüber die von den anderen Ständen getragenen directen Steuern, nämlich:

die übrige Miethhaussteuer mit . . .	4,953,800 M.
Gewerbsteuer mit	6,600,000 „
Capitalrentensteuer mit	4,406,000 „
Einkommensteuer mit	2,460,000 „
	18,419,800 M.

dann aber auch noch der größte Theil der Staatsgebühren für Notariatsurkunden und die Erbschaftssteuern mit zusammen 25 Mill. M., weil diese hauptsächlich in den Städten anfallen. Außerdem werden der Malzaufschlag zu 38 Mill., die Branntweinverbrauchsabgabe zu 11 Mill., ferner die Zölle zu 27 Mill. M. in überwiegendem Maße von der städtischen Bevölkerung aufgebracht. Demnach werden die Staatslasten zum viel größeren Theil von den anderen Berufsständen gegenwärtig getragen, während früher vor Entwicklung einer bedeutenden Industrie und vor Aufkommen

[1]) Weizen, Spelt (oder Dinkel, Fesen), Roggen (oder Korn), Gerste, Hafer, Erbsen, Linsen, Wicken, Lupinen, Mengegetreide, Mischfrucht.
[2]) Kartoffeln, Zucker- und Runkelrüben, weiße Rüben, Kohlrüben, Kraut- und Feldkohl.
[3]) Klee, Luzerne, Esparsette, Serradella ꝛc.
[4]) Raps, Leindotter, Mohn, Flachs, Hanf, Tabak, Hopfen.
[5]) So Raps, Flachs, Tabak. Dagegen ist der Hopfenbau von 17,657 ha auf 26,227 ha gestiegen.

[1]) Kartoffeln stiegen von 261,276 ha auf 316,361 ha.
[2]) Die Stückzahl an Rindvieh betrug 1892 3,337,978, gegenüber 3,185,882 im Jahre 1863.

Digitized by Google

lung des Capitalbesitzes in den Städten allerdings die Schultern des Bauernstandes mit dem Mehrgewicht belegt waren. Wegen seiner Zahlungen an den Staat kann also der Bauernstand in Bayern keine Bevorzugung beanspruchen.

IV. Das Einkommen des Bauern besteht in dem Ertrage des Landbaues und der Viehzucht in Haupt- und Nebenerzeugnissen. Die angebaute Fläche ist seit 30 Jahren in Bayern um 10.12 Proc. gestiegen, wie unter I erwähnt wurde. Die Ertragsfähigkeit des Bodens hat sich bei unsrer im allgemeinen doch ziemlich guten Bewirthschaftung gesteigert. So betrug das Ernteerträgniß vom Hektar an Doppelcentner (= 100 kg):

	im Durchschnitt 1884/93	im Jahre 1894
Roggen	12.7	14.4
Hafer	12.4	14.1
Gerste	14.0	15.6
Weizen	13.5	14.7
Spelt	13.5	13.6
Kartoffeln	102.7	102.3
Wiesheu	42.6	48.0

Die Gesammtmenge der Ernte von 1894 war in Tonnen (= 1000 kg = 20 Centner):

Roggen	797,700 t	Getreide 2,571,552 t oder 31,431,040 Centner
Hafer	638,385 t	
Gerste	652,543 t	
Weizen	472,714 t	
Spelt	110,210 t	
Kartoffeln	5,245,651 t	
Wiesheu	6,166,568 t	

Es war dies ein fruchtbares Jahr. Die Jahrgänge sind natürlich im Ernteerträgniß verschieden je nach der Witterung während des Jahres und bei der Ernteeinbringung. Aber nach dem Durchschnitt von zehn Jahren (1885/94) beträgt die Erntemenge in Tonnen (= 1000 kg = 20 Ctr.) in Bayern:

Roggen	713,119 t	Spelt	111,727 t
Hafer	570,002 t	Kartoffeln	3,005,506 t
Gerste	497,488 t	Wiesheu	5,491,858 t
Weizen	440,270 t		

Noch viel mehr könnte dem Boden abgerungen werden, wenn im rechtsrheinischen Bayern die Bewirthschaftung und namentlich die Düngung so vollkommen wäre, wie z. B. in der Rheinpfalz oder im Königreich Sachsen. Denn dort zeigen sich folgende Durchschnittserträge vom Hektar gegenüber dem rechtsrheinischen Bayern in 100 kg (= Doppelcentner):

	Pfalz	Sachsen	Bayern r. d. Rh.
Roggen	15.6	14.1	12.4
Hafer	15.5	15.1	12.2
Gerste	18.5	15.1	13.7
Weizen	15.6	14.1	12.4
Spelt	16.7	—	13.2
Kartoffeln	105.6	103.2	102.0
Wiesheu	43.0	26.8	42.6

Die Viehzucht bildet neben dem Ackerbau die zweite Einnahmequelle des Landwirths und steht mit ersterem wegen des Futters und der Düngergewinnung in untrennbarer Wechselwirkung: ohne gutes Stallvieh keine ergiebige Bodenbewirthschaftung und ohne genügenden Futterbau kein ordentlicher Viehstand. Die Thierzucht hat in Bayern in diesem Jahrhundert riesige Entwicklung genommen. So gab es:

	1883	1892	Verkaufswerth 1892
Pferde	333,228 Stück	369,035 Stück	179,262,579 M.
Rindvieh	2,420,630 „	3,237,978 „	665,519,702 „
Schafe	1,398,590 „	968,414 „	15,881,569 „
Schweine	777,111 „	1,348,744 „	17,181,653 „
Ziegen	90,031 „	268,471 „	3,855,686 „
			Sa. 881,201,189 M.

Dies sind gewiß schöne Summen und drücken einen großen Wohlstand aus. Aber leider ist dieser nicht auf alle Theile Bayerns gleich vertheilt, weil in manchen Gegenden die Viehzucht noch sehr schlecht ist und bei weitem nicht an Stückzahl oder gar Qualität das liefert, was sein sollte.

Uebrigens ergibt sich aus vorstehenden Angaben über Ernten und Viehbestände, daß die Erzeugnisse des Bodens und der Thierzucht sich in Bayern sehr vermehrt haben. Sie sollten daher auch mehr Geld den Bauern eintragen. Dies wird auch im allgemeinen hinsichtlich der Viehzucht eingeräumt, besonders für die Jahre bis 1896, in welchem leider durch die Maul- und Klauenseuche ein förmlicher Stillstand im Viehhandel eingetreten ist. Dagegen wird dem in lauter Weise widersprochen für den Ackerbau, und die Klagen der Landleute über „den landwirthschaftlichen Nothstand" gehören zur Tagesordnung aller Versammlungen und zu allen Programmen der politischen Parteien.

V. Es fragt sich also, ob und wie weit die gegenwärtigen Gelderlöse für die Bodenerzeugnisse verschieden sind von den früheren Preisen. Nach den amtlichen Veröffentlichungen war der Durchschnittspreis im Königreich Bayern im Jahr 1894 [1]) für den Centner:

Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
7.10 M.	6.03 M.	6.66 M.	6.77 M.

In den vorausgegangenen zehn Jahren standen die Preise folgendermaßen:

	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
1893	8.34 M.	7.01 M.	8.12 M.	8.08 M.
1892	10.22 „	8.65 „	8.11 „	6.80 „
1891	11.75 „	10.19 „	8.51 „	7.58 „
1890	10.84 „	8.69 „	8.74 „	8.38 „
1889	10.16 „	7.96 „	8.14 „	7.01 „
1888	9.88 „	7.68 „	7.66 „	7.14 „
1887	9.85 „	7.09 „	7.99 „	6.98 „
1886	9.53 „	7.19 „	7.58 „	6.24 „
1885	9.31 „	7.80 „	7.73 „	6.88 „
1884	9.89 „	8.04 „	8.11 „	6.72 „
Durchschnitt der 10 Jahre	10.02 M.	9.02 M.	8.06 M.	7.08 M.

Verfolgt man die Preisbewegung weiter zurück bis zum Jahre 1821, so ergibt sich aus den Ziffern, daß der Weizen in den Jahren 1821/25 auf 6.50 M. stand, dann fortdauernd stieg bis 1861/65 auf 12 M., dann wieder sank und blieb auf 10 M., bis er 1880/85 wieder beinahe auf 12 M. sich hob, um dann unausgesetzt herabzugehen auf 7.10 M. Der Roggen begann mit 4 M., stieg dann bis 1850/51 auf 9.50 M., fiel dann wieder auf 7.50 M., um sich 1870/75 auf 9.50 M. und nach einem bedeutenden Zwischenfalle sogar auf 10 M. (1891) zu heben, verfolgte aber von da einen Rückgang bis zu 6 M. Gerste fing an mit 3.50 M., stieg dann ununterbrochen bis 8.50 M. (1851/55), sank wieder auf beinahe 7 M., stieg wieder (1871/75) auf 9 M. und glitt dann auf 8 M. und sogar 6.66 M. herab. Hafer begann unter 3.50 M., stieg allmählich (1856/60) auf 5.50 M. und dann selbst auf 8 M., sank dann aber nach kurzer Zögerung auf 7 und 6 M. herab.

Die Ursachen dieser Schwankungen sind wohl schwer mehr anzugeben; hauptsächlich wird das jeweilige Ernteergebniß, von den sechziger und siebziger Jahren an aber zugleich die Concurrenz des Auslandes durch den erleichterten Dampfschiff- und Eisenbahnverkehr ausschlaggebend gewesen sein. Von den sechziger Jahren an beginnen auch die Klagen der Landwirthe und verschärfen sich immer mehr bis auf unsre Tage. Zur Beurtheilung derselben erscheint es daher gerathen und zulässig, von Mitte der Fünfziger an eine Scheidung des Jahrhunderts in zwei Hälften vorzunehmen und diese beiden mit einander zu vergleichen.

---

[1]) Gegenwärtig ist der Preisstand wieder etwas besser auf der Münchener Schranne, so

Januar 1897 Weizen 8.41, Roggen 7.02, Gerste 6.68, Hafer 8.07 M.
Februar 1897 „ 8.60, „ 6.99, „ 8.80, „ 8.96 „

Nach amtlichen Anhaltspunkten waren in der Zeit von 1815 bis 1855 die Durchschnittsgetreidepreise im Königreich Bayern folgende per Scheffel und Gulden:[1])

Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
16 fl. 44 kr.	12 fl. 22 kr.	10 fl. 18 kr.	5 fl. 32 kr.
(= 28 M. 67 Pf.)	(= 21 M. 19 Pf.)	(= 17 M. 65 Pf.)	(= 9 M. 19 Pf.)

Rechnet man den Scheffel Weizen = 336 Pfd., Roggen = 310 Pfd., Gerste = 280 Pfd., Hafer = 200 Pfd.,[2]) so ergeben sich folgende Centnerpreise in Mark:
In den Jahren 1815/55 kostete 1 Centner durchschnittlich

Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
8.53 M.	6.83 M.	6.30 M.	4.59 M.

Das ist also weniger als die obigen Durchschnittspreise von 1884/93 mit

10 M.	9 M.	8 M.	7 M.

und selbst weniger als die Durchschnittspreise von 1894 mit 6.66 M. und 6.77 M. bei Gerste und Hafer.

Auf Grund dieser Vergleichung kann man den Landwirthen mit Recht jetzt entgegnen: ihr habt bessere Preise als eure Väter. Allein diese Durchschnittsberechnung wollen sie eben nicht gelten lassen; sondern sie greifen einzelne besonders gute Jahre heraus als Vergleichungsobjecte, wie das Jahr 1847, wo der Centner Weizen 14.60 M., Roggen 12 M., Gerste 10.74 M., Hafer 7.05 M. kostete.

Aber dies kann man doch nicht zugeben. Viel eher könnte man noch die Mittelsätze der letzten 30 Jahre, welche sie selbst erlebten, einräumen mit 10 M. für Weizen, 9 M. für Roggen, 8 M. für Gerste, 7 M. für Hafer; das ist schon bedeutend mehr als die Preise von 1894 mit 7.10 M., 6.03 M., 6.66 M., 6.77 M. Wenn es möglich wäre, erstere dauernd zu erzielen, dann wäre wohl den Landwirthen schon viel geholfen.

VI. Aus vorstehender Gegenüberstellung der beiden Hälften des 19. Jahrhunderts und den daraus ersichtlichen besseren Durchschnittspreisen der zweiten Hälfte desselben geht indessen mit Bestimmtheit hervor, daß nicht der Mangel an Einnahmen es ist, welcher gegenwärtig die Landwirthe bedrückt, sondern die Größe der Ausgaben, und das wird auch durch Mittheilungen unbetheiligter Männer und Frauen vom Lande bestätigt. Da hört man oft die Aeußerung: „Ja, ein schuldenfreies Anwesen läßt sich auch heute noch mit gutem Erfolg bewirthschaften; aber die Hypothekzinsen!" Die Hypotheken sind das wahre Unglück des Bauernstandes. Diese aber rühren größtentheils her von absichtlich zu hoher Werthschätzung der Bauerngüter bei Uebergaben und Erbtheilungen und infolge dessen von zu hoch bestimmten Uebergabschillingen und Geschwisterabfindungen. Außer den Hypothek- und anderen Schuldzinsen kommen dann noch die bedeutenden Dienstbotenlöhne in Betracht, welche dem Bauern auf Lichtmeß wahre Blutstropfen auspressen, ferner die Kranken-, Unfall- und Altersversicherungsbeiträge, ferner die Staatssteuern, die Gemeinde-, Districts- und Kreisumlagen, sowie Feuer- und Hagelversicherungsbeiträge, ferner die Bodenzinse, endlich die baaren Auslagen für die Lebfuchi. Diese letzteren sind zweifellos, wie bei allen anderen Ständen im letzten Halbjahrhundert, auch bei der Landbevölkerung ganz bedeutend gestiegen. Vereine und Feste, Kleider und Hausrath, Trinken und Essen verursachen heutzutage viel mehr Auslagen als früher. Wir glauben es daher gern, daß dem Landwirth das wenige Baargeld, das er einnimmt, in der Hand zerfließt und er oft nicht weiß, woher solches nehmen, obgleich er immer noch besser daran ist als der Städter, der die Wohnung und alle Naturproducte auch noch baar bezahlen muß.

Diese Steigerung der Ausgaben gegenüber den gleichen oder gar geringeren Einnahmen des Landmanns scheint uns der wahre Grund der sogenannten landwirthschaftlichen Nothlage zu sein; daraus entsteht eine Unzufriedenheit, die für alle Lockreden politischer Agitatoren zugänglich ist.

VI. Die Hülfe kann also nur liegen in der Herstellung des Gleichgewichts zwischen Einnahmen und Ausgaben, d. h. in der Steigerung der Einnahmen und in der Verminderung der Ausgaben. Die Einnahmen des Landwirths lassen sich vernünftigerweise wie bei jedem anderen productiven (d. h. Güter erzeugenden) Geschäft nur vermehren durch Erzeugung einer größeren Menge von Gütern oder durch eine vortheilhaftere Verwerthung derselben. Daß in ersterer Beziehung für Verbesserung der Landwirthschaft und der Viehzucht noch vieles bei uns geschehen könne und müsse, wird von allen Fachmännern bewiesen und beständig gepredigt, aber zur Zeit nur von wenigen einsichtsvollen Landwirthen zugegeben und befolgt. Alle fordern dagegen die Herbeiführung höherer Verkaufspreise, und zwar von den Regierungen. Allein diese konnten niemals den Handelsverkehr der Völker hindern und vermögen jetzt nicht die im 19. Jahrhundert erfundenen Verkehrsmittel, die Eisenbahnen und Dampfschiffe, zu unterdrücken. Sie können höchstens die Einfuhr fremden Getreides durch Eingangszölle erschweren, aber auch dies nur in ganz bescheidenem Maß, weil sie sonst die noch größere (auch die Landwirthe umfassende) Anzahl der Consumenten schädigen würden, welche mit Recht verlangen, ihre Lebensmittel so wohlfeil wie möglich, sei's auch vom Auslande, beziehen zu dürfen. Seit 1879 besteht im Deutschen Reich ein Eingangszoll auf Getreide; er wurde im Jahre 1885 und dann im Jahre 1889 noch mehr erhöht, im Jahre 1891 und 1893 aber durch die Handelsverträge mit Oesterreich, Rumänien und Rußland gegen Ermäßigung der ausländischen Eingangszölle auf deutsche Fabrikerzeugnisse wieder herabgesetzt, und er kommt in diesem ermäßigten Betrage jetzt allen Ländern zugute, mit welchen Deutschland Meistbegünstigungsverträge jemals geschlossen hat. Der Zoll beträgt jetzt per Centner Weizen 1.75 M., Roggen 1.75 M., Gerste 1 M., Hafer 1.40 M. Die Herabsetzung um die Hälfte war wohl ein politischer Fehlgriff, weil er den oppositionellen Parteien eine Handhabe zum Angriff und dadurch das Signal zur Sammlung der agrarischen Partei und zur Bildung der bayerischen Bauernbünde gab. Indessen geholfen hat weder der erhöhte, noch der ermäßigte Getreidezoll der Landwirthschaft, weil die Production an Getreide in den überseeischen Ländern (namentlich Nordamerika und Argentinien) so riesig und die Wasserfracht so wohlfeil ist, daß das nach Deutschland gebrachte Getreide den Zoll immer noch tragen und die Concurrenz des deutschen Getreides schlagen kann. Stieg ja doch die Einfuhr fremden Getreides in den zehn letzten Jahren folgendermaßen in Tonnen (= 20 Centner) und Millionen Mark:

	Weizen		Roggen	
1886 .	273,280 t	39.9 Mill. M.	565,265 t	54.5 Mill. M.
1895 .	1,338,178 t	144.5 „ „	964,802 t	80.1 „ „
	Gerste		**Hafer**	
1886 .	353,896 t	45.7 Mill. M.	81,131 t	7.8 Mill. M.
1895 .	929,009 t	89.8 „ „	238,725 t	20.6 „ „

Die Gesammteinfuhr an Getreide nach Deutschland betrug also 1895 in Centnern 69,454,280 im Werthe von 335 Millionen Mark. Dies ist das Viertel dessen, was in Deutschland 1894 an Getreide geerntet worden ist, d. h. 258,936,860 Centner. Beide Mengen zusammengerechnet, ergeben 328,391,140 Centner als für den Verbrauch vorhandene Getreidemenge. Es stimmt diese so ziemlich zu-

[1]) S. 287 der Statistik des Getreide- und Victualienhandels im Königreich Bayern mit Berücksichtigung des Auslandes. Aus amtlichen Quellen bearbeitet von Dr. Georg Karl Leopold Seuffert. München, Universitätsbuchhändler Weiß 1857.

[2]) Vgl. Kreisamtsblatt von Oberbayern 1872, S. 2277.

sammen mit der nach der Reichsstatistik pro 1894/95 verfügbar gewesenen Getreidemenge von 366 Mill. Centner, wobei zweifellos Vorräthe aus früheren Jahren mit eingerechnet sind. Aus dieser ungeheuren Verbrauchs- und Bedarfssumme ergibt sich aber auch, daß Deutschland selber dieselbe gar nicht mit eigenem Getreide decken kann, sondern der Zufuhr aus fremden Ländern benöthigt ist und folglich auch aus diesem Grunde keine Einfuhrzölle auflegen kann, welche einem Ausschluß fremden Getreides gleich kämen. Das Mehr oder Minder der Einfuhr hängt natürlich ab von der geringeren oder besseren Jahresernte in Deutschland; doch steigt der Consum von Jahr zu Jahr wegen des stetigen Anwachsens der Bevölkerung (1870: 40.8 Mill., 1895: 52.2 Mill. Menschen) und wegen des immer zunehmenden Verbrauchs an Brodfrucht. Von den Schutzzöllen wird demnach die deutsche Landwirthschaft — selbst wenn unsre Begünstigungen gegen Nordamerika und Argentinien eingeschränkt und unsre Handelsverträge mit Oesterreich, Rumänien und Rußland nach Ablauf revidirt werden sollten — sich nicht viel erhoffen dürfen. Vielmehr wird sie fragen müssen, ob wir in Deutschland nicht Erzeugnisse des Bodens haben, worin wir an Qualität dem Auslande überlegen sind und die wir daher für die Ausfuhr in erhöhtem Maße bauen sollen. Als solche werden insbesondere Gerste und Hafer gelten können, von welchen schon jetzt eine namhafte Ausfuhr aus Deutschland stattfindet (Gerste 1894: 38,810 Centner, 1895: 98,028 Centner; Hafer 1894: 43,518 Centner, 1895: 102,854 Centner). Man wird ferner auf die Viehzucht (neben dem Ackerbau) und auf alle Nebenproducte der Landwirthschaft (Geflügel, Eier, Obst) sein Augenmerk wenden müssen, um doch auf diesen einträglichen Gebieten die fremde Einfuhr aus dem Felde zu schlagen. Dies ist die Seite der Einnahmen.

VII. Die andere Seite sind die Ausgaben, welche in Bayern, wie wir oben Ziff. V gezeigt, die eigentliche Ursache des Unbehagens der Bauern bilden. Da heißt es vor allem, möglichst das Schuldenmachen aufgeben, von dem allenthalben angebotenen Hypothekencredit möglichst wenig Gebrauch machen und zu diesem Zweck bei den Gutsübergaben den wirklichen Werth und den gegenwärtigen Ertrag der Güter im Auge behalten, ferner in und außer dem Hause die alt bewährte Sparsamkeit pflegen. Es bleibt aber auch dann im rechtsrheinischen Bayern noch eine Erschwerniß der Concurrenz mit den anderen Ländern, nämlich die Grundlasten an den Staat mit 7 Millionen Mark, welche auf manchen Landmann recht schwer drücken.[1]) Er weiß jetzt wohl selber nicht mehr, woher diese stammen; er empfängt keine unmittelbare Gegenleistung dafür und hält sie daher für Steuern. Daß er für die Freiheit seines Bodens von einem unbekannten Oberherrn etwas zu zahlen haben soll, geht ihm nicht mehr ein; denn schon unter seinem Großvater ist im Jahre 1848 die Freiheit von Grund und Boden erklärt worden, und jeder Städter genießt sie ja unentgeltlich wie die freie Luft. Diese Abgaben wurden zwar von jeher bezahlt; aber jetzt erst werden sie recht empfunden, weil der Bauer sein Geld zum Leben und zu den vielen gesteigerten Bedürfnissen im Betriebe und in der Familie braucht. Darum schaaren sie sich in den Bauernbünden zusammen und verlangen als einziges klares Ziel die Beseitigung der Bodenzinse. Das Gefühl, das sie dabei leitet, ist innerlich so berechtigt und dringt so mächtig nach allen Seiten durch, daß es bald die gesammte Volksüberzeugung beherrschen wird und dann Erfüllung finden muß. Die Staatsregierung sieht dies zweifellos voraus; aber sie will ihre 7 Millionen Mark jährliche Staatseinnahmen nicht fallen lassen, weil sie es ohne Ersatz nicht kann. Indessen, große Zwecke fordern große Opfer, und die Gesammtheit muß solche bringen, wenn ein zahlreicher Erwerbsstand aus ihrer Mitte dadurch wesentlich aufgebessert werden kann. Je rascher und gründlicher solche Hülfe kommt, desto kräftiger wirkt sie. Der Staat ist der Gläubiger; die Tausende von Bauern sind seine Zinsknechte; er muß sie durch Erlaß oder sonstige Aufhebung seiner Forderungen, wenn sie noch so rechtsbeständig sind, freigeben, wie er im Jahre 1808 die Leibeigenen in Bayern freigelassen und im Jahre 1848 die Naturalreichnisse in Geldbodenzinse umgewandelt hat, weil es der Geist der Zeit so verlangte. Die Frage kann nur sein, ob das Verdienst dieser Grundlastenaufhebung und der vollen Befreiung des Grund und Bodens von den Fesseln des mittelalterlichen Feudalwesens den bayerischen Monarchen zufallen soll, wie einst den Königen Max Joseph und Maximilian II., oder einer selbstsüchtigen Demagogie aller Farben. Möge ein gnädiges Geschick über Bayern walten!

[1]) Die Belastung ist in den verschiedenen Regierungsbezirken sehr verschieden und noch mehr zwischen den einzelnen Bauernhöfen und Grundstücken, je nach der geschichtlichen Herkunft der Bodenzinse. Zum Beispiel trifft in einem Regierungsbezirk auf den Hektar landwirthschaftlichen Boden ein Bodenzins 4.42 M. in einem andern 3.42 M., in einem andern 2.95 M.

Die Pflanzenfabel in der orientalischen und classischen Literatur.

Von Aug. Wünsche.

III. (Schluß.)

Die neunte Pflanzenfabel (bei Halm Nr. 306): „Die Fledermaus, der Dornstrauch und der Taucher vogel" lehrt, daß das Sinnen und Trachten der Menschen oft auf das ihnen Schädliche gerichtet ist. Eine Fledermaus, ein Dornbusch und ein Taucher vogel machten mit einander einen Bund und beschlossen, Handel zu treiben. Zu dem Zweck borgte die Fledermaus Geld und brachte es dar (legte es zum gemeinschaftlichen Gebrauch ein), der Dornbusch nahm Kleider als Ladung, und der Taucher vogel stellte das Fahrzeug. Es erhob sich aber ein heftiger Sturm und das Fahrzeug wurde zerstört, infolge dessen verloren sie alles und retteten sich ans Land. Seitdem sucht nun der Taucher vogel sein Fahrzeug und taucht in die Tiefe in dem Glauben, es einstmals zu finden, die Fledermaus kommt aus Furcht vor den Gläubigern am Tage nicht zum Vorschein, sondern geht des Nachts auf Nahrung aus, der Dornstrauch aber sucht seine Kleider und ergreift die Mäntel der Vorübergehenden in der Hoffnung, seine eigenen wieder zu erhalten. — Die Fabel lehrt, daß wir uns mehr um das bemühen, wodurch wir früher ins Unglück geriethen. — Halm Nr. 306 b bringt noch eine andere Version dieser Fabel mit verschiedenen Abweichungen. Eine Fledermaus, ein Dornstrauch und ein Taucher vogel machten Kameradschaft mit einander und beschlossen, das Leben eines Kaufmanns zu führen. Die Fledermaus borgte Geld und brachte es dar, der Dornstrauch nahm Kleider mit sich und der Taucher vogel brachte als dritter Erz. So fuhren sie ab. Als sich aber ein heftiger Sturm erhob und das Schiff scheiterte, verloren sie alles und retteten sich aufs Land. Seit jener Zeit nun sitzt der Taucher vogel beständig an den Meeresküsten (wartend), ob nicht irgendwo das Meer Erz auswerfe, die Fledermaus aber kommt aus Furcht vor ihren Gläubigern am Tag nicht zum Vorschein, sondern geht nur des Nachts auf Nahrung aus, der Dornstrauch endlich ergreift das Kleid der Vorübergehenden und untersucht, ob er nicht irgendwo sein eigenes wieder erkenne. — Die Fabel zeigt, daß wir durch dasjenige, um welches wir uns mit Eifer bemühen, später ins Unglück gerathen.

— Beide Darstellungen unterscheiden sich in dem wesentlichen Punkt von einander, daß dort der Taucher vogel das Fahrzeug zum gemeinsamen Geschäft herbeischafft, während er hier das Erz als zweiten Handelsartikel liefert, was jedenfalls sinn- und sachgemäßer ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir in der zweiten Darstellung die ursprünglichere Textgestalt vor uns. Mit der zweiten Darstellung stimmt auch die syrische Uebertragung (bei Landsberger Nr. 44 S. 80) zusammen, wenn auch der Taucher vogel aus der Appellativbezeichnung in die specifische des Fischreihers sich gewandelt hat. — Eine Fledermaus, ein Fischreiher und ein Dornstrauch hatten sich einmal verbunden, gemeinschaftlich Handelsgeschäfte zu treiben. Zu diesem Zweck hatte die Fledermaus viel Silber aufgeborgt, der Fischreiher viel Kupfer erworben und der Dornstrauch eine Menge Kleider herbeigeschafft. Als sie das alles in ein Schiff gelegt hatten und abgesegelt waren, überfiel sie ein heftiger Sturm, schlenderte das Schiff hin und her und zertrümmerte es derart, daß alles, was in ihm war, unterging. Weßhalb kommt die Fledermaus am Tage nicht zum Vorschein? Weil sie sich vor ihren Gläubigern fürchtet. Der Fischreiher taucht auch jetzt noch in das Wasser, um sein Kupfer zu suchen, und der Dornbusch hängt sich, weil er seine verlorenen Kleider wiedererlangen will, an das Gewand jedes Vorübergehenden, in der Meinung, es sei das seinige. — Die Fabel will sagen, daß diejenigen, welche sich zur Zeit, da sie von Noth befallen werden, allzusehr fürchten, sich häufig auch vor nichtigen Dingen fürchten.

Die zehnte Pflanzenfabel (bei Halm Nr. 313): „Die Wanderer und die Platane", zeigt, wie viele Menschen durch ihre Vorzüge den Neid anderer erregen. Zwei Wanderer, die zur Sommerszeit um Mittag von der Hitze gequält wurden, gingen, als sie eine Platane sahen, auf sie zu, lagerten sich in ihrem Schatten und erholten sich. Zur Platane aufschauend, sprachen sie zu einander: Was für ein unnützer und unfruchtbarer Baum ist der für die Menschen! Sie aber erwiderte und sprach: Ihr Undankbaren, ihr genießet noch meine Wohlthat und schmähet meine Nutzlosigkeit und Unfruchtbarkeit! So sind auch von den Menschen manche so unglücklich, ihrer Brauchbarkeit wegen mißtrauisch betrachtet zu werden. Die Nutzanwendung der Fabel, die ganz aus der Erfahrung des alltäglichen Lebens geschöpft ist, tritt nicht scharf und deutlich hervor. Jedenfalls soll die Wahrheit veranschaulicht werden, daß viele bereits ihre Wohlthäter schmähen, während sie noch im Genusse der empfangenen Wohlthaten stehen. Bei Babrios (s. Gitlbauer Nr. 200) kommt die Fabel nur noch als Fragment vor. Zwei Wanderer (gingen) zur Sommerszeit; nach einer Platane blickend, sprachen sie zu einander: Was ist das für ein unnützer und unfruchtbarer Baum für den Menschen? Diese aber sprach zu ihnen: Ihr Undankbaren, ihr tadelt mich trotz meines kühlen Schattens als unfruchtbar und unnütz. So sind auch unter den Menschen manche so unglücklich, daß sie, obwohl sie ihren Nächsten wohlthun, doch von ihnen Undank ernten.

Wie Zank und Streit auch unbedeutende Menschen zu Anmaßungen treibt, zeigt die elfte Pflanzenfabel (bei Halm Nr. 385): „Der Granatbaum, der Apfelbaum und Dornstrauch." Ein Granatbaum und ein Apfelbaum stritten sich wegen ihres Reichthums an Früchten. Als sie sich lange gezankt hatten, sprach ein Dornstrauch von dem nahen Zaune, der zugehört hatte: Wohlan, ihr Lieben, hört doch einmal auf zu streiten! So versuchen bei Zwistigkeiten der Tüchtigen auch die Unwürdigen, etwas zu sein (zu bedeuten). In derselben Kürze erscheint die Fabel auch bei Babrios (s. Gitlbauer 249). Um die Vorzüge der Früchte stritt sich mit dem Granatbaum ein Apfelbaum. Als sich nun zwischen ihnen ein großer Zank erhoben hatte, rief aus dem nahen Gebüsch ein Dornstrauch: O, ihr Lieben, wir wollen doch mit dem Streite aufhören! So versuchen bei Streitigkeiten der Besseren auch die Nichtsnutzigen etwas zu bedeuten. Auch diese Fabel gehört in die Kategorie der Rangstreite zwischen zwei Dingen, nur mischt sich noch ein Dritter in den Streit, der von den Vorzügen des einen ebenso entfernt ist, als von denen des andern, und sucht mit angemaßter Würde den Schiedsrichter zu spielen.

Die zwölfte Pflanzenfabel (bei Halm Nr. 384): „Die Rose und der Amarant" [1]) stellt eine weise, ausdauernde Genügsamkeit einer kurzen, glanzvollen Schwelgerei gegenüber. Neben einer Rose wuchs ein Amarant und sprach zu ihr: Eine wie stattliche Blume bist du, geliebt von Göttern und Menschen! Ich preise dich glücklich wegen deiner Schönheit und deines Wohlgeruchs. Jene aber antwortete: O Amarant, ich lebe nur für kurze Zeit und vergehe, auch wenn mich niemand bricht, du dagegen blühst beständig und lebst in jugendlicher Frische. Es ist besser, wenn jemand mit Wenigem sich begnügt und Bestand hat, als wenn er auf kurze Zeit schwelgt und einen Umschwung ins Unglück erleidet oder auch stirbt. Babrios hat sich bei der Bearbeitung der Fabel ziemlich streng an das Original gehalten (s. Gitlbauer Nr. 222). Zu einer Rose sprach ein mißrathener Amarant: Du bist eine begehrte Blume bei Göttern und Menschen, ich preise dich wegen deiner Schönheit und deines Wohlgeruchs. Sie aber antwortete: Ich lebe nur kurze Zeit und schwinde früh dahin, wenn man mich bricht, du aber blühst immerdar und führst ein Leben in Jugendfrische. Es ist besser, wenn jemand mit Wenigem zufrieden ist und Bestand hat, als wenn er auf kurze Zeit in Ueberfluß lebt und dann einen unglücklichen Wechsel erleidet und vor der Zeit stirbt. Beide Darstellungen weichen nur darin von einander ab, daß bei Aesop beide Pflanzen tadellos erscheinen, während bei Babrios der Amarant ausdrücklich als mißrathen bezeichnet wird. Darum blickt er mit Bewunderung zur schön gestalteten Rose empor.

Die dreizehnte Pflanzenfabel (bei Halm Nr. 404): „Der Bock und der Weinstock" straft die Gedankenlosigkeit, mit der oft etwas Schönes ohne irgend welchen Zweck zerstört wird. Ein Bock fraß beim Ausschlagen des Weinstocks das Blattwerk ab, der Weinstock aber sprach zu ihm: Warum beschädigst du mich? Trotzdem werde ich soviel Wein hervorbringen, als man gebraucht, wenn du geopfert wirst. — Sowohl Undankbare als auch die, welche ihre Freunde übervortheilen wollen, weist diese Erzählung zurecht. — Auch von dieser Fabel gibt es eine etwas weiter ausgesponnene Version (bei Halm Nr. 404 b). Ein Weinstock prangte von Trauben und den Früchten war auch das Blattwerk ähnlich. Ein Bock aber benagte mit sehr großem Uebermuthe den Weinstock und beschädigte ihn, indem er an die Blätter herankam. Der Weinstock aber sprach zu ihm: Strafe erwartet dich für deinen Frevel. In nicht allzu langer Zeit wirst du ein Opferthier sein, ich aber werde von mir aus den Wein dazu spenden. Was jemand thut, das wird er auch erleiden. In der Bearbeitung des Babrios hat die Fabel nur ganz geringfügige Veränderungen erfahren (s. Gitlbauer Nr. 173). Ein Bock benagte den Zweig eines Weinstocks, dieser aber sprach zu ihm: Was verletzest du mich? Ich habe kein saftiges Grün, trotzdem aber werde ich den Wein spenden, wenn du geopfert werden wirst. Die Fabel tadelt die Undankbaren, welche ihren Freunden Schaden zufügen.

Als vierzehnte Pflanzenfabel des Aesop führen wir zum Schlusse noch die bekannte: „Der Fuchs und die

1) Eine nie welkende Blume.

Trauben“ (bei Halm Nr. 33) an. Vom Hunger gequält, schaute ein Fuchs auf die in der Höhe schwebenden Trauben eines an einem Baume aufrankenden Weinstocks, er wollte sie erreichen, konnte es aber nicht. Da er ihrer nicht habhaft werden konnte, sprach er: Sie sind sauer. So machen es auch einige Menschen: da sie gewisse Dinge wegen ihrer Schwachheit nicht erlangen können, so schieben sie die Schuld auf die Zeitumstände. Wir besitzen von dieser Fabel noch eine andere Version (bei Halm Nr. 33b) in metrischer Form. Mit Schlauheit blickte ein Fuchs lange zu einem Weinstock empor und sprang in die Höhe. Nachdem er sich aber öfters angestrengt hatte, (die Traube) zu erreichen, verzichtete er auf sie und sprach bei sich selbst: Nicht lohnt es, die Trauben sind sehr sauer. Die Fabel wendet sich an diejenigen, welche aus Nothwendigkeit großmüthig handeln. In größerer Ausschmückung erscheint die Fabel bei Babrios (s. Gitlbauer Nr. 19). Eine Traube hing an einem hohen schwarzen Weinstocke. Als der schlaue Fuchs sie vollsaftig sah, bemühte er sich, oft in die Höhe springend, sie zu erreichen, denn sie war reif, ja sogar bis zum Uebermaß. Nachdem er sich so angestrengt hatte und ihrer nicht habhaft werden konnte, ging er fort und linderte seine Trauer (mit den Worten): Die Traube ist unreif, nicht reif, wie ich glaubte. Die Fabel verspottet diejenigen, welche sich um unerreichbare Dinge bemühen und, wenn sie dieselben nicht erreichen, lügenhafte Ausflüchte machen. Phaedrus hat sich bei seiner Bearbeitung der Fabel mehr an die ursprüngliche Form des Aesop gehalten (s. Buch IV Nr. 3). Vom Hunger gezwungen, suchte ein Fuchs, mit Anstrengung seiner ganzen Kraft in die Höhe springend, eine Traube zu erlangen, da er sie aber nicht erreichen konnte, sagte er beim Weggehen: Sie ist noch nicht reif, eine saure, herbe mag ich nicht nehmen. Diejenigen, welche das, was sie nicht thun können, mit Worten herabsetzen, werden dieses Beispiel auf sich beziehen müssen. Wenn auch die Fabel nicht zu den Pflanzenfabeln im eigentlichen Sinne des Wortes gehört, indem die Traube nicht irgendwie selbstthätig in die Handlung eingreift und eine Idee darstellt, so ist sie doch indirect insofern nicht ganz ohne Betheiligung, als ihre Süßigkeit und ihr Wohlgeschmack auf den Fuchs einen Reiz ausübt und dadurch für ihn Ursache und Anlaß wird, Anstrengungen zu machen, um sie zu erlangen. Zum Verständniß der kleinen, trefflich erfundenen Fabel ist die Bemerkung nothwendig, daß der Weinstock in Griechenland und Italien nicht wie bei uns an Mauerwänden und Spalieren, sondern an Bäumen und Säulen in die Höhe rankt. Das starke Gelüst des Fuchses nach der reifen, saftigen Traube, sowie seine Schlauheit, sie zu erreichen, sodann seine lächerliche Ausrede und erheuchelte Gleichgültigkeit nach der Erfolglosigkeit seiner Anstrengungen sind malerisch gezeichnet.

Die Fabel ist vielfach auch in die neueren Literaturen übergegangen. Lafontaine (s. Buch III, Nr. 11) hat ihr ein poetisches Gewand gegeben, das vielfach an die Darstellung bei Babrios erinnert. Wir geben sie mit zwei kleinen selbständigen Veränderungen in der Uebersetzung von J. Wege (s. Reclams Universalbibliothek S. 52) wieder:

„Ein Fuchs aus der Gascogne oder aus der Normandie,
Halb todt vor Hunger schon, sah hoch einst am Spalier
Weintrauben, reif erschienen sie
Mit ihre braunen Bäckchen Zier.
O wie nach diesem Schmaus der Fuchs Verlangen trug!
Doch da er sie nicht konnt' erreichen,
Sprach er: ‚Sie sind zu grün, für Buben gut genug!‘
War's besser nicht, als klagend weichen?“

Von deutschen Dichtern ist als Bearbeiter der Fabel zunächst Albrecht v. Haller zu nennen. Veranlassung wurde ihm eine Rede des nachmaligen Professors J. J. Ritter (s. Versuch schweizerischer Gedichte, Wien 1793, II. Theil, S. 130 f.).

„Ein Fuchs, der auf die Beute ging,
Traf einen Weinstock an, der voll von falben Trauben,
Um einen hohen Ulmbaum hing.
Sie schienen gut genug; die Kunst war, abzuklauben.
Er schlich sich hin und her, den Zugang anzuspäh'n;
Umsonst, es war zu hoch, kein Sprung war abzuseh'n.
Der Schalk dacht' in sich selbst: Ich muß mich nicht beschämen;
Er sprach und macht' dabei ein hämisches Gesicht:
Was soll ich mir viel Mühe nehmen?
Sie sind ja sau'r und taugen nicht.
So geht's der Wissenschaft: Verachtung geht für Müh';
Wer sie nicht hat, der tadelt sie.“

Ein völlig neues und geistvolles Gepräge hat sodann die Fabel bei Lessing (2, 21) dadurch erhalten, daß er als drastischen Gegensatz zum Fuchs noch den Sperling mit seinen naschigen Brüdern einführt. „Ich kenne einen Dichter, dem die schreiende Bewunderung seiner kleinen Nachahmer weit mehr geschadet hat, als die neidische Verachtung seiner Kunstrichter. Sie ist ja doch sauer! sagte der Fuchs von der Traube, nachdem er lange genug vergebens gesprungen war. Das hörte ein Sperling und sprach: Sauer sollte diese Traube sein? Darnach sieht sie mir doch nicht aus! Er flog hin und kostete, und fand sie ungemein süß, und rief hundert naschige Brüder herbei. Kostet doch, schrie er, kostet doch! Diese treffliche Traube schalt der Fuchs sauer. Sie kosteten alle, und in wenig Augenblicken ward die Traube so zugerichtet, daß nie ein Fuchs wieder darnach sprang.“ Während in der Regel Lessing die Lehre der Fabel mit Recht fortläßt und dem Leser zumuthet, sie selbst zu finden, macht er bei dieser eine Ausnahme.[1]) Es gibt sie aber nicht in Form eines allgemeinen Satzes, sondern wendet sie auf einen bestimmten Fall an.

Wir haben in der Lessing'schen Fabel in der That ein neues dichterisches Gebilde vor uns, das an die Aesopische Fabel mit ihrer Pointe nur anknüpft.

Sich mehr an die Darstellung bei Aesop haltend, aber sie im einzelnen mit verschiedenen ausschmückenden Zusätzen bereichernd, hat auch Karl Simrock die Fabel bearbeitet (s. Aesops Fabeln von K. Simrock, Frankfurt a. M., S. 112). Ein Fuchs lief vor eine hohe Weinrebe und sah daran einige goldgelbe, reife Trauben hängen. Davon begehrte er zu essen und suchte mancherlei Wege, wie ihm die Tranben werden möchten mit Klimmen und Springen. Aber sie hingen so hoch, daß sie ihm nicht zutheil werden konnten. Als er das merkte, lief er hinweg und verkehrte seine Anfechtung und Lust zu der Traube in Gleichgültigkeit und sprach: Die Tranben sind mir zu sauer. Ich möchte sie nicht essen, wenn ich sie gleich erlangen könnte. Die Fabel bedeutet, daß ein weiser Mann sich bedünken lassen soll, er wolle und möge das nicht, was er nicht haben kann.

Ein altes Pflanzenfabelfragment in der griechischen Literatur haben wir in einem Fragment des im 4. und 3. Jahrhundert v. Chr. lebenden Kallimachos. (S. Otto Schneider, Callimachea II, p. 258, 59, Fragment 93.) Die alten Lyder sagen: Einmal brach auf dem Tmolos[2]) zwischen einem Oelbaum und einem Lorbeerbaum ein Streit aus.... Ich bin der schlechteste (geringste) unter allen Bäumen.[3]) So dürftig und zusammenhanglos auch das Fragment erscheint, so läßt sich doch die Erzählung einigermaßen errathen. Die Fabel muß ungefähr wie die oben angeführte Aesopische: „Die Rose und der Amarant“ (s. Halm Nr. 384) gestaltet gewesen sein. Der Lorbeerbaum hat die Vorzüge des Oelbaums in irgend welcher Hinsicht gepriesen, worauf dieser seine Nachtheile hervorkehrt und den Lorbeerbaum bewundert. Die Einführungsformel spricht nicht gegen diesen

1) Aehnlich verfährt Lessing auch in der Fabel: Die Nachtigall und der Pfau.
2) Ein Gebirge in Lydien.
3) Diese Worte sagt wahrscheinlich der Oelbaum.

Digitized by Google

Gedankengang. Um einen Wett- oder Rangstreit im eigentlichen Sinne des Wortes kann es sich unmöglich gehandelt haben, denn sonst hätte der eine der beiden Bäume nicht ausrufen können: Ich bin, sondern er hätte nothwendig sagen müssen: Du bist der geringste unter den Bäumen.—

Wenn auch die Fabel bei den Römern schon lange vor Phädrus bekannt war, so gebührt diesem Dichter doch das Verdienst, diese Dichtung als eine besondere Gattung in die römische Literatur eingeführt zu haben. Von den fünf Büchern Fabeln des Phädrus sind die meisten, wie schon früher gesagt, Nachbildungen der sogenannten Aesopischen, doch es kommen auch solche vor, die als seine eigenen Gebilde bezeichnet werden müssen, wenigstens läßt sich für sie keine ältere Quelle nachweisen.

Zu diesen Selbstschöpfungen gehört gerade die eine bei ihm sich findende Pflanzenfabel. Von den Aesopischen Pflanzenfabeln hat Phädrus merkwürdigerweise nicht eine einzige bearbeitet. Die Fabel hat die Ueberschrift: „Die Bäume im Schutze der Götter“ und lautet (s. Buch III, Nr. 17): Einst erwählten sich die Götter Bäume, die sie in ihrem Schutz haben wollten. Dem Jupiter gefiel die Eiche, der Venus die Myrte, dem Apoll der Lorbeerbaum, der Cybele die Fichte, dem Herkules die hohe Pappel. Minerva, darüber erstaunt, fragte, weßhalb sie sich alle unfruchtbare Bäume wählten. Jupiter gab ihr den Grund an und sagte: Damit es nicht den Anschein habe, als ob wir nur der Frucht wegen die Bäume schützen. Fürwahr, versetzte sie, es soll mir jemand sagen, was er will, die Olive ist mir wegen ihrer Frucht angenehmer. Darauf erwiderte der Vater der Götter und Urheber der Menschen: O Kind, dich werden mit Recht alle für weise preisen! Wenn das, was wir thun, keinen Nutzen bringt, so ist es eitler Ruhm. Die Fabel mahnt, nichts zu thun, was keinen Nutzen schafft. Friedrich Rückert hat der Fabel ein poetisches Gewand verliehen (vergl. Reclams Universalbibliothek 1144, S. 35).

Genau genommen haben wir in der Dichtung keine Pflanzenfabel im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern eine Art Pflanzensymbolik vor uns. Die von den Göttern gewählten Bäume erscheinen als Repräsentanten ihrer hervorragendsten Eigenschaften. Die Eiche vertritt Jupiter als Gott der Macht und Stärke, die Myrte die Venus als Göttin der Liebe, Ehe und Fruchtbarkeit, der Lorbeerbaum Apoll als Gott der Dichtkunst und des Gesanges, die Fichte die Cybele als Göttin der Fruchtbarkeit, die Pappel den Herkules in seinem olympischen Streben, die Olive endlich Minerva als Göttin des Ackerbaues oder des Friedens.

Damit haben wir die Pflanzenfabel, soweit sie in der orientalischen und classischen Literatur zur Ausgestaltung und Entfaltung gekommen, erschöpft. Wenn sie auch der Zahl nach weit hinter der Thierfabel zurückgeblieben ist, so beweisen die vorhandenen dichterischen Gebilde doch, daß der Naturſinn der alten Völker sich nicht nur auf die Thiere, sondern auch auf die Pflanzen richtete und sie zu Typen moralischer Ideen verwendete.

Mittheilungen und Nachrichten.

é- **C. Kaibels Sammlung wissenschaftlicher Commentare zu griechischen und römischen Schriftstellern.** — Unter Kaibels Redaction hat die Firma B. G. Teubner in Leipzig ein großes Unternehmen begonnen, das in freier Wahl und nebeneinander Reihe antike Schriftsteller in guten, kritisch durchgearbeiteten und mit dem kritischen Material ausgestatteten Texten mit behaglich breiten Commentaren bringen soll. Das Werk ist nicht für die Schule berechnet, obwohl interessirte Schüler der höheren Gymnasialclassen es ohne weiteres benutzen können und mit geübter und vielseitiger Förderung benutzen werden, sondern es wendet sich an reifere Männer, die, philologisch tüchtig geschult, das Schriftwerk aus sich und der Seele seines Autors heraus und im großen Zusammenhang der geistigen Bewegung verstehen wollen. Wenn nun freilich die Verlagsbuchhandlung — wie das aus der Uebersendung eines Exemplares zur Anzeige in dieser Beilage zu schließen ist — meint, daß auch weitere Kreise des humanistisch gebildeten Publicums für diese neuen Ausgaben zugänglich sein werden, so muß Referent leider gestehen, daß er diese optimistische Ansicht nicht theilen kann. Am geeignetsten könnte dafür noch der erste Band: Sophokles' Elektra von C. Kaibel erscheinen. Aber wo fände sich wohl der Mann heute, der neben seiner Berufsarbeit sich durch das nicht leichte Studium einer subtilen, 260 Seiten (groß 8°) langen Commentars zu einem tieferen Verständniß und Genusse dieser Tragödie hindurcharbeiten Zeit und Neigung hätte? Desto mehr finden sich hoffentlich unter den Philologen, Lehrern und Studenten. Für sie sind diese Werke wir geschaffen und ich bin überzeugt, sie werden sie dankbar benutzen. Denn es ist nicht öde Textkritik, die so lange gerade an den Tragikertexten herumgenörgelt hat und die auch heute noch trotz der befruchtenden Frühlingsstürme, die v. Wilamowitz seit 20 Jahren über die Tragiker hat erbrausen lassen, eine reiche Nachblüthe treibt, es ist auch nicht bloß die Erklärung sprachlicher und metrischer oder sachlicher Schwierigkeiten, die hier geleistet wird, sondern das Ziel ist das tief innere Verständniß des Kunstwerkes. Dies Programm ist nicht neu, aber es durchzuführen, dazu bedarf es nicht nur der vollen Beherrschung des philologischen Handwerks, sondern auch tiefvoller Hingebung, die in jahrelangem Verkehr zu Werk und Meister in ein persönliches Verhältniß bringt, und vor allem der Gabe, die frei von den Göttern herab kommt und keine Arbeit erzwingen kann, der Gabe, Poesie zu empfinden. Kaibel genügt diesen Anforderungen und deshalb wird sein Buch wirken. Als besonders erfreulich ist es zu bezeichnen, daß namentlich auch auf Sophokles der neue Frühling des Tragikerstudiums sich niederläßt. Hoffentlich werden die folgenden Bände von gleicher Trefflichkeit sein: dann kann ein bedeutender und wohlthätiger Einfluß dieses Unternehmens auf die Alterthumsstudien nicht ausbleiben.

-tt **Handbuch des Hotelbetriebs** von C. Max Hegenbarth. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartlebens Verlag 1897. — Dieses in zweiter durchgesehener und verbesserter Auflage erschienene praktische Hülfsbuch wendet sich zunächst an die Hoteliers, Restaurateure und Pensionsinhaber und deren gesammtes Personal. Es ist geeignet, dem angehenden Hotelangestellten durch die theoretischen Belehrungen und Rathschläge, die es ihm gibt, auf seinem Wege zu praktischer Ausbildung zu fördern. Aber auch für andere Leser bietet es stellenweise recht fesselnde Lectüre. Aus den Winken und Vorschriften über den Verkehr von Angestellten mit den Gästen, das Auftreten und Benehmen des Kellners und des sonstigen Dienstpersonals kann derjenige, der häufiger in die Lage kommt, in Hotels zu weilen, immerhin auch für sein eigenes Verhalten diesem Personal gegenüber eine oder die andere Lehre entnehmen. Das Capitel über die Anreden, Titulaturen in Deutschland und anderen Ländern ist für jedermann instructiv. Die Angaben über das Herrichten der Räume, der Tische und das Decken, die Platzvertheilung unter den Gästen, die Aufstellung der Teller, Bestecke, Gläser ꝛc. mögen auch den interessiren, der als Familienvorstand häufiger in ein Lage kommt, Gäste zu bewirthen. Die Betrachtungen über die Behandlung der Tisch- und Tafeltücher, der Servietten ꝛc. werden aber ganz sicher bei jeweder Hausfrau, deren Herz an ihrem Weißzeugschrank hängt, volle Aufmerksamkeit finden. Der zweite Abschnitt unter dem Titel Gastronomie enthält auf 188 Seiten eine Fülle von Angaben über die verschiedenen Speisen und Getränke und deren Behandlung und darf in gewissem Sinn mit dem berühmten Brillat-Savarin verglichen werden. Gegen die in der feineren Gesellschaft üblich gewesene Sitte der Mundtüchern spricht sich der Verfasser mit Entschiedenheit aus: „Hofmarschall v. Malortie, der bekannte Gastronom, sagt, daß diese Sitte auf die engste Häuslichkeit in der Familie beschränkt bleiben muß, bei Festdiners aber durchaus zu verwerfen ist, da er nach langjährigen Erfahrungen die Ueberzeugung gewonnen habe, daß ihr Gebrauch auf irgend eine unmuthige Weise nicht absolvirt werden könne. Meines Erachtens gehören dieselben überhaupt nicht auf den Tisch, vielmehr in ein nustoßendes Zimmer. Das Hotelpersonal muß dieselben natürlich stets verabreichen, wenn sie gefordert werden.“ Uebrigens kommt es neuerdings in Mode, daß man diese Mundtüchern nur zu zartem Benetzen der Finger und Mundwinkel benützt, was im Gegensatz zu der früheren Anwendung in ganz ästhetischer Weise geschehen kann.

Zu dem außerordentlich reichen Inhalt des South-Kensington-Museums in London und zu der maßgebenden Bedeutung, die diese Sammlungen für die Förderung des Geschmacks und die Hebung des Kunstgewerbes in England gehabt, steht, wie das „Centralbl. der Bauverwaltg." bemerkt, die äußere Hülle, die die kostbaren Schätze birgt, im schroffsten Gegensatze. Eine planlose Aneinanderreihung niedriger und augenscheinlich für vorübergehenden Bedarf errichteter Gebäude, einer rasch emporgewachsenen Fabrikanlage nicht ungleich: so tritt das berühmte South-Kensington-Museum dem Fremden entgegen. Dieses eigenthümliche Aussehen hat in England der Anlage den Spottnamen Brompton Boilers eingetragen. Im Innern sind die mannichfachen Schätze in einer Weise neben und über einander gedrängt, daß ihr Betrachten sehr beschwerlich gemacht ist. Viele der Schuppen sind nicht einmal feuersicher, und ein Theil der Kunstgegenstände kann dem Publicum überhaupt nicht zugänglich gemacht werden. Unter den mancherlei Vorschlägen, die gemacht worden sind, um die in diesem Jahre stattfindende 60jährige Jubelfeier der Königin würdig zu feiern, hat nun der des Lord Playfair lebhaften Widerhall gefunden: aus öffentlichen Mitteln ein würdiges Museum an Stelle der jetzigen Schuppen zu bauen und gleichzeitig der Anlage statt des bisherigen Namens South-Kensington-Museum die Bezeichnung „Victoria-Museum" zu geben. Allerdings würde der Bau eines Hauses von der erforderlichen Größe ein bedeutendes Unternehmen sein, das ausgedehnte Vorbereitungen erheischte und beträchtliche Kosten verursachte. Der Gedanke einer planmäßigen Unterbringung der Kunstschätze ist aber schon zweimal in Angriff genommen, jedoch nicht zu Ende geführt worden. Aus dem Anfang der siebziger Jahre stammt ein Gebäude in Terracotta, das als Flügel einer umfassenden Anlage gedacht war. 1891 fand darauf ein beschränkter Wettbewerb für einen Bebauungsplan des 120 zu 210 m großen Edgeundstückes statt, aus dem der Architekt Aston Webb als Sieger hervorging. Der Kostenüberschlag belief sich auf 8 Millionen Mark, und man war der Ansicht, daß das Gebäude zu reich für seine Zwecke sei. Auf diesem Standpunkt ist die Frage seitdem stehen geblieben, und bei dem geringen Selbstunternehmungsgeist, der den Behörden in England eigen ist, wird es einer kräftigen Anregung im Parlament bedürfen, um die Angelegenheit wieder in Fluß zu bringen und den haltlosen Zuständen ein Ende zu machen. Eine solche Anregung ist nun zwar vor etlichen Wochen infolge des Playfair'schen Vorschlags erfolgt, sie fand aber den Widerspruch des Regierungsvertreters, der angab, es sei zu spät, einen Geldbetrag für die Sache in den diesjährigen Haushalt anzunehmen. Die lebhafte Theilnahme aber, die der Vorschlag in der Presse findet, macht es wahrscheinlich, daß es damit nicht sein Bewenden haben wird und daß die Begeisterung, mit der man das Jubelfest der Königin zu feiern sich anschickt, auch in die Nothlage der Kunstsammlung von South-Kensington helfend eingreifen wird. Auf dem Festlande wären ähnliche Zustände schon lange unmöglich gewesen.

* **Gießen.** Dr. Rudolf Hiezel, Professor der classischen Philologie in Jena, hat einen Ruf an die hiesige Universität erhalten.

* **Bonn.** Bibliothek und Kartensammlung des 1887 verstorbenen Professors der Mineralogie und Geologie G. vom Rath sind von dessen Wittwe dem mineralogischen Institut der rheinischen Universität geschenkt worden, um das sich der Verstorbene während seiner 30jährigen Wirksamkeit rühmenswerth verdient gemacht.

* **Berlin.** Die 18. Balneologen-Versammlung wurde am 13. d. M. im Hörsaal des pharmakologischen Instituts von dem zweiten Vorsitzenden Prof. Winternitz (Wien) an Stelle des erkrankten Geheimraths Liebreich eröffnet. Nach einem Nachruf für den vor einigen Tagen in Stettin verstorbenen Begründer der wissenschaftlichen Wasserheilkunde, Dr. Ernst Brandt, erstattete Sanitätsrath Dr. Brock den Jahresbericht. Noch erfolgter Wiederwahl des Gesammtvorstandes wurde in die wissenschaftliche Tagesordnung eingetreten und als erster nahm Prof. Winternitz das Wort zu seinem Vortrage „Die Wasserbehandlung der Basedow'schen Krankheit". Hiernach sprach Dr. Lindemann (Helgoland) über die Heilwirkung des Seebades bei Magenkranken. Die Sitzung vom 14. d. eröffnete ein Vortrag von Dr. Hausemann (Berlin) über Heilung und Heilbarkeit von Krankheiten; Dr. Lahusen (Brunnthal) sprach über Schlaf und Schlaflosigkeit, Prof. Eulenburg (Berlin) über Bewegungstherapie bei Gehirn- und Rückenmarksleiden, Kraus (Kaltenleutgeben) über die Wasserbehandlung der Albuminurie und Joseph (Landeck) über die Lehre von den Symptomen der Nervenschwäche.

* **Berlin.** Prof. v. Buchka, Regierungsrath im kaiserl. Gesundheitsamt, ist zum Docenten für Chemie an der technischen Hochschule zu Charlottenburg ernannt worden. Er hat insbesondere einen Lehrauftrag für Chemie der Nahrungsmittel mit Berücksichtigung der Nahrungsmittelanalyse und Bakteriologie erhalten. Er tritt damit an die Stelle des 1896 verstorbenen Professors C. Sell, den er auch in seinem Hauptamt als Leiter des chemischen Laboratoriums im Gesundheitsamt ersetzt hat. — Bei der Universität Berlin ist Dr. med. Paul Steoßmann, Assistent an der Frauenklinik der Charité, als Privatdocent der Frauenheilkunde zugelassen worden.

* **Wien.** Die erste Bergakademie in Afrika wird der „N. Fr. Pr." zufolge in Pretoria, der Hauptstadt der Boerenrepublik Transvaal, errichtet. Die Republik nimmt unter den goldproducirenden Ländern den dritten Rang ein; der Staat hat in den Goldminen eine sehr reiche Einnahmequelle und will auch die mächtigen Kohlen- und Eisenlager energisch in Angriff nehmen. Zur rascheren Entwicklung des Bergbaues beabsichtigt nun die Regierung, eine Hochschule für das Bergwesen ins Leben zu rufen und hat einen Oesterreicher, Prof. Hans Höfer in Leoben, mit den Vorarbeiten hierfür betraut.

* **Amsterdam.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. G. Hondius Bolsingh als Privatdocent für analytische Chemie habilitirt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

J. H. Zuckertort und Jean Dufresne: Neuester Leitfaden des Schachspiels. Mit 138 Diagrammen und 86 erläuterten Musterpartien verschiedener Schachmeister. 5. Aufl., bearb. von Oscar Cordel. Berlin, Hugo Steinitz 1897. — Die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Wiener Lohnarbeiterinnen. Ergebnisse und stenographisches Protokoll der Enquete über Frauenarbeit in Wien 1896. Wien, Ignaz Brand 1897. — Dr. L. Gray: Die Elektricität und ihre Anwendungen. Lehr- und Lesebuch. Mit 443 Abbildungen. 6. Aufl. Stuttgart, J. Engelhorn 1897. — Dr. Friedrich Donnemann: Grundriß einer Geschichte der Naturwissenschaften, zugleich eine Einführung in das Studium der naturwissenschaftlichen Literatur. 1. Bd. Erläuterte Abschnitte aus den Werken hervorragender Naturforscher. Mit 44 Abbildungen. Leipzig, Wilh. Engelmann 1896. — Konrad Telmann: Aus Mitleid. Roman. Berlin, Otto Janke. — Karl Busse: Höhenfrost. Roman. 3 Bde. Ebd. — Agnes Hoeber: Doctor Eisenbart. Familienroman. Ebd. — A. v. Gersdorff: Hochgeboren. Roman. 3 Bde. Ebd. — Wilhelm Holzamer: Zum Licht. Gedichte. Berlin, Schuster u. Loeffler 1897. — *Horatius travestus.* Ein Studentenscherz. Ebd. — Paul Scheerbart: Tarub, Bagdads berühmte Köchin. Arabischer Culturroman. Berlin, Hugo Storm.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Römische Dorfgeschichten.

Von

Richard Voß.

Vierte Auflage.

Inhalt: Maria Botti. — Die Ikariden. — Der Mönch von Palazzuola. — Die Sibylle von Tivoli. — Das Venusopfer.

Preis geheftet 3 Mark. — Elegant gebunden 4 Mark.

Der eigenthümlich romantische Zauber, welchen die weite ruinengeschmückte Campagna di Roma und die sie umrahmende herrliche Gebirgswelt auf jeden Besucher ausübt, giebt auch diesen „Dorfgeschichten" aus der ländlichen Umgebung Roms einen bestrickenden Reiz. Auf innigste vertraut mit den Sitten und Anschauungen der heutigen Bevölkerung, weiß Voß dieselbe in voller Lebenswahrheit darzustellen. (4176)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 17. März. Nummer 62.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das rumänische Volkslied in Siebenbürgen. Von Dr. Ernst Bacmeister. — Amsterdam an einer Rheinmündung. Von M. C. Menghius. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das rumänische Volkslied in Siebenbürgen.

Literarische Reiseskizze von Dr. Ernst Bacmeister.

Wohl wenige Völker sind so reich an Liedern wie das rumänische, und von diesem wieder besonders der in dem schönen bergumkränzten Hügelland Siebenbürgen wohnende Theil. Der Bauer hinterm Pfluge, der Hirtenknabe auf den Höhen und in den Thälern, das Mädchen im Hause und im Freien, der Bursche auf dem Felde wie im Wirthshaus bei Tanz und Trunk — alles singt und singt.

Weitaus die Mehrzahl der Lieder sind lyrischen Charakters, und Lust und Leid der Liebe stehen im Vordergrund und Mittelpunkt. Ein alter Dorflehrer legte mir die Entstehung dieser Liebeslieder im besonderen mit allen ihren Variationen so kurz und treffend dar, daß jeder Literarhistoriker sich ein Vorbild daran nehmen könnte.

„Sehen Sie“, erklärte er, „wenn ein Bursche ein Mädchen liebt und hat Glück mit seiner Liebe, dann besingt er das Mädchen voller Freude und streicht alle ihre Eigenschaften als vortrefflich heraus, findet in ihr die schönste, beste von allen, vergleicht sie mit allem, was ihm gefällt: den Blumen auf dem Felde, den Sternen am Himmel, den jungen Bäumen, dem weißen Schnee, dem zarten Reh, den zierlichen Vögeln und vielem mehr. Dann trauert er auch, wenn sie sich trennen müssen, freut sich des Wiedersehens, sehnt nach des Tages Arbeit den Abend herbei, da Liebchen zu kosendem Geplauder an der Hecke auf ihn wartet, und feiert die süßen Freuden der Nacht.

„Und umgekehrt besingt das Mädchen des Liebsten Vortrefflichkeit, sieht in ihm den Helden, den Stern ihres Lebens, die schlanke Tanne, den starken Adler, oder was sonst ihrem Geschmack und seinem Wesen entspricht.

„Nun denken Sie sich, die Eltern auf dieser oder jener Seite wollen nicht: das Mädchen jammert, der Bursche zürnt, der Himmel ist trüb, die Nacht ist schwarz, der Wind ist kalt, die Raben krächzen und alles wird unbehaglich.

„Oder die Liebe wird von „ihm“ oder „ihr“ verschmäht: entweder trauernde Ergebung und thränenvolles Klagen, oder Umschlag der Zuneigung in brennenden Haß. Nun soll das Feuer das gehaßte Wesen verzehren, der Frost soll es erstarren, ihm sollen die Felder dürr werden, das Wasser im Brunnen austrocknen, und was mehr solcher Strafen sind. „Er“ ist in solchem Fall ein Narr und Krüppel, und „ihr“ fehlt es nicht minder an Blößen zum Angriff.

„Oder Eifersucht plagt das Gemüth. — Gift und Galle, Spott und Hohn überströmen den Gegner und schreckliche Drohungen oder dringende Bitten sollen seiner Erhörung von seiten des oder der Geliebten vorbeugen.

„Damit haben Sie, was unser Volk vor allem singt.“

Der Alte hatte Recht, und unbewußt hatte er in seiner Darlegung des „vor allem“ Gesungenen auch dasjenige Moment hervorgehoben, welches der rumänischen Volkspoesie ihren ganz eigenen Charakter verleiht. Das ist das Hereinspielen der äußeren Natur in die Poesie in tausend Vergleichen und Bildern, die innige Verschmelzung der Innenwelt und Außenwelt, der Gemüthsstimmung und Phantasieanschauung, welche sich in diesen Liedern kundgibt. Es ist echte, reine, naive Naturpoesie. Da wird nicht viel reflectirt. Eine Stimmung taucht auf im Herzen, nicht fein nüancirt und mählich sich entwickelnd, sondern grob, klar, kräftig ausgesprochen entweder Liebe oder Haß, entweder Freude oder Schmerz, keine verschwimmenden Mittelstufen unbestimmter Zuneigung, vager Wehmuth; und der augenblicklichen Stimmung entsprechend das Bild aus der Natur genommen in groben, sicheren Contouren, scharf hervortretend und über seinen Sinn niemals in Zweifel lassend. Wir sprechen von der Naivetät der Goethe'schen Naturpoesie. Sie ist ein durch das feinmaschige Netz höchster Geistes- und Gemüthscultur hindurchgedrungener Goldstaub gegenüber diesem goldhaltigen, aber unverarbeiteten grobkörnigen Flußsand der rumänischen Volkspoesie.

Wie in den naiven Epen vergangener Zeit, den homerischen Gesängen, dem Nibelungenliede, als ein besonderes Charakteristicum formelhafte, die Erzählung forttragende Wendungen mit kindlicher Ungezwungenheit immer unverändert wiederkehren, so in verstärktem Maße in den lyrischen Liedern der Rumänen formelhafte, oft genug außerhalb des Gesammtsinnes stehende, oft nur lose damit verbundene Naturbilder.

„Grünes Laub am dürren Stamme“ oder „Grünes Blatt der braunen Buche“ oder „Welkes Blatt der Kürbispflanze“, das sind typische Bilder, die mit geringen Abänderungen, die Wahl des Baumes oder der Pflanze betreffend, wohl den meisten der Lieder zur Einleitung dienen. Das Folgende hängt mit diesem Eingang entweder gar nicht, oder doch nur locker zusammen, indem ein „grünes Blatt“ etwa auf vorherrschend freudigen Charakter, ein „welkes“ dagegen auf überwiegend traurige Stimmung vorausdeutet. Der Sänger setzt sich jedoch durch diese Wendung sogleich mit der Natur in Verbindung, und leicht strömen ihm, nachdem er sich auf diese Weise einmal in dieselbe gewissermaßen eingefühlt hat, die passenden Bilder und Vergleiche für seine Stimmung und Gedankenrichtung aus ihr zu.

Oft auch wird die Natur personificirt und direct angeredet, um Rath gefragt, oder zur Mitwisserin freud- und leidvoller Geheimnisse gemacht.

Bei alledem darf eines hervorgehoben werden. Der rumänische Bauer hängt nicht, wie es scheinen könnte, mit Innigkeit, mit Empfindsamkeit, mit süßer Wehmuth an der Natur, wie wir Stadt- und Culturmenschen, deren Gefühl für die Natur Schiller mit der Empfindung des Kranken für die Gesundheit vergleicht; dazu ist er viel zu ursprünglich gesund. Er steht nicht und schaut zum wolkenfernen

Horizont hinüber, an dem die Sonne purpurn versinkt, oder zum sternblinkenden Nachthimmel hinauf und sinnt und fühlt, tief und bebend innig, bis eine erhabene Thräne der Rührung sich in sein Auge schleicht, noch lauscht er seelisch erzitternd auf des Waldes vieldeutiges Rauschen; nein, was sich so um ihn her tagtäglich ungesucht seinem Sinnen darbietet, das setzt sich in ihm fest, das lagert sich als ruhige, an sich mit keinerlei Empfindung durchsetzte Anschauung in ihm ab, das wird in ihm ein lebendiges Bilderbuch der Natur. Er schlägt dieses nicht auf, wie wir, um sich in gefühlvolle Stimmung zu versetzen, sondern so oft ihn etwas tiefer bewegt, ein Gedanke oder ein Gefühl, dann schlägt sich das Buch von selbst auf. Er denkt an seines Mädchens Augen und sieht die Sterne vor sich, denkt an ihre Gestalt und eine schlanke Birke steht vor ihm. Er ist von Haß gegen den Rivalen erfüllt und sieht des Verhaßten Haus vom Sturmwind zertrümmert, vom Feuer verzehrt. Daher berührt es eigenthümlich und ist doch tief bezeichnend, daß sich vielfach in den Liedern statt ausgeführter Vergleiche directe Nebeneinanderstellungen von Naturbildern und Gefühlsausbrüchen finden.

„Kühles Wasser, grüner Wald,
Komm, Geliebte, laß uns plaudern."

Oder:

„Welkes Laub und dürrer Stamm!
Treulos hat sie mich verlassen!
Welkes Laub und dürrer Stamm!
Ewig will ich sie nun hassen."

Oder:

„Ohne Früchte steht der Baum,
Weißt du, wo mein Mädchen ist? —
Die Früchte sind gefallen;
Gestorben ist die Maid."

Solche Beispiele, leicht zu vermehren, zeigen das völlige Zusammenwachsen der Gefühls- und Gedankenwelt mit der Anschauungswelt. Es bietet sich uns hier eine ursprünglichste, in ihrer Besonderheit vollkommenste Art der Naturpoesie.

Uebrigens beschränkt sich der Vorrath lyrischer Lieder bei den Rumänen nicht auf solche, deren Angelpunkt Liebeslust und -leid bildet. Das Mädchen wird gefreit, das ist in dem sonst so einförmigen Leben des Bauern ein bedeutsamer Vorgang, der Stufe für Stufe mit Sang und Spiel begleitet wird. Am Abend vor dem Hochzeitstage das letzte Ständchen vor Liebchens Thür, deßgleichen ein fröhlicher Morgengruß, zu dem die Genossen des Bräutigams gern ihren Beistand leihen. Mit Gesang wird die Braut zur Kirche abgeholt, in hundert verschiedenen Weisen nach dem Hochzeitsmahle im Hause der Braut zum Tanze gesungen, und endlich vor allem am Abend des Tages bei der feierlichen Abholung der Braut in das Haus ihres zukünftigen Herrn oft stundenlang mit ernst-neckischen Gesängen hin- und hergetändelt zwischen dem Bräutigam und seinen Companen und andrerseits der Braut und ihrer Sippe. — Er, der Königssohn, hat in Nachbars Garten eine Blume gesehen, die hat ihm vor anderen gefallen und er will sie brechen. Aber die Blume will nicht; und dann will sie, doch die Gärtner wollen sie nicht lassen. Da ruft er seine Gefährten, die Ritter, sie sollen ihm die Blume entführen helfen. Endlich gelingt dies, nachdem in frischem Wechselkampf mit Frage und Antwort neckische Einzellieder und Chorlieder auf einander geprallt sind. Die Blume, die Königin, ist erobert und wird mit Triumphgesang dem Königspalaste zugeführt. —

Die Siebenbürgen haben jetzt das Recht der Civilehe. Die meist streng gläubigen rumänischen Bauern lassen jedoch noch nicht von der kirchlichen Trauung. Und doch könnten sie dieselbe füglich entbehren. Denn auch jener eine Grund, den unsre Frauen und Mädchen so gern dafür ins Feld führen, daß nämlich der doch bedeutsamste Schritt des Lebens andernfalls allzu alltäglich nüchtern und ohne entsprechend weihevolle Gemüthserhebung gethan werde, — dieser Grund fällt bei den rumänischen Bauern fort. Die ganze Hochzeitsfeier ist in die köstlichste Poesie gehüllt; auf Flügeln des Gesanges tritt die junge Frau in das neue Leben ein und bis an ihr Ende bleiben ihr diese Stunden, da sie mit Gesang errungen wurde, eine stolze, frohe Erinnerung. — Ob so auch die alles persönlichen Charakters entbehrende, wie bei uns schablonenhafte, wenn auch dort mit mancherlei kindlichen Gebräuchen ausgeschmückte kirchliche Einsegnung? —

„Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben."

In der Wiege — oft sah ich als solche einen einfachen Holzkasten an einem langen Strick von den Aesten des nächsten Baumes vor dem Hause niederhängen, so daß in der That ein witziges Bild der „Fliegenden Blätter" hier allenfalls zur Wirklichkeit werden konnte, indem die zahlreich umherlaufenden Vierfüßler das Kind durch beständiges Anstoßen an seine bewegliche Ruhestatt in Schlaf schaukeln — in der Wiege liegt der muntere kleine Weltbürger und neben ihm sitzt die Mutter und webt und singt. Wovon sie singt? — Von den grünen Blättern und dem blauen Himmel im Sommer, von den kahlen Bäumen und dem kalten Wind und dem weißen Schnee im Winter; von den Hühnern, die im Hofe gackern und dem Hahne, der sie mit seinem Kukuriku! (so der Ruf in der Auffassung des rumänischen Ohres) beherrscht, und all dem vierfüßigen Gethier, das da grunzt und mäht und meckert und brüllt; endlich auch wohl von den guten und bösen Geistern, die im Walde und in den Berghöhlen wohnen und Segen oder Unsegen stiften. Und was sie in buntem Durcheinander als Wiegenlieder singt, das hat keinen Sinn als den einen, daß es ganz ihrer Natur und der Umgebung entspricht, in der das Kind aufwachsen wird.

Aus der Wiege nimmt das Kind denn auch seine ersten Lieder mit zu den Spielen im Hofe und auf der Wiese. Lange zwar dauert dies frohe, freie Spielen nicht; denn bald, zu früh für die goldene Kinderlust, beginnt der Kampf ums Dasein den Kleinen seine Zähne zu weisen. Früher als in der Schule das ABC, lernen sie auf der Weide am Berghang Vaters Vieh bewachen. Bevor sie noch zwei Zeilen zu lesen vermögen — wenn sie überhaupt diese schwere Kunst erlernen — hat sich aber auch da draußen bereits ein reicher Schatz von Liedern in den kleinen Köpfen festgesetzt. Die Jüngeren lernen's den Aelteren ab, und wenn die großen Buben von der Weide weg zur schwereren Arbeit auf dem Felde übergehen, die großen Mädchen zur Arbeit im Hause am Waschtrog, Herd und Webstuhl, dann sind die Kleinen schon wieder fähig geworden, die Tradition der Doinen, jener vor allem naturgesättigten, schwermüthigen Hirtenlieder, weiter zu tragen und von neuem einer folgenden Generation als Lehrer zu dienen.

Die Großen aber treten allgemach in das liederreichste, sangesfroheste Lebensstadium ein. Die Liebelei beginnt und geht, nachdem mancher Faden geknüpft und wieder zerrissen, in die Liebe über. Das ist die Zeit, da „sich ein Quell gedrängter Lieder ununterbrochen neu gebiert". Niemand wird sich wundern, hier einer leidenschaftlichen Erotik zu begegnen, dem Ausdruck einer kräftigen Sinnlichkeit, die in dem straffen Mädchenbusen ihre Sehnsucht und ihre Welt erblickt und süßen Liebesgenuß über alles stellt. Der Bauer ist nicht prüde und der rumänische vor anderen nicht. Was sich ihm im Innern regt, das läßt er auch gern, vor allem gern singend über die Zunge springen;

und wo es, wie bei ihm, ungekünstelt und aus gesunder Natur geschieht, da verletzt es nicht. Zwar gehen auch scharfe Pfeile von der Sehne und recht böse Witze werden gerissen — aber ein Sittenrichter soll auch keine Volks- und Bauernpoesie vor sein Forum laden. Daß zur Veranschaulichung der Vorzüge, bezw. Mängel der oder des Geliebten — und dabei stehen selbstverständlich körperliche Vorzüge und Mängel bei diesen großen Kindern an Bedeutung obenan — die Natur auf alle Weise in Bildern und Vergleichen herhalten muß, wurde bereits erwähnt.

Aber wenn die Buben zu Burschen werden, tritt nicht nur das Mädchen in ihren Lebenskreis als im eigenen Sinne bedeutsam ein, sondern mit diesem zugleich das Wirthshaus. Die rumänischen Bauern sind wackere Trinker, zu wacker oft, wie manches Lied von ehelichem Zwist ob des Mannes Geld und Zeit vergeudender Wirthhausliebe bezeugt. Der Herr Gemahl hat solche Neigung dann aus seiner Burschenzeit bewahrt, denn zum mindesten sind Sonntagsfeier und Wirthshausbesuch identische Begriffe. Der „Stoff", eine Art Pflaumenschnaps, Palinka genannt, geht natürlich nicht in feierlichem Schweigen den Weg seiner Bestimmung. Da wird getrunken und gesungen, gesungen und getrunken, bis die Köpfe warm und wirr und die Kehlen heiser sind. Denn alles wird fast stets von allen gemeinsam gesungen; von einem zum andern fortschreitende Rundgesänge sind selten, und einem Einzelnen längere Zeit das Wort zu lassen, das würde den übrigen die sangeseifrigen Kehlen zusammenpressen.

Gewöhnlich sind auch die Mädchen des Dorfes zur Stelle und singen eifrig im Kreise mit. Da wird alles hervorgeholt, was in den Köpfen an Liedern parat liegt, und wenn darunter nicht wenige vom Trinken und vom Wirthshaus handeln, so erklärt das eben die Gelegenheit.

Ist des Singens genug geschehen, dann geht's zum Tanz, und auch der wird oft wieder in seinem einfachen, ruhigen Rhythmenschritt mit gemeinsamem Gesang begleitet. Nimmt die Tanzweise erregtere Formen an mit anstrengenderen Körperbewegungen und schnelleren Drehungen, dann schweigt der Chorgesang und nur einer der Burschen, meist durch diese Kunst rühmlichst bekannt, streut, selbst tanzend, sogenannte „Schreie" in den Tanz ein, witzige Sprüche von ein, zwei Zeilen, die diesen oder jenen der Anwesenden oder auch Abwesenden verspotten. Unter letzteren steht fast überall der Pfarrer (Pope) des Dorfes voran, als ob die überschäumende Weltlust durch die siegesgewiß spottende Erinnerung an dem schwarzrödigen Feind derselben erhöht würde.

So geht es von Sonntag zu Sonntag, bis die Wehrpflicht mit eiserner Hand in das bäuerliche Dasein hineingreift und die Burschen zum Heeresdienst abruft. Das gibt ein schweres Scheiden! Zum erstenmal über die Grenzen des Dorfes hinaus, von Vater und Mutter und Geschwister und Liebchen fort in furchtbar große Städte, wo man kein Feld und selten einen Baum sieht, wo man geplagt und gepeinigt wird in großen dunklen Gefängnissen und dann weiter geführt wird in fremde Länder, in den Krieg und in den Tod! In unzähligen Liedern singt der Siebenbürge von diesem Abschied, diesem Auszug zum Militär; seine schönsten Gesänge haben diesen Lebensmoment zum Gegenstand, wenn „die Bäume des Waldes hinter dem Burschen herweinen und ihre Thränen mit denen seines verlassenen Mädchens mischen", wenn „dem Vater im Gram der erste Schnee auf den Scheitel fällt und der Mutter Auge sich trübt von all dem Jammer, der darüber fließt." — Aber hundert Lieder singen auch von der Freude der Wiederkehr, wenn der Bursche alles wiederfindet, wie er es verlassen; oder von dem Schmerz desselben, wenn er die Eltern gestorben oder sein Lieb am Arm eines andern findet, vielleicht schon den Säugling am Mutterbusen. Dann vertraut er sein wildes Weh, seinen Zorn und Haß den Tönen eines Liedes an.

„Ich ließ Vater, ließ die Mutter,
Ließ die Brüder, ließ die Schwestern,
Ließ mein Mädchen auch — und ging
Weit von hier in fremde Länder.
Lange blieb ich; kehrte wieder;
Fand nicht Vater, fand nicht Mutter,
Nicht die Brüder, nicht die Schwestern,
Niemand fand ich — auch mein Lieb nicht. —
Auf den Gräbern wuchs das Unkraut,
Keine Blume. — Wachse Unkraut!
Wachse über Gras und Blumen,
Und der Wind mag in dir wühlen
Wie der Schmerz in meiner Seele."

Oder:

„Grünes Laub am Eichenstamme!
Als ich ging, im Heer zu dienen,
War mein Mädchen noch mein eigen
Und der Abschied war uns schwer.

Welkes Laub am Eichenstamme!
Als ich wiederkam vom Heere,
War mein Mädchen eines andern,
Und zwei Kinder waren ihr.

Auf zur Donau will ich wandern,
Will ihr sagen: Komm, ertränke
Sie und ihre beiden Kinder,
Doch den Buhlen — ihn laß mir."

So singt der Bursche von Abschied und Wiederkehr, und seinen Liedern klingen als Echo die des Mädchens entgegen, in denen es übrigens nicht an Verwünschungen des bösen „Deutschen" fehlt, der die Burschen von ihrer Seite zum Kriegsdienst abholt. Diese Ansicht knüpft an jene Zeit an, da Ungarn noch keine selbständige Armee besaß und die Aushebung von Oesterreich, d. h. für die Rumänen Siebenbürgens von Deutschland, dem „tsara nemtsasca" aus geschah. —

Der lyrischen Poesie der Siebenbürger Rumänen tritt ein anderer Zweig ihrer volksthümlichen Dichtung zur Seite. Das ist die epische Dichtung. Sie ist theils historischen, theils legenden- und balladenhaften Charakters.

Den Rumänen fehlt es an jenen langen, oft viele Tausende von Versen umfassenden Epen, wie sie vor allem von den Balkanvölkern die Serben und Bulgaren besitzen, deren Volkssänger, den homerischen Rhapsoden ähnlich, eine ans Wunderbare grenzende Gedächtnißkraft in der Recitation solcher Riesengesänge aufweisen; aber nichtsdestoweniger sind auch die Rumänen reich genug an erzählender Dichtung. Nicht nur die Erinnerung an die einst gegen die vordringenden Türken geführten Kämpfe hat sich im Volke erhalten und spiegelt sich in hundert kürzeren oder längeren Gesängen wieder, deren Held stets, den gewaltigen Kämpen des Rolandsliedes ähnlich, Wunder der Tapferkeit in der Abschlachtung der gehaßten Feinde verrichtet, köstliche Klugheit in der Ueberlistung der tölpelhaften Gegner beweist; sondern auch geschichtliche Vorgänge neueren Datums sind in mannichfachen Liedern verherrlicht. Und zwar stehen hier die Aufstände der Siebenbürgen gegen die verhaßten magyarischen Unterdrücker, einmal in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter dem viel gepriesenen Hora und sodann in der allgemeinen Revolutionszeit dieses Jahrhunderts, im Jahre Achtundvierzig, unter dem jugendlichen Bauernsohn und Advocaten Janku, im Vordergrund. Die Führer dieser beiden Aufstände, die mit augenblicklichem Erfolg gekrönt, auf die Dauer doch die ersehnte Freiheit nicht brachten, werden als Volkshelden noch vielfach besungen. Ja, an der legendenhaften Verherrlichung dieser populären Freiheitskämpfer entflammt sich immer von neuem

der Haß gegen die Unterdrücker und die Sehnsucht nach Befreiung von dem Joch der Fremdherrschaft. Das nach dem Vorbild von Schillers „Wilhelm Tell“ gearbeitete Revolutionsdrama „Hora“ eines Kronstädter Lehrers, das den Führer des siebziger Aufstandes im vergangenen Jahrhundert zum Helden hat, mögen die Magyaren immerhin unterdrücken und den Verfasser aus Siebenbürgen verweisen, — gegenüber den zahllosen im Volke umgehenden und immer neu entstehenden Liedern desselben Inhalts sind sie machtlos. Und diese sind nicht minder wirksam, als bei uns einst die Lieder eines Ernst Moritz Arndt und Schenkendorf waren, ja, weil sie von Bauern für Bauern gesungen werden, vielleicht von noch größerem Eindruck.

Die Freiheitslieder der Gebildeten in Siebenbürgen sind von anderen verfaßt. Da ist vor allem das, obwohl verboten, doch viel gesungene, unsrer „Wacht am Rhein“ vergleichbare „Erhebe dich Rumänien!“ von Densuschian, mit mächtig hinreißender Melodie. Sodann das von Haß und Streitlust sprühende, leider noch nicht komponirte „Wir wollen Land“ von dem besten lebenden Dichter der Rumänen, dem Siebenbürgen Georg Cosbuc, der übrigens auch die lyrischen Volkslieder mit wunderbarer Feinheit in ihrem naiven Inhalt nachgebildet und mit einer ans Unglaubliche grenzenden Vers- und Reimtechnik weiter ausgebildet hat.

Schon die legendenhafte Ausgestaltung rein historischer Thatsachen jüngeren Datums läßt vermuthen, daß den Rumänen ein starker Hang zur Legende im allgemeinen und weiterhin zu der von der historischen Basis sich theilweise oder ganz loslösenden, mit märchenhaften Elementen durchsetzten Ballade innewohnt. Und wer nur einen oberflächlichen Blick in die rumänische Volksliteratur wirft, wird sich in dieser Vermuthung nicht getäuscht finden. Die Rumänen sind geborene Balladendichter; und was ihren Dichtungen auch dieser Gattung einen besonderen Reiz verleiht, das ist jenes auch in der Lyrik so stark hervortretende Einspielen der äußeren Natur in alles, was ihre Phantasie an Gestalten und Vorgängen sich schafft. Da wird der Liebende zum Jäger, vor dessen Augen die fliehende Geliebte, eine schöne Zauberin, sich in eine Blume verwandelt, die der wilde Bergbach davonträgt, während sein Hund, der sich verfolgend in das Wasser stürzt, als Schaumflocke schadlos neben ihr hinschwimmt, und er rastlos vergeblich den beiden folgt. Da steht — in der wunderbar schönen Ballade vom „Meister Manole“, die in Deutschland durch Anna Forstenheim eine epische Behandlung erfahren hat, während Carmen Sylva ihn in einem Trauerspiel dramatisch behandelte — der Gatte, der die Gattin nahen sieht, während er doch gelobt hat, das erste Weib, das herankommen würde, einem heiligen Zweck zu opfern: „O mein Herr und Gott! Laß schäumenden Regen herabströmen, daß meine Gattin heimwärts ihre Schritte lenke!“ Und ein gewaltiger Guß fluthet von den dichten Wolkenmassen herunter, die den Himmel plötzlich überziehen. Und da sie weiter naht, bittet er wieder: „O heiliger Gott, schicke doch einen Sturmwind, der die Tannen entwurzelt und die Gebirge erzittern läßt, damit meine Gattin umkehre.“ Da durchbraust ein mächtiger Orkan die Lüfte. Es nützt nichts. Ein grünes Dickicht wächst ihr in den Weg, eine wüthende Wölfin stellt sich ihr mit geöffnetem Rachen entgegen, ein Scorpion sucht sie aufzuhalten. Die ganze Natur wird in prächtig wirksamer Steigerung, allerdings vergeblich, zu Hülfe gerufen.

Sind die rumänischen Balladen und versificirten Märchen auch unsern deutschen Balladen und Prosamärchen an tiefer Innerlichkeit und Gedanklichkeit weitaus unterlegen, und fehlt ihnen auch die eigentliche Beseelung der Natur, die all und jedem volles persönliches Wesen einzuhauchen versteht und Thier- und Pflanzenleben aufs innigste vermenschlicht, so geben sie ihnen doch in der Kunst der Verflechtung und Verschmelzung des Menschen- und Naturlebens kaum etwas nach. Ja, wenn hier die Einfachheit und Kindlichkeit in der Anschauung ein Vorzug des Märchenhaften genannt werden darf, so ist dieser Vorzug den rumänischen Balladen und Märchen vielleicht in noch höherem Grade eigen. Ich bin allerdings Intelligenten Damen unter den Rumäninnen begegnet, welche unsre Märchen mit ihrer feineren, tieferen Auffassungsweise als Lectüre und mündliche Erzählung für ihre Kinder denen des eigenen Volkes vorzogen. Ob dieses auch für die Bauernkinder rathsam sei, scheint mir zweifelhaft. Die rumänischen Märchen, unter den Bauern entstanden, sind so gut dem Verständniß der rumänischen Bauernkinder angepaßt, wie die Balladen der Auffassung und Anschauungsweise der Erwachsenen entsprechen. Fremdes vorzeitig aufpfropfen zu wollen, wäre verkehrt. Mit dem culturellen Fortschritt des Volkes wird auch die volksthümliche Literatur Hand in Hand ganz von selber fortschreiten. — —

Es drängt sich die Frage auf: Wie entstehen alle jene Lieder, die lyrischen sowohl wie die epischen? Es sind echte Volkslieder, die im Volke entstehen, ganz recht. Aber von selbst, nach besonderen Naturgesetzen, etwa wie die Wasserbläschen in der Luft sich zu Regentropfen vereinigen? Bringt dieser eine Zeile und setzt ein anderer die nächste hinzu u. s. w., bis ein Lied fertig ist? Gewiß nicht.

Einmal fragte ich meinen Führer, der singend vor mir herschritt: Wer macht euch diese schönen Lieder? Seine Antwort hätte einen Vertreter jener Theorie von dem unerklärlichen Von-selbst-entstehen der Volkslieder triumphiren machen können. „Man singt so“, meinte er lakonisch, und ich mußte mich mit diesem Bescheid zufrieden geben.

Nicht lange darauf sollte ich bessere Auskunft erhalten nnd einmal wirklich unmittelbar an den quellenden Born der Volkspoesie zu stehen kommen. Mit dem Pfarrer eines Dorfes ging ich im Walde. Da kam uns ein Wagen mit Holz beladen und von zwei Bauern begleitet entgegen. „Das ist ein unter den Bauern hier berühmter Dichter“, wies der Pfarrer auf einen der beiden hin, einen jungen, stattlichen Mann mit kräftig sprossendem Schnurrbart und blitzenden schwarzen Augen. Auf meine Bitte rief er ihn herbei, und nach längerem bescheidenen Zögern erklärte sich der Bursche bereit, mir einige seiner eigenen Lieder zu dictiren. Was ihn dazu bewog, war nicht zum wenigsten die Zusicherung, ich würde die Lieder mit seinem Namen — er hieß poetisch genug Vielturariu, d. h. der Adlerhafte — in meiner Heimath drucken lassen, damit sie auch dort gesungen werden könnten. Lang hingestreckt auf den weichen Waldboden, das Notizbuch vor mir, schrieb ich nach: ein Lied auf den Helden Janku, der mit Hunderten Tausende schlägt und die Frauen der Feinde zwingt, den Töchtern des eigenen Volkes zu dienen; ein Loblied auf die schöne dunkeläugige Wirthin im Wirthshaus droben an der Straße; ein Trinklied, in dem ein verschlagener Freund des Bacchus sich gelobt, künftig nur noch im einsamen Wirthshaus im Walde trinken zu wollen, da ihn dort nur die Bäume sehen, wenn er des Guten zu viel gethan hat — und die sind verschwiegen; endlich ein neckisches Lied auf die Mädchen, die das Röckchen hübsch hoch heben, wenn der Bach niedrig ist und der Bursch am Ufer steht. — Das letzte Lied, mit Refrain versehen, erklärte der Bursche nur singen, nicht sprechen zu können. Mit kräftiger, reiner Tenorstimme sang er, während ich schrieb; sein Begleiter fiel in den Refrain ein, und ich vergaß fast über dem Genuß an der Melodie, den Text auf dem Papier festzuhalten.

Als ich dem Dichtersänger meine Bewunderung ausdrückte und unter anderem sagte: „Solch schöne Lieder

Digitized by Google

können bei uns nicht viele machen", da leuchtete es stolzfreudig in seinen Augen auf und seine Gestalt straffte sich, indem er entgegnete: „Meinen Sie, bei uns könnten das viele?"

Ein herzliches Händeschütteln, und die beiden fuhren mit ihrem Holze weiter. Aus einiger Entfernung sandten sie uns noch einmal durch den Wald einen Gruß zu, einen jener weit schallenden, gedehnten Rufe, mit denen sich die Bauern dort in den Bergen auf unglaublich große Strecken hin verständigen.

Ich aber war meines Gewinnes froh. Besser als alle theoretischen Tüfteleien gewährte mir dies eine praktische Beispiel einen Einblick in die Entstehung der Volkslieder. Die Verbreitung derselben von dem Dichter aus zunächst unter seinen Dorfgenossen und weiterhin unter die Gemeinden in größerem Umkreis ist begünstigt einmal durch das ausgezeichnete Gedächtniß dieser meist noch des Lesens und Schreibens unkundigen Bauern, und andererseits durch die einfache, eigenthümlich eintönige, schwermüthige Melodie, nach welcher dies Volk seine Lieder singt. Daher kommt es denn, daß man beinahe von Dorf zu Dorf neue Texte antrifft, niemals aber ein und denselben auf weitere Strecken hin zu verfolgen vermag. Jede Gemeinde hat gewissermaßen ihren Gemeindedichter, aber nicht wie unsre, durch diesen Vorzug berühmte thüringische Gemeinde Gabelbach, einen im Lande bekannten Poeten, sondern einen simplen Sohn des Dorfes selbst, einen echtesten Natur- und Volksdichter.

Daß nun nicht alle von dem Einen ihre Lieder lernen, sondern daß bei diesem sangeslustigen Volke in jeder Gemeinde viele sind, die mit mehr oder weniger Kunst ihre Freuden und Leiden, Gedanken und Gefühle in Vers und Reim zu kleiden vermögen, ist gewiß. Aber unzweifelhaft ist auch, daß immer nur wenige, besonders poetisch begabte — sei es Mann oder Frau, Bursche oder Mädchen — das Glück haben, ihre Lieder nicht nur als Ausdrücke einer augenblicklichen Stimmung oft vielleicht nur einmal von sich selbst, sondern als treffende Wiedergabe der allgemeinen Stimmung, als poetische Fixirungen von Erlebnissen der Liebe oder sonstigen Lebensvorgängen, wie sie allen begegnen, auch von allen im weiteren Umkreis gesungen zu hören.

Ich habe mir sehr viele Lieder auf meiner Wanderung durch Siebenbürgen dictiren lassen, aber den Namen des Verfassers habe ich selten erfahren können und mußte mich fast stets mit dem des Reproducenten und seiner Erklärung „So singt man bei uns" begnügen.

Dabei ist nur eines zu beachten, weniger für die lyrischen, als für die epischen Lieder. In dem Umlauf von Mund zu Mund verändern sich die Texte; dieser läßt aus, jener fügt hinzu und das Ganze bleibt eigentlich immer in Fluß. Dieses Charakteristicum der nur mündlich überlieferten Dichtung kommt vor allem bei den erzählenden Liedern zur Geltung. Diese werden nicht, wie die lyrischen, im Chor von vielen gesungen und schon dadurch vor starken Veränderungen ihrer ursprünglichen Gestalt bewahrt, sondern immer nur von einem Sänger vorgetragen, in den meisten Fällen einem älteren, am Erzählen seine Freude findenden Manne. Wenn nun der allgemeine Zusammenhang der Erzählung gewahrt bleibt und das einmal gegebene Resultat der Geschichte erreicht wird, dann darf im übrigen getrost ausgelassen, eingeschaltet, nur Angedeutetes breit ausgeführt und nach Herzenslust aufgeputzt werden.

So erinnere ich mich noch lebhaft einer Scene in dem Wirthshaus eines entlegenen Dörfchens. Es war Abend. In der engen Stube waren acht bis zehn Bauernburschen versammelt, lachend, scherzend, trinkend und im Chore singend. Da trat ein alter hagerer Mann herein.

„Haidi! Väterchen, willst uns endlich mal wieder was singen?" tönte es ihm entgegen. Eifrig wird ihm Platz gemacht und ein Trunk bereit gestellt. Nach einigem Sträuben erklärt er sich bereit, zu singen.

„Aber was denn, ihr Burschen?"

„Von dem jungen Tovak und seinem Vater und den Türken!" — Das scheint sein Leibthema zu sein. Behaglich schmunzelnd setzt er denn auch ein und wohl eine Stunde erzählt er den aufmerksam lauschenden und durch Zwischenrufe ihre Theilnahme bekundenden Burschen in gleichmäßigem halb singenden, halb sprechenden Tone — wohl die echte Rhapsodenweise — mit lebhaftem Mienenspiel und vor allem wundersam mitsprechendem Augenblinzeln von dem tapferen jungen Tovak, den die Türken gefangen nach Konstantinopel führten, dessen Vater aber, durch einen Raben benachrichtigt, ihn befreit, so daß beide nun ein großes Schlachten unter den Feinden anrichten. Der Gesang hatte den Burschen ein halbes Liter Palinka gekostet, der die Kehle des Alten frisch erhielt und seine Phantasie ermunterte. — Als er zu Ende war, trat ich herzu und fragte, wo er das schöne Lied gelernt hätte.

„Das hab' ich als Junge gelernt von dem alten George am Graben, der nun schon längst sein Testament gemacht hat. Aber damals war es nur halb so lang. Die da werden's noch länger machen, wenn sie so alt sind wie ich." —

Den ersten Verfasser eines solchen historischen Liedes zu erkunden, ist mir nie gelungen. Die lyrischen Lieder habe ich in ihrem Ursprung, die epischen mit alten Stoffen nur in ihrer Weiterentwicklung beobachten können. —

Und nun noch ein Wort über die Melodie. — Ein Magyare und zugleich Jude, wie alle Magyaren stolz auf sich und seine Nation, verächtlich den unterjochten Völkern Ungarns gegenüber, erklärte mir den Charakter der rumänischen Singweise auf seine Weise nicht ganz unzutreffend.

„Beachten Sie", meinte er, „als die Juden von Aegypten nach Palästina zurückkehrten, da sandten sie Späher voraus, die sollten unter die augenblicklichen Bewohner der wieder zu erobernden Heimath gehen und von den Liedern einen Vorrath sammeln, die dort gesungen würden. Denn, sagten sie sich, sind die Lieder heiteren und lebhaften Charakters, dann haben wir es mit einem starken, stolzen und mächtigen Volke zu thun; sind sie aber traurig und schwermüthig, dann ist es ein schwaches und leicht zu unterwerfendes Volk. Stimmt das nicht auch für die Rumänen? Ihre Lieder sind alle traurig, und entsprechend ist das Volk von jeher schwach und unterdrückt gewesen. Von Leuten, die so langweilig, schwermüthig singen, fürchten wir Ungarn nichts für unsre Herrschaft."

Unzweifelhaft ist, daß die Jahrhunderte währende Unterdrückung der Rumänen, in Rumänien selbst wie in Siebenbürgen, durch die verschiedensten Volkerstämme nach einander zu der eigenartig schwermüthigen Melodie, in welcher das rumänische Volk seine Lieder fast durchweg singt, welches Inhalts sie auch seien, mit den Anlaß gegeben hat. Es ist in diesem Falle durch besondere Umstände eben nur jenes Merkmal des echten Volksgesanges überhaupt gesteigert, welches diesem den Anschein gibt, als fließe, dem einfachen Dichter und Sänger selbst unbewußt, die Klage über das vorherrschende Leid dieses Lebens in Wort und Weise ein; vor allem in letztere als den hauptsächlichsten Träger des Gefühlsausdruckes. Ja, wer die Worte nicht versteht, könnte meinen, die Rumänen sängen nichts als Todtenklagen, während in Wahrheit hinter der trüben Melodie mit ihrer geringen Tonabstufung und dem überlang ausgedehnten letzten Tact jeder Verszeile oft genug sich ein heiterer Text verbirgt. Ja es muthet geradezu wunderlich an, wenn man die Bauern das lustigste

Gespräch im Wirthshaus durch eine Bitte unterbrechen und sie ein Chorlied anstimmen läßt. Im Augenblick nehmen die Gesichter einen fast verzweifelt trübseligen Ausdruck an, ganz der Melodie angepaßt, und was gesungen wird, ist vielleicht eine heitere Liebesepisode: Die Anita pflückt Aepfel im Garten. Der Bursche schleicht herzu und nimmt die Leiter weg, die er nur gegen die Zusicherung eines Kusses für jede Sprosse zurückgibt. — Und das wahrhaftig im Ton einer Todtenklage gesungen!

Doch es gibt auch frischere Weisen, und als ich einst das Glück hatte, eine gebildete Dame in schönem Sopran eine Anzahl Volkslieder aus verschiedenen Gegenden Siebenbürgens mit eigens erdachter Claovierbegleitung singen zu hören, wobei die feinfühlige Sängerin manches nur Angedeutete in der Melodieführung vertiefte und verfeinerte, alles naiv Ueberdehnte und im Munde des bäuerischen Sängers allzu grob für ein musikalisches Ohr Unterstrichene sinnvoll mäßigte, — da hatte ich den Eindruck, daß es nur eines entsprechenden Genius bedürfe, um den Rumänen eine durch und durch nationale Musik zu schaffen, die, aus der Sangesweise des Volkes herauswachsend, auch dem Volke verständlich und ihm eine Führerin zu höherer geistiger Cultur sein würde.

Amsterdam an einer Rheinmündung.

Das „endgültige Project" zur Trockenlegung der Zuiderzee.

Die Eroberung einer ganzen Provinz vom Meere, welche die Holländer durch Trockenlegung der Zuiderzee bewerkstelligen wollen, hat von jeher das Interesse weitester Schichten der Bevölkerung auch außerhalb Hollands erregt.

Vor einigen Jahren machte daher die nähere Beschreibung des Projects der Zuiderzee-Vereeniging die Runde durch die gesammte Presse. Dasselbe gipfelte in folgendem: Ein Abschlußdamm in der Höhe der Insel Wieringen, also im äußeren Theile der Zuiderzee, von der Küste Nordhollands hinüber nach Makkum in Friesland. In dem eingeschlossenen Theile ein Süßwassersee, der Ijssel-See (also eine Reconstruction des alten Flevo), sowie vier große, nach und nach einzudeichende Landgewinnungsgebiete (Polder), wobei die Inseln Schockland und Urk landfest werden sollten. Die Ableitung des Wassers aus dem großen See, in den sich ja eine Reihe von größeren und kleineren Flüssen ergossen haben würde, darunter zwei Rheinarme, die Ijssel und die Vecht, dann die Overijsseler Vecht, die Eem, Linde u. s. w., sollte durch große Schleußen, die auf der Insel Wieringen angelegt werden sollten, erfolgen. Für Fischerei, Schiffahrt u. s. w. der landfest zu machenden Orte waren weitere Vorkehrungen getroffen.

Dieses Project wurde nun mittlerweile von einer staatlichen Commission durchgeprüft, die in mancher Beziehung zu anderen Schlüssen kam. Ueber diesen abgeänderten Entwurf liegt uns nun eine kleine Flugschrift des Professors A. Huet am Delfter Polytechnikum vor,[1]) welche das genaueren diesen, wie überhaupt die ganze Zuiderzee-Frage bespricht. Der neue Entwurf beschränkt sich auf die Trockenlegung des inneren Theiles der Zuiderzee und will den großen Abschlußdeich an der schmalsten Stelle dieses Binnengewässers anlegen, also von einem Punkte nördlich von Enkhuizen in Nordholland hinüber nach Starvoren über den sagenberühmten Frauensand hinreichend. Dadurch fällt natürlich einer der vier großen Polder (der zwischen Wieringen, Medemblik u. s. w.) weg. Der Abschlußdeich wird rund um die Hälfte kürzer. Dieses Project hält außerdem so ziemlich die Mitte zwischen dem der Zuiderzee-Vereeniging und einem älteren, welches von Enkhuizen nach der Insel Urk und von da zur Küste von Overijssel (südlich vom Ketelbiep, d. i. der Ijssel-Hauptmündung) Deiche legen wollte, also nur die Hälfte des inneren Theiles der Zuiderzee trocken gelegt hätte.

Auch das neue Project will nicht den ganzen Raum innerhalb des Abschlußdeiches trocken legen, sondern daneben, wie das der Zuiderzee-Vereeniging, den alten Flevo (Ijssel-See) wiederherstellen. Die Deiche der herzustellenden Polder sollen sofort, eventuell sogar noch vor dem Bau des großen Abschlußdeiches in Angriff genommen werden. Es bedeutet das eine gewaltige Verkürzung der Landgewinnung gegenüber dem Projecte der Zuiderzee-Vereeniging, die erst nach Fertigstellung des großen Abschlußdeiches mit der Poldereindeichung beginnen wollte.

Der wichtigste Unterschied des Huet'schen Vorschlages ist aber die Verlegung der Ijsselmündung, bezw. der des neuen Ijssel-Sees von der Insel Wieringen weg nach Amsterdam. Amsterdam würde damit also eine directe Rheinmündungsstadt werden. Das gesammte Wasser der Ijssel, der Vecht u. s. w. würde sich an Amsterdam vorbei und durch den Nordseecanal direct in die Nordsee (bei Ijmuiden) ergießen. Wir brauchen wohl die Bedeutung dieser Verlegung für Amsterdam nicht des näheren hervorzuheben. Wahrscheinlich würde auch eine Verbesserung und Vertiefung des Fahrwassers von Amsterdam direct zum Rhein über Utrecht nach Vreeswijk oder Wijk bij Duurstede in Angriff genommen werden. Damit könnte dann Amsterdam in ganz anderer Weise, als jetzt, in den Wettbewerb mit Rotterdam bezüglich des Rheinverkehrs eintreten. Auch hygienisch wäre diese Verwandlung der Amsterdamer Gewässer in Rheinarme für diese Stadt von größter Bedeutung. Endlich würde in Folge dieser veränderten Ausmündung der Wasserspieget des Ijssel-Sees — was für die friesische Landwirthschaft wichtig — um fast einen halben Meter tiefer gehalten werden können, als nach dem älteren Projecte.

Es versteht sich von selber, daß die Ausführung dieses „kleineren" Projectes nicht die Pläne des größeren für immer begraben würde. Im Gegentheil, diese werden zur gegebenen Zeit erst recht wieder hervorgesucht und zur Thatsache umgewandelt werden. Speciell der große Polder zwischen Wieringen und Medemblik wird sicher angelegt werden, das Endresultat aber wird wohl die Rückgewinnung des gesammten innerhalb der holländisch-friesischen Inselkette liegenden Landes vom Meere sein. Es mag ja speciell im nördlichen Theile viel Sandboden statt des fruchtbaren Klei- und Schlickbodens sein, der einen großen Theil des Grundes der inneren Zuiderzee bildet, aber einmal läßt sich durch geeignete Maßnahmen eine Ausschlickung herbeiführen, andrerseits aber wird auch der dem Meere entrissene Sandboden in irgend einer Weise seine Verwerthung finden können. Wir würden dann also eine fortlaufende geradlinige Nordseeküste in Holland haben, ähnlich, wie sie jetzt bereits in Belgien und in Holland nördlich vom Nieuwen Waterweg bis zum Helder vorhanden ist.

Hoffentlich weisen bis dahin auch unsre deutschen Küsten ähnliche Landgewinne auf. Auch bei uns können tausende von Hektaren besten Bodens gewonnen werden, vom Dollart bis zur dänischen Grenze. Leider geschieht aber bei uns in Deutschland in dieser Beziehung noch wenig, jedenfalls viel zu wenig. Nicht einmal den Halligen an der Westküste Schleswigs gibt man einigen Schutz, sondern läßt dort jahraus, jahrein eine Hektare besten Landes nach der andern ins Meer hinauswaschen. Wir wollen eine der ersten „Seenationen" sein: seien wir es nicht bloß mit unsrer Flotte, sondern auch in kühnem

---

[1]) *A. Huet.* De meest voordelige wijze vor landaanwinning an d. Zuiderzee. Zwolle, de Erven Tijl 1895. Kostet nur 75 Cents mit Karte.

Digitized by Google

Eroberungszuge gegen das Meer selber. Wenn das kleine Holland dem Meere eine, ja vielleicht später sogar zwei Provinzen entreißen kann, wird es das große Deutsche Reich auch können. Bei uns liegen manchenorts die Verhältnisse ähnlich und gleich günstig. Versäumen wir nicht, dem Deutschen Reiche diese eminent friedlichen Erwerbungen zu machen!

München. M. C. Menghius.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien.** Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. Sitzung vom 7. Jan. 1897. Das w. M. Prof. L. Pfaundler in Graz übersendet eine Untersuchung von Wilhelm Hillmayr: „Ueber die Gefrierpunkte verdünnter Schwefelsäure". Ferner übersendet Prof. Pfaundler eine Abhandlung des k. u. k. Obersten Wilhelm Schlamüller in Lemberg unter dem Titel: „Eine empirische Formel für den Zusammenhang zwischen dem Drucke und der Temperatur gesättigter Dämpfe". Prof. Dr. Ed. Lippmann übersendet eine im III. chemischen Laboratorium der k. k. Universität in Wien ausgeführte Arbeit von Oskar Nagel: „Ueber Orthooxychinolinessigsäure (Chinolinglycolsäure)". Hr. Julius A. Reich in Krasna (Mähren) übersendet ein versiegeltes Schreiben behufs Wahrung der Priorität, mit der Aufschrift: „Beschreibung einer neuen chemischen Reaction und deren Anwendung für die Technik". Das w. M. Prof. Sigm. Exner legt eine Abhandlung von den Doctoren R. Hellee, W. Mager und H. v. Schrötter vor, die den Titel führt: „Beobachtungen über die physiologischen Veränderungen der Stimme und des Gehöres bei Aenderungen des Luftdruckes". In derselben sind auf Grund von Beobachtungen in Caissons, sowie auf Luftballonfahrten die Aenderungen in der zur Phonation nöthigen Muskelaction studirt, sowie die Ursachen der in den Ohren auftretenden Empfindungen und der Veränderungen der Klangfarbe tönender Körper, oder der Stimme untersucht. Das w. M. Hofrath Prof. L. Boltzmann überreicht folgende zwei Abhandlungen: 1. „Ueber einen mechanischen Satz Poincaré's". 2. „Ueber die Frage nach der objectiven Existenz der Vorgänge in der unbelebten Natur". Ferner überreicht Hofrath Boltzmann eine Abhandlung von Hrn. E. H. Wind, Lector an der Universität Groningen: „Ueber den dem Liouville'schen Satze entsprechenden Satz der Gastheorie". Das w. M. Hofrath Director A. Kerner v. Marilaun bespricht die im Frühling 1896 vom Prinzen Heinrich Liechtenstein ausgerüstete und durchgeführte Expedition nach Britisch- und Deutsch-Ostafrika und übergibt ein Verzeichniß der größtentheils von Dr. Alfred Polpischil, zum Theil auch vom Prinzen Liechtenstein gesammelten und dem botanischen Museum der Wiener Universität einverleibten Pflanzen. Das w. M. Hofrath Prof. Ad. Lieben überreicht eine in seinem Laboratorium ausgeführte Arbeit von Dr. E. Pomeranz: „Synthese des Isochinolins und seiner Derivate" (II. Mittheilung). — Sitzung vom 14. Januar. Das w. M. Hofrath Prof. V. v. Lang theilt eine Methode mit, die Capacität von Condensatoren mit Hülfe der Wage zu bestimmen. — Sitzung vom 21. Januar. Das c. M. Prof. J. M. Pernter in Innsbruck übersendet eine Abhandlung, betitelt: „Die Farben des Regenbogens und der weiße Regenbogen". In derselben werden auf Grund der Airy'schen Theorie des Regenbogens, mit Hülfe der Farbengleichungen nach Maxwell, für Tropfengrößen von 0.01 bis 2 mm Durchmesser die Farben des Haupt- und der ersten drei bis vier secundären (sogenannten „überzähligen") Regenbogen berechnet. Die Rechnungsresultate zeigen eine vollkommene Uebereinstimmung sowohl mit den Versuchen, welche im Laboratorium gemacht, als auch mit den Beobachtungen, welche in der Natur angestellt wurden. Die Veränderlichkeit in der Breite und in den Farben des Hauptregenbogens und seiner Secundären, der weiße Regenbogen und die Umkehrung der Farbenfolge, wie dies alles in der Natur so oft beobachtet wird, ergeben sich nach den durchgeführten Rechnungen in der von der Beobachtung verlangten Art und erweisen sich als ein Postulat der Airy'schen Theorie. Es wurden dann daraus Anhaltspunkte, Kennzeichen festgestellt, die gestatten, aus den Farben des Hauptregenbogens und der Secundären, sowie aus dem Aneinanderschließen oder der Abtrennung der letzteren recht angenähert richtig auf die Größe der den Regenbogen erzeugenden Tropfen zu schließen. Der Secretär legt ein versiegeltes Schreiben behufs Wahrung der Priorität von Hrn. Heine. a. Omorovicza, Ingenieur in Wien, vor, welches die Aufschrift führt: „Ueber Kräfte im Raume". Das w. M. Prof. Franz Exner überreicht zwei von ihm in Gemeinschaft mit Hrn. E. Haschek ausgeführte Arbeiten: „Ueber die ultravioletten Funkenspectra der Elemente" (VI. und VII. Mittheilung). Ferner überreicht Prof. Exner eine in seinem Institut ausgeführte Arbeit des Hrn. F. Hasenöhrl: „Ueber den Temperaturcoëfficienten der Dielektricitätsconstante in festen Isolatoren". Das w. M. Prof. Sigmund Exner überreicht eine im physiologischen Institut der Wiener Universität ausgeführte Arbeit von Hrn. Alfred Exner, betitelt: „Anwendung der Engelmann'schen Bakterienmethode auf die Untersuchung thierischer Gewebe". Das w. M. Hofrath G. Tschermak legt namens der Commission für die petrographische Erforschung der Centralkette der Ostalpen den von dem c. M. Prof. F. Becke in Prag eingesandten Bericht über den Fortgang der Arbeiten im letzten Jahre vor, der sich an die Mittheilungen anschließt, welche in den Sitzungen vom 14. Februar 1895 und 23. Januar 1896 über denselben Gegenstand erstattet wurden. Prof. Berwerth hat, die vorjährigen Arbeiten im Gneißgebirge der Umgebung von Bad-Gastein fortsetzend, die im Norden an die centrale Gneißmasse anlagernde Schieferzone in deren ganzer Mächtigkeit von den Ausgängen des Kötschach- und Angerthals bis nach Lend im Salzachthale untersucht. Prof. Becke untersuchte den nördlichen Abfall der Hauptkette der Zillerthaler Alpen bis zu der Tiefenlinie des Tuxer Thales und machte außerdem Orientirungstouren in dem Schieferegebiet westlich vom unteren Zillerthal bis zum Ausgang desselben in das Inntal. Ueber die Aufnahmen im Oetzthalprofil berichtet Prof. U. Grubenmann. Das w. M. Regierungsrath Prof. E. Mach übergibt eine vorläufige Mittheilung des M. Dr. W. Paschekes, Assistenten am Rudolfs-Hospital, welcher theils auf der Abtheilung des Primarius R. v. Limbeck, theils im chemischen, von Dr. E. Freund geleiteten Institute dieser Anstalt, Versuche über Quellung ausgeführt hat. — Sitzung vom 4. Februar. Prof. Rudolf Andreasch an der k. k. Staatsoberrealschule in Währing übersendet eine mit Unterstützung der kaiserl. Akademie ausgeführte Arbeit: „Zur Kenntniß der Thiohydantoine" (IV.) Der Secretär legt folgende eingesendete Abhandlungen vor: 1. „Beiträge zur Kenntniß der Doppelchromate", von Prof. Joseph Zehenter an der k. k. Oberrealschule in Innsbruck. 2. „Die Undulationen ebener Curven C", von Prof. Wilh. Binder an der n. ö. Landes-Oberreal- und höheren Gewerbeschule in Wiener-Neustadt. Das w. M. Oberbergrath Dr. E. v. Mojsisovics überreicht eine Abhandlung von Dr. C. Diener: „Ueber ein Vorkommen von Orthoceren und Ammoniten im südtirolischen Bellerophonkalk". Das w. M. Prof. Sigm. Exner legt eine Abhandlung des Privatdocenten Dr. L. Réthi vor, betitelt: „Untersuchungen über die Schwingungsform der Stimmbänder bei den verschiedenen Gesangsregistern". Der Verfasser hat durch die laryngoskopische Untersuchung mittelst der stroboskopischen Methode gezeigt, daß beim Brustregister, bei dem das Stimmband in seiner ganzen Breite schwingt und in seiner Mitte dicker wird, die sogenannten Falsettwellen fehlen; beim Mittelregister (voix mixte beim Mann) sind die Wellen zu sehen, es schwingt ein breiterer Theil des Stimmbandes als beim Falsettregister, doch ist er schmäler als beim Brustregister. Demnach ist in den Wellen ein charakteristisches Merkmal gegeben, welches das Brustregister wesentlich von den beiden anderen Registern unterscheidet, während zwischen den beiden oberen Registern nur ein quantitativer Unterschied besteht. Das w. M. Regierungsrath Prof. F. Mertens überreicht eine Abhandlung von Dr. R. Daublebsky v. Sterneck in Wien: „Ueber einen Satz der additiven Zahlentheorie". Sitzung vom 11. Februar. Prof. Dr. Friedrich Czapek an der k. k. deutschen technischen Hochschule in Prag übersendet eine Arbeit: „Ueber die Leitungswege der organischen Baustoffe im Pflanzenkörper". Das w. M. Prof. Sigm. Exner legt eine Abhandlung des Prof. Dr. S. Schenk: „Ueber die Aufnahme des Nahrungsdotters während des Embryonallebens" vor. Das w. M. Hofrath Prof. Wiesner überreicht den sechsten Theil seiner „Pflanzenphysiologischen Mittheilungen aus Buitenzorg", betitelt: „Zur Physiologie von Tropaeolum Zollingeri". Das w. M. Oberbergrath Dr. Com. v. Mojsisovics legt namens der Erdbebencommission die ersten Publicationen dieser Commission vor. Dieselben führen den Titel: „Mittheilungen der Erdbebencommission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften" und enthalten: I. Berichte über die Organisation der Erdbebenbeobachtung, nebst Mittheilungen über während des Jahres 1896 erfolgte Erdbeben. II. Bericht über das Erdbeben von Brüx am 8. November 1896, von dem

Digitized by Google

c. M. Prof. Friedrich Becke in Prag. Das w. M. Prof. H. Weidel überreicht eine Mittheilung von Dr. Rud. Wegscheider: „Ueber die quantitative Analyse des Werkupfers."

* „Ueber die Wirkung künstlicher Bäder" verbreitete sich Dr. Stifler, kgl. Brunnenarzt in Bad Steben, in einem Vortrag auf dem gegenwärtig in Berlin tagenden XVIII. Balneologischen Congreß folgendermaßen: Die Wirkung der natürlichen Heilbäder im Gegensatze zu der Innervationstherapie der Hydrotherapeuten beruht auch im wesentlichen auf hydrostatischer und dynamischer Beeinflussung der Blutbahn. In methodischer Vergleichung durch Einzelversuche ergibt sich, daß prinzipiell die vollwerthigen künstlichen Bäder gleiche Wirkung haben können, wie die natürlichen Heilbäder, daß aber die technischen, ökonomischen und hygienischen Schwierigkeiten nur aushülfsweisen, beschränkten, jedenfalls nicht curgemäßen Gebrauch zulassen. — Von den künstlichen, den anerkannt besten natürlichen kohlensauren Bädern, wie Steben, Schwalbach, nahezu gleichwerthigen kohlensauren Bädern nach System Lippert und Keller unterscheiden sich in sehr ungünstiger, ärztlich nicht verwendbarer Weise die kohlensauren Bäder nach Sandow und Quaglio, besonders wegen ihrer chemischen Nebenwirkungen. Moorlauge und Moorsalzbad nach Mattoni sind keine Surrogate der Moorbäder, da sie andere Eigenschaften und Wirkungen zeigen. Die typisch pressorisch auf Herz und Puls wirkende Badeform ist das Salz- oder Soolbad. Gewöhnlich bedarf man des 3 proc. Salzbades. Die unterste Wirkungsgrenze ist 1 Proc., wozu schon 8—10 Pfd. Salz erforderlich sind. — Alle anderen chemisch differenten Bäder, ob sie Salze, Säuren oder Alkalien enthalten, wirken auch reflectorisch auf das Herz und sämmtliche Gefäßnerven, aber, im Verhältniß zu ihrer Concentration, mitunter zu vehement, cumulativ und nach dem Bade depressorisch. — Vegetabilische und aromatische Bäder wirken mechanisch oder auf das Allgemeingefühl mehr, als auf die Druckdifferenzen der Blutbahn. — Eine empfehlenswerthe künstliche Badeform ist auch das das Blutdruck-Maximum liefernde 0.5 Proc. bis 1 Proc. alkoholisirte Bad. — Curorte können sich ja auch künstlich verbessern, in erster Linie müssen dieselben ihre Eigenart wahren, die für alle Fälle zu vielseitigen Indicationen berechtigt.

* **München.** Die Märznummer des „Journal of State Medicine", des officiellen Organs des „British Institute of public health", bringt eine Biographie Pettenkofers mit einem wohl gelungenen Portrait, aus der wir mit Uebergehung der bekannteren Einzelheiten nur die Schlußsätze anführen wollen, weil es interessant ist, die Verdienste eines Landsmannes in fremder Beleuchtung zu erblicken, doppelt interessant, wenn dies bei einem Hygieniker in englischer geschieht. Es heißt da: „Der Einfluß Pettenkofers auf sein eigenes Land war außerordentlich. Die Durchführung sanitärer Reformen, die Schaffung eines Sanitätsdienstes, die Errichtung von Lehrstühlen für Hygiene, die Erbauung des Münchener Hygienischen Instituts (1872—78), dessen Vorstand er wurde — alles dies ist direct sein Werk. Aber sein Einfluß machte sich in ganz Europa fühlbar. Seine Vorlesungen versammelten Schüler aus allen Theilen der civilisirten Welt und sein Unterricht übte so einen Einfluß auf die Gegenstände und Methoden der Untersuchung, der vielfach in der wissenschaftlichen Hygiene für die Dauer grundlegend geworden ist. Es war nur natürlich, daß vielfach Versuche gemacht wurden, ihn zur Aufgabe seines Lehrstuhles und zur Uebersiedlung in glänzendere Verhältnisse zu veranlassen. Bekannt sind namentlich die Berufung nach Wien 1872 auf den Lehrstuhl der Hygiene an der Wiener Universität und 1876 die Berufung als erster Director des kaiserlichen Gesundheitsamts in Berlin. Alle diese Verlockungen konnten ihn jedoch seinem Werk in München nicht entziehen, und geehrt in allen Theilen der Welt, ist er beständig der Prophet seines eigenen Landes geblieben. Es wäre unmöglich, in einer kurzen Notiz auch nur einen kleinen Theil seiner Arbeiten zu erwähnen. Seine Untersuchung über die Friedhöfe von Basel 1863, die Canalisation von Frankfurt 1870, seine Studien über die Ventilation in Paris und die Canalisationsanlagen in London sind nur vereinzelte Punkte aus Arbeiten, denen er sich dauernd gewidmet hatte. Beim Ueberblick über seine Leistungen wird man durch die glänzende Vielseitigkeit in Erstaunen gesetzt, die er bewies, und durch die individuelle Eigenthümlichkeit seiner Leistungen. Sein Hauptanspruch auf die Verehrung von seiten der Hygieniker, überhaupt der Vertreter des Sanitätswesens, liegt übrigens weniger in seinen persönlichen Leistungen, als vielmehr in dem, was er andere zu leisten in den Stand gesetzt hat. Er ist der Begründer der wissenschaftlichen experimentellen Hygiene. Die hygienische Praxis muß sich immer auf Resultate stützen können, die entweder direct oder indirect durch Laboratoriumsversuche festgestellt sind. Zu diesen Resultaten tragen verschiedene Wissenschaften bei. Aber, insoweit es eine besondere Wissenschaft der Hygiene gibt, ist ihre Aufgabe, nicht das zu erforschen, was im Laboratorium sich ereignet, sondern im wirklichen Leben. Es ist wohl Pettenkofers größter Ruhmestitel, daß es ihm gelang, die Welt von der Nothwendigkeit und dem Werth exacter systematischer und continuirlicher Beobachtungen und Messungen solcher Erscheinungen und Größen zu überzeugen." In einem Brief an v. Pettenkofer spricht Lord Playfair die Erwartung aus, daß Pettenkofer selbst in London, wo man ihn aufs wärmste empfangen werde, persönlich die Harben-Medaille entgegennehmen möge — wozu, wie wir erfahren, gegründete Aussicht besteht.

* **Wien.** An der Universität wurde Dr. Franz Chvostek, bisher Assistent bei Hofrath Neusser, zum außerordentlichen Professor der inneren Medicin ernannt, Dr. Richard Wollaschek als Privatdocent für Aesthetik und Psychologie der Tonkunst zugelassen, dem Privatdocenten für Neuropathologie Dr. Emil Redlich die venia legendi auf das Gebiet der Psychiatrie erstreckt.

* **Prag.** An der Deutschen Universität ist Dr. Heinrich Boennecken, bisher Privatdocent in Bonn, zum außerordentlichen Professor der Zahnheilkunde ernannt, sowie dem Privatdocenten der Anatomie der Pflanzen, Dr. Anton Nestler, die Lehrbefugniß auch für allgemeine Botanik zugestanden worden.

Neuer Katalog: Th. Kampffmeyer, Berlin: Bücherverzeichniß Nr. 370: Allgem. Geschichte, Genealogie, Heraldik.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von L. Ehlermann in Dresden

Die geschichtliche Entwickelung der Gegenwart seit 1815

mit Berücksichtigung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland

von Ferdinand Schmid

Vollständig in 2 Bänden. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 7.—

Der deutschen Volkswirtschaft und der sozialen Bewegung sind besondere Abschnitte gewidmet (4368)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Das Kreuz am Ferner.

Ein hypnotisch-spiritistischer Roman von

Karl du Prel.

Zweite Auflage.

Preis geheftet 5 Mark. — Elegant gebunden 6 Mark.

Der Verfasser, bekannt als wissenschaftlicher Hauptvertreter des Spiritismus, beschäftigt sich im „Kreuz am Ferner" eingehend mit den hypnotischen Zuständen und der Suggestion als Waffen des Verbrechens, Erscheinungen, die in den letzten Jahren sowohl in der Wissenschaft, als auch in Aufsehen erregenden Gerichtsverhandlungen hervorragende Beachtung fanden. Die neue Auflage dieses eigenartigen Werkes erscheint in einem Bande und zu wesentlich billigerem Preise als die erste, um dasselbe weiteren Kreisen zugänglich zu machen. (4115)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 18. März. Nummer 63.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Gas und Elektricität in ihrem gegenseitigen Wettbewerb. Von W. Berdrow. — Mittheilungen und Nachrichten.

Gas und Elektricität in ihrem gegenseitigen Wettbewerb.

Von W. Berdrow.

Vor nahezu fünf Jahren nahm ich in diesen Blättern zum erstenmal Gelegenheit, das gegenseitige Verhältniß der Elektrotechnik und der Gasindustrie zu erörtern.[1]) Um nicht damals Gesagtes zu wiederholen, sei nur auf die Schlußsätze jener Arbeit hingewiesen, in denen betont wurde, daß die Hoffnung der Gasfachleute, vor der Concurrenz des elektrischen Lichtes lediglich durch die größere Wohlfeilheit der Gasbeleuchtung geschützt zu sein, ebenso hinfällig sei wie die Ansicht, daß ein etwaiger zeitweiser Ausfall von Leuchtgasverbrauch durch die allgemeinere Steigerung des Lichtbedürfnisses bald werde ausgeglichen werden. Nur die Nutzbarmachung des Gases für andere Zwecke, hieß es, werde die Schädigung ausgleichen können, welche die Gasindustrie von der Elektrotechnik unzweifelhaft zu gewärtigen habe, und gleichzeitig wurden auch die Wege angedeutet, auf denen dieser Umwandlungsproceß der Gasindustrie sich zu vollziehen hat und theilweise schon damals sich zu vollziehen begann.

Ein Lustrum ist seitdem verflossen, die Ausdehnung der elektrischen Beleuchtung hat stetig und rasch, wie es damals vorausgesagt wurde, zugenommen, und wenn ihr Umfang sich in Berlin seit 1892 verdoppelt hat, so beträgt er in ganz Deutschland nach mäßigen Schätzungen bereits 25 bis 30 Procent desjenigen der Gasbeleuchtung. Ebenso hat die zweite Hälfte der in jener Arbeit vertretenen Auffassung, die starke Beeinträchtigung der Gasproduction durch das elektrische Licht, sich bewahrheitet. In den Verwaltungsberichten der deutschen und einiger ausländischer Gasanstalten, wie sie das Journal für Gasbeleuchtung seit Jahrzehnten wiedergibt, mehren sich beständig die Städte, in denen der Gasverbrauch zurück, anstatt vorwärts geht. Dem Journal für 1895 entnehme ich für mindestens zwölf Städte von Bedeutung, darunter Paris, Berlin,[2]) Köln, München, Düsseldorf, Magdeburg, Bremen, Leipzig, ein Sinken der Gasproduction, das sich zwischen ½ Procent und 6 Procent im Laufe eines Betriebsjahres bewegt. Durch die Gaszunahme in vielen kleinen Städten, wo die bisher höchst mangelhafte Beleuchtung der Straßen und Geschäfte durch das elektrische Licht gewaltsam in eine fortschrittliche Tendenz gedrängt wurde, können diese Verluste nicht ausgeglichen werden, da die Abnahme des Gasverbrauchs gerade in den größten Städten sich am meisten bemerkbar macht. Aber es läßt sich — ganz abgesehen von dem Steigen und Fallen des Gesammtverbrauchs — für den bloßen Consum an Beleuchtungsgas in mehr als hundert deutschen Städten eine Neigung zum Sinken erkennen, welcher nur die reißende Zunahme des Gasverbrauchs zu anderen als Beleuchtungszwecken die Wage hält. Um von einzelnen Beispielen abzusehen, heben die Jahresberichte der Thüringischen Gasgesellschaft, der Allgemeinen Gasactiengesellschaft Magdeburg, der Continentalgasgesellschaft und der Imperial-Continentalgasgesellschaft, welche zusammen weit über fünfzig deutsche Städte beleuchten, übereinstimmend die Thatsache hervor, daß der Consum an Leuchtgas zurückgeht, derjenige zu anderen Zwecken dagegen mit überraschender Schnelligkeit steigt.

Hat sich somit der Gang der Ereignisse im wesentlichen so abgespielt, wie er an dieser Stelle vor fünf Jahren als wahrscheinlich skizzirt wurde, so haben sich doch im einzelnen recht erhebliche Abweichungen, Ueberraschungen und Seitensprünge in der Entwicklung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen Gas und Elektricität, wie es damals vorausgesehen war, eingestellt. Dieselben machen eine abermalige Beleuchtung unsres Gegenstandes heute um so wünschenswerther, als neuerdings die Gasbenutzung wieder an einem wichtigen Punkte ihrer Entwicklung angelangt zu sein scheint und weitere Perspectiven eröffnet. Als ein Gebiet der Gasausnutzung, welches die darein gesetzten Hoffnungen nicht, oder doch nur zum geringsten Theile gerechtfertigt hat, ist vorweg die Gasheizung zu nennen. Obwohl sie den Aufgaben, welche ihr hier und da besonders in Kirchen, Bahnhöfen, großen Hallen und bei ähnlichen Gelegenheiten gestellt werden, technisch wohl gewachsen ist, sind doch ihre wirthschaftlichen Vorzüge, wie es scheint, nicht solche, daß sie die Ausdehnung der Gasheizung auf so große Gebiete, wie man sich wohl anfänglich schmeichelte, wahrscheinlich machen. Die Ofenindustrie hat in der Ausnutzung der festen Brennstoffe, vor allem der Coke und Anthracitkohle in den eisernen Füll- und Regulirösen, so rasche Fortschritte gemacht, daß die Vorzüge des Gasofens — Bequemlichkeit und Sauberkeit — seinen größeren Unterhaltungskosten gegenüber nur noch in vereinzelten Fällen Stich halten wollen. Nicht einmal in amerikanischen Städten, welche durch die Nähe von Naturgasquellen in dem Besitz äußerst billiger und scheinbar unerschöpflicher Gasvorräthe sind, hat das Gas als Heizungsmaterial allgemeine oder auch nur hervorragende Bedeutung gewinnen können. In Chicago beispielsweise, wohin die Naturgase der Quellen von Greenlowe (Ind.) durch eine 185 km lange Doppelleitung geführt werden, beschränkt sich ihr Verbrauch zu Heizzwecken trotz eines beispiellos niedrigen Preises fast ganz auf Industrieanlagen. In Hochöfen, Stahlwerken, Glashütten, zur Dampfkesselheizung wird das Naturgas, sofern es für 1 bis 2 Pfennig pro Kubikmeter geliefert wird, nicht ungern verwendet, um so weniger aber zu eigentlichen Heizanlagen für Zimmer u. s. w. Während nahezu 20,000 Haushalte sich des Gases zum Kochen, oder in einfachen Wassererhitzern bedienen, zählte

[1]) Vgl. die Beilage Nr. 102 des Jahrgangs 1892 mit der Arbeit „Das elektrische Licht und die Zukunft der Gasindustrie“.

[2]) In Berlin macht sich nach einer längeren Epoche des Sinkens neuerdings wieder eine Steigerung des Gasverbrauchs bemerkbar.

Digitized by Google

man nur 800 Heizungsanlagen. Dieselben scheinen mit der Steinkohle, in guten amerikanischen Oefen gefeuert, also selbst dann nicht concurriren zu können, wenn ihnen das Gas zu einem Preise geliefert wird, der den bei uns üblichen um das fünf- bis zehnfache unterschreitet. Nicht zuletzt wird übrigens die verhältnißmäßig geringe Verbreitung des Gases als Heizmaterial beeinflußt worden sein durch die Stellung vieler angesehener Gassachleute selbst, welche die Gasheizung keineswegs mit so günstigen Augen ansehen, wie man wohl glaubt. Eine der ersten Autoritäten dieses Gebietes, Director Oechelhäuser, hat seine Ansicht zu mehrerenmalen dahin ausgesprochen, daß unter allen Aufgaben des Gases diejenige der Heizung, wenn sie sich in großem Maßstabe verwirklichen sollte, die für die Gasanstalten selbst am wenigsten wünschenswerthe sei. In der That muß der Gasindustrie, wenn sie aus ihrem bisherigen Rahmen herauszutreten beabsichtigt, vor allem an solchen Arbeitsgebieten liegen, die eine gleichmäßigere Ausnutzung der Gasanstalten, als sie jetzt möglich ist, gestatten. Die Leistungsfähigkeit und der Umfang eines jeden Gaswerkes müssen sich jetzt nach dem erfahrungsmäßigen Gasverbrauch des dunkelsten Tages, der kurz vor Weihnachten einzutreten pflegt, richten. Dieser Maximalconsum beträgt ungefähr den 200. Theil der Jahresproduction, so daß die Größe nebst den Anlagekosten einer Gasanstalt beinahe doppelt so hoch bemessen werden muß, als es nöthig wäre, wenn die Production sich gleichmäßig auf das ganze Jahr vertheilte. Während im Winter alle Betriebsmittel angespannt werden müssen, liegt im Hochsommer weit mehr als die Hälfte der Retorten kalt. Nun ist es klar, daß sich mit der Einführung der Gasheizung dieser Uebelstand nur noch vergrößern könnte. Der Verbrauch des Sommers würde um nichts, derjenige der strengen Wintermonate um vieles wachsen, und die Gasanstalten, welche das Heizgas meistens zu ermäßigten Preisen abgeben müssen, würden durch seine Production sowohl hinsichtlich ihrer Capitals- als Amortisationsquoten schwerer als vordem belastet werden. Es ist begreiflich, daß das nicht gewünscht wird.

Ganz anders als beim Heizen liegt die Sache hinsichtlich des allenthalben mit großer Energie geförderten Kochens mit Gas. Die Benutzung des Gases zum Kochen erstreckt sich gleichmäßig über das ganze Jahr, ja sie kann sogar im Sommer in vielen Häusern eine intensivere sein als im Winter, weil letzterer durch die ohnehin nothwendige Inbetriebsetzung der Oefen manche anderweite Koch- und Wärmgelegenheit eröffnet, die im Sommer entfällt. So kann das Kochen mit Gas die Jahresproduction und damit das Einnahmebudget einer Gasanstalt steigern, ohne den Consum des dunkelsten Tages und damit die Leistungsfähigkeit des Werkes in gleichem Maße zu erhöhen. Wie sehr dieser Vortheil von den Gasindustriellen gewürdigt wird, beweist ihr Entgegenkommen gegenüber den Kochgasabonnenten, welche in der Regel, in Deutschland sowohl wie in England und Amerika, nur 75 bis 80 Procent vom Preise des Leuchtgases zu bezahlen brauchen. In einigen Städten ist, um der lästigen Scheidung des Gases nach seinen Verbrauchsarten mittelst verschiedener Gasmesser auszuweichen und gleichzeitig um den Gasconsum im Sommer nach jeder Seite hin anzuregen, der Versuch gemacht worden, den Preis des Gases, gleichviel welches seine Benutzung ist, nach den Jahreszeiten zu regeln: im Winter den normalen, im Sommer einen beträchtlich kleineren Preis zu fordern. Sollte sich diese Maßregel als ein Sporn zur sommerlichen Benutzung des Gases erweisen, so wird es auch ihr nicht an Nacheiferung fehlen. Den glücklichsten, bis jetzt leider fast ausschließlich auf England beschränkten Schritt zur Verallgemeinerung des Gasverbrauches besonders in kleinen Haushaltungen hat endlich die Gasindustrie in der Einführung der Gasautomaten gethan. Nach dem Prinzip der übrigen Waarenautomaten eingerichtet, geben diese Verkaufsapparate, die in der Regel kostenlos in den Wohnungen der darum Ansuchenden installirt werden, gegen den Einwurf eines bestimmten Geldstückes ein gemessenes Gasquantum ab, in der Regel 20 bis 28 Kubikfuß für einen Penny, also zu einem Preise, der dem in Deutschland üblichen gleichkommt und den englischen Normalpreis nicht unwesentlich übersteigt. Trotzdem führen die Automaten den Gasanstalten eine Menge Kunden, besonders aus kleinbürgerlichen und Arbeiterkreisen, zu, die das Gas vor allen Dingen als reinliche, bequeme und schnell wirkende Kochgelegenheit schätzen und zu den beliebtesten Abnehmern gehören, da sie weder Gasmesser, noch Rechnungen gebrauchen und ihr Gas überdies theurer als andere Consumenten bezahlen. Die Kochapparate werden, wie es auch in Deutschland vielfach üblich ist, oft von den Gasanstalten an die Abnehmer verliehen und die Automaten in der Regel monatlich entleert. Die große Gasgesellschaft des südlichen London, welche die Einführung der Gasautomaten im Jahre 1894 begann, konnte sich rühmen, durch diese Neuerung in einem Halbjahr 9000 neue Kunden gewonnen zu haben, und die Gasanstalt von Leicester versorgte etwa 6000 Gasfeuer zum Kochen oder zu gewerblichen Zwecken schon vor längerer Zeit. Die Menge und Mannichfaltigkeit der Gaskochapparate und Maschinen, welche jede neuere Gewerbeausstellung aufzuweisen pflegt, spricht für den Umfang der Industrie, welche sich an die neue Gewohnheit des Kochens mit Gas bereits angeschlossen hat und reichen Gewinn daraus zieht. Wenn trotzdem der Verbrauch an Koch- und Heizgas, der in den Verwaltungsberichten der Gasanstalten fast immer gemeinsam verrechnet wird, wenigstens in Deutschland kaum über 5 Procent der Gesammtproduction hinausgeht, so ist das der Neuheit der Sache beizumessen. Das Feld, welches sich der Gasbenutzung auf diese Weise geöffnet hat, ist sehr groß, ja vielleicht größer, als selbst dasjenige der Beleuchtung; die Zunahme des Kochgasverbrauchs ist allenthalben bereits erfreulich groß und es scheint dem nichts im Wege zu stehen, daß er einst auf das Zehn-, ja Zwanzigfache seines heutigen Umfanges anwachsen kann. Die Einführung und unentgeltliche Aufstellung von Gasautomaten würde dazu ohne Zweifel auch in Deutschland viel beitragen; die Erfahrung hat ja schon an hundert Beispielen gezeigt, daß die großen Bevölkerungsmassen gern geneigt sind, ihrer Bequemlichkeit die stärksten Opfer zu bringen, sobald dieselben nur, anstatt in großen Summen, in oftmals wiederholten kleinen Beträgen, denen die Gegenleistung auf dem Fuße folgt, entrichtet werden können. Die Pferdebahnen, Waarenautomaten u. s. w. sind Beispiele dafür. Endlich hat es hier, und fast hier allein, die Gasindustrie mit einem Gebiete zu thun, auf welches ihr die Elektricität so leicht nicht folgen kann. Die häufig wiederholten Versuche, auch den elektrischen Strom zum Kochen, Backen u. s. w. zu benutzen, haben wenigstens bis jetzt nichts weiter gezeitigt, als recht kostspielige Experimentalapparate, mit denen man die technische Ausführbarkeit der zu lösenden Aufgabe wohl beweisen kann, aber nicht ihre wirthschaftliche Möglichkeit. Ein um das Zehnfache verbilligter elektrischer Strom, wie er z. B. von den Niagarakraftwerken geliefert werden kann, würde wohl den Anforderungen des Kochens, ja des Heizens mit Elektricität gewachsen sein, nicht aber derjenige Strom, den unsre städtischen Elektricitätswerke durch Steinkohle und Dampfkraft erzeugen.

Auf solche Weise steht also dem „Heizgas", unter welchem Namen man die gesammte zum Kochen, Heizen und allen ähnlichen Zwecken, z. B. Löthen, Plätten oder

dergleichen verwendete Gasmenge zusammenzufassen pflegt, noch eine große Zukunft offen. Die Oertlichkeit, die Bewohnerschaft, die Kohlenpreise, die Geschicklichkeit und Rührigkeit der Gasanstaltsleiter, die Höhe des Gaspreises und viele andere Umstände wirken zwar zusammen, um das schließliche Ergebniß der augenblicklich betriebenen Propaganda auf diesem Gebiet unberechenbar zu machen, aber die in einzelnen Orten rasch erzielten Resultate erlauben doch immerhin einen gewissen Ausblick. Eine neuere Statistik des Vereins der Gas- und Wasserfachmänner zählt in Deutschland und der Schweiz schon 70 Städte auf, wo der Verbrauch an Heizgas über 10 Procent des gesammten Privatconsums beträgt; in sieben der größten Städte, die von dieser Zählung berührt werden (Barmen, Bremen, Breslau, Crefeld, Hannover, Karlsruhe, Köln), betheiligt sich das Heizgas mit durchschnittlich 20 Procent am Verbrauch, in einigen kleineren Orten erreicht dieser Antheil sogar 40 Procent oder mehr. Besonders günstig zeigen sich von der Heizgaszunahme die Städte der Schweiz berührt; einmal infolge einer kräftigen Propaganda in diesem Wirkungskreise, die vielleicht wieder auf eine scharfe Concurrenz seitens der von vielen natürlichen Wasserkräften begünstigten Elektricität im Beleuchtungsfache zurückzuführen ist, theils auch infolge der Kohlenpreise, die in der Schweiz durchschnittlich doppelt so hoch als in Deutschland sind. Dreizehn schweizerische Städte in der mir vorliegenden Tabelle verwenden durchschnittlich 20 Procent ihres Privatconsums an Gas zum Heizen und Kochen. Fast überall ist freilich den Heizgasconsumenten, neben Erleichterungen anderer Art, ein wesentlich ermäßigter Gaspreis zugestanden worden, der meistentheils nur als das Vorspiel einer allgemeinen Preisermäßigung des Gases anzusehen ist. Letztere hat sich in mehreren Städten Deutschlands bereits vollzogen, und ihr ist es wohl zum größten Theile zuzuschreiben, wenn der, trotz aller gegentheiligen Versicherungen der Gastechniker, seit 1890 oder 1891 wesentlich gedrückte Gasconsum neuerdings sich wieder etwas zu heben beginnt. Allerdings in erster Linie immer mit Hülfe derjenigen Gasnutzungsarten, welche sich nicht auf die Beleuchtung beziehen. Der Rückgang der letzteren scheint geradezu unaufhaltsam; nur Städte, wo die Gasbeleuchtung bis in den Anfang der 90er Jahre ganz und gar im argen lag und dann, als die elektrische Bogenlampe hier und da vor den Schaufenstern erschien und ihren vollen Contrast gegen die jammervollen älteren Gasbrenner wirken ließ, rasch und energisch verbessert wurde, können jetzt noch bedeutende Zunahmen in der Leuchtgasverwendung zeigen, und auch hier wird sie nicht von Dauer sein. Selbst die glänzenden Erfindungen, welche die letzten Jahre in der Verbesserung der Gasbrenner gezeitigt haben, scheinen diesen Gang der Dinge nicht ändern zu können. Neuerungen wie das Auer'sche Gasglühlicht sind eben für die Gasindustrie sehr zweischneidige Waffen; denn wenn sie auch den Umfang der Gasbeleuchtung offenbar erweitern und den elektrischen Centralen manchen Kunden abwendig machen, so ist doch andrerseits ihr sparsamerer Gasverbrauch den Interessenten der Gasanstalten nicht immer günstig.

Die weitere Ausdehnung der Gasindustrie muß also nach wie vor auf anderen Gebieten gesucht werden, und von diesen ist dasjenige der Gaskraftmaschine für Deutschland offenbar das breiteste. So klein das Wirkungsfeld und so bescheiden die Größenverhältnisse des Gasmotors anfangs waren, so rasch haben sie sich verändert und gehoben. Aus dem gelegentlichen Hülfsmittel der Kleinindustrie ist ein gefürchteter Concurrent der Dampfmaschine geworden. Nicht nur in fast allen Fällen, wo im Haus- oder Hotelbetriebe (für Pumpen, Fahrstühle, Ventilatoren), oder in Fabriken der Nahrungsmittelbranche (Chocoladefabriken, Fleischereien, Bäckereien, Brauereien oder dergl.) mechanische Kraft in mäßigem Umfange nöthig ist, sondern auch als Ersatz für Dampfmaschinen bedeutender Größe hat der Gasmotor hundertfältige Anwendung gefunden. Dem Kleingewerbe, das man ihm, wie jedem neu auftauchenden Motor, zuerst zudictirte, hat er freilich wenig Nutzen gebracht; wenigstens läßt sich nachweisen, daß von den in Deutschland arbeitenden Gasmotoren, die schon 1894 auf 80,000 Pferdekräfte geschätzt wurden und jetzt 100,000 Pferdekräfte mit Gewißheit übersteigen, kaum 25 Prorent dem Kleingewerbe dienstbar sind. Dagegen ist das Gas ein um so gefährlicherer Concurrent des Dampfes geworden. So lange die Größe der Gasmotoren selten über 1—2 Pferdestärken hinausging, hatte der Dampfmaschinenbau wenig darunter zu leiden; und jene Größen blieben so lange die maßgebenden, daß noch jetzt, während der Bau 50—100pferdiger Gasmotoren keine Seltenheit mehr ist, ihre Durchschnittsstärke in Deutschland höchstens 4—5 Pferdekräfte beträgt. Indessen erhöht sich diese Durchschnittsziffer von Jahr zu Jahr und zeigt an, daß die Zahl der großen Gasmotoren in raschem Wachsen begriffen ist, während diejenige der kleineren verhältnißmäßig abnimmt. Die Vorzüge des Gasmotors vor der Dampfmaschine sind in der Anschaffung größere Wohlfeilheit, da die Kesselanlage fehlen darf. Im Betriebe wird aus demselben Grunde an Sicherheit gewonnen, an Bedienung gespart, und das eigentliche Betriebsmaterial, das Gas, ist zwar bedeutend kostspieliger, als die den Dampfmotor unterhaltende Steinkohle, bei günstigem Gasbezug aber doch nicht in dem Maße, daß die sonstigen Vortheile der Gaskraftmaschine diesen Mangel nicht oft überwiegen könnten. Unter den Gewerben, welche sich des Gasmotors vorzugsweise bedienen, stehen die Buch- und Zeitungsdruckereien und die kleineren Elektrizitätswerke voran, welche zusammen etwa den vierten Theil aller in Deutschland benutzten Gasmaschinen absorbiren. Die Reihe der Beschäftigungen, welche dem leicht aufstellbaren, billigen, gefahrlosen und wenig Aufsicht heischenden Gasmotor bereits übertragen worden sind, ist unabsehbar. Einige wurden schon oben angedeutet, unter den übrigen sei hier zunächst eine Verwendung nachdrücklicher hervorgehoben, weil sie ziemlich neu, in starker Zunahme begriffen und in communaler Hinsicht von großem Interesse ist. Man begann in vereinzelten Fällen vor etwa zehn Jahren, städtische Wasserwerke mit Gasmotoren, anstatt Dampfmaschinen, zu betreiben. Düren baute z. B. schon 1885 zur Wasserversorgung für seine 30,000 Einwohner eine Pumpenanlage von zwei 40pferdigen Gasmotoren, die sich vortrefflich bewährte, obwohl die damalige Gaskraftmaschine noch nicht entfernt die Verläßlichkeit und den sparsamen Gasverbrauch der heutigen besaß. Innerhalb dreier Jahre folgten sieben nicht unbedeutende Städte, darunter Fürth, Quedlinburg und Karlsruhe, diesem Beispiel und erzielten gute Erfolge. In Quedlinburg z. B. wurden die Kosten der Wasserhebung gegen die Leistung der früheren Dampfpumpen um beinahe 50 Procent vermindert, in Fürth, wo eine Neuanlage von 120 Pferdestärken nöthig wurde, konnten durch die Wahl von Gas anstatt Dampf als Triebkraft 50,000 Mark erspart werden. Auch später haben noch eine ganze Menge Wasserwerke den Gasmotor als Antriebsmaschine für ihre Pumpen adoptirt, und gegenwärtig mögen mindestens 800 Pferdestärken für diesen Zweck in Deutschland arbeiten. Das ist freilich sehr wenig im Vergleich zu der Gesammtsumme von vielleicht 100,000 Pferdekräften, welche überhaupt in demselben Gebiete durch Gasmotoren entwickelt werden, und auch sehr wenig, wenn man es nur mit den rund 10,000 Pferdestärken vergleicht, welche in elektrischen

Digitized by Google

Lichtstationen mit Gas erzeugt werden, aber es ist nichtsdestoweniger eine für die Gasindustrie bedeutsame Ziffer. Während die Gasmotoren bei der merkwürdigen Zersplitterung ihrer Thätigkeitsgebiete im allgemeinen nur eine sehr kurze tägliche Arbeitsperiode haben, ist dieselbe in Wasserwerken bis auf das äußerste Maß von 24 Stunden vergrößert. Nach den Erhebungen von Schäfer haben die Gasmotoren nur eine tägliche Arbeitsperiode von drei Stunden oder 1000—1200 Stunden im Jahre; die Elektromotoren, welche aus den größeren Centralen gespeist werden, weisen sogar noch weniger Arbeitsstunden und somit einen noch kleineren Kraftbedarf auf. Schäfer berechnet die Arbeitszeit derjenigen Gasmotoren, welche in Elektricitätswerken zum Dynamoantrieb benutzt werden, auf ein Viertel mehr als den angeführten Durchschnitt, und die später zu erörternden Gasbahnen würden sogar eine Ziffer von 5000 bis 6000 Stunden im Jahre zeigen. Die in Wasserwerken beschäftigten Gasmotoren aber überragen mit etwa 8000 jährlichen Arbeitsstunden bei weitem jede andere Classe. Daraus erhellt deutlich genug, um wieviel diese Anwendung der Gaskraftmaschine vom Standpunkt des Gastechnikers jeder anderen vorzuziehen ist. Sie garantirt der Gasanstalt für jede arbeitende Pferdekraft jährlich die Abnahme von 4500—6000 Kubikmeter Gas, oder bei mittelgroßen Wasserwerken eine Jahreseinnahme von 40—60,000 Mark (für 100 Pferdestärken), und das ist ein Posten, den auch wohl situirte Gasunternehmungen nicht verschmähen würden. Nimmt man dazu, daß die Wasserwerke, gleich den Gasanstalten, meist in städtischer Verwaltung stehen, und die Gelegenheit, bei einem Umbau oder einer Neuanlage beide durch Acceptirung des Gasbetriebes zu verschmelzen, deßhalb sehr leicht geboten werden kann, so leuchtet es ein, daß hier ein für die Gastechniker sehr wichtiges Feld noch fast unbebaut ist. Die Berliner Wasserwerke, mit Gasmotoren anstatt mit Dampf betrieben, würden die Productionsziffer der dortigen städtischen Gasanstalten um 15—20 Procent emporschnellen lassen, während ihr natürliches Wachsthum sie in fünf Jahren kaum um 10 Procent hat steigen lassen. Natürlich ist das ein bloßes Zahlenbeispiel ohne praktische Bedeutung, denn Maschinenanlagen, in denen Hunderttausende capitalisirt sind, lassen sich nicht ohne weiteres ins alte Eisen werfen; aber es treten oft genug Fälle ein, in denen veraltete oder abgenutzte Anlagen erneuert werden müssen und alsdann die Wahl eines anderen Systems freistellen. Als besonderer Vorzug der Wasserwerke ist es im Sinne des Gasproducenten noch zu bezeichnen, daß sie im Sommer, wenn die Beanspruchung der Gasanstalten vor allem erwünscht ist, thatsächlich ihre stärkste Arbeitsperiode haben; denn der Wasserverbrauch hat sein Maximum ebenso in den Sommermonaten, wie dasjenige des Leuchtgases in die Wintermonate fällt.

Weniger läßt sich zugunsten der in elektrischen Centralen betriebenen Gasmotoren sagen, obwohl ihr Gasverbrauch denjenigen des Durchschnitts bedeutend übersteigt. Allein er fällt genau so in den Winter und in die Abendstunden, wie die Beanspruchung der Gasanstalten selbst. Daß die Anwendung von Gasmaschinen zum Dynamoantrieb für kleinere Elektricitätswerke von Vortheil ist, beweist die starke Zunahme dieser Anlagen, in denen wir eine merkwürdige Vergesellschaftung zweier Industriezweige vor Augen haben, die sich sonst auf allen Gebieten befehden. Auf die Ausbildung der Gasmotorentechnik hat dieser Umstand sehr günstig eingewirkt, da der Dynamobetrieb, um rationell zu sein, Maschinen von größerer Kraft erfordert, als man sie vordem für die Gasfüllung gebaut hatte. In Dessau, Bochum und Greiz findet man 100pferdige Gasdynamos, in Ostende sind vier Maschinen von derselben Größe im Betrieb und in Antwerpen sind die sehr günstig beurtheilten Körting'schen Gasdynamos neuerdings in der Stärke von 200 Pferdekräften aufgestellt worden. In französischen Mühlen arbeiten übrigens Gasmotoren von 200 Pferdekräften schon seit längerer Zeit, wenn auch nicht mit dem günstigen Nutzeffect dieser neueren Constructionen. Die kleineren deutschen Elektricitätswerke nebst den sogenannten Blockstationen, deren Leitungen sich nicht über die Straße erstrecken, sondern auf einen Häuserblock beschränken, nehmen zur Zeit vermuthlich zwischen 1 und 2 Procent der Gasproduction des Landes in Anspruch, während der Antheil der Gasmotoren überhaupt schon 1893 über 9 Procent betrug und jetzt 12—15 Procent erreicht haben dürfte. Einzelne Städte gingen schon nach den 94er Jahresberichten mit ihrem Motorengasverbrauch weit über diesen Procentsatz hinaus. So wurden in Plauen, wo die Textilindustrie sich vorzugsweise des Gasmotors bedient, mehr als 20 Procent, in Ruhrort, Gera, Dessau, Flensburg, Erfurt und anderen Städten 10—15 Procent des Gasconsums schon damals in Motoren verbraucht.

Der unaufhaltsame Rückgang der eigentlichen Gasbeleuchtung wird durch nichts besser bewiesen als dadurch, daß der Gesammtverbrauch allenthalben nur um einige Procente sich vermehrt oder gar stehen bleibt, ja kleiner wird, während in der Abgabe von Heiz- und Kraftgas von Jahr zu Jahr Hebungssprünge zu verzeichnen sind, die 10, 20, ja 30 Procent betragen. Eben darin liegt aber auch die Gewähr, daß der Gasindustrie, sobald ihre leitenden Kräfte sich erst mit klarer Erkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse energisch auf die Bearbeitung derjenigen Geschäftszweige geworfen haben, die heute noch vielfach als Nebengebiete des Gaswesens gelten, noch eine große und reiche Zukunft blüht. Daß thatsächlich alle Aussicht auf weitere Erfolge nur noch in der Zunahme des Gasverbrauchs für motorische, gewerbliche und Heizzwecke beruht, während man auf dem Felde des Beleuchtungswesens zufrieden sein wird, wenn es nur gelingt, den gegenwärtigen Zustand aufrecht zu erhalten, mag ein prägnantes Beispiel lehren. Die Gasproduction von Köln, soweit sie nicht öffentlichen Zwecken, sondern dem Privatconsum dienstbar war, betrug 1886 in runden Ziffern 12,000,000 Kubikmeter; fünf Jahre später war sie auf 16,500,000 Kubikmeter gestiegen, und abermals nach fünf Jahren — stand sie noch immer auf derselben Höhe. Das ist zunächst ein, wenigstens für die großen Städte, fast typisches Beispiel für die Art und Weise, wie der von Gasfachleuten immer noch behauptete und sogar glänzend genannte Fortschritt des Gaswesens in dem letzten Jahrzehnt zustande gekommen ist. Thatsächlich haben ja ihre Tabellen, die einen starken Aufschwung des Gasverbrauchs zwischen 1885 und 1895 nachweisen, Recht, aber sie verbergen alle die Thatsache, daß dieser Aufschwung nicht dem Jahrzehnt, sondern seiner ersten Hälfte zu verdanken ist, in welcher, wie es scheint, das erste Auftauchen des elektrischen Lichtes das Beleuchtungswesen überhaupt ungemein förderte. Als aber dann, etwa seit 1890, die Elektricitätswerke populär wurden und neben ihnen massenhaft Einzelanlagen entstanden, da war es mit der glänzenden Zunahme der Gasbeleuchtung alsbald vorbei, und wo sie nicht stehen blieb oder ein langsameres Tempo einschlug, da ging sie zurück. In Köln wurden 1886 kaum über 5 Procent der ganzen Production für Motoren, gewerbliche oder Heizanlagen verbraucht, der Rest, 11,400,000 Kubikmeter ging für die Beleuchtung auf. Bis 1891 vermehrte sich dieser Theil des Consums auf über 15,000,000 Kubikmeter, oder um 34 Procent, das anderweit verbrauchte Gas wuchs auf das Doppelte seines früheren Umfangs an und betrug nun schon 7—8 Procent der Gesammtproduction. Dann aber kam das kritische Lustrum. Bis 1895 hatte sich der Leuchtgasconsum — immer abgesehen von den

Verbrauch für öffentliche Zwecke — um etwa 2,750,000 Kubikmeter oder 18 Procent vermindert, und doch war die Gesammtproduction dieselbe geblieben. Das anfangs so geringfügige Kraft- und Heizgas hatte ausgereicht, um den ganzen Ausfall zu decken; es betrug 1895 bereits 4,000,000 Kubikmeter oder beinahe 25 Procent der Jahresproduction, seine Steigerung aber betrug im vierjährigen Zeitraum 220 Procent. Natürlich ist das Verhältniß nicht allerorten so kraß wie hier, aber gerade für die Großstädte ist Köln ein recht brauchbares Beispiel. Hat doch auch in Paris der Gasconsum zwischen 1889 und 1894 eine Verminderung um 12,000,000 Kubikmeter oder 4 Procent erlitten, und in Berlin stand man 1895 etwa auf derselben Stufe wie 1892, um erst dann durch Tarifermäßigung wieder eine kräftige Steigerung des Consums zu bewirken, die aber auch fast lediglich der Benutzung des Gases zu anderen als Beleuchtungszwecken zuzuschreiben ist.

Der Erwähnung werth ist nun unter diesen Nebennutzungen noch ein neues Gebiet der Motorenanwendung, welches für die Gasindustrie außerordentlich fruchtbar zu werden verspricht und gerade für das Rivalitätsverhältniß zwischen Gas und Elektricität von besonderem Interesse ist. Es ist die im Vorhergehenden nur ganz flüchtig erwähnte Gasstraßenbahn, mit deren Erfindung die Gastechniker ihren Concurrenten von der Elektricität gerade so unvermuthet in die Flanke gefallen sind, wie einst die elektrische Beleuchtung dem Gaslicht. Die Gasbahn wurde in ihrer heutigen sehr vollkommenen Gestalt erst vor etwa vier Jahren von dem Dresdener Ingenieur K. Lührig erfunden, ist zuerst in Dessau von der „Dessauer Straßenbahngesellschaft" ausgeführt worden, nachdem in Dresden ein Probewagen ihre Betriebsfähigkeit erhärtet hatte, und erfreut sich nunmehr einer schnell wachsenden Beliebtheit. Die Aufmerksamkeit, mit welcher die elektrotechnischen Kreise ihre Erfolge und ihre Ausdehnung überwachen, zeugt von der Bedeutung, welche diesem modernsten Massenverkehrsmittel auch von seinen principiellen Gegnern zugestanden wird. Die Gasstraßenbahn kann als der elektrischen Bahn, für welche man fast schon das Monopol im internen Verkehr der Städte zu besitzen schien, in der That beinahe gleichwerthig und in manchen Beziehungen sogar überlegen betrachtet werden. Ihre Anlage läßt sich sogar in Städten, wo bereits Elektricitätswerke bestehen, um etwas, in Orten aber, die der elektrischen Centrale noch entbehren, um vieles billiger bewirken, als diejenige einer elektrischen Bahn, welche außer dem Geleise und dem Wagenparke mit seinem Zubehör von Schuppen u. dgl. auch noch einer mehr oder weniger kostspieligen Leitung bedarf, deren die Gasbahn entrathen kann. Die Betriebskosten der letzteren scheinen sich nach den bisherigen Erfahrungen innerhalb der Grenzen zu halten, welche beim elektrischen Betriebe gelten, da indessen die niedrigeren Anlagekosten günstig auf die Verzinsung und Amortisation wirken, so hat besonders in Städten mit noch unentwickeltem Verkehr die Gasbahn auf einen schnelleren Erfolg zu rechnen, als eine elektrische Anlage. Zugunsten der Gasbahnen fällt auch der Umstand ins Gewicht, daß sie von der Postverwaltung sehr bevorzugt werden, weil sie nicht die störenden Einwirkungen auf Telephon- und Telegraphenlinien zeigen, welche man an den Starkstromleitungen der elektrischen Straßenbahnen hier und da beobachtet, oder doch befürchtet. Trotz des lebhaften Protestes, den die Elektricitätswerke sofort gegen diese Stellungnahme einer einflußreichen Behörde eingelegt haben, dürfte dieselbe doch nicht ganz wirkungslos bleiben, zumal es auch in communaler Beziehung Gründe gibt, die nach derselben Richtung zielen. Die Stärkung, welche ein Elektricitätswerk durch den Betrieb einer Straßenbahn erfährt, muß es nothwendig concurrenzfähiger gegen die meist in städtischem Besitz befindliche Gasanstalt machen; diesen würde hingegen der durch eine Gasbahn herbeigeführte Zuwachs zum Jahresconsum um so erwünschter sein, als er sich über den ganzen Tag und das ganze Jahr vertheilt, ja sogar im Sommer stärker als im Winter ist, und die für den längsten Tag nothwendige Leistung durchaus nicht im Verhältniß des zu erwartenden Nutzens steigt. Die Straßenbahnmotoren haben ihrer langen täglichen Dienstzeit wegen einen zwei- bis dreimal stärkeren Gasverbrauch als der Durchschnitt der Gasmotoren, und so kann die Einführung der Gasbahn die Gasproduction und Einnahme der betreffenden Stadt um 10—15 Proc. steigern, ohne erhebliche Erweiterungen der Gaswerke zu fordern. Dieser Umstand wird vermuthlich bei künftigen Straßenbahnanlagen bedeutend in die Wagschale fallen.

Was die ihrer Neuheit wegen vielleicht noch nicht allgemein bekannte Einrichtung der Gasbahnen betrifft, so läßt sie sich mit wenig Worten erklären, wenn man sich zum Vergleich das elektrische Bahnsystem ohne Leitung, also mit Accumulatorenbetrieb, veranschaulicht. Wie der Accumulatorwagen die zu seinem Antrieb erforderliche elektrische Energie in chemisch gebundenem Zustande mit sich führt, so hat auch der Gaswagen seine Sammler, die aus mehreren, unter dem Wagenboden liegenden, starkwandigen Gasbehältern bestehen. Das auf 6—7 Atmosphären comprimirte Gas, welches dieselben enthalten, reicht für einige Stunden zum Wagenbetrieb aus, ohne irgend eine Explosionsgefahr in sich zu schließen, da ähnliche Preßgasbehälter von allen Personenwagen fast sämmtlicher europäischen Eisenbahnlinien seit langer Zeit und ohne den geringsten Unfall mitgeführt werden. Wie das Gas mit Hülfe eines unauffällig in den Wagen eingebauten 7 bis 10pferdigen Gasmotors das Gefährt in Bewegung setzt, kann man sich leicht vorstellen. Die Maschine befähigt den Wagen, selbst bei starker Belastung oder unter Mitnahme eines Anhängewagens, zu einer Fahrt von 10—12 Kilometer in der Stunde. Sie ist zur Ueberwindung starker Steigungen, scharfer Curven, großer Schneemassen und ähnlicher Hindernisse nach der Erfahrung mehrerer Jahre und strenger Winter mindestens ebenso gut geeignet wie die elektrische Bahn und hat vor letzterer den Vortheil, daß nicht ein Bruch oder eine Rauhreifvereisung der oberirdischen, sowie die Schneeverstopfung der unterirdischen Leitung den Betrieb auf ganzen Linien ins Stocken bringen kann. Vor den elektrischen Accumulatorwagen dagegen, die ja den Nachtheil der Leitung auch nicht besitzen, zeichnet sich der Gaswagen immerhin noch durch sein leichteres Gewicht, seinen billigeren Betrieb und seine kleineren Anschaffungskosten aus. Die Neufüllung mit Gas muß freilich bedeutend häufiger vollzogen werden, als die Ladung der Sammelbatterien beim Accumulatorbetrieb, indessen ist sie von weit geringeren Umständen begleitet. Es wird an geeigneten Endpunkten des Netzes, wo die Wagen ohnehin einige Minuten verweilen, bevor sie eine neue Tour antreten, ein Rohr, ähnlich einem Hydranten, auf die Straße und zwischen die Geleise geführt und so eingerichtet, daß es sich durch eine Schlauchkuppelung rasch mit den Wagenbehältern in Verbindung setzen läßt. Dieses Rohr steht mit kleinen Comprimirstationen in Verbindung, in denen das Gas der Straßenleitung auf 6—7 Atmosphären Spannung gebracht und in kesselartigen Behältern stets in genügender Menge aufgespeichert wird, um einen oder eine Anzahl Wagen zu füllen. Zwei bis drei Minuten sind dann ausreichend, um die Neufüllung zu bewirken und den Wagen wieder betriebsfertig zu machen. Da Probefahrten von monatelanger Dauer mit dem Gaswagen schon in mehreren Städten mit Erfolg stattgefunden haben, die ausgeführten Anlagen des Systems, Dessau und Hermsdorf i. Schl., gut functioniren und bereits eine ganze Zahl weiterer Gas-

bahnen in der Ausführung begriffen sind, so scheint dem System eine gewisse Zukunft wenigstens für Städte von mittlerer Größe sicher zu sein. Die Zeit muß lehren, ob die Gasbahn der Elektricität auch in den Großstädten erfolgreich entgegentreten kann.

Es ist im Vorhergehenden fast ausschließlich von der Stellung der Gasanstalten im gewerblichen Leben die Rede gewesen, weil es sich bei diesen um die Lebensfrage — Rückgang oder Weiterbestehen — handelt, und ich glaube gezeigt zu haben, daß trotz des langsamen, einem Stillstand nicht unähnlichen Fortschritts in den letzten Jahren dennoch auf eine kräftige Weiterentwicklung der Gasindustrie, freilich auf anderen Gebieten als früher, mit Bestimmtheit gerechnet werden kann. Ueber die elektrische Beleuchtung und ihre Seitenzweige ist weniger zu sagen. Ihre Ausdehnung ist wohl beispiellos, und wenn im führenden Blatte der Gasindustrie[1]) ein hervorragender Mitarbeiter zu dem Schlusse kommt, daß in der Vergleichsperiode 1885—95 trotz alledem das Gas weit größere Fortschritte gemacht habe als die Elektricität, so ist das meines Erachtens nicht unbedingt richtig. Dr. Schilling stellt dort die Zunahme der Leistungsfähigkeit der Gaswerke in Deutschland in diesem Zeitraum auf 93,000 Kubikmeter pro Stunde, diejenige der Elektricitätswerke, deren erstes zu Anfang der Periode gerade eröffnet wurde, auf 40,500 Kilowatt oder noch nicht halb so viel, fest. Die Thatsache, daß die unbestreitbar höhere Zunahme des Gasverbrauchs wesentlich in die erste Hälfte der Vergleichsperiode fällt, diejenige der Elektricitätswerke aber in die zweite, ist bereits früher hervorgehoben; die Vergleichsperiode 1890—1895, deren Ziffern mir leider nicht zu Gebote stehen, würde ein wesentlich anderes Bild zeigen. — Dann aber ist bei zwei Industriezweigen, deren einer seit fünfzig Jahren blüht, der andere aber in seinen Anfängen steht, das Vergleichen der verhältnißmäßigen Zunahme entschieden correcter, als dasjenige der absoluten Zunahme. Die Gasproduction hat seit 1885 um 53 Procent zugenommen, die Elektricitätserzeugung in Centralstationen, die vor 10 Jahren bei uns kaum, oder nur mit einigen hundert Kilowatt, existirte, hat sich mindestens auf das dreiundfünfzigfache oder hundertmal stärker als die Gaserzeugung vermehrt. Endlich kommt noch, wie Schilling selbst zugibt, die Stromerzeugung in privaten Anlagen hinzu, die den doppelten Umfang der Centralstationen haben. Im ganzen wird heute die elektrische Beleuchtung in Deutschland, wenn man Bogenlampen und Glühlampen auf ein gleiches, mit dem Gaslicht vergleichbares Maß umrechnet, $2^1/_2$—3 Millionen Lampen umfassen, denen höchstens 6—7 Millionen Gaslampen gegenüberstehen. Für einen Gegner, der einen 40jährigen Vorsprung der Gasanstalten erst noch nachzuholen hat, ist das ein ganz hübsches und gewiß ein Nachdenken erregendes Resultat. Die Gasanstalten haben im letzten Jahrzehnt eine jährliche Zunahme von 5 Procent bewiesen, wenn man von der ungleichen Vertheilung dieser Zunahme absieht: die Elektricitätswerke erfreuen sich noch jetzt, nachdem ihre erste stürmische Epoche überwunden ist, eines jährlichen Zuwachses von 25 Procent. Wenn beide Industrien in genau gleichem Verhältnisse weiter wüchsen, so würde das Versorgungsgebiet der Elektricitätswerke binnen zehn Jahren dasjenige der Gasanstalten an Umfang erreicht haben. Wie viel indessen an diesem Gang der Dinge die weiteren Ereignisse, vor allem die Ausdehnung des Gasmotorenbetriebs und der Gasheizung einerseits, der elektrischen Bahnen andrerseits ändern werden, ist nicht vorauszusehen.

[1]) Vgl. Journal f. Gasbel. u. Wasserverf. 1896. S. 411 ff.

Mittheilungen und Nachrichten.

Actenstücke zur Geschichte des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg. Von J. Bereitenbach. Mit einem Bildniß des Pfalzgrafen. München, Buchhdlg 1898. 3 M. — Unsre vaterländischen Geschichtschreiber sind ein ungemein rührriges Völklein, das rastlos von Friedhof zu Friedhof, von Gruft zu Gruft wandert, um hier und dort einen Todten noch vor dem jüngsten Tag zu neuem Leben aufzuwecken, wenn sich auch mancher alsbald wieder in seinem Sarge auf die andere Seite kehrt, um hartnäckig seinen Leichenschlaf fortzusetzen. Ganz besondere Verdienste erwarben sie sich in jüngster Zeit um das bayerische Regentenhaus, indem sie auch in die Wirksamkeit der verschiedenen Seitenlinien desselben neues Licht zu bringen bestrebt waren. So beschäftigten sich in den letzten zehn Jahren nicht weniger als vier Schriften allein mit den Fürsten der neuburgischen Linie. Ueber den ersten Pfalzgrafen von Neuburg, den späteren Kurfürsten Ottheinrich, und seinen kriegstüchtigen Bruder Philipp besitzen wir eine ausführliche Abhandlung von R. Salze, die übrigens schon mit dem Jahre 1552 abschließt, von Ottheinrichs Nachfolger Wolfgang liefert Karl Menzel eine gegen 600 Seiten lange Biographie, im Jahre 1895 erschien von A. Sperl die Schrift: „Philipp Ludwig von Neuburg, sein Sohn Wolfgang Wilhelm und die Jesuiten", 1896 ferner veröffentlichte der k. Kreisarchivsecretär Joseph Bereitenbach seine Darstellung über die Jugendzeit Wolfgang Wilhelms, des bedeutendsten aller neuburgischen Fürsten, die sich bis zu seiner Ernennung zum Landessuccessor im Jahre 1613 erstreckt und in den nachfolgenden Zeilen eine kurze Besprechung finden soll. — Wer mit Neuburgs Geschichte einigermaßen vertraut ist, weiß bereits, daß Wolfgang Wilhelm bald nach seinem Regierungsantritt hier die katholische Religion, welche er bei seiner Vermählung mit Magdalena, der Schwester Herzog Maximilians von Bayern, angenommen hatte, wieder zur Geltung brachte, Kirchen und Schulen errichtete und treu besorgt war, die Leiden des dreißigjährigen Krieges, von dem er wie sein Schwager Maximilian Anfang und Ende sah, zu mildern und zu heilen. Nach dem kinderlosen Tode seines mütterlichen Oheims, des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg, vereinigte er zugleich einen Theil von dessen Besitzungen mit Neuburg. Bei einer so energischen und selbstbewußten Persönlichkeit, wie sie uns in Wolfgang Wilhelm entgegentritt, ist sie uns bereits seine Jugendgeschichte von besonderem Werthe, und zwar um so mehr, da er von seinem Vater schon früh zu den Regierungsgeschäften beigezogen wurde und ihn auf das kräftigste dabei unterstützte. — Philipp Ludwig ging mit dem größten Eifer der Lehre Luthers an und daher war auch seine Politik eine ganz andere, als sie sich nach dem Regierungsantritt seines Sohnes gestaltete, der seinen mächtigsten Grenznachbar, Maximilian von Bayern, aus einem gefährlichen Gegner in einen aufrichtigen Freund umwandelte. Philipp Ludwigs Herzensangelegenheit bestand ja der Errichtung eines Bündnisses mit seinen Glaubensgenossen; im Jahre 1605 kam in der That ein solches zwischen Neuburg, Württemberg und Baden zustande; auf eine Unterstützung der Erbansprüche Neuburgs, falls der Herzog von Jülich aus dem Leben scheide, wollten jedoch beide Verbündete nicht eingehen. 1607 erlangte der Abt des im neuburgischen Landgericht gelegenen Klosters Kaisheim vom Kaiser die Ermächtigung, den bisher dem Pfalzgrafen zuständigen sogenannten Afterschutz zu kündigen, zugleich wurde Max von Bayern zum Conservator des Stifts ernannt; derselbe übernahm auch, als noch im nämlichen Jahre die zwischen dem östlichen und westlichen Gebiete von Neuburg eingekeilte Reichsstadt Donauwörth nach einem Ueberfall auf die Mönche vom Hl. Kreuz bei einer Procession mit der Reichsacht belegt worden war, deren Vollstreckung. Der Gewaltstreich gegen Donauwörth bildete die hauptsächlichste Veranlassung, daß der 1608 zusammengetretene Reichstag zu Regensburg fruchtlos wieder auseinander ging und Philipp Ludwig trotz seiner Abneigung gegen die Calvinisten in die Erweiterung des Bundes von 1605 zur sog. Union mit Uebertragung des Vorsitzes an den Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz einwilligte. — Seinen Sohn finden wir als rührigen Unterhändler des Pfalzgrafen bald in Prag, bald in Heidelberg, Stuttgart, München und an anderen Orten, bis ihn Johann Wilhelms Ableben im Jahre 1609 für längere Zeit nach dem Niederrhein führte. Dabei verlor er niemals sein Hauptziel aus den Augen, indem er mit einer Zähigkeit und Eifersucht, die seinem Vater manchen Kummer bereitete, an dem schon von seinem Großvater Wolfgang aufgestellten Erstgeburtsrechte festhielt, ungeachtet der Gegenbemühungen seiner Brüder August und Johann, wie zu

noch lange Zeit auch in anderen Ländern die jüngeren Prinzen dieses Recht bekämpften. — Auf die eben besprochene Angelegenheit beziehen sich die Actenstücke des k. Kreisarchivs Nrnburg, welche Breitenbach zu seiner Arbeit veranlaßten und, indem sie großentheils von Wolfgang Wilhelm selbst herrühren, uns in sein Inneres einen tiefen Einblick gewähren. In Anbetracht ihrer Wichtigkeit benannte er auch nach ihnen sein Buch, während er mit zu großer Bescheidenheit seine eigene Beschreibung von Wolfgang Wilhelms Jugendzeit nur als Einleitung bezeichnete. Ist auch der von Breitenbach bearbeitete Stoff ein ziemlich spröder, indem dabei verwickelte Rechtsstreitigkeiten und langwierige Verhandlungen hauptsächlich zur Sprache kommen, so war doch der Autor nicht ohne Erfolg bemüht, denselben sowohl faßlich als anziehend zu gestalten, obgleich er zu dem Bestreben, seine Darstellung möglichst original und, um einen beliebten modernen Ausdruck zu gebrauchen, pikant zu machen, fast des Guten zu viel that. Wir wünschen ihm von Herzen, daß er mit seinem Buch einen wohlwollenden und über die Fachgelehrten hinaus sich erstreckenden Leserkreis finde und dadurch ermuthigt werde, vereinst in einem größeren Werke auch die Regierungszeit Wolfgang Wilhelms zu behandeln.

Augsburg. Max Radlkofer.

nn. **Die Restauration des Kurfürstenschlosses zu Mainz.** — Die in letzter Zeit in Betrieb gesetzten Vorarbeiten zur Wiederherstellung des alten Kurmainzer Palastes müssen das rege Interesse der Bürger unseres Hessenlandes an der Restauration dieses Werkes wachrufen. Wenn man zugleich von dieser Seite eine Kritik des zu subjectiven Vorgehens der Herren zu Mainz sich erlaubt, so sei letzteren in Erinnerung gebracht, daß ohne die Unterstützung der Regierung, sowie der ferneren Provinzen des Landes, die Restauration des Schlosses wohl für alle Zeiten ein schöner Zukunftstraum geblieben wäre.

Den nächsten Anstoß zu solcher Discussion mußten die theilweise sehr weit gehenden Planprojecte wachrufen, welche nicht eine einfache Ausbesserung, sondern einen ganzen Umbau und die Erweiterung der Schloßanlage in Aussicht stellen. An der Spitze dieser Phantasiegebilde steht das Project einer künstlichen Vereinigung des Schlosses mit dem Deutschen Hause, dem heutigen großherzoglichen Palais, welches Project jedoch nicht in des Erfinders Haupt zu suchen sein dürfte, da ein solches bereits auf Wunsch der Gemahlin Napoleons von dem berühmten Architekten St. Far angefertigt und von dem damaligen Weltkaiser approbirt worden ist. Solche Traumgebilde, für welche überdies das Land kein Geld bewilligt hat und sonst keine Mittel vorhanden sind, lassen sich füglich als Producte müßiger Zeit ad acta verweisen.

Anders gestaltet sich die engere Frage, „die Renovation der Schloßverhältnisse", indem die Mehrheit der berufenen Herren eine völlige Neugestaltung einzelner Elemente, so vornehmlich die Ausrüstung des Daches mit Giebeln und ähnlichem Zierwerk, beabsichtigt — eine Idee, die dem ursprünglichen Planprincip durchaus widerspricht. Nach Ansicht der kunstwissenschaftlichen Welt soll bei Renovation jedes älteren Bauobjectes streng das Wesen seines Stilcharakters beachtet werden, und ist dem entsprechend jegliche willkürliche Zuthat, insbesondere alles der subjectiven Phantasie des Restaurators entsprungene Anhängsel streng zu vermeiden. Im vorliegenden Falle mag die Neuerungslust auf die zu geringe Beachtung der stilistischen Eigenart des Kurmainzer Baues zurückgeführt werden, wie uns denn nicht bekannt ist, daß auch nur einer der Restaurateure sich vorher in eingehende Weise mit der kunstgeschichtlichen Erscheinung des Bauwerkes beschäftigt habe. Ueberhaupt ist die Geschichte des Schlosses, welche nicht einmal den Architekten nennt, sehr spärlich und beschränkte sich lange auf die wenigen Notizen aus der allbekannten „Geschichte der Stadt Mainz" von A. Schaab.

Schon nach der ersten Einnahme der Stadt Mainz durch die Franzosen 1792 hatte das Schloß seine innere Pracht eingebüßt und erlitt dessen äußerer Schmuck in der langen Kriegsnoth beträchtlichen Schaden, so daß man sogar den Gedanken einer Niederlegung des verwahrlosten Gebäudes geplant hatte. Nach Vertreibung der Feinde wurde das Schloß als Kaufhaus verwendet und war als solches einer fortdauernden Zerstörung preisgegeben. Erst im Jahre 1842 wurden auf Anregung verschiedener Kunstfreunde die noch erhaltenen Säle zu Museen hergerichtet und so diese Theile vor dem gänzlichen Verfall bewahrt. Andererseits war in Folge aller dieser Unbilden ons theils zur Ruine gewordene Gebäude in der Welt in Vergessenheit gerathen. Selbst in den kunstwissenschaftlichen Kreisen schenkte man demselben keine eingehende Beachtung, wie denn sogar Professor Lübke, durch dessen verhältnißmäßig späte Bauperiode getäuscht, das Werk als Epigonen des Heidelberger Schlosses bezeichnet und demselben keine eigenartig artistische Bedeutung zuerkannt hatte.

Nach dieser abfälligen Kritik des Kunsthistorikers war das Interesse an der Bauschöpfung in weiteren Landen völlig abgelenkt. Nur in den Herzen der Bürger von Mainz blieb die Liebe zu ihrem alten Dynastenschlosse noch wach, und so bleibt es denn auch das unbestrittene Verdienst des Mainzer Architekten Dr. J. Prestel, daß er als erster der Geschichte, sowie dem künstlerischen Wesen des Schlosses eine gründliche Forschung gewidmet und die Entwicklung, sowie die Bedeutung der Schöpfung in klarer Weise dargelegt hat. In einem im Alterthumsverein zu Mainz vor 18 Jahren gehaltenen Vortrage brachte derselbe das Resultat seiner Forschung zum erstenmale zur Darstellung, welch letztere in Fachkreisen den regsten Beifall fand. Auf Grundlage der allgemeinen culturgeschichtlichen Verhältnisse, wie vornehmlich durch Vergleich der zeitlich bestimmten Denkmale im Dom zu Mainz, welche den identischen Kunstcharakter des Fürstenschlosses zeigen, wies Hr. Dr. Prestel das höhere, dem Friedrichsbau zu Heidelberg gleiche Alter der Pläne des Mainzer Schlosses nach, gleichwie derselbe durch die Darlegung der völlig geschiedenen Conception beider Gebäude die unträgliche Unabhängigkeit der Mainzer Schöpfung in folgenden faßlichen Worten gekennzeichnet hat: [1])

„Die wesentliche architektonische Eigenart des Mainzer Schlosses besteht in der ausgeprägten horizontalen Tendenz seiner Façadenbildung. Der Bau zeigt sich in dieser Beziehung ebenso selbständig wie entgegengesetzt dem Friedrichsbau zu Heidelberg, an welchem eine gleich consequente verticale Tendenz als Grundsinn der Façadenentwicklung erscheint. Während nämlich an dem Palaste der pfälzischen Kurfürsten die Front mit doppelt vorspringenden Pilastern und Nischenstructur abwechselnd aufs reichste belebt ist, welche, in steenger Junctur durch alle Stockwerke fortgeleitet, in organischer Verbindung mit den Dachgiebeln sich vereinigen und die Wandflächen nur als untergeordnete Füllungen zur Geltung bringen, ließ der Mainzer Architekt diese in voller Integrität hervortreten. Die horizontal getheilte Wand ist an dem Mainzer Schlosse das Grundelement der Architektur, welche durch die Fensterbildungen mit ihren Balconen und den umgebenden Pilastern mit ihrem Simswerke organisch belebt, doch nicht zergliedert erscheint. Dem entsprechend fehlt an dem Werke auch jede in der deutschen Renaissance sonst so beliebte Giebelbildung und schließen die wenigen äußerlich markirten Baugliedur, nämlich der mittlere Theil des nach dem Schloßplatze, sowie der mittlere Theil des nach dem Rhein gerichteten nördlichen Flügels mit niederer Attika ab.

Selbst die an den Mauerkanten des südlichen Flügels ansspringenden beiden Erker, welche, über einer Säule sich entwickelnd, einfach die Architektur der Langseiten fortführen, endigen nicht mit den zeitlich gebräuchlichen pyramidalen Aufsätzen, schließen vielmehr mit leicht geschweiften, untergeordneten Dachhelmen ab.

Diesem energisch durchgeführten horizontalen Gedanken entspricht zugleich die schlichte Gliederung der Baumassen. Der Meister war bei ihrer Anlage sich seiner künstlerischen Mittel wohl bewußt, indem derselbe den Schwerpunkt der architektonischen Composition nicht auf eine gewaltigere Gliederung des Bautheiles legte, wie es ebenso wenig eine zu reiche Verwerthung des Plastischen und Figurellen erstrebte. Ersteres erhebt ihm vor zierliche Charaktere seiner architektonischen Formtypen, im anderen Sinne konnte sein Werk nur mehr als Epigon des 1556 begonnenen Otto Heinrichsbaues zu Heidelberg sich darlegen, dessen Vorbildfälle in dieser Art füglich nicht zu überbieten war."

Nach dieser logischen Definition müssen alle Projecte eines weiteren Ausbaues des Dachwerks als im Prinzip irrig verworfen werden. Selbst die anzuführende Thatsache, daß an einzelnen Stellen des Dachfirstes ein bestehender Ansatz zur Giebelkrönung sich zeige, kann keinen stichhaltigen Grund zu deren künftigem Aufbau bieten. Diese Ansätze, welche als irriges Project eines späteren Bauleiters in ihrer eigenen Zeit verworfen worden sind, könnten in dem Originalplan niemals gewesen sein, was aus der unumstößlichen Thatsache hervorgeht, daß der um fast 100 Jahre jüngere, sonach in der Blüthezeit des das Giebelmotiv pflegenden Zopfstils ausgerichtete Seitenflügel keine Spur eines Giebelwerks zeigt. Im Gegentheil ist auch an diesem Bautheile die horizontale Tendenz der Architektur aufs strengste gewahrt, wie denn hier die beiden

[1]) Siehe: Der Architekt. Bd. I, 1895, Wien.

Stirnfronten mit classischen Attika abschließen. Ueberdies muß die kunstgeschichtlich fast einzig dastehende Erscheinung, daß man bei der späteren Vergrößerung eines mittelalterlichen Bauwerks genau der alten Zeichnung folgte, den Beleg bieten, einen wie hohen, bahnbrechenden Werth die Zeit diesen Grundplänen beimaß. Desgleichen möge auch dieses Factum den Neuerungssüchtigen als warnendes Vorbild dienen, das ehrwürdige Kunstwerk nicht durch willkürliche Zuthaten zu verunglimpfen, sondern einzig im Geiste der vorhandenen Stilelemente die fehlenden Theile zu ersetzen.

Diese Sachverhältnisse, welche bekanntermaßen von Dr. Prestel in Mainz wiederholt in gründlicher Fassung veröffentlicht wurden, haben in der kunstwissenschaftlichen Welt seit Jahren ungetheilte Anerkennung gefunden. Wenn der Autor heute bei den zur Restauration berufenen Herren fehlt, so kann dies an der Thatsache nichts ändern, daß die Arbeiten des Hrn. Dr. Prestel zuerst die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt, sowie des hessischen Landes auf das Kurfürstenschloß gerichtet haben und daß erst hienach der Gedanke einer Renovation des Kunstwerkes Leben und Erfolg erhielt.

* **Aus Weimar** meldete die „Nordd. Allg. Ztg." vom 12. März: Die Schillerstiftung, deren Jahresbericht demnächst zur Versendung gelangt, hat sich im abgelaufenen Geschäftsjahr einer überaus günstigen Einnahme zu erfreuen gehabt. Diese beziffert sich (einschließlich den Verlauf der Reuter-Villa an die Stadt Eisenach) auf 91,000 M. Eine solche Summe ist bisher noch nie von der Stiftung eingenommen worden.

* **Berlin.** Der 18. Balneologencongreß setzte am 14. seine Verhandlungen unter Vorsitz des Geh. Hofraths Dr. Schliep (Baden-Baden) fort. Dr. Vollmar (Kreuznach) sprach über Chlorcalcium und seine Verwendbarkeit in Bädern und Trinkwässern. Dann folgten Vorträge der HH. Weiß (Mersen) „zur Frage der Arthritis deformans" (entstellenden Gelenkentzündung) und Vegele (Königsborn) über den Werth der chemischen Untersuchung des Magensaftes für die Diagnose und Therapie der Verdauungskrankheiten. Prof. Baginsky (Berlin) sprach über die „Luftbäder" und Dr. Immelmann (Berlin) über den Stand der Behandlung von Erkrankungen der Athmungsorgane vermittelst verdichteter und verdünnter Luft. In der Sitzung vom 15. sprach Dr. Mendelsohn (Berlin) über die Behandlung der Nieren- und Blasensteine durch Mineralwässer, Dr. Stifter (Steben) über die Wirkung künstlicher Bäder (vgl. Beil. Nr. 62), Dr. Schubert (Wiesbaden) über den Einfluß der Aderlaßbehandlung auf Hautkrankheiten und Dr. Siebelt (Flensburg) über das Winterklima in den Curorten des schlesischen Gebirges. Nach einigen weiteren Mittheilungen wurde der Congreß geschlossen.

* **Wien.** Am 15. März starb hier 77jährig der pensionirte Sectionschef Dr. Gustav Frhr. v. Heider, der, wie die „N. Fr. Pr." bemerkt, sowohl als Mitglied der Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, als auch durch seine wissenschaftlichen Arbeiten mit Eitelberger der Führer der kunstarchäologischen Bewegung in Oesterreich war; seine Werke über die christliche Symbolik and Typologie verbreiteten seinen Ruf in Deutschland, England und Frankreich. In seiner amtlichen Stellung nahm er einen wesentlichen Einfluß auf den Aufschwung des Wiener Kunstlebens, indem er die langjährigen Verhandlungen über die Reorganisation der Akademie der bildenden Künste im Jahre 1865 zum Abschluß gebracht hatte, worauf ihn letztere zu ihrem Präsidenten wählte. Der Kaiser ehrte seine Verdienste durch Verleihung hoher Orden und durch die Erhebung in den Freiherrnstand. — Zum Nachfolger Albert Ilgs als Director der Kunstsammlungen ist dem Vernehmen nach bestimmt der Custos im Hofmuseum Dr. Julius R. v. Schlosser (Verfasser der Aufsätze über „die Entstehung Venedigs", Beil. 1897 Nr. 6—8, über „die Wiener Genesis", Beil. 1895 Nr. 150—151 u. a. m.).

* **Zürich.** Fast 90jährig starb in Lugano Prof. Dr. Gustav Adolph Kenngott, gebürtiger Breslauer, von 1856 bis 1893 als Ordinarius für Mineralogie am eidgenössischen Polytechnicum und der Züricher Hochschule thätig. Seine Forschung ging besonders nach krystallographischer Richtung, die er indeß mit der mineralchemischen in Einklang zu bringen wußte; literarisch wirkte er am meisten durch zweckmäßig verfaßte Lehrbücher.

* **Kiew.** Am 17. ds. Mts. verstarb während der Vorlesung plötzlich in Folge eines Herzschlages Dr. Michael Iwanowitsch Stulowenkow, Professor für Hautkrankheiten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. K. Th. Zingeler: Hohenzollern. Bilder aus der Gegenwart und der Vergangenheit der Stammlande des Deutschen Kaiserhauses. Mit 20 Abbildungen. Stuttgart, Paul Neff 1897. — Richard *Wagner:* A pilgrimage to Beethoven. A novel. Translated by Otto W. Weyer. Chicago, The open court publishing company 1897. — Moritz v. Berg: Einer von den ersten Husaren der englisch-deutschen Legion. (Kriegs- und Friedensbilder. 1. Bd.) Berlin, E. S. Mittler u. S. 1897. — Paul Scheerbart: Ich liebe Dich! Eisenbahnroman mit 66 Intermezzos. Berlin, Schuster u. Loeffler 1897. — v. Tenin: Waldmanns Praktica zu Holz, Feld und Wasser. Für angehende und geübte Jäger und Jagdfreunde. 7. Aufl., bearb. von Ernst Ritter v. Dombrowski. Mit Titelbild and 150 Abbildungen im Text. Leipzig, Otto Klemm 1896. — Ernst Scherenberg: Kaiser Wilhelm I. Gedenkbuch für das deutsche Volk. Leipzig, Ernst Keil 1888. — H. v. Below: Kaiser Wilhelm der Große. Lebensbild für das deutsche Volk und Heer, Berlin, Karl Siegismund 1897. — Fr. Ohnesorge: Wilhelm der Große. Bilder aus dem Leben des Helden in Liedern und Versen, Berlin, Otto Salle 1897. — Merk's Deutschland! Leipzig, Curt Stageglich 1897. — Dr. H. Robolsky: Das Testament Kaiser Wilhelms I. Berlin, Hermann Walther 1897. — Dr. L. Erdmannsdoeffer: Kaiser Wilhelm I. Festrede. Heidelberg, J. Hörning 1897. — Hans Kraemer: Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelm des Großen. Ernstes und Heiteres aus der vaterländischen Geschichte. Illustrirt. 1. Lfg. Leipzig rc., Boag u. Comp. — Das Museum; Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. II. Jahrgang. Lfg. 4. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. — *Exposition internationale* des beaux arts. Saison 1897. Catalogue. Nice, D. Heinemann. — Dr. James Sully: Untersuchungen über die Kindheit; psychologische Abhandlungen für Lehrer und gebildete Eltern. Autoris. Uebers. von Dr. J. Stimpfl. Leipzig, Ernst Wunderlich 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Neue Klavierwerke.

Moore, Gr. P. Op. 35. Neun Klavier-Gedichte (in Etüdenform). Nr. 1. Der sterbende Schwan. — 2. Die Lotos-Esser. — 3. Lilian. — 4. Claribel. — 5. An den Herbst. — 6. Ein Sommerabend. — 7. Sonett. — 8. Die Zeit. — 9. Schellen. Je M. 1.50.

Preyer, Carl A. Op. 32. Variationen über ein eignes Thema. M. 2.50.

Scharwenka, Ph. Op. 101. Fünf Klavierstücke. Nr. 1. Allegretto con spirito. M. 2.50. — 2. Andante mosso. M. 1.50. — 3. Allegro non troppo. M. 1.50. — 4. Molto animato. M. 2.— — 5. Andante mesto. M. 1.50. (4372)

Schuppan, A. Op. 16. Deutsche Tänze. Neue Folge. M. 2.—

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Hölderlin's
Gesammelte Dichtungen.

Neue durchgesehene und vermehrte Ausgabe
in zwei Bänden.

Mit biographischer Einleitung herausgegeben von

Berthold Litzmann.

Preis elegant gebunden 2 Mark.

Die vorliegende Ausgabe soll die poetischen Werke Hölderlin's in einer den besten Text bietenden möglichst vollständigen Sammlung einem größeren Leserkreise nahebringen. Der erste Band enthält Hölderlin's Gedichte, der zweite Hyperion und Empedokles.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. (4118)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 20. März. Nummer 64.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das Schicksal des Tages. Von J. Lüroth. — Königin Luise und Joh. Georg Scheffner. Von Dr. phil. Paul Stettiner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Schicksal des Tages.[1])

Von J. Lüroth in Freiburg i. Br.

Sind alle Tage gleich lang, oder ändert vielleicht der Tag seine Länge? Diese Frage ist es, mit der wir uns in dieser Stunde beschäftigen wollen.

Der Tag, von dem ich hier reden will, ist aber nicht die Zeit, während der es hell ist, sondern ein astronomischer Begriff, den kurz zu entwickeln ich mir erst erlauben muß.

Wir sehen die Sonne im Osten aufgehen, im Westen untergehen und dazwischen einen höchsten Stand erreichen. Wir sagen, es sei Mittag in dem Augenblick, in dem die Sonne zu steigen aufhört und zu sinken beginnt, und wir nennen die Zeit zwischen zwei auf einander folgenden Mittagen einen wahren Sonnentag. Wenn man versucht, eine gute Uhr so zu reguliren, daß sie im Moment des wahren Mittags immer zwölf Uhr zeigt, so ergibt sich, daß dies nicht möglich ist. Hat man die Regulirung für einige Tage erreicht, so geht die Uhr nach wenigen Wochen vor oder nach. Die Ursache davon findet man in der Bewegung der Erde um die Sonne, die nicht immer mit gleicher Geschwindigkeit vor sich geht. Man bedient sich deßhalb eines etwas anders definirten Tages, nämlich des Sterntages. Gerade wie die Sonne erreichen auch die Sterne zwischen ihrem Aufgang und ihrem Untergang einen höchsten Stand, oder, wie man sagt, sie culminiren, und man nennt die Zeit, die zwischen zwei auf einander folgenden Culminationen des nämlichen Sternes verfließt, einen Sterntag. Nun zeigt sich, daß man eine Uhr so reguliren kann, daß zwischen zwei Culminationen des nämlichen Sternes immer genau vierundzwanzig Uhrstunden vergehen. Man findet dann weiter, daß, wenn dies für einen Stern erreicht ist, es für alle andern auch paßt. Die Zeit, die die Uhr dann zeigt, heißt Sternzeit.

Nun ist die Frage, um die es sich handelt: ändert dieser Sterntag seine Länge? Oder mit anderen Worten: wenn wir jetzt eine Uhr von ganz idealer Güte so reguliren, daß sie richtig Sternzeit zeigt, wird sie nach hundert Jahren auch noch richtig gehen oder nicht? Man kann dies noch anders ausdrücken. Die Sonne und die Sterne gehen bloß scheinbar auf und unter, in Wirklichkeit stehen die Sterne im Raume still, und die Erde dreht sich. Deßhalb ist der Sterntag die Zeit, in der sich die Erde einmal dreht, und die Frage, ob der Tag länger oder kürzer wird, kommt also hinaus auf die andere: ändert sich die Umdrehungszeit der Erde?

Dafür, daß sie sich ändert, lassen sich manche Gründe anführen. Die Erde war früher sicher heißer, als sie jetzt ist, sie hat sich abgekühlt und kühlt sich noch weiter ab, dabei aber zieht sie sich zusammen und wird kleiner. Die in ihr steckende Drehkraft, wenn ich so sagen darf, hat dann eine kleinere Kugel umzuschwingen und die Drehung wird rascher. Es ist ganz dieselbe Sache, wie wenn man einen Stein an einem Faden herumwirbelt. Je mehr man den Faden auf den haltenden Finger sich aufwickeln läßt, um so rascher fliegt der Stein herum. Diese Erwägung spricht also für eine Verkürzung des Tages. Andere Gründe sprechen für eine Verlängerung. Einmal fängt die Erde bei ihrer Bewegung durch den Weltraum ganz sicher eine Menge von Materie auf. Man ist ja jetzt der Ansicht, daß die Sternschnuppenschwärme aus Ringen von kleinen Steinchen bestehen, die um die Sonne herum kreisen. Man hält das räthselhafte Zodiakallicht für einen großen Staubring, der in weiter Entfernung die Sonne umgibt. Wenn die Erde durch diese Ringe von Steinen oder Staub hindurchfährt, fallen natürlich manche von deren Bestandtheilen auf die Erde nieder. Man glaubt sogar Spuren von solchen kosmischen Massen schon gefunden zu haben. Auf Spitzbergen und auf dem Eise im Norden von Asien fand Nordenskjöld kleine Eisenkörnchen, für die er einen kosmischen Ursprung annahm. Ist dieser auch nicht sicher bewiesen, so ist er doch auch nicht zu leugnen. Durch Massen, welche auf die Erde niederfallen, wird sie aber außen schwerer, die Drehkraft hat eine schwerere Kugel zu bewegen, die Umdrehung wird langsamer, der Tag länger.

Eine gleiche Wirkung übt die Sonne aus durch die Elektricität. Nachdem die neuen physikalischen Entdeckungen eine nahe Verwandtschaft zwischen dem Licht und der Elektricität enthüllt haben, müssen wir annehmen, daß die Sonne, wie eine Lichtquelle, auch eine Elektricitätsquelle sei. Ferner enthält die Sonne, wie das Spectroskop zeigt, colossale Massen von Eisen. Weil die Erde sich dreht, rufen das Eisen der Sonne und deren Elektricität in der Erde elektrische Ströme hervor und modificiren die vorhandenen, auf die sie, nach einem allgemeinen Gesetz, so zurückwirken, daß sie die Drehung des Trägers jener Ströme, der Erde, zu verhindern suchen.

Ein dritte Kraft, die in demselben Sinn einer Verlängerung des Tages arbeitet, und vielleicht die mächtigste, ist die Reibung der Fluthwelle. Ebbe und Fluth entsteht bekanntlich durch die Anziehungen, welche Sonne und Mond auf das Meer und den festen Erdkern an verschiedenen Punkten mit ungleicher Stärke ausüben, wobei der Mond, seiner größeren Nähe wegen, das Uebergewicht hat. An manchen Stellen der Erde erhebt sich das Wasser, an anderen sinkt es, und so entstehen Strömungen im Meere selbst und nach den Küsten zu. Wenn nun auch das Wasser überaus leicht beweglich ist, so setzt es doch der Kraft, die es antreibt, einen Widerstand entgegen, indem die ruhenden Wassertheilchen durch Reibung die

[1]) Ein in der Festsitzung der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. Br. 1896 gehaltener Vortrag.

Bewegung der anderen hemmen. Ein noch stärkeres Bewegungshinderniß aber für die Strömungen ist die Reibung am Meeresboden und an den Küsten. Die Reibung sucht nun überall die vorhandene Bewegung zu zerstören. Und so wirkt die Ebbe und Fluth wie eine ungeheure vom Mond gehandhabte Bremse, die die Drehung der Erde verhindern soll. Eine solche Wirkung ist nie einseitig; die Hand, die die Bremse hält, erfährt von ihr einen Zug, der sie ihr entreißen möchte. So ist es auch hier. Wenn der Mond sozusagen am Meere zieht, um die Erde in ihrer Drehung zu hemmen, so wird umgekehrt auf ihn eine Kraft ausgeübt, die seine Bewegung modificirt.

Wie diese Wechselwirkung im Laufe der Zeit sich gestaltet, hat G. H. Darwin, ein Sohn des großen Biologen, mathematisch untersucht. Er hat gefunden, daß die Drehung der Erde immer langsamer wird, und daß der Mond dabei sich immer weiter von der Erde entfernt, während der Monat, d. h. die Zeit, die der Mond braucht, um einmal die Erde zu umkreisen, ebenfalls wächst. Schließlich wird der Tag dem Monat an Länge gleich werden, und beide werden eine Länge haben von 1400 unsrer jetzigen Stunden, das ist etwa 57 Tagen; Erde und Mond werden sich dann immer dieselbe Seite zukehren.

Freilich könnte dieser Zustand nur eintreten, wenn Erde und Mond allein wären. Die Gegenwart der Sonne modificirt den Ablauf der Veränderungen in der Weise, daß der Tag allmählich dem Jahre an Länge gleich wird. Damit wäre dann das Schicksal des Tages erfüllt.

Jetzt wird sich die Frage erheben: überwiegen die Ursachen, die eine Verlängerung des Tages herbeiführen, über die Verkürzung durch Zusammenziehung, oder nicht? Direct läßt sich diese Frage nicht beantworten, weil eine auch nur roh angenäherte Abschätzung der Wirkungen der einzelnen Ursachen ganz unmöglich ist. Auf indirectem Wege sucht man dann die Entscheidung in der Bewegung des Mondes. Dreht sich nämlich die Erde immer langsamer und langsamer, wird der Tag also länger, so durchlaufen in einem Tage der Mond und die Planeten unter den Sternen einen weiteren Weg und scheinen sich daher mit größerer Geschwindigkeit zu bewegen. Und je größer ihre Geschwindigkeit schon war, um so beträchtlicher wird auch die scheinbare Aenderung sein, die sie durch die Verlängerung des Tages erfährt. Da der Mond von allen Wandelsternen am raschesten läuft, so wird er auch die Veränderung am deutlichsten zeigen. Freilich wird seine Geschwindigkeit auch kleiner, weil er sich von uns entfernt, allein die Rechnung zeigt, daß jene scheinbare Beschleunigung durch das Wachsen des Tages diese wirkliche Verzögerung so überwiegt, daß noch eine Zunahme der Geschwindigkeit übrig bleibt.

Die Beantwortung der aufgeworfenen Frage kommt also darauf hinaus, zu untersuchen, ob die Bewegung des Mondes eine solche Beschleunigung zeige. Vielleicht wird aber die Mondbewegung schon aus anderen Gründen rascher? Um zu erkennen, ob dies der Fall ist, müssen wir die Theorie der Bewegung unsres Trabanten betrachten.

Die große Aufgabe der theoretischen Astronomie, die Bewegungen der Himmelskörper zu berechnen, auf Grund der Annahme, daß alle Theile der Materie sich nach dem Newton'schen Gravitationsgesetz anziehen, ist verhältnißmäßig leicht lösbar für die Planeten, weil sie weit von der Sonne entfernt sind und diese sie an Größe und Masse weit übertrifft.

Sehr schwierig gestaltet sich jedoch die Sache für den Mond, weil dieser der Erde so nahe ist — Licht oder Elektricität gelangen in nur einer Secunde von ihm zu uns —, daß die Größe, ja die Gestalt der Erde von Einfluß sind. Seit Newton haben sich viele Astronomen um die Untersuchung der Mondbewegung bemüht, die in unsre Zeit durch die Rechnungen von Hansen und Delaunay einen gewissen Abschluß erreicht hat. Um von den Schwierigkeiten der Aufgabe einen Begriff zu geben, will ich nur folgendes anführen. Der Ort des Mondes im Raume wird durch drei Zahlen bestimmt, die man als Länge, Breite und Entfernung bezeichnet. In der Abhandlung von Delaunay nun nimmt der fertige algebraische Ausdruck für die Länge 173 Quartseiten ein, der für die Breite 155 Seiten und der für die Entfernung 16 Seiten. Der Ausdruck in Zahlen, mit dessen Hülfe man sofort für jede Zeit den Ort des Mondes berechnen könnte, ist für die Länge eine Summe von 136 Posten, wobei noch alles fortgelassen ist, was bei der jetzigen Beobachtungskunst unmerklich ist. Jahrzehntelang arbeiteten Hansen und Delaunay an ihren Rechnungen; die Resultate von Delaunay stimmen mit denen Hansens, der nach einer ganz anderen Methode seine Theorie aufbaute, fast vollständig überein, so daß man wohl sagen kann, die Theorie, wie sie jetzt vorliegt, sei fehlerfrei. Hansen hat auch Tabellen gegeben, die sogenannten Mondtafeln, die gestatten, für jede Zeit im Bereich von ein paar tausend Jahren den Ort des Mondes ohne große Mühe zu berechnen. Die angeführten Rechnungen zeigen nun, daß in der That durch die Anziehung der Planeten eine Beschleunigung der Mondbewegung bewirkt wird. Ihre Größe fand Laplace 12 Secunden, Delaunay 6 Secunden, Hansen wieder 12 Secunden. Der letztere gestand später zu, daß eine genauere Rechnung übereinstimmend mit Delaunay 6 Secunden gebe, wie auch die Rechnungen von Adams, Lubbock und Cayley bestätigten, daß aber die Beobachtungen seinen Werth von 12 Secunden forderten. Die Bedeutung dieser Zahl ist die folgende: in hundert Jahren schiebt diese Beschleunigung den Mond 12 Bogensecunden weiter, als er ohne sie gekommen wäre; in zweihundert Jahren beträgt ihre Wirkung 4 mal 12 oder 48 Secunden, in dreihundert Jahren 9 mal 12, d. h. 108 Secunden u. s. w. In 2500 Jahren also macht diese Beschleunigung etwa 7500 Secunden aus und der Mond wird um das vierfache seiner eigenen Breite fortgeschoben. Die Delaunay'sche Zahl gäbe nur 3700 Secunden, also etwa die doppelte Breite des Mondes. Rechnet man z. B. eine Finsterniß im Jahre 600 vor Christus und findet man mit der Hansenschen Zahl, daß für einen gewissen Erdort und zu einer bestimmten Zeit (Tag und Stunde) der Mond die Sonne gerade zudeckt, so wird er nach der Delaunay'schen Zahl noch ein Stück von der Sonne entfernt sein, also wird die Finsterniß noch nicht begonnen haben.

Wer hat nun Recht, Hansen oder Delaunay? Neuere Beobachtungen des Mondes aus den letzten 200 Jahren, obwohl sie viel genauer sind als die aus früheren Jahrhunderten, geben keine Entscheidung, weil der Unterschied jener beiden Zahlen einen zu geringen Einfluß hat, verglichen mit der Genauigkeit der Beobachtungen. Die Beobachtungen des Mondortes aus früheren Zeiten sind aber weitaus zu ungenau. Dagegen bieten sich als gute Controlen die Finsternisse dar. Diese werden von dem Werthe der Beschleunigung stark beeinflußt, und eine kleine Abänderung im Werthe dieser Zahl kann den Weg des Mondschattens um hunderte von Kilometern auf der Erde verschieben.

Da dieser Weg im Mittel etwa 100 Kilometer breit ist, so kann es vorkommen, daß, je nach dem zur Berechnung verwendeten Werth der Beschleunigung, eine Finsterniß in Süddeutschland oder in Mitteldeutschland total erscheint. Ja unter Umständen ist der Weg des Mondschattens auf der Erde nur wenige Kilometer breit, so daß eine Vorausberechnung oder Nachrechnung einer Finsterniß mit der Hansen'schen Zahl sie nur vielleicht in der nächsten

Umgebung von Frankfurt, mit der Delaunay'schen nur in Straßburg total erscheinen ließe. Sichere Nachrichten über Beobachtungen von totalen Finsternissen mit genauen Ortsangaben sind daher von der größten Wichtigkeit; und indem die Geschichte solche aus möglichst entlegenen Zeiten der Astronomie zur Verfügung stellt, kann sie ihr einen sehr wesentlichen Dienst leisten. Die Astronomie vergilt ihn, indem sie die genauen Zeiten jener Ereignisse liefert und so zur Feststellung der Chronologie beiträgt. Leider ist die Ueberlieferung nicht immer so zuverlässig und von Zweifeln frei, wie man sie wünschen möchte. Um zu zeigen, welche Schwierigkeiten dabei sich einstellen, will ich mir erlauben, zwei dieser Finsternißerzählungen in Kürze vorzuführen.

Eine der berühmtesten Finsternisse vor Christi Geburt ist die des Thales, die Herodot im 74. Capitel des ersten Buches seiner Geschichte erzählt. In einem Kriege zwischen den Medern und Lydern kämpften die Feinde einmal in der Nacht mit einander. „Mitten in einer Schlacht wurde nämlich plötzlich der Tag zur Nacht. Diesen Wechsel hatte Thales von Milet den Joniern in seinem Eintritt vorausgesagt und als Grenze des Eintritts das Jahr bezeichnet, in welchem dann die Veränderung wirklich eintrat. Als nun die Lyder und Meder sahen, daß es Nacht statt Tag wurde, ließen sie vom Kampfe ab und beeilten sich beiderseits einen Frieden mit einander zu schließen."

Man darf wohl annehmen, daß das Ereigniß, welches diese Wirkung hervorbrachte, eine totale Sonnenfinsterniß gewesen sei. Denn nach allen Schilderungen übt eine solche Finsterniß sogar auf den Naturforscher, der ihr vorbereitet gegenüber steht, einen ganz überwältigenden Eindruck aus; wie muß erst die Wirkung sein auf Naturvölker, die von ihr überrascht werden! Leider kennt man von dem Ereigniß weder Zeit, noch Ort genau. Da es aber um das Jahr 600 v. Chr. vorgekommen sein muß, kann man durch eine nähere Discussion aller Finsternisse, die etwa in Frage kommen können — eine Discussion, die heutzutage durch den Kanon der Finsternisse von Oppolzer sehr erleichtert ist — mit Sicherheit feststellen, daß es die Finsterniß vom 28. Mai 585, nicht, wie man früher annahm, die vom 30. September 610, gewesen ist. Sehr unsicher ist dagegen der Ort. Man kann aus strategischen Gründen nur wahrscheinlich machen, daß der Ort der Schlacht nicht sehr weit vom Flusse Halys, dem heutigen Kisil Irmak, entfernt war. Die Hansen'sche Beschleunigung ergibt in der That für diese Gegend eine totale Finsterniß.

Viel genauer sind die Angaben bei einer anderen Finsterniß, die als die des Agathokles bezeichnet wird. Dieser war in Syrakus von den Karthagern blockirt und benutzte einen Moment geringerer Wachsamkeit, um zu entwischen, nach Karthago zu fahren und dort den Krieg am Lande fortzusetzen. Am zweiten Tage seiner Fahrt, berichtet Diodor, war solch eine Sonnenfinsterniß, daß der Tag ganz wie die Nacht aussah, indem man überall Sterne sah. Kein Zweifel über die Totalität der Finsterniß ist hienach möglich, und auch der Ort ist nahezu bestimmt. Aber leider weiß man nicht, ob Agathokles nördlich oder südlich um Sicilien herumgesegelt ist, um nach Karthago zu kommen, und dieser Umstand vermindert das Gewicht, das dieser Erzählung sonst zukäme. Die Finsterniß fand am 15. August 310 halb 8 Uhr Morgens statt.

Wegen dieser Schwierigkeiten hat Ginzel die Sonnen- und Mondfinsternisse, die uns aus dem Mittelalter überliefert sind, herangezogen, sowie chinesische und assyrische Quellen benutzt. Er berechnet für jede Finsterniß die Linie auf der Erde, längs der sie total erscheinen soll, vergleicht diese mit den Nachrichten und ermittelt die Verschiebungen, die mit jener Linie vorzunehmen sind, um den Berichten möglichst gerecht zu werden. Manche der Finsternisse sind nicht oft beobachtet, von einer aber, die am 1. August 1133 stattfand, sind 78 von einander fast ganz unabhängige Nachrichten vorhanden. Den vorchristlichen Finsternissen gegenüber hat man den Vortheil, daß Ort, Tag und Jahr der Beobachtung meist gut bekannt sind, so daß die Vergleichung der Theorie mit der Beobachtung viel sicherer ist als bei den alten Finsternissen.

Im ganzen benutzt Ginzel 21 Finsternisse zwischen 29 und 1415 n. Chr. und die vier aus den Jahren 763, 661, 585 und 310 v. Chr., von denen die beiden ersten assyrischen Quellen entnommen sind, während die beiden letzten die oben erwähnten des Thales und des Agathokles sind. Ginzel findet, daß allen Beobachtungen am besten genügt wird, wenn man die Hansen'sche Zahl für die Beschleunigung der Mondbewegung benutzt. Bei der Finsterniß des Agathokles wird es dann gleichgültig, ob er nördlich oder südlich um Sicilien herumfuhr. Auch 29 Mondfinsternisse, die Ptolemäus im Almagest aufzählt, lassen sich befriedigend erklären.

Die Sicherheit, die, wie es scheinen mag, mit diesen Rechnungen erreicht wird, wird jedoch von den besten Kennern der Theorie, von Newcomb und dem kürzlich verstorbenen Tisserand, angezweifelt. Newcomb kritisirt besonders die alten Finsternisse. Auf die des Agathokles sei gar kein Gewicht zu legen, weil man über den Ort des Schiffes nicht sicher sei. Bei der des Thales könne man aus Herodots Erzählung nur schließen, daß Thales eine Finsterniß vorhergesagt habe, daß eine Schlacht zwischen den Lydern und den Medern durch eine plötzliche Dunkelheit beendet worden sei, und daß am 28. Mai 585 der Mondschatten über Kleinasien gezogen sei. Aber daß diese drei Ereignisse Theile des nämlichen Phänomens gewesen seien, könne man, meint Newcomb, nicht behaupten. Er geht wohl hier in seiner Kritik zu weit. Die Historiker sind einstimmig der Ansicht, daß die beiden letzten Erscheinungen zusammengehören, also die Schlacht durch die Sonnenfinsterniß von 585 beendet worden sei. Ob Thales die Finsterniß vorausgesagt hat, ist bei der vorliegenden Frage nur für die Zeitbestimmung wichtig.

Tisserand tadelt an Ginzels Untersuchungen, daß er zu viele Finsternisse berücksichtigt habe. Er hätte eine Auswahl der am besten beglaubigten treffen und auf diese allein die Rechnung stützen sollen. Aber Ginzel hat diesen Bedenken Rechnung getragen, indem er die einzelnen Finsternisse, je nach der Anzahl und Güte der historischen Quellen, mit verschiedenem Gewichte im Endresultat mitsprechen ließ.

Die Frage nach der Mondbewegung, die ursprünglich eine Frage der theoretischen Astronomie war, ist so jetzt zu einer historischen geworden, zu einer Frage über die Werthschätzung gewisser Geschichtsquellen. Nimmt man an, diese Quellen seien nicht zuverlässig, so kann man die Delaunay'sche Beschleunigung zulassen, und wir haben dann, da diese rein theoretisch sich ergibt, keinen Anlaß, eine Verlangsamung der Drehung der Erde anzunehmen. Ist man aber der Meinung, den Darstellungen von Herodot und von anderen alten Schriftstellern sei zu glauben und die Berichte aus dem Mittelalter seien treu, so wird man die Hansen'sche Zahl für die Beschleunigung acceptiren müssen. Da diese aber durch die Theorie nicht geliefert wird, so muß man nach einer Ursache für diese Abweichung suchen, und diese kann nach unsern jetzigen Kenntnissen nur darin gefunden werden, daß der Tag länger wird. Dann ist also die Veränderung, die ich im ersten Theil dieses Vortrags geschildert habe, jetzt schon merklich geworden. Freilich ist die Verlängerung des Tages äußerst gering: jeder Tag ist um den fünfbillionsten — $^1/_{5\,000\,000\,000\,000}$ — Theil länger als der vorhergehende. Wollen wir ganz kritisch verfahren, so müssen wir sagen: wir wissen nicht, ob der Tag länger wird oder nicht, und erst künftige Beobachtungen und Untersuchungen werden uns eine sichere Entscheidung gestatten.

Ein betrübendes Resultat aber haben die Rechnungen und Studien, von denen ich berichtete, zulage gefördert, das nämlich, daß die Mondtafeln von Hansen, auch abgesehen von der Frage nach der Beschleunigung, mit Correctionen versehen werden müssen, für die wir einen Grund nicht angeben können. Als diese Tafeln 1857 erschienen, glaubten die Astronomen, die Theorie des Mondes sei für eine längere Zeit abgeschlossen, und man könne aus den Tafeln den Ort des Mondes wenigstens in den nächsten Jahrzehnten in genügender Uebereinstimmung mit den Beobachtungen entnehmen. Heute wissen wir, daß dies nicht der Fall ist; schon jetzt, nach vierzig Jahren, stimmen die Tafeln nicht mehr mit dem Himmel überein und auch für frühere Zeiten sind sie, nach Newcomb, Oppolzer und Ginzel, zu corrigiren. Es muß also in der Theorie ein Fehler sein, es muß irgend ein störender Einfluß übersehen sein; aber wo der Fehler steckt, wissen wir nicht. Es ist nicht das erstemal, daß die Astronomie in einer solchen Situation sich befindet; bis jetzt hat sie noch stets den Sieg davon getragen und jedesmal mit der Ueberwindung der Schwierigkeit einen neuen Beweis für die Allherrschaft des Gravitationsgesetzes geliefert. Ob das auch jetzt so sein wird, ob nicht zur Gravitation vielleicht noch elektrische oder andere Kräfte hinzukommen — wer kann das sagen? Wir dürfen aber immerhin hoffen, daß, wenn wir auch jetzt ignoramus sagen müssen, uns das ignorabimus erspart bleiben wird, und daß die Astronomie, unterstützt durch Physik und Mathematik, wieder einen neuen Triumph feiern wird, ehe der Tag um eine Secunde länger geworden ist — denn das wird 160,000 Jahre dauern.

Königin Luise und Joh. Georg Scheffner.

Von Dr. phil. Paul Stettiner.

Der bewährte Pfadfinder in der Geschichte und Gelehrsamkeit Altpreußens Dr. Rudolf Reicke hat im Jahre 1864 ein Gedicht veröffentlicht, das in diesen Tagen warmen Gedenkens und stärkender Erinnerungen wohl Erwähnung verdient:

„Am 22. Merz 1808.

Geburtstag des Prinzen Wilhelm von Preußen veranlaßt durch ein Pettschaft der Königin, auf welchem ein beraubter Rebstock geschnitten ist mit der Umschrift nicht ohne Thränen.

Es giebt ein köstliches, ein unnennbares Sehnen,
Das, wenn es gleich nicht ohne Thränen
Beym Schnitt des Schicksals bleibt, doch süße Früchte bringt,
Dem Weinstock gleich, der von dem Winzerschnitte
An Ranken abgekürzt sich um den Rebstock schlingt:
Wer dieses Sehnens Schmerz nie litte,
Für den blüh'n auch die Blumen nicht,
Wovon Geduld die schönsten Kränze flicht.
Der lauten Freude schleift das Sehnen
Mit seinen still geweinten Thränen
Die Schlacken ab, und hilft ihr zu der Politur
In der ihr Bild sich polyhedrisch spiegelt:
Der Sehnsucht Reizbarkeit entsiegelt
Manch Tiefverborgnes der Natur,
Und hilft dem Geiste auf die Spur
Des Glaubens, der ihn neu beflügelt,
Sich aufzuschwingen zur Unsterblichkeit,
Ins Land, wo der Gefühle Innigkeit
Kein Leidessturm vermag zu überwinden,
Weil durch den Talisman: Zufriedenheit
Sein rechtlich Loos ein jeder da wird finden.
Auch dieser Tag, geliebte Königin,
Verging dir einst gewiß nicht ohne Thränen,
Nicht ohn das köstliche, das unnennbare Sehnen;
Doch wem vom Traubenwuchs des Guten, Edlen Schönen
Die Götter den fürtrefflichsten Gewinn
In solcher Kinder Lese brachten,
Muß auf den Winzerschnitt des Schicksaals wen'ger achten,
Und mit stets regem Muth nur nach dem Einen trachten:
Daß aus dem süßen Most ein edler schöner Wein
Den Menschenherzen auf der sauern Erde
Zum Stärken, Laben und Erfreun
Durch Kunst und Fleiß gewonnen werde."

Das Gedicht dürfte wohl zu den ältesten gehören, die diesen Tag gefeiert haben, und insofern schon rein literarhistorisches Interesse verdienen. So wenig es aber durch Form und Gehalt den Leser besonders anzieht und nach dem Namen des Dichters Begierde erweckt, so sehr verdient der Dichter selbst, daß die Nachwelt seiner auch gerade jetzt gedenke. Von seinen zahlreichen Gedichten, Uebersetzungen und Abhandlungen, nach Ernst Moritz Arndts Wort einer reichen Blumenweide, nimmt wohl kaum einer noch heute Kenntniß. Aber wenn je bei einem, gilt für diesen Ostpreußen Goethe's Wort: „Nicht insofern der Mensch etwas zurückläßt, sondern insofern er wirkt und genießt und zu wirken und genießen anregt, bleibt er von Bedeutung." In der Erinnerung daran hat die Nachwelt ihm dankbar Kränze gewunden und sich nicht begnügt, sein Grab auf dem höchsten Berge des Samlandes, dem Galtgarben (110 Meter), mit dem Lorbeer zu schmücken und in öffentlicher Pflege zu bewahren; sondern, wo von den Zeitgenossen Kants, von den Freiheitskriegen, von der Geschichte der Universität Königsberg mit Sachkenntniß und Hingebung gesprochen wird, da gedenken die Historiker von Pertz bis Treitschke in auszeichnenden und ehrenvollen Ausdrücken des Veteranen des siebenjährigen Kriegs, dessen Leben sich wie das Kaiser Wilhelms I. aus einer fernen Vergangenheit in eine völlig veränderte Zeit hinein ausdehnte, des Kriegsraths Joh. Georg Scheffner.

Nicht sein Leben und Wirken soll und kann hier geschildert werden. Wer Genaues darüber erfahren will, der mag in der deutschen Biographie oder besser noch in den beiden Büchern nachlesen, in denen er selbst sein Leben und Streben in „einen Strauß" gebunden hat.[1]) Hier soll nur darauf hingewiesen werden, daß er zu den besten Männern jener Tage gehört und auf die Königin Luise und ihre Kinder in Königsberg einen bestimmenden Einfluß geübt habt. Mit Recht haben Oncken und andere Biographen auf die Bedeutung dieses Aufenthalts von 1808—1809 hingewiesen. Der König Friedrich Wilhelm IV. hat als Kronprinz im Jahre 1818 in einem Brief an Scheffner selbst seine „allerherzlichste Freundschaft" und den unvergeßlichen Eindruck, den der „seltene" Mann auf ihn gemacht, bezeugt. Die Königin Luise wie ihre Schwester haben in Briefen und Gesprächen den Rath des „ehrwürdigen und vortrefflichen" Scheffner, wie ihn die Königin nennt, erfahren. Im April 1807 hatte er die „gemüthlich noch mehr als leiblich liebenswürdige Frau", wie er sie selbst nennt, kennen gelernt und schon bei der zweiten Unterredung ihr offen gesagt, er würde ohne eine freundliche und vertrauliche Aufnahme seinen Besuch nicht mehr wiederholt haben. Die Antwort der Königin: „und ich hätte es Ihnen nicht verdacht", zeigt den zwanglosen Ton, den die Königin zuließ, und das Ansehen, das Scheffner wohl durch den Verkehr mit der Schwester der Königin, der Prinzessin Friederike v. Solms, bereits gewonnen hatte. Wie er sich dort in jenem Kreise gab, davon zeugt seine Aeußerung über diese liebenswürdige und geistig rege Frau: „Ohne auf das beim Reden über Weiber gewöhnliche

[1]) Mein Leben, wie ich Johann Georg Scheffner es selbst beschrieben. Königsberg 1821. — Nachlieferungen zu meinem Leben nach bestem Wissen und Gewissen stets mit kräftigem Wollen, oft mit schwachem Können. v. Scheffner, Leipzig 1884. — Vgl. G. Krauſe, Friedrich der Große und die deutsche Literatur. Halle 1884.

de mortuis nil nisi bene Rücksicht zu nehmen, will ich versichern, daß die Prinzessin Solms, zu der ich mich anfangs mit großer Mühe bereden ließ, mir viel vergnügte Stunden in dieser in jedem Betracht traurigen Zeit geschafft hat. . . . Ich las ihr deutsche Schriftsteller vor, von denen ihr viele noch unbekannt waren, und diese Vorlesungen gaben zu mancherlei Gesprächen über Hof- und Stadt-Cedern und Ysop Gelegenheit, und da ich weder ihre Oberhofmeisterin noch ihr Beichtvater war, so überließ sie sich dabei, ohne die mindeste Prinzeßlichkeit zu äußern, ihrem gewiß sehr guten Kopf, dem eine große Naturcoquetterie (wenn dieses Wort nicht einen Widerspruch enthält) und der schöne Ton ihrer sehr musikalischen Stimme sehr vortheilhaft zu Hülfe kam."

So begegnete ihn denn auch die Königin mit „grenzenlosem" Zutrauen und pflegte mit „ihrem kindlichen Sinn, ihrer Gemüthlichkeit, ihrer Lernlust, ihrer wissenschaftlichen Anspruchlosigkeit" mit ihm eine vielseitige Unterhaltung. „Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich noch der Gespräche", sagt Scheffner, „in denen ich nie etwas Unwahres über Sachen und Personen sagte, sie mochten betreffen das Hof- oder das ewige Leben, die fürstliche von der bürgerlichen sehr verschiedene Erziehung, die schwere Wahl eines Oberhofmeisters, die Wirthschaftlichkeit bei Wohlthaten als Mutter echter Freigiebigkeit, den Schaden vorschneller Gemüthsäußerungen, die Nothwendigkeit des Hofetiquets, die höfische Zeitverschwendung. Von politischen Gegenständen brach sie jedesmal gleich ab."

Dürfen wir dem Manne Glauben schenken, der den heiligsten Eid zu leisten sich erbot, daß er nie die Wahrheit abgeleugnet und nie, wo sie noth that, sie verschwiegen habe? Eine Episode aus dem Leben des Mannes gewährt eine fast urkundliche Bestätigung des im Goethe'schen Geiste selbstbewußten Ausspruchs. Scheffner, geboren im Jahre 1736, war nach Beendigung des juristischen Studiums kurze Zeit Soldat während des siebenjährigen Krieges, dann hatte er sich der Verwaltung gewidmet. In den Jahren 1772—1773 war Scheffner Kriegs- und Domänenrath in dem durch Polens Theilung vergrößerten Wirkungskreis der Regierung zu Marienwerder. Eine Bitte des Collegiums, dem Scheffner angehörte, die Garnison von Marienwerder zu verlegen, hatte der große König mit einer der Cabinetsordre angehängten höchst beleidigenden eigenhändigen Nachschrift abgeschlagen. Scheffner hatte darauf eine Antwort dem Collegium vorgelegt. „Wenn dem König", hieß es in diesem für uns auch heute noch sehr beherzigenswerthen Entwurf der Antwort, „an einem Dragoner mehr, als an zehn Kriegsräthen gelegen wäre, so solle er letztere abschaffen. Wenn ihn aber eine unparteiische Untersuchung von der Unbilligkeit seines Vorurtheils überzeugte, so möchte er den Kriegsräthen eine Ehrenerklärung geben. Militär- und Civilehre hätten einerlei Empfindlichkeit und es sei gewiß, daß der König eine ähnliche Kränkung der Soldatenehre sehr dienstschädlich empfinden würde." In der Kammer wußte man sehr gut, daß der König solche Antworten trotz seiner aufgeklärten Gesinnung bisweilen als „höchst naseweise" zurückwies, und nahm dem Kriegsrath das Versprechen unbedingten Schweigens ab. Scheffner bat nun in einem an den König selbst gerichteten Schreiben um seinen Abschied, den er auch schon vor der seinen Entschluß bestärkenden Berathung über die Antwort zu nehmen beabsichtigte, und zugleich um eine Pension von 200 Thalern. Die Antwort des Königs ist in Fachkreisen sehr bekannt und in ihrer Offenheit bemerkenswerth. „Mihr Müste der Teufel plagen, das ich en Kriegsrath Pension gebe, da noch So vihl drav Officiers ohne versorgt Syndt. Die 200 Thlr wehre einem Invaliden Officier zu verm. Fr." Scheffner sagt in seiner Selbstbiographie, daß er diese Erzählung nicht mittheilen würde, wenn die Geringschätzung der Civildienste durch Friedrich II. nicht allgemein bekannt sei. Wie für seine Ehrlichkeit der offen ausgesprochene Unwille über das Verfahren des Königs ein deutlicher Beweis ist, so ist seine Bewunderung der Größe und Verdienste des Königs, den er in Wort und Schrift zu preisen und anderen als Muster zu schildern nicht ermüdet, ein glänzendes Zeugniß für seinen Charakter. Von 1786, dem Todesjahr des großen Königs, bis zum Jahre 1819 hat er stets den Geburtstag Friedrichs festlich begangen. Er bemerkt in seinem Tagebuch (2. Februar 1819). „Am Sonntag Epiphanias feierte ich zum vierundzwanzigsten und letztenmal den Geburtstag Friedrichs des Großen, der zwar schon lange gestorben, aber wahrlich nicht vergessen ist und den wohl jeder gern auferwecken möchte." Ein Gefühl der Befremdung befiel ihn, als er am 24. Jan. 1820 keine Feierlichkeit selbst veranstaltete, sondern nur sich an dem Kupferstich Friedrichs über seinem Krankenbett erfreuen konnte. „Wer weiß, ob einer meiner gewöhnlichen Abendgäste an diesen Tag gedacht hat?" bemerkt er in seinem Tagebuch. Diese wahrhaft philosophische Unbefangenheit und hingebende Verehrung der Größe, ohne nach Art der Kammerdiener persönliche Erfahrung zum Maßstab zu nehmen, macht allein schon seine vorher angeführten Grundsätze und Aussprüche glaubwürdig. Seit seinem Ausscheiden aus dem Dienste wuchs dieser Mann beständig, gewann einen weiten Blick durch eine Lectüre, die von den Alten über Montaigne und Machiavelli bis zu den Zeitgenossen ausgedehnt wurde, und durch den Umgang mit den Königsberger Heroen jener Tage, mit Kant, bei dem er oft in den Abendstunden weilte, mit dem Nationalökonomen Kraus, mit Hippel und Hamann. Erregten seine Schriften, wie die „Gedanken über den Dienst", in weiten Kreisen Aufsehen, so spricht noch mehr für ihn die Thatsache, daß er von den Besten seiner Zeit einer warmen Freundschaft gewürdigt wurde. So war der Mann im Alter von 70 Jahren auf einem ungewöhnlich freien und erhabenen Standpunkt, als der Zusammenbruch des Staates nach Auerstädt und Jena die königliche Familie nach Königsberg führte.

Hier soll nun nur noch kurz von dem Einflusse geredet werden, den der kernige Ostpreuße auf die Königin Luise und die Prinzen ausgeübt hat. Auch hier zeigte er den edlen Freimuth, den unbeugsamen Sinn für die Wahrheit und Ueberzeugung, den er als Beamter bereits bewährt hatte. Er wies den Erzieher der beiden Prinzen, der Könige Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I., auf Fenelons Telemach. Es ist freilich sein erstes Augenmerk immer auf den Kronprinzen gerichtet, denn niemand dachte damals daran, daß der zweite Prinz, Wilhelm, jemals den Thron besteigen würde. Er hielt daher den Erzieher, den er für den Kronprinzen und dessen künftigen Brauch für unbefähigt erachtete, für den jüngeren Prinzen noch für geeignet. Die Vorschläge, die Scheffner und der Freiherr vom Stein machte, Delbrück durch den gelehrten Süvern zu ersetzen, mißglückten, und eine Aenderung erfolgte erst in Berlin. Jedenfalls können die zahlreichen Gespräche, die Scheffner über die Erziehung führte, wie der Einfluß, den er auf die Lehrer der Prinzen ausübte, nicht ohne Bedeutung geblieben sein. Damals hatte der Historiker Süvern in Königsberg öffentlich Vorlesungen über die Geschichte Europa's gehalten und sein kraftvoller Patriotismus entflammte, wie die Reden Fichte's, die Hörer, Frauen und Männer, zur feurigsten Begeisterung. Diese Vorträge übermittelte Scheffner durch eine von ihm selbst gelieferte Abschrift der Königin. Nach der Lectüre schreibt sie dann über Süverns Ansichten: „Ich empfinde recht tief die schöne Wahrheit, auf der sein ganzes Princip ruht; und doppelt fühl' ich mich hingerissen, die Aufgabe meines Lebens, mich

Digitized by Google

mit klarem Bewußtsein zur inneren Harmonie zu bilden, nicht zu verfehlen, sondern ihr zu genügen." Aus solchen Worten erhellt in hohem Maße die wohlthätige Anregung Scheffners für die Königin und wiederum durch sie für die Prinzen. Wie Süverns Vorträge durch Scheffner der Königin zugänglich wurden, so führte er auch den Schüler Pestalozzi's, den Schulrath Zeller, zu, der thatsächlich den Prinzen Wilhelm unterrichtet hat. Mit seiner Berechnung der Verhältnisse beugt er einem ungünstigen Urtheile der Königin über den Mann in einem Schreiben vom 17. Aug. 1809 vor. „Zeller ist der Mann, der . . . persönlich von Euer Majestät gekannt zu werden verdient. Haben Sie nur die Gnade, sich nicht an dem etwas Feierlichen seines Vortrags zu stoßen. Alle Virtuosen sind anmaßend, nur einer mehr oder weniger als der andere. Bei ihm kommt es nicht sowohl aus der Lust oder Absicht, sich wichtig zu machen, als aus der Fülle seiner Kenntniß und Erfahrung und das Geräusch seiner Redewellen wird sich bei der unübertrefflichen Conversationsmilde der königlichen Luise sehr bald in dem Gesprächston auflösen, der dem Lehren und Lernen so zuträglich ist." Nach dem Landhause gegenüber dem Park, der heute Luisenwahl genannt wird und den Kaiser Wilhelm noch im Jahre 1879 bei seiner Anwesenheit in Königsberg aufsuchte, ward der alte Kriegsrath oft gerufen. Wenn er selbst auch nur Gespräche über den Kronprinzen verzeichnet, so ist doch kaum anzunehmen, daß er nicht auch des jüngeren Prinzen sich angenommen habe. Oft besuchten auch der König und die Königin und die übrigen Prinzessinnen (wohl auch die Prinzen) den alten Herrn in seinem eigenen Garten. So hat hier ein reger Gedankenaustausch geherrscht, dem auch der Freimuth Scheffners bei der zweiten Entlassung des Ministers vom Stein keine Störung bereitete. Es ist rührend, wie die Königin sich dieser Lehrjahre bewußt war. „Sie sehen, lieber Herr Scheffner," schreibt sie ihm im August 1810, „daß ich in den zwei Jahren, in denen ich Sie kenne, die Welt von ihrer ernsten Seite habe beobachten lernen." Scheffner selbst sah diese Episode seines Lebens keineswegs mit rosigen Augen an. „Wer Hofdienerei, hohe und niedere, nicht aus Noth übernimmt, mit dem steht es entweder im Kopf oder im Herzen, oft in beiden, nicht ganz recht." Nach der Abreise des Hofes war ihm zu Muthe wie einem Menschen, der sich in der Niederung aufhielt, ohne eben krank von ihren wässrigen Dünsten zu werden, aus dieser aber in eine höhere Gegend zieht, wo er, von ganz anderer Luft angeweht, seine leibliche Beschaffenheit umgeändert fühlt. Er schrieb die Beachtung, die er gefunden, seiner uneingeschränkten Offenheit zu, die man als ein Phänomen ansah. Während der Abreise der Königin war Scheffner erkrankt und richtete an sie nach Berlin ein Schreiben, das für die Beziehungen der beiden sehr lehrreich ist. „Bekannt mit E. K. M. sehr unnöthigem Mißtrauen in Ihre eigenen Kräfte bin ich so dreist, Ihnen ein Paar Männer für solche Zweifelsmomente zu empfehlen: die Staatsräthe Nicolovius (höchst bieder, behutsam, edel, fest und von vorzüglicher ästhetischer Cultur) und Süvern (hochgesinnt, brav, etwas eigen, in Geschichte und Literatur höchst kenntnißreich)." Ergreifender und in diesem Zusammenhang bedeutungsvoller sind noch die Worte in diesem letzten Briefe: „Der Hoffnung, E. K. M. wiederzusehen, muß ich leider meines Alters wegen entsagen, allein so lang ich noch lebe, werde ich Sie im Geist und in der Wahrheit sehen und immer brennend wünschen, daß Sie mein Vaterland, das Sie wahrlich von Herzen liebt, nicht vergessen und ihm seine Anhänglichkeit und Liebe besonders dadurch zu vergelten die Gnade haben mögen, daß Sie sich der Erziehung des gemeinen Mannes und Ihrer Prinzen mit Muth und Sorgfalt annehmen."

Es berührt heute eigenartig, wenn Scheffner bei der Schilderung der Königin Luise und seines Einflusses auf sie in seinen Erinnerungen zusetzt, es müsse einem das Evangelium Luc. 8. 4. vom Sämann einfallen: „Etliches fiel auf ein gut Land und es ging auf und trug hundertfältige Frucht." Er überlebte die Königin um 10 Jahre, er sah die Befreiung des Vaterlandes mit der jugendlichen Freude, deren er noch im Alter fähig war, bis zum 85. Jahr noch thätig, wie er noch im Alter von 80 Jahren den König bat, eine Summe zur Veröffentlichung altdeutscher Gedichte und eines Glossariums über unsre „herrliche" Sprache auszusetzen. Er sah mit klarem Verständniß die Zeit der Verfolgung, die Zeit der Häscher nach Briefen und geheimen Verbindungen und schreibt einen Monat vor seinem Tode: „Die Fürsten erschweren den Leuten den Glauben an die einzig selig machende Monarchie, die in der Zutrauensfülle der Volksmenge ihre Hauptstütze findet, nicht aber in den Bajonetten, die oft auch zum Mißvergnügen Anlaß geben und dann die böse Laune des Bürgerstandes vermehren." Der Königin Luise bewahrte er eine große Verehrung. „Wohl ihr," ruft er in einem Nachworte, „daß sie gestorben ist! Wer weiß, ist es nicht sogar gut, daß sie hier keine Heilige geworden, wozu viele Eigenschaften in Ihrer Seele lagen?" . . . Man sieht, nicht der Dichter Scheffner, wohl aber der edle Mann, der wohlthätig und weise Rath ertheilt und wegen seiner ursprünglichen Offenheit geschätzt wird, verdient Beachtung und Verehrung. Wie viel von seinem Wesen auch dem elfjährigen Prinzen Wilhelm sich darbot, wie oft der Prinz seinen Worten lauschen durfte, wie das Oncken in seinem neuen Werk von den Gesprächen der Umgebung des Vaters am Theetisch hervorhebt, kann natürlich ohne besondere Zeugnisse nicht angegeben werden. Ohne Einfluß kann selbst die indirecte Einwirkung durch die Mutter auf das empfängliche Gemüth des jungen Prinzen nicht geblieben sein. Wie im Leben des Kaisers später, so gilt auch schon für die Betrachtung seiner Jugend Goethe's Bemerkung: Die Herren der Erde sind es vorzüglich dadurch, daß sie, wie im Kriege die Tapfersten und Entschlossensten, so im Frieden die Weisesten und Gerechtesten um sich versammeln können.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ Die Pincelliade von Ferdinand v. Saar. Heidelberg, Georg Weiß, 1897. — Wiederum eine selbst erlebte, diesmal als Novelle in Versen vorgetragene Geschichte aus der Soldotenzeit. Die Tragikomödie eines furchtsamen, knickerigen Regimentsschneiders Pincell, der von den Reizen einer „Kellnerin" dermaßen bethört wird, daß er sie zu seinem Weibe macht. Der Ehestand läßt sich eine Weile ganz leidlich an, bis das anausweichliche Schicksal hereinbricht in Gestalt eines neu eingerückten Corporals, Forestani. Ursprünglich (in dem ein paar Jahrzehnte alten ersten Entwurf) als Parodie der Pariser Ehebruchskomödien gedacht, vor wenigen Monaten in raschem, glücklichem Wurf als munteres Künstlercapriccio gemacht, wohl gewürzt mit lustigen Spottreden wider allerhand Narrheiten der Literatur und Gesellschaft unsrer Tage, ist die Pincelliade eine der übermüthigsten Eingebungen des in seinen Dichtungen sonst zumeist so ernsthaften Poeten. Vor jedem Absinken in Roheit bewahrt unsre humoristisches Epos — trotz des heiklen Stoffes — schon die mit Bedacht gewählte Kunstform. Und die Gefahr, den tiefsten, Blumauer'schen Ton der Leutseligkeit anzustimmen, wird durch das angeborene Zeingefühl Saars fast durchweg vermieden. Der geschäftige Müßiggang des Olmützer Casernenlebens mit seiner Poesie der Poesielosigkeit, die Possen der Gamaschenknöpfe älteren Jahrgänge, die Soldatenfrauen unterschiedlicher „Rangclassen": das und anderes derart ist kaum jemals schärfer und ergötzlicher verewigt worden, als in Saars behaglichen und doch eleganten Stanzen.

* Kuno Fischer hat von der Universität Jena, an der er 1856—1872 ruhmvoll gelehrt, zum 50jährigen Doctorjubiläum am 19. März die Würde eines Ehrendoctors erhalten. — Die

philosophische Zeitschrift „Kantstudien“ (hggb. v. Prof. Vaihinger) veröffentlicht zum Glückwunsch einen Aufsatz des Prof. W. Windelband: „Kuno Fischer und sein Kant“, dem wie nachstehende meisterhafte allgemeine Charakteristik entlehnen:

„Am 19. März dieses Jahres ist es ein halbes Säculum her, daß Ernst Kuno Berthold Fischer in Halle zum Doctor der Philosophie promovirt wurde. Der junge, damals zweiundzwanzigjährige Gelehrte hatte seine Laufbahn in Leipzig als Philolog unter Gottfried Hermann und Moritz Haupt begonnen; dann, wie er in seiner Vita erzählt, von der Philosophie ergriffen, war er nach Halle gezogen, um bei Johann Eduard Erdmann und Julius Schaller sich mit steigender Begeisterung die Methode und die Gedankenwelt des Hegel'schen Systems anzueignen. Zugleich waren es schon damals Kant und Platon, die ihn mächtig anzogen: auch in ihren Lehren fand ihn Erdmann so heimisch, daß er „mit dem Examinanden sehr zufrieden war“ und die Promotionsschrift „De Platonico Parmenide“ als „Commentatio docta et acuta“ mit ausführlicher Begründung „gut und gründlich“ nannte. Auch für die Nebenprüfung in der Geschichte bezeugte Friedrich Leo dem Candidaten die Genauigkeit seiner Kenntnisse und die Klarheit seiner Anschauungen. So läßt schon das Protokoll dieser wissenschaftlichen Mündigkeitserklärung in seinen und sicheren Strichen die Züge erkennen, die, mächtig entwickelt, heute das Bild des Meisters kennzeichnen, — des großen Historikers der neueren Philosophie.

„Fragen wie nach dem Wesen der Entwicklung, durch die er dazu geworden ist, so zeigt sich, daß Kuno Fischers Bedeutung als Forscher und Schriftsteller im genauesten Zusammenhange steht mit seiner Bedeutung als akademischer Lehrer. Als sein Grundzug seiner intellectuellen Natur hat er selbst einmal „das Bedürfniß nach Klarheit der Ideen“ bezeichnet, und dies ihm tief eingewurzelte Streben hat ihn früh gelehrt, sich in der Auffassung historischer wie systematischer Zusammenhänge erst dann genug zu thun, wenn er sie in durchsichtiger Klarheit und Deutlichkeit auszusprechen und zu lehren vermochte. So ist er ein geborener Fürst des Katheders, — rastlos thätig, diese Klarheit für sich und seine Zuhörer dem Stoff der Geschichte abzuringen und immer neu und immer besser zu erobern, — ein unermüdlicher Lehrer, dem, wie er selbst beim Fackelzug zu seinem 70. Geburtstage sagte, jedes Semester als ein Feldzug gilt, für welchen der Docent seine ganze geistige Waffenmacht einzusetzen hat. Wenn deßhalb seine Vorträge von Semester zu Semester in Heidelberg, in Jena und wieder in Heidelberg zum Quell reichster Anregung, Belehrung und Begeisterung für Hunderte und aber Hunderte geworden sind, so waren sie für ihn selbst der immer voller anschwellende Strom seiner wissenschaftlichen Arbeit. Sein Hörsaal ist die Werkstatt seiner Bücher. Keines davon hat das Licht der Welt gesehen, ehe er den Gegenstand zu wiederholtenmalen auf dem Katheder vorgetragen, an dem Inhalt seine Kunst, zu formuliren, seine Kraft der Gestaltung, sein Bedürfniß der Durchleuchtung für seine Zuhörer mühsam versucht hatte: sie sind der reife Ertrag erfolgreichster Lehrarbeit, wie er es in der Vorrede zur ersten Auflage seines „Kant“ selbst geschildert hat.

„In diesem Zusammenhange muß man sein großes Lebenswerk, die „Geschichte der neueren Philosophie“, sehen, um es ganz und gerecht zu würdigen. Das specifisch Historische und Gelehrte, die Feststellung der thatsächlichen Einzelheit in Leben und Lehre der Philosophen, ist ihm niemals Selbstzweck, wohl aber das nothwendige und unerläßliche Mittel, um die Leistung und den Werth der geschichtlichen Gedankengebilde in der Nacherzeugung zum deutlichen Bewußtsein zu bringen. Eben deßhalb gehört er unter die großen Historiker, die nicht nur erzählen, was geschehen ist, sondern auch lehren, was das Geschehene bedeutet: eben deßhalb zwingt er seinen Leser wie seinen Zuhörer, die philosophischen Systeme, die er darstellt, ebenso mitzuerleben, wie er selbst sie dem Urheber in sich nacherlebt hat. Wenn Kant einmal von sich sagte, er wolle nicht Philosophie, sondern philosophiren lehren, so hat Kuno Fischer diese Maxime auf die Geschichte der Philosophie übertragen; sie ist ihm nicht nur der sachgetreue Bericht darüber, was die Philosophen gelehrt haben, sondern die Neuerzeugung ihrer ewigen Probleme und die lebendige Mitarbeit an den nothwendigen Versuchen ihrer Lösung. Das ist die wahre Aufgabe, welche die Geschichte der Philosophie im akademischen Lehrplan zu erfüllen hat; das ist auch ihre Aufgabe im allgemeinen Zusammenhang des ganzen geistigen Lebens: das ist die Aufgabe, die seit Hegel niemand tiefer erfaßt und besser erfüllt hat als Kuno Fischer. Von hier aus versteht man die Auswahl des Stoffs und die Art seiner Darstellung: sie sind immer durch die Aufgabe bestimmt, daß Geschichte der Philosophie selbst ein lebendiges Philosophiren sein soll.

„Darum haftet Kuno Fischers Geschichte der Philosophie an den großen Systemen. Er führt uns in dem Höhenzuge menschlicher Erkenntnißgeschichte von Gipfel zu Gipfel. Er zeigt, wie von jedem aus in eigenartiger Verschiebung und Beleuchtung sich Welt und Leben darstellen. Aber den Weg von einem Gipfel zum andern nimmt er in freier Höhe: er läßt uns mit kurzem Blick über die Thäler und die verschlungenen Wege schauen, die in ihnen mühsam von Höhe zu Höhe führen. Gewiß gibt es eine andere, so zu sagen mehr geologische Art für diese Wanderung: sie schmiegt sich an den unteren Zug der Gebirgsmassen, sie folgt, am Boden haftend, den leisen Aenderungen ihrer Structur und genießt den Eindruck der stillen Arbeit, die schließlich auch die gewaltigen Spitzen emporgetrieben hat. Die eine Art ist an sich so berechtigt wie die andere; aber sie den, der den freien Ausblick gewinnen und die reine Luft der Höhe athmen soll, ist der gerade Weg der beste. Auch hierin ist das didaktische Moment der Kuno Fischer'schen Geschichtschreibung das glücklich entscheidende.

„Es ist zugleich das eindrucksvolle und wirksame: denn die großen Systeme sind auch diejenigen der großen Persönlichkeiten. Wir müssen die Menschen verstehen, um mit ihnen zu erleben, wie nach ihrer Eigenart sich in ihnen die Welt gemalt hat. Und es ist unbestritten, daß in dieser Richtung Kuno Fischers Kunst ihre glänzendste Entfaltung gefunden hat. Die Portraits, die er von Bacon und Descartes, von Spinoza und Leibniz, von Kant, Fichte, Schelling und Schopenhauer gezeichnet hat, gehören zu den besten Erzeugnissen der biographischen Literatur: aus dem mit reichster Kenntniß der Zeit und liebevoller Ausmalung der Verhältnisse entworfenen Hintergrunde heben sich die Gestalten der Denker mit kräftiger Lebenswahrheit heraus, und stets kommt dabei mitten in der Fülle der Anlagen und Beziehungen die Macht der Entelechie, die Eigenart der großen Individualität zu entscheidender Geltung. So verstehen wir in jedem einzelnen Falle, weßhalb in dieser Zeit dieser Mann diese Philosophie geschaffen hat. Denn mit bewunderungswürdigem Feingefühl weiß Kuno Fischer in dem Charakter und in dem Lebenslauf des Philosophen den springenden Punkt zu entdecken, der die Quelle seiner Lehre, seiner Methode und seiner Welt- und Lebensansicht ist. Wenn es Hegels Verdienst ist, die Geschichte der Philosophie als die Wissenschaft von der nothwendigen Entwicklung der Ideen begründet zu haben, so ist Kuno Fischer nicht nur einer unter seinen zahlreichen Nachfolgern, die jenes Prinzip aus der begrifflichen Construction in die historische Forschung übergeführt und in dem ganzen Umfange der Thatsachen bewährt haben, sondern er ist auch derjenige, welcher es durch die deutliche Erkenntniß und die glückliche Darstellung des persönlichen Factors, der in der Geschichte der Philosophie bestimmend mitwirkt, in der eindrucksvollsten Weise ergänzt hat. Seine ganze Geschichte der Philosophie ist auf den Fichte'schen Grundton gestimmt, daß, was für eine Philosophie man wähle, davon abhängt, was für ein Mensch man ist. Jedes philosophische System erscheint so als die Projection einer bedeutenden Individualität auf die Wirklichkeit.

„Darum ist Kuno Fischers eigenste geistige Heimath jene große Zeit der deutschen Bildung, welche die Macht der Persönlichkeit erlebte und verstand: und die reizvollen „kleinen Schriften“, in denen er die Größen unsrer Litteratur, Lessing, Goethe, Schiller behandelt hat, ergänzen sein geschichtliches Hauptwerk in dem Sinne, daß sie den gedankenmächtigen Zusammenhang begreifen lassen, durch welchen um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts die in den großen Persönlichkeiten concentrirte Beziehung von Dichtung und Wissenschaft die geistige Neugeburt und die innerliche Lebenskraft der deutschen Nation erzeugt hat. Je mehr wir in unsern Tagen darauf Gewicht legen müssen, daß das Bewußtsein davon nicht verloren gehe, und daß unser Volk den Zusammenhang mit den geschichtlichen Wurzeln seiner Kraft und dem wahren Inhalt seiner Aufgabe nicht vergesse, um so bedeutsamer erscheint der Werth einer historischen Lebensarbeit, welche den Entwicklungsgang des modernen Denkens an jenem Höhepunkte der deutschen Culturgeschichte culminiren läßt und in leuchtenden Bildern die tragenden und treibenden Männer dieser Bewegung vorführt.

„Im engsten Zusammenhange mit dieser Auffassung der Persönlichkeiten steht endlich die Art, wie Kuno Fischer die Systeme der Philosophen entwickelt. Er läßt sie aus jenem Grundprinzip, das er in der Individualität und ihrem Verhältniß zur Zeit entdeckt hat,

organisch entstehen. Mit dem Licht, das an dem Herde des Grundgedankens erzeugt ist, durchleuchtet er alle Winkel des Lehrgebäudes. So stellt sich jedes System als ein festes und in sich geschlossenes Ganzes dar. In der Biographie, in der Geschichte des Lebens und der Werke erfahren wir von all den Wandlungen, die der Philosoph durchgemacht, von den Einflüssen, die er in sich aufgenommen, von den Widersprüchen, die er in sich ausgerungen hat: aber der Ertrag dieser Entwicklung, die Leistung des Denkerlebens, wie sie in der Geschichte weiter besteht und wirkt, tritt uns als fertiges, in sich abgerundetes und wohlgefügtes Gebilde entgegen. Abgestreift sind in dieser Nachbildung die Eierschalen psychologischer und zeitgeschichtlicher Bedingtheit, wie sie den einzelnen und wechselnden Darstellungen der Philosophen selbst nothwendig anhaften: herausgeschält ist die reine nun bleibende Gestalt der philosophischen Lehren, in der sie für die Nachwelt lebendig und wirksam geblieben sind. Wir sehen jedes System in der Form, wie es sich am Ende der Laufbahn seines Schöpfers dem überschauenden Rückblick darstellt, — als ein einheitliches Ergebniß, ein Gesammtwerk aus Einem Guß. Die Zeugen menschlicher Bedürftigkeit, mit denen der Philosoph selbst zu ringen hatte, sind ausgestoßen: fertig wie Minerva aus dem Haupte des Zeus steht sein Werk vor uns.

„Man könnte sagen: Kuno Fischer reproducirt die philosophischen Systeme nach aristotelischer Vorschrift: *οἷα ἂν γένοιτο*; er stellt sie dar, wie der Philosoph selbst, wenn er zum Schluß all sein Denken in eine letzte Einheit hätte zusammenfassen wollen, den Ertrag seiner Arbeit hätte darstellen müssen. In diesem Sinne sucht er für jedes System den Schlüssel, der alle Thüren des weiten Gebäudes schließt, und findet ihn in der Eigenart des Erbauers und in der Urkraft, aus der er den Plan entwarf. Erwägt man dies, so wird man begreifen, weßhalb vielfach die Einzelforschung an Kuno Fischers Reconstruction der Systeme Anstoß genommen hat: der Unterschied zwischen ihm und seinen Gegnern läuft fast immer darauf hinaus, daß die Form, in welcher die Philosophen unter dem Einfluß historischer Gewohnheiten und zeitlich bestimmter Beziehungen ihre Lehren entwickelt und häufig in wechselnder, von jeweiligem positiven oder negativen Einfluß bedingter Darstellung vorgetragen haben, sich nicht völlig mit dem Inhalt deckt, der darin zum Ausdrucke rang und der in seiner wahren Bedeutung, in seinem bleibenden Werthe für das philosophische Denken erst hinterher aus dem Geiste des Ganzen zu erfassen ist. Diesen herauszustellen, jedes System aus seinem Prinzip heraus zu gestalten und eben damit „philosophiren“ zu lehren — so von dem Historischen das Zeitliche abzustreifen und die großen Systeme zu betrachten sub quadam specie aeternitatis — das ist Kuno Fischers Eigenart als Historiker der Philosophie.“

* **Marburg.** Für pharmaceutische Chemie und Nahrungsmittelchemie habilitirte sich der Assistent des pharmaceutisch-chemischen Instituts, Dr. J. Gadamer.

* **Berlin.** Sonderabdrücke von Arbeiten aus den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften kommen seit Beginn dieses Jahres in den Handel; sie sind durch die hiesige Verlagshandlung von Georg Reimer je nach dem Umfange zum Preise von $^{2}/_{3}$, 1 oder $1^{1}/_{2}$ Mark zu beziehen.

* **Breslau.** Privatdocent Dr. E. Beling ist zum außerordentlichen Professor für Straf- und Völkerrecht ernannt worden.

* **Prag.** Der außerordentliche Professor Dr. Joseph Neuwirth wurde zum Ordinarius der Kunstgeschichte an der Deutschen Universität ernannt.

* **Delft.** Am 17. starb erst 48jährig der Professor der Geodäsie am hiesigen Polytechnikum Dr. Ch. M. Schols, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Secretär der Commission für Reichsgradmessung.

* **Oxford.** Am 15. d. M. verstarb mit 83 Jahren J. J. Sylvester, seit 1883 Savilian-Professor der Geometrie an der hiesigen Universität. Als Jude fand er zuerst in Nordamerika Anstellung und lehrte dann in London und Woolwich. Sein Gebiet war die moderne Algebra; auch als Versknnstler hat er sich versucht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Aug. Ernst: Jubilate! Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier des Geburtstages Kaiser Wilhelms des Großen. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer 1896. — Baumaterialienkunde. (Les Matériaux de Construction.) Hggb. von H. Gießler. 1. Jahrg. 1896/97. Heft 16. Stuttgart, Stähle u. Friedel. — Zeitschrift für historische Waffenkunde. Organ des Vereins für histor. Waffenkunde. Redig. von Wendelin Boeheim. 1. Bd. 1. Heft. Mit 6 Textabbildungen. Dresden, Vereinsverlag 1897. — Monatsschrift des Historischen Vereins von Oberbayern. 6. Jahrg. 1897. Nr. 1. München, Dr. C. Wolf u. Sohn. — Dr. G. Grupp: Oettingen-Wallersteinische Sammlungen in Maihingen. Handschriftenverzeichniß, 1. Hälfte. Nördlingen, Th. Reischle 1897. — N. J. Hofmeyr: Die Burea und Jamesons Einfall in Transvaal. Bremen, C. Ed. Müller 1897. — Edmund Miller: Konradin von Hohenstaufen. (Lebensbilder aus der Geschichte. 1. Heft.) Mit Illustrationen ꝛc. Berlin, C. Ebering 1897. — *Gustav Freytag:* Martin Luther. Translated by *Henry E. O. Heinemann.* Chicago, The open court publishing Company 1897. — Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, hggb. von der Badischen historischen Commission. N. F. Bd. 12. Heft 1. Karlsruhe, J. Bielefeld 1897. — Th. Zielinski: Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Vortrag. Leipzig, B. G. Teubner 1897. — P. Willibald Hauthaler: Cardinal Matthäus Lang und die religiös-sociale Bewegung seiner Zeit (1517—1540). Zumeist nach Salzburger Archivalien. 1. u. 2. Th. von 1517 bis Oct. 1524. Salzburg, Oberndorfer u. Comp. 1896. — Lic. Mücke: Anti-Janssen. 1. Bd.: Vorhalle. 6. Lfg. 1. bis 3. Aufl. Berlin-Schöneberg, Edwin Runge 1896. — Prof. D. W. Burnemann: Melanchthon als Schulmann. Rede. Magdeburg, Creutz 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Neuigkeit 1897.

Die Augen der Erinnerung und Anderes.

Von ***Heinrich Seidel.***

Band 14 der Gesammelten Schriften.

Geb. 4 Mark. (4045)

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Vervielfältigung (17110)

von Schriftstücken jeder Art (sowohl in großer als auch in geringer Zahl von Abdrücken) geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie“. So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Raumersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an **A. Semle** in **Neuburg a. D.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Der Sohn des Kalifen.

Dramatisches Märchen in vier Aufzügen

von

Ludwig Fulda.

Preis geheftet 2 Mark. — Elegant gebunden 3 Mark.

Das geistvolle und künstlerisch fein durchgeführte neueste Drama Ludwig Fulda's ist ein prächtiges Gegenstück des „Talisman“.

Die Dichtung führt uns mit bunter Bilderpracht abwechselnd ernste Seelenvorgänge und heitere Episoden vor und verbindet Tiefe des Gefühls mit Schwung der Sprache und Wohlklang der Verse. [4116]

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Montag, 22. März. Nummer 65.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Lebensfähigkeit des deutschen Handwerks. Von Prof. Dr. Wilh. Stieda. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Lebensfähigkeit des deutschen Handwerks.[1])

Von Prof. Dr. Wilh. Stieda in Rostock.

Man hat oft gemeint, daß im Zeitalter der Fabriken dem Handwerk das Todesurtheil geschrieben sei. Die entschiedene Ueberlegenheit, die die Großindustrie dem Kleinbetriebe gegenüber in so mancher Hinsicht zeigt, lege es nahe, zu glauben, daß die Tage des Handwerks gezählt seien. Die wirthschaftliche Entwicklung führe uns aus einem primitiven Stadium, in dem der ganze Bedarf an Gewerksproducten zu Hause im Schoße der Familie erzeugt wurde, zum berufsmäßigen Gewerbetreibenden, dem Handwerker — und von diesem seit etwa dem 17. Jahrhundert, im Zusammenhang mit dem Verfall des Zunftwesens, zur Hausindustrie, nachher zur Fabrik. In dieser, nehmen nun manche an, sei das Ende gegeben. In Zukunft hätte man sich vorzustellen, daß die gesammte Erzeugung an Industrieartikeln nur in diesen ansehnlichen geschlossenen Etablissements vor sich ginge, die hunderte oder gar tausende von Händen beschäftigen und die leicht erschöpfte Menschenkraft durch nimmer ermüdende gewaltige Motoren und Maschinen unterstützen. Nach dieser Auffassung hätte es keinen Sinn, dem Handwerk durch irgend welche Maßnahmen helfen zu wollen. Dasselbe sei nun einmal dem Untergange bestimmt und müsse sich zu Tode verbluten.

Ich glaube nicht, daß diese Ansicht eine zutreffende genannt werden kann. Wenn auch der bisherige Werdegang des Gewerbewesens in der angedeuteten Weise sich abgespielt hat, wenn es richtig ist, daß heute nur noch der kleinste Theil unsres Bedarfs an gewerblichen Producten zu Hause, eigentlich nur noch in zurückgebliebenen Verhältnissen hergestellt wird, so folgt daraus nicht, daß nun auch das Handwerk durch die späteren Betriebsformen ersetzt werden kann.

So wenig wie das Handwerk durch die Hausindustrie verdrängt worden ist, so wenig wie diese durch die Fabrik lahm gelegt ist, so unwahrscheinlich ist es, daß die neueste Betriebsform die ältere völlig aufzusaugen vermag. Vielmehr muß man annehmen, daß ihr Nebeneinanderbestehen, wie es die Gegenwart zeigt, noch auf sehr lange hinaus die Physiognomie des gewerblichen Lebens bilden wird. Denn jede derselben hat ihre eigenartigen Vorzüge, verwendet andere Arbeitskräfte, erfüllt bestimmte Anforderungen, so daß sie sich in ihren Wirkungen gegenseitig ergänzen. Die Fabrik, die allerdings eine großartige Umwälzung herbeigeführt und eine Erschütterung der früheren Productionsweise bedingt hat, ist aufgekommen in Verbindung mit den hervorragenden Fortschritten der Naturwissenschaften, mit den Erfindungen und Entdeckungen der neueren Zeit, mit der Umkehrung des gesammten wirthschaftlichen und socialen Lebens überhaupt. Sie bedeutet wohl eine weitere Phase der Entwicklung, aber noch nicht ihr Ende. Sie hat keine scharf umrissenen Grenzen für ihre Thätigkeit, und man kann fortwährend Neubildungen und Umbildungen beobachten. Hier verwandelt sich eine Fabrik in ein hausindustrielles Unternehmen, dort geht der umgekehrte Proceß vor sich. Dieser Zweig des Handwerks scheint der Aufsaugung durch Hausindustrie oder Fabrik preisgegeben; jener aber ist nach wie vor unentbehrlich im Gesammthaushalt der Stadt und besteht in der Form des Kleinbetriebs unbeirrt fort.

Zu diesen Erwägungen kommt, daß es der Gesammtheit keineswegs gleichgültig sein kann, die Kleinbetriebe schwinden zu sehen. Für das Gedeihen der Volkswirthschaft eines Landes ist zweifellos besser eine lange Reihe behäbiger und zufriedener selbständiger Existenzen, wie sie uns im Handwerksmeister sich zeigt, als eine große Masse unselbständigen Arbeiterpersonals, wie die Fabrik es veranlaßt und wie es nur zu leicht in ein Proletariat sich verwandelt. Und denken wir weiter an das Concentrationsbestreben des Großcapitals, wie es uns Karl Marx gelehrt hat, so spitzt sich das Problem in die Frage zu: Ist es wünschenswerth, in wenigen Händen ansehnliche Capitale aufgehäuft zu sehen und die Gütererzeugung nur in wenigen, aber ungeheuer großen Betrieben, den Fabriken, sich vollziehen zu lassen, oder eine Menge von kleinen Productionsstätten zu schaffen, die jede mit bescheidenem Capital und in bescheidenem Umfange ihren Theil beiträgt zu dem gesammten Güterbedarf einer Nation? Im ersteren Falle wird die Mehrheit abhängig von einer Minderheit, einer Minderheit, die durchaus nicht immer die höchste Intelligenz repräsentirt, die, vom Glück begünstigt, in rücksichtslosester Weise ihre Interessen zu bethätigen und die für sie Arbeitenden in ein Dasein hinabzudrücken weiß, das, wie die Fabrikgesetzgebung des 19. Jahrhunderts bezeugt, entschieden kein menschenwürdiges mehr war. Im anderen Falle kommt die Mehrheit zu ihrem Recht, und wenn auch der Unterschied zwischen Armuth und Reichthum niemals aufhören wird, so doch eher in die Lage, ihre gerechtfertigten, materiellen, geistigen und sittlichen Bedürfnisse vollauf befriedigen und an den wahren Culturgütern einen immer größeren Antheil nehmen zu können.

Wir haben eine analoge Entwicklung in der Landwirthschaft. Der Großgrundbesitz, wie wir ihn heute im Norden und Osten Deutschlands wahrnehmen, hat sich allmählich herausgebildet, begünstigt durch zahlreiche wirthschaftliche, rechtliche und politische Factoren, die es ihm

[1]) Eine zur Feier des Geburtstages des hochseligen Großherzogs Friedrich Franz' II. von Mecklenburg-Schwerin gehaltene Rede. Von Literaturnachweisen ist abgesehen worden, da demnächst eine selbständige Ausgabe der Rede erscheint. Doch sei hier wenigstens die Enquete über die Lage des Handwerks genannt, die unter der Leitung des Hrn. Prof. Dr. Karl Bücher in den Bänden 62—66 der Schriften des Vereins für Socialpolitik eine Fülle ungeahnter Aufschlüsse und Einblicke gewährt hat. Auf sie stützt sich die oben gegebene Schilderung der Entwicklung einzelner Handwerke.

möglich machten, den Bauer zu verdrängen und seine Felder zu den eigenen Ländereien zu schlagen. So stark war schon im 15. Jahrhundert der Druck auf den Bauer, daß in den Bauernkriegen die Flamme des Aufruhrs und der Empörung hell auflohte. Und an den Sieg, der damals über die Unterdrückten erfochten wurde, knüpften die traurigen politischen Zustände des 17. Jahrhunderts, die die Bauernlegungen zur Regel machten, und die technischen Fortschritte des vorigen, die die Ausbreitung des Großgrundbesitzes erleichterten. In Mecklenburg z. B. ist gerade in Verbindung mit dem Aufkommen eines neuen Feldsystems, der holsteinischen Koppelwirthschaft zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, die Vermehrung des Großgrundbesitzes in solchem Umfange vor sich gegangen, daß von 24,000 Bauernfamilien, die zwei Jahrhunderte früher ansässig waren, bis zum Jahre 1776 nur noch etwa 3000 in den ritterschaftlichen Gütern angetroffen wurden. Einen so tiefen Eindruck machte das auf das übrige Deutschland, daß der berühmte preußische Staatsmann Frhr. vom Stein, der im Jahre 1802 eine Geschäftsreise nach Mecklenburg machen mußte, nachher schrieb: „Die Wohnung des mecklenburgischen Edelmannes, der seine Bauern legt, statt ihre Zustände zu bessern, kommt mir vor, wie die Höhle eines Raubthieres, das alles um sich verödet und mit der Stille des Grabes umgibt."

Auf diese Epoche des überwuchernden Großgrundbesitzes ist im laufenden Jahrhundert wieder der Rückschlag erfolgt. Das starke Anwachsen der Bevölkerung, die russisch-amerikanische Conrurrenz, die Verschuldung, der Mangel an Landarbeitern — diese und andere Factoren haben die Annahme nahe gelegt, daß auf dem Wege der Parzellirung des Großgrundbesitzes die Interessen der Gesammtheit besser und nachhaltiger gewährleistet erscheinen. So ist man in Preußen auf das „Rentengut" gekommen, das trotz der Angriffe, die es gelegentlich erfährt, für die Zukunft noch größere Bedeutung erlangen wird. Und in demselben Gedankengange bewegt sich die schon sehr viel früher angeregte wichtigte Reform, die aus der eigenen Initiative des hochseligen Großherzogs Friedrich Franz' II. hervorgegangen, in seinem Domanium in so glücklicher Weise vollendet ist und dort eine Masse zufriedener Existenzen hervorgerufen hat. An diese glücklichen Ergebnisse knüpft die mecklenburgische Regierung heute an, wenn sie nicht müde wird, die Schaffung ähnlicher Zustände im ritterschaftlichen Gebiete anzuregen und zu befürworten. Wobei für Mecklenburg noch ein besonderer Umstand hinzukommt. Denn die geringe gewerbliche Entfaltung steht — eine Erfahrung, die man auch im Osten Deutschlands macht — im Zusammenhange mit dem überwiegenden Großgrundbesitz. Eine kleine Schaar von Großgrundbesitzern bildet insbesondere gegenüber dem örtlichen Handwerkerstand keine so kauffähige Nachfrage, wie eine große Schaar von Klein- und Mittelgrundbesitzern mit ihren bescheidenen und mehr auf das Alltägliche gerichteten Bedürfnissen.

Ergibt sich somit aus den Wandlungen der Agrarpolitik, daß dem Großbetriebe Schranken gezogen sind und aus staatswirthschaftlichen Gründen auf die Schaffung eines kräftigen Bauernstandes, wo er verloren gegangen, Bedacht genommen wird, so können wir diese Lehre für das Gewerbewesen verwerthen. Ohne an das lächerliche Unterfangen denken zu wollen, die Fabriken wieder auszurotten, muß man sich doch darüber klar werden, in wie weit sie berechtigt sind, und einer mißbräuchlichen Anwendung dieser Unternehmungsform aus übertriebener Speculationslust entgegenzuarbeiten suchen. Auch hier muß die Parole lauten: Erhaltung des Mittelstandes. Ihn, der noch in sehr großer Anzahl vorhanden ist, muß man derart stärken und kräftigen, daß er den Wettbewerb der Fabriken auszuhalten vermag.—

Darüber nun, was geschehen muß, das Handwerk zu kräftigen, ist die Ansicht noch keine einheitliche. Weder in den Kreisen der Handwerker, noch in denen der Politiker und Volkswirthe, der Beamten und Gelehrten ist man einstimmig in der Behandlung dieses schwierigen Problems.

Einerseits glaubt man dem heutigen Nothstande dadurch ein Ende bereiten zu können, daß man von neuem auf die alte, Jahrhunderte lang bestandene Zunftverfassung zurückgreift. Man meint, das ganze Elend sei daher entstanden, daß man die Zünfte aufhob und die gewerbliche Freiheit zum leitenden Grundsatz erklärte. Infolge derselben sei völlige Desorganisation der Gewerbetreibenden zu Tage getreten, die sie zur leichten Beute des Großcapitals gemacht hätte. Keiner wolle mehr lehren, niemand lernen und gehorchen. Der selbständige Handwerksmann sähe in den ihm zur Ausbildung anvertrauten Lehrlingen nur Arbeitskräfte, die er in kürzester Zeit so weit bringen müsse, daß sie ihm die Verwendung höher bezahlter Gesellen ersparen. Der Lehrling aber erweise sich in verfrühter Selbständigkeit unbotmäßig, wolle sich strenge Behandlung nicht gefallen lassen und entlaufe bei der ersten Gelegenheit, wo es nicht nach seinem Kopfe gehe, in die Fabriken. Derselben Neigung zum Contractbruche mache sich der Geselle schuldig, dessen Ungeschicklichkeit fast ebenso groß sei, wie sein patziges und unbescheidenes Auftreten.

Diese Auffassung bringt gewisse Mißstände des heutigen Wirthschaftslebens mit der Gewerbefreiheit in Zusammenhang. Sie klagt über die Concurrenz der Consumvereine, des Hausirhandels, der Abzahlungsgeschäfte, der Gefängnißarbeit, der Militärwerkstätten, und bedauert, daß bei Submissionen jeder sein Angebot einreichen darf. Sie wünscht jene glückliche Epoche, wo dergleichen Erscheinungen völlig unbekannt waren, wieder erstehen zu sehen und fordert demgemäß die alte Zwangsorganisation auf breitester Grundlage. Sie verlangt den Befähigungsnachweis, die obligatorische Innung, das ausschließliche Recht zur Führung des Meistertitels für Innungsmitglieder, die Beschränkung der Lehrlingshaltung, die Einführung einer Legitimationspflicht oder eines Arbeitsbuches für Gesellen, die Aufhebung von Consumvereinen, die Zulassung nur von geprüften Handwerkern zu Submissionen.

Derartigen Wünschen ist der am 3. August v. J. veröffentlichte „Entwurf eines Gesetzes, betr. die Abänderung der Gewerbeordnung" sehr weit entgegengekommen. Allerdings ist der Befähigungsnachweis nicht aufgenommen worden, „weil die Regierung sich weder von der Zweckmäßigkeit noch von der Durchführbarkeit dieser Maßregel überzeugen könne", aber im übrigen findet der zünftlerisch gesinnte Handwerker alles, was sein Herz begehrt. Es sind vorgesehen Zwangsinnungen für den größten Theil aller Gewerbe, Handwerksausschüsse zur Wahrnehmung der gemeinsamen gewerblichen Interessen, Handwerkskammern mit Gesellenausschüssen und Innungsverbände, die Zwangs- und freie Innungen gleicher und verwandter Gewerbe zusammenfassen und die vorher genannten drei Organisationen in der Verfolgung ihrer gesetzlichen Aufgaben unterstützen sollen. Das Recht, Lehrlinge zu unterweisen, wird denjenigen vorbehalten, die eine von Innung oder Handwerkskammer vorgeschriebene Lehrzeit nebst Gesellenprüfung bestanden haben oder fünf Jahre hindurch selbständig thätig gewesen sind. Das Recht aber, den Meistertitel zu führen, dürfen nur die beanspruchen, die die Befugniß zur Anleitung von Lehrlingen erworben und die Meisterprüfung abgelegt haben.

Der große Widerstand, den dieser Entwurf, namentlich in Süddeutschland gefunden hat, ist Veranlassung gewesen, ihn umzuarbeiten. Indeß in der neuen Gestalt, in der er nunmehr dem Bundesrathe zugegangen sein soll,

kann er ebenso wenig befriedigen. Hat er auch die Zwangsinnung im Prinzip aufgegeben und den Handwerksausschuß, sowie den Gesellenausschuß bei den Handwerkskammern fallen lassen, so hat er dafüe „freiwillige Zwangsinnungen“ in Vorschlag gebracht. Denn Zwangsinnungen sollen nunmehr auf den Antrag Betheiligter ins Leben gerufen werden können, wenn die Mehrheit der betheiligten Gewerbetreibenden zustimmt, oder wenn die Zahl der im Bezirke vorhandenen betheiligten Handwerker zur Bildung einer leistungsfähigen Innung ausreicht. Die Handwerkskammer wird nach Wegfall der Handwerkerausschüsse etwas anders organisiet und es ist namentlich vorgesehen, daß für einzelne Theile des Bezirks oder füe Gewerbegruppen besondere Abtheilungen gebildet werden können. Im übrigen sind die wesentlichen Bestimmungen des früheren Entwurfes beibehalten.

Man mag nun über die Einzelheiten des Entwurfs, auf die ich nicht näher eingehen kann, denken wie man will — soviel scheint sicher, daß die Bedeutung der Organisation des Handwerks als eines Rettungsmittels viel zu sehr überschätzt wird.

Diese Auffassung geht von der Voraussetzung aus, daß der Verfall des Handwerks durch die Auflösung der Zunftverfassung bedingt ist, während er doch auf ganz andere Factoren zurückzuführen ist. Sie gefällt sich in einer generalisirenden Beurtheilung der Lage des Handwerks, die nichts weniger als zutreffend ist. Sie glaubt in der Anwendung eines und desselben Mittels auf alle Handwerke eine Art ökonomischer Springwurzel gefunden zu haben, während doch die Verhältnisse im Handwerk ganz außerordentlich verschieden liegen. Die Wichtigkeit einer zusammenfassenden Vereinigung soll nicht unterschätzt werden, aber sie ist in vielen Fällen weder das einzige, noch das hauptsächlichste Mittel. Die Bedürfnisse des Handwerks wechseln örtlich und beruflich. Soviel verschiedene Gewerbszweige — soviel verschiedene Bedürfnisse. In dem einen Handwerk kann man vielleicht mit der alten Werkstattlehre, unterstützt durch zweckmäßig organisirten Fortbildungsunterricht, Ersprießliches leisten. In einem anderen ist es dagegen dringend nothwendig, die Reform mit Hülfe von Fachschulen anzubahnen. Es ist auch nicht richtig, zu glauben, daß alle Handwerke derselben Art gleichmäßig leiden. In einer kleinen Stadt kann die Klempnerei oder Kürschnerei ihren Mann noch ganz gut ernähren, die in der Großstadt ihren Boden verloren hat, oder umgekehrt. —

Insbesondere die Wohlthaten der beiden am meisten gepriesenen Auswege, des Befähigungsnachweises und dee Zwangsinnung, verkehren sich bei näherer Ueberlegung in das Gegentheil.

Der Durchführung des Befähigungsnachweises tritt zunächst der Umstand entgegen, daß es die größte Schwierigkeit bereitet, die Abgrenzung handwerksmäßigee Betriebe von fabrikmäßigen und hausindustriellen Betrieben vorzunehmen. Nur von den Inhabern und Leitern der ersteren soll dee Nachweis verlangt werden. Aber wenn diese nun, um die Prüfungen zu umgehen, ihre Betriebe als fabrikmäßige anmelden, so müssen Instanzen vorhanden sein, die einen Spruch abgeben können. Diese haben dann bei dem Mangel an entscheidenden Merkmalen keine leichte Aufgabe zu lösen. Weder der Gebrauch von Maschinen und Motoren, noch die Anzahl der beschäftigten Hülfskräfte werden in jedem einzelnen Falle mit Sicherheit erkennen lassen, wann eine Buchdruckerei, eine Glasschleiferei, eine Glockengießerei oder Hutmacherei den Charakter des Handwerks einbüßen und zur Fabrik werden.

Weiter ist die Meisterprüfung, so wie sie in zünftlerischen Kreisen geplant ist, eine Prüfung vor Concurrenten. Wenn auch ein obeigkeitlicher Commissäe den Vorsitz führt, so wird doch menschliche Schwäche nicht verfehlen, sich geltend zu machen. Dem prüfenden Handwerksmeister wird der Neuling, von dessen Kenntnissen er sich überzeugen soll, als ein „Nahrungszehrer“, ein Sorgenmehrer und ein Existenzfeind erscheinen. Er wird sich ihm gegenüber beinahe in der Lage der Nothwehe fühlen, der jedes Mittel erlaubt ist.

Endlich ist in Betracht zu ziehen, daß bei consequenter Durchführung des Befähigungsnachweises eine Abgrenzung der Arbeitsgebiete zwischen den einzelnen Gewerben nothwendig wird, die sehr verhängnißvoll wirkt. Wer den Befähigungsnachweis liefert, erlangt ein bestimmtes Recht zum Betriebe eben desjenigen Handwerks, für das er den Nachweis erbracht hat. Aber es liegt in diesem ausgesprochenen Rechte, daß der Betreffende nun auch kein anderes Handwerl betreiben darf, für das der Befähigungsnachweis vorgeschrieben ist. Er würde dann diejenigen beeinträchtigen, die diesen erworben haben. Daraus folgt eine genaue Begrenzung der Arbeitsbefugnisse, die jedem Gewerbe zusteheu. Eine solche Scheidung stößt aber im praktischen Leben auf die größten Schwierigkeiteu nnd hat in Oesterreich zu ganz eigenthümlichen Zuständen geführt. Es sind Streitigkeiten über die beiderseitigen Arbeitsbefugnisse zwischen verschiedenen Gewerben vorgekommen, die an die finstersten Zeiten mittelalterlichen Zunftwesens erinnern.

Ein Beispiel statt vielee mag uns über die Wirklichkeit belehren.

Die Thätigkeit des Schmieds ist eine vielseitige. Er hat nicht nur die Fähigkeit, Wagen zu beschlagen, gewöhnliche landwirthschaftliche Geräthe, als Pflüge, Eggen, Schaufeln u. dgl. m. anzufertigen, allerlei Bau- und Schmiedearbeiten zu erledigen, — er erstrebt auch die Anfertigung von Fenster- und Kellergittern, von Mauerschließen, Gerüstklammern, Klammerschließen und Gerüstschrauben. Ja er hat sogar den Ehrgeiz, zur Erzeugung von Drehbänken für Knopfmacher und zur Anfertigung von Blitzableitern schreiten zu wollen, und weist es auch nicht ab, wenn Gartenzäune und Glockenzüge von ihm verlangt werden.

Diese Unternehmungslust jedoch bringt ihn auf Schritt und Tritt mit den Schlossern in unsanfte Berührung, und obwohl es sich um verwandte Gewerbe handelt, wird die Heftigkeit des Streits dadurch nicht gemildert. Von der Abgrenzung der Gewerbebefugnisse, die die Handelskammer zu Linz versuchte, ist zu fürchten, daß sie weder die einen, noch die anderen befriedigt hat. Sie ist zu weitläufig, um mitgetheilt werden zu können. Aber der Schlosser ist nun auch nicht blöde. Weit entfernt davon, Eingriffe in seine Thätigkeit zu dulden, sucht er sich, wo er sie nicht abwenden kann, durch Uebergriffe in die Gebiete anderer zu entschädigen und hat es in dieser Beziehung vielfach auf den Klempner abgesehen. Nicht weniger als 116 Gutachten und Entscheidungen haben ihm in wenigen Jahren gewidmet werden müssen, die Zeugniß ablegen von seiner Neigung und Fähigkeit, auf den verschiedensten Gebieten zu hantiren, heute Arbeiten aus Schwarz- und Weißblech zu machen, morgen solche aus verzinktem Eisenblech, heute Dachrinnen, morgen Sparherde odee Wagenachsen anzufertigen. Das Ideal des Schlossers in Bezug auf die Feststellung des Umfanges seines Gewerbes gegenüber anderen Gewerben erhellt aus den Beschlüssen eines Schlosseetages vom Jahre 1888. Aber ich denke, verehrte Anwesende, Sie leisten gern darauf Verzicht, es kennen zu lernen.

Welch eine Perspectiwe eröffnet sich aus solchen Differenzen! Welche Beschränkung der Erwerbsfreiheit und der Möglichkeit, seine Kenntnisse beliebig zu verwerthen! Man vergesse nicht, wie weit bereits die specialisirende Arbeitstheilung in den Geweeben in modernee Zeit gedrungen ist.

Es gibt heute Tischler, die nur Tische, solche, die nur Sophas, dritte, die nur Stühle und Buffets machen; Schwarzbrod- und Weißbrodbäcker, Horn- und Holzdrechsler, Grobschmiede, Zeugschmiede, Messerschmiede, Wagenschmiede ꝛc. ꝛc. Wie will man diesen Verschiedenartigkeiten in der Prüfung entsprechen? Stellt man aber nicht jedesmal das Maß der Forderungen anders, so zieht man einer großen Menge wirthschaftlich vollkommen berechtigter Existenzen den Boden unter den Füßen weg. —

Und nun die Zwangsinnungen?

Es hält schwer, sich eine Vorstellung davon zu machen, daß durch die Anwendung des Zwangs den Handwerkervereinigungen neuer Lebensodem eingehaucht werden könnte.

Diejenigen, die für die „Zunft“ eintreten, sehen bei diesem Wort im Geiste die ganze ruhmreiche Vergangenheit des deutschen Gewerbes wieder lebendig werden. Sie denken zurück an jene stramme Organisation, bei der in wohl geordneter Stufenfolge der Handwerksmann vom Lehrling in ernster, mehrjähriger angestrengter Arbeit durch den Gesellenstand zum Meister aufrückte; wo man durchaus nicht jeden Knaben für befähigt hielt, ein Gewerbe zu erlernen, sondern ihn erst eine Probezeit durchmachen ließ, ehe man ihn als Lehrling einschrieb; wo man ängstlich auf die Herkunft des Jünglings achtete, denn das Handwerk sollte so rein sein, als hätten es die Tauben zusammengelesen; wo man sorgsam controlirte, was der Lehrling in der vorgeschriebenen Lehrzeit erlernte. Man erinnert sich daran, daß die Production des reifen Meisters in festen, durch Herkommen und Gesetz geregelten Grenzen sich bewegte und kein anderer Wettbewerb herrschte, als daß einer den andern in Güte, in Schönheit und in Dauerhaftigkeit der Leistung zu übertreffen suchte. Daraus folgert man, daß eine Einrichtung, die lange Zeit hindurch sich eminent bewährte, nicht umhin könnte, auch in neuer Zeit dieselben wohlthätigen Folgen zu Tage treten zu lassen.

Indem solche Erinnerungen in ihnen wach werden, sehen sie in der Zunft nur die guten Seiten. Sie setzen sich mit einem Schlage hinweg über die lange traurige Zeit, die auf die nur kurze Blüthenperiode folgte und Deutschland fast bis an den Rand des Abgrundes brachte. Sie vergessen, daß sich an den Glanz des 15. und 16. Jahrhunderts der dreißigjährige Krieg und der Zerfall des Deutschen Reichs im 18. Jahrhundert anschlossen. Sie wollen nichts mehr wissen von den offenkundigen zahllosen Mißbräuchen, die das Zunftwesen heimsuchten. Sie haben kein Gedächtniß dafür, daß die Lehr- und Gesellenjahre übermäßig ausgedehnt, eine Muth- und Wartezeit eingeführt wurde, bei der Meisterprüfung strafbare Nachsicht einerseits, Chicane andrerseits Platz griffen, daß der Zugang zur Zunft erschwert, die Mitgliederzahl in vielen beschränkt wurde, daß viele brave Handwerker, weil sie die Kosten des Meisterwerdens nicht erschwingen konnten oder keine Vacanz eintrat, ein kümmerliches, von brutaler Gewalt bedrängtes Dasein als Bönhasen führten, daß der Lehrling zu häuslichen Privatarbeiten vom Meister gemißbraucht wurde, der Gesellenstand verrohte und die Meister verarmten.

Alle trüben Erfahrungen, die man mit der Zunft unleugbar gemacht hat, alle Enttäuschungen, die sie denen bereitete, die nicht aufhörten, treu zu ihr zu halten — sie treten zurück gegen die glanzvollen und imponirenden Leistungen der älteren Zeit, die vielleicht um so mehr übertrieben werden, je weiter sie hinter uns zurückliegen.

Und doch läßt sich nicht glauben, daß die moderne Zwangsinnung unter den veränderten Verhältnissen der Gegenwart je wieder so Hervorragendes für die Hebung des Gewerbewesens leisten könnte, daß die Zünfte sich von allen Mißständen und Schwächen würden frei zu halten vermögen.

Was die neuen Innungen seit der Novelle von 1881, die ihnen zu frischem Leben verhelfen sollte, geleistet haben, ist erschreckend wenig. Zehn Jahre nach ihrem Erlaß umfassen die Innungen doch nicht mehr als 321,000 Mitglieder, d. h. vielleicht den zehnten Theil aller selbständigen Handwerker, und ihre Thätigkeit ist eine geringe. Weder sorgen sie für eine durchgreifende Reform des gewerblichen Bildungswesens, noch für Eröffnung gemeinsamer Geschäftsbetriebe und nur wenig für Herbergswesen, Gesellenunterstützung und Arbeitsnachweis. Die Handwerker haben sich thatsächlich theilweise zusammengeschlossen, aber nach dem Zusammenschluß sind sie ebenso theilnahmlos wie früher geblieben und alle Unbefangenen stimmen darin überein, daß von einer erheblichen Förderung gewerblicher Zwecke durch die Innung nicht die Rede sein kann. Der Kitt, der sie zusammenhält, besteht vielfach nur in den aus alter Zeit herrührenden Sterbekassen mit einem kleinen Vermögen, das jedem Innungsmitgliede oder dessen Erben dereinst eine gewisse Summe in Aussicht stellt.

Diese Organisation, die nun einmal sich für die Gegenwart nicht mehr bewährt, auf dem Wege des Zwangs oder des freiwilligen Zwangs zu verallgemeinern, muß große Bedenken wachrufen. Zunächst zeigt sich wieder die alte Schwierigkeit wie beim Befähigungsnachweis, nämlich Handwerk und Fabrik gegen einander abzugrenzen, d. h. zu bestimmen, bei Betrieben welchen Umfangs der Zwang anfangen soll. Ferner bedingt die örtliche Zerstreutheit des Handwerks und die durch die Arbeitstheilung bewirkte Specialisirung des Gewerbes, daß nicht überall Gewerbetreibende in genügender Zahl vorhanden sind, um eine Berufsinnung bilden zu können. Glockengießer, Handschuhmacher, Kammmacher, Nadler, Posamentierer, Schirmmacher u. s. w. werden stets nur vereinzelt angetroffen, und für Specialitäten, wie Bau-, Geldschrank-, Herd-, Kunst-, Ornamenten- oder Wagenschlosser, wirklich lebensfähige Innungen gründen zu wollen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Man könnte da keinen andern Ausweg einschlagen, als indem man entweder territorial der Wirksamkeit der Innung weitere Grenzen zieht, z. B. etwa Kreis- oder Regierungsbezirksinnungen bildet, oder den Grundsatz der Fachinnung aufgibt und zur Bildung von gemischten Innungen schreitet. Beide Auswege wären Nothbehelfe, die entfernt das nicht leisten könnten, was man von den Innungen erwartet. Schon in älterer Zeit bekannt, haben sie sich nicht bewährt. Denn im ersten Falle ist es wegen der räumlichen Entfernung für die Mitglieder der Innung nicht leicht, regelmäßig zusammenzukommen und ihre gemeinsamen Interessen zu besprechen; im letzteren Falle aber, wo Handwerker verschiedener Art in einer Innung vereinigt sind, gibt es solche gemeinsame Interessen gar nicht mehr. Endlich muß man sich von vornherein darüber klar sein, daß die zwangsweise Verbindung vieler einander widerstrebender Elemente keine Gewähr in sich schließt, daß größere Arbeitsfreudigkeit und mehr Aufopferung für Innungszwecke zu Tage treten wird. Neid, Selbstsucht, Befangenheit, die seither den engeren Aneinanderschluß der Gewerbetreibenden verhindern, werden mit Anwendung des Zwangs nicht aufhören. Man wird viele Leute bei einander haben und doch keine rechte Lust und Fähigkeit unter ihnen finden, etwas Gemeinsames zugunsten aller zu unternehmen. —

Der ganzen oben charakterisirten Auffassung, die sich in der Empfehlung des Befähigungsnachweises und der Zwangsinnung gefällt, muß vorgehalten werden, daß sie die technischen und wirthschaftlichen Umwälzungen, welche die Volks- und Weltwirthschaft im Laufe der letzten hundert Jahre von Grund aus verändert haben, entweder gar nicht berücksichtigen oder nur ungenügend. Ihre Anhänger klagen die Gewerbefreiheit an, die Nothlage verschuldet zu haben,

Digitized by Google

und erkennen nicht, daß die gesammte technische und ökonomische Structur des Handwerks eine völlig andere geworden ist. Diese in Erwägung zu ziehen und auf Grund der in jedem einzelnen Falle gewonnenen Erkenntniß einer völligen Umgestaltung des heutigen Handwerksbetriebes das Wort zu reden, strebt eine andere Auffassung an, deren Berechtigung heute leider noch zu wenig anerkannt ist. Diese nimmt die heutigen Zustände als ein Product der unaufhaltsamen Entwicklung der Gesellschaft hin, und ohne die letztere zurückschrauben zu wollen, wird erwogen, wie man den Kleinbetrieb am besten lebensfähig erhalten kann.

Wie das im einzelnen geschehen soll, ist nur klar zu machen, indem man sich vergegenwärtigt, wodurch und warum das Handwerk vom Großbetrieb überflügelt worden ist. Sie wollen mir erlauben, einige typische Beispiele herauszugreifen.

In einem der am meisten bedrängten Handwerke, in der Möbel- und Bautischlerei, sind es zweifellos die modernen Holzbearbeitungsmaschinen, die in erster Linie die Revolution hervorgerufen haben: die Kreis- und Bandsägen, die zum Zertheilen der Bretter auf die erforderlichen Dimensionen dienen; die Fraismaschinen, die zum Zerschneiden des Holzes nach aufgezeichneten Linien und Contouren bestimmt sind, die Abricht- und Hobelmaschinen, die Bohr- und Stemmmaschinen, die Decoupirsägen, welche die im Innern eines Brettes nöthigen Ausschnitte herstellen, u. a. m.

Dazu gesellen sich weitere Ursachen. Der kleine Tischlermeister ist beim Einkauf des Holzes unbedingt auf den Holzhändler angewiesen. Er hat keine Zeit und kein Geld für weite Reisen, um directe Beziehungen anzuknüpfen, etwa um in Hamburg auf Auctionen überseeische Hölzer selbst erstehen zu können. Auch hat er in der Regel nicht Credit und Capital genug, um sich ein größeres Holzlager anzulegen, das er nothwendig braucht, da das Holz nur langsam trocknet. Dagegen unterhalten die großen und capitalkräftigen Fabrikunternehmungen directen Verkehr mit den Großhändlern oder den Sägemühlen und beziehen ganze Kahnladungen und Lowries billiger. Sie kaufen auch wohl Holz in den Forsten und lassen es in den Sägemühlen schneiden. Mitunter findet sich auch Gelegenheit zu besonders günstigem Einkauf: wenn z. B. ein Gutsbesitzer mit großen Waldbeständen in Geldverlegenheit ist und sein Holz zu den denkbar niedrigsten Preisen verkauft. So kommt es, daß der große Fabrikant seine Holzmengen um mindestens 10 Proc., häufig genug 20 Proc. billiger einkauft als der kleine Tischler, der sich an den Holzhändler wenden muß.

Endlich entstehen für den kleinen Möbeltischler Schwierigkeiten beim Absatz. Einen Verkaufsladen einzurichten, ist nicht jeder in der Lage. Die Specialisirung geht sehr weit und der Käufer ist nicht imstande, den einzelnen Stuhl-, Tisch-, Bett-, Schranktischler aufzusuchen, sondern wendet sich an das Magazin, von welchem der Producent abhängig wird.

Aehnlich wirken technische Umwälzungen in der Schuhmacherei. Schuhe und Stiefel können neuerdings mittelst sinnreich construirter Maschinen in großen Fabriken angefertigt werden. Die Nähmaschine hat die Entstehung der Schaftstepperei veranlaßt, die fabrikmäßig ausgebildet ist. In der Folge sind dann noch andere Maschinen zur Anwendung gekommen, die schablonenmäßig Sohlen-, Fleck- und Oberledertheile in kurzer Zeit zu hunderten herstellen oder dazu bestimmt sind, den Bodenbau des Schuhwerks zu erleichtern.

Alle diese Riemchenumbieg-, Abschräg-, Perforirmaschinen u. s. w. kann sich der Kleinbetrieb nicht anschaffen. Die mechanische Schuhfabrik aber besorgt sie und leistet damit Hervorragendes. Eine Erfurter Fabrik, die 300 Arbeiter zählt, weist eine Wochenproduction von rund 1000 Dutzend Paar Schuhen auf.

Durch andere Umstände wiederum, nämlich die Einschränkung des Productionsgebietes, die Umgestaltung des Privathaushalts und der gesammten industriellen Organisation ist die Böttcherei in die Enge gerathen. Maschinen fangen bei ihr erst an, Einzug zu halten. Indeß selbst ohne sie ist der Großbetrieb dem Handwerk überlegen. Er kauft billiger und besser ein, er führt die Arbeitstheilung zweckmäßiger durch und er ist bei plötzlich auftretender Nachfrage stets lieferungsfähig. Die Faßfabriken fingen an mit der Herstellung von kleineren Bier- und von Margarinefässern. Bald aber bauten sie auch die großen Lagerfässer für Bierbrauereien, die Fabrikationsgefäße für ätherische Oele und jede Art von Transportfässern.

Faßverpackung ist heute noch bei vielen Artikeln üblich: Spiritus, Petroleum, Droguen, Seife, Bier, Obst, Gemüse ꝛc. Jedoch ist hier einmal das Bedürfniß nach einem billigeren Ersatzmittel für das vergleichsweise theure Holzfaß vorhanden. Ferner aber befriedigen die Großunternehmungen, in denen jene Massenartikel erzeugt werden, ihren Bedarf direct durch eigene Arbeiter.

In anderen Fällen ist ein Ersatz der Faßverpackung durch Kisten eingetreten, deren maschinelle Herstellung ihren Preis sehr verbilligt. Die Taukdampfer, Tankwagen, Reservoire, Straßenkesselwagen ermöglichen den Gebrauch von Petroleum ohne Holzfässer. Ligroin und Benzin, d. h. leicht verdunstende Stoffe, transportirt man gern in eisernen cylindrischen Fässern. Sogar die Spritfabriken fangen an, für den Transport eiserne Fässer den hölzernen vorzuziehen.

Verhängnißvoller als dies alles ist die Aenderung des Hausbedarfs gewesen. Badewannen stellt man heute nur noch aus Blech oder Kacheln her. Wasch- und Scheuerfässer sind durch Waschmaschinen ersetzt, und überdies nehmen Waschanstalten den Hausfrauen die Mühe der Wäsche im Hause ab, wodurch eine Reihe von Gefäßen entbehrlich wird.

Das kleine Waschgeschirr hat in Porzellan- und Emaillegeschirr überlegene Gegner gefunden. Der Holzeimer ist durch den Blecheimer verdrängt. Gegen das Butterfaß tritt die Centrifugenmolkerei auf. Die Wasserleitungen haben eine Menge von Böttchergefäßen, die zum Schöpfen, Transportiren, Aufbewahren des Wassers dienten, unnöthig gemacht. Die Sitte, daß jedes Haus seinen Vorrath an Lebensmitteln hält, ist stark eingeschränkt: die Fleisch-, Mehl-, Sauerkraut-, Bohnenfässer haben beinahe aufgehört.

Ist es da ein Wunder, wenn die Böttcher über Mangel an Absatz klagen?

In ähnlicher Weise erscheint die Absatzsphäre der Töpferei eingeengt. Porzellan und Steingut haben seit Ende des vorigen Jahrhunderts das irdene Geschirr zurückgedrängt. Die Härte der Glasur, die Feinheit und das schöne Aussehen haben sie namentlich für künstlerische und Luxuszwecke weit verbreitet. Thönerne Kaffee-, Milch-, Theekrüge treten in besser situirten Familien nur noch in der Küche auf; der Porzellan- oder Steinguttelter hat aber wohl überall den Thonteller ersetzt.

Für Kochzwecke allerdings verdienen die Thongefäße noch heute vor den genannten edleren Stoffen den Vorzug, werden aber in dieser Beziehung wieder geschlagen durch das Eisen. Jede Hausfrau kennt die Vorzüge des Eisentopfes, seine Unzerbrechlichkeit und das raschere Kochen. Gefährlicher aber als das Eisen ist das seit zwei Jahrzehnten aufgekommene blau emaillirte Kochgeschirr dem Thon geworden. Das Blechzeug hat, weil es im Verhältniß zur Zerbrechlichkeit des irdenen Geschirrs billiger ist, den Absatz gewisser Sorten völlig lahm gelegt, den anderer erheblich beschnitten. Besonders verhängnißvoll ist es den irdenen Kaffeekannen und Flaschen geworden, die früher als ständige Begleiter des Fabrikarbeiters einen Massenartikel in der Töpferei bildeten.

Digitized by Google

Sind es hier Concurrenzindustrien, die einem uralten Handwerk den Lebensfaden abschneiden, so ist es in einem anderen Fall, bei der Kürschnerei, der Wechsel der Mode und der Gewohnheiten, der sie bedrängt.

In der wohl gewärmten Eisenbahn, die den früheren Post- und Stellwagen ersetzt, bedarf man des Pelzes nicht. Kirchen und andere öffentliche Gebäude werden heute durch Heizungsanlagen erwärmt. Mithin ist ein für viele früher unentbehrliches Kleidungsstück, der Pelz, ein Luxusartikel geworden. Der Wechsel der Mode aber hat die früher beliebten Pulswärmer, Fußsäcke, die Fausthandschuhe aus Fellwerk ganz verschwinden und an ihre Stelle die Boas, Stolas, Muffen u. s. w. treten lassen, die fabrikmäßig vortheilhafter hergestellt werden.

In gleicher Weise hat die Sattlerei eingebüßt, seit durch das Aufkommen der Eisenbahnen der Reisewagen, an dem sie früher hauptsächlich thätig war, von der verödeten Landstraße verschwand. Die Anfertigung der Waggons aber ist Sache der Großindustrie geworden. Kleinere Gegenstände, wie lederne Tischteppiche, Tragriemen zu Portechaisen, Lederkoller, Lederstrümpfe werden schon seit Anfang des laufenden Jahrhunderts kaum noch verlangt. Die infolge des täglich zunehmenden Verkehrs aber nöthig werdenden Reiseutensilien, die Brieftasche und das Portemonnaie, das kaum 50 Jahre alt ist, die Cigarren- und Visitenkartentasche, das Photographiealbum haben einen neuen Specialisten der Lederarbeit, den Portefeuiller, eine Verbindung von Buchbinder und Täschner, entstehen lassen und bedeuten wegen der bei ihrer Herstellung zur Anwendung kommenden Maschinen eine entschiedene Begünstigung des Großbetriebs.

Endlich ein Beispiel, wie durch die veränderte Organisation der Weltwirthschaft bei gleichzeitiger Ueberlegenheit des capitalkräftigen und creditfähigen Großbetriebs ein Handwerk verlieren kann — in der Gerberei.

Diese ist ursprünglich eine örtlich begrenzte Productionsthätigkeit. Der Umsatz fand innerhalb der Stadt oder des Dorfes und seiner näheren Umgebung statt. Wenn der Fleischer geschlachtet hatte, brachte er die Haut meist frisch in die Stadt und verkaufte sie dem Gerber, der sie zu Leder verarbeitete und innerhalb des localen Kreises an den Schuster und Handschuhmacher, Sattler und Riemer absetzte.

Seit den sechziger Jahren unsres Jahrhunderts hat sich dies Verhältniß geändert und zwar ist das eigentlich revolutionirende Element, das in die Gerberei den Todeskeim getragen hat, Liebigs Fleischextract gewesen. Schon vor dessen Darstellung war die Einfuhr ausländischer Häute nichts neues. Jetzt, seit das Fleisch jener zahlreichen südamerikanischen Viehheerden sich industriell so gut verwerthen ließ, trat an die Stelle des früheren vereinzelten Häutejägers die corporative Großschlächterei, die für die Häute als ein werthvolles Nebenprodukt in Europa Absatz suchte.

Aus diesen in Hamburg, Antwerpen, Köln und London eintreffenden Häuteladungen kauft nun der Großindustrielle persönlich oder durch seine Commissionäre direct ein, nutzt jede Conjunctur aus und macht sich die allgemeine Geschäftslage zunutze. Verarbeitet er inländische Häute, so bezieht er sie vom Schlachthof en gros gegen Baarzahlung mit 10 Proz. Rabatt. Der kleine Lohgerber dagegen, der vom Ortsschlachter nicht mehr kaufen kann, ist auf den Zwischenhändler angewiesen, bei dem er, wenn auch auf Credit, thatsächlich theurer und nicht immer die beste Waare einkauft. Nach den Stapelplätzen kann er nicht reisen oder einen Commissionär beauftragen.

Damit nicht genug, hat sich gleichzeitig eine Umwälzung der Technik Bahn gebrochen. Bis in die letzten Jahrzehnte hinein gehörte die Gerberei zu den Gewerben, an denen die Umwälzungen auf wissenschaftlichem Gebiete vorübergingen, ohne tiefere Eindrücke zu hinterlassen. Sie entwickelte sich bis in die fünfzigee Jahre völlig empirisch, lediglich gestützt auf praktische Erfahrungen und Tradition. Erst der rasche Aufschwung der Chemie wirkte einschneidend.

Im Jahre 1839 wurde zum erstenmal zum Enthaaren der Haut Gaskalk gebraucht — das war ein geringfügiger Fortschritt. Dann aber eröffneten in den sechziger Jahren Arbeiten verdienstvoller Chemiker einen klaren Einblick in den Gerbeproreß, und von diesem Augenblick an hat die Chemie nicht mehr aufgehört, der Gerberei treu zur Seite zu stehen. Wohin man auf diesem Weg noch gelangen wird, läßt sich zur Zeit nicht absehen. Die im Jahre 1888 in Oesterreich eröffnete Versuchsstation für Lederfabrikation hat bereits eine Dienstbarmachung der Elektricität erstrebt. Das neue Verfahren kommt in der Hauptsache darauf heraus, daß durch den Behälter, in dem sich die Häute in stark concentrirtem Extract befinden, unter gleichzeitiger schneller Drehung desselben ein Strom geleitet wird. Auch die stärksten Häute werden hiebei in längstens 4 Tagen und 4 Nächten durchgegerbt, und bereits an 7 Stellen wird nach diesem Patent gearbeitet.

Dazu kommt die Anwendung von Maschinen, vor allen Dingen der Lederspaltmaschine, die jede Haut der Länge nach in zwei spaltet, das Rohmaterial somit verdoppelt. Wegen ihres hohen Preises — sie kostet 15,000 Mark loco London — kann sie für den handwerksmäßigen Betrieb nicht ernsthaft in Betracht kommen. Walkfässer, Kurbelwalken, Fettgarmaschinen u. s. w. sind weniger wichtig. Immerhin läuft ihr Streben doch auf Abkürzung des Productionsprocesses hinaus. Auch das Quebrachoholz statt der Eichenlohe erleichtert den Betrieb, da es billig, stark und schnell arbeitet. Auf diese Weise dauert das Schnellgerbeverfahren im Großbetrieb etwa 5 Monate, während die Grubengerberei des Kleinbetriebs für den Proceß 1½ Jahre braucht. Der Handwerker kann demnach sein Capital nicht so oft umschlagen, wie der Fabrikant; er arbeitet mit relativ bedeutend höheren Productionskosten. Die Selbstkosten des Handwerkers sind so hoch, wie der Verkaufspreis des Fabrikanten.

Ich darf, verehrte Anwesende, mich nicht zu lange bei diesen Beispielen aufhalten und muß zum Schlusse eilen.

Wie soll, darf ich aber fragen, man sich derartigen Zuständen gegenüber wie den geschilderten denken, daß Befähigungsnachweis und Zwangsinnung Rettung bringen können?

Was wir aus solchen Thatsachen lernen, ist, daß nicht eine einzige Ursache, die Gewerbefreiheit, sondern eine ganze Reihe von Gründen die Nothlage des heutigen Handwerks bedingen. Hier sind es die Maschinen, dort das Capital; hier die größere kaufmännische Ueberlegenheit beim Einkauf des Rohstoffes, dort die bessere Eintheilung des Arbeitsproresses, hier der veränderte Geschmack und Bedarf des Publicums, dort die völlig veränderte weltwirthschaftliche Organisation, welche die Umwälzung und Verdrängung des Handwerks veranlaßt haben. Dabei kann man eigentlich gar nicht sagen, daß die Lage des Handwerks durchgängig eine ungünstige ist. Das Handwerk hat vielfach noch immer einen goldenen Boden, ernährt den, der es ordentlich versteht, ganz gut, und was es auf einem Gebiet verloren hat, hat es auf einem anderen wiederum gewonnen.

Die Klempnerei z. B., die allerdings die Anfertigung von blechernen Haus- und Küchengeräthen, von Laternen und Lampen eingebüßt hat, kann sich mit der Uebernahme von Gas- und Wasseranlagen, der Ausbildung der Bauornamentik, der Anfertigung von Specialitäten für Bauzwecke trösten.

Die Schlosserei wiederum, die die fertigen Schlösser kauft, die Anfertigung von Thür- und Fensterbeschlägen,

Digitized by Google

von Kochherden und Geldschränken dem Großbetrieb überlassen muß, hat Ersatz gefunden in dem Wiedererwachen der Vorliebe für geschmiedete Kunstgegenstände, in der Installation von Gas- und Elektricitätsanlagen, in dem Befestigen von Gegenständen an Gebäuden, wie Klingeln, Wetterfahnen, Firmenschilder u. dgl. m.

Wenn man also helfen will, so kommt es darauf an, die Besonderheiten des Falls zu ermitteln und darnach die Maßregeln zu ergreifen. In der Tischlerei etwa so, wie es seit Jahresfrist in Güstrow geschehen ist, wo eine Werkgenossenschaft die Maschinen gemeinsam angeschafft hat, oder wie in Rostock, wo seit längerer Zeit eine Verkaufsgenossenschaft besteht, deren Leistungen vorzüglich sind, wie die goldene Medaille erweist, die ihr auf der letzten Ausstellung zugesprochen werden konnte.

Ein correctes Verzeichniß der noch lebensfähigen Handwerks wird man nicht aufstellen können. Zwar die Kammmacherei, die Nagel- und Zeugschmiederei, die Hutmacherei, die Zinngießerei sind dem Untergang als Kleinbetrieb geweiht und nur noch in kümmerlichen Resten vorhanden. Die Schuhmacherei, Gerberei, Klempnerei, Böttcherei, Kürschnerei, Töpferei kämpfen einen, wie es scheint, aussichtslosen Kampf gegen die Concurrenz der Großindustrie. Andere Gewerbe aber, wie Bäckerei, Conditorei, Schlächterei, Dachdeckerei können sich nicht nur halten, sondern beruhen sogar auf ganz gesunder Grundlage.

Die Mittel nun, die diesen und anderen Handwerken, deren Concurrenzfähigkeit man local oder allgemein ermittelt hat, zugänglich gemacht werden können, müssen darin bestehen, daß man ihnen die Vorzüge des Großbetriebs in einer für sie passenden Form erschließt. Das kann geschehen in

1) einer besseren Fürsorge für gewerbliche und kaufmännische Bildung,

2) der Beförderung von Genossenschaften,

3) der Errichtung von Centralstellen für Gewerbe nach Provinzen oder Ländern.

Das erste, um die Fortschritte der Fabrik, den Vortheil commercieller Bildung den Kleingewerbetreibenden nicht länger vorzuenthalten.

Das zweite, um den Vorzug des Großcapitals auf dem Wege der Capitalvereinigung zu gewinnen.

Das dritte, um überhaupt nach den verschiedensten Richtungen fördernd, berathend, unterstützend, so wie gerade die individuellen oder örtlichen Verhältnisse es bedingen, eingreifen und die erforderlichen Geldmittel aufbringen zu können. Die Centralstelle kann die technisch-wirthschaftliche Aufklärung verbreiten, die gegenwärtig dem Handwerk noch so vielfach abgeht. Bei ihr wird sich eine Fülle von ökonomischen und technischen Ansichten anhäufen, die sie unter die Interessenten zu bringen suchen muß. Einbürgerung neuer Verfahren, Verarbeitung vorhandener, aber noch nicht ausgenutzter Rohstoffe anzuregen, bestehenden Handwerken kräftig unter die Arme zu greifen — so ungefähr müßte man sich den Aufgabenkreis denken, den auszumalen hier nicht mehr angängig ist.

Eine derartige Centralstelle strebt in Mecklenburg der Verband der Gewerbevereine seit Jahren an. Sollten einmal die Mittel zu ihrer Eröffnung flüssig gemacht werden können, so würde sie eine Wirksamkeit nicht nur zum Nutzen des Landes, sondern des gesammten deutschen Handwerks entfalten.

Lassen Sie mich mit dem Wunsche schließen, daß dies bald geschehe, denn darin sind alle heute einig, daß man die Schritte zur Erhaltung des Handwerks nicht länger aufschieben darf, wenn man nicht eine Menge der achtbarsten, allezeit der Gesammtheit zur Zierde und zum Ruhm gereichenden Mitbürger verkommen lassen will.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Von den Gelegenheitsschriften zum 22. März, deren uns einige zwanzig zugegangen sind, verdienen die meisten keine besondere Erwähnung. Es sind wohlgemeinte Aeußerungen des Patriotismus in Prosa und Versen, bisweilen mit Musik, von Schul- und Seminarlehrern, Militärgeistlichen, pensionirten Offizieren u. s. w., meist schlicht und warm, wie es der Gegenstand fordert, aber ohne literarischen, geschweige historischen Verdienst. Neues zu sagen war so schwer, daß manche Verfasser geradezu die alten Bücher wieder ausgesandt haben, unter denen wir nur eines: G. Egelhaafs „Kaiser Wilhelm I." (in 3. Auflage 1888 bei Karl Krabbe in Stuttgart erschienen), als einsichtig unternommenen Versuch hervorheben wollen, Leben, Thaten und Charakter unsres ersten Kaisers in süddeutscher Faßlichkeit zu schildern. Unter den neuen Erscheinungen steht obenan Wilhelm Onckens Festschrift: „Unser Heldenkaiser", herausgegeben vom Comité für die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche zum Besten des Baufonds und vom jetzigen Kaiser durch archivalisches Material gefördert, ein hübsch ausgestattetes Quartband mit reichem Bilderschmuck, leider von ungleichem Werth. (Berlin, bei Schall u. Grund.) Das Buch selbst ist recht gut, mit der an dem Verfasser bekannten sachlichen Lebendigkeit verfaßt, vielfach anklingend an dessen älteres, umfangreiches Geschichtswerk: „Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm", und doch auch wieder selbständig in Entwurf und Ausführung. Nach der rein biographischen Seite läßt es meist die Quellen selber zu Worte kommen, darunter einen Schatz von unbekannten Briefen aus jungen und alten Tagen des Helden. Die mehr historischen Partien beruhen auf kritischer Forschung, die sich an einzelnen Punkten sogar für diese Stelle zu sehr hervordrängt, wenn es sich dabei auch jederzeit um wirklich wichtige Fragen handelt. Wir wünschen dem Werke, das seines großen Anlasses in der That nicht unwürdig ist, von Herzen weite Verbreitung. Neben ihm ist als echt historische Leistung das knapp gefaßte Buch von Hermann v. Petersdorff zu rühmen: „Der erste Hohenzollernkaiser im Dienste preußischer und deutscher Größe" (Leipzig, bei Breitkopf u. Härtel 1897). Der Verfasser kennt und beherrscht durch eigenes wissenschaftliches Urtheil die gesammte Quellenliteratur und zeichnet in durchdachter Composition ein geschichtliches Lebensbild, so gerecht und überzeugend, daß es sich bis zum Erscheinen der Denkwürdigkeiten Bismarcks oder bis zur Oeffnung der Archive im großen und ganzen wohl behaupten wird. Als gediegene historische Betrachtung sei sodann die akademische Festrede erwähnt, die B. Erdmannsdörffer am 6. Februar an der Universität Heidelberg gehalten; sie beleuchtet „Kaiser Wilhelm I." in seinem colonischen Lern- und Entwicklungsfähigkeit (Heidelberg, J. Hörning 1897). In lockerer Aneinanderreihung kurzer, bisweilen ans Feuilletonistische streifender Capitel bewegt sich Dr. H. Robolsky's Festschrift: „Das Testament Kaiser Wilhelms I."; trotzdem verdient sie, von dem phrasenhaften Eingang abgesehen, in ihrer Verbindung von gesundem Gefühl und subjectiver Frische das Lob einer theilstellenweis guten Leistung. Mit Fleiß und Hingebung ist das ausführliche, mit vielen, zum Theil recht wundersichen Bildern verzierte Buch von Berthold Volz gearbeitet und geschrieben: „Wilhelm der Große, Deutscher Kaiser und König von Preußen; sein Leben und Wirken", (Leipzig, Otto Spamer 1897). Weiteren Kreisen, auch der reiferen Jugend, darf man es mit gutem Gewissen empfehlen. In seiner Weise hat Joseph Kürschner sich und anderen die Gelegenheit zunutze gemacht. Er liefert unter dem Titel: „Heil Kaiser Dir!" eine Art von biographischem Taschenkalender, den schlecht gedruckten Text in Regestenform, dazu Illustrationen jeder Gattung in kleinstem Maßstab. (Berlin u., bei Hermann Hilger.)

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 11. März. Vorsitzender Secretar: Hr. Waldeyer. 1. He. Schwendener las über: „Die Gelenkpolster von Mimosa pudica". Es werden bezüglich des anatomischen Baues einige Merkmale hervorgehoben, welche die echten Gelenkpolster ganz allgemein kennzeichnen, und im Anschluß hieran auch die Besonderheiten erwähnt, welche speciell bei Mimosa für die Bewegungen der Blätter in Betracht kommen. In physiologischer Hinsicht wird auf Grund von Beobachtungen an Gelenken, deren obere oder untere Hälfte weggeschnitten war, gezeigt, daß diese Hälften auf Helligkeitsschwankungen nicht, wie bisher angenommen wurde, gleichsinnig, sondern entgegengesetzt reagiren. Die obere Hälfte verliert infolge von Verdunkelung an Expansionskraft, die untere dagegen gewinnt. Umgekehrt bei zunehmender Helligkeit. Blätter mit operirtem Gelenk setzen demgemäß die Bewegungen der Tagesperiode in gewohnter Weise fort, nur mit etwas schwächerem Aus-

ſchlag. 2. Hr. Köhler las: „Ueber Probleme der griechiſchen Vorzeit.“ Bezieht ſich auf die Bevölkerungsverhältniſſe der Inſeln des Aegäiſchen Meeres in der mykeniſchen Epoche, auf die Wanderungen in Griechenland und auf den Urſprung und die Zeit der Wanderungen. 3. Hr. Kirchhoff legte eine Mittheilung des Hrn. Prof. M. Fränkel hierſelbſt vor: „Epigraphiſches aus Aegina.“ Unterſuchungen zur Feſtſtellung der Provenienz der zahlreichen früher im Centralmuſeum auf der Inſel Aegina vereinigt geweſenen Inſchriftſteine. — 4. Die philoſophiſch-hiſtoriſche Claſſe hat Hrn. Dr. Klebs hierſelbſt für die Bearbeitung des I. Bandes der Prosopographie der Römiſchen Kaiſerzeit 915 Mark bewilligt. — Zu correſpondirenden Mitgliedern der Akademie in der phyſikaliſch-mathematiſchen Claſſe ſind gewählt worden: die HH. Dr. Otto Bütſchli, Prof. an der Univerſität Heidelberg und Dr. Auguſt Weismann, Prof. an der Univerſität Freiburg i. B.

* **Kaſſel.** Die hieſige Grimm-Geſellſchaft richtet an Freunde und Verehrer der Gebrüder Grimm die dringende Bitte, durch Schenkung oder auch leihweiſe Ueberlaſſung von Grimm-Erinnerungen an die ſtändiſche Landesbibliothek zu Kaſſel und durch Beitritt zur Geſellſchaft, deren Vorſitzender Oberbibliothekar Dr. Lohmeyer iſt, die Zwecke des Vereins zu fördern. (Jahresbeitrag nur 1 M.) Zu den Grimm-Erinnerungen, die für die Sammlung in Betracht kommen, werden gerechnet: Bilder jeder Art, Büſten, Reliefs u. ſ. w. von den Brüdern, ihren Vorfahren, Nachkommen, Verwandten und Freunden, die künſtleriſchen Erzeugniſſe Ludwig Grimms, Orginalbriefe der Brüder und an die Brüder, Handſchriften von ihnen, ihre gedruckten Werke in den verſchiedenen Auflagen, auch die unendlich vielen Märchenausgaben und Bearbeitungen, Bücher und Abhandlungen über die Grimms, die zahlloſen und mannichfaltigen in Tageszeitungen und Wochenblättern über ſie erſchienenen Aufſätze und Mittheilungen — als Zeugniß für die Verbreitung des Ruhmes und der Beliebtheit der Gefeierten, bibliographiſche Ueberſichten der Grimm-Literatur, perſönlicht Erinnerungsſtücke aller Art, Bücher mit eigenhändigen Widmungen, Andenken, welche die Brüder an andere geſchenkt haben u. ſ. w.

* **Jena.** Nicht durch Ehrenpromotion, ſondern durch Ueberſendung einer Glückwunſchtafel zeichnete die hieſige Univerſität Kuno Fiſcher zum Jubiläum aus. — Prof. Rudolf Hirzel hat den Ruf nach Gießen abgelehnt.

* **Zürich.** Die Commiſſion des Cantonsraths hat, wie die „N. Z. Z.“ erfährt, die Verordnung über die Viviſection durchberathen und weſentlich verſchärft. Die Vorlage lautet nun: § 1. Viviſectionen, d. h. die Vornahme blutiger Operationen an lebenden Thieren, ſowie alle Experimente, welche die Lebensverhältniſſe der Thiere in einer Weiſe verändern, daß vorübergehende oder andauernde ſchmerzhafte Zuſtände erzeugt werden, ſind einzig und allein zum Zweck wiſſenſchaftlicher Forſchung und für Lehrzwecke geſtattet. § 2. Die erlaubten Viviſectionen dürfen nur in den nachſtehenden Inſtituten und Abtheilungen cantonaler Heil- und Lehranſtalten vorgenommen werden: Mediciniſche Facultät der Hochſchule, Thierarzneiſchule, zoologiſche und hygieniſche Inſtitute der Hochſchule und des Polytechnikums. § 3. Die Vornahme ſolcher Viviſectionen iſt nur den Directoren, reſpective Fachlehrern der in § 2 genannten Inſtitute geſtattet, den Aſſiſtenten nach Anordnung und unter ſpecieller Aufſicht derſelben. § 4. Die geſetzlich erlaubten Viviſectionen ſind auf das unumgänglich nothwendige Maß zu beſchränken. Ueber dieſe iſt von den Directoren, reſp. Fachlehrern ein genaues Verzeichniß über Zahl und Zweck der Viviſectionen, ſowie über die Art der verwendeten Thiere zu führen. Dieſes Verzeichniß iſt nach jedem Semeſter der Erziehungsdirection zur Verwendung im Rechenſchaftsbericht einzugeben. § 5. Verſuche ſind an allen verwendeten Thieren, wenn immer möglich, nur einmal vorzunehmen und durch ausreichende Narkoſe ſchmerzlos zu geſtalten. § 6. Nicht als Viviſectionen im Sinne von § 3 des Geſetzes, betreffend den Schutz der Thiere, werden betrachtet und bleiben daher durch das Verbot unberührt: a) Operationen, wie ſie bei der landwirthſchaftlichen Thierhaltung und bei der Thierheilkunde nothwendig ſind. b) Injectionen (Einſpritzungen) zum Zwecke der Unterſuchung, Verhütung oder Heilung von Krankheiten. § 7. Uebertretung der vorſtehenden Vorſchriften wird nach der Größe der dem Thiere zugefügten Qualen, ſowie nach dem Grade der an den Tag gelegten Rohheit der Geſinnung und des gegebenen Aergerniſſes mit Polizeibuße von 10 bis 500 Franken beſtraft, welche in ſchweren Fällen oder im Rückfall verdoppelt und mit Gefängniß bis auf drei Monate verbunden werden kann. In geringfügigen Fällen darf die Buße ausnahmsweiſe bis auf 5 Franken herabgeſetzt werden (§ 4 des Geſetzes, betreffend den Schutz der Thiere vom 22. December 1895). § 8. Dieſe Verordnung iſt vom Cantonsrathe am . . . genehmigt worden und tritt ſofort in Kraft. — Eine Minderheit ſtellt folgende Anträge: § 2. Streichung von „zoologiſche und“. § 3. Zuſatz aber beſonderer Paragraph: „für Lehrzwecke nur in den Vorleſungen (Collegien) und für Forſchungszwecke nur als Proben auf die Richtigkeit gemachter Beobachtungen und Schlüſſe oder über die Anwendbarkeit und den Erfolg chirurgiſcher Eingriffe, wobei Wiederholungen nur ausnahmsweiſe zu geſtatten ſind. Einübungen für manuelle Fertigkeit und vortheilhafte Methode oder Prüfung richtiger Conſtruction von Inſtrumenten ſind, da ſie an Cadavern vorgenommen werden können, an lebenden Thieren unterſagt.“

* **Petersburg.** Am 13. März ſtarb hier Dr. Johannes v. Krenßler, eine Zeitlang als Docent am Polytechnikum in Riga, viele Jahre in Preſſe und Verwaltung thätig als beſter Kenner der ruſſiſchen Gemeindeverfaſſung und des baltiſchen Agrarweſens, deſſen Erforſchung er 1876—1887 ſein vierbändiges Hauptwerk: „Zur Geſchichte und Kritik der bäuerlichen Grundbeſitzer in Rußland“ gewidmet hat. — Zum 7. Internationalen Geologencongreß ſind bereits über 800 Meldungen eingegangen, darunter ſelbſt ſolche aus Indien, Japan, Auſtralien, Canada, Braſilien und Chile. Ausländer erhalten freie Bahnfahrt I. Claſſe innerhalb des ruſſiſchen Reichs vom 10. Juli bis zum 5. October.

Neue Kataloge. Antiquariſche: J. Ricker, Gießen. Nr. 23. Deutſche Sprache, orientaliſche und ſlaviſche Sprachen. v. Zahn u. Jaenſch, Dresden. Nr. 67. Hiſtoriſche Wiſſenſchaften, Politik, Militaria. — Bibliothekskatalog: Public library of the city of Boston. Monthly bulletin of books added. II, 3; March 1897.

Inſertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Kunst-Auction von C. G. Boerner in Leipzig.
Dienstag, den 30. März 1897.
Aquarellen und Handzeichnungen
neuerer Meister.
Adrian Ludwig Richter,
dabei auch ein Oelgemälde.
P. von Cornelius, W. von Kaulbach, F. Overbeck,
J. Schnorr von Carolsfeld etc.
Illustrierte Cataloge zu beziehen von der
Kunsthandlung von C. G. Boerner in Leipzig,
Nürnbergerstrasse 44. (4526)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erſchienen!

Machiavell.

Von

Friedrich Thudichum.

Preis geheftet 2 Mark.

Die alte Streitfrage über den Sinn von Machiavellis „Principe“ an der Hand einer genauen Analyſe des Inhalts dieſer Schrift zu entſcheiden, iſt die Aufgabe dieſer Abhandlung. Da Machiavelli ein begeiſterter Verfechter der Einigung Italiens war und ſein Buch weſentlich dieſem Ziele zuſtrebt, ſo hat Profeſſor Thudichum ſeine Arbeit dem Andenken an den ruhmreichen Begründer des neuen Deutſchen Reiches, Kaiſer Wilhelm I., zur Feier ſeines hundertſten Geburtstages gewidmet. (4281)

Zu beziehen durch die meiſten Buchhandlungen.

Für den Inſeratentheil verantwortlich: W. Reil in München.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 23. März. Nummer 66.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Volkschorvereine als Erziehungsmittel. Von Bernhard Scholz. — Ueber den Lautwandel. Von K. Bohnenberger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Volkschorvereine als Erziehungsmittel.

Das 19. Jahrhundert neigt sich seinem Ende zu. Gewaltige Ereignisse haben sich in ihm vollzogen. Das alte Deutsche Reich wurde von der wilden Kraft der französischen Revolution, die der gewaltige Corse zusammengefaßt hatte, zertrümmert. Das Weltreich, das er zu gründen sich vermaß, folgte ihm in jähem Sturz. Es entstand ein neues Deutsches Reich und dieses trat mit dem geeinigten Italien in die Reihe der Nationalitätsstaaten, in welche sich nunmehr die westliche Hälfte Europa's gliedert. Aber diese Staaten werden von den Kolossen im Osten und Westen, von Rußland und Amerika in politischer und materieller Hinsicht bedroht und der Zeitpunkt rückt heran, in dem sie sich zu einem Verein der europäischen Staaten zusammenschließen werden müssen, um ihre Existenz zu behaupten. Aber nicht nur von außen werden die europäischen Staaten bedroht; eine ungeheure Bewegung internationaler Art vollzieht sich in ihnen selbst, die Arbeit der Socialdemokratie. Das verflossene Jahrhundert hat nicht nur große politische Umwälzungen hervorgebracht; die Fortschritte der Wissenschaften und der durch sie beeinflußten Gewerbetechnik sind so riesig gewesen, daß dadurch auch eine sociale Umwälzung vorbereitet wird. Das Maschinenwesen ist in seinen Erträgnissen vorwiegend der besitzenden Classe zugute gekommen und dadurch ist eine tiefe Kluft zwischen dieser und den unteren Schichten des Volkes gerissen worden, welche überbrückt werden muß, wenn nicht alles Bestehende hineinstürzen und damit auch auf lange Zeit jede höhere Cultur vernichtet werden soll. Mit schwieliger Faust schlägt der Arbeiter wuchtig an die Pforte der Halle, in welcher sich die Bevorzugten am Tische des Lebens niedergesetzt haben.

Man pflegt die Ansprüche des vierten Standes nur als das Verlangen, besser zu essen und zu trinken, hinzustellen und, als auf rein materielle Forderungen hinzielend, vornehm abzuthun. Nichts ist falscher als das! Wohl fordern die leiblichen Bedürfnisse zuerst ihre Befriedigung, aber sie sind nicht die einzigen; die geistige Noth der Armen ist ebenso groß, ja noch größer als die leibliche. Man klagt über die vaterlandslose Gesinnung der Socialdemokratie; was bietet denn dem Arbeiter das Vaterland? Hat er denn überhaupt Antheil an dem, was uns das Vaterland bedeutet? Ist es denn nur die Scholle Landes, auf der er leben und sein kümmerliches Brod bauen darf? Warum lieben wir unser deutsches Vaterland? Ist es bloß deßhalb, weil wir zwischen Mosel und Niemen geboren sind? Gibt es nicht andere Länder, die gesegneter sind als das unsrige? Als Rip van Winkle nach hundertjährigem Schlafe in sein Heimathsdorf zurückkehrte, fand er dieses kaum verändert; er kannte wohl die Straßen, die Häuser — aber nicht die Menschen, und dadurch war ihm das altbekannte Dorf zur Fremde geworden; die Heimath wird für uns begründet durch die Volksgenossen, mit denen uns unsre Jugenderinnerungen, unsre Gewohnheit, unsre Art, zu empfinden, unsre Gedanken und unsre Ideale verbinden. Zu unserm Vaterlande gehört auch seine Geschichte; zu ihm gehören seine großen Männer, vor allen diejenigen, die unsre Eigenart künstlerisch darzustellen wußten, Holbein und Dürer, Schiller und Goethe, Mozart und Beethoven. Was weiß das arme Volk von diesen? Ausgeschlossen ist es von allem, was uns das Leben lebenswerth und genußreich gestaltet. Wie sollen wir erwarten, daß es sein Vaterland liebt und in den Tagen der Bedrängniß bereit ist, das Leben dafür zu lassen?

Hier muß Abhülfe geschafft werden! Diese Ueberzeugung bricht sich in immer weiteren Kreisen Bahn. Es werden Volksbibliotheken gegründet, Vorlesungen durch die Vereine für Volksbildung veranlaßt, ja man fängt an, Theatervorstellungen und Concerte zu billigen Preisen — für das Volk — zu geben. Das ist alles recht löblich, aber nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Wollen wir Bildung in die unteren Schichten tragen, wollen wir diese Schichten zu Freunden unsrer Cultur erziehen, so muß ganz anderes geschehen! Nicht Brosamen von unsrer Tafel dürfen wir den Darbenden hinwerfen; wir müssen sie vielmehr einladen, sich zu uns zu setzen. Man führt als Grund gegen die Einführung des achtstündigen, überhaupt des kürzeren Arbeitstages an, daß dadurch dem Arbeiter nur Veranlassung gegeben werde, mehr zu lumpen als bisher. An uns ist es, das zu verhüten! Der Trieb, die Sehnsucht nach höheren Genüssen ist auch in den unteren Schichten vorhanden; er bedarf nur der Erweckung und der Pflege. In meines Vaters Geschäft war ein Arbeiter, der, wenn er den lieben, langen Tag über lithographische Platten gekörnt oder geschliffen hatte, des Abends seinen Schiller und Goethe vornahm und sich daran erbaute. Er hatte sich deren Werke angeschafft und nahm sie mit sich, wenn er sich von Zeit zu Zeit erlaubte, zwölf Kreuzer für einen Platz auf dem „Juchhe“ im Theater auszugeben, um hoch da oben einer Vorstellung des Wallenstein oder Egmont beizuwohnen; er war dann allemal sittlich entrüstet über die Striche, mit denen die Regie die ihm theuren Meisterwerke verstümmelte und seinen Genuß verkürzte. Solcher Männer gibt es viele im Volke; sie würden die Führer einer neuen geistigen Bewegung in demselben werden, wenn man sie dazu heranzöge. Wir unterschätzen nur im Hochmuth unsrer Bildung die geistigen Fähigkeiten, den Ernst und die Tüchtigkeit unsres Volkes, mit denen wir doch bei anderer Gelegenheit mehr als nöthig prahlen. Sollte uns nicht der Geist der Brüderlichkeit und Solidarität, der sich mehr als je in den Massen kundgibt, mit Achtung erfüllen? Als Knaben hörten wir mit Begeisterung, wie unsre Vorfahren sich zusammenbanden, wenn sie in den Kampf gingen, und wie die Weiber von der Wagenburg sie durch Zuruf ermuthigten. Ist es nicht ebenso ergreifend zu sehen, wie

heute Tausende von Männern in den Strikes, mögen sie berechtigt sein oder nicht, sich zusammenschließen und den Kampf mit Entbehrung und schwerer Sorge aufnehmen, um ihren Kindern ein besseres Dasein zu erobern, und wie die Frauen, die am meisten unter diesen Entbehrungen zu dulden haben, sie durch ihren Zuspruch im Ausharren stärken? Gott sei Dank, es lebt noch eine starke Kraft in unserm Volke, gefahrdrohend für uns, wenn wir uns ihr entgegenstemmen, ein Segen für alle, wenn wir sie richtig leiten!

Es ist Sache der Staats- und Volksmänner, der Production die Wege zu zeigen und zu bahnen, auf welchen die Thatkraft, der Ehrgeiz und das berechtigte Interesse der Einzelnen, der Führer, Raum findet neben dem Wohle aller, auch der Beschränkten und Unmündigen. Es ist Sache der Geistlichkeit, den Sinn für die lebendigen Kräfte des Christenthums in der Menge, die sich ihm täglich mehr entfremdet, wieder zu erwecken; aber sie muß auch die Besitzenden an ihre Christenpflicht erinnern! Es ist Sache der Männer der Wissenschaft, deren Leuchte in die Arbeiterschaft hineinzutragen, nicht durch populäre Vorlesungen, die nur eine elende, schädliche Halbbildung verbreiten, sondern durch Einrichtung von ernsthaften Lehrcursen und wissenschaftlichen Arbeitsinstituten für das Volk. Der Arbeiter wird zur Hochachtung der Wissenschaft am besten erzogen, wenn er erkennt, wie viel strenge Arbeit sie erfordert. Es ist Sache der Künstler, das Volk für die höchsten und edelsten Genüsse der Kunst empfänglich zu machen. Unter allen Künsten aber ist heute Musik die mächtigste, weil die Begabung dafür am verbreitetsten ist; sie ist die erziehlich wirksamste, weil ihre Ausübung zum geselligen Zusammenschließen von selbst auffordert.

Die Veranstaltung von billigen Theatervorstellungen und Concerten nützt sehr wenig; noch weniger nützt, wenn man den Leuten vorher eine Vorlesung über die Musik hält, welche man ihnen vorspielen will und von der sie noch nicht einen Ton kennen. Nutzen wird nur geschafft, wenn man die Leute dazu erzieht, selbst gute Musik zu machen; dann tritt zu der Freude an der Kunst die Freude an der eigenen Leistung; eine Freude hebt und fördert die andere. Res severa est verum gaudium: so lautet der alte Wahlspruch des Leipziger Gewandhauses.

Es gilt, Volkschorvereine unter Leitung von tüchtigen Künstlern zu gründen; die zahllosen Männergesangvereine, in welchen die meist armselige Literatur dieser Gattung durch reichliches Begießen mit Bier genießbar gemacht werden soll, müßten in richtige Volkschorvereine umgewandelt werden, in denen Männer und Frauen sich zusammenfänden zum Studium erst leichterer, dann der höchsten Werke der Musik. Man lächle nicht darüber! Ich weiß sehr wohl, was durch Liebe zur Sache und Ausdauer zu erreichen ist. In dem kleinen Gebirgsdorf Gaschurn im Vorarlberg hatte in den siebziger Jahren ein kunstbegeisterter Priester, Battlogg, seine Pfarrkinder dahin gebracht, daß sie Messen von Palestrina, Hasler und anderen Meistern des 16. Jahrhunderts ohne jede Unterstützung der Orgel — denn es war keine in der Kirche vorhanden — singen konnten. Battlogg wurde versetzt; sein Nachfolger hatte keinerlei Interesse für den Gesang, da ja dadurch die Messe nur unnöthig verlängert wurde; die Leute aber hatten eine solche Freude daran, daß sie nicht davon ließen, unter Leitung des Schullehrers weiter übten, so daß der Gesang a capella noch in Uebung war, als ich vor 14 Jahren zum erstenmal dorthin kam. Ich gebe gern zu, daß der Chor meinem verwöhnten Ohr etwas rauh geklungen hat; aber es klappte alles präcis und der Chorgesang gab dem Gottesdienst in der einfachen, hübschen Dorfkirche etwas ungemein Feierliches und Ergreifendes. Heute noch, nachdem Battlogg seit fast zwei Decennien Gaschurn verlassen hat, ist der Einfluß seines Wirkens bemerkbar. Ließ sich so viel in einem einsamen Gebirgsdorfe mit rauhen Bauernkehlen erreichen, wie viel mehr müßte das der Fall sein in unsern Städten mit ihren reichen Mitteln!

Allerdings sollte der Grund zu gutem Chorgesang in den Volksschulen gelegt werden; ich habe hier zunächst die Volksschulen der Städte im Auge, wo das, was ich verlange, unbedingt geleistet werden könnte. In den Gesangstunden müßte den Kindern von eigens dazu ausgebildeten Lehrern vor allem die Elementartheorie, allgemeine Musiklehre, beigebracht werden.[1]) Mit zwei wöchentlichen Stunden systematischen Unterrichts würden die begabteren Kinder so weit gebracht sein, daß sie Gesangsmusik fließend vom Blatte lesen könnten; weniger begabte hätten einen Repetitionscurs durchzumachen, um dasselbe Ziel in drei Jahren zu erreichen; die völlig unmusikalischen aber wären vom Singunterricht gänzlich auszuschließen. Erst dann, wenn die Schüler gut Noten lesen könnten, wäre zur Lösung eigentlich musikalischer Aufgaben überzugehen; dafür wären Liedersammlungen im Umfang von Kinderstimmen zu schaffen. Die Kinder wären auf eine gute Stimmgebung und gute Aussprache hinzuweisen; die oberste Leitung des Gesangunterrichts in den Volksschulen und die Inspection desselben müßte tüchtigen Musikern anvertraut werden. Diese hätten auch darüber zu wachen, daß die Kinder nicht schon in der ersten Jugend die Stimmen verschreien. Wenn man sieht, wie namentlich in den höheren Töchter- und Knabenschulen gewissenlose Singlehrer (so nennt man sie wenigstens!), von der lieben Eitelkeit getrieben, vierstimmige Sätze singen lassen, unbekümmert darum, ob die äußeren Stimmen nach der Höhe oder der Tiefe zu überangestrengt und dadurch ruinirt werden, so möchte man allerdings wünschen, daß in den Schulen gar kein Gesangunterricht gegeben würde. Musiklesen lernen die Kinder ja doch nicht; alles Einstudiren beruht auf mechanischem, geistlosem Drill ohne jeden erziehlichen Werth. Dem muß unbedingt ein Riegel vorgeschoben werden.

Da indessen die Reform des Gesangunterrichts in den Volksschulen vorläufig ein frommer Wunsch bleibt, so wäre mit der Gründung von Volkschorschulen vorzugehen. Regelmäßige Gesangstunden in der Abendzeit wären einzurichten, zunächst getrennt für die Mädchen und Frauen einerseits, für die Burschen und Männer andrerseits. Mit diesen wären Uebungen vorzunehmen, wie sie der erste und zweite Theil der Müllner'schen Chorschule bietet, vielleicht etwas vereinfacht. Diese Art von Unterricht kann ein fähiger Lehrer höchst anregend gestalten; er muß allerdings imstande sein, Aufgaben an der Tafel zu improvisiren und den Lernenden stets Neues, Unerwartetes zu bieten; er muß es verstehen, die Aufmerksamkeit aller stets gespannt zu erhalten. Nach diesen Vorstudien in getrennten Classen wären die Männer- und Frauenchöre zu gemeinsamen Uebungen zu vereinigen, und, vom Einfacheren zum Schwierigen fortschreitend, würde man Leistungen erreichen, welche die des Gaschurner Kirchenchors weit hinter sich ließen. Man fürchte nicht, daß der Verkehr der beiden Geschlechter in solchen Schulen oder Chören Unzuträglichkeiten bringen könnte. Dieser Verkehr ist ja in den unteren Ständen so wie so ungehindert; die Singschule aber müßte der Ort sein, wo ein besserer, feinerer Ton, gehoben durch die gemeinsame Pflege des Schönen, sich anbahnen ließe. Der musikalische Leiter des Vereins müßte sich mit braven Familienvätern und Müttern verständigen, welchen als Vorständen der Classe oder des Vereins die Aufrechthaltung anständiger

[1]) Am Schlusse der Singstunde könnten die Kinder immerhin auch ein Liedchen nach dem Gehör singen.

und guter Sitte zufiele. Mädchen oder Burschen, welche dagegen verstießen, wären zeitweilig oder ganz von dem Besuch der Gesangübungen auszuschließen und würden das gewiß als eine empfindliche Strafe an sich und in den Augen der anderen fühlen. Ich habe es erfahren, mit welcher Freude und mit welcher Lust Leute aus den unteren Ständen sich zur Pflege der Musik Abends nach gethaner Arbeit zusammenfinden; die sind noch nicht blasirt und müssen nicht erst an die Proben gemahnt werden; ihnen ist die Probe selbst Erholung und Freude.

Nur biete man dem Volke Gelegenheit, das Edelste und Schönste unsrer Kunst kennen zu lernen und sich an der Vorführung desselben betheiligen zu können! Dann wird man Wunder erleben, welch eine sittigende und veredelnde Kraft der Musik beiwohnt. Am herrlichsten Stoff für Chorübungen fehlt es nicht. Die deutschen Volkslieder im vierstimmigen Satz von Brahms, Herzogenberg, Wüllner und anderen, die reizenden Chorlieder von Mendelssohn und Hauptmann, vor allem aber die reiche Literatur des polyphonen Chorgesangs aus dem 16. und 17. Jahrhundert, würden den Leuten zur Quelle höchster Freuden werden. Ich denke mir diese Gesangvereine nicht so groß, daß nicht der Dirigent alle Einzelnen kennen könnte; jedes Stadtviertel, in dem Arbeiter wohnten, müßte eine solche Gesangschule, einen solchen Chorverein (zwei-, dreimal in der Woche) haben. Dann ließen sich auch mehreremale im Jahre die kleineren Vereine zu großen Chören zusammenstellen und mit diesen wären festliche Aufführungen mit Orchester zu veranstalten. Die Stadtverwaltungen müßten für die gewöhnlichen Uebungen Schulsäle hergeben und für die großen Concerte geeignete Locale beschaffen. Von seiten der Cultusministerien aber müßte die Lehrerschaft zur Förderung der guten Sache angeregt und gewonnen werden. In den Lehrergesangvereinen wird unendlich viel Zeit und Mühe an die Pflege einer Kunstgattung gewandt, welche nur wenige Werte von wirklichem Werthe aufzuweisen hat und welche mehr und mehr der Trivialität verfällt; hier aber böte sich ein Arbeitsfeld, auf welchem die herrlichsten Früchte gebaut werden könnten. An den Lehrern wäre es, die Führerschaft der neuen, wahrhaft civilisatorischen Bewegung zu übernehmen. Auch die Kirche hätte ein starkes Interesse an dieser Pflege des Chorgesangs; mit ihr ist der Weg gefunden, um leistungsfähige Kirchenchöre heranzubilden.

Mit welchem Genuß würden die Leute die Schöpfung und die Jahreszeiten vom Vater Haydn singen! Haben sie aber erst einmal Lust an der Sache, so wird nichts, weder der Israel von Händel, noch die hohe Messe von Joh. Sebd. Bach zu schwer für sie sein. Nur muß das Fundament gut und solid gelegt werden; niemand dürfte an den gemeinsamen Chorübungen theilnehmen, der nicht eine Prüfung im Notenlesen gut bestanden hätte. Welch ein Anreiz für die Burschen und Mädchen, fleißig zu sein!

Es müßte noch mehr geschehen; auch Instrumentalschulen müßten errichtet werden, in denen die jungen Leute Abends die Handhabung der Orchesterinstrumente lernen könnten. Wie manches Talent käme da zutage! Durch Prämien und Accessite, welche in Instrumenten und Musikalien zu bestehen hätten, müßten die tüchtigsten Schüler belohnt werden. Auch hier wäre das Augenmerk darauf zu richten, daß die Lernenden mit den Hauptwerken der classischen Literatur vertraut würden; denn für die Zwecke der Volkserziehung ist das Beste gerade gut genug.

Und wenn ich zunächst daran denke, wieviel Freude und Genuß man durch solches Vorgehen und solche Einrichtungen in den unteren Ständen verbreiten könnte und wir doch eigentlich die verdammte Pflicht und Schuldigkeit haben, unsern bisher vernachlässigten Brüdern die Pforten zu dem Heiligthum echter Kunst zu öffnen, damit sie sich an dieser im wahrsten Sinne des Wortes erheben, so möchte ich auch darauf hinweisen, welchen Nutzen die Kunst selbst davon haben wird. Da finden wir Künstler einen gesunden, frischen, nicht ausgesogenen Boden zum Pflanzen und Ernten. Die Leute, mit denen wir es da zu thun haben werden, sind noch unverdorben, nicht verbildet. Ihnen ist Musik noch Musik und die natürliche Empfänglichkeit dafür nicht erstickt durch das Bemühen, etwas anderes, fremdes in ihr zu suchen. Sie werden den höchsten Genuß finden in den Werken der großen Meister Haydn, Mozart und Beethoven, in denen überall noch der Erdgeruch des mütterlichen Bodens, aus dem unsre Musik erwachsen ist, der Einfluß des Volksliedes und der Tanz- oder Marschweise, zu verspüren ist.

Das Volk wird es unbewußt empfinden, daß unsre Meister, in seiner Mitte erwachsen, die Verklärung seiner eigensten Natur darstellen. Dem Volke werden diese Werke eine neue Offenbarung sein; sie werden mit dem vollen Reiz der Neuheit wirken und so werden die Heroen unsrer Kunst, nachdem sie den Gebildeten veraltet scheinen, endlich das werden, was sie sein sollen, Wohlthäter unsres ganzen Volkes; die Musik wird dem Volke zum Verständniß bringen, wie herrlich unser Vaterland ist und welche Schätze köstlichster Art es seinen Kindern bietet; die Musik wird ihr redlich Theil dazu beizutragen, dem Volke echte und treue Liebe zum Vaterlande einzuflößen.

Bernhard Scholz.

Ueber den Lautwandel.

Wer nur immer der eigenen Mutlersprache gewisse Aufmerksamkeit schenkt, der stößt oft genug auf Erscheinungen, welche die Wissenschaft unter das Problem des Lautwandels rechnet. Innerhalb unsrer Schriftsprache sieht er z. B. in zusammengehörigen Wortformen o wechseln mit l, wenn den Wörtern Erde, Berg, geben gegenübersteht irden, Gebirge, gibst. Hat er einmal ein plattdeutsches Buch in der Hand gehabt, so ist ihm aufgestoßen, wie dort einem hochdeutschen z in tîd (Zeit), talen (zahlen) niederdeutsches t entspricht. Und hat er je in einen mitteldeutschen Text hineingesehen, so hat er dort bald genug Wörter wie mîn (mein), hûs (Haus) gefunden, welche î und û gegenüber heutigem ei und au aufweisen. Die Wissenschaft ergänzt diese einzelnen Fälle zu allgemeinen Regeln und stellt Gesetze über diese Veränderungen auf. Für geben/gibst hat sie das Gesetz gefunden, daß in den ältesten Zeiten deutscher Sprache das o unter gewissen ihr bekannten Bedingungen zu i geworden, in allen anderen Fällen aber unverändert geblieben ist, so daß seither in zusammengehörigen Wortbildungen bald i, bald o auftreten muß. Bei talen/zahlen stellt die niederdeutsche Form die ältere Stufe dar, welche früher im ganzen deutschen Sprachgebiet gegolten hat, auf hochdeutschem Boden wurde dann anlautendes t regelmäßig in z gewandelt. Dieser Wandel ist jünger als der zuvor genannte, er ist aber auch schon vor tausend Jahren vollzogen. Für mîn/mein, hûs/Haus gilt das Gesetz, daß in einer Reihe von deutschen Mundarten und entsprechend auch in der Schriftsprache in betonter Silbe î zu ei und û zu au wurde. Dieser Wandel ist von den drei angezogenen der jüngste, in den Texten tritt er erst im Ausgange des Mittelalters auf. Alle diese Beispiele gehen darauf zurück, daß eine ältere Lautform im Laufe der Entwicklung durch eine jüngere ersetzt wurde, und solche Ersetzung eines Lautes durch einen anderen bezeichnet die Wissenschaft als Lautwechsel. Als eine besondere Art des Lautwechsels pflegt man den Lautwandel aufzustellen. Die nähere Bestimmung des Verhältnisses zwischen Lautwechsel und Lautwandel ist nicht bei allen Gelehrten ganz dieselbe, jedenfalls haben wir aber den Lautwandel

Digitized by Google

zu reden, wo der Wechsel nicht nur in einem einzelnen Worte auftritt, sondern, wie in unsern Beispielen, in einer ganzen Reihe von solchen zutrifft. Diesem Lautwandel kommt im Leben der Sprache die größte Bedeutung zu. Verändert er in den Lauten die Elemente der Sprache, so gibt er damit dem ganzen Körper derselben ein anderes Aussehen. In allen der unsrigen gleichartigen Sprachen und in jeder Periode derselben weiß die Wissenschaft lange Reihen von Erscheinungen aufzustellen, welche als Lautwandel zu bestimmen sind. Auch in Fällen, in welchen das ungeschulte Auge keinerlei Zusammenhang mehr zwischen zwei Wortformen vermuthet, vermag oft die Wissenschaft aufzuzeigen, wie es nur gewisse, vielleicht ganz einfache Lautgesetze sind, welche den Abstand geschaffen haben.

Haben wir somit im Lautwandel ein Hauptstück sprachlichen Lebens vor uns, so ist es von Interesse, zu erfahren, welches dessen Ursachen sind und welcher Art sein Verlauf ist. Von diesen zwei Fragen möchte ich aber hier nur über die zweite einiges sagen. Die erste geht wohl tiefer, aber es ist auch zu ihrer Beantwortung heute noch recht wenig beizubringen. Wohl vermögen wir für einzelne Fälle des Lautwandels die Ursachen aufzuzeigen, aber es ist unmöglich, mit diesen Ursachen allen oder auch nur den größeren Theil des Lautwandels zu erklären; zum Theil würde diese Ursache erst selbst wieder der Erklärung bedürfen. Für mancherlei Fälle des Lautwandels läßt sich die Bequemlichkeit als Ursache aufstellen. Es wird an Stelle eines Lautes ein anderer gesprochen, welcher in der vorliegenden Umgebung unter den gegebenen Bedingungen bequemer zu articuliren ist. Aber man kommt doch mit Annahme dieser Ursache weniger weit, als auf den ersten Blick scheinen mag. In vielen Fällen ist gar nicht zu entscheiden, welcher Laut bequemer zu sprechen ist, und dann bleibt meist noch die weitere Frage: warum wird der Unbequemlichkeit, welche viele Generationen festgehalten hatten, nun auf einmal zu einer bestimmten Zeit ausgewichen? Man hat auch darauf hingewiesen, daß die Veränderung der äußeren Verhältnisse eine Lautclasse bequemer, eine andere unbequemer machen könne, als sie zuvor waren, daß also insbesondere der Wegzug in Wohnsitze mit anderen Verhältnissen als die bisher gewohnten vielfach Ursache des Lautwandels sei. Auch ich glaube, daß diese Erwägung als solche ganz richtig ist, aber es ist bis jetzt äußerst schwierig, im concreten Fall einen Zusammenhang nachzuweisen. Freilich hat man auch noch nicht da eingesetzt, wo zunächst einmal die Entscheidung über die Geltung des Prinzips zu suchen ist, und wo die maßgebenden Gesichtspunkte zu eruiren wären. Zunächst haben wir nämlich nicht auf große Gebiete und weit gehende Veränderungen zu sehen, sondern man müßte zunächst einmal die einzelnen örtlichen Sondergestaltungen der lebenden Mundarten für diese Zwecke untersuchen, und müßte hier auf die feinsten und geringsten Abweichungen der Articulation wie auch des Baues der Articulationsorgane achten. Läßt sich hier auch nur im kleinsten ein Einfluß der äußeren Verhältnisse nachweisen, so bekommt dadurch die allgemeine Erwägung, daß dieser in der Sprache in größerer Ausdehnung stattbabe, eine starke Stütze, nnd zugleich ergeben sich hier im kleinen Gesichtspunkte, nach welchen die größeren Verhältnisse zu untersuchen wären. Ehe wir aber wenigstens diese positive Grundlage haben, sind allgemeine Erwägungen über die Naturbedingungen als Ursache des Lautwandels wenig fruchtbringend.

Für die andere Frage, in welcher Art sich der Lautwandel vollzieht, empfiehlt es sich, den lautlichen Bestand concreter Sprachen nnd Sprachperioden, sofern er Wirkung eines Lautwandels ist, genau zu charakterisiren. Da aber immer nur eine beschränkte Zahl von Sprachen als Gegenstand der Untersuchung zu Gebote steht, so ist wenigstens durch Wahl von möglichst verschiedenartigen Sprachen eine gewisse Sicherheit zu schaffen. Daher ziehen wir Vertreter von lebenden Mundarten und daneben solche von uns näher bekannten flectirenden Sprachen des Alterthums bei. Erstere allein geben die Möglichkeit einer bis ins einzelne gehenden genauen Untersuchung, sie bieten zugleich verhältnißmäßig einfache und ungestörte Verhältnisse. Hinter ihnen müssen die modernen Literatur- und Schriftsprachen zurückstehen. Diese letzteren sind erst aus den Mundarten abgeleitet, ihre Verhältnisse sind viel complicirter, insbesondere sind bei ihnen die Ergebnisse des Lautwandels durch mancherlei Einflüsse gestört. Nun ist aber die Kenntniß heutiger Mundarten in der für unsre Zwecke nöthigen Genauigkeit gar nicht leicht zu gewinnen. Auf dem Boden deutschee Mundarten, bei welchen verhältnißmäßig schon recht viel erreicht ist und an die wir uns hier halten, kennen wir den gesammten Lautbestand mit solcher Genauigkeit nur in beschränkten Bezirken. Daneben kennen wir einzelne lautliche Erscheinungen, sowie die heutige Lautform einer Reihe von einzelnen Wörtern auf weitere räumliche Ausdehnung hin. Wollen wir zu diesen heutigen deutschen Mundarten als Gegenstück noch Sprachen des Alterthums beiziehen, so haben wir solche zu wählen, welche mit dem Deutschen der großen indogermanischen Sprachfamilie angehören, denn nur die Sprachen dieser Familie sind genügend bekannt und genügend durchforscht, um die Grundlage für unsre Untersuchung zu bilden. Beide Gegenstücke, heutige Mundart und antike Sprache, ergänzen sich und sie zeigen verbunden eine doppelte Erscheinung. Einmal finden wir denselben Laut einer früheren Sprachperiode in der jüngeren, bezw. heutigen über weite Landstrecken hin und durch alle Wörter hindurch, in welchen er auftrat, oder wenigstens durch alle Wörter hindurch, in welchen er unter denselben Bedingungen auftrat, von dem gleichen neuen Laute abgelöst, also in all diesen Fällen demselben Lautwandel unterzogen. Dies gilt von den Sprachen des Alterthums, wie von den heutigen Mundarten. Aelteres ei ist im Lateinischen durchweg zu ī geworden, älteres ā im Altgermanischen durchweg zu ō, älteres ē ist im Lateinischen und im Germanischen je unter bestimmten Bedingungen zu ī geworden, aber auch in allen Wörtern, in welchen es unter diesen Bedingungen auftritt. Im Mittelalter ist betontes ī und ū in manchen deutschen Mundarten durchweg diphthongirt worden zu ei und au, in anderen wieder nur unter bestimmten Bedingungen. Dann treffen wir aber ein von diesem durchgehenden Lautwandel ganz verschiedenes Verfahren, sofern ein Laut innerhalb eines Gebietes nur in gewissen oder auch wenigen Wörtern in bestimmter Weise geändert erscheint, in anderen Wörtern, welche den Laut unter ganz denselben Bedingungen enthalten, aber anders behandelt ist. Damit meine ich nicht Störungen, welche sich sogleich als Fremdwörter gegenüber dem ursprünglichen und einheimischen Sprachbestande verrathen, sondern verschiedene Behandlung desselben Lauts in wirklich volksthümlichen Wörtern. Gegenüber dem durchgehenden liegt also hier sporadischer Lautwandel vor. Die heutige Mundart bietet für diesen letzteren zahlreiche Belege. Bei den Sprachen des Alterthums ergibt sich meist kein so durchsichtiger Thatbestand und die Auffassung der Wissenschaft kann daher aus einander gehen. Wir werden aber zu sagen haben: wenn die lebenden Mundarten solchen sporadischen Lautwandel in vielen Beispielen aufweisen, so haben wir ihn auch bei den Sprachen und Mundarten des Alterthums zu erwarten. Da er meist in recht beschränktem Gebiete gilt, so kann es geschehen, daß er in den Denkmälern nicht zum Ausdruck kommt. Entsprechend diesen beiden Arten im Bestande des abgeschlossenen, der Unter-

suchung vorliegenden Lautwandels können wir auch bei dessen Beginne, am Ausgangspunkt der Bewegung, zwei verschiedene Verfahren unterscheiden. Es kann an Stelle eines Lautes ein anderer gesprochen werden, oder es kann ein Wort in einem Laute verändert werden. Im ersteren Falle trifft die Veränderung den Laut als solchen, sie trifft ihn überall, wo er in derselben Umgebung, unter denselben Accentverhältnissen steht, ohne alle Rücksicht auf die Bedeutung und Herkunft der Wörter. Daher geht dieser Wandel von Anfang an durch alle Wörter, welche den Laut überhaupt oder welche ihn unter denselben lautlichen Bedingungen enthalten, hindurch. Nicht auf die Wörter kommt es hier an, sondern auf den Laut, und der Lautwandel ist ausnahmlos. Im anderen Falle wird das Wort in bestimmter Weise in einem bestimmten Bestandtheil, an einer bestimmten Stelle verändert, es kommt hier also auf das Wort an. Ist mit diesem Wort eine zugehörige Sippe von Wörtern derselben Abstammung, verwandter Bedeutung verbunden, so können diese unter dem Einfluß des abgeänderten Wortes demselben Lautwandel unterzogen werden. Diese Ausdehnung des Lautwandels von einem Wort auf andere spielt in der Sprachwissenschaft eine große Rolle, sie wird dort unter der Bezeichnung Analogiebildung erörtert. Hier interessirt sie uns nur, sofern sie zur Erweiterung eines sporadischen Lautwandels führt. Auf wie viele Wörter dieser Wandel allmählich ausgedehnt wird, ist im Grundsatz gleichgültig, er kann sehr viele Wörter treffen, welche denselben Laut enthalten, er kann auch sie alle treffen; immer bleibt er seinem Charakter nach sporadisch, sofern er seinen Ursprung von bestimmten Wörtern nahm und die Tendenz hat, bestimmte Wörter zu treffen.

An diese Unterscheidung des durchgehenden und des sporadischen Lautwandels reihen sich noch andere Fragen in Betreff des Ausgangspunktes des Lautwandels an. Es fragt sich zunächst einmal, ob der Lautwandel beim Individuum beginnt oder in einem ganzen Verkehrskreise, welcher eine Anzahl von Individuen umfaßt. Bei dem durchgehenden Lautwandel läßt sich von allgemeinen Erwägungen aus beides annehmen, er kann beim Individuum oder bei mehreren gleichzeitig seinen Ausgangspunkt nehmen. Bei bestimmten Anschauungen über die Ursache des Lautwandels hat man sich für den Ursprung in einem ganzen Kreise zu entscheiden. Veränderte Naturbedingungen werden in der Regel nicht nur ein Individuum, sondern einen ganzen Kreis treffen, und bei diesem muß somit auch ein aus ihnen erwachsender Lautwandel gemeinschaftlich beginnen. Den sporadischen Lautwandel wird man dagegen stets beim Individuum seinen Ausgang nehmen lassen, welches immer seine Ursache sei. Und hier beim Individuum kann sich die Neuerung durch Analogie schon auf eine Reihe von Wörtern ausdehnen. Weiter vollzieht sich der Lautwandel ersterer Art allmählich; zwischen der Lautform, von welcher er ausgeht, und derjenigen, bei welcher er endet, kann eine ganze Reihe von einst gesprochenen Zwischenformen liegen. Wenn z. B. älteres ê in heutiger deutscher Mundart als ai erscheint, so ist nicht ai direct aus ê entstanden, und es hat sich nicht der ganze Wandel auf einmal vollzogen, sondern es ist ê zu ee geworden, dieses zu ei, weiter zu ai. Und so vollzieht sich dieser Lautwandel auch unbewußt. Es liegt gar nicht in der Absicht der Person oder der Personen, bei welchen er beginnt, einen Laut durchweg anders zu sprechen, als ihre Vorfahren denselben gesprochen haben, als ihre Nachbarn ihn sprechen; und würden sie von der Veränderung ihrer Aussprache Kenntniß haben, so würden sie suchen, dieselbe zu vermeiden. Der andere Lautwandel, der sporadische, vollzieht sich für das einzelne Wort auf einmal. Es kann wohl dasselbe Wort an derselben Stelle von wiederholten Veränderungen getroffen werden, aber dann liegen wiederholte Fälle von selbständigem Wandel vor, nicht Theile desselben Wandels. Ob sich dieser Wandel bewußt oder unbewußt vollzieht, ist nicht im Grundsatze zu entscheiden. Es scheint mir beides möglich. Hier, wo es sich um bestimmte Wörter handelt, scheint es mir doch nicht ausgeschlossen, daß eine Person, der ihre abweichende Aussprache zum Bewußtsein kommt, dennoch die veränderte Form mit Absicht festhält.

Nun herrscht auf dem Gebiete der Sprache wie auf allem Gebiete menschlichen Handelns Nachahmung von Person zu Person. Wie Tracht und Geberden nachgeahmt werden, so auch Sprechweise und Sprache. Durch Nachahmung wird somit auch der Lautwandel ausgedehnt hinaus über das Gebiet, auf dem er erwachsen ist. So erhalten wir einen übertragenen oder überkommenen Lautwandel. Nur wenn starke Gründe dagegen vorzubringen wären, hätte man ein Recht, die Nachahmung auf dem Gebiet der Sprache und damit den überkommenen Lautwandel außer Berechnung zu stellen. Solche liegen aber nicht vor, und wenn auch kaum je in einem concreten Falle mit absoluter Sicherheit zu erweisen ist, daß da überkommener Wandel vorliegt, so gibt es doch Fälle genug, wo man ihn als sehr wahrscheinlich darzuthun vermag. Wie der ursprüngliche, so kann sich nun auch der übertragene Lautwandel in doppelter Weise vollziehen. Entweder wird die Sprechweise eines andern übernommen oder einzelne Wortformen aus dessen Sprachschatze. Im ersteren Falle, bei der Uebernahme der Sprechweise eines andern, verändert der Uebernehmende einen oder mehrere der bisher von ihm gesprochenen Laute, wo immer diese auftreten oder wo sie unter denselben Bedingungen auftreten, und er setzt in all diesen Fällen dafür den Laut, welchen der andere spricht. So ist es wahrscheinlich, daß der oben angezogene Wandel von lang i in ei jenseit der Grenzen des ursprünglichen Gebietes dieses Wandels von den Nachbarn übernommen wurde, und daß diese Nachbarn anfingen überall, wo sie bisher lang i gesprochen hatten, ei zu sprechen. Diese Veränderung trifft also nicht nur bestimmte Wörter, sondern den Laut ohne Rücksicht auf die Wörter, in welchen er enthalten ist, und der Lautwandel trifft daher auch solche Wörter, welche der Uebernehmende gar nicht aus dem Munde des andern gehört hat; auch dieser überkommene Lautwandel ist somit ausnahmlos. Ein Lautwandel kann also nicht allein an der Stelle, an welcher er entsteht, ausnahmlos wirken, er kann auch als ausnahmloser von da aus weite Gebiete erobern. Daher finden wir in den lebenden Mundarten wie in den Sprachen des Alterthums oft genug ausnahmlosen Lautwandel über weite Gebirte hin herrschend.

Die andere Art der Verbreitung eines Lautwandels, welche einzelne Wörter als solche in der neuen Form übernimmt, kann ihrerseits einen doppelten Ausgang nehmen. Sie kann ausgehen von einem Lautwandel, welcher schon von Hause aus vereinzelt ist, oder aber von geschlossenem Wandel. Die größere praktische Bedeutung kommt dem zweiten Verfahren zu, durch dieses sind gewiß in den meisten Fällen die ansehnlichen Gebiete sporadischen Wandels entstanden. Wir haben zwar oben daran festgehalten, daß sporadischer Wandel auch selbständig entstehen kann beim Individuum, und vom Individuum aus kann er sich dann ausbreiten. Aber der Fall wird doch nicht sehr häufig eintreten. Selten genug wird das Individuum ein einzelnes oder mehrere abgeänderte Worte längere Zeit festhalten. Es wird eher das Individuum von seiner Umgebung die ursprünglichen Wortformen wieder zurück übernehmen, als die Umgebung von ihm die neuen annehmen wird. So wird es also nicht allzu häufig zur Verbreitung eines von Hause aus sporadischen Wandels kommen. Viel eher ist

Digitized by Google

zu erwarten, daß ein Bezirk, welcher an einen solchen mit geschlossenem Lautwandel anstößt, von letzterem einzelne Wörter übernimmt, daß also der sporadische übernommene Wandel vom geschlossenen ausgeht. Dabei kann dann zwischen den einzelnen übernommenen Wörtern eine gewisse Beziehung bestehen. Solche, die durch irgend welches Band der Bedeutung oder der Form verknüpft sind, können sich mit einander ausbreiten. In neueren Aufnahmen über deutsche Mundarten findet sich solches Zusammengehen bestätigt.

Wie nun die Uebertragung des Lautwandels ganz in einer Linie steht mit der Nachahmung von Tracht und Sitte, so auch in Rücksicht auf die weitere specielle Frage, ob sie sich bewußt oder unbewußt vollzieht. Wer für die Nachahmung überhaupt ein gewisses Maß von Bewußtsein verlangt, wird auch für sprachliche Nachahmung ein solches fordern. Dabei ist aber dann immer noch möglich, daß man wohl zunächst mit Bewußtsein den abgeänderten Laut ein paarmal anwendet, die abgeänderte Lautform ein paarmal benützt, daß man dabei durchaus nicht die Absicht hat, dieselben auch künftighin zu verwenden, daß man dann aber unbewußt dieselben wiederholt und endlich allein gebraucht.

Auch in seiner Ausdehnung, im Verlaufe der Grenzen, bis zu welchen er vordringt, geht der übertragene Lautwandel parallel der Nachahmung von Tracht und Sitte. Je stärker der Verkehr nach einer Seite ist, desto größer ist auch die Wahrscheinlichkeit, daß ein Lautwandel von dorther übernommen oder dorthin weitergegeben wird. Wo der Verkehr schwach oder ganz unterbrochen ist, da wird auch der Lautwandel nicht leicht weiter dringen. Verkehrsgrenzen bilden also auch Grenzen des Lautwandels der Sprache. Solche sind theils durch die Natur gegeben, theils durch politische und wirthschaftliche Verhältnisse. Unter ersteren stehen voran die Gebirgszüge. Auch die Flüsse sind in Rechnung zu ziehen, aber nicht in gleich starkem Maße. Ueber ruhige und nicht allzu breite Flüsse geht der Lautwandel gern weg. So hat man gefunden, daß die Donau bis Ulm keine Lautgrenze bildet, während an der Iller und noch mehr am Lech solche auftreten. Der Rhein soll in seinem ganzen Verlaufe keine tiefer ins Sprachleben einschneidende Grenze schaffen, wie weit aber doch da und dort ein Lautwandel an seinen Ufern Halt gemacht hat, ist erst näher zu untersuchen. Zu den politischen Grenzen, welche den Verkehr unterbinden und damit auch Sprachgrenzen hervorrufen können, gehören für die älteste deutsche Zeit die Stammesgrenzen, die Herzogthums- und Gaugrenzen, dann für die spätere Zeit neben den Territorialgrenzen auch solche der Gerichts- und Verwaltungsbezirke, der Kirchspiele und Schulgemeinden. Wie die politischen Verhältnisse, können aber auch die wirthschaftlichen Interessen den Hauptverkehr nach einer bestimmten Seite hin lenken. Wichtige Märkte ziehen die Landbevölkerung herbei. Für die beiden Arten übertragenen Lautwandels, für die Uebertragung der Sprechweise und die Uebertragung einzelner Wörter gelten dabei zum Theil noch verschiedene Bedingungen. Einzelne Wörter dringen leichter vor als eine ganze Sprechweise, so gehen auch erstere leichter über einschneidende Grenzen weg. Es wird also mit mehr Wahrscheinlichkeit vom geschlossenen aus als vom sporadischen Lautwandel auf alte Verkehrsgrenzen zu schließen sein. Da nun aber alle nicht natürlichen Verkehrsgrenzen im Laufe der Zeiten wechseln, so stockt der eine Lautwandel hier, der andere dort, und zwischen Alter des Lautwandels und Zeit der Verkehrsgrenze entsteht die engste Beziehung. Nur darf man nicht ohne weiteres von der Zeit der Verkehrsgrenze auf die Ursprungszeit des Lautwandels schließen, der Schluß gilt allein für die Zeit seiner Verbreitung in der betreffenden Gegend. Der Lautwandel kann in anderen Gebieten lange zuvor gegolten haben, er kann auf dem Wege von dorther gestockt und sich erst nachträglich aufs neue ausgedehnt haben. Wenn noch der Frage nach der Erhaltung alter Stammesgrenzen in Sprachgrenzen besonderes Interesse zugewandt wird, so sind meines Erachtens an alten Stammesgrenzen verhältnißmäßig viele Lautgrenzen zu erwarten. Einmal bilden die Stammesgrenzen einschneidende Verkehrsgrenzen. Auch in Zeiten, wo sie ihre frühere Bedeutung verloren hatten, konnten sie als Grenzen der kirchlichen und Verwaltungsbezirke fortwirken. Dann kommt auf deutschem Boden meist noch ein anderes dazu. Nach gemeiner Annahme sind viele der Stämme, welche in der Völkerwanderung neben einander zu sitzen kamen, durch mancherlei Verschiedenheiten der Sprache von einander getrennt. Die Grenze, welche zwischen solchen Stämmen hinlief, war also von Anfang an nicht nur eine Verkehrs-, sondern auch eine Sprachgrenze. Nun werden die Grenzanwohner eine sprachliche Neuerung von der Seite, mit welcher sie bisher durch gleiche Sprache verbunden waren, gern annehmen, von dem Gebiete jenseit der Stammgrenze aber, von welchem sie schon vorher sprachliche Unterschiede schieden, weniger leicht. Somit wird nicht selten eine ins Grenzgebiet vordringende sprachliche Neuerung an der Stammesgrenze selbst Halt machen, und es wird also von dieser Erwägung aus noch wahrscheinlicher, daß Stammesgrenzen in Sprach- und Lautgrenzen sich ausprägen.

Sind diese Erwägungen in erster Linie auf die Ergebnisse mundartlicher Forschung aufgebaut, so können sie zeigen, wie groß deren Bedeutung für prinzipielle Fragen ist, sie können aber auch ihrerseits wieder zurückwirken auf die mundartliche Forschung. Wenn die Unterscheidung von geschlossenem und sporadischem Lautwandel eine tief einschneidende ist, muß es Ziel der mundartlichen Geographie sein, diesen Unterschied auch zur Darstellung zu bringen. Es genügt also nicht, für den Lautbestand in einer Reihe von mehr oder weniger beliebig gewählten Wörtern die Grenzen festzustellen, sondern es ist das Gebiet des geschlossenen Lautbestandes und daneben dasjenige jedes einzelnen Falls von sporadischem Lautwandel zu bestimmen. Auf eine gute Reihe von Jahren hinaus wird eine solche Darstellung freilich nur in recht enger räumlicher Begrenzung gelingen. Es ist durchaus nicht Zufall, daß der Sprachatlas des Deutschen Reichs, an dem mit viel Eifer und Sorgfalt gearbeitet wird, im wesentlichen nur die Angaben der Gewährsmänner auf der Karte registrirt, bei seiner räumlichen Ausdehnung ist dies nicht anders möglich. Und ebensowenig ist Zufall, daß der kürzlich ausgegebene Atlas schwäbischer Mundart bei seinem beschränkteren Gebiete einerseits das von den Gewährsmännern gelieferte Material wirklich auf seinen genauen Lautwerth verarbeiten konnte, daß aber auch hier noch die Untersuchung auf einzelne Wörter beschränkt blieb. Die erschöpfende Darstellung ist zunächst nur in bedeutend engerem Gebiete möglich. Darum sollte sie aber doch neben jenen weitsehenden Werken nicht vergessen werden, für prinzipielle Fragen kommt gerade ihr große Bedeutung zu.

Tübingen. K. Bohnenberger.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Akademie der Wissenschaften in Wien. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. Sitzung vom 18. Februar 1897. Das w. M. Prof. Dr. Jos. H. Strauß übersendet eine im chemischen Institute der k. k. Universität in Graz von Dr. F. Henrich ausgeführte Arbeit: „Ueber zwei Modificationen des Mononitrofenchens". Der c. M. Prof. Guido Goldschmiedt übersendet eine im chemischen Laboratorium der k. k. deutschen

Universität in Prag ausgeführte Abhandlung von Prof. Dr. Karl Beunure: „Ueber Indolinone" (II. Abhandlung). Hr. F. J. Popp in Osteau (Böhmen) übermittelt im Nahonge zu seiner unter dem 12. October 1893 behufs Wahrung der Priorität vorgelegten Mittheilung, betitelt: „Mathematische Principien", eine zweite Mittheilung unter dem Titel: „Mathematische Untersuchungen". Herr Max Lewy, Ingenieur in Berlin, übermittelt ein versiegeltes Schreiben behufs Wahrung der Priorität mit der Inhaltsangabe: „Röntgen-Röhren". Das w. M. Hofrath Prof. V. v. Ebner überreicht eine Abhandlung: „Ueber die Spitzen der Geschmacksknospen". Dr. Fritz Blau in Wien überreicht eine Abhandlung, betitelt: „Zur Kenntniß des Salicylaldehyds". Dr. Ernst Muesmann macht eine vorläufige Mittheilung: „Ueber eine Atomgewichtsbestimmung des Kupfers". — Sitzung vom 4. März. Herr Prof. Ferdinand Ulzer übersendet eine von ihm in Gemeinschaft mit Hrn. Heinrich Seidel ausgeführte Arbeit aus dem Laboratorium des k. k. technologischen Gewerbemuseums in Wien: „Ueber Milchsäure". Der Secretär legt folgende eingesendete Abhandlungen vor: 1. „Ueber den Hirndruck, die Bewegung der Cerebrospinalflüssigkeit im Schädel und den Druck im Gehirn", von Prof. Dr. Albert Adamkiewicz in Wien, 2. „Ueber Flächen mit Lionville'schem Bogenelement", von Prof. Emil Waelsch in Wien, 3. „Grundbegriffe der Mediationsrechnung", von Hrn. Franz Mutý in Wien. Das w. M. Hr. Oberbergrath Dr. Edm. v. Mojsisovics legt namens der Erdbebencommission einen Bericht über das Erdbeben vom 5. Januar 1897 im südlichen Böhmerwalde vor, dem 6. M. Hrn. Prof. Dr. F. Becke in Prag vor, welcher das dritte Stück der „Mittheilungen der Erdbebencommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften" bildet. Das w. M. Hr. Hofrath Prof. L. Boltzmann überreicht eine Abhandlung von Professor Jgn. Klemenčič in Innsbruck: „Ueber magnetische Nachwirkung", Das w. M. Hr. Hofrath Prof. Ad. Lieben überreicht eine in seinem Laboratorium ausgeführte Arbeit von Dr. Leopold Kahn: „Ueber Condensationsproducte des Isovaleraldehyds" (II. Mittheilung).

* **Wiesbaden.** Am 18. März hat sich hier nach dem Vorbilde der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde eine „Historische Commission für Nassau" constituirt, die sich die Verwerthung der reichen, namentlich im hiesigen Staatsarchiv befindlichen Geschichtsquellen zum Ziel setzt.

* **Göttingen.** Am 21. d. M. feierte der Professor der Geologie Geh. Bergrath Dr. Adolf v. Koenen den 60. Geburtstag, wozu ihm zahlreiche frühere Schüler durch Ueberreichung eines Albums ihre Glückwünsche darbrachten. Seit 1867 in Marburg als akademischer Lehrer thätig, ward er 1884 hierher berufen und entfaltete eine bedeutende Wirksamkeit. Sein Forschungsgebiet ist insbesondere die Tertiärformation mit ihrer Fauna, in weiterem Umfang der geologische Bau Nordwestdeutschlands überhaupt, den er durch zahlreiche Abhandlungen und Karten wissenschaftlich erhellet hat.

γσ. **Berlin**, 21. März. Die Friedrich Wilhelms-Universität beging heute Mittag durch einen Festactus die Hundertjahrfeier für Kaiser Wilhelm I. Die Aula war durch die lebensgroßen Büsten unsrer drei Kaiser, wie durch reichen Blumenflor geschmückt. Der zeitige Rector, Geh. Justizrath Prof. Dr. Heinrich Brunner, suchte in seinem Vortrage die sittliche Persönlichkeit des ersten Hohenzollerkaisers darzustellen. Er begann mit den Beziehungen Kaiser Wilhelms I. zur Universität, deren Rector er einst seinen Amtsbruder genannt hatte, und legte dar, wie neben der Schätzung der selbständigen Bedeutung der Wissenschaft die wissenschaftliche Arbeit vom Kaiser stets als eine Grundlage zur politischen und militärischen Macht des Staates gewürdigt wurde. Als 1858 die Berliner Hochschule ihr 300jähriges Bestehen festlich beging, wurden ihr vom damaligen Prinzregenten die Büsten Fichte's, Hegels und Schellings als der Förderer wissenschaftlichen Strebens zum Geschenk überwiesen. Der Kieler Universität wandte sich 1868 die Sorge des Königs zu und die junge Straßburger Hochschule begründete der Kaiser in der Erwartung, sie solle den Boden bereiten für geistige Erkenntniß, Gottesfurcht und Hingebung in den kommenden Geschlechtern. Er wollte, wie es in einem Schreiben an den Minister Falk heißt, daß Berlin, dessen Universität ihm als eine centrale geistige Festung erschien, stets auch die erste Hochschule des Reiches bleiben sollte. Auf den Glückwunsch des akademischen Senats bei der Rückkehr aus dem Feldzuge 1871 hob der Kaiser hervor, wie die Pflege der Bildung im Kriege sich bei den gebildeten Elementen ebenso wie bei dem gemeinen Mann gleich wohlthätig gezeigt habe. Wie dem Kaiser jede Uebertreibung und falsche Schmeichelei zuwider gewesen ist, so ist auf den Lehrkanzeln unserer Hochschule auch nie, weder der byzantinischen noch der demagogischen Schmeichelei eine Stätte bereitet gewesen. Die Bedeutung einer nationalen Feier, wie der heutigen, soll darin bestehen, das geschichtliche Bewußtsein gegenüber den Angriffen der geschichtlosen Mächte der Gegenwart zu kräftigen und die Erinnerung an den Entwicklungssinn unsres Volkes, wie er vor 100 Jahren war, ziemt sich wohl am heutigen Tage. Wohlmeinend und ritterlich, wie König Friedrich Wilhelm II. war, ja ließ er doch die Beharrlichkeit und die Arbeitsamkeit hohenzollern'schen Fürsten vermissen, zudem war er von Hofschranzen umgeben und sein Staat bestand zu zwei Fünfteln aus Polen, die durch schlaffe Behandlung von seiten der Regierung verwöhnt wurden. Wie einstmals die Verbindung mit dem polnischen Adel vom sächsischen Kurhaus den deutschen Dingen völlig entfremdet hatte, so brachte damals die Politik der Hohenzollern sich nach Osten zu wenden und sich von den nationalen Aufgaben, die ihnen die Staatskunst des großen Kurfürsten einst gewiesen hatte, abzukehren. Durch jenen verhängnißvollen Fehler, den Basler Frieden, ward der Schutz der Westgrenzen Deutschlands und der Schutz des deutschen Volkes durch Preußen gegen Frankreichs Uebergriffe aufgegeben. Der morsche Bau des Reiches ward nicht wetterfest gemacht gegen die drohenden Stürme und in politisch trostloser Zeit ward Preußens Heer vernachlässigt und durch die kaum halben Erfolge in den Revolutionskämpfen demoralisirt. In der Zeit des staatlichen Niedergangs erlebte Deutschland Literatur einen Aufschwung. Es sind die Tage um Kaiser Wilhelms Geburt, da Schiller an seinem „Wallenstein" dichtete und Goethe das nationalste seiner Gedichte gelang, „Hermann und Dorothea", dessen Handlung im Sommer 1796 spielt. Wer dies Epos mit den Augen des Historikers liest, wird erkennen, daß es die Schuld unserer Politiker war, wenn die Literatur so unpolitisch ward und weltbürgerliche, nicht nationale Ideale gestaltete, in daß Politik und geistige Bildung wie Oel und Wasser unvereinbar wurden. Die verlorene Westgrenze des Reiches, dessen Auflösung, der Rheinbund, sie waren die natürlichen Folgen der Thatsache, daß Preußen aufgehört hatte, ein lebendiges Glied des deutschen Volkes zu sein. Um jene Zeit ward Kaiser Wilhelm geboren. Noch eines freudlosen, herben Jugend, in der er früh lernte, sich selbst zu beherrschen, waren die Tage des Befreiungskriegs ihm der erste Sonnenschein. Schon im Winter 1808/9 hatte der eifrige Jüngling sich in den Schriften Friedrichs des Großen Erhebung gesucht und frei vom dem Ueberschwung der Romantik, der das deutsche Leben nach den Befreiungskriegen beherrschte, ward er ein strenger Soldat. Seine Vermählung mit Kurt Augusts edler Enkelin scheint uns heute ein Vorzeichen für die Wiedergeburt unsres Volks aus der stahlharten Kraft des preußischen Staates und den feinsten Elementen der deutschen Cultur. Da er zum Thron berufen ward, war er nach der Sprache des „Sachsenspiegels" ein Mann, der „über seine Tage hinaus" ist und der nach preußischem Landrecht wie nach dem „Bürgerlichen Gesetzbuch" nicht mehr verpflichtet ist, „die Bürde einer Vormundschaft zu übernehmen", der indessen in seiner steigen geistigen und leiblichen Entwicklung sich Kraft und Frische für sein Amt in höchstem Maß bewahrt hatte; nicht mit einem „vollen Packet fertiger Meinungen" übernahm er sein hohes Amt, sondern ein Lerntrieb, der sich über alles zu orientiren suchte, beherrschte ihn und erhöhte die Kraft seiner Menschenkenntniß und Herrschergabe. Berathen von dem gewaltigsten und genialsten Staatsmann der deutschen Geschichte, ist Kaiser Wilhelm zu der Heldengestalt geworden, wie er im Herzen seines Volkes lebt. Nach des unglücklichen Schill Untergang hatte die edle Königin Luise traurig ausgerufen: „Ade Germania!" und die neu erstandene Germania des Wiener Congresses, sie bezog eine Miethswohnung in der Eichenheimergasse und steckte eine Schreibfeder hinters Ohr. Als man 1863 auf dem „Frankfurter Fürstentag" die Neuordnung Deutschlands im österreichischen Sinne betrieb, wurd zu Ehren der dort versammelten Fürsten ein Feuerwerk abgebrannt, aus dem ein Flammenbild der Germania aufleuchten sollte, doch prasselte es und zischend stiegen die Raketen in die Lüfte, doch Germania's Bild entwickelte sich nicht. Schwertgegürtet und erzgepanzert erhob sich erst aus dem Pulverdampf der lothringischen Schlachtfelder das neue Deutschland, und König Wilhelm, der am liebsten ein „Herzog der Deutschen" heißen und die Kaiserkrone seinem heldenhaften Sohn übertragen wollte, er hat im Dienste des Vaterlandes sich selbst bezwungen und ist dem Wunsche seines Volks gefolgt. Die

Kaiserwürde, aus der alten Cäsarenwürde hervorgegangen, war mit Anerkennung der Byzantiner einst nach des Papstes Krönung auf Karl den Großen übergegangen, allein kein mittelalterliches Kaiserthum des äußeren Glanzes und der unzulänglichen Machtfülle hat Kaiser Wilhelm errichtet, er schuf ein nationales Kaiserthum. Wie schmuchvoll mußte man einst bei den Seemächten um den Schutz der deutschen Flagge auf dem Meere betteln! Kaiser Wilhelm legte den Grund zu den achtungswerthen Anfängen einer deutschen Flotte, hatte er doch schon 1848 in London eine namhafte Summe für die damaligen Sammlungen zum Bau einer Flotte gezeichnet. Er kannte auch des großen Kurfürsten Pläne nach überseeischem Besitz von neuem aufnehmen. Wie eifrig er in der Begründung der Rechtseinheit gewesen ist, dessen zum Zeugniß dienen die in seinem Nachlaß gefundenen Niederschriften, die er sich aus einem ihm vorgetragenen Cursus der Rechtsencyklopädie ausgefertigt hatte. Kaiser Wilhelm ließ seine Minister in ihren Ressorts frei unter eigener Verantwortlichkeit gewähren, doch gestattete er keine Uebergriffe, so daß sich im neuen Reiche kein Hausmeierthum wie einst unter den Merowingern entwickeln konnte, wo dem majordomus ehemals die Führung der königlichen Gefolgschaft zufiel. Und wie ein germanischer Führer hat Kaiser Wilhelm I., dessen schlichtes Herz stets Pflicht und Treue hegte, seinen „Gefolgsleuten" die Treue nachmals bewahrt. Sein treues Festhalten am gegebenen Wort verbürgte seine Bundestreue und fand einen Widerklang in den Herzen seines Volkes. Schon 1848 sprach er es aus, die Regierung müsse sich an die Spitze des Volkes stellen und dessen Reformbestrebungen fördern und unterstützen. Kaiser Wilhelm war ein Friedensfürst, den Kampf suchte er zu vermeiden, so lange es mit seiner und seines Volkes Ehre nur möglich war, deßhalb hat er alle seine Kriege mit reinem Gewissen durchgefochten. Von rührender Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit für seine Person, mit sorgfältiger Rücksicht auf andere, war dieser ebenmäßig angelegte Geist in seinem seelischen Gleichgewicht kein „Uebermensch", sondern nach einem Ausdruck Bismarcks: „ein Mensch in allen Stücken", und deßhalb steht er seinem Volke im Herzen noch nicht so unnahbar da, viel näher als der große Friedrich. Alles Leid, das er auf seiner langen Lebensreise erduldet, hat nicht vermocht, ihn zu verbittern oder ihn mit kalter Menschenverachtung zu erfüllen. In der Socialgesetzgebung ging er von der Ueberzeugung aus, es sei die Pflicht des Staates „im Sinne der ergänzenden Gemeinschaft" einzugreifen in die wirthschaftlichen Interessenkämpfe. Kaiser Wilhelm hat wie kaum einer für kommende Generationen gearbeitet, gestritten und gelitten. Nehmen wir ihn zum Vorbild für unsern Glauben an das Vaterland, für die Wahrung unsrer nationalen Ehre und in der Erfüllung unsrer Pflichten gegen unser Volk! Ueberlassen wir uns keiner Abspannung der Kräfte, sondern sagen wie nach Kaiser Wilhelms Wort, „daß es Tag bleibt!" — Hatte der Vortrag eines vierstimmigen Chors von Johann Walther 1561 den Festactus eingeleitet, so bildete die stehend von der Versammlung gesungene Kaiserhymne den Schluß der Feier.

* **Zürich.** Zum außerordentlichen Professor der inneren Medicin und Director der medicinischen Poliklinik an der Universität ward auf 6 Jahre Dr. Herrmann Müller von Thayngen ernannt.

* **Brüssel.** Die Belgische medicinische Gesellschaft ladet für den 2.—7. August zu einem internationalen medicinischen Congresse ein.

* **Petersburg.** Ein Lehrstuhl für koreanische Sprache ist, dem „Nowosti" zufolge, an der Facultät für orientalische Sprachen der hiesigen Universität errichtet worden.

P. C. **Konstantinopel.** Am 15. d. M. feierte das hiesige russische archäologische Institut den zweiten Jahrestag seiner Gründung. Dem Fest wohnten bei: der russische Botschafter bei der Pforte v. Nelidow mit allen Mitgliedern der Botschaft, des Generalconsulats und den Offizieren der Stationsschiffe, ferner die hervorragendsten Mitglieder der hiesigen russischen Colonie, der montenegrinische Gesandte Balic, die Archimandriten Germanos Apostolakos und Boris a. a. Hr. v. Nelidow hielt eine Ansprache an die Versammelten, in der er der bisherigen wissenschaftlichen Errungenschaften des Instituts rühmend gedachte und die Hoffnung aussprach, daß dasselbe in Zukunft alle bei seiner Gründung gehegten Erwartungen erfüllen werde. Hierauf hielt der Director des Instituts, Hr. Uspensky, einen Vortrag über den „Einfluß der slavischen Colonien auf die Organisation und die Einrichtungen des byzantinischen Reichs". Secretär Pogodin verlas den Jahresbericht, aus dem hervorgeht, daß das Institut im abgelaufenen Jahr Forschungen in Kleinasien, Palästina und Bulgarien veranlaßt hat.

---

* **Neue Antalage.** Antiquarische: Theodor Ackermann, München. Nr. 158. Cultur- und Sittengeschichte. Nr. 159. Dasselbe. Frauenfrage ꝛc. Nr. 160. Literarische Seltenheiten, Curiosa.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Ende November 1896 erscheint und ist vom Verfasser (Budapest, II. Bezirk) zu beziehen:

Die (4539)

Elektrodynamischen Grundgesetze

und das

eigentliche Elementargesetz

von

Franz Kerntler.

8°, 68 Seiten. — Preis 1 fl. 20 kr. ö. W. (2 Mark).

Nachdem der Verfasser auf eine von der Ampère'schen ganz verschiedene und vollständig überzeugende Art dargethan, dass die Wirkung eines geschlossenen Leiters auf ein Element immer senkrecht zu diesem steht, und dass demnach alle diejenigen Gesetze, nach welchen dies, wie z. B. nach den der Neumann'schen und der Weber'schen Potentialformel entsprechenden Gesetzen, nicht der Fall ist, so wie alle diejenigen Gesetze, welche sich, wie z. B. das Reynard'sche und das Grassmann'sche, der Anforderung der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung entziehen, als Elementargesetze überhaupt nicht in Betracht kommen können, beweist er, dass wir das eigentliche, d. h. das einzig richtige Elementargesetz nicht in dem Ampère'schen, sondern in demjenigen (bisher noch von Niemandem aufgestellten) Gesetze zu suchen haben, welches auf allen vier, von dem Wiener Physiker J. Stefan als möglich anerkannten Componentenwirkungen beruht und unter Beachtung des Principes der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung das einfachste ist. Es ist dies, wie die ausführliche Begründung und die nähere und vergleichende Darstellung zeigt, ein Gesetz, welches das Band zwischen der elektrodynamischen und magnetischen Wirkung auf das engste knüpft, welches den Postulaten der Symmetrie im höchsten Grade entspricht, nach welchem das Verhalten der Elemente am natürlichsten und dasjenige begrenzter Leiter am einfachsten erscheint, gegen welches nicht das geringste theoretische Bedenken obwaltet, und nus welchem für die Wirkung eines geschlossenen Leiters auf einen ungeschlossenen (begrenzten) im Allgemeinen und für die drehende Wirkung eines geschlossenen Leiters auf einen anderen das Ampère'sche Gesetz, und für die gegenseitige verschiedene Wirkung zweier geschlossener Leiter der Neumann'sche Ausdruck als die einfachste Calculationsformel resultirt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Der Vicomte.

Komödie in drei Akten von

Rudolf Presber.

Preis geheftet 2 Mark. — Elegant gebunden 3 Mark.

Der bühnenkundige Dichter bietet uns mit seiner neuen Schöpfung ein heiteres Lustspiel von litterarischem und künstlerischem Werte. Die Handlung hat dramatisches Temperament, die gereimten Verse fließen flott dahin und sind voll witziger Pointen. Die erste Aufführung in Wiesbaden ist mit großem Beifall aufgenommen worden. (4117)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 24. März. Nummer 67.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ungarische Lyrik. Von A. K. T. Tielo. — Aus dem römischen Afrika. Von Adolf Schulten. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ungarische Lyrik.

Von A. K. T. Tielo.

Goethe's Wunsch, der Deutsche möge sich die gesammte Weltliteratur zu eigen machen, rückt seiner Erfüllung immer näher. Die deutsche Romantik und darnach insbesondere der Münchener Dichterkreis waren gewissenhaft bestrebt, die echte Poesie aller Zeiten und Völker zu sammeln und in ihre Muttersprache zu übertragen. Verhältnißmäßig wenig hat man sich mit der ungarischen Dichtung befaßt; erst der Name Petöfi hat 1846, zwei Jahre nach dem Erscheinen der Gesammtausgabe seiner Gedichte im Urtext, die Blicke achtungsvoll der Entfaltung ihrer reichen Blüthenpracht zugewandt. Alsdann erregte Madách mit seiner gewaltigen „Tragödie des Menschen" über die Grenzen seiner Heimath hinaus berechtigtes Aufsehen, und daneben gewann Mór Jókai mit seinen zahlreichen culturhistorischen Romanen eine derartige Beliebtheit, daß ihn das „Neue Blatt" bereits vor 25 Jahren als einen der Seinen feiern durfte.

Doch sollte man nicht glauben, daß die Poesie der Magyaren auffallend spät zu uns gedrungen sei. 1825 hat der Gelehrte Johann Graf Mailáth eine Sammlung „Magyarische Gedichte" mit literargeschichtlicher Einleitung herausgegeben und an ihn reihen sich namhafte Uebersetzer an: 1828 F. Tólby; 1846 A. Dux (Petöfi's Gedichte), Erdely, Greguß; 1851 Szarvady und Hartmann; 1864 Th. Opitz; 1865 Kertbeny; 1871 H. v. Metzl; 1873 L. Aigner; 1874 Steinacker; 1878 Neugebauer; 1879 Von der Haide; 1880 L. Aigner. Diese Anthologien werden neuerdings durch den „Ungarischen Dichterwald" [1]) von Irene H. Cserhalmi anerkennenswerth vervollständigt. Ihr Buch umfaßt die ungarische Lyrik des 19. Jahrhunderts bis hinauf in die jüngste Zeit, daneben Volkslieder und die Probe eines conventionellen Minnesängers. Sie hat in ihren Versionen die ursprünglichen Metren beibehalten; sie hat sich mit den Reimen „in ehrenwerther Weise abgefunden", und hervorragende Magyaren, Mitglieder der ungarischen Akademie der Wissenschaft haben in ihrem „Urtheil über die Wahl der Gedichte und die Treue der Uebersetzungen das allergünstigste Zeugniß für sie abgelegt".

Da ich ebenso wie Georg Ebers, der dem Fremdling ein sehr freundliches Geleitschreiben mitgegeben hat, der magyarischen Sprache unkundig bin, so muß ich mich mit jenem Citat, so weit es eben die Sprache betrifft, wohl oder übel begnügen. Jedenfalls gleiten diese Uebertragungen größtentheils in so glattem Flusse fort und malen so angemessene Bilder, daß sie sich thatsächlich „durchempfundene Nachdichtungen der Originale" nennen lassen — ein Vorzug, der bei ihrer Verbreitung nachdrucksvoll mitsprechen muß. Im Vergleich zu ihren Vorläufern scheint die Uebersetzerin ureigene Knorren und Kanten etwas abgerundet und den Glanz der Farben etwas erhöht zu haben. Es macht sich halt nicht anders: so behutsam man auch die schillernden Flügel eines Schmetterlings berühren mag, der duftigste Schmelz und Schimmer wird dabei dennoch unfehlbar verwischt. Dasselbe geschieht dem geschmeidigsten und feinfühligsten Uebersetzer mit kleinen lyrischen Gedichten, und was er bei seiner Arbeit unvermerkt verdrückt und verschiebt, das sucht er unvermerkt durch einen Bruchtheil seines Wesens zu ersetzen. So erkennt man hin und wieder bei schärfster Beobachtung, daß die vorliegenden Blätter von einer zarten Frauenhand zusammengefaltet wurden.

Auch mit der Auswahl der Gedichte wird man nicht immer einverstanden sein. Im Interesse der Schönheit hätte man von Bartók, Gárdonyi, Riß, Szabó und Temérdek gern ein plus und von der neuesten Damenlyrik lieber ein minus gesehen. Ein anderer Herausgeber würde vielleicht noch entschiedener die oratorische Gedankenpoesie gegen die reine Stimmungs- und Gestaltenpoesie zurückgesetzt haben; doch dieser Punkt liegt bereits in dem neutralen Gebiet „de gustibus".

Aber Irene H. Cserhalmi hat nicht bloß ihre einheimischen Poeten verdeutscht, sondern auch die einzelnen Erscheinungen mit knappen literarhistorischen Bildnissen begleitet. Diese Miniaturbilder decken indeß die Stelle auf, welche man gebessert wünschen möchte. Es ist dem deutschen Publicum herzlich gleichgültig, ob dieser oder jener Gefeierte zu der Petöfi- oder Kisfaludygesellschaft zählt oder nicht; statt dieser nebensächlichen Mittheilungen hätte man eine zusammenfassende Charakteristik um so freudiger aufgenommen. Doch ihre Würdigungen seien „manchmal einer kleinen Einschränkung bedürftig" — muß selbst ihr wohlwollender Fürsprecher eingestehen. Sie preist viel zu häufig und übertrieben die Schöpfungen ihrer Lieblinge als Meisterwerke oder als Perlen der gesammten Weltliteratur, als daß man in ihr gloria in excelsis rückhaltlos einstimmen könnte. Dennoch können die biographischen Notizen als annehmbare Helfer in der Noth gelten; sie verbreiten auf unbekannten Pfaden ein schwaches, aber immerhin orientirendes Licht.

Die Magyaren behaupten in der Literaturgeschichte der östlichen Völker ein streng abgegrenztes Feld; schon darum, weil sie sich ihre Sprache frei von entartenden Dialekten im Laufe der Jahrhunderte bewahrt haben. Als sie in der Spätzeit der Völkerwanderung das alte Pannonien besetzten, brachten sie bereits aus ihrer asiatischen Urheimath eine ausgebildete Heldensage mit. Früh entwickelte sich eine volksthümliche Sängerkaste, welche die bewegenden Ideen und Empfindungen ihres Zeitalters in Verse brachte. Höfische Minnesänger und fahrende Spielleute erfreuten sich allgemeiner Beliebtheit; aber ebenso früh ging die ungarische Poesie bei den weiter vorgeschrittenen Italienern, Franzosen, Deutschen und Engländern in die Lehre, und erst um die

[1]) Poesien, ausgewählt und im Versmaß der Originale übersetzt. Mit vielen Portraits und Facsimiles und einem Vorwort von Georg Ebers. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1897.

Neige des vorigen Säculums suchte sie sich energischer von fremdländischen Vorbildern zu emancipiren. Sie besann sich auf sich selbst, auf ihr Volkslied. Just die gewaltsamen Germanisirungsgelüste Josephs II. schreckten sie von ihrer trägen Nachahmerei zurück; in dem ersten Viertel seiner Regentschaft, 1772, wurde Sándor Kisfaludy geboren, der ihr in seinem Liedercyklus „Trauernde Liebe" wieder eine individuellere und reizvollere Färbung verleihen sollte. Ein Menschenalter darauf hat sie in Petöfi einen glänzenden Gipfel erreicht; an ihn schließt sich von Arany bis Komjáthi ein Kreis bedeutender Talente an, deren letzte Gruppe, nebenbei bemerkt, nach Stoff und Gehalt unsern Jüngsten durchaus nahe steht. Auch die ungarischen Modernen verwenden beispielsweise den bocksfüßigen Pan und den berauschten Bacchus symbolisch, sie vertiefen die intensive Selbsteinkehr und auch sie verstehen die Vision zu einer neuen poetischen Ausdrucksform herauszubilden. Nur denken sie sich als ihr Forum eher die ganze große Nation als eine Elite verwöhnter Feinschmecker und Lebenskünstler.

Die ungarische Lyrik ist wesentlich ein Ausfluß des glühenden Herzens. Zu ihrer deutschen Genossin verhält sie sich in ihrem Auftreten wie eine Tragödin zu einer biederen Hausfrau. Sie declamirt zu oft, um gemüthlich und gemüthvoll plaudern zu können. Soll sie sich in ihrem Elemente fühlen, so braucht sie vielsagende Gesten, schwunghafte Tiraden und hinreißende Töne. Aber ihr Feuer ist immer etwas umflort, ihr Pathos gedehnt, ihr Klang gedämpft. Sie liebt die Stunden sinnender Beschaulichkeit; sie zieht die gedankenvolle Ruhe dem gedankenlosen Kampfe vor. In der Betrachtung eröffnet sie weite Perspectiven; selbst im rasch beweglichen, kurzen Liede müssen Himmel und Erde, Weltall und Ewigkeit eine Rolle spielen. In besonders erschütternden Augenblicken wird sie von der Uebermacht der einstürmenden Gefühle überwältigt; da verfällt sie gelegentlich in verworrenen Bilderprunk und nebulose Schwärmerei, gesteigert bis zur unfreiwilligen Komik. Jedenfalls erscheint ihre Phantasie stärker ausgeprägt als ihr Darstellungsvermögen; sie ist im Schiller'schen und im landläufigen Sinne sentimental.

Váradi, ein Vertreter der neueren Generation, hat ein Gedicht „Die Poesie des Welkens" abgefaßt mit dem anspruchsvollen Refrain „Des Welkens Dichter bin ich nur allein". Aber streng genommen ist die gesammte ungarische Poesie eine Poesie des Welkens, so wenig auch sonst die Nation von Grund aus selbstquälerischer Schwermuth zugeneigt scheint. Aber ein übermächtiges Geschick hat ihren stolzen Nacken gebeugt und ihre Brust mit dauernder Melancholie erfüllt. Die politische Erniedrigung lastete drückend schwer auf allen ihren Gliedern. Auf dem Schlachtfelde von Mohács gerieth Ungarn für volle 150 Jahre in das türkische Joch; beim Anblick dieser Unglücksstätte schauert der Patriot zusammen.

„Seufzend begrüß' ich dich, Schlachtfeld, geröthet vom Blute der Helden,
Unsrer entschwundenen Macht riesiger Kirchhof, Mohács!
— — — — — — — — — — — —
Scheuenlos herrschte Sulelman, die Zinnen von Ofen, sie stöhnten
Unter dem eisernen Joch fürchterlich grimmer Gewalt."
(Károly Kisfaludy, S. 39.)

Darauf an die felix Austria der Habsburger gekettet, erwachte in dem unglücklichen Lande ein neuer, unbezähmbarer Lebensdrang. Der Donnersturm war vorübergebraust; es richtete sich erathmend empor. Und es fand seine Prediger und Propheten. Berzsenyi sucht es aus Entartung und Ausländerei mit flammenden Worten aufzustacheln:

„Was ist der Ungar jetzt? Ein Gerippe nur,
Das seiner Ahnen strahlend Gepräg' verlor,
Und aus des Vaterlandes Wällen
Schlösser zu müßiger Rast sich baute.
Den Heldenglanz der ruhmvollen Ahnen und
Die Muttersprache tauscht er für fremde ein.
Das Volk, es tritt sich selbst mit Füßen." ... (S. 36.)

Das gedemüthigte Polen tröstete sich: „Noch ist Polen nicht verloren"; Ungarn schwang sich zu noch kühnerem Trotze auf: „Noch ist Ungarn nicht gewesen, es wird erst sein." Das waren die Tage, in denen man beim funkelnden Becher nur des ohnmächtigen Vaterlandes gedachte:

„Freunde auf, in langen Zügen
Trinken wir!
Kummer, Liebe, Alltagssorgen,
Fort von hier!
Für das Höchste fließe jetzt des
Weines Gluth;
Muß es sein, so opfern wir auch
Unser Blut."
(Vörösmarty S. 60.)

In der Revolutionszeit 1848/49, als alle europäischen Völker das Herannahen einer neuen Culturepoche ahnten und mit dem Schwerte in der Faust beschleunigen wollten, da mochten auch die Magyaren nicht länger ruhen und rasten. Sie erhoben sich wie ein Mann. Mit dem Krieger zog der Sänger auf die Wahlstatt; Petöfi hatte den „Dichtern des 19. Jahrhunderts" eine eiserne Richtschnur gegeben:

„So führe denn ein jeder Dichter
Sein Volk durch Flamm' und Fluth zum Strand!
Verflucht sei, wer da feig läßt fallen
Des Volkes Fahne aus der Hand!
Verflucht sei, wer da faul und müßig
Zurückbleibt aus dem Kampfgewühl,
Der, wenn sein Volk begeistert kämpfet,
Sich dehnt auf kühlend weichem Pfühl!" (S. 69.)

Aber aller Heldenkampf und Heldensang waren vergebens. Petöfi selber verschwand spurlos in der Schlacht bei Schäßburg; wahrscheinlich ist er gefallen, und er fiel, ohne seinen „letzten Wunsch" erfüllt zu sehen:

„Und wenn sterbend ich vom Rosse sinke,
Schlieb' ein Kuß die müde Lippe zu!
Dein Kuß, holde Himmelstochter, Freiheit,
Schönste Göttin aller Himmel du!" (S. 76.)

Seine Brüder wurden mit russischer Hülfe niedergeworfen. Das war ein furchtbarer Schlag, und das gab eine Wunde, die nicht vernarben will:

„Um unfruchtbaren Schoß die Bräute flehn,
Die Mütter Kinder klaglos sterben sehn,
Den Alten eine Freude nur erblüht:
Daß wenig Jahre nur ihr Aug' noch sieht."
(Tompa, S. 87.)

Die Märtyrer des Freiheitskrieges wurden wieder und wieder gepriesen; Kossuths Tod gestaltete sich zur Nationaltrauer:

„Todt ist er. ... Nun trägt man ihn zu Grab. Das Dröhnen
Seines Falls erstickt in zweier Welten Trauern, ..."
(Gerö, S. 345.)

und als sich 1876 das freilich ungerechtfertigte Gerücht von Petöfi's Gefangenschaft in sibirischen Bergwerken verbreitete, da brachen neue Klagen und Anklagen los. Kein geringerer als Mór Jókai ließ seinen großen Freund, den er in Träumen bereits heimgekehrt sah, zu frischem Wagemuthe mahnen:

„Ein Vaterland wollt Ihr? Sein Preis ist groß,
Verliert ihr's auch, so müßt ihr's doch bezahlen!
Die Schwerter laßt und nicht die Becher klingen!"

Aber die schöne „Phantasmagorie" löst sich in vergehenden Dunst auf:

„Ich wache auf. Im Käfig pfeift die Drossel
Ein altes Lied von Polens Untergang ...
Es war ein Traum, ein Traum nur — fürchtet nichts!"
(S. 161.)

Die Unabhängigkeitsideen glühen wie Funken unter der Asche fort, und den Wind, der sie wieder zu heller Flamme entfacht, kann irgend ein unvorhergesehener Zufall herbeiführen.

Die Heimath dünkt den Magyaren das höchste und herrlichste Gut der Erde, und weil die schöne Heimath so ganz vom lieben Herrgott verlassen ist, darum ist seine zweite Heimath das Weh. Er liebt die angestammte Scholle mit Inbrunst und er kann sie nur unter Thränen lieben. Seine Inbrunst, von trüben Erinnerungen und schwanken Hoffnungen verdüstert, hat sich und ihn vertieft. Trotz aller Schmach hält er an dem Erbe seiner Väter fest; Károly Kisfaludy bekennt offen sein „Heimweh" (S. 43):

„Holde Grenze meiner Heimath,
Werd' ich einst dich wiedersehn?
Wo ich weile, wo ich wandle,
Setz' dein Bild ich vor mir steh'n,"

und Eötvös schwört 1849 Abschied nehmend einen feierlichen Treueschwur:

„Ich liebe dich in deinem stummen Leide,
Ich lieb' in deinen Thränen dich, mein Land!
Heiß lieb' ich dich in deinem Wittwenkleide,
In deiner Trauer nächtlichem Gewand."

Wie fürchterlich aber die „Fremdherrschaft" das tapfere Volk niederdrückte, läßt sich auch aus seinem abnehmenden Gottesglauben und seiner finsteren Weltanschauung entnehmen. 1848 erstand ihm in Petöfi ein todesmuthiger Körner; es fehlte ihm ein gottseliger Schenkendorf. Bajza (geb. 1804) predigt noch: „Glaube, harre, dulde, hoffe!" Es müsse ein helleres Jenseits geben, weil das Diesseits so heillos dunkel sei. Natürlich dachte er dabei besonders an seines Vaterlandes politische Lage — aber die Revolution mit ihrem niederschmetternden Abschluß war noch nicht herangekommen. Mórý (geb. 1860) spricht in einem ganz anderen Ton. Auf ihn sind bittere Erfahrungen übergegangen; er seufzt aus tiefster Seele: „Die Erlösung ist ein Wahn." Daß er bei diesem Ausspruche nicht allgemein „die arme Menschheit" (S. 326) im Auge hat, sondern im stillen vorwiegend die arme Menschheit eines gewissen Donaustaates, darauf deutet sein zweifelnder Nachsatz:

„Wird sich wohl ein Rächer finden
Für der Qualen Ocean?"

Seine Weltanschauung hat sich unter eben denselben Eindrücken zum herbsten Pessimismus condensirt. Was ist Glück? „Ein flüchtiger, ein verweinter Augenblick" erklärt Dóczy mit Lenau'schem Tief- und Trübsinn (S. 241). Kölcsey's „Vanitatum vanitas" (S. 51) und Temérdek's „Leben" sind sein eigenstes Eigenthum:

„Ein gar schlechter Mantel ist das Leben,
Schäbig, schlüpfig wird er uns gegeben." (S. 199.)

Oder Jacobs „Träumerei" (S. 275):

„Vergehn muß alles!
Die Erde,
Sie altert auch und wird dereinst
In sich erkaltend bleich verglühn."

Dieser Gedanke allgemeiner Vergänglichkeit, gewiß großartig und erhaben an sich, wird wie eine holde Geliebte sorgsam gehegt und gepflegt und immer wieder mit heiligem Entzücken angestaunt. Besagt doch die kindlichste Logik, daß sich auch der politische Zustand Ungarns irgendwie einmal werde ändern können. Man hatte den Ungarn ihre Freiheit genommen; ihre Freiheitsträume hat man ihnen lassen müssen. Nun beglückt es sie förmlich, überall nachweisen zu können: alles wird erreicht, und alles wird überwunden. Dieses Thema wird mit raffinirter Kunst ausgebeutet. Sie versenken sich in jede Kategorie philosophischer Räthsel und Probleme, mögen sie nun kühl lehrhaft oder mit leidenschaftlicher Wucht vorgetragen werden. Führen doch alle derartige Reflexionen im letzten Ende zu einem todten Punkt, und dahin wissen sie wahrhaft meisterlich hinzulaviren.

Um ein anderes Gebiet zu betreten — man genieße Gárdonyi's wundervoll concentrirtes Poem „Die Liebe". Vier Zeilen von epigrammatischer Gedrungenheit, und dennoch eine genügende Personalbeschreibung und eine Fülle zuströmender Empfindungen. Man höre:

„Mütterchen, wie lange währet
Denn die Liebe heiß begehret?"

„Dreißig Jahre, vierzig Jahre!" —
Mütterchen spricht: „Bis zur Bahre".

Und man fügt unwillkürlich hinzu: „In alle Ewigkeit." — Die Liebespoesie der Magyaren ergeht sich am liebsten unter Cypressen und Todtenkränzen. Sie gefällt sich zwischen dunklen Gräbern zumal bei Mondscheinbeleuchtung: das matte Licht kleidet die blassen Gesichter ganz vorzüglich.

Ueberhaupt stehen die Friedhofsahnungen und Grabesschauer auf der Tagesordnung. Man betrachtet nicht den düftetrunkenen Falter, sondern den sterbenden (Abránji S. 251); man rühmt nicht die Rosen, wenn sie Knospen treiben, sondern wenn sie blühen und blättern. So enthält der ganze „Ungarische Dichterwald" nicht ein einziges kleines Frühlingslied — die reine Unmöglichkeit für ein deutsches Dichteralbum! Dem harmlosen Junker Lenz steht der ungarische Poet fremd gegenüber. Er vermeidet mit geheimer Absicht und Vorsicht schroffe Gegensätze zu seiner träumerischen, passiven Natur, er will sich nicht aus dem hergebrachten Geleise drängen lassen, und daher nimmt er nur die adäquaten Stimmungen der Außenwelt in sich auf. Was ihm nicht behagt, das ignorirt er ganz einfach. Feleki (S. 330) träumt in „sengend dumpfer Julischwüle"; seinen seligen Traum beschließt er natürlich mit einem unseligen Todeswunsch. Reviczky schlägt eine hellere Tonart an:

„Bekämpfe, mein Herz, dieses traurige Wallen,
Verbanne die stumme Entsagung, Poet!
Laß welken das Laubwerk, die Blätter laß fallen
Und singe vom Lenze, der neu uns ersteht!" (S. 268.)

Aber die vorhergehenden beiden Strophen sind dermaßen dunkel gestimmt, daß man bei dieser Selbstermunterung fühlt, der Dichter werde rasch wieder von der alten Kopfhängerei heimgesucht werden und den nächsten wunderschönen Monat Mai gar am Ende verschlafen. Selbstverständlich bildet der Herbst das Centrum der ungarischen Jahreszeitenlyrik; da ist sie in überraschenden Variationen und Nuancen unerschöpflich.

„Lieber Herbst, du dünkst mich immer
Schöner als des Lenzes Schimmer",

läßt sich Gyulai (S. 180) mit wünschenswerther Deutlichkeit vernehmen. Es kommen die Stunden grauer Dämmerung herbei, welche auch den Lebensfrohen zum Sinnen und Sehnen einladen. Da erhalten leere Phrasen wie „nimmermehr", „verblühte Jugend" und „zerstörtes Glück" ihren bedeutsamen Inhalt. Der Regen rauscht auf die fahle Steppe hernieder, die Wolken wallen über den nachtenden Himmel, das Reisigfeuer braust und knistert, und der Ungar senkt das schwarzlockige Haupt in die Hand, um die Gestalt Rákóczy's, des Rebellen, in sich aufleben zu lassen oder die Trommelwirbel einer neuen Marseillaise heraufzubeschwören.

Aber wie sich dieser närrische Grillenfänger vorübereilenden Freuden des Weins und der Liebe hingibt und auf den Ruf des Vaterlands unweigerlich zu den Waffen greift, so rafft er sich dann und wann, wie bei einer plötzlichen, beschämenden Erkenntniß seiner Unthätigkeit, aus

dumpfem Hinbrüten empor. Alsdann verfügt dieser verzärtelte Melancholiker wie der fidelste „Weaner“ über ein gut Stück „Humor“. Der Humor „blüht nur aus der Gruft empor, in der wir unsre Wünsche begraben“, diese hübsch formulirte Sentenz Ludwig Fulda's findet auf ihn die treffendste Anwendung. Man ertappt nirgends übersprudelnde Faschingslust und toll ausgelassene Clownsprünge; aber es mangelt ihm keineswegs an freundlicher Laune, und zwar von weitestem Umfang. Von der reizenden Schelmerei der „kleinen Cokette“ Kozma's (S. 292), Koroda's frisch-froh-freier „Legende vom Wein“ (S. 324), der ironischen Frage Dóczy's „Warum ward Jürgen ein Poet?“ (S. 243) bis zum derben Sarkasmus Tompa's „Meine Heimstätte“ (S. 89) und Károly Kisfaludy's „trauernden Gatten“ haben sich alle ihre Arten und Abarten ein Rencontre gegeben. L. Tóth wagt seinen Lieben sogar sehr bissige und prickelnde Epigramme zu Gemüthe zu führen; in seinem Weiberhaß erweist er sich Schopenhauer und Nietzsche vollkommen ebenbürtig:

(9) „Düstere Trauer durchbebet den Gatten — sein Weib ist entflohen;
Ach, und der Arme hat Angst — daß sie zurück ihm noch kommt.“ —

(13) „Urfula windet ins Haar sich den grünenden Epheu zum Ballschmuck.
Recht hat sie: Epheu geziemt jeder Ruine zum Schmuck.“

Solche heiteren und frischeren Klänge eignen namentlich der schlichten Lyrik des Volkes. Wenn die Türkenkriege auch darüber ihre blutigen Schatten geworfen haben, so erscheint in ihr doch das Weh des Menschenherzens nicht so hart und hoffnungslos wie in der selbstbewußten Kunstdichtung. Der Kreis, in dem sich diese Lieder drehen, ist allen Volksliedern gemeinsam: Wein, Weib, Gesang und Vaterland. Mit religiösen Zweifeln oder gewichtigen Gedanken sind sie niemals befrachtet. Wie die deutschen Volkslieder geben sie sich unmittelbar und ungeschminkt; mit furchtlosem Realismus verbinden sie liebliche Zartheit. „Frau Wirthin, bring schnell Licht herein!“ (S. 16) könnte an Uhland und die Doroczmaer Windmühle (S. 18) an Eichendorff erinnern. Aber ihr pointirterer Aufbau und ihr gluthvolleres Wesen gemahnen eher an zwei Deutschungarn, an Lenau und Beck. Der Zigeuner mit der Geige, der Czikós, der Betyár und die immer schöne Wirthin gehören zu den ständigen Figuren dieser erlebten Hirtenpoesie. Man sieht in ihrem Hintergrund die endlose Pußta, wie sie Jókai [1]) beschreibt: „So weit sich der unermeßliche Horizont erstreckt, Gras, nichts als Gras. Kein Baum, kein Brunnenschwengel, keine Hütte unterbricht das Gebiet der erhabenen, grünenden Wüste.“ Dort, in einsamer Csárda singt der Räuber seine kecke Weise in den Wind hinaus:

„Schöne Wirthin, back uns frische Fische schnell,
Schaff dazu Citronenwein uns her zur Stell'!
Stell zur Wache vor die Thür ein schönes Kind,
Meld' es, wenn Gendarmen kommen, uns geschwind!

Plötzlich stürzet schreckensbleich die Magd herein:
„Blank bewaffnet nähern sich Panduren neun!“
Doch der Betyár schwingt sich auf das flinke Roß,
Sprengt hinaus in seiner Pußta Märchenschloß.“

Der vorhin citirte Romancier charakterisirt dieses Lied wiederum ebenso greifbar wie die seltsame Landschaft, aus der es emporgewachsen ist. „Ein hinreißender, berückender Zauber liegt in diesem Pußtenliede, bei dessen Melodie man die endlose Ebene mit ihrer Fata Morgana vor sich sieht. Die schwermüthige Hirtenflöte, das trauernde Hifthorn klingt aus diesen Tönen.“

[1]) Die gelbe Rose. Ein Pußtenroman von Jókai. Uebersetzt von Irene H. Eberhalmi. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn 1895.

Die ungarische wie jede andere Volksromanze nimmt hauptsächlich Liebesaffairen zum Vorwurf. Wo nicht die heilige patria hineinspielt, da macht alleweil die merklichsten Einschnitte in das Leben des geringen Mannes sein Liebesglück und -unglück. Das hebt ihn über das gewöhnliche Niveau seines täglichen Gleichmaßes ein wenig hinaus. — Die ungarische Volksromanze zeigt übrigens in ihrer unstrophischen, reimlosen Gliederung und in ihrem trochäischen Rhythmus einen dem slavischen ähnlichen Charakter. Das trochäische Metrum, ein Lieblingsmetrum der Böhmen und Serben, weil vorzugsweise zum Ausdruck schwerer und dunkler Gefühlsphasen geeignet, begünstigt den antithetischen Parallelismus der einzelnen Verse, den Refrain, die rhetorische Wiederholung eines Stichworts. Hier offenbart es starke Bildlichkeit, zumal die Neigung zu malerischen Wirkungen. Ein Mädchen legt ein Gewand an

„Aus hellblauer Seide,
Schlüpfet in die rothen,
Schön beschlagnen Stiefel,
Knüpfet um den Kopf das
Rothe Seidentüchlein,
Bindet um die reine,
Blüthenweiße Schürze.“ (S. 6.)

Die episch-lyrische Kunstdichtung der Ungarn ist von vielen fremden Elementen durchsetzt. Sie hält in ihrer äußeren Entwicklung mit ihren nachbartichen Geschwistern gleichen Schritt; zuerst in der Stoffwahl vornehmlich phantastische Märchen, kernige Sagen und Historien — eigentliche Balladen, endlich vornehmlich Cultur- und sociale Lebensbilder. Tompas „Märchen vom Ahornbaum“ (S. 91) [1]) verwerthet ein weit bekanntes Motiv: Verwandtenmord; aus dem Gebein des Ermordeten wächst ein verhängnißvoller Baum oder Strauch, dessen Holz, zu einer Flöte geschnitzt, die Verbrecher entdeckt. In der ungarischen Fassung gehen alle Personen mit Ausnahme des frommen Flötenspielers zu Grunde. Arany, der Schöpfer der ungarischen Ballade, ist augenscheinlich von der schottischen Volksballade ausgegangen. Seine grausige „Frau Agnes“ (S. 117) erkennt man als eine etwas umgemodelte Lady Macbeth-Natur, und die heroischen „Waleser Barden“ (S. 123) weisen noch deutlicher in Form und Bild auf den alt englischen Urquell zurück. Aber er hat doch viele eigene Züge in seine Gebilde hineingewoben, und sein tragikomischer „Ritter Pázmán“ (S. 108) ist ein Kerl, der leibt und lebt. Szász' buntes Phantasiestück „Am Rhein“ ist der Beschäftigung mit dem Nibelungenlied und der deutsch romantischen Loreleilyrik entsprungen. Szabó's einfache „Mutter Käthe“ (S. 247) verleugnet nicht den Zusammenhang mit Béranger, und Jacobs ergreifende, voller wogende „Schlußverhandlung“ könnte allenfalls von Victor Hugo gedichtet sein. Endrödi's „Lili“ (S. 222) verräth eine directe Verwandtschaft mit Heine's duftigen Sommernachtsgeistern und Byrons weltschmerzlichen Gestalten. Radó schweift im Orient umher, um Leopardi's Düsterkeit in um so grellerer Einrahmung darbieten zu können. Dagegen wirkliche, ganze Originalität darf man u. a. jenen epischen Dichtungen zugestehen, welche den ungarischen Juden in ihren Anschauungskreis ziehen. Sie sind ganz und gar nicht antisemitisch angehaucht. So Kozma's biederer „Krämer Salomon“ (S. 287), eine schlichte Schilderung und Kiß' „Jehovah“ (S. 202) ein imposantes Lebensdrama von brennenden Farben. Nicht minder anschaulich sind Váradi's hoheitsvolle Legende „Das Urtheil des Herrn“ (S. 238) und Palágyi's kraß realistische „Fabrikexplosion“ (S. 302) herausgearbeitet. Die vier letzgenannten Gedichte, ihnen

[1]) Man vergleiche „Die singenden Knochen“ in den Grimm'schen Kindermärchen I, S. 172 ff., Nr. 28. Unter andern von Geibel poetisch verwerthet in den „Balladen vom Pagen und der Königstochter“.

zugesellt Arany's „Ritter Pázmán", bezeichnen die Region, welche die ungarischen Balladendichter auch in Zukunft eifrig bebauen sollten. Da pulst warmes, fröhliches Leben und darum überzeugende Wahrheit und echte Schönheit.

Aus dem römischen Afrika.

Aus der reichen, fortwährend sich mehrenden französischen Literatur über das römische Afrika glaubte Referent das unten genannte Buch[1]) herausgreifen zu sollen, da es zugleich eine der wichtigeren Erscheinungen auf diesem Gebiete darstellt und geeignet ist, einen Begriff von den Arbeiten der französischen Archäologen zu geben.

Die afrikanische Forschung scheint mir zu viel Darstellungen und zu wenig Untersuchungen zu liefern, und vielleicht thut eine gewisse Vorliebe für breit angelegte Darstellungen der exacten Einzelforschung Abbruch. Es fehlt nicht an wirklich gründlichen und grundlegenden Arbeiten: Ch. Tissots „Géographie comparée de l'Afrique romaine" und Cagnats „L'armée romaine d'Afrique" sind mustergültige Leistungen. In den zahlreichen Zeitschriften, die sich mit der Erforschung des römischen Afrika beschäftigen, findet sich manch sorgfältig bearbeitetes Detail. Besonders die archäologischen Reisen der letzten Jahre, wie die von Gsell und Gruillot am Nordrande des Gibel Aurès und die von dem rührigen Dr. Carton in der Umgebung von Dugga unternommenen Streifzüge haben eine Menge neuen Materials eingebracht. Vorzüglich sind die großen Museumspublicationen; bisher liegt vor Cherchel, Tunis (Musée Alaoui), Lambaesis. Mit Hülfe der Generalstabskarte (1 : 50,000) ließ das Unterrichtsministerium einen „Atlas archéologique de la Tunisie" anfertigen. Die Blätter (bisher liegen drei Lieferungen zu je 4 Blatt vor) sind das schönste, was ich an archäologischen Karten kenne: jede Ruine ist eingetragen und man hat jetzt einen Ueberblick über die dichte Bevölkerung des römischen Afrika. Recht brauchbar sind ferner die kleinen Führer für die wichtigsten Ruinenreste; bisher ist erschienen Lambaesis (Cagnat) und Karthago (Babelon). Eine prächtig ausgestattete Einzelpublication ist „Timgad, une cité antique" von Cagnat und Boeswillwald. Kurz, wie im französischen Afrika wird in keiner Provinz des römischen Reichs gearbeitet. Aber die zusammenfassenden Darstellungen stehen zu der bunten Fülle dieses Materials nicht im richtigen Verhältniß. Anstatt eine Geschichte etwa der christlichen Basiliken, der römischen Villa im römischen Afrika — zwei Themata unter hunderten, die brennend sind — zu schreiben, zieht man es vor, immer wieder dieselben Farben zu einem Gemälde des Glanzes und späteren Verfalls der Provinz Afrika zu mischen. Die beste solcher mit breitem Pinsel gefertigten Darstellungen ist wohl Boissiers „Afrique romaine" (zuerst in der „Revue des deux mondes" erschienen). Es war gut, daß einmal ein Essai über das römische Afrika geschrieben wurde, aber es ist zu viel des guten, wenn immer nur Bücher geschrieben werden, die bloß stilistische Variationen desselben Themas sind.

Dieselben Dinge, die obligate Lobpreisung der römischen Bauten, als da sind Triumphbögen, Tempel, Mausoleen, Straßen, Wasserleitungen muß man immer wieder genießen. Dagegen fehlt es in der Behandlung neuer Inschriften oft an dem Nöthigsten. Mehr Kürze und mehr Tiefe thäte noth. Allerdings liegt es sehr nahe, über das römische Afrika populär zu schreiben, denn in Frankreich interessirt man sich lebhaft für die archäologische Erforschung von Tunis und Algier. Wohl in keiner römischen Provinz gehen archäologische und praktische Interessen so oft Hand in Hand wie in Tunis und Algier. Um dem Lande seine ehemalige Fruchtbarkeit wiederzugeben, an deren Abnahme der Wassermangel Schuld trägt, läßt die Regierung die römischen Wasserwerke wie Thalsperren, Aquäducte ꝛc. studiren. Die französischen Offiziere nehmen sich bei der topographischen Aufnahme in einer Weise der archäologischen Aufgaben an, wie es in keinem anderen Lande geschieht. Ihr bester Vertreter ist Dr. Carton, der unermüdlich neue Funde publicirt. Ohne die Offiziere würde man in Afrika nicht ein solches Material an Aufnahmen von Ruinen, Inschriften u. dgl. zur Verfügung haben.

Ausgezeichnete Vertreter der afrikanischen Archäologie sind in Tunis Hr. P. Gaukler, directeur au service des antiquités, und in Algier Hr. St. Gsell, professeur à l'école des lettres in Algier, beide ehemalige Schüler der „école de Rome". Beide haben zahlreiche Beiträge zur afrikanischen Archäologie geliefert. Von Gsell sind hervorzuheben die Publication über das Museum von Cherchel und sein Reisebericht in den Mélanges d'archéologie et d'histoire de l'écote de Rome 1893 und seine „Recherches archéologiques en Algérie"; Gaukler hat neuerdings ein hübsches Buch über die römischen Denkmäler in Afrika geschrieben (les antiquités de la Tunisie, 1896).

Toutains Buch zeigt eine genaue Kenntniß des Landes und seiner Alterthümer. Er hat selbst verschiedentlich Grabungen geleitet. Besonders die ersten geographischen Capitel sind deßhalb vorzüglich. Toutain limitirt sein Buch nicht nach der künstlichen Grenze, weder der römischen Provinz „Africa proconsularis", noch der „Africa vetus" (ältester Bestand bis zum Tuccafluße) sondern nach der natürlichen Grenzscheide zwischen Tunis und Algier. Die römischen Städte des heutigen Tunesien bilden eine Gruppe für sich. Jenseits der hohen Berge, die der Medjerda (Bagradas) bei Grardimau, der heutigen Grenzstation, durchbricht, gravitiren die Städte nach Cirta hin. Während in Algier die Heerstraßen nach Norden, der einzigen Seeseite, laufen, begleiten sie in Tunis die Thäler der beiden Hauptströme, des Medjerda und des Wed Miliana, haben aber östliche Richtung. Man könnte Toutain vielleicht fragen, warum er nicht das ganze römische Afrika behandelt habe. Ich vermisse eine Erwägung dieses sehr nahe liegenden Einwurfs. Gerade die Gegenüberstellung des Municipalwesens der Proconsularis und des unter den Legaten der legio III Aug. stehenden Numidien ist sehr lehrreich. Und wenn man theilen will, muß nicht die natürliche Grenze, sondern der scharfe Unterschied der beiden Provinzen die Scheidelinie ziehen. Die numidischen Städtenamen sind grundverschieden von denen der Proconsularis: seine Bestandtheile sind das große Gebiet der „quattuor coloniae Cirtenses" und die militärischen Gründungen am Aurèsgebirge.

Zeitlich begrenzt Toutain sein Buch mit dem Ende des 3. Jahrhunderts, denn nach dem Tode des Alexander Severus (238) beginnt der Niedergang. Cap. III behandelt sehr sachkundig die Topographie der Städte. Am dichtesten drängen sie sich im That des Medjerda und auf dem dies südlich begrenzenden Plateau. Hier liegen sieben Städte (Thubursicum, Thugga, Agbia, Numinti ꝛc.) auf einer Fläche von nur 55,000 l.a. Im Sahel, dem unwegsamen Bergland zwischen Medjerda und Meer, konnte sich städtisches Leben nicht entwickeln. Die weiten Steppen des südlichen Tunesien sind Latifundien gewesen. Statt auf Städte stößt man hier auf die Ruinen von Villen und Dörfern. Der fruchtbare Alluvialboden des Bagradasthals konnte eine dichte Bevölkerung ernähren, die nur extensiv zu bewirthschaftende Steppe ist das Land der Grundherrschaften.

[1]) *J. Toutain*, Les cités Romaines de la Tunisie; essai sur l'histoire de la colonisation Romaine dans l'Afrique du Nord. (Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome. T. LXXII.) 1896, 412 S. mit Karte.

Die Städte werden mit Vorliebe an mäßig geneigten Abhängen angelegt: so liegt Bulla Regia, Simittu, Thubursicum, Agbia.

Referent ist in der Lage, über afrikanische Topographie aus eigener Anschauung zu urtheilen und kann der Darstellung nur Lob zollen. Toutain hat mit Verständniß die topographische Individualität der Städte studirt: solche Studien sind wichtiger als allgemeine Schilderungen.

Die Capp. V—VIII kommen zu dem Resultat, daß die Architektur, die Kunst und das Kunsthandwerk des römischen Afrika kaum etwas Originelles bietet, und nur die realistischen Darstellungen der Mosaik (Gutshof, Jagdscene, Pferdestall, Kneipscene) aus der Villa des Prupiranus aus Udua und Thabraca werden mit Recht als Ausnahme hervorgehoben.

Referent möchte diese originellen Schilderungen des provinziellen Lebens mit den Reliefs der Graddenkmäler von der Mosel (Neumagen) vergleichen. Mit diesen bilden die afrikanischen Mosaike vielleicht die erfreulichsten Producte der provinziellen römischen Kunst.

Cap. IX und X schildern Straßen und Häfen, ohne daß viel Neues gebracht würde. Cap. XI behandelt die Blüthezeit der afrikanischen Städte, den Zeitraum von Hadrian bis Alexander Severus. Während Inschriften und Monumente aus dem ersten Jahrhundert selten und auf die Küstengegend beschränkt sind, bringt die Wende des 2. Jahrhunderts die größte Ausdehnung der römischen Cultur.

Nachdem er sich im ersten Buch mit den Städten beschäftigt hat, gibt Toutain im zweiten eine Charakteristik der Bevölkerung. Dieser Theil ist bei weitem origineller als der erste. Gleich das I. Cap., Namen und Namenschatz, bringt vieles Neue. Auch hier verdankt Toutain die besten Bemerkungen seiner Kenntniß der Monumente. So stellt er fest, daß auf den ärmlichen Grabsteinen der kleinen Leute die einheimische, auf den reicheren Monumenten die römische Nomenclatur vorherrscht. Die Beliebtheit des Namens Saturninus wird auf den Cult des Baal-Saturnus zurückgeführt. Das Cognomen Saturninus entspräche der Endung —bal in Annibal ꝛc. Bezeichnend für die afrikanisch-römische Nomenclatur ist ferner die Bildung eines römischen Nomen aus peregrinen Namen, z. B. „Tossunia Snturnina Tossunis filia", wo Tossunia gleichbedeutend mit Tossunis filia ist. Mit Recht folgert Toutain aus der Vertheilung der peregrinen und der römischen Namen, daß die eingeborene Bevölkerung nur oberflächlich romanisirt war. Dies Resultat wird bestätigt durch die literarischen und epigraphischen Zeugnisse für das Fortbestehen der punischen und zum Theil auch der libyschen Sprache in den breiteren Schichten. Das Volk hat nie aufgehört, punisch und berberisch zu sprechen, die Sprache Roms war das Idiom des officiellen Verkehrs und der Gebildeten. Die Cap. III—V stellen dem entsprechend das Fortbestehen der einheimischen Culte und des Bestattungsritus fest. Besonders Cap. IV (coutumes funéraires) beruht auf sorgfältigem Studium der Grabfunde und bietet manch feine Beobachtung über die Unterschiede der römischen und der punischen Bestattungsweise. In Cap. VI (la société africaine) hätte viel mehr Concretes über die einzelnen socialen Classen gebracht werden können. Besonders der Colonat, der sich in Afrika auf den großen Grundherrschaften zu der wohlbekannten Zwangsinstitution entwickelt hat,[1]) hätte ausführlicher behandelt werden müssen. Ueberhaupt durften die saltus, die Grundherrschaften in einer Behandlung des Städtewesens nicht ganz fehlen, da die gutsherrlichen vici und castella „municipi instar" (Tacitus) sind. Das Wesen der Grundherrschaften ist nur als Analogie zu municipalen Institutionen zu verstehen. Viele der in der späteren Geographie des römischen Afrika vorkommenden Städte können wegen ihrer Namen nichts als ehemals kaiserliche Dörfer (vici Caesaris) gewesen sein; ich nenne nur Flacciana (scil. praedia), Horrea Caelia (von den Speichern), villa Serviliana (s. S. 22 meines Buches). Bei der Behandlung des afrikanischen Vereinswesens (Cap. VIII) durfte Toutain sich nicht mit der Thatsache, daß es in Afrika fast gar keine Collegien gegeben hat, begnügen, sondern mußte nach den Gründen derselben fragen. Man wird sie aus dem Ueberwiegen der ackerbauenden Bevölkerung, die nicht zur Vereinsbildung neigt, zu erklären haben. Ueber die gutsherrlichen und besonders die kaiserlichen coloni, die doch überall corporativ auftreten (coloni saltus Burunitani, Massipiani etc. s. meine Grundherrschaften S. 103) ist kein Wort gesagt. In der Beurtheilung der afrikanischen Curien leistet sich Toulain starke Versehen. Es lag nicht nahe, aber es war erklärlich, daß man der „curia Jovis" von Simittu (Cap. VIII, 14683) trotz ihres Namens die Qualität einer municipalen Curie, wie wir deren so viele in Afrika finden, bestritten und sie für ein collegium funeraticium ausgegeben hat. Man kam zu dieser Ansicht, weil man sich nicht denken konnte, daß eine Curie ein solches Statut, wie das bei Simittu gefundene, gehabt habe, aber man hätte bedenken sollen, daß wir keine anderen Curienordnungen haben und daß in epigraphischen Dingen nur die Analogie entscheidet. J. Schmidt hat denn auch gezeigt (Rhein. Mus., N. F. XL, S. 605 f.), daß in dem Statut alles zu einer Curie paßt. Toutain ist dagegen von dem besonderen Charakter dieser curia Jovis dermaßen überzeugt, daß er nicht allein diese, sondern alle afrikanischen Curien für alles andere, nur nicht für Verbände der Bürger hält (S. 285). Er holt sich aus dem grauen Alterthum Roms, was er braucht und erklärt, die afrikanischen Curien schienen Gaugenossenschaften gewesen zu sein, wie die Curien des ältesten Roms.[1]) Und doch ist nichts sicherer, als daß die altrömischen Curien auf den Geschlechtern, die Tribus auf der Bodentheilung basiren! Es ist lehrreich, zu sehen, welche Verwirrung eine neue Inschrift, die man nicht gleich in ein geläufiges Fach einordnen kann, anzurichten vermag.

Das dritte Buch (S. 293 bis Ende) behandelt das römische Städtewesen im engeren Sinne: während die beiden ersten Bücher sich mit dem Material der Colonisation beschäftigen, gibt Buch III eine Darstellung der Colonisation selbst, des römischen „régime municipal" in Afrika. Im Norden, an der Küste und im Thal des Medjerda erwachen die punischen Städte zu neuer Blüthe, in dem von der karthagischen Herrschaft unberührten Süden, der Zone der Steppe, schafft Rom zuerst Städte. Sie entwickeln sich aus den zur Deckung der großen Heerstraßen angelegten Stationen (castella). Toutain hätte zur Illustration dieser Entwicklung die Stadtgeschichte einiger dieser Orte geben sollen. Die Inschriften bieten genug Material. Die Definition der drei von Frontin (S. 35 Lachm.) aufgestellten Kategorien römischer Colonien (colonia stipendiaria, immunis, juris Italici) trifft das Richtige (S. 330 f.): Während die coloniae stipendiariae gleich allen Provincialstädten die Grundsteuer zahlen, sind die „immunes" davon befreit, das jus Italicum schließt die immunitas ein, gibt aber außerdem noch dem commercium von Grundstücken die volle civilistische Verkehrsfreiheit, wie sie die italischen Grundstücke haben (ager optimo jure Quiritium). Eines der wichtigsten Resultate nicht allein dieses Theils, sondern

[1]) Vgl. Mein Buch, „die römischen Grundherrschaften" S. 94 f.

[1]) „Dans la Rome primitive la curie était une paroisse, une subdivision à la fois topographique et religieuse de la cité."

des ganzen Werks ist die Erklärung der als „civitas et pagus“ bezeichneten Doppelgemeinden, die sich besonders südlich vom Bagradas finden (Thugga, Thiguica ꝛc.). Toutain sieht in dem pagus die Gaugemeinde der eingeborenen Berbern, während „civitas“ die städtischen Ansiedelungen punischer Gründung sind. In der That ist pagus der adäquate Ausdruck für den peregrinen, des städtischen Centrums entbehrenden Gau (s. meine Abhandlung „die peregrinen Gaugemeinden des römischen Reichs“ im Rhein. Mus. L S. 489 f.). Die Insassen dieser pagi entsprechen, was Toutain hätte bemerken sollen, den „Afri“ der analogen Doppelgemeinden „Afri et cives Romani Suenses“, „conventus Numidarum et civium R. qui Masculutae habitant“ (s. meine oben genannte Abhandlung S. 554). Toutain hat vergessen, von den „Conventen“, den quasimunicipalen Gemeinden römischer Bürger, die gerade in Afrika wegen ihrer Verbindung mit den Eingeborenen eine eigenartige Gestalt haben, zu sprechen. Neuerdings sind „cives Romani qui vico Heteriano morantur“ bekannt geworden (Revue archéol. 1894 p. 415). Dem Namen nach scheint der Ort gutsherrlich gewesen zu sein. Colonen sind deßhalb die „cives Romani qui . . . morantur“ nicht, denn dann müßten sie coloni heißen; sie können als Gutsinsassen keine quasimunicipale Gemeinde bilden.

Das Buch schließt, wie alle französischen Schriften über das römische Afrika, mit dem Appell an Frankreich, es den Römern nachzumachen und dem von neuem in Barbarei versunkenen Lande seine Cultur zurückzugeben. Recht nützlich ist der alphabetische Katalog der Städte von Africa proconsularis mit Angabe der feststehenden Daten ihrer Entwicklung.

Man wird aus meinen Ausführungen ersehen haben, daß Toutains Buch für jeden, dem das römische Afrika noch nicht näher bekannt ist, eine Fülle von Belehrung bringt. Auch wer mit der französischen Afrikaliteratur vertraut ist, wird in dem neuen Werk eine bedeutende Erscheinung sehen. Freilich, mit dem monumentalen Werke Cagnats über die militärische Occupation Afrika's ist es nicht zu vergleichen. In Deutschland würde man eine Städtegeschichte des römischen Afrika wohl etwas tiefer fundamentiren, und Toutains Buch ist denn auch nur eine nett geschriebene Orientirung. Auf einem Studium aller einzelnen Gemeinden, der nothwendigen Grundlage einer jeden Städtegeschichte, beruht sie nicht. Was Toutain von den afrikanischen Städten sagt, wird, abgesehen von den vortrefflichen topographischen Bemerkungen, der Individualität — so möchte ich sagen — der einzelnen Städte nicht gerecht. Allen schwierigen Fragen geht Toutain aus dem Wege. So ist das Bodenrecht so gut wie gar nicht behandelt, und doch bietet die neue Inschrift der „ara legis Hadrianae“ (von mir im Hermes XXIX interpretirt) das Problem, daß unter Septimius Severus auf domanischem Boden Centuriation, das Merkmal assignirten Landes, vorkommt. Die Gegend dieser saltus (am unteren Bagradas) muß also einmal centuriirt worden sein. Daß von dem Verhältniß der municipalen zu gutsherrlichen Territorien gar nicht gesprochen wird, wurde schon oben bemerkt.

Jetzt, wo das Corpus nahezu vollendet ist, wird man beginnen, die Städtegeschichte der Punischen Provinzen zu schreiben, die ja mit der Geschichte der Provinz fast zusammenfällt. In den Vorreden zu den Bänden IX und X des Corpus Inscriptionum hat Mommsen die Grundlage einer italischen Städtegeschichte gelegt. Es gilt, diese kurzen Notizen in eine detaillirte Darstellung zu verweben.

Adolf Schulten.

Mittheilungen und Nachrichten.

B. Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler Mecklenburgs. Wie in Preußen und anderen deutschen Staaten hat sich auch im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin eine Bewegung zur Erhaltung und Inventarisirung der Kunst- und Geschichtsdenkmäler geltend gemacht. Die seit 1887 bestehende Commission hat im Sommer vorigen Jahres den ersten Band, bearbeitet vom Schweriner Museumsdirector Professor Dr. Friedrich Schlie, herausgegeben. Druck und Vertrieb liegt in den Händen der Bärensprung'schen Hofbuchdruckerei in Schwerin, die glücklicherweise einen Commissionär in Leipzig, K. F. Köhler, angenommen hat. So umständlich muß man ein Werk anzeigen, das durch eigenen Werth sich seinen Weg zu bahnen, wie nur eines, befähigt wäre. Aber obgleich vor einem halben Jahr erschienen, ist es doch im „Ausland“, d. h. außerhalb der blau-gelb-rothen Grenzpfähle des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, so ziemlich unbekannt geblieben. Als nämlich die mecklenburgischen Stände, die die Unternehmung in dankenswerthester Weise pecuniär unterstützten — übrigens erklärlich, da jedes ritterlichen Geschlechtes erlauchte Geschichte hier in rühmliche Erscheinung treten mußte —, in verständiger Erwägung einen möglichst geringen Preis für den stattlichen, vorzüglich ausgestatteten Band von 612 Seiten mit mehreren Tafeln und vielen Textabbildungen feststellen wollten, hat man ihnen nicht klar gemacht, oder haben sie sich vielleicht auch bei der heute üblichen Mißachtung des Kaufmanns nicht klar machen lassen wollen, daß in dem officiellen Preis auch die kleinen Spesen des Buchhändlers eingerechnet sein müßten. So ist denn nun der Preis mit 5 M. notirt, aber man bekommt das Werk für 5 M. nur in Schwerin bei dem Hrn. Bärensprung, vermuthlich wohl auch bei K. F. Köhler in Leipzig. Sämmtliche Sortimenter aber strikes unthätlich, da sie keine Neigung haben, in den Verdacht des Betrugs dadurch zu kommen, daß sie das Buch um ein beträchtliches über den notirten Preis verkaufen: das müssen sie aber, um das Porto, ihre Spesen, den Zinsverlust zu decken, da der große Bärensprung'sche Hofverlag nur gegen baar abgibt. So existirt denn dies schöne Werk im Buchhandel überhaupt nicht, und es ist Pflicht, die Kunstfreunde und Historiker auf dasselbe ganz besonders hinzuweisen.

Das Werk selbst nun ist, ob ihm auch leider ein kleines blau-gelb-rothes Schwänzchen nachgewiesen, in jeder Hinsicht lobenswerth. Es ist eine systematische Katalogisirung aller Denkmäler aller Zeiten, auch der Gegenwart, nach Amtsgerichtsbezirken. In diesem 1. Buch sind behandelt Rostock, Ribnitz, Sülze-Marlow, Teterow, Laage, Gnoien, Daberan, Neukirchen. Jeder Stadt, jedem Dorf und Flecken ist eine knappe, urkundliche Geschichte vorangestellt. Von den Kirchen ist stets ein Grundriß gegeben, meist auch Schnitte, viele Details, häufig Ansichten. Die Inschriften sind in sorgsamem die Urschrift imitirenden Typendruck wiedergegeben. Dann folgen die einzelnen im Innern erhaltenen Kunstwerke, jegliches genau beschrieben, auf Herkunft, Gebuetsjahr, Meister mit Zuhülfenahme aller Mittel untersucht, knapp stilistisch gewürdigt und in vorzüglicher Abbildung, die wichtigeren in mehreren, dargestellt. Es folgen Befestigungen, Thürme, Thore, öffentliche Denkmäler, Privathäuser, Privatbesitz ꝛc. Auch die vorhistorischen Denkmäler, als Hünengräber, Burgringe ꝛc. sind nicht vergessen. Rührend tritt die pietätvolle Freude an jeglichem Alterthum darin hervor, daß sogar die wenigen alten Eiben, die noch östlich von Rostock existiren, aufgeführt sind, eine sogar im Bilde.

Jeder, der das schöne, in mühevoller, langjähriger Arbeit vollendete Werk durchblättert, wird erstaunt sein, wie es die Mecklenburger selbst sind, welche Fülle köstlicher Kunstschätze Mecklenburg birgt. Selbst in den geringsten Dorfkirchen sind schöne getriebene Taufbecken, herrliches Messgewand, Wandmalereien aus dem 14. Jahrhundert, geschnitzte Altäre u. s. w. Welchen Reichthum bietet schon Rostock allein mit seinen gewaltigen alten Kirchen! Schon die Kirche zum hl. Kreuz hat ein ganzes Museum. Doch die kunst- und alterthumreichsten Städte werden erst die folgenden Bände bringen: Wismar, Güstrow und vor allem das einzige Doberan. Hoffentlich wird bei diesen alles vermieden, was der buchhändlerischen Verbreitung des Werkes schaden könnte.

* Aus der Stiftung, die 1896 Mr. Bowden dem Harvard College in Massachusetts zu solchem Zweck gemacht, ist jüngst auf dem Gipfel des Vulkans Misti in Peru in 5850 Meter Höhe die höchste Wetterwarte der Welt errichtet worden. Sie liegt noch 1550 Meter höher als die auf dem Gipfel des Pentee-Peak in Nordamerika und 1000 Meter höher als der Mont Blanc-Gipfel. Für das unter großen Schwierigkeiten erbaute Observa-

torium wurde von Fergusson in Massachusetts sprriell ein Registrirapparat für Luftdruck, Feuchtigkeit, Temperatur, Windrichtung und Windstärke construirt, der volle drei Monate, ohne aufgezogen zu werden, in Thätigkeit verharrt. Demnach braucht in jedem Vierteljahr nur eine Besteigung des Gipfels von Arequipa aus unternommen zu werden, ohne daß die Aufzeichnungen eine Unterbrechung erleiden.

* Fridtjof Nansen, der dieser Tage in Oxford ehrenhalber den juristischen Doctorhut empfing, wird im August in Petersburg erwartet, wo er auf dem internationalen Geologencongreß einen Vortrag halten soll.

R. München, 23. März. Ueber eine Entdeckung von weit tragender wissenschaftlicher Bedeutung in Bezug auf die Theorie der Gährung berichtete in voriger Woche in der hiesigen morphologisch-physiologischen Gesellschaft der Vorstand des hiesigen Hygienischen Instituts, Prof. Dr. Hans Buchner. Der Vortrag ist in der neuesten Nummer der „M. Med. Wochenschr." abgedruckt. Es handelt sich um die Beobachtung, daß der aus Hefezellen durch Auspressen gewonnene zellfreie Saft die Fähigkeit besitzt, Zucker zu vergähren, daß die Gährwirkung also nicht, wie man bisher annahm, an die lebende Hefezelle gebunden ist. Wenn diese Beobachtung sich in allen Theilen bestätigt, und der Preßsaft nicht etwa doch, wie dies in der Discussion über den Vortrag die Herren v. Voit und a. Kupffer als möglich andeuteten, lebende Zellsubstanz enthält, so wäre damit, meint die „M. M. W.", die Lehre von der Gährung, die bislang als eine der best begründeten in der Biologie gelten konnte, von Grund aus umgestoßen und wir würden in dem Buchner'schen Fund einer der wichtigsten Entdeckungen, die in der Biologie seit langer Zeit gemacht wurden, gegenüberstehen. Aber auch wenn die genannten Bedenken sich als begründet erweisen sollten, bleibt die Beobachtung von höchstem Interesse und geeignet, der biologischen und namentlich auch der bakteriologischen Forschung neue Wege zu öffnen.

Z. München. Geographische Gesellschaft. In der allgemeinen Versammlung vom März sprach Prof. Wilhelm Geiger aus Erlangen, corresp. Mitglied der Gesellschaft, über seine Reise nach Ceylon. Im Winter 1895 war er nach der Perleninsel gekommen, um im Auftrag der bayerischen Akademie der Wissenschaften one allem linguistische Studien an den Stämmen der Rodiyas und Wäddas anzustellen. Durch die Beobachtungen und Erfahrungen, die der Forscher dort sammelte, war er aber auch in der Lage, in lebendiger Anschauung von Land und Volk, von Natur und Leben auf der Insel zu sprechen. Ceylon gleicht an Größe dem Königreich Bayern, enthält aber nur 3 Millionen Einwohner. Es ist überwiegend Gebirgsland. Eine gute Specialkarte fehlt noch, die englische Gouvernementskarte ist rein statistisch ohne Terrainzeichnung. Der Adams Pik, der heilige Berg, auf dem Buddha's Fuß seine Spur zurückgelassen, ragt wie das Matterhorn empor; das Gebirge bildet eine klimatische Scheide zwischen Ost und West. Thee- und Cacanplantagen gedeihen an seinen Abhängen. Wasserreiche Flüsse mit tropischer Vegetation und reichstem Thierleben gestalten die Flußfahrt zu einem hohen Genuß, den die beste englische Postkutsche auf den gut gehaltenen Straßen der Insel nicht gewähren kann. Unter den Cocospalmen in den Dschungeln lauert freilich das Fieber, dem der Reisende selbst sein Opfer darzubringen hatte. Im fruchtbaren Flachland trägt der Lateritboden weitgedehnte Reisfelder, Gärten von Bananen und Palmen, Buschwälder, die von den großen Stauseen bewässert werden, die einst die Könige des Singhalesenreiches in größten Dimensionen angelegt und die Engländer theilweise wiederhergestellt haben. Von den gefürchteten Schlangen hat der Forscher auf seinen Streifzügen wenig bemerkt. Die Ausfuhr bereichert jetzt ganz der neue Hafen von Colombo mit seinem monsunsicheren Wellenbrecher. Die Bevölkerung bilden im Norden die leßtigen Tamils, dravidischen Ursprungs, die als Erobrer auf die Insel kamen und im Süden die weibisch weichlichen Singhalesen, Abkömmlinge arischer Einwanderer 500 a. Chr., in Tracht und Sitte noch von einander geschieden. Besondere Aufmerksamkeit wandte der Redner den „Zigeunern" Ceylons, den Rodiyas zu, deren Gaunersprache er untersuchte, und dem schwächlichen Jägervolk der Wäddas, deren primitive Lebensweise und Kunst des Bogenschießens er anschaulich schilderte. Ihr Bedd ist eine Mischung von Baummoder und Honig. Ihrer Abstammung nach sind sie aus einer Verschmelzung von Ariern und Ureinwohnern hervorgegangen. Wie mit einem Straßennetz und comfortablen Rasthäusern, so haben die Engländer die Insel mit einer Eisenbahn beschenkt, die ins Gebirge führt und der Theeproductina großen Absatz schafft. Die Reise nach der Ruinenstadt Anuradhapura beschäftigte den Historiker mit einer Reihe von schwierigen Problemen, der Identification der einzelnen Bauten mit den in Mahavamsa und Dipavamsa erwähnten Werken, der Frage der Reconstruction der Monumente und ihres ursprünglichen Zweckes, der Cardinalfrage nach dem Zusammenhang der Baukunst Ceylons mit der südindischen Architektur. „Dagobas" gibt es auf Ceylon in großer Anzahl. Sie sind massiv aus Ziegeln, seiten aus Hausteinen erbaut, haben im allgemeinen kuppelförmige Gestalt und sind errichtet über irgend einer im Innern eingeschlossenen Buddhareliquie. Der Platz, wo der König Devanampiyatissa auf der Jagd mit Mahinda, dem Prediger der Buddhalehre, zusammentraf, ist Mihintale, der heilige Berg. Der Reisende hatte dank dem Entgegenkommen der englischen Regierung reiche Gelegenheit, durch unmittelbaren Verkehr mit einheimischen „Pandits" eine gründlichere Kenntniß der singhalesischen Sprache und Literatur sich anzueignen, besondere Aufmerksamkeit widmete er den dialektischen Abweichungen des Singhalesischen. Eine Fahrt nach den Maldiven erwies sich als unausführbar. Wie beim Rodiya legte der Forscher, als sich ihm trotzdem unerwartete Gelegenheit dazu bot, ein umfangreiches Vocabular des Maldivischen an. Für weitere Forschungen im Wädda-Gebiet wäre noch eine äußerst lohnende Aufgabe zu lösen. — Dem frischen, lebendigen Vortrage wohnten Prinz Ludwig und Prinzeß Therese an; den Dank der Gesellschaft brachte Professor Günther zum Ausdruck.

* Darmstadt. Am 19. d. M. starb nach kurzer Krankheit Geh. Baurath Dr. Heinrich Wagner, seit 1869 Professor der Architektur an der hiesigen Technischen Hochschule. Er war der Erbauer des 1895 bezogenen neuen Hauptgebäudes der letzteren.

* Berlin. Geheimrath Bastian, Director des Museums für Völkerkunde, hat vom Bataain aus die Verlängerung seines Urlaubs um noch ein Jahr nachgesucht.

* Innsbruck. Am 20. d. M. starb erst 36-jährig der außerordentliche Professor der Astronomie Edmund Frhr. v. Haerdtl.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Agrarpolitik.

Ein Lehrbuch

von

Dr. Lujo Brentano,

Professor der Nationalökonomie und Finanzwissenschaft an der Universität München.

Erster Teil:

Theoretische Einleitung in die Agrarpolitik.

Preis geheftet 3 Mark.

Der Verfasser beginnt den vorliegenden ersten Abschnitt seines Lehrbuchs der Agrarpolitik mit einer theoretischen Darlegung der Stammischen Eigenschaften des Bodens als Produktionsinstrument. Es folgen Ausführungen über die Ursachen, welche die Ausbildung des Grundeigentums veranlassen und die Ursachen des Steigens und Sinkens der Grundrente. Die letzteren Ausführungen dürften insbesondere das Interesse erregen. Eine Folge der Ausbildung des Grundeigentums ist der Bodenpreis. Es werden die Bedingungen erörtert, welche dessen Höhe beeinflussen, sowie die Wirkungen der Höhe der Bodenpreise. Hieran schließt sich eine Kritik der verschiedenen Agrarprogramme, soweit sie eine Minderung des Bodenpreises bezwecken. In dem Schlußkapitel werden die Ergebnisse des ersten Abschnitts zusammengefaßt.

Diesem ersten Abschnitt soll ein zweiter folgen, welcher die Verfassung und den Zustand der deutschen Landwirtschaft im 18. Jahrhundert schildern wird, und diesem ein dritter, der die Agrargesetzgebung des 19. Jahrhunderts und ihre Wirkungen zum Gegenstand hat. (4278)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 26. März Nummer 68.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann. Von Louis Erhardt. — Socialpolitisches zur Civilproceßordnung. Von Dr. jur. Moritz Wittelshöfer. — Mittheilungen und Nachrichten.

Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann.[1])

Von Louis Erhardt.

Es ist ein ungemein glücklich gewähltes Thema, das sich Gebhardt in seinem Buche „Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann“ gestellt hat, und es kann fast wundernehmen, daß, seit die preußischen Staatsarchive bis zum Jahre 1840 sich der Forschung erschloßen, nicht schon früher jemand die Bearbeitung dieser Aufgabe unternommen hat. Freilich liegt ja die eigentliche Bedeutung Humboldts, wie natürlich auch Gebhardt nicht verkennt, auf einem anderen Gebiete als dem politischen; ja, man kann wohl sagen, daß von all den verschiedenen Richtungen, in denen sich der universelle Geist Wilhelm v. Humboldts beschäftigte, die politische Wirksamkeit die schwächste Seite seiner Begabung bezeichnet. Aber Humboldt gehört zu den wenigen Auserwählten, zu den Fürsten im Reiche des Geistes, von denen uns jede Spur ihres Wirkens und Schaffens interessirt; denn auf alles, was sie unternehmen, fällt doch ein Abglanz ihres Geistes. Dazu kommt, daß bei Humboldt die staatsmännische Thätigkeit einmal schon rein äußerlich betrachtet einen sehr bedeutenden Theil seines Lebenswerkes ausmacht; nicht weniger als 17 Jahre hat er in hohen staatlichen Stellungen den Geschäften den größten Theil seiner Zeit gewidmet, und zwar gerade im besten und schaffenskräftigsten Lebensalter. Und andrerseits fällt diese Thätigkeit in eine Zeit, deren Geschichte uns an sich ein ganz besonderes Interesse einflößt, die Zeit der Erniedrigung und Wiederaufrichtung des preußischen Staates und die Zeit der Befreiungskriege. Endlich ist es für Historiker, die in Humboldt den großen Geschichtstheoretiker bewundern, der über die Aufgabe des Geschichtschreibers eine der schönsten und tiefst durchdachten Abhandlungen geschrieben hat, besonders interessant, diesen Mann selbst am Werk zu sehen. Man könnte Humboldt in der Beziehung mit Thukydides vergleichen, dessen kurze politische Thätigkeit im peloponnesischen Kriege, ohne an sich von hervorragender Bedeutung zu sein, uns doch auch besonders interessirt, weil in und an ihr der Geschichtschreiber des Lebens und der wirkenden Kräfte im Geschehenden recht inne werden mußte.

Gebhardt ist an seine Aufgabe wohl gerüstet herangegangen und er hat sie im allgemeinen vortrefflich gelöst. Er war mit Humboldts ganzer Persönlichkeit und seinem geistigen Lebenswerk längst wohl vertraut und es ist als ein Vorzug seines Werkes anzusehen, daß es eben das Interesse und die Bewunderung für den ganzen Mann war, die Gebhardt veranlaßten, an das specielle Studium seiner staatsmännischen Thätigkeit heranzugehen. Er hat dann die großen Actenmassen, die er zu bewältigen hatte, mit ebenso viel Fleiß wie gutem Urtheil ausgebeutet und hat auf Grund dieses authentischen Materials eine zuverlässige und erschöpfende Darstellung gegeben. Zuweilen hat man wohl den Eindruck, daß er sich noch nicht genügend von seinen Actenexcerpten emancipirt, noch zu viel Rohmaterial in seine Darstellung herübergenommen hat. Wer aus Acten moderne Geschichte erarbeitet und keine Alltagspublication beabsichtigt, wird ja immer in die Gefahr kommen, und je fleißiger und sorgsamer er ist, desto mehr, sich zu sehr in nebensächliches Detail zu verlieren; er muß mindestens ebenso sehr, wie den Fleiß, zu sammeln, so nachher die Entschlossenheit besitzen, über Bord zu werfen, und am besten wird man thun, sich von vornherein vor allzu eifrigem Excerpiren zu hüten. Aber andrerseits kann man Gebhardt auch nicht Unrecht geben, wenn er in seinem Vorwort betont, daß man es einem Geiste wie Humboldt schulde, ihn selbst genügend zu Worte kommen zu lassen, und es ist jedenfalls besser, daß Gebhardt die Arbeit, die einmal gemacht werden mußte, gleich erschöpfend und gründlich und eher zu gründlich erledigt hat, als daß noch überall Lücken geblieben wären. Die Darstellung ist einfach und sachlich, frei von allem Gesuchten und Prätentiösen; dabei im allgemeinen geschickt und lebendig; nur selten stößt man sich an kleinen stilistischen Unebenheiten, dagegen erfreut man sich auch wiederholt an besonders glücklichem und präcisem Ausdruck der Gedanken. Namentlich wo etwas von Humboldt'schem Schwung der Begeisterung auch auf seinen Biographen übergeht, wie bei Besprechung der großen Akademiedenkschrift, erhebt sich auch sein Ausdruck über das Gewöhnliche zu künstlerischer Freiheit und Lebendigkeit. Hält man sich gegenwärtig, daß Gebhardt eben keine vollständige Biographie Humboldts geben wollte, auch nicht für die zur Darstellung gelangenden Jahre seiner amtlichen Thätigkeit von 1802—1819, sondern nur die eine Seite seiner Thätigkeit, eben die amtlich politische, so kann das Gesammturtheil nicht anders lauten, als daß er seiner Aufgabe voll genügt und die historische Literatur mit einem nützlichen und erfreulichen Buche bereichert hat.

Der vorliegende erste Band seines Werkes, der bis zum Abschluß des Prager Congresses, August 1813, reicht, gliedert sich in drei Bücher, deren erstes die römischen Jahre von 1802—1808, das zweite die Verwaltung des Unterrichtswesens in den Jahren 1809/10 und das dritte in seinen ersten beiden Capiteln Humboldts diplomatische Thätigkeit als Gesandter in Wien und beim Prager Congreß behandelt. Vorausgeschickt ist eine längere Einleitung, die außer allgemeinen Betrachtungen namentlich eine Analyse der Humboldt'schen Jugendschrift „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“, enthält. Es ist dies die Partie des Buches, die vielleicht am meisten zum Widerspruch herausfordert. Gebhardt stellt sich selbst, vielleicht mit verführt durch die vaneggrische

[1]) Wilhelm von Humboldt als Staatsmann, von Bruno Gebhardt. Erster Band. Bis zum Ausgang des Prager Congresses. Stuttgart, Cotta 1896.

Einleitung der von ihm benutzten Reclam'schen Ausgabe (von Major Weyland, gegen den sich P. Cauer in einem Excurs zu seiner Schrift: Staat und Erziehung, Kiel 1896, gewandt hat) gar zu sehr auf den Boden der Humboldt'schen Jugendschrift und legt ihr zum Theil Gedanken unter, die ihr in Wahrheit fremd sind. Wollten wir Gebhardt glauben, so hätte sich Humboldt in dieser Schrift schon als ein Vorläufer Steins in dessen Selbstverwaltungsbestrebungen gezeigt. Aber zwischen der Parole von Humboldt: Möglichst frei vom Staat, und der Parole von Stein: Möglichst frei von Bevormundung, ist doch ein gewaltiger Unterschied. Das Ideal Steins ist ein Staatswesen, in dem die Bürger möglichst zu politischer Selbstthätigkeit und freudiger Erfüllung ihrer staatlichen und socialen Pflichten erzogen werden; das Ideal Humboldts ein Staat, in dem der Einzelne, ganz auf sich gestellt, sich frei und ungebunden zu möglichster individueller Vollkommenheit entwickeln kann und der Staat ihm nur die dafür nöthige Rechtssicherheit gewährt. Das geistige Verhältniß des Individuums zu Staat und Gesellschaft ist ja sicher eine der schwierigsten Fragen; so gewiß einerseits der Staat eine jeden Einzelnen weit überragende und überschattende Organisation ist, so gewiß ist doch andrerseits in der einzelnen Persönlichkeit eine ursprüngliche und ihr eigenthümliche Kraft, die über alles staatliche und gesellschaftliche Zusammenleben hinausgreift; mit anderen Worten, je nach dem Gesichtspunkt der Betrachtung erscheint uns die geistige Persönlichkeit des Einzelnen unendlich kleiner und werthloser und wieder unendlich höher und herrlicher als der Staat. Humboldts ganze Richtung ging darauf aus, jene ursprüngliche geistige Energie, wie sie der einzelnen Persönlichkeit innewohnt und die doch in allem staatlichen und gesellschaftlichen Leben nur unvollkommen und gebrochen in die Erscheinung tritt, zu möglichster Entfaltung zu bringen, und in der energischen Betonung der Nothwendigkeit, daß der Staat dafür dem Individuum die Bahn frei lassen muß, daß er es nicht einengen und verkrüppeln soll, darin liegt der Werth und die Bedeutung seiner Jugendschrift. Aber man kann doch andrerseits nicht leugnen, daß Humboldts Auffassung nach dieser Richtung hin einseitig übertrieben ist, daß er den Menschen zu sehr in seiner Vereinzelung betrachtet und zu wenig berücksichtigt, daß der Mensch zugleich seiner innersten Natur nach ein Gesellschaftswesen ist und auch seine geistige Potenz nur im staatlichen und gesellschaftlichen Gemeinleben zur Entfaltung bringen kann. Humboldt war eben noch in den Traditionen eines Jahrhunderts aufgewachsen, in dem sehr viel von Regierung und Unterthanen die Rede war und sehr wenig von Staat und Volk, die sich zu einer lebendigen Einheit zusammenschließen, und er gab sich daher um so rückhaltloser dem Einfluß der französischen Revolutionsideen hin, die mit dem absolutistischen Staatswesen brachen. Das führte dann naturgemäß zunächst zu einseitiger Betonung der Rechte des Individuums. Von dieser Einseitigkeit ist Humboldt selbst aber später zurückgekommen und wir haben nicht nöthig, sie zu beschönigen, indem wir mit Gebhardt seiner Jugendschrift das Verdienst vindiciren, sie habe die theoretische Begründung der Selbstverwaltung vorgenommen; sie bleibt trotzdem bedeutend genug.

Ziemlich kurz ist das erste Buch, in dem Gebhardt den Wiedereintritt Humboldts in den Staatsdienst (er war schon vorübergehend 1790/91 ein Jahr lang beim Berliner Kammergericht und im Departement des Auswärtigen beschäftigt gewesen) und seine Thätigkeit als preußischer Resident, später Ministerresident am päpstlichen Hofe in Rom schildert. Man möchte fast bedauern, daß sich Gebhardt hier gar zu genau an sein Thema gehalten hat. Die Verhandlungen, die Humboldt damals mit der Curie über die Verhältnisse des preußischen Staates zu seinen katholischen Unterthanen und zum päpstlichen Stuhle führte, sind weder an sich von besonderer Bedeutung, dazu durch die bald folgenden politischen Wirren in Italien und Deutschland unterbrochen und wirkungslos gemacht, noch auch tragen sie zu dem Bilde von Humboldts Persönlichkeit irgend einen markanten Zug bei. Dagegen ist bekanntlich die römische Zeit für Humboldts Geistesleben von größter Bedeutung gewesen; hier trat ihm die Antike greifbar nahe; hier erfüllte er Geist und Sinne mit der Schönheit und dem Reiz des italienischen Himmels und des italienischen Volkslebens und mit der Herrlichkeit der Kunstwerke aller Zeiten. Man hätte daher wohl gewünscht, daß Gebhardt seinen Lesern wenigstens einen Ueberblick über Leben und Wirken Humboldts in Rom neben seiner amtlichen Thätigkeit geboten und ihn nicht darauf angewiesen hätte, den betreffenden Abschnitt in Hayms Buch zur Ergänzung heranzuziehen. Auch für die Beurtheilung der amtlichen Thätigkeit selbst wäre es von Werth gewesen, zu sehen, in welchem Maße sie seine Zeit und sein Denken in Anspruch nahm, bezw. ihm Muße zu anderen Dingen ließ. Es war doch ein besonderes Glück für Humboldt, daß er gerade in Italien einen so bequemen Dienst hatte, während ihn in den späteren Jahren die Geschäfte meist so in Anspruch nahmen, daß er wenig Zeit zu eigenen Studien behielt.

Im Mittelpunkt des Gebhardt'schen Buches steht nicht nur äußerlich, sondern auch seiner inneren Bedeutung nach der Abschnitt über Humboldts Verwaltung des Unterrichtswesens. Hier war Humboldt in seinem Element und hier hat er in der kaum anderthalbjährigen Dauer seiner ungemein thätigen und erfolgreichen Amtsführung in der That Anstoß und Richtung gegeben, die bis auf den heutigen Tag segensreich fortwirken. Gebhardt hat Recht, wenn er ihn als das Ideal eines deutschen Cultusministers bezeichnet. Humboldt war ja ganz und gar der Mann der Idee; darin liegt zugleich die Stärke wie die Schwäche seiner politischen Wirksamkeit. Wo er dem Zuge seiner Natur frei und ganz folgen konnte, wie an der Spitze der Unterrichtsverwaltung, da hat er Bleibendes und Herrliches geleistet; wo er dagegen auf einem Boden zu wirken hatte, der ihm weniger vertraut und der Bearbeitung nach allgemeinen Ideen weniger zugänglich war, da ist er der Gefahr der Phrase nicht immer ganz entgangen und steht zuweilen hinter weit unbedeutenderen, aber mehr aufs Praktische gerichteten Männern zurück. Das mag allerdings zugleich mit seinen Grund darin haben, daß Humboldt seine eigentliche politische Thätigkeit gleich an der Spitze der Geschäfte, als Minister und Gesandter begann; so große Geschäftserfahrung er sich dann später aneignete, so konnte diese doch nicht ganz so fest und breit fundirt sein, wie bei anderen Staatsmännern, die in geregelterem Gange sich zu den höchsten Stellen emporgearbeitet hatten. Freilich will ich damit natürlich keinen Augenblick in Abrede stellen, daß dieser Mangel kaum in Betracht kommt gegenüber dem viel Besseren, das Humboldt mitbrachte, der Kraft und Größe des Geistes, wie er ihn in den zehn Jahren, da er frei von allen amtlichen Geschäften, ganz den Künsten und Wissenschaften lebte, ausgebildet und zu voller Reife gebracht hatte. Preußen bedurfte gerade in jener Zeit vor allem solcher Männer von großem, freiem, kräftigem Geist, Männer, die eigene, lebensvolle Ideen hatten und nicht im todten Formalismus befangen waren. Aber es kam eben auch darauf an, diese Männer ihrer Begabung entsprechend an die richtige Stelle zu setzen, und wenn man die ganze langjährige staatsmännische Wirksamkeit Humboldts überblickt, so hebt sich daraus eben als Lichtpunkt seine Verwaltung des Unterrichtswesens ab und läßt uns erkennen, daß er für diese Stellung wie für keine andere und wie kein anderer für sie geschaffen war.

Digitized by Google

Noch auf eine andere allgemeine Frage möchte ich hier wenigstens mit einigen Worten eingehen. Gebhardt nimmt an, daß Humboldt nach dem Zusammenbruch des preußischen Staates, als er, aus Italien zurückgekehrt, mit eigenen Augen die Gräuel der Verwüstung sah, „eine große Wandlung seiner Geschichts- und Weltauffassung erlebte: der weltbürgerlich gesinnte Deutsche wurde zum deutsch gesinnten Preußen, zum nationalen Staatsmann". (S. 94, vgl. S. 468.) Gegen diese Auffassung hat schon Meinecke in seiner Besprechung des Buches in der Historischen Zeitschrift Einspruch erhoben, und wie mir scheint, mit Recht. Daß in jener Zeit eine tief greifende Umwandlung in Humboldt vorgegangen wäre, dafür vermag Gebhardt selbst keinerlei entscheidende Beweisgründe beizubringen; dagegen lege er sich nur einmal die Frage vor, ob nicht Humboldt auch im Jahre 1809 ganz bereit gewesen wäre, wenn es die Verhältnisse gegeben hätten, auf seinen idyllischen Posten in Italien, wo es nichts besonderes fürs Vaterland zu wirken gab, zurückzukehren, — ich glaube, die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Daß bei Humboldt der specifisch preußische Patriotismus keinen Boden hatte, kann nicht wunderuehmeu, wenn man bedenkt, wie innig gerade er mit der großen künstlerischen und wissenschaftlichen Bewegung der Zeit in Deutschland verknüpft war; und wie wenig von dieser Bewegung hatte doch gerade in Preußen seine Wurzeln! Daß er von jeher gut deutsch und auch preußisch gesinnt war, unterliegt keinem Zweifel, und ebenso wenig, daß ihn das Unglück seines Vaterlandes aufs tiefste erschütterte und er, wie jeder edle Geist, gerade in den Tagen der Bedrückung sich um so inniger und fester seinem Volk und seinem König verbunden fühlte. Aber zu den Männern, in denen sich die eigentliche patriotische Energie jener Tage verkörperte, den Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher oder Körner, Jahn, Arndt, wird man ihn doch nicht rechnen können, so wenig wie etwa Hardenberg oder Goethe, darin spricht sich kein eigentlicher Vorwurf aus. Vaterländisch gesinnt waren auch diese Männer, und sie haben an ihrem Theil zur inneren Erhebung Deutschlands Großes beigetragen. Speciell Humboldt hat in der Unterrichtsverwaltung ganz in jenem hohen und freien Geiste gewirkt, aus dem die Erhebung Deutschlands ihre Kraft sog. Aber man muß doch die Verschiedenheit der Charaktere anerkennen, und nichts spricht dafür, daß Humboldt 1809 wesentlich anders dachte und empfand, als 1807.

Doch kehren wir zu Gebhardts Darstellung zurück. Sehr hübsch sind die beiden einleitenden Capitel des zweiten Buches über Humboldts Vorgänger (Zedlitz, Wöllner, Massow) und seine Mitarbeiter in der Unterrichtsverwaltung (Nicolovius, Süvern, Uhden, daneben Schmedding, Wolf ꝛc.)[1] Merkwürdig ist ein gewisses Schwanken in Gebhardts Urtheil über die Massow'sche Periode. Der Geist, in dem Massow die preußische Unterrichtsverwaltung führte, ist toto caelo dem Humboldt'schen entgegengesetzt; gerade Humboldt und Massow können als typische Beispiele gelten für den verschiedenen Geist, der vor und nach 1806 in der preußischen Regierung herrschte. Das erkennt Gebhardt auch namentlich in seinem Schlußcapitel über Humboldts Verwaltung an; vgl. S. 366 f.: „nach der kurzen Wöllner'schen Pietismusepisode drangen mit Massow utilitaristische Tendenzen ein, die dem geistigen Leben der Nation die schwerste Schädigung bereitet hätten, wenn sie zur vollen Wirkung gekommen wären"; dagegen hielt Humboldt vor allem daran fest, „daß jede Fachbildung sich erst auf dem Boden der allgemeinen Bildung erheben dürfe, und verwarf damit jenen banausischen Utilitarismus, der sich zum Verhängniß der geistigen Zukunft des deutschen Volkes heute so breit zu machen strebt". Das ist eine ganz richtige Gesammtcharakteristik, die aber nicht recht zu der Beurtheilung stimmt, die Gebhardt zu Anfang des Abschnittes den Massow'schen Plänen im einzelnen zutheil werden läßt; er hebt zwar auch dort seine utilitaristischen Tendenzen hervor, aber er ist doch offenbar nicht ganz ohne Sympathie für Massow, der ihm „als ein ganz kundiger, verständiger, nüchterner Mann, der auch den Finger in manche Wunde legte", erscheint. (S. 104, vgl. auch das folgende.) Gebhardt hat mit diesem Lobe zwar offenbar hauptsächlich Massows Bestrebungen für das niedrige Schulwesen im Auge; aber ein Mann und ein System wollen doch als Ganzes erkannt und beurtheilt werden, und uns scheint hier eine Schwäche der Gebhardt'schen Auffassung zu liegen, die gelegentlich zu sehr am einzelnen haftet. So ist auch seine Beurtheilung der Krisis von 1806 unklar und matt; er sieht nur Mängel der Organisation, während es doch in erster Linie auf die Männer und den Geist ankam, in dem die ganze Verwaltung geführt wurde. Daß durch die Katastrophe den rechten Männern die Bahn frei gemacht wurde zu ungehindertem Schaffen, darin liegt doch vor allem ihre segensreiche Wirkung, und die Aenderung des Systems folgte dann ganz von selbst.

Zur Charakterisirung der Tendenzen, die Humboldts Amtsführung beherrschten, theilt Gebhardt eine Denkschrift mit, die er aus den Acten der Berliner Akademie der Wissenschaften ans Licht gezogen hat. Es ist ein wahres Juwel, mit dem Gebhardt sein Buch geschmückt hat. Den ersten und wichtigsten Theil bringt er im zweiten Capitel seines zweiten Buches ganz zum Abdruck; aus dem zweiten, speciell die Akademie betreffenden Theil gibt er dann einen Auszug in seinem dritten, die Akademie behandelnden Capitel S. 160 ff. Bei der ganz ungewöhnlichen Bedeutung der Denkschrift hätte es sich vielleicht empfohlen, sie ganz und ohne Unterbrechung in einem besonderen Capitel mitzutheilen, und da die Denkschrift wahrscheinlich erst gegen Ende von Humboldts Amtsführung entstanden, jedenfalls nach Gebhardts Mittheilung zur amtlichen Behandlung erst im November 1810 gelangt ist, so hätte er sie vielleicht auch besser nicht an den Anfang des ganzen Abschnitts zur Charakterisirung der Tendenzen, sondern als Rückblick ans Ende gestellt. Doch darauf kommt im Grunde wenig an; jedenfalls ist es als ein großes Verdienst von Gebhardt dankbar anzuerkennen, daß er die Denkschrift aufgefunden und in richtiger Erkenntniß ihres Werthes größtentheils veröffentlicht hat.[1] Hier gibt sich Humboldts Geist in seiner ganzen Hoheit und Größe. Nie ist das eigentliche Wesen der Wissenschaft tiefer erfaßt und glücklicher bestimmt worden, und nie ist von einem Staatsmann das Verhältniß des Staats zur Wissenschaft zarter und idealer aufgefaßt worden. Die Schule hat es mit fertigen und abgemachten Kenntnissen zu thun, die der Schüler erlernt; das Prinzip der Wissenschaft

[1] Ueber Humboldts Beziehungen zu einem dieser Männer, Nicolovius, sind wir durch eine Publication von R. Haym genauer unterrichtet: Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, herausgegeben von R. Haym (Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte, 1. Bd. Berlin, E. Felber 1894. Dazu zwei Anhänge: 1. Jugendbriefe Humboldts an seinen Freund Beer aus den Jahren 1787/89, 2. 8 Briefe Humboldts an Wolf und Arnim aus den Jahren 1809/10). Einige dieser Briefe, die der kundige Herausgeber Haym ohne genügende Erklärung lassen mußte, finden jetzt durch die Gebhardt'sche Darstellung ihre sichere Erläuterung, so namentlich Nr. 8; vgl. Gebhardt S. 349 ff. Man sieht hier zugleich, wie wesentlich unsre Wissen im einzelnen durch das Gebhardt'sche Buch bereichert wird.

[1] Nach einer Note zu S. 119 scheint es, daß auch die Lesung des Manuscripts nicht ohne Schwierigkeit war; doch habe ich nur eine Stelle gefunden, an der man anstößt und wo offenbar ein sinnstörender Lesefehler Gebhardts vorliegt. Eben auf S. 119 in der Mitte, gleich nach der mit der Note versehenen Stelle, muß es wohl sicher heißen: „sein Geschäft hängt mit an ihrer Gegenwart" für „nicht an ihrer Gegenwart".

dagegen liegt in der freien Forschung, sie ist „als etwas noch nicht gefundenes und nie ganz aufzufindendes zu betrachten", nach dem man aber unabläſſig sucht. „Sobald man aufhört, eigentlich Wissenschaft zu suchen, oder sich einbildet, sie brauche nicht aus der Tiefe des Geistes heraus geschaffen, sondern könne durch Sammeln extensiv an einander gereiht werden, so ist alles unwiderbringlich und auf ewig verloren, verloren für die Wissenschaft, die, wenn dies lange fortgesetzt wird, dergestalt entflieht, daß sie selbst die Sprache wie eine leere Hülse zurückläßt, und verloren für den Staat. Denn nur die Wissenschaft, die aus dem Innern stammt und ins Innere gepflanzt werden kann, bildet auch den Charakter um, und dem Staat ist es ebenso wenig als der Menschheit um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu thun." — „Wird aber endlich in höheren wissenschaftlichen Anstalten das Prinzip herrschend: Wissenschaft als solche zu suchen; so braucht nicht mehr für irgend etwas anderes einzeln gesorgt zu werden." — „Was nun aber das Aeußere des Verhältnisses zum Staat und seine Thätigkeit dabei betrifft, so hat er nur zu sorgen für Reichthum (Stärke und Mannichfaltigkeit) an geistiger Kraft durch die Wahl der zu versammelnden Männer und für Freiheit in ihrer Wirksamkeit. Der Freiheit droht aber nicht bloß Gefahr von ihm, sondern auch von den Anstalten selbst, die, wie sie beginnen, einen gewissen Geist annehmen und gern das Aufkommen eines anderen ersticken." Welch eine herrliche Charakteristik der echten Wissenschaft und ihres Afterbildes, des todten, byzantinischen Sammeleifers, der mit all seinen Corpora und Thesauri den rechten wissenschaftlichen Geist am Ende lähmt und erstickt! Wie bescheiden und wie hoch zugleich ist die Aufgabe, die dem Staate zugewiesen wird! Er muß, bemerkt Humboldt an einer anderen Stelle, sich immer bewußt bleiben, daß er die Wissenschaft nicht eigentlich fördern kann, „daß er vielmehr immer hinderlich ist, sobald er sich hineinmischt, daß die Sache an sich ohne ihn unendlich besser gehen würde;" nur die äußeren Formen und die Mittel hat er für den wissenschaftlichen Betrieb zu geben, und seinerseits darauf zu achten, daß nicht durch Cliquenwirthschaft in den wissenschaftlichen Corporationen selbst Freiheit und Fortschritt gehemmt werden.

Er wendet sich dann dem Verhältniß der wissenschaftlichen Anstalten zu einander und zur Schule zu. „Der Staat muß seine Universitäten weder als Gymnasien noch als Specialschulen behandeln, und sich seiner Akademie nicht als einer technischen oder wissenschaftlichen Deputation bedienen" (man denke der Zeiten Friedrich Wilhelms I. und noch der Humboldts Verwaltung unmittelbar voraufgehenden Epoche!). „Er muß im ganzen . . . von ihnen nichts fordern, was sich unmittelbar und geradezu auf ihn bezieht, sondern die innere Ueberzeugung hegen, daß, wenn sie ihren Endzweck erreichen, sie auch seine Zwecke und zwar von einem viel höheren Gesichtspunkte aus erfüllen." — „Auf der anderen Seite aber ist es hauptsächlich Pflicht des Staates, seine Schulen so anzuordnen, daß sie den höheren wissenschaftlichen Anstalten gehörig in die Hände arbeiten. Dies beruht vorzüglich auf einer richtigen Einsicht ihres Verhältnisses zu denselben und der fruchtbar werdenden Ueberzeugung, daß nicht sie als Schulen berufen sind, schon den Unterricht der Universitäten zu anticipiren, noch die Universitäten ein bloßes, übrigens gleichartiges Complement zu ihnen, nur eine höhere Schulclasse sind, sondern daß der Uebertritt von der Schule zur Universität ein Abschnitt im jugendlichen Leben ist, auf den die Schule im Fall des Gelingens den Zögling so rein hinstellt, daß er physisch, sittlich und intellectuell der Freiheit und Selbstthätigkeit überlassen werden kann und, vom Zwange entbunden, nicht zu Müßiggang oder zum praktischen Leben übergehen, sondern eine Sehnsucht in sich tragen wird, sich zur Wissenschaft zu erheben, die ihm bis dahin nur gleichsam von fern gezeigt war." „Ihr Weg, dahin zu gelangen, ist einfach und sicher. Sie muß nur auf harmonische Ausbildung aller Fähigkeiten in ihrem Zögling sinnen; nur seine Kraft in einer möglichst geringen Anzahl von Gegenständen an, soviel möglich, allen Seiten üben; und alle Kenntnisse dem Gemüthe nur so einpflanzen, daß das Verstehen, Wissen und geistige Schaffen nicht durch äußere Umstände, sondern durch seine innere Präcision, Harmonie und Schönheit Reiz gewinnt." — „Ein so vorbereitetes Gemüth nun ergreift die Wissenschaft von selbst, da gleicher Fleiß und gleiches Talent bei anderer Vorbereitung sich entweder augenblicklich oder vor vollendeter Bildung in praktisches Treiben vergraben und sich dadurch auch für dieses unbrauchbar machen, oder sich, ohne das höhere wissenschaftliche Streben, mit einzelnen Kenntnissen zerstreuen."

Das Verhältniß zwischen Universität und Akademie charakterisirt Humboldt in einem Bericht an Dohna im allgemeinen dahin, daß die Akademie mehr zur Erweiterung, die Universität mehr zur Verbreitung der Wissenschaften bestimmt sei. In der Denkschrift erkennt er aber an, daß namentlich in Deutschland die eigentlichen Centren für die Förderung der Wissenschaft, die nicht nur für die Verbreitung, sondern auch für die Erweiterung des Wissens das meiste leisten, die Universitäten sind, neben denen man zur Noth der Akademien ganz entrathen könnte. Ueber die Anregung, die der tüchtige Universitätslehrer gerade aus dem Lehren selbst empfängt, äußert er sich sehr treffend: „Der freie mündliche Vortrag vor Zuhörern, unter denen doch immer eine bedeutende Zahl selbst mitdenkender Köpfe ist, feuert denjenigen, der einmal an diese Art des Studiums gewöhnt ist, sicherlich ebenso sehr an, als die einsame Muße des Schriftstellerlebens oder die lose Verbindung einer akademischen Genossenschaft. Der Gang der Wissenschaften ist offenbar auf einer Universität, wo sie immerfort in einer großen Menge und zwar kräftiger, rüstiger und jugendlicher Köpfe herumgewälzt wird, rascher und lebendiger. Ueberhaupt läßt sich die Wissenschaft als Wissenschaft nicht wahrhaft vortragen, ohne sie jedesmal wieder selbstthätig aufzufassen, und es wäre unbegreiflich, wenn man nicht hier, sogar oft, auf Entdeckungen stoßen sollte. Das Universitätslehren ist ferner kein so mühevolles Geschäft, daß es als eine Unterbrechung der Muße zum Studium und nicht vielmehr als ein Hülfsmittel zu demselben gelten müßte." Er entscheidet sich aber dennoch dafür, daß neben den Universitäten auch „die Idee einer Akademie als der höchsten und letzten Freistätte der Wissenschaft und der vom Staat am meisten unabhängigen Corporation festgehalten werden" müsse, und er plädirt dann für eine lose Verbindung zwischen Universität und Akademie, wie sie später ja auch thatsächlich hergestellt ist. Dieses kurze Resumé der Humboldt'schen Denkschrift wird auch dem Leser den besten Begriff von dem Geist der Humboldt'schen Unterrichtsverwaltung geben, und wir können uns im übrigen nun desto kürzer fassen. In einer Reihe von Capiteln behandelt Gebhardt im einzelnen die Akademien, die Universitäten, das höhere und niedere Schulwesen, die Kirche, die Reform der bürgerlichen Verhältnisse der Juden und Censur und Medicinalwesen. In dem Capitel über die Akademien wird außer der Reformirung der Akademie der Wissenschaften, für die Gebhardt auch die interessante Vorgeschichte mittheilt (u. a. bemerkenswerthe Reformvorschläge Alexander v. Humboldts aus dem Jahre 1806), auch Humboldts Wirken für die Akademie der Künste und überhaupt für Kunst und Künstler (bildende Künste, Architektur, Musik) besprochen. In dem Capitel über die Universitäten steht natürlich die Gründung der Berliner Universität, dieser bedeutendsten Schöpfung der

Digitized by Google

Humboldt'schen Verwaltung, im Vordergrunde. Die Zustände an den übrigen Universitäten, namentlich in Frankfurt a./O., das dem neu aufgehenden Sterne weichen mußte, werden aber wohl etwas zu ungünstig geschildert.[1]) Das Capitel über die Schulen leidet an etwas zu großer Breite; so hätte beispielsweise der Entwurf Süverns über die städtischen Schulcollegien in einem Humboldt gewidmeten Buche doch nicht so eingehend erörtert zu werden brauchen, obwohl Humboldts Bemerkungen dazu von Interesse sind. Interessant sind auch die Mittheilungen über die Liegnitzer Ritteraldemie und über die Cadettenanstalten. Wie es von Humboldt nicht anders zu erwarten ist, bekämpfte er auch diesen Anstalten gegenüber jede Begünstigung eines Sondergeistes, von Exclusivität und Fachbildung. Ueber die Volksschule geht Gebhardt sehr kurz hinweg, wohl dem Actenbefunde entsprechend. Nur über die Einführung der Pestalozzi'schen Methode, über die Gebhardt auch eine eigene Schrift veröffentlicht hat, werden einige Mittheilungen gemacht. — Interessante Denkschriften und Gesetzentwürfe werden über die staatsrechtliche Stellung der Juden und über die Censur mitgetheilt; auch sie athmen natürlich den liberalen Geist Humboldts, doch so, daß sie ihn doneben auch praktischen Erwägungen nicht unzugänglich erscheinen lassen. Endlich erwähne ich noch Humboldts Plan zur Organisation der Medicinalbehörden, in dem vor allem die Entschiedenheit bemerkenswerth ist, mit der er sich gegen die Unterordnung der medicinischen Facultät der Universitäten unter die Medicinalsection des Ministeriums des Innern, statt unter die Unterrichtssection, ausspricht; er meint, dann könnten bald auch die Tribunale gleiche Ansprüche auf die juristischen und die Section des Cultus auf die theologischen Facultäten machen; „es ginge alle Einheit in diesem Punkte verloren, und die Universitäten wären nicht mehr in Facultäten getheilt, sondern in Specialschulen zerrissen." Man sieht immer wieder dieselbe hohe Auffassung von der Einheit der Wissenschaft und die energische Zurückweisung aller Versuche, den Universitäten ihren Charakter als rein wissenschaftlicher Anstalten durch Eindringen praktischer oder politischer Tendenzen, wie sie sich ja immer wieder bis in unsre Toge hier nnd da geltend zu machen gesucht haben, zu beeinträchtigen.

Die Umstände, die zu Humboldts Ausscheiden aus der Unterrichtsverwaltung und zu seiner Rücklehr in den diplomatischen Dienst führten, werden von Gebhordt im letzten Capitel seines zweiten Buches in eben so gedrängter wie interessanter nnd viel neue Information bietender Darstellung behandelt, die zu Humboldts Entlassungsgesuch führenden Ereignisse lann man danach wohl als völlig geklärt bezeichnen. Jn mannhafter und zugleich einen berechtigten Ehrgeiz verrathender Weise wahrte Humboldt seine Stellung, als sie durch die neue Ministerialorganisation vom 31. März 1810, die die an der Spitze der Sectionen stehenden Staatsräthe in eine mehr als bisher den Ministern untergeordnete Stellung herobdrückte, beeinträchtigt zu werdeu drohte, und zog es vor, unter freimüthiger Darlegung seiner Gründe seine Entlassung vom Könige zu erbitten. Ehe die Entscheidung darüber fiel, trat die Ministerkrisis ein, die Hardenberg als Staatslanzler an die Spitze der Geschäfte brachte, und es hatte nur vorübergehend den Anschein, als ob Humboldt ein selbständiges Ministerium übertragen werden würde. Das Wünschenswertheste wäre sicher gewesen, wenn die Section des Cultus und Unterrichts zu einem eigenen Ministerium umgeschaffen und dies Humboldt übertragen worden wäre. Aber die kirchlichen Angelegenheiten in die Hände eines so freigeistigen Mannes wie Humboldt zu legen, scheint man gar nicht ernstlich in Erwägung gezogen zu hoben;[1]) dagegen nahm Hardenberg Humboldt für das Ministerium des Jnnern in Aussicht, und das einzige, was auch bei Gebhardt noch nicht genügend aufgeklärt erscheint, ist, wie es dann kam, daß Humboldt, statt zum Minister des Jnnern, plötzlich zum Gesandten in Wien ernannt wurde. Doch hat auch dabei die Hypothese Gebhardts, daß wohl der König selbst in persönlicher Unterredung mit Hardenberg Bedenken gegen Humboldt erhob, große Wahrscheinlichkeit für sich. Merkwürdiger aber ist, daß bald darauf auch Hardenberg, der zunächst bei seinem Wiedereintritt ins Amt offenbar durchaus freundlich gegen Humboldt gesinnt war, sich plötzlich von größtem Mißtrauen und Unmuth gegen ihn erfüllt zeigte. Gebhardt bezeichnet diese Wendung selbst als ein Räthsel; doch kann man vielleicht aus seinen eigenen Mittheilungen den Grund erschließen. Er gibt uns nämlich einen Auszug von einer Denkschrift Humboldts über Neuorganisotion der Behörden, wahrscheinlich aus dem Juni 1810, die in der That Hordenbergs größtes Mißfallen erregen mußte; denn sie läuft darauf hinaus, Hardenbergs eben errungene Stellung als Staatskanzler wieder zu beseitigen und statt dessen ein collegialisches Cabinet mit wechselndem Vorsitz der Minister in Aussicht zu nehmen. Die ganze Denkschrift gehört zu den schwächsten politischen Elaboroten Humboldts und war wohl geeignet, Hordenbergs günstige Meinung über Humboldts staatsmännische Befähigung bedeutend herabzustimmen und ihn obenein mit persönlichem Mißtrauen zu erfüllen. Ja, man könnte sogar geneigt sein, in dieser undatirten Denkschrift auch bereits den Grund zu finden, warum Hardenberg Humboldt plötzlich als Minister des Jnnern fallen ließ, wenn es möglich wäre, anzunehmen, daß sie schon so frühe zu Hardenbergs Kenntniß gelangt war, was aber wohl nicht angeht. Nach einer Notiz im Nachlaß Hardenbergs scheint es doch, daß für Humboldts Sendung nach Wien nur die Entschließung des Königs, dem Grafen Dohna das Ministerium des Jnnern zu lassen, entscheidend gewesen ist. Bis in die zweite Hölfte Juni hinein scheint das Verhältniß zwischen Hardenberg und Humboldt auch ungetrübt geblieben zu sein. Erst um den 20. Juni herum wird danu Hordenberg die Denkschrift gelesen und damit den Anstoß zu seinem Gesinnungswechsel gegen Humboldt erhalten haben.

Die letzten Abschnitte von Gebhardts erstem Bande, die Humboldts diplomatische Thätigkeit von 1810—1813 behandeln, stehen an Interesse hinter der Schilderung der Unterrichtsverwaltung wieder zurück, oder vielmehr ihr Interesse beruht mehr allgemein in dem Reflex der großen Zeitereignisse, als in dem, was sie speciell für die Charakteristik Humboldts bieten. Dem ersten Capitel über die Wiener Zeit ist es sehr zugute gekommen, daß Grbhardt seine erste Actenbearbeitung dieses Abschnitts, die etwas gar zu mosaikartig ausgefallen war, schon in einer besonderen Abhandlung veröffentlicht hatte und so nun hier

[1]) Ein merkwürdiger Fehler ist, daß Gebhardt den berühmten Rechtshistoriker Karl Friedrich Eichhorn nicht unter den Ordinarien der Jurisprudenz in Frankfurt, sondern nur nebenher als Privatdocenten erwähnt. S. 194, 197. Vgl. dagegen seine Bestallung als Professor publicus ordinarius vom 8. August 1805, abgedeckt in Schulte's Leben Eichhorns S. 129 f. Aus den übrigen Angaben bei Schulte geht auch hervor, daß Eichhorn eines der angesehensten Mitglieder der Facultät war.

[1]) Beinahe komisch klingt es, wenn Dohna in seiner Warnung vor dem unkirchlichen Humboldt an Hardenberg schreibt: so glänzend geeignet er zum Minister des Auswärtigen sei, so gänzlich ermangele er der Eigenschaften für die Leitung des Cultus (Gebhardt S. 352 f.), dagegen erfreut es, das Urtheil eines so durchaus christlichen Mannes wie Spalding zu lesen, der den auf Humboldt schellenden Zeloten unter den Geistlichen gegenüber bekennt: „Jch für mein Theil bin überzeugt, daß mit so viel Geist und Gründlichkeit des Charakters ein solcher Unfrommer nützlicher werden kann, als tausend Eiferer mit Unverstand. Aber wer glaubt es mir? Glaubt man nicht vielmehr, ich selber sei ein Unfrommer, da ich von so etwas überzeugt sein könne?" (Gebhardt S. 309 nach Pertz: Stein II 406.

dem Stoff desto freier gegenüber stand. Auch so ist namentlich die Darstellung der letzten Zeit in Wien für 1813 noch etwas zu breit ausgefallen, ebenso wie auch die Schilderung der Vorverhandlungen zum Prager Congreß im zweiten Capitel. Aber im ganzen kann man doch nur wiederholen, daß Gebhardt uns eine ebenso fleißige wie sachgemäße Bearbeitung des weitschichtigen Actenmaterials bietet und diese Arbeit, die für Humboldt doch einmal gemacht werden mußte, soweit das Stoffliche in Betracht kommt, gleich so gut wie abschließend erledigt hat. So ist nun wieder eine neue reiche Quelle für die Biographie Humboldts erschlossen. Nimmt man dazu die große Reihe von Sonderpublicationen, die die letzten Jahre für Humboldt gebracht haben, Briefe, Tagebücher, hinterlassene Schriften, wie sie namentlich Leitzmann in ganz erstaunlicher Menge ans Licht gezogen hat, so kann man den Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem trefflichen Biographen Humboldts, R. Haym, vergönnt sein möge, wenn diese Fluth neuen Materials sich erschöpft hat und auch der zweite Band von Gebhardts Werk vorliegen wird, nun auch die Summe alles neu Gewonnenen zu ziehen und uns mit einer zweiten Auflage seines Humboldt zu beschenken. Als die beste Vorarbeit dafür wird er dann Gebhardts Werk dankbar zu verwerthen haben.

Socialpolitisches zur Civilproceßordnung.

Von Dr. jur. Moritz Wittelshöfer.

Unter obigem Titel hat Dr. jur. Leopold Bauke in Nr. 4 der Beilage von 1897 einen Artikel veröffentlicht, worin er bei der aus Anlaß der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs bevorstehenden theilweisen Abänderung der Civilproceßordnung eine größere Berücksichtigung der wirthschaftlich Schwachen, das ist der Schuldner, in der Zwangsvollstreckung, fordert. Es sollen nicht nur den Angehörigen der in § 715, Ziff. 3—6 und Ziff. 8 genannten Berufsarten, sondern einem jeden die zur Ausübung seines Berufs unentbehrlichen Gegenstände, und es soll nicht nur den in § 715 Ziff. 7 genannten Bevölkerungskreisen (Beamte und Offiziere ꝛc.), sondern einem jeden ein Mindestbetrag an Baargeld bei der Pfändung belassen werden müssen.

Mit diesen Vorschlägen scheint uns Dr. Bauke im Rechte, es soll denselben daher nicht opponirt werden. Hingegen sind wir der Meinung, daß die jetzigen Vorschriften der Civilproceßordnung über die Zwangsvollstreckung nach der entgegengesetzten Seite hin in einigen Punkten socialpolitisch unrichtig sind, indem sie den Schuldner zu sehr schützen und hiedurch den Gläubiger in ungerechter Weise wirthschaftlich schädigen. Es sind dies diejenigen Bestimmungen, welche aus dem Reichsgesetze über die Beschlagnahme des Arbeits- und Dienstlohns herüber- und in § 749 der Civilproceßordnung in Bezug genommen und bekräftigt sind. Nach diesem Gesetze kann der noch nicht verdiente Arbeits- oder Dienstlohn nicht mit Beschlag belegt werden. Das Gesetz ist aus den humansten und liberalsten Motiven hervorgegangen, indem es die Härte vermeiden will, daß ein Arbeiter oder Angestellter von der Frucht seiner Arbeit gar nichts haben, sondern sich lediglich für seine Gläubiger abmühen soll. An dem Prinzip des Gesetzes soll daher auch in keiner Weise gerüttelt werden. Allein wir dürfen uns andrerseits der Wahrnehmung nicht verschließen, daß das Gesetz in manchen Beziehungen auch schädlich wirkt. Auch im Kleinverkehr wird nicht immer baar bezahlt, die Kunden lassen ihre Bezüge vielmehr oft „aufschreiben". Nicht nur in allen Specereihandlungen kommt dies vor, sondern auch vielfach in Bäckereien. Wenn dann der Arbeiter nicht zahlen kann oder will, so steht der Gläubiger zwar nicht rechtlos, aber hülflos da, indem der Schuldner pfändbares Mobiliar nicht besitzt und auch sein Arbeitslohn nicht mit Beschlag belegt werden kann. In Industriestädten macht die Summe, die auf diese Weise verloren wird, in einzelnen Geschäften sehr viel aus, und manches Geschäft in Arbeitervierteln ist hiedurch schon selbst außer Stand gesetzt worden, seinen Verbindlichkeiten nachzukommen. Man wird einwenden, daß man in diesen Specerei- und Victualienhandlungen an die Arbeiter eben nicht hinausborgen soll. Allein dies ist leichter gesagt als gethan. Nicht nur läßt man sich in diesen Kreisen, wo noch dazu die Bekanntschaft in der Regel eine nähere ist, leichter bestimmen, auf Baarzahlung zu verzichten: es kommt auch noch dazu, daß, wenn nicht geborgt wird, auch die zahlenden Arbeiter nicht mehr dort verkehren, und daß, wenn das eine Geschäft nicht borgt, es das andere thut. Jeder, der Einblick in diese Verhältnisse gewinnt, wird bestätigen müssen, daß man, wenn man nicht hinausborgt, oft überhaupt kein Geschäft machen kann.

Unter diesen Umständen scheint es uns socialpolitisch angebracht, daß das Gesetz über die Beschlagnahme des Arbeits- und Dienstlohns und mit ihm der § 749 der Civilproceßordnung einigermaßen modificirt wird. Das Gesetz soll natürlich nicht vollständig außer Kraft gesetzt werden, sondern erstens nur für gewisse Forderungen und sodann nur für einen bestimmten Theil des Arbeits- und Dienstlohns. In ersterer Beziehung ist schon jetzt dem Reichstag von den Bundesregierungen ein Gesetzentwurf vorgelegt, wonach die Beschlagnahme Platz greifen soll für die Alimentenforderungen unehelicher Kinder. Wir sind hiemit vollständig einverstanden. Sie soll aber nach unserm Vorschlag auch zulässig sein zugunsten von Forderungen für Lebensbedürfnisse — oder, eine Tautologie, die sich eingebürgert hat und von der daher auch wir Gebrauch machen — für „nothwendige Lebensbedürfnisse". Wir verstehen darunter die Forderungen der Bäcker für Brod, der Victualien- und Specereihandlungen für den größten Theil ihrer Waaren, der kleinen Holz- und Kohlenhändler für Brennmaterialien ꝛc. Im einzelnen Falle soll das richterliche Ermessen darüber entscheiden, ob eine Forderung für ein nothwendiges Lebensbedürfniß des Schuldners entstanden ist. Es brauchen z. B. die Forderungen der Metzger für Fleisch entweder überhaupt nicht, oder wenigstens nicht unbedingt darunter zu fallen, weil Fleisch nach den Gewohnheiten und der Zahlungsfähigkeit der Arbeiterclassen durchaus nicht in dem Grade, wie die obigen Lebensmittel, zu deren nothwendigen Lebensbedürfnissen gehört. Sodann soll natürlich auch für diese Forderungen nicht der gesammte Arbeitslohn, sondern nur etwa der dritte Theil desselben der Beschlagnahme unterliegen, sonst würde dem Arbeiter ja die Existenz unmöglich gemacht. Damit hätte man zugleich einen Anhaltspunkt zur Beantwortung der von Dr. Bauke aufgeworfenen Frage, wie viel Baargeld dem Schuldner bei der Pfändung soll belassen werden müssen: da der Lohn in der Regel wöchentlich ausbezahlt wird, zwei Drittel des ortsüblichen Wochenlohns.

Noch in einem anderen, wenn auch nicht so wesentlichen, aber doch auch nicht unwichtigen Punkte ist das Gesetz über die Beschlagnahme des Arbeits- und Dienstlohns und mit ihm der § 749 der Civilproceßordnung nach unsrer Meinung im Schutze der „wirthschaftlich Schwachen" zu weit gegangen, und hierauf haben wir schon in unsern „Beiträgen zur Kritik des Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuchs" (München 1895) S. 53 hingewiesen. Nach § 4 Ziff. 4 des Gesetzes nämlich und § 749 Abs. 3 der Civilproceßordnung findet das Gesetz keine Anwendung auf den Gehalt und die Dienstbezüge der im Privatdienst dauernd angestellten Personen, soweit der Gesammtbetrag die Summe

von 1500 Mark für das Jahr übersteigt. Als dauernd in diesem Sinn gilt das Dienstverhältniß aber nach der weiteren Gesetzesvorschrift dann, wenn dasselbe gesetzlich, vertrags- oder gewohnheitsmäßig mindestens auf ein Jahr bestimmt, oder bei unbestimmter Dauer für die Auflösung eine Kündigungsfrist von mindestens drei Monaten einzuhalten ist. In allen anderen Fällen, insbesondere in allen Fällen kürzerer Kündigungsfrist, greift das in § 1 des Gesetzes und § 749 Abs. 1 Ziff. 1 der Civilproceßordnung ausgesprochene Prinzip Platz, daß die Beschlagnahme des noch nicht verdienten Arbeits- oder Dienstlohns überhaupt unzulässig ist. Da nun nach dem Handelsgesetzbuch Art. 61 Abs. 1 (und ebenso nach § 60 des neuen Entwurfs eines Handelsgesetzbuchs) die gesetzliche Kündigungsfrist bei Handlungsdienern nur eine sechswöchentliche ist, so kann deren Gehalt, wenn nicht ausnahmsweise durch Vertrag eine längere Kündigungsfrist vereinbart ist, regelmäßig nicht in Beschlag genommen werden. Und zwar auch dann nicht, wenn derselbe vielleicht noch so groß ist, 3000 Mark und noch mehr. Dies führt aber nicht selten zur wirthschaftlichen Schädigung derjenigen Gewerbetreibenden, welche solchen Handlungsdienern borgen, besonders der Schneider, welche ihnen Kleider liefern. Das gleiche kann bei gut besoldeten Vorarbeitern und Werkmeistern ꝛc. vorkommen, die oft nur gegen vierwöchentliche, oder wenigstens kürzere als dreimonatliche Kündigungsfrist — gesetzlich beträgt sie nach der Gewerbeordnung nur 14 Tage — angestellt sind, aber einen sehr hohen Gehalt haben und daher ebenso wie jene Handlungsdiener sehr leicht zahlen könnten. Hier ist das Prinzip, die „Lohnarbeiter“ zu schonen und zu schützen, zu weit ausgedehnt und führt hiedurch zu einer wirthschaftlichen Schädigung von Volksclassen, welche gleichfalls keinen leichten Kampf ums Dasein haben und der Schonung und des Schutzes mindestens ebenso bedürftig sind wie sie. Dem würde abgeholfen, wenn das Gesetz über die Beschlagnahme des Arbeits- und Dienstlohns und mit ihm die Civilproceßordnung dahin abgeändert würde, daß das Dienstverhältniß dann als dauernd gilt, wenn die Kündigungsfrist mindestens die gesetzliche ist.

Wir halten diese beiden Abänderungen des Gesetzes für eine sehr heilsame socialpolitische Maßregel. Die heutige Zeit hat es sich mit Recht auf die Fahne geschrieben, die „wirthschaftlich Schwachen“ zu schonen und im Kampfe um ihre Existenz möglichst zu unterstützen. Es ist dies auch in der That „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen“, und gegen die meisten und wichtigsten gesetzgeberischen Maßregeln, welche zu diesem Zweck im Deutschen Reich getroffen wurden, wie die Versicherungsgesetze, den bisherigen Arbeiterschutz ꝛc., wird kein Vernünftiger etwas einzuwenden haben. Allein dieses Bestreben darf uns andrerseits doch auch nicht blind machen gegen die Vorkommnisse des täglichen Verkehrs und darf uns nicht veranlassen, über Thatsachen hinwegzusehen, welche eine ungerechte wirthschaftliche Schädigung anderer Erwerbskreise enthalten. Sonst käme hier der Goethe'sche Spruch über die Gesetze zur Anwendung: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage“. Man muß darauf sehen, daß nicht durch übertriebenen und ungerechten Schutz derjenigen, die wirklich oder vermeintlich schwach sind, andere erst schwach werden. Erst dann können die zum Schutz der wirthschaftlich Schwachen erlassenen Gesetze socialpolitisch als vollständig richtig erachtet werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Ein dem Bundesrath vorliegender Bericht der Reichslimescommission nimmt an, daß nach den bisher gebrauchten 5 noch etwa 4 weitere Jahre zur Vollendung der Ausgrabungsarbeiten erfordert werden. Die bis jetzt gewonnenen Erträge schätzt der Bericht in folgender Weise ein: „Wir glauben sagen zu dürfen, daß die Forschungsergebnisse die Erwartungen bei weitem übertroffen haben. Der Zug des Pfahls ist an den meisten Orten festgestellt, überall haben sich verschiedene Perioden der Grenzabsteckung ergeben, von der Art der Grenzbewachung haben wir ein klares Bild erhalten. 52 Castelle wurden ausgegraben, die Ausgrabung von 10 weiteren Castellen wurde begonnen. Auch die Castellbauten ließen deutlich durchgreifende Umbauten, sowohl Verwandlung von Erdcastellen in Steincastelle, wie die Erweiterungs- und Verstärkungsbauten der Steincastelle erkennen. Unsre Kenntniß des Lagerwesens und des Systems des Grenzschutzes ist wesentlich erweitert worden. Die vorgenommene Straßenforschung hat das bisherige Bild der Römerstraßen schon wesentlich berichtigt und erweitert; überall zieht hinter den Limites ein Colonnenweg; die Castelle sind unter einander durch Straßen verbunden, welche z. B. die mit zahlreichen Castellen versehene Wetterau wie mit einem dichten Netz überziehen. Auch vermögen wir schon für die meisten Gegenden die Hauptstraßen für den militärischen Aufmarsch und Handelsverkehr nach dem In- und Ausland aus der großen Masse der nachgewiesenen Straßen herauszuheben.“

* Nord-Amerika zeichnet sich durch kostbare Bücher aus. Ein soeben erschienener Band über „Orientalische Kreamil“ kostet 400 Dollar. Die Auflage zählt nur 500 Exemplare. Von allen Buchhändlern der Vereinigten Staaten hatte allein Louis Prang in Boston den Muth, das Werk in Verlag zu nehmen; stellen sich doch die Kosten der Herstellung auf 200,000 Dollar. Die Farbendrucke sind kaum zu übertreffen; einige mußten 44mal durch die Presse gehen. Den Text des Werkes liefert der britische Botschaftsarzt in Peking, Dr. S. W. Bushell. Die bildlich dargestellten Töpferwaaren stammen zum großen Theil aus der Walters'schen Sammlung. Das Buch selbst enthält eine vollständige Geschichte des chinesischen Porzellans. — Noch weit kostspieliger war die Herstellung der von der Regierung veröffentlichten amtlichen „Geschichte des Bürgerkriegs“. Sie hat bisher 477,000 Pfd. St. erfordert an Druck- und Buchbinderausgaben, Gehältern, Miethe, Schreibmaterialien, Ankauf von Schriftstücken aus Privatbesitz u. s. w. und wird noch weitere drei Jahre in Anspruch nehmen. Die Gesammtkosten werden dann voraussichtlich nicht viel unter 600,000 Pfund Sterling betragen. Das Werk wird im ganzen 112 Bände zählen, einschließlich Inhaltsverzeichniß, Atlas von 178 Blättern, Karten und Plänen zur Erläuterung der Hauptschlachten, Feldzüge, Märsche, befestigten Punkte, und Photographien interessanter Ereignisse, Orte und Personen. Verkauft wurden bisher 51,000 Exemplare des Riesenwerks.

K. Steele a. d. Ruhr. An dem Geburtshause Humanns ist, einem Stadtverordnetenbeschluß zufolge, eine Marmortafel angebracht worden, auf der in goldenen Buchstaben folgende Inschrift eingegraben ist: „Diese Tafel widmete die Vaterstadt dem Andenken ihres am 4. Januar 1839 in diesem Hause geborenen und am 12. April 1896 in Smyrna gestorbenen Ehrenbürgers Dr. Karl Humann. Dem gelehrten, uneigennützigen Forscher verdankt das Vaterland die Kunstschätze von Pergamum.“

* Hannover. Dr. Max Prasil, Docent für Planzeichnen an der Technischen Hochschule, wurde zum Professor ernannt.

* Prag. Prof. Dr. Robert v. Lendenfeld, Ordinarius für Zoologie in Czernowitz, ist in gleicher Eigenschaft an die hiesige deutsche Universität versetzt worden.

⊙ Bukarest. Die geographische Gesellschaft Rumäniens, die unter dem Protectorat des Königs Karl steht, hat am 12. März ihre Jahresversammlung abgehalten. Generalsecretär George J. Lahovari erstattete den Bericht. Die Gesellschaft ist nach 21jährigem Bestande von der Landesgesetzgebung als juristische Person und als Institution von öffentlichem Interesse anerkannt worden. Es wird indeß darüber Klage geführt, daß die Anzahl der zahlenden Mitglieder, auf deren Beiträge die Gesellschaft hauptsächlich angewiesen ist, fast jedes Jahr sich vermindert, dagegen hervorgehoben, daß das militärische geographische Institut unter der Leitung des unermüdlichen Generals C. Bratianu Jahr für Jahr seine kartographischen Arbeiten fortsetzt und die Zwecke der Gesellschaft wesentlich fördere. Nach einigen Jahren wird, da nur noch wenige Districte übrig sind, die Vermessung und topographische Aufnahme des ganzen Landes beendet sein, jedes Jahr werden 50 bis 60 Offiziere zu diesem Zwecke über das ganze Land vertheilt. Die Gesellschaft beabsichtigt, in Ermanglung mit dem genannten militärgeographischen Institut nicht nur die Generalstabskarte des ganzen Landes, sondern auch einen Atlas ꝛc. eine

Digitized by Google

zelnen Districte herauszugeben. Die frühere, in den fünfziger Jahren von österreichischen Offizieren durchgeführte, sehr genaue Landesvermessung beschränkte sich auf die große und kleine Walachei, die Moldau ist auch heute nur theilweise aufgenommen, deßwegen variiren auch die Angaben über die Größe des Gesammtkönigreiches. Im Laufe des Jahres wurde auch das geographische Lexikon über den letzten noch fehlenden Landesdistrict, nämlich den von Constanza, vorgelegt. Die Zusammenstellung der Daten über sämmtliche 32 Districte war die Frucht einer zehnjährigen ununterbrochenen Thätigkeit. Die Ausarbeitung eines geographischen Gesammtwörterbuches steht nunmehr bevor. — Unter den geographischen Publicationen, die im abgelaufenen Jahre in Rumänien erschienen sind, werden angeführt: 1) Mehrere illustrirte Handbücher über elementare Geographie von Professor G. T. Bujoiaau. Derselbe gab durch das Geographische Institut Freitag u. Beendt in Wien auch eine Wandkarte Europa's in rumänischer Sprache heraus. 2) Geographisch-historische Untersuchungen über die Stadt Constanza von Lieutenant M. D. Ionescu. Dob Büchleia enthält interessante statistische Daten. 3) Jahrbuch des geologischen und paläontologischen Museums von Professor Grigore Stefanescu. 4) „Die Karte Rumäniens im Parlament" ist der Titel einer mit Documenten belegten Broschüre, welche die erfolgten Angriffe auf das militär-geographische Institut widerlegt. 5) Eine Publication über das Kloster Trèmaaa von Alex. Stefulescu mit historischen, bisher nicht veröffentlicht gewesenen Documenten. 6) Les tremblements de terre de la Roumanie par Math. Draghicescu. 7) Neuere Studienresultate über die Versorgung Bukarests mit Trinkwasser von Ingenieur Cuen. Unter den im Auslande über Rumänien erschienenen Publicationen werden angeführt: 1. Rumänien, ein Land der Zukunft vom rumänischen Generalconsul Benger in Stuttgart. 2. In London erschienen im verflossenen Jahr: The Balkans, Roumania, Bulgaria, Servia and Montenegro by William Miller. — The land Try and the Forest by E. Gerard. — Roumania past and present by James Samuelson. 3. In Paris veröffentlichte Le Monde moderne eine Broschüre über Bukarest von Jean Laverdo. Außerdem wird berichtet, daß die geographischen periodischen Druckwerke des Auslandes Berichte über Rumänien und Auszüge aus den Publicationen der Gesellschaft gebracht haben. — Der Bericht erwähnt auch der Entdeckungsreisen, welche die beiden Rumänen Ghica and Comaaesci im verflossenen Jahr in Afrika im Somaliland gemacht haben. Die beiden tapferen Jäger haben sich nicht nur darauf beschränkt, zahlreiche Arten der afrikanischen Thierwelt zu erlegen, sondern auch wissenschaftliche Zwecke verfolgt, indem sie Höhenmessungen vorgenommen, Flußläufe beschrieben, topographische Aufnahmen gemacht, eine reiche Sammlung der Somaliflora angelegt und meteorologische Beobachtungen angestellt, somit viel zur Kenntniß dieses geheimnißvollen Winkels des afrikanischen Continents beigetragen haben. Das Gothaer geographische Institut hat die verschiedenen von Ghica eingeführten Benennungen der Flüsse, Gebirge, Hügel u. s. w. des Somalilandes gutgeheißen; so gibt es jetzt ein Gebirge König Carol and Königin Elisabeth, einen Fluß Fürst Ferdinand, eine Grotte Fürstin Marie, eine Spitze Lahovari a. s. w. Die Professoren Schweinfurth und Paulitschke haben sich über die Entdeckungen der Reisenden sehr lobend ausgesprochen.

* Aus Athen wird die Entdeckung einer alterthümlichen Bronzestatue des Poseidon gemeldet, die, bereits in das Nationalmuseum übergeführt, noch der ersten Notiz berufen sein sollte, die berühmte Erzstatue von Delphi in den Schatten zu stellen. Leider bewährt sich, wie der preußische „Staats-Anz." schreibt, diese überschwängliche Nachricht nur theilweise. Bei H. Vassilikos an der Bucht von Livadostro, am innersten Winkel des Korinthischen Meerbusens, also da etwa, wo Kreusis angesetzt wird, fand ein Fischer die Trümmer einer Erzfigur von etwas über halber Lebensgröße. Es war, nach der Inschrift auf der Basis zu schließen, wohl die Statue eines Poseidon; gut erhalten ist nur der bärtige Kopf, der große Aehnlichkeit mit dem bärtigen Bronzekopf von der Akropolis hat und offenbar in das 6. Jahrhundert v. Chr. gehört. Seine Arbeit ist sorgfältig. Leider ist der ganze Rest der Statue, der nackte Körper des aufrecht stehenden Gottes, elend zertrümmert und durch Rost so zerstört, daß es vielleicht nie, sicher nicht ohne große Mühe, gelingen wird, ihn einigermaßen zusammenzufügen. So bleibt vor allem der Kopf als erfreuliche Vermehrung der noch immer geringen Zahl größerer alterthümlicher Bronzewerke beachtenswerth.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Schulausgabe neuerer Klavierlitteratur

von

Heinrich Germer.

Ausgewählte Tonstücke in instruktiver Neubearbeitung, kritisch revidirt in Bezug auf Textdarstellung, Tempo und Vortragezeichen, nach fünf Schwierigkeitsgraden geordnet und mit Fingersatz versehen.

J. v. Belleczay, Op. 26 Nr. 2. Andantino. 50 Pf.
S. Blumaer, Wiegenlied. 75 Pf.
H. Bock, Op. 6 Nr. 3. Frohe Botschaft. 50 Pf.
— Op. 6 Nr. 7. Stillbeglückt. 50 Pf.
J. Brüll, Op. 47 Nr. 1. Gavotte. 75 Pf.
Fr. Damm, Op. 46 Nr. 3. Frohe Wanderung. 50 Pf.
— Op. 47 Nr. 2. Herbstblumen. 75 Pf.

Weitere Stücke folgen. (4371)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Das Sicherheits- und Rettungswesen auf See.

Mit Anhang: Gesetzliche Bestimmungen.

Von

Wilhelm Gentsch,

Ingenieur im Kais. Patentamt.

Mit 253 Abbildungen.

Preis geheftet 6 Mark.

Das Buch behandelt das Signalwesen auf See, Sicherheitsmittel, wie Tiefenmessung, Buffer, Rettungsgefahr, Rettungswesen auf See, Beseitigung aus Eisgefahr auf See, Hebungs- und Bergungsarbeiten; es bringt in einem Anhange eine Zusammenstellung der einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen und wird den Führern der deutschen Kriegs- und Handelsschiffe, Schiffbauern und Rhedern, Fabrikanten von Rettungsvorrichtungen und Löschgeräthschaften u. s. w. gewiß gute Dienste leisten. (4280)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für die in der Vorbereitung begriffene Herausgabe der

Vorlesungen Heinrich v. Treitschkes über Politik

werden noch stenographische Nachschriften der folgenden Vorlesungen gesucht:

1. Geschichte der politischen Theorien von Plato bis auf die Gegenwart.
2. Ueber Staat und Kirche.
3. Kritik und Geschichte des Parlamentarismus.
4. Politik der Staatenbünde.
5. Politik und Geschichte der europäisch. Staatengesellschaft (Geschichte und Politik des europäisch. Staatensystems).

Angebote erbittet die Verlagsbuchhandlung von (4506)

S. Hirzel in Leipzig,
Königsstraße 2.

Gustav Fischer, Verlag, Jena.

Soeben erschien:

Kraepelin, Dr. E.,
Prof. a. d. Univers. Heidelberg.

Zur Ueberbürdungsfrage.

— Preis: 75 Pf. —

Diese neue Schrift des berühmten Psychiaters wird nicht nur die Lehrerwelt interessieren, sondern auch die verdiente Beachtung aller Gebildeten finden.

Von demselben Verfasser erschien soeben in zweiter Auflage (15067)

Ueber geistige Arbeit.

— Preis: 60 Pf. —

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart.

Singer und Seifriz:

Grosse theoretisch-praktische

Violinschule.

Erster Band 15 Mk. Zweiter Band 16 Mk.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Musikalien-Handlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 27. März. Nummer 69.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Alt italienische Märchen. Von Prof. Gustav Meyer. — Ein ungedruckter Brief vom 22. März 1797. Von Max Schneidewin. — Mittheilungen und Nachrichten.

Alt italienische Märchen.

Erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, seit der grundlegenden Sammlung der Brüder Grimm, ist bei uns das Volksmärchen literaturfähig geworden. Die Völker des Orients sind uns darin vor sehr langer Zeit vorangegangen. Auf alten ägyptischen Papyrus sind Märchen gefunden worden und ein französischer Gelehrter hat von ihnen eine vornehm ausgestattete Uebersetzung zusammengestellt. Es ist bekannt, was für mannichfaltige Märchensammlungen die Inder, die Araber besessen haben; sind die uns vorliegenden Sammlungen auch erst in nachchristlicher, zum Theil recht später Zeit zusammengestellt, so darf man doch sicher annehmen, daß sie auf ältere Sammlungen zurückgehen, die uns nicht erhalten sind. Der ganze Occident stand im Mittelalter dem Volksmärchen fremd gegenüber, die zahlreichen Geschichtenbücher, welche allenthalben das Lese- und Unterhaltungsbedürfniß befriedigten, schöpften ihre Stoffe aus der sagenhaft hergerichteten alten Geschichte, aus Legenden von Heiligen und Märtyrern, aus novellenartigen Erzählungen, die den Grundstock der späteren wirklichen Novellendichtung bilden, und allenfalls aus der Thierfabel, die ja schon seit dem Alterthum in der Literatur Heimathsrecht hatte. Die Griechen und Römer selbst haben natürlich auch Volksmärchen gehabt und wir begegnen den Spuren derselben besonders bei den komischen Dichtern in mannichfachen Anspielungen; aber sie haben es verschmäht, Sammlungen von ihnen anzulegen, und nur gelegentlich ist eines oder das andere Märchen aufgezeichnet worden, gewöhnlich recht verunstaltet, darunter allerdings eines der schönsten, das von Amor und Psyche.

Es ist längst bekannt, daß die ersten literarischen Aufzeichnungen und Bearbeitungen von Volksmärchen in Italien entstanden sind. Die Brüder Grimm haben in ihren Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen nachdrücklich auf die beiden italienischen Märchenerzähler Straparola und Basile hingewiesen, von denen der eine im 16., der zweite im 17. Jahrhundert lebte. Straparola's „Unterhaltende Nächte“ sind zum erstenmal i. J. 1550 erschienen, dürfen also ihren bescheidenen Antheil an dem künstlerischen und literarischen Ruhme des italienischen Cinquecento beanspruchen. Sie sind ein Novellenbuch, in dem nach dem so oft nachgeahmten Vorbilde im Decameron Boccaccio's in dreizehn Nächten von verschiedenen Personen unterhaltende Geschichten erzählt werden. Die Mehrzahl derselben sind wirkliche Novellen im Geiste des Boccaccio und der anderen älteren Novellisten; aber unter ihnen finden sich 21 Stücke, die nichts anderes sind als Volksmärchen und die gewiß von Straparola ohne sonderliche Zuthaten aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet worden sind. Obwohl das Werk zahlreiche Auflagen im 16. und 17. Jahrhundert erlebt hat, sind sie alle heute recht selten geworden, besonders die bis zum Jahre 1586, die von der kirchlichen Censur unberührt geblieben sind; auch die deutsche Uebersetzung von 18 Märchen, die Valentin Schmidt, leider nach einer verstümmelten Ausgabe, angefertigt hat (Berlin 1817), ist fast ganz unauffindbar geworden. Straparola's Märchen sind auf die französische Märchenliteratur des vorigen Jahrhunderts von Einfluß gewesen: Perraults „Eselshaut“ und „Gestiefelter Kater“ sind ihnen entnommen, und einige andere haben in den witzigen und vornehmen Bearbeitungen der Gräfin d'Aulnoy das französische Lesepublicum des vorigen Jahrhunderts entzückt. Eine neue Ausgabe des italienischen Textes wäre in hohem Grade wünschenswerth.

Etwa hundert Jahre nach Straparola lebte in Neapel der Graf Giovanni Battista Basile, der in den Jahren 1634 bis 1636 unter dem Namen Gian Alesio Abbattutis das „Märchen der Märchen“ („Lo cunto de li cunti“) herausgab, das man später nach dem Vorbilde des Decamerone Pentamerone getauft hat. An fünf Tagen werden je zehn Erzählungen vorgetragen, also zusammen fünfzig, und zwar lauter Volksmärchen; sie dienen zur Unterhaltung einer schwarzen Sklavin, die den Thron der rechtmäßigen Prinzessin eingenommen hat, die sich auch unter den zehn erzählenden Mädchen befindet. Basile hat die volksthümlichen Stoffe nicht naiv wiedergegeben, sondern sie in einem Geiste behandelt, der sich der Auffassung nähert, mit welcher Rabelais an die alten Volkssagen herangetreten ist; und eine Lectüre für Kinder sind seine Märchen deßhalb nicht geworden. Sie sind aber doch so voll von fröhlichem Humor und genialem Witz, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sie auf die lebhafte Phantasie des jugendlichen Brentano einen hinreißenden Einfluß geübt haben. Denn er hat, wie merkwürdigerweise erst neulich festgestellt worden ist, den Stoff zu zehn von seinen fünfzehn Märchen aus Basile geschöpft und die Erzählung derselben stellenweise wörtlich übersetzt in seine Darstellung herübergenommen.[1]) Schon früher hatte Wieland in seiner Dichtung „Pervonte oder die Wünsche“, einen Stoff aus Basile (Nr. 3 Pervonto) umgedichtet; er war ihm aber nicht aus dem Originalwerk des Italieners, sondern bloß aus einigen Auszügen aus diesem in der „Bibliothèque des Romans“ bekannt geworden. Daß heute Basile, dessen neapolitanischer Dialekt dem Verständniß der meisten Leser doch einige Schwierigkeiten bereitet, bei uns besser bekannt ist, als manche andere italienische Novellisten, verdanken wir seiner trefflichen Uebertragung durch Felix Liebrecht (1846).

---

[1]) Vgl. Cardauns, Die Märchen Clemens Brentano's (Köln 1895). Es sind Liebseelchen, Dilldapp, Myrtenfräulein, Baron v. Hüpfenstock, Rosenblättchen, Wittenspitzel, Gockel und Hinkel, Fauserlirschen Schönefüßchen, Komanditchen, Schulmeister Klopfstock, die der Reihe nach der Einleitungserzählung und den Nummern 1, 2, 5, 18, 27, 31, 35, 43, 47 des Pentamerone entsprechen.

So hatte sich die Ueberzeugung gebildet, daß neben Straparola und Basile niemand Märchen in Italien aufgeschrieben habe,[1]) und vor diesen beiden erst recht niemand. Noch in der Einleitung zu der ausgezeichneten englischen Uebersetzung italienischer Märchen von dem amerikanischen Professor Crane ist diese Ansicht mit Entschiedenheit ausgesprochen. Und doch ist sie nicht richtig: auch bei Zeitgenossen des Straparola finden sich Märchen und einige sind sogar zweihundert Jahre vor ihm, ebenfalls von einem Novellisten aufgezeichnet worden. Ein solcher jüngerer Zeitgenosse des Straparola war ein gewisser Lorenzo Selva (1530—1593), der ein in Vergessenheit gerathenes Buch geschrieben hat, das wohl nur wenige Menschen unsrer Zeit in der Hand gehabt haben. Er stammte aus einem Dorfe in der Nähe von Pistoja, trat schon mit 13 Jahren in den Orden der Minori Osservanti ein, wurde zeitig zum Bürger von Pistoja ernannt und erhielt als solcher einen Freiplatz an der Pariser Universität, wo er sich mit Eifer theologischen Studien hingab. Nach seiner Rückkehr verwendeten ihn seine Ordensbrüder besonders als Wanderprediger, und so ist er durch ganz Italien gezogen, mit feuriger Beredsamkeit sein ernstes und herbes Wort von Tugend und Laster, von Buße und Strafe in die Seelen werfend. Er war ein treuer Anhänger seines Ordens und hat zwei ihm von Cosimo I. angebotene Bischofssitze zurückgewiesen und den Cardinalshut ausgeschlagen, den ihm Papst Gregor XIII. aufsetzen wollte. Noch mit dem Fieber seiner letzten Krankheit im Körper hielt er eine Abschiedspredigt in der Kirche Araceli in Rom, wo er begraben und durch ein Denkmal geehrt ist. Das Buch, wegen dessen er hier genannt wird, zuerst 1582 erschienen, ist ein ziemlich langweiliger allegorischer Roman, der allerdings in vortrefflicher Sprache, die manchmal an die vornehme Eleganz des Firenzuola erinnert, geschrieben ist. Schon der Inhalt dieses Romans zeigt die Vorliebe des Verfassers für Hexen- und Zaubergeschichten. Ein gewisser Acristo aus San Marcello (dem Geburtsorte Selva's) reißt sich auf das Drängen seiner Mutter aus seiner Heimath und von dem Mädchen seines Herzens, der reinen und keuschen Chloris, los, um nach Neapel zu gehen, wo ein Theil des väterlichen Vermögens in den Händen seines Verwandten sein sollte. Er findet diesen wirklich, wird von ihm erkannt und erhält das Erbtheil. Unglücklicherweise aber hat die Tochter dieses Verwandten, die mit schlimmen Hexenkünsten vertraut war, ein Auge auf ihn geworfen, und als er ihre Bewerbungen zurückweist, verwandelt sie ihn aus Rache in eine Schlange; erst die Vereinigung mit seiner Chloris soll ihm Menschengestalt wiedergeben. Nach manchen Abenteuern — so entführt ihn einmal ein Adler in die Höhe, was ihm Gelegenheit zu einer kleinen Weltbeschreibung gibt — kehrt er zu Chloris zurück, erhält seine frühere Gestalt, aber Chloris stirbt kurz darauf, von einer Spinne gebissen, in seinen Armen. Der moralische Zweck des Romans ist, den Triumph der himmlischen, in Chloris verkörperten Liebe über die irdische darzustellen, die in den Verwandten des Helden und in den Hirtenmädchen, unter denen er längere Zeit verweilt, Ausdruck findet.

Was uns an dem Selva'schen Werk nun allein interessirt, das sind die dreizehn Erzählungen, die im dritten und vierten Buch enthalten sind. Es sind sechs Novellen, eine Legende und sechs wirkliche und wahrhaftige Märchen, deren Stoffe und Motive sich durchaus mit den noch heute umlaufenden Volksmärchen berühren. Es ist nicht möglich, hier auf alles einzugehen; aber auf einzelnes sei doch hingewiesen. So gehört das zweite Märchen in den großen Kreis der Erzählungen von den dankbaren Thieren. Zwei Jünglinge, die auf einer Wanderung begriffen sind, lagern sich bei heißer Mittagsgluth unter einem Baum, um auszuruhen. Der eine sieht plötzlich auf dem Baum eine große Schlange, die ihn aufmerksam betrachtet; er weckt seinen Freund auf und zeigt sie ihm. Dieser will sie mit Steinwürfen tödten, der andere aber verhindert ihn daran und sagt, es sei ein Unrecht, jemand Böses zuzufügen, der uns nichts zuleide gethan habe. Auf der weiteren Reise wurden die beiden, als sie einen öden Berg überschritten, von einem furchtbaren Unwetter überfallen und mußten in einer Höhle Schutz suchen. In der Nacht sah der, welcher der Schlange das Leben gerettet hatte, plötzlich ein junges Mädchen eintreten, so schön und so reich gekleidet, daß von dem Glanze ihrer Augen und ihres Geschmeides die ganze Höhle erhellt wurde. Sie nahm ihn bei der Hand, geleitete ihn in einen prächtigen Palast, bewirthete ihn mit einem reichlichen Mahle und führte ihn dann zu einem bequemen und weichen Bette zum Schlafen. Am andern Morgen ließ sie ihn ganz in Sammet und Seide kleiden, führte ihn in ein Zimmer voll Gold und Edelsteinen und hieß ihn mitnehmen, was sein Herz begehrte. Dabei gab sie sich als eine Fee zu erkennen, der er damals, als sie in Schlangengestalt auf dem Baume saß, das Leben gerettet hätte. Er wagte schüchtern eine Anspielung auf seinen Freund; da verdüsterte sich das Gesicht der Fee und sie sagte: „Warum soll ich dem Gutes thun, der mir Leid zufügen wollte?" Schließlich gab sie ihm für seinen Begleiter eine goldene Büchse mit, die dieser aber erst dann öffnen sollte, wenn er sich von dem andern getrennt hätte. Er kehrte so in die Höhle zurück, erzählte dem erstaunten Gefährten sein Abenteuer und gab ihm das Geschenk der Fee. Dieser konnte es kaum erwarten, bis er Abschied von seinem Freund genommen hatte; dann öffnete er das Gefäß, aus dem eine Wolke tödtlichen Giftes aufstieg, die nicht nur ihn sofort tödtete, sondern auch alle Vögel, Pflanzen und Bäume in der Nähe vernichtete.

Einem ebenso weit verbreiteten Kreis von Geschichten gehört das fünfte Märchen bei Selva an, nämlich dem von den wunderbaren Gaben. Sein Inhalt ist kurz folgender. Marcello dient in Pistoja bei einer reichen Frau zehn Jahre lang und erwirbt sich die Zufriedenheit und Liebe des ganzen Hauses. Endlich hat er Sehnsucht, sein Elternhaus wiederzusehen, die Dame entläßt ihn ungern, schenkt ihm aber endlich zum Abschied ein Handtuch. Als er sich über die Kargheit der Gabe beklagte und fragte, wovon er denn ohne einen Heller Geld essen sollte, antwortete sie, er solle sich dann nur an das Handtuch wenden. Er hält das für einen Spaß und zieht betrübt von dannen. Unterwegs setzt er sich ermüdet und hungrig unter einen Baum, wischt sich mit dem Tuch den Schweiß von der Stirne, breitet es dann zum Trocknen aus und seufzt: „Wo sind nun die Speisen, die ich von dir haben sollte?" Im Augenblick ist das ganze Tuch mit den auserlesensten Gerichten bedeckt, so warm und noch rauchend, als wären sie soeben vom Feuer genommen worden. Nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, ließ er sich alles gut schmecken. Da kam ein Wanderer des Weges, den er einlud, mitzuessen, und dem er das Geheimniß erzählte. „Oh," sagte dieser, „ich habe ein viel wunderbareres Ding"; und dabei zog er eine Flasche aus der Tasche, aus der, wenn man sie schüttelte und dabei sprach: „Heraus, ihr Genossen", zehn kräftige und bewaffnete Jünglinge emporstiegen. Unser Freund läßt sich zu einem Tausche bewegen, den er aber bald, als er wieder Hunger bekommt, bereut; indessen kommt er bald auf den guten Gedanken, die zehn starken

[1]) Man kannte bloß noch die dürftige Nachahmung des Pentamerone in der „Posille ohenta" des Bischofs Sarnelli, erschienen 1684, ebenfalls im neapolitanischen Dialekt, die bloß fünf Erzählungen enthält. Sie ist 1885 von Imbriani neu herausgegeben worden, und Reinhold Köhler hat Anmerkungen mit Vergleichen dazu beigesteuert.

Männer zu rufen und sich von ihnen das Tuch zurückholen zu lassen. Dasselbe spielt dann zwischen ihm und einem dritten Mann, der einen Krug besitzt, der, in die Erde gepflanzt, zu einem hohen und unangreifbaren Thurm wird; er tauscht ihn gegen das Tuch ein und läßt sich dann dieses von seinen Flaschenmännern wieder holen. Endlich nach Hause zurückgekehrt, wo sich seine armen Eltern und seine kleinen Geschwister natürlich besonders über das Leckerbissen spendende Tuch freuen, verliebt er sich in die Nichte eines mächtigen Schloßherrn, die seine Liebe erwiedert. Es trifft sich, daß sein Vater von den Leuten dieses Herrn wegen einer rückständigen Steuer gepfändet wird, wobei auch das zauberkräftige Tuch mitgenommen wird; empört hierüber, läßt er es von seinen zehn Mannen wieder holen und dabei die Schergen des Schloßherrn fürchterlich durchprügeln. Dann entführt er seine Nichte, läßt aus seinem Kruge den Thurm im Gebirge emporsteigen und lebt dort mit seiner Frau und seinen Eltern in Freude und Wohlsein — vielleicht heute noch, wenn sie nicht gestorben sind.

Ich weise nur kurz auf einige andere Märchen hin, in denen die von Selva so bevorzugten Verwandlungen eine Rolle spielen, zum Beispiel das vierte, wo drei vornehme Damen sich in Katzen verwandeln können und in dieser Gestalt von einem Bauer jämmerlich geschlagen werden; oder das dritte, wo ein Jüngling von einer Hexe in einen Esel verwandelt wird, ohne daß er von dieser Veränderung seiner Gestalt etwas weiß; als er einmal an einer Kirche vorbeikommt, kniet er nieder und betet, man wird dadurch auf ihn und die mit ihm herumziehende Alte aufmerksam, sie gesteht alles ein, gibt dem Jüngling seine Gestalt wieder und wird dann verbrannt. Es liegt hier derselbe Stoff vor, der im Alterthum in einer dem Lukian wahrscheinlich mit Unrecht zugeschriebenen Novelle und später breiter ausgeführt in dem Roman des Appulejus „Der goldene Esel" behandelt ist; in beiden wird ja der Eselsmensch ebenfalls durch die Theilnahme an einer heiligen Feier im Isistempel wieder von seiner Thiergestalt befreit. Nur das letzte sei noch etwas ausführlicher mitgetheilt, weil es ebenfalls einem allenthalben vorkommenden Kreise, dem von den unlösbar scheinenden Aufgaben, sich einordnet. Ein König von Indien hat zwei Söhne, die er ausschickt, ihm aus einem weit entfernten Garten das Kraut des Lebens, Pistis, zu holen. Dem jüngeren Sohn erscheint unterwegs im Traum eine Frau, die ihn über die Schwierigkeiten seines Unternehmens aufklärt und ihm zugleich die Mittel angibt, sie zu überwinden; besonders müsse er sich hüten, in dem Garten von einem Baume mit goldenen Früchten zu essen. Er folgt den Weisungen, pflückt das Lebenskraut, erliegt aber der Versuchung, von der verbotenen Frucht zu essen; da stürzt der Ast, an dem sie hing, mit lautem Krachen zur Erde, die Wachen kommen und führen ihn vor den König. Zuerst will ihn dieser tödten lassen; dann schenkt er ihm das Leben, wenn er die schönste Frau der Welt, Agape, zu ihm bringen könnte. Er macht sich hoffnungslos auf den Weg, unterwegs belehrt ihn ein Greis, dem er seine Geschichte erzählt, über Mittel und Wege, zu der Schönen zu gelangen, mit der Ermahnung, ihr treu zu dienen, ihr sein ganzes Herz zu weihen und nie ein Geschenk von ihr anzunehmen. Er findet so den Weg zu ihr und wird von ihrer Gegenliebe beglückt; endlich faßt ihn Sehnsucht nach der Heimath und er nimmt beim Abschied thörichterweise einen Edelstein an, in den ein wohl gelungenes Bild von ihm selbst eingeschnitten ist. Da läßt ihn die Schöne ins Gefängniß werfen, und er bereitet sich auf den Tod vor. Aber jener Greis kommt wieder, verzeiht ihm noch einmal seinen Ungehorsam, und schickt ihn nach einem Flügelpferde aus. Diesmal befolgt er genau alle Vorschriften, raubt auf dem Pferde die schöne Agape und kommt mit ihr und dem Lebenskraut glücklich an den Hof seines Vaters zurück, zum nicht geringen Aerger des älteren Bruders. Man sieht, daß auch durch die allegorische Einkleidung, die der fromme Mönch der Erzählung durch die Namen Pistis („Treue") und Agape („Liebe") gegeben hat, doch die ursprünglichen Züge eines wohlbekannten Volksmärchens unverfälscht durchscheinen.

Ein weit verbreitetes Märchen, das unter anderen auch von Basile aufgezeichnet ist, beginnt damit, daß ein Floh oder ein anderes Ungeziefer von einem König oder einer Königstochter gefunden, aufbewahrt und gefüttert wird, bis es zu ganz außerordentlicher Größe herangewachsen ist. Dann wird es getödtet und seine abgezogene Haut allen Freiern der Prinzessin vorgezeigt; wer erräth, von welchem Thier sie stammt, soll die Prinzessin zur Frau bekommen. Gewöhnlich kommt der Teufel und löst das Räthsel, und die Königstochter wird dann aus seinen Händen durch sieben mit wunderbaren Eigenschaften begabte Brüder befreit. Dieses selbe Märchen findet sich, nur mit einem anderen Schluß, bei einem anderen Zeitgenossen Straparola's, dem seichten Vielschreiber Antonfrancesco Doni (1513—1573), der in einer Menge von Schriften, denen er die bizarrsten Titel gegeben hat, eine billige Weisheit mit selten natürlichem, meistens recht gekünsteltem Witze vortrug. Sie enthalten auch eine Anzahl Novellen, die in diesem Jahrhundert in einer Sammlung vereinigt erschienen sind, und unter ihnen, Doni's „Briefen" entnommen, steht unser Märchen. Eine Königin hat eine Tochter; diese fängt einmal im Garten eine Eidechse, zieht sie mit guten Leckerbissen zu der Größe eines Crocodils auf, und als sie in heirathsfähiges Alter kommt, läßt die Königin das Thier tödten, seine Lunge herausnehmen und verkünden, der, welcher herausbrächte, von welchem Geschöpf diese Lunge stamme, solle die Prinzessin zur Frau haben. Der Fortgang der Erzählung ist, wie gesagt, ein anderer als sonst; Doni hat sie mit der köstlichen, aus dem Orient stammenden Geschichte von den drei Buckligen verbunden. Nämlich nicht der Teufel, sondern ein häßlicher Bucklige löst das Räthsel und wird Bräutigam der Tochter. Drei andere Bucklige heitern einmal die Braut mit ihren Hofdamen durch ihre Späße auf; der Bräutigam kommt dazu; und aus Angst vor ihm stecken die Mädchen die drei Buckligen in eine Kiste, in der sie jämmerlich ersticken. Als die Kiste geöffnet ist, findet man sie als Leichen. Ein Lastträger wird geholt, man gibt ihm eine Leiche, um sie in den Fluß zu werfen; als er nach Ausführung dieses Auftrags zurückkommt, erwartet ihn die Leiche des zweiten Buckligen, die er für die zurückgekehrte Leiche des ersten hält. Er wirft sie ebenfalls ins Wasser, und findet im Schloß, wie er meint, sie wieder — natürlich den dritten Bucklige. Als er auch diesen beseitigt hat, trifft er am Schloßthor den buckligen Bräutigam, geräth in helle Wuth, packt ihn auf und wirft ihn trotz aller Proteste ebenfalls ins Wasser. Der kam nun nicht mehr wieder.[1])

Auch aus anderen späteren Novellisten könnte ich Beispiele von der Bearbeitung von Volksmärchen beibringen. Aber ich wende mich lieber zurück zu Sercambi, dem ältesten Novellisten, bei dem wir Märchen finden. Sercambi war ein jüngerer Zeitgenosse Boccaccio's; während dieser nur im Trecento lebte, reicht jener (1347—1424) noch ins fünfzehnte Jahrhundert hinüber. Seine Novellen, von denen man bis vor einigen Jahren nur wenige kannte, weil die Prüderie des Besitzers ihrer einzigen Handschrift keine vollständige Veröffentlichung gestattete, sind uns erst

[1]) Ueber die zahlreichen Bearbeitungen dieses im Abendlande zuerst in einem französischen Fabliau auftretenden Stoffes hat Dunlop in seiner „History of Prose Fiction" (2. Ausgabe 1888, Bd. II, 42) reichhaltige Zusammenstellungen gemacht.

1889 durch die Ausgabe Reniers ganz erschlossen worden. Wir lernen daraus Sercambi als einen Mann ohne jede grammatische und literarische Vorbildung kennen, der schwerfällig mit dem Ausdruck ringt und bei dem durch die toscanische Oberfläche der sprachlichen Darstellung immer wieder der Dialect seiner Heimathsstadt Lucca zum Vorschein kommt. Er hat natürlich Boccaccio gekannt, was zum Ueberfluß durch eine Anführung in der 108. Novelle bezeugt wird; aber er hat nicht versucht von der klaren Anmuth und der herrlichen Durchsichtigkeit seines Stils sich etwas anzueignen. Mit der freien Auffassung von literarischem Eigenthum, die in jenen Zeiten herrschte, hat er ein paar Novellen von ihm fast wörtlich abgeschrieben; ganz wörtlich wäre entschieden besser gewesen. Die Stoffe seiner 157 Novellen sind die auch sonst gewöhnlichen; eigenthümlich ist ihm eine Anzahl novellistisch behandelter Ereignisse und Sagen aus der Geschichte der toscanischen Städte und einige Märchen, die er dem Volksmund nacherzählt hat. Ich schließe davon aus das alte ägyptische Märchen vom Schatzhause der Rhampsinit, das ja noch heute vielfach als Volksmärchen umgeht; da es aber durch Herodots Aufzeichnung frühzeitig der Literatur gewonnen und im Abendlande als fester Bestandtheil der occidentalischen Fassungen des Buches von den sieben weisen Meistern sehr bekannt war, so wird man hier bei Sercambi eine literarische Quelle annehmen müssen, um so mehr, als seine Erzählung, ausgenommen den Schluß, genau der Fassung der sieben Weisen sich anschließt. Ob das bekannte orientalische Märchenmotiv, das in die erste Novelle eingeschoben ist, auf mündlicher oder schriftlicher Ueberlieferung beruht, mag dahingestellt bleiben. Drei Jünglinge erkennen auf einer Reise, daß auf ihrer Straße ein einäugiges Kamel, ohne Schwanz und mit Honig und Essig beladen, gegangen sei, ohne daß sie das Kamel gesehen hatten. Später wird ihnen ein Mahl gegeben, bei dem sie feststellen, daß das Lamm, welches den Braten geliefert hatte, von einer Hündin gesäugt war, der Wein auf einem Kirchhof gewachsen und der Hausherr ein Bastard sei. Alles stellt sich hinterher als richtig heraus. Solche Proben von Scharfsinn sind in orientalischen Märchen sehr häufig, und die drei letzten kommen gerade so in einer persischen Geschichtensammlung vor; eine der Kamelgeschichte ähnliche Scharfsinnsprobe bei einem nie gesehenen Pferde erzählt Voltaire im dritten Capitel seines Zadig, und zahlreiche andere Versionen finden sich in anderen orientalischen Sammlungen. In Italien enthält bereits vor Sercambi die älteste Novellensammlung, die sogenannten „Hundert alten Novellen" zweimal dieselbe Erzählung: ein bei einem König Philipp eingekerkerter Philosoph (Erinnerung an Philipp von Macedonien und Aristoteles) erräth, daß das beste Pferd des Königs mit Eselsmilch aufgezogen sei, daß ein kostbarer Edelstein aus dem Schatze des Königs innen einen Wurm beherberge, und daß der König selbst der Sohn eines Bäckers sei.

Ein echtes und rechtes Volksmärchen dagegen ist die elfte Erzählung von Sercambi. Ein Bauernsohn kommt mit einem Raben spät Abends in ein Bauernhaus, wo die Bäuerin eben im Begriff ist, für den geistlichen Herrn, den sie erwartet, allerlei leckere Speisen zuzubereiten, die sie alle in einen Kasten versteckt. Als der Mann nach Hause kommt, fordert er den jungen Menschen auf, mitzuessen; beiden wird von der Frau ein ganz kümmerliches Abendbrod vorgesetzt. Da quetscht der Bursche den Fuß seines Raben, daß er schreit, und sagt dann dem Bauern, das Thier habe die Gabe der Wahrsagung und wolle von dem im Kasten versteckten Huhne etwas haben. So muß die Bäuerin allmählich alle für ihren Verehrer zurückgelegten Herrlichkeiten hergeben; den Raben kauft dann der Bauer dem Burschen um 500 Gulden und ein Paar Ochsen ab. Soweit stimmt dieses Märchen genau mit dem 61. bei Grimm, „Das Bürle", überein. Während aber dieses dann in die bekannte Geschichte von Unibos übergeht, trifft der Held des Sercambi'schen Märchens auf seiner Wanderung vier Männer mit wunderbaren Gaben: einen Schnellläufer, einen, der das Gras wachsen hört, einen nie fehlenden Schützen und einen, der so stark blasen kann, daß er damit eine Mühle in Bewegung setzt. Er nimmt sie in seinen Dienst und gewinnt mit ihrer Hülfe die Königstochter, die bis dahin im Wettlauf nicht überwunden werden konnte. Das ist, wie schon oben bemerkt wurde, eines der verbreitetsten Märchenmotive. Auch das von den dankbaren Thieren hat Sercambi verwendet. In der 86. Novelle wird von einem Jüngling erzählt, dem ein früher Tod im achtzehnten Lebensjahre vorhergesagt worden ist; sollte er aber diesem Schicksal entrinnen, so würde er im weiteren Leben sehr großes Glück finden. Kurz vor dem verhängnißvollen Zeitraum verläßt er seine Mutter und reitet in die Fremde. Unterwegs befreit er einen Drachen aus einem Waldbrande, indem er ihn auf sein Pferd springen läßt. Der Drache bezeigt dem Jüngling seine Dankbarkeit, indem er einen Pfeil auffängt, der vom Himmel abgeschleudert wird, um ihn zu tödten; dann lehrt er ihn die Sprache aller Thiere verstehen, und mit dieser Kenntniß befreit er eine Königstochter von einem Frosche, den sie im Magen hatte, und heirathet sie dann.

Außer diesen stehen noch zwei Märchen mit bekannten Zügen bei Sercambi. Das eine ist die 101. Novelle; ihr Inhalt ist kurz folgender. Orlandino, der Sohn des Königs Richard von England, kommt nach dem Tode seines Vaters zu dessen Vetter, dem König Philipp von Frankreich. Dieser, eifersüchtig auf die zunehmende Tüchtigkeit des Jüngtings, nimmt ihn aus der Schule weg und gibt ihn zu einem Fechtmeister, dann in die Küche, endlich in den Stall zu den Pferden. Ueberall erwirbt er sich die höchste Fertigkeit. In jener Zeit schrieb der König von Spanien ein Turnier aus, der Sieger in demselben sollte seine einzige Tochter zur Frau bekommen. Auch der König von Frankreich, der unbeweibt war, zog nach Spanien mit großem Gefolge, unter dem sich auch Nibbio — das war der Spitzname des englischen Prinzen — befand. In dem großen Turnierraum schlief in einem Pavillon die Prinzessin; deßhalb war der Zutritt zur Nachtzeit jedermann bei Todesstrafe verboten; um nun Nibbio einem sicheren Tode zu überliefern, sendete ihn der König am Abend spät hinein, um sich nach den am ersten Turniertage anzuwendenden Waffen zu erkundigen. Er wird in der That von den Wachen ergriffen und soll gehenkt werden, aber er enthüllt ihnen seine Herkunft, und da lassen sie ihn durch. Er kommt bis in den Paoillon, findet die schlafende Prinzessin und küßt sie. Am nächsten Morgen läßt er sich von zwei mit ihm befreundeten Mädchen die Rüstung ihres Vaters geben, reitet zum Turnier, wo der König von Frankreich über alle Sieger geblieben ist, und streckt ihn in den Sand. Das alles wiederholt sich in zwei Nächten und zwei Turniertagen. In der letzten Nacht gibt die Königstochter ihrem unbekannten Besucher einen kostbaren Aermel von einem ihrer Kleider, den er am letzten Tage an seinem Helme befestigt. Auch da bleibt er Sieger, und die Prinzessin muß ihm verlobt werden. Sie, welche zu dem schönen Unbekannten herzliche Liebe gefaßt hatte, war damit wohl zufrieden, nur das Elternpaar rümpfte über den Stallbuben doch etwas die Nasen. Aber der König von Frankreich klärte jetzt, da er sah, er könne das Schicksal doch nicht aufhalten, alles auf, belehnte Nibbio mit England, und nach dem Tode von Onkel und Schwiegervater wurde Orlandino auch Herrscher von Frankreich und Spanien.

Auch die nächst folgende Erzählung ist ein Märchen, und zwar das vom besten Jüngsten, verbunden mit der

Erfüllung von Wünschen durch ein höheres Wesen. Drei Brüder, die von ihrem Vater einen Garten geerbt haben, bewachen diesen abwechselnd. Der älteste Bruder wird van einem Pilger um ein paar Kirschen gebeten; er steigt auf den Baum, fällt aber herunter; da jagt er den Pilger fort. Ebenso geht es dem zweiten. Der jüngste aber wiederholt den Versuch einigemale, und beim vierten male gelingt er. Nun entdeckt sich der Pilger als der heilige Martin, der an die Stelle der hier üblichen gütigen Fee getreten ist, und bittet den Jüngling, vier Wünsche auszusprechen. Er wünscht sich, wenn er es braucht, ein Pferd von bestimmter Farbe, eine Rüstung van bestimmter Farbe, drittens, daß beim Klange seines Hornes alle Thiere sich um ihn versammeln, und endlich, daß auf seine Frage ihm jeder Mund eines Mädchens, auch gegen dessen Willen, gestehen müsse, ob er nach unberührt sei. Der hl. Martin schüttelt zwar etwas den Kapf, gewährt ihm aber diese vier Gaben. So zieht er ins Königreich Aragonien, wo der König seine Tochter dem Stärksten geben will; mit Hülfe seiner wilden Thiere bekommt er die Tochter, aber als er bei der ersten Zusammenkunft mil ihr ihren Mund fragt, ob ihn schon jemand geküßt habe, bekommt er die Antwart: O ja, der Kach, der Unterkoch und der Beichlvater des Königs. Da verläßt er heimlich seine junge Frau. Dasselbe spielt sich beim Könige van Sicilien ab, wo der Mund der Prinzessin ähnliches eingesteht. Endlich kommt er zum Könige von Neapel, wo der Mund der Prinzessin das Examen glänzend besteht, so daß er bei dieser dritten Frau nun bleibt. Die beiden ersten, sich für betrogen haltenden Gattinnen kommen mit ihren Bätern nach Neapel, werden aber durch das von dem Jüngling hervorgerufene Zeugniß ihres Mundes überführt und beschämt. So lebte dann dieser in Freuden mit seiner Ginevra. Der letzte Wunsch und seine Ausführung kehrt in merkwürdig übereinstimmender Weise in einem pommerschen Märchen wieder, das U. Jahn in seinen Schwänken nnd Schnurren aus Bauern Mund S. 19 erzählt hat; die Fassung in diesem Märchen habe lch mir erlaubt an die Stelle der Sercambi'schen zu setzen, die nicht gut mittheilbar ist.

Schon einmal habe ich auf die „Hundert alten Novellen" hinweisen können. Auch die bekannte und weit verbreitete Erzählung vom dankbaren Todten, der Simmrock eine besondere Schrift gewidmet hat, steht bereits dariu; sie ist später auch von Straparala behandelt warden. Und überhaupt stehen in dieser alten Sammlung, die im zwölften Jahrhundert entstanden ist, nach einige Erzählungen, die Mative aus Märchen kurz und knapp, wie es die Art des Buches ist, mittheilen. Auf jeden Fall sieht man, daß von den frühesten Anfängen der alt italienischen Navelle bis zum Verblühen derselben die Navellisten nicht blos aus dem Meer von Erzählungsströmen, das sich aus dem Orient über Europa ergassen hatte, aber aus den legendenhaft umgefarmten Bruchstücken alter Geschichte schöpfen, sandern daß sie bereits zu den überall sprudelnden Quellen der im Valke umlaufenden Geschichten van Feen, Zauberern, Verwandlungen, übernatürlichen Kräften und Gaben, kurz, zu den Märchen herabzusteigen nicht verschmähten. Und die Arbeit, die jetzt ganz besonders auch in Italien, mit vereinten Kräften und mit wissenschaftlicher Methode geübt, bereits ja viele schöne Früchte gezeitigt hat, haben sie, ahne es zu ahnen, mit angeregt.

Prof. Gustav Meyer (Graz).

Ein ungedruckter Brief vom 22. März 1797.

Mitgetheilt von Max Schneidewin.

Die Feier des hundertsten Jahrestages der Geburt des Fürsten, mit dessen Persan und Leben die palitische Wiedergeburt Deutschlands unauflöslich verknüpft ist, ruft in mir auch die Erinnerung wach an ein in meinem Besitz befindliches Schriftstück, das zufällig an demselben Tage geschrieben ist, wo in dem Schlasse des damaligen Kranprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelms III. van Preußen, ein frahes Familienereigniß von sicherlich ganz ungeahnter weltgeschichtlicher Bedeutung eintrat. Wenn bei dieser Feier unwillkürlich ein ganz besanderes Interesse die Zeit var hundert Jahren in den Gemüthern der Menschen umwittern mußte, so wäre es, ich weiß nicht wie, recht menschlich, wenn davon ein Strahl auch auf mein fast unscheinbares Schriftstück fiele; denn dieses Schriftstück, wenn auch ohne allen Zusammenhang mit dem großen und wahrhaft weltgeschichtlichen Ereigniß des Tages, der var den 36,525 seiner ihm seitdem nachgefolgten Brüder in seinen 24 Stunden varüberrauschte, führt es doch mit sich, daß er die Gedanken einmal gerade an diesen Tag heftet, einen kleinen, freilich ganz kleinen Ausschnitt des Menschenlebens gerade dieses Tages auftauchen läßt. Und so sehr ist der Mensch ja nicht aus lauter Verstand zusammengesetzt, daß er alle zufälligen curiosen Gefühle in lauter kühle Verständigkeit verflüchtige.

Das Schriftstück ist ein Brief, und zwar sogar der Brief eines späteren großen Mannes, nur daß er von der Verfasserschaft eines großen Menschen nichts merken läßt. Selbst der größte Mann ist ja unter anderem auch ein Mensch unter Menschen, steht in einfachen menschlichen Beziehungen, wie wir sie alle haben, und kann in diesen Beziehungen einmal so leben, daß was sanst Großes und Besanderes in ihm ist, vor dem, was in hunderten und tausenden in ähnlicher Beziehung ähnlich sich gestalten würde, nicht in Betracht kommt. Es ist ein Brief Georg Wilhelm Hegels, des späteren geistigen Beherrschers des zweiten bis vierten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts. Briefe, die an sich nicht weniger unbedeutend sind als der mitzutheilende, sind aftmals gedruckt worden, wenn sie nur van einer anderweitig bedeutenden Persönlichkeit ausgingen, selbst wenn diese mit einem Hegel nicht entfernt zu vergleichen war. Der gesunde Sinn des Publicums empfindet es aber doch als einen Mißbrauch der madernen Publicitätssucht, wenn auch die nichtssagendsten Zettel namhafter Persönlichkeiten einfach aus ihrer Verbargenheit an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen werden. Ich habe nach einen andern Brief desselben Verfassers an dieselbe Adresse aus den Jahren 1797 und 1798, will aber jenem Mißbrauch keinen Vorschub leisten durch Drucklegung des andern, zumal auf dem Gedächtniß Hegels nun seit Jahrzehnten ein tiefer Schatten in dem Wissen und der Beachtung der Menschen ruht; nur dieser eine, auf den der zufällige Strahl seines weltgeschichtlichen Datums fällt, möge eine Ausnahme machen.

Ich möchte indeß die Gelegenheit benutzen, in die allgemeine Meinung, die heutzutage über Hegel, den nur sehr wenige lesen, aus dem viel gelesenen Schopenhauer mit dem absprechenden Urtheil von „dem plumpen geistlosen Unsinnschmierer" sich abzuspeisen pflegt, ein Wart der Klärung hineinzusprechen. Der Wortlaut der Hegel'schen Schriften rechtfertigt an unzähligen Stellen nur zu sehr das Geschimpf des sa klaren und den Leser sa energisch in das Mitverständniß seiner Gedanken hineinziehenden Schopenhauer. Hegel hatte eine unglückliche Neigung, seinen Tiefsinn mit schwerfälligem Dunkel zu umwölken, vielleicht auch nicht die Kraft, seine mächtigen Gedankenmassen nach außen

Digitized by Google

lichtvoll zu gestalten; der Abscheu vor der Entweihung seiner Offenbarungen durch Herablassung zu dem Verständniß des profanum vulgus mochte hinzukommen. Seine „Phänomenologie des Geistes" ist vielleicht das bodenloseste Werk der höheren Literatur und seine Logik ist vielleicht nur von rückwärts gelesen zu verstehen, indem man erst so aus dem Concreten, zu dem er gelangt, auf die unsäglich abstracten Vorbereitungen dazu ein Licht fallen läßt. Aber wenn man, von der Hegel'schen Darstellung absehend, den Standpunkt seines Denkens mit allen den Standpunkten vergleicht, von denen aus jemals menschliche Geister die tiefste Orientirung in der Wundererscheinung der Welt versucht haben, so muß man sagen: der Hegel'sche Versuch ist der allerhöchste dieser Versuche, der sich nur denken läßt. Denn aus dem einen Prinzip der Vernunft will er, ohne irgend etwas aus Erfahrung aufzunehmen, alle Form und allen Inhalt des Seins erkennend nachschaffen. Die höchste Befriedigung des Erkenntnißbedürfnisses erlebt sich nur, wenn man kein dunkles und zufälliges: nun einmal gerade Dieses mit anzusetzen braucht, sondern alle Elemente als von eigener Vernunft durchschaut in den Erkenntnißgang einführen und durchführen kann, wie in der reinen Mathematik. Diesem allerhöchsten Erkenntnißziel ging Hegel dem allerumfassendsten Erkenntnißobjecte gegenüber nach. „Gib mir die Vernunft: so entfalte ich aus ihr den Kosmos, als eben die Ausgestaltung der (göttlichen) Vernunft." Ja, wenn das möglich wäre, dann gäbe es eine vollkommene Philosophie, dann wäre keine Falte und kein Winkel des Daseins unerhellt. Aber Hegel hat eben „abgesehen", er hat mit geheimen Blicken auf die Wirklichkeit der Dinge seinem Gange der Vernunft den Weg vorgezeichnet, wohin sie gelangen sollte. Nichtsdestoweniger bleibt sein Versuch der erstaunlich höchste Ikarusflug des menschlichen Geistes. Es ist begreiflich, wie tief unsympathisch einem Schopenhauer, der vor allem über die blinde Naturgewalt, das Elend des Daseins brütete, eine Stellung zur Welt sein mußte, die in allem nur die andere Seite, die Auswirkung der Vernunft, alles, was ist, als vernünftig und gut sah. Aber für die Betrachtung der Entwicklung der Menschheit, an deren Stelle bei Schopenhauer nur die ewig gleiche Mühsal des unglückselig sich bejahenden Weltwillens steht, kam auf dem Standpunkte Hegels doch etwas sehr Großartiges heraus: er sah auf der „Schädelstätte" der Geschichte, unter Abstraction von den Zufälligkeiten der geschichtlichen Gestaltungen, nur Momente des Vernünftigen, Etappen des Weltgeistes, und öffnete dadurch den Blick für die Quintessenz der politischen und Culturgeschichte, die auf der andern Wagschale liegt, deren Gegenseite von der Mühsal der in der geschichtlichen Arbeit aufgeopferten Generationen niedergedrückt wird. Hegel noch mehr als seinen Vorgängern Lessing und Herder ist die ungeheure Ueberlegenheit des 19. Jahrhunderts in dem geschichtlichen Tiefblick über alle früheren Jahrhunderte zu verdanken, ja die täglich spielenden Röhren unsrer Publicistik schöpfen letzthin, ihnen selber unbewußt, ihre Vorräthe, abgesehen von den Niederschlägen des Tages, aus dem eben genannten Bassin des Hegel'schen Geistes. Und auch inmitten des Wustes der Hegel'schen Werke leuchten oftmals helle und ganz einzig formulirte Orakelsprüche von unerhörtem Tiefsinn auf, welche die Wolken über Abgründen zerreißen und ein energisches Wetterleuchten über das Weben des Geistes dahinblitzen lassen. Seine Philosophie der Geschichte, die sich am meisten von dem Grau in Grau der abstracten Prinzipienphilosophie entfernt, ist gesättigt von den tiefsten Charakteristiken des Geistes der Zeiten und Völker; auch E. v. Hartmann beklagt, daß die Hegel'sche Geistesphilosophie, ein höchster Titel unsres nationalen Ruhms, seit Jahrzehnten in verstaubten Bänden so gut wie brach liegt. Hegels unverantwortliche Dunkelheiten nicht entschuldigend, urtheilt doch dieser, Schopenhauer infolge seines leider kühlen Verhältnisses zu den altclassischen Meistern vielleicht nicht ganz gleiche Schriftsteller, aber so unsäglich überlegene Denker, daß Hegel trotz alledem doch das „größte Genie sei, welches im reinen abstracten Denken die Erde hervorgebracht habe". —

Hegel, damals 26jährig, war, als er den unten mitzutheilenden Brief schrieb, Hauslehrer bei dem reichen Kaufmann Gogel zu Frankfurt a. M. Im Januar 1797 hatte er seine Magisterstelle in Bern verlassen und auf dem Uebergang zu seiner neuen Stelle in Frankfurt a. M. einige Zeit im Hause seiner Mutter und Schwester in Stuttgart verlebt. Dort hatte er die Adressatin, eine Freundin seiner Schwester, kennen gelernt. Diese war, der genauen Aufschrift des dritten der Briefe, vom 2. Juli 1797 zufolge, eine Jungfer Nanette Endel; wie es nach den Briefen scheint, eine Rheinpfälzerin katholischen Glaubens. Nach dem Besuche im Hegel'schen Hause hatte sie eine Stelle als Gesellschafterin angenommen bei einer Baronin v. Babenhausen und lebte mit dieser im Winter zu Memmingen, im Sommer auf deren Besitzung zu Obbach bei Schweinfurt in Franken. Hegel, der erst in seinem 41. Jahre als Rector des Gymnasiums zu Nürnberg einen überaus glücklichen Ehebund mit der Nürnberger Patriciertochter Maria v. Tucher schloß, mag wohl unter dem Namen der Freundschaft eine Neigung zu der „schwarzaugigten Taube", Jungfer Endel, dilatorisch haben verlaufen lassen, in der Scheu, eine ungewisse Zukunft zu früh mit „weiblichem Lebensgepäck" zu beschweren; der confessionelle Gegensatz wird wohl in einer Zeit, in der schon Seiler (Priester seit 1775) in versöhnlichem Geiste maßgebend wirkte, und Wessenbergs (geb. 1774) Wirksamkeit in gleichem Geiste bevorstand, den Uebergang der Freundschaft zu einer erklärten Werbung, die Jungfer Endel erwartet zu haben scheint, nicht verhindert haben. Es ist der Fall aus so vielen Biographien bedeutender Männer, daß dem Hafen der Ehe ein Schwanken auf ungewissen Fluthen, auf hohem Meere vorhergeht: denn dem ewig Weiblichen haben sie fast alle ihren Tribut an Herzenswallungen dargebracht.

Die fünf Briefe Hegels an Jungfer Endel habe ich in Abschrift mit dem schriftlichen Nachlaß des trefflichen Philosophen Adolf Steudel, k. württembergischen Obertribunalsprocurator (gest. 1887 im Alter von 81 Jahren), in Besitz bekommen. Adolf Steudel hatte das tragische Schicksal, daß sein Lebenswerk „Philosophie im Umriß", ein Werk unbestechlicher Wahrheitsliebe und entschiedenen Denkerberufes, fast ausschließlich bei mir, einem gänzlich Unbekannten, lebhafteste Beachtung und Werthschätzung gefunden hat. Die Originale der drei letzten Briefe sind im Besitz des Vetters des Philosophen Steudel, Oberkriegscommissär a. D. Steudel in Stuttgart; die beiden ersten haben sich in Steudels Nachlaß auch nur in Abschrift gefunden. Der mitzutheilende Brief vom 22. März 1797 ist Nr. 2. Die Abschrift der drei letzten Briefe, die ich mit den Urschriften verglichen habe, ist haarscharf genau und macht somit auch die genaue Treue der Abschrift von Nr. 2 wahrscheinlich. Der Brief lautet:

„Frankfurt a/M., den 22. Merz 97.

Meine liebe Freundin!

Ich wende mich zuerst an Ihre Güte, und hoffe von ihr eher Verzeihung wegen meines langen Stillschweigens zu erhalten, als ich mich selbst darüber absolviren kann; ich wünsche nur, daß dieser Brief Sie noch in Stuttgart findet, meine Stelle vertritt, Ihnen von mir ein zweites Lebewohl sagt und Ihnen alles Gute wünscht. — Durch Ihre Entfernung von unserem Hause scheinen Sie noch

mehr von mir getrennt zu werden; und ich kann mir die Betrübnis vorstellen, die Ihre Abreise meiner Schwester und dann noch so manchen andern Personen machen wird. Wie sehr hätte ich gewünscht, daß Ihr guter Genius Sie in die hiesige Gegend geführt hätte! Mein eignes böses Beispiel erlaubt mir nicht Sie zu bitten, mir recht bald von Ihrer künftigen Lage Nachricht zu geben; aber tragen Sie doch ja meiner Schwester auf, die Nachrichten, die Sie ihr geben werden, mir sogleich mitzutheilen; Sie fordern nicht viel an die Menschen, als gut zu seyn, aber wenn Sie auch die Forderung auch nicht vollkommen erfüllt finden, so werden Sie sie doch zwingen, ihre böse Seite nur gegen ihresgleichen, nicht gegen Sie zu wenden. Recht sehr wird es mich freuen, wenn Sie Ihren freundschaftlichen Briefwechsel fortsetzen werden, und ich verspreche durch größere Genauigkeit im Antworten es mehr zu verdienen.

Ich erinnere mich durch Memmingen gereist zu seyn u. eine schöne fruchtbare Gegend, die besonders ganz mit Hopfengärten besät ist, angetroffen zu haben; an den Ufern der Iller werden Sie wohl schöne Parthieen finden. Auch für Ihre geistliche Nahrung ist wohl gut gesorgt; ich erinnere mich in einem Franciskaner Kloster gewesen zu seyn; u. ich weis nicht ob ich sagen soll, ich fürchte, der gute Saamen, den die junge protestantische Geistlichkeit in Stuttgard in Ihre Seele gestreut, laufe dort Gefahr, erstickt zu werden, — oder aber das Unkraut werde dort ausgerottet werden; einen Rosenkranz wenigstens müssen Sie sich wahrhaftig anschaffen, und sich auf die Beichte länger vorbereiten, den Heiligen durch Rede und That mehr Achtung und Verehrung beweisen u. s. w.

Ich werde hier in Frankfurt wieder etwas mehr der Welt gleich; ich gehe d. Woche wenigstens einmal in die Komedie; sah auch neul. die Zauberflöte, die mit schönen Decorationen und Kleidungen aber schlechtem Gesang gegeben wurde; morgen wird Don Juan gegeben, auf den ich der Musik wegen sehr begierig bin. Ein Akteur, der auch in Stuttg. gewesen seyn soll, Schröder, u. den Sie vielleicht auch gesehen haben, macht besonders bei dem weiblichen Theil des Publikums sehr viel Glück.

Mein Bruder trägt mir auf, Ihnen recht viel schönes in seinem Namen zu sagen; thun Sie das gleiche in meinem Namen bei Ihrer lieben Jgfr. Schwester. Leben Sie wohl, ich empfehle mich in Ihre Freundschaft

Ihr aufrichtiger Freund
Hgl."

Mittheilungen und Nachrichten.

* Das Wiener Diöcesanblatt veröffentlicht die neueste apostolische Constitution über eine Reform des päpstlichen Index. Wie man weiß, verlangt der Klerus schon seit langem nach einer Anpassung der Censurvorschriften an die moderne Zeit. Dies versucht Leo XIII. in seiner Constitution durchzuführen. Er schafft alle Vorschriften seiner Vorgänger ab, auch die des Trienter Concils, und läßt nur den Inhalt der Bulle Benedicts XIV. „Sollicita et provida" aufrecht. Die Bibelforschung wird in den §§ 5 und 6 des ersten Capitels freigegeben. Im zweiten Capitel des zweiten Theiles wird den Priestern untersagt, kirchliche oder weltliche Arbeiten ohne vorhergegangene bischöfliche Censur drucken zu lassen. Sie dürfen auch keine Redactionsstellen annehmen. Diese Maßregel wird von den Klerikern als politisch wichtig bezeichnet, weil sie dem demokratisch gesinnten niederen Klerus unmöglich macht, sich in die Politik zu stürzen oder an dem hierarchischen Gefüge der Kirche zu rütteln. Die Constitution ist als eine Art Vorrede zur neuen Ausgabe des Index aufzufassen. Der neue Index wird viele Werke aus der Reformationszeit freigeben, die ehemals in globo verurtheilt wurden, weil sie gefährlich schienen, heute aber als bloße historische Quellenwerke gar keinen kirchenfeindlichen Charakter haben können. Bekanntlich sind auch viele theologische Streitschriften der Kapuziner und der Franziskaner auf dem Index, die ehedem verboten wurden, weil sie die Dogmenlehre gefährdeten, heute aber gegenstandslos geworden sind und also aus dem Index eliminirt werden.

γσ. Berlin. Die Märzsitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" wurde durch den Vorsitzenden Geh. Rath Virchow mit Gedächtnißworten auf das verstorbene correspondirende Mitglied der Gesellschaft, den Historiker Luigi Schiaparelli (Turin), eröffnet. Zu correspondirenden Mitgliedern hat die Gesellschaft ernannt den Anthropologen Monroe (Edinburg), de Morgan, Director des Museums in Kairo, und den durch seine ägyptischen Funde bekannten Forscher Flinders Petrie. Es liegt eine Einladung zum „Deutschen Anthropologen-Congreß" in Lübeck (2. bis 5. August ds. Js.) vor und schon beginnen die Vorbereitungen für den 1899 in Kijew geplanten internationalen Anthropologencongreß. Dr. Bastian sendet Berichte aus Neuseeland über seine Reiseergebnisse in Polynesien, wo er namentlich den Todtencult zum Gegenstand von Beobachtungen und Forschungen gemacht hat. Dr. Matiegka sendet Schriften über tschechische Alterthümer; Dr. Schumann (Löcknitz) berichtet über neue Bronzefunde in Pommern. Neben folkloristischen Mittheilungen erfolgt durch Sanitätsrath Dr. Partels die Vorlegung einer Photographie nach einem Gipsabguß, der von einer in Schleilstadt gefundenen Pestgrube genommen wurde. Die Leiche, im 12. Jahrhundert bestattet, hat sich unter der darauf geschütteten Kalklage so gut erhalten, daß beim Ausguß in Gips die Züge des Gesichts sehr genau, ja sogar die Falten des Hemdes bis ins einzelne zum Ausdruck gekommen sind. Diese Mittheilung erfolgte im Namen des Hrn. v. Heiden. Der Gipsabguß befindet sich im Germanischen Museum zu Nürnberg. — Darauf sprach Dr. Preuß über: „Künstlerische Darstellungen aus Kaiser Wilhelmsland und ihre Beziehungen zur Ethnologie." Es gilt, die von Kaiser Wilhelmsland bekannt gewordenen Darstellungen in Ornamenten nach ethnographischen Gesichtspunkten zu gliedern. Eine solche Gruppirung liegt bisher nicht vor. Ein englisches Werk: „On art of British New Guinea" versucht, das Material zusammenzustellen. Bei dem einheitlichen Charakter der Bevölkerung von Kaiser Wilhelmsland und der Thatsache, daß die Ornamente, die sich in einem Theile des Landes finden, auf solche in einem anderen geographischen Bezirk hinweisen und so Uebergänge und Nuancen in der Ornamentik stattfinden, ist wohl eine geographische Scheidung für das erste am besten. Der Vortragende theilt nach den Ornamenten Kaiser Wilhelmsland in fünf Bezirke: Finschhafen, Astrolabebay, Nordküste, holländisch-deutsches Grenzgebiet und Kaiserin Augustaflußbezirk. Es müssen zunächst die einfachen Ornamente festgestellt werden und alsdann die Gegenstände in der Natur aufgefunden werden, denen die Ornamente entnommen sind, dabei ist der Grundsatz festzuhalten, daß aus einem Naturobject im Ornament niemals ein anderes wird. In Finschhafen, der Nordküste und an der Astrolabebay findet sich die tanzende Figur eines Mannes, daneben kommt das Vogelornament vor, das durch Zusammensetzung der Vogelköpfe mehr oder weniger verstümmelt wird. So werden mehrere Vogelköpfe im Ornament theils aufrecht, theils liegend dargestellt. Vielleicht hat sich aus diesem Vogelornament hier die Spirale entwickelt, die in Finschhafen und an der Astrolabebay vorkommt. Der Vogelkopf findet sich auch auf Schildpattplatten, die zum Schmucke der Armbänder dienen, dagegen nur an der Astrolabebay. Ein anderes Ornament ist das Fischornament, ein weiteres das Eidechsenornament. Bei dem letzteren wird der Leib der Eidechse in mannichfachster Art verwandelt. Das Auge wird vielfach als Ornament in verschiedener Linienführung verwendet. An der Humboldtbay finden wir den Schuppenpanzer der Echidna als Zackenornament dargestellt, allein auch die Schwänze von Vögeln und die Zehen der Krokodile werden im Zackenornament dargestellt. Neben einzelnen Uebereinstimmungen mit den anderen geographischen Bezirken muß doch das geometrische Ornament, der Rhombus und mehrere Rhomben an einander gefügt im Zickzack, oder in Wellenlinien übergehend, als das Wahrzeichen des Bezirks der Astrolabebay erfaßt werden, wie die tanzende Figur das Wahrzeichen von Finschhafen ist. Aus der Erscheinung der Eidechse abgeleitet ist das Wahrzeichen des Bezirks der Nordküste, die Spirale, die wie auch auf Neuseeland als Ornament auftreten. Die Beine der Eidechsen geben auf diesen Darstellungen in Spiralen aus. Auch das Gesicht kann als Ausgangspunkt der Spirale gedient haben. (?) Das geometrische Ornament findet sich auch in der Form der Mäanderlinie: zum Theil ist geometrisches Ornament und Spirale verbunden. Das Wahrzeichen des Bezirks des Kaiserin Augustaflusses, der sonst auch abweichende Ornamentik gegenüber

den anderen Bezirken aufweist, ist der Seestern. Aus den Darlegungen und den sie illustrierenden Zeichnungen sollte von dem Vortragenden die Aufmerksamkeit auf diese Ausdrucksform der künstlerischen Aeußerungen der Naturvölker hingelenkt werden; denn neben der Sprache sind die Aeußerungen der primitiven Kunstthätigkeit für eine ethnographische Gliederung dieser Naturvölker nicht ohne Bedeutung. — Darauf folgten Mittheilungen Virchows über zwei bei Quedlinburg gefundene Schädel. Sie stammen von der sogenannten „Moorschanze", 1 km südlich von Quedlinburg, aus demselben Hügel, wenn auch ihre Fundorte nicht nahe an einander gelegen sind; dessen mehr fällt ihre große Verschiedenheit auf. Scherben mit neolithischen Mustern wurden in dem nämlichen Hügel gefunden, doch kein Metall, dazu Scherben eines gut gebrannten Gefäßes ohne Inhalt. In der Mitte des Hügels lag eine tiefe Schicht von Kohlen mit Holzstücken vermischt, und 5.58 m unter der Oberfläche fand man zwei Pferdeköpfe, während auf dem Urboden, 4.76 m von dem einen der Schädel entfernt, ein aus drei Skeletten zusammengesetztes Gerippe lag. Virchow will nun nicht entscheiden, wie man sich das Zusammentreffen dieser verschiedenen Fundstücke zu erklären hat; möglich, daß einmal eine Transportation von Gebeinen hier stattgefunden hat. Dagegen hält er den einen der Schädel von länglicher Form für einen im nordwestlichen Deutschland vorkommenden sogenannten Friesenschädel, während der zweite, breite und niedrige Schädel ihm nach Holland zu gehören scheint und zwischen Bremen und Amsterdam heute noch gefunden wird. Es wären dies die zwei Hauptformen der im Nordwesten unsres Vaterlandes vorkommenden Schädelbildungen. Dazu stimmt die historische Thatsache, daß zur Karolingerzeit in der nordwestlichen Gegend des Harzes eine starke friesische Colonie angesiedelt war, und die Gegend noch heute „Friesengau" genannt wird. Die tiefe Lage und der Mangel metallischer Beigaben hat die prähistorische Schätzung hier veranlaßt, die die ersten Finder dieser Dinge angenommen haben. — Virchow gab alsdann über die Einbalsamirung alt ägyptischer Leichen noch einige Aufklärungen. Um die Einbalsamirungsmasse in den Schädel nach Extraction der Hirnmasse hineinzubringen, mußte der Schädel von der Nase her, wie die Durchsuchung solcher Mumienschädel ergeben hat, angebohrt werden, und zwar gab es bei dieser Anbohrung zwei Canäle, die zu einander in einem Winkel von 45 Grad liegen, einen horizontalen und einen verticalen Canal, der von der Nase her ins Gehirn führte. Daneben gab es noch andere Schnitte, die etwa in die Flanke gemacht oder an anderen Stellen des Körpers vorgenommen wurden. Dr. Fouqué in Kairo hat an den Schädeln von Abydos keine solche Perforation wahrgenommen und wenn man annimmt, es seien dies libysche Schädel, so möchten die Libyer ihre Leichen ohne Perforation an der Nase einbalsamirt haben. — Zum Schluß verlas der Vorsitzende einen vom 8. Februar aus Assuan datirten Brief Schweinfurths, der sich über den Aufschwung ausspricht, den Assuan genommen hat. Es kamen viele Touristen dorthin und ein comfortabel eingerichtetes Hotel daselbst beherbergt dauernd etwa 90 Gäste. Bei seinen Ausflügen in die Umgegend fand er, daß die Stämme, die sich heute noch Bischari nennen, eigentlich Ababde sind; die alten Bischari, so von ihrem langen Haar genannt, wohnen zwölf Tagereisen südlicher als der Stamm, der heute ihren Namen trägt. Auch von neuen Steininschriften, die er auf diesen Ausflügen gefunden, gibt Schweinfurth in diesem Briefe Nachricht.

* **Jena.** Mit dem Sommersemester tritt hier Dr. Wolfgang Keller aus Prag als Lector des Englischen ein.

* **Kiel.** Dr. Ivo Bruns, Professor der classischen Philologie, hat einen Ruf nach Gießen erhalten und ausgeschlagen.

* **Königsberg.** Am 24. d. M. starb 70jährig der Stadtbibliothekar und Archivassistent August Wittich.

* **Wien.** Am 25. d. M. starb hier Dr. Jacob Beelten-Lahnee, seit 1875 Professor der Meteorologie und Klimatologie an der Hochschule für Bodencultur, nach längerer Krankheit im Alter von 64 Jahren.

* **Lausanne.** 82 Jahre alt starb hier Professor Hermann Wiener, gewesener Darmstädter, politischer Flüchtling von 1834, in den Jahren 1848—1877 Lehrer des Griechischen an der hiesigen Akademie, Verfasser des großen Katalogs der Waadtländer Cantonalbibliothek.

G. H. **Florenz.** Im Alter von 75 Jahren starb hier Professor Girolamo Alessandro Biaggi, der geistvolle Musikkritiker der „Nuova Antologia" und der „Nazione". Biaggi nahm die Stelle eines Lehrers der Musikgeschichte und Aesthetik am R. Istituto di Musica zu Florenz ein. Sein großes Verdienst ist die Fortsetzung und Ergänzung des „Fétis" durch sein „Dizionario di Musica". Eine treffliche Arbeit ist ebenso seine „Vita di Rossini", die in einzelnen Partien erschienen ist. — Er war zu Calcio bei Bergamo geboren und besuchte nach Absolvirung der humanistischen Studien das Mailänder Conservatorium. 1848 war er einer der Secretäre der provisorischen Regierung, mußte fliehen und wurde in Piemont zur Commission für Regelung der Verhältnisse der Emigranten beigezogen. In Bologna, wohin er später übersiedelte, bevor er seinen Wohnsitz in Florenz aufschlug, schrieb er die Oper „Mastico di Scala", die in Mailand ihre erste Aufführung erlebte. Für uns Deutsche ist besonders sein Werk „Lohengrin di Wagner e il melodrama" von Belang.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Militärische Schriften weil. Kaiser Wilhelms des Großen Majestät. Auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers und Königs bearb. vom k. preußischen Kriegsministerium. 2 Bde. 1821—1865. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1897. — Dagobert v. Gerhardt-Amyntor: Aus dem letzten Jahrzehnt des großen Kaisers. Zum 22. März 1897. Zehn Zeitgedichte. Breslau, S. Schottländer 1897. — Willy Boehme: Erht Deutschlands ersten Kaiser aus Zollerns hoher Art! Neues deutsches Volkslied. Berlin, Karl Paez. — Gustav Lehnhaedt: Kaiser Wilhelms Lieblingsmelodien. Tongemälde in Form eines Potpourris. Ebd. — Norbert Hoft: Weihelied zur Gedenkfeier des 100. Geburtstages Kaiser Wilhelms I. Eigenverlag. — Unser Heldenkaiser Wilhelm der Große. 12 Lieder zu seinem Gedenken. Von einem Patrioten. Berlin, Liebel. — Joseph Kürschner: Heil Kaiser Dir! Das Leben und Wirken Kaiser Wilhelms I. Zum Gedächtniß seines hundertsten Geburtstages. Berlin, Hermann Hillger. — Pierre Lunyé: Aphrodite; antikes Sittenbild. Autoris. Uebersetzung. Budapest, G. Grimm 1897. — F. v. Reber und A. Boyesdunser: Classischer Sculpturenschatz. Heft 6 u. 7. München, F. Bruckmann. — B. Duhm: Die Entstehung des Alten Testaments. Rede. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr 1897. — P. D. Chantepie de la Saussaye: Lehrbuch der Religionsgeschichte. 2. Aufl. Subscriptions-Ausg. 1. bis 6. Lfg. Ebd. 1897. — Dr. Bernhard Baetmann: St. Paulus und St. Jacobus über die Rechtfertigung. (Bibl. Studien, hgg. von Dr. O. Bardenhewer. 2. Bd. 1. Heft.) Freiburg i. B., Herder 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Denkmäler der älteren deutschen Litteratur.

Herausgegeben von **Paul Piper.**

Erster Band:

Die altsächsische Bibeldichtung.

(Heliand und Genesis.)

Erster Teil: **Text.**

Herausgegeben von **Paul Piper.**

Preis geheftet 10 Mark.

In diesem Bande finden sich zum erstenmal die sämtlichen Reste der altsächsischen Bibelübersetzung, einschließlich der von Zangemeister aufgefundenen hochwichtigen Genesisbruchstücke, vereinigt, und zwar sind alle Handschriften vom Herausgeber selbst neu verglichen worden. Die Einleitung giebt eine orientierende Uebersicht über die Geschichte der Heliandforschung und über die Fragen, welche sich an die Dichtung knüpfen. Ausführliche Anmerkungen sind dem Texte beigegeben, so daß die Ausgabe alles Material für Kritik und Erklärung der Dichtung in übersichtlicher Zusammenfassung bietet.

Der zweite Band der neubegründeten Sammlung soll die kleineren altdeutschen Litteraturdenkmäler enthalten, der dritte Band wird in einem ausführlichen Wörterbuch zur altsächsischen Bibeldichtung bestehen. (4279)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1897. München, Montag, 29. März. Nummer 70.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Macedonien. I. Von Karl Hron. — Julius Grosse's Selbstbiographie. Von August Fresenius. — Mittheilungen und Nachrichten.

Macedonien.

Von Karl Hron.

I.

Für die Beurtheilung der „macedonischen Frage", nämlich der in Macedonien gegenwärtig wirksamen politischen Factoren, bietet die deutsche Literatur verhältnißmäßig wenig Behelfe und ist darin jedenfalls weit ärmer als die russische, serbische und bulgarische. Allerdings sind diese slavischen Völkerschaften an den Dingen daselbst auch weit näher interessirt. Gegenwärtig jedoch dürfte den deutschen Lesern eine kurze und möglichst erschöpfende Darstellung jener Zeitfrage ebenfalls erwünscht sein.

Zu ihrer logischen Behandlung ist zunächst die Feststellung des geographischen Begriffes „Macedonien" nothwendig. Hierüber gibt es nämlich sehr verschiedene Ansichten, deren einige sogar noch auf die classische Zeit Griechenlands zurückgreifen. Nach der geschichtlichen Entwicklung der Balkanländer während der letzten tausend Jahre hat das heutige Macedonien folgende Grenzen: im Norden den Schar-Dagh, den Kara-Dagh und die Osigova-Planina; im Osten den Perim-Dagh; im Süden den Beschik-See, das Meer, den Olympos und das Cambunische Gebirge; im Westen den Pindos und das Ghegengebirge (westlich des Crni Drim). Die Nomenclatur dieser Gebirgsbezeichnungen ist der verdienstlichen Arbeit des k. u. k. Generals Christian R. v. Steeb entnommen: „Die Gebirgssysteme der Balkanhalbinsel", veröffentlicht in den „Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft. 1889." (General v. Steeb war durch viele Jahre Chef des Landesbeschreibungsbureaus im k. u. k. Generalstabe.) Die Sprachgebiete, welche dieses Land umschließen und in dasselbe mehrfach übergreifen, sind: im Norden das serbische, im Osten das bulgarische und das türkische, im Süden das griechische und im Osten das albanesische; letzteres zerfällt wieder in zwei Theile, jenes der Tosken (Südalbanesen) und jenes der Ghegen (Nordalbanesen). Im Dialekte der Tosken gibt es viele griechische, in jenem der Ghegen viele slavische Beimengungen.

Der wichtigste Punkt der macedonischen Frage sind die nationalen Besiedelungsverhältnisse im Lande. Dieselben sind sehr verwickelt und überhaupt nur an der Hand eines geschichtlichen Rückblickes verständlich.

Die autochthonen Bewohner Macedoniens waren nach J. G. v. Hahns freilich unbeweisbarer Ansicht die Vorfahren der heutigen Albanesen. Auch Philipp und Alexander d. Gr. dürften nach seiner Meinung diesem Volksstamme angehört und nur gleich den Großen ihres Reiches die weit vorgeschrittenere griechische Cultur angenommen haben. Die Albanesen wurden dann durch die späteren großen Völkerzüge theils in ihre heutigen Wohnsitze gedrängt, theils entnationalisirt. Die erste fremde Invasion, deren Spuren bis heute erkennbar sind, war die der Römer (Lateiner). Nach Kaiser Trajans Siegeszuge gegen die Dacier begann deren Vordringen auf die ganze übrige Balkanhalbinsel, die Errichtung von Militärcolonien (in Macedonien seit 150 n. Chr.), und innerhalb derselben die Vermischung mit den Eingeborenen. Von da stammen die heutigen Rumänen, in Macedonien „Zinzaren" oder auch „Kutzowlachen" genannt (sie selbst nennen sich „Aramâni"). Mit der Byzantinisirung des östlichen Kaiserthums drang dann selbstverständlich das herrschende griechische Element gegen Norden vor, wo inzwischen verschiedene Völker durchgezogen waren. Die Griechen wohnten jedoch nur in geschlossenen Orten, von denen heraus sie mit den Landbewohnern Handel trieben, von ihnen Abgaben erhoben und, sobald sie zu einigem Wohlstande gelangt waren, in die Heimath zurückkehrten. Schon 334 siedelte Konstantin d. Gr. 300,000 slavische Sarmaten in den von durchziehenden Völkern verwüsteten Balkanländern an, darunter auch in Macedonien, worauf eine fortgesetzte friedliche Besiedelung durch zuwandernde slavische Colonisten stattfand. Die erste erobernde slavische Invasion durch einen mit Waffengewalt vordringenden Volksstamm fand 517 statt (in Thracien schon um 15 Jahre früher). In den Jahren 551—558 drangen mehrere Slavenstämme kämpfend nach Süden und Südwesten bis zu den Thermopylen vor, und 597 belagerte ein schon geschichtlich als „Macedoslaven" bezeichneter Volksstamm Thessaloniki mit kunstvollen Angriffsmaschinen. Nach Jireček sagt ihnen Johann von Ephesus nach, daß sie den Belagerungskrieg mit besseren technischen Hülfsmitteln führten, als die Römer, was jedenfalls auf einen schon ziemlich entwickelten Culturzustand, also auf eine längere Seßhaftigkeit hinweist. Zwischen 630 und 637 wanderte ein Serbenstamm ein, welchem Kaiser Herallios in friedlichem Uebereinkommen Wohnsitze in der Gegend des heutigen Städtchens Servia (Selsidsche) anwies, das jedoch jetzt keine Spur dieser Einwanderung mehr aufweist, denn die ganze Umgebung ist ausschließlich von Griechen und Zinzaren bewohnt. Mit diesen Wohnsitzen aus unbekannten Ursachen nicht zufrieden, kehrten die Serben über die Donau zurück, erhielten aber durch Vermittlung des griechischen Commandanten von Belgrad andere Wohnsitze im nördlichen Theile der Balkanhalbinsel für sich und für neue Zuzüge aus der Heimath. 679 wanderten in Thracien die Bulgaren ein, ein schon während der Wanderung von der Wolga herwärts slavisirter finnisch-ugrischer Volksstamm. Bulgaren und Serben errichteten selbständige Staatswesen; und Macedonien, zwischen sie und den griechischen Staat eingeklemmt, bildete durch mehrere Jahrhunderte einen Zankapfel der mächtigen Nachbarn, denen es abwechselnd gewaltsam angegliedert war. 1263 kamen die Türken auf die Balkanhalbinsel, indem sich (nach J. v. Hammer) damals ein Stamm von ca. 12,000 Köpfen in der Dobrudscha friedlich ansiedelte. Die kriegerischen Einfälle begannen 1308

(Zinkeisen rechnet sie erst von 1326 ab); und in der Zeit von 1373 bis 1381 eroberten sie die macedonischen Gebiete, ausgenommen Salonichi, das erst am 29. März 1430 den Venetianern durch Erstürmung entwunden wurde.

Diese geschichtlichen Vorgänge sind die Ursache der so schwer entwirrbaren Nationalitätenvertheilung im heutigen Macedonien. Um nun in den Widerstreit der Meinungen Klarheit zu bringen, muß man zunächst zwischen jenen Nationen unterscheiden, welche auf große, mit dem Hinterlande zusammenhängende Sprachgebiete Anspruch erheben — Serben, Bulgaren und Griechen — und jenen, die bloß in einzelnen Sprachinseln vertreten sind. Die nationalen Ansprüche dieser letzteren — Türken, Albanesen und Zinzaren — werden wohl kaum jemals einen Anlaß zu schwierigen politischen Erwägungen bieten; deßhalb werden hierüber einige, nur der Vollständigkeit wegen weiter unten angefügte, statistische Daten genügend aufklären. Die nationalen Aspirationen der drei erst erwähnten Nationen erfordern dagegen genauere Erläuterungen. Es wird zur Vereinfachung derselben zweckmäßig sein, wenn zunächst bloß die jetzige Grenze zwischen dem slavischen und griechischen Besiedelungsgebiete festgestellt und hierauf erst die Ansprüche der Serben und der Bulgaren innerhalb des ersteren erwogen werden. Als Grundlage zur Bestimmung dieser Grenzlinie dienen mir: erstens das Buch „Topografičesko-etnografičeski očert Makedonii. Sostavil C. J. Verkovič". S. Peterburg 1889, und zweitens die vom k. u. k. österreichisch-ungarischen Generalstabe herausgegebene „Generalkarte von Central-Europa" (1 : 300,000), von welcher mir die Ausgabe 1883 vorliegt. Zur Begründung dieser Wahl sind einige Bemerkungen nothwendig.

Hr. Verkovič, ein zur Orthodoxie übergetretener ehemaliger bosnischer Franciscanermönch, unterscheidet sich von allen mir sonst noch bekannten südslavischen Schriftstellern (sein Buch ist jedoch in russischer Sprache erschienen) durch eine auffallende Objectivität. Spiridion Gopčevič,[1]) Offelkoff (eigentlich Athanasios Lehopoff, Secretär des bulgarischen Exarchats in Ortakjöj[2]) und Janko S. Kowatscheff[3]) sind offenkundige Chauvinisten, denen ganz Macedonien, je nach ihrem persönlichen Standpunkte, serbisch oder bulgarisch ist; sie nehmen von den anderen Nationen höchstens insofern Notiz, als sie dieselben für entnationalisirte Slaven ausgeben. Zudem hat das Buch den Vorzug, daß der Herr Verfasser auf Seite 18 genau angibt, wie er seine statistischen Daten erlangte. Nachdem seine früheren statistischen Versuche angefochten wurden und er sich von der Richtigkeit dieser Einwendungen überzeugt hatte, sammelte er dann durch einige Jahre die Zahlen von Dorf zu Dorf bei den Popen, deren Aufzeichnungen er noch, so oft dies möglich war, mit dem türkischen „Nufus" (Steuerliste) verglich und völlig zuverlässig fand. Das ist erklärlich, weil die Popen einerseits bei den ihnen zu entrichtenden kirchlichen Abgaben nicht zu kurz kommen, sich aber auch nicht dadurch selbst belügen wollen, daß sie gar nicht vorhandene Leute in ihren Listen führen. Die Gegner des Hrn. Verkovič werfen ihm vor, daß er im Auftrage der russischen Regierung gereist sei. Gerade das ist aber vielleicht die beste Empfehlung für sein Buch, denn vermuthlich wollte sich die russische Regierung zuverlässig informiren; hätte sie bloß slavisch-chauvinistische Daten verlangt, dann brauchte sie sich ja einfach an das bulgarische Exarchat zu wenden, oder Hrn. Kowatscheffs Buch zu benützen. Jedenfalls hat sich des Hrn. Verkovič Arbeit die Anerkennung der russischen Fachmänner erworben, denn sie wurde günstig recensirt.

[1]) „Makedonien und Alt-Serbien." Wien 1889.
[2]) „La Macédoine au point de vue ethnographique, historique et philologique", Philippopoli 1888.
[3]) „Ethnographie de la Macédoine", Philippopoli 1881.

Die erwähnte Generalkarte benütze ich zur Controle. Sie wurde nämlich von politisch ganz indifferenten Offizieren aufgenommen, welche ohne irgend eine nationale Voreingenommenheit die Orte überall so verzeichnet haben, wie sie an Ort und Stelle von der Bevölkerung genannt werden. Allerdings mag manchmal auch der zufällige Begleiter des Offiziers (meist wohl ein türkischer Sapti) die gerade ihm selbst geläufigste Bezeichnung gewählt haben, was das häufige Vorkommen türkischer oder unter türkischer Volksetymologie verballhornter Ortsnamen erklären könnte. Im allgemeinen wird man jedoch nach den vorwiegend griechischen oder slavischen Ortsnamen auf eine vorwiegend griechische oder slavische Bevölkerung mit Recht schließen dürfen. Auch wäre noch zu erwähnen, daß die Karte insofern unvollkommen ist, als sie große Lücken ohne irgendwelche Ortschaften, wenig präcise geographische Ortsbestimmungen und zu viele à la vue-Einzeichnungen aufweist. Diese Mängel wird jeder entschuldigen, der selbst in der Türkei gereist ist und so das Mißtrauen der Behörden und der Bewohner gegen Papier und Bleistift in der Hand eines Fremden aus Erfahrung kennt. Wer das aber nicht kennt, der mag sich aus dem Buche des k. k. Generalconsuls J. G. v. Halm „Reise durch das Gebiet des Drin und Wardar" (Wien 1870) darüber informiren. Er reiste mit einem Ferman des Sultans und vermochte solcherart sogar das sonst ganz unzugängliche Ljumagebiet zu durchziehen; aber schreiben oder gar zeichnen ließen ihn die Albanesen nicht, ja in Radomir gab es dieserhalb sogar einen bedrohlichen Volksauflauf. „Der Padischah befiehlt uns, dich reisen zu lassen, und das thun wir; aber daß wir dich schreiben lassen müßten, steht im Ferman nicht." Und dabei blieb es. Große — beinahe möchte man sagen „afrikanische" — Lücken weisen unsre Landkarten übrigens nur noch im Ljuma- und Dibragebiete, dann im südlichsten Theile Macedoniens und im Rhodopegebirg, dem Wohnsitze der bulgarischen Pomaken, auf.

Ein rein griechisches Besiedelungsgebiet ist die dem macedonischen Gebiete südlich des Beschikseе vorgelagerte Halbinsel Chalkidike (67,500 Einwohner in 10,500 Häusern); sie fällt jedoch hier außer Betracht, weil sie eben nicht zu Macedonien gehört. In diesem letzteren Lande selbst ist bloß die Gegend von Kozjani im Knie des Vistritzaflusses und die Gegend von Servia (Selfidsche) am anderen Flußufer ein zweifellos griechisches Besiedelungsgebiet. Der erstere Landstrich zählt 15,800 christliche Einwohner beiderlei Geschlechtes in 2300 Häusern und 9300 mohammedanische „männliche" Einwohner in 2460 Häusern; der letztere 11,300 christliche Griechen und 1400 christliche Zinzaren beiderlei Geschlechtes in 1700 Häusern, ferner 400 mohammedanische „männliche" Einwohner in 120 Häusern. Wenn man die mohammedanische Gesammtbevölkerung durch Verdopplung der männlichen Einwohnerzahl und Abrundung dieser Ziffer nach oben beiläufig berechnet, ergibt das eine Summe von 51,000 Einwohnern in 6600 Häusern. Zu bemerken ist hier, daß auch diese Gegend einige rein slavische Ortsnamen aufweist; z. B. Radovischta („Freudenort"), Novoselo („Neudorf") und andere, nicht so schlankweg übersetzbare, wie Rachowo, Welischta ꝛc.; ferner daß Gopčevič in seiner ethnographischen Karte hier auch rein slavische und rein türkische Sprachinseln eingezeichnet hat. Was den ersteren Umstand betrifft, ist er durch die Gräcisirung früherer Slaven erklärbar; und das Vorhandensein rein türkischer kleiner Sprachinseln in der Umgebung so vieler griechischer und gräcisirter Mohammedaner ist unwahrscheinlich. Die Karte des Hrn. Gopčevič muß überhaupt mit sehr viel Vorsicht benützt werden.

Die Grenzzone des gemischten slavisch-griechischen Besiedelungsgebietes ist (von Ost nach West) durch die Ver-

waltungsbezirke Drama, Zihna, Praviſchta (am Berekelüſumpf), Seres, Salonichi, Veria, Velvendos, Chrupiſchta, Lapſiſta und Grevena gegeben. Der öſtliche Theil dieſer Zone iſt von der rein griechiſchen Chalkidike durch eine vom Nordrande des Beſchikſees bis zum Dorjanſee reichende, ſehr breite türkiſch-jürükiſche Sprachinſel getrennt; und im Oſten iſt ihr eine große griechiſche Sprachinſel (Stadt Kaſtoria) vorgelagert. Dieſe Zone — inbegriffen die große osmaniſch-türkiſche Sprachinſel bei Dſchuma-Kailar und das Gebiet von Kaſtoria — wird nach Verkovič von folgenden Volksſtämmen bewohnt: nordöſtlich von Salonichi (Drama, Zihna, Praviſchta, Seres) 66,200 chriſtliche Slaven in 8900 Häuſern; 55,800 chriſtliche Griechen in 7800 Häuſern; 2700 Zinzaren in 400 Häuſern (in ſämmtliche Zahlen beide Geſchlechter inbegriffen); 48,600 „männliche“ Mohammedaner in 15,500 Häuſern und 800 „männliche“ Juden in 220 Häuſern; ergänzt man dieſe letzteren Zahlen wie oben, ſo ergibt das für beide Geſchlechter 100,000 Mohammedaner und 1700 Juden. Da hier der weitaus größte Theil der Mohammedaner Osmanli und Jürüken ſind, ergibt das für die einzelnen Volksſtämme folgende Procentverhältniſſe: 44 Proc. Türken, 29 Proc. chriſtliche Slaven, 25 Proc. Griechen, 2 Proc. andere. In Salonichi und deſſen nächſter Umgebung wohnen 28,400 chriſtliche Slaven in 3700 Häuſern; 26,700 chriſtliche Griechen in 3050 Häuſern; 11,595 „männliche“ Mohammedaner in 3250 Häuſern, und 27,900 „männliche“ Juden in 8200 Häuſern; ergänzt man dieſe letzteren Zahlen wie oben, ſo ergibt das 23,500 Mohammedaner und 57,000 Juden. Weſtlich von Salonichi 106,500 chriſtliche Slaven in 14,950 Häuſern; 41,200 chriſtliche Griechen in 6250 Häuſern; 29,200 Zinzaren in 4250 Häuſern (dieſe Ziffern als Geſammtzahl beider Geſchlechter); 22,200 „männliche“ Mohammedaner in 6150 Häuſern; 2600 „männliche“ Albaneſen (Tosken) in 680 Häuſern; 700 „männliche“ Juden in 186 Häuſern (in Kaſtoria) und 350 ſeßhafte „männliche“ Zigeuner in 100 Häuſern; ergänzt man dieſe Zahlen wie oben, ſo ergibt das 46,000 Mohammedaner, 5500 Albaneſen, 1400 Juden und 700 ſeßhafte Zigeuner. In der osmaniſch-türkiſchen Sprachinſel Dſchuma-Kailar wohnen ca. 7000 Mohammedaner, ſo daß der Reſt auf die Slaven und Griechen, zumeiſt wohl auf die letzteren, entfällt.[1]) Das ergibt folgende Procentverhältniſſe der einzelnen Volksſtämme: Türken 3 Proc., Slaven 50 Proc., Griechen 31 Proc., Zinzaren 13 Proc., andere 3 Proc. Die Griechen überwiegen in den Diſtricten von Veria, Velvendos und Grevena; die Slaven dagegen in Lapſiſta, Chrupiſchta und Kaſtoria. Die Ortsnamen der als Controle gewählten Landkarte entſprechen dieſen Daten; neben dem Namen der Stadt Lapſiſta iſt deren ſlaviſche Benennung Naſelica[2]) („Anſiedlung“) verzeichnet und die ganze Gegend weſtlich der Stadt mit demſelben ſlaviſchen Namen benannt. Allerdings iſt in dieſer, ca. 1200 Quadratkilometer umfaſſenden Gebirgsfläche keine einzige Ortſchaft eingezeichnet (vermuthlich vermochte kein Recognoſcent dahin vorzudringen), aber rund herum, ausgenommen den Südrand, ſind die Ortsnamen ſlaviſch; z. B. Zeligoſti (Krautgäſte), Svetadela („heilige Werke“), Kozirut („Ziegenrauſe“), Kamenica („Steinhalde“), Sinica („Sohnestheil“) u. ſ. w.

Alles, was nördlich dieſer gemiſchten Sprachzone liegt, iſt ſlaviſches Beſiedelungsgebiet. So ſpeciell auch die Stadt Niauguſta (Agoſtos), deren ſlaviſcher Name Njegoſch in der mir vorliegenden Karte allerdings nicht verzeichnet iſt; die Ortsnamen und Namen der Bäche rund herum ſind jedoch durchweg ſlaviſch, z. B. Javornica („Ahornhain“), Rupan (das Beiwort „locherig“, zu ergänzen vermuthlich „breg“, d. h. „Berg“), Gor., Dol. (Abkürzung für „gorni“, „dolni“, d. h. „ober“ und „unter“), Sv. (sveti, d. h. heilig), Katranica („Pechpfanne“), Veštica („Hexe“), „Golema“-Bach (der gewaltige Bach) u. ſ. w. Allerdings gibt es auch in dieſem ſlaviſchen Beſiedelungsgebiete Griechen in jeder Stadt bis nach Naſeien hinein. Speciell gehören überall die Aerzte und Apotheker nahezu ausſchließlich dieſem Volksſtamme an, dann zumeiſt auch die localen Bankiers und einige, meiſt wohlhabende Kaufleute, die Beſitzer der beſſeren Einkehrhäuſer u. ſ. w.; ferner überall die höhere Geiſtlichkeit, ſoweit ſie nicht dem Exarchat in Ortakjöj unterſtellt iſt, weil der Konſtantinopeler Patriarch die durch ihn zu vergebenden Stellen bloß an die Griechen, ſeine Volksgenoſſen, verleiht; deßhalb ſind ſchließlich auch in vielen Kloſtern des Landes die griechiſchen Mönche mit einem auffallenden Procentſatze vertreten. Unter der Maſſe der umwohnenden Slaven verſchwinden jedoch die zehn, zwanzig, dreißig, höchſtens fünfzig griechiſchen Familien der einzelnen Städte, dann die einzelnen Mönche und kirchlichen Würdenträger; ſie kommen daher bei den Erwägungen des nationalen Charakters der betreffenden Landſtriche nicht in Betracht.

Um nun auf Grund der vorſtehenden Darlegungen eine concrete Grenzlinie zwiſchen den beiderſeitigen Beſiedelungsgebieten zu ziehen, wird man die gemiſchte Beſiedelungszone nach den localen Majoritäten und nach natürlichen Terrainmarken in einen „vorwiegend“ griechiſchen und ſlaviſchen Theil zu ſcheiden haben. Natürliche Scheidelinien in dieſer Hinſicht ſind die Flußthäler nur bei großen Strömen, ſonſt aber in der Regel nicht; weit beſſer entſpricht es dem Zwecke, wenn man hierin der Kammlinie höherer Gebirge folgt. Demnach wäre dieſe Grenze im öſtlichen Theile Macedoniens der Beſchikſee, von deſſen Weſtrande dann eine den Terrainverhältniſſen entſprechende Linie bis zum Oſtrande der Bai von Salonichi zu ziehen wäre; dadurch fallen ca. 56,000, durch das Jürükengebiet von ihrem Hinterlande abgetrennte Griechen in das mit ſeinem Hinterlande zuſammenhängende ſlaviſche Sprachgebiet, wo ſie local 25 Proc. der Bevölkerung ausmachen, ſpeciell den Slaven aber beiläufig im Verhältniß 5 : 6 gegenüberſtehen. Salonichi ſelbſt und deſſen nächſte Umgebung können nicht zum griechiſchen Beſiedlungsgebiete gerechnet werden; aus dem Grunde nicht, weil die Griechen daſelbſt nur 19¾ Proc. der Bevölkerung bilden und die Stadt bloß mit dem Hinterlande der etwas zahlreicheren Slaven (21 Proc.) direct verbunden iſt. Das zuſammenhängende griechiſche Beſiedelungsgebiet beginnt erſt wieder weſtlich an der Mündung des Biſtritzafluſſes, überſchreitet denſelben bei Veria, reicht über den Kamm des Ridžeplanina bis zum Kamme des Sniénikgebirges[1]) und zum Kamme des Grevenagebirges, dann längs desſelben zum Kamme des Pindos; die weitere Grenze fällt außerhalb Macedoniens. Durch dieſe Grenzlinie fallen ca. 18,900 Griechen in das ſlaviſche (davon die griechiſche Sprachinſel in Kaſtoria — ſlaviſch Koſtur, d. h. „Knochengerippe“ — mit 12,800), dagegen 17,500 Slaven in das griechiſche Beſiedelungsgebiet.

Hinſichtlich jener Nationen, welche kein unmittelbar zuſammenhängendes ſtammverwandtes Hinterland haben und nur auf einzelne größere und kleinere Sprachinſeln beſchränkt ſind, iſt folgendes zu bemerken. Größere türkiſche Sprachinſeln ſind bloß die beiden ſchon genannten; daneben

---

1) Es liegt nämlich die Vermuthung nahe, daß ſich ein großer Theil der im griechiſchen Befreiungskampfe am Beginne unſres Jahrhunderts aus Griechenland vertriebenen griechiſchen Mohammedaner in dieſem Grenzgürtel angeſiedelt habe.

2) „itza“ am Ende des Wortes iſt immer „ítza“ zu leſen. Der Wortton (Accent) fällt in der ſerbiſchen, bulgariſchen und macedoniſchen Mundart in demſelben Worte oft auf andere Silben.

1) Slaviſch, nämlich als „Sniénikgebirge“ („Schneegebirge“), iſt es in der zur vorn erwähnten Abhandlung vom General v. Steeb hergegebenen Karte bezeichnet; in der officiellen Generalkarte ſteht noch der Name „Stliacikongebirge“.

gibt es aber, in ganz Macedonien verstreut, kleinere osmanisch-türkische, tscherkessische u. s. w. Colonien, ohne daß es jedoch möglich wäre, sie nach einer Zahl Jahren von den Dörfern der mohammedanisirten Slaven noch genau zu unterscheiden. Als besondere Merkwürdigkeit wäre eine rein türkische, aber christliche Colonie bei Zihna hervorzuheben; die einzigen christlichen Türken, die es überhaupt gibt (3500 Einwohner in 514 Häusern). Die Sprachinseln der Kutzowlachen sind häufiger und dichter bevölkert im Südwesten des Landes. Innerhalb Macedoniens sind die größten bei Vlahoklissura, Vlaholivadon und Krania; doch sind dieselben immer noch weit kleiner als die im benachbarten toskisch-epirotischen Gebiete (Mecovan, Samarina, Gramosta ꝛc.). Gegen Norden und Osten gibt es kleinere kutzowlachische Sprachinseln bis Veles (Kjöprülü) und Nevrokop. Vereinzelt gibt es Kutzowlachen aber in den meisten Städten; zumeist als Besitzer von Einkehrhäusern, die häufig so bewirthschaftet werden, daß sich die männlichen Mitglieder einer Familie im Betriebe des Geschäftes und im Aufenthalt in der Heimath in gewissen Terminen ablösen. Der an sich gewiß schöne „Zug zum Heimathsdorfe" ist kaum bei irgend einem Volke so entwickelt, wie bei den Zinzaren. Albanesische Sprachinseln kommen am ganzen Ostrande vor; in der Dibra-Ljumagegend greift sogar ein Theil des geschlossenen albanesischen (ghegischen) Sprachgebietes über die macedonische Grenze über.

Hier sei nun schließlich auch noch eine Uebersicht der Gesammtbevölkerung Macedoniens angefügt, denn an dieser Stelle dürfte sie wohl kaum mehr zu irrigen Schlußfolgerungen über den politischen Werth der verschiedenen nationalen Aspirationen verleiten. Zum Vergleiche werden die Daten des Hrn. Verkovič hinsichtlich der bloß in „männlicher" Kopfzahl angegebenen Volksstämme in der oben angegebenen Weise ergänzt und ihnen die Daten des Hrn. Gopčevič gegenübergestellt. Diese letzteren stimmen mit jenen des um acht Jahre früher herausgegebenen Buchs von Kowatscheff so auffallend überein, daß die Vermuthung nahe liegt, sie seien überhaupt nur einmal gesammelt, aber zweimal benützt worden; der Unterschied liegt bloß darin, daß Hr. Gopčevič „Serben" setzt, wo Hr. Kowatscheff „Bulgaren" schrieb.

	Verkovič	Gopčevič
Christliche Slaven . . .	1,060,000	1,162,000
Christliche Griechen[1] . .	220,000	201,000
Christliche Kutzowlachen .	73,000	68,000
Mohammedaner[2] . . .	600,000	494,000
Albanesen[3]	80,000	58,000
Juden	60,000	63,000
Seßhafte Zigeuner . . .	12,000	15,000
Summa	2,105,000	2,061,000

Ueber die Nationalität der Mohammedaner sind statistische Daten nicht erlangbar; deßhalb versucht auch Hr. Verkovič nicht, diese Frage zu lösen, sondern begnügt sich bloß, die großen Nationalgebiete derselben hervorzuheben: das Gebiet der „Pomaken" (mohammedanisirte Bulgaren im Rhodopegebirge), sowie die beiden großen Sprachinseln der Jürücken und der Osmanli; dieselben sind weiter oben erwähnt. Hr. Gopčevič hat sich über die Schwierigkeit der Datenbeschaffung leichter hinweggesetzt und die Mohammedaner national sortirt, ohne jedoch anzugeben, von wo und wie er diese Daten erlangt habe. Wenn man liest, daß er auch 4800 „mohammedanische Juden" und 5000 „mohammedanische Zinzaren" aufzählt, wird man seine ganze nationale Scheidung der Mohammedaner überhaupt nur als einen Scherz auffassen, denn es ist schwer begreiflich, warum die Glieder so kleiner, unter anderen Völkern verstreut lebender Völkerstämme noch zähe an ihrer Nationalität festhalten sollten, sobald sie einmal aus ihrer nationalen Glaubensgenossenschaft ausgetreten sind. Dagegen gäbe es nach Gopčevič gar keine griechischen Mohammedaner, wie es denn überhaupt seine Sucht ist, den Slaven gegenüber die Ziffern der anderen Völkern möglichst zu verkleinern; gerade aus Griechenland sind aber während der Befreiungskämpfe im Beginn des Jahrhunderts viele Mohammedaner geflohen und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie eine neue Heimath in der Grenzzone gegen Griechenland gefunden haben. Man wird demnach hier den größten Theil der Mohammedaner ebenso den Griechen zuzuzählen haben, wie im slavischen Besiedlungsgebiet den Slaven. Im allgemeinen wird man wohl annehmen dürfen, daß fremdsprachige Mohammedaner nur in den beiden großen türkischen Sprachinseln leben; anderwärts sind sie entweder ohnehin bloß mohammedanisirte Glieder des umwohnenden christlichen Volkes oder haben wenigstens dessen Sprache erlernt.

[1] Davon 96,000 im geschlossenen Sprachgebiete (Chassidike und im Südwesten am Bistritzaflusse); 116,000 in der gemischten griechisch-slavischen Grenzzone und 8000 in den einzelnen Städten des slavischen Besiedlungsgebietes.

[2] Verkovič gibt deren „männliche" Kopfzahl mit 271,000 an, rechnet aber die ortsfremden höheren Staatsbeamten und das Militär nicht. Letzteres wurde hier auch in der approximativen Ergänzungszahl nicht berücksichtigt.

[3] In Macedonien sind die Albanesen („männliche" Kopfzahl 39,500) durchweg Mohammedaner. In Albanien selbst gibt es jedoch auch christliche Albanesen, von denen einzelne Stämme sogar seitens der Pforte besondere kriegerische Ehrenrechte genießen. Beispielsweise die katholischen Miriditen (ca. 30,000 Seelen) und die überwiegend (95 Proc.) katholischen Hotti. Beide leisten dem Padischah Kriegsdienste, jedoch nur im Verbande der heimathlichen Stammesorganisation („Barjaks"); und es müssen ihnen beim Zusammenwirken mit anderen Stämmen oder mit regulären Truppen besondere Ehrenplätze reservirt werden, nämlich den Miriditen der rechte, den Hotti der linke Flügel; sie bekommen die doppelte Verpflegungsration und zwei Piaster täglichen Sold pro Mann.

Julius Grosse's Selbstbiographie.[1]

Die Zahl der Autobiographien unsrer deutschen Dichter ist ohnlängst um eine neue bereichert worden. Dr. Julius Waldemar Grosse, der bekannte und beliebte Lyriker, Epiker, Novellist, Dramatiker, Kunst- und Theaterkritiker, hat unter dem Scribe'schen Titel „Ursachen und Wirkungen" Lebenserinnerungen veröffentlicht, welche den Zeitraum von seiner frühesten Jugend an bis zu seiner Uebersiedelung nach Weimar als Secretär der Schillerstiftung im Jahre 1870 in fesselnder Weise erzählen. In dem 440 eng gedruckte Großoctavseiten umfassenden Buche schildert Grosse eingehend seinen Entwicklungsgang und geistigen Werdeproceß. Dieser war ein sehr abwechslungsreicher, wie er nur selten gefunden wird. Doch gerade dieser Umstand kam seinem schließlichen Beruf als Dichter und Kritiker sehr zustatten.

Am 25. April 1828 in Erfurt als Sohn eines protestantischen Geistlichen geboren, sollte er auf Wunsch des Vaters gleichfalls Theologie studiren. Allein wie Mephisto dachte er wohl:

„Was diese Wissenschaft betrifft,
Es ist so schwer, den falschen Weg zu meiden."

Eine hierauf bezügliche komische Episode aus seiner allerersten Kindheit berichtet der Verfasser auf Seite 2: „Einen Tag weiß ich noch, es muß im Sommer 1831 gewesen sein, die Glocken klangen zur Kirmeßfeier, die Predigt selbst hielt, wie es an solchen Tagen üblich, ein fremder Amtsbruder. Mich hatte der Vater auf die zweite Empore mit hinaufgenommen. Dort saß ich und starrte hinunter in die dichte Menge der überfüllten Kirche, und meine Augen hafteten an der tiefen, offenen Pforte, denn draußen fluthete goldener Sonnenschein und die Blumen auf den

[1] Ursachen und Wirkungen. Lebenserinnerungen von Julius Waldemar Grosse. Braunschweig, George Westermann 1896.

Gräbern leuchteten. Da auf einmal erschien im Rahmen der offenen Thür unsre gute Christel mit meinem kleinen, noch nicht zweijährigen Bruder Bernhard. — „Bernhardchen," rief ich schallend durch die lauschende Stille, „hier sind wir, komm herauf!" Da unterbrach der Pastor auf der Kanzel seine kaum begonnene Predigt: „Ehe ich weiter fortfahre, entferne man die störenden Kinder!" Und also geschah es. So ward ich in frühester Jugend zum Tempel hinausgebracht, ein symbolischer Vorgang, daß mein Geschick mich unzweifelhaft wohl nicht zum Theologen bestimmt ansah, trotz aller geistlichen Vorfahren und trotz aller Darwin'schen Vererbungstheorie."

Lange unentschlossen schwankend, entschied er sich zuletzt für die Feldmessercarriere. Nach besonderem Staatsexamen und einer kurzen praktischen Thätigkeit in seinem Berufe ward er jedoch bald auch in diesem Fache „des trockenen Tones satt". Er sattelte um und bezog nunmehr die Münchener Akademie, um sich der Malerei zu widmen, für die er schon frühzeitig entschiedenes Talent und große Liebhaberei gezeigt und die er bereits als Dilettant vielversprechend betrieben hatte. Doch auch auf diesem Gebiete fand er nicht die ersehnte volle innere Befriedigung. Ein unwiderstehlicher Drang trieb ihn zum Studium, und nachdem er, um mit Polonius zu reden, seinem Vater „die zögernde Erlaubniß durch beharrlich Bitten abgedrungen" und das zum Beziehen der Universität nothwendige Abiturientenexamen nachgeholt hatte, widmete er sich der Jurisprudenz. Aber neben seinen Fachcollegien hörte er mit Vorliebe auch Vorlesungen über Geschichte, Kunstgeschichte und Philosophie. Und so kam es, daß er zuletzt auch das Corpus juris und die Pandecten über Bord warf und sich mit Leib und Seele der Schriftstellerei ergab. Auf diese Weise hat er scheinbar manche Jahre vergeudet, die ihn früher ans Ziel hätten führen können — und doch waren diese „Lehr- und Wanderjahre" keine verlorenen für ihn, denn sie bereicherten nicht nur sein universelles Wissen, sondern sie boten ihm auch vielfach Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen und Charakterstudien zu machen, die er in seinen späteren Werken verwerthen konnte.

Ungemein sympathisch berührt beim Lesen des Grosse'schen Buchs die fast übergroße Bescheidenheit des Verfassers, doppelt wohlthuend im schroffen Gegensatze zu den vor mehreren Jahren erschienenen Lebenserinnerungen des Dichters und Breslauer Universitätsprofessors Dr. Felix Dahn, der zwar fortwährend von seiner großen Bescheidenheit spricht, aber durch sein über Gebühr ausgeprägtes Selbstgefühl sich selber Lügen straft. Von zahlreichen Stellen, die einen Beleg für Grosse's Bescheidenheit bieten, sei hier nur eine angeführt (S. 306):

„Bei meinem letzten Aufenthalte in Leipzig machte ich auch aus irgend einem Anlaß Ernst Keil meinen ersten Besuch; der berühmte Chef der Gartenlaube trat mir als Landsmann aus Thüringen mit ganz besonderer Herzenswärme entgegen. „Sie kommen wie gerufen," sagte der Liebenswürdige, „ich kann Ihnen gleich im Moment eine kleine Ueberraschung machen. Da lesen Sie — es ist eine Fahne für die nächste Nummer der Gartenlaube." Es war der Bürstenabzug einer Besprechung des eben erschienenen letzten Musenalmanachs von Chr. Schad — eigentlich nur eine Würdigung eines einzigen Beitrags, nämlich meines Mädchens von Capri. Der Verfasser, der mir völlig unbekannte greise Ludwig Storch, entfaltete dabei eine solche Fülle von Posaunentönen begeisterten Lobes, daß mir fast bange wurde, solche Uebertreibung werde und müsse unvermeidlich den Widerspruch provociren. Ich erbat mir von Keil die gern gewährte Erlaubniß, sofort auf dem Correcturstreifen einige Abschwächungen und Einschränkungen, besonders des die vorzügliche Form betreffenden Lobes, anzubringen. Mit diesen Abänderungen ist der Artikel auch bald darauf erschienen." Aber — o Ironie des Schicksals — diese übergroße Bescheidenheit des Dichters rächte sich schwer, wie die Fortsetzung dieser Stelle beweist: „Niemals in meinem Leben habe ich unzeitige Selbstverleugnung bitterer zu bereuen gehabt als diesmal. Gerade jene selbstmörderischen Restrictionen und Einschränkungen sind später in alle Literaturgeschichten übergegangen, wo sie heute noch als Blüthen kritischer Weisheit prangen und, zu Dogmen erhärtet, dann auch auf spätere Werke übertragen und wiederholt worden sind."

Wie neidlos Grosse sich der Dichtergröße anderer freut und wie er deren Werke selbst auf Kosten seiner eigenen Geisteskindlein aufrichtig belobt, erhellt beispielsweise aus Seite 349: „Das Phantasiestück einer zwölfmaligen Palingenesis, als Traum eines Haschischessers, kam noch im Sommer 1864 im Morgenblatt zum Abdruck.... Graf Schack hat später den Grundgedanken der Palingenesis in verschiedenen Zeitaltern aufgegriffen und in seinen Nächten des Orients insofern viel glücklicher ausgeführt, als er für die verschiedenen Existenzen gewisse Höhenpunkte der Culturgeschichte wählte."

Grosse's poetischer Schaffensdrang regte sich schon sehr frühzeitig. Anfangs wandte er sich ausschließlich dem Theater zu. Einer seiner ersten dramatischen Entwürfe war ein „Julian", derselbe Stoff, den Ibsen in seinem „Kaiser und Galiläer" behandelt hat. Erst später (s. S. 69) entdeckte er sein lyrisches Talent. Seine Thätigkeit als Kunst- und Theaterkritiker gehört hauptsächlich der Periode an, als er langjähriger Redacteur des trefflichen „Morgenblattes" war und sodann der von ihm gegründeten und in Gemeinschaft mit dem verstorbenen Dr. Franz Grandaur redigirten gediegenen Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst, der „Propyläen", die leider nur ein kurzes Dasein fristeten (vgl. S. 426).

In der Art und Weise, wie Grosse sein Thema behandelt, in der lebendigen Charakteristik der vielen Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung kam, in der Anschaulichkeit und farbenreichen Schilderung der Landschafts- und Städtebilder gemahnt er an Goethe's „Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung", in der strengen, ungeschminkten Offenheit seiner Bekenntnisse an J. J. Rousseau's „confessions". Milde im Urtheil und völlige Objectivität sind die ihn leitenden Faetoren. Wenn er ausnahmsweise ein Verdammungsverdict ausspricht, so ist dies nur ein Act der Nothwehr, so beispielsweise, wenn er auf Seite 409 den Dichter des Dramas „Mazarin", Dr. Julius Werther, als Plagiator entlarvt und an den Pranger stellt. Aber in dergleichen Fällen hat Boileau's Sentenz vollste Berechtigung:

J'appelle un chat un chat et Rollet un fripon.

An dieser Stelle des Buchs lüftet Grosse auch den Schleier über eine Frage, die mir bis dahin niemand beantworten konnte: woher kam die Vorliebe König Ludwigs II. für die französischen Könige Ludwig XIV. und Ludwig XV.? Die Grosse'sche Hypothese mag manchem problematisch erscheinen — auch mir. Jedenfalls aber ist es von Interesse, was der Verfasser über diesen Gegenstand sagt: „Im Monat October 1867 begann in Hallbergers „Ueber Land und Meer" der Abdruck von Maria Mancini, deren Composition schon im Frühjahr stofflich erledigt gewesen. Ein seltsames, unberechenbares Zusammentreffen von Umständen schien hierbei obzuwalten: die inzwischen erfolgte Auflösung der Verlobung des Königs mit der Herzogin Maria.[1]) Die wahren

[1]) Dies ist ein Lapsus, wohl nur ein Druckfehler: die Braut war Sophie Charlotte, eine Tochter des Herzogs Max in Bayern, geb. am 22. Februar 1847 und vermählt am 28. September 1868 mit Ferdinand, Herzog von Alençon.

Gründe dieser Vereitelung jener vom ganzen Volk mit Begeisterung begrüßten Verbindung sind niemals bekannt geworden. Durch den Umstand nun, daß im Roman die Verlobung König Ludwigs XIV. mit der schönen und geistreichen Maria Mancini hintertrieben wird und ebenfalls mit Auflösung endet, gewann meine Arbeit urplötzlich eine verblüffende Actualität. Das Bildniß Maria Mancini's nach dem historischen Portrait von Miguard im Berliner Museum erschien in den Kunsthandlungen, eine illustrirte Zeitung in Florenz brachte sofort die Uebersetzung meines Romans. Der König selbst ließ sich alle vorhandenen Quellen kommen, um die historische Wahrheit jener Darstellung zu prüfen. Infolge dieser Studien aber entwickelte sich jene unselige Begeisterung für den Roi soleil, der seitdem König Ludwigs Götze und Lebensideal wurde, dem er alles opferte, bis der Abgrund des Wahns ihn verschlang. Selten oder nie hat eine historische Novelle ohne Wollen des Verfassers so verhängnißvolle Wirkung geübt. Mein ursprüngliches Drama ist im ersten Concept liegen geblieben, wohl aber fand sich ein unverfrorener Dramatiker J. W., der aus meinem Roman sofort Scene für Scene herausschrieb und einen neuen unmöglichen Schluß dazu componirte. In Werthers „Mazarin" wird die Ehe Ludwigs und Maria's nur deßhalb unmöglich, weil Maria die Schwester des Königs ist, infolge der heimlichen Vermählung des Cardinals mit Anna von Oesterreich. Da das Sensationsstück, dessen Abkunft von meinem Roman sofort von der Kritik, z. B. der Augsburger Allgemeinen Zeitung, constatirt worden ist, auf mehreren Bühnen Aufnahme fand, wurde meine Arbeit überflüssig." Als Augenzeuge jener Premiere kann ich die Richtigkeit dieses Factums gleichfalls vollständig bestätigen.

Seinen Standpunkt bei Abfassung seiner Lebenserinnerungen präcisirt Grosse S. 143, wie folgt: „Ich weiß, manche, die ihre Lebenserinnerungen erzählen, halten es vielleicht für ihre Pflicht, aus Discretion oder aus Bescheidenheit nicht alles zu sagen und schweigend über das hinwegzugehen, was sie den profanen Augen der Gleichgültigen oder Spötter nicht preisgeben möchten. Mein Prinzip ist in erster Linie die Wahrheit. Welchen Werth sollte eine Autobiographie haben, wenn sie das Vertuschen, Schönfärben oder ängstliches Selbstverleugnen zuließe? Wenn das Lächerliche tödtet, wie man sagt, ist das andere Wort ebenso wahr: nihil humani a me alienum puto, und der darf es am ehesten wagen, der sich, wenn nicht des Leichtsinns, doch des sittlichen Verschuldens frei weiß, und was die Discretion betrifft, glaube ich mich am wenigsten von ihr gebunden, wo die unverfälschte Wahrheit von selbst der Dichtung am nächsten kommt."

Eine nicht unbedeutende Rolle in dem Buche spielt die Mystik. Gleich so manchen seiner Collegen (Zacharias Werner, Justinus Kerner u. a.) ist auch Grosse in deren Bann. „Ich gehöre nicht zu den Abergläubischen," schreibt er Seite 88, „wohl aber zu denen, welche behaupten, daß die Wissenschaft von der Seele und ihren Functionen überhaupt noch nicht existire. Jeder Beweis, daß die Seele ihr eigenes Leben führe, unabhängig von Raum und Zeit, jede Schlußfolgerung auf Grund solcher Thatsachen, nicht auf Grund von Hypothesen, ist mir von höchstem Werth, und nur deßhalb registrire ich solche Erfahrungen." Und auf Seite 175 äußert sich Grosse über diesen Gegenstand, wie folgt: „Seit Jahrtausenden haben sich Philosophen bemüht, den Schleier der letzten Dinge zu lüften, aber eine Seelenkunde auf Grund gesammelter Thatsachen zu schaffen, die sich der Beobachtung doch ebenso boten, wie sich den Astronomen aller Völker die Beobachtung der Gestirne bot, ist bis heute eine unerledigte Aufgabe geblieben." Diese Auffassung ist es auch, die den Titel des Buchs motivirt.

Hoch interessant sind die ausführlichen Mittheilungen über die literarischen Strömungen in den fünfziger und sechziger Jahren. Die Hauptvertreter der aus Dichtern und Gelehrten zusammengesetzten Tafelrunde weiland König Max' II. sehen wir gewissermaßen plastisch vor unserm geistigen Auge auferstehen. Namentlich der seinerzeit berühmten Poetenvereinigung „Das Krokodil", zu dessen Mitbegründern Grosse gehörte, widmet er eine eingehende Würdigung. Den Grundpfeilern dieses ästhetischen Areopags: Geibel, Bodenstedt, Heyse u. a. wird verdientes Lob gezollt. Seine Glanzzeit erreichte das Krokodil von kurz nach seiner Entstehung an bis gegen Anfang der siebziger Jahre. Seitdem begann es allmählich dahinzusiechen. Nur einmal noch flackerte sein erlöschendes Licht wieder auf, als Henrik Ibsen und die durch diesen angelockte, damals ziemlich zahlreiche Colonie skandinavischer Dichter, wie Kjelland, Jäger u. a., in dem Verein liebevolle gastliche Aufnahme fanden. Nach deren Rückkehr in die nordische Heimath schrumpfte der einst so blühende Dichterbund immer mehr und mehr zusammen, bis er endlich, gegen Ende der siebziger Jahre, an Altersschwäche eines sanften Todes verblich. Friede seiner Asche! Noch ehe Grosse die persönliche Bekanntschaft Heyse's, dessen er in seinem Buche wiederholt in Freundschaft und Verehrung gedenkt, gemacht hatte, sah er diesen, in den Weihnachtstagen 1849, bei Otto Roquette zum erstenmal im Conterfei. Wie auf Kalaf der Anblick von Turandols Bildniß, wirkte das Portrait des damals auftauchenden jungen Dichters auf den schwärmerischen, von gleichen Gefühlen Beseelten. Auf Seite 105 schildert Grosse jenen mächtigen Eindruck: „In seinem (Roquette's) lauschigen Poetenzimmer hingen allerlei Freundesbildnisse in Steindruck, darunter auch das eines jungen Apollino mit der Unterschrift Paul Heyse, der bald darauf mit seinem anonym erschienenen Jungbrunnen hervortrat. Auch das Thal von Espingo war damals schon bekannt und bald folgte die Francesca von Rimini. Roquette bezeichnete den kaum Zwanzigjährigen als den fascinirendsten Menschen, den er je kennen gelernt, literarisch zugleich als Morgenstern der Zukunft."

Eingehend bespricht Grosse den Aufenthalt Richard Wagners in München und die sich daran knüpfenden Vorgänge. Die Gemeinde der blind fanatischen Wagnerianer wird wenig erbaut sein über die Enthüllungen so mancher wenig oder gar nicht bekannter hierauf bezüglicher Thatsachen. So volle Gerechtigkeit Grosse dem eminenten Dichtercomponisten als solchem widerfahren läßt, so unnachsichtig deckt er die moralischen Fehler und Gebresten des Meisters von Bayreuth auf. Dieser Freimuth gereicht dem Verfasser zu nicht geringer Ehre.

Mit großer Lebendigkeit sind Grosse's Reiseeindrücke geschildert, besonders diejenigen von Italien und dem modernen Rom. Nicht das gleiche läßt sich von seinen Berichten über Paris rühmen. Hier findet sich, neben vielem Treffenden, auch manches Unrichtige. Dies hat wohl eine doppelte Ursache: erstens war, wie Grosse selber zugibt, sein Aufenthalt in der Seinestadt ein viel zu kurzer, um Paris und die Pariser auch nur oberflächlich kennen zu lernen; und zweitens mag wohl die nationale Gesinnung des Autors, gegenüber unserm überrheinischen Nachbarn, dem „Erbfeinde Deutschlands", unwillkürlich und dem Verfasser selber unbewußt, die Schuld tragen an gewissen Ungerechtigkeiten in seinem Urtheil.

Auch dramaturgische Winke, die Früchte seiner langjährigen Erfahrungen als Theaterkritiker und Dramatiker finden sich gelegentlich eingestreut. Hiervon nur wenige Proben. Betreffs seines von der Preisconcurrenz zur Aufführung am hiesigen Hoftheater empfohlenen Trauerspiels „Die Yuglinger" heißt es (S. 315): „Wie groß waren die

Hoffnungen der Gönner und Freunde gewesen, die eine neue Werdezeit von dieser Tragödie erwarteten, in welcher nach Ausdruck eines Kritikers der Süddeutschen Presse der Autor bestrebt gewesen, die Lösung des Weltgeheimnisses zu verkörpern! Was der Spötter damit meinte, war nichts anderes, als dieselbe großartige Poesie der Edda und ihrer Sagenwelt, welche nachher, als ihr Richard Wagner die gewaltige Tonsprache verliehen, zur siegreichen Beherrscherin der Bühne geworden ist. Damals aber war das Mysterium der nordischen Apokalypse dem Publicum durchaus fremd, ebenso der Stoff des Stücks als Schicksalstragödie, wenn auch mehr im antiken Sinne als in dem der überwundenen Romantiker." Anknüpfend an das berühmte Oberammergauer Passionsspiel, entwickelt Große auf Seite 316 seine Ansichten über „die Zukunft der deutschen Volksbühne": „Es wird und muß die Zeit kommen, wo Volk und Bürger in jeder Stadt ihre eigenen Historien spielen unter freiem Himmel. Dort aus der Fülle frei gewachsener, ursprünglicher Volkspoesie wird das deutsche Nationaldrama der Zukunft geboren werden, nicht aber durch ausgeschriebene Concurrenzen höfischer Kunstpoesie. Dies Phantasiebild schien im Jahre 1860 noch verfrüht, seitdem aber tauchte die Verwirklichung desselben in wachsendem Maße auf, in Worms und Wittenberg, Ruhla und Rothenburg, Fuhrt, Brixlegg, Kiefersfeld, Meran und Jena sind glückliche Anläufe gemacht worden, und Herrigs und O. Devrients Erfolge werden weitere Nachfolger finden." Ich denke anders hierüber: meiner unmaßgeblichen Meinung nach sind derartige Volksschauspiele der wahren Kunst weit eher hinderlich als förderlich. Sie züchten künstlerisches Proletariat und den Dilettantismus. Fast jeder, der bei einer solchen Gelegenheit „mitgemimt" hat, hält sich dann für einen großen Künstler und seine ganze Sippe von „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" theilt diese Ansicht. Er bemäkelt und bekritelt fortan alles, statt sich unbefangen und empfänglichen Gemüths dem Kunstgenusse hinzugeben.

1865 ward Grosse die „zwar ehrenvolle, aber zeitraubende Aufgabe" bei der vom Gärtnerplatztheater ausgeschriebenen Concurrenz für Drama, Lustspiel und Posse als Preisrichter zu fungiren (S. 358), und er kam hierbei zu dem Schlußresultat: „Nicht auf das relativ beste Stück vereinigen sich die Stimmen. Es ist nahezu der reine Zufall, der entscheidet. Irgend ein actuelles Tagesinteresse, irgend eine Vorliebe eines oder mehrerer Preisrichter für gewisse Stoffe und Gestalten — dergleichen gibt den Ausschlag." Wenn es vielleicht auch nicht ganz so schlimm um die Sache steht, jedenfalls ist viel Wahres in dem Gesagten. Auf Seite 426 theilt Grosse einen sonderbaren Vorschlag Brachvogels mit, welchen der Dichter des „Narciß" in seinem Antwortschreiben an die hiesige Hoftheaterintendanz (betreffend deren Aufforderung an die deutschen Dramatiker, ihre Stücke der Hofbühne zur überhaupt ersten Aufführung einzureichen) gemacht hat, wohl hauptsächlich pro domo: „Seine (Brachvogels) Forderungen gipfeln in dem berechtigten Anspruch, alle Dramen von Autoren, die sich bereits bewährt, unbedingt zur Aufführung anzunehmen." Wohin die Realisirung dieser abnormen Idee führen würde, ist nicht abzusehen. Der Himmel bewahre die Bühne davor in Gnaden!

Auch an pikanten Anekdoten gebricht es dem Buche nicht. Von vielen hier nur eine aus Gutzkows Leben (S. 439): „Der Dichter des Uriel Acosta war es gewohnt, sich nach dem Theater in später Stunde copiose und schwerverdauliche culinarische Genüsse zu gönnen. Natürlich schlief er dann meist sehr schlecht. Um so erfreulichere Erfahrungen machte er dann auf ländlichen Ausflügen, wo er in Ermangelung der städtischen Speisekarte sich mit einfacherer Kost begnügen mußte und dann vortrefflich schlief. Am anderen Morgen hieß es dann: ‚Was kostet dies Bett, Herr Wirth? Endlich einmal ein vernünftiges Bett, ein unbezahlbares Bett, so gut habe ich noch nie geschlafen. Von heute an ist es mein. Packen Sie es ein und schicken Sie es nach Weimar!' Das Bett kam an und that eine Weile seinen Dienst, bis die alten Gewohnheiten wieder auch die alten Folgen hatten. ‚Ei was, dies verwünschte Bauernbett taugt auch nichts. Fort damit, hinauf auf den Boden!' Wieder machte dann Gutzkow einen Ausflug, und abermals fand er ein unvergleichliches Bett, das abermals angekauft und nach Weimar geschafft wurde, natürlich mit demselben schließlichen Erfolg. Auf diese Weise war im Laufe der Zeit ein ganzes Magazin von zahllosen Bauernbetten zusammengekommen, die endlich alle Räume des Speichers füllten. Jene Betthistorie ist keine leere Anekdote, denn Regierungsrath Müller war Besitzer des Hauses (Marienstraße Nr. 2), wo Gutzkow die Beletage bewohnte. So konnte er wohl darum wissen."

Und das „Ewig-Weibliche"!? werden die Leser fragen. Ist ein echtes Poetendasein denkbar ohne ein reiches Liebesleben mit seinen Freuden und Leiden, seinem „Hangen und Bangen in schwebender Pein"? Gewiß nicht. Auch Grosse hat dem Gott Amor seinen Tribut entrichtet. Am geeigneten Orte sind Liebesidylle als Episoden in die Geschichte seines rastlosen Ringens und Schaffens, gleich Arabesken, eingewoben. Der Verfasser weiht uns ein in die süßen Geheimnisse seiner poesieverklärten Schwärmerei für eine von ihm „Psyche" benannte Jugendflamme, in seine romanhafte Brautwerbung und sein Eheglück, und so läßt denn auch nach dieser Richtung hin das Buch nichts zu wünschen übrig.

August Fresenius.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Neben den Briefen Kaiser Wilhelms I. an seine Gemahlin aus dem Kriege von 1870/71, die Kaiser Wilhelm II. aus dem Hausarchiv für die Festschrift Onckens beigesteuert, bilden eine Zierde der letzteren auch einige Proben von Briefen, die Prinz Wilhelm einst aus den Freiheitskriegen an seinen jüngeren Bruder Karl gerichtet hat. Hr. Alexander Meyer Cohn hat nun die ganze, in seinem Besitz befindliche Sammlung von 13 Briefen aus den Jahren 1811—1815 in 200 Exemplaren in Druck gegeben und sich durch die sorgfältige Ausgabe dieser ungemein frischen, in jeder Zeile charakteristischen Aeußerungen von persönlicher Bedeutung ein echt historisches Verdienst erworben.

* Die kgl. Armeein in Madrid, diese herrliche, vielleicht einzig in der Welt dastehende Sammlung von Waffen und Rüstungen, wird nach der „Köln. Ztg." um ein neues historisches Schaustück, nämlich das Zelt Franz' I., das in der Schlacht von Pavia den Spaniern in die Hände fiel, bereichert werden. Von außen von starkem Segeltuch, ist es im Innern im persischen Stil gehalten, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß das Zelt thatsächlich orientalischen Ursprungs ist; im 16. Jahrhundert war diese „sarazenische Stil" eben Mode. Das Zelt wurde seinerzeit von seinen Besitzern, den Marqueses dal Vasto und de Pescara, dem König Alfons XII. zum Geschenk gemacht, der es wegen seines schlechten Zustandes in der Gobelinfabrik zu restauriren befahl. Andere dringende Arbeiten verhinderten damals die Ausführung des Auftrags. Der Degen Franz' I. ist bekanntlich von Napoleon im Anfang des Jahrhunderts nach Frankreich zurückgeschafft worden; die spanische Presse gibt daher der Hoffnung Ausdruck, daß dieses Zelt als ehrenvolles Zeugniß heimathlichen Waffenruhms vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt bleiben möge.

λ **München.** Kgl. Akademie der Wissenschaften. — Märzsitzungen. I. In der philosophisch-philologischen Classe sprach der Vorsitzende dem ordentlichen Mitglied Professor Dr. Ebers zu seinem am 1. März gefeierten 60. Geburtstag nachträglich die Glückwünsche der Classe aus. Prof. Ebers gab hierauf neben dem Dank für diese Ehrung seiner Freude darüber Ausdruck, daß ihm der Eintritt in unsre Akademie wieder Gelegenheit verschafft habe, mit gleich strebenden Männern in Gedankenaustausch über wissenschaftliche Fragen zu treten. — Die Classe beschloß sodann, auch im laufenden Jahre wieder zu Neumbachees

byzantinischer Zeitschrift den bisherigen Zuschuß zu leisten. — Prof. Dr. Furtwängler machte Mittheilungen, erstens „über das Monument von Adamklissi", zweitens „über die Athena Lemnia des Phidias"; beide Aufsätze sollen mir je einer Tafel in den Sitzungsberichten erscheinen. Prof. Dr. Lipps berichtete einiges aus seinem soeben erschienenen Buch über „das Problem der schönen Raumform und die geometrisch-optischen Täuschungen; — Untersuchungen zur Psychologie und Aesthetik des Raums und der räumlichen Kunst", und trug sodann eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung vor über „Psychologie der Suggestion". — II. In der mathematisch-physikalischen Classe theilte Generalmajor a. D. Dr. Karl v. Orff Bemerkungen mit „über die Beziehungen zwischen Schweremessungen und geologischen Untersuchungen, nebst einem Bericht über die in Bayern begonnenen Pendelbestimmungen", welche in den Sitzungsberichten veröffentlicht werden sollen. — Prof. Dr. v. Lommel legte zwei gleichfalls für die Sitzungsberichte bestimmte Arbeiten des Privatdocenten an der Universität München, Hrn. Dr. Arthur Korn, vor: „1. über Molecular-Functionen. 2. ein Modell zur hydrodynamischen Theorie der Gravitation". Prof. Dr. Hertwig überreichte und besprach eine Abhandlung des Hrn. Dr. Franz Werner, Assistenten am zoologischen Museum in Wien, „über einige neue oder seltene Reptilien und Frösche der zoologischen Sammlung des Staats in München". Auch diese Abhandlung wird in den Sitzungsberichten erscheinen. — Prof. Dr. Lindemann verlas einen Brief des auswärtigen Mitgliedes der Classe, des angesehenen Mathematikers Charles Hermite in Paris, worin derselbe mit seinem Dank für das ihm übersandte, von der Classe herausgegebene Werk Ludwig Otto Hesse's sich in höchst anerkennender Weise über Hesse's Verdienste um die Wissenschaft äußert. — Auf Anregung des o. Mitgliedes Prof. Dr. Hertwig u. Geh.-Rath Dr. v. Kupffer ermächtigte die Classe ihren Vorsitzenden, dem Gründer und Vorstand der zoologischen Station zu Neapel, Prof. Dr. A. Dohrn, zu der im April d. J. stattfindenden Feier des 25jährigen Bestands dieses Instituts die Glückwünsche der Vertreter der biologischen Wissenschaften in unserer Classe zu übermitteln. — III. Die historische Classe beschloß auf Antrag von Prof. Dr. Riezler und nach Einsichtnahme des vom Conservatorium des kgl. Münzcabinets herausgegebenen ersten Halbbandes der „Medaillen und Münzen des Gesammthauses Wittelsbach" auch für den zweiten Halbband eine Unterstützung im Betrag von 1500 M. zu bewilligen. — Sodann genehmigte sie mit kleinen Zusätzen einen von Prof. Dr. Lossen vorgelegten Vertrag mit Hrn. Dr. Karl Brandi, Privatdocenten in Göttingen, über die Fortsetzung und Vollendung der von dem verstorbenen Mitglied der Classe Prof. Dr. v. Druffel begonnenen Monumenta Tridentina. — Das Präsidium der Akademie wurde gebeten, aus Mitteln der Akademie zu einer von dem 1. Director des Germanischen Museums, Gustav v. Bezold, im Interesse der Vollendung des Werkes „Ueber die kirchliche Baukunst des Abendlandes" gemeinsam mit Prof. Dr. Dehio zu unternehmenden Reise nach Spanien einen Kostenzuschuß zu bewilligen. — Dr. Ludwig Traube hielt einen für die Abhandlungen in Quart bestimmten Vortrag über die „Textgeschichte der Regula S. Benedicti".

* **Freiburg i. B.** Dr. Alfred Dove, Herausgeber der Beilage zur Allg. Ztg., hat einen Ruf als Professor der neueren Geschichte an die hiesige Universität erhalten, dem er zum Herbst d. Js. folgen wird.

* **Berlin.** Geh. Roth Prof. Dr. Paul Hinschius beging am 27. o. M. sein 25jähriges Jubiläum als Berliner Ordinarius für Kirchenrecht. Geboren 1835 als Sohn eines Berliner Rechtsanwalts ward er schon mit 19 Jahren Doctor der Rechte, trat dann in den praktischen Justizdienst und habilitirte sich 1859 als Privatdocent. Nachdem er als außerordentlicher Professor in Halle und Berlin gelehrt, wurde er 1868 als Ordinarius nach Kiel berufen, kehrte aber 1872 hieher zurück. Hinschius hatte damals zu den Beschlüssen des vaticanischen Concils scharfe Stellung genommen und wurde, wie die „Nat. Ztg." hervorhebt, in der Aera der Maigesetze der wissenschaftliche Beirath des Cultusministers Dr. Falk. Lange zuvor hatte er ein bahnbrechendes Werk über die pseudoisidorischen Decretalen herausgegeben, dessen Vorarbeiten einen zweijährigen Aufenthalt in Italien und Spanien erforderten. Sowohl dies, wie seine späteren kirchenrechtlichen Schriften kamen auf den päpstlichen Index. Hinschius pflegt daher scherzend die Höher vor seinen „dem Seelenheil gefährlichen" Schriften zu warnen. Sein späteres Hauptwerk ist das „Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten in Deutschland". Aber auch in Bezug auf das Civilrecht gilt Hinschius als Autorität. Bei der Melanchthonfeier wurde er zum Ehrendoctor der Theologie ernannt. Hinschius vertritt die Universität Berlin im Herrenhaus. — Dem Privatdocenten für pathologische Anatomie Dr. David Hansemann wurde das Prädicat „Professor" beigelegt.

* **Greifswald.** Dr. Drexler, bisher Hülfsbibliothekar zu Halle a. S., ist zum Bibliothekar an der hiesigen Universitätsbibliothek ernannt worden.

* **Amsterdam.** Dr. R. Sissingh, Docent am Delfter Polytechnikum, folgt einem Ruf als Extraordinarius der Physik an die hiesige Universität.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

L. Keller: Die Anfänge der Reformation u. die Ketzerschulen. Untersuchungen zur Geschichte der Waldenser beim Beginn der Reformation. (Vorträge u. Aufsätze der Comenius-Gesellschaft. 4. Jahrg. 1. u. 2. St.) Berlin, R. Gaertner 1897. — Rud. Steck: Die Pisatordibel und ihre Einführung in Bern i. J. 1684. Rectoratsrede. Bern, K. J. Wyß 1897. — Armin Stein: Philipp Melanchthon. Lebensbild. Berlin, Buchhdlg. der Berliner Stadtmission. — Der Mensch in gesunden u. kranken Tagen. Lehrbuch des menschl. Körperbaues und ärztlicher Rathgeber für alle Krankheitsfälle, unter Berücksichtigung der erfolgreichsten Naturheilverfahren. Unter Mitwirkung hervorragender Specialisten hrsgb. von Dr. F. König. Mit zahlr. Illustrationen. 3. Aufl. 1. bis 3. Heft. Leipzig, Ernst Wiest Nachf. — Zeitschrift für öffentliche Chemie. Organ des Verbandes selbständiger öffentlicher Chemiker Deutschlands. Redig. von Dr. Rud. Hefelmann. 3. Jahrg. Heft 1/2. Jan. 1897. Weimar, Carl Steinert. — O. Snell: Grundzüge der Irrenpflege, für Studirende und Aerzte. Berlin, Georg Reimer 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Zu der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Weltliteratur.

Von Alexander Baumgartner S. J.

Erster Band: Die Literaturen Westasiens und der Nilländer.

Das Werk ist auf sechs Bände berechnet, welche den vielumfassenden Stoff in folgender Gruppirung vorführen werden: I. Die Literaturen Westasiens und der Nilländer. II. Die Literaturen Indiens und Ostasiens. III. Die griechische und lateinische Literatur des klassischen Alterthums und der späteren Zeiten. IV. Die Literaturen der romanischen Völker. V. Die Literaturen der nordgermanischen und slavischen Völker. VI. Die deutsche Literatur.

Zunächst wird der erste Band in ca. 7 Lieferungen gr. 8°. zum Preise von M. 1.20 pro Lieferung ausgegeben.

Die soeben erschienene erste Lieferung ist in jeder Buchhandlung zur Ansicht erhältlich. (4682)

Tauchnitz Edition.
March 24, 1897.
The
Amazing Marriage.
By (4647)
George Meredith.
In 2 vols.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Antiquar-Katalog Nr. 90:
THEATER-Bücher, Portraits, Autographe
I. Taussig, Prag 150-I.

Gebr. Fischer, Verlag, Jena.
Soeben erschien:
Kraepelin, Dr. E.,
Prof. a. d. Univers. Heidelberg.
Zur
Ueberbürdungsfrage.
— Preis 75 Pf. —
Diese neue Schrift des berühmten Psychiaters wird nicht nur die Lehrerwelt interessieren, sondern auch die verdiente Beachtung aller Gebildeten finden.
Von demselben Verfasser erschien soeben in zweiter Auflage (15067)
Ueber geistige Arbeit.
— Preis 60 Pf. —

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 30. März. Nummer 71.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Uebersicht.

Peter v. Bradke †. Von Hermann Hirt. — Macedonien. II. Von Karl Hron. — Mittheilungen und Nachrichten.

Peter v. Bradke †.

Am 7. März d. J. starb in Gießen nach schwerer Krankheit Peter v. Bradke, ordentlicher Professor des Sanskrit und der vergleichenden Sprachwissenschaft, in einem Alter, in dem ihm nach menschlichem Ermessen noch nicht das Ziel seiner Thätigkeit gesetzt war. Noch vor Jahresfrist war der Dreiundvierzigjährige ein Bild der Frische und Gesundheit. Doch wir wissen es ja alle: „In sein stygisches Boot raffet der Tod auch der Jugend blühendes Leben,“ und das kraftvolle Mannesalter wird von ihm nicht verschont. Er ist unerwartet früh heimgegangen, von wenigen nur gekannt, von diesen aber auf das höchste geschätzt, nicht in erster Linie wegen seiner wissenschaftlichen Bedeutung, sondern geschätzt wegen der Lauterkeit seines Charakters, der Trefflichkeit seines Wesens, eines Wesens, wie man es nicht oft findet. Er trug in seinem Charakter die Eigenschaften seines baltischen Volksstammes, die Treue und die Zuverlässigkeit in Wort und That.

Peter v. Bradke ist am 27./15. Juni 1853 in St. Petersburg geboren. Er war der jüngste Sohn des um die Universität Dorpat und um das gesammte Unterrichtswesen der baltischen Provinzen hoch verdienten Curators und Senators Georg v. Bradke. Im frühesten Kindesalter ist er nach Dorpat übergesiedelt, hat dort die Schule und vom Jahre 1871 an die Universität besucht, auf der er sich unter der Leitung Leo Meyers dem Studium der vergleichenden Sprachwissenschaft widmete. Im Jahre 1875 verließ er die Universität als cand. gramm. comp. und begab sich im folgenden Jahre nach Tübingen, um sich hier von Rudolf Roth in das Sanskrit und vor allem in den Veda einführen zu lassen. An Roths Rigveda- und Avesta-Interpretation konnte er fast zwei Jahre, vom Mai 1876 bis zum Februar 1878, theilnehmen. Dann siedelte v. Bradke nach Jena über, wo er unter B. Delbrück und O. Capeller das Studium des alt Indischen fortsetzte. Hier lernte er auch den Nestor der deutschen Sanskritisten, O. v. Böhtlingk kennen, dem er eine rührende Zuneigung bewahrte, und dem er bis zum Tode verbunden blieb. Nachdem er promovirt hatte, habilitirte er sich 1884 an der Universität Gießen, und wurde dort 1886 zum außerordentlichen, 1894 zum ordentlichen Professor ernannt.

Das ist der äußere Lebenslauf des Verstorbenen, in dem größere, einschneidende Erlebnisse gefehlt haben. Einfach und ruhig wie bei vielen Gelehrten ist er dahingeflossen. Uns interessirten aber vor allem seine innere Entwicklung und seine Leistungen. In Tübingen war v. Bradke an die rechte Schmiede gekommen. Von nun an war seine Arbeit vor allem dem Veda gewidmet, diesem ehrwürdigen Denkmal indischen Alterthums und indischer Religion, das gar leicht hinüberleitet in die indogermanische Urzeit. Seine erste größere Arbeit behandelte das Mânaca-Grhya-Sutra in gründlicher, eingehender und fördernder Weise (erschienen in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländ. Gesellsch. 1882). So mit rein philologischen Studien beginnend, führte ihn von nun an sein reich angelegter, nach umfassender Bildung strebender, in die Tiefen dringender Geist zu allgemeineren, weit schauenden Problemen. Sein eigentliches Arbeits- und Forschungsgebiet wurde die Religionsgeschichte und die indogermanische oder sagen wir lieber mit ihm die arische Alterthumskunde. Können wir in jenem Gebiet den Einfluß Roths nicht verkennen, so treffen wir hier auf die Gestalt Victor Hehns und die Nachwirkung seiner Schriften. Sein Landsmann, mit dem er nur einmal in jungen Jahren flüchtig und durch einen Zufall zusammengekommen ist, hat auf ihn den stärksten Einfluß ausgeübt. Und doch ist auch das wohl zu verstehen. v. Bradke begnügte sich nicht mit den philologischen Fragen, die sich in Fülle an den Veda knüpfen, nein er wollte den Inhalt des Veda verstehen lernen, und dies schien ihm nur möglich zu sein, wenn er weit über dieses Denkmal hinausging, hinein in das arische Alterthum. Wir haben hierin einen Zug vor uns, den wir bei vielen, immer aber nur bei tiefen und bedeutenden Menschen antreffen, den Zug, das, womit man sich beschäftigt, ganz zu verstehen. Verstehen in diesem Sinne heißt erkennen, wie etwas geworden ist. „Verstehen ohne geschichtliches Begreifen ist in diesen Dingen nicht möglich“, sagt er in einer Anzeige von Leists alt arischem Jus gentium. Dasselbe, was den großen Juristen R. v. Ihering dazu trieb, eine Vorgeschichte der Indoeuropäer zu schreiben, weil er das Werden des römischen Rechts sich vor Augen führen wollte, dasselbe veranlaßte Peter v. Bradke, sich ganz in die arische Urzeit zu vertiefen. Er war glücklicher als der große Jurist, der im hohen Alter dies ihm fremde Gebiet betrat und deßhalb trotz allen Geistes straucheln mußte, er war glücklicher, denn er konnte aus der Fülle seiner Studien schöpfen und mit vollster Sicherheit auf dem selbst geschaffenen Fundament aufbauen. Doch wir müssen klagen. Nur weniges hat er uns geschenkt. Manches wird wohl noch in seinem Nachlaß ruhen, die meisten Ergebnisse seiner eindringenden Studien wird er mit sich in das Grab genommen haben. „All diese Jahre“, sagt er 1890, „hat mich das alt arische und speciell das ostarische Geistesleben in erster Linie beschäftigt“; aber nichts von alledem ist zur Ernte gereift und eingesammelt, so daß wir wohl auch sagen dürfen:

Ouwê daz wisheit unde jugent
nicht erben sol, sô ie der lîp erstirbet.

Soviel ich sehe, hat P. v. Bradke auf dem Gebiete der indischen Philologie keine wesentlich neuen Bahnen eingeschlagen. Hier, wo so viele ausgezeichnete Forscher arbeiten, wird sein Tod wohl keine klaffende Lücke hinterlassen. Auch die indogermanische Sprachwissenschaft, deren Vertreter an der Hochschule er war und deren Fortschreiten er genau verfolgte, hat er nicht wesentlich bereichert, wenngleich sie ihm manche feinsinnige grammatische Bemerkung, manche

gute Etymologie verdankt. Aber für die arische Alterthumskunde, ein Gebiet, auf dem die Arbeiter an den Fingern einer Hand zu zählen sind, bedeutet sein Tod den schmerzlichsten Verlust. Wie sich v. Bradke in Victor Hehns Studien versenkt hat und immer wieder auf die große Bedeutung dieses einzigen Mannes und seines epochemachenden Werkes verwiesen hat, dieses Werkes, in dem auch die kleinste Anmerkung auf gründlichen Studien beruht, so werden wir des Schülers Schriften, der selber zum Meister geworden ist, immer wieder zu Rathe ziehen müssen, wenn es gilt, die Probleme der alt arischen Culturgeschichte zu bearbeiten. Wie bei Hehn, so beruht auch bei v. Bradke jedes Wort, das er geschrieben, auf eingehender Forschung und auf der umfassenden Grundlage allgemeiner Bildung. Jedes ist wohl überlegt. Irrthümer wird die Folgezeit auch in seinen Schriften nachweisen — sie waren wie in aller Geistesarbeit unvermeidlich —, die Grundzüge seiner Gedanken aber werden bestehen bleiben und fruchttragend weiter wirken. Die Titel seiner Hauptarbeiten sind in der Anmerkung zu finden,[1]) unter seinen Gedanken verdienen drei vor allem eine eingehendere Würdigung. Um sie zu erläutern, muß ich etwas weiter ausholen.

An die Entdeckung des Zusammenhanges der indogermanischen Sprachen knüpfte sich sehr bald eine Reihe von Fragen, die man zuerst nur schüchtern berührte. Stammen die indogermanischen Sprachen von einer Ursprache ab, so muß diese von Menschen, von einem Volke gesprochen sein, dessen Urzustände, dessen Heimath und Ausbreitung man mit Hülfe der Sprache zu erschließen suchte. Am Anfang, namentlich noch von Jacob Grimm, wurde die Sprache nur sehr vorsichtig herangezogen, bald indessen erhielt sie allein das Feld, und das Werk A. Pictets: Les origines indoeuropéennes, baute sich ganz allein auf Etymologien auf. Er wußte von dem Ackerbau und der Viehzucht der Arier, von Spinnen und Weben und anderen Fertigkeiten, von ihrer staatlichen Ordnung und ihrer Kunst in der Herstellung der Bronze zu erzählen, mit der sie die Ureinwohner Europa's niederwarfen. Dieser, sowie alle anderen gleichartigen Versuche der früheren Zeit sind heute veraltet und unbrauchbar. Der rettende Führer aus dem Nebel der „linguistischen Paläontologie" wurde Victor Hehn mit seinen „Culturpflanzen und Hausthieren". „V. Hehn," so sagt v. Bradke, „hat uns gezeigt, wie sich Sprachvergleichung, Philologie und andere Sonderwissenschaften mit der großen geschichtlichen Anschauung des durchgebildeten Mannes vereinigen und von ihr durchdrungen sein mußten, um die arische Alterthumswissenschaft, die Urgeschichte der europäischen Menschheit auf festeren Boden zu stellen." V. Hehn behandelte in seinem Werke die Fragen der Culturgeschichte nicht systematisch, sondern nur, so weit sie in den Rahmen seines Buches paßten. Vieles in seinem Sinne blieb noch zu thun. Das, was noth that, hat O. Schrader in der ersten Auflage seiner viel gelesenen „Sprachvergleichung und Urgeschichte" nicht geleistet. v. Bradke vermißte an ihm Schärfe und Klarheit. Prinzipiell steht das Buch auf dem Standpunkt der Zeit vor Hehn. Auch Schrader legt sehr viel Gewicht auf die Wortgleichungen und sucht sehr viel Culturgeschichtliches daraus zu erschließen. Wie wenig das möglich ist, wie zweifelhaft die Ergebnisse sind, hatte Hehn schon angedeutet, da aber seine feinen Bemerkungen nicht gefruchtet hatten, so zeigte v. Bradke in umfassender Weise die Mängel der sprachlichen Leistungen. Wenn auch sein Buch „über Methode und Ergebnisse der arischen Alterthumswissenschaft" zuletzt erschienen ist, so ist es doch das, dessen Grundgedanken thatsächlich vor allen anderen liegen. Das Grundthema gibt er selber an. „Wir werden unsre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Frage richten, unter welchen Bedingungen wir von der Etymologie Auskunft über die Cultur der arischen Urzeit erwarten dürfen, was sich für diese aus sprachlichen Gleichungen ergibt, und ob und wie weit Ergebnisse dieser Art fest genug stehen, um weitere Folgerungen tragen zu können." Wer das Buch aufmerksam liest und v. Bradke's Gedankengängen folgt, der kann nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß die Sprache allein uns vorläufig wenigstens kaum culturhistorisch werthvolle Ergebnisse bieten kann. v. Bradke's Gedankengänge sind scharf und klar, man kann sich ihnen nicht entziehen, und das ganze Gebäude der linguistischen Paläontologie stürzt zusammen. Man hat das Buch ergebnißlos genannt, doch nicht mit Recht. Freilich bietet es wenig positiv Neues, nicht das, was wir haben möchten, keine Auskunft über die arische Urzeit. Der Werth des Buches ruht in der Prüfung der Ansprüche der Sprachwissenschaft. Ihre Münzen müssen als nicht vollwerthig zurückgewiesen werden. Zweifellos ist das Buch nicht so beachtet, wie es nöthig war. Ganz allmählich erst brechen sich seine Grundanschauungen Bahn. Was v. Bradke im Jahre 1890 gelehrt hat und was ihm sicher schon Jahre vorher feststand, das ist ganz neuerdings von Kretschmer und Kossinna wieder aufgenommen, und hoffentlich wird es sich nun Bahn brechen. Daß wir freilich das Kind nicht mit dem Bade ausschütten dürfen, das wußte v. Bradke sehr wohl. Gewiß werden wir noch manche Schätze heben, wenn wir die Sprache systematisch untersuchen. Vorläufig sagt sie uns sehr wenig. Nur einige dürftige Umrisse der materiellen Cultur vermögen wir mit ihrer Hülfe zu erkennen, das ganze Gebiet der geistigen Cultur bleibt dunkel. Ich stehe nicht an, in diesem Buche v. Bradke's bedeutendste Leistung zu sehen, aber die anderen treten nicht weit zurück.

Eine zweite wichtige Frage, die nach der Entstehung der indogermanischen Dialekte und ihrer engeren Zusammengehörigkeit, hat v. Bradke in seinen Beiträgen entwickelt. Man hat sich früher nicht viel um die Geschichte der nicht arischen Völker Europa's gekümmert. Man nahm wohl an, daß sie, wie die Finnen, von den aus Asien eindringenden Ariern nach Norden und Osten und nach Westen zurückgewichen seien. Was wir in Griechenland und Italien, in Gallien, Britannien und Germanien säuben, das seien auch Arier dem Blute nach. Jetzt glauben wir immer mehr, daß sich in vielen Theilen Europa's nicht das Volk, sondern nur die Sprache geändert hat. Die nicht indogermanische Urbevölkerung lebt und wirkt noch heute weiter. „Eine völlige Ausrottung der Eingeborenen", sagt v. Bradke a. a. O. S. 3, „würde ich nur in seltenen Fällen und aus besonderen Gründen für wahrscheinlich halten können," und über die Sprachmischung, die dann eintrat, heißt es weiter § 5: „Der Unterworfene fügte sich der Sitte des Siegers und nahm dessen Sprache an; doch lernte er diese Sprache nicht wie ein Kind, das eben erst zu reden beginnt. Die Laute, Formen und Wendungen der indogermanischen Sprache senkten sich hier nicht in frischen, jungen Boden, geschweige denn in wohl vorbereitetes Erdreich, in dem sie sich ihrer Eigenart gemäß hätten entwickeln können; sie geriethen vielmehr in eine ältere Pflanzung hinein und mußten sich dort, so gut es eben gehen mochte, einrichten. Zwar schafften sie sich trotzdem Raum und

[1]) Dyâus Asura, Ahura Mazdâ und die Asuras. Studien und Versuche auf dem Gebiete der alt indogermanischen Religionsgeschichte. Halle 1885. XX und 127 S. — Beiträge zur Kenntniß der vorhistorischen Entwicklung unsres Sprachstammes. Gießen 1888. VI und 58 S. 4°. — Einige Bemerkungen über die arische Urzeit. Festgruß an Otto v. Böhtlingk zum Doctorjubiläum 8. Februar 1888. 4—9. — Ueber die arische Alterthumswissenschaft und die Eigenart unsres Sprachstammes. Akademische Antrittsrede am 14. Juli 1888 gehalten. Gießen 1888. 52 S. — Ueber Methode und Ergebnisse der arischen (indogermanischen) Alterthumswissenschaft. Historisch-kritische Studien. Gießen 1890. XXII und 350 S.

Licht, wucherten über ihre Vorgänger empor und machten sich zu Herren des Bodens, denn Wind und Wetter hatten sich gewandt, waren ihnen förderlich und dem früheren Bestand entgegen; aber nicht ohne Verlust ließ sich der Sieg gewinnen. Hatte gleich, durch Zeit und Umstände begünstigt, die neue Art das Feld behauptet, die Sprache der Eroberer sich auch bei den Unterworfenen durchgesetzt, so war jene Sprache doch nicht mehr dieselbe, die das siegreiche Volk vor der Invasion geredet hatte. Im Munde eines Stammes, dem eine andere unverwandte Sprache natürlich war, mußten die Laute der alt indogermanischen Sprache eine neue, den gewohnten Lauten angenäherte Färbung erhalten; neue Worte drangen ein, die Formen wurden mannichfach umgebildet und vereinfacht, fremde Wendungen ersetzten oder beeinflußten die indogermanische Ausdrucksweise." Positive Beispiele für diese seine Ausführungen hat v. Bradke in dieser Schrift nicht beigebracht. Sie sind in den am Eingang genannten Worten zu finden und lassen sich nicht vermehren. Schade aber bleibt es, daß er dieses schwer wiegende Problem nicht noch ausführlicher behandelt hat. Jetzt muß es ruhen, bis ein anderer sich seiner annimmt. Daß es eines der wichtigsten ist, davon bin auch ich fest überzeugt.

In dem zweiten Theile dieser Schrift hat er die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen behandelt, oder das Problem der arischen Trennung, auch hier mehr andeutend als ausführend, mehr vorsichtig alle Möglichkeiten erwägend, als fest behauptend. Auch dieses Capitel ist dauernder Beachtung werth. Er wendet den urzeitlichen Beziehungen zwischen Italikern und Griechen seine Aufmerksamkeit zu und kehrt zu dem alten Schleicher'schen Standpunkt von der graeco-italo-keltischen Sprach- und Cultureinheit aus anderen Gründen als jener Forscher zurück. Die Schwierigkeit des Problems betont er immer wieder. Die eigentliche Sprachwissenschaft verhält sich im allgemeinen ablehnend gegen seinen Standpunkt, er aber wendet unsern Blick auf die im Cult sich findenden auffallenden Beziehungen zwischen Italikern und Griechen. Und hier tritt uns dann ein dritter, fruchtbarer Gedanke entgegen, der dem Erforscher der Religionsgeschichte und dem Kenner des russischen Volkes nahe liegen mußte. Es ist der Hinweis auf die hohe Bedeutung des Cultus und der Cultgemeinde für die arische Entwicklung. S. 25 sagt er: „Wir sind heute sehr geneigt, die Sprache als das maßgebende Element gemeinsamer nationaler Entwicklung anzusehen, als dasjenige, wodurch die nationale Zugehörigkeit und Zusammengehörigkeit im wesentlichen bestimmt wird. Schon die politische und Culturgeschichte der letzten Jahrhunderte mußte auf die Ausbildung einer solchen Anschauungsweise hinwirken; ein übriges that für die Kreise der Sprachforscher die dauernde Beschäftigung mit der Sprache und ihren Problemen. Es erscheint aber deutlich, daß nur eine auf der Grundlage langer, gemeinsamer Culturentwicklung erwachsene und diese wiederum bedingende und befruchtende Literatursprache der maßgebende nationale Factor werden kann; in der That darf ja noch heutigentags die Sprache eigentlich nur im occidentalen Europa und etwa den europäischen Colonien als dasjenige Moment gelten, wodurch die nationale Zugehörigkeit im wesentlichen bedingt ist. Im großen russischen Reich entscheidet über die Nationalität wenigstens für den gemeinen Mann noch heute die Cultzugehörigkeit: jeder Orthodoxe — auch wenn er kaum russisch kann — ist ihm Russe, der Evangelische Deutscher, und ob er gleich kaum im stande wäre, ein gebrochenes Deutsch vollends zu Tode zu rädern; ebenso ist der Katholik in seinen Augen Pole, jeder Angehörige der mosaischen Religionsgemeinschaft Jude. Ganz ähnlich scheint es in der Türkei und den angrenzenden Ländern zu stehen, soweit dort Mohammedaner und griechisch-katholische Christen neben einander wohnen: die ersteren heißen Türken, auch wenn sie ihrer Abstammung nach Griechen sind", oder, wie ich hinzufügen will, wenn sie in Bosnien serbisch sprechen und kein Wort türkisch verstehen.

Auf die Wichtigkeit der Cultgemeinde für die arische Alterthumskunde hat v. Bradke zu allererst hingewiesen, wenngleich wir längst wußten, daß die staatliche Einigung in den ältesten geschichtlichen Zeiten von der Cultgemeinde ausgeht. Selbständige Stämme vereinigen sich in der Verehrung einer besonderen Gottheit. Daran, nicht an der Sprache, erkannten sich auch die zusammengehörigen arischen Stämme. Eine dieser Gottheiten glaubte v. Bradke erkennen zu können. Dem *Zεὺς πατήρ* der Griechen, dem Juppiter der Römer, stellte er mit Recht den alt indischen Dyâus pitâ asura und den Ahura Mazda der Iranier zur Seite, deren Bedeutung für das vedische Alterthum er in der angeführten Schrift gewürdigt hatte. Diese Göttergestalt wird auch dann aus der Urzeit stammen können, wenn wir sie nur bei einem Theil der arischen Völker nachzuweisen vermöchten. Denn höchst wahrscheinlich zerfielen die indogermanischen Stämme in eine Anzahl verschiedener Cultgemeinden. Auch hier wird es noch lange dauern, ehe wir zur Sicherheit gelangen. Mit Recht sind die früheren Ansichten von dem arischen Götterglauben hoffnungslos gestürzt, aber leider scheint mit diesem eclatanten Mißerfolg der vergleichenden Mythologie unter den Forschern eine nicht berechtigte Hoffnungslosigkeit, fernere Erkenntniß zu erringen, eingetreten zu sein. Doch dürfte die Zeit nicht allzufern sein, in der wir auch hier neuen Muth zu neuen Thaten schöpfen. Erwin Rohde's Psyche, Oldenbergs Religion des Veda, Mogks germanische Mythologie haben neue, nicht geahnte Seiten der religiösen Anschauung erschlossen, und ihnen reihen sich Useners „Götternamen" würdig an, in denen Gedanken volle Gestalt gewonnen haben, die bei v. Bradke leise anklingen. Den Weg, den die ersten drei Forscher gegangen, hat ihnen die Völkerkunde gewiesen, die noch reiche Ausbeute auf unserm Gebiet zu versprechen scheint. Es darf nicht verschwiegen werden, daß sich v. Bradke ihr gegenüber ablehnend verhielt; ob mit Recht, das wird die That lehren. An ihren Früchten werden wir sie erkennen.

Doch ich kann im Rahmen dieser Skizze nicht auf weitere Einzelheiten in v. Bradke's Anschauungen eingehen, hoffe aber, das Wesentliche hervorgehoben zu haben. Im allgemeinen kann man wohl sagen, er war keine schöpferische, sondern eine vorwiegend kritische Natur. Gerade diese that uns aber noth, um uns zur Besonnenheit zu mahnen, damit die Sprachwissenschaft nicht noch mehr von ihrem Ansehen verscherzt, als bisher schon geschehen ist. Die Darstellung in seinen Schriften ist stets schön und abgerundet. Gleich seinem Meister Victor Hehn strebte er nach formvollendeter Darstellung. Auch hierin konnte er sich nie genug thun. Sein feines Gefühl ließ ihn selbst da noch Mängel entdecken, wo das prüfende Auge des Lesenden gewiß keine mehr wahrnimmt. Ueber allem aber, was er geschrieben, ruht ein leiser Hauch des Sarcasmus und des Humors, jenes Humors, den nur die vollendete Beherrschung des Stoffes gewähren kann. Seine Belesenheit in der Literatur aller Zeiten zeigt sich auf Tritt und Schritt, und meistens sind die Citate mit außerordentlichem Glück verwerthet. Je mehr man sich in seine Schriften versenkt, um so mehr bedauert man, daß es so wenig geblieben ist. Aber er hatte nicht den Ehrgeiz, viel zu veröffentlichen, ihm war oberster Zweck des Lebens die harmonische Ausgestaltung der eigenen Bildung und die Durcharbeitung der großen Probleme der arischen und indischen Entwicklung, der Entwicklung unsrer Vorfahren. So weit

Digitized by Google

wir dabei in die Ferne zurückgehen, es handelt sich immer um unsre eigenste Sache.

v. Bradke war eine durch und durch in sich geschlossene Persönlichkeit, scharf und unnachsichtig gegen die Fehler von sich und anderen, von echter Religiosität und tiefer Sittlichkeit durchdrungen. Wird auch sein Name in weiteren Kreisen bald vergessen sein und nicht fortdauern wie Victor Hehns glänzende Gestalt: der nicht kleine Kreis seiner Freunde und die Freunde der arischen Alterthumskunde werden sein Andenken in treuem Herzen bewahren.

Leipzig. Hermann Hirt.

Macedonien.

Von Karl Hron.

II.

Um nun den Streit der Serben und der Bulgaren wegen Macedonien zu klären, muß man zwischen der angestammten Nationalität der macedonischen Slaven und der dort inscenirten nationalen Agitation genau unterscheiden. Die erstere ist das Ergebniß der historischen Entwicklung, die letztere dagegen bloß ein Mittel für bestimmte politische Zwecke der Gegenwart.

Aus den weiter oben enthaltenen Geschichtsdaten erhellt, daß die Besiedlung Macedoniens durch Slaven 300 Jahre vor der Einwanderung der Serben und beinahe 350 Jahre vor der Einwanderung der Bulgaren begann. Als sich diese beiden Völker auf der Balkanhalbinsel niederließen, war Macedonien schon längst ein slavisches Gebiet. Auch die weitere geschichtliche Entwicklung zeigt, daß sich die macedonischen Slaven als selbständiges, weder den Serben noch den Bulgaren zugehöriges Volk betrachteten.

Die Bulgaren brachten, wie alle Steppenvölker, eine stramm centralisirte Regierung mit; die in den karpathischen Wäldern ansässig gewesenen Serben dagegen das aus den dortigen Terrainverhältnissen hervorgegangene, hoch entwickelte Particularitätsgefühl der einzelnen, durch unwegsame Wälder und Berge von einander getrennt gewesenen Detailstämme. Deßhalb dauerte es 500 Jahre, ehe sich in der neuen Heimath überhaupt ein einheitlicher Serbenstaat bildete, und noch weitere 100 Jahre, ehe dieser Staat nach außen eine Aggressivpolitik führen konnte; während die Bulgaren schon 100 Jahre nach ihrer Einwanderung innerlich so consolidirt waren, daß sie über die Grenzen ihres Staates hinaus erobernd vordringen konnten. Besonders bemerkenswerth ist hier, daß im bulgarischen Besiedlungsgebiete alle Stammesbezeichnungen aufhörten und in der gemeinsamen Nationalbezeichnung untergingen, wogegen bei den Serben der Stammesparticularismus bis heute noch in mitunter recht vordringlicher Weise entwickelt ist (Srematz, Bunjewatz, Batschwanin, Schumadinatz, Konawljanin, Zrnogoratz u. s. w.). Da ist es nun vor allem auffallend und ein starkes Argument gegen die bulgarischen Ansprüche, daß sich bei den Macedoniern die Stammesbezeichnungen selbst an solchen Orten erhalten haben, wo ihnen gar kein concretes Object (z. B. der Name einer Stadt 2c.) zu Hülfe kommt; z. B. die „Brsjaci" bei Prilep, dann deren Nachbarn, die „Ketzkari" 2c. Draganoff, ein gebürtiger Macedonier, zählt 22 solche Stammesbezeichnungen seiner Landsleute auf. („Izvjestija S. Pet. Slavjanskago blag. obščestva 1888). Von den heutigen Bulgaren haben bloß zwei Stämme ihre Sonderbezeichnungen beibehalten: die „Schopen" und die „Pomaken"; sie kamen aber auch erst mehr als 100 Jahre nach der bulgarischen Einwanderung unter die bulgarische Herrschaft.

Den ersten Kriegszug gegen die Macedonier unternahmen die Bulgaren im Jahre 774 unter Khan Cerig, wurden aber im Gebiete der Brsjaci geschlagen. Erst dem Zar Simeon, Sohn des ersten Zars Michael (vor der Taufe „Khan Boris"), gelang die Eroberung des Landes im Beginne des zehnten Jahrhunderts; er verlegte auch das autokephale Patriarchat der bulgarischen Kirche nach Ochrida. Schon unter seinem Sohne und Nachfolger, Zar Peter, schüttelten jedoch die Macedonier die bulgarische Herrschaft wieder ab und bildeten ein eigenes, „slavinisches" Reich unter dem Boljar Schischman, mit Ochrida als Hauptstadt. Dasselbe fiel dann erst 47 Jahre später als das bulgarische Reich unter die griechische Herrschaft. Basilius II Bulgaroktonos („der Bulgarentödter") eroberte es 1018 und machte es zur griechischen Provinz. Nach der Befreiung Bulgariens durch die Brüder Peter und Asjen (1186) eroberte deren jüngster Bruder Kolojan im Beginne des 13. Jahrhunderts auch Macedonien, doch empörten sich die einheimischen Großen, und erst Asjen II unterjochte das Land 1230 gänzlich. Seit 1186 war auch die bulgarische Kirche von der macedonischen getrennt; die erstere hatte ihr Patriarchat fortab in Tirnowo, die letztere nach wie vor in Ochrida. Im Jahre 1246 eroberte Johann III Vatatzes das Land und machte es zur griechischen Provinz, doch lehnten sich die Macedonier immer wieder auf. Um 1262 herrschte daselbst der Russe Swetslav, um 1275 der heldenkühne Abenteurer Michajlo Brdokva.

Um diese Zeit beginnt das Uebergreifen der Serben nach Macedonien. Der serbische Einheitsstaat wurde durch Stephan Nemanja, Groß-Zupan von Rassa (heute Novipazar in Rascien) von 1165 ab begründet. Erst unter Miljutin Urosch II. traten die Serben erobernd auf. Im Jahre 1279 drangen die Krieger dieses Königs nach Macedonien ein; die einzelnen eroberten Gegenden wurden serbischen Lehensherren übertragen und 1320 des Serbenkönigs Schwiegersohn Michael als Statthalter über das ganze bis dahin eroberte Land gesetzt; im Jahre 1323 wurde ihm aber schon der bulgarische Thron verliehen. Miljutins Enkel, Duschan silni („der Starke"), groß als Eroberer und als Gesetzgeber, eroberte 1341 auch den bisher unter griechischer Herrschaft verbliebenen Südwesten des Landes, unterstellte 1346 das Erzbisthum Ochrida dem serbischen Patriarchate Peć (Ipek) und errichtete zahlreiche kirchliche Stiftungen. Sein Sohn Urosch Nejaki („der Schwache") war der Gegensatz des Vaters und von ihm der Vormundschaft seines Vasallen Wukaschin Mernjavtschewitsch unterstellt worden. Dieser ermordete den Zar am 2. December 1367 bei Prisren, welches zur Residenzstadt des großserbischen Reiches geworden war. Mit dem Tode des Zar Urosch zerfiel das Serbenreich, denn das eigentliche Serbien wollte den Mörder nicht als Herrscher anerkennen; hier kam Lazar Grbljanovitsch auf den Thron, während Macedonien unter Wukaschins Herrschaft blieb. Im Jahre 1371 fiel letzterer in der Schlacht an der Maritza. Sein Sohn Marko („Kraljewitsch Marko", eine legendäre Heldengestalt der Südslaven), der in Prilep residierte, folgte ihm in der Herrschaft, die er von 1373 bis 1381 gegen die übermächtigen Türken ruhmvoll, aber erfolglos vertheidigte. Er starb ca. 1384. Die Sage erzählt, daß er vor seinem Tode sein Schwert in den Ochridasee warf; „ein Held wird es dereinst finden und das großserbische Reich damit wieder herstellen".

Aus diesem geschichtlichen Rückblicke erhellt, daß die Adhäsion der Macedonier sowohl zum bulgarischen, wie auch zum serbischen Reiche immer nur sehr gering war, so daß sie sich, wenn sie damit nur ihre politische Selbständigkeit wahren konnten, lieber von Rebellen, Abenteurern und Mördern regieren ließen. Auf ein nationales Zugehörigkeitsgefühl nach der einen oder anderen Seite deutet das doch ganz gewiß nicht.

Digitized by Google

Ebenso wie die Geschichte deutet auch die Sprache der Slaven Macedoniens darauf hin, daß sie weder Bulgaren noch Serben, sondern eben „Macedonier" sind.[1]) Um das hinlänglich beweiskräftig darzustellen, müßten zuerst die auffallendsten Kennzeichen der serbischen und der bulgarischen Sprache, die ja beide slavisch sind, umständlich erläutert werden, was einem deutschen Lesepublicum gegenüber wohl schwer fiele. Es gibt in dieser Frage eine sehr umfangreiche polemische Literatur sowohl auf serbischer, wie auf bulgarischer Seite, und auch russische Fachmänner haben in diesen Streit eingegriffen, sich aber aus politischen Gründen zumeist auf die Seite der Bulgaren gestellt; blos Hr. Jastreboff (vor wenigen Jahren noch russischer Generalconsul in Salonichi) nahm eine unparteiische Stellung ein. Aus dieser umfangreichen Literatur, die der Verfasser dieser Abhandlung übrigens blos in ihren markantesten Erzeugnissen genauer kennt, sei hervorgehoben, daß niemand die Macedonier rundweg für Serben oder Bulgaren erklären mag, sondern jeder bedeutende Sprachabweichungen constatirt, die er dann eben in seinem Sinne zu deuten sucht. Ausschlaggebend für die Bildung eines Urtheils dürfte wohl die Thatsache sein, daß Geheimrath Professor Dr. Miklosšich, der die Macedonier den Bulgaren zurechnet, in seiner streng wissenschaftlichen und jedweder Politik durchaus fern stehenden „Lautlehre" für sie wiederholt Ausnahmen gelten lassen muß, ja auf Seite 368 der dritten Bearbeitung sogar von „überraschender" Abweichung spricht. Auch mag hier noch ein auffallender Umstand erwähnt werden. Dr. Miklosšich erklärt auf Seite 34, 35 und 93 seiner „Lautlehre", daß der im Altslavischen vorhanden gewesene Nasallaut on schon im Beginne der Literatur sowohl bei den Bulgaren wie bei den Serben entfiel und bei den ersteren durch den „Halbvocal", bei den letzteren durch ein u ersetzt wurde.[2]) Nun gibt es aber viele Zeugnisse dafür (Grigorovič 1846 und seither viele andere), daß im fernsten Südwesten Macedoniens bei mehreren im Gebirge hausenden Stämmen der Nasallaut noch besteht, man also dort noch ronka „die Haut", bondem „ich werde" u. s. w. sagt. Diese weltabgeschiedenen Menschen haben eben ihre alte Sprache im Laufe der Jahrhunderte weniger verändert als ihre übrigen Volksgenossen, die jedoch ebenfalls bis in unser Jahrhundert weder der bulgarischen noch der serbischen Sprachentwicklung gefolgt sind, sondern ihre eigene Sprache in ihrer eigenen Art entwickelt haben. Es gibt in diesem serbisch-bulgarischen Sprachenstreit übrigens auch heitere Momente. Beispielsweise bestreitet der serbophile Hr. Gopčevič, daß es Macedonier gibt, die, wie die Bulgaren, dem Substantiv einen Artikel beifügen, führt aber in seiner Auslese von Volksliedern selbst wiederholt Strophen an, in denen dieser Artikel gebraucht ist; z. B. aus Resnja (zwischen Monastir und Ochrida) „Bog da čuva naš car Stepana ot toj grada Skoplje." Andererseits ist der bulgarischen Propaganda jedes serbische „weiche" ć, sogar auch das in Macedonien hiefür häufig gebrauchte kj, ein Gräuel, weil es diese Laute im Bulgarischen nicht gibt; nichtsdestoweniger veröffentlichte sie in ihren Ausweisen der „bulgarischen" Schüler Namen wie Cirović ꝛc. bis sie durch den Hohn der serbischen Zeitungen darauf aufmerksam gemacht wurde, daß solche Namen „im nationalen Interesse" geändert werden müßten. Ein heiteres Beispiel solcher Namenanpassung hat Verfasser dieser Abhandlung selbst erlebt. Er lernte zufällig von zwei Brüdern, gebürtigen Macedoniern, einen in Serbien, einen in Bulgarien kennen; der erstere hieß Comić, der letztere Comoff; und mit derselben Ergebung würden sie sich in England, Frankreich oder Deutschland Tschomen, Tschomoa oder Tschomaier nennen. Die „serbische" oder „bulgarische" Nationalität der Macedonier wird erst in unserem Zeitalter gemacht. Sie werden sich daher in der Zukunft der Literatur jenes Volkes anschließen, in dessen politischen Machtbereich sie gelangen werden. Ihre Vergangenheit spricht gegen diese Voraussetzung deßhalb nicht, weil der Cultur unseres Zeitalters ein ganz anderes Absorptionsvermögen innewohnt, als jener zur Zeit Simeons oder des Duschan silni.

[1]) Ich habe die slavischen Sprachen erst in vorgeschritteneren Lebensjahren und weit mehr im mündlichen Verkehre, sowie durch Lesen von Büchern und Zeitungen erlernt, als aus Grammatiken; bin daher in die slavischen Sprachwissenschaften nicht tief genug eingedrungen, um ein autoritatives Urtheil hierüber selbständig fällen zu können. Aber ich habe den serbisch-bulgarischen Sprachenzwist verfolgt und auf meinen Reisen verschiedene macedo-slavische Mundarten kennen gelernt. Mein Urtheil stützt sich demnach nur insoweit auf die eigene Erkenntniß, als dieselbe mit den Behauptungen sachlicher Autoritäten im Einklange steht; allerdings mit Autoritäten verschiedener Parteien. D. Verf.

[2]) Der bulgarische „Halbvocal" ist ein kurz und tonlos herausgestoßenes Mittelding zwischen a, o und u. Der Deutsche kann sich von diesem Laut am ehesten eine Vorstellung machen, wenn er versucht, das bulgarische Wort s'n („Traum") — der Apostroph steht hier statt des „Halbvocals", für den es im Bulgarischen ein eigenes Schriftzeichen gibt — in der Weise auszusprechen, daß er nach dem s, während der Aussprache des n, den Unterkiefer rasch fallen läßt und dabei die Zunge an den Gaumen anbellckt. Noch schwieriger ist dem Deutschen die richtige Aussprache des Wortes r'k' („Hand"), das zwei „Halbvocale" hat. Dieser „Halbvocal" ist dem Wohllaut der Sprache sehr abträglich. Im Serbischen gibt es keine Halbvocale und es lauten in dieser Sprache jene beiden Worte san und ruka, mit volltönendem gedehntem a resp. u. Im Macedonischen kommt der Halbvocal auch nur sehr selten vor.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Favaro's neueste Beiträge zur Galilei-Forschung.** — Professor Antonio Favaro in Padua konnte vor einigen Monaten auf eine zwanzigjährige, im Dienste ein und derselben großen wissenschaftlichen Idee geleistete Arbeit zurückblicken, und er hat dieses Jubiläum durch eine anspruchslose kleine Schrift[1]) gefeiert, welche über alle seine einschlägigen Arbeiten — es sind deren eand hundert — Bericht erstattet. Kleinere Abhandlungen und große, selbständige Bücher finden sich darunter, und es gibt wohl kaum eine auf den größten Naturforscher Italiens bezügliche Frage, mit welcher sich der Autor im Verlaufe der beiden hinter uns liegenden Decennien nicht seinerseits beschäftigt hätte. Den Anfang macht der einzige in deutscher Sprache geschriebene Aufsatz, der sich, im Anschluß an Berti's bekanntes Werk, mit der Aufnahme und Entwicklung des copernicanischen Systems auf italienischem Boden beschäftigte. Da allenthalben, neben dem genauen Titel, auch die Recensionen und Besprechungen der in Rede stehenden Nummer angegeben sind, so ist das Schriftchen geradezu als ein Repertorium der neueren Literatur über Galilei und seine Thaten zu betrachten, welches jedem, der selbst auf diesem Gebiete zu wirken gedenkt, sehr gute Dienste leisten wird.

Von der großen nationalen Ausgabe der Werke Galilei's, über deren Fortschritte wie bisher stets an diesem Orte berichtet haben, ist vor kurzem ein neuer, der sechste Band herausgekommen.[2]) Er enthält in sich alle diejenigen literarischen Producte, welche im Anschluß an die Erscheinung der drei Kometen des Jahres 1618 entstanden sind. Zuerst kommt also zum Abdruck der Vortrag, welchen der Jesuit Grassi in seinem Collegium zu Rom über die Kometen im allgemeinen und über die zuletzt gesehenen im besonderen hielt und in dem Ansichten ausgesprochen waren, welche Galilei, wenn er nicht an sich schon damals zum Jesuitenorden in einem unerquicklichen Verhältniß gestanden wäre, wohl kaum so scharf abgelehnt haben würde, wie er es wirklich that. Denn der nunmehr an die Reihe kommende „Discorso delle comete", geistreich wie alles aus dieser Feder flammende, weicht in der Grundanschauung von dem, was die cometarische Astronomie der Gegenwart lehrt, weiter ab, als Grassi's Dissertation. Getreu dem Prinzip, alles das zusammenzufassen, was zu einem be-

[1]) *A. Favaro*, Vna' Anni di Studi Galileiani. Firenze-Roma Tipogr. dei fratelli Bencini 1896. 26 S. gr. 8°.

[2]) Le Opere di Galileo Galilei. Edizione Nazionale sotto gli auspicii di S. M. il Re d'Italia. Direttore *Antonio Favaro* etc. Firenze, tipogr. di G. Barbèra. Tomo VI, 1896.

stimmten Gegenstande irgendwie in Beziehung steht, sind die Gegenschriften des Lothario Sarsi (Pseudonym für Grassi) ebenso wie die hieher gehörigen Briefe (Guiducci, Gallucci, Ingoli) gleichfalls hier aufgenommen, und als den Schwerpunkt dieses Bandes haben wir den „Goldwäger“ („il Saggiatore“) zu betrachten, die vielleicht feinsinnigste Streitschrift italienischer Prosa, welche sich zwar über die verschiedensten Dinge verbreitet, ihren Ausgangspunkt jedoch auch von den Kometen nimmt. Nur zwei Bestandtheile dieses sechsten Bandes stehen außer Verbindung mit dem Hauptthema. Es sind dies die hydrotechnischen Erörterungen und Gutachten Galilei's, zu denen er sich veranlaßt sah, als man sich bei ihm Raths wegen der Regulirung des Flusses Bisenzio erhielt, und die Betrachtung über arithmetische und geometrische Proportionen, welche das fingirte Beispiel eines Pferdehandels zum Substrate gewählt hat („Scritture concernenti il quesito in proposito della stima d'un cavallo“). Man sieht, daß auch der Inhalt dieses Theiles des gewaltigen Unternehmens, bei dessen Bearbeitung die längst bekannten kritischen Prinzipien des Herausgebers zur Anwendung kamen, äußerst reichhaltig ist, und wir wollen nur hoffen und wünschen, daß die Publication in ähnlicher Weise rasch vorwärts schreiten und uns die beiden zur Zeit noch ausstehenden Fundamentalwerke, den „Dialogo“ und die „Discorsi“, in mustergültiger Texteseinheit liefern möge.

Trotz der gewaltigen Mühe, welche die Besorgung der Ausgabe für sich schon erfordert, hat Hr. Favaro doch noch Zeit und Lust zu einer nebenher gehenden Publication[1]) zu finden gewußt, welche dem Forscher eine höchst wichtige und bisher oft schmerzlich vermißte Beihülfe für seine Arbeiten bietet, nämlich einen Schlüssel zu Galilei's Briefwechsel, der ja bekanntlich von einer seltenen Ausdehnung und Verzweigung gewesen ist. Hätte der viel beschäftigte Mann auf jede Zuschrift, die er erhielt, mit peinlicher Genauigkeit Antwort geben wollen, so würde sein Leben mit bloßem Correspondiren dahingeflossen sein, aber es ist auch von hohem Interesse, zu erfahren, wer sich an ihn gewendet hat und mit was für Fragen verschiedenster Gattung man den Mann behelligte, von dem man über alles in der Welt Auskunft erholten zu können sicher war. Auch diesmal wurden übrigens nicht allein die für Galilei bestimmten Briefe berücksichtigt, sondern auch alle diejenigen, welche in einer ihn betreffenden Angelegenheit geschrieben wurden und welche erfreulicherweise noch in großer Zahl vorhanden sind. Von Jahr zu Jahr sind die Namen der Briefsteller und der Adressaten, sowie das Datum des betreffenden Schreibens aufgezeichnet, und daneben findet sich stets der Ort angegeben, an welchem man das betreffende Schriftstück zu suchen hat, also z. B.: „Giuliano de' Medici a Curzio Picchena, 28. gennaio 1620, Archivio Stato Firenze, Med. Fn. 4949“. Kein Schriftsteller hätte freilich dieses Verzeichniß mit solcher Akribie herstellen können, wie Hr. Favaro, durch dessen Hände ziemlich alle die in Rede stehenden Documente gegangen sind.

Seit geraumer Zeit ist es das Bestreben Professor Favaro's gewesen, alle möglichen Einzelheiten, welche sich auf Leben und Wirksamkeit seines Helden beziehen, zu eigenen Scheiren jedoch nicht das erforderliche Material liefern, in kleinen Sammlungen zu vereinigen, welche als „Scampoli“ oder „Spigolature“ im Buchhandel erschienen und für den Galileiforscher, wie der Unterzeichnete aus eigenster Erfahrung weiß, unentbehrlich sind, weil er sonst nach Mittheilungen über gewisse, an sich minder wichtige, aber für den Zusammenhang doch oft belangreiche Dinge oft vergeblich suchen würde. Zwei solche Hefichen[2]) nun sind unlängst von neuem der Oeffentlichkeit übergeben worden, und auch auf diese möchten wir das Augenmerk unserer Leser lenken. Die erste Reihe bringt u. a. neue Daten für die Erfindungsgeschichte des Fernrohres und ebenso weitere Notizen über die vom Verfasser schon früher gewissermaßen reconstruirte Büchersammlung Galilei's; die zwölfte bemerkenswerthe Auszüge aus den Cassenbüchern der Universität Pisa, das Doctordiplom des Sohnes Vincenz und eine abschließende Aufklärung über den nach München verschlagenen Zweig der Familie Galilei, für welche Hr. Dr. Trautmann, wie bereits zum öfteren, dem Autor behülflich gewesen war. Es erhellt, daß Franz, der letzte Sprößling dieser Linie, stumm war und seine spätere Lebenszeit im Kloster Fürstenfeld als eine Art Pensionär zubrachte, wofür dann der Canonat in den Besitz der Galilei'schen Hinterlassenschaft trat. Im Jahre 1694 ist der letzte deutsche Galilei, wenn man ihn so nennen will, in nächster Nähe unserer Stadt verschieden.

S. Günther.

1) *A. Favaro*, Indice cronologico del carteggio Galileiano, Firenze 1896. Tipogr. di G. Barbèra 1896. 101 S. 4°.

2) *A. Favaro*, Serie undecima di scampoli Galileiani, Padova 1896. Tipogr. di G. B. Randi. 1896. 39 S. 8°. Serie duodecima di scampoli Galileiani, ebenda 1897. 53 S. 8°.

fr. **Die Provisionsansprüche der Grundstücksvermittler.** Eine civilistische Studie von Dr. Reuling, kaiserlichem Justizrath. Berlin, Franz Vahlen 1896. — Die Frage, ob der Vermittler eines Geschäfts sich von beiden Vertragstheilen, also bei Vermittlung eines Kaufs vom Verkäufer und zugleich vom Käufer, Honorar für das Zustandebringen des Geschäfts versprechen lassen und nach Eintritt des Erfolgs das Versprochene von beiden Seiten beitreiben kann, hat die Gerichte schon wiederholt beschäftigt. In weitaus den meisten Fällen wurde ein derartiges Vorgehen als gegen Treu und Glauben verstoßend erachtet und folgerichtig entschieden, daß der Vermittler die ihm später versprochene Prämie nicht verlangen dürfe, weil er mit Annahme dieses Versprechens seine Pflicht gegen den ersten Auftraggeber verletzt habe, daß er aber durch dieses Verhalten auch den Anspruch auf die erstversprochene Provision verloren und für die Vermittlung des Geschäfts also gar nichts zu beanspruchen habe. Hiebei ist davon ausgegangen, daß die Anregung zur Geschäftsvermittlung in dem Auftrag einer zum Abschluß des Geschäftes geneigten Person, die Möglichkeit dieses Abschlusses herbeizuführen, gelegen sei und daß der Vermittler, der den Auftrag angenommen, die Pflicht habe, ihn nach den bekannt gegebenen oder erkennbaren Absichten des Auftraggebers durchzuführen. Damit ist es schlechterdings unverträglich, daß der Vermittler nun auch dem anderen Vertragstheil gegenüber sich nebenher mache, das Geschäft in dessen Sinne abzuschließen; denn wer die Interessen des Käufers wahrzunehmen hat, wird mit jenen des Verkäufers fast immer in Widerspruch kommen. Ausnahmefälle sind denkbar, wie etwa der, daß jemand unter allen Umständen ein gewisses Grundstück erwerben will und einem Vermittler einen dem entsprechenden Auftrag gibt, während nachträglich auch der Eigenthümer dieses Grundstücks dem gleichen Vermittler Provision verspricht für den Fall, daß er ihm einen Käufer zu einem bestimmten Preise beibringe. Hier sieht, wie immer man die Stellung des Vermittlers juristisch auffassen möge, nichts im Wege, ihm beide Provisionen zuzusprechen. Reuling verficht in seiner Studie die Auffassung, daß dieser doppelte Anspruch des Vermittlers nicht Ausnahme, sondern ausnahmslose Regel sei. Er construirt den Auftrag, das Geschäft zu vermitteln, als Auslobung an eine bestimmte Person unter einer umgekehrten Potestativbedingung; eine Fassung, die entschieden überraschend wirkt, da man es bisher als Begriffsmerkmal der Auslobung erachtete, daß sie sich nicht an eine bestimmte Person richte, und da weitere der Begriff der umgekehrten Potestativbedingung in der juristischen Terminologie überhaupt nicht vertreten ist. Die letztere Neuschöpfung ist übrigens nicht unglücklich. Reuling versteht darunter die einem obligatorischen Vertrage beigelegte Bedingung, daß es in das Ermessen des Schuldners gestellt werde, ob er Schuldner werden wolle oder nicht, wobei er insbesondere an die Verwerthung des Autorrechte denkt; ein Schriftsteller gibt beispielsweise dem Leiter einer Bühne das Recht, ein von ihm verfaßtes Drama aufzuführen gegen Bezahlung einer bestimmten Summe für jede Aufführung, wobei es im Belieben des letzteren bleibt, ob er von dem Aufführungsrecht Gebrauch machen will oder nicht. Um so weniger aber kann Reulings Darstellung des Vermittlungsauftrags als Auslobung an eine bestimmte Person als richtig anerkannt werden; ebenso gut ließe sich jedes Mandat, jede Dienst- und Werkmiethe unter diese neu entdeckte Kategorie unterbringen. Einfache Rechtslagen gewaltsam in fern abliegende Formen zu pressen, ist keine ersprießliche Thätigkeit. Bei Betrachtung solcher Versuche drängt sich fast unabweisbar das Gefühl auf, es handle sich nur darum, eine vorgefaßte Meinung in jeder Weise zu vertheidigen. Ein solches Verhalten mag man bei einem Anwalt erklärlich finden, der einseitig die Interessen seiner Partei zu wahren hat, — wissenschaftlich ist es nicht.

* **Das Institut für Heilseeumforschung** wird in voraussichtlich nicht allzu langer Zeit von Steglitz bei Berlin nach Frankfurt a. M. verlegt werden, da die Verhandlungen zwischen dem preußischen Cultusministerium und der Stadt Frankfurt soeben zum Abschluß gelangt sind. Für ganz Deutschland bedeutet das Institut eine offizielle Centralstation für das in den Handel gebrachte Diphtherieheilserum und neuerdings auch für das Tetanusantitoxin. Die Stadt Frankfurt, die das Gebäude errichten wird, soll sich überdies in Gemeinschaft mit dem Staat zur Gewährung einer jährlichen Unterstützung von 10,000 M. bereit erklären, auch

sollen die Laboratorienräume dort umfangreicher angelegt und die Anstalt zu einem „Institut für experimentelle Therapie“ ausgestaltet werden. Prof. Dr. Ehrlich würde die Leitung des Instituts auch in Frankfurt behalten.

* Ein neu entdeckter Originalentwurf zum Hauptthurm des Ulmer Münsters auf Pergament wurde vor kurzem vom Oberstadtrath Dr. Ing. Mintterlin auf der kgl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart entdeckt und ist einer Meldung des „Schwäb. Merkur“ zufolge jetzt in der kgl. Staatssammlung, in einem Rahmen aufgespannt, zur Aufstellung gelangt. Das Pergament trägt die Bildhauerzeichen des jüngeren Speltin und stellt in 1:50 der natürlichen Größe den vollständigen Entwurf zum Hauptthurm des Ulmer Münsters dar. Der Plan scheint ein Concurrenzplan gewesen zu sein zu demjenigen des Matthäus Böblinger von Eßlingen, dem im Jahre 1478 die Fortführung des Ulmer Münsterbaues übertragen wurde, und der seitdem bis zum Jahre 1494 den Thurm bis an das Achteckgeschoß weiterführte. Daß die Ulmer dem Plan Böblingers den Vorzug gegeben haben, deutet wohl darauf, daß der Speltin'sche Plan mehr kühn und von genialer Erhabenheit, doch zu wenig den architektonischen und technischen Anforderungen Rechnung trägt gegenüber dem kräftiger gehaltenen, nachher zur Ausführung gelangten Plane Böblingers.

wma. München. Anthropologische Gesellschaft. Die Sitzung am 12. März wurde von Prof. J. Ranke eröffnet mit einem Hinweis auf das Geburtsfest des Prinz-Regenten, des Protectors der Gesellschaft. Hofrath Dr. Martin konnte den ersten Theil seines angekündigten Vortrags nicht behandeln, da die malaiischen Waffen, welche er der ethnographischen Sammlung des Staates zum Geschenk gemacht hatte, von dieser nicht zur Demonstration herausgegeben wurden. (!) Der Vortragende mußte sich infolge dessen auf die Besprechung psychopathischer Zustände bei den Malaien beschränken. Das bekannte Amok ist eine transitorische Geistesstörung, in welcher der Betroffene alle ihm entgegentretenden Personen mit dem Kriswang niederstößt. Nach dem Anfall fällt der Kranke oft mehrere Tage stumpfsinnig da, bis er sich wieder ganz erholt. Das Amok ist nicht so häufig, wie gewöhnlich angenommen wird. Auf Sumatra und Borneo kam innerhalb 14 Jahren kein Fall vor. Auf Java ist es häufig. Centren scheinen Madura und Mangkasar auf Celebes zu sein. Weder die islamitische Religion, noch das Opiumrauchen oder das Delirium alcoholicum stehen im causalen Zusammenhang mit dem Amok; Unglück, erlittenes Unrecht, in wohl 70 Prac. Eifersucht, sind die Gründe für diesen Anfall blinder Wuth, die im Malaiischen sehr charakteristisch auch mata glap = verdunkeltes Auge genannt wird. Die lässige Kindererziehung, welche nichts zur Bezähmung der Leidenschaften thut, leistet auch besonderen Vorschub. Das Latah tritt fast ausschließlich bei sterilen Weibern auf, ist also eine hysterische Gebärmaffection. Auf einen überraschenden Anruf fährt die Befallene erschrocken zusammen, stößt einen bestimmten Ruf (meist Heiz!) aus und ist gezwungen, vorgesprochene Worte nachzusprechen, vorgemachte Geberden nachzuahmen, auch gegen ihren oft deutlich kundgegebenen Willen. Der Anfall dauert gewöhnlich nur einige Minuten; bei Fixirung und Ruhe geht er rasch vorüber. Eine gewisse Aehnlichkeit besteht zwischen der Suggestion und dem Latah, nur ist beim letzteren die Möglichkeit der Hervorrufung nicht an eine bestimmte Person gebunden. Das Latah geht über den malaiischen Archipel hinaus; es teilt auch in Birma, Siam, Hinterindien und Ostsibirien auf. — Dr. Paster schilderte zwei selbst miterlebte Fälle von Amok. Das Latah ist nicht eine typisch malaiische Psychose; denn außer den schon von Hofrath Martin genannten nicht malaiischen Völkern kommt es auch bei den Tagalen vor, die eher zur Papuarace gehören. Auch aus Tokio (Japan) und aus der französischen Schweiz ist je ein Fall bekannt geworden. Im allgemeinen sind Geisteskrankheiten bei den Malaien seltener als bei den Europäern; die Paranoia z. B. ist bei ihnen nicht ursprünglich vorhanden. Bei den nicht islamitischen Stämmen ist eine Diagnose oft sehr schwer, da dergleichen Zustände auch mit ihrer heidnischen Dämonologie zusammenhängen. Professor Dr. E. Kahn führte die in einem malaiischen Originalwerke enthaltene Erzählung eines Amok an und wies darauf hin, daß bei allen genannten Völkern (abgesehen von den ußsidirischen), bei denen das Latah auftrete, starke Vermischung mit malaiischem Blut vorhanden sei. Solche psychopathische Zustände kommen übrigens bei allen Naturvölkern vor; so spielen sie im arabischen Alterthum, im alten Testament eine große Rolle. Die Tagalen sind zu den Malaien zu zählen. Dr. Paster stellte fest, daß die Stämme, welche auf den Namen Tagalen gehen, anthropologisch zu trennen seien in solche mit und solche ohne malaiische Beeinflussung; letztere seien jedenfalls die ursprünglichen. Die Vermischung mit Malaien sei auch sonst eine sehr weit gehende, da diese seefahrende Nation im Nordosten bis China und Japan, im Westen bis Madagascar vorgedrungen ist. — Prof. Dr. E. Oberhummer brachte zum Schluß eine Anzahl kleinerer ethnographischer Karten von Langhans aus dem Colonialatlas und aus Petermanns Mittheilungen zur Ausstellung und widmete besonders der ethnographischen Karte des Deutschen Reichs vom † Prof. Kobert, einer höchst gewissenhaften und übersichtlichen Arbeit, eine eingehende Besprechung und anerkennende Würdigung.

* Marburg. Dr. A. Dieterich, außerordentlicher Professor für classische Philologie, hat einen Ruf als Ordinarius nach Gießen angenommen.

* Halle. Bei der medicinischen Facultät hat sich Dr. H. Reinebotb habilitirt.

γσ Berlin. Die kgl. „Akademie der Wissenschaften“ beging am 25. März durch eine Festsitzung die Hundertjahrfeier für Kaiser Wilhelm I. Nachdem der Secretär Prof. Waldeyer einige Weihworte an die Versammlung gerichtet, die sich von ihren Plätzen erhoben hatte, sprach Prof. Dr. Max Lenz: über die politische Entwicklung Kaiser Wilhelms I. Noch tiefer als die Idee der deutschen Einheit senkte sich einst die geeinigte Lehre von Wittenberg, so führte der Redner aus, in die Seele des deutschen Volkes, und doch blieb Deutschland noch nach Martin Luther politisch in der Verbindung, die einst im 8. Jahrhundert von Bonifatius nach Rom hin geknüpft worden. Erst das nationale Kaiserthum ist zum politischen Ausdruck geworden für den deutschen Staat. In der Geburtsstunde Kaiser Wilhelms ging das Jahrtausend aus den Fugen; auf den italienischen Schlachtfeldern vernichtete Napoleon den letzten deutschen Kaiser und zerschnitt so die Verbindung mit Rom gleichsam für immer; denn im Reiche stürzte alles, was morsch war, nach. Scheinbar unberührt blieb damals Preußens Staat von dieser ungeheuren Wandlung, er wahrte hinter papiernen Verträgen seine Neutralität und scheinbar sein Ansehen, ganz noch ein Werkzeug in der Hand seines Königs, noch der Staat des großen Friedrich, aber nichts weiter. Solcher Friede konnte trotz der Reformen, trotz des hellen Glanzes, zu dem die auch von Preußens Krone gedeckte Herrlichkeit deutscher Dichtung und Humanität sich erhob, nicht von Dauer sein. Den wilden Leidenschaften, die vom Westen des Welttheils auf das alte Europa einstürmten, der neuen Diplomatie, Kriegführung, Verwaltung des Erben der Revolution konnte nur da ein Volksthum seine Eigenart entgegensetzen, wo die edelsten Kräfte sich wirksam zeigten, und vor Jena's Thoren brach auch der Staat des großen Friedrich vor der Wucht des hommes-peuples zusammen. Schmach, Trübsal, Demüthigung, die Erniedrigung seines Namens und seines Hauses, der Tod der an nächtlicher Huld und Seelengröße so reichen Mutter, dann der heilige Krieg und Sieg, das waren die Eindrücke der Knabenzeit und der Jünglingsjahre des Prinzen Wilhelm; keine Spur von Begeisterung für ein deutsches Vaterland, wie sie Arndt entfachte, findet sich in den Briefen an seinen Bruder Karl aus dem Feldlager; Freude am Sieg und Kampf, Bescheidenheit der Jugend sind die Töne, die in seinem Herzen Widerhall zu erwecken vermögen. Der preußische Prinz konnte nur hohenzollern'sche Gedanken hegen, diesen galt auch der Aufruf, den Luise einst an ihre Söhne gerichtet. Es galt dem Prinzen schon damals Preußens Ehre als das Höchste. Dieses Preußen brauchte nicht mit den liberalen Ideen und Institutionen zu liebäugeln, wie die Staaten des Rheinbundes, es stand fest auf sich selbst und hätte nach des Vortragenden Urtheil wohl schon damals repräsentative Formen ertragen können; offenbarte doch nach Bismarcks Ausspruch der „Vereinigte Landtag“ bei seinem Zusammentritt die feste Staatsgesinnung, die schon seit lange im preußischen Volk lebendig war. Allein die liberalen Ideen hätten Preußen von Oesterreichs Seite abgedrängt und ihm ein frühes Olmütz bereitet. Als zweiter Sohn des Königs war Prinz Wilhelm nur der gehorsame Soldat, doch sein Gemüth, weniger jugend, als das des Vaters, sehnte sich nach Thaten; der Macht des Staates, ihr galt seine Pflichttreue, ihr sein Lerneifer und in den Fragen der europäischen Politik trat er für den Anschluß an Rußland ein, dessen Herrscher er als Soldat bewunderte. Er haßte Louis Philipp, dessen Krone auf dem Willen des souveränen Volks beruhte und auf den Erinnerungen an 1789. Er trat gegen seinen Bruder im Interesse seines Sohnes auf, da dieser mit dem absoluten Staat sich auf das Meer der nationalen

Politik hinauswagte. Allein wenn der Prinz von Preußen nach 1847 für das alte Preußen eintrat, so ließ er sich durch Generol v. Gerlach, den „Heißsporn des legitimen Rechts", doch nicht etwa zur Fronde gegen seinen königlichen Bruder bewegen, er nahm den Rath nicht an, „sich mit dem neuen Gouvernement nicht zu besudeln". Hier zeigt sich der Unterschied der Hohenzollern und der Bourbonen, die mit den Emigranten einst conspirirt hatten und die von ihrem Bruder, König Ludwig XVI., beschworene Verfassung zu stürzen trachteten. Der Prinz bewahrte als Soldat dem Könige die Treue, die Armee hatte die Krone gegen die Revolution gerettet, der erste Soldat Preußens fügte sich dem nachgebeugten königlichen Willen; doch er sah klarer als der König, daß das Jahr 1848 keine patriarchalische Krone mit freiheitlichen und deutschthümlichen Institutionen vereinigt, wie der König wähnte, geschaffen; sein Blick erkannte früh das neue Preußen, dem er eine gleiche Größe heiß ersehnte, wie sie das alte einst errungen. Mit diesem Herzen nahm der Prinz von Preußen unter der Einwirkung Bunsens und des Prinzgemahls Albert die deutsche Politik in sein Programm auf, und da er die Unmöglichkeit solcher Politik ohne constitutionelle Formen erkannte, so billigte er den Dahlmann'schen Verfassungsentwurf im allgemeinen. Er billigte die Ablehnung der Kaiserkrone durch seinen Bruder, der ein österreichisches Kaiserthum erträumte, dem Preußen das Schwert vorantrüge; denn er sah darin eine Schwächung von Preußens Ehre, für das er die Hegemonie in Deutschland schon damals wünschen mochte. Schon vor Olmütz spielt der Gedanke einer preußischen Hegemonie in des Prinzen politischer Gesinnung eine wichtige Rolle. Das Heer Preußens hatte die Krone gerettet in den Wogen der Revolution; auch Deutschland war einst durch ein solches Heer befreit worden. Diese Erwägungen drängten nach 1849 die nationalen Gedanken bei dem Prinzen von Preußen mehr und mehr zurück, trotz des stärkeren Anschwellens der nationalen Bewegung im Volke. Als König war ihm der schwerste Kampf beschieden. Es galt ihm, ehrlich mit constitutionellen Institutionen zu rechnen und doch das Ansehen der Krone zu wahren. Nicht die Tactlosigkeiten von Ministern oder Abgeordneten haben den Conflict mit der Kammer so tragisch gestaltet, auch hatte König Wilhelm nicht den Weitblick des titanenhaften Staatsmanns, den der Genius des Volks ihm zum Helfer gestellt hatte. Es galt ihm, Herr im Heere zu bleiben, in ihm sah er den Hort der Krone, die festeste Stütze für Preußens Ehre. Die Reform der Heeresorganisation war zu lange discutirt, seit Bayen sie für nothwendig erachtet; aber König Wilhelm wollte das Heer nicht den wechselnden Majoritäten eines Parlaments preisgeben, gleich seinen Vorfahren wollte er der Kriegsherr sein. Mit diesen Ideen sah er auf die nationale Bewegung, die durch die italienische Einheitstendenz schon mächtig gefördert war, mit gemischtem Gefühl; aber die nationale Begeisterung, sie lag der Opposition gegen die Krone zu Grunde und diese Opposition fand eben nur als Trägerin der Idee deutscher Einheit so starken Anhang im Volke. In dem Widerstand Bonins hat einst der König nur den Ungehorsam des Offiziers gesehen und seinen unbedingten Gehorsam hat er Roon mit dem heißesten Dank vergolten. Der König mußte nochmals den Kampf aufnehmen gegen die Ideen von 1848, und gemäß seinen Anschauungen konnte er keineswegs je an eine nationale Lösung der deutschen Frage denken, wie sie der edelste unsrer politischen Vorkämpfer, Heinrich v. Treitschke, so heiß ersehnte. Für ein Zusammenstreben der Staaten, die durch Preußens Heer in den Stürmen des Jahres 1848 gerettet waren unter Preußens Hegemonie, dafür mußten „moralische Eroberungen" in Deutschland gemacht werden, und über die Klippen und Hemmnisse hinweg zu diesem Ziele und zur Kaiserkrone ward König Wilhelm durch Bismarck geführt. — Das Große an der Erfüllung des Traums der deutschen Einheit ist nach des Vorliegenden Ansicht, daß das Werk nicht von einem Einzelnen ausführt ward, sondern daß alle, die bewußt jene große Zeit durchlebt, an seinem Ausbau mitgearbeitet und an seinem kampfreichen Aufstieg mitgerungen haben. Alle die gährenden Kräfte mußten in Fluß kommen, um das Große zu vollbringen; denn es geschieht hier auch Bismarcks Ausspruch: „Fert unda nec regitur." So haben denn die Männer der Paulskirche und die Doctrinäre auch ihr Recht bekommen, da sie ein Heer, eine Politik, ein Recht, einen Markt, eine Zollgrenze einst begehrten. Indem der König für Preußens Interessen zusammen mit Bismarck eintrat, der „allein die Legitimität des preußischen Staates" als seine legitime Gesinnung bekannte, konnte er, gerüstet mit dieser Staatsgesinnung, unter dem Beifall der Nation deutsche Politik führen, da er Preußens Interesse mit dem Schwerte in Schleswig-Holstein wie in Böhmen und auf den französischen Schlachtfeldern verfocht. Er schreibt um die Zeit des 18. Januar an seine Gemahlin von der „unsagbar wundersamen Emotion", die ihn bei dem Gedanken an die Kaiserkrone erfüllt, und spricht von dem Schmerze, den es ihm verursacht, „den preußischen Titel verdrängt zu sehen". Allein er hat die Kaiserkrone doch angenommen, da sie der Stellung des Reichs am besten entsprach, obgleich er lieber ein „Statthalter von Deutschland" geheißen hätte. Kaiser Wilhelm ist das Schicksal derer nicht erspart geblieben, die das prometheische Feuer berühren und dann die Fesseln fühlen. Allzu stürmisch erschienen ihm oft die Wogen, die der Werdegang unsres Einheitsstaates schlug, oft hat er mit seinem treuen Roon besorgt die Gefahren erwogen, die dem Reiche durch die Entfesselung der Massen von der Ordnung der bestehenden Verhältnisse drohen mögen, aber auch hier teilt Bismarcks Wort zu: Fert unda nec regitur. Unermeßliche Liebe strömte dem greisen Kaiser, der als Patriarch der Fürsten die Verehrung der Welt genoß, aus dem Herzen seines Volkes entgegen. Die Legende hat an seiner schlichten, vorbildlichen Persönlichkeit nichts hinzuzufügen, die Geschichte hat nichts zu verschweigen. Ohne Furcht den kommenden Stürmen entgegenzugehen, das wollen wir aus dem Leben unsres ersten Kaisers lernen, der unser altes Preußen in den Grundstein des Reiches tief eingefügt hat, wie einst die Akademie, deren Aufgabe und Ehre im Zeitalter der Nationalkämpfe wie in dem des Humanismus die Erkenntniß der Dinge ist, in den Grundstein des auf der Reformation ruhenden preußischen Staates eingefügt war, und deren Mitglieder einst genannt wurden und bleiben werden „die geistige Leibwache der Hohenzollern".

* **Berlin.** Privatdocent Dr. Claude du Bois-Reymond ersucht die Besitzer stenographischer Nachschriften nach den öffentlichen Wintervorlesungen seines Vaters Emil du Bois-Reymond („über Ergebnisse der neueren Naturforschung" und „über physische Anthropologie") um Mittheilung an seine Adresse (Berlin W. Linkstraße 24).

* **Wien.** Der ordentliche Professor des österreichischen Civilrechts an der Universität Graz, Dr. Joseph Frhr. v. Schey, ist zum Ordinarius desselben Fachs an der hiesigen Universität extra statum ernannt worden.

* **Petersburg.** Eine große Menge werthvoller in Palästina gesammelter Manuscripte, namentlich alt-griechischer, ist auf Grund einer testamentarischen Bestimmung des Vorstehers der russischen orthodoxen Mission in Jerusalem, Archimandriten Antonin, in den Besitz der kais. öffentlichen Bibliothek übergegangen. — Für 1898 plant man einen ersten balneologisch-klimatologischen Congreß in Rußland. — Dr. Salenski, emeritirter Professor der Universität in Odessa, ward als ordentliches Mitglied der hiesigen Akademie der Wissenschaften für Zoologie bestätigt. — Der außerordentliche Professor Dr. Popow in Charkow erhielt daselbst das Ordinariat der Pharmakologie.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte des deutschen Volkes

seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters.

Von **Emil Michael** S. J.

Erster Band: Deutschlands wirtschaftliche, gesellschaftliche und rechtliche Zustände während des dreizehnten Jahrhunderts.

Zweite, unveränderte Auflage.

Ausgabe in 5 Lieferungen gr. 8° à M. 1.—

Das Werk soll in 6—7 Bänden von 800—500 Seiten im Format und mit der Ausstattung von Janssens Geschichte des deutschen Volkes erscheinen und die deutsche Geschichte seit dem dreizehnten Jahrhundert bis dorthin behandeln, wo Janssen begonnen hat.

Die soeben erschienene erste Lieferung ist in jeder Buchhandlung zur Ansicht erhältlich. (4683)

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 31. März. Nummer 72.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ein neues Buch über Ezzelino da Romano. Von F. v. Krones. — Macedonien. III. (Schluß.) Von Karl Hron. — Mittheilungen und Nachrichten. — Inhaltsverzeichniß zum 1. Quartal.

Ein neues Buch über Ezzelino da Romano.[1])

Seitdem der fleißige Verci, der verdienstvolle Geschichtschreiber der trevisanischen Mark, seine storia degli Ezzelini (1779) veröffentlichte, hat sich die Historiographie Italiens mit dem bewährten und berühmten Ghibellinenführer, dem Gewaltherrn von Treviso und Padua, immer wieder beschäftigt. 1845 veröffentlichte Marchi seinen cenno storico sulla famiglia di Onara e di Romano. Für größere Leserkreise eignete sich besonders das Buch von Cesare Cantù: Ezzelino da Romano, storia d'un ghibellino (Mailand 1874), abgesehen von dem älteren umfangreichen Werk Sismondi's über die Geschichte der italienischen Freistaaten im Mittelalter in französischer Sprache, das alsbald auch in deutscher Uebersetzung vorlag.

Die Quellenforschung zog immer größere Kreise, vertiefte sich immer mehr, und für den Boden, auf welchem sich das Leben der Ezzeline bewegt, haben die Regestenarbeiten Bianchi's für die Jahre 1200—1299 und Manzano's notizenreiche Annali del Friuli in Hinsicht Friauls und seiner Nachbarschaft, andrerseits Cipolla's wichtige Ausgabe der antiche cronache Veronesi für Verona und dessen Umgebung dem Unterbau einer Geschichte König Friedrichs II. und der Ghibellinen neue Bruchsteine zugeführt und so das große Quellenwerk des Franzosen Huillard-Bréholles ergänzt. Eine sehr beachtenswerthe Arbeit von O. Brentani: Ezzelino da Romano nella mente del popolo e nella poesia (1889) hat überdies den gewaltigen Mann so zu zeichnen versucht, wie ihn die volksthümliche Ueberlieferung festhielt und die Dichtung malte. Vor wenig Jahren (1893) erschien überdies im Archivio stor. Trentino die Abhandlung von Cesarini Sforza über Ezzelino da Romano ed il principato di Trento, worin die bekannte Thatsache vom Zusammenhang der Trienter Commune — unter dem Podestà Sodeger von Tito — mit den ghibellinischen Bestrebungen eingehend beleuchtet erscheint.

Die deutsche Geschichtswissenschaft und Geschichtschreibung hat im großen und im einzelnen das Zeitalter der Staufer und gerade die Epoche Friedrichs II. seit den letzten Jahrzehnten ungemein geklärt. Die Neubearbeitung des verdienstvollen Böhmer'schen Regestenwerkes für die Jahre 1198—1250 . . . durch J. Ficker und E. Winkelmann, Fickers Forschungen und Urkundenbuch zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens, Schirrmachers, dann Winkelmanns Geschichte König Friedrichs II. und die bezügliche Abtheilung der Jahrbücher des Deutschen Reiches beweisen dies zur Genüge. Das Zeitenbild, welches einst F. v. Raumer entworfen, gewann vielfach an sicherer Zeichnung und Farbe. So verhält es sich auch, wenn man Fr. Kortüm's Ezzelino da Romano (1830) mit den drei stoffverwandten Arbeiten vergleicht, welche in den letzten zehn Jahren erschienen. Schürmanns Politik Ezzelins III. von Romano bis zu seinem Anschluß an Friedrich II. (1886) ging der gründlichen Freiburger Dissertation Gittermanns über den vierten Träger dieses Namens, unsern Helden, voran, welche (1890) zunächst die Gründung der Signoria behandelt, und beiden folgten Lenels Studien zur Geschichte Padua's und Verona's im 13. Jahrhundert (1893).

Das neueste Buch über Ezzelin hat wieder einen Italiener zum Verfasser. Es ist dies der gegenwärtig am Lyceum von Maddalona als Professor der Geschichte und Geographie wirkende Oesterreicher Silvio Mitis, der sich durch drei frühere Arbeiten in seiner italienischen Muttersprache über Dalmatien in den Zeiten Ludwigs des Großen, sodann mit seinen Fragmenten der Geschichte des tiburnischen Küstenlandes und mit der Studie über die Herrschaft der Republik Venedig auf der Insel Cherso in die historische Literatur nicht unvortheilhaft einführte.

Mitis stellt sich zur Aufgabe, die „vielen Irrthümer“ in der bisherigen Geschichtschreibung über Ezzelino richtig zu stellen, welche ihm bei seiner eingehenden und beharrlichen Prüfung der Quellen aufstießen, und insbesondere den Beziehungen Ezzelino's zu Trient und Aquileja zum erstenmal eine genauere Untersuchung zu widmen. Er will ferner darlegen, daß Ezzelin IV. seine politischen Grundsätze wechselte, und daß er weder Entschuldigungen noch blinden Haß verdiene. So hoffe der Verfasser, daß man ihm wenigstens den großen Eifer nicht absprechen werde, welchen er auf die möglichst treue Zeichnung der geschichtlichen Gestalt des hervorragenden Tyrannen verwende.

Offenbar richtet der Verfasser diese Vorbemerkungen zunächst an seine italienischen Berufsgenossen und Leser, deren Ansichten und Empfindungen seinen Helden ungleich lebhafter und widerspruchsvoller begleiten, als dies in der Fremde, diesseits der Alpen, im kühleren, kritischeren Deutschland der Fall ist. Immerhin ist und bleibt das Buch für die Allgemeinheit geschrieben, und es verdient auch hierzulande gewürdigt zu werden, da es thatsächlich im ernsten Quellenstudium wurzelt und die maßgebende Literatur beherrscht, so auch die deutsche. An keinem Quellenwerke, an keinem Buche und wichtigem Aufsatze, der bei uns erschien, ging Mitis achtlos vorüber, und er wird auch dort, wo er anderer Meinung ist, den Leistungen seiner Vordermänner gerecht; das Buch ist gut gegliedert und lebendig, fesselnd geschrieben.

Eine Anzeige in diesen Blättern kann sich weder auf eine ausführliche Wiedergabe des Inhalts, noch auf eine punktweise Kritik des Einzelnen verlegen, sie muß sich mit einer allgemeinen Würdigung der Ergebnisse des Buches begnügen und thut am besten, in möglichst getreuem

[1]) *Silvio Mitis*, professore di storia e geografia nel liceo di Maddaloni, „Storia d'Ezzelino IV. da Romano con speciale riguardo ad Aquileja e Trento“. Maddaloni, tipografia la Galazia. 1896. 292 S. 8°.

Digitized by Google

Anſchluſſe an die Worte des Verfaſſers das zu ſagen, was und wie im ganzen er vom Gegenſtande ſeiner Forſchung denkt. Es geſchieht dies im Anſchluß an die Schilderung ſeiner letzten Stunden, als Ezzelino am 27. Sept. 1259, elf Tage nach ſeiner Gefangennehmung in der Schlacht bei Bianca-nuda, nahe der Adda, ſein Leben aushauchte, der 75jährige Mann, der, um nicht länger leben zu müſſen, die Verbände ſeiner Wunden mit letzter Kraft löſte und zerriß.

So ſtarb der „Sohn des Satans", wie ihn Albert Muſſato nennt, „der Erſtgeborene des Teufels", in den Denkwürdigkeiten Ventura's, des Paduaner Mönches, der „Menſchenbluttrinker" und „die Zuflucht der Ketzer", wie in der Eſtenſiſchen Guelfenchronik zu leſen.

Hören wir den Nachruf ſeines jüngſten Biographen.

In Ezzelino ſtak der Same einer Tyrannennatur. Allerdings ſchreiben Galvano Fiamma und der Paduaner Mönch von ihm, er ſei in der Jugend kühn gegen den Feind, freundlich und gütig gegen Freunde geweſen, treu in ſeinen Verſprechungen, ausdauernd in Vorſätzen, reifen Urtheils, vorſichtig im Rathe und in ſeiner ganzen Haltung ein wackerer Cavalier. Dieſe (ghibelliniſchen) Quellen verſchweigen jedoch ſeine Kunſt im Täuſchen und Heucheln, ſie ſagen nicht, wie er es verſtand, den brennendſten ſeiner Wünſche, den nach unabhängiger Herrſchaft über einen guten Theil Norditaliens, ſo lange als räthlich zu bezähmen. In den Anfängen ſeines politiſchen Lebens ſah er ſich unaufhörlich den Nachſtellungen mächtiger und ehrgeiziger Feinde ausgeſetzt, welche nicht mit ſchwachen Kräften beſeitigt werden konnten, und ſo mußte dieſer Herr „von deutſchem Blute" ſeine dämoniſchen Begierden zügeln, indem er ſchlauerweiſe bei ſeinen Entwürfen Mäßigung und Ehrbarkeit zur Schau trug. Nachdem er aber Gelegenheit fand, inmitten der Ghibellinen und Guelfen ſein Schifflein ſteuernd, die angeſtrebte Gewalt zu erringen, ließ er allen jenen heftigen Leidenſchaften, die in ſeiner Seele brodelten, freien Lauf und insbeſondere jenem Blutdurſt, der in der Furcht, die unabhängige und unbeſchränkte Herrſchaft zu verlieren, ſeine Erklärung und ſeinen Antrieb fand.

Mitis vergleicht diesfalls unſern Ezzelino mit Tiberius und ſucht dann den Charakter ſeiner Zeit als einen der „verderbteſten" zu erläutern und allſeitig zu brandmarken. Liegt ſchon darin ein gewiſſes unfreiwilliges Geſtändniß, daß Ezzelin als ein Kind dieſer Zeit an ihrer Eigenart und an ihren Sünden ſeinen Theil hatte, daß er zu denſelben Waffen griff, welche ſeine Widerſacher handhabten, ſo möchten wir auch den Keim ſeiner Tyrannennatur nicht im „deutſchen Blute" Ezzelins ſuchen, das ja ſeit Menſchenaltern ſtark „verwelſcht" war. Im Weſen des deutſchbürtigen Adels Norditaliens ſtaken rauhe und üppige Lebensfreudigkeit, die ein Zeitgenoſſe, Thomaſin von Zirkläre, in ſeinem „welſchen Gaſte" ſo anſchaulich und zutreffend kennzeichnet, jene unbändige Fehdeluſt, jene Unbotmäßigkeit, welche den Patriarchen von Aquileja als Lehensherren friaulſchen Adels das Leben ſo ſauer machten — aber die kalt berechnende Gier nach Alleinherrſchaft auf Koſten der andern ſtimmt beſſer zu den Gewaltmenſchen der romaniſchen Race und Welt.

In dieſer Beziehung wollen wir denn auch von dem Gegenſatze, der ſich in den Urtheilen des deutſchen Hiſtorikers Leo und des italieniſchen Geſchichtſchreibers Cantù über Ezzelino kundgibt, abſehen und nur bemerken, daß Mitis dem letztgenannten Recht gibt.

Immerhin kann man dem Verfaſſer beipflichten, wenn er bemerkt, daß, falls es auch unſerm Ezzelin geglückt wäre, ſeine Herrſchaft über einen guten Theil Oberitaliens zu begründen, man der hiebei aufgewendeten Mittel nimmer vergeſſen hätte. Die wahre Geſchichte habe ein treues Gedächtniß und ein ſolches auch jedes Volk. Haltbare Staaten wurden nach ezzeliniſcher Art nicht begründet. Auch müſſe er die Hypotheſe zurückweiſen, daß dieſer Tyrann einer der wenigen Fürſten geweſen, in deren Seele die Idee von der Einheit Italiens aufblitzte; eine ſolche Anſchauung fände ſich in keiner Quelle. Cortuſi ſei der einzige Chroniſt, in deſſen um 1336 geſchriebener Historia die Bemerkung zu leſen: „Ezzelin ſagte, er wolle in der Lombardei Größeres vollbringen, als ſeit den Zeiten Karls des Großen geſchehen." Die Quellen wiſſen nur von der unerſättlichen Herrſchſucht Ezzelins zu berichten, und ihre Befriedigung hätte er überall, nicht bloß in Italien, angeſtrebt, allwo das nationale Gefühl weit weniger als das ſtadtbürgerliche oder municipale entwickelt geweſen ſei. Andrerſeits habe Ezzelin ſtets die Berechtigung der Stauſer als Herrſcher Siciliens und Neapels anerkannt und wäre zu ſchlau geweſen, unreife, chimäriſche Pläne zu hegen, die damals in der Seele der Bevölkerung, bei den Päpſten, bei den einheimiſchen und fremdbürtigen Fürſten wohl keinen Widerhall gefunden hätten. Es ſei eben beſtimmt geweſen, daß die Einheit Italiens nicht ſchon durch die Abſicht eines grauſamen Tyrannen „von deutſcher Race", ſondern durch das freiwillige Zuſammenwirken des Volkes und einer nationalen, ruhmreichen und großherzigen Dynaſtie erſtehen ſollte.

Deßungeachtet könne man nicht leugnen, daß Ezzelin eine jener „großen Erſcheinungen" ſei, durch welche der claſſiſche Boden Italiens berühmt geworden. Mitis ſchließt ſich diesfalls dem Ausſpuch Guttermanns an, der unſern Ezzelin „die impoſanteſte politiſche Erſcheinung ſeiner Zeit auf italieniſchem Boden" nennt. An ihm ſei alles „koloſſal": die Schrankenloſigkeit des Verbrechens und die Großartigkeit der Entwürfe. Zuerſt glückte — ſchreibt Mitis weiter — die Unterdrückung der Freiheit der Communen und die Einführung des Principats; das Mittel iſt neu und dient zum Muſter für andere, es iſt dies die barbariſche Verachtung der Menſchen. Ihm, der an Verſtand und Geiſt allen ſeinen Zeitgenoſſen überlegen, galten nichts die Ehrbarkeit, die Treue, wohl aber alles der Endzweck; dieſem opfert er jeden Grundſatz, jedes Gefühl. Bald Freund, bald Widerſacher der Schwaben (Stauſer), heute Gönner der Freiheit Italiens, morgen ihr wüthender Verfolger, war dieſer Meiſter in der Verſtellung, indem er ſich wie ein Rieſe über die Sumpfgefilde des mittelalterlichen Myſticismus erhob, aufrichtig nur in einem, im ausdauernden Haß gegen die religiöſen Lehrmeinungen, welche das päpſtliche Rom verkündigte. Während aller Stadien ſeines ſturmbewegten Lebens blieben die Geiſtlichen allein ſeine beharrlichen Feinde. Ueberſchäumend an Ehrgeiz und Kühnheit, zähe in ſeinen Vorſätzen, verſtand er es übrigens, wie man vom Griechen Alcibiades erzählt, ſein Verhalten in wunderbarer Weiſe zu wechſeln, um deſto beſſer ans Ziel zu gelangen: ein außerordentlicher Menſch, unermüdlich im Arbeiten, gewandt (ambidestro) in Geſchäften, überreich an Auskunftsmitteln — vermochte er die angeſtrebte Gewalt an ſich zu reißen und zwar in einer Zeit, in welcher ſich andere Leute von Ehrgeiz und Leidenſchaft darum ſtritten. Mit ſeltener Kühnheit, mit einem frechen Cynismus, deſſen Abbild man weithin in der Geſchichte nicht wieder findet, hielt er die Geſchicke eines guten Theils von Oberitalien in ſeiner Hand; er allein zerrüttete die geſellſchaftlichen und bürgerlichen Verhältniſſe, trotzte furchtlos dem mächtigſten Gegenbündniß, das ſich damals auf der italieniſchen Halbinſel gebildet hatte, und — mit dem Degen in der Fauſt, Ehrgeiz, Haß und Rache im Herzen, Gott, den Tod und die Feinde verachtend — fiel der Held (eroe). Er fiel, als die Treueſten ihn verriethen, als das Gefühl der Rache in den Unterdrückten gegen die Unterdrücker, der religiöſe Fanatismus, der die Ketzerei verab-

Digitized by Google

scheute, und der tiefe Groll gegen die hoffärtige Feudalität, welche die freiheitlichen Satzungen der Gemeinden zu erdrücken bestrebt war, ihr kräftiges Wiedererwachen fanden. Auch nach seinem Tode, trotzdem seine Vesten dem Erdboden gleich gemacht wurden, und ungeachtet die Vernichtung all seines Andenkens damit Hand in Hand ging, lebte Ezzelin als Schreckensbild weiter, sowohl in den italienischen Chroniken fast aller Schriftsteller des dreizehnten Jahrhunderts, als auch in einzelnen ausländischen Zeitbüchern; er lebt noch im Gedächtniß des Volkes, weil die Erinnerung an große Persönlichkeiten, mögen sie nun an den Völkern zu Verbrechern oder Wohlthätern werden, auch im Wechsel der Jahre und Jahrhunderte im Herzen der Menschheit unvertilgbar bleibt.

Mitis betont auch als unbestreitbare Thatsache, daß Ezzelin der „größte Heerführer" (capitano) seiner Zeit gewesen, daß seine Kraft und Gewandtheit nicht ihresgleichen damals gefunden. Auch im Ezzelinischen Codex lese man von Ezzelin und seinem Bruder (Alberich), — „sie waren wild kühne Menschen, von großer Tapferkeit und halten ihresgleichen nicht in der (trevisanischen) Mark"; diese Tapferkeit des Tyrannen priesen einstimmig Chronisten und Geschichtschreiber aller Zeiten. Zur Steuer der Wahrheit müsse auch gesagt werden, daß Ezzelin der geschworene Feind der Verräther, der Bordellinhaber, der Freudenmädchen und der Räuber war, „wenn diese" — setzt der Paduaner Mönch hinzu, dem Mitis diese Charakteristik entnimmt — „nicht in seinem Auftrage handelten." Ezzelin kannte keine andere leidenschaftliche Begierde, als die nach der Herrschaft, denn „er enthielt sich aller Weiber," schreibt der Paduaner Mönch, „er war keusch", bemerken die Mailänder Jahrbücher, und Malvezzi äußert sich in seiner Chronik von Brescia, man glaube, er habe nie einem Weibe beigelegen. Andrerseits stimmten alle Quellen darin überein, Ezzelin sei der „schlaueste Erwerber von Geldreichthum" gewesen. Er ließ unbedenklich alle Heiligenbilder aus den Kirchen rauben, um sie zu Geld zu machen, Mönche und Laienbrüder abschlachten, falls sie ihm die verborgenen Schätze anzuzeigen sich weigerten. Diese Reichthümer warf er mit vollen Händen unter seine Söldner, wie nachmals die Sforza, die Visconti, die Medici es thaten; die Tyrannei bedurfte des Prunkes und der Pracht, um den neuen Staat mit einem seiner Bedeutung entsprechenden Glanze zu umgeben.

Mitis versucht es auch, das Aeußere Ezzelins nach der Ueberlieferung zu schildern und stellt die Personalbeschreibung in den Vordergrund, welche sich in dem von ihm anhangsweise abgedruckten Bruchstück einer Veroneser Handschrift der Wiener Hofbibliothek findet: „Dieser Ezzelin", heißt es hier, „war von mittlerer Größe, mächtigem Haupt, mit kleinen Augen, einer großen Adlernase und verrieth in seinem Blick und in seiner Miene die Zeichen seiner Wildheit und Grausamkeit." Benvenuto von Imola spricht von seiner dunklen Farbe und von starker Behaarung am ganzen Leibe, wie ihn auch Dante im XII. Buch der „Hölle" (Vers 110) schildert. Die Veroneser Handschrift und Benvenuto wollten den Verhaßten gewiß nicht lieblich malen, immerhin mochte das Gesagte in mehr denn einer Richtung zutreffen.

Anders steht es freilich mit dem Glauben der Mit- und Nachwelt, er sei ein Sohn des Teufels gewesen. Lesen wir doch in jenem Veroneser Codex: „Diesen Ezzelin IV. empfing seine Mutter Aldenca, wie sie vor dem Tode berichtete, von teuflischem Samen, in dem mit dem Bösen begangenen Ehebruch, was zu glauben wir gezwungen sind." Ging doch die Sage, daß Ezzelins Seele nicht einmal zur Hölle fahren durfte, weil auch der Teufel sie verschmähte, daher müsse er als ruheloses Gespenst, ganz in Eisen gehüllt, allein oder von höllischen Geistern und Hexen umkreist, des Nachts die Trümmerstätten seiner Burgen und die Plätze, wo er unschuldiges Blut vergoß, besuchen, Castellaro, Mussolente, Bastia, allwo ihn in unheimlichem Leuchten Geschrei, Hohngelächter und Flüche begrüßen. An Gewittertagen schweift er durch die Lüfte, trabt auf weißem Pferde über die Gefilde seiner Schlachten, über die Mauern von Bassano und durch die finstern, langen Schluchten allda. Manche Nacht gewahrt man ihn in Gesellschaft von Gespenstern, in schwarzen, blutbefleckten Mänteln, über die Hügel von San Zeno oder in den Straßen von Romano umherirren, nachdenklich, hager, blaß, und unaufhörlich umkreist er die Ruinen der Burg; aber um Mitternacht versinkt rè Zalin (König Ezzelin) unter Gepfeife, Geheul und Kettengerassel im Friedhof und fährt zur Hölle.

So blieb Ezzelin IV. in schlimmstem Andenken. Wie grausam jedoch und in Qualen erfinderisch seine Feinde sich nach dem Siege über die Romano zeigten, erweist am besten jene Veroneser Handschrift, die das grauenvolle Ende seines Bruders Alberich und der ganzen Familie im Städtchen Zeno trocken und ohne jeden Hauch von Mitgefühl beschreibt. Darin liegt wohl keine Rechtfertigung der politischen Unthaten der letzten vom gewaltigen Geschlecht der Romano, wohl aber ein Schlüssel zu ihrer Denk- und Handlungsweise.

Wie groß dieser Haß gegen das vertilgte Haus war, ergibt sich aus der Satzung Vicenza's vom Jahre 1264, wonach jeder der Todesstrafe verfallen sollte, der sich als Verwandter oder Erbe um den Nachlaß der Romano zu bewerben erkühnen würde. Man gebot die Vernichtung ihres Wappens und verbannte den Guncello von Prato sammt Kindern und Kindeskindern, als Blutsverwandte der „Tyrannen". Kämen sie in die Gewalt der Stadtbehörde, so wolle man sie durch die Stadt und Umgebung an dem Schwanze eines Esels schleifen und dann an den Galgen hängen. Hier und überall suchte man auch die Urkunden, worin ihr Name vorkam, zu zerreißen und zu verbrennen.

Das ist südländischer Haß, die unversöhnliche Rachsucht italienischen Blutes, das wohl auch in den Adern der beiden letzten vom Stamme der Romano kreiste und die angeerbten Tropfen des deutschen längst aufgesogen zeigt. Der Urenkel jenes Ezzelin (I), der als deutscher Kriegsmann mit Konrad II., 1026—1036, ins welsche Land kam und hier seßhaft wurde, hat vielleicht die Kriegslust vom Ahnherrn geerbt, nicht aber den unersättlichen Drang nach Herrschaft und nicht die dämonischen Züge seines innersten Wesens.

F. v. Krones.

Macedonien.

Von Karl Hron.

III. (Schluß.)

Die politische Zukunft Macedoniens hängt hauptsächlich von dem Willen der beiden daran nächst interessirten Großmächte — Oesterreich-Ungarn und Rußland — ab. Sie werden sich über ihre beiderseitigen Interessensphären auf der Balkanhalbinsel eines Tages entweder friedlich verständigen oder gewaltsam auseinandersetzen und werden, je nach Belieben, bei deren Austheilung die kleinen Brodsitzer entweder mit theilnehmen lassen, oder auch nicht. Deßhalb müssen die natürlichen staatlichen Bedürfnisse dieser beiden Großmächte in den Vordergrund aller einschlägigen Erwägungen gestellt werden.

Rußland ist an der Zukunft der Balkanhalbinsel durch die Dardanellenfrage lebhaft betheiligt, denn die militärische Sicherheit seiner Südgrenze und die Freiheit seines Welt-

handels hängt wesentlich davon ab, ob die unmittelbare Herrschaft an den Dardanellen ein treuer Freund oder doch ein abhängiger, leicht zu beeinflussender Schützling ausübt, oder aber vielleicht ein ebenbürtiger Rivale. Die russische Politik ist sich dieser Thatsache klar bewußt, arbeitet daher mit kluger und wuchtiger Stetigkeit seit Jahrzehnten an der Schaffung einer Lage, durch welche in natürlicher Entwicklung der Dinge seinerzeit an die Stelle der absterbenden Türkei ein anderes, den russischen Interessen zuverlässig dienstbares Staatswesen gesetzt werden soll, das an sich schon mächtig genug ist, fremde Eingriffe an den Dardanellen abzuweisen. Rußland hofft dieses Ziel durch die Erstehung eines „Großbulgarien" zu erreichen. Die stamm- und glaubensverwandten Bulgaren, durch eine jahrhundertelange Knechtschaft fügsam und durch ihre noch wenig entwickelte Literatur verwandten Einflüssen leicht zugänglich gemacht, hat die russische Politik mit richtigem Blick schon vor einem halben Jahrhundert als dasjenige Volk erkannt, welchem sie den Schutz ihrer Dardanelleninteressen am ehesten anvertrauen kann. Früher mögen vielleicht die russischen Staatsmänner an ein „Großserbien" gedacht haben. Dafür spricht zunächst das Handschreiben Peters des Großen, d. d. Moskau, 3. März 1711: „Dem wohlgeborenen, vortrefflichen, ehrsamen, hochwürdigen Metropoliten; den Fürsten, Wojwoden, Serdaren, Harambaschen, Capitänen und allen wohlwollenden Christen des orthodoxen griechischen und des römischen Glaubens, geistlichen und weltlichen Standes, in Serbien, Slavonien, Macedonien, Bosnien, Hercegovina, namentlich aber den Crnogorzen", welches ein Specialgesandter „dem hochw. Metropoliten Daniel Petrowitsch-Njegosch und dem wohlg. Fürsten Luka Petrowitsch" nach Cetinje überbrachte; dieser Gesandte nannte sich in einer auch seinerseits erlassenen Proclamation „Michael Miloradowitsch von Gottes Gnaden Großoberst und Cavalier des gottesfürchtigen Kaisers Peter Alekseiewitsch I., Imperators und unüberwindlichen Selbstherrschers aller Groß-, Klein-, und Weiß-Russen, Herrschers über viele Herrscher, und Ueberwinders Konstantins II. des Großen."[1]) Auch die späteren russischen Herrscher haben in verschiedenen Erlassen das Serbenthum als künftige Vormacht am Balkan betrachtet, bis in unser Jahrhundert herein. Aber schon die Heldenthaten Karagjorgje's, verbunden mit seiner ablehnenden, nationalstolzen Haltung gegen die russische Hülfe, und besonders die Haltung der serbischen „Nationalpartei" in den serbischen Vorgängen 1833—1843 hat die Russen überzeugt, daß für ihre Pläne das eigene Volksbewußtsein der Serben viel zu sehr entwickelt ist. Sie wendeten daher schon von damals ab ihre Aufmerksamkeit und später ihre Unterstützung der beginnenden bulgarischen Nationalbewegung zu, deren Antreiber eigentlich ein Serbe, Stephan Vuk Karadschitsch (ein sehr verdienstvoller serbisch-nationaler Schriftsteller) 1822 geworden ist. Durch innere Kämpfe um die Verfassung von 1804 gegen die autokratische Richtung der Obrenowitsch zu sehr in Anspruch genommen, konnten sich die Serben jedoch, trotz kleiner Ansätze der „Nationalpartei", um die Schmerzen der Macedonier und Bulgaren nicht viel kümmern. Des Karadschitsch Anregungen fielen aber in Rußland auf fruchtbaren Boden.[2]) Wenelin begann 1829 über die Bulgaren zu schreiben und gab damit einigen bulgarischen Colonien Südrußlands den Anlaß, sich um ihre türkischen Volksgenossen zu kümmern, zumal gerade damals ein russisches Heer siegreich deren Land durchzog. Im Jahre 1835 gründete Basilije Aprilow aus Beiträgen jener Colonien die erste bulgarische Schule auf türkischem Boden in Gabrova, für welche die Belgrader serbische Staatsdruckerei die nothwendigen Bücher unentgeltlich lieferte. Leiter der Schule, welche am 2. April eröffnet wurde, war der Archimandrit Neofit des Klosters Rilo. Damit sind die kleinen Anfänge des gegenwärtigen Fürstenthums Bulgarien und des zukünftigen Großbulgarien kurz beschrieben. Die weitere Bewegung verlegte sich hauptsächlich auf die Schaffung einer „bulgarischen Nationalkirche", für die sich auch die russische Regierung interessirte und von der Pforte am 12. März 1870 einen großherrlichen Ferman erlangte, welcher die bulgarische Nationalkirche vom griechischen Patriarchat trennte und dem in Ortakjöj (nächst Konstantinopel) errichteten Exarchat unterstellt. Am 3. März 1878 zeigte der Friedensvertrag von St. Stephano endlich aller Welt, welche Früchte Rußland von dieser jahrzehntelangen stillen Thätigkeit erhofft. Die Grenzen des zu schaffenden „Bulgarien" reichten bis an den Schar-Dagh und über den Ochridasee hinaus.

Oesterreich-Ungarn hat ebenfalls klar umgrenzte Interessen auf der Balkanhalbinsel, aber in einem ganz anderen Theil als Rußland, nämlich im Westen. Zwei Dinge kommen da in Betracht: der Handelsweg nach Salonichi und die großserbische Nationalbewegung, also Dinge, die sich für eine kluge Politik eigentlich gegenseitig decken. Was nun den ersteren Punkt anbelangt, muß wohl hervorgehoben werden, daß ihm durchaus keine entscheidende Bedeutung zukommt; denn wenn auch die kürzeste Verbindung aus Central- und Westeuropa zum Suezcanal über Salonichi führt, hat der Weltverkehr doch auch genug andere Wege, um auf diese Handelsstraße leicht verzichten zu können, zumal wenn deren Freilegung irgendwelche große Opfer, etwa gar einen Krieg, erfordern würde.

Anders steht es mit der großserbischen Nationalbewegung. Sie hat für Oesterreich-Ungarn eine geradezu vitale Bedeutung, weil das serbische Besiedlungsgebiet durch die österreichisch-ungarische Staatsgrenze in zwei ziemlich gleiche Theile geschieden, die politische Einigung der Serben also nur dadurch möglich ist, daß diese Grenze entweder nach auswärts oder nach einwärts verschoben wird. Geschähe das letztere, dann wäre nicht abzusehen, wo diese Zurückschiebung der Grenze im Laufe der Jahrzehnte aufhören würde, denn das geschlossene serbische Besiedlungsgebiet reicht bis tief nach Süd-Ungarn hinein. Die geschichtliche Entwicklung dieser erst nach der türkischen Unterjochung entstandenen, seit 1610 datirenden Nationalbewegung, deren wiederholte Benützung (speciell 1688 und 1788) und wiederholte Verleugnung seitens der Wiener Politik auch nur in einer flüchtigen historischen Skizze darzustellen, würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit übersteigen. Bloß ein Beispiel sei hier angeführt. Im März 1788 empfing Kaiser Joseph II. den Knes von Valjevo, Alexa Nenadowitsch, und forderte ihn persönlich auf, mit seinen Landsleuten den bevorstehenden Kampf gegen die Türken einzuleiten (v. Kállay, pag. 235), was auch geschah; und im April desselben Jahres wurde der Oberstlieutenant Vukassovich zu demselben Zweck nach Cetinje entsendet (Andrić „Gesch. Mont." pag. 58). Im Frieden von Swischtov („Sistova") wurden aber dann die Serben der Rache der Janitscharen überliefert. Als dem Alexa Nenadowitsch, der sich als Freischaarenführer den österreichischen Oberlieutenantsrang erkämpft hatte, in Semlin dieser Friede mitgetheilt und er aufgefordert wurde, mit seinem Rang in die Armee einzutreten, rief er aus: „Der Kaiser hat mich und das ganze serbische Volk im Stiche gelassen, gleichwie seine Vorfahren unsre Voreltern verlassen haben.

[1]) In der „Geschichte des Fürstenthums Montenegro" von Alexander Andrić (Wien 1853) sind beide Erlasse vollinhaltlich wiedergegeben. Sie sind der erste Annäherungsversuch zwischen Russen und Südslaven.

[2]) Entnommen sind diese Daten der sehr anerkennenswerthen Arbeit des Hrn. Stojan M. Protić „O Makedoniji i Makedoncima", publicirt im Belgrader „Objet", Nr. 104—115 ex 1888.

Deßhalb kehre ich in meine Heimath zurück. Ich habe keinen Secretär oder sonst einen schreibkundigen Menschen; aber ich werde von Kloster zu Kloster gehen und jedem Mönch sagen, sie mögen es wohl aufzeichnen, damit künftighin kein einziger Serbe mehr den Oesterreichern Glauben schenke" (v. Kállay, pag. 282). Uebrigens hat die Wiener Diplomatie auch seither alles Mögliche gethan, um sich solches Mißtrauen redlich zu verdienen; beispielsweise durch ihre Haltung in dem schon 67 Jahre dauernden serbischen Verfassungskampf und neuestens durch ihre antiserbische, „großcroatische" Politik in Bosnien-Hercegovina. Das Resultat dieser Summe von Fehlern ist die Thatsache, daß gegenwärtig die großserbische Nationalidee ihre Stützpunkte außerhalb Oesterreich-Ungarns sucht. Ihr klügster, beharrlichster, und vermöge seiner exceptionellen Stellung mächtigster Förderer ist der Fürst Nikola von Montenegro, der seine diplomatische Erfahrung und seine bedeutende dichterische Begabung ganz in deren Dienst gestellt hat.[1])

Die Politik des Wiener Cabinettes ist seit jeher nach zu vielen Seiten hin engagirt, ist aber dabei kaum jemals und kaum irgendwo in einer Richtung thätig, die der natürlichen Entwicklung der Völker auch nur halbwegs Rechnung trägt. Deßhalb war ihre Thätigkeit stets planlos zersplittert und konnte niemals zu jener wuchtigen, nach einem bestimmten Ziele unentwegbar hinarbeitenden Stetigkeit gelangen, welche beispielsweise die russische Diplomatie auszeichnet und sogar deren manchmal unterlaufende locale oder periodische Fehler immer wieder von selbst remedirt. In dieser planlosen Zersplitterung liegt wohl auch der Grund, weßhalb die Geschichte über die Wiener Politik häufig Urtheile fällt, welche den österreichischen Patrioten tief schmerzen, die er aber leider nicht widerlegen, sondern höchstens mit dem Troste abwehren kann, daß sich die Zeiten und die Menschen ändern. Die Gegenwart ist einer friedlichen Lösung der macedonischen Frage allerdings nicht günstig. Die officiösen Federn des Wiener Cabinets sind in Broschüren und Revuen viel zu sehr für die Popularisirung des „großpolnischen Pufferstaates thätig, als daß sie Zeit fänden, die „großserbische Nationalidee" und deren Werth für die friedliche Wahrung der österreichisch-ungarischen Orientinteressen zu zergliedern. Vielleicht bringt die Zukunft eine Aenderung. Dringt einmal in den Wiener leitenden Kreisen die Erkenntniß durch, daß nicht bloß der Name der Monarchie, des „Ostreiches" der abendländischen Civilisation, nach dem Oriente hinweist, sondern auch das schönste Blatt in der heimathlichen Geschichte, welches von den Ruhmeszügen kaiserlicher Heere unter Kurfürst Max Emanuel von Bayern, Markgraf Ludwig und Prinz Eugen erzählt; daß Polen ein ausgezehrtes Land der Vergangenheit ist, die Balkanhalbinsel dagegen ein gesegnetes Land der Zukunft, das noch unzählige erst zu hebende Schätze birgt; daß für den Handel der Weg nach Salonichi eine Weltstraße, der Weg in ein zur Hauptstadt Großpolens gewordenes Warschau dagegen eine Sackgasse ist; daß die polnische Schlachta bloß auf die eigensüchtige Ausnützung der Kräfte Oesterreich-Ungarns speculirt, die markigen Südslaven dagegen der habsburgischen Dynastie eine neue Quelle kaum erschöpfbarer Kräfte wären: wenn diese Erkenntniß einmal durchdringt, dann wird die Wiener Politik zweifellos aufhören, zwischen der polnischen und der Balkanfrage neuerdings so zu schwanken, wie sie sehr zum eigenen Nachtheile seinerzeit zwischen der deutschen, der italienischen und der Balkanfrage geschwankt hat.

Macedonien wird in diesem Falle ebenso sicher serbisch werden, wie es im Gegenfalle bulgarisch würde. Den russischen Dardanellenineressen genügt die Strumagrenze, wenn dieselben keiner Gefahr von seiten eines anglophilen Oesterreich-Ungarn ausgesetzt sind, denn daß diese letztere Macht kein habituelles Bedürfniß hat, jene Interessen zu durchkreuzen, hat schon Graf Kálnoky am 14. November 1891 in der ungarischen Delegation ausdrücklich erklärt; es liegt das übrigens auch ohne Erklärung klar zutage. Nur die anglophile Politik des Wiener Cabinets, diese natürliche Folge des großpolnischen Wahngebildes, zwingt Rußland, nicht bloß die bulgarische Propaganda über ganz Macedonien zu tragen, sondern auch in Serbien und Montenegro vermittelst heimlicher Canäle anti-österreichische Strömungen im Serbenthum zu nähren, was seitens der österreichisch-ungarischen Diplomatie durch die gänzliche Verkennung des serbischen Nationalgedankens allerdings auch sehr erleichtert wird. Befindet sich aber einmal Rußland hinsichtlich seiner Dardanellenineressen Oesterreich-Ungarn gegenüber nicht mehr im Zustande der Nothwehr, dann besteht kein Hinderniß für eine Auftheilung der beiderseitigen Interessensphären innerhalb der bestehenden Türkei und, wenn die Verhältnisse es einmal verlangen, für eine Theilung dieser selbst. Was immer die Zukunft dann bringen mag, wird sie die drei „Kaisermächte" stets auf einer Seite vereint und in der Lage finden, die volkswirthschaftliche Entwicklung der eigenen Völker unbehindert zu fördern. Oesterreich-Ungarn und Rußland sind ja schon seit mehr als hundert Jahren unmittelbare Grenznachbarn und haben sich bisher immer ganz leidlich vertragen; das kann auch dann so bleiben, wenn sie einmal Anrainer auf der Balkanhalbinsel sind, sofern nur die Wiener Politik die Nutzbarmachung der serbischen Nationalidee an dem Beispiele lernt, welches Rußland durch die Nutzbarmachung der bulgarischen Nationalidee gegeben hat. Gegen etwaige russische Uebergriffe wäre dann gerade das hoch entwickelte serbische Volksbewußtsein ein zuverlässiger Damm; und eine Beunruhigung der in Ungarn wohnenden Serben wäre ebenfalls nicht zu befürchten, wenn einmal deren überschüssige Intelligenz ein lohnendes Feld der Bethätigung bis nach Salonichi hinab findet. „Nationale" Volksbewegungen gehen ja immer nur vom Mißvergnügen der brach gelegten „intelligenten" Elemente des Volkes aus.

Die macedonische Frage würde ganz Europa früher oder später in einen furchtbaren Krieg stürzen, wenn sie keine friedliche Lösung zwischen den beiden nächst betheiligten Großmächten fände. Den Beweis, daß eine solche friedliche Lösung möglich ist, an der Hand eines positiven Datenmateriales aus dem Gebiete der Statistik, der Geschichte und der Ethnographie zu erbringen, ist der Zweck dieses Aufsatzes.

[1]) Letzteres wohl am schönsten in seinem Gedichte „Vnamo nämo, za brda ona, gjo nebo plávo zavija svod." („Hinüber, hinüber, über die Berge, dort wo der Himmel den Rundblick begrenzt.")

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Heinrich Brunnes** Festrede, über deren Inhalt in Beil. Nr. 66 berichtet worden, ist unter dem Titel „Zur Erinnerung an den 22. März 1797" bei Julius Becker in Berlin erschienen. Sie zeichnet sich dem Sinne nach durch weit reichende historische Beziehungen, in ihrer Form durch männliche Bestimmtheit des Ausdrucks vor anderen aus.

* **Tübingen.** 60jährig verschied am 29. d. Mts. nach kurzer Krankheit Prof. Dr. v. **Säxinger**, Vorstand der Frauenklinik, der, 1868 von Prag hieher berufen, sich um Universität, Stadt und Land hohe praktische Verdienste erworben hat.

* **Marburg.** Zu Extraordinarien an der hiesigen Universität wurden ernannt die Berliner Privatdocenten Dr. Paul **Kretschmer** für vergleichende Sprachwissenschaft, Dr. Karl **Oldenberg** für Nationalökonomie.

* **Wien.** Verfügt wird, daß vom 1. October d. J. ab **weibliche Personen** als **ordentliche**, sowie als **außerordentliche Hörerinnen** in den **philosophischen Facultäten** an den Universitäten zugelassen werden. Ueber die Zulassung weiblicher Personen zum **medicinischen** Studium wird bei Gelegenheit der

Reform der Verordnung über dies Studium entschieden werden. — Der Professor der Mineralogie an der hiesigen Universität Hofrath G. Tschermak wurde zum Correspondenten der Akademie der Wissenschaften in Paris gewählt.

* **Stockholm.** Andree hat sich neulich im Anthropologischen Verein wieder zu ausführlichen Mittheilungen über seine heurige Polarballonfahrt in die Lüfte der Beredsamkeit erstiegen. Die Expedition soll am 18. Mai von Gothenburg aufbrechen. Schaulustige Berliner erwartet man diesmal auf Spitzbergen zum Leidwesen der eingeborenen Bevölkerung in geringerer Zahl.

Inhaltsverzeichniß zum I. Quartal 1897 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagennummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten", von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

I. Aufsätze, nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Wirthschaft, Sociales.

Staatswohl und Beamtenwohl 23.
Eine deutsche Colonie an der Mosquitoküste 60.
Amsterdam an einer Rheinmündung 62.
Macedonien 70, 71, 72.
*Statistik der Bevölkerung Bulgariens 27.
Armenien und die Armenier 44.
*Die Neger in den Vereinigten Staaten 33.
Denkmalpflege 45.
Kirchenpolitische Briefe XIX—XXI 1, 26, 48.
*Reform des päpstlichen Index 69.
*Bekenntnißgebundenheit und Lehrfreiheit 24; vgl. 25.
Liturgische Streifzüge 17.
Die christlichen Missionen in Tibet 17.
Die XVI. u. XVII. Session des Instituts für internationales Recht 9, 10.
*Schadenhaftung ohne Verschulden 51.
Socialpolitisches zur Civilproceßordnung 4, 68.
Verwaltung und Haushalt der Stadt London 7.
Die Lebensfähigkeit des deutschen Handwerks 65.
Justus Moser, der Vater der neuesten preußischen Agrarreform 34, 35.
Der Stand der Landwirthe in Bayern 61.
Neue Beobachtungen hinsichtlich des Anbaues unserer Weizenarten 42.
Socialwissenschaftliche Zeitschriften 24.
Arbeit und Rhythmus 53.
Die Arbeitslosen im Deutschen Reich 15.
*Die Erhebungen über die Arbeitslosigkeit in Straßburg 22.
Zu den communistischen Bestrebungen in den Vereinigten Staaten 19, 20.

2. Geschichte, Biographie, Nachrufe, Briefe.

Eine neue ägyptische Culturgeschichte 32.
Syrien und Canaan um 1400 v. Chr. 51.
*Das Zeitalter Zoroasters 16.
*Auffindung der Geburtsstätte Buddha's 2, 4, 14.
*Ueber die Localität der Varusschlacht 8.
Aus dem römischen Afrika 67.
Im Lager der dritten afrikanischen Legion 29.
Die Entstehung Venedigs 6, 7, 8.
Ein neues Buch über Ezzelino da Romano 72.
*Diplomatarium Veneto-Levantinum 38.
Zur Geschichte des Bergbaues und der Stadtverfassung in Sachsen-Meißen 50, 51.
*Münzsammlung des Dr. Fikentscher 9.
*Das Zeit Franz' I. 70.
Die Anfänge der Gegenreformation in Innerösterreich 28, 29, 31.
Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann 68.
König Wilhelm in Ferrières und Versailles 56, 57.
*Sittliche Persönlichkeit und politische Entwicklung Wilhelms I. 66, 71.
Philipp Melanchthon als Humanist 33.
Melanchthon als pädagogischer Lebensphilosoph 37.
*Ad. Harnacks Rede auf Melanchthon 40.
*Das früheste Bildniß Kants 37.
Lord Byrons Beziehungen zu Amerika 58.
Platens Tagebücher 53.
Neues zum Leben Fritz Reuters 8.
Hermann und Helferich 13.
Karl Becker, ein deutscher Statistiker 32.
Karl Berner 2.
Hugo Gyldén 43.
*Kuno Fischer 53, 64.
*Pettenkofers Verdienst um die Hygiene 62.
Gustav Wendt 27.
Julius Grosse's Selbstbiographie 70.
*Manens Jakai 22.
*Johannes Strüver 32.
Michael Bernays † 46; vgl. 49, 51.
*Emil du Bois-Reymond † 20.
Peter n. Bradle † 71.
*Galileo Ferraris † 33.
*Georg Ferd. Rettig † 14.
*Daniel Sanders † 58.
*Karl v. Torma † 52.
*Johann Bajda † 16.
*Karl Weierstraß † 42.
*Theodor Wiedemann † 30.
Ein ungedruckter Brief (Hegels) vom 22. März 1797 69.
Moriz v. Schwind in Rom; ungedruckte Briefe 27; vgl. *29.

3. Literatur überhaupt, Poesie insbesondere.

Die Pflanzenfabel in der orientalischen und classischen Literatur 59, 60, 61.
Eine Erweiterung der hebräischen Bibel 38.
Die neuesten Papyrusfunde 52.
Ein neues Denkmal der gothischen Literatur 44.
Alt italienische Märchen 69.
Renaissance und Romantik 54, 55.
Eine Schrift über die Pest von 300 Jahren 27.
*Eine Gestalt aus Heinse's Ardinghello 37.
Friedrich Zaencke's Goetheschriften 28.
*Puschkins Gedichte Russalka 45.
Vom Verleger der französischen Romantiker 20.
*Literaturwissenschaft u. Poetik in den romanischen Landen 52, 53, 54, 55.
Ueber die realistische Richtung in der modernen Literatur 4, 5.
Wiener Humor und Wiener Humoristen 11, 12.
*Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog 39.
Ein katholischer Literaturkalender 36.
Literarisches aus Siebenbürgen 28.
Das rumänische Volkslied in Siebenbürgen 62.
*Die serbische Literatur im Jahre 1896 43.
Ungarische Lyrik 67.
Catilina, Drama von Hendrik Ibsen 24.
Adolf Pichlers „Spätfrüchte" 21.
Ein neues Novellenbuch von Paul Heyse 9.
Neue Novellen 41.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

(Ausgrabungen s. auch u. Nr. 6.)

*Die Nilinsel Philae 6.
Der Wagenlenker von Delphi 34.
Die Aufschrift auf der Clara des Saitapherues 3.
*Archäologisches 6, 17, 21, 42.
Chinesische und griechische Kunst 41.
Die Bankunst Frankreichs 49.
Der Hauptaltar der Klosterkirche von Petershausen 18.
Der Staatsthurm der Luxemburger auf Schloß Karlstein 59.
*Entwurf zum Ulmer Münsterthurm 71.
*Appartamento Borgia in Rom 52.
*Aufstellung römischer Beuten in Rom 49.
*Die Restauration des Kurfürstenschlosses zu Mainz 63.
Correggio 24.
Friedrich Wasmann 18.
*Künstlerische Darstellungen aus Kaiser Wilhelmsland 69.
Die Glocken im Herzogthum Anhalt 56.
Zur Costümkunde 16.
Wohin treiben wir? Betrachtungen eines Maskers 40, 42, 43, 45.
Volkschorvereine als Erziehungsmittel 66.
Musikliterarisches 31.
Das griechische Theater 55.

5. Naturwissenschaft, Technik, Geographie, Schilderungen.

*Entwicklung der Naturforschung in den letzten drei Jahrhunderten 27.
Lichtenberg und die Physik vor hundert Jahren 16.
Hermann v. Helmholtz' Vorträge und Reden 36.
*Abplattung des Mars 52.
*Der Sternschnuppenschwarm der Leoniden 35.
*Steine vom Himmel 43.
Das Schicksal des Tages 64.
Ostern und die Mathematik 35.
*Wissenschaftliche Ballonfahrten 38.
*Höchste Wetterwarte 67.
*Kathodenlichtstrahlen bei Uransalzen 3; Röntgenstrahlen 47, 48, 50, 56.
Die Röntgenstrahlen im Dienste der Medicin 14.
*Zur Theorie der Gährung 67.
*Wald in Schlesien 30; vgl. 33.
Die Bestrebungen für einen staatlich geregelten Pflanzenschutz 47.

*Fossile Affen 58.
Der Stachel als Waffe im Thierreich 58.
*Der Rausch der Hausmeine 45.
*Wiederentwicklung verkümmerter Racen 58.
*Bestimmung der Schädelreparität 3.
*Bivisection 8, 65.
*Serumtherapie 9, 71.
*Dr. Calats Heilung Buckliger 21.
*Ueber die Wirkung künstlicher Bäder 62.
*Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse November 1896 bis Januar 1897 13, 29, 60.
*Statistik der Aerzte in Deutschland 11.
Technische Briefe XXII 18.
*Telegraphiren ohne Drähte 3.
Gas und Elektricität in ihrem gegenseitigen Wettbewerb 63.
Die Jungfraubahn 30.
*Straßenbahnen und Verkehr in Berlin 31.
*Leuchtfeuer an den deutschen Seeküsten 31.
Ein neues Canalproject durch Darien 8.
*Alte Karte von Ostfriesland 2.
*Studien über den Bosparus 14.
Hydrographie des Odergebietes 33.
*Dänische Ingolf-Expedition 7.
*Sir Jos. Banks' Tagebuch von Cooks Weltumsegelung 28.
*Erfolge und Ziele der Polarforschung 23.
*Fridtjof Nansen in England 32, 33, 36, 67.
*Englische Südpolarexpedition 24; deutsche 47.
Kashmir und Chitral 54.
*Ceylon 67.
Ein Jahrhundert der Nigerforschung 49, 50.
*Forschungen in Deutsch-Südwestafrika 34.
*New-Foundland 57.
*Hermann Meyers Schingu-Erforschungsreise 30, 57.
*H. Steffens Forschungsreisen in Chile 14.
*Erforschung von Kaiser Wilhelmland 5.
El-Kantara 10.
*Das Leben in der Wildniß 7.
Auf den Verkehrswegen des 18. Jahrhunderts 22.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

Ueber den Lautwandel 66.
Unsre Umgangsprache 47.
Grammatische Aufsätze von O. Keller 26.
Ein Wörterbuch der deutschen Rechtssprache 41.
Ein neues gothisches Sprachdenkmal 12; vgl. *14.
*Angebliche Runeninschrift auf dem pfälzischen Drachenfels 13, 17, 19, 23, 39, 46.
*Erforschung der Keilinschriften in Transkaukasien 33.
*Altturkische Denkmäler 14.
*Ausgrabungen: ägyptische 15; griechische 32, 63; römische 8, 31, 44, 55; mittelalterliche 11.
*Tunesische Alterthümer 24.
*Runen von Copan 11.
*Metrologische Neuigkeiten 15.
Prähistorische Forschung in Bayern 37.
Sulu und Sulualfen in Deutsch-Ostafrika 14, 15.
*Geisteskrankheiten der Malaien 71.
*Dauerhaftigkeit civilisirter Indianer 10.
*Missionen im Bismarck-Archipel 15.
Mittagsdämonen in Alt- und Neugriechenland 46.
Der Hexenwahn 38, 39.
Der heilige Christophorus 40.
Die Tänzer am Rhein und in den Niederlanden im Jahre 1374 57.
Frauenvererbung und Levirat 48.
*Mundu 46.
Das neue Museum für österreichische Volkskunde in Wien 39.
Völkerkunde und Philosophie 26.
Ethik als Lebenskunde aufgefaßt 62.
Plato's philosophische Entwicklung 21.
Der praktische Arzt und das humanistische Gymnasium 6, 11.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

*University extension 33.
*Frauenstudium 21, 54.
*Gedruckte Katalogzettel 48.
*Deutsche technische Hochschulen: Aufnahmebedingungen 28.
*Zahl der theologischen Studirenden in Deutschland 14.
*Akademie der Wissenschaften in München 11, 42, 70.
*Geographische Gesellschaft in München 7, 14, 48, 67.
*Anthropologische Gesellschaft in München 58, 71.
*Germanisches Museum in Nürnberg 22, 36, 37.
*Schwäbischer Schillerverein (Archiv, Bibliothek) 22.
Die Bedeutung der Straßburger Universität 5.
*Schillerstiftung in Weimar 63.
*Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig 21, 43.
Die preußische Vorlage über die Gehälter und Honorare der Universitätsprofessoren 20.
Die Besoldungs- und Honorarreform vor der Budgetcommission des preuß. Abgeordnetenhauses 38.
*Preußischer Orden pour le mérite für Wissenschaft und Kunst 20.
*Preußische Staatsarchive 28.
Akademie der Wissenschaften in Berlin 41, 4, 8, 18, 21, 23, 27, 29, 35, 42, 47, 53, 59, 64, 65, 71.
*Berliner Universität 24, 40, 66.
*Orientalisches Seminar in Berlin 16.
*Gesellschaft für vergleichende Rechts- u. Staatswissenschaft in Berlin 7, 36.
*Internationale Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre in Berlin 51.
*Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 6, 34, 57.
*Gesellschaft für Anthropologie ꝛc. in Berlin 3, 15, 44, 69 (nachzutragen zum Register des IV. Quartals 1896: 274).
*Literaturarchiv in Berlin 26.
*Berliner Bezirksverein deutscher Ingenieure 31.
*Physikalisches Institut der Universität Bonn 48, 52, 57, 58, 69.
*Beneke'sche Preisstiftung in Göttingen 68.
*Rubenowstiftung in Greifswald 12.
*Grimm-Gesellschaft in Kassel 65.
*Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde 18.
*Nordseemuseum auf Helgoland 12.
*Reichslimescommission 68.
*Deutsches archäologisches Institut in Rom 6, 32.
*Akademie der Wissenschaften in Wien 12, 14, 16, 18, 19, 62, 66.
*Oesterreichischer Verein für Bibliothekwesen 50.
*Ungarische Akademie der Wissenschaften in Budapest 54, 56.
*Ungarische historische Gesellschaft in Budapest 7.
*Das juristische Studium in England 42.
*Britisches Museum 2.
*South-Kensington-Museum in London 61.
*Reform des Baccalaureats in Frankreich 17.
*Académie française 24, 27.
*Académie des Sciences in Paris 22.
*Académie de Médecine in Paris 21, 28.
*Akademie der Wissenschaften in Turin 4, 59.
*Accademia dei Lincei in Rom 60.
*Museo civico di storia patria in Pavia 5.
*Akademie der Wissenschaften in Petersburg 10, 13, 17, 55.
*Verband der russischen Schriftsteller 30.
*Russisches archäologisches Institut in Konstantinopel 66.
*Geographische Gesellschaft Rumäniens in Bukarest 68.
*Archäologische Gesellschaft in Athen 6.
*Deutscher Juristentag 2.
*XII. Deutscher Geographentag zu Jena 54.
*Deutsche Naturforscherversammlung 7, 38.
*XV. Congreß für innere Medicin in Berlin 15.
*XXVI. Congreß der deutschen Gesellschaft für Chirurgie in Berlin 37.
*Balneologische Gesellschaft, 18. Jahresstg. in Berlin 30, 61, 62, 63.
*X. Congreß russischer Naturforscher und Aerzte 21.
*Syphilidologencongreß in Petersburg 30.
*VII. internationaler Geologencongreß in Petersburg 59.
*XII. internationaler Aerztetag in Moskau 28.

II. Bücher (Karten u. dgl.) eingehend besprochen.

*Achilles, A., Ausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuchs 43.
*Altfränkische Bilder 27.
*Andree, R., Braunschweiger Volkskunde 45.
*Annalen des Vereins für nassauische Geschichtsforschung 18.
*Arndt R., Geisteskrank, unzurechnungsfähig, entmündigt 4.
*Aus dem classischen Süden 59.
*Bachmann, F., Die drei Cardinalmittel Hufelands 31.
Binz, C., Der Aether gegen den Schmerz 3; Dr. Johann Weyer 39.
Braun, H., Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik 24.
*Berlichingen, J., Actenstücke zur Geschichte des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm 63.
*Browning, R., Der Handschuh, ꝛc. übers. von E. Kurtz 49.
*Brunner, H., Zur Erinnerung an den 22. März 1797 72.
Bücher, K., Arbeit und Rhythmus 53.
*Cohn, A. M., Briefe Kaiser Wilhelms d. Gr. 70.
Croissant-Rust, Novellen 41.
Czerhalmi, J. G., Ungarische Lyrik 67.
*Daudet, A., Le trésor d'Arlatan 35.
Der Oderstrom, sein Stromgebiet ꝛc. 33.
*Dimitsas, M., Makedonien 30.
Dörpfeld, W. u. Reisch E., Das griechische Theater 55.
*Dreyer, F., Studien zu Methodenlehre und Erkenntnißkunst 29.
Ebner-Eschenbach, M. v., Erzählungen; Ein kleiner Roman 41.
*Egelhaaf, G., Kaiser Wilhelm I. 65.
*Eichhorn, Commentar zum preußischen Stempelsteuergesetz 15.
*Erdmannsdörfer, B., Kaiser Wilhelm I. 65.
Ermisch, H., Urkundenbuch der Stadt Freiberg 50, 51.
*Ernst, O., Buch der Hoffnung 58.

*Evans, E., Ferdinand Lassalle and Helene v. Dönniges 29.
*Favaro, A., neue Schriften zur Galilei-Forschung 71.
*Festschriften der Heidelberger Juristen zum Geburtstag des Großherzogs 19.
*Fischer und Henle, Ausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuchs 43.
*Flechsig, Die Localisation der geistigen Vorgänge 46.
*Flemmings Nordpolkarte 2.
*Fontane, Th., Die Poggenpuhls 34.
Frapan, J., Vom ewig Neuen 41.
Fredericq, P., Corpus documentorum inquisitionis Neerlandicae 57.
Gaedertz, K. Th., Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. 8.
Gebhardt, B., Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann 68.
*Gerland, O., Die romanischen Wandmalereien in Schmalkalden 38.
Glaser, M. v., Vergelt's Gott! 41.
Gottschall, R. v., Aretin und sein Haus 41.
Grenfell, B. und Hunt, A., New classical fragments and other papyri 52.
*Gröber, Bürgerliches Gesetzbuch und Arbeiterstand 43.
Grosse, J. W., Ursachen und Wirkungen, Lebenserinnerungen 70.
*Grütteseen, E., Die Thäterschaft des verantwortlichen Redacteurs 21.
Gurlitt, C., Die Baukunst Frankreichs 49.
*Hauck, A., Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche 39.
*Haussen, A., Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde 47.
*Hegenbarth, M., Handbuch des Hotelbetriebs 61.
*Heimberger, J., Die Theilnahme am Verbrechen 21.
Heine, A., Drei Novellen 41.
*Heintz, Commentar zum preußischen Stempelsteuergesetz 15.
Helfert, J. A. Frhr. v., Denkmalpflege 45.
Helmholtz, H. v., Vorträge und Reden 36.
Herold, M., Cultusbilder aus vier Jahrhunderten 17.
Heyse, P., Das Räthsel des Lebens u. a. Charakterbilder 9.
Hirth, F., Ueber fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst 41.
*Hirundo, C., Erzählungen 10.
*Hoffmann, H., Bozener Märchen und Mären 26.
*Hoffmann, L., Recht des Adels und der Fideicommisse in Bayern 40.
Hopfen, H., Die Siegerin 41.
*Jahresbericht des Historischen Vereins Dillingen 22.
Ibsen, H., Catilina 24.
Jullien, A., Le Romantisme et l'éditeur Renduel 20.
*Kahr, G. v., Bayerische Gemeindeordnung 6.
*Kaibel, G., Sammlung wissenschaftlicher Commentare 61.
Keiter, H., Katholischer Literaturkalender 35.
Keller, O., Zur lateinischen Sprachgeschichte 26.
*Kobert, R., Historische Studien aus dem pharmakologischen Institut der Universität Dorpat 56.
Kohn, S., Erzählungen aus dem böhmischen Ghetto 41.
*Kürschner, H., Heil Kaiser dir! 65.
*Kuhlenbeck, L., Die Rechtsprechung des Reichsgerichts 17.
Laubmann, G. v. und Scheffler, L. v., Die Tagebücher des Grafen Ang. v. Platen 53.
Leitgeb, O. v. Ausflug 41.
*Leitschuh, F., Katalog der Handschriften der Bibliothek in Bamberg 7; vgl. 35.
*Léon, B., Regie 12.
*Leß, H., Der Eisgang 5.
*Litterinski, F., Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert 2.
Luft, M., Die Sünderin 41.
*Mayer, F. A. u. Riesch, H., Die Mondsee-Wiener Liederhandschrift 36.
Mitis, S., Storia d'Ezzelino IV. da Romano 72.
*Müller, J., Erlaubt die Kirche die eidliche Ableugnung ꝛc.? 21.
*Münz, S., Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Lovatelli 9.
*Musenalmanach Berliner Studenten 11.
Neuwirth, J., Bildercyklus des Luxemburger Stammbaumes auf Karlstein 59.
*Oberbayerisches Archiv 22.
*Obert, F., Stephan Ludwig Roths Schriften 48.
*Oncken, W., Unser Heldenkaiser 65.
*Perthes, J., Predigten 13.
*Petersdorff, H. v., Der erste Hohenzollernkaiser 65.
Pforden, H. Frhr. v. d., Musikalische Essays 31.
Pichler, A., Spätfrüchte 21; Der Einsiedler 42.
Raimcke, W., Handbuch der Costümkunde 16.
Raabe, W., Gesammelte Erzählungen 41.
*Reber, F. v. u. Bayersdorfer, A., Classischer Bilderschatz; Classischer Sculpturenschatz 8.
*Reder, H. u., Mein Wanderbuch 37.
*Reuling, Die Provisionsansprüche der Grundstücksvermittler 71.
Ricci, C., Antonio Allegri da Correggio 24.
Richter, K., Der deutsche S. Christoph 40.
*Robolsky, H., Das Testament Kaiser Wilhelms I. 65.
*Rogge, B., Aus sieben Jahrzehnten 18.
*Roscoe, H. E. u. Schorlemmer, C., Lehrbuch der Chemie 40.
*Saar, F. v., Die Pinciliade 64.
*Schlie, F., Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler Mecklenburgs 67.
*Schmid, K. v., Geschichte der Erziehung 16.
*Schmidt, R., Deutschlands coloniale Helden 8.
Schnitzer, M., Ist das die Liebe? Käthe und ich 41.
Schoenaich-Carolath, Pz. E., Novellen 41.
Schubart, F. W., Die Glocken im Herzogthum Anhalt 56.
Schuster, F. W., Gedichte 28.
*Seidel, R., Aus Kampfgewühl und Einsamkeit 23.
*Sladecek, Zur Lehre der Preßdelicte 21.
*Slatin Pascha, Feuer und Schwert im Sudan 46.
*Spemann, W., Das Museum 8.
*Stenglein, Sammlung strafrechtlicher Nebengesetze 21.
Stern, B., Aegyptische Culturgeschichte 32.
*Stromer v. Reichenbach, E. Frhr. v., Die Geologie der deutschen Schutzgebiete 8.
Telmann, K., Lucretia 41.
*Thoma, H., Kunstblätter N. F. 1.
Toutain, J., Les cités de la Tunisie 67.
Unold, J., Grundlegung für eine praktisch-ethische Lebensanschauung 52.
*Vargha, J., Die Abschaffung der Strafknechtschaft 17.
*Verhandlungen des Historischen Vereins der Oberpfalz u. Regensburg 22.
Vierlandt, A., Naturvölker und Culturvölker 26.
Villinger, H., Aus unserer Zeit 41.
*Volz, B., Wilhelm der Große, sein Leben und Wirken 65.
Walter, N. L., „The valley of Kashmir" 54.
*Wastian, Ungarns Tausendjährung 10; vgl. 16.
*Weech, F. v., Romfahrten 56.
*Weindrecht, R., Religiöse Lyrik 50.
*Wenckstern, A. v, Marx 14.
*Wiener Gemäldegalerie: alte Meister 8.
*Wilbrandt, A., Beethoven 32.
*Wittmer, A., Hygiene des Auges 50.
*Wohltmann F., Der Plantagenbau in Kamerun 8.
Wanderlich, H., Unsere Umgangssprache 47.
Younghusband, G. J. u. F. E., The relief of Chitral 54.
Zarncke, F., Goetheschriften 23.
*Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 22.
*Ziegler, J. u. König, W., Das Klima von Frankfurt 44.

III. Verfasser, soweit sie genannt.

Achelis, Th. 26.
Arnold, H. 37.
Bacmeister, E. 69.
Baule, L. 4.
Berdrow, W. 22, 63.
Beulemann, W. 23.
Bohnenberger, K. 66.
Borinski, K. *52, 53, 54, 55.
Brandl, A. 27.
Braun, E. *38.
Brentano, L. 34, 35.
Buchner, H. 62.
Bulle, H. 11.
Cimbal, O. 42.
Cruſius, O. 52.
Dahenrck, Frhr. v. 47.
Edels, G. 32.
Erhardt, L. 68.
Evans, E. P. 19, 20, *3.
Federn, K. 54, 56.
Förster, R. *37.
Fresenius, A. 70.
Freund, F. 4, 5.
Friedrichs, K. 46.
Galthee, W. *46.
Gomperz, H. 21.
Gilmther, S. 33, 43, *44, 71.
Harburger, H. 9, 10.
Haussen, A. 39.
Hron, K. 70, 71, 72.
Karell, L. 35.
Kauffmann, F. 44.
Kilian, E. *12, 51.
Kluge, F. 12.
Knapp, G. F. 13.
Kollmann, P. 32.
Kraeger, H. 58.
Kraus, F. X. *17, 23.
Kranes, F. v. 72.
Leyen, F. v. d. 40.
Lilieneron, R. Frhr. v. 17.
Laſerth, J. 28, 29, 31.
Lüroth, J. 64.
Mühly, J. 26.
Mayr, G. v. 15, 53, *22.
Methlis, C. 19.
Menghins, M. C. 62.
Meyer, G. 69.
Minlus, F. 18.
Müller, C. 58.
Necker, M. 27.
Neisle, E. 38.
Niebuhr, C. 51.
Pflugk-Harttung, J. v. 56, 57.
Polakowsky, H. 3, 60.
Radlkofer, M. *59.
Raa, A. *29.
Riehl, B. 59.
Rinn 33.
Rose, K. 11.
Sadger, J. 11, 12.
Schlosser, J. v. 6, 7, 8.
Schneidewin, M. 65.
Scholz, B. 40, 42, 43, 45, 66.
Schubert, A. 27.
Schuh, J. *3, 31, 56.
Schalten, A. 67.
Schultheiß, F. G. *10, 47.
Schumacher, K. 10, 29.
Sempee, H. 42.
Simonsfeld, H. *11, 38.
Sohncke, L. 15.
Spectator 1, 25, 48.
Spitzer, H. 30.
Stettiner, P. 64.
Stieda, W. 65.
Stieve, F. 38, 39.
Streitberg, W. 9, 28.
Szczygowski, J. 24.
Teyner, F. *45.
Thudichum, F. 50, 51.
Tiele, A. K. L. 67, *32, 37, 50, 53.
Voll, K. 13.
Walther 14.
Wastian, H. *16.
Wecklein 55.
Werner, K. 24, *42.
Weule, K. 14, 15.
Windelband, W. *64.
Wittelshöfer, M. 68.
Wünsche, A. 59, 60, 61.
Ziegler, Th. 27.
Zingeler, K. Th. 56.